Digitized by Google

699

Per. 27835 d. 29
1867

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1867.

Erster Band.

Digitized by Google

699

Per. 27835 d. 29
1867

Digitized by Google

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1867.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1867.

Erſter Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

BIBLIOTHECA·BODLEIANA·

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1867.

Digitized by Google

Digitized by Google

Register.

(Die mit * bezeichneten Namen und Werke sind im Feuilleton der betreffenden Nummer erwähnt.)

Aegidi, L. K., Woher und Wohin? 217.
Ahlfeld, F., Das rothe Buch. 677.
*Alberti, E., Lexikon der schleswig-holsteinlauenburgischen und eutinischen Schriftsteller von 1829 bis Mitte Mai 1866. 462.
Albrecht, F., Moses Mendelssohn, als Urbild von Lessing's Nathan dem Weisen. 316.
Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Einundzwanzigster Jahrgang. 29.
*—— des Literarischen Vereins in Nürnberg für 1867. 543.
*Alexis, Willibald. 367.
Alfred, König. Trauerspiel. 796.
*Allgemeine Zeitung; Wochenausgabe derselben. 143.
Am Hofe von Rom. Historischer Roman von A. v. L. 268.
An die Sachsen beim Friedensschluß. Vom Verfasser der Schrift: „Der Geist von 1789 u. s. w." 229.
Andreä, F. W., Heinrich der Vogelsteller. 791.
Andree, R., Vom Tweed zur Pentlandsförde. 353.
Andresen, A., Die deutschen Maler-Radirer des 19. Jahrhunderts. Erster Band. 504.
Apel, T., Tabellarische Zusammenstellung der Kriegsereignisse bei Leipzig im October 1813. 814.
*—— Tod desselben. 830.
Appell an die europäische Oeffentlichkeit gegen die russischen Zeitungen. Von einem Deutschen. 460.
Armand, Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürstenvereins in Texas. 429.
—— Saat und Ernte. 29.
Armee, die königlich sächsische, im deutschen Feldzuge von 1866. Erlebnisse dem deutschen Volke wahrheitsgetreu erzählt von mehrern Offizieren. 523.
Arnim, Gisela, Dramatische Werke. Dritter Band: Das Steinbild der Cornelia. 188.
Arnold, B., Sophokleische Rettungen. 41.
Aschmann, R., Drei Jahre in der Potomac-Armee oder eine Schweizer-Schützencompagnie im nordamerikanischen Kriege. 250.
Assing, Ludmilla, Piero Cironi. 551.
*Attentate der Frommen auf unsere Classiker. 510.
Auerbach, B., Deutsche Abende. 193.
Aufgaben, die, des Christenthums in der Gegenwart. Vier Vorträge von Bluntschli, Holtzmann, Rothe, Schenkel. 267.
*Aus alter und neuer Zeit. Geschichtsbibliothek. Zweiter Band. 93.
*Autorschaft, eine zweifelhafte. 782.

Bahnsen, J., Beiträge zur Charakterologie. 673.
Baiern, die, im deutschen Kriege von 1866. Nach mündlichen und schriftlichen Nachrichten für seine Freunde im Civil- und Militärstande erzählt von A. v. Z. Sechzehnte Auflage. 296.
Baker, S. W., Der Albert Nyanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. 693.
Bamberger, L., Ueber Rom und Paris nach Gotha oder die Wege des Herrn von Treitschke. 213.
Banck, O., Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. Zweiter Band. 10.
Baron, R., Preußens Krieg gegen Oesterreich und dessen Verbündete im Jahre 1866. 296.
Bartsch, K., s. Classiker.
*Bastian, A., Die Völker des östlichen Asien. Dritter Band. 543.
*Bauernfeld, E., Aus der Gesellschaft. 157. 239.
Baumgärtner, H., Dramatische Schriften und Studien über das Leben. Erstes bis drittes Bändchen. 164.
Bayer, K., Rede zu Friedrich Rückert's Gedächtniß gehalten zu Schweinfurt. 449.
Baeyer, A., Ueber den Kreislauf des Kohlenstoffs in der organischen Natur. 316.
Bech, F., s. Classiker.
*Beitzke, Heinrich Ludwig; Tod desselben. 350.
*Benedix, R., Aschenbrödel. 735.
*—— Zwischenträgerei. 30. 78. 157.
Benfey, T., Ueber die Aufgabe des platonischen Dialogs: Kratylos. 461.
Bernhardt, E., und A. Schaubach, Römische Geschichte in Biographien. 42.
*—— T., Geschichte Roms; englisches Urtheil darüber. 510.
Berthold, K., Die heilige Elisabeth von Thüringen. 316.
Besser, W. F., Sechs Wochen im Felde. 524.
*Bibliothek ausländischer Classiker (Hildburghausen). 766.
*—— der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Erster bis siebenter Band. 319. 765.
*—— der griechischen und römischen Schriftsteller über Judenthum und Juden. Zweiter Band. 479.
Bibra, E. Freih. von, Ein edles Frauenherz. 113.
Biedermann, K., Deutschland im 18. Jahrhundert. Zweiter Band. Zweiter Theil. Erste Abtheilung. 305.
—— W. Freih. von, Goethe und Leipzig. 581.
Billiger, A., Philipp, P. und Schiller, S., Deutsche Klänge aus Ungarn. 461.
Biltz, K., Der alte Barbarossa. 407.
Bischoff, A., Plato's Phädon. 41.
*—— Th., über Gorilla, Chimpanse und Orang-Utang. 159.
Bismarck, Graf, und seine nachdenklichen Gegner. Von einem deutschen Patrioten. 217.
*Blankenburg, H., Der deutsche Krieg von 1866. Erste Hälfte. 782.
Bloch's, E., Dilettantenbühne. Nr. 127, 139—144, 145—150. 394.
—— Volkstheater. Nr. 15, 16. 394.
—— Original-Declamatorium. Elfte Lieferung. 226.
Bluntschli, s. Aufgaben.
*Bodenstedt, Friedrich, Intendant des meininger Hoftheaters. 95.
—— s. Jahrbuch und Shakspeare.
—— gesammelte Schriften. Erster bis achter Band. 657.
*—— Lieder des Mirza-Schaffy; ins Hebräische übersetzt. 750.
*—— Shakspeare-Uebersetzung. 238.

Digitized by Google

Borbstaedt, A., Preußens Feldzüge gegen Oesterreich und dessen Verbündete im Jahre 1866 mit Berücksichtigung des Kriegs in Italien. 277.

Bowitsch, L., Legenden. Zweite vermehrte Ausgabe. 225.

Borberger, A., Die Sprache der Bibel in Schiller's Räubern. 622.

Brachvogel, A. E., Hamlet. 289.

—— William Hogarth. 12.

Bratranek, F. Th., Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg (1820—32). 581.

Braubach, W., Denkreise in das unbekannte Jenseits oder das Leben nach dem Tode und die Selbständigkeit der Seele, hergeleitet aus den Wirkungen des Chloroform. 556.

Braun, J., Historische Landschaften. 381.

Braunstein, s. Priem.

Brehm, A. E. und E. A. Roßmäßler, Die Thiere des Waldes. 269.

*—— Dasselbe. Sechste Lieferung. 143.

Breusing, H., Ein Geächteter. Zweite Abtheilung. 698.

Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a. Nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. 481.

Brix, A., Skizzen aus dem nördlichen Eismeer, nach Tagebuchaufzeichnungen. 353.

*Bronsart, von, Intendant des Hoftheaters zu Hannover. 95.

Brucken, H. von, gen. Fock, Ueber den Norddeutschen Bund. 232.

Brugsch, H., Wanderung nach den Türkisminen und der Sinaihalbinsel. 353.

Brunnemann, K., Geschichte der nordamerikanischen Literatur. 363.

Buchen, Helene, Das Weihnachtskind. 430.

*Büchmann, G., Geflügelte Worte. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. 126.

*Büchner's, L., Kraft und Stoff. Neunte Auflage. 751.

*Büchting, A., Bibliotheca Musica. Bibliotheca theatralis. 462.

Bürgerkrieg, der deutsche, im Jahre 1866. Parteilos und zum großen Theil nach officiösen Quellen für das Volk bearbeitet von F. A. 524.

*Burmeister, H., Geschichte der Schöpfung. Siebente Auflage, herausgegeben von E. G. Giebel. 766.

Busson, A., Die Doppelwahl des Jahres 1257 und das römische Königthum Alfons' X. von Castilien. 668.

Byron's, Lord, sämmtliche Werke. Deutsch nebst einleitendem Vorwort von A. Neidhardt. 337.

—— Werke. Uebersetzt von O. Gildemeister. Zweite Auflage. 337.

*Carlshausen, von, Intendant des kasseler Hoftheaters. 95.

Carus, K. G., Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten. 433.

Carus, K. G., Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Thierwelt. 65.

*—— und die Literaten. 366.

Cassel, P., Der Gral und sein Name. 316.

Catull's Gedichte. Im Versmaß der Urschrift übersetzt von K. Uschner. 137.

—— Gedichte in ihrem geschichtlichen Zusammenhange übersetzt und erläutert von R. Westphal. 136.

Chapman's, G., Tragedy of Alphonsus, Emperor of Germany. Edited with an Introduction and Notes by Karl Elze. 590.

Chatelet, F., Aphoristische Betrachtung zweier Episoden aus Gretchen in Goethe's „Faust". 537.

Chaucer's Canterbury-Geschichten. Uebersetzt von W. Hertzberg. 284.

*Chesterfield, Lord, ungedruckte Briefe. 62.

*Chrysander, F., Jahrbücher für musikalische Wissenschaft. Zweiter Band. 479.

Classiker, deutsche, des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Dritter Band: Das Nibelungenlied. Herausgegeben von K. Bartsch. Vierter Band: Hartmann von Aue. Herausgegeben von F. Bech. Erster Theil. 664.

*—— die, und der deutsche Buchhandel. 798.

*Collection of British authors. Tauchnitz edition. — Dante's Inferno, übersetzt von Longfellow. 334.

*Collection of German authors. Tauchnitz edition. 62. 159. 639.

*Commissionen, die Historische, bei der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften. 718.

Conscience, H., Lambrecht Hensmans. Deutsch von Johann Wilhelm und Maria Wolf. Neue Auflage. 504.

Cotta, B. von, Die Geologie der Gegenwart. 107.

—— Dasselbe. Zweite Auflage. 687.

—— Ueber das Entwickelungsgesetz der Erde. 107.

*Dante-Jahrbuch. 271.

Daumer, G. F., Der Tod des Leibes — kein Tod der Seele. 65.

Davis, A. J., Der Reformator. Harmonische Philosophie über die physiologischen Laster und Tugenden und die sieben Phasen der Ehe. Ins Deutsche übersetzt von G. K. Wittig. 471.

*—— Dasselbe. 334.

*Deutsch-österreichische Revue. 62.

Dichter, deutsche, des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. Erster Band: Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von K. Goedeke und J. Tittmann. 397.

*Dichter, der echte pariser. 270.

*Dichtergaben, deutsche. Album für Ferdinand Freiligrath, herausgegeben von E. Schad und J. Hub. 815.

*Dickens, Charles. 367.

Diezmann, A., Frauenschuld. 698.

Dingelstedt, F., Shakspeare's Historien. Deutsche Bühnenausgabe. Erster bis dritter Band. 641.

*—— Dieselben. 542.

Doné, A., Gedichte. Zweite Auflage. 225.

—— Neue Originalfabeln. Zweite Auflage. 439.

*Dumas, der Jüngere, Les idées de Madame Aubry. 239.

Düntzer, H., Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Dritte Abtheilung: Erläuterungen zu Schiller's Werken. 56.

Ebeling, F. W., Mosaik. 400.

Eberty, F., Geschichte des preußischen Staats. Erste Abtheilung. 773.

*—— Dasselbe; englisches Urtheil darüber. 446.

*Eckardt's, L., Vorlesungen. 158.

Eckardt-Belmar, Ernestine, Helene. 501.

Edwards, Amelia B., Hand und Handschuh. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. 206.

Eichheim, M., Die Kämpfe der Helvetier, Sueben und Belgier gegen C. J. Cäsar. 41.

Eindrücke, meine, aus dem bairisch-preußischen Feldzuge im Jahre 1866. Von einem Augenzeugen. 524.

Elz, A., Müller und Miller. 394.

Engel, Preis der Arbeit. 460.

Epp, F., Seelenkunde. 123.

Erasmus von Rotterdam. Historisches Spiel aus der Reformationszeit. 190.

Erdmann, Ueber Dummheit. 461.

Erzbischof Anno. Ein geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten nebst einem Vorspiel. 631.

Escher, H., Erinnerungen seit mehr als sechzig Jahren. 741.

Evangelium, das, der Wahrheit und Freiheit, gegründet auf das Natur- und Sittengesetz. 263.

Ewald, A., Nach funfzehn Jahren. 478.

Fabri, F., Die politischen Ereignisse des Sommers 1866. 578.

Falkenstein, K., Geschichte des Johanniterordens. Zweite umgearbeitete Auflage. 93.

*Favre, Jules. 367.

Fedderſen, P., Geschichte der schweizerischen Regeneration von 1830—48. 741.

Feldzug der Nordarmee und ihre Kämpfe vom 23. Juni bis 22. Juli 1866. Nach allen vorhandenen Quellen bearbeitet von einem Fachmanne. 296.

Felisch, J., Was in der Luft vorgeht. 571.

Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der königlich sächsischen Bergakademie zu Freiberg am 30. Juli 1866. 107.

Fichte, J. H., Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen. 647.
*—— Dasselbe; englisches Urtheil darüber. 302.
Findel, J. G., Geschichte der Freimaurerei von der Zeit ihres Entstehens bis auf die Gegenwart. Zweite Auflage. 421.
Flemming, C. F., Otto der Erste. 162.
—— Otto der Zweite. 162.
Flentje, L., Das Leben und die todte Natur. 65.
Fonblanque, A., Verworrene Fäden. Frei nach dem Englischen von L. K. 76.
Fontane, T., Der schleswig-holsteinische Krieg im Jahre 1864. 443.
Fortlage, K., Friedrich Rückert und seine Werke. 449.
Fortschritte, die, der berg- und hüttenmännischen Wissenschaften in den letzten hundert Jahren. 107.
*Frankl, L., Memoiren. 511.
Franklin, O., Albrecht Achilles und die Nürnberger. 76.
Franiecky, K. O. von, Gedichte. 245.
Frauenstädt, J., Das sittliche Leben. 103.
Freese, A., Das Haus Cenci. 566.
*Frehse, F., Wörterbuch zu Fritz Reuter's Sämmtlichen Werken. 751.
*Freiligrath, Ferdinand. 255.
*—— Aufruf für denselben. 318.
*—— Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung an denselben. 703.
*Freiligrath-Feier in Berlin. 430. — in Leipzig. 431. 462. — in Weimar. 351.
Freiths, J. H., Der Mensch. Traum, Herz, Verstand. 65.
Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Fünfte vermehrte Auflage. Erster Band: Aus dem Mittelalter. 465.
Fricius, K., Hinterlassene Schriften; herausgegeben von H. Beitzke. 812.
Friedrich, F., Die Vorkämpfer der Freiheit. 412.
Fröbel, J., Kleine politische Schriften. Erster und zweiter Band. 154.
Frommann, H., Verschiedenheiten des Geschmacks im poetischen Ausdruck bei lateinischen und deutschen Classikern. 303.
Führig, J. Ritter von, Von der Kunst. Erstes Heft. 316.
Furthmann, E., Theodor von Neuhof. 441.

Gad, A. und K. von Holtei, Preußische Kriegs- und Siegeslieder. 721.
*Gartenlaube, Auflage derselben. 61.
Gaßmann, T., Heitere Bühnenspiele. 406.
*Gedankenharmonie aus Schiller und Goethe. Herausgegeben von R. Gottschall. 815.
*Geibel, E., Sophonisbe. 350.
*—— Gedicht: Den Bauleuten. 222.
Gelich, R., Briefe eines alten Soldaten über den Krieg im Norden, die k. k. österreichische, die k. preußische und die k. italienische Armee. 523.
Genast, E., Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Vierter Theil. 236.
Genelli's, B., Umrisse zu Dante's Göttlicher Komödie. Mit Erläuterungen von M. Jordan. 218.
Gerlach, F. D., Marcus Porcius Cato der Jüngere. 41.
—— H., Mittheilungen des freiberger Alterthumsvereins auf das fünfte Vereinsjahr 1865. Viertes Heft. 107.
*Gerstäcker, Friedrich. 495. 687.
—— Eine Mutter. 328.
—— Unter den Peuchuenchen. 601.
*Gespräche mit einem Grobian. Zweite Auflage. 463.
*Ghillany, F. W., Die wichtigsten politischen Urkunden aus den Jahren 1849—67 mit geschichtlichen Einleitungen. 783.
Gildemeister, s. Byron.
*Gindt, O., Dramatische Werke. 703.
Glaser, A., Niederländische Novellen den Originalen nacherzählt. 504.
Glaubrecht's, O., ausgewählte Schriften. Nebst Lebensbeschreibung und Bildniß. 461. 532.
Gneist, R., Die Stadtverwaltung der City von London. 460.
Goedeke, s. Dichter.
Gollmick, K., Autobiographie. 236.
Görgei, A., Briefe ohne Adresse. Deutsche Originalausgabe. 733.
Goethe. — Zu Goethe's Aufenthalt in Ems im Sommer 1774. 94.
*Goethe's Marmorbüste von Knaur, für die Universität zu Leipzig. 703.
Gotthardi, W. G., Kleine Lebens- und Herzensgeschichte eines Dorfkindes. 414.
*Gottschall, R., Festrede zur Freiligrath-Feier in Berlin. 431.
Grabowski, S. Graf, All' Zeit vorauf. 328.
Graffunder, A., Eduard von Raven, königlich preußischer Generalmajor, General à la suite Seiner Majestät des Königs. 445
Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Dritter bis fünfter Band. 6.
*—— Dasselbe. Sechster Band. 126. 639.
Grenze, die natürliche. Ein Gedanke für Deutschland. Zweite Auflage. 214.
*Grieben, H., Gedicht: Auf der Rheinbrücke zu Köln. 222.
Grimm, H., Albrecht Dürer. 316.
—— Unüberwindliche Mächte. 609.
*—— Dasselbe; englisches Urtheil darüber. 447.
Griset, M., Studien über Taktik. Deutsche, vom Verfasser autorisirte Ausgabe von J. Körbling. 763.
Greß, F., Die Frauen auf der Bühne. 537.
Grotefend, G. A., Publicistische Skizzen. 154.
Gruppe, O. F., Vaterländische Gedichte. 228.
Guizot, Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Achter Band. 367. 741.
*Günther, F. J., Deutsches Sprachbuch für Volksschullehrer und Seminaristen. 510.
Guseck, Bernd von, Der Graf von der Liegnitz. 113.
Guthe, H., Die Lande Braunschweig und Hannover. 537.
Gutzkow, K., Hohenschwangau. Erster Band. 241.
*—— Dasselbe. 159.

Häbler, K. G., Liebesgeschicke: Donna Blanca. Sarolta. Svanhild. 562.
*—— Graf Mirabeau. 31.
Hackländer, F. W., Neue Geschichten. 411.
*—— Marionetten. 350.
Hahn, R. E., Starhemberg oder die Bürger von Wien. 189.
*—— S., Reichsraths-Almanach für die Session 1867. 511.
*Halm, Friedrich. 61.
—— als Generalintendant des wiener Hofburgtheaters. 495.
*—— Wildfeuer. Neue Auflage. 255.
*Hamerling, R., Ahasverus in Rom. Zweite verbesserte Auflage. 190.
*—— Der König von Zion. 511.
*—— Sinnen und Minnen. 815.
Hanne, J. W., Anti-Hengstenberg. 266.
Hannoveraner, die, in Thüringen und die Schlacht bei Langensalza. Von einem unparteiischen Augenzeugen mit Benutzung der zuverlässigsten Nachrichten. Zweite Auflage. 297.
Harbertz, H., Wilde Ranken. 724.
Harmonie. (Ein Beitrag zur Beförderung des Geisteslebens von ***** ****. 553.
*Hartwig, G., Der hohe Norden in Natur- und Menschenleben. Zweite vermehrte Auflage. 143.
—— O., Aus Sicilien. Erster Band. 716.
Härzberg-Fränkel, L., Polnische Juden. 518.
Hase, K. A., Wormser Luther-Buch zum Feste des Reformationsdenkmals. 715.
Hausbuch, mittelalterliches. Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts mit vollständigem Text und facsimilirten Abbildungen. Herausgegeben vom Germanischen Museum. 504.
*Hauslaub. Lieder und Bilder fürs Haus. Von Hermine Stilke. 815.
*Hausschatz deutscher Erzählungen. (Werke von M. Hartmann, O. Müller und W. Raabe.) 159.
*Häusser, Ludwig; Tod desselben. 221.
Hebbel's, F., sämmtliche Werke. Sechster Band. 313.
*—— Dieselben. Sechster Band. 126. Siebenter und achter Band. 575.
Hechelmann, A., Hermann II., Bischof von Münster (1174—1203) und Bernhard, Edelherr zur Lippe (1140—1224). 563.
Heer, O., Die Urwelt der Schweiz. 23.
Hehn, V., Italien. 353.
*Heine's, H., Sämmtliche Werke. Billige Ausgabe. Erste bis siebente Lieferung. 575. — 29ster Band. 126.
—— Volksausgabe. 785.
—— Briefe. 785.
*—— Witwe, Proceß derselben. 61.
Heinrich, A., Der Augenblick des Glücks. 407.

Heinrich vom Sunde, Herzensgrüße 245.
Heinrichs, Emilie, Bettler und Millionär. 414.
—— Eine Räuberfamilie. 414.
Heinz, A., Die Herrin von Schwarzenhof. 414.
Heinzen, K., Gedichte. Dritte vermehrte Auflage. 723.
Henne-AmRhyn, O., Geschichte des Schweizervolks und seiner Cultur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 390.
Helle, F. W., Maria Antoinette. 244.
—— Mahnrufe an das deutsche Volk. 228.
Herchenbach, W., Deutscher Geist und deutsches Schwert. 491.
Herder. — Johann Gottfried von Herder. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer biographischen Einleitung. Von H. Keferstein. 45.
Hermann, K., Die ästhetischen Principien des Versmaßes in Zusammenhang mit den allgemeinen Principien der Kunst und des Schönen. 651.
*Herrmann, Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung; englisches Urtheil darüber. 654.
Hesse, A., Servetо. 568.
Heyne, O., Der Kurfürstentag zu Regensburg von 1630. 345.
Heyse, P., Die glücklichen Bettler. Nach Carlo Gozzi für die Bühne bearbeitet. 513.
*—— Dasselbe. 157.
—— Syritha. Zweite Auflage. 525.
Hoefer, E., In der Irre. 728.
Hoffmann von Fallersleben, Braunschweigisches Namenbüchlein. 255.
*Holtei, K. von. 367.
—— Charpie. 193.
*—— Theater. Erster und zweiter Band. 542.
Holtzendorff, F. von, Richard Cobden. 460.
Holtzmann, s. Aufgaben.
*Homburg, C., Neue pariser Geheimnisse; verdeutscht. 271.
Hölzermann, L., Der Antheil des Bataillons Lippe an dem Feldzuge der Mainarmee im Sommer 1866. 524.
Homer's Odyssee. Im Versmaße der Urschrift übersetzt von J. W. Ehrenthal. 137.
Höpfner, E., G. R. Weckherlin's Oden und Gesänge. 604.
Horatius. — Die Oden des Quintus Horatius Flaccus. Deutsch, im Versmaß des Originals mit Einleitungen und Erklärungen von F. D. Freih. von Nordenflycht. 135.
—— Auswahl seiner Lyrik. Uebertragen n J. Karsten. 136.
—— Einleitung und Proben einer neuen Uebersetzung der Horazischen Lieder von M. Fritsch. 136.
Horn, G., Haus und Volk. 677.
*Horvath, M., Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns; englisches Urtheil darüber. 750.
Hosäus, W., Der Oberburggraf Ahasverus von Lehndorff. 509.
—— Kriemhild. 629.
Hosäus, W., Rosalinde oder das Turnei zu St.-Johann. 724.
*Hotho, K. G., Geschichte der christlichen Malerei in ihrem Entwickelungsgang. Erste Lieferung. 783.
Heusse, Die Katakomben und das unterirdische Rom. 461.
*Hugo, Victor, als Friedensapostel. 382.
*—— Hernani (Aufführung am Théâtre français). 463.

Ideale, unsere. Ein Büchlein von der Freiheit. 600.

Jacoby, J., Kant und Lessing. Eine Parallele. Zweite Auflage. 318.
—— Der freie Mensch. 318.
Jäger, O., Geschichte der Griechen. 42.
Jagor, F., Singapore, Malakka, Java. 38.
Jahn, O., Biographische Aufsätze. 581.
Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von F. Bodenstedt. Zweiter Jahrgang. 385.
*Janko, W. C. von, Wallenstein; englisches Urtheil darüber. 510.
Jensen, W., Magister Timotheus. 412.
Jerwitz, W., Dramatische Kleinigkeiten. 407.
Johansen, Chr., Halligenbuch. 353.
*Jordan's, W., Nibelunge. Erstes Lied: Sigfridsage. 766.
*—— Vorlesung seines Nibelungenepos. 30. 206.
*—— Sendschreiben über das „Bücherleihen". 718.
—— s. Shakspeare.
Jubiläums-Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutscher Dichter eingesammelt von F. Hofmann. Fünfundzwanzigste Christbescherung. 723.
*Jugendschriftenverzeichniß, drittes kritisches. Herausgegeben vom Pädagogischen Verein in Berlin. 815.
Jülg, B., Mongolische Märchen, herausgegeben. 750.
*Junius-Briefe; übersetzt von A. Ruge. 687.

Kahl, A., Reise durch Chile und die westlichen Provinzen Argentiniens. 309.
Kálnoky, G. D., Indár Karacsai. Aus dem Ungarischen übersetzt von Simón. 477.
*Kanoldt, G., Weimarer Künstleralbum. 527.
*Kant, J., Sämmtliche Werke, herausgegeben von G. Hartenstein. Erster bis fünfter Band. 766.
Karajan, Th. von, Abraham a Sancta Clara. 717.
Karl, Landgraf von Hessen-Kassel, Denkwürdigkeiten. Von ihm selbst dictirt. Aus dem französischen, als Manuscript gedruckten Original übersetzt. Mit einer Einleitung von K. Bernhardi. 532.
*Katalog, illustrirter, der pariser Industrieausstellung von 1867, herausgegeben mit erläuterndem Texte von W. Hamm. 334.
Kayser-Langerhannß, Agnes, Das friedliche Thal im Kriege 1813. 442.
Keferstein, s. Herder.
Keller, F. E., Norddeutschland in seiner Neugestaltung. Erste Abtheilung. 600.
Kellogg, A. O., Shakspeare's delineations of insanity, imbecility and suicide. 62.
Kern, F., Johann Scheffler's Cherubinischer Wandersmann. 283.
Kessel, K. von, Der Krieg Preußens gegen Oesterreich und seine Verbündeten und der Krieg in Italien im Jahre 1866. 295.
—— Die letzten Thränen. 269.
Kinderadvocat, der. Von H. v. O., geb. v. St. 316.
*Kinkel's Freiligrath-Rede in Leipzig. 462.
Kirchhofer, T., Die Legende vom zwölfjährigen Mönchlein. 62.
Kiy, B., Der Pessimismus und die Ethik Schopenhauer's. 555.
Klausberg, Amalie von, Still und bewegt. 697.
Kleinert, P., Augustin und Goethe's Faust. 461.
Klopstock, F. G., Ausgewählte Oden und Elegien. Mit erklärenden Anmerkungen und einer Biographie des Dichters von B. Wernеke. 604.
Kluge, E., Königgrätz. Preußens Ehrenspiegel. 721.
*Kneschke, E., Anthologie deutscher Lyriker seit 1850. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 766.
*—— Leipzig vor 100 Jahren. Erste bis vierte Lieferung. 766.
Knorr, E., Blücher's Campagnejournal der Jahre 1793 und 1794. 234.
Koberstein, A., Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Vierte, durchgängig verbesserte und zum größten Theil völlig umgearbeitete Auflage. 178.
Koch, B., Das geistliche Spiel von den zehn Jungfrauen zu Eisenach. 543.
Kohl, J. G., Deutsche Volksbilder und Naturansichten aus dem Harze. 258.
—— Der Raths-Weinkeller zu Bremen. 258.
*Köhler, Volksbrauch, Aberglauben, Sagen u. s. w. im Voigtlande; englisches Urtheil darüber. 654.
Koenig, H., Was ist die Wahrheit von Jesu? 265.
Koenigsberg, A., Der Secretär des Generals von Tauenzien oder Vorurtheile. 407.
Kollonitz, Gräfin Paula, Eine Reise nach Mexico im Jahre 1864. 497.
Köpke, R., Das Ende der Kleinstaaterei. 577.
Körner, G., Aus Spanien. 353.
*Körner-Denkmal in Dresden. 495.
Koester, H., Der Tod des Großen Kurfürsten. 564.
*Kotzebue, A. von, Auswahl dramatischer Werke. Erster bis vierter Band. 254. Fünfter Band. 542. Sechster Band. 703.
Krause, Chr., Die Helden der Zündnadel oder der stumme Spion. 414.

Kreyßig, F., Friedensgedanken. 230.
——, Worauf es jetzt ankommt. 230.
*—— Geſchichte der franzöſiſchen Nationalliteratur. Dritte verbeſſerte und vermehrte Auflage. 271.
Krieg, der deutſche, im Jahre 1866. Nach den beſten Quellen dargeſtellt von H. v. B. Dritte Auflage. 295.
—— der, von 1866. Kritiſche Bemerkungen über die Feldzüge in Böhmen, Italien und am Main. 522.
Kriegsbegebenheiten, die, des Jahres 1866 in Deutſchland und Italien. Von einem Landwehroffizier. 295.
Kudrunſage; Fortleben derſelben in Norddeutſchland. 623.
*Kugler, F., Geſchichte Friedrich's des Großen. Sechste Auflage. 143.
*—— Handbuch der Geſchichte der Malerei ſeit Conſtantin dem Großen. Dritte, von Hugo Freih. von Blomberg neu bearbeitete und vermehrte Auflage. 143.
Kühns, F. J., Die Bedeutung des Wechſels für den Geſchäftsverkehr. 460.
*Kunſt, deutſche, in Wort und Lied. Herausgegeben von A. Traeger. 815.
*Künſtleralbum, deutſches. Herausgegeben von W. Breidenbach und L. Bund. 815.

Labes, E., Charakterbilder der deutſchen Literatur. Zweiter Band. 575.
Lafaurie, A., Ein Blick in das Zunftleben der deutſchen Medicin. 460.
Lamlé, G., Der Schutzjude von Magdeburg. 519.
Landſteiner, K., Die Roſe von Jericho. 493.
Längin, G., Ueber die ſittliche Entwickelung Jeſu. 266.
*Laube, Heinrich. 655.
*—— Der Statthalter von Bengalen. 735.
*—— als Redacteur des Feuilletons der „Neuen Freien Preſſe". 687.
*—— als Theaterkritiker. 702.
*—— ſein Rücktritt vom wiener Burgtheater. 639.
*—— über die Shakſpeare-Kritik von Gervinus. 782.
*Lenau, Nikolaus. 574.
Leopardi, G., Gedichte. Verdeutſcht von R. Hamerling. 301.
*Leſſing's „Minna von Barnhelm". 606.
*Leſſing-Galerie. Herausgegeben von F. Pecht. Vierte Lieferung. 639. Sechste Lieferung. 831.
Lewald, A., Moderne Familiengeſchichten. 777.
Lewitzka, Emilie von, Gedichte. 227.
Liebe, deutſche. Aus den Papieren eines Fremdlings. Herausgegeben von M. Müller. Zweite Auflage. 697.
Liebmann, O., Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens. 709.
Liegel, T. A., Kaiſer Maximilian I. von Mexico. 801.
Lilie, eine, im Thal. Erzählung. Zweite Auflage. 503.
Liliencron, R. von, Die hiſtoriſchen Volkslieder der Deutſchen vom 13. bis 16. Jahrhundert. Erſter und zweiter Band. 585.
Lindau, P., Molière in Deutſchland. 316.
Lindner, A., Brutus und Collatinus. 49.
*—— Daſſelbe. 30.
*—— Daſſelbe; die Urtheile der berliner Blätter darüber. 78.
*—— Daſſelbe; Zuſammenſtellung kritiſcher Ausſprüche darüber. 142.
*—— Daſſelbe; ein engliſches Urtheil darüber. 175.
—— Stauf und Welf. 273.
*Lindner, Otto; Tod deſſelben. 543.
*Lingg, H., Catilina. 30. 157.
*—— Gedichte. Zweiter Band. 815.
—— Die Völkerwanderung. Zweites Buch. 166.
Lippe, F. Graf zur, Militaria aus König Friedrich's des Großen Zeit. 332.
*Literaturblatt, wiener; Redaction von A. von Czeſe. 334.
*Loën, Freiherr von. 671.
Lohmann, P., Muſikdramen. 792.
*Longfellow; ſeine Ueberſetzung der „Divina commedia", zweiter Band. 463.
Lorenz, F., Mozart als Klaviercomponiſt. 248.
Löwenberg, J., Geſchichte der Geographie von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. 174.
Loewenthal, E., Politiſche Mondſucht und Realpolitik. 215.
—— Syſtem des Naturalismus. 572.
Luboſazky, F., Deutſchlands Kriegsereigniſſe des Jahres 1866. 522.
Lucretius. — Das Weſen der Dinge von Titus Lucretius Carus, metriſch überſetzt von G. Boſſard-Oerden. 137.
Ludwig, F., Das deutſche Theater. 536.
—— Der Schauſpielerverein, und die Theaterſchulen. 536.
Luze's, A., Selbſtbiographie. 460.
*Lyrik, deutſche, in Italien. 61.
*—— die öſterreichiſche; eine Rechtfertigung derſelben. 526.

*Männeremancipation. 254.
Mannhardt, W., Roggenwolf und Roggenhund. Zweite vermehrte Auflage. 287.
Marbach, O., Bericht über literariſche Leiſtungen im Königreich Sachſen lebender Schriftſteller während der Jahre 1847—67. 737.
*—— Daſſelbe. 494.
—— Dramaturgiſche Blätter. Erſtes und zweites Heft. 535.
*—— Vortrag über „Die zeitgemäße Umbildung älterer dramatiſcher Meiſterwerke, nachgewieſen an Shakſpeare's Hamlet". 254.
Maercker, F. A., Erinnerungen. Geſammelte Gedichte. Zweites Heft. 226.
*Manns, H., Der Jugend Luſt u. Lehre. 815.
Matthaey, H., Hohenzollern, Habsburg und Frankreich für und gegen Deutſchland, und welche Geſtalt wird Deutſchland nun erhalten? 214.
(Maximilian I.) — Aus meinem Leben. Erſter bis ſiebenter Band. 801.
*—— Daſſelbe. 494.
*Maximilian I., Mein erſter Ausflug. 831.
*—— nachgelaſſene Werke; engliſches Urtheil darüber. 749.
*May, A., Dramen. 703.
Mayer, K., Ludwig Uhland, ſeine Freunde und Zeitgenoſſen. 817.
—— Luiſe, Gedichte. 227.
Meerheimb, R. von, Kriegs- und Leidensfahrten eines Schwerbleſſirten. 721.
Meibauer, O., Ueber die phyſiſche Beſchaffenheit der Sonne. 460.
Meißner, A., Babel. 545.
*—— Schwarzgelb. 545.
Menk-Dittmarſch, F., Die Adoptivtochter. 206.
Mendel, H., Otto Nicolai. 700.
*Menzel, W., Der deutſche Krieg im Jahre 1866; engliſches Urtheil darüber. 302.
Merckel, R., Oſarſyrh. 561.
Merkel, E., Helgo und Sigrun. 727.
Meyer, J. B., Volksbildung und Wiſſenſchaft in Deutſchland während der letzten Jahrhunderte. 315.
—— K., Unterſuchungen über das Leben Reinmar's von Zweter und Bruder Wernher's. 605.
—— von Waldeck, F., Die Erbin von Glengarry. 187.
*Meyer's, C. H., Biographie Laxenberg's; engliſches Urtheil darüber. 749.
*Milow, S., Gedichte. Zweite vermehrte Ausgabe. 271.
*—— Auf der Scholle. 815.
Mittermaier, Das Volksgericht in Geſtalt der Schwur- und Schöffengerichte. 460.
Möbius, P., Friedrich Rückert, ein deutſcher Dichter. 449.
*Moderne, das, in der Kunſt. 60.
Mohr, F., Geſchichte der Erde. 426.
Mölling, K. E., Die Komödie des Lebens. 619.
*Montégut, E.; ſeine Ausſprüche über ein Grundgeſetz des hiſtoriſchen Romans. 207.
*More, Margarethe, Tagebuch; überſetzt von A. Baumeiſter. 783.
Möriköfer, J. C., Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz. 390.
*Moſen, Julius, Tod deſſelben. 686.
Moſer, Freih. F. K. von, Reliquien. Neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen von W. Zimmermann. 490.
—— G. von, Eine Frau, die in Paris war. 394.
Möſer, A., An den Tod. 121.
Mücke, A., Flavius Claudius Julianus. Erſte Abtheilung: Julian's Kriegsthaten. 461.
—— J. F. A., Albrecht I. Herzog von Oeſterreich und römiſcher König. 76.
Mühlbrecht, O., Beethoven und ſeine Werke. 508.
Mühlfeld, J., Der Herzog von Reichſtadt. 794
Müldner, R., Novellen. 677.
Müller, A., Geächtet oder Otto der Große und ſein Haus. 625.
—— Ueber die erſte Entſtehung organiſcher Weſen und deren Spaltung in Arten. 315.
—— A. W., Deutſchlands Wiedergeburt. 807.
—— M., Johann Karl Auguſt Muſäus. 553.

Müller, O., Der Wildpfarrer. 293.
Mund, E. D., Erlebnisse eines Arztes. 75.
——, Die geraubte Schatulle. 75.
*Museum, deutsches; Eingehen desselben. 830.
Musikerbriefe. Eine Sammlung Briefe von C. W. von Gluck, Ph. E. Bach u. a. Nach den Originalen veröffentlicht von L. Nohl. 248.
*Muspilli, ein christlich-mythologisches Gedicht. 831.
*Mylius, O., Neue londoner Mysterien. 271.

*Napoleon III. und das deutsche Drama. 542.
Naumann, F., Das Nibelungenlied. In Romanzen. 348.
Neidhardt, s. Byron.
Nesselrode, — Des russischen Reichskanzlers Grafen Nesselrode Selbstbiographie. Deutsch von K. Klevesahl. 531.
*Neubeck, Valerian Wilhelm; Denkmal desselben. 671.
*Neumann-Strela, K., Mit dem Zopf. Zweite Auflage. 639.
Niedergesäß, R., Zeiten und Menschen. 42.
Niendorf, M. A., Das Gudrun-Lied. Dritte Auflage. 443.
Nilsson, S., Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Aus dem Schwedischen übersetzt. Erster und zweiter Nachtrag. 537.
Nohl, L., Beethoven's Leben. Zweiter Band. 780.
*—— Dasselbe; englisches Urtheil darüber. 749.
—— Musikalisches Skizzenbuch. 247.
—— s. Musikerbriefe.
*Notter, F., Die Johanniter. 157.
Nur Gut für Blut. Ein Wort an das preußische und deutsche Volk. Geschrieben nach der Schlacht von Sadowa und der Verschenkung Venetiens. 215.

Olivier, U., Die Tochter des Försters. Frei aus dem Französischen. 430.
Opel, J. O., Wallenstein im Stift Halberstadt 1625—26. 344.
—— W., Eichen und Rosen. 246.
Oesterreichs System als die einzig wahre Ursache seiner Niederlagen vom militärischen Standpunkte aus betrachtet und dargestellt von einem österreichischen Soldaten. 599.
Osterwald, W., Walther und Hildegunde. 794.
*Oettinger, E. M., Moniteur des Dates. Achtzehnte Lieferung. 494.
Otto, Luise, Das Recht der Frauen auf Erwerb. Mit einem Vorwort von J. Heinrichs. 145.
—— Zerstörter Friede. 492.

Panormos. Notata et Cogitata. Studien aus dem Gebiete der philosophischen, naturwissenschaftlichen und allgemeinen Literatur. Herausgegeben von V. B. 203.
*Paris. Ein Spiegelbild seiner Geschichte u. s. w. (Deutsche Ausgabe des Paris-Guide.) 543.
*Paris-Guide. 333. Zweiter Band. 575.
*Partonopier und Meliur, von Konrad von Würzburg. 607.
Pauli, F., Wegweiser für Freunde der Poesie. 318.
*—— R., Simon von Montfort; englisches Urtheil darüber. 750.
*—— Geschichte Englands u. s. w., zweiter Theil; englisches Urtheil darüber. 653.
*Paulus, E., Bilder aus Italien; englisches Urtheil darüber. 510.
Pécaut, F., Die reine Gottesidee des Christenthums. Das Wesen der Religion der Zukunft. Autorisirte deutsche Ausgabe. 263.
*Pecht, F., s. Lessing-Galerie.
*—— Kunst und Kunstindustrie auf der Weltausstellung von 1867; englisches Urtheil darüber. 654.
Peschel, O., Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander von Humboldt und Karl Ritter. — A. u. d. T.: Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Vierter Band. 171.
Peschier, C., Dichterbuch der französischen Schweiz. 380.
*Petöfi, A., Hundertsechzig lyrische Dichtungen, übersetzt von K. M. Kertbeny. Vierte vermehrte Auflage. 126.
*—— über das Ende desselben. 463.
Petsch, W., Düppel und Alsen. 228.
—— Heldenthaten preußischer Krieger und Charakterbilder aus dem Feldzuge von 1866. 721.
Petzholdt, J., Fr. v. d. Trenck's Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg. 461.
Pfeiffer, F., s. Classiker.
*—— Konrad von Würzburg; Auffindung des Manuscripts dieses epischen Gedichts. 62.
Pflug, F., Aus den Tagen des großen Königs. Zweite Auflage. 520.
—— Der kleine Abbé von Savoyen. 677.
Philipp, P., s. Billiger.
Philippson, M., Geschichte Heinrich's des Löwen, Herzogs von Baiern und Sachsen und der welfischen und staufischen Politik seiner Zeit. Erster Band. 668.
*Photographien, funfzig, nach Handzeichnungen älterer Meister aus der Sammlung Sr. königl. Hoheit des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen. 479.
Pinoff, Minna, Die Erziehung der Frau zur Arbeit. 145.
—— Reform der weiblichen Erziehung als Grundbedingung zur Lösung der socialen Frage der Frauen. 621.
*Pitaval, der Neue. Neue Serie. Zweiter Band; und Auswahl aus dem Neuen Pitaval: Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Zweiter Band. Herausgegeben von A. Vollert. 655
*Pitaval der Neue. Theil 36; englisches Urtheil darüber. 302.
Pitawall, E., Friedrich der Große. Lebensbild. 271.
*—— Maria Stuart. 271.
Plaček, V., Im Erntw. 725.
Ploennies, Luise von, Maria von Bethanien. 725.
Pocci, F. Graf, Herbstblätter. 725.
Pohl, C. F., Mozart und Haydn in London. 700.
Poinz, Staat oder Nationalität? 597.
Polko, Elise, Am Theetisch einer schönen Frau. 573.
—— Herzensgeheimnisse. 677.
Ponholzer, B., Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung. Zweite Folge. 395.
*Ponsard, Galilei. 239.
*—— François; Tod desselben. 479.
Prais, Die Wahrheit in ihren Hauptzügen dargestellt. 318.
*Preisausschreibung, eine merkwürdige. 61.
*Preise für deutsche Originallustspiele, ausgeschrieben von der Generalintendanz des wiener Hoftheaters. 750.
*Presse, süddeutsche, herausgegeben von J. Frödel. 671.
Preußen und seine Bedeutung für Deutschland. 214.
*—— und die deutsche Nationalliteratur. 142.
*—— und die Poesie. 46.
Preußens Feldzug 1866 vom militärischen Standpunkte. Nach den bisjetzt vorhandenen Quellen von G. von G. Dritte Auflage. 295.
Priem, J. und Chr. Braunstein, Die Besetzung Nürnbergs durch die Preußen. 524.
Pröhle, H., Der Krieg 1866. 721.
Proschko, F. J., Ein Hexenproceß. 521.
*Putlitz, Gustav zu. 95. 671.
*—— Spielt nicht mit dem Feuer. 78. 158. 239.

Raab, F., Ein Wendenfürst. 566.
Radics, P. von, Der verirrte Soldat oder: Des Glücks Probirstein. Ein deutsches Drama des 17. Jahrhunderts aus einer Handschrift der k. k. Studienbibliothek in Laibach. 475.
Rambert, E., Les Alpes Suisses. Première série. 22.
*—— Dasselbe. Zweiter Band. 126.
*Ranke, L. von; Gesammtausgabe seiner Werke. 126.
Rasch, G., Das preußische Regiment in Schleswig-Holstein. 231.
—— s. Struve.
Raumer, K. von, Die Erziehung der Mädchen. 461.
—— Leben von ihm selbst erzählt. Zweiter Abdruck. 529.
Rauscher, E., Elegien am Wörthersee. 723.
Reformbestrebungen, deutsche, vom März 1848 bis zum 15. Mai 1851. 154.
Reich, E., Die Ursachen der Krankheiten, der physischen und der moralischen. 667.
Reich, das norddeutsche. Eine politische Studie. 232.

*Reumont, A. von, Geſchichte der Stadt Rom. Zweiter Band. 831.
*Reiſebibliothek, claſſiſche (Cotta). 462.
Retberg, R. von, Culturgeſchichtliche Briefe über ein mittelalterliches Hausbuch des 15. Jahrhunderts. 504.
Reuss, R., Graf Ernſt von Mansfeld im böhmiſchen Kriege 1618—21. 343.
*Reuter, F., Im Jahre 13; ins Engliſche überſetzt. 463.
Réville, A., Theodor Parker. Sein Leben und Wirken. Ueberſetzt von P. Deuſſen. 551.
*Revue des deux mondes; zwei Artikel derſelben. 175.
*Revuen, die franzöſiſchen, und die deutſche Literatur. 31.
Rheiner, A., Heliotrop. 246.
Riel, K., Natur und Geſchichte. Erſter Band: Die Sternenwelt in ihrer geſchichtlichen Entfaltung. Erſte Abtheilung: Der Fixſternhimmel. 369.
*—— Daſſelbe. 159.
Ring, M., Ein verlorenes Geſchlecht. 634.
*Rittershaus, E.; ein Gedicht deſſelben auf Freiligrath. 319.
Robiano, L. Gräfin von, Anna Boleyn. 477.
—— Lebende Bilder. 414.
*Rodenberg, J., Die neue Sündflut; ins Franzöſiſche überſetzt. 495.
—— Paris bei Sonnenſchein und Lampenlicht. 321.
*—— Myrte von Killarney; engliſches Urtheil darüber. 446.
Roeder, E., Kaiſer Otto der Dritte. 631.
Rogge, B., Die evangeliſchen Geiſtlichen im Feldzuge von 1866. 521.
*Roman, der, als Kunſtwerk. 670.
Roquette, O., Dramatiſche Dichtungen. 513.
Rosen, L., Novellen. 206.
Rosenkranz, K., Die Wiſſenſchaft des Wiſſens und Begründung der beſondern Wiſſenſchaften durch die allgemeine Wiſſenſchaft. Erſter Band. 237.
*Rosenkranz' „Diderot's Leben und Werke"; engliſches Urtheil über daſſelbe. 15.
Rosenstein, S., Ueber Aberglauben und Myſticismus in der Medicin. 460.
Rosenthal, J., Von den elektriſchen Erſcheinungen. 460.
Rosenzweig, L., Neue dramatiſche Sprichwörter. 406.
*Roßmäßler, ſ. Brehm.
*Roſt, A., Dramatiſche Dichtungen. 542. Drittes Heft. 639.
Roth, J., Ueber die Steinkohlen. 460.
Rothe, ſ. Aufgaben.
*Rott, Ernſt Moritz; Tod deſſelben. 191.
Rückblick auf das Literaturjahr 1866. 1.
Rückert, F. — Aus ſeinem Nachlaß. Herausgegeben von H. Rückert. 452.
—— Lieder und Sprüche. 33.
*—— Geſammelte poetiſche Werke. Erſte Lieferung. 782.
*—— Geburtstagsfeier in Schweinfurt. 351.
*—— engliſches Urtheil bezüglich ſeines Nachlaſſes. 510.
Rückert, F. — Werke von Bayer und Fortlage über ihn; engliſches Urtheil darüber. 446.
*Rückert-Feier in Leipzig. 158.
Ruge, A., Aus früherer Zeit. Vierter Band. 689.
*—— Daſſelbe. 463.
Rüſſer, E., Der letzte Römer. 190.
Rüstow, W., Der Krieg von 1866 in Deutſchland und Italien. 278.

Saar, F. von, Innocens. 413.
—— Kaiſer Heinrich der Vierte. Zweite Abtheilung: Heinrich's Tod. 273.
*—— Taſſilo. 511.
Sachſen und der Norddeutſche Bund. 230.
—— und die königlich ſächſiſche Landescommiſſion. Vom Verfaſſer der drei Zeitfragen: Wer war Herr von Beuſt? 214.
*Salon, der. Herausgegeben von J. Rodenberg und E. Dohm. Erſtes Heft. 830.
Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. Heft 8—11. 17—25. 460. Heft 12—16. 315.
*—— Daſſelbe. Heft 30—37. 751.
*Sand, George, über das Verhältniß von Roman und Drama. 558.
*—— Théâtre complet. 558.
*—— und Shakſpeare. 606.
Sandbank, H., Ueber Leidenſchaft und Verſöhnung in der Tragödie. 537.
*Sardou, Victorien. 13.
*—— Unſere braven Landleute. 158.
Sauppe, H., Die Quellen Plutarch's für das Leben des Perikles. 461.
*Schachzeitung; neue Ausgabe in halbmonatlichen Heften. 511.
Schack, A. F. von, Gedichte. 81.
*—— Daſſelbe. Zweite Auflage. 831.
*Schad, Gh., und J. Hub, Freiligrath-Album. 479.
*Schanz, J. und W. Buchholz, neue Dante-Ueberſetzung von denſelben. 655.
*—— Pauline, Ferientage. 815.
*—— Für junge Herzen. 815.
*—— Herz und Haus. 815.
*—— Ein Tag aus dem Kinderleben. 815.
Schaubach, ſ. Bernhardt.
Scheſer, L., Für Haus und Herz. Herausgegeben von R. Gottſchall. 33.
Scheffer-Boichorſt, P., Kaiſer Friedrich's I. letzter Streit mit der Curie. 76.
Scheibler, M., Chronik des ehemaligen Reichsſtiftes Kaiſersheim (Kaisheim) nebſt einer Beſchreibung der Kirche. 251.
Scheller, J. G., Der letzte Großkanzler auf Rhodus. 165.
Schenck, L., Markgraf Rüdiger. 627.
Schenkel, ſ. Aufgaben.
*Scherzer, K. von, Statiſtiſch-commerzielle Ergebniſſe einer Reiſe um die Erde. Zweite verbeſſerte Auflage. 639.
*—— Daſſelbe; engliſches Urtheil darüber. 749.
Schiff, H., Das koſchere Haus. 60.
—— Das Mondſtück. 502.
*—— Hermann; Tod deſſelben. 351.
*Schiller im wiener Burgtheater. 366.
—— S., ſ. Billitzer.
*Schiller's ſämmtliche Schriften. Herausgegeben von K. Goedeke. Erſter und zweiter Band. 766.
Schiller-Stiftung, deutſche; der neueſte (ſiebente) Jahresbericht derſelben. 110.
Schirmer, A., Ein weiblicher Hamlet. 206.
*Schlummerlied, das althochdeutſche, über die Echtheit deſſelben. 591.
*Schmidt, E. von, Die Wappen aller regierenden Fürſten und Staaten. 543.
—— J., Geſchichte der deutſchen Literatur ſeit Leſſing's Tod. Fünfte umgearbeitete und vermehrte Auflage. 753.
—— Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung. Fünfter Abdruck. 162.
Schmidt-Weißenfels, Polignac. 204.
——, Hinter Schloß und Riegel. 205.
Schneider, K., Rouſſeau und Peſtalozzi, der Idealismus auf deutſchem und franzöſiſchem Boden. 42.
—— L., König Wilhelm im Jahre 1866. 299.
Schneiderwirth, Politiſche Geſchichte des doriſchen Argos. 317.
*Schriftſtellertag, deutſcher, von 1867. 334.
Schröder, K., Helmbrecht von Wernher dem Gartner. Die älteſte deutſche Dorfgeſchichte, übertragen. 222.
Schubert, F. K., Gedichte. 245.
Schultes, C., Reclame. 493.
——, Süd und Nord. 492.
*Schultheß, H., Europäiſcher Geſchichtskalender. Siebenter Jahrgang. 463.
Schultze, R., Geſchichte des Weins und der Trinkgelage. 461.
*Schulze, H., Einleitung in das deutſche Staatsrecht mit beſonderer Berückſichtigung der Kriſis des Jahres 1866 und der Gründung des Norddeutſchen Bundes. Neue Ausgabe. 766.
Schulze-Delitzſch, Sociale Rechte und Pflichten. 460.
Schupp, O., Hurdy-Gurdy. 430.
Schuriem, J., Stunden meiner Muſe. 724.
Schützen, Turner und Liederbrüder, deutſche, oder: Was will das Volk? Zeitgeſchichtlicher Roman vom Verfaſſer der Romane; „Die Ritter der Induſtrie"; „Die Herren vom Kleeblatt" u. ſ. w. 413.
*Sealsfield; eine Epiſode aus ſeinem Leben. 125.
See, Guſtav vom, Heimatlos. 705.
Sein und Erſcheinung. Vom Verfaſſer von „Idealismus und Realismus". 554.
Seld, R. Freih. von, Sechzig Jahre, oder: ein Leben an Bauer- und Fürſtenhöfen, unter Säuern, Kindern und Verbrechern. 43.
Seydel, R., Chriſtian Hermann Weiße. Ein Nekrolog. 529.
—— Logik oder Wiſſenſchaft vom Wiſſen mit Berückſichtigung des Verhältniſſes zwiſchen Philoſophie und Theologie. 409.

Shakſpeare, König Lear. Deutſch von F. Bodenſtedt. 90.

—— Daſſelbe. Deutſch von W. Jordan. 90.

*Shakſpeare's dramatiſche Werke. Herausgegeben von F. Bodenſtedt. Drittes und viertes Bändchen: Antonius und Kleopatra; überſetzt von P. Heyſe. Die luſtigen Weiber von Windſor; überſetzt von H. Kurz. 495.

*—— Sonette; Ueberſetzungen von K. Simrock und F. A. Gelbcke. 575.

*Shakſpeare-Geſellſchaft, deutſche; Generalverſammlung in Berlin. 301.

*Shakſpeare-Ueberſetzung, eine neue, herausgegeben von F. Bodenſtedt, O. Gildemeiſter, P. Heyſe, H. Kurz u. a., unter Mitwirkung von N. Delius. 79.

*Shakſpeare-Uebertragung von Bodenſtedt; engliſches Urtheil darüber. 446.

Siegwart-Müller, K., Der Kampf zwiſchen Recht und Gewalt in der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft und mein Antheil daran. 741.

—— Rechtsherr Joſeph Leu von Ebersoll. 741.

—— Der Sieg der Gewalt über das Recht in der Schweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. 741.

Siemens, W., Die elektriſche Telegraphie. 460.

Simon, H., Dichtungen. Fünftes Bändchen: Hermann und Freia. 440.

Sitzung, die feierliche, der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 31. Mai 1867.

Smidt, H., Ein berliner Matroſe. 30.

*—— Heinrich; Tod deſſelben. 687.

Soden, F. Freih. von, Guſtav Adolf und ſein Heer in Süddeutſchland von 1631—35. Erſter Band: Von Guſtav Adolf's Erſcheinen in Süddeutſchland bis zu ſeinem Tod 1631—32. 345.

Sölkl, Attila. 186.

Sommerbrodt, J., Das altgriechiſche Theater. 461.

*Sonnenburg, M., Sammlung intereſſanter geſchichtlicher Werke der engliſchen Sprache vollſtändig oder in Auszügen. 463.

Sophokles. Ueberſetzt von H. Viehoff. 331.

—— Drei Tragödien, mit Euripides' Satyrſpiel. Mit Rückſicht auf die Bühne übertragen von A. Wildrandt. 134.

—— König Oedipus. Metriſch überſetzt von O. Fiſcher. 134.

—— Daſſelbe. Für die Bühne bearbeitet von Wildrandt. 78.

Spielhagen, F., In Reih und Glied. 113.

Spielmann, C., Alt-Mecklenburg und das Heute. 600.

Spitta, Th., Entſchleierte Dunkel. 429.

Spörlein, J., Die chriſtliche Geſellſchaftsordnung und die neue Zeit. 266.

Staatsverfaſſung, die ſchlechteſte. Erörterung eines Unparteiiſchen. 215.

Stahl, A., Novellen und Skizzen. 557.

Starklof, R., Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachſen-Weimar-Eiſenach. Erſter Band. 149.

*Statiſtik, buchhändleriſche, des Jahres 1866 in Deutſchland und England. 142.

*Statthalter, der, von Bengalen. Luſtſpiel. 239.

Steiger, E., Der Nachdruck in Nordamerika. 460.

Stier, H. C. G., Ehrengedächtniß des Grafen Niclas Zrinn von Sigeth. 461.

*Stilke, ſ. Hauslaub.

Stern, O., Heinrich V. 797.

—— S., Die häusliche Erziehung. 316.

Stifft, A. von, Modernes Leiden. 728.

Stolberg-Stolberg, Luiſe Gräfin zu, Zum Gedächtniſſe König Friedrich Wilhelm des Vierten von Preußen. 437.

Stolle, F., Von Wien nach Vilagos. 413.

Storck, W., Loſe Ranken. 438.

Storm, Th., Von jenſeit des Meeres. 430.

Struve, G. und G. Rasch, Zwölf Streiter der Revolution. 551.

Studien kriegswiſſenſchaftlichen Inhalts. 765.

Sugenheim, S., Geſchichte des deutſchen Volks und ſeiner Cultur von den erſten Anfängen hiſtoriſcher Kunde bis zur Gegenwart. Erſter bis dritter Band. 680.

Suhle, B., Ueber die Cäſur und ihre Bedeutung für den Rhythmus. Zweite Auflage. 317.

Sutermeiſter, O., Leitfaden der Poetik für den Schul- und Selbſtunterricht. 316.

Sybel, H. von, Das neue Deutſchland und Frankreich. 580.

Taine, H., Philoſophie der Kunſt. 713.

Taubert, E., Brautgeſchenk. 438.

Tellkampf, J. L., Der Norddeutſche Bund und die Verfaſſung des deutſchen Reiches. Zweiter Abdruck. 232.

Tempeltey, E., Theodor Storm's Dichtungen. 569.

*Tennyſon, A., Enoch Arden; überſetzt von E. Dubec. 687.

*Terpich, der erfurter, mit Bildern aus der Geſchichte Triſtan's und Iſolde's. 334.

Thayer, A. W., Ludwig van Beethoven's Leben. Nach dem Originalmanuſcript deutſch bearbeitet. Erſter Band. 507.

Theilnahme, die, der zweiten Armee unter dem Oberbefehl Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen am Feldzuge von 1866. Zweite Auflage. 297.

Thierſch, H. W. J., Friedrich Thierſch's Leben. 593.

*Thiere, wilde, aller Zonen. 60 Tafeln mit Text von C. F. A. Kolb. 831.

*Ticknor, Geſchichte der ſchönen Literatur in Spanien, deutſch herausgegeben von N. H. Julius; Supplementband von A. Wolf. 271.

Tittmann, ſ. Dichter.

Toeche, Th., Kaiſer Heinrich VI. 220.

Trabert, A., Vaterlos. 440.

Treblin, A., Lenz und Liebe. 724.

Treitſchke, H. von, Die Zukunft der norddeutſchen Mittelſtaaten. 213.

*—— Heinrich von. 543.

Troſtbriefe für Hannover. Von einem Alt-Hannoveraner. 231.

Tſchudi, J. J. von, Reiſen durch Südamerika. Erſter und zweiter Band. 118.

Tuarke, M. von, Zerrbilder eines verkommenen Genies. 502.

Türcke, A., Stadt Magdeburg. 633.

Uechtritz, F. von, Eleazar. 602.

Uhland's Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage. Erſter und zweiter Band. Erſter Artikel. 97. Zweiter Artikel. 209. Dritter Artikel. 417.

Uhlhorn, G., Die modernen Darſtellungen des Lebens Jeſu. 265.

*Unarten gegen die Philoſophie. 654.

Uſchner, K. A. W., Feſtſpiel zur funfzigjährigen Jubelfeier der Schlacht von Waterloo am 18. Juni 1865. 189.

—— Die rumäniſche Prinzeſſin. 794.

Vacano, E. M., Der Magen und das Herz. 502.

—— Die Virtuoſen. 493.

*Varnhagen's von Enſe Nachlaß. — Briefe von Chamiſſo ꝛc. 334.

Velde, A., Deutſche Antwort auf eine naſſauiſche Frage. 232.

Venedey, J., an Prof. Heinrich von Treitſchke. 579.

—— Der Südbund. 579.

*Veuillot, Louis, über Alexander von Humboldt. 286.

Virgil's Aeneide. Viertes Buch. 136.

*Vollert, A., Die intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. (Auswahl aus dem Neuen Pitaval.) 271.

*Volkslieder, die ſchönſten deutſchen; herausgegeben von G. Scherer. 831.

*Voltaire-Monument in Paris. 495.

*Verträge, pädagogiſche, und Abhandlungen. 62.

Wachenhuſen, H., Unter dem weißen Adler. 30.

*Wächter, O. von, Der 9. November 1867 und die Verlagsrechte. 799.

Wander, K. F. W., Deutſches Sprichwörter-Lexikon. Funfzehnte Lieferung. 414.

*Wartburg; das Jubiläum derſelben. 591.

Wartenburg, K., Deutſche Opfer. 60.

Warmann, G., An Sterbebetten. 748.

*Weber, G., Allgemeine Weltgeſchichte. Siebenten Bandes erſte Hälfte. 655.

—— Th., Kant's Dualismus von Geiſt und Natur aus dem Jahre 1766 und der des poſitiven Chriſtenthums. 554.

Wehl, F., Didaskalien. 533.

*—— Vom Herzen zum Herzen. 815.

*Weiß, H., Coſtümkunde. Handbuch der Geſchichte der Tracht und des Geräths vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. 271. Zweite Lieferung. 766.

Weiße, C. H., Aus ſeinem Nachlaß. 143.

Weitzel, K., Der Kunſtſtil und ſeine Hauptformen mit beſonderer Beziehung auf die dramatiſche Kunſt. 346.

Welper, G., Plato und seine Zeit. 42.
Wer war Herr von Beust? Wo ist unser König? Wie steht's mit unserm Lande? Drei Zeitfragen kurz erörtert von einem sächsischen Staatsbürger. 214.
Wernefe, s. Klopstock.
Westphal, R., Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik. Erste und dritte Abtheilung. 638.
Wichert, E., Kaiser Otto der Dritte. 630.
Wichmann, R. D., Der deutsche Handel und die beabsichtigte deutsche Kriegsflotte. 600.
Wiedede, J. von, Ein Husareneffizier Friedrich's des Großen. 520.
Widmann, J. V., Iphigenie in Delphi. 161.
*Wie unterstützt man deutsche Dichter? 478.
Wille, F., Mettlerkamp, der Führer einer am deutschen Freiheitskriege theilnehmenden Bürgerwehr. 808.
Willkomm, E., Gesellen des Satans. 29.
Winterfeld, A. von, Die Ehefabrikanten. 326.
—— Humoristische Soldatennovellen für Sofa und Wachtstube. XII. 502.
—— Nachhall der Garnisongeschichten. 502.
—— E. von, Geschichte der preußischen glorreichen Kriege von 1866. 521.
—— K., Vollständige Geschichte des preußischen Kriegs von 1866 gegen Oesterreich und dessen Bundesgenossen u. s. w. Sechzehnte Auflage. 295.
Winterfeldt, L. A. von und A. Freih. von Wolzogen, Dramatische Werke. Erstes bis drittes Bändchen. 183.
Wintzingerode, W. Graf, Graf Heinrich Levin Wintzingerode, ein würtemberger Staatsmann. 532.
Wittstock, A., Geschichte der deutschen Pädagogik im Umriß. 42.
Wolff, L., Funken. 246.
*—— O. L. B., Poetischer Hausschatz des deutschen Volks; 24ste Auflage, erneuert von R. Oltrogge. 511.
Wolfram, L., Ein Goldkind. 707.
—— Verlorene Seelen. 292.
Wollheim da Fonseca, Chevalier A. E., Oesterreich, Venetien und Deutschland. 599.
Woltmann, A., Holbein und seine Zeit. Erster Theil. 199.
Wolzogen, s. Winterfeld.
*—— Alfred von. 95.
Wort, das, „a priori". 317.
*Wurzbach, K. von, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Siebzehnter Theil. 750.
Wuttke, H., Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. 129.

Yates, E., Endlich doch Land! Aus dem Englischen von Helene Lobedan. 677.
Yorf von Wartenburg, P. Graf, Die Kathartik des Aristoteles und der Oedipus Coloneus des Sophokles. 317.

Zapf, P., Hiob. 795.
*Zeitschrift, neue allgemeine, für Theater und Musik. Red.: Moritz von Arnold. 62. 255.
*Ziel, E., Gedichte. 815.
*Zendrini, B., Il Cancionero di Dante. 494.
*—— Uebersetzung seiner Gedichte durch J. Schanz. 494.
*—— Heine-Gedicht. 207.
Zerfall, der, Oesterreichs. Von einem deutschen Oesterreicher. 598.
Zianitzka, R. Th., Lord Byron. Erster bis vierter Band. 268.
*Zirngiebel, E., F. H. Jacobi's Leben, Dichten und Denken; englisches Urtheil darüber. 303.
Zschelle, E., Heinrich Zschokke. 316.
Zur Versöhnung zwischen Volk, Heer und Führer in Baiern. 593.
Zychlinski, F. von, Antheil des 2. Magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 27 an dem Gefecht bei Münchengrätz am 28. Juni 1866 und an der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866. Zweite Auflage. 297.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1867.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1866. Von **Rudolf Gottschall.** — Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom. Von **Otto Speyer.** — Otto Ludwig's „Kritische Wanderungen". Von **Feodor Wehl.** — Brachvogel's neuester Roman. — **Feuilleton.** (Eine Parallele zwischen französischen und deutschen Dramatikern; Ein englisches Urtheil über „Diderot's Leben und Werke" von Rosenkranz.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Rückblick auf das Literaturjahr 1866.

Das Jahr 1866 wird in der deutschen Geschichte zu den denkwürdigsten gehören; es ist jedenfalls das verhängnißvollste und thatenreichste seit den Befreiungskriegen und selbst das Jahr 1848 muß gegen dasselbe zurücktreten. Das letztere war das Jahr einer idealistischen Initative; seine Principien und Ziele sind nicht veraltet und weisen weit in die Zukunft hinaus; aber es erwies sich praktisch unfruchtbar; es hat bedeutsame principielle Grundlagen geschaffen, welche in der Reichsverfassung und ihrem jetzt in Norddeutschland zur Geltung kommenden Wahlgesetz ihren Ausdruck fanden; aber ihm fehlte die Executive, es vermochte nur seine Ideale zu formuliren und brachte es bis zum Programm, aber nicht bis zu dessen Ausführung. Das Jahr 1866 dagegen ist das Jahr einer militärisch-diplomatischen Praxis, welche energisch durchgreifend und schöpferisch wirkt, deren Programm wol den nach Einheit strebenden Grundzug des Jahres 1848 nicht verleugnet, die aber im übrigen von größter Dehnbarkeit ist und den Umständen Rechnung trägt.

Einen bei aller Gärung so reichen Gedankeninhalt wie das Jahr 1848 hat das Jahr 1866 nicht zu Tage gefördert; es hat aber deutscher Thatkraft und deutscher Fähigkeit auf militärischem und diplomatischem Gebiete glänzenden Ausdruck gegeben und von einer Seite, von der man es weniger erwartet hat, die Bereitwilligkeit gezeigt, die Erbschaft jenes verlästerten Jahres allerdings cum beneficio inventario anzutreten. Das Literaturjahr 1866 darf eine gleiche Bedeutsamkeit nicht beanspruchen. Daß das dichterische Schaffen durch den Kriegslärm wesentlich gestört worden sei, wäre zwar eine irrige Voraussetzung. Dafür war er doch von zu kurzer Dauer, und wenn auch unsere Poeten sich den Zeitereignissen gegenüber nicht so ablehnend verhalten wie Goethe, der während der Schlacht bei Leipzig chinesische Studien trieb, so waren doch nur wenige in der Lage, zur Muskete oder zum Degen zu greifen. Eine größere Erregung der Strömung, wie sie kampfbewegte Zeiten mit sich bringen, sollte aber mindestens der Lyrik zu statten kommen müssen. Im ganzen macht man sich indeß von der Wechselwirkung der Politik und Literatur verkehrte Begriffe, welche durch die Constructionswuth und das Gruppirungsfieber unserer Literarhistoriker besonders begünstigt werden. Es ist eben nur eine einzige Dichtgattung, die politische Lyrik, welche unmittelbar aus den frischesten Strömungen der Zeit schöpft und gerade dieser Unmittelbarkeit ihre Frische und ihre Wirkungen verdankt. Alle übrigen Dichtungen, welche das Recht und die Pflicht haben, die tiefern Ideen der Zeit zum Ausdruck zu bringen, haben keine andere Arena als das ganze Jahrhundert; sie können das Nächste in sich aufnehmen, aber darin liegt nicht ihre Bedeutung; im Gegentheil, bei uneingeschränkter Hingabe an die Begebnisse des Tags laufen sie Gefahr, sich selbst in ephemere Schöpfungen zu verwandeln.

Anders verhielt es sich mit dem Buchhandel, der wie jeder andere Geschäftszweig von den politischen Conjuncturen abhängig ist. Selbstverständlich wird in bedrohlicher Zeit, bei unsicherer Zukunft weniger verlegt, und in der That zeigen die schwülen Monate vor dem Ausbruche des Kriegs einen bedeutenden Ausfall an Verlagswerken im Vergleich mit den vorausgehenden Jahren. Der Verlagskatalog und die buchhändlerische Statistik werden diesen Ausfall auch bei dem Jahresabschluß als einen ungedeckten nachweisen, so eifrig auch nach dem Friedensschlusse wieder die literarische Industrie sich mühte, das Versäumte nachzuholen. Wir brauchen diesen Ausfall indeß nicht als ein Deficit unsers geistigen Budgets zu bedauern. Für die Aneignungskraft des deutschen Lesepublikums ist die Hälfte der jetzt erscheinenden Werke noch immer zu viel, und es gibt keinen Markt der Welt, auf dem das Misverhältniß zwischen Angebot und Nachfrage, zwischen Production und Consumtion so groß wäre wie auf dem des deutschen Buchhandels.

Die Lyrik des Jahres 1866 hat allerdings zum Theil eine

politiſche Wendung genommen. Einzelne Vertreter der politiſchen Lyrik aus den vierziger Jahren, Prutz, Dingelſtedt, Wolfgang Müller u. a., haben wiederum ihre Leier gerührt; aber es iſt kein Tyrtäoslied von durchgreifender Wirkung gedichtet worden. Auch beſchränkten ſich die lyriſchen Ergüſſe dieſer Poeten nur auf vereinzelte Mahnrufe. Productiver war George Heſekiel, in deſſen Dichtungen („Neue Gedichte"), namentlich auch in „Preußiſche Hochſommerzeit" die neupreußiſche Tendenz gegen das altpreußiſche Pathos zurücktrat. Außerdem beſang L. Freytag „Preußens Ruhm" in drei Gedichten, der Ethnograph und Sänger des Harzes, H. Pröhle, den „Krieg 1866", Theodor Oelsner dichtete „Preußiſche Zündnadellieder" unter dem Titel: „Hurrah", F. Mathes feierte in einem Liederkranz „1866" Deutſchlands Wiedergeburt. F. W. Hille gab eine größere Sammlung „Mahnrufe an das deutſche Volk. Patriotiſche Gedichte aus den Jahren 1857—66" heraus. Moritz Blanckarts widmete Kriegsgedichte der preußiſchen Armee. „Norddeutſche Geharniſchte Sonette" erſchienen in zwei Cyklen, O. F. Gruppe's „Vaterländiſche Gedichte" ſind mehr hiſtoriſchen Inhalts, mehr der Vergangenheit als der Gegenwart zugewendet. Daſſelbe gilt von A. von Weyhe-Eimke's Welfenliedern: „Des Königs Ahnen", die in jeder Hinſicht post festum kommen. Die Kriegsthaten von 1864 feierte in fließender und anſprechender Weiſe Feodor von Koeppen in ſeinem, von einem andern Offizier, Freiherrn von Falckenſtein, illuſtrirten „Ein Strauß für Schleswig".

Bei weitem größer iſt die Zahl der Gedichtſammlungen, welche den alten Spruch: „Ein politiſch Lied, ein garſtig Lied", beherzigen und ſich wenigſtens von jeder unmittelbaren Berührung mit der Gegenwart fernhalten. Adolf Böttger's Dichtungen liegen in einer ſechsbändigen Geſammtausgabe vor. Der Dichter zeigt ſich darin als der productivſte deutſche Autor auf dem Gebiete der „poetiſchen Erzählung", deren ſämmtliche Varietäten mit antikem und romantiſchem, mit exotiſchem und humoriſtiſchem Colorit ſich in derſelben wiederfinden. Außerdem hat Adolf Böttger eine neue Gedichtſammlung: „Heilige Tage" und eine epiſche Dichtung: „Die Tochter des Kain", erſcheinen laſſen. Durch Formgewandtheit mehr nach der Seite des Erhabenen zeichnen ſich Karl Ziegler's „Oden" und mehr nach der Seite des Elegiſchen hin Möſer's „Neue Sonette" und die Canzone „An den Tod" aus. Auch Bernhard von Lepel's „Gedichte" tragen das Gepräge dichteriſchen Strebens. Der Dramatiker S. Moſenthal hat ſeine „Geſammelten Gedichte" in dieſem Jahre veröffentlicht. Außerdem erſchienen Gedichtſammlungen von F. C. Schubert, Luiſe Mayer, Marie Harrer, Ernſt Streben, J. Travers, Emil Taubert („Brautgeſchenk"), L. Wolff („Funken"), R. G. H. Konz, E. Weber („Herzensklänge"), Emilie von Lewitzka, Heinrich vom Sunde („Herzensgrüße"), Theodor Spitta („Waldblumen"), ein „Liederbuch" von Müller von der Werra, ein deutſcher Liederſtrauß: „Heliotrop", von A. Rheiner, „Blüten einer Weltanſchauung" von U. R. Schmid. Unter dem Titel: „Erinnerungen" gibt F. A. Maercker geſammelte Gedichte heraus.

Daß dieſe meiſten Gedichtſammlungen, auch die beſſern, für das Publikum ein Buch mit ſieben Siegeln bleiben, iſt eine melancholiſche Thatſache, die ſich nicht wegleugnen läßt. Indeß gibt es auch Lyriker, welche aus dem Glückstopf unſerer Literatur einen glücklichen Treffer zogen und deren Dichtungen nachhaltigen Anklang finden. So erſcheint Bodenſtedt's „Mirza-Schaffy" in einer ſiebzehnten Auflage, Leopold Schefer's „Laienbrevier" in einer vierzehnten, die Gedichte von Anaſtaſius Grün in der dreizehnten und die von Albert Traeger in der fünften Auflage. Einen willkommenen Zufluchtsort für die im Einzelkampfe ermüdeten Streiter bieten unſern Lyrikern die Albums, in denen ſie gemeinſam einen Angriff auf das hartnäckige Publikum machen. Von provinziellen Albums iſt diesmal nur das „Album ſchleſiſcher Dichter" erſchienen; Schleſien bewährt ſich als die ſangesluſtigſte deutſche Landſchaft von unverwüſtlicher Neigung für Poeſie und unleugbarer Begabung für dieſelbe. Gegenüber dieſem anſpruchsloſen Album nehmen die prachtvoll illuſtrirten Künſtleralbums, das unter der Redaction von Wolfgang Müller erſcheinende „Düſſeldorfer Album" und das von Albert Traeger herausgegebene: „Deutſche Kunſt in Bild und Lied", durch werthvolle Illuſtrationen eine faſt die dichteriſchen Beiträge verdunkelnde Bedeutung in Anſpruch.

Was die epiſche Dichtung betrifft, ſo möchten wir es als einen Fortſchritt bezeichnen, daß ſie ſich von der Lyrik immer mehr zu emancipiren ſucht. Die lyriſch-epiſche Dichtung, die poetiſche Erzählung, hat in dieſem Jahre gar keine nennenswerthen Blüten getrieben. Dagegen ſind zwei größere Verſuche im epiſchen Stil: Hermann Lingg's „Völkerwanderung" und der „Ahasverus" von S. Heller erſchienen, Verſuche, welche den epiſchen Ton der Darſtellung hin und wieder treffen, oft aber auch in die Proſa der Chronik verfallen. Die poetiſchen Annalen der „Völkerwanderung" ſind noch unvollendet, während der „Ahasverus" als abgeſchloſſenes Werk von bedeutendem Umfange vor uns liegt. Das Streben nach künſtleriſcher Geſchloſſenheit tritt in beiden Dichtungen hervor, denn während die mit den verſchiedenſten Formen freiſpielenden poetiſchen Erzählungen oft wie eine metriſche Muſterkarte ausſahen, iſt in jenem hiſtoriſchen wie in dieſem Gedankenepos die Einheit des Metrums gewahrt bis zu der Ermüdung, welche noch keine in gleichmäßigem Takt ſich endlos fortbewegende Epopöe ihren Leſern erſpart hat. Lingg's „Völkerwanderung" iſt in Ottave rime, Heller's „Ahasverus" in Terzinen gedichtet — beide Dichter entſchieden ſich für das italieniſche, mit prunkender Reimſchleppe einherrauſchende Gewand des Epos. Ein idylliſches Epos, nach dem Vorbilde von Goethe's „Hermann und Dorothea", in Hexametern gedichtet, iſt: „Das friedliche Thal im Kriege 1813" von Agnes Kayſer-Langerhannß. Mindeſtens iſt in dieſer kleinen Dichtung der Stoff ſympathiſcher als in dem weitausſehenden Lingg'ſchen Gedicht, das barbariſche Geſinnungen und Coſtüme veredeln muß.

Von andern epiſchen Dichtungen erwähnen wir: Luiſe von Ploennies' „Joſeph und ſeine Söhne", C. G. Häb-

ler's „Thalkrings Sohn", C. Berthold's „Die heilige Elisabeth von Thüringen", Arthur Woldemar's „Epische Gedichte", H. Simon's „Hermann und Freya", Karl Stelter's „Geschichte und Sage, erzählende Dichtungen" und das anmuthige „Märchenbuch" von Wolfgang Müller von Königswinter. Eine Wiederbelebung des komischen Epos im Stile von Pope's „Lockenraub" und der Zachariä'schen Dichtungen versuchte Albert Rosshack in den „Leiden der jungen Lina", während „Das Lilienmärchen" desselben Autors mehr zur Schule der fleurs animées gehört. Ein ganz artiges Märchen ist H. Waentig's „Zottelprinz". In das Gebiet der Reflexionspoesie hinübergreift „Die Komödie des Lebens" von Erdwin Rölling. Aus dem reichhaltigen Nachlaß zweier in ihrer Richtung auf geistvolle Didaktik geistesverwandten Dichter: Friedrich Rückert und Leopold Schefer, sind zwei Gedichtsammlungen herausgegeben worden: „Lieder und Sprüche" von Friedrich Rückert und „Für Haus und Herz. Letzte Klänge" von Leopold Schefer, welche das charakteristische Gepräge beider Dichter nicht verleugnen.

Die poetischen Aneignungen und Uebersetzungen stehen in Blüte. Bis zu welcher Meisterschaft diese Kunst gediehen ist, kann man aus Friedrich Bodenstedt's „Gesammelten Werken" ersehen, von denen bisjetzt acht Bände erschienen sind. Außer den Originaldichtungen enthalten sie eine große Zahl von Aneignungen, welche in vieler Hinsicht mustergültig sind. Ihnen schließen sich die Shakspeare-Uebersetzungen von Franz Dingelstedt und Wilhelm Jordan in der „Bibliothek ausländischer Classiker" an. Robert Hamerling hat die Dichtungen von Leopardi der deutschen Literatur angeeignet. Außerdem finden sich in dieser „Bibliothek" Uebersetzungen von George Sand, Molière, Chaucer, Lesage u. a. Norwegische, isländische, faröerische Volkslieder der Vorzeit hat Rosa Warrens gesammelt und bearbeitet, während Johann Fastenrath einen „Spanischen Romanzenstrauß" und „Klänge aus Andalusien" bietet. Von den Dichtern des Alterthums beschäftigen namentlich Sophokles, Horaz und Catull unsere Uebersetzer. Einzelne Stücke von Sophokles sind von Viehoff, von Otto Tischer übersetzt, von Oswald Marbach und Wilbrandt frei bearbeitet worden. Horaz erscheint in den verschiedensten Formen, im Versmaß des Originals von J. D. Freiherrn von Nordenflicht, in gereimten Odenmaßen von Nikolaus Fritsch, in gereimten Jamben von Karsten. Rudolf Westphal hat Catull's Gedichte in deutschen Reimversen modernisirend übertragen, während sie im Versmaß der Urschrift von Karl Ufchner übersetzt worden sind.

Auf dem Gebiete der dramatischen Literatur währt der unselige Zwiespalt zwischen Bühnen- und Bücherdrama zum Unglück unserer dramatischen Entwickelung fort. Die Dichter suchen zwar ihre Dramen der äußern Form nach bühnengerecht zu machen, wählen aber meistens Stoffe, die für die Bühne der Gegenwart wie für das Publikum keine Anziehungskraft besitzen, während wiederum einige Bühnenschriftsteller von Fach den Anforderungen der Kunst gar keine Rechnung tragen, dafür aber mit ihren rohen, auf den crassesten Effect speculirenden Stücken große Bühnenerfolge erzielen und mindestens rasch die Runde über die Bühnen machen. Dies gilt namentlich von den Dramen der Frau Birch-Pfeiffer, deren „Frau in Weiß" an allen großen Hoftheatern auf das prompteste einstudirt wird, mag sie nun hinterdrein Kassenstück werden oder Fiasco machen. Am fleißigsten für die beliebteste Lustspielgattung sorgt Roderich Benedix, neben ihm Ludwig Rosen, Otto Girndt u. a. Friedrich Halm's „Wildfeuer", „Maria Moroni" von Paul Heyse und „Katharina Howard" und „Der Nabob" vom Herausgeber d. Bl. sind fast die einzigen größern Dramen von dichterischer Haltung, die neuerdings an Theatern ersten Ranges zur Aufführung gekommen sind.

Albert Lindner's „Brutus und Collatinus", ein Stück, das am 10. November den preußischen Schiller-Preis erhalten hat, wird infolge dieser Auszeichnung nun wol über viele Bühnen gehen. Von den drei zur Concurrenz zugelassenen Prämienstücken des münchener Actienvolkstheaters: „Haberfeldtreiben" von Arthur Müller, „Amnestie" von A. May und „Ketten" von Emil Vacano, hat das zweite nun definitiv den nach den Erfolgen der Aufführung bestimmten Preis erhalten. Ein drittes Stück, das als preisgekrönte Tragödie veröffentlicht wird, ist Arthur Freese's Drama: „Das Haus Cenci", welches den Preis von dem in Frankfurt erscheinenden „Deutschen Dichtergarten" empfangen hat.

Abgesehen von diesen Dramen, welche durch Aufführungen oder Preisertheilungen weitern Kreisen bekannt geworden sind, blüht nun eine ganze verborgene Flora dramatischer Dichtungen, welche der Belebung durch den Zauberstab der Theaterdirectionen meistens wol vergebens harrt. Denn die Wahl unmoderner und durchaus nicht sympathischer Stoffe verweist die Mehrzahl dieser Productionen vorzugsweise an die Leser. Die Leser von Tragödien aber gehören nicht einmal zu den Berufenen, sondern zu den Auserwählten, wenn man ihre Zahl nach jenem Ausspruche der Heiligen Schrift messen will.

Einige Schriftsteller, welche kein Vertrauen zur Veröffentlichung einzelner Dramen hegen, setzen dem Publikum gleichsam einen ganzen dramatischen Revolver auf die Brust, indem sie gesammelte dramatische Schriften herausgeben. Von Paul Heyse's „Dramatischen Werken" ist kein neues Bändchen im Laufe dieses Jahres ausgegeben worden. Von den dramatischen Werken des Herausgebers d. Bl. ist das fünfte und sechste Bändchen erschienen, welches die Trauerspiele „Katharina Howard" und „König Karl XII." enthält. L. A. von Winterfeld und A. Freiherr von Wolzogen lassen ebenfalls „Dramatische Werke" erscheinen, von denen drei Bändchen vorliegen mit den Dramen „Blanche", „Sophia Dorothea" und „Fürstin Orsini". Ebenso gibt H. Baumgärtner „Dramatische Schriften und Studien über das Leben" heraus, von denen das dritte Bändchen das Drama „Der Kaiserhof zu Palermo" enthält.

Am beliebtesten sind noch immer die Stoffe aus der deutschen Kaisergeschichte für die historische Tragödie, ob-

gleich noch kein deutſcher Kaiſer auf der Bühne feſten Fuß gefaßt hat. Das politiſche Pathos der deutſchen Kaiſerzeit iſt uns abhanden gekommen, wir wollen überhaupt ſo wenig Harniſche, Schlachtſchwerter und Hellebarten wie möglich auf den Bretern ſehen. Die Berufung auf die Shakſpeare'ſchen Königsdramen iſt wenig motivirt, die Helden derſelben ſtanden dem Volke zu Shakſpeare's Zeiten weit näher, als uns die deutſchen Kaiſer des Mittelalters. Anders verhält es ſich ſchon mit der Geſchichte der Hohenzollern; in ihr waltet ein moderner Genius, der bis in die Gegenwart und Zukunft deutſcher Nation hineingreift. Leider treten hier Rückſichten der Convenienz bei den Hoftheatern der Aufführung derartiger Stücke hindernd entgegen; die zweiten Theater aber ſehen von künſtleriſcher Behandlung ab und begnügen ſich mit Dramen von derber, holzſchnittartiger Volksthümlichkeit.

Die Hohenſtaufen, die Grabbe mit genialem Wurf behandelt hat und die zu Raupach's Zeiten auch auf der Bühne herrſchten, müſſen gegenwärtig gegen die Ottonen und Heinriche zurücktreten. Namentlich iſt Kaiſer Heinrich IV. ein Lieblingsheld der Dramatiker des Jahres 1866. Ferdinand von Saar hat ſeinem „Gregor VII." nun einen zweiten Theil: „Heinrich's Tod", folgen laſſen. Richard Weiland hat den gleichen Stoff in ſeinem Drama „Kaiſer und Papſt" und Weißbrodt mit katholiſirender Tendenz in dem zweibändigen Drama „Gregor der Siebente" behandelt. Ein Drama: „Otto der Große und ſein Haus" hat Arthur Müller gedichtet, welcher gleichzeitig ſein am münchener Volkstheater ſo beifällig aufgenommenes Volksſchauſpiel: „Das Haberfeldtreiben", herausgab; einen „Kaiſer Otto III." Eduard Röber, einen „Rudolf II. oder der Majeſtätsbrief" Friederike Kempner.

Aus der Zeit der Reformation nahm J. G. Fiſcher den Stoff zu ſeinem im lakoniſchen Stil des Volksdramas gehaltenen „Florian Geyer, der Volksheld im deutſchen Bauernkrieg", während Hermann Frey einen „Hans Sachs" im Goethe'ſchen Fauſtmetrum dichtete. Weiter zurück in das Reich altdeutſcher Dichtung griffen W. Hoſäus, der die zahlreichen Nibelungentragödien mit einer „Chriemhild" vermehrte, und Ludwig Schneegans, der die von Joſeph Weilen und Richard Wagner dramatiſch behandelte Triſtan-Sage noch einmal für die Bühne in ſeinem „Triſtan" zu geſtalten ſuchte. Von andern Dramen der ernſtern Richtung erwähnen wir noch: Arnold Heſſe: „Servetо", Fercher von Steinwardt: „Dankmar", Tragödie; A. Gerhard: „Achilles", Trauerſpiel; C. G. Häbler: „Liebesgeſchicke", ein Dramencyklus; L. Schenck: „Markgraf Rüdiger" und „Die Florentiner"; F. Meyer von Waldeck: „Die Erbin von Glengary"; H. Penn: „Der Untergang Metullums"; Völkel: „Die Schlacht an der Bereſina"; J. E. Kopp: „Dramatiſche Gedichte" und Freiherr von Stein-Kochberg: Kochba: „Lucy". Peter Lohmann veröffentlicht im dritten Theile ſeiner „Dramatiſchen Schriften" Muſikdramen, Operntexte, deren Benutzung er den deutſchen Componiſten freigibt.

Das Luſtſpiel wagt es nicht, in gleicher Weiſe an das Leſepublikum zu appelliren, wie das Trauerſpiel; es erſcheint meiſtens in einem auf die Bühnen berechneten Manuſcriptdruck, der außerhalb der Grenzen liegt, welche d. Bl. ſich geſteckt haben. Eine große Zahl von Bluetten, Vaudevilles, Singſpielen und ſonſtigen dramatiſchen Ephemeren wurden in Th. Bloch's „Dilettantenbühne" und ſonſtigen Sammlungen an die Nadel geſpießt, um Collectaneen für die Liebhaber zu bilden. Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Luſtſpielen findet ſich in der von Martin Perels herausgegebenen „Deutſchen Schaubühne". Hierher iſt wol auch Hans Koeſter's neueſtes Drama: „Liebe im Mai oder Calandrino im Fegfeuer" zu rechnen. Noch erwähnen wir die treffliche Ueberſetzung der Molière'ſchen Luſtſpiele von Wolf Grafen Baudiſſin, von welcher jetzt der dritte Band erſchienen iſt.

Wenn wir uns vom Drama auf das Gebiet des Romans und der erzählenden Literatur begeben, ſo müſſen wir uns durch eine verwirrende Flut von Erzeugniſſen die Bahn brechen. Hier, wo die ſtrengern Maßſtäbe der Kunſt aufhören, wo die Eigenthümlichkeiten dichteriſcher Anlage ſich durch Bildung erſetzen laſſen und ihr Mangel durch Geſchicklichkeit iſt ein freies Feld für Routine und Induſtrie jeder Art gegeben; ja, dem Roman wird nicht nur ein unerſchöpflicher Stoff durch die ganze Welt- und Zeitgeſchichte geboten, eigene Lebenserinnerungen, Doctrinen jeder Art laſſen ſich mit Leichtigkeit in ſein Gewand einkleiden. Wenn Schiller den Romanſchriftſteller den Halbbruder des Dichters nannte, ſo muß dieſe Bezeichnung gegenüber der jetzigen Romanproduction noch weſentlich eingeſchränkt werden; Dichter und Romanſchriftſteller ſtehen gegenwärtig oft in keinem Grade kanoniſcher Verwandtſchaft mehr. Im Vergleich mit dem offenen Meer der Dichtung erſcheint die ganze Romanproduction oft wie eine trübe und ſchlammige Lagune, in welcher es ſelbſt der Kritik ſchwer fällt, durch richtige Merkzeichen und Tonnen das erträgliche Fahrwaſſer von den gänzlich ſeichten Stellen abzuſtecken.

Auf dem Gebiete des hiſtoriſchen Romans bewährt ſich Heinrich Laube's „Deutſcher Krieg", von welchem die dritte Abtheilung: „Herzog Bernhard", in dieſem Jahre erſchienen iſt, noch immer als die ſtilvollſte Production. Unermüdlich fährt Luiſe Mühlbach fort, die Chronik der Hohenzollern im arabeskenreichen Romanſtil zu ſchreiben. Von ihrem Werke: „Der Große Kurfürſt und ſeine Zeit", iſt die dritte Abtheilung: „Der Große Kurfürſt und ſeine Kinder", erſchienen. Gleichzeitig kündigt ſich ein neuer Romancyklus von vermuthlich unabſehbarer Bändezahl unter dem Titel: „Deutſchland in Sturm und Drang", an, deſſen erſte Abtheilung der Roman: „Der alte Fritz und ſeine Zeit", bildet. Für dieſe vier Bände muß noch Saft genug in der ſo eifrig ausgequetſchten Citrone vorhanden geweſen ſein. Wenn mit gleichem patriotiſchen Geiſt Friedrich Adami ſeine vaterländiſchen Erzählungen „Aus dem Leben zweier Könige" ſchreibt, ſo bleibt das höhniſche Echo aus dem ultramontanen Lager in den „Hiſtoriſchen Novellen über Friedrich II. und ſeine Zeit", von C. von Bolanden, nicht aus, welcher zur Verketzerung des preußiſchen Monarchen ebenſo einen Novel-

lenband nach dem andern ins Feld rücken läßt, wie Luiſe Mühlbach und Adami zur Verherrlichung deſſelben. In der Zeit der Napoleoniſchen Kriege ſpielt S. Willborn's Roman: „Fritz Werner“ und der Roman von Moritz Hartmann: „Die letzten Tage eines Königs“; in derjenigen der franzöſiſchen Reſtauration: „Polignac. Hiſtoriſch-politiſcher Roman“ von Schmidt-Weißenfels. Hans Wachenhuſen veröffentlicht einen Roman aus Polens jüngſter Vergangenheit: „Unter dem weißen Adler“; von K. Haffner erſcheint „Louis Napoleon und die Pfarrerstochter“ und von John Retcliffe „Von Berlin nach Königgrätz“, ein Roman, der den Zeitereigniſſen auf dem Fuße folgt und mit dem wir nicht an der Schwelle der Gegenwart ankommen. Auch die „Zeitgenoſſen“ von Eliſe Schmidt haben die öſterreichiſche Bewegung des Jahres 1848 zum Hintergrunde, theilweiſe ſogar zum Mittelpunkte. Andere viel weiter zurückgreifende hiſtoriſche Romane ſind: „Der Graf von der Liegnitz“, von Bernd von Guſeck; „Mönch und Gräfin“, von Groß-Hoffinger; die Familiengeſchichte von George Heſekiel: „Diemanshof und ein halbes Jahrtauſend“, und der dritte Band der „Altadelichen Haus- Hof- und Familiengeſchichten“ von H. Maltitz, welcher den „Hof zu Dalwitz und ſeine Leute“ behandelt. Derſelbe Verfaſſer hat unter dem Titel: „Eſſendiſche Leute“, auch einen ſocialen Roman erſcheinen laſſen. Eine Aneignung aus dem Gebiete der Kunſtgeſchichte iſt Emil Brachvogel's „Hogarth“. Der literarhiſtoriſche Roman iſt durch H. E. R. Belani's: „Goethe und ſein Liebeleben“ und K. Haffner's „Scholz und Reſtroy“ vertreten.

Neue Adelsromane haben Karl von Holtei in ſeinem „Haus Treuſtein“ und Friedrich Volkmar in dem Romancyclus: „Edel und Adel. Wüſtenleben und wüſtes Leben“, einen Volksroman Otto Müller im „Wildpfarrer“ geliefert. Der exotiſche Roman iſt durch B. Möllhauſen's „Mandanenwaiſe“, Marie von Roskowska's „Weit über Land und Meer“; der Seeroman durch H. Smidt's „Ein berliner Matroſe“ vertreten.

Unter den ſocialen Zeitromanen ſteht in erſter Linie F. Spielhagen's „In Reih und Glied“, eine Art von Arbeiterroman mit ſocialiſtiſcher Tendenz, deſſen Held eine Silhouette von Ferdinand Laſſalle iſt. Spielhagen gibt gleichzeitig ſeine „Geſammelten Werke“ in neuer revidirter Ausgabe heraus. Andere Romane, welche aus dem geſellſchaftlichen Leben der Gegenwart ſchöpfen, ſind: Auguſt Becker, „Des Rabbi Vermächtniß“; E. Willkomm, „Geſellen des Satans“; L. Wolfram, „Verlorene Seelen“; Luiſe Otto, „Zerſtörter Frieden“; Emilie Heinrichs, „Bettler und Millionär“; E. Wichert, „Aus anſtändiger Familie, Geſchichte eines verlorenen Menſchenlebens“; Graf M. Baudiſſin, „Liebe und Leidenſchaft“; Freiherr E. von Bibra, „Ein edles Frauenherz“; E. M. Vacano, „Der Magen und das Herz“; Ernſt Pasqué, „Die Komödiantenhexe“; L. von Cornitz, „Schloß Ehrenſtein und ſeine Bewohner“; H. Breuſing, „Ein Geächteter“; Erneſtine Eckardt-Volmar, „Helene“. Von Friedrich Hackländer erſcheint in Lieferungen ein „Künſtlerroman“, und von Otfried Mylius „Neue londoner Myſterien“.

Auf dem Gebiete der Erzählung und Novelle herrſcht eine nicht minder lebhafte Production wie auf dem des Romans. Dabei kommen die zahlreichen Geſchichten und Erzählungen, welche in allen Spalten der Unterhaltungsblätter, Modezeitungen, Illuſtrirten Zeitungen wuchern, nicht einmal in Betracht. Denn eine große Zahl derſelben verzichtet auf die zweifelhafte Unſterblichkeit des Buchhandels und begnügt ſich damit, den Leſern und Leſerinnen eine flüchtige Zerſtreuung zu gewähren, wie ein Modekupfer und ein Rebus, und dann ſchweigend den Weg aller Makulatur zu gehen.

Von Paul Heyſe's feinen, künſtleriſch gehaltenen Novellen iſt eine ſechste Sammlung erſchienen: „Fünf neue Novellen.“ Einen gleich hohen Standpunkt nehmen die „Hiſtoriſchen Novellen“ von Adolf Stern, Moritz Hartmann's Novellen „Nach der Natur“ und die Novellen von Karl Auguſt Heigel ein. Stoffartiger ſind Emil Brachvogel's „Neue Novellen“, von idylliſcher Friedlichkeit Edmund Hoefer's ſtille Geſchichte: „Das alte Fräulein“. Auch Ludwig Roſen, der Verfaſſer der Romane: „Der Buchenhof“ und „Werner Thormann“, hat eine Sammlung „Novellen“ herausgegeben, ebenſo Fanny Lewald neue „Erzählungen“, deren erſter Band den Titel „Vornehme Welt“ trägt. Die ſiebente Folge der „Neuen Novellen“ von Eliſe Polko führt den Titel „Verſunkene Sterne“. Der Humoriſt Hermann Schiff ließ ſeinen bisherigen phantaſtiſch beleuchteten Hoffmanniaden einige neue folgen: „Das verkaufte Skelet“, „Die wilde Rabbizin“, „Das koſchere Haus“, „Selbſtbekenntniſſe eines Geſinnungsfloh“ und „Das Mondſtück“, während L. Habicht ſich abermals als gewandter Darſteller criminaliſtiſcher Entwickelungen in ſeinen Erzählungen und Novellen „Irrwege“ zeigt. Hierher gehören noch Stephan Milow, „Verlorenes Glück“; Ferdinand Pflug, „Von Nah und Fern“, „Ein Dichterherz“; Julius Mühlfeld, „Fürs Vaterland“; A. M. Niendorf, „Contraſte der Gegenwart“; K. von Keſſel, „Die letzte Thräne“; A. Katſch, „Unter dem Storchneſt“.

Wir beſcheiden uns gern, wenn dieſe Aufzählung nicht frei von Lücken iſt, es iſt für den einzelnen unmöglich, die Fülle des ſich anhäufenden Stoffs in erſchöpfender Weiſe zu bewältigen. Doch annäherungsweiſe glauben wir einen Ueberblick gegeben zu haben über alle Erſcheinungen auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur, das in einer faſt induſtriellen Weiſe ausgebeutet wird. Hier iſt ſelbſt dem Mittelgut durch die Leihbibliotheken ein feſter Abſatz geſichert, während die Lyriker und Dramatiker ganz in blauer Luft umherſteuern und nicht wiſſen, ob nur ein einziges Exemplar ihrer auf die Unſterblichkeit berechneten Werke, die ſie aus ihren Luftballons umherſtreuen, die Adreſſe eines fühlenden Herzens findet. Arme Poeten — euch bleibt nur der Himmel des Zeus oder auf Erden das Los des Tauchers:

Unter Larven die einzig fühlende Bruſt,
Allein in der ſchrecklichen Einſamkeit.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom.

Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5. Jahrhundert bis zum 16. Jahrhundert. Von Ferdinand Gregorovius. Dritter bis fünfter Band. Stuttgart, Cotta. 1863—65. Gr. 8. 9 Thlr. 24 Ngr.

Der dritte Band des vorliegenden Werks (deſſen beide erſte Bände in Nr. 1 und 8 d. Bl. f. 1862 von Alfred von Reumont beſprochen wurden), erzählt die Geſchichte Roms im 9. und 10. Jahrhundert, der vierte führt ſie bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts, der fünfte umfaßt die kürzere, aber inhaltreiche Periode von der Wahl Innocenz' III. bis zum Exil von Avignon (1198—1305).

Es war beim Anblick Roms von der ceſtiſchen Brücke aus, erzählt uns Gregorovius, wo bei dem ſeltſamen Schauſpiel, das die zwiſchen den modernen Häuſern am trasteveriner Ufer hier und da hervorragenden Feudalthürme bieten, zuerſt die Idee zu dieſem Buche in ihm aufſtieg. Ob er ſchon damals vorausſah, daß ein ſo weitſchichtiges vielbändiges Werk, die mühſelige Arbeit langer Jahre, daraus werden würde? Freilich lag es wol von vornherein in ſeinem Plane (vgl. Nr. 1 d. Bl. f. 1862), „nicht ausſchließlich die politiſchen Ereigniſſe zu beſchreiben, die innerhalb der Mauern Roms geſchehen ſind, ſondern das Geſammtbild des Volks und der Stadt und aller merkwürdigen Dinge in ihr in dem großen Zeitraum von elf Jahrhunderten zuſammenhängend wiederzugeben". Aber fortgeriſſen durch ſeinen Stoff und das großartige Zeitgemälde, welches ſeine Studien vor ihm entrollten, iſt er noch weit über die hier geſteckten Grenzen hinausgegangen. Es iſt in der That nicht blos eine Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter, ſondern eine allgemeine Geſchichte dieſes Zeitraums, ſoweit die Perſonen und Begebenheiten deſſelben in irgendeiner Beziehung zu jener ſtanden. Und zu welchen Perſonen, zu welchen Begebenheiten hätte die Tiberſtadt als der ideale Mittelpunkt des chriſtlichen, geiſtlich-weltlichen Univerſalreichs durch ihre Päpſte und Kaiſer in jenen Jahrhunderten nicht in ſolchen Beziehungen geſtanden? Eine ſo weite Auffaſſung ſeines Gegenſtandes aber ſetzt dem Verfaſſer faſt keine andern Schranken als die ſeines Beliebens, und die unvermeidliche Folge iſt Mangel an Einheit und Symmetrie, ein Mangel, welcher weder durch den reichen Inhalt und großartigen Hintergrund, noch durch das große Darſtellungstalent des Verfaſſers beſeitigt werden kann. In der That iſt er öfters ſelbſt genöthigt, ſich von allzu weitführenden Abſchweifungen zurückzurufen, und allgemeine Betrachtungen über die Weltereigniſſe und ihre Repräſentanten unter den leitenden Perſönlichkeiten des Mittelalters gleichſam mit einem Seufzer zu unterbrechen, um zu ſeinem eigentlichen, oft recht dürftigen Stoffe zurückzukehren.

Drei verſchiedene, meiſt auch räumlich getrennte Theile treten uns aus dem Rahmen des Buchs entgegen: die Geſchichte des Papſt- und Kaiſerthums, die römiſche Communalgeſchichte, endlich die Geſchichte der Stadt im eigentlichſten Sinne, d. h. die ihrer Bauwerke. Die erſtgenannte, die doch eigentlich nur den Hintergrund zu bilden beſtimmt war, von dem das Gemälde der Stadtgeſchichte ſich abheben ſollte, nimmt den bei weitem größten Theil des Raums, mindeſtens drei Viertheile des Ganzen, in Anſpruch. Allerdings ruft ſie auch das größte Intereſſe hervor, nicht nur bei dem Verfaſſer, der mit beſonderer Liebe bei den großen allgemeinen Erſcheinungen der Geſchichte verweilt, ſondern auch bei ſeinem Leſer, wenigſtens ſoweit wir das große gebildete Publikum und nicht den Hiſtoriker von Fach vor Augen haben. Aber gerade, indem wir immer wieder von dieſen großen, weltbewegenden Begebenheiten und Perſönlichkeiten in das wüſte und kleinliche Treiben eines Gemeindeweſens zurückgeführt werden, das ſich in ſelbſtändiger Bedeutung keineswegs mit andern großen italieniſchen Communen des Mittelalters meſſen kann, ergreift uns ein Gefühl von Misbehagen, von Unbefriedigung, das uns zu keinem reinen Genuſſe kommen läßt. Wir haben jedoch vielleicht kein Recht, dem Verfaſſer daraus einen Vorwurf zu machen: es lag in ſeinem ungefügen, zwieſpaltigen Stoffe, der, indem er ihm das Recht gab und die Pflicht auferlegte, ſeine Blicke vom Capitol und Sanct-Peters-Dom über den ganzen chriſtlichen Erdkreis ſchweifen zu laſſen, ihn doch auch immer wieder in enge Schranken zurückrief und bei kleinlichen Begebenheiten zu verweilen zwang. Dazu kommt, daß, ſo ſorgfältig er den oft ſehr verborgenen und ſchwer zugänglichen Quellen der römiſchen Stadtgeſchichte nachgeforſcht und ſo gewiſſenhaft er ſie benutzt hat, ihm dieſelben doch nur ein höchſt dürftiges und lückenhaftes Material für ſeine Schilderung zu Gebote ſtellten. *)

*) Die ſtädtiſchen Archive aus älterer Zeit ſind verſchwunden, wie es heißt bei der Plünderung Roms im Jahre 1521: das älteſte Originalſtatut datirt von 1469. Während die übrigen großen Städte Italiens, ja ſelbſt mehrere kleinere, treffliche Chroniſten hatten, während im 13. Jahrhundert in Florenz allein Ricordano Maliſpini, Dino Compagni und Giovanni Villani ihre Stadtgeſchichten ſchrieben, hat Rom keinen einzigen Schriftſteller aufzuweiſen, der die Schickſale ſeiner Vaterſtadt aufgezeichnet hätte. Da auch die Obengenannten ſich nur um die Schickſale ihres ſpeciellen Gemeinweſens kümmerten, ſo iſt der Geſchichtſchreiber Roms meiſt auf die Regeſten der Päpſte, die Archive der päpſtlichen Kammer und die Schriften von Ausländern hingewieſen.

Im 9. Jahrhundert hat Gregorovius beſonders den in barbariſchem Latein geſchriebenen, aber aus zuverläſſigen Quellen geſchöpften Liber pontificalis des Bibliothekars Anaſtaſius benutzt; im 10. und 11. Jahrhundert die Papſtkataloge (nach den Ausgaben von Eckard, Muratori und Bigneti), die Chronik des Mönchs Benedict von Sanct-Andreas auf dem Soracte, das Leben des heiligen Adalbert von einem Mönche in San-Boniſazio und andere in den „Monumentis Germaniae" enthaltene Monographien; im 12. Jahrhundert die Sammlungen des Albinus und Cencius über die Regalien der Päpſte, die Lebensbeſchreibungen der letztern von Petrus und Pandulf von Piſa, des engliſchen Cardinals Boso Leben Hadrian's IV. und Alexander's III. u. ſ. w.; im 13. Jahrhundert die Arbeiten der Engländer Malmesbury, Roger Hoveden und Matthäus Paris, die Acten der päpſtlichen Kanzlei, die ſich von 1198 an als Regeſten der Päpſte faſt vollſtändig erhalten haben, und aus denen eine Reihe von Monographien geſchöpft iſt: zunächſt die Thaten Innocenz' III., dann die amtliche Schrift über das Leben Gregor's IX. und die Biographie Innocenz' IV., während die kurzen Lebensgeſchichten der folgenden Päpſte ſich in den Sammlungen des 14. Jahrhunderts von dem Dominicaner Bernhard Guidonis und dem Auguſtiner Amalrich Augarius finden.

Für die Stadtbeſchreibung liefern den Stoff hauptſächlich die wol zu Nutz und Frommen der fremden Pilger zuſammengeſtellten Notizbücher, zumal im 9. Jahrhundert die Schrift des Anonymus von Einſiedeln, ſpäter die „Graphia aureae urbis Romae" und die „Mirabilia urbis Romae", Fortſetzungen des alten „Curiosum urbis" nach jahrhundertelanger Unterbrechung, die in ihrem älteſten Theile wahrſcheinlich dem Ende des 10., in ihrer jüngſten, der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehörig, in barbariſchem, oft faſt unverſtändlichem Latein die Herrlichkeiten der antiken Reſte ſchildern, Aufzählung und Beſchreibung von wirklich Vorhandenem und längſt Untergegangenem oder Eingebildetem mit Sagen und Märchen verwebend.

Gregorovius' Geschichtsauffassung ist eine höchst eigenthümliche. Die dramatische Entwickelung der Begebenheiten ist ihm der sich vollziehende Schluß des Weltenschicksals. Wenn er auch den in dieser Tragödie handelnd auftretenden Personen Lob und Tadel, Lohn und Strafe zuerkennt, so ist doch ihre Willensfreiheit nur eine scheinbare; im Grunde sind sie nur die Handlanger einer sie beherrschenden eisernen Nothwendigkeit, die unbewußten Werkzeuge eines geheimnißvoll waltenden Fatums, oder, um mich christlich auszudrücken, einer vorherbestimmten göttlichen Fügung. Allerdings findet sich diese Ansicht nirgends ausdrücklich ausgesprochen; aber sie tritt klar genug hervor, wenn er am Schlusse einer jener heroischen Episoden, an denen die mittelalterliche Geschichte so reich ist, gleich dem Chor in der antiken Tragödie oder den Uebriggebliebenen in Wien und Worms nach dem Falle des letzten Nibelungen, seinen Klaggesang erhebt über die Leichen der Erschlagenen, die das schwarze Verhängniß hinweggerafft. Nur so ist es beispielsweise zu erklären, wenn er wiederholt von dem „atridenhaften Falle" der Hohenstaufen spricht; denn nur so kann dieser Vergleich einen Sinn haben, daß hier wie dort ein gewaltiges Königsgeschlecht nach langem, glänzendem, aber vergeblichem Ringen gegen das vorherbestimmte Schicksal daniedersank, da sonst jede Beziehung nicht nur in den Personen und ihren Thaten, sondern auch in ihren Schicksalen fern liegt.

Nicht nur die Fragen der Gegenwart, auch die Ereignisse der Vergangenheit liegen vor dem Historiker oft da wie ein Sphinxräthsel, das seiner Lösung harrt. Wer in zu weit getriebenem Pragmatismus, von dem auch Gregorovius nicht ganz freizusprechen ist, der Kette von Ursachen und Wirkungen nachspürt, als deren Endglied das einzelne Ereigniß erscheint, dem construirt sich die ganze Reihe leicht zu einem vorher entworfenen Gewebe, an dessen Vollendung die einzelnen handelnden Personen in bestimmter Weise zu arbeiten gezwungen waren. Nicht als ob der Verfasser, allzu sehr in die Betrachtung der einzelnen Maschen dieses Gewebes sich verlierend, den Zusammenhang im großen und ganzen aus den Augen verlöre. Er ist im Gegentheil stets bemüht, einen freien und weitblickenden Standpunkt zu gewinnen, von dem aus er die geschichtliche Entwickelung schrankenlos überblicken könne. Aber auch hier wieder dasselbe Resultat. Alles, was geschehen ist, hat so kommen müssen: als ein Uebel erscheinen die Begebenheiten nur von einem engen, beschränkten Standpunkte aus. Hier nur ein Beispiel. Bei dem Tode Friedrich Barbarossa's sagt der Verfasser, nachdem er von den Kämpfen des Kaisers mit den italienischen Städterepubliken gesprochen: „Die lange und verhängnißvolle Verbindung Deutschlands und Italiens durch ‹das Reich› wird derjenige verwünschen, welcher die Weltgeschichte nur aus den beschränkten Maßen, etwa vaterländischen Glücks, betrachtet; aber diese Klage ist nichtig und sinnlos außerhalb jenes verengten Horizontes" (IV, 581).

Wir sind weit entfernt, zu leugnen, daß die Kämpfe zwischen dem kaiserlichen Despotismus und der italienischen Städtefreiheit, wie die zwischen dem weltlichen und geistlichen Haupte der Christenheit schließlich der Menschheit zum Vortheile gereicht und zur Herbeiführung besserer Zustände und geläuterterer Anschauungen das Ihrige beigetragen haben; aber ist es nicht wieder eine durchaus willkürliche Construction, ein post hoc, ergo propter hoc, daß die gedeihliche Entwickelung der europäischen Menschheit diese Kämpfe zur nothwendigen Voraussetzung habe? Kommt man mit einer solchen Auffassung nicht dahin, behaupten zu müssen, alles geschichtlich Gewordene sei gut und nothwendig, und sollte nicht willkürlich, etwa „von einem einseitigen, beschränkten Standpunkte aus", geändert werden? Erinnert das nicht an die Ermahnungen, die wir vor nicht langer Zeit von linksrheinischen Publicisten und Staatsmännern oft genug hören mußten, unsere deutsche Zersplitterung sei zum Heile des Welttheils nothwendig und wir müßten sie uns deshalb im Interesse des Ganzen gefallen lassen?

Gewiß ist jede historische Thatsache als die Wirkung der Summe aller ihrer Ursachen eine nothwendige und in diesem Sinne unvermeidliche; aber mit dieser Anerkennung ist nichts geschehen, wenn wir nicht alle Ursachen bis hinauf zur ersten ebenso als Nothwendigkeiten anerkennen und somit alle Freiheit des menschlichen Willens leugnen — eine Consequenz, zu der sich der Verfasser schwerlich wird bekennen wollen. Freilich ist dieser Standpunkt noch immer eher ein berechtigter zu nennen, als sein Gegenpol, wie wir ihn bei Gelehrten der materialistischen Schule hier und da vertreten finden, und wie er z. B. in einer Beurtheilung des zweiten Theils von Napoleon's „Leben Cäsars" durch Adolf Stahr in der „Nationalzeitung" hervortritt. Sie sehen in der ganzen Weltgeschichte nur die Praxis der bekannten Fabel: „Ei, sprach der Mörder, du bist mein, denn ich bin groß und du bist klein" — nichts als die Herrschaft der rohen Gewalt von Anfang bis zu Ende. Eine providentielle Leitung, auf welche Napoleon III. bei Gelegenheit des Falles von Alesia und der schließlichen Niederlage des gallischen Celtenvolks deutet, ist ihnen ein veralteter und verächtlicher Aberglaube. Wie mögen sie es nur deuten, daß sich in der geistigen Entwickelungsgeschichte der Menschheit, wie in dem Entwickelungsproceß der ganzen organischen Natur ein steter und ununterbrochener Fortschritt vom Unvollkommenern zum Vollkommenern offenbart? Sie werden am wenigsten behaupten wollen, daß dieser Fortschritt auf dem bewußten Thun der einzelnen Menschen beruhe; sie werden sich vielleicht damit helfen, anzuerkennen, daß der Verlauf des weltgeschichtlichen Processes sich nach Gesetzen vollziehe, die ebenso unveränderlich seien als die, welche den Lauf des Naturlebens regeln, und die Darwin'sche Theorie auf die Menschheitsgeschichte übertragend, hinzufügen, das eben sei das Grundgesetz in der ganzen Lebewelt, daß der Kampf um das Dasein schließlich zum Vortheil der Gesammtheit ausschlagen müsse. Aber liegt in dieser Anerkennung nicht dasselbe, was die Religion als göttliche Fügung und Vorsehung hinstellt? Das fortwährende, vom Gesetz abbrechende, willkürliche Eingreifen Gottes in die

Natur und Geſchichte iſt allerdings eine kindlich rohe Auffaſſung und ſo wenig vom chriſtlichen Standpunkt aus nothwendig, wie vom philoſophiſchen, hiſtoriſchen und naturwiſſenſchaftlichen Standpunkt aus haltbar.. Aber wenn der philoſophiſche Hiſtoriker nicht nur das Vorhandenſein ſolcher allgemeinen Geſetze, welche den Gang der Menſchheitsgeſchicke regeln, anerkennen, ſondern ſogar dieſe Geſetze zu erforſchen und feſtzuſtellen ſuchen muß, ſo darf er doch nie vergeſſen, daß, „wenn ſehr viel davon abhängt, mit welchen Werkzeugen die Geſchichte arbeitet", dieſe Werkzeuge keine todten Stoffe und willenloſen Kräfte, ſondern freie, vernunftbegabte Weſen ſind, deren Thun und deren Einfluß auf das Werdende wol der Allwiſſende, aber kein Menſch wie ſie ſelbſt abmeſſen und berechnen kann.

Der Fehler des Gregorovius'ſchen Standpunktes iſt alſo nicht der, daß er im großen und ganzen objectiv den Gang der geſchichtlichen Ereigniſſe als einen nothwendigen anſieht, während er doch ſubjectiv, an die Handlungen der einzelnen Menſchen den Maßſtab der Moral legend, ſie nach ihren perſönlichen Motiven beurtheilt, ſondern daß er jene Nothwendigkeit in jedem einzelnen Falle nachweiſen will. Der Menſch, indem er demüthig anerkennt, daß ein erhabenes, von dem Willen der einzelnen unabhängiges Geſetz, ſagen wir chriſtlich eine allmächtige und allweiſe Vorſehung die menſchlichen Geſchicke in immer höhere und höhere Bahnen leitet, iſt ſich doch zugleich für ſich und ſeine Mitmenſchen des freien Willens und der Verantwortlichkeit für ſein Thun bewußt, und deshalb ſowol in der Beurtheilung vergangener Ereigniſſe wie bei der Betrachtung der Aufgaben der Zukunft auf das in ſein Inneres geſchriebene und mehr und mehr auch im Völkerleben ſich ausprägende Sittengeſetz hingewieſen. Stets ſoll er dabei die große, unerſchütterliche, troſtreiche Wahrheit feſthalten: der Menſchheit muß im großen und ganzen alles zum Beſten dienen, auch das Unglück und die Fehler des einzelnen; aber er muß darauf verzichten, den Nachweis dafür in jedem Falle führen zu wollen, will er nicht zu den bedenklichſten Conſequenzen und hier und da geradezu ad absurdum geführt werden.

So wenig wir uns ſomit mit dem Standpunkte unſers Autors in Bezug auf die Auffaſſung und Beurtheilung der geſchichtlichen Thatſachen immer einverſtanden erklären können, ſo ſehr müſſen wir das außerordentliche Talent anerkennen, mit dem er dieſelben zu gruppiren, die Lücken ſeiner Quellen durch ſinnreiche Conjecturen auszufüllen, und ſo dunkle Zeiten und Begebenheiten in eine ebenſo ſcharfe wie originelle Beleuchtung zu rücken weiß. Freilich wird bei dieſen geiſtreichen Verſuchen wol nicht immer ſtreng genug zwiſchen Hypotheſe und Thatſache, zwiſchen Wahrſcheinlichkeit und Wirklichkeit unterſchieden. Ganz beſonders gefällt ſich der Verfaſſer darin, in Zeit und Ort weit voneinander abliegende Begebenheiten unter denſelben Geſichtspunkt zu bringen und als Ausfluß deſſelben Grundmotivs darzuſtellen, wie wenn er bei der Erwähnung der Kreuzzüge (IV, 269) ſagt: „Nach der tiefen Verderbniß des 15. Säculums .... ſuchte die Menſchheit den verlorenen Chriſtus in der Schrift wieder auf; im 11. Jahrhundert war das Menſchengeſchlecht um vier volle Jahrhunderte kindlicher und roher: es ſuchte den Heiland in ſeinem wirklichen Grabe."

Beziehungen auf die Gegenwart ſind um ſo häufiger und erſcheinen um ſo natürlicher, als dieſe Bände in Rom ſelbſt während der Jahre 1859—64 verfaßt wurden. So gibt die Schlacht bei Civita zwiſchen den Söldnern des Papſtes und den Normannen 1053 Gelegenheit zur Vergleichung mit Caſtelfidardo; die Urtheile des Klerus im 11. und 12. Jahrhundert über das dominium temporale, zumal die Pier Damiani's und Bernhard's von Clairvaux, mit den Auslaſſungen der „Civiltà cattolica", des Organs der römiſchen Jeſuiten unſerer Tage u. ſ. w. Freilich ſind dieſe Beziehungen nicht immer glücklich gewählt, wie wenn der Verfaſſer bei Gelegenheit von Gregor's VII. Aufruf an den Dänenkönig Sueno, zur Hülfe der Kirche herbeizueilen, hinzufügt: die heutigen Italiener hätten kein Recht, ihn deshalb zu tadeln, ſeit ſie die Hülfe Frankreichs mit Savoyen und Nizza bezahlten.

Gregorovius liebt es, große Männer mit ſcharfen Strichen zu zeichnen. Wir finden ſolche Charakteriſtiken faſt von allen bedeutenden Perſönlichkeiten des Mittelalters. Auffaſſung und Darſtellung ſind durchaus geiſtreich und originell, wenn auch zuweilen nicht frei von Einſeitigkeit und einem etwas geſucht pointirten Stile. Dazu zeichnet er treffliche Situationsbilder in echt künſtleriſcher Geſtaltung, voll lebendiger Kraft und ergreifender Wahrheit, wenn es gleich bei der grellen Beleuchtung von einem beſtimmten Punkte aus natürlich ſchwer iſt, das Licht immer gerade auf die rechte Stelle fallen zu laſſen.

Um dem Leſer ein Bild von dem Stile und der Darſtellungsweiſe des Verfaſſers zu geben, wählen wir zwei Stellen aus; die erſte aus dem ſiebenten Kapitel des ſiebenten Buchs:

> Es iſt ein ſehr dunkles Bild des Verfalls von Rom, welches Urban II. darſtellt, ein bedrängter Greis, der mit dem Gelde eines fremden Abts die päpſtliche Reſidenz erkauft hat, wo er nun im öden Lateran daſitzt, umgeben von rohen Factionsmännern, von nicht minder verwilderten Biſchöfen, blickend auf die Trümmer von Kirchen und Straßen, Denkmäler Gregor's VII., blickend auf das todtenſtille, ſchmuzige, von einem zerlumpten, meuchelmörderiſchen, feilen Volk bewohnte Rom. Gibt es ferner viele ſo traurige Schauſpiele in der Geſchichte als jenes, welches der Kaiſer Heinrich IV. in derſelben Zeit darbietet? wo er, mit ſelbſtmörderiſchen Gedanken um den Abfall ſeines Sohns ſich härmend, in einer lombardiſchen Burg verſchollen lebte, während ringsumher alle Provinzen von Feuer und Schwert nicht minder verwüſtet lagen, als ſie es zur Zeit der Gothenkriege waren — all dies Wirkungen des Inveſtiturſtreits und die Denkmäler des ſiebenten Gregor.

Die andere aus dem Schluſſe des neunten Buchs, wo es, nachdem er in etwas willkürlicher Weiſe die Züge der Geiſelbrüder durch den Occident mit dem entſetzlichen Sturze des Hauſes da Romano und dem zwanzigjährigen Kriege zwiſchen Guelfen und Ghibellinen verknüpft hat, weiter heißt:

> Das Auftreten der Flagellanten iſt eins der erſchütterndſten Phänomene des Mittelalters. In der frommen Furie der

Kreuzzüge hatte sich auf Grund ähnlicher langer Verwirrung durch den Kampf zwischen Kaiserthum und Priesterthum die Sehnsucht der Menschheit nach der Erlösung ausgesprochen; in dem Geiselsturm des Jahres 1260 wiederholte sich dieselbe Sehnsucht. Die leidende Menschheit sammelte in den Tiefen ihres Gefühls die Eindrücke von Ereignissen, die es exaltirten: Ketzerei, Inquisition und Scheiterhaufen, Fanatismus der Bettelmönche, Tataren, wüthender Kampf beider Weltgewalten, die Furie der Factionen, der verwüstende Bürgerkrieg in allen Städten, die Tyrannis eines Ezzelin, Hungersnoth, Pest, die Lepra oder der Aussatz: dies waren die Plagen, welche die damalige Welt geißelten. Der dämonische Wanderzug der Flagellanten war der volksthümliche Ausdruck eines allgemeinen Elends, der verzweifelte Protest und die selbstauferlegte Buße der damaligen Gesellschaft, welche noch von dem epidemischen Massengefühl so stark ergriffen wurde, wie das Geschlecht der Kreuzzüge. In so dunkler Büßergestalt nahm die Menschheit Abschied von der Epoche des Weltkampfs zwischen Kirche und Reich. Am Ende dieser Epoche erschien ein Genie als ihre Frucht. Dies war Dante, der jener mittelaltrigen Welt ein einziges Denkmal schuf. Sein unsterbliches Gedicht ist ein gothisch aufgethürmter wunderbarer Dom, auf dessen Zinnen die hervorragenden Gestalten der Zeit sichtbar sind, Kaiser und Päpste, Ketzer und Heilige, Tyrannen, Republikaner, die alten und die neuen, Wissende und Schaffende, Sklaven und Freie, alle um den büßenden Menschengeist gereiht, der die Freiheit sucht.

Wir müssen es uns versagen, dem Verfasser in seiner Entwickelung der Geschichte des römischen Papst- und Kaiserthums durch fünf Jahrhunderte Schritt für Schritt zu folgen. Er stellt uns zunächst in geistreicher und glänzender Ausführung die welthistorische Bedeutung der Schöpfung des germanisch-römischen Reichs vor Augen, in dem die Idee des allgemeinen christlichen Bürgerrechts ihren ersten, wenn auch unvollkommenen Ausdruck fand und in welchem das christliche Rom, „die Mutter der Nationen", als eine civitas Dei, ein moralischer orbis terrarum erschien, im Gegensatz zu der Unterdrückung der Nationalitäten durch das heidnische Rom. Dann führt er uns von den glänzenden Tagen Karl's des Großen, die wie ein Stern durch das tiefe Dunkel dieser Jahrhunderte leuchten, durch seine unter der Unfähigkeit der Nachfolger und der Ungunst der Zeiten rasch verfallende Schöpfung bis zu der Epoche der sächsischen Ottonen, die, mit kräftiger Hand die römische Kaiserwürde an das deutsche Königthum knüpfend, das Papstthum fast zu einem Lehen des Reichs herabdrücken konnten, indem er uns zugleich die natürliche Begründung dieses Verhältnisses nachweist in der Entartung des Pontificats in dem Wütherich Bonifaz VII., in Johann VIII., dem Cäsar Borgia unter den Päpsten, in dem Wüstling Johann XII., dessen Unthaten Otto I. mit seinem kindischen Alter entschuldigte, in dem zwölfjährigen Knaben Benedict IX. u. s. w.

Mit dem vierten Bande und dem 11. Jahrhundert beginnt der hartnäckige Kampf der beiden höchsten Gewalten der Christenheit, welcher das Papstthum schrittweise von der Vertheidigung zum Angriff und endlich zum Siege, ja zur Herrschaft führt. Der Verfasser zeigt uns, wie zuerst das Bestreben der tüchtigsten Päpste dieses Jahrhunderts dahin ging, sich vom Patriciat unabhängig zu machen, der, die höchste weltliche und richterliche Gewalt in Rom darstellend, als eine Art kaiserlicher Delegation aufgefaßt ward und nach der Ansicht der sächsischen Kaiser das Recht zur Besetzung des Heiligen Stuhls verlieh, und wie dies Bestreben Veranlassung zu dem berühmten Wahlgesetz Nikolaus' III. und der Errichtung des Cardinalscollegiums wurde. Der Streit um den Patriciat erweitert sich vor unsern Augen zum Investiturstreit, das Streben nach Unabhängigkeit von der weltlichen Macht zum Ringen nach der Obergewalt, endlich nach der Weltherrschaft. Wir sehen, wie eine Reihe energischer und wenig von Scrupeln behinderter Päpste anderthalb Jahrhunderte lang vom Tode Kaiser Heinrich's III. bis zu Papst Innocenz III. den Kampf fortführt, bis das Papstthum den schwindelnden Gipfel hoch über der ganzen christlichen Menschheit erreicht hat, bis Otto IV. sich Kaiser von Gottes und des Papstes Gnaden nannte, bis Gregor IX. in seinem Briefe an Friedrich II. die Gewalt nicht nur über die Seelen, sondern auch über die Dinge und Leiber aller Christen beanspruchte, bis Innocenz IV. in seiner Antwort auf desselben Kaisers Protest gegen die Anmaßungen des Klerus behauptete, der Kaiser müsse nach altem Herkommen dem Papste, von dem er Titel und Krone erhalten, den Unterthaneneid schwören, und endlich Bonifaz VIII. durch die Erklärung in der Bulle unam sanctam, „daß aus Nothwendigkeit dem Papste jede menschliche Creatur unterworfen sei", dies Dogma als Krone auf das zum Himmel emporgethürmte Gebäude der mittelalterlichen Hierarchie setzte. Die grandiose Idee, die hier, freilich nur ermöglicht durch die Gunst der Umstände und den Charakter der Zeiten, doch durch eine staunenswürdige Consequenz, indem jahrhundertelang jeder Nachfolger den Gedanken des Vorfahren wieder aufnahm und weiter führte, zur Durchführung kam, hat uns Gregorovius trefflich bei dem Tode des ersten unter den großen Päpsten dieser Periode, Gregor's VII., gezeichnet. (IV, 246 fg.), wo es unter anderm heißt:

> Die Idee, einen Sterblichen vor der sündigen Welt als ein gottähnliches Wesen hinzustellen, die Schlüssel des Himmels und der Hölle in der Hand, und diesem Apostel der Demuth, aber Vicar Gottes die Welt zu unterwerfen, ist so befremdend und so schauerlich, daß sie noch das Staunen der spätesten Geschlechter erregen wird....
>
> Als eine in sich abgerundete Sphäre hatte jene Welt des Mittelalters zwei entgegengesetzte Pole, Kaiser und Papst. Die Verkörperung der die damalige Welt leitenden Principien in diesen beiden Weltfiguren wird ein ewig staunenswürdiges, ein nie mehr wiederholbares Zeugniß der Geschichte bleiben. Sie waren wie zwei Demiurgen, zwei Geister des Lichts und der Macht, in die Welt gesetzt, jeder seine Sphäre zu bewegen und zu regieren, Schöpfungen des sich fortsetzenden, im Medium irdischer Nothwendigkeit getrübten Culturgedankens des Christenthums, und dessen schöne Strahlenbrechung. Indem der eine die bürgerliche, der andere die geistliche Ordnung darstellte, der eine die Erde, der andere den Himmel vertrat, entstand dieser erhabene, die Menschheit bildende, die Jahrhunderte erfüllende und zusammenhaltende Titanenkampf des Mittelalters, das großartigste Schauspiel aller Zeiten....
>
> Eine erhabene Tradition, durch die Jahrhunderte fortgepflanzt, eine theokratische Anschauung von der Weltverfassung und der Einheit des Menschengeschlechts, in der sich unter den Germanen, die das Römerreich aufgelöst hatten, das Bedürfniß eines stetigen gesetzlichen Weltlebens neben der Einheit der

Religion Ausdruck gab, ein großes Culturideal und ein kosmopolitischer Begriff, der nie zur vollen Wirklichkeit ward, beherrschte mit der Festigkeit eines religiösen Dogmas das ganze Mittelalter; und dies Vorstellen dauerte noch, als die romanischen und die germanischen Nationen, welche einander die zwei Weltcharaktere, Kaiser und Papst, zugetheilt hatten, durch lange Entwickelungsprocesse eigene Staatsformen, Gesetze, Nationalität und Nationalsprache erworben hatten. (V, 260, 263.)

So charakterisirt der Verfasser das Verhältniß des Papst- und Kaiserthums, als Friedrich II., der letzte wahre Held dieser Tragödie, auf der Bühne stand. Er bezeichnet den letzten mit allen seinen Fehlern und Tugenden als den vollständigsten und genialsten Menschen seines Jahrhunderts, den Repräsentanten von dessen Cultur, indem er ihn zugleich seinem großen Namensvetter von Preußen vergleicht, an dem er viele dem deutschen Kaiser porträtähnliche Züge gewahren will. In geistvoller und schlagender Weise zeigt er uns die Nothwendigkeit der Niederlage dieses gewaltigen Mannes vor kaum ebenbürtigen Gegnern. Denn Friedrich II. führte den Kampf im Namen eines abstracten Begriffs, des römischen Kaiserthums, oder, wenn man will, des weltlichen Königthums überhaupt, aber er hatte keine in ihren Rechten gekränkte Nation hinter sich. Er konnte und wollte sich nicht mit dem Bürgerthum verbinden, war ein Feind der Demokratie und ein Verfolger seiner Freunde, der Ketzer, ein Verfechter der politischen Legitimität, dem gegenüber freilich die auf das Papstthum sich stützenden Guelfen, die, für die Communalfreiheit kämpfend, sich nur im Nothfall einigten, kaum größere Berechtigung hatten. Eine Nationalpartei existirte nicht, weder diesseit noch jenseit der Alpen; einzelne nationalgesinnte Männer, wie Dante, blickten doch immer wieder zum Kaiser empor. Mehr als ein halbes Jahrtausend sollte vergehen, ehe ihre Ideale, freilich in anderer und vollkommenerer Weise, als sie es selbst geahnt, vor unsern staunenden Augen zur lebendigen Wirklichkeit zu werden bestimmt waren.

In der Heldengestalt Manfred's zeigt uns Gregorovius allerdings schon den ersten Herrscher, dessen Geist den Plan eines italienischen Nationalkönigthums erfaßt hatte. Denn Manfred, obgleich hohenstaufischen Blutes, war kein Deutscher. Aber sein Plan scheiterte an der Macht der Päpste und der unreifen Zeit. Seine anfänglichen Erfolge bewogen die Päpste, in Frankreich Hülfe zu suchen, und von diesem Augenblicke an trat der französische Einfluß in Italien dem deutschen entgegen, ihn allmählich überwiegend und verdrängend, bis Karl's V. Uebermacht den Habsburgern zu Madrid und Wien die Macht zur Herrschaft über die Halbinsel öffnete. **Otto Speyer.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Otto Banck's „Kritische Wanderungen".

Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. Licht- und Schattenbilder zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Bühne, modernen Literatur und bildenden Kunst von Otto Banck. Zweiter Band: Vom Literaturgeist unserer Tage. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses etwas an zu viel Titel leidende Werk — denn außer dem angeführten kommt noch der fernere hinzu: „Aesthetische Unterhaltungen und kritische Schlaglichter über Dichten und Schaffen in Poesie und Prosa" — besitzt unleugbar seine wesentlichen Verdienste. Otto Banck ist einer jener wenigen Schriftsteller, die sich beim Arbeiten für Zeitungsfeuilletons und Journale eine gewisse Ruhe und Beschaulichkeit erhalten haben. Seine Besprechungen sind kein blos flüchtiges Abmachen, kein Hinhuschen und oberflächliches Berühren der Literatur- und Kunstwerke, sondern ein sinniges Betrachten und Vertiefen in sie. Seine Berichte sind kritische Erörterungen, die nicht nur Hand und Fuß haben, wie man zu sagen pflegt, sondern auch Kopf und Herz besitzen. Er betreibt sein Geschäft mit entschiedenem Ernst und zugleich mit der überall sichtbar werdenden Absicht, in angenehmer Unterhaltung seine Leser zu bilden und zu erziehen. Es ist sein unablässiges Bestreben, ihnen nicht nur Theilnahme und Interesse dafür zu erwecken, sondern ihnen selbst in der Erkenntniß ihrer eigenen Fehler und Schwächen ein lebhaftes Gefühl für die Würdigung des Höhern und Bessern anzulernen. Ihm sind Literatur und Kunst noch Gegenstände von ganz besonderm Werth, nicht jene Hekuba des Hamlet'schen Schauspielers, um welche dieser lamentirt und declamirt, und welche ihm im Grunde doch ganz gleichgültig ist. Otto Banck erkennt in ihnen noch ganz und gar den schönen oder häßlichen Ausdruck unsers innersten Wesens, die Mienen unsers Geistes, die Abspiegelung unserer Zeit. Ihn erfreut eine edle Stirn, ein freies, großes Auge, ein verklärender Zug in schwungvoll gezogenen Linien; ihn erschreckt die nackte Brutalität, die Grimasse oder die Merkmale einer gemeinen Natur. Zwischen beiden geht er kopfschüttelnd und kopfnickend hindurch, immer bemüht, die Blicke seiner Leser von den letztern ab-, zu den erstern hinüberzuziehen. Die erstern beschaut er mit Hingebung und Liebe, mit jener Jugend, „die uns nie verfliegen sollte", und wenn er die letztern schonungslos verurtheilt und verdammt, so thut er es nie, ohne zugleich auch alles angeführt zu haben, was ihnen zur Entschuldigung dienen kann.

Es ist ein sehr wesentliches Moment in Otto Banck's kritischen Auseinandersetzungen, daß er nie die Sachen ganz abstract, sondern stets auch vom menschlichen Standpunkt aus auffaßt, daß er bei allem Respect vor dem ästhetischen Gesetz daneben doch nie vergißt, die zufälligen Verhältnisse in Betracht zu ziehen, die mildernd auf ihre Strenge einwirken können. Er beschönigt keinen Misgriff, keinen Fehler, er verhehlt keine Unthat, keine Schmach; aber indem er sie aufdeckt und geißelt, läßt er sich nicht nehmen, nachzuweisen, wie und durch was sie entstanden und daß in den meisten Fällen diese Entstehung auf Welt und Zeit, d. h. auf uns selber zurückfällt. Seine Kunst- und Literaturschau wird so gewissermaßen stets zu einer Selbstschau des Jahrhunderts, in dem wir leben und wirken und an dessen Großthaten wir darum ebenso betheiligt sind wie an seinen Sünden. Alles, was dargestellt, gedichtet, geschrieben, gemalt und gemeißelt wird, wird gemeißelt, gemalt, geschrieben, gedichtet und dargestellt aus unserm eigenen Thun und Treiben, Denken und

Schaffen heraus: es iſt Blut von unſerm Blut, Bein von unſerm Bein, und darum hat unſer Schriftſteller auch durchaus recht, wenn aus allen ſeinen Abhandlungen uns der Sinn jenes Overbeck'ſchen Verſes entgegentritt:

Wie's nun iſt auf Erden,
Alſo ſoll's nicht ſein;
Laßt uns beſſer werden,
Gleich wird's beſſer ſein.

Jeder Kunſtrichter muß zugleich ein Sittenrichter ſein, ſonſt iſt er nichts als ein Splitterrichter oder Kritikaſter. Bei Otto Banck trifft erſteres zu, das beweiſt ſogleich ſeine würdig und geſinnungsvoll geſchriebene Einleitung. Man gewahrt darin augenblicklich, daß er nicht auf dem Standpunkte der gewöhnlichen Recenſenten ſteht, ſondern daß ihn etwas Höheres als ein kleinlicher Nörgelgeiſt beſeelt, der genug gethan zu haben glaubt, wenn er die Lacher auf ſeiner Seite hat.

Auch in Banck pulſt eine humoriſtiſche Ader, aber ſie klopft nur dann und wann beſcheiden durch, um den Ton nicht trocken, die Darſtellung nicht pedantiſch werden zu laſſen. Sie wärmt und färbt gleichſam nur den Teint ſeiner Diction, gibt ihm eine gewiſſe geiſtige Röthe, die ihm wohl zu Geſichte ſteht, wenn ſie hier und da auch einmal zu hell aufflammt. Im ganzen iſt jedenfalls in Banck's beurtheilenden Schriften ein höchſt maßvolles Auftreten hervorzuheben. Soll aber ja etwas daran bedauert werden, ſo möchte es einzig das ſein, daß ſie zu aphoriſtiſch, in der Sammlung doch zu ungeſammelt geblieben, daß aus ihnen kein Literaturgemälde im ganzen geworden. Hätte der Verfaſſer ſeine am einzelnen gemachten Beobachtungen zu einer Totalität zuſammengefaßt, hätte er den „Literaturgeiſt unſerer Tage" zu einem feſt und einheitlich verarbeiteten Buche gemacht — und das würde ihm nicht haben ſchwer werden können bei der Ueberſichtlichkeit, die er bei jeder Gelegenheit zeigt —, ſo dürften wir in ſeinem Werke ein noch impoſanteres Zeugniß ſeines Geiſtes und ſeines Fleißes beſitzen, als es jetzt in dieſen zerſtreuten äſthetiſchen Unterhaltungen und Schlaglichtern vorliegt. Es liegt ein ganz entſchiedenes Bedürfniß nach Sammlung, Ueberſchaulichkeit und Concilianz in uns. Aus dieſem Bedürfniß gehen die vielen Literaturgeſchichten und Geſchichten der bildenden Kunſt hervor. Man fühlt ſich ebenſo zum Abſchluß wie zur Verſtändigung über ſich ſelbſt geneigt. Dieſer Neigung zu entſprechen, wäre Otto Banck vollkommen der Mann. Seine Behäbigkeit und Milde bei allem Ernſt und aller Nachdrücklichkeit würden vom beſonderſten Nutzen ſein können und ſein müſſen. Wie ſchmerzlich, dieſen durch die vorliegende Sammlung ſeiner kritiſchen Arbeiten nicht im ganzen Maße geſtiftet zu ſehen! Aber um gerecht zu ſein und um Banck's Beiſpiel nachzuahmen: das Menſchliche über dem Sachlichen nicht zu vergeſſen, müſſen wir freilich die Frage hinzufügen: wo iſt die Verlagsbuchhandlung in Deutſchland, die dem Autor die Zeit und Mühe, die ihm eine ſolche Umgeſtaltung und Verſchmelzung ſeiner zerſtreuten Aufſätze zu einem einheitlichen Ganzen verurſacht hätte, zu bezahlen Luſt und Muth genug fände? Mehr als drei Jahre würde er zu dieſer Unternehmung gebraucht haben, und die Verleger, die das zu honoriren aufgelegt und im Stande ſind, möchten ſpärlich in Deutſchland geſäet ſein. Aus dieſem Grunde zum Theil wol erſcheinen die „Kritiſchen Wanderungen in drei Kunſtgebieten" in Form einzelner, nur loſe zuſammenhängender Betrachtungen, in Betrachtungen, in denen „Ein Blick auf die Entwickelung des Romans", „Jean Paul in Bezug auf die Gegenwart", „Vom modernen Unweſen der hiſtoriſchen Proſadichtung", „Die gegenwärtige Stilverſchlechterung", „Misbrauch der Intrigue im Roman", „Unnatur, Koketterie und Mangel an Sittlichkeit in den Erzählungen", „Vielſchreiberei und die Weihe des Poetenthums", „Der ſociale Monſtreroman", „Das Verſinken unſerer Lyrik in dilettantiſche Spielerei", „Bemerkungen über die deutſche Literaturgeſchichtſchreibung" und vieles andere wiederum nur und diesmal wahrhaft „ſchätzbares Material" zu einer Schilderung des Literatur- und Kunſtlebens unſerer Tage abzugeben angethan ſind.

Es ſind oft koſtbare Bauſteine, die hier geboten ſind, nicht hervorgegangen aus den alltäglichen kritiſchen Ziegelbrennereien, ſondern aus einem geiſtigen Steinbruche, der Quadern zum Unterbau eines literatur- und kunſtgeſchichtlichen Prachtbaues zu liefern durchaus im Stande iſt. Es thut jedenfalls wahrhaft wohl: Jean Paul, Victor Hugo, Burns, Béranger, Rudolf Töpffer wieder einmal pietätvoll gewürdigt und aus allen Mängeln und Verirrungen unſerer modernen Literatur heraus die Kenner und Freunde deutſcher Poeſie und Proſa mit kundiger Hand auf Wege geleitet zu finden, die immerdar die Hebung des Nationalgeiſtes zum Ziele haben. Banck dringt auf geiſtigen und künſtleriſchen Gehalt in den neuern Productionen; verpönt die Roheit und Impietät, die ſich im raſchen und oft ſehr taktloſen Ausbeuten des Lebens eben nur erſt geſtorbener Berühmtheiten zu Tage legt; rügt mit allem berechtigten Nachdrucke die Flüchtigkeit und Stilverſchlechterung, die man in der haſtigen Schöpfung der Neuzeit erkennen kann; treibt die leſenden Frauen an, ſich gewählt in ihrer Lektüre zu zeigen und ſich nicht einem abtödtenden Literaturſchunde in die Arme zu werfen; hält ein, wie uns allerdings ſcheint, etwas zu ſtrenges Gericht über die plattdeutſche Literatur; reizt die Autoren zu feinerer Anlage und Durchführung der Romanintrigue an; warnt vor Ueberſtürzung in der Compoſition; tadelt Unnatur und moraliſche Frivolität in den Erzählungen ebenſo wie die durchaus ſchiefe und unwahre Charakteriſtik berühmter Helden, wie überhaupt das Verpfuſchen der Geſchichte im Roman; erklärt ſich gegen die unſelige Vielſchreiberei, den nachtheiligen Einfluß der überſeeiſchen Romantik, die Verſchlechterung unſerer Lyrik — alles mit Angabe von Beiſpielen und Nachweis der Quellen.

In Otto Banck lebt, wie ſich überall zeigt, ein akademiſcher und claſſiſcher Sinn, der unter allen Umſtänden zu reſpectiren iſt und, ohne pedantiſch zu ſein, nichts von ſeiner Würde verliert, ſelbſt wen er ſich einmal etwas burſchikos gehen läßt.

Feodor Wehl.

Brachvogel's neueſter Roman.

William Hogarth. Roman von A. E. Brachvogel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dieſes neue Werk Brachvogel's wird ſeinen zahlreichen Freunden eine willkommene Gabe und allen gebildeten Leſern eine ebenſo intereſſante als lehrreiche Lektüre ſein. Brachvogel hat ſich ſeine Aufgabe nicht leicht gemacht, jede Seite bezeugt es, daß umfangreiche und gewiſſenhafte Studien ſeiner Arbeit vorausgingen, in einigen Ausführungen iſt er nicht blos hiſtoriſch treu, ſondern auch gewählter in der Form, als einige ſeiner letzten Productionen, wie z. B. Beaumarchais waren. Wenn auch ſein Buch in der Hauptſache geſchichtliche und kunſtgeſchichtliche Figuren vorführt, ſo glaube man deshalb ja nicht, daß er mit den hiſtoriſchen Romanſchriftſtellern, wie ſie jetzt à la Mühlbach und Retcliffe zu Dutzenden auftreten, zuſammen genannt werden dürfe.

Den berühmten Charakter- und Situationsmaler ſelbſt hätte er ſchärfer und — wahrer zeichnen können; aber wir erheben keinen Vorwurf, denn er nennt ſein Buch nicht Biographie, ſondern Roman. Weil er aber dieſe Bezeichnung wünſcht und den Roman „Hogarth" nennt, ſind wir zu der Bemerkung berechtigt, daß er ſich in dem an ſich durchaus ſchätzenswerthen und manches Neue enthaltenden Berichte über Hogarth's ſpätere Werke Ausſchreitungen aus den dem Roman gezogenen Grenzen geſtattet und zu ſehr nur Beiträge zur Kunſtgeſchichte gibt; ferner daß Hogarth viel zu wenig Hauptperſon des Buchs iſt, als daß ſein Name für den Titel paßte. Oder ſollte es dem Verfaſſer entgangen ſein, daß der Abenteurer Dalton, reſp. MacChattan, reſp. Canning von Canningham handelnd und leidend der Träger des erzählten Dramas iſt, daß an ſein Geſchick ſich mehr oder weniger alle übrigen Entwickelungen knüpfen, daß wie der Verfaſſer ſelbſt, ſo auch wir Leſer ihn nach ſeiner letzten Metamorphoſe, die ihn zeitlich und räumlich dem Helden der Titelrolle doch ſo ſehr fernſtellt, theilnehmend im Auge behalten? Und was haben die Jongeln von Arcot und die Tochter des indiſchen Bramahnen Rakſcharatra, die holde Camodaſſa, mit unſerm Künſtler zu thun? Gar nichts, und ſo gern wir leſen, was auch hier der Verfaſſer uns bietet, ſo wacker er auch in Indien, ſeiner Geſchichte und ſeinen Eigenthümlichkeiten daheim iſt — wir dürfen dieſe Gabe nicht acceptiren, ſie gehört nicht in die Oekonomie eines „Romans Hogarth" und ſteigert nicht unſere Theilnahme für ihn und unſer Verſtändniß für ſeine Zeit, ſoweit ſie ihn berührt.

Haben wir damit einen Tadel ausgeſprochen, ſo iſt es ſicherlich ein kleiner, und wenn uns jemand einwirft, unſer Tadel betreffe nicht das Buch, ſondern den Buchtitel, ſo wollen wir das herzlich gern zugeſtehen. Leider ſind wir an dieſer Stelle nicht blos Lobredner, wir ſind Kritiker, wir müſſen kritiſch ſtreng ſein und wie ein Staatsanwalt, wo der Verfaſſer eine Blöße zeigt, mit ihm rechten.

Zugleich aber ſind wir ſein Anwalt und haben als ſolcher Recht und Pflicht, das Verdienſtliche ſeiner Arbeit zu preiſen, ihm zu Sieg und Lorber zu verhelfen. Und er hat beide verdient und erworben durch die Theile ſeines Buchs, und dies ſind zwei Drittheile, welche ſich an die Entſtehung und Wirkung des Hogarth'ſchen Bildes „Der Weg des Wüſtlings" eng anſchließen. Alles in dieſen Umkreis Gehörige iſt meiſterhaft und von einem Fortgange der Handlung, einer Steigerung, Spannung und Löſung — eine Birch-Pfeiffer könnte ohne viel Mühe ein Drama „Der Weg des Wüſtlings" aus Brachvogel's Roman abſchreiben.

Wir lernen Hogarth kennen, als er ſchon das dreißigſte Lebensjahr überſchritten hat und in voller Männlichkeit ſteht.

Sein Wuchs war kraftvoll und muskulös, das dunkelbraune Haar lag wirr und ungeordnet um Stirn und Schläfe. Seine Stirn iſt hochgewölbt, ſeine Brauen geſchwungen, die Naſe geblät, der volle Mund bitter gekniffen, und ſein graues Auge ſchweift von der faſt lebensgroßen Figur ſeines Cartons unruhig nach allen Seiten hin, ſeine Rechte indeß ſcheint die Reißkohle wie ein ungezogenes Kind ſeine Feder zu behandeln, indem es das Papier mehr beſchmutzt als beſchreibt. Das Geſicht iſt geiſtreich und charakteriſtiſch. Alle Leidenſchaften ſchienen auf ihm zu ſpielen, Zorn, Bitterkeit und eine tiefernſte, ſchmerzliche Bewegung. Drückte ſein ganzes Weſen entſchloſſene Kühnheit und ſcharfen Willen aus, ſo fehlte doch ſeinem Benehmen ſchlichte Sicherheit.

Hogarth arbeitet mit ſeinem Freunde Wilſon im Atelier Thornhill's im alten Falkenhauſe, unluſtig, ohne Fortſchritte. Die allegoriſirende Idealmanier ſeines Meiſters läßt ihn kalt und ſeine Radirungen finden keinen Beifall. Nur das Volk und einige Kunſtkenner ſind auf ihn aufmerkſam, darunter der Oberrichter Sir Gonſon. Hogarth liebt Thornhill's Tochter Mary und ſie ihn, aber ſie iſt durch Hogarth's Zeichnungen aus der Heft des Volks abgeſtoßen, hat ihn, aufgefundener Briefe halber, in Verdacht, er nehme im geheimen an dem Sünderleben Chartre's, das er geiſelte, theil, und ſoll gegen ihren Willen dem Schotten Chattan verlobt werden. Hogarth iſt in Verzweiflung, ſeine Tante Ellen, Haushälterin bei Thornhill, tröſtet ihn, „es gereut Mary von Chattan". Verdachtsgründe gegen der Lauterkeit der Seele und Sitten des Schotten, erſte Spuren von einer beabſichtigten Schilderhebung der Jakobiten. Scene zwiſchen Mary und Hogarth, er flieht in den Park, ohne Hoffnung, verzweifelnd, „Lebe wohl du ſchöne Sonne meiner Jugend" u. ſ. w. Er preßt ſein Geſicht in das feuchte Heidekraut, aber ſtille über ihm ſtehen die ewigen Sterne.

Lady Krikaldy, als Bettlerin verkleidet, erſcheint bei Lady Bolingbroke, der intriguanten Frau des geſtürzten Miniſters, und verhandelt mit ihr die jakobitiſchen Anſchläge: Frankreichs Rüſtungen gelten England und dem Hauſe Hannover. Alles ſei bereit, Lord Krikaldy komme mit Geld (1½ Millionen Thaler) und dem ganzen Aufſtands- und Invaſionsplane, er ſei unterwegs. Die Lady, früher ſchon eingeweiht, zieht ihren Mann in das Geheimniß. Inzwiſchen hat ein Raubmord ſtattgefunden, der Wegelagerer Dalton, reſp. Chattan, hatte Krikaldy auf der Landſtraße erſchlagen und beraubt, doch ſind beider Namen und Perſonen noch Geheimniß; nun errathen wir, daß dieſer Unthat des Wüſtlings politiſche Motive zum

Grunde liegen, die Abſicht, England zu retten. Verlobung Mary's mit Chattan. Hogarth hat im ſtillen ſein Hauptbild „Der Weg des Wüſtlings“ bis auf den Kopf des Wüſtlings vollendet, er gibt ihm den Kopf des gehaßten Chattan, und ſein Meiſterwerk, das ihn zu dem Shakſpeare der Palette macht, iſt fertig. Mary erkennt den Ruchloſen, aber ſie erkennt auch Hogarth's Genie und Liebe und gelobt, nie Chattan's Weib zu werden.

Aber ſtatt Berichterſtatter des Romans zu werden, verfallen wir in den Irrthum der Frau Birch-Pfeiffer, die Werke anderer dramatiſiren zu dürfen. Scherz beiſeite. Das Drama liegt fertig in dem Romane vergraben, ein Schatz, der nur gehoben zu werden braucht, und Brachvogel ſelbſt wäre der Mann dazu, der alles Zeug hat, den Schatz zu heben. Er könnte „Das Glas Waſſer“ in den Hintergrund drängen, und von welch zugleich äſthetiſcher und — moraliſcher Wirkung würde ſeine Arbeit auf der Bühne ſein! Aller dramatiſche Apparat und ein Perſonal, wie es nur zu wünſchen iſt, ſteht ſicher zur Verfügung, der König und ſein Hof, Walpole und Bolingbroke, Lady Bolingbroke und die üppige Suffolk, die — Falkenbeize, das Falkenhaus mit der Halle als Atelier u. ſ. w., und wie viel herrliche Scenen von impoſanteſtem Effect! Wie viel Handlung, und um zum Schluß zu eilen, welche Löſung! Georg iſt kein Deus ex machina für uns, nur für den ſchottiſchen Abenteurer und Parteigänger, für den unſere herzliche Theilnahme ſchon bei ſeinem erſten Auftreten wach gerufen iſt. Und wie fein könnte Chattan geſpielt werden, eine Devrient-Rolle, und wie lohnend und wirkſam die Rolle ſeines Begleiters Campbell. Der letzte Act beſonders, wie würde er bei aller Lebenswahrheit und eben durch ſie „packen“, erſt die Kerkerſcene und dann in Gonſon's Privatſalon der Schluß. Alle ſind verſammelt, und Chattan, gereinigt und für ſein patriotiſches Wirken belohnt, geht als Lord Canning mit der Flotte, deren Befehlshaber er iſt, nach Madras ab.

Hier endigt das Drama. Der Roman ſpielt weiter, aber nicht zu ſeinem Vortheil, wie wir ſchon gezeigt haben.

Die Scenirung durch alle Acte wäre eine um ſo größere Kleinigkeit, als alle Hauptſcenen fertig ſind und nur arrangirt zu werden brauchen. Was wegfallen muß, iſt geringer Verluſt, und was aus dem Romane in Dialog zu bringen wäre, könnte nur wenig ſein. Die geheime Verheirathung Hogarth's mit Mary fiele allerdings in den vierten Act, aber Effingham's Verlobung mit Cecily in den Schluß, und ſo wäre auch in Bezug auf dieſes Bedürfniß dem zärtlich empfindenden Theile des Auditoriums Genüge geſchehen, und hochbefriedigt würde jeder den Vorhang ſinken ſehen.

Wir wollen nicht vergeſſen, hervorzuheben, daß auch der patriotiſche Engländer und jeder Patriot der durch das Ganze hingehenden politiſchen Intrigue und ihrer Löſung ſeinen Beifall nicht verſagen könnte.

Tout est là! wie man in Frankreich ſagt. Es kommt nur auf den Entſchluß an, die Hand ans Werk zu legen. Nicht ein Intendant einer großen Hofbühne, aber ein warmer Freund ſeiner Schöpfung fordert Brachvogel auf, unſern Vorſchlag in ernſte Erwägung zu ziehen. Dies Drama könnte ſeinen „Narciß“ überbieten.

Während des Feldzugs in dieſem Sommer haben wir im preußiſchen Hofe in Görlitz monatelang zu Mittag geſpeiſt, und der Beſitzer, Herr Pardow, muß wol ein wackerer Mann ſein, denn an der Hauptwand ſeines Speiſeſalons war oder vielmehr iſt, wenn wir nicht irren in Originalgröße, eine Oelcopie des Hogarth'ſchen Meiſterwerks aufgehängt. Der „Weg des Wüſtlings“ auf ſeiner Hauptſtation war täglich vor unſern Augen, iſt es täglich den Gäſten des lieben alten Pardow.

Konnten wir beſſer auf den Roman Brachvogel's vorbereitet ſein? Muß man es uns nicht zugute halten, wenn wir jetzt, von den mancherlei Strapazen ausruhend und in Kunſtgenüſſen uns erholend, vielleicht ein wenig überſchwenglich wurden und dem Dichter eine Umarbeit zumutheten, die er, mit neuen Werken bereits beſchäftigt und bei genauerer Kenntniß ſeines Stoffs, vielleicht lächelnd abweiſt?

15.

Feuilleton.

Eine Parallele zwiſchen franzöſiſchen und deutſchen Dramatikern.

Die Erwiderung Victorien Sardou's auf den Vorwurf, daß er allzu leichtſinnig producire, ein Vorwurf, der ihm nach der Aufführung ſeines Dramas „Maison neuve“ gemacht wurde, iſt in vieler Hinſicht lehrreich. Sie illuſtrirt auf das ſchlagendſte ſowol den Unterſchied zwiſchen franzöſiſcher und deutſcher Dramatik, als ſie auch über die Art und Weiſe dramatiſcher Production überhaupt Aufklärungen gibt und Parallelen ermöglicht. Nachdem Victorien Sardou mit „Nos bons villageois“ am Gymnaſetheater ſo glänzende Erfolge errungen, hat das pariſer Publikum keineswegs den Ueberſchuß derſelben auf das neue Drama „Maison neuve“ am Vaudevilletheater mit übertragen, ſondern daſſelbe mit offenbarer Misbilligung aufgenommen, die ſich nicht auf die erſte Vorſtellung beſchränkte, wie in Jacquerie's „Le fils“, ſondern ſich bei den Wiederholungen ſogar ſteigerte.

Victorien Sardou vertheidigt ſich nun in der „Opinion nationale“ gegen die Angriffe der Kritik. Er ſagt: „Die Wahrheit iſt, daß ich «Maison neuve» zweimal ſo viel Zeit als meinen andern Stücken gewidmet habe. Das iſt eine Arbeit von ſechs Monaten, täglich fünf Stunden, meine gewöhnliche Doſis; rechnen Sie das aus! Ich habe, was nie geſchieht, während der Proben zwei Acte umgeſchrieben, habe zwei Monate lang von Mittag bis vier Uhr das Stück einſtudiren laſſen, mich durch Vorſpielen aller Rollen, durch Anfeuerung aller Schauſpieler faſt umgebracht. Glauben Sie vielleicht, daß eine ſolche Arbeit als Improviſation behandelt werden kann? Sie ſagen mir, ich producire zu viel. Weshalb wollen Sie mich auf die Ration von einem Stücke jährlich ſetzen, wenn meine Begabung für zwei ausreicht? Sechs Monate für ein Luſtſpiel, das iſt wol genug. Die Erfahrung hat mir bewieſen, daß ich meine beſten Scenen in zwei Stunden geſchrieben habe, und daß meine erfolgreichſten Stücke diejenigen waren, welche wie

«Les vieux garçons» nur eine ſechswöchentliche Arbeit in Anſpruch genommen haben. Das Theater iſt ein Fieber. Entweder es iſt Begeiſterung da, oder es iſt keine da, und nichts hat mehr Erfolg, als dasjenige, was nach gehörigem Durchdenken in Einem Guß geſchrieben worden iſt, denn dann iſt es das Leben ſelbſt. Molière hat jährlich drei Stücke geſchrieben und war dabei Schauſpieler und Director. «Don Juan» iſt in 14 Tagen geſchrieben worden, iſt er aber deshalb ſchlechter? ... Wenn ich nicht arbeite, bin ich krank. Fünf Stunden täglich, das iſt ſeit meinem vierzehnten Jahre mein Maß, Sie werden das nicht ändern! Ich producire viel, weil ich alle Tage um 8 Uhr an meinem Schreibtiſche ſitze und weil die gewonnene Kraft den Impuls der Maſchine verdoppelt. Folgt aber daraus, daß ich meinen Stücken nicht die erforderliche Aufmerkſamkeit und die nöthige Sorgfalt zuwende? Wollen Sie, daß ich Ihnen die Bände voll Notizen ſende, die ich mir gemacht, bevor ich «Maiſon neuve» ſchrieb, den Entwurf des Scenariums, die Haufen verkleckſten Papiers? Zählen Sie doch die geſtrichenen Stellen, die geſchriebenen und wieder umgearbeiteten Scenen, die Acte, welche ich annullirt habe, und ich will Sie dann herausfordern, nicht zuzugeben, daß «Maiſon neuve» mit Gewiſſenhaftigkeit gearbeitet worden iſt. Ich fürchte vielmehr, ſein Fehler iſt, daß ich zu lange daran gearbeitet habe, was ſicherlich auch das Geſchäft zu verderben vermag. Es ſcheint endlich, daß man behaupten will, ich arbeite um des Goldes und nicht um der Kunſt willen. Dieſes Gerücht iſt von Böswilligen verbreitet worden und wird von ehrlichen Leuten wie Sie wiederholt. Das ärgert mich aber. Man hat zugleich eine zu gute und eine zu ſchlechte Meinung von mir: eine zu gute, wenn man ſich einredet, daß ich Meiſterwerke ſchaffen werde, wenn ich mehr Fleiß daran wende; eine zu ſchlechte, wenn man meint, daß ich mich plage, um mehr zu produciren. Ich arbeite, weil es in meiner Natur iſt, zu arbeiten und Stücke zu machen, wie der Birnbaum Birnen erzeugt. Ich mache ſie ſo gut, als ich es im Stande bin, und wenn ſie nicht beſſer ſind, ſo iſt daran nichts anderes ſchuld, als daß es noch nicht in meinen Kräften ſteht, ſie beſſer zu machen. Man kritiſire mich, man discutire über mich, man beurtheile und verurtheile mich, gut! Wenn man mir aber ſagt: «Sie arbeiten nicht ehrlich, Sie halten das Publikum zum Beſten», ſo wäre man im Stande, mir das Schreiben für immer — zu verleiden!"

Im allgemeinen ſpricht der Fleiß im Umarbeiten der Scenen, im fortwährenden Umgießen der dichteriſchen Arbeit gegen den Autor. Daß dieſer Fleiß nöthig war, beweiſt nur, daß das neue Stück ihm nicht wie die „Famille Benoiton", im erſten Wurf gelungen iſt. Viele der neu aufgeſetzten Flecke paßten wahrſcheinlich nicht auf den alten Rock; und ſo war das Reſultat des Fleißes eine Flick- und Stückarbeit. Es gibt ſpröde Stoffe, die ſich gegen die dichteriſche Behandlung ſträuben und auch bei wiederholtem Umguß nichts von ihrer Sprödigkeit verlieren. Hier iſt der Fleiß des Autors ein vergeblicher und dient nur dazu, immer von neuem die Untauglichkeit des gewählten Stoffs ins Licht zu ſetzen. Wenn die Franzoſen in dieſer, bei verfehlter Stoffwahl vergeblichen Filigranarbeit des techniſchen Fleißes zu weit gehen oder dieſelbe mindeſtens zu hoch ſtellen, ſo verfallen die Deutſchen in den entgegengeſetzten Fehler, indem ſie nur ihrer Inſpiration vertrauen und gleichſam ihr Alles auf den erſten Wurf ſetzen. Sie halten eine Neugeſtaltung für ein Attentat auf ihren dichteriſchen Genius, deſſen Offenbarungen ſie während des Schaffens lauſchten und der ſich ein für allemal ihnen ſo herrlich verkündigte. Schwebt doch der dichteriſchen Phantaſie unſerer Dramatiker die Bühne nur wie eine zufällige Station vor, auf der ſich ihre Geſtalten bei ihrer Wanderung nach der Unſterblichkeit niederlaſſen; von der innigen und nothwendigen Zuſammengehörigkeit des Dramas und der Bühne fehlt ihnen die Ueberzeugung.

Ein echter Bühnendichter aber wird nicht nur ſeine Stücke für die Bühne ſchreiben; er wird auch von den Aufführungen lernen und danach in ſeinen Dramen fortarbeiten. Auch Shakſpeare war ein ſolcher Bühnendichter, ſeine gefeiertſten Dramen, wie z. B. der „Hamlet", liegen uns in ganz anderer Geſtalt vor als in der ſie zuerſt über die Bretter gingen. Wir meinen, daß unſere deutſchen Dramatiker nach dieſer Seite hin viel von den franzöſiſchen lernen könnten. Die Bühne und deshalb die dramatiſche Dichtung bedarf eines Lakonismus, einer feinen Zuſpitzung, die keineswegs gleich bei dem erſten Anlauf gelingt; die dramatiſche Technik iſt ſubtiler, als unſere meiſten Dramatiker ſich träumen laſſen. Wenn der dichteriſche Genius geſprochen hat, was bei den deutſchen Dichtern freilich immer noch häufiger der Fall iſt als bei den franzöſiſchen der Jetztzeit, ſo möge die Begeiſterung der Beſonnenheit, der Dichter dem Regiſſeur Platz machen. Die Bühne iſt weder eine Tribüne noch der Leſetiſch eines äſthetiſchen Theekränzchens; ſie hat gleichſam ihre eigene geiſtige Akuſtik, deren Kenntniß für den Dramatiker unerläßlich iſt. Es gibt Töne, die für ſie zu ſchwach, Tonfolgen, die für ſie zu verſchwommen ſind, dies herauszuhören iſt die Aufgabe des Dramatikers, der nicht für ein Publikum von reinen Geiſtern ſchreibt, ſondern für ein Theaterpublikum, das einer beſtimmten Bühne gegenüberſitzt. Der Unſterblichkeitsglaube der deutſchen Poeten iſt die Ausgeburt eines unglücklichen Spiritualismus, durch den ſie oft ihrer Wirkungen auf die Gegenwart verluſtig werden. Und doch haben gerade diejenigen Dramatiker die Unſterblichkeit errungen, die ſich gar nicht um ſie gekümmert haben, ſondern nur an ihr Bühnenpublikum dachten, und ſelbſt die Gründlinge des Parterre nicht vergaßen wie Shakſpeare. Es ſollte das erſte Axiom dramatiſcher Dichter ſein: der Dramatiker gehört der Gegenwart, nicht der Zukunft, ein Axiom, aus dem ſich mit Nothwendigkeit die Folgerung ergibt, daß er auch den Formen und Bedürfniſſen der Gegenwart Rechnung zu tragen habe. Der dramatiſche Genius wird dadurch nicht geſchädigt — er kann ſich in gleicher Weiſe bewähren auf dem Logeion und der Orcheſtra des Sophokles, wie in der ſchlichten Form Shakſpeare'ſcher Bühnenkunſt, welche die äußere Decoration der innern Anſchauung des Publikums überließ, wie auf der reichern Bühne Schiller's und Goethe's. Ja, wenn das Streben der Zeit nach decorativem Luxus ſich noch in gleichem Maße fortentwickelte wie bisher, und der Malerei, den bildenden Künſten und den Nebenkünſten der Ausſtattung noch größern Antheil an der Bühnenwirkung geſtattete, ſo würde der dichteriſche Genius auch dieſe Form beherrſchen und ſeinen höhern Zwecken dienſtbar machen können, freilich nicht, indem er ſich gegen dieſelbe ſträubt und im Widerſpruch mit ihr zu dichten verſucht, ſondern indem er die Poeſie der Scene verklärend mit in die Geſammtwirkungen ſeines Werks aufnimmt.

Daß ſich die deutſchen Dichter vornehm von der Bühne iſoliren, das liegt freilich auch an den Convenienzen des deutſchen Theaters. Befindet ſich ein Dramatiker an dem Orte, wo ſein Stück zur Aufführung kommt, ſo wird man ihn vielleicht zu den Proben, mindeſtens zu einer oder der andern einladen. Doch man betrachtet ihn dann mehr als einen Gaſt, der die Anordnungen des Regiſſeurs zu bewundern hat; man wird hin und wieder auf einen ſeiner Winke Rückſicht nehmen; doch ſollte er zu viele Randgloſſen machen, ſo würde er dem Regiſſeur nur das Concept verwirren oder denſelben in misvergnügte Stimmung verſetzen, weil dieſer in ſolchen Correcturen eine Beſchränkung ſeines Amtes und ein Attentat auf ſein künſtleriſches Verſtändniß ſehen würde. Gehört es doch zu den Grundſätzen der deutſchen Bühnenpraktiker, daß ein Dramatiker nichts von der Bühne verſteht und zu verſtehen braucht: ein Grundſatz, dem die Phantaſien der Leſedramen eine ſcheinbare Berechtigung geben. Daß das richtige Verhältniß durch dieſe ganze Anſchauungs- und Verfahrungsweiſe auf den Kopf geſtellt wird, iſt wol keine Frage; doch darf man ſich darüber in Deutſchland, wo ſo vieles auf dem Kopfe ſteht, nicht wundern.

Aus Victorien Sardou's Schreiben erſehen wir, daß die Verhältniſſe in Frankreich gänzlich verſchiedener Art ſind. Sar-

dou erklärt, daß er zwei Monate lang täglich die Proben seines Dramas „Maison neuve" geleitet und den Schauspielern alle Reden selbst einstudirt habe. An unsern größten Hoftheatern nehmen die Proben des schwersten Stücks nicht mehr als eine Woche Zeit in Anspruch, während in Paris das leichteste länger als einen Monat einstudirt wird. Freilich stehen hier dafür auch hundert und zweihundert Wiederholungen nacheinander in Aussicht, während dreißig Wiederholungen im Laufe eines Jahres in Deutschland schon den glänzendsten Erfolg constatiren. Der französische Dramatiker leitet nun alle diese Proben — eine Zumuthung, die der Deutsche von Haus aus ablehnen müßte, denn er treibt nicht ein Handwerk, das seinen Mann ernährt. Wollte er zwei Monate lang die Rolle eines Oberregisseurs übernehmen — er opferte ja Zeit und Arbeitskraft, die ihm durch die Erfolge seines Stücks in keiner Weise belohnt werden. Sardou kann zwei Monate Zeit auf das Einstudiren eines Dramas verwenden, das ihm, wenn es Erfolg hat, 100000 bis 150000 Francs Tantièmen einbringt; ein deutscher Dramatiker müßte seine Zeit besser zu Rathe halten, wenn er auf einen „grünen Zweig" kommen wollte. Und an welcher Bühne überhaupt sollte er sein Stück einstudiren? Selbst Wien und Berlin sind nicht entfernt so maßgebend wie Paris bei der französischen Centralisation. Ein Stück kann in Berlin misfallen und in Wien nicht gegeben werden oder umgekehrt, und doch die Runde über alle übrigen deutschen Bühnen machen. Die Aufführung an einer einzelnen Bühne ist deshalb in Deutschland nicht so entscheidend, daß sie „des Schweißes der Edeln werth" wäre.

Wie viel entgeht indeß durch diese Verschiedenheit der Einrichtungen und Convenienzen dem deutschen Dramatiker! Gerade das Zusammenwachsen des Stücks und der Bühne kann nur durch die lange und sorgfältige Beobachtung der Wirkungen erzielt werden, welche jeder einzelnen Scene, ja jeder einzelnen Rede auf der Bühne innewohnen. Victorien Sardou kehrt von keiner Probe nach Hause zurück, ohne diese oder jene Rede zu kürzen oder umzugestalten, ja ohne ganze Scenen neu umzugießen. Er darf den Schauspielern stets die Anstrengung zumuthen, neues hinzuzulernen — lernen sie doch wesentlich auf der Probe selbst! Es ist ein Zusammenarbeiten des Dichters und Darstellers, das in anderer Hinsicht als mustergültig für die dramatische Production angesehen werden muß. Wie aber sollte der deutsche Autor, dessen Stücke in der Regel mit drei oder vier Proben über das Knie gebrochen werden, von diesen Proben irgendwelchen Nutzen für sein Werk ziehen? Wo in Deutschland „probirt" wird, steht ja die Aufführung unmittelbar vor der Thüre und die Darsteller würden mit Recht protestiren, wenn sie auch nur eine einzige Scene umlernen sollten. Ebenso wenig kann der Dichter dafür thätig sein, daß die Darsteller in ihre Rollen hineinwachsen. Ehe er noch beobachten konnte, wie jedem seine Rolle sitzt „und ob die Hosen keine Falten werfen", steht der Darsteller schon in vollem Staat vor den Prosceniumslampen. In Deutschland bleibt dem Dramatiker nichts übrig als nach den Erfahrungen einer ersten Aufführung, die in Deutschland selten so halsbrechend ist wie in Frankreich, Umgestaltungen mit seinem Stücke vorzunehmen. Doch auch derartige nachträgliche Umarbeitungen finden in Deutschland selten statt; denn wenn die Nähte der dramatischen Dichtungen platzen, so schieben die Poeten die Schuld lieber auf die unglücklichen Gestirne als auf ihre ungeschickte Nadel.

Ein englisches Urtheil über „Diderot's Leben und Werke" von Rosenkranz.

„Diderot's Leben von Karl Rosenkranz", sagt die „Saturday Review" in ihrer letzten Rückschau, auf die deutsche Literatur (17. November 1866), „ist ein werthvoller Beitrag zur biographischen Literatur. Besaß Diderot auch nicht das Genie eines Voltaire oder Rousseau, so ist er doch vielleicht gerade deshalb ein besserer Vertreter des Geistes einer Epoche, welche dem ausgezeichneten Genie ungünstig war und eher die Verbreitung einer weiten encyklopädistischen Cultur erstrebte. Er ist der vollkommenste Vertreter der französischen Geistesrichtung mit allen ihren Verdiensten und Mängeln, mit ihrer Menschenfreundlichkeit, ihrer Wahrheitsliebe, ihrem Eifer für Gerechtigkeit und Freiheit einerseits, ebenso wie ihrer Beschränktheit, Oberflächlichkeit, ihrer sich anbequemenden Sittlichkeit und regungslosen Phantasie andererseits. Man kann unmöglich Diderot und seine Genossen lesen, ohne an die Jünger des Confucius erinnert zu werden oder ohne zu bemerken, daß der europäische Geist ebenso gewiß unter philosophischer wie unter kirchlicher Disciplin dem Stillstand verfallen wäre. Rosenkranz erweist sich als ein höchst sorgfältiger und vorurtheilsfreier Beurtheiler der Diderot'schen Philosophie sowol wie seiner Dichtungen und ästhetischen Schriften. Zugleich hat er der Versuchung, welche für die meisten seiner Landsleute zu mächtig gewesen wäre, widerstanden, das eigentliche Geschäft des Biographen den Erörterungen dieser Art unterzuordnen. Auch verliert sich Diderot, dessen Leben zwar im ganzen nichts weniger als ereignißvoll war, durchaus nicht unter den vielen glänzenden und auffallenden Persönlichkeiten, welche der Biograph einzuführen Gelegenheit findet. Das Werk ist in der That ein Muster von Geschick und zeigt, daß der Verfasser, der als kritischer und ästhetischer Schriftsteller vortheilhaft bekannt ist, es nicht unternommen hat, andern schreiben zu lehren, ohne selbst diese Kunst zu besitzen. Alle gewöhnlichen Hülfsquellen scheinen fleißig benutzt worden zu sein, und der Verfasser hat außerdem noch den Vortheil gehabt, Diderot's Briefwechsel mit Mademoiselle Voland, der in Petersburg aufbewahrt ist, zu Rathe zu ziehen. Rosenkranz beurtheilt Diderot's Charakter im allgemeinen höchst günstig und weicht hierin vielleicht nicht wesentlich von Carlyle ab, wenn man nämlich die Eigenthümlichkeiten dieses letztern gebührend berücksichtigt. Carlyle's glänzender Essay über Diderot ist wie die meisten seiner Essays nicht sowol eine richterliche Würdigung des Mannes, als eine Rede über gewisse Ideen, die sich damals gerade mit besonderer Lebendigkeit dem Essayisten darboten und zu welcher ihm Diderot einen passenden Text lieferte. Daher der Predigerton, welchen, einem Manne von Diderot's Bedeutung gegenüber, Rosenkranz ein Recht hat etwas ungeziemend zu finden. Bigoterie und Vorurtheil indessen hatten nichts damit zu thun. Britische Philister werden übrigens nicht wissen, was sie aus Rosenkranz' Epitheton: «der glaubensfeste Carlyle», machen sollen. Die Verdienste des Biographen Diderot's sind um so hervorragender, als die Biographie bisher gerade nicht ein Zweig gewesen, in welchem die Deutschen sich ausgezeichnet haben. Sie haben einem Engländer gestattet, die einzige gute Biographie von Goethe zu schreiben, und werden nächstens einem Amerikaner die mustergültige Biographie Beethoven's zu verdanken haben."

Bibliographie.

Heußer-Schweizer, Meta, Gedichte. 2te Sammlung. Leipzig, Holtze. 8. 22 Ngr.

Müller, O., Die Förstersbraut von Neunkirchen. Erzählung. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Newman, J. H., Der Papst und die Revolution. Eine Predigt. Mit Erlaubniß des Verfassers übersetzt von F. H. Reusch. Cöln, Bachem. 1866. 8. 7½ Ngr.

Strave, G., Die Zeit von 1863 bis 1866. 2ter Nachtrag zu G. Strave's Weltgeschichte. Coburg, Streit. 1866. Lex.-8. 15 Ngr.

Teichmüller, G., Aristotelische Forschungen. I. — A. u. d. T.: Beiträge zur Erklärung der Poetik des Aristoteles. Halle, Barthel. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Trabert, A., Vaterlos. Erzählung in Versen. Mannheim, Schneider. Gr. 16. 10 Ngr.

Uschner, L., Klemens XIV. Ein Lebens- und Charakterbild. 2te, verbesserte Aufl. Berlin, Schroeder. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Weiss, H., Kostümkunde. (Illter Abschnitt.) Handbuch der Geschichte der Tracht und des Geräthes vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. 1ste Lief. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1866. Gr. 8. 24 Ngr.

Weltkind und Gotteskind. Eine Novelle von der Verfasserin von „Stolz und Still". Berlin, Rand. 1866. Gr. 8. 27 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Zeitschriften für 1867

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis vierteljährlich 2 Thlr. Täglich außer Sonntags 1 Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

4. Preis vierteljährlich 2½ Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz** und **Karl Frenzel.**

8. Preis vierteljährlich 2½ Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

8. Preis jedes Heftes 6 Ngr. Monatlich 2 Hefte zu je 5 Bogen.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

8. Preis jährlich 15 Ngr. In monatlichen Nummern von 1 Bogen.

Zeitschrift der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. Ch. Ludolf Krehl.

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Indische Studien.

Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums.

Im Verein mit mehreren Gelehrten

herausgegeben von Dr. **Albrecht Weber.**

8. Preis jeden Bandes 4 Thlr. In Heften, wovo 3 neinen Band bilden.

Jahrbuch für romanische und englische Literatur.

Begründet im Verein mit **Ferdinand Wolf** von **Adolf Ebert.**

Herausgegeben von Prof. Dr. **Ludwig Lemcke.**

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbstudium.

Von

Lorenz Stein.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk des berühmten wiener Professors der Nationalökonomie, das sich an dessen „Lehrbuch der Volkswirthschaft" ergänzend anschließt, erfüllt den doppelten Zweck: das richtige Verständniß von dem Wesen und der Function eines guten Steuersystems zu fördern, und eine vergleichende Finanzwissenschaft durch Zurückführung der positiven Daten auf die elementaren Begriffe des Steuerwesens herzustellen. Es ist an mehrern Universitäten als Compendium in Gebrauch und eignet sich wegen der streng didaktischen Darstellung und steten Bezugnahme auf die Elemente der Gesellschaftslehre vorzüglich auch zum Selbstudium.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Vier Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein Altmeister der Wissenschaft, der Präsident der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, Geheimrath Carus in Dresden, veröffentlicht in diesem, nun vollständig vorliegenden Werke die Geschichte seines innern und äußern Lebensgangs, seiner akademischen und ärztlichen Berufsthätigkeit, seines Wirkens als Schriftsteller und Künstler, seiner Reisen, endlich seines Umgangs und brieflichen Verkehrs mit den bedeutendsten Zeitgenossen. Reich an wechselnden Bildern und gehaltvollen Aussprüchen über Wissenschaft, Kunst und Leben, gewähren die Denkwürdigkeiten des so vielseitig hervorragenden Gelehrten eine höchst anregende Lektüre; sie bilden ein Stück Zeit- und Culturgeschichte, das ein halbes Jahrhundert umfaßt und dauernden Werth in Anspruch nehmen darf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 10. Januar 1867.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1866. Von **Rudolf Gottschall.** (Beschluß.) — Die Alpen der Schweiz. Von **Heinrich Leuthem.** — Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom. Von **Otto Speyer.** (Beschluß.) — Zur Unterhaltungsliteratur. — **Feuilleton.** (Neue Dramen; Moderne Rhapsoden; Die französischen Revuen und die deutsche Literatur.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Rückblick auf das Literaturjahr 1866.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Daß die Literaturgeschichtschreibung in Deutschland nicht ruht, ist bei dem lebhaften Interesse des Publikums für derartige Werke erklärlich. Die Literaturgeschichten sind eine geistige Lieblingsnahrung desselben. Denn man doch durch dieselben mit der ganzen Literatur vertraut, ohne sich sonderlich in Unkosten zu setzen; man erhält die Poesie im Extract und die Kritik als Gratisbeigabe. Der Glaube nämlich, daß durch die Beschäftigung mit der Literaturgeschichte die Theilnahme für die Dichtung selbst sich in hohem Maße steigere, daß dadurch die Werke der Dichter weitere Verbreitung finden und in aller Hände gerathen, ist eine Illusion. Im Gegentheil, man hält sich durch die Lektüre der Literaturgeschichten für dispensirt von der Lektüre der Dichter. Das Geheimniß dieser Epoche ist Zeitersparniß. Der Literarhistoriker ist der Epitomator des Dichters. Wer sich an den ersten hält, braucht den zweiten nicht und erspart die ganze Zeit, die er auf die Lektüre desselben verwenden müßte. Wer z. B. Adolf Stahr's eben in vierter Auflage erschienenes Werk über Lessing studirt, der kann sich das Studium der ganzen Lachmann'schen Ausgabe dieses Autors schenken; er ist in vieler Hinsicht besser unterrichtet, als wenn er die letzte ohne Wegweiser durchgenommen hätte. Es wird so weit kommen, daß man die Lektüre unserer Dichter, selbst der Classiker, zu den Quellenstudien rechnen wird. Bei Klopstock und Wieland ist es schon so weit. Ebenso wenig gewinnt Geist und Geschmack bei diesem Ueberwuchern der Literaturgeschichtschreibung. Das Studium der Entwickelung der deutschen Sprache und des deutschen Schriftthums ist ohne Frage von großer nationaler Bedeutung, und die wissenschaftlichen Fortschritte auf diesem Gebiete sind nicht hoch genug zu schätzen. Gleichwol hat dasselbe in seiner Ausbreitung und Vertiefung doch einen wesentlich fachwissenschaftlichen Charakter, das große Publikum darf sich mit den Resultaten desselben begnügen.

Wenn man auch nicht dem geringschätzigen Urtheil Friedrich's des Großen und Hegel's über die altdeutsche Poesie beistimmen mag, so ist doch die Ueberschätzung auf der andern Seite ebenso wenig fortzuleugnen und auch bei Gelehrten, welche das Studium dieser Dichter zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, sehr begreiflich. Wenn man aber in dicken Bänden mit solchem Pomp und solcher Ausführlichkeit die Werke mittelmäßiger Köpfe behandelt sieht, welche in ästhetischer Hinsicht verfehlt zu nennen sind und nicht entfernt den Vergleich mit den classischen Werken des griechischen und römischen Alterthums aushalten, ja, welche unserer ganzen modernen Bildung weit ferner liegen als diese; wenn man sieht, wie die Köpfe der Jugend mit Namen und Titeln vollgestopft werden, die zeitlebens für sie ein todtes Inventar bleiben, so muß man sich um so entschiedener gegen dies „Schattenspiel an der Wand" erklären, welches die Magier der Literarhistorik betreiben, indem sie die todten Schemen alter Tage zu beleben suchen und damit das frische Leben der Gegenwart verscheuchen, natürlich nur dann, sobald diese ganze Arbeit verbreitert und verflacht aus dem Gebiete der berechtigten Forschung herausdrängt, um den neuern selbständigen Bestrebungen der Dichtung den Raum zu verengen. Wenn man den ganzen Schutt der Vergangenheit auf die Poesie der Gegenwart wirft — muß da ihre Flamme nicht ersticken? Und ihr Recht ist ein größeres, schon weil in ihr sich unsere Meinungen, Sitten und Gesinnungen aussprechen, weil in ihren Händen allein die geistige Zukunft der Nation ruht, ganz abgesehen davon, daß man bei ältern Dichtern allzu geneigt ist, das Interesse der Literaturgeschichte mit dem himmelweit verschiedenen der Aesthetik zu verwechseln und gänzlich werthlose Schöpfungen zu einer Bedeutung aufzudonnern, die man weit überlegenern Talenten der Neuzeit einzuräumen viel zu vornehm ist.

Das große und verdienstliche Werk von Georg Koberstein: „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur", ist in seiner vierten, gänzlich umgearbeiteten Auflage jetzt zum Abschluß gediehen und wird in seiner objectiven, durch keine Verkehrtheiten des Urtheils verkümmerten Haltung, immer die reichhaltigste Quelle und

der Mittelpunkt für alle auf unſere literariſche Vergangenheit gerichteten Studien bleiben. Leider hört es auf, wo die moderne Epoche unſerer Literatur anfängt. Die fünfte Auflage von Julian Schmidt's „Geſchichte der deutſchen Literatur ſeit Leſſing's Tod" tritt hier ergänzend ein; auch ſie ſtrebt nach mehr objectiver Haltung als die frühern, leidet aber an Excerptenweſen und gewinnt hin und wieder einen ganz chronikartigen Anſtrich. Werner Hahn's „Deutſche Literaturgeſchichte" iſt in einer dritten Auflage erſchienen, ebenſo der treffliche „Katechismus der deutſchen Literaturgeſchichte" von Paul Möbius. Schaefer's „Literaturgeſchichte" liegt in zehnter Auflage vor, während eine neue, die moderne Literatur mit Geſchick berückſichtigende „Deutſche Literaturgeſchichte" von Ferdinand Seinecke den Kreis dieſer für die Jugendbildung beſtimmten Schriften vervollſtändigt. Von A. F. C. Vilmar's „Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur" iſt die elfte vermehrte Auflage, von Karl Barthel's „Deutſche Nationalliteratur der Neuzeit" die ſiebente, von G. Emil Barthel bis auf unſere Tage fortgeführte Auflage erſchienen — Beweis genug, daß auch die reactionäre Auffaſſung unſerer neueſten Literaturentwickelung ein ſehr großes Publikum hat. Auf einzelne Richtungen derſelben läßt Otto Banck in dem zweiten Bande ſeiner „Kritiſchen Wanderungen in drei Kunſtgebieten", welcher den Separattitel führt: „Vom Literaturgeiſt unſerer Tage", die glänzenden, aber oft auch einſeitigen Streiflichter ſeines Esprit fallen. Guſtav Kühne's feiner Geiſt offenbart ſich wiederum im vierten Band der „Deutſchen Charaktere".

J. L. Klein hat einen vierten Band ſeiner „Geſchichte des Dramas" folgen laſſen, welcher den erſten Theil einer Geſchichte des italieniſchen Dramas bildet. Die Ausführlichkeit, mit welcher hier eine für die Geſammtentwickelung des Dramas wenig bedeutende Epoche behandelt iſt, erweckt gerechte Beſorgniſſe, daß das Werk zu einem ſchwer zu bewältigenden Umfange anſchwellen werde. Eine „Geſchichte der nordamerikaniſchen Literatur" hat K. Brunnemann herausgegeben.

Auf dem Gebiete älterer deutſcher Literatur nehmen die Forſchungen eifrigen Fortgang. Auch die gelehrte Controverſe ſteht in Blüte, die ſich oft an Aeußerlichkeiten heftet, welche für weitere Kreiſe gleichgültig ſind. J. Haupt hat den erſten Band ſeiner „Unterſuchungen zur deutſchen Sage" veröffentlicht, welche die „Unterſuchungen zur Gudrun" enthält, während Franz Pfeiffer das zweite Heft ſeiner „Forſchung und Kritik auf dem Gebiete des deutſchen Alterthums" erſcheinen läßt. Von den „Deutſchen Claſſikern des Mittelalters" erſchien der dritte Band, der eine Ausgabe des „Nibelungenliedes" von Karl Bartſch enthält. R. D. Liliencron ſammelt und erläutert die hiſtoriſchen Volkslieder der Deutſchen vom 13. bis 16. Jahrhundert; Karl Goedeke und Julius Tittmann laſſen die „Deutſchen Dichter des 16. Jahrhunderts" erſcheinen. Friſchere Strömung und poetiſchen Hauch geben der Darſtellung altdeutſcher Dichtung und Sage die nachgelaſſenen Schriften von Ludwig Uhland. L. Ettmüller veröffentlicht „Herbſtabende und Winternächte. Geſpräche über deutſche Dichtungen und Dichter", von denen der zweite Band die erzählenden Dichtungen des 13 bis 16. Jahrhunderts beſpricht. Die „Briefe von Johann Peter Uz an einen Freund" gab Henneberger heraus, während Henriette Feuerbach „Uz und Cronegk" charakteriſirt. M. Müller publicirt eine Monographie über Karl Auguſt Muſäus, C. Beyer über „Friedrich Rückert's Leben und Dichtungen".

Auch weitere Ergänzungen und Enthüllungen aus unſerer claſſiſchen Epoche liegen vor. Wir wollen hierzu weder Heinrich Erdmann's Schrift über „Herder als Religionsphiloſoph", noch Keferſtein's „Lichtſtrahlen aus Herder's Werken" rechnen, wol aber den von F. Th. Bratranek herausgegebenen „Briefwechſel zwiſchen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg (1820—32)" und die in Otto Jahn's „Biographiſchen Aufſätzen" enthaltenen Mittheilungen über Goethe's Beziehungen zu Leipzig. F. Kreyßig's „Vorleſungen über Goethe's Fauſt", Rönnefahrt's Schrift über „Schiller's dramatiſches Gedicht Don Carlos" ſind neue Erklärungsverſuche claſſiſcher Dichtungen. Die bedeutendſte Monographie auf dem Gebiete der Literaturgeſchichte iſt „Diderot's Leben und Werke" von Karl Roſenkranz. Auch die Shakſpeare-Literatur hat in dieſem Jahre eine epochemachende Schrift aufzuweiſen: Guſtav Rümelin's „Shakſpeareſtudien", in denen ſich gegenüber vorgefaßten Meinungen zum erſten male eine unabhängige Kritik geltend macht. Mehr in das alte Gleis philoſophiſch-abſtracter Auslegungen lenkt das fleißige Werk von E. W. Sievers: „William Shakſpeare. Sein Leben und Dichten", erſter Band, ein. Die große Thätigkeit auf dieſem Gebiete wird außerdem durch A. Flir's „Briefe über Shakſpeare's Hamlet", durch C. Hebler's „Aufſätze über Shakſpeare" und durch die Schrift von B. Tſchiſchwitz: „Shakſpeare's Staat und Königthum, nachgewieſen an der Lancaſter-Tetralogie", bezeichnet. Eine neue Anthologie liegt uns in Guſtav Solling's „Ausgewählten Stellen aus Shakſpeare's Werken" vor, während ein neuer Band von Friedrich Bodenſtedt's „Shakſpeare-Jahrbuch" bisjetzt nicht ausgegeben worden iſt.

Zu dem von Herder urbar gemachten Gebiete der „Völkerſtimmen" gehören die von A. Bergé herausgegebenen „Sagen und Lieder des Tſcherkeſſenvolks" und die von B. Jülg aus dem Kalmückiſchen überſetzten „Märchen des Siddhi-kür".

Von dem Werke von Moritz Carriere: „Die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menſchheit", welches Cultur- und Literaturgeſchichte vereinigt, iſt der zweite Band: „Rom und Hellas", erſchienen; von Johannes Scherr's „Deutſcher Culturgeſchichte" die dritte Auflage. Erwähnenswerth iſt auf culturgeſchichtlichem Gebiete noch J. Falke's „Geſchichte des modernen Geſchmacks", Heinrich Wuttke's Philippika: „Die deutſchen Zeitſchriften und die Entſtehung der öffentlichen Meinung", und Otto Stobbe's Schrift: „Die Juden in Deutſchland während des Mittelalters". Von Adolf Böckh's „Geſammelten kleinen Schriften" enthält der ausgegebene dritte Band die Reden des gefeierten Alterthumsforſchers.

Für die Aesthetik iſt dieſes Jahr nicht ſonderlich fruchtbar geweſen. Außer K. Köchlin's lieferungsweiſe erſcheinender „Aeſthetik" iſt nur noch die gekrönte Monographie von G. Zillgenz „Ariſtoteles und das deutſche Drama" zu erwähnen. C. G. Braun von Braunthal's „Geſchmackslehre" iſt ein nur für den Toilettentiſch beſtimmter Extract. Deſto zahlreicher ſind die Schriften über Muſik und bildende Kunſt, namentlich reichhaltig die muſikaliſche Literatur, welche ſogar in localen Monographien, wie Mettenleiter's „Muſikgeſchichte der Stadt Regensburg", ins Kraut ſchießt. Von Rudolf Weſtphal's „Geſchichte der alten und mittelalterlichen Muſik" iſt das erſte und dritte Heft erſchienen. H. M. Schletterer gibt eine „Ueberſichtliche Darſtellung der Geſchichte der kirchlichen Dichtung und geiſtlichen Muſik". Eine Biographie Ludwig van Beethoven's verfaßt Otto Mühlbrecht, während von A. W. Thayer's „Darſtellung von Ludwig van Beethoven's Leben" der erſte Band in deutſcher Ueberſetzung und von M. M. von Weber's „Lebensbild von Karl Maria von Weber" der dritte Band erſcheint. F. Lorenz beſpricht „W. A. Mozart als Klaviercomponiſten", Ernſt von Elterlein „Beethoven's Klavierſonaten"; L. Nohl gibt „Muſikerbriefe" und ein „Muſikaliſches Skizzenbuch", Otto Jahn „Geſammelte Aufſätze über Muſik" heraus, F. Brendel eine Schrift über „Die Organiſation des Muſikweſens durch den Staat", die als ein Beitrag zur Löſung jener von Ludwig Pfau angeregten Frage über das Verhältniß von Kunſt und Staat betrachtet werden kann.

Auf dem Gebiete der bildenden Kunſt erwähnen wir: Alfred Woltmann, „Holbein und ſeine Zeit", erſter Band; F. Kugler, „Geſchichte der Baukunſt", vierter Band, welcher die Geſchichte der neuern Baukunſt von J. Burckhardt und W. Lübke enthält; J. Meyer, „Geſchichte der modernen franzöſiſchen Malerei ſeit 1789, zugleich in ihrem Verhältniß zum politiſchen Leben, zur Geſittung und Literatur. Erſte Abtheilung. Von David bis zum Ausgang der romantiſchen Schule"; H. Riegel, „Cornelius, der Meiſter der deutſchen Malerei"; J. Hübner, „Kleine Beiträge zur bildenden Kunſt".

Wenden wir uns jetzt zur Geſchichtſchreibung, ſo müſſen wir unſere in dem vorjährigen Rückblicke ausgeſprochene Rüge in Betreff des Ueberwucherns archivariſcher Monographien und Biographien wiederholen. So eifrig d. Bl. auch der hiſtoriſchen Literatur bisher gefolgt ſind, ſo ſehr ſie auch auf dieſem Gebiete wenigſtens nach einer annähernden Vollſtändigkeit geſtrebt haben, ſo können ſie mit der jetzigen Production, die ſich immer mehr in Specialitäten auflöſt und lauter Rohſtoff auf den Markt bringt, nicht mehr Schritt halten und werden ſich auf diejenigen Werke beſchränken müſſen, welche Epochen und Perſönlichkeiten von allgemeingültigem Intereſſe behandeln und nicht die Localchronik obſcurer Oerter und Zeiten zu einer unhaltbaren Bedeutung aufbauſchen.

Von G. G. Gervinus' „Geſchichte des 19. Jahrhunderts" iſt der achte Band erſchienen, einer der inhaltvollſten und hervorragend durch die Kunſt hiſtoriſcher Porträtirung, im literargeſchichtlichen Theile aber von einſeitigſter Färbung; ebenſo von Leopold Ranke's „Engliſcher Geſchichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert", der ſechste; von K. F. Neumann's „Geſchichte der Vereinigten Staaten von Amerika" der dritte Band, welcher von der Präſidentſchaft des Martin van Buren bis zur Inauguration Abraham Lincoln's reicht. Erwähnen wir noch die Schrift W. Maurenbrecher's: „England im Revolutionszeitalter"; S. Sugenheim, „Geſchichte des deutſchen Volks und ſeiner Cultur"; B. Kugler, „Studien zur Geſchichte des zweiten Kreuzzugs"; K. Plank, „Geſchichte Würtembergs"; J. H. von Thommes, „Geſchichte von England zur Zeit der Tudor"; Aſchbach, „Geſchichte der wiener Univerſität im erſten Jahrhundert ihres Beſtehens"; Otto Heyne, „Der Kurfürſtentag zu Regensburg"; J. G. Opel „Wallenſtein im Stift zu Halberſtadt"; Karl Falkenſtein, „Geſchichte des Johanniterordens"; F. Dahn, „Die Könige der Germanen, das Weſen des älteſten Königthums der germaniſchen Stämme und ſeine Geſchichte bis zu Feudalzeit", ein Werk, deſſen dritte Abtheilung „Die Verfaſſung des oſtgothiſchen Reichs in Italien" enthält; L. Krummel, „Geſchichte der böhmiſchen Reformation im 15. Jahrhundert"; K. Adler, „Studien zur Culturgeſchichte Polens"; H. Haſenkamp, „Oſtpreußen unter dem Doppelaar"; fügen wir archivariſche Veröffentlichungen, wie „Die Geheimniſſe des ſächſiſchen Cabinets, Ende 1745 bis Ende 1756" hinzu, ſo haben wir bereits ein ungefähres Bild von der Buntheit der gegenwärtigen geſchichtlichen Production gegeben. Doch erſt der Ueberblick über die Biographien wird uns zeigen, daß hier offenbar ein Zuviel der Production herrſchend iſt, welches den Sinn des Publikums für das Weſentliche und Bedeutende zu verwirren droht.

Wir haben uns zu dieſem Zweck das folgende reichhaltige Regiſter angelegt, ein Pantheon, in deſſen Niſchen viele dii minimarum gentium ſtehen: Adolf Stahr, „Bilder aus dem Alterthum" (IV.): „Agrippina, die Mutter Nero's"; H. Zell, „Gebhardt von Zähringen, Biſchof von Konſtanz"; W. Hoſäus, „Der Oberburggraf Ahasverus von Lehndorff"; Paul Scheffer „Kaiſer Friedrich's I. letzter Streit mit der Curie"; Alfons Mücke: „Albrecht von Habsburg, Herzog von Oeſterreich und römiſcher König"; Otto Franklin, „Albrecht Achilles und die Nürnberger", T. Toeche, „Kaiſer Heinrich VI."; J. Senn, „Bürgermeiſter Hans Waldmann's Leben und Ausgang"; L. Pöppelmann, „Johann von Böhmen"; J. N. Stöger, „Maximilian Erzherzog von Oeſterreich-Eſte, Hoch- und Deutſchmeiſter, ein Lebensbild"; Rudolf Reuß, „Graf Ernſt von Mansfeld im böhmiſchen Kriege 1618—21"; J. May, „Der Kurfürſt, Cardinal und Erzbiſchof Albrecht II. von Mainz und Magdeburg und ſeine Zeit"; J. F. A. Mencke, „Albrecht I. Herzog von Oeſterreich"; A. Wilkens, „Louis de Leon"; „Peter der Große, Lebensbild eines Monarchen", von R. von R.; U. Poſſelt, „Der General und Admiral Franz Lefort. Ein Beitrag zur Geſchichte Peter's des Großen"; A. T. von Grimm, „Alexandra Feodorowna, Kaiſerin von Rußland"; A. von Arneth, „Marie An-

toinette, Joſeph II. und Leopold II. Ihr Briefwechſel"; Eliſe Polko, „Am Theetiſch einer ſchönen Frau. Erinnerungen an den Kaiſer Alexander"; L. Herbert, „Erinnerungen an Leopold I., König von Belgien"; A. Grafſunder, „Eduard von Raven, königl. preußiſcher General"; W. Graf Wintzingerode, „Graf Levin Wintzingerode, ein würtembergiſcher Staatsmann"; E. von Schelhorn, „Dom Pedro V. von Portugal"; F. C. W. H. von Weſtphalen, „Weſtphalen, der Secretär des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig-Lüneburg"; Joſeph Beck, „Karl Friedrich Nebenius, ein Lebensbild eines deutſchen Staatsmannes und Gelehrten"; Alexander Flegler, „Erinnerung an Ladislaus von Szalay und ſeine Geſchichte des ungariſchen Reichs"; L. Urlichs, „Johann Martin von Wagner, ein Lebensbild"; Wörner, „Johann Adam Möhler, ein Lebensbild"; „Erinnerung an Friedrich Ludwig Mallet", von Wilhelm Hermann Mäurer; „C. Friccius Hinterlaſſene Schriften", mit einer Lebensſkizze von Beitzke; „Heinrich Anſchütz, Erinnerungen aus deſſen Leben und Wirken"; Arthur Lutze, „Selbſtbiographie"; G. Struve und G. Raſch, „Zwölf Streiter der Revolution". Beſonders hervorzuheben ſind noch die autobiographiſchen „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten" von Carus, welche mit dem dritten und vierten Bande abgeſchloſſen wurden, und „Friedrich Thierſch's Leben", herausgegeben von Heinrich W. J. Thierſch.

Als ein verdienſtliches Werk erwähnen wir noch: W. Wattenbach, „Deutſchlands Geſchichtsquellen im Mittelalter", die kritiſche Studie eines kundigen Forſchers. Eine ſchätzenswerthe „Geſchichte der Erdkunde" iſt von Oskar Peſchel herausgegeben worden.

In ſo bewegter Zeit trat natürlich die Publiciſtik in den Vordergrund. Man begnügte ſich nicht mit den Leitartikeln der Zeitungen, man veröffentlichte zahlloſe Broſchüren, die ſich als verhaltene Leitartikel betrachten ließen. Als ein politiſches Werk von einer, über den Tag hinausreichenden Bedeutung glauben wir die Schrift von Auguſt Freiherrn von Haxthauſen: „Die ländliche Verfaſſung Rußlands", bezeichnen zu dürfen. Julius Fröbel's „Kleine politiſche Schriften" ſind zum Theil durch die Zeitereigniſſe antiquirt. Die entgegengeſetzte Richtung der Demokratie in der Einheitsfrage vertreten H. B. Oppenheim's „Vermiſchte Schriften aus bewegter Zeit". Eine veraltete Parteiſchrift iſt auch die Schrift von G. Raſch über „Das preußiſche Regiment in Schleswig-Holſtein".

Das politiſche Kleingewehrfeuer wurde durch Broſchüren unterhalten, deren erſchöpfendes Regiſter hier einen zu breiten Raum einnehmen würde. Doch wollen wir wenigſtens die hervorragendſten erwähnen. Ein Theil erſchien vor und während des Kriegs; ein Theil nach dem Kriege. Den Reigen eröffnete mit gewohnter Energie Heinrich von Treitſchke mit ſeiner „Zukunft der norddeutſchen Mittelſtaaten", eine Broſchüre, die beſonders auf Sachſen gemünzt war. Sie fand ein Echo in der aus drei Verſuchen zuſammengeſtoppelten Preisbroſchüre: „Was wird aus Sachſen?" und in den andern Broſchüren, welche Sachſens fragwürdiges Schickſal ſchon durch ihre Interrogativtitel andeuteten: „Wer war Herr von Beuſt?" „Wo iſt unſer König?" „Wie ſteht's mit unſerm Lande?" „Wer leidet, der König oder das Land? Auch eine ſächſiſche Zeitfrage." „Was wird aus Sachſen?" „Sachſen und die königl. ſächſiſche Landescommiſſion." Eine Kritik der Treitſchke'ſchen Anſchauungen über den Napoleonismus enthält die Schrift von L. Bamberger: „Ueber Rom und Paris oder die Wege des Herrn von Treitſchke." Aus Hannover kamen „Troſtbriefe für Hannover. Von einem Althannoveraner". Das Schickſal des Landes wurde geſchildert in der Broſchüre: „Hannovers Schickſal vom Juni bis September 1866." Orientirungsverſuche in dem veränderten Deutſchland bezeichnen die Schriften: K. Aegidi, „Woher und wohin? Ein Verſuch, die Geſchichte Norddeutſchlands zu verſtehen"; F. Kreyßig, „Worauf es jetzt ankommt" und „Friedensgedanken"; H. von Sybel, „Das neue Deutſchland und Frankreich. Sendſchreiben an Herrn von Forçade in Paris"; „Die natürliche Grenze. Ein Gedanke für Deutſchland", „Hohenzollern, Habsburg und Frankreich für und gegen Deutſchland" von Heinrich Matthäy. Den „Norddeutſchen Bund und das Parlament" beſprach Profeſſor L. Tellkampf, Mitglied des preußiſchen Herrenhauſes, und vom entgegengeſetzten Standpunkte: „Die Annexionen und der norddeutſche Bund" der Verfaſſer der Rundſchauen. Der rühmlich bekannte Staatsrechtslehrer H. Schulze erörterte geſchichtlich und politiſch: „Die Friedensbeſtimmungen in ihrem Verhältniß zur Neugeſtaltung Deutſchlands", während Julian Schmidt die „Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung" nachzuweiſen verſuchte, ein anderer Literarhiſtoriker, Wolfgang Menzel, „Preußen und Oeſterreich im Jahre 1866" ſchilderte, P. W. Forchhammer den Gegenſatz von „Bundesſtaat und Einheitsſtaat" formulirte, und F. Fabri in „Die politiſchen Ereigniſſe des Sommers 1866" ein Wort zur Verſtändigung und zum Frieden zwiſchen Nord- und Süddeutſchland ſprach. D. A. Berna veröffentlichte eine „Kritik der preußiſchen Politik und Rechtfertigung Oeſterreichs"; ein deutſcher Patriot ſchilderte „Graf Bismarck und ſeine nachdenklichen Gegner"; E. Homberg charakteriſirte Bismarck's Parole: „Blut und Eiſen"; ein Anonymus „Das preußiſche Staatsbewußtſein"; E. A. Roßmäßler richtet ein ernſtes Wort an das deutſche Volk und deſſen Fürſten: „Unſere Lage", während H. von Treitſchke den „Krieg und die Bundesreform" in Erwägung zieht. Eine mehr conſervative Auffaſſung vertreten die „Publiciſtiſchen Skizzen" von G. A. Groteſend.

Selbſtverſtändlich iſt auch die Zahl der militäriſchen Schriften beträchtlich, welche theils ein Bild des ganzen Kriegs zu geben, theils einzelne Epiſoden deſſelben zu beleuchten ſuchen. Die erſtern müſſen in vieler Hinſicht mangelhaft ſein, da allmählich erſt die authentiſchen Berichte über die Feldzugsplane und die einzelnen Schlachten erſcheinen. W. Rüſtow hat nichtsdeſtoweniger mit gewohnter raſch zugreifender Gewandtheit „Den Krieg von 1866 in Deutſchland" geſchildert. Aehnlich haben die

Geſchichte dieſes Kriegs N. Hocker, L. Hauff, F. Lubojatzky verfaßt. H. Wachenhuſen veröffentlicht ein „Tagebuch vom öſterreichiſchen Kriegsſchauplatz", während die Schrift: „1866 oder Cuſtozza und Königgrätz", hiſtoriſch-romantiſche Erzählungen aus Oeſterreichs neueſter Geſchichte bringt. Eine Monographie ſchildert „Die königl. ſächſiſche Armee im deutſchen Feldzug von 1866"; andere Monographien „Die Hannoveraner in Thüringen" und „Die Schlacht bei Langenſalza"; „Die Baiern im deutſchen Kriege 1866"; „Die Betheiligung der badiſchen Diviſion am Feldzuge von 1866"; W. F. Beſſer, „Sechs Wochen im Felde"; Wilhelm Petſch, „Die Gefallenen des ſechzigſten Regiments". Natürlich fehlt es auch nicht an einer „Illuſtrirten Kriegschronik" und auch die allgegenwärtigen Träger des berliner Humors, Schulze und Müller, erſcheinen auf dem Kriegsſchauplatze. Aus der Zahl kriegswiſſenſchaftlicher Monographien, welche nicht den jüngſten deutſchen Krieg behandeln, heben wir hervor: J. F. L. von Erlach, „Die Kriegsführung in Polen"; H. Pfiſter, „Geſchichte der thüringiſchen Truppen in dem Feldzuge von 1810—11 in Catalonien"; J. von Wickede, „Ein Huſarenoffizier Friedrich's des Großen"; Theodor Fontane, „Der ſchleswig-holſteiniſche Krieg im Jahre 1864"; F. Schneider, „Erinnerungen aus den Feldzügen der Würtemberger; „Blücher's Campagnejournal von den Jahren 1793 und 1794", herausgegeben von Emil Knorr.

Das Intereſſe für Philoſophie iſt keineswegs ſo abgeſtorben, wie man es von der vielfach bewegten und zerſplitterten Zeit erwarten ſollte. Einige Werke der theiſtiſchen Richtung, wie z. B. Ulrici's „Gott und die Natur", erſcheinen in neuer Auflage; auch Anläufe zu einer ſelbſtändigen neuen Syſtematik werden gemacht. So verſucht W. Roſenkranz eine Fortbildung der deutſchen Philoſophie mit beſonderer Rückſicht auf Plato, Ariſtoteles und die Scholaſtik des Mittelalters in ſeinem Werke: „Die Wiſſenſchaft des Wiſſens und Begründung der beſondern Wiſſenſchaften durch die allgemeine Wiſſenſchaft"; der Verfaſſer der Schrift: „Ueber Idealismus und Realismus", bemüht ſich, die darin aufgeſtellte Theorie des Weſens der Erſcheinung weiter zu entwickeln und tiefer zu begründen in der Schrift: „Sinn und Erſcheinung"; R. Seydel gibt eine neue „Logik oder Wiſſenſchaft vom Wiſſen" heraus.

Die Geſchichte der Philoſophie gehört zu den Disciplinen, welche in einem ekleſtiſchen Zeitalter am beliebteſten ſind; denn ſie iſt ſelbſt für jene verſtockten Gegner der Philoſophie von Intereſſe, welche in allen Syſtemen nur vergebliche Babelsthurmbauten ſehen. Sie ſtudiren dieſelbe wie Atheiſten die Kirchengeſchichte als einen Beitrag zur Pathologie der Menſchheit. Von J. E. Erdmann's „Grundriß der Geſchichte der Philoſophie" iſt der zweite Band erſchienen, welcher die Philoſophie der neuen Zeit bis in die unmittelbare Gegenwart hinein beſpricht. Auch der dritte Theil von F. Ueberweg's „Grundriß der Geſchichte der Philoſophie" behandelt die Geſchichte der Philoſophie der Neuzeit. Von Stöckl's „Philoſophie des Mittelalters" erſchien der dritte Band. J. C. Bluntſchli entwickelt „Die altaſiatiſchen Gottes- und Weltideen"; H. Richter veröffentlicht eine Monographie über „Plotin's Lehre vom Sein und die metaphyſiſche Grundlage ſeiner Philoſophie"; Deutinger ſchildert den „Gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Philoſophie"; Weber behandelt „Kant's Dualismus"; Kiy den „Peſſimismus und die Ethik Schopenhauer's". Im Vordergrunde der philoſophiſchen Beſtrebungen ſtehen immer die praktiſchen Fragen über die Freiheit des Willens und die Unſterblichkeit der Seele; denn auch dies letztere Problem hat nachgerade eine praktiſche Bedeutung gewonnen und iſt die Wetterſcheide geworden für den Gegenſatz der Weltanſchauungen, die von hier aus nach zwei entgegengeſetzten Seiten auseinandergehen. Von H. Ritter's Werk über „Unſterblichkeit" iſt eine neue Auflage erſchienen; von der Schrift von Wilmarshoff: „Das Jenſeits. Ein wiſſenſchaftlicher Verſuch zur Löſung der Unſterblichkeitsfrage", die vierte Abtheilung, welche ſich mit dem ſchwierigen Probleme über „Ort und Beſchaffenheit des künftigen Lebens" beſchäftigt. Hierher gehören auch: H. Beckers, „Die Unſterblichkeitslehre Schelling's im ganzen Zuſammenhang ihrer Entwickelung dargeſtellt"; F. Epp, „Seelenkunde"; W. Braubach, „Denkreiſe in das unbekannte Jenſeits"; A. Mayer, „Zur Seelenfrage". Ludwig Feuerbach behandelt mit gewohnter Klarheit und Energie, welche die Probleme an ihrer Wurzel faßt, im zehnten Bande ſeiner ſämmtlichen Werke: „Gottheit, Freiheit und Unſterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie"; während J. Frauenſtädt das zweite Problem in ſeinen ethiſchen Studien „Das ſittliche Leben" behandelt, W. Kaulich in ſeiner Schrift über „Die Freiheit des Willens", Otto Liebenau in der Unterſuchung „Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens". Die Neue Folge der „Kleinen Schriften" von David Strauß iſt nur zum Theil philoſophiſchen, meiſt literarhiſtoriſchen Inhalts. Ein hervorragendes Werk iſt die „Geſchichte des Materialismus und die Kritik ſeiner Bedeutung in der Gegenwart", von F. A. Lange, ein Werk, dem ſich P. Haffner's „Der Materialismus in der Culturgeſchichte" anreiht. Gegen den Materialismus tritt auf Ludwig Flentje in ſeiner Schrift: „Das Leben und die todte Natur". Ein Grenzgebiet zwiſchen Philoſophie und Naturwiſſenſchaft wird bezeichnet durch C. G. Carus' „Vergleichende Pſychologie oder Geſchichte der Seele in der Reihenfolge der Thierwelt" und Freiherrn von Reichenbach's „Aphorismen über Senſitivität und Od".

Auch das Gebiet der Populärphiloſophie und praktiſchen Lebensweisheit iſt nicht unangebaut geblieben. Hierher gehören Schriften wie: J. G. Kohl, „Am Wege. Blicke in Gemüth und Welt in Aphorismen"; „Anna. Philoſophiſche Geſpräche"; H. Rittberg, „Späne aus epikuräiſchem Gedankenholz". In den „Geſprächen mit einem Grobian" werden auch die literariſchen Zuſtände und ſocialen Fragen mit rückhaltloſer Offenheit beſprochen. Einen geiſtvollen Skepticismus vertritt Otto Seemann in ſeiner Unterhaltung aus dem 19. Jahrhundert: „Wohin?"

Unter den Reiſewerken, welche im Jahre 1866 erſchienen ſind, ſtehen in erſter Linie: Adolf Baſtian's

„Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen“ und J. J. von Tschudi's „Reisen durch Südamerika“. Von beiden Werken sind zunächst die ersten Bände erschienen. Bastian's Reise wendet sich ebenso an das philosophische wie an das ethnographische Interesse. Von andern Reisebeschreibungen in fremde Welttheile erwähnen wir: A. Kahl, „Reisen durch Chile und die westlichen Provinzen Argentiniens“; J. Platzmann, „Aus der Bai von Paraguay“; J. B. A. Ahrens, „Mexico und mexicanische Zustände“; F. Jagor, „Singapore — Malakka — Java“; F. H. Apel, „Drei Monate in Abyssinien“; Gustav Rasch, „Nach den Oasen von Siban“; H. Scherer, „Reisebuch in der Levante“ und „Reise in Aegypten“; H. Billroth, „Ein Evangelist in Brasilien“.

Auch die europäischen Touristen fahren fort, Reiseskizzen zu veröffentlichen, deren Reiz selbstverständlich von der größern oder geringern Bedeutung ihrer Persönlichkeit abhängt; denn in der Regel tritt diese mehr in den Vordergrund als die schlichte Beobachtung der Dinge. Neben Italien ist jetzt auch Spanien das Modeland der Touristen geworden, seitdem die Eisenbahn nach Madrid vollendet ist; denn der fashionable Tourist bewegt sich vorzugsweise auf diesen modernen Culturstraßen. Paris ist im Jahre 1866 ganz leer ausgegangen; es scheint, der Eifer der Touristen spart sich für die Industrieausstellung auf. Dagegen ist Italien noch immer der Tummelplatz für die verschiedenartigste touristische Literatur. Sebastian Brunner läßt „Heitere Studien aus und über Italien“ erscheinen, in der Tonart der katholisirenden Burleske; F. Leibing bespricht „Natur und Kunst in Oberitalien“; E. Lobstein gibt „Bilder aus Neapel“; S. Hehn, Ansichten und Streiflichter „Italien“; M. Rohl's „Tagebuch einer italienischen Reise“ wird von W. Lübke herausgegeben. Aus Spanien geben Arthur Stahl und G. Körner „Reiseblätter“. Alfred Meißner, der sich stets als geistvoller Tourist bewährt, veröffentlicht neue Reisebilder „Unterwegs“. Deutsche Kleinmalerei findet sich in O. Glagau's „Spaziergängen durch Lauenburg und Lübeck“.

Die Naturwissenschaften gehören nur in den Bereich d. Bl., wenn sie sich in volksthümlicher oder geschmackvoller Form an das allgemeine Lesepublikum wenden. Im ganzen hat der übermäßige Eifer auf diesem Gebiete, der vielfach zur belletristischen Verwässerung und Verseichtigung des wissenschaftlichen Inhalts führte, etwas nachgelassen. Roßmäßler's und Brehm's „Thiere des Waldes“ behandeln in ihren letzten Lieferungen mit Geschmack und Treue die kleine Welt des Waldes. „Das Meer“ wird in umfassender Weise mit dem Schmuck der Illustrationen durch J. Schleiden behandelt, ein Werk, welchem sich Arthur Mangin's „Der Ocean und seine Geheimnisse und Wunder“ anschließt. Von demselben Verfasser wird auch „Das Reich der Luft“ geschildert. B. von Cotta beleuchtet die „Geologie der Gegenwart“; C. J. B. Riegel charakterisirt die „Graspflanze“, während Karl Ruß in dem Werke „Meine Freunde“ allerlei Beobachtungen über die Thierwelt mittheilt. Was Diätetik und Gesundheitspflege betrifft, so erwähnen wir nur den dritten und vierten Band von Karl Pistor's „Lehre von der Gesundheit und Krankheit des Menschen“ und das Werk von E. Reich: „Unsittlichkeit und Unmäßigkeit.“

Unsere Uebersicht kann nicht Anspruch auf Vollständigkeit machen, doch wird sie ein annäherndes Bild geben von den Hauptwerken und Hauptrichtungen deutscher literarischer Production, soweit sie in den Kreis d. Bl. fallen.

Rudolf Gottschall.

Die Alpen der Schweiz.

Zu unserer heutigen Besprechung gab zunächst der interessante Anfang einer auf längere Folge berechneten literarischen Erscheinung die Veranlassung, welche folgenden Titel führt:

1. Les Alpes Suisses, par *Eugène Rambert*. Première série. Paris 1866.

Das Werk hat den Zweck, alles, was sich auf die Natur und die Wissenschaft der Schweizeralpen bezieht, populär zu besprechen. Die vorliegende erste Probe ist vortrefflich. Sie ergreift den Gegenstand mit patriotischer Begeisterung und führt ihn mit Geschicklichkeit und genauester Sachkenntniß durch. Es wird ihr daher die allgemeine beifällige Beachtung sicher nicht fehlen. Man konnte es aber sehr beklagen, daß sein Erscheinen in eine dem deutschen Buchhandel ungünstige Periode fiel. Die Kriegsunruhen Deutschlands lenkten die Aufmerksamkeit von solchen Werken, welche der Politik gar nicht dienten, ganz hinweg. Darin lag auch wahrscheinlich der Grund, daß die zweite Serie, auf deren baldiges Erscheinen die vorliegende erste mit voller Zuversicht aufmerksam gemacht hat, noch jetzt nicht ausgegeben worden ist. Doch hoffen wir, daß die Zeitumstände bald wieder dem Buchhandel eine freie und zuversichtliche Bewegung gönnen werden.

Machen wir uns nun zunächst mit dem Inhalte der vorliegenden ersten Serie bekannt. Sie bespricht: 1) „Les plaisirs des grimpeurs“; 2) „Linththal et les Clarides. trois jours d'excursion“; 3) „Les cerises du vallon de Gueuroz“; 4) „Les plantes alpines“. Daran schließt sich noch ein Appendix, der a) „A propos de l'accident du Cervin“, und b) „Sur l'origine des plantes alpines“ zum Gegenstande der Unterhaltung macht.

Man sieht, dieser Inhalt betrifft die Natur und die Wissenschaft, das Leben und das Reisen in der Schweiz, und zwar von einem Standpunkte aus, der für jeden Gebildeten ein lebhaftes Interesse erweckt. Das Buch bildet eine belehrende Unterhaltungslektüre, besitzt aber einen höhern Charakter als die gewöhnlichen Reiseresultate der Touristen. Nach der Reihe der vorliegenden Mittheilungen erkennt man sogleich, daß dieselbe mit Leichtigkeit immer weiter und weiter gesponnen werden kann.

„Les plaisirs des grimpeurs“ ist der Titel des ersten Aufsatzes, welchen das Buch bringt. Der Verfasser sieht sich um, womit er dies Vergnügen, die Bergriesen zu erklimmen, wol in Vergleich bringen könnte, und kommt dann zu dem Schlusse, daß es eine Leidenschaft sei, welche sich am besten mit der des Spielers vergleichen lasse. Daß

dabei eine Leidenschaft im Spiele sei, wollen wir nicht einen Augenblick in Abrede stellen, aber daran zweifeln wir sehr, daß dieselbe mit der eines Spielers Aehnlichkeit oder gar Gleichbedeutung habe. Ich glaube, daß gerade hierin unser Alexander von Humboldt das Richtige getroffen hat, wenn er bei der Beschreibung des Versuchs, den Chimborasso zu ersteigen, ausspricht: „Das, was unerreichbar scheint, hat eine geheimnißvolle Ziehkraft; man will, daß alles erspäht, daß wenigstens versucht werde, was nicht errungen werden kann."

Es ist dies allerdings ein viel weitergehender Ausspruch, als hier davon Gebrauch zu machen ist, er paßt aber dennoch vortrefflich. Die „geheimnißvolle Ziehkraft" besitzt indeß ganz den Charakter einer Leidenschaft, welches um so mehr einleuchtet, je näher man mit den passionirten Bergreisenden bekannt wird. Sie kennen keine größere Freude, als gerade da gewesen zu sein, wo bisher noch niemand oder nur wenige Sterbliche gewesen sind, keine größere Lust als die Hoffnung, einen Gebirgsgipfel erklimmen zu können, den zu ersteigen sich Tausende vergebens abgemüht haben. Ein solcher war z. B. Hugi, der eine große Reihe gleichgesinnter Schüler gebildet hat, wozu wahrscheinlich auch Eugène Rambert zu zählen ist. Am Ende Juli 1829 sah ich Hugi nach Grindelwald bringen; er hatte mit 14 Gefährten und Führern den Versuch gemacht, abermals die Jungfrau zu ersteigen, um die umgestürzte Fahne wieder aufzurichten, aber dabei das Unglück gehabt, ganz oben in der Nähe des Gipfels das Bein zu brechen. Er sah aus wie eine Leiche und selbst die Aerzte waren sehr in Sorge um sein Leben. Drei Monate später besuchte ich ihn in Solothurn. Er humpelte ganz wohlgemuth in seinem berühmten Naturaliencabinet umher. Das Bein war geheilt, mußte aber noch durch einen Wanderstab unterstützt werden, weil ihm die Bewegung noch ungewohnt war. Auf meine Aeußerung, daß der Beinbruch wol auf längere Zeit, wenn nicht auf immer, die Lust zum Bergsteigen gedämpft haben möchte, schüttelte er sehr heftig den Kopf und sagte: „Nein, nein, durchaus nicht. Erst gestern habe ich's versucht, den Weißenstein zu ersteigen. Es ging wol noch etwas langsam und beschwerlich, aber ich bin doch hinaufgekommen und habe die feste Hoffnung fassen können, daß ich bis nächsten Sommer ganz wieder der alte Hugi sein werde, der oben auf der Jungfrau die von ihm aufgepflanzte, aber jetzt umgefallene Fahne wieder emporrichten kann."

Dabei glänzten dem Manne die dunkeln Augen, als hinge von der Erfüllung dieser Hoffnung seine größte Seligkeit ab. Der Himmel fügte alles nach Wunsch, sodaß das Besteigen der schweizerischen Bergriesen durch ihn und seine Freunde Sulger, Studer, Schultes, Tschudi u. a. erst eigentlich den höchsten Aufschwung erhielt, wie sich aus den von ihm herausgegebenen „Naturhistorischen Alpenreisen", oder aus der im Jahre 1843 herausgegebenen „Deutschen Vierteljahrsschrift" in dem Hugi'schen berühmten Aufsatze: „Die Ersteigung der Alphörner", klar erkennen läßt. Auch unser Verfasser verfolgt die Sache mit derselben Begeisterung und schreibt gleichsam einen Commentar zu dem Ausspruch des weltrichtenden Chors:

> Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
> Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
> Die Welt ist vollkommen überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!

Der folgende Aufsatz: „Linththal et les Clarides", beschreibt eine dreitägige Reise in den höhern Regionen der Schweizeralpen, welche der Verfasser von Zürich aus ausgeführt hat. Die Darstellung trägt ganz das Gepräge eines vielgeübten kühnen Meisters im Ueberwinden aller Schwierigkeiten und im Genießen der erhabenen Schönheiten, welche sich dabei dem Auge darbieten.

Hieran schließt sich eine ganz allerliebste Novelle: „Les cerises du vallon de Gueuroz." Sie ruht ganz auf dem Boden des wirklich Erlebten und schildert die Natur der Gegend und das Volk mit seinen Sitten, Gewerben und Lebensanschauungen genau der Wahrheit entsprechend, sodaß die kleine Erzählung nicht blos angenehm unterhaltend, sondern auch durchweg belehrend ist.

Die Artikel „Les plantes alpines" und „Sur l'origine des plantes alpines" bewegen sich ganz in dem von Alexander von Humboldt zuerst sicher begründeten Gebiete der Pflanzengeographie; sie sind auch von allgemeinem Interesse, halten indeß eine Basis fest, die ganz vorzugsweise nur für die Fachmänner der Botanik paßt. Dann bringt das Buch auch noch eine gelegentliches Wort über das vielbesprochene Unglück „du Cervin", wie es der Verfasser nennt, welches übrigens bei uns mehr unter der Katastrophe des Matterhorns bekannt ist. Der Leiter dieses kühnen Unternehmens, das Matterhorn zu ersteigen, war Whymper. Seine Begleiter waren Lord F. Douglas, ein Geistlicher Hudson und ein junger Engländer, Hadow. Den letztern mitzunehmen war sehr unvorsichtig, da derselbe im Bergsteigen noch gar keine Erfahrung hatte. Der Gipfel des bisher unbestiegenen Horns wurde glücklich erreicht. Das gräßliche Unglück kam erst bei der Rückkehr. Der Verfasser setzt das Ganze als allgemein bekannt voraus und spricht dann mehr über die Sache, als daß er dieselbe zur Mittheilung bringt. Er spricht es nicht gerade aus, aber man merkt es ihm doch an, daß er kein großer Verehrer der neuesten englischen Clubs für das Ersteigen der höchsten Berggipfel der Schweiz ist. Die Schweizer-Bergreisenden von Fach nennen die Fremden, welche beinahe ohne jede Erfahrung sich an die gefährlichste Bergersteigung machen, spottweise die „Bergspringer", und schütteln bedenklich den Kopf über die krankhafte Sucht, Unerhörtes zu leisten.

2. Die Urwelt der Schweiz von Oswald Heer. Zürich, Schultheß. 1864—65. Lex.-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Vor mehr als Jahresfrist wurde mir der ebenfalls vortreffliche Anfang eines literarischen jetzt bereits mit 13 Lieferungen abgeschlossenen Unternehmens zugesandt. Das ganze Werk entspricht den Erwartungen, welche man nach dieser ersten Lieferung zu hegen berechtigt war. Wir

wollen durch eine genauere Analyſe derſelben zugleich auch die Phyſiognomie der ganzen Arbeit darlegen.

Das erſte Heft enthält nur zwei Kapitel über die Urwelt der Schweiz, aber ein paar ſehr wichtige, für welche ſich nicht blos die Männer von Fach, ſondern jeder Gebildete lebhaft intereſſirt, nämlich über Steinkohlen und Salzlager. Der Verfaſſer kennt in dieſen beiden Punkten ſein Vaterland ſehr genau und beſitzt überdies ein ausgezeichnetes Erfahrungswiſſen, womit er überall belehrende und anziehende Vergleiche anzuſtellen verſteht. Im erſten Kapitel geht er ganz ſpeciell die Pflanzen durch, welche in den Steinkohlen aufgefunden worden ſind, und ſagt dann:

Stellen wir die bisjetzt bei uns entdeckten Steinkohlenpflanzen, die wir im obigen einzeln betrachtet haben, zu einem Geſammtbild zuſammen, ſo wird es nicht ſchwer halten, uns eine Vorſtellung von dem Ausſehen des damaligen Landes zu verſchaffen, und das beiliegende Bildchen ſucht der Phantaſie nachzuhelfen.

Dies Bild iſt nun ganz ausgezeichnet. Man hat bekanntlich vielfach verſucht, ein ſolches Phantaſiegemälde von der Zeit der Steinkohlenpflanzenwelt zuſammenzuſtellen; aber eine ſo vortreffliche Compoſition, wie ſie hier das vorliegende Werk liefert, iſt noch nicht dageweſen. Die Bäume ſind faſt alle blütenlos und gehören einer Gattung an, die wir jetzt nur als untergeordnetes Geſträuch kennen, Laubholz und Nadelholz exiſtirten noch gar nicht. Der Boden war feucht und moraſtig und vielfach mit Waſſer überdeckt. Auf ihm breiteten die Annularien und Sphenophyllen ihre zahlreichen Blattwirtel aus, während die Stigmarienformen der Sigillarien mit ihrem langen, vielfach verzweigten und verſchlungenen Wurzelwerk große ſchwimmende Filze bildeten, welche dann wieder als Grundlage zu den Calamiten und zahlreichen Farrnkräutern dienten, ja ſelbſt die Sigillarien zu großen Stämmen aufwachſen ließen. Die Säugethiere und Vögel konnten damals wegen der noch zu ſtark mit Kohlenſäure angefüllten Atmoſphäre noch gar nicht exiſtiren. An Sonnenſchein war noch kein Gedanke, weil derſelbe durch die beſtändig mit dichten Regenwolkenſchichten angefüllte Luft nicht hindurchdringen konnte; dennoch fehlte es nicht an Wärme, welche aus dem damals noch wenig abgekühlten Erdinnern kam. Der Verfaſſer ſagt:

Beachtenswerth iſt, daß die Farrnkräuter, die Bärlappgewächſe der Jetztzeit, meiſtens im dunkeln Schatten der Wälder wachſen, alſo zu ihrem Leben der Einwirkung der directen Sonnenſtrahlen weniger bedürfen als die Blütenpflanzen. Daſſelbe war ohne Zweifel auch bei ihren Verwandten der Vorwelt der Fall, und da dieſe die Hauptmaſſe der Steinkohlenflora bilden, ſo können wir ſagen, daß dieſe auch bei immer bedecktem Himmel leben und gedeihen konnte. Dazu ſtimmen denn auch die wenigen Inſekten, welche man aus der Kohlenzeit kennt, denn es ſind der Mehrzahl nach nächtliche Thiere, nämlich Kakerlaken und Termiten. Dies alles ſpricht dafür, daß damals die Sonne noch nicht dieſen überwältigenden Einfluß auf die organiſche Welt der Erde ausübte wie in jetziger Zeit.

Sehr intereſſant iſt die vom Verfaſſer mitgetheilte wahrſcheinliche Naturgeſchichte des Torfmoors und die daraus gezogenen Rückſchlüſſe auf die Bildung der Braunkohle, Steinkohle bis zum Anthracit; alle dabei wahrgenommene Verſchiedenheit ſcheint ſich nur auf große zwiſchenliegende Zeitepochen zu beziehen und auf die darin vorkommende Ungleichheit der herrſchenden Pflanzennatur. Es iſt dies eine ſchon allgemein geltende Anſicht der Naturforſcher, der Verfaſſer weiß dieſelbe aber ſehr anſchaulich vorzuführen und ſtets mit Gründen zu unterſtützen, die jedermann einleuchten. Eben deswegen wünſchen wir aber auch, daß ſeine Abhandlung recht viel geleſen werden möchte.

Das zweite Kapitel beſpricht die Salzbildung der Schweiz. Es wird das Vorkommen des Salzes und deſſen Entſtehung zuerſt im allgemeinen, dann aber ſpeciell in Bezug auf die Schweiz beſprochen. Wenn die Steinkohle ſich erſt ſeit ein bis zwei Jahrhunderten als praktiſch wichtig ausgewieſen hat, ſo beſitzt die praktiſche Wichtigkeit des Salzes ſchon ein nach vielen Jahrtauſenden bemeſſenes Alter. Die Steinſalzlager läßt der Verfaſſer, wie jetzt allgemein gebräuchlich, aus dem nach und nach zurückgetretenen Meerwaſſer entſtehen, meint aber, man müſſe es doch dahingeſtellt ſein laſſen, ob nicht auch einige dieſer Lager einen andern Urſprung haben könnten, für die Schweiz gelte indeß die erſte Entſtehungshypotheſe ohne Ausnahme.

Das wichtigſte, das für die Schweiz von großer Bedeutung geworden iſt, liegt auf dem linken Ufer des Rhein und erſtreckt ſich von Ryburg (bei Rheinfelden) bis gegen Baſel. Da in Schwaben in derſelben Gebirgsformation, wie ſie in dieſen Gegenden vorkommt, mächtige Steinſalzlager ausgebeutet werden, ſo ließen ſich auch hier in der Schweiz ſolche vermuthen. Die Bohrverſuche, welche auf die geologiſchen Unterſuchungen ſich ſtützten und ausgeführt wurden, haben dies glänzend beſtätigt. In Schweizerhall (zwiſchen Baſel und Augſt) wurde das circa 30 Fuß mächtige Steinſalzlager im Jahre 1836 erbohrt, in Rheinfelden 1844, in Ryburg 1847. An den beiden letzten Orten ſoll es etwa 50 Fuß mächtig ſein und liegt 480 Fuß tief. Daß dieſe Salzlager einem ausgetrockneten Meere ihren Urſprung verdanken, zeigen uns die zahlreichen Meermuſcheln, welche man an manchen Stellen in dem Kalke gefunden hat, der das Salzlager umgibt. Es hat dieſer Kalk davon den Namen Muſchelkalk erhalten.

Es wird dann noch darauf hingewieſen, daß die Schweiz dieſe Salzlager noch nicht ſo ausbeute, um alle Bedürfniſſe befriedigen zu können. Der Verbrauch erreicht durchſchnittlich die jährliche Höhe von 626000 Centnern und die Production komme nur zu circa 300000 Centnern. Das Fehlende wird meiſtens von den würtembergiſchen und badiſchen Salinen eingeführt. Der techniſche Betrieb zum Gewinn des Salzes wird dann auch mit einigen paſſenden Worten berührt und zuletzt die Natur der Thiere und der Pflanzen zur Zeit der Bildung der Steinſalzlager beſprochen und daraus wieder ein ſehr anſprechendes Phantaſiebild von Baſel zur Keuperzeit zuſammengeſtellt.

Heinrich Birnbaum.

Gregorovius' Geſchichte der Stadt Rom.

(Beſchluß aus Nr. 1.)

In dem letzten Sturze der ſchwäbiſchen Dynaſtie erblickt Gregorovius eine Wiederholung des Sturzes des oſtgothiſchen Reichs, und wieder tritt uns in dem „nothwendig gewordenen Untergange beider Herrſchaften und ihrer Helden" die fataliſtiſche Geſchichtsauffaſſung des Autors entgegen. Sein Ausruf: „Wie dunkel iſt das Auge des Sterblichen!" — weil Manfred, vor der Schlacht bei Benevent in der Nähe von Tagliacozzo lagernd, nicht ahnt, daß zwei Jahre nachher der letzte ſeines Geſchlechts hier zu Grunde gehen wird — bringt einen tragikomiſchen Effect auf den Leſer hervor, wie nicht minder, wenn er das Verhängniß in Perſon auf dem Schlachtfelde von Benevent ſtehen und ſtatt der franzöſiſchen Ritter die tapfern Deutſchen erſchlagen läßt. Trefflich iſt übrigens die Schilderung der Schlachten bei Benevent und Tagliacozzo ſelbſt wie die Erzählung von Manfred's und Konradin's tragiſchem Ende, ſowenig uns auch Ausdrücke anmuthen wollen wie „der geheimnißvolle Zuſammenhang dieſer Geſchichten iſt von atridenhafter Größe."

Die hohenſtaufiſche Epiſode ſchließt der Verfaſſer mit den Worten:

Die ſchwäbiſche Dynaſtie war todt; Konradin, das letzte Opfer des Princips ihrer Legitimität. Große Geſchlechter ſtellen Syſteme einer Zeit dar; doch ſie fallen mit dieſen, und keine prieſterliche oder politiſche Macht, wie ſehr auch die überlebende Einbildung ſich bemühe, vermochte je eine überwundene Legitimität zu erneuern. Kein größeres Geſchlecht vertrat je ein größeres Syſtem als die Hohenſtaufen, in deren mehr als hundertjähriger Herrſchaft der Principienkampf des Mittelalters ſeine entſchiedenſte Entfaltung und ſeine mächtigſten Charaktere gefunden hat. Der Krieg der beiden Syſteme, der Kirche und des Reichs, die ſich gegenſeitig zerſtörten, um die Bewegung des Geiſtes freizugeben, war der Gipfel des Mittelalters, und auf ihm ſteht Konradin durch ſeinen tragiſchen Tod verklärt. Der Kampf der Hohenſtaufen ſetzte ſich, obwol dieſe große Dynaſtie ſelbſt überwunden war, ſiegreich in andern Proceſſen zur Befreiung der Menſchheit von der Uebermacht des Prieſterthums fort, welche ohne die Thaten jenes Heldengeſchlechts nicht möglich geworden wären.

Eine Periode der Ruhe folgte. Gregor X. ſchloß Frieden mit dem Reiche; aber Rudolf von Habsburg erkannte in einem demuthsvollen Schreiben die Theorie Innocenz' III. an. Daß er, wie Gregorovius gegen die gewöhnliche Annahme behauptet, ſtets die Abſicht gehabt habe, einen Römerzug zu unternehmen und nur durch die Verhältniſſe davon abgehalten worden ſei, ſcheint uns nicht hinlänglich erwieſen. Sein Sohn, Albrecht I., ging ſo weit, zu bekennen, daß der Papſt allein die Kaiſerkrone verleihe, daß alles, was Kaiſer und Reich beſitzen, aus der päpſtlichen Gnade gefloſſen ſei, und verſprach, keinen ſeiner Söhne ohne Erlaubniß des Papſtes zum römiſchen König krönen zu laſſen. So früh ſchon zeigten ſich die Habsburger als gehorſame Söhne des Heiligen Vaters.

Aber die ſchwindelnde Größe des Papſtthums neigte zum Falle. Die franzöſiſchen Könige, welche an die Stelle der deutſchen Kaiſer als Vertreter der weltlichen Macht traten, hatten nicht nur das franzöſiſche Volk, ſondern ſogar den galikaniſchen Klerus hinter ſich; die Welt war der päpſtlichen Anmaßungen müde; „die Reaction des ſtaatlichen Geiſtes gegen das europäiſche Kirchenrecht, das wichtigſte Motiv in der Geſchichte des Mittelalters" (doch wol erſt in ſeiner zweiten Hälfte?), wurde übermächtig, und „das Grab Bonifacius' VIII." — mit dem unſer Werk für jetzt abſchließt — „erſcheint als der Denkſtein des mittelalterlichen Papſtthums, welches von der Macht der Zeit mit ihm ſelbſt begraben ward".

Wir dürfen nicht bei den zahlreichen Epiſoden der römiſchen Geſchichte verweilen, von denen uns ihr Verfaſſer ebenſo anziehende als lebensvolle Bilder entwirft. Er zeigt uns die endloſen Züge der Pilger nach der Heiligen Stadt, von wo ſie mit theuer erkauften, abgöttiſch verehrten Reſten heiliger Leichen heimkehren, gipfelnd in dem Jubeljahre 1300, wo täglich an 30000 Fremde durch die Thore Roms gezogen ſein ſollen; er zeigt uns den wilden Macbeth, wie er, von den rächenden Furien getrieben, ſeine Blutthaten an Sanct-Peter's Stuhle zu büßen kommt; zeigt uns die Sarazenenhorden bald auf eigene Rechnung, bald im Dienſte der Normannen und Hohenſtaufen die Schätze der Peterskirche plündernd und den heiligſten Dom der Chriſtenheit ſchändend; ſchildert uns die furchtbare Verwilderung der Klöſter im 10. Jahrhundert, das er ein fauſtiſches wie das 15. nennt, und die ekelerregende Sittenverderbniß des regulären und ſeculären Klerus im folgenden Säculum, und wieder im Gegenſatz dazu die ſeltſamen Wundergeſtalten der heiligen Anachoreten: Sanct-Nil's, Pier Damiani's, des Einſiedlerpapſtes Pietro Murrone (Cöleſtin V.), „che fece per viltà il gran rifiuto", und des kindlich erhabenen Franz von Aſſiſi; entwirft uns ein lebensvolles Porträt der berüchtigten und berühmten Frauen jener Zeit, der Rom und die Päpſte beherrſchenden Buhlerinnen Theodora und Marozia, der großen Markgräfin Mathilde von Toscana, Adelheid's von Suſa und ihrer Tochter Bertha, der Gemahlin Heinrich's IV; zeigt uns hier die deutſchen Kaiſer Heinrich IV. und V. und Friedrich II., gleich Hannibal auf dem Albanergebirge lagernd und die Campagna verheerend, ohne die Stadt ſelbſt betreten zu können, und dort den kaltblütigen Wütherich Karl von Anjou, wie er in ſeinem Zelte nach der Schlacht von Tagliacozzo den Brief an Papſt Clemens V. ſchreibt und ihn einladet, „von dem edeln Jagdwild ſeines Sohnes zu eſſen", während das gehetzte Wild ſelbſt, der unglückliche Konradin, rathlos umherirrend dem Verräther in die Hände fällt; erzählt uns die ſeltſamen und deutungsvollen Legenden, mit denen die römiſche Volksſage die alten Bau- und Bildwerke ausgeſchmückt, und — doch wir brechen hier ab, in der Hoffnung, unſern Leſern ein hinlängliches Bild von dem reichen Inhalt dieſes Theils unſerer Schrift gegeben zu haben, und ihnen hohen Genuß verheißend, wenn ſie, nicht abgeſchreckt durch ihren Umfang und den vielleicht wenig verſprechenden Titel, ſelbſt an dieſe reichbeſetzte Tafel herantreten wollen.

Weit geringere Theilnahme dürfte dagegen bei dem

großen Publikum der eigentliche Gegenstand des Buchs, die Geschichte der Stadt Rom als solcher, finden. Der Grund davon liegt theils in dem geringern Interesse, das der Stoff selbst bietet, theils und mehr noch in der Dürftigkeit der darüber vorhandenen gleichzeitigen Nachrichten, welche eine harmonische, lebensvolle und farbenreiche Darstellung unmöglich macht. Am spärlichsten fließen die Quellen im 9. Jahrhundert.

Der Geschichtschreiber Roms ist für diese Periode auf die Annalen der fränkischen Chronisten, die ihm dürftige Berichte über die politischen Ereignisse geben, und auf die Lebensbeschreibungen der Päpste angewiesen, welche in ihrer dürren Weise kaum mehr verzeichnen als die päpstlichen Bauten und Weihgeschenke. Er verzweifelt daher an jeder Schilderung des innern bürgerlichen Lebens in Rom zu jener Zeit. (III, 78).

Erzählungen von blutigen Kämpfen mit den immer von neuem erscheinenden sarazenischen Piraten, Schilderungen furchtbarer Anarchie, wie bei der Vacanz nach dem Tode Papst Johann's VIII. und bei der Leiche des noch im Tode mishandelten Formosus, werfen hier und da grelle Streiflichter in das tiefe Dunkel. Auch im 10. Jahrhundert erblicken wir nur, um mit unserm Autor zu reden, das wüste, finstere, wie von einem blutigen Monde erleuchtete Rom des Mittelalters, während uns doch jetzt zum ersten male die Römer selbst wieder in bestimmten geschichtlichen Umrissen entgegentreten, indem die blutige Geschichte des mittelalterlichen Senats oder Adels von Rom mit dem Falle des karolingischen Reichs und der päpstlichen Gewalt sich geltend zu machen beginnt. Unter der Regierung Alberich's, des Sohnes der allmächtigen Marozia (932—954), erscheint Rom zum ersten male als selbständiger Staat. Aber dieser Zustand hatte keine Dauer. An die welthistorische Bedeutung des Papstthums geknüpft, sich selbst noch immer als die Metropole eines idealen Weltkreises betrachtend und doch nach politischer Unabhängigkeit und Selbständigkeit strebend, ringt die Stadt vergeblich, diese unlöslichen Widersprüche zu vereinen: ewig entzweit, bald mit dem Papst gegen den Kaiser, bald mit dem Kaiser gegen den Papst, bald gegen beide zugleich für ihre Unabhängigkeit kämpfend, in stetem Aufruhr, in unaufhörlicher Zwietracht der eigenen Bürger, befindet sie sich in einem Zustande chronischer Anarchie, dessen wüste Finsterniß nur seltene, rasch vorübereilende Lichtblicke unterbrechen. Auch nach dem Ausgange der sächsischen Ottonen gelang es der Stadt trotz des schrecklichen Verfalls des Papstthums nicht, sich der päpstlichen Herrschaft ganz zu entziehen. Indem die höchste Würde der Stadt, das Patriciat, das die deutschen Kaiser an sich gerissen, wie wir bemerkt, im 10. Jahrhundert zugleich das Recht zur Besetzung des Heiligen Stuhls verlieh, wurde die Stadt unvermeidlich in die Kämpfe der beiden Oberhäupter der Christenheit verwickelt und spielte dabei die unglückseligste Rolle. Wiederholte Stadtkriege, zum Theil von jahrelanger Dauer, zerstörten die Gebäude und den Wohlstand der Bewohner. Die Landeshoheit des Papstes war übrigens im 11. Jahrhundert noch nicht anerkannt. Adel und Senat übten unter hergebrachten Formen die städtische Justiz aus.

Auch die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts bietet weder ein freundlicheres noch ein klareres Bild dar: einzelne mächtige Adelsgeschlechter, wie die Pierleoni, die das alte Marcellustheater in eine mittelalterliche Zwingburg verwandelt hatten, traten in den Vordergrund. Erst seit 1143 tritt uns auch in Rom eine republikanische Verfassung nach dem Muster der überall entstandenen freien Städtewesen Italiens entgegen. Die Revolution dieses Jahres stürzte das Adelsregiment der Colonna, Frangipani, Pierleoni, Massimi, Scotti und anderer Consulargeschlechter, wie sie sich nannten; der Senat der römischen Gemeinde thronte auf dem Trümmerhaufen des Capitols, schlug wieder Münzen mit der Umschrift: „S. P. Q. R." und decretirte die Absetzung des Papstes als weltlichen Herrschers. Aber die Päpste und die Erinnerungen der altrömischen Majestät blieben dem neuen Gemeinwesen verderblich: es mußte endlich die Oberhoheit des Papstes gegen die des Kaisers anerkennen. Der Volkscharakter war tief entartet. Bernhard von Clairvaux („De consideratione", IV, 2) nennt die Römer stolz, habgierig, eitel, aufrührerisch, unmenschlich und falsch. „Ihre Rede ist groß, aber ihre Thaten sind klein. Sie versprechen alles, aber halten nichts. Sie sind zugleich süße Schmeichler, beißende Verleumder und kurz, nichtswürdige Verräther." In ihrem Dünkel, von dem freilich noch sieben Jahrhunderte später die Spuren nicht ganz verwischt sind, schrieben sie an Kaiser Konrad und redeten Friedrich I. an in einem Tone, wie der römische Senat der alten Republik ihn nicht stolzer und hochtrabender hätte finden können. Sie wurden mit Recht verlacht und verhöhnt. Aber der Kampf gegen die Päpste, die den politischen, bürgerlichen und nationalen Charakter der Stadt auszulöschen strebten — ein Kampf, der, bis in die Gegenwart fortdauernd, erst jetzt seiner letzten Entscheidung im Sinne der Volksrechte und der Vernunft entgegengeht —, hat der ganzen Geschichte des neuern Rom einen tief tragischen Charakter aufgedrückt.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts schlossen die Päpste nach vierzigjährigem Kampfe Frieden mit der römischen Demokratie. Die Stadt blieb frei unter päpstlicher Oberlehnshoheit. Des Kaiserrechts und des Patricius ward nicht mehr gedacht; die weltliche Stellung des Papstes beschränkte sich auf den Besitz von Regalien, Kirchengütern und die Investitur der Beamten. Allein das christliche Rom war wol vorübergehender Aufwallung für Freiheit und Größe fähig, der echten männlichen Bürgertugend aber zu allen Zeiten unfähig. Seine besten Kräfte vergeudete es in dem Bestreben, die Nachbarstädte Tusculum, Tivoli und Viterbo unter sein Joch zu beugen, so wider seinen Willen in dem Interesse des Papstthums arbeitend und gegen das eigene wüthend. Sein Ehrgeiz war, das alte Ducat vom Capitol aus zu beherrschen. Die Tradition von der alten respublica romana als Quelle des Kaiserthums war gefallen, um erst im 14. Jahrhundert in phantastischer Weise wieder aufzutauchen.

Den Anfang des 13. Jahrhunderts füllen wilde Kämpfe zwischen den Geschlechtern. Von den über Nacht

erbauten Thürmen wie von den in Festungen verwandelten Monumenten des Alterthums schleuderten sie sich Steine und Geschosse entgegen, die ganze Stadt wiederhallte von wildem Schlachtgetöse. Der später so berühmte und berüchtigte Name der Orsini tritt uns in diesen Kämpfen zuerst entgegen. Rings um die Stadt, zumal an den Abhängen und in den Thälern des volskischen, sabinischen und lateinischen Gebirgs saßen die Landbarone, vor allen die Colonna, in ihren von Cyklopenmauern aus unvordenklicher Zeit umgebenen Felsenburgen (rocche). Der Krieg zwischen Friedrich II. und den Päpsten rief auch in Rom die Guelfen und Ghibellinen zum Kampf; als aber die Stadt den Versuch machte, die päpstliche Herrschaft abzuwerfen, verbanden sich die geistliche und weltliche Macht und erstickten den Aufstand im Blute. Rom war eine Wüste, seine Einwohner Bettler, 8000 öffentliche Arme streckten ihre Hand nach Almosen aus. Erst nach dem Tode Friedrich's II. brach wieder eine bessere Zeit heran, zumal unter dem Regiment des bolognesischen Podestà Brancaleone, der mit starker Hand das Volk schützte und den unbotmäßigen Adel daniederhielt. Aber das Glück dauerte nicht lange. Nach Brancaleone's Tode wurde den Päpsten selbst die Senatorwürde übertragen. Sie wählten Karl von Anjou zu ihrem Stellvertreter und verwickelten so die Stadt in die Kämpfe mit den Hohenstaufen Manfred und Konradin. In der langen Vacanz des päpstlichen Stuhls nach dem Tode Nikolaus' IV. herrschte die furchtbarste Anarchie, die auch unter Bonifacius VIII. bei dem steten blutigen Hader dieses Papstes und seiner Nepoten, der Gaetani, mit den mächtigen Colonna im wesentlichen bis in das 14. Jahrhundert hinein fortdauerte.

Dieser rasche Ueberblick wird genügen, dem Leser ein ungefähres Bild der römischen Zustände in der vom Verfasser geschilderten Periode zu geben. Wir enthalten uns jedes Eingehens in die innere Verfassungsgeschichte, zu der ihm nur die dürftigsten Quellen zu Gebote standen, sodaß er fortwährend genöthigt ist, die Lücken durch geistreiche Combinationen auszufüllen — eine immerhin nicht ganz unbedenkliche Methode.

Wie es mit der allgemeinen wissenschaftlichen und literarischen Bildung der Römer, wie mit ihrer geistigen Aufklärung überhaupt stand, läßt sich unter den angegebenen äußern Verhältnissen unschwer muthmaßen. In der That scheint in diesen Jahrhunderten roher Uncultur Rom noch hinter allen andern bedeutenden Städten Italiens, seine Bewohner noch hinter den Barbaren des Nordens weit zurückgestanden zu haben. Im 9. und 10. Jahrhundert war die Unwissenheit seines Klerus und sogar der Päpste selbst der Spott und Skandal des Abend- wie des Morgenlandes (vgl. III, 525 fg.). Fehlte es auch später nicht an gelehrten Päpsten, so thaten sie doch nichts für die Bildung ihrer Residenz. Von römischen Schriftstellern werden uns äußerst wenige Namen genannt, und diese wenigen erheben sich nirgends über die Mittelmäßigkeit. Nicht einmal höhere Lehranstalten finden wir vor dem 13. Jahrhundert. Erst Innocenz III. gründete eine Rechtsschule, wie denn die Rechtsgelehrsamkeit in Italien unter allen Fächern der Wissenschaft im Mittelalter die erste Rolle spielte. Thomas von Aquino versuchte in Rom zu lesen, mußte aber bald erkennen, daß die Scholastik bei den Römern keinen fruchtbaren Boden finde. Die von Karl von Anjou 1265 gestiftete Universität hat nie ein Lebenszeichen von sich gegeben.

Von den innern gesellschaftlichen Zuständen, von Sitte und Familienleben und allem, was damit zusammenhängt, diesen wichtigen Factoren der Culturgeschichte, erfahren wir leider höchst wenig. Wir wollen dem Verfasser daraus keinen Vorwurf machen; die Schriftsteller jener Zeit hatten nicht den geringsten Sinn, nicht das geringste Verständniß dafür, und so mögen ihn hier seine Quellen gänzlich im Stiche gelassen haben. Die Folge davon aber ist nothwendig, daß des Lesers, welcher natürlich gerade hier in dem bändereichen Werke eine reiche Ausbeute für die innere Entwickelungsgeschichte der Menschheit zu finden erwartet, eine harte Enttäuschung harrt.

Anders verhält es sich mit der Geschichte der Baudenkmäler der Ewigen Stadt. Wie diese durch ihre Zahl und staunenswürdige Größe, durch ihre märchenhafte Pracht, welche selbst in der Zerstörung noch sichtbar war, und entweder durch den edeln Stil, der an einen längst geschwundenen Zeitraum hoher Gesittung mahnte, oder durch ihre heilige Bedeutung als die vornehmste Stätte christlicher Gottesverehrung und heiliger Reliquien auf die fremden Wallfahrer einen unvergeßlichen Eindruck machten und sie mit Bewunderung und Ehrfurcht vor der Majestät der alten Welthauptstadt erfüllten: so findet sich auch in der Aufzählung und Beschreibung dieser Bauwerke in den Graphien und Mirabilien, in der Schilderung des spanischen Juden Benjamin von Tudela, in den Monographien päpstlicher Beamten, wie in Petrus Mallius' Beschreibung des Sanct-Peter, des Kanonicus Johannes Schilderung des Laterans, in den Regesten der Päpste, den Notizen des anonymen Mönchs von Einsiedeln u. a. ein freilich noch ebenso lückenhafter wie unkritischer Stoff, in dem Wahres und Falsches, Wirkliches und Fabelhaftes, noch Vorhandenes und längst Verschwundenes in oft schwer zu sichtender Weise untereinander gemischt erscheint. Gregorovius beschränkt sich nicht darauf, das Wissens- und Glaubenswürdige aus den zahlreichen zerstreuten Notizen auszuziehen und uns treulich zu berichten, welche Päpste diese oder jene Kirchen und Paläste errichtet, renovirt oder erweitert haben: er versucht mit gewandter Feder, in geistreicher und anschaulicher Weise, wenn auch natürlich wieder nicht ohne Beihülfe mehr oder weniger gewagter Conjecturen, uns am Ende jeden Bandes ein Gesammtbild der Stadt, zumal was den Zustand der noch vorhandenen Reste des classischen Alterthums anlangt, zu zeichnen.

Wenn der nordische Wanderer heutzutage Rom betritt, seine Phantasie erfüllt von den Wunderwerken der alten Metropole, deren Namen ihm von Kindheit an geläufig

ſind, iſt ſein erſtes Gefühl faſt unausbleiblich das einer tiefen Enttäuſchung. Bieten doch ſelbſt die am beſten erhaltenen Denkmäler des Alterthums, wie das Coloſſeum und der kleine Cybeletempel am Tiberufer, ja ſogar das Pantheon, nur das traurige Bild ſchrecklichſter Zerſtörung und Entſtellung. Wer aber die Schickſale bedenkt, denen dieſe Denkmäler ſeit anderthalb Jahrtauſenden ausgeſetzt waren: die furchtbare Verwüſtung durch äußere Feinde wie die Vandalen, Gothen, Sarazenen, Normannen und Deutſchen; die ewigen Fehden, wo ein Geſchlecht die Sitze des andern, deren Mittelpunkte und Hauptfeſten antike Denkmäler bildeten, mit Eiſen und Feuer zerſtörte oder das Volk dieſelben, im Kampfe mit dem Adel, dem Boden gleich zu machen beſtrebt war; das unaufhörliche Raubſyſtem, welches von den Päpſten, den römiſchen Großen und dem Auslande geübt ward, indem alle die koſtbarſten Reſte, Säulen, Verzierungen, Marmorplatten, die Quadern ſelbſt, zum Bau ihrer Kirchen und Paläſte maſſenweiſe verwendeten: dann müſſen wir vielmehr billig erſtaunen, daß noch ſo Vieles und Großes ſich dem Auge der ſpäten Enkel darſtellt.

So ſtürmiſche Zeiten wie die fünf Jahrhunderte von Karl dem Großen bis zu dem Exil von Avignon, mit der ſie begleitenden ſteten Geldnoth, waren großen und dauernden Neubauten nicht günſtig. Kaum ein nennenswerthes Gebäude aus dieſer finſtern Zeit, wie das ſogenannte Haus des Pilatus (nach Bunſen und Platner das Haus des berühmten Crescentius, nach Gregorovius ein Bauwerk des 12. Jahrhunderts), iſt einigermaßen unverletzt bis zu unſern Tagen ſtehen geblieben. Selbſt die Kirchen wurden nur ausgebeſſert, höchſtens umgebaut und erweitert, ebenſo wie die Reſidenzpaläſte der Päpſte. Nach der furchtbaren Verwüſtung der Stadt durch die rohen Scharen Robert Guiscard's wurde das alte Siebenhügelrom mehr und mehr verlaſſen, Cölius und Aventin zumal verödeten, während das ebenfalls verbrannte Marsfeld wieder neu angebaut wurde. Im 12. Jahrhundert aber, als die Stadtgemeinde ihren Sitz auf dem Capitol genommen hatte, wurden die Hügel, die ſich zum Forum und zum Circus Maximus herabſenken, wiederum wie in alten Zeiten der eigentliche Schauplatz der römiſchen Stadtgeſchichte. Hier lagen die größten Adelsburgen, vor allem die des mächtigen Hauſes der Frangipani, deren gewaltige Feſtung ſich von dem Cölius über den Palatin bis zur Tiber erſtreckte und vom Coloſſeum bis zum Janus quadrifons die hier am zahlreichſten gehäuften Monumente dieſes glänzendſten Stadttheils des alten Rom in ſich ſchloß.

Unſere Vorfahren müſſen, wenn ſie im Gefolge der ſächſiſchen Ottonen oder der fränkiſchen Heinriche den Römerzug mitmachten, noch eine Anzahl faſt ganz erhaltener alter Prachtgebäude erblickt haben, die ſeitdem entweder wie das Septigonium am Palatin ganz verſchwunden ſind oder wie das Marcellustheater, das Mauſoleum Auguſt's u. a. nur noch ſchwache Spuren ihres alten Glanzes zeigen. Dagegen lagen freilich faſt alle die herrlichen Meiſterwerke der Sculptur, die jetzt die Hallen des Vatican und die Muſeen Europas bevölkern, noch tief in der Erde oder in den von vielhundertjährigem Schutte verſperrten und überdeckten Hallen der alten Paläſte verborgen. Die wenigen noch ſichtbaren Kunſtwerke des Alterthums, wie die Reiterſtatue Marc Aurel's, müſſen um ſo größeres Staunen erweckt haben, als die Kunſt jener Jahrhunderte noch in der Wiege lag und ſelbſt die beſten Arbeiten der talentvollen Familie der Cosmaten und die gelungenſten Fresken und Moſaiken in S.-Clemente, Sta.-Maria Maggiore u. ſ. w., die uns der Verfaſſer beſchreibt, uns nur als die kindiſchen Verſuche einer neu heraufdämmernden Kunſtepoche erſcheinen, auf deren erſtes helleres Aufleuchten am Schluſſe der Periode die geringen Reſte Giotto'ſcher Gemälde in Rom hindeuten. Statt Säulen, Statuen und Obelisken ſtieg ein Wald von düſtern, aus Trümmerſtücken und unbehauenen Steinen roh aufgemauerten Thürmen aus dem rings hügelartig aufgehäuften Schutte empor, wie in allen Städten des italieniſchen Mittelalters. Erhoben ſich doch aus den engern Mauern von Florenz 1200 ſolcher dunkeln Wahrzeichen dieſer wilden Zeit, von denen uns noch die 14 erhaltenen Thürme des Städtchens S.-Gemignano bei Volterra ein lebhaftes Bild geben können.

Der Raum verbietet uns, dem Verfaſſer in die Einzelheiten ſeiner Schilderung zu folgen. Wir ſchließen deshalb unſer Referat mit der Skizze, die uns derſelbe am Schluſſe dieſer Abtheilung ſeines Werks von dem Anblick der Stadt im 13. Jahrhundert entwirft:

Das Relief der Stadt im 13. Jahrhundert würde uns das ſonderbarſte Gemälde zeigen. Sie glich einem von bemooſten Mauern umfaßten großen Gefilde mit Hügeln und Thälern, mit wüſtem und bebautem Land, woraus finſtere Thürme oder Schlöſſer, graue in Ruinen gehende Baſiliken und Klöſter, vom Epheu umſchlungene Monumente koloſſaler Größe, Thermen, zerbrochene Waſſerleitungen, Säulenreihen von Tempeln, einzelne Säulen, bethürmte Triumphbogen emporragten, während ſich ein Gewirr enger und ſchmuziger Straßen, durch Schutt unterbrochen, unregelmäßig an Ruinen hinzog und der gelbe Tiberſtrom unter hier und da ſchon eingeſtürzten Quaderbrücken dieſe trümmervolle Wüſte melancholiſch durchfloß. Rings um die alten Mauern Aurelian's lagen innerhalb öde oder als Acker bebaute Strecken, Landgütern an Ausdehnung gleich, mit emporragenden Ruinen; Weingärten und Gemüſefelder durch die ganze Stadt, gleich Oaſen zerſtreut, ſelbſt in der Mitte des heutigen Rom, am Pantheon, an der Minerva, bis zur Porta del Popolo; das Capitol bis zum Forum herab, auf deſſen Schutt ſchwarze Thürme ſtanden, mit Weingärten bedeckt, nicht minder der Palatin; die Thermen, die Circus mit Gras überwuchert und hier und da völlig eingeſumpft. Ueberall, wohin der Blick fiel, düſter trotzige Thürme mit Zinnen, aus Monumenten der Alten aufgebaut, und crenelirte Caſtelle originellſter Form, aus zuſammengerafftem Marmor, Ziegeln und Peperinſtücken errichtet, die Schlöſſer und Paläſte des guelfiſchen oder ghibelliniſchen Adels, welcher auf den claſſiſchen Hügeln und in Ruinen fehdeluſtig ſaß, als wäre dies Rom nicht Stadt, ſondern ein durch täglichen Krieg ſtreitiges Landgebiet.

Otto Speyer.

Unterhaltungsliteratur.

1. Geſellen des Satans. Roman in zwölf Büchern von Ernſt Willkomm. Erſte Abtheilung: Die Saat des Böſen. Drei Bände. Zweite Abtheilung: Die Schnitter. Drei Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.
2. Saat und Ernte. Roman in fünf Bänden von Armand. Album. Bibliothek deutſcher Originalromane. (Einundzwanzigſter Jahrgang.) Leipzig, Günther. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Willkomm wird erlauben und Armand dankbar dafür ſein, daß wir ihre beiden neueſten belletriſtiſchen Geiſtesproducte zuſammenſtellen. Die Veranlaſſung liegt zu nahe; wenn auch der erſte in Europa, der zweite in Amerika ſpielt, beide Romane verfolgen daſſelbe Ziel und ſind daſſelbe: Sittengemälde aus der letzten Vergangenheit, Erinnerungen an Perſonen und Zuſtände, die jedem im Weltgetriebe Lebenden mehr oder weniger bekannt ſind.

Schon die Titel kennzeichnen beide Werke als von gleicher Tendenz: „Die Saat des Böſen“ und „Die Schnitter“ nennt Willkomm, „Saat und Ernte“ nennt Armand ſein Werk, beide Titel mit unverkennbarem Hinweis auf das ſchon von Schiller in „Shakſpeare's Schatten“ gegebene Recept:

> Der Poet iſt der Wirth und der letzte Actus die Zeche,
> Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.

Ach, es wäre etwas Vortreffliches um dieſe arge Welt, wenn wirklich früher oder ſpäter immer die Gerechtigkeit den Sieg davontrüge, wenn die Geſellen des Satans überall und immer, wenn auch ſpät, von böſen Koliken gequält würden, um ſich zu beſſern oder elend zu Grunde zu gehen, und wenn die Menſchen von reinem, edelm Willen und im Vollgefühl eigener Kraft endlich durchdrängen und wenigſtens das Glück ruhigen Sterbens genöſſen. Wir wollen nicht erzählen, wie oft wir das Gegentheil erlebt haben, wie oft wir ſolche als edle Greiſe hinaustragen und beweinen ſahen, die von früh bis ſpät nur geſchickt verlarvte Schurken waren, und wie oft dagegen jene Seltenen, denen Zeus ſeinen Stempel auf die makelloſe Stirn gedrückt hatte, den Schlingen der Alltagserbärmlichkeit ſich nicht zu entwinden vermochten, Jahr um Jahr vergeblich rangen und endlich in ſtummer Reſignation untergingen.

Aber trotz dieſer Bedenken iſt Willkomm's Buch doch ein gutes Buch, ein Roman, wie wir uns deren viele wünſchen, reif durchdacht, folgerichtig in ſeinen Entwickelungen, durchaus mannichfaltig in Situationen, Combinationen und Löſungen, reich an neuen ſcharfgezeichneten Figuren und treu, wo der Verfaſſer uns jene grotesken Geſtalten vorführt, die wie tragikomiſche Reſte der Vergangenheit in unſere ſchnelllebige und intelligente Gegenwart hereinragen. Solche ſind die mit Meiſterhand gemeißelten Geſtalten der Feudalzeit, die nicht ſterben will und doch ſterben muß: der alte Baron und der alte Graf. Wer ſich bei unſerm Landadel, z. B. in Schleſien, Böhmen, Weſtfalen Eintritt zu verſchaffen gewußt hat, wird ſich erinnern, daß ſolche Käuze wirklich und wahrhaftig heutzutage noch vorkommen, freilich geſucht werden müſſen wie Cabinetſtücke, doch aber ganz ſo geſpreizt einherſtraupeln oder hinken, wie Willkomm ſeine beiden „Ritter von der traurigen Geſtalt“ uns zeigt. Man geht lächend an ihnen vorüber und denkt: „Il n'y a qu'un seul pas du sublime au ridicule.“

Mit nicht geringerm Behagen und Glück ſtellt der Verfaſſer unter den Repräſentanten der Neuzeit die jungen Männer hin, welche ſich in der Heimat keine Erfolge ſchaffen konnten, aber in Amerika die Ellnbogen frei haben und begütert zurückkehren; ebenſo den prächtigen jungen Philologen Anton Wacker, dem ohne Unterlaß die köſtlichſten Hexameter von den humoriſtiſchen Lippen ſprudeln, ſodaß wol jeder Leſer immer wieder die Scenen willkommen heißt, in denen er auftritt. Wie originell iſt daneben und doch wie lebenswahr der alte Bleicher Moosdörfer und ſein Bruder, der Kanonicus; wie feſſelnd das Bild der leidenden Gattin des erſtern, welche um zwei Kinder trauert, die in früher Kindheit, im Walde verirrt, von ruchloſen Händen den Aeltern geraubt wurden.

Aber wir können nicht weiter auf Einzelheiten aufmerkſam machen, nicht auf die alte Schließerin des Schloſſes, Barbara, und ihren misrathenen, zum Pſeudo-Yankee ſchlimmſter Sorte entarteten Sohn, der durch Sklavenhandel Millionär geworden iſt; nicht auf die liebenswürdige, geiſtſprudelnde Maximiliane, ein Mädchen, wie man ſie zugleich ſo liebreizend und energiſch ſelten antrifft; nicht auf dieſe hamburger Geſellſchaft — in der That, man fühlt ſich wie in die alte Hanſeſtadt verzaubert, als ginge man den Burſtah hinunter und den Jungfernſtieg entlang und hinunter zum Hafen, und wieder über den hamburger Berg an den Herbergen des Satans vorüber, und auf den Rödingsmarkt, um in ein altes echtes Patricierhaus zu treten und vor der feierlichen Langeweile zu erſchrecken, in die jeder echte Hamburger ſich einhüllt und die auch die liebenswürdigſte Hamburgerin nicht empfindet

Genug, wir verſprechen Willkomm's Romane bei dem Leſepublikum das ganze Glück, das er verdient; hat er doch ſogar ein altes Kritikerherz warm zu machen vermocht.

Armand verſetzt uns in denſelben Zeitabſchnitt unſers Jahrhunderts wie Willkomm, aber nach dem Süden von Nordamerika, und endigt mit der Periode der Losreißung des jungen Staats Texas von Mexico. Auch er charakteriſirt mit geübter und gewandter Feder, auch er kennt ſein Material, wie es der gute Romanſchriftſteller ſoll, um uns auch bis zum Schluß in der Welt feſtzuhalten, in die wir ihn begleiten.

Gleich die erſten Scenen, in denen wir einer Negerpeitſchung beiwohnen müſſen, das ſolide, ehrenhafte, häusliche Leben in den guten Familen, der abſurde Dünkel in den Häuſern der geburtsſtolzen Baumwollbarone: das alles iſt aufs treueſte der nüchternen Wirklichkeit entnommen, und ſo weht uns beim Leſen bis zum Schluß echt amerikaniſche Luft an. So über alle maßen zügel- und gewiſſenlos iſt der amerikaniſche Schwindler und Freibeuter, ſo der smart business-man, ſo der sweet ladies-man, ſo die üppige Mexicanerin, ſo die rein ſinnliche und doch energiſche Mulattin, ſo die amerikaniſche Geſetzesſtrenge

und Rechtspflege, und so auch wieder die bei jeder Gelegenheit sich bahnbrechende Tendenz zum Lynchsystem.

Wir wollen den Armand'schen Roman, wenn wir ihn auch nur neben Willkomm's Werk, nicht ihm gleichstellen, dennoch loben. Aber wir geben Willkomm's Werke den Vorzug. Warum? Vielleicht zunächst deshalb, weil es uns nicht möglich ist, für Amerika, wie es jetzt noch ist, für seine „Freiheitsflegel" uns zu erwärmen. Wir mögen unrecht haben, es ist nicht anders.

3. Ein berliner Matrose. Seeroman von Heinrich Smidt. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir wissen, daß Smidt zu den vielfach beliebten und namhaften Autoren seines Fachs gehört. Für welches Publikum indeß dieser Roman geschrieben ist, bleibt uns unklar. Das alte und neue Berlin mag der Verfasser kennen, obgleich seine Skizzen nicht derart sind, größeres Interesse für dasselbe bei uns wach zu rufen. Aber wenn er uns nach Amerika und Afrika führt, so belästigt er uns durch die Gesellschaft, in der wir die Reise machen müssen, und zeigt uns Personen, Zustände und Vorgänge wie sie in Wirklichkeit nicht sind.

4. Unter dem weißen Adler. Roman aus Polens jüngster Vergangenheit von Hans Wachenhusen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schon wiederholt haben wir von Wachenhusen's Werken mit großem Respect gesprochen, und versagen ihn auch diesem Romane nicht. Formgewandtheit, scharfe Charakteristik, Personen- und Sachkenntniß, wohlüberlegte Verschlingung der Fabel, dabei manches Eigenthümliche und Eigene von dem Verfasser selbst beobachtet: das alles zeichnet den Roman vortheilhaft aus. Aber wir hatten erwartet und hätten gewünscht, daß er uns mehr von dem eigentlich Geschichtlichen erzählte, das er kennt und uns verschweigt, daß er den Schleier mehr gelüftet hätte, hinter dem sich noch die Feindschaft Mieroslawski's und Langiewicz's verbirgt und hinter dem das unglückliche Polen wieder so viel edles Blut umsonst vergossen hat. 15.

Feuilleton.

Neue Dramen.

Wie es scheint, wird das deutsche Theater den Freunden der römischen Geschichte in dieser Saison manche interessante Vorführung bieten. Nicht nur, daß Albert Lindner's gekröntes Preisstück: „Brutus und Collatinus", auf vielen Bühnen zur Aufführung kommen wird — auch Hermann Lingg's „Catilina" ist in München mit Erfolg gegeben worden. Namentlich hat der Schluß des dritten Actes, dem man von Haus aus eine zündende dramatische Wirkung prophezeien konnte, durchgeschlagen. Ob die münchener Aufführung auch andere Bühnen zur Nachahmung reizen wird, steht dahin — Lingg's Drama ist nicht durch eine Preisetikette ausgezeichnet, welche auch die Directoren kleinerer Theater ermuthigen könnte, die römische Toga und Tunica auf ihre Bretter zu bringen. Wir selbst können, bei allem Respect vor dem Talent dieser Autoren, in der Dramatisirung römischer Historien keinen Fortschritt für die Bühne der Gegenwart finden, die dem Genius des modernen Lebens gerecht werden soll.

Freilich wollen wir auch nicht blos dies Leben in seiner kleinbürgerlichen Erscheinung auf den weltbedeutenden Bretern sehen, wie es das beliebte deutsche Sittenlustspiel uns zeigt, sondern in seinem politischen Aufschwung. Das deutsche Conversationsstück sperrt sich doch zu sehr in eine kleinliche Häuslichkeit ein, verwahrt sich zu ängstlich gegen jeden politischen und socialen Luftzug, der den neuern französischen Stücken wenigstens etwas weitere Perspectiven sichert. Ihm liegt die Gefahr zu nahe, durch das Spiel eines dramaturgischen Kaleidoskops zu ermüden, das immer ähnliche Figuren zusammenschüttelt. Dies zeigt sich auch an dem neuen Lustspiel von Roderich Benedix: „Zwischenträgerei", dessen Grundgedanke wol ein glücklicher ist, indem er einen jener kleinen Plagegeister des häuslichen Lebens herausgreift und in Spiritus setzt, das aber in seinen Combinationen theils zu gewagt, theils zu alltäglich erscheint und dabei mit einer Breite ausgearbeitet ist, welche dem keineswegs witzsprühenden Dialog ein allzu großes Feld gestattet und dadurch die Wirkung von der Bühne herab gefährdet. So war auch der Erfolg des Stücks in Leipzig kein unbestrittener. Der Hauptcharakter desselben, die Frau Malzhuber, ist eine aus dem Leben gegriffene Figur, wie sie Benedix zu zeichnen liebt; aber die Auffassung derselben ist zu prosaisch nüchtern und ermüdet durch fortwährende Wiederholungen.

Moderne Rhapsoden.

Wir haben es oft hervorgehoben, daß der Vortrag von Dichtungen durch die Dichter selbst, sobald ihnen nicht von der Natur die unumgänglichen Erfordernisse dazu versagt sind, ein empfehlenswerther Weg sei, die Theilnahmlosigkeit des Publikums gegenüber dem dichterischen Schaffen zu besiegen und durch diese lebendige Vermittelung das Interesse auf einzelne Werke hinzulenken. Mindestens entspricht die Vorlesung in der modernen Welt dem antiken Rhapsodenthum und dem mittelalterlichen Gesangsvortrag. In neuester Zeit haben mehrere Dichter versucht, im Publikum diese Theilnahme durch Vorlesungen ihrer Dichtungen wach zu rufen.

Einer der unermüdlichsten Rhapsoden ist Wilhelm Jordan, der namentlich in West- und Norddeutschland von Stadt zu Stadt reist und meistens mit glücklichem Erfolge sein „Nibelungenepos", das in der Form altdeutscher Alliterationen gedichtet ist, zum Vortrag bringt. Gegen Schluß des vorigen Jahres hat Jordan in mehrern norddeutschen Städten, namentlich in Hamburg, das Publikum für seine dichterische Reproduction des alten Epos zu interessiren gesucht. Jordan besitzt alle Eigenschaften, die für einen Rhapsoden unerläßlich sind, sowol was seine Persönlichkeit als seine Vortragsweise betrifft. Hierzu kommen die dichterischen Schönheiten seiner Darstellung; in der That gehört Wilhelm Jordan zu unsern sprachgewaltigsten Dichtern. Einzelne Schilderungen sind oft auch von musikalischem Reiz durch onomatopöische Naturnachahmung, wie z. B. die Schilderung des Steinwurfs, mit welchem Brunhild die Nixenschar erschreckt:

Nun stürzte der Stein mit klatschendem Klange.
Mit schäumendem Schall in die flimmernde Flut
Und tauchte zur Tiefe mit dumpfem Gedonner.
Aus der Wunde des Wassers schien erwachsen
Eine baumhohe Blume. Als deren Blätter
Von weißem Gischte fallend vergingen,
Da rollten die Wogen in riesigen Ringen
Herauf und herab am Rande des Rheins
Bis weit aufs Gestade, wie nur im Sturme
Des Meeres Brandung.

Als Probe rhetorischen Aufschwungs theilen wir die folgende Rede mit, in welcher Chriemhild ihren Gatten als Erbe des Burgundenreichs und als den vom Schicksal bestimmten Herrscher der deutschen Stämme begrüßt:

Heil dir, erkannter burgundiſcher König!
Dir huldigt als erſte deine Chriemhilde.
Heil dir, o Herrſcher, vom Himmel erkorner,
Nicht nur der Burgunden, nein, aller Gauen
Von hunniſchen Markland, vom öſtlichen Meere,
Vom Reiche der Reußen zum rauſchenden Rheine,
Von Belten und Sund zu den ſüdlichen Bergen,
Vom Schaume der Nordſee hinauf zu den Scheiteln
Der oberſten Alpen voll ewigen Eiſes!
Nun weiß ich's gewiß, einſt werden zur Wahrheit
Chriemhildens Träume, in denen du throneſt
Auf erhabenem Hochſitz als mächtigſter Herrſcher,
Wie die Welt noch keinen bisher gekannt hat;
Die Stufen des Thrones umſtehen in Treue
In einiger Stärke die ſämmtlichen Stämme
Der deutſchen Zunge. Auf! Dieſe Zukunft
Verwirkliche du! Du biſt ihr gewachſen,
Mein großer Siegfrid. Wenn du ſie verſäumteſt,
So betrögeſt du treulos das Volk der Völker
Um die rettende That für ein ganzes Jahrtauſend.
Du darfſt nicht raſten, ich darf nicht ruhen,
Den Stolz dir zu ſtacheln, bis deine Stirne
Dies Diadem ohnegleichen umglänzt.

Inwieweit es dem Dichter nun gelungen iſt, das Volksepos für die Bildung der Gegenwart zu reproduciren, ohne die naive Haltung deſſelben zu gefährden und andererſeits wieder unſerer modernen Cultur Thatſachen der Sage aufzudrängen, welche für dieſelbe wenig genießbar ſind — das zu entſcheiden iſt erſt nach genauer Kenntniß des umfaſſenden Werks möglich. Im ganzen hat er ſich mehr an die Sage der Edda angeſchloſſen als an das deutſche Epos und jedenfalls ſeiner Dichtung den Stempel einer nationalen Geſinnung aufgedrückt. So heißt es in den Prophezeiungen der Oda:

Drum, ob auch der Erde
Mehr Krieger als Kräuter
Zum Weltkampf erwüchſen,
Sei furchtlos, mein Volk!
Voll ſtolzer Gedanken
Durchdauert unſterblich
Der Deutſche die Stürme
Mit ſtarker Geduld.

Einſt naht die Geneſung,
Wir finden den Führer,
Der Väter entſinnt ſich
Zum Siege mein Volk.
Da ſchlägt es die Schlachten,
Da ſchmückt ſich's mit Kränzen
Und ſchmiedet die Krone
Der einigen Kraft.

Und in dem Schlußepilog, mit welchem der Dichter ſeinen Vortrag abzuſchließen pflegt, ſpricht er die Aufgabe der Poeſie in folgender Weiſe aus:

So ſoll die Dichtung
In Demuth dienen des deutſchen Volkes
Ewiger Seele, die, zukunftſorgend,
Sich verſucht zu entſinnen des alten Beſitzes
Und, verwärts ſtrebend nach ſtrahlender Fülle
Des Rechtes, des Ruhmes, des einigen Reiches,
Zugleich ihr Auge mit gläubiger Andacht
Rückwärts richtet zum alten Reichthum
An tiefer Weisheit und Wunderthatkraft,
Der, als es der Wiege noch kaum entwachſen,
Ihm ſchon die Gewalt gab, die Welt zu beſiegen.
Ja, ſie bemächtigt ſich meines Mundes
Und ruft nun: Rüſtet zum heiligſten Ringen;
Das Ziel iſt erreichbar; doch auch aus dem Rückblick
Schöpfet die Kraft zur Krönung des Werkes!

Ein anderer deutſcher Dichter, der Dramatiker Georg Häbler aus Dresden, trug in Leipzig ſein Drama „Graf Mirabeau" vor, welches indeß mehr Begabung für das hiſtoriſche Luſtſpiel als für das hiſtoriſche Trauerſpiel verräth.

Die franzöſiſchen Revuen und die deutſche Literatur.

Die Wechſelwirkung zwiſchen deutſcher und franzöſiſcher Literatur iſt gegenwärtig eine lebhaftere, als ſie jemals in frühern Zeiten geweſen iſt. Die neueſten Ereigniſſe bringen es mit ſich, daß die politiſchen Zuſtände Deutſchlands, Preußens und Oeſterreichs in den drei Hauptrevuen: der „Revue des deux mondes", in welcher die treffenden Artikel von Saint-René Taillandier über die „Deutſche Frage" fortgeſetzt werden, der von Calonne mit größter Umſicht redigirten „Revue contemporaine" und der „Revue moderne", eine eingehende und meiſtens auf Sachkenntniß ruhende Würdigung finden. Doch auch unſere Literatur iſt für das neue Frankreich keine terra incognita mehr. Die radicalen Philoſophen hängen auf das engſte mit unſerm Jung-Hegelianismus und Materialismus zuſammen. Saint-René Taillandier's Studien über neue deutſche Autoren haben die Franzoſen mit unſerer modernen Literaturbewegung vertraut gemacht; die „Revue moderne" bringt fortwährend Ueberſetzungen aus unſerm neueſten Literaturſchatze, Novellen von Hartmann, Kritiken von Hettner u. ſ. w., und auch die „Revue contemporaine" widmet der deutſchen Literatur eine unausgeſetzte Aufmerkſamkeit. In ihrem zweiten Novemberheft findet ſich z. B. unter dem Geſammttitel: „Les précurseurs de la critique moderne", ein Eſſay über Leſſing von Philibert Soupé, der mit großem Fleiß nach den beſten deutſchen Quellen gearbeitet iſt. Danzel, Guhrauer, Adolf Stahr, Auguſt Boden's Schrift: „Leſſing und Goeze", H. Schmidt's „Studie über Leſſing's Dramaturgie", die Charakteriſtik, die Schwarz von Leſſing als Theologen gegeben, Johann Jacoby's kleine Schrift über Leſſing den Philoſophen, die neue franzöſiſche Ueberſetzung des „Laokoon", von Karl Courtin — alles hat der Eſſayiſt berückſichtigt; nur der bereits in zweiter Auflage erſchienene Vortrag von David Strauß über Leſſing's „Nathan" iſt ihm entgangen. Der Geiſt, in dem die Studie abgefaßt iſt, prägt ſich am ſchlagendſten in den Schlußworten derſelben aus: „Alle Nationen ſind ſolidariſch, wenn es ſich um die Dankbarkeit und Bewunderung handelt, die der Genius verdient. Leſſing hat mächtig dazu beigetragen, den modernen Gedanken zu befreien; er hat die Rechte der Kritik und der Geſchichte wiedererobert und neu begründet. Seine Fehler wurden weit übertroffen von ſeinen Vorzügen. Geboren in einer Uebergangsepoche wußte er, in der Mitte der Trümmer, die ſich um ihn aufthürmten, einer neuen Schule, den Neuerungen der Herder, Goethe und Schiller den Weg zu bahnen. Der Nachahmung des engliſchen Dramas und Romans zugeneigt, unſern claſſiſchen Traditionen feindlich, hat er mit ſeiner ganzen Autorität das theatraliſche Syſtem geſtützt, das nach ihm triumphirte. Seine Anſichten über die ſchönen Künſte waren einſichtig und hochſinnig. Er haßte die Gottloſigkeit ebenſo wie den Aberglauben; er dürſtete nach Mäßigung und Toleranz. Vielleicht hat er mehr Materien erfaßt, als er ganz zu bewältigen vermochte. Dennoch haben auch ſeine hartnäckigſten Nebenbuhler die Univerſalität ſeiner Kenntniſſe anerkannt. Man darf behaupten, daß ſein Talent ſeinen Werken überlegen war, und unſer Jahrhundert wäre undankbar, einen ſeiner redlichſten und hervorragendſten Vorläufer zu vergeſſen, einen von denen, welche die Geſetze unſerer zeitgenöſſiſchen Kritik im voraus am beſten verſtanden und angewendet haben."

Bibliographie.

Geharnſchte Sonette aus Norddeutſchland. Zweiter Cyklus. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 16. 2½ Ngr.

Stille, Hermine, Die chriſtlichen Feſte. Mit poetiſchem Text von Gerok, Kauffer, Rückert, Spitta. Leipzig, Arnold. 1866. Gr. 4. 9 Thlr.

Eine Stimme aus Süddeutſchland diesſeits der Mainlinie. Als Mahnruf an Preußen. Von einem Süddeutſchen. Heidelberg, C. Winter. 1866. 8. 4 Ngr.

Stöckl, A., Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters. 2ter Bd. Periode der Bekämpfung der Scholaſtik. Mainz, Kirchheim. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.

Storm, T., Von Jenſeit des Meeres. Novelle. Schleswig, Schulbuchhandlung. 16. 22½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel.

Der Preis des „Deutschen Museum" ist 1866 von 12 Thlr. auf 10 Thlr. für den Jahrgang ermäßigt worden, um die Aufnahme desselben in Lesecirkel und öffentliche Locale — denen das „Deutsche Museum" als eine die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden kann — sowie das Abonnement seitens einzelner Privaten zu erleichtern.

Neben Professor Dr. **Robert Prutz** ist Dr. **Karl Frenzel**, der bekannte Novellist, Kritiker und Feuilletonist, seit 1866 in die Redaction eingetreten und hat die specielle Leitung des Blattes übernommen, da ersterer durch seinen leidenden Zustand an Führung der Redactionsgeschäfte verhindert ist.

Das „Deutsche Museum", welches mit 1867 den siebzehnten Jahrgang beginnt, hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter seinen Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 2½ Thlr., halbjährlich 5 Thlr., jährlich 10 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für die Zeile, besondere Beilagen mit 3 Thlr. berechnet.

Bestellungen auf den ganzen Jahrgang oder auf ein Vierteljahr werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs ist als Probenummer in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Klindworth's Verlag in Hannover.

Ein Kranz auf das Grab des Dichters August Graf von Platen.

Von Alice Salzbrunn.

Als Gedenkbuch zur gegenwärtigen Herstellung des Platen-Grabdenkmals sehr empfohlen durch die Recensionen: leipziger „Europa", „Berliner Fremden- und Anzeigeblatt", „Magazin für die Literatur des Auslandes", „Düsseldorfer Anzeiger", „Victoria".

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die häusliche Erziehung.

Von Sigismund Stern.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

An die Väter und Mütter wendet sich vorzugsweise diese Schrift; mit ihnen will der Verfasser über Aufgaben und Mittel der Erziehung überhaupt und der häuslichen Erziehung insbesondere sich verständigen. Der Natur in ihrem Selbstentwickelungsgange folgend, behandelt er mit Wärme und Klarheit die wichtigsten Fragen der häuslichen Erziehung in geordnetem, übersichtlichem Zusammenhange, sodaß jeder Leser aus dem gehalt- und gemüthvollen Buche — das sich namentlich auch zu Geschenken eignet — die fruchtbarsten Anregungen schöpfen wird.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Mit 1867 beginnt „Unsere Zeit" den dritten Jahrgang der Neuen Folge. Sie wird wie bisher sich bestreben, meist in größern, zusammenhängenden Abhandlungen aus den Gebieten von Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie ihren Lesern ein umfassendes Gemälde der Gegenwart zu bieten. In dem neuen Jahrgang werden namentlich der Krieg des Jahres 1866 und die daraus hervorgegangenen Umgestaltungen von den bewährtesten Federn gründliche und authentische Darstellung finden.

„Unsere Zeit" kann den Journal- und Lesecirkeln als eine anerkannt gediegene Zeitschrift von bleibendem Werth, und zugleich allen Besitzern und Abnehmern des „Conversations-Lexikon" als eine nothwendige Ergänzung desselben empfohlen werden, indem sie theils die zeitgeschichtlichen Stoffe eingehender erörtert, theils über die abgeschlossenen Artikel jenes Werks hinaus von den fernern Bewegungen der Cultur fortlaufende Kunde gibt.

Um den reichlich zuströmenden Stoff der Zeitgeschichte rascher zu bewältigen und durch größere Mannichfaltigkeit eine willkommene Abwechselung zu schaffen, erscheinen seit 1866 monatlich zwei Hefte. Jedes Heft von 5 Bogen Lexikonoctav kostet wie bisher 6 Ngr. Literarische Anzeigen werden mit 4 Ngr. für die Zeile, besondere Beilagen mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs ist in allen Buchhandlungen vorräthig und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramatische Schriften und Studien über das Leben.

Von Heinrich Baumgärtner.

Erstes bis drittes Bändchen. 8. Geh. Jedes Bändchen 24 Ngr.

I. Bändchen. Der letzte Hohenstaufen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nebst einem Anhange: Die Hohenstaufengeschichte. Erzählung und Betrachtungen. (Mit einer Photographie.)

II. Bändchen. Die Wahrzeichen. Lustspiel. — Die unterbrochene Brautschau. Lustspiel. — Das Leben im Universum. Eine Studie.

III. Bändchen. Der Kaiserhof zu Palermo. Ein Charakterbild aus der Hohenstaufenzeit, 1228. Mit einer Musikbeilage von Carl Ecker. — Zwecke und Mittel in der Natur. Eine Studie.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst

Die Naturreligion oder Was die Natur zu glauben lehrt. Ein Beitrag zur Läuterung und zu fester Begründung einiger religiösen Begriffe. 8. Geh. 16 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 3. — 17. Januar 1867.

Inhalt: Aus dem Nachlaß zweier Didaktiker: Rückert's und Schefer's. Von **Rudolf Gottſchall.** — Reiſeſkizzen aus dem oſtaſiatiſchen Archipel. Von **Wilhelm Bentheim.** — Philoſophiſche und pädagogiſche Literatur. — Erinnerungen eines Mäßigkeitsapoſtels. Von **Emil Müller-Samswegen.** — Eine Sentenzenſammlung aus Herder's Schriften. — **Feuilleton.** (Preußen und die Poeſie.) — **Bibliographie.** — Anzeigen.

Aus dem Nachlaß zweier Didaktiker: Rückert's und Schefer's.

1. Lieder und Sprüche. Aus dem lyriſchen Nachlaſſe von Friedrich Rückert. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Für Haus und Herz. Letzte Klänge von Leopold Schefer. Herausgegeben von Rudolf Gottſchall. Leipzig, Keil. 1867. 16. 1 Thlr. 27 Ngr.

Es iſt ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß gleichzeitig die hinterlaſſenen Schätze derjenigen deutſchen Didaktiker erſchloſſen werden, welche vorzugsweiſe darauf Anſpruch machen können, das didaktiſche Element aus der Proſa des Lehrgedichts herausgerettet und ihm zu dichteriſchem Adel verholfen zu haben; denn das iſt das gemeinſame Verdienſt Friedrich Rückert's und Leopold Schefer's, mag auch ſonſt ihre Dichtweiſe eine verſchiedene, ja in mancher Hinſicht eine diametral entgegengeſetzte ſein.

Dieſer Gegenſatz tritt auch aus den nachgelaſſenen Dichtungen ſchlagend hervor. Bei Rückert überwiegen die leichtgeflügelten Gnomen, die ſcharf zugeſpitzten Epigramme; ſeine Muſe kämpft am liebſten in aufgelöſter Linie, ſeine Gedanken bilden eine Kette von Tirailleurs und Plänklern, und es kommt ſelten vor, daß der Dichter zum „Sammeln" bläſt. Bei Schefer iſt es umgekehrt. Es paſſirt wol, daß auch er ſeine Gedanken einzeln ſchwärmen läßt; doch er zieht ſie raſch wieder auf den Soutien zurück. Er operirt mit Maſſen, mit geſchloſſenen Schlachtlinien des Gedankens, die ſich bisweilen in allzu weiter Ausdehnung erſtrecken.

Rückert iſt mehr Didaktiker als Schefer; er hat die Ruhe der Weltanſchauung, welche aus allen Ereigniſſen des Lebens nur ein Weisheitsſäftchen herausdeſtillirt, was er ſeinen Leſern mit der Gebrauchsanweiſung verabfolgt. Nichts bringt dieſe ſelbſtgewiſſe Weisheit aus der Faſſung; ſie ſpielt mit ihren Sentenzen, wie ein buddhiſtiſcher Mönch mit den Perlen ſeines Roſenkranzes. Ein leidenſchaftlicher Erguß wäre ein Anachronismus für die urweltliche Weisheit dieſer Muſe, welche nur ihrem contemplativen Zuge folgt.

Leopold Schefer's Muſe dagegen iſt nicht nur bei den Orientalen, ſie iſt auch bei den Hellenen in die Schule gegangen; ſie hat etwas Dithyrambiſches, ja gerade die vorliegende Sammlung beweiſt, daß ſie es bisweilen bis zu einem prometheiſchen Aufſchwunge bringt. Ihre Weisheit iſt die Sprache des Herzens, nicht die des Kopfs, deshalb minder taktfeſt, aber poetiſch bewegter als dieſe. Und daß es nicht mehr die Weisheit des Optimismus iſt, welche gerade den frühern beliebten Sammlungen des Dichters doch oft einen allzu ſchönfärbenden Anſtrich gab, daß dem Dichter die Welt hier nicht in jener magiſchen Beleuchtung erſcheint, in welcher ſie dem Opiumrauſch dieſer Weltanſchauung vorſchwebt: das erhöht das eigenthümliche Intereſſe, welches gerade die nachgelaſſene Sammlung Schefer's einflößt.

Friedrich Rückert's „Lieder und Sprüche" (Nr. 1), die uns hier geboten werden, gehören den letzten Jahren ſeines Lebens an, die der Patriarch von Neuſeß in ruhiger Beſchaulichkeit auf ſeinem Landſitze zubrachte. Es ſind Denk- und Sinnſprüche, wie ſie einem idylliſchen Behagen nahe liegen, wie ſie die Vertiefung in eigenes Geſchick und Weſen und der vertraute Umgang mit der Natur erzeugt; denn das Naturbild bietet ſich von ſelbſt zu Parallelen für den Gedanken dar. Die große Welt liegt dem Dichter fern — gleichwol verfolgt er den Gang der Zeit mit Intereſſe. Oft hören wir die Sprache des Mismuths, der ſich in der Vereinſamung beiſeitegeſchoben glaubt; er richtet einige ſeiner Knallerbſen gegen das poetiſche „Gelichter" der Neuzeit. So z. B. vergleicht er Schiller's „Muſenalmanach" mit den neuen, ſchwäbiſchen, bairiſchen u. ſ. w.:

Jenes war ein voller Bach,
Dieſe Bächlein ſind ſo ſchwach,
Sind ſo flach,
Daß ein Käfer allgemach
Sie trocknen Fußes paſſiren kann.

Hin und wieder iſt ihm der Ruhm der neuen Größen des Parnaſſes unbequem:

Ich gönne jedem ſeinen Ruhm,
Den kleinen oder großen,
Doch fühle mich nicht gedrungen darum,
Mit in die Trompete zu ſtoßen.
Hoch ausposaunt,
Laut angeſtaunt,

Hör' ich's von weitem gut gelaunt,
Und laſſe den Lärm verdoßen,
Bis der Verſtand dazwiſchenraunt.

Von der Zukunftsmuſik im Theater will er ſich nicht betäuben laſſen; ihm paßt es beſſer:

Ueber Räum' und über Zeiten
Leicht in Tönen hinzugleiten.

Auch dem Tenoriſten Wachtel iſt ein Denkverslein gewidmet:

Der Tenoriſt, Herr Wachtel,
Iſt mit zehntauſend Thalern Gehalt
In Berlin beſtallt;
Ich halte meine Frau Wachtel
Im Weizenfeld
Für weniger Geld:
Sie nimmt von Körnern ſoviel ſie begehrt,
Doch ſind ſie nicht ſo viel Heller werth.

Gegen die Criminalromane und -Dramen iſt das folgende Gedicht gerichtet:

Weſſen ſich die Menſchheit hat zu ſchämen,
Bringen's auch Geſchwornen-Gerichte
Aus dem Dunkel jetzt zum Lichte,
Aber im Roman und im Gedichte
Wollen wir's nicht auch vernehmen —

gegen die genialiſirende Großmannsſucht einiger modernen Dichter das folgende:

Großer Maler,
Idealer
Und realer;
Hochgedanken
Ohne Schranken,
Neuerfindung,
Feinempfindung,
Der Gefühle
Kampfgewühle;
Weltanſchauung,
Formaufbauung,
Prachtgeſtaltung,
Machtentfaltung,
Kunſt vollkommen,
Aller Tiefen
Hieroglyphen
Kühn erſchwommen,
Kühn erklommen
Alle Höhn;
Eins, nur eines
Fehlt, ein kleines:
Was du maleſt, iſt nicht ſchön.

Wir ſehen, daß in die Einſiedelei von Neuſeß doch genug von der Zeitſtrömung dringt, um die Muſe des Dichters gelegentlich auch polemiſch zu waffnen.

Die Zahl der „Lieder" iſt freilich ſehr gering im Vergleich zur Zahl der „Sprüche", wie denn Rückert überhaupt kein Liederdichter iſt. Es ſind ihm einige Klänge gelungen, die liederartig austönen; doch gegenüber ſeiner unerſchöpflichen Productivität kommt das kaum in Betracht. Wir ſind in der That in Verlegenheit, welche Gedichte aus der vorliegenden Sammlung ſich der Kategorie des Liedes einrechnen laſſen. Rückert ſucht ſich ſelbſt über den wenig muſikaliſchen oder mindeſtens die Muſik nicht herausfordernden Charakter ſeiner Lyrik zu tröſten:

Wenn meine Lieder weniger
Zuſagen Componiſten,
So kam mir jüngſt ein Troſtgrund her
Von einem guten Chriſten:
Sie ſeien in ſich ſelbſt Muſik
Und brauchten nicht das Tongequik;
Der Troſtgrund ſoll mich friſten.

Ja, das geſungene Lied iſt ihm zuwider:

Wenn von Flügel und Klavier
Meine liebſten Lieder
Mir erklingen, ſind ſie mir
Sonderbar zuwider.

O wie anders aus der Bruſt
Waren ſie erklungen,
Als ich ſie in ſtiller Luſt
Vor mich hingeſungen!

Herzgefühle ſanft geweckt,
Wogend auf und nieder;
Vom Getöſe zugedeckt,
Kenn' ich ſie nicht wieder.

Einige Gedichte, wie „Frühlingsrecht", beginnen im Tonfall des Liedes:

Löſet den Eiswall,
Frühling, dein Hauch,
Sollt' er die Bruſt nicht
Löſen mir auch?

Fließen die Brünnlein
Wieder nach Brauch,
Sollt' es im Herzen
Quellen nicht auch?

Doch ſie enden mit unſangbarer Didaktik:

Müßt ihr beim Feuer
Laſſen den Rauch,
Laßt mir beim Golde
Schlacken nur auch!

Wir wollen indeß hier einige Gedichte mittheilen, welche wegen ihrer mehr empfindungsreichen als ſpruchartig zugeſpitzten Haltung wol den meiſten Anſpruch darauf haben, für „Lieder" zu gelten, und die überhaupt zu den Perlen der Sammlung gehören:

Leiſer und lauter.

Wie der Vogel auf dem Baum,
Der ſich müd' am Tage ſang,
Nur noch zwitſchert leiſ' im Traum,
Daß es in der Nacht verklang:

Alſo werden meine Lieder
Leiſer gegen meine Nacht;
Und die lautern ſing' ich wieder,
Wenn mein neuer Tag erwacht.

Dauerhaft.

Und wenn in ihrem Liebesglanz
Erliſcht die letzte Roſe,
So bleibt uns noch ein Winterkranz
Von dunkelgrünem Mooſe.

Nichts Blühendes, was blüht und fällt,
Wird dauerhaft beſeſſen,
Farbloſes nur, was Probe hält,
Hier Moos und dort Cypreſſen.

Blumen aufs Grab.

Leget mir kein kaltes Erz,
Keinen ſchweren Stein aufs Herz!

Pflanzet Blumen auf mein Grab,
Die ſich richten himmelwärts;
Blumen, deren Thränenthau
Küßt der Morgenlüfte Scherz,
Die auf meiner Gruft vergehn
In des Herbſtes trübem Schmerz:
Und der Auferſtehung Feſt
Feiern, wenn ſie weckt der März.

Tanne und Birke.

Zwiſchen dunkeln Tannen
Ringt ſich dann und wannen
Eine Birk' hervor;
Daß die Erdenſtelle
Ganz nicht ohne Helle
Lieg' im Trauerflor.

Wenn an heitern Farben
Deine Tage darben,
O verzweifle nicht!
Unverſehns dazwiſchen
Wird ſich tröſtend miſchen
Ein verſöhnend Licht.

Alles ſchwand.

Alles, was wir je genoſſen,
Je genießen,
Iſt verfloſſen,
Wird verfließen
In der Dinge großem Fluß:
O Genuß!

Alles, was wir einſt geſungen,
Jetzt noch ſingen,
Iſt verklungen,
Wird verklingen,
Wie in ſtiller Nacht verklang
Heimchenſang.

Alles, was ein Herz empfunden
Und empfindet,
Iſt verſchwunden
Und verſchwindet,
Wie das Herze ſelber ſchwand,
Das empfand.

Naturpoeſie.

Das Schönſte ward gedichtet
Von keines Dichters Mund,
Kein Denkmal iſt errichtet,
Kein Marmor thut es kund.
Es hat ſich ſelbſt geboren,
Wie eine Blume ſprießt,
Und wie aus Felſenthoren
Ein Brunnquell ſich ergießt.

Wir müſſen, wenn wir uns ſein Bild aus den einzelnen Sinnſprüchen entwerfen, den würdigen Patriarchen von Neuſeß liebgewinnen. Ihn hat zwar das Alter gezwickt und gedrückt, aber nicht gebeugt, wie ſein aufrechter Gang bezeugt; er findet ſein Bild in dem morſchen, alten Baum, der keine Wohlgeſtalt im Garten darſtellt, der aber noch ein grünes Zweiglein hat, das zu blühen verſucht und Früchte zu tragen. Freilich, die Welt gefällt ihm nicht mehr ſo wie zuvor:

Bitter ſchmeckt, was ſüß geſchmeckt,
Und was reizend, fad.

Etwas „bequem" iſt der Patriarch auch, wie es das Alter mit ſich bringt; er meint, daß ein Kranker viel vor dem Geſunden voraushat, er braucht nicht aufzuſtehen, wo die Beſuchenden Abſchied nehmen und gehen. Wenn er aber noch einmal den Frühling erlebt, will er allen Winter der Gedanken in der Stube laſſen:

Keinen Glanz will ich verſäumen,
Keinen Ausflug unterlaſſen,
Keinen Augenblick verträumen,
Keinen Wink der Luſt verpaſſen.

Wie der Vogel möcht' er ſterben, der ſich ſtill verkriecht, wo ihn keines findet:

Braucht auf dem Bett ihn
Niemand zu pflegen,
Den Todten niemand
Ins Grab zu legen.

Und von ſeinem Grabe ſingt er:

Sie thun ihr Beſtes jetzt mich zu verletzen
Und werden mir zuletzt ein Denkmal ſetzen.

Doch auch tiefſinnig ſchweift Rückert's Poeſie hinaus über das Nächſte, über das eigene Lebenslos hinaus, und verſenkt ſich in das Weltgeheimniß, wie in dem Gedichte mit gleicher Ueberſchrift, ferner in „Gott und Menſch", „Ewigkeit", „Unbegreiflich" u. a. Daß in den zwei-, drei- und einzeiligen Sprüchen Rückert's ſich ein reicher Inhalt in der geſchloſſenſten Form darlegt, und daß ſie namentlich für ein Album die reichſte Auswahl bieten, iſt für jeden ſelbſtverſtändlich, der das unerſchöpfliche Füllhorn der Rückert'ſchen Brahmanenweisheit kennt. Die ſchätzbarſte Eigenthümlichkeit derſelben iſt die Gabe, dem Kleinſten und ſcheinbar Unbedeutendſten irgendeinen Zug abzulauſchen, wodurch es mit dem Großen und Ganzen zuſammenhängt, oder daſſelbe gewiſſermaßen zu ſeiner eigenen Ueberraſchung zum Träger und Ausdruck eines allgemeinen Gedankens zu machen. Wenn die Form hierfür die paraboliſche iſt, ſo iſt der Inhalt dieſer Weltanſchauung doch ein philoſophiſcher, der ſich im geiſtigen Centrum der Welt befindet und von jedem Pünktchen der Peripherie ſeine oft ebenfalls punktirten Linien nach dem Mittelpunkte zieht. Hegel würde ſehr viel in dieſen Rückert'ſchen Sprüchen unterſchreiben und ſich freuen, wie ſich der alte Brahmane gegen Sympathien und Antipathien erklärt, die nur dazu da ſind, daß ſich die Menſchen vom Gebrauch der Vernunft diſpenſiren.

Was die Form betrifft, ſo ſind die Sprüche meiſtens in kurzfüßigen deutſchen Versmaßen gehalten, oft auch in Knittelverſen, was ihnen eine derb volksthümliche Phyſiognomie gibt. Daß wir mit den Ghaſelen verſchont bleiben, iſt nur erfreulich, obgleich wir uns dieſelben am erſten noch im Spruchgedichte gefallen laſſen. Den Ausdruck künſtleriſchen Adels tragen am meiſten die „Diſtichen", die an das Goethe'ſche Vorbild erinnern:

Wiederum biſt du erwacht, mein Geiſt, vom löſenden Schlummer;
Richte wie Blumen im Thau, ſchwinge wie Lerchen dich auf;
Hauch in die Frühluft, ſei ein Jauchzen es, ſei es ein Seufzen,
Sei's ein Gebet, ein Gedicht: alles iſt eins vor dem Herrn.

Geht der wachſende Mond am nächtlichen Himmel uns unter,
Du zunehmender gehſt unter im Glanze des Tags.
Iſt uns hinter dem Rande des Weſtbergs jener geſchwunden,
Selbſt ins ewige Licht ſcheinſt du zu ſchwinden hinauf.

Weder die ſtechende Sonne berührt dich, weder des Regens
Peitſchender Schlag, noch der Wind; ruhig am unteren Blatt
Klebſt du behaglich ſchmauſend, du Raupengeſchmeiß! So geſichert
Hegt kein edleres Kind Mutter Natur an der Bruſt.

Wenn wir uns von dieſem behaglich in ſeinem Blumengarten umherwandelnden Weltweiſen von Neuſeß zu dem Weltweiſen von Muskau wenden, ſo finden wir in den „Letzten Klängen“ (Nr. 2) keineswegs jene Ergebung in das Weltgeſchick, wie ſie die Rückert'ſche Weisheit athmet, namentlich nicht in jenen Nänien, welche der Dichter ſeiner dahingeſchiedenen Gattin weiht, in jenen „Klage- und Troſtliedern am Grabe der Lieben“, welche den eigentlichen Kern der vorliegenden Sammlung bilden. Es iſt eine Trauer, die nicht an intenſiver Macht verliert, ſo ausgebreitet der Gedankenkreis iſt, den ſie umſchreibt; im Gegentheil, ſie weiß gleichſam Erde und Himmel dem Schmerze dienſtbar zu machen; die alten Götter, die Halbgötter wie Prometheus, die Sagengeſtalten des Mittelalters wie Merlin — alle müſſen gleichſam wie Leichenträger ſeinem Schmerze mit der Fackel vorleuchten oder die Zipfel des Sargtuchs tragen.

Es ſind die verſchiedenſten Tonarten, welche dieſe Trauer anſchlägt. Am meiſten harmoniſch iſt die Sprache wehmüthiger Erinnerung, welche, idylliſch und elegiſch zugleich, das ſtille häusliche Walten der dahingeſchiedenen Gattin heraufbeſchwört. Wie bei Rückert durch den Gedanken, ſo gewinnt hier bei Schefer durch die Empfindung das Kleinſte einen unendlichen Werth:

Stets noch beklopf' ich die Wange des Stuhls, wo du ruhteſt, du Müde,
Wenn ich vorüber ihm geh' — ach, und das thut mir ſo wohl!
Fromm an die Lippen noch halt' ich das Glas, das ich labend dir reichte,
Rühre die Pfühle mir an — ach, und wie thut mir das wohl!
Halt' ich die ſchwere Orange noch bang in der Hand, die ſo müßig,
Dir ſich zu opfern, wie ich, harrt, ſo vergeblich wie ich!

Der Dichter malt aus, wie die Mutter, wieder von den Todten auferſtanden, die ganze kleine Werkeltagsarbeit des Lebens verrichtet, die in dieſer phantasmagoriſchen Beleuchtung mit einem eigenthümlich poetiſchen Zauber bekleidet wird. Zu den ſchönſten idylliſchen Elegien dieſes erſten Abſchnitts gehören die beiden folgenden:

Die Biene.

Du litteſt nicht die Biene dir im Zimmer,
Die müßig ſurrende; du ließeſt ſie
Hinaus zur Arbeit, zu den Ihren hin,
Und fröhlich flog ſie fort! — Da war es ſtill.
Surrt jetzt die Biene wieder mir im Zimmer,
Die von den blüh'nden Trauben vor dem Fenſter
Sich in die grüne Dunkelheit verirrt,
Da muß ſie bei mir weilen, bei mir ſurren!
Ich meine: du biſt ſie, die fleißige,
Die wiederkehrt zu wirken, zu den Ihren,
Zu mir! Ich höre ſelig ihr Geſurr;
Sie ruht auf meiner Hand; ſie ſticht mich nicht.
Und endlich laß ich weinend ſie hinaus
In alle Welt, wie dich in alle Welt,
Und wieder iſt es ſtill, ſo ſtill im Herzen.

Einſamkeit.

Der Apfelbaum vor meinem Fenſter hat
Mit ſeines Blütenmantels Roſenſchnee
Dein grünes Grab mir zauberſchön verſchleiert.
Dahinter ſchläfſt du nun ſo wie ein Kind,
Das ſeine Mutter heimlich zugedeckt,
Und an ihr Tagewerk von ihm geſchlichen.
Indeſſen ſingt der Finke dir vom Zweig,
Das Sonnenauge überwacht dich ſtill,
Und Wolkenſchatten ziehen ſacht und leis;
Dir ſchlägt mein Herz hinüber, wo du ſchläfſt,
Mein Auge ſucht dich durch die Blütenzweige,
Die Seele glüht, und meine Thränen fließen.

Doch dieſe wehmüthige Löſung des Schmerzes iſt nicht der herrſchende Grundzug dieſer Klagelieder; im Gegentheil, der Dichter empfindet das Menſchengeſchick überhaupt als ein grauſames, und vertieft ſich namentlich in das Geheimniß des Todes mit einer oft grübleriſchen Myſtik, die ſelbſt dem Ausdruck hin und wieder etwas Unergründliches leiht, was auch die dichteriſche Klarheit gefährdet:

Die Klage liſcht im ganzen All nie aus,
Der Antigott, der Tod, er ſtirbt ja nimmer;
So lebt denn hier ein Volk Beraubter immer
In dieſer blüh'nden Erde Trauerhaus.

Nachtwachend bei der Todten erkennt er in ihr das Geheimſte des ganzen Alls; die Welt iſt nirgends mehr als dieſer weiße Schimmer; ſtarres Schauen und Grauen hält ſeine Seele feſt. Lebend eine Todte fühlen, ein lebendes Grab mit einer Menſchenbruſt ſein, das erſcheint ihm als das Wunderwerk der Erde:

Hier ſteh' ich! Niemand weiß es, wer ich bin,
Und als ein Räthſel rath' ich an dem Räthſel.

Er iſt ein Feind der Monumente. Gehört doch keinem der Todten auch nur ein Staub in der Welt, ruft doch jedes Denkmal ſpottend: Er war ein Phantom!

Seinen Schmerz um die Todte hält der Dichter für einen hohen Schatz, für das ſchrecklichſte der Leiden „von Klag' und Schmerzen um die Lieben ſcheiden“! er lebt nur noch, um ihrer zu gedenken; alles iſt ihm gleich, da ſie dahin iſt. Selbſt die Erinnerung verſcheucht er im ſtolzen Vollgefühl ſeines Schmerzes:

Stark iſt der Schmerz, weit über die Welt und die ewigen Götter,
Und die Geſtirne, ſie drehn ſich um den Blinden wie Staub.

Zu erhabenem Odenſchwung erhebt ſich die Trauer in einzelnen Gedichten wie:

Der fallende Stern.

Klagen erreichen dich nicht;
Thränen benetzen dich nicht;
Wünſche zerrinnen vergebens
Droben wie Wölkchen am Himmel.

Nichts mehr hab' ich mit dir,
Nichts mehr haſt du mit dir;
Zwiſchen uns brauſet die Schöpfung,
Die ich erzürnt anſchweige.

Als wir uns liebten — o was
War uns die Welt da, die Welt,
Jene im Fliehen ſo ſchöne
Seifenblaſe der Götter!

Unſere Welt floh hin!
Niemals kehrſt du zurück,
Nicht ein Veilchen, ein Lüftchen
Unſrer zerſtobenen Tage.

Mir, mir blieb nur das Leid,
Einſamer Lebensherbſt
Und das zerriſſne Entzücken:
„Einſt ... einſt warſt du die Meine!“

Das iſt wie ewig her!
Das war ein fallender Stern,
Der einmal in der Urzeit
Wieder auf ewig auslosch.

Auch allegoriſch geſtaltet Leopold Schefer die Trauer; doch iſt dieſe Allegorie von der Horaziſchen dira necessitas cum clavibus ſehr zu ihrem Vortheil verſchieden. Es iſt keine Allegorie, aus der ein Bildhauer oder Maler etwas machen kann — und gerade darin beſteht ihr dichteriſcher Vorzug. Man mag ſie hyperboliſch, gigantiſch nennen; aber gerade durch dieſe grandioſe Erhabenheit wächſt ſie über das Maß der nüchternen Alltagsallegorien hinaus und wird ein dichteriſches Bild, ohne todte Attribute, voll Seele und Leben:

Draußen im Freien entſchlafen, erwacht' ich die Nacht. Mich erweckte
Kläglich Geſtöhn ringsum, Weinen vom Himmel herab.
Crocushell aufflammte der leuchtende Gürtel der Erde,
Ach, und ich ſah ein Weib, groß wie die Göttinnen ſind,
Schwarz wie die Nacht von den Füßen zum Haupt in Gewanden der Wehmuth;
Rührend, zum Weinen ſchön, ſann das erhabene Weib.
Und ich erkannte „die Trauer“ an ihren verweineten Augen,
Bläſſe der Wangen, der Stirn edelem heiligem Ernſt.
Ach, und die Trauer zerſtörte die Welt, die ſie nichts mehr anging.
Lautlos riß ſie den Mond, riß ſie die Sterne herab,
Selber die Sonne, die ängſtlich erſchien; ſie ergriff ſie und trat ſie
Aus, ſo wie Kinder behend Funken, vom Herde geſprüht.
Genien weinten in Träumegeſtalt; wie geängſtete Tauben
Flatterten irr ſie umher in dem zerrütteten Haus.
Feurige Drachen noch ließ ſie die Erd' anhauchen, daß alle
Blumen erſtickten, und tief Wurzeln und Keime zugleich.
Nichts mehr war noch, als ſie. Nichts lebte noch, als ihr Erinnern ...
Als ein blutiger Schein, den ſie mit Thränen verlöſcht.

Wir können nicht umhin, dieſe Schefer'ſchen „Klagelieder“ für die großartigſten Elegien zu halten, welche die neueſte deutſche Lyrik aufzuweiſen hat, Elegien von großer Tiefe der Empfindung und gewaltigem Schwung der Phantaſie. Wenn man ſie mit den ähnlichen Gedichten vergleicht, welche Emanuel Geibel ſeiner dahingeſchiedenen Gattin geweiht hat, ſo wird man dieſen allerdings die größere Klarheit einer harmoniſchen Form, eine kryſtallhellere Durchſichtigkeit einräumen, jenen aber, was Originalität, Gewaltigkeit und Tiefe betrifft, den Vorzug geben müſſen. Auch hat die Schefer'ſche Weltanſchauung eine Urſprünglichkeit, welche ſie ein für allemal über die conventionelle und wenn man will auch confeſſionelle Empfindungsweiſe hinaushebt. Die Lyrik dieſes Dichters iſt eine friſche, ſaftige Kernfrucht, keine ausgequetſchte Citrone.

Es iſt wahr, die Form bietet hin und wieder mancherlei Dunkelheiten; wo ſie aber zur Schönheit durchdringt, da ſchreibt dieſe Schönheit auch einen Lapidarſtil, wie ihn die Gänſefedern unſerer von Haus aus glatten und klaren Lyriker nicht zu ſchreiben verſtehen.

Auch in den andern Abſchnitten der Schefer'ſchen Sammlung findet ſich des Schönen viel, allerdings auch viel des Befremdlichen und Bizarren. Zwei ſo ſeltſame Dichtungen wie „Die lieben alten Weiber“ und die „Götterkoloſſe“ dürften ſich kaum in einer neuen Gedichtſammlung finden. Jene iſt eine Humoreske von barockſter Ausführung, aber ſinnigem Gehalt; dieſe eine Viſion von grandioſer Unheimlichkeit, eine Hymne des tiefſinnigſten Peſſimismus.

Lieblich und von leichtgeflügelter Form iſt „Die Frühlingsſchöpfung“, voll tiefer Empfindung „Das Lied von den grauen Haaren“, eine originelle Parallele „Des Teufels Teſtament“, nämlich das Corpus juris, eine beißende Allegorie „Die zweitauſendjährige Wäſche“. Wir heben aus den „Vermiſchten Gedichten“ das folgende als harmoniſch und wohlgelungen heraus:

Das Haus des Lebens.

Das Haus des Lebens ſtehet offen,
Und Menſchen kommen, Menſchen gehn;
Hier dieſe fürchten, jene hoffen —
Und anders immer iſt's geſchehn.

Die Menſchen kommen klein, in Thränen,
In unenträthſelter Geſtalt!
Sie nähren hier ein himmliſch Wähnen,
Und gehen wieder, müd' und alt.

Das Haus des Lebens bleibet offen,
Und Menſchen kommen, Menſchen gehn;
Und doch erfüllt ſich manches Hoffen,
Und manches Gute iſt geſchehn.

Doch alle gehn nicht alt und müde —
Sie gehn ſchon jung aus junger Welt!
Sie hatten Glück, ſie hatten Friede —
Doch wer iſt, der die Todten hält?

Das Haus des Lebens bleibet offen,
Die Sonne bleibt am Himmel ſtehn;
Die Erde blüht, ein ewig Hoffen
Erfüllt die Bruſt mit Frühlingswehn.

Doch vieles muß die Menſchheit dulden
Im neuen wie im alten Jahr,
Denn tauſendfache alte Schulden
Treibt ſtets die Zeit ein, ſtreng und baar.

Das Haus des Lebens bleibet offen,
Und Menſchen kommen, Menſchen gehn —
Und einſt erfüllt wird jedes Hoffen
Und jedes Gute wird geſchehn.

Das Haus des Lebens bleibet offen,
Der Ort des Wirkens immerdar;
Das Gute thun, das Beſſre hoffen!
Für Gute gibt's kein neues Jahr.

Iſt Krieg — doch wird die Welt nicht ärmer!
Iſt Friede — reicher wird ſie nicht!
Das Menſchenherz nur ſchlage wärmer,
Und jede Seele werde licht!

In den „Blicken in Welt und Leben“ finden ſich Epigramme von großer Schlagkraft, z. B.:

Macht der Aufklärung.

Nebel — ja hauet mit Schwertern darein, ihr bewegt sie nur höchstens;
Aber ein Sonnenblick hebt sie und scheucht sie hinweg.

Die Diebe der Erfindungen.

Gutenberg! Du erfandest den Druck — und also ... den Nachdruck!
So auch predigtest du, heiliger Jesu: — den Papst.

Die eigenthümliche Auffassung, in welcher unserm Dichter das hellenische Leben erscheint, hat sich in seinem „Hafis in Hellas", namentlich aber in seiner „Apotheose Homer's" bedeutsam widergespiegelt. Die „Griechische Reise" in der vorliegenden Sammlung bietet hierzu eine willkommene Ergänzung, Poussin'sche Landschaftsbilder und erotische Gemmen, und im „Rosenfest in Chio" eine Novelle in Distichen und Dialogen, phantastisch bunt, dithyrambisch bewegt, etwas phantasmagorisch dargestellt, aber von orientalischer Farbenpracht.

Rudolf Gottschall.

Reiseskizzen aus dem ostasiatischen Archipel.

Singapore, Malakka, Java. Reiseskizzen von F. Jagor. Mit 24 Federzeichnungen. Berlin, Springer. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mag es nun einem glücklichen Zufall oder den persönlichen Antrieben der Autoren zuzuschreiben sein, es ist uns jedenfalls als ein günstiges Zeichen erschienen, daß gerade jetzt mehrere Werke über jene fernen Länder erscheinen, die für Deutschlands commerzielle, beziehungsweise coloniale Interessen von Wichtigkeit sind. Denn gerade jetzt, wo wir damit beschäftigt sind, unser Haus daheim gehörig einzurichten, dürfen wir auch wol hoffen, daß wir demnächst auch draußen in den Gebieten des großen transoceanischen Handels eben zu handeln wissen werden, wie dem Mutterlande der Germanen gebührt, sodaß wir dort nicht mehr blos geduldet werden, nicht mehr blos hospitiren, sondern uns auch auf eigenen Sitzen ansiedeln und feste Stützpunkte gewinnen. Handel, Schiffahrt, Colonien bedingen sich zu ihrer höhern Entwickelung gegenseitig. Auch scheint es, daß mit solchen Gedanken die Vormacht Deutschlands bereits vorgegangen ist und deshalb die Vineta auf ihre Fahrt nach Ostasien wie eine Vedette zum Recognosciren ausgesandt hat.

Wenige Theile des überseeischen Weltverkehrs sind aber gegenwärtig von so besonderm Interesse wie die vom Verfasser behandelten Punkte. Singapore, Malakka, Java; von wie vielfacher Bedeutung ist nicht dieser Dreiklang! Ist Singapore auch wol noch nicht, wie es neulich in einem interessanten Aufsatze in „Unsere Zeit" genannt wird, das Konstantinopel des Ostens, so hat es doch seine nicht minder große Bedeutung als der Mittelpunkt des gesammten Schiffsverkehrs West- und Ostasiens. Ist Malakka gegenwärtig schon wichtig als das Albion, als das Zinnland des Ostens, so erscheint es doch auch nebst dem britischen Birma als das Vorland, das nur seines Clive harrt, um durch die Erwerbung Hinterindiens Britanniens großes indisches Reich zu verdoppeln. Und Java, jener prachtvolle Garten des Ostens — fühlen wir uns nicht schon halb heimisch in ihm, dem Besitze des uns zwar noch immer so fern und doch so nahe stehenden Volks der Niederdeutschen? Vor allem sind jene Länder aber jetzt wichtig als die Schwelle der großen ostasiatischen Welt, die so alt und doch in commerzieller Beziehung so ganz neu ist; denn erst in jüngster Zeit haben sich das volkreiche Japan, die dreizehn Vertragshäfen Chinas dem Verkehr geöffnet, erst jetzt wird uns die weite Flut des Irawaddi zugänglich, die zu den teakbewaldeten Ländern der Laos, zu ganz Westchina hinaufgeleitet; noch nicht vor langer Zeit waren Siam, Kambodscha, Anam, die holländischen und spanischen Colonien im Malaiischen Archipel, ja selbst Vorderindien mehr oder weniger gegen fremde Flaggen verschlossen. Bringen wir auch noch nicht die neuen australischen Ansiedelungen, die sich bereits dem Golf von Carpentaria nähern, die russischen Niederlassungen am Amur, die neuen pacifischen Staaten Amerikas in Anschlag, so ist allein in Ostasien eine Welt von 500 Millionen Menschen dem Verkehr neu eröffnet: gewiß ein Umstand von höchster Wichtigkeit.

Man wird also über die neuesten Zustände in Singapore, Malakka und Java gern berichten hören, zumal von einem so competenten Gelehrten und anschaulich darstellenden Schriftsteller, wie der Verfasser es ist.

Der Werth des Handels von Singapore wird jetzt auf 13 Millionen, einschließlich des von Penang und Malakka auf 17 Millionen Pfd. St. veranschlagt. Die Einfuhr im Jahre 1864—65 betrug 66,182177 Rupien (= 44,121450 Thlr.), die Ausfuhr 66,339578 Rupien (= 44,226385 Thlr.), eine Zunahme gegen 1863—64 von 2,712123 Rupien bei der Einfuhr und von 12,363140 bei der Ausfuhr. Im Jahre 1864—65 liefen in Singapore ein: 1697 große Schiffe von 780794 Tonnen Gehalt, und es liefen aus: 1629 Schiffe von 576527 Tonnen Gehalt. Ein Achtel der angekommenen und ein Neuntel der ausgelaufenen Schiffe fuhren unter deutschen Flaggen.

Es gehen gegenwärtig regelmäßige Dampferlinien direct nach Malakka, Penang, Siam, Cochinchina, China, Borneo, Batavia, Ceylon, Birma, Vorderindien, dem Rothen Meere und durch Anschluß nach Europa, sowie nach den Mascarenen, Australien, Japan.

Die neue amerikanische Pacific-Mail-Steamship-Company eröffnet soeben mit einem Kapital von 20 Millionen Pfd. St. und einer jährlichen Regierungssubvention von $^1/_2$ Million Dollars, mit einer Linie von Dampfern erster Klasse (von 4000 Tonnen Gehalt) ihre regelmäßigen Fahrten von S.-Francisco über Honolulu und Kanagawa nach Hongkong, deren Dauer für die Hinreise auf nur 29, für die Rückreise, da man dann in Honolulu nicht anlegen will, auf nur 26 Tage berechnet ist. Die Engländer, welche jetzt den gesammten südpacifischen Verkehr ausschließlich in Händen haben, stehen ihrerseits nicht zurück, sondern eröffnen mit dem Zwillingsschraubendampfer Ruahine eine regelmäßige Postfahrt zwischen Wellington in Neuseeland und Panama, eine Fahrt von

7000 Seemeilen, welche direct, ohne unterwegs irgendwo anzulegen, gemacht werden soll, und deren Dauer ebenfalls auf 29 oder 30 Tage veranschlagt wird. Schon aus diesen beiden großartigen neuen Anstalten ersieht man den gewaltigen Aufschwung, den der pacifische Verkehr auf allen Seiten nimmt und der daher auch den Verkehr des so central gelegenen Singapore immer mehr heben muß.

Der Grund des schnellen Aufblühens von Singapore liegt zunächst in der günstigen Lage am äußersten Ende der malaiischen Halbinsel. Da Vorderindien und China viel weiter nördlich endigen, während die Halbinsel sich fast bis an den Aequator erstreckt, das Meer dort überdies frei von Gefahren und Stürmen ist, so drängt sich die ganze Schiffahrt zwischen Indien und China unmittelbar an Singapore vorbei, sodaß die Rhede dieser Stadt einen Theil der großen Handelsstraße selbst ausmacht. Die Vortheile der Lage gediehen dann besonders zur Entwickelung durch die völlige Freiheit von allen Abgaben und aller Controle, den drückenden Monopolen gegenüber, die immer alle in jenen Meeren herrschenden europäischen Nationen zur Ausschließung fremder Flaggen aufrecht erhalten haben, und andererseits durch die Sicherheit der Person und des Eigenthums gegenüber der Rechtlosigkeit und Lebensgefahr in den Staaten der einheimischen Fürsten. Dazu kommen dann noch besonders die günstigen klimatischen Verhältnisse, die auch Cameron („Our tropical possessions in Malayan India", London 1865) mit Recht so sehr hervorgehoben hat. Das dortige Klima ist der europäischen Constitution zuträglicher als irgendein anderer Theil im südlichen Ostasien. Singapore wird daher auch häufig als Heilstation benutzt. Kranke kommen hier aus China und Bengalen erschöpft an und verlassen es gesund nach einem Aufenthalte von sechs bis acht Wochen. Dieser Umstand ist denn auch von der höchsten Wichtigkeit für die militärische Machtstellung Englands in Ostasien, zumal man von dem so sehr ungesunden und angreifenden Honglong nur sieben Tage Steaming distance hat. Die Benutzung dieses Vortheils hat England sich denn auch bereits durch die starke Befestigung Singapores und den Bau großer Kasernen gesichert. Daß dadurch Singapore entgegen seiner Bestimmung als großer Stapelplatz einem feindlichen Angriffe besonders ausgesetzt werde, ist eine Gefahr, die für die Beherrscher Indiens wol nur als eine sehr entfernt liegende erscheinen dürfte. Der Verfasser berichtet:

Die Rhede ist umschlossen von dichtbewaldeten Inseln, über die sich die Kronen zahlreicher Palmen erheben. Gewöhnlich ist das Meer so ruhig wie ein Binnensee und bedeckt mit Schiffen aller Länder, zwischen denen unzählige kleine Boote hin- und herfahren. Eine ganze Kette solcher kleinen Eilande und Felsen liegt im Süden der Hauptinsel und setzt in Südostrichtung den Umriß der Küste wie in einer punktirten Linie fort. Die südlichste derselben, St.-John, mußte früher von allen größern Fahrzeugen umschifft werden, bis man unmittelbar an der Südküste von Singapore selbst eine Durchfahrt entdeckte, tief genug für die größten Schiffe. Sie wird im Süden von der Insel Blalangmati begrenzt, welche fleißige Bugis in ein Ananasfeld verwandelt haben, und bildet den sogenannten neuen Hafen, New harbour, in dem jetzt die größten Dampfschiffe anlegen und ihre Kohlendepots haben. Es sind daselbst Docks und Landungsbrücken angelegt, sodaß die Schiffe unmittelbar am Lande anlegen und löschen können, während in Singapore alles durch Leichter gelandet werden muß. New harbour hat aber so wenig Raum, daß er kaum für die Bedürfnisse der Dampfschiffahrt ausreicht.

Das bunte Treiben in den Straßen entspricht dem, was die Schiffe auf der Rhede vermuthen ließen. Die Stadt ist der Sammelplatz aller Völker des fernen Ostens. Weitaus überwiegend an Zahl und Bedeutung sind die Chinesen. Dann folgen der Menge nach die Völker malaiischer Rasse und die Klings, wie hier allgemein sämmtliche Bewohner Vorderindiens genannt werden. Diese drei Völkerschaften bilden die Hauptmasse; mehr vereinzelt erscheinen zwischen ihnen Araber, Perser, Parsis, Armenier, Siamesen, Birmanen, Anamiten, Tagalen und Juden in alttestamentarischer Tracht.

Den buntesten, interessantesten Anblick gewährt die Stadt wol abends zwischen 8 und 10 Uhr. Die Straßen, in welchen die Geschäftshäuser der europäischen Kaufleute liegen, sind dann öde und finster, aber in den andern Stadttheilen, besonders im Viertel der Chinesen, herrscht die größte Lebendigkeit. Hier sind alle Läden offen und mit großen, bunten Papierlaternen, die zugleich als Firmaschilder dienen, beleuchtet, alle Werkstätten in voller Thätigkeit. Längs der Häuser haben sich ganze Reihen kleiner Geschäftsleute, Hausirer, besonders aber viele Garköche mit ihren tragbaren Gestellen eingefunden, welche an dem einen Ende eines Bambus die Küche, am andern sämmtliches Geschirr tragen. Dazwischen wogt eine dichte Menschenmenge, die hier ihre Abendmahlzeit kauft und meist gleich an Ort und Stelle verzehrt.

Das chinesische Element tritt namentlich in einigen Theilen der Stadt so sehr in den Vordergrund, daß man sich in China wähnen könnte. Alle Handwerke, besonders solche, die Geschick und Ausdauer verlangen, werden fast nur von Chinesen betrieben. Sie mögen wol das fleißigste Volk auf Erden sein, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht sieht man sie arbeiten. Mit Ausnahme des Neujahrsfestes gibt es für sie keinen Feiertag. Neben dem großen Fleiß bilden auch Sparsamkeit und Genügsamkeit sehr hervorragende Züge in ihrem Charakter. Ihr Handwerkszeug, ihre Kleidung und ihre Nahrung sind von der einfachsten Art, auch sind sie in fast allen ihren Genüssen sehr mäßig; ihre Tabackspfeife hat kaum die Größe eines Fingerhuts, von einer Cigarre rauchen sie gewöhnlich nur einige Züge hintereinander und heben den Rest auf. Sie trinken fast nur dünnen Thee, der sehr billig ist, immer ohne Milch und Zucker aus ganz kleinen Täßchen. Die reichsten Chinesen gehen kaum besser gekleidet als die armen; eine kurze, weite Hose, eine baumwollene Jacke und bei den Wohlhabenden Schuhe ohne Strümpfe, bilden nebst Zopf und Fächer den ganzen Anzug.

Ein großer Theil des Handels und der Schiffahrt ist in ihren Händen, nur an dem directen Handel nach Europa und Amerika blieben sie bisjetzt unbetheiligt. Alles aber, was an Producten des Archipels nach Europa kommt, geht erst durch Vermittelung der Chinesen an die europäischen Exporteurs über, ebenso wie die meisten der europäischen Waaren erst durch ihre Hände zu den Eingeborenen gelangen.

Von Singapore fuhr der Verfasser mit dem Dampfboot nach dem 120 Seemeilen entfernten Malakka. Diese Stadt, welche vor 300 Jahren 150000 Einwohner hatte und der wichtigste Handelsplatz in diesen Meeren, die Hauptstadt eines mächtigen Königreichs und auch noch zu den Zeiten des holländischen Monopols ein bedeutender Stapelplatz namentlich der damals in Europa so geschätzten Gewürze war, hat zwar gegenwärtig ihre frühere Bedeutung verloren; theils weil das kleine Flüßchen von Malakka und die Meeresströmungen die Rhede so verschlämmt

haben, daß große Schiffe zwei Miles vom Lande ankern müſſen, theils weil nach der Anlegung der engliſchen Colonie Pulopinang und namentlich nach der Gründung des Freihafens Singapore ſich der Handel von Malakka faſt gänzlich nach jenen beiden Punkten gezogen hat. Doch hat die Stadt noch ihre ſtattliche Seefronte bewahrt, indem die Reihe von Europäern bewohnter ſteinerner Häuſer dem Strand zugewandt iſt, während dicht dahinter auf einem hohen Hügel die maleriſchen Ruinen der von Albuquerque gebauten Kirche Madre de Dios und der Klöſter St.-Paul und Hermanos de leche ſtehen. Die Rhede bietet große Sicherheit, da Malakka wie Singapore außerhalb des Monſuns liegt. Das Klima iſt trotz der Nähe des Aequators und der geringen Meereshöhe geſund und angenehm.

Nachdem durch die Einführung der Landacte vom Jahre 1863 die bisher beim Kauf von Ländereien obwaltende Unſicherheit des Beſitztitels beſeitigt worden iſt, dürften Kapital und Unternehmungsgeiſt ſich wol nicht länger von Malakka fern halten. Die Agricultur beſchränkte ſich bisher faſt auf den Reisbau. In neueſter Zeit hat aber die Bereitung des Tapioka in Mehl- und Perlform ſolchen Aufſchwung genommen, daß er nach dem Zinn den Hauptausfuhrartikel der Colonie bildet. Dieſer Erwerbszweig iſt wie die Bereitung des Sagos in Singapore ganz in den Händen der Chineſen. Der Preis des Tapioka iſt 3 Dollars für Mehl, 4 Dollars für Perlen per Pikul, während Sago durchſchnittlich 2 Dollars als Mehl, 3 Dollars in Perlen koſtet. Auch die Kokospalme, deren Früchte hier hauptſächlich zu Oel verwendet werden, iſt ſehr gewinnbringend. Eine im vollen Ertrag ſtehende Pflanzung ſoll das Anlagekapital jährlich mit 100 Proc. verzinſen.

Der Verfaſſer machte von Malakka aus zuvörderſt einen Ausflug nach Naning, 21 Miles nordweſtlich ins Innere. Er traf hier die Mintras und die Jakuns, die zu den wilden Stämmen gehören, welche den Süden der Halbinſel bewohnen. Dieſe wilden Stämme ſind zuerſt durch Logan näher bekannt geworden. Sie werden gewöhnlich mit den Namen Orang utan (Waldmenſchen), Orang bukit (Bergmenſchen) oder Orang binua (Binnenlandmenſchen) belegt. Dieſelben wohnen meiſtens in Hütten auf Bäumen, 20 — 30 Fuß über dem Boden. Daß ſie Schuppen haben wie Caliban, hat ſich beſtätigt, aber auch erklärt, indem viele mit Ichthyoſis behaftet ſind. Sie ſind geſchickte Jäger. Zur Jagd bedienen ſie ſich hauptſächlich des Sumpitan, eines 7 Fuß langen Blasrohrs, das aus zwei ineinandergeſchobenen Bambuſen beſteht, und aus dem ſie 7 Zoll lange vergiftete Pfeile ſchießen. Das äußerſt wirkſame, kleinere Thiere augenblicklich tödtende Gift wird aus einer Miſchung verſchiedener, noch nicht näher beſtimmter Pflanzenſtoffe durch wiederholtes Abkochen hergeſtellt, wobei allerlei Zauberformeln angewendet werden. Die Waldmenſchen ſind ſonſt in den Jägerkünſten wohl erfahren, namentlich wiſſen ſie dem Wild viele Fallen zu ſtellen, die oft von recht ſinnreichem und complicirtem Bau ſind. Die Geſammtzahl der Wilden auf der Malaiiſchen Halbinſel dürfte nicht über 10000 betragen. Sie halten ſich für die Ureinwohner, betrachten die Malaien als Eindringlinge und glauben, in völliger Uebereinſtimmung mit Huxley und Darwin, von zwei weißen Affen abzuſtammen, aus deren Nachkommen diejenigen, die in der Ebene blieben, allmählich Menſchen wurden, während die, welche die Berge nicht verließen, Affen blieben. Aehnliche Darwin'ſche Anſichten finden ſich übrigens auch bei verſchiedenen weſtafrikaniſchen Stämmen.

In Geſellſchaft eines Bergmanns aus Cornwallis, der im Auftrage einer engliſchen Geſellſchaft die Ergiebigkeit der hieſigen Zinnlagerſtätte unterſuchen ſollte, machte der Verfaſſer hierauf einen Ausflug nach dem Lingifluſſe, welcher die Grenze des engliſchen Malakka gegen den kleinen Malaienſtaat Salangore bildet, von wo ſie nach dem berühmten Zinndiſtrict Songei-Udjong wollten. Sie fuhren zuerſt längs der Küſte, welche eine ununterbrochene Reihe lieblicher Landſchaften entfaltete: im Vordergrund eine bebaute Ebene, auf welcher ſich Hügel und weiter hinten tiefblaue Berge in ſcharfen Umriſſen erhoben. Der Dato (Häuptling) von Lingi, welcher den dortigen Zinnhandel betreibt und an welchen die Reiſenden ſich zu wenden hatten, wohnte eine deutſche Meile vom Fluß in einem ſaubern ſteinernen Hauſe, in dem europäiſche Möbel und Luxusgegenſtände aufgeſtellt waren; ein breiter, von ihm ſelbſt angelegter Fahrweg führte nach der Wohnung. Allein obgleich dieſer Dato nur ein kleiner Fürſt, deſſen Einkünfte im Handelserwerb und in Erpreſſungen beſtehen, und unmittelbarer Nachbar der Engländer iſt, ſo nahm er dennoch keine Notiz von dem ebenſo höflichen wie angelegentlichen Empfehlungsbrief des Gouverneurs von Malakka; nach einer Reihe der unverſchämteſten Plackereien und Prellereien mußten die Reiſenden unverrichteter Sache wieder abziehen. Dieſe kleinen Fürſten benehmen ſich überhaupt gar unabhängig den Engländern gegenüber. Ihre Länder ſind aber in der ſchrecklichſten Unordnung, gewähren weder Sicherheit des Eigenthums noch der Perſon und ſind oft nur Sammelplätze für Räuber; ſie ſelbſt ſind äußerſt raubgierig und käuflich. Es ſcheint faſt, daß die Engländer ſie abſichtlich gewähren laſſen, damit ihre Rechnung voll werde; zur rechten Zeit wird ſich dann der Clive von Malakka ſchon einſtellen, der ſich „gezwungen" ſehen wird, alle dieſe Raubſtaaten zu annectiren.

Die Reiſenden fuhren hierauf weiter längs der Küſte bis Ponchor; die Schönheit der Küſte war ſo einladend, daß der Verfaſſer aus dem Boote ausſtieg und den Weg zu Fuße machte. Bei Ponchor unterſuchten ſie nun eine Zinngrube, von welcher der Verfaſſer eine ausführliche, ſehr intereſſante Beſchreibung gibt. Die Grube wurde von 34 Chineſen bearbeitet, gehörte alſo zu den kleinſten; in manchen Gruben ſind mehrere hundert Arbeiter beſchäftigt. Die Grube war ein Seifenwerk; alles Zinn von Hinterindien wird aus Seifen gewonnen, die urſprüngliche Lagerſtätte iſt noch gar nicht bekannt. Das Zinn von Banca und Malakka iſt faſt abſolut rein, und

überhaupt ist Seifenzinn immer reiner als das aus Gangerzen gewonnene. Nach Crawfurd ist das malaiische Zinngebiet das ausgedehnteste und reichste der Welt und erstreckt sich über 17 Breiten- und 10 Längengrade. Der größte Theil des Gebiets ist noch mit Urwald bedeckt, sodaß man erwarten darf, das Erz noch an vielen Stellen zu finden. Der Vorrath scheint sehr groß, der Ertrag steht im Verhältniß zu den aufgewendeten Mitteln an Kapital und Arbeitskräften. Die erste Grube bei Malakka wurde 1793 eröffnet, aber erst seit 1840 findet daselbst die Ausbeutung mit größerm Nachdruck durch Chinesen statt. Die Zinneinfuhr in Singapore, die den größten Theil des auf der Halbinsel gewonnenen Zinns umfaßt, betrug im Jahre 1865: 56098 Pikul = 3340 Tons. Die Zinnausfuhr von Pinang (meist Junk-Ceylon-Zinn) war für 1859—64: 40188 Pikul per Jahr = 2392 Tons. Banca producirte 1859—64 durchschnittlich 169374 Blöcke und Billiton 13139, zusammen 182513 Blöcke. So erhält man als die Summe des in die drei Hauptniederlagen eingelieferten Zinns jährlich 12006 Tons, wozu noch der Ertrag von Siam und das direct von den Zinnländern nach China und Japan gelieferte zu rechnen ist. Man ersieht daraus, daß schon gegenwärtig das malaiische Indien das meiste Zinn producirt; denn die Production von Cornwallis und Devon beträgt etwa 10000 Tons. **Wilhelm Gentheim.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Philologische und pädagogische Literatur.

1. Sophokleische Rettungen von Bernhard Arnold. München, Kaiser. 1866. Gr. 8. 12 Ngr.

Dieses Werkchen bringt textkritische Bemerkungen zu Sophokles' „Elektra", um einige Stellen gegen die Eingriffe der Hyperkritik aufrecht zu erhalten. Außer dieser Tendenz können wir dem Schriftchen nichts nachrühmen. Die „rettenden" Erklärungen treffen nicht ins Schwarze, sind oft weit hergeholt und mit zu großem Aufwand begründet.

2. Plato's Phädon. Eine Reihe von Betrachtungen zur Erklärung und Beurtheilung des Gesprächs von Albert Bischoff. Erlangen, Deichert. 1866. 8. 1 Thlr.

Schulmännern, welche in die Platonische Sprache und Philosophie einzuführen haben und dabei „Phädon" zu Grunde legen, wird dieses Buch von Bischoff einen willkommenen Beitrag zur Einsicht in den künstlerischen Aufbau und den Organismus dieses Dialogs gewähren; auch sind einzelne schwierigere Stellen richtig und einfach erklärt. Eine gewisse Breite des Vortrags darf nicht stören. Auch die Quästionenphilologie wird manchen beachtenswerthen Versuch der Lösung darin finden; ob der Stoff des „Phädon" historisch oder fingirt, welches der Grundgedanke des Dialogs, welches die wahrscheinliche Abfassungszeit und Stellung desselben in der Reihe der Platonischen Schriften sei, wird in ebenso viel Abschnitten eingehend besprochen. Die letzten Abschnitte jedoch, welche die Platonischen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele gegen Angriffe aufrecht zu erhalten und ihnen auch für uns theilweise Gültigkeit zuzuschreiben versuchen, fallen in den Fehler der Ueberschätzung historischer Mittelstufen. Schließlich durfte Bischoff die Neubehandlung der Seelenfrage auf Platonischer Grundlage, womöglich mit Hinzunahme des Auferstehungsbegriffs, nicht eher vorschlagen, bis er mit den modernen Spiritualisten Fechner, Lotze, Herbart ins Reine gekommen war.

Aus der historischen Literatur, welche sich auf das Alterthum bezieht, empfehlen wir eine Arbeit von Eichheim:

3. Die Kämpfe der Helvetier, Sueben und Belgier gegen C. J. Cäsar. Neue Schlaglichter auf alte Geschichten von Max Eichheim. Regensburg, Bößenecker. 1866. 8. 1 Thlr.

Eichheim unternimmt es, unbestochen vom cäsarischen Nimbus, die Aufzeichnungen Cäsar's über den gallischen Krieg einer Kritik zu unterziehen und namentlich die Waffenehre der alten Germanen vor Verunglimpfungen sicherzustellen. Die Basis von Eichheim's Kritik bildet, abgesehen von den Zeugnissen des Sueton, Polyän, Dio Cassius, Strabo u. s. w., vor allem die noch heute erkennbare Beschaffenheit des Kriegsterrains, die innere Wahrheit aller Kriegsoperationen, sodann nicht geringen Theils die Handhaben, welche die Ungleichheit der Angaben in den Commentarien selbst bietet. Mit diesen Mitteln folgt Eichheim dem Gange des Feldberichts Schritt für Schritt, um daran die Richtigkeit der Daten überall zu prüfen. Das Ergebniß summirt sich in der drastischen Sprache Eichheim's dahin, „daß die Commentarien über den gallischen Krieg im ganzen nur zu oft als plumpe Mystification erscheinen, welche Cäsar zum Ruhme eines großen Feldherrn, eines Hannibal oder Alexander verhelfen sollte".

In einem mehr als zweifelhaften Lichte erscheint demnach die oft gerühmte Raschheit der Bewegungen, die Ueberlegenheit der Taktik und Tüchtigkeit der cäsarischen Heers, welche oft vor der natürlichen Tapferkeit germanischer Scharen zunichte wurden. Es wäre für die historische Forschung gewiß lohnend, diese Controverse zum Austrag zu bringen.

Eine andere historische Schrift, ein Leben Cato's des Jüngern von Gerlach:

4. Marcus Porcius Cato der Jüngere. Ein biographischer Versuch von F. D. Gerlach. Basel, Bahnmaier. 1866. Br. 8. 9 Ngr.

schließt sich in Darstellung und Auffassung der Thatsachen eng an die alten Quellen an, und läßt das redliche Bestreben erkennen, einer sehr in Aufnahme gekommenen Tendenz der heutigen Geschichtschreiber Roms entgegenzutreten, welche eine ferne Zeit mit den Farben der Gegenwart auszumalen liebt. Sein Eifer gegen Mommsen namentlich trifft aber nicht die rechte Stelle, welche vielmehr in der gesammten Weltauffassung dieses geistvollen Darstellers zu suchen ist.

Aus den Werken der pädagogischen Literatur, welche uns vorliegen, heben wir hervor:

5. Geſchichte der deutſchen Pädagogik im Umriß. Von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Albert Wittſtock. Leipzig, Klinkhardt. 1866. Gr. 8. 21 Ngr.

Als Aufgabe der Erziehungsgeſchichte wird erkannt, „daß ſie alle bisher entſtandenen allgemeinen Erziehungsprincipien und Theorien, und wie ſich eine aus der andern entwickelt oder eine der andern entgegenſtrebt, ihre Aufnahme, ihre Wirkung, ihre Herrſchaft oder Verſchwinden darzuſtellen habe, theils im allgemeinen, theils in der Anwendung auf einzelne Materien". Meſſen wir das vorliegende Werk, welches ſpeciell die deutſche Erziehung zum Gegenſtande hat, an ſeinem eigenen Maße, ſo finden wir, daß im ganzen die biographiſche Darſtellung überwuchert, die Wittſtock nach den Worten der Einleitung doch vermeiden wollte; obzwar wir nicht leugnen, daß manches anſprechende Bild geliefert worden iſt. Die einzelnen Theorien erſcheinen in dürren Sätzen, von einer Entwickelung des einen Syſtems aus dem andern iſt wenig die Rede. In die Schule ſelbſt wird ſeltener Einblick gewährt und die Rückwirkung derſelben auf die Oeffentlichkeit, die Verbreitung der Volksbildung, durch nichts anſchaulich gemacht, und wäre es nur durch ſtatiſtiſche Tabellen; am dürftigſten jedoch iſt das Werk an Nachweiſen über die Behandlung der einzelnen Materien des Unterrichts und der einzelnen Aufgaben der Erziehung. Wenn wir weiter gehen und von der geſchichtlichen Darſtellung einer Wiſſenſchaft auch die Analyſe der Syſteme und deren Beurtheilung von einem durch das Denken gegebenen Standpunkte, wenn wir Licht und Schatten, Verwerfung des Unbrauchbaren und anſteigende Summirung des Anerkannten verlangen, ſo bietet uns Wittſtock's Werk ſehr wenig. Auch die Vertheilung des hiſtoriſchen Stoffs iſt bedenklich; nicht immer erlangt das Wichtigere die eingehendere Behandlung; die ſpeculative Begründung der Pädagogik durch Herbart und Beneke wird kurz abgefertigt; mit unverkennbarer Vorliebe wird die Volksſchule bedacht; Gymnaſium und Univerſität ſind nichts weniger als genügend behandelt. Bei alledem können wir, bis ein ähnliches Compendium auf Grund ausgedehnterer Arbeiten zu Stande kommt, denjenigen, die in die Geſchichte der Pädagogik eingeführt werden wollen, dies Werkchen empfehlen, namentlich wegen ſeines, von unſern edelſten Geiſtern getheilten Enthuſiasmus für die Sache der menſchlichen und nationalen Entwickelung durch die Schule.

Ein anderes hiſtoriſch-pädagogiſches Schriftchen iſt:

6. Rouſſeau und Peſtalozzi, der Idealismus auf deutſchem und franzöſiſchem Boden. Zwei Vorträge gehalten im Saale der ſtädtiſchen Realſchule zu Bromberg von K. Schneider. Bromberg, Carow. 1866. 8. 7½ Ngr.

Ein behagliches Gemälde zweier oft behandelter Lebensgänge, welche in Beſtrebungen und Schickſalen ſo ähnlich, in Temperament und Reſultaten ſo abwichen. Was beiden Männern fehlte, ſo lautet Schneider's Urtheil, iſt die Anerkennung des poſitiven Chriſtenthums, das Rechnen mit der Thatſache, daß vor allem das ſündige Herz es iſt, welches der Wiedergeburt bedarf; doch gibt es wol noch eine andere und gründlichere Kritik.

Wir haben fernerhin einige Schulbücher anzuzeigen. Die Schulbücher ſind das deutlichſte Zeugniß für den Geiſt und den Stand der Erziehung. Viel Geiſt kann man nun folgenden Geſchichtswerken nicht vorwerfen:

7. Zeiten und Menſchen. Bilder aus vergangener Zeit in Geſchichten, Sprüchen und Gedichten zur Belebung des Sinnes für Geſchichte und zur Einführung in die deutſche Literatur. Für Schule und Haus bearbeitet von Robert Niedergeſäß. Wien, Pichler's Witwe und Sohn. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

8. Römiſche Geſchichte in Biographien. Nach den Quellen bearbeitet von Ernſt Bernhardt und Adolf Schaubach. Hildburghauſen, Nonne. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir müſſen das ganze Princip dieſes Geſchichtsunterrichts, welcher das Leben der Völker und die Entwickelung der Menſchheit in eine Auswahl von Biographien und Begebenheiten zerpflückt, von Grund aus misbilligen; ein Buch, das man beliebig hinten, vorn und in der Mitte beginnen kann, iſt ein Haufe von Blättern, und Compilationen ſind keine Nahrung für die Jugend.

Dagegen iſt die griechiſche Geſchichte von Jäger:

9. Geſchichte der Griechen von Oskar Jäger. Mit einer Abbildung des Parthenon. Gütersloh, Bertelsmann. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.

auf fleißiges Studium der neuern Geſchichtswerke und der Quellen gebaut, von lauterm Gefühl für die Bedeutung des Hellenenthums durchdrungen und in klarer gefälliger Darſtellung ihrem Zweck, ein zuſammenfaſſendes Bild der griechiſchen Entwickelung vornehmlich für die geſchultere Jugend und empfänglichere Kreiſe der Gebildeten zu liefern, vollſtändig nachgekommen.

Zum Schluß erwähnen wir eines antiquariſch-belletriſtiſchen Werks:

10. Plato und ſeine Zeit. Hiſtoriſch-biographiſches Lebensbild in drei Abtheilungen von Emil Welper. Kaſſel, Jungklaus. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im ganzen überwiegt das Romanhafte. Wir geſtehen zu, daß dem Verfaſſer die Farben der ſinnlichen Darſtellung zu Gebote ſtehen, daß er das Kaleidoſkop der Geſtalten und Situationen geſchickt zu handhaben weiß; auch fehlt es nicht an gedankenvollen Contraſten, wie die Stellung des poetiſchen Griechen zwiſchen dem vielgeſtaltigen ägyptiſchen und dem einfach erhabenen moſaiſchen Cultus. Aber zweierlei Weſentliches iſt zu vermiſſen: die Lebenswärme der Geſtalten und die Einheit der Erzählung, welche einen achtzigjährigen Lebenslauf bewältigen ſoll. Der Held ſelbſt iſt das Ideal einer ſchönen Seele, welche nur für das Weihevolle zugänglich iſt. Das Ganze ſoll wol ein Stimmungsgemälde ſein, nach den Worten der Einleitung: „Wenn man nicht ungerührt die erhabene Melodie des wunderbaren Schwans vernimmt, deſſen Ruhm ſchon Sokrates durch ein Traumgeſicht kundgethan wurde, ſo iſt der Zweck dieſer Blätter vollſtändig erfüllt."

Erinnerungen eines Mäßigkeitsapoſtels.

Sechzig Jahre, oder: ein Leben an Bauer- und Fürſtenhöfen, unter Säufern, Kindern und Verbrechern von A. Freiherrn von Seld. Leipzig, Bredt. 1865. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

„Finden Fremde, daß zu viel von mir die Rede iſt? Ich glaubte, ich dürfe nicht zurücktreten, wo es galt, Zeit und Erziehung zu ſchildern. — Finden Freunde manche Lücke in meinem Leben? Es galt nicht, mein Leben zu ſchildern, ſondern das Leben.“ So lautet das Vorwort dieſes Buchs. Durch Kürze zeichnet es ſich wenigſtens aus, wenn es im übrigen auch etwas orakelhaft klingt. Uns erſchien es außerordentlich orakelhaft, das müſſen wir offen geſtehen, gerade uns, die wir ſchon mehr als einmal die Gelegenheit und Ehre gehabt, dem Freiherrn von Seld in d. Bl. unſere kritiſche Aufwartung zu machen. Wir ſollten jene wenigen Zeilen indeß am Ende des Buchs in ihrer vollen Bedeutung würdigen lernen. In dem Schlußworte heißt es: „In jedem Menſchenleben muß ein Wort das letzte ſein, das man ſpricht, in jedem Schriftſtellerleben muß ein Werk das letzte ſein, das man ſchreibt. Iſt's vielleicht dies hier?“ Der Freiherr von Seld übergibt uns alſo in dieſem Buche ſein literariſches Teſtament: wir ſollen dieſes Buch für den Schlußſtein ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit anſehen. Ganz ohne einen Blick des Zweifels thun wir das nun freilich nicht, denn der Verfaſſer ſelbſt geht uns hierin mit gutem Beiſpiel voran. Er hat zur Genüge den Zauber des Schriftſtellerthums kennen gelernt, um nicht gern auf ein letztes Wort noch ein allerletztes folgen zu laſſen. Es plaudert ſich ja ſo ſchön, wenn man friſch von der Leber weg plaudern darf; weiß man nichts Neues, ſo wiederholt man das oft Geſagte. Die zweifelnde Frage: „Iſt's vielleicht dies hier?“ klingt uns gerade ſo, als hätte der Verfaſſer ſeine Feder nur augenblicklich zur Dispoſition geſtellt, als ſammelte er im ſtillen ſchon wieder für ein neues Manuſcript. Sei dem wie ihm wolle, wir werden dieſes Buch wenigſtens für jetzt als ein wirkliches literariſches Teſtament anſehen müſſen.

Allerdings kann es ſeiner ganzen Natur nach kein Werk von großem literariſchen Werthe ſein. Im Grunde darf es auch ein ſolches nicht ſein, da ſich in ihm die „Wahrheit“ ungeſchminkt geben und eine Allianz mit der „Dichtung“ nicht eingehen ſoll. Ob ſich ſolch ein Buch in claſſiſcher Sprache gibt oder nicht, ob es planvoll angelegt, in ſeinen Theilen harmoniſch ausgeführt iſt oder nicht, das iſt im Grunde vollſtändig Nebenſache. Die äſthetiſche Befriedigung muß bei derartigen Schriften auf ihr Recht größtentheils verzichten. Daß es ſeinem Zwecke diene: die Rückſicht allein iſt maßgebend. Es ſoll der Undankbarkeit oder Gleichgültigkeit der Gegenwart entgegentreten und der Zukunft die Möglichkeit rauben, die Perſon des Autors ganz und gar mit dem Staube der Vergeſſenheit zu bedecken. Memoiren zu ſchreiben, iſt ſeit einigen Jahren reine Modeſache geworden. Warum ſoll nicht auch Freiherr von Seld wie ſo manche andere, mehr oder weniger bekannte Perſönlichkeiten ſein Licht unter dem Scheffel hervorziehen und der Mitwelt zu freundlicher Erinnerung präſentiren? Er hat es ſogar nöthiger als manche weit berühmtere Perſönlichkeiten. Denn ſein Leben bedarf in vieler Beziehung der Erläuterung, es bedarf der Rechtfertigung.

Schalten wir zunächſt einige ſtatiſtiſche Daten ein. Geboren ward Freiherr von Seld am 5. Januar 1799 in Ruſſow bei Kaliſch im jetzigen Königreich Polen. Dieſer Theil Polens gehörte damals zu Preußen, und inſofern darf ſich Baron Seld einen geborenen Preußen nennen. Seine ſpeciellere Heimat hat er aber nie vergeſſen, eine gewiſſe Vorliebe für das polniſche Volk und polniſche Eigenthümlichkeiten muß er wol mit der Muttermilch eingeſogen haben. Sein Vater verkaufte 1804 ſeine polniſchen Beſitzungen, zog nach Sachſen, dann wieder zurück nach Kaliſch und von dort 1806 nach Schleſien. Der junge Seld führte ſchon früh ein wechſelvolles Leben; er wuchs wol etwas wild auf, er ſorgte in den Drangſalsjahren zu Anfang dieſes Jahrhunderts mehr für ſeine körperliche als für ſeine geiſtige Nahrung. Später erhielt er geregelten Unterricht und bezog dann das Gymnaſium zu Guben. Im Alter von ſechzehn Jahren ward er Geſandtſchaftsſecretär in Krakau (man erinnere ſich, daß Krakau auf dem Wiener Congreſſe zu einem Freiſtaate erhoben ward), führte dort mit 900 Thlr. Gehalt ein höchſt anſtändiges Leben und ſtudirte nebenbei auf der krakauer Univerſität. Das Bild, welches er von dieſer Univerſität entwirft, muß freilich die höchſte Verwunderung erregen; wir würden es für eine Caricatur halten, hätte Baron Seld irgendwie Grund zu carikiren. Man höre, was auf Seite 99 ſteht:

> Der Profeſſor des römiſchen Rechts in Krakau beſaß kein Corpus juris; ich weiß das, denn ich wollte mir eins von ihm leihen; ja, es ſchien mir, als wiſſe er nicht recht, was das ſei. Er las geſchriebene lateiniſche Hefte ab, die er von ſeinen Vorgängern hatte; wurden ihm die geſtohlen, ſo mußte er ſeine Profeſſur niederlegen, oder er mußte ſo lange Ferien machen, bis er ſich andere angeſchafft.

Und dies iſt noch eine der unſchuldigſten Geſchichten. Wen es nach tollern gelüſtet, der möge ſie an betreffender Stelle ſelbſt nachleſen.

Zwei Jahre währte der Aufenthalt in Krakau. Der Freiſtaat war während dieſer zwei Jahre endgültig conſtituirt, die Geſandtſchaft hatte ihre Aufgabe gelöſt und durfte nach Hauſe gehen. Auch Seld ging, obſchon er eine Stellung bei der preußiſchen Reſidentur in Ausſicht hatte. Er fühlte ſehr richtig, daß er mit ſeinen beſchränkten Mitteln in der diplomatiſchen Laufbahn nie recht vorwärts kommen würde, daß ſich daher für ihn die juriſtiſche Carrière mehr empfehle. Nach abgelegtem Examen trat er beim berliner Stadtgericht als Auscultator ein und arbeitete mit großem Eifer namentlich bei der Criminalabtheilung. Als er aber zur Civildeputation übergehen mußte, machte ſich ſeine eigenartige Natur ſofort geltend. Er fühlte, daß er zum Beamten nicht tauge. Er bemerkt erläuternd:

> Was mir geahnt, trat ein, ſchlimmer als es mir geahnt. Meine neue Thätigkeit ward mir ebenſo zuwider, als die frühere mir lieb geweſen. Bisher hatte ich mit Menſchen zu thun

gehabt, jetzt hatte ich mit Acten zu thun, oder, was faſt noch ſchlimmer war, mit Actenmenſchen, mit Advocaten, damals Juſtizcommiſſarien genannt, denen nach dem Grundſatze, daß nur das einzuklagen ſei, was nach Geld geſchätzt werden könnte, nichts ſchätzbar war als Geld und Geldeswerth, die ſtatt der Herzkammer eine Oberrechnungskammer und ſtatt des Herzbeutels einen Geldbeutel in der Bruſthöhle hatten, und die, obgleich lutheriſch, Luther verketzerten, weil er geſagt: „Reichthum iſt das ſchlechteſte Ding und die geringſte Gabe, ſo einem der liebe Gott geben kann, darum gibt er ihn gemeiniglich nur den groben Eſeln, denen er ſonſt nichts Gutes gönnt.“ ... Ich fühlte immer entſchiedener: ich war nicht in meinem Beruf; es gab nur einen, für den ich entſchiedene Neigung fühlte und für den ich Anlagen zu haben glaubte, das war der eines Volksredners; aber wenn das wirklich mein Beruf war, wie konnte ich je dazu kommen, ihn zu erfüllen? In unſern damaligen Verhältniſſen ſprach keiner zum Volke als der Prediger in der Kirche und ein Betrunkener auf der Straße, ſolange nämlich die Polizei ihn ſprechen ließ.

Seld nahm nun zunächſt einen längern Urlaub, aus welchem der vollſtändige Abſchied ward. Er hielt ſich in der Nähe Berlins bei Bauersleuten monatelang auf, ohne einen gebildeten Menſchen zu ſehen. Vorderhand war er — „gar nichts“. Aus dieſem „gar nichts“ wurde ein Berufsthätigkeit, welche in den Augen vieler, wohlſituirter Leute noch weniger als gar nichts gilt — er betrat die Schriftſtellerlaufbahn. Dieſe Laufbahn lernte er mit all ihren Nöthen und Sorgen kennen; er redigirte Journale, für die er wenig oder nichts bekam, wol gar noch aus ſeiner Taſche zulegen ſollte; er übte Localkritik, welche nur zu leicht die literariſche Thätigkeit zum Handwerk hinabdrückt. Aber all dies lehrte ihn neue Verhältniſſe kennen, es brachte ihn mit Menſchen der verſchiedenſten Stände in Verbindung. Wie ſehr er ſich im Laufe der Zeit vom bloßen Recenſententhum entfernt hat, noch heute denkt er an ſeine damalige Thätigkeit mit einer gewiſſen Rührung zurück; er übergeht es nicht ſtillſchweigend, daß er früher ſelbſt mit der berühmten Crelinger in Verkehr treten konnte. Indem er der jetzt abgeſchiedenen Künſtlerin das Lob einer muſterhaften Hausfrau zuſpricht, macht er über das Verhältniß der Mutter zu ihren Töchtern, wie er es in der Behauſung jener Dame kennen lernte, folgende Bemerkung von allgemeinem Werthe:

Eine Hausfrau, die viel auf ihr Hausweſen hält, iſt nicht zu befriedigen durch das, was andere anordnen und thun, ſie hält deshalb die Töchter fern davon und leitet und leiſtet alles lieber in eigener Perſon; während die Mütter, die nicht gern häuslich ſich beſchäftigen, dieſe Beſchäftigung von ihren Töchtern fordern und ſie ſo zu dem heranbilden, was ſie ſelbſt nicht ſind: zu tüchtigen Hausfrauen; doch ſollte jede Mutter ihre Tochter zur Häuslichkeit erziehen.

Bald lenkte Seld in die Bahn ein, nach welcher er ſo große Sehnſucht trug. Er ward ein Volksredner. Er betheiligte ſich am Handwerkervereine, er betheiligte ſich an Sonntagsſchulen, er betheiligte ſich noch an dieſem und jenem Vereine, überall, wo ſeine Sehnſucht nach einem gewiſſen Wanderleben befriedigt ward. Seine Thätigkeit für die Innere Miſſion kam indeß erſt durch die Gründung der Mäßigkeitsvereine in das rechte Gleis. Dieſe Thätigkeit ward ihm von da ab ſo ſehr Bedürfniß, daß er als einer der eifrigſten Parteigänger der ſtrengen Richtung erſchien. Nur vorübergehend konnte dieſer ſein Beruf durch die politiſchen Ereigniſſe des Jahres 1848 und der folgenden Jahre, durch den Treubund und ſonſtige patriotiſche Vereine etwas beeinträchtigt werden; ſowie ſich die politiſchen Stürme legten, ſteuerte er wieder in die Mäßigkeitsvereine hinein. Wie er ſelbſt dieſes Wirken im Geiſte der Innern Miſſion für ſeinen Hauptberuf anerkennt, ſo behandelt er denn auch in dem größten Theile des Buchs faſt ausſchließlich dieſes Thema. Wir haben deshalb auch mit gutem Rechte den „Mäßigkeitsapoſtel“ in die Ueberſchrift unſers Artikels hineingeſetzt.

Wir dürfen hiermit ſchließen, da wir uns in weitere Specialitäten des Buchs nicht einlaſſen können. Allein wir haben nun einmal auf den Mäßigkeitsapoſtel einen Accent gelegt und müſſen uns an ein oben von uns gebrauchtes, der Begründung bedürftiges Wort erinnern. Wir ſagten, ein Leben wie das eines Mannes von Seld's Bedeutung bedürfe in gewiſſer Beziehung der Rechtfertigung. Indem wir das wiederholen, müſſen wir ſelbſt uns dieſes Ausdrucks wegen rechtfertigen, damit auch der Schein vermieden werde, als ſähen wir auf ein ſolches Leben mit kühler Geringſchätzung hernieder. Im Gegentheil, wir können es nur mit vollſter Hochachtung betrachten. Und dieſes Gefühl wird jeden bewegen, der ſich dieſes Leben mit wirklicher Unparteilichkeit anſieht. Aber die öffentliche Meinung ſieht ein ſolches Leben nicht mit allzu großer Freundlichkeit an. Sie will ſich nicht einreden laſſen, daß es den Werth und die Befriedigung in ſich ſelbſt trage; ſie vergißt es nie, daß eben dieſes Leben in vielen Punkten gegen ſie hartnäckig ankämpfte.

Sieht man einen Mann wie den Baron Seld jahraus jahrein für die Enthaltſamkeit kämpfen, ſieht man ihn ſich mit ſtrengſter Aſceſe unter die Unterſten der Untern miſchen, ſich an den Tiſch armer Tagelöhner ſetzen und ſich mit trockenem Brote begnügen; hört man, wie er in die Gefängniſſe wandert, unter den Gefangenen ſein Nachtquartier aufſchlägt und aus dem Napfe der ärgſten Verbrecher ißt: ſo ſchüttelt man entweder ungläubig den Kopf, oder man denkt, daß es mit der geübten Tugend wol ſein eigenes „Aber“ haben möge. An die Uneigennützigkeit glaubt die öffentliche Meinung — und das iſt ein ſchwerer Vorwurf für die Gegenwart — nur dann, wenn ſie ſich in dem Gewande der Schwärmerei für eine Idee gibt; dem praktiſch ins Detailleben eingreifenden Manne will ſie es aber nicht glauben, daß er über ſein materielles Intereſſe hinaus aus reinſtem Herzenstriebe wirken und ſchaffen könne. Und doch iſt dem Baron Seld ſein Beruf die reinſte Herzensſache geweſen. Er hat ſich der Enthaltſamkeitsſache gewidmet ohne große Ausſicht auf Dank oder Lohn, er iſt ſeinem Berufe gefolgt, ohne dazu von einem Vorgeſetzten commandirt oder angeſpornt zu ſein. Eine ſolche originale Natur wie die Seld's muß man ganz ſo, wie ſie ſich gibt, hinnehmen; man darf nicht einmal fragen: warum biſt du nun gerade ſo eigenartig? denn das ſchon hieße ihr das Recht der freien Bewegung verkümmern. Es iſt nicht möglich, daß ſich jede originale Natur zu einer genialen ſteigere;

die originale iſt aber immer das Holz, aus dem die geniale geſchnitzt wird. Beide, die originale wie die geniale, haben das Eine gemein, daß ſie ſich in extremen Richtungen bewegen; die geniale aber, darin beſteht der Unterſchied, weiß ſich mit zwingender Gewalt geltend zu machen, während ſich die blos originale mit einer Sonderſtellung und der Befriedigung, welche aus dieſer fließt, begnügen muß.

Baron Seld wird die Befriedigung ſicher in ſeinem eigenen Thun finden. Ob er, finge er heute von vorn an, ſein Alles nochmals auf die Sache der Enthaltſamkeit ſetzen würde, iſt eine müßige Frage; daß er veränderten Zeiten in etwas Rechnung tragen würde, glauben wir bejahen zu können. Ein Schematiker war er ſein Leben lang nicht, ſeine Menſchenliebe war keine Modeſache, ſein Patriotismus keine Engherzigkeit. Zu viel Kosmopolit, zu viel Stoiker, um ſich und ſeine Thätigkeit in die Normen irgendeiner ſtaatlichen Vorſchrift einzuſchließen, wird er einräumen, daß ſelbſt die edelſte Sache nicht zu allen Zeiten Nothſache zu ſein braucht. So geht es augenblicklich der Innern Miſſion, ſpeciell der Enthaltſamkeitsſache. Die Innere Miſſion iſt keine Nothſache mehr, der Staat ſelbſt ſieht ſie nicht als eine ſolche an, er hat andere Helfer in der Noth gefunden. Baron Seld, der tapfere Kämpe gegen den Branntwein, wird darum ſeine Sache nicht als eine überhaupt werthlos gewordene, nein nur als eine außer Curs geſetzte anſehen. Drohend wird er den Finger gegen die Feldflaſchen der ſiegreichen Armeen erheben, wenngleich ein tüchtiger Zug Branntwein zu ſeiner Zeit dem ermüdeten Manne den Lorber des Heldenthums in Ausſicht ſtellen kann. Alles hat ſeine Zeit — ſagt ſchon der weiſe Salomo.

Emil Müller-Samswegen.

Eine Sentenzenſammlung aus Herder's Schriften.

Johann Gottfried von Herder. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken. Mit einer biographiſchen Einleitung. Von Horſt Keſerſtein. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Je eingehender unſere Literaturgeſchichtſchreibung ſich geſtaltet, deſto ſpärlicher wird die Leſerzahl, die noch aus den Quellen zu ſchöpfen pflegt. Einige unſerer namhafteſten claſſiſchen Dichter: Herder, Wieland, Klopſtock, werden faſt gar nicht mehr von dem raſchlebigen Leſepublikum der Gegenwart in ihren Originalwerken ſtudirt. Man begnügt ſich mit der Kenntniß der Titel und dem Urtheil der Literarhiſtoriker. Daß dies oft ein einſeitiges iſt und ſehr der Correctur bedarf, wird in der Regel gar nicht erwogen. Nirgends herrſcht eine ſo verhängnißvolle Tradition, wie auf dieſem Gebiete; manche Urtheile erben ſich „wie eine ewige Krankheit" fort. Ja man kann ſich von dem Verdachte nicht ganz frei machen, daß einige dieſer Literarhiſtoriker ſelbſt die Werke nicht geleſen haben, von denen ſie ihr Publikum unterhalten, ſondern nur das Urtheil ihrer Vorgänger abſchreiben.

Deshalb ſind Sentenzenſammlungen wie die obige, wenn ſie mit Geſchmack ausgewählt ſind, immer empfehlenswerth; denn ſie geben uns wenigſtens ein Bild des Dichters mit ſeinen eigenen Farben, nicht mit den Farben, die für eine fremde kritiſche Palette gemiſcht ſind; ſie ermuthigen, dem Dichter ſelbſt durch das Studium ſeiner Werke näher zu treten. Wer ſollte ſich nicht angezogen fühlen durch die Wärme, durch das Leben, durch die Begeiſterung, die aus allen dieſen Herder'ſchen Fragmenten athmet und die ſo wohlthuend abſticht gegen den trockenen Ton, der in der neuern Kritik graſſirt?

Horſt Keſerſtein leitet ſeine Sammlung mit einer Biographie Herder's ein, die ſachlich und warm gehalten iſt, und theilt ſie dann in die Abſchnitte: „Religion"; „Ethiſches"; „Seele und Leib"; „Wiſſenſchaft"; „Kunſt"; „Staat und Geſellſchaft".

Wir wollen mit einigen dieſer „Lichtſtrahlen" auch die Spalten d. Bl. erhellen:

Ob bei dem ſo ungeheuern Antichriſtenthum, das in Lehrmeinungen, Gebräuchen und Formeln unſer Chriſtenthum deckt und die Sinne der Menſchen jahrhundertelang verwildert hat, reine Chriſtusreligion je aufkommen werde? Wer wollte daran zweifeln? In aller Menſchen Herzen iſt dieſe geſchrieben; obwol mit Unrath überdeckt, glänzt ihre Schrift hervor, unaustilgbar, unverfälſchlich. Sie heißt Gewiſſenhaftigkeit in allen menſchlichen Pflichten, reine Menſchengüte und Großmuth. Der Bosheit ſelbſt unüberwindbar, der verachtenden Schmach unbezwinglich, iſt ſie auf Selbſtverleugnung gebaut und wird in jeder Beziehung des Lebens nur durch dieſe befeſtigt. Die Gottſeligkeit ſelbſt iſt zu ihr nur Mittel, wie Chriſtus' Vorbild zeigt. Die Theilnehmung anderer, thätig und leidend, vermehrt dieſe gemeinſame Wirkſamkeit, den Geiſt der Religion. Denn Religion will und ſchafft Gemeinſchaft.

Ob hierbei der Name Chriſti litaneimäßig genannt werde, iſt dem Erhöhten gleichgültig. Der groben Misverſtändniſſe, des heuchleriſchen Antichriſtenthums wegen haben ſich viele am heiligſten Namen verekelt, ſodaß zu unſerer Zeit Stärke der Seele dazu gehört, dieſer ungeheuern Misbräuche wegen bisweilen nicht das ganze Gebäude von Grund auf neu zu wünſchen. Wer Schlacken vom Golde zu unterſcheiden vermag, wird ſich indeß nicht irre machen laſſen und den Helden der Menſchengüte, den ſtillſten Wohlthäter ſeines Geſchlechts in ſeiner Art, d. i. ſchweigend und nachahmend ehren. Am Namen „Chriſtianer", der von den Griechen dem Chriſtenvolk als einer Sekte gegeben ward, liegt wenig, gehe dieſer unter oder bleibe. Wie nannte ſich Chriſtus? Den Menſchenſohn, d. i. einen einfachen, reinen Menſchen. Von Schlacken gereinigt, kann ſeine Religion nicht anders als die Religion reiner Menſchengüte, Menſchenreligion heißen.

Wir kommen ſowie mit einzelnen ſehr beſtimmten Geſichtszügen, Kräften und Anlagen, ſo auch mit ebenſo beſtimmten Indispoſitionen, Neigungen, Mängeln auf die Welt, die ſich oft ſchon in den erſten Zeiten der Kindheit ſonderbar äußern. Die Philoſophen, die alle menſchlichen Seelen für gleich und für gleich leer halten, die ſie einem kreideweißen und ſonnenreinen Papier vergleichen, ſind von meiner Philoſophie nicht. Meines Bedünkens iſt die menſchliche Seele eine volle Knospe von guten und böſen Anlagen und Qualitäten; es gibt Familienbildungen, wie Familienkrankheiten und -Charaktere. In der jungen neugeborenen Knospe kann alſo ſehr beſtimmt der Wurm, ja Würmer vielerlei Art nagen; ſie nagen leider in ihr auch wirklich.

Auch die Fehler der Menſchen und der Geſellſchaft ſind nicht ohne Grund; ihre Wurzeln erſtrecken ſich ſehr weit und verſchlingen ſich in das Ganze. Wer Fehler ohne ihre Gründe ſieht, bemerkt nur halb; ſieht er ſie aber in ihrem Grunde, ſo

verwandelt ſich ſein Aerger in das zarteſte Mitleid. Mitgefühl alſo iſt die große Arznei jener ätzenden Säure, die uns zuletzt die Menſchheit ſelbſt verleiden möchte. Wie ſchwach und fehlerhaft dieſe auch ſein möge, wir ſind einmal Menſchen, vorderhand nichts anderes. Außer ihr kennen wir kein Glück, geſchweige daß wir es genießen könnten. All ihr Fehlerhaftes, zur höchſten Summe getrieben, kann uns nichts anderes als Hoffnung und Ergebung (Reſignation) lehren, oder dieſe Caricatur der Menſchheit macht — wahnſinnig.

In Romanen beweinen wir den Schmetterling, dem der Regen die Flügel netzt, in Geſprächen kochen wir von großen Geſinnungen über; und für jene moraliſche Verfallenheit unſers Geſchlechts, aus der alles Uebel entſpringt, haben wir kein Auge. Dem Geiz, dem Stolz, unſerer trägen Langeweile ſchlachten wir tauſend Opfer, die uns keine Thräne koſten. Man hört von 30000 um nichts auf dem Platz gebliebenen Menſchen, wie man von herabgeſchüttelten Maikäfern, von einem verhagelten Fruchtfelde hört, und wird den letzten Unfall vielleicht mehr als jene bedauern. Oder man tadelt, was in Perm, Ismail, Warſchau geſchah, indem man, ſobald unſer Vorurtheil, unſere Habſucht dabei ins Spiel kommt, ein Gleiches und ein Aergerniß mit verbiſſenem Zorn wünſcht.

Wahre Ehre, was iſt ſie? Ein rühmliches Bewußtſein ſeiner ſelbſt, bonnet zu ſein, ſich gegen den Ausſpruch der Billigkeit, des Rechts und der Wahrheit nichts zu erlauben, jeder ſeiner Pflichten Genüge zu thun vor ſich, dem ſchärfſten Richter. Ohne dieſe innere Ehrlichkeit (Honnetetät) findet keine wahre Ehre und Ehrliebe ſtatt. Behängt den Niederträchtigen mit Ordensbändern, gebt ihm das lauteſte Geklatſch um ihn her und den freundlichſten Blick ſeines Monarchen zur unabtrennlichen Begleitung: iſt es in ſeiner Bruſt übel beſtellt, thut er ſeinen weſentlichen Pflichten gegen die Menſchheit und den Staat, mit Beifall ſeiner Ueberzeugung und der Ueberzeugung aller Guten, nicht Genüge, ſo habt ihr einen lahmen Krüppel, mit Ehre, d. i. mit dem Zeugniß bekränzt, daß er für den ſchönſten Tänzer gelte. Bemerkt ihr nicht, daß alle euere Ehrenbezeigungen ihn lächerlich auszeichnen? Ehre kann nur genießen, wer Bewußtſein des Verdienſtes in ſich hat, ſonſt wird ihm, bei einiger Ehrlichkeit gegen ſich und andere, die äußere Ehre unerträglich.

Begeiſterung (Enthuſiasmus) für alles Große, Wahre, Schöne und Edle iſt ein ſo treffliches Vermögen, eine ſo unentbehrliche Dispoſition der menſchlichen Seelenkräfte, daß ſie ſich nicht etwa nur durch ihre Wirkungen, ſondern ihrer Natur nach ſelbſt rechtfertigt und vertheidigt. Unwillkürlich zieht die Begeiſterung an und theilt ſich mit und reißt fort mit unwiderſtehlichen Reizen; Mitbegeiſterung, Bewunderung, Liebe, Nacheiferung folgen ihr; den kalten Spott ſtößt ſie hinweg, die ſchärfſten Pfeile des Witzes fallen vor ihr nieder.

Folge der Natur! Sei kein Polyp ohne Kopf und keine Steinbüſte ohne Herz! Laß den Strom deines Lebens friſch in deiner Bruſt ſchlagen, aber auch zum feinen Mark deines Verſtandes hinaufgeläutert, und da Lebensgeiſt werden!

Holde Gabe, wem ſie verliehen ward und wer ſie von Jugend auf rein und allgemein und richtig und leicht und ernſt auszubilden ſtrebte — Geſchmack, feinſter Faden im Gürtel der Grazien ſowol als im Schleier der Muſen! In allem lehrt der Geſchmack Uebertreibungen mildern, Superlative vermeiden, thörichten Antipathien entſagen, ſchwärmenden Sympathien entweichen, neben dem Licht auch den Schatten, der jenem aufhilft, erkennen und dulden, allenthalben aber den Punkt treffen, durch den uns alles licht und leicht wird. Was das ſchnelle Erfaſſen des Wahren dem Verſtande, was die Regung des moraliſchen Gefühls dem Willen, iſt zwiſchen beiden in Anſehung des Schönen und Angenehmen, ſowol in Empfindung als Uebung, der Geſchmack, d. i. die leichte und ſichere Comprehenſion deſſelben im feinſten Punkte ſeines Reizes.

17.

Feuilleton.

Preußen und die Poeſie.

Ein Aufſatz in der „National-Zeitung" (Nr. 7) macht darauf aufmerkſam, daß Preußen für ſeine Poeten weniger thue als Oeſterreich und die ſüddeutſchen Staaten. Während viele norddeutſche Dichter, wie Geibel, Heyſe, Bodenſtedt, in München königliche Penſionen genießen, während ſelbſt Oeſterreich einem Karl Beck, Robert Hamerling und andern Dichtern Penſionen zahle, um ihnen den ungeſtörten Cultus der Muſen zu ermöglichen, und einen preußiſchen Schriftſteller, Heinrich Laube, zum Director ſeines Burgtheaters gemacht habe, geſchehe in Preußen nichts für die Dichter.

Die Thatſache ſelbſt läßt ſich nicht wegleugnen. Seitdem König Friedrich Wilhelm IV. Freiligrath und Geibel mit einer Penſion bedacht hat, welche der erſtere bekanntlich nach ſeiner politiſchen Wandlung ablehnte, verlautet nichts mehr von preußiſchen Dichterpenſionen. Nur der bei dem Schiller-Jubiläum geſtiftete Preis von 1000 Thalern, der für das beſte Drama eines Triennium ausgezahlt wird, iſt ein Beweis dafür, daß in Preußen die Poeſie von dem Staate nicht ganz beiſeitegeſchoben iſt. Freilich, ſeitdem Preußen durch die neueſten Ereigniſſe einen großen Theil Deutſchlands abſorbirt und das Recht hat, ſich nicht blos als Vormacht, ſondern als die Deutſchland weſentlich repräſentirende Macht zu fühlen, treten auch dieſe Pflichten eines deutſchen Berufs näher an daſſelbe heran. Preußen darf ſich jetzt nicht mit der Anerkennung ſeiner märkiſchen und uckermärkiſchen Poeten begnügen, es muß die ganze deutſche Poeſie unter die Fittiche ſeines Adlers nehmen.

Jener treffliche Artikel weiſt nach, daß auch die „Schiller-Stiftung" von Preußen verhältnißmäßig weniger Zuſchüſſe erhalte als von dem übrigen Deutſchland, daß Berlin hierin gegen Wien und namentlich gegen Dresden zurückſtehe. Es ſind dies ohne Frage anomale Verhältniſſe. Im Feuer politiſchen Aufſchwungs mag ein Staat auf kurze Zeit die Litteratur vergeſſen; er wird ſich bald immer wieder erinnern müſſen, daß eine politiſche Großmacht haltlos iſt, die nicht auf geiſtiger Grundlage ruht, und daß allein in den Mächten des Geiſtes ein auf das Große gerichtetes ſtaatsmänniſches Streben dauernde und zuverläſſige Bundesgenoſſen findet.

Der Verfaſſer jenes Aufſatzes ſtreift auch die Frage einer „Akademie", doch nur um von dieſem zu hoch geſteckten Ziele raſch wieder zu dem praktiſch Erreichbaren einzulenken. Wir glauben, daß hiermit gerade ein Punkt von größter praktiſcher Wichtigkeit berührt iſt und daß die preußiſche Regierung zur Hebung der Poeſie und Nationallitteratur, für welche freilich noch an den preußiſchen Univerſitäten die ordentlichen Profeſſuren fehlen, nichts Beſſeres thun können, als der berliner Akademie eine Klaſſe hinzuzufügen, welche der Académie française entſpräche.

Wir wiſſen, daß wir hiermit auf vielfachen Widerſpruch ſtoßen werden, man wird gegenüber dieſer Staatshülfe das Princip der „Selbſthülfe" geltend machen und uns des Laſſallianismus beſchuldigen; man wird auf das bezopfte und unfreie Weſen hinweiſen, welches die uniformirte Poeſie ſtets mit ſich bringe. Doch hinter allen dieſen Vorwürfen verbirgt ſich entweder ein ultraromantiſcher Radicalismus, welcher den thatſächlichen Verhältniſſen nicht Rechnung trägt, oder jene vornehme Geringſchätzung dichteriſcher Leiſtungen, welche ſich ſchon bei der Gründung der deutſchen Akademien aufs deutlichſte aus-

ſprach, indem ihnen von Haus aus eine für Literatur, Sprache und Dichtung geſtiftete Klaſſe fehlte, welche in der franzöſiſchen Akademie mit Recht als die erſte und bevorzugte betrachtet wurde.

Das Princip der „Selbſthülfe" wird inzwiſchen durch die Deutſche Schiller-Stiftung vertreten. Man ſprach eine Zeit lang von dem Project, mit einem Theil der Mittel der Schiller-Stiftung eine „poetiſche Akademie" zu gründen, und erbiterte ſich bereits über dieſe vornehme Wendung, die man der Stiftung zu geben beabſichtige. Natürlich wären den Akademikern entſprechende Penſionen zutheil geworden; das galt aber für eine Beeinträchtigung der Rechte, welche die hungernde Majorität des deutſchen Literatenthums auf die Stiftung beſitze. In der That iſt die Noth unter den deutſchen Schriftſtellern, ihren Witwen und Waiſen ſo groß, daß nach den Berichten des Vorſtandes der Schiller-Stiftung die Zinſen des beträchtlichen Kapitals durchaus in Anſpruch genommen ſind.

Gleichwol ſind wir der Anſicht, daß die Schiller-Stiftung bei ausſchließlicher Berückſichtigung des Nothſtandes, der in der Schriftſtellerwelt herrſcht, wol einen anerkennenswerthen humanen, keineswegs aber einen für die Literatur wichtigen Zweck verfolge und Gefahr laufe, die Grimm'ſche Bezeichnung einer „Bettelſuppenanſtalt" zu verdienen. Für die Literatur als ſolche iſt es gleichgültiger, daß zehn ſchlechte Poeten verhungern, als daß ein einziger von hervorragendem Talent durch den Drang der Umſtände genöthigt iſt, auf jene freie Muße zu verzichten, aus der allein Schöpfungen von maßgebender Bedeutung hervorgehen können. Die Schiller-Akademie, welche gleichſam nationale Ehrenpenſionen an die begabtern Dichter bezahlt und durch die Vereinigung derſelben zu gewiſſen, ſtatutenmäßig feſtzuſetzenden Zwecken auf die Fortbildung der Literatur einen tonangebenden Einfluß ausgeübt hätte, verdiente keineswegs die Anfechtungen, die ſchon das in dämmernden Umriſſen auftauchende Project nach ſich zog. Früher oder ſpäter wird die Schiller-Stiftung, wenn ſie nicht aller Einwirkungen auf die Nationalliteratur verluſtig gehen ſoll, wieder darauf zurückkommen müſſen.

Möchten wir doch in allem, was praktiſche Organiſation betrifft, von den Franzoſen lernen! Obgleich ſie bei weitem freier von Standesvorurtheilen ſind als die Deutſchen und das Talent zu ſchätzen wiſſen, wo ſie es finden, ſo hängt doch die bedeutende Achtung, deren ſich der Schriftſtellerſtand bei ihnen erfreut, damit zuſammen, daß er ſich an eine ſtaatliche Corporation anlehnt und mit ſeinen Spitzen in ihr aufgeht. Der Ehrgeiz der Autoren hat ein beſtimmtes Ziel: Mitglied des Inſtituts zu werden, und das damit verbundene, wenn auch immerhin nicht beträchtliche Gehalt trägt dazu bei, ihnen eine freiere Muße für ihre Schöpfungen zu gewähren. Auch ſtehen ſie in gleicher Linie mit den Fachgelehrten, während in Deutſchland die unproductive Gelehrſamkeit nur allzu geneigt iſt, mit Ueberhebung auf die productiven Geiſter herabzuſehen. Wir wiſſen wol, daß nicht alle Seſſel des Inſtituts mit Unſterblichen beſetzt ſein können, daß das Geſchick wie überall auch hier ſeine Gaben ohne Wahl und Billigkeit vertheilt, daß bisweilen ein Patroklus vor der Thür ſteht, während ein Therſites triumphirend durch die Pforten des Heiligthums einzieht; doch das ſind Misſtände, die mit allen menſchlichen Inſtitutionen verknüpft ſind und welche keineswegs rechtfertigen, das Kind mit dem Bade auszuſchütten. Von einem beſonders engherzigen, ſtaatsuniformirten Geiſt hat das Inſtitut in neuerer Zeit nichts merken laſſen; im Gegentheil, es gilt für einen Herd der ſroudirenden Oppoſition und hat dem dritten Napoleon, trotz ſeines lebhaften Wunſches, noch nicht die Ehre zutheil werden laſſen, die der erſte ſo hoch zu ſchätzen wußte: zu ſeinem Mitglied ernannt zu werden. Bekanntlich ſetzte Bonaparte während jenes Feldzugs in Aegypten ſeinem Titel als Obergeneral ſtets den eines Mitglieds des Inſtituts vor. In Frankreich werden nicht nur die namhaften Dichter der ernſten Gattung, es werden auch Luſtſpieldichter, Publiciſten und Journaliſten zu Akademikern ernannt; die Akademie iſt weit davon entfernt, ſich gegen die Tagespreſſe hermetiſch abzuſperren. Und wenn das Feuilleton unter der Firma von Jules Janin nicht Zutritt erhält, ſo wird es unter der von Prévoſt-Paradol eingelaſſen. Die Akademie iſt in fortwährenden lebendigſten Beziehungen zu den Strömungen des Tags, zu den neuen Erſcheinungen der Bühne, zu den Loſungen der Journaliſtik und vertritt doch wieder das conſervative Element, welches der Literatur einen feſten Halt gibt. Daß die Akademie ſeit der Verdammung von Corneille's „Cid" bedeutende Misgriffe gethan hat, iſt unleugbar; doch das iſt das Los aller Corporationen, Preiscommiſſionen u. ſ. w., durch welche indeß die Bedeutung der Einrichtung ſelbſt nicht gefährdet wird.

Das Institut impérial de France beſteht aus vier Akademien. Die erſte iſt die aus 40 Mitgliedern zuſammengeſetzte Académie française, die eigentlich literariſche Akademie, welche die Fortentwickelung der franzöſiſchen Sprache, Debatten über Rhetorik, Grammatik und Poetik, Vorarbeiten für die Muſterausgaben franzöſiſcher Claſſiker u. ſ. w. zum Zweck hat, Preiſe und Stipendien für Schriftſteller austheilt und bei ſprachlichen Streitfragen die höchſte Inſtanz bildet. Die Académie française war auch geſchichtlich der Kern, an den die übrigen Akademien erſt heranwuchſen; ſie iſt auch noch der Kern des Inſtituts. Fordert es nicht zum Nachdenken auf, daß gerade dieſer Kern den deutſchen Akademien fehlt? Begründet in einer Zeit, in der die deutſche Nationalliteratur von der lateiniſchen und franzöſirenden Gelehrſamkeit nicht ganz mit Unrecht über die Achſel angeſehen wurde, hat noch keine dieſer Akademien, weder die berliner (geſtiftet 1700), noch die münchener (geſtiftet 1759), dem Umſchwung der Zeit und dem Aufſchwung deutſcher Literatur Rechnung getragen und eine literariſch-poetiſche Klaſſe annectirt. Die Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften zu Berlin zerfällt in eine phyſikaliſche, mathematiſche, philoſophiſche und hiſtoriſch-politiſche Klaſſe; die 1846 geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien in eine hiſtoriſch-philologiſche, eine mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche, eine philoſophiſch-ſtaatswirthſchaftliche und mediciniſche Klaſſe. Wo bleibt die Poeſie in Berlin und in Wien? Wird ſie nicht in Deutſchland überall wie ein Aſchenbrödel behandelt, dem man die Thüren verſchließt? Und dies bei der Nation „von Denkern und Dichtern", die im übrigen nur allzu ſehr geneigt iſt, ihre Denker und Dichter erſt dann anzuerkennen, wenn ſie von oben herab auf dieſelben in irgendeiner Weiſe aufmerkſam gemacht wird.

Wir glauben daher nicht, wie der Verfaſſer jenes Artikels in der „National-Zeitung", die Frage nach einer „Akademie für Dichter" als zu weit ausſehend beiſeitelaſſen zu müſſen. Wir halten im Gegentheil den jetzigen Zeitpunkt für ganz geeignet, die preußiſche Regierung aufmerkſam zu machen, daß ſie durch das Hinzufügen einer poetiſch-literariſchen Klaſſe zur berliner Akademie die deutſche Nationalliteratur, deren Pflege ihr jetzt noch weit mehr als früher am Herzen liegen muß, nicht unweſentlich fördern würde.

Bibliographie.

Nochmals der badiſche Verrath. Weitere Enthüllungen ſowie Zurückweiſung der wider die bekannte Broſchüre erſchienenen officiellen und officiöſen Angriffe. Stuttgart, Ane. 1866. Gr. 8. 8 Ngr.

Oeſterreichs Syſtem als die einzig wahre Urſache ſeiner Niederlagen vom militäriſchen Standpunkte aus betrachtet und dargeſtellt von einem öſterreichiſchen Soldaten. Leipzig, Engelmann. 1866. Gr. 8. 7½ Ngr.

Oſterwald, W., Walther und Hildegunde. Ein dramatiſches Spiel. Mühlhauſen, Heinrichshofen. 8. 12½ Ngr.

Palgrave, W. G., Reiſe in Arabien. Aus dem Engliſchen. 1ster Bd. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr.

Paul, O., Die abſolute Harmonik der Griechen. Eine Abhandlung. Leipzig, Dörffel. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Petſch, W., Heldenthaten preußiſcher Krieger und Charakterbilder aus dem Feldzuge von 1866. Berlin, Schleſier. 8. 5 Ngr.

Plaudereien eines penſionirten Hauptmannes über Magnatenerziehung und vaterländiſche Politik. Raab. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Pletſch, O., Allerlei Schnik-Schnak. Berlin, Weidmann. 1866. 4. 2 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Erster Band.

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von Karl Goedeke und Julius Tittmann.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die hiermit beginnende Sammlung wird die poetische Production des 16. Jahrhunderts — Lieder, Fabeln und Schwänke, Schauspiele, Lehrdichtungen, Erzählungen —, und zwar die Hauptwerke ihrer Hauptvertreter, in neuen mit Einleitungen und Erklärungen versehenen Ausgaben umfassen. Sie bildet somit gewissermaßen eine Fortsetzung der in demselben Verlage erscheinenden Sammlung: „Deutsche Classiker des Mittelalters." Für die Gediegenheit der Auswahl, wie für die quellenmäßige Correctheit der Texte bürgen die Namen der Herausgeber. Es darf daher für diese Reihe deutscher Nationaldichtungen dieselbe allgemeine Theilnahme erwartet werden, welcher jene andere Sammlung sich in so hohem Grade zu erfreuen hat, zumal der Preis trotz eleganter Ausstattung im Interesse der allgemeinsten Verbreitung überaus billig gestellt ist.

Der erste Band, enthaltend Volks- und Gesellschaftslieder, historische, geistliche und Meisterlieder aus dem 16. Jahrhundert, sprachlich und sachlich erläutert, ist nebst einem Prospect über das ganze Unternehmen in allen Buchhandlungen zu haben. Derselbe kostet bei einem Umfange von 26¾ Bogen nur 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Leben eines Wüstlings.

Gezeichnet von

Bonaventura Genelli.

Lithographirt von **Georg Koch.**

Achtzehn Tafeln mit Erläuterungen.

Grösstes Querfolio-Format. In Mappe.

Subscriptionspreis 25 Thlr.

Der Cyklus von achtzehn durch Bonaventura Genelli componirten Scenen „Aus dem Leben eines Wüstlings" ist eine der bedeutendsten unter den stilvoll idealen Schöpfungen dieses phantasiereichen Künstlers. Um das Werk Museen und Kunstvereinen, Künstlern, Kunstfreunden und Sammlern zugänglich zu machen, wurde dessen Vervielfältigung unternommen und dafür die Lithographie als diejenige Vervielfältigungsart gewählt, in welcher die Behandlungsweise der Originale sich am getreuesten wiedergeben liess. Wirklich sind die von Georg Koch in Kassel lithographirten Blätter wahre Facsimiles geworden.

Das Werk liegt, mit einer Vorbemerkung von Dr. Max Jordan und kurzen vom Künstler selbst herrührenden Inhaltsangaben der einzelnen Blätter versehen, vollständig vor und kann durch jede Buch- und Kunsthandlung Deutschlands wie des Auslandes bezogen werden.

Prospecte über das Werk stehen gratis zu Diensten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die indische Cholera in Sachsen im Jahre 1865.

Auf Grund amtlicher Mittheilungen und eigener Wahrnehmungen dargestellt von

Dr. Rudolf Günther.

Mit einem Atlas,

enthaltend 1 Karte, 5 Stadtpläne, 2 Dorfpläne und 11 Tabellen. 8. Geh. 5 Thlr.

Der Verfasser dieser höchst beachtenswerthen Monographie, Medicinalrath Dr. Günther in Zwickau, hatte in seiner amtlichen Stellung Gelegenheit, über das Auftreten und die Verbreitung der im Jahre 1865 in einem Theile Sachsens epidemisch herrschenden Cholera die genauesten statistischen Angaben zu sammeln, die er hiermit nach wissenschaftlichen Principien geordnet seinen ärztlichen Collegen, den Sanitätsbehörden und dem grössern Publikum vorlegt.

Ein besonders anschauliches Bild der ermittelten Verhältnisse gewährt der beigegebene, mit Unterstützung des königl. sächsischen Ministeriums des Innern hergestellte Atlas. Derselbe enthält auf 19 Tafeln: eine orographische Karte von Sachsen, die Pläne von Altenburg, Werdau, Zwickau, Rasephas, Marienthal, Elsterberg und tabellarische Uebersichten über die tägliche Ab- und Zunahme der Choleratodesfälle, sowie über deren Vorkommen in den einzelnen Häusern.

Professor Pettenkofer in München, einer der competentesten Beurtheiler in diesem Fache, bezeichnet das Werk als ein vortreffliches: ein Bild, gewissenhaft nach der Natur gezeichnet und von grosser Bedeutung für künftige Forschungen auf dem Gebiete der Aetiologie der Cholera.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von Friedrich von Raumer.

Vierte Folge. Siebenter Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Heinrich der Löwe. Geschichte, Sage und Poesie. Von Hans Prutz. — II. Der Kampf der Fürsten gegen die Städte in den Jahren 1449 und 1450. Von Theodor von Kern. — III. Ueber die Studien Winckelmann's in seiner vorrömischen Zeit. Von Karl Justi. — IV. Dr. Karl Friedrich Bahrdt. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Aufklärung von Gustav Frank. — V. Der lütticher Executionszug 1789 und 1790. Ein Beitrag zur Geschichte vom Untergange des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation von L. H.

In dem vielseitig interessanten und bedeutenden Inhalt des soeben erschienenen 37. Jahrgangs dieses bekannten Sammelwerks ist dem Forscher neue und werthvolle Ausbeute, allen Freunden geschichtlicher und culturhistorischer Darstellung eine genußreiche Lektüre geboten.

Der erste bis dreißigste Jahrgang des Historischen Taschenbuch (1830—59) kosten zusammengenommen, statt 68 Thlr. 5 Ngr., im ermäßigten Preise nur 25 Thlr., jede der drei Folgen (à 10 Jahrgänge) 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1½ Thlr. Von der vierten Folge kostet jeder Jahrgang 2½ Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 24. Januar 1867.

Inhalt: Eine gekrönte Preistragödie. Von **Rudolf Gottschall.** — Reiseskizzen aus dem ostasiatischen Archipel. Von **Wilhelm Heutheim.** (Beschluß.) — Düntzer's Commentare zu Schiller's Gedichten. Von **Gustav Hauff.** — Unterhaltungsliteratur. — **Feuilleton.** (Das Nerone in der Kunst; Deutsche Lyrik in Italien; Eine merkwürdige Preisausschreibung; Literarische Notizen; Das zwölfjährige Mönchlein; Ein amerikanisches Shakspeare-Werk.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Eine gekrönte Preistragödie.

Brutus und Collatinus. Trauerspiel von Albert Lindner. Berlin, G. Reimer. 1866. 8. 15 Ngr.

Die etwas bunt durcheinandersitzende Klasse der deutschen Dramatiker hat jetzt ihren Primus erhalten, den glücklichen Empfänger der großen berliner Prämie. Der preußische Schiller-Preis von 1000 Thalern ist am 10. November vorigen Jahres dem Dichter Albert Lindner in Rudolstadt für sein Trauerspiel „Brutus und Collatinus" zutheil geworden.

Ehe wir uns indeß mit dem Trauerspiel selbst beschäftigen, müssen wir uns durch das Gestrüpp der ungeschickten und unreifen Vorrede den Weg bahnen, welche der Verfasser demselben vorausgeschickt hat und welche glücklicherweise nicht mit den Preis erhalten hat; ehe wir den Dramatiker kritisiren, müssen wir den Dramaturgen ins Auge fassen. Denn nach der Hamilton'schen Erziehungsmethode hält es Herr Lindner, im stolzen Bewußtsein der erhaltenen Prämie, für angebracht, seine Mitschüler in den Mysterien der dramatischen Kunst zu unterrichten. Und da er sich ganz speciell gegen die Anschauungen und Theorien wendet, welche in den „Blättern für literarische Unterhaltung" und in „Unsere Zeit" ihre Vertretung gefunden, so hat Referent, als Herausgeber beider Journale, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, seinen Standpunkt gegen die Anfeindungen des Laureatus von Rudolstadt zu vertreten. Wir wollen dabei dem Vorwort Schritt für Schritt folgen; nicht als ob wir sonst den Faden verlieren würden, der in den Aphorismen desselben gar nicht vorhanden ist, sondern weil es schade wäre, wenn uns irgendeine der Gesten entgehen sollte, mit denen der neue Vorkämpfer für den Adel dramatischer Kunst in die Arena tritt.

Das Vorwort beginnt mit einem Angriff auf die deutsche Presse, welche der Tragödie nur einmal flüchtige Beachtung geschenkt hat, als sie im September 1865 in Karlsruhe zur Aufführung kam. Herr Lindner findet, daß die Referate „kühl und vorsichtig" waren, ja er hebt besonders hervor, wie eine süddeutsche Zeitschrift „mit einer verwünscht feinen Kathederphrase" gesagt hat: „Der Verfasser ist u. s. w., der mit einem so schwierigen Vorwurfe debutiren zu dürfen glaubt." „Von der zünftigen Tageskritik", fährt Herr Lindner fort, „ist «Brutus und Collatinus» im ganzen noch einsilbiger behandelt worden; verzeihlicherweise, weil das Buch noch nicht erschienen war."

Es werden an die Presse mancherlei Anforderungen gestellt; doch die von Herrn Lindner sind ganz phantastischer Art. Ohne ein zweites Gesicht konnte doch niemand ahnen, daß dies Trauerspiel den Preis erhalten würde, und von einer Aufführung in Karlsruhe spricht doch einmal nicht die ganze deutsche Presse, bei allem Respect vor Eduard Devrien's Theaterleitung. Daß jene Referate „kühl und vorsichtig" lauteten, mag vielleicht der Fall gewesen sein. Dafür kann indeß Herrn Lindner Revanche werden, denn wir zweifeln, daß jetzt die Referate über sein Stück so kühl und vorsichtig lauten werden wie früher. Wir wenigstens wollen uns durchaus nicht einer vorsichtigen Beurtheilung schuldig machen, sondern den Stier bei den Hörnern fassen. Eine unabhängige Kritik, die auf festen Principien ruht, kümmert sich um keine Preiscommission der Erde.

In diesen ersten Sätzen der Vorrede spricht sich ein ziemlich starkes, allerdings, wie es scheint, erst durch den berliner Preis eingeimpftes Selbstbewußtsein aus. Die deutsche Presse wird geschulmeistert, weil sie ahnungslos einem Meisterwerke gegenüberstand, ja weil sie es wagte, von „akademischer Poesie" zu sprechen. Jetzt kommt der Autor zu seinem eigentlichen Thema: es gilt, die Wahl seines Stoffs zu vertheidigen; es beginnt das Sturmlaufen gegen die Vorkämpfer des modernen Princips, das namentlich unsere „Blätter für literarische Unterhaltung" als ihre Fahne aufgesteckt haben:

> Es gibt eine kritische Partei, die der Kunst, der sie das Banner trägt, das Prädicat „modern" ausdrücklich vorbehalten wissen will. Es ist ihre Forderung, daß der Stoff der dramatischen Kunst einer Sphäre angehöre, die dem Verständniß der Menge ohne sonderliches Studium offen steht, daß der Dichter auf den Culturbedingungen seiner Zeit stehe, d. h. auch wol, wenn es sein muß, aus ihrer Misère herausarbeite. Diese Partei richtet von vornherein den Dichter nach seinem Stoffe. Das thut nun zwar auch schon die Reclame und die handwerksmäßige Recension, da sie wohl weiß, daß der große Haufe nur stofflich zu genießen versteht. Da aber hinter diesem Programm

einige unſerer achtbarſten Namen ſtehen, die in der Verfechtung ihrer Grundſätze mit Geſchick und Methode verfahren, ſo iſt die Sache bedeutend genug, um ihr mit Ernſt zu begegnen.

In den einleitenden Sätzen ſind unſere Principien ganz richtig ausgeſprochen. Der ironiſche Zuſatz, daß der Dichter aus der Miſere der Zeit herausarbeiten müſſe, iſt überflüſſig, da er mit dem Princip nichts zu thun hat. Schlimmſtenfalls iſt es noch immer beſſer, aus der Miſere der eigenen Zeit, als aus der Miſere anderer Zeiten herauszuarbeiten. Lindner fährt fort:

Es iſt nun ſchon von vornherein falſch, das größere Gewicht künſtleriſcher Schätzung auf die Natur des Stoffs zu legen; denn ſeit Ariſtoteles hat das Wie, nicht aber das Was als oberſtes Princip für die Kunſt gegolten, und wird es in alle Ewigkeit gelten.

Herr Lindner iſt offenbar das enfant terrible der akademiſchen Richtung, deren Geheimniſſe er in erſchreckender Nacktheit uns vor Augen ſtellt. Er ſagt hier nichts mehr oder weniger, als daß der Gehalt ein ganz gleichgültiger ſei, daß es in der Dichtkunſt nur auf die Form ankomme, und glaubt ſich dabei auf alle Autoritäten der Vergangenheit und der Zukunft berufen zu können. Ariſtoteles indeß möge hier ganz aus dem Spiele bleiben; die Frage, um die es ſich im Speciellen hier handelt, war für die Griechen keine „wohl aufzuwerfende". Keinem griechiſchen Poeten wäre es eingefallen, aus der aſſyriſchen, ägyptiſchen oder indiſchen Weltanſchauung herauszudichten, ſeine Stoffe am Nil, Euphrat oder Indus zu ſuchen. Hellas war die einzige Fundgrube für die dramatiſchen Stoffe helleniſcher Dichter; denn dieſe durften auf kein „polyhiſtoriſches" Theaterpublikum rechnen. Es war dies ſo ſelbſtverſtändlich, daß kein Kunſtkritiker, auch Ariſtoteles nicht, nöthig hatte, über dieſe ganz unbeſtrittene, im Inſtinct einer nationalen Kunſt liegende Sache auch nur ein Wort zu verlieren.

Wenn aber Herr Lindner ſeinen hohlen Kunſtformalismus für etwas Selbſtverſtändliches und von allen Aeſthetikern Recipirtes hält, ſo befindet er ſich in einem beklagenswerthen Irrthum. Er möge unſere bedeutendſten neuern Aeſthetiker Viſcher, Roſenkranz, Carriere, er möge die Werke unſerer großen Denker und Dichter ſtudiren — er wird nie wieder mit ſo unreifen Behauptungen vor das Publikum zu treten wagen. Hat doch ſchon Goethe geſagt: „Der Gehalt iſt der Anfang und das Ende aller Kunſt" — und Goethe gilt ja für das Ideal dieſer formſchnitzenden Akademiker jüngſten Datums, obgleich er ſowie Schiller und Shakſpeare groß geworden ſind durch die Tiefe ihres Gehalts, auf dem immer die wahre dichteriſche Größe ruht. Wir verweiſen Herrn Lindner auf den trefflichen Aufſatz Viſcher's: „Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunſt", in welchem mit Recht das Hauptgewicht auf die Seite des Inhalts gelegt wird. Hegel's ganze Aeſthetik iſt geſättigt mit dieſer Anſchauung. Wo wir ſie aufſchlagen, ſtoßen wir auf die Ausläufer derſelben. So weiſt er z. B. in der Beſprechung der epiſchen Dichtung auf die Nothwendigkeit eines engen Zuſammenhangs zwiſchen dem Dichter und ſeinem Stoffe hin:

Der Dichter muß noch ganz in dieſen Verhältniſſen, dieſen Anſchauungsweiſen, dieſem Glauben ſtehen, und nur das poetiſche Bewußtſein, die Kunſt der Darſtellung zu dieſem Gegenſtande hinzuzubringen nöthig haben, der noch ſeine ſubſtantielle Wirklichkeit ausmacht. Fehlt dagegen die Verwandtſchaft des wirklichen Glaubens, Lebens und gewohnten Vorſtellens, das die eigene Gegenwart dem Dichter aufdringt, und der Begebenheiten, welche er epiſch ſchildert, ſo wird ſein Gedicht nothwendigerweiſe in ſich ſelber geſpalten und disparat.

Dies gilt ſelbſtverſtändlich noch mehr von der dramatiſchen Dichtung, welche ſich unmittelbar an die Zeitgenoſſen wendet.

Mit Recht ſagt auch Carriere in ſeiner „Aeſthetik":

Der Dichter hat den Gedanken der Zeit auszuſprechen und nicht blos die Außenſeite der Dinge und Begebenheiten abzuſpiegeln, ſondern auch ihren innern Zuſammenhang zu offenbaren. Dazu bedarf er der Erkenntniß und dadurch allein kann er der Culturträger ſeines Jahrhunderts ſein, „der Lehrer der Erwachſenen", wie das ſchon Ariſtophanes vom Aeſchylus ſagt. Es iſt nicht blos um der formalen Schönheit willen, daß Goethe, Schiller, Leſſing fortwährend geleſen werden, ſondern der Gehalt wirkt mit, die heranwachſende Jugend wird durch ihre Werke gebildet und erfährt durch ſie die ideale Errungenſchaft des deutſchen Volks, und das iſt nur dadurch möglich, daß jene Männer ſich der Wiſſenſchaft angeſchloſſen, ſich ſelber im Studium der Natur, der Philoſophie, der Geſchichte auf die Höhe des Jahrhunderts geſtellt. Ohne den gleichen Weg zu gehen, wird kein neuerer Dichter ſich ihnen an die Seite ſtellen können. Nur die Offenbarung neuer Ideen in ſeither unausgeſprochenen Worten, nur die Löſung der Räthſel, die im Kampf und den Gegenſätzen unſerer Tage die Gemüther quälen, nur die lichtvolle Geſtaltung des Friedens von Glauben und Wiſſen, von Ordnung und Freiheit wird den Dichtern die Theilnahme der Nation erringen und erhalten. Daß nicht der Schmelz der Empfindung oder die akademiſche Formenglätte ſchon den Dichter machen, hat auch Gutzkow wiederholt dargethan, und wenn wir bei ihm wie bei Hebbel ein Vorwiegen des ſelbſtbewußten Geiſtes finden, ſo geſellt ſich dieſem das Streben nach neuem und bedeutungsvollem Gedankeninhalt der Dichtungen.

Auch Melchior Meyr meint, daß die Dichtkunſt die höchſten Aufgaben der jetzigen Epoche zu löſen hat. Wie ſollte eine nur die Töpferſcheibe der akademiſchen Form drehende Dichtkunſt an einer ſolchen Miſſion mitarbeiten?

Um unſerm Laureatus für ſeine unreife Kunſttheorie gründlich den Kopf zu waſchen, laſſen wir noch ſchließlich die geiſtige Douche über ihn herfluten, mit welcher L. Klein in ſeiner „Geſchichte des Dramas" derartige Kunſtanſchauungen wie die ſeinigen geiſelt. Hegel hatte es ausgeſprochen, daß dem großen Princip, im Geiſte ſeines Volks zu leben, alle andern Umſtände untergeordnet ſein müſſen. Klein weiſt darauf hin, daß man jetzt die Erziehung vom Geiſt der Zeit freimachen wolle; er greift die Formaliſten der deutſchen Kunſtlehre an, welche dieſe Fernhaltung vom Geiſt der Zeit in ein, namentlich dem deutſchen Drama verderbliches Syſtem gebracht, welche, vom Volksgeiſt abgewendet, aus dem allein die fruchtbaren Entwickelungsideen der Menſchheit hervorbrechen, ihre Kunſtdogmen dem Sinne der volksfeindlichen Gewalt anbequemen, „jede Regung eines volksthümlichen, von den treibenden Zeit- und Entwickelungsgedanken pulſirenden Dichtwerks verdächtigen, als Tendenzdrama richten und aus der reinen Sphäre der ausſchließlichen Kunſt, der

äſthetiſchen Genußkunſt, der geiſt-, inhalt- und ideenloſen Selbſtzweckskunſt verbannen".

Er kämpft an einer andern Stelle, im dritten Bande, gegen das ſogenannte „rein Menſchliche", das abſtracte Kunſtgeſpenſt der ſchöngeiſtigen ſubſtanzloſen Aeſthetik an. „Wo in aller Welt", ſagt er, „hätte eine Kunſtſchöpfung, eine Poeſie das von allem Nationalthümlichen ausgeleerte rein Menſchliche der abſtracten Aeſthetik dargeſtellt? Die Poeſie der Griechen etwa? Sie war ſo grundweſentlich ſtammbürtig, volkswüchſig und national wie die der Hebräer, der Inder, wie die Poeſie jedes andern ſchöpferiſchen Volks des Auf- und Niedergangs. Das vermeinte rein Menſchliche iſt ein Deſtillat, das nur aus den Seihbeutel- und Filtrirdütenköpfen der Formaläſthetiker ſo waſſerklar abfließen und abtröpfeln konnte, und auch ſo abſchmeckend wie abgekochtes und durchgeſeihtes Waſſer."

Wir führen hier abſichtlich, gegen unſere Gewohnheit, das ſchwere Geſchütz der Autoritäten ins Feld, weil ſich unſer Vorredner den Anſchein gibt, als ob ſeine Anſchauung, daß das Wie das oberſte Princip der Kunſt ſei, ſeit Ariſtoteles überall gegolten habe und in alle Ewigkeit gelten werde. Es iſt ſo ziemlich, wie wir geſehen, das Gegentheil der Fall. Lindner fährt fort:

Im ganzen läßt ſich die Wahl der heutigen Dramenſtoffe als eine dreifache bezeichnen. Da haben wir die Localpoſſe der großen Hauptſtädte, woran ſich der Cancan der Gallmeyer, die Offenbach'ſche Oper und andere Geſchwiſter unſauberer Art ereignen. Da haben wir die antikiſirende Tragödie, die die Bibel, die Griechen- und Römerwelt mit mehr oder weniger Erfolg bearbeitet. Und endlich das bürgerliche moderne Rührſpiel, das lohnendſte Genre, wie bei der Firma Birch, Arthur Müller u. ſ. w. zu erfragen. Und welches iſt nun die rechte? Dramatiſcher Dichter, der du mein Leſer ſein ſollteſt, frage deinen Schiller und Leſſing ja nicht danach, wenn du auf das sic volo! der heutigen Kritik und — Publica blind zu ſchwören gewohnt biſt.

Es wäre in der That zu wenig, wenn wir, gegenüber dieſer Eintheilung der Dramenſtoffe, nur mit dem monologiſirenden Spiegelberg ausrufen wollten: „Dein Regiſter hat ein Loch!" Wir können im Gegentheil unſer Erſtaunen über eine Eintheilung nicht unterdrücken, welche das weſentlichſte Genre des modernen Dramas, dasjenige, in deſſen Fortbildung die Zukunft der dramatiſchen Dichtkunſt ruht, vergeſſen zu haben ſcheint. Lindner kennt nur Localpoſſen, antikiſirende Tragödien und moderne Rührſpiele. „Frage deinen Schiller", ruft er dabei aus. Doch in welche dieſer Rubriken paſſen denn die Schiller'ſchen Tragödien? In keine von allen! Oder die eines Gutzkow, Laube, ein „Uriel Acoſta", ein „Eſſex"? Herr Lindner kennt keine andere Tragödie als die antikiſirende. In welchem Winkel der Welt hat er denn gelebt? Wozu fragt er Schiller, den er gar nicht zu den Dramatikern zu rechnen ſcheint? Die allerberechtigtſte Gattung der Tragödie, die allein eine Zukunft hat, die modern-hiſtoriſche, exiſtirt für Herrn Lindner gar nicht; ein „Don Carlos", ein „Wallenſtein", eine „Maria Stuart" ſind für ihn nicht gedichtet; er hat überdies keine Ahnung davon, daß nur der vom Geiſte der Zeit getragenen hiſtoriſch-politiſchen oder ſocialen Tragödie die Wiedergeburt unſerer Bühne zufallen kann.

Auf die Angriffe, die Herr Lindner weiterhin gegen das „Deutſche Muſeum" richtet, wird unſer wackerer Mitkämpfer die Antwort nicht ſchuldig bleiben. Wir heben nur die Geringſchätzung hervor, die Herr Lindner als conceſſionirter Tragiker gegen die Poſſe hegt. Frenzel hatte behauptet, die Poſſe, die Erhabenheit und Thorheit miſcht, werde die Gegenwart feſſeln und hinreißen. Herr Lindner begleitet dieſen Ausſpruch mit folgenden Interjectionen:

Die Poſſe miſcht Erhabenheit und Thorheit!! Warum, in aller Welt, hab' ich die Poſſe, die das thut, zu ſehen verſäumen können? Die Poſſe ſoll die Menſchen hinreißen?! (Ref. meint zu Scham und Unwillen.)

Frenzel hatte aber nicht von der Poſſe der Gegenwart geſprochen, ſondern von einer Poſſe, welche Erhabenheit und Thorheit miſchen werde; daß die Poſſe dies vermag, hat Ariſtophanes, den Herr Lindner ebenfalls nicht zu kennen ſcheint, wol hinlänglich bewieſen. Welche äſthetiſche Anſchauung überhaupt, daß die Poſſe die Menſchen zu „Scham und Unwillen" hinreißen müſſe! Eine gute Poſſe hat weit höhern poetiſchen Werth als ein mittelmäßiges Römerdrama — und wenn dieſelbe nicht gedichtet iſt, ſo hindert nichts, daß ſie nicht einmal gedichtet werde. Eine Wiedergeburt der Poſſe in künſtleriſchem Geiſt hat aber größere Bedeutung für die Bühne der Gegenwart als der ſtets neue Abklatſch antikiſirender Tragödien.

Wenn die „Blätter für literariſche Unterhaltung" behaupteten, die geeigneten Stoffe des hiſtoriſchen Dramas lägen dieſſeit der Reformation, ſo machen wir für dieſe Behauptung nicht einmal Anſpruch auf Originalität. Ein bedeutender Literarhiſtoriker, Gervinus, hat das Gleiche behauptet; ein bedeutender Aeſthetiker, Viſcher, ſagt, nachdem er bei antiken Stoffen auf den Nachtheil, daß die Charaktere und Culturformen zu typiſch einfach ſind, hingewieſen:

Der günſtigſte Stoff der Tragödie liegt offenbar in den großen Gärungsmomenten der neuern Zeit; die radical einſchneidenden Naturen ſind häufiger und handeln nicht nur mit hellem Bewußtſein, ſondern haben auch das tiefer in ſich concentrirte, der Einfachheit typiſcher Objectivität entwachſene Leben, deſſen das Drama bedarf. Als Goethe und Schiller nach Egmont, Fiesco, Don Carlos, Wallenſtein, Maria Stuart griffen, zeigten ſie dem neuern Drama den richtigen Weg.

Dieſen Weg haben auch die Dramatiker der modernen Schule zum Theil mit ſehr gutem Erfolg betreten. Herr Lindner befindet ſich in einem thatſächliche Irrthum, wenn er ſagt, daß „das Publikum die modernen Tragödien doch wenig goutirt und auch die beſten dieſer Art nur mit einem Erfolge der Achtung begrüßt hat". Gutzkow's „Uriel Acoſta", Laube's „Graf Eſſex" haben die durchgreifendſten Erfolge errungen und halten ſich neben den claſſiſchen Werken auf dem Repertoire. Die Achtungserfolge bleiben den antikiſirenden Dramen aufgeſpart.

Weiterhin leſen wir: „Von Hebbel heißt es in «Unſere Zeit» (1865): «Hebbel hätte wol ein Claſſiker ſein können, nicht an den Stoffen lag's, ſondern an der unreifen Form.»" Wenn Herr Lindner uns dies Citat in

„Unſere Zeit" nachzuweiſen die Güte hat, ſo verſprechen wir ihm dafür eine neue Prämie. Ein Philolog — und das iſt Herr Lindner ohne Frage — ſollte doch bei Citaten etwas genauer zu Werke gehen. Der eingehende Aufſatz über Hebbel, der den Jahrgang 1866 von „Unſere Zeit" eröffnet, hat gerade die ganz entgegengeſetzte Tendenz. Es wird darin auf den Grundirrthum Hebbel's hingewieſen, daß „der romantiſch-ſagenhafte Stoff am geeignetſten ſei zum Träger moderner Ideen, während dieſe Idee doch nur aus dem ganzen Culturzuſammenhange der Zeit mit innerer Nothwendigkeit hervortreten und ſich nicht von dem einen Zeitalter gleichſam mit dem Löffel abſchöpfen und auf ein anderes übertragen laſſe. Wer die höchſten und wahrhaften Intereſſen ſeiner Zeit zum Ausdruck bringen will, der darf nicht Stoffe aus grauer Vorzeit wählen, ohne Gefahr zu laufen, die innere künſtleriſche Einheit zu durchbrechen, modernen Gedankeninhalt in fremdartige Stimmung, in fremdartiges Colorit zu verſetzen." Daß bei dieſem Geſichtspunkt eine die ganze Sache auf den Kopf ſtellende Aeußerung, wie diejenige, welche „Unſerer Zeit" von Herrn Lindner untergeſchoben wird, eine Unmöglichkeit iſt, bedarf keines weitern Beweiſes. Damit fällt denn auch das Hauptargument für die Widerſprüche, in welche ſich unſere Kritik verwickeln ſoll. Es iſt freilich bequem, einem Autor Aeußerungen, die er nicht gethan hat, in den Mund zu legen und ihn dann für dieſe Aeußerungen verantwortlich zu machen.

So gleichgültig Herrn Lindner auch das Was in der Kunſt erſcheint neben dem Wie, ſo kann er ſich doch nicht enthalten, auch ſeinerſeits für die Stoffwahl beſtimmte Vorſchriften zu machen, denen man keineswegs allzu große Präciſion und Klarheit vorwerfen darf:

> Es iſt unbezweifelt wahr, daß dem dramatiſchen Dichter eine einſichtige Wahl ſeiner Stoffe geboten iſt. Die Grundſätze, die ihn leiten ſollen, ſcheinen mir in den Fragen zu liegen: 1) Hat der Stoff dramatiſche Lebensfähigkeit? d. h. der hiſtoriſche Stoff, von dem bis zu einem gewiſſen Grade eine ſolche Anlage und Bedingung zu verlangen iſt. Den freierfundenen Stoff lebensfähig zu machen, iſt allein Sache des Dichters. 2) Liegt er auf dem Culturwege ſeines Volks? Die Culturbahn der Germanen beginnt zwar eigentlich mit der Völkerwanderung, aber ſie kann die Griechen und Römer als vorbedingende Baſis nicht wegleugnen. Unſer geiſtig Beſtes iſt an jenen Völkern herangekeimt.
>
> Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daß exotiſche Sujets, ſoweit ſie der Neuzeit angehören, ausgeſchloſſen ſeien. Nur muß ihre fremdartige Natur nahe Bezüge zu den Culturideen der Germanen haben, wenn ſie auf Sympathie bei uns rechnen wollen. Türkiſche Palaſtgreuel, indianiſche Romantik, die Caligula und die Recken der Walhalla werden bei allem Aufgebot der Dichterkraft Sympathien auf die Dauer nicht behaupten können.

Der Stoff ſoll auf dem Culturwege unſers Volks liegen. Auf dieſem liegt freilich mancherlei, auch die abgetragenen Kinderſchuhe und die im Moraſt ſteckengebliebenen Fortſchrittsſtiefel; ferner die Vandalen und Hunnen und andere Barbaren; ja daß ſogar die Griechen und Römer auf demſelben liegen, erfahren wir mit Befremden von dem Aeſthetiker ſelbſt; denn wenn wir uns an dieſen auch herangebildet haben — haben wir uns nicht ebenſo gut an der ganzen Geſchichte herangebildet, an den Wechſelwirkungen von Volk zu Volk, von Erdtheil zu Erdtheil? Wenn alle Bildungselemente mit auf „unſerm Culturwege" liegen, was in aller Welt ſoll dann ausgeſchloſſen ſein?

Das Princip iſt aber jedenfalls ein ganz verkehrtes. Nicht was auf dem Wege unſerer Cultur liegt, ſondern was noch ein lebensvolles Element derſelben in der Gegenwart iſt — das gehört in den berechtigten Kreis der dramatiſchen Stoffe. Das mittelalterliche deutſche Kaiſerthum z. B. iſt durch den Fortgang unſerer Geſchichte zu einer hiſtoriſchen, aber für die Gegenwart unfruchtbaren Thatſache geworden. Es war ſchon ein leerer Schatten, als es am Anfang dieſes Jahrhunderts dahinſchied. Die moderne Entwickelung der Geſchichte ging *gegen* daſſelbe — es erweckt in unſerer Zeit keine Sympathien mehr. Darum ſind alle deutſchen Kaiſerdramen ſpurlos von der Bühne verſchwunden, ſo talentvoll ihre Autoren ſein mochten. Auf dem Culturwege eines Volks liegen auch ſeine ſämmtlichen Kinderkrankheiten — ſollen die auch dramatiſch conſervirt werden? Iſt die Bühne eine Klinik, in der wir pathologiſche Entwickelungen zu ſtudiren haben? Wir wollen auf der Bühne ſehen, *was* wir geworden, nicht *wie* wir's geworden ſind. Die Bühne gehört dem Volk der Gegenwart; ſie gehört dem Volk und nicht der Studirſtube. Dieſe einfache Wahrheit läßt ſich durch keinen akademiſchen Dilettantismus, durch keine Preiscommiſſionen, durch keine irrgehenden Talente umſtoßen. Seit 1830 iſt dies moderne Princip in unſere Literatur gedrungen und zuerſt mit Bewußtſein vertheidigt worden. Seitdem wird, trotz ſtets erneuter Rückfälle und trotz eines hartnäckigen Gegenkampfes, den die Anhänger des Alten mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Waffen führen, dieſer Grundſatz ſich nicht mehr aus der Literatur vertilgen laſſen.

Als die moderne Literatur ſich gegen das Jahr 1848 hin in aufſteigender Linie bewegte, als die namhafteſten Dichter auch die Bühnen beherrſchten und ihr Dramen von modernem Geiſt ſchenkten — da ſchien eine zukunftsvolle Epoche deutſcher Nationalliteratur angebrochen zu ſein. Noch einmal ſiegte die Reaction: der bunteſte Kram des Dilettantismus drang auf die Bühne; ſie kamen wieder, die „Klytämneſtren", „Die Fabier", „Der Raub der Sabinerinnen" und andere Schuldramen für Primaner, mittenherein in den antiken Chorus die alte Romantik, welche beliebige Novellen auf die Bühne brachte; der moderne Geiſt war der Bühne abhanden gekommen: die Dichter, welche ihm huldigten, wurden zurückgeſetzt und konnten nicht die Herrſchaft gewinnen, die ihnen gebührte. Gleichwol iſt jener Anlauf nicht verloren. Während über dieſe Dramen, unter denen ſich auch preisgekrönte Tragödien befinden, längſt die Flut der Vergeſſenheit dahinrauſcht, erhalten ſich die Dramen aus jener Epoche zum großen Theil noch lebendig auf den Bühnen und im Bewußtſein des Volks. Eine Preiscommiſſion kann ein todtgeborenes Drama galvaniſiren für eine Zeit lang, aber ſie wird ihm nimmer den Odem dauernden Lebens einzuhauchen

vermögen. Nur das iſt lebendig, was Fleiſch vom Fleiſch und Blut vom Blut des Jahrhunderts iſt. Das dichteriſche Genie ſoll alle Ideen ſeiner Epoche zum höchſten Ausdruck bringen und mit jener Prägnanz ausſprechen, welche die Sprache der Unſterblichen iſt. So haben es alle großen Dichter aller Zeiten gethan; aber die kleinen glauben es ihnen nachzuthun, wenn ſie das Echo derſelben und ihrer verſunkenen Epochen ſind, und ſie verſäumen darüber, ſie in ihrem Weſen nachzuahmen und aus unſerer Zeit herauszudichten, wie jene aus der ihrigen herausgedichtet. Doch die Wahrheit hat ein zähes Leben; wie viele Köpfe man ihr abſchlägt, es wachſen immer neue nach. Eine Wahrheit, die einmal ausgeſprochen iſt, läßt ſich weder todtſchlagen noch todtſchweigen. Die moderne Miſſion unſerer Poeſie iſt eine ſolche Wahrheit; ſie iſt nur ein einfacher Schluß aus claſſiſchen Prämiſſen, doch man hat dieſen Schluß zu machen verſäumt. Auf ihm wie auf einem Felſen ruht die Zukunft unſerer Nationallitteratur — und die Pforten ſämmtlicher Akademien und Preiscommiſſionen der Erde werden ſie nicht überwältigen.

Seltſam iſt übrigens, was Herr Lindner von den erotiſchen Sujets ſagt, und daß er Caligula und die Recken der Walhalla zu denſelben rechnet. Caligula war doch ein Römer und gehört alſo nach der Lindner'ſchen Theorie „auf den Culturweg unſers Volks". Mindeſtens iſt nicht abzuſehen, warum Caligula ſich weniger zum dramatiſchen Helden eignen ſollte, als z. B. Brutus. Friedrich Halm hat eine wirkſame dramatiſche Geſtalt aus ihm gemacht. Wenn Herr Lindner ſelbſt vom Dichter verlangt, daß er ſeine Zeit verſtehe, wie kommt er dazu, den „achtbarſten Blättern" Grundſätze unterzuſchieben, welche zum Ruin des deutſchen Theaters führen, wenn ſie nur dieſelbe Lehre predigen? Wie kommt er dazu, ihnen unterzuſchieben, daß ſie die unreinen ſelbſtſüchtigen Richtungen derſelben dem Dichter zur Richtſchnur machen? Und hinterdrein kommt wieder der leidige Troſt der „Unſterblichen", welche die Plejaden mit erhobenem Scheitel aus dem Himmel ſtoßen: „Die Menge iſt kein zuverläſſiger Barometer des Werthes; ſie baut nur dem Geiſte Altäre, den ſie begreift; was über ihrem Faſſungsvermögen iſt, ignorirt ſie. Alles Tüchtige iſt ein Wechſel auf die Zukunft." Wem fallen dabei nicht die trefflichen Heine'ſchen Verſe ein, mit denen er die Anmaßung der Plateniden geiſelt:

Wahre Prinzen aus Genieland
Zahlen baar, was ſie verzehrt.
Schiller, Goethe, Herder, Wieland
Haben nie Credit begehrt.

Und noch weniger als dieſe hat es der Dramatiker Shakſpeare gethan, der, indem er nur den Anforderungen ſeiner Bühne und ſeines Publikums genügen wollte und vollkommen genügte, gerade Dauerndes ſchuf. Wo ſind aber alle die verkannten „Prinzen aus Genieland" geblieben, die ſich mit der Unſterblichkeit getröſtet haben, weil die Gegenwart nichts von ihnen wiſſen wollte? Apanagirt in den Literaturgeſchichten oder gänzlich vergeſſen. Alle diejenigen, welche da glauben, Großes zu ſchreiben, was über „das Faſſungsvermögen der Menge" hinausliegt, haben ihren Lohn dahin. Schiller und Goethe begannen mit Werken, welche zündend gerade in die Menge einſchlugen und welche noch heute dieſelbe Wirkung ausüben wie damals. Die Akademiker aber, welche nur den Berufenen und Auserwählten ihre Studienmappen zeigen, ſind dem Volk mit Recht ein Greuel, und die Göttin der Poeſie wendet ihr Auge ab von einer entarteten Jüngerſchaft, welche eine nationale Miſſion in einen Geheimcultus verkehrt.

Herr Lindner ſchließt ſeine Vorrede mit den Worten: „Das Trauerſpiel «Brutus und Collatinus» verdient das Leben nicht, wenn es den Namen «akademiſche Poeſie» verdienen müßte."

Wenden wir uns nun, nachdem wir unſern Standpunkt gegen den Angriff des Laureatus vertheidigt und ſeinen dramaturgiſchen Text mit den unerlaßlichen Gloſſen begleitet haben, dem preisgekrönten Drama ſelbſt zu.

Rudolf Gottſchall.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Reiſeſkizzen aus dem oſtaſiatiſchen Archipel.

(Beſchluß aus Nr. 3.)

Der dritte Theil des Jagor'ſchen Werks, welcher Java behandelt, iſt der umfangreichſte und wol auch bedeutendſte. Die herrliche Inſel wurde vom Verfaſſer, größtentheils nach einem von Junghuhn perſönlich entworfenen Plane zuerſt in öſtlicher Richtung durch den gebirgigen Süden, dann zurück in weſtlicher Richtung durch das flache nördliche Geſtadeland bereiſt, und der Verfaſſer bringt eine ſolche Fülle lehrreicher Mittheilungen, daß dadurch die bisherigen Quellen, namentlich auch die Hauptquelle, Junghuhn's vortreffliches Werk: „Java, deszells gedaante, bekleeding en inwendige struuctur" (Amſterdam 1852, deutſch von Haßkarl, Leipzig 1857), vielfach ergänzt, nicht ſelten auch berichtigt worden, das Buch daher dem Geographen für Java wol unentbehrlich werden dürfte.

Im Hafen von Batavia angekommen, fuhr der Verfaſſer ſogleich nach Weltevreden in das Hôtel-des-Indes, deſſen glänzend erleuchtete Veranden und Gärten an die Converſationshäuſer eleganter Badeorte erinnerten.

Im eigentlichen Batavia wohnt faſt kein Europäer mehr. Die alte, früher als ungeſund ſo berüchtigte Stadt enthält aber noch die zum Geſchäftsbetrieb nöthigen Gebäude, öffentliche ſowol als private. Morgens füllt ſie ſich mit Beamten, Geſchäftsleuten, Schiffern, abends ſteht ſie leer: ſo ſagen wenigſtens die Europäer, welche die Eingeborenen, die dann allein die Straßen beleben, nicht mitzählen. Die Europäer haben ſich in die ſüdlich von der alten Stadt gelegenen Dörfer Weltevreden, Moelenvliet, Rijswijk zurückgezogen. Weltevreden iſt überraſchend hübſch, beſonders abends, wenn es in vollem Putz ſteht; dann ſind die immer ſauber gehaltenen, meiſt von blühenden Hecken eingefaßten Wege reichlich beſprengt und mit eleganten Equipagen bedeckt, unzählige Lichter in matten Glaskugeln glänzen in allen Richtungen durch das Laub. Früher war das ganze Gebiet von einem Walde eingenommen, jetzt iſt es ein ſchöner großer Park, von breiten Straßen und Kanälen durchſchnitten. Unter den Häuſern ſind manche Prachtgebäude, aber auch die kleinſten ſchimmern durch die Bäume und Sträucher der Vorgärten ſo zierlich und anſpruchsvoll, als wollten ſie für

kleine Paläſte gelten. Jedes hat einen reich erleuchteten Porticus, der abends gewöhnlich durch Damen in voller Toilette geſchmückt iſt. Auch die Herren ſieht man um dieſe Zeit nur im Geſellſchaftsanzuge: ſchwarzen Tuchfrack, Glacéhandſchuhen und ſchwarzer Tuchhoſe; die leichte, bequeme, weiße Kleidung, mit der man in Singapore in jeder Geſellſchaft erſcheint, iſt hier verbannt.

Zuvörderſt wurde Buitenzorg, malaiiſch Bogor, die Reſidenz des Generalgouverneurs beſucht. Der dortige berühmte botaniſche Garten zeichnet ſich wie durch ſeine Pflanzenſammlungen, ſo durch ſeine prachtvolle Lage aus, indem er die ſchmalſte Stelle eines flachen Rückens einnimmt, deſſen Oſtſeite ſteil gegen das Flüßchen Tjiliwung abfällt, während die Weſtſeite in ſanften Wellen in ein reich bebautes, von dem Tjidani in vielen Windungen durchfloſſenes Thal übergeht, im Süden aber, jenſeit des Waſſers, rechts der Salak, links der Pangerango in ſchönen Linien, wie ſie nur Vulkanen eigen ſind, den Horizont begrenzen. Im Garten ſind jetzt wol alle Nutz- und Zierpflanzen des Archipels vertreten. Faſt alle von der Regierung in ihre Colonie neu eingeführten Culturpflanzen haben hier ihre erſte Station gemacht, und mancher Baum, deſſen zahlreich verbreitete Nachkommenſchaft jetzt wichtige Producte liefert, ſteht hier noch als Stammvater ſeines Geſchlechts und culturgeſchichtliches Denkmal. Bei weitem die größte Sehenswürdigkeit war aber eine blühende Rafflesia Arnoldii, eine der erſten, die in Java geblüht haben, da die Einführung aus Sumatra erſt vor kurzem geglückt war. Dieſe merkwürdige Pflanze, eines der größten Wunder der Pflanzenwelt, beſteht nur aus einer prächtigen Blume von 3 — 3½ Fuß Durchmeſſer und ſchmarotzt ohne Stiel und Blätter pilzartig auf dem Stamm oder der Wurzel einer großen Liane (Cissus scariosa oder serrulata). Während des Verfaſſers Aufenthalt in Buitenzorg brachte eine Staffette von Junghuhn auf Lembang ein kleines, in feuchte Baumwolle verpacktes Pflänzchen, das trotz der nächtlichen Stunde ſogleich dem Generalgouverneur übergeben wurde und große Freude erregte. Es war der erſte auf Java ſelbſt gepflückte Same einer Cinchona, der gekeimt hatte.

Die erſte Sorge war nun, Junghuhn auf Lembang, unfern von Bandong, ſüdöſtlich von Buitenzorg, zu beſuchen. In Gadok, am Nordoſtrand des Gunong Salak, traf Jagor auch einen deutſchen Landsmann, den auch in Europa als Ornitholog und Reiſenden wohlbekannten Arzt Dr. Bernſtein, welcher damals dem dortigen Sanatarium vorſtand, im Jahre 1865 jedoch, erſt 36 Jahre alt, in Balanta an der Oſtküſte von Celebes den Strapazen und Wirkungen des Klimas erlegen iſt, die er als Leiter ſeiner mehrjährigen, erfolgreichen Entdeckungsreiſe in Neuguinea und Gilolo erduldet hatte. Der ganze untere Theil des Salakabhangs iſt durch Menſchenhand in breite Terraſſen gegliedert, die ſich wie eine Rieſentreppe bis zu 2000 Fuß Höhe hinaufziehen; es ſind die Sawas, Reisfelder mit erhöhten Rändern, in denen das Gebirgswaſſer, bevor es die Tiefe erreicht, gezwungen wird, einen außerordentlich größern Flächenraum zu bewäſſern und dadurch für den Reisbau nutzbar zu machen. Das Waſſer führt alljährlich neues fruchtbares Erdreich aus dem Gebirge zu; eine andere Düngung erhalten die Sawas nicht, von denen manche jahrhundertelang in ununterbrochener Reihenfolge Ernten liefern ſollen. Die künſtlich bewäſſerten Sawas ſind von der Jahreszeit faſt unabhängig; daher finden an verſchiedenen Orten faſt alle auf den Reisbau bezüglichen Verrichtungen gleichzeitig nebeneinander ſtatt. Sawas haben deshalb einen fünf- bis zehnfach höhern Werth als Land, das nicht zu bewäſſern iſt. Trotz ſeiner großen Fruchtbarkeit erzeugt jedoch Java nicht hinreichend Reis, um ſeine Bevölkerung angemeſſen zu ernähren. Die Haupturſache des Uebels liegt hier, wie noch in vielen andern Dingen, in dem „Culturſyſtem" der Regierung und in dem damit verknüpften Ausſchließen der europäiſchen Privatinduſtrie. Van der Bosch's in ſeinem Urſprunge allerdings genialiſches Culturſyſtem iſt nunmehr von dem in unmittelbarer Nachbarſchaft entwickelten freien Verkehrsweſen der Engländer in allen Punkten ſo entſchieden geſchlagen worden, daß es ſich wol kaum länger wird halten können, wenn auch ſeine Beſeitigung ſehr ſchwierig ſein dürfte, da es eben dem ganzen holländiſchen Regierungsſyſtem auf Java zum Grunde liegt.

Bandong liegt im weſtlichen Theile der großen, nach ihm benannten, rings von vulkaniſchen Gebirgen eingeſchloſſenen 2200 Fuß hohen Ebene, einem der ſchönſten Gebiete dieſer ſchönen Inſel. Der fruchtbare vulkaniſche Tuff, aus dem der Boden beſteht, von den umgebenden Waldbergen reichlich mit Waſſer verſehen, welches der Fleiß der Bewohner in unzählige Rinnen verbreitet hat, liefert jährlich zwei Reiseruten. Hier herrſcht ein ewiger Frühling. Von Bandong ritt Jagor zu Junghuhn hinauf, der 1400 Fuß höher am Fuße des Tankubangpreu noch kühler, aber auch feuchter wohnte. Ein Brief von Alexander von Humboldt verſchaffte ihm ſogleich die herzlichſte Aufnahme in dieſer ſonſt nur wenigen zugänglichen Einſiedelei. Die Thätigkeit des berühmten Naturforſchers war damals faſt ausſchließlich auf die Vermehrung und Acclimatiſation der Cinchonapflanzen gerichtet. Auch er iſt bekanntlich ſeitdem am 24. April 1864 in Lembang geſtorben. Jagor's weitere Bereiſung Javas wurde im weſentlichen nach einem für ihn von Junghuhn ausgearbeiteten Plane ausgeführt.

Jagor machte jetzt zuvörderſt eine Tour von Bandong durch die Bandongebene nach dem Vulkan Guntur, worauf er die merkwürdigen Solfataren von Kawanuk beſichtigte, dann durch das fruchtbare und reichbebaute Thal des Tjimanuk nach Sumedang, von wo er nach Bandong zurückkehrte. Unterwegs wurde die große Theepflanzung Tjikatjang beſucht, 3770 Fuß hoch am ſüdlichen Abhang des den Gunong Papandajan und den Gunong Tjikorai verbindenden Sattels gelegen, wo gegen 1000 freie Arbeiter beſchäftigt waren. Die Theecultur wurde von der holländiſchen Regierung im Jahre 1835 als ein Zweig des „Culturſyſtems" eingeführt, ergab jedoch für die Regierung große Verluſte, ſodaß die Theepflanzung in die Hände von Privatunternehmern überging, welche freie

Arbeiter beſchäftigten und ſehr gute Geſchäfte machten. Der Unterſchied zwiſchen den Ergebniſſen der Theecultur durch freie Arbeiter unter Unternehmern, die für eigene Rechnung wirthſchaften, und den Reſultaten, welche die Regierung durch Zwangsarbeit unter Aufſicht von Beamten erlangte, iſt äußerſt ſchlagend. Aus den von Jagor angezogenen amtlichen Angaben geht hervor, daß freie Arbeit fünfundzwanzigmal productiver war als Zwangsarbeit. Die großen Vortheile der freien Arbeit beſtätigen ſich ja auch abermals durch die Erfolge, welche die Engländer mit ihren Theepflanzungen in Aſſam und im Pendſchab erzielt haben.

Weiter aufwärts in dem überaus reizenden Tjimanukthale ritt man viele Paal durch Kaffeegärten, welche in dieſer Meereshöhe von 2—3000 Fuß beſonders gedeihen; eine Höhe, welche der Kaffeebaum auch in ſeiner eigentlichen Heimat, in Uganda und den andern ſüdlichen Nilquellländern, gewöhnlich innehält. Dieſe Höhenzone iſt auf Java für den Europäer ein ungemein reizvoller Aufenthalt; der Wald zeigt ſich hier in ſeiner ganzen tropiſchen Pracht, mehr noch als in der tiefern Zone, während das Klima ein ewiger Frühling iſt. Auch hinſichtlich des Kaffees hat ſich das Culturſyſtem durchaus nicht bewährt, der nächſt dem Reis, welcher das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung ausmacht, für Java wichtigſten Pflanze, deren Cultur mit den dortigen Zuſtänden in inniger Wechſelbeziehung ſteht. Java war eine der erſten Colonien, in welche der Kaffeeſtrauch eingeführt wurde (1696); von Java verbreitete ſich derſelbe über Amſterdam nach Surinam, Weſtindien und von dort nach Bourbon. Im Jahre 1795 lieferte Java 18,600000 Pfd. Kaffee, und der Gewinn aus dieſem Artikel war ſchon damals die Haupteinnahme der alten Compagnie. Im Jahre 1828, vor Einführung des Culturſyſtems, erntete man 416000 Pikul von etwa 50 Millionen Bäumen, alſo über 1 Pfd. per Baum, im Jahre 1855, dem günſtigſten nach Einführung des Syſtems, 1,264000 Pikul von 300 Millionen Bäumen, alſo nur ½ Pfd. per Baum; im ganzen iſt aber ſeit 1840 die Kaffeeproduction auf Java ſtationär geblieben: das künſtliche Syſtem hatte alſo ſchon nach acht Jahren ſeine Kraft erſchöpft. Die großartigen Fortſchritte, welche die Kaffeecultur in den engliſchen Colonien, namentlich auf Ceylon, unter dem dortigen freien Betriebsſyſtem gemacht hat, liefert auch hier wieder den einleuchtendſten Beweis für die Unhaltbarkeit des Culturſyſtems.

Von Bandong aus machte Jagor eine zweite kleine Reiſe durch die Bandongebene nach dem Malabar, um die dortigen Cinchonenpflanzungen zu beſichtigen. Die Pflanzungen waren in verſchiedenen Höhen auf dem Gebirge angelegt und in den Gewächshäuſern waren lange Reihen von Töpfen mit Stecklingen und noch viel größere Mengen von Bambusgefäßen mit je einem Samen zum Keimen aufgeſtellt. Ueberall war muſterhafte Ordnung, Sorgfalt, ohne Rückſicht auf Koſten, und das ernſte Streben ſichtbar, alle Hinderniſſe zu überwinden, die ſich bisher der Acclimatiſation dieſer werthvollen Bäume entgegengeſtellt hatten. Das Ergebniß hat aber den aufgewendeten Mitteln nicht entſprochen, und zwar abermals infolge des Culturſyſtems. Die erſten Cinchonen trafen im Jahre 1854 aus Holland in Java ein und wurden Haßkarl zur Pflanzung übergeben, welcher den Fehler beging, die Pflanze in zu geringer Meereshöhe der grellen Sonne auszuſetzen. Darauf erhielt Junghuhn die Leitung der Pflanzungen, welcher den entgegengeſetzten Fehler beging, die jungen Pflanzen in den Schatten hoher Waldbäume zu ſetzen, und dazu das noch größere Verſehen fügte, die Cinchona Pahudiana, weil ſie am reichlichſten Samen lieferte und am üppigſten wuchs, und weil es ihm darum zu thun war, ſchnell eine große Menge Pflanzen zu erhalten, faſt ausſchließlich zu cultiviren, während es ſich ſpäter erwies, daß die Cinchona Pahudiana ganz werthlos iſt, worüber denn die guten Arten, namentlich Cinchona Calisaja vernachläſſigt wurden. Durch die Ausführung im großen infolge des Culturſyſtems wurden dieſe Fehler denn ſogleich von der umfaſſendſten Bedeutung. So hatten denn die Holländer nach ſechs Jahren mit Ausnahme der werthloſen Cinchona Pahudiana nur 8454 Pflanzen. Dagegen haben die Engländer, welche die Cinchona faſt gleichzeitig in Oſtindien einführten, damit abermals die großartigſten Erfolge erzielt, namentlich durch das Verfahren von MacIvor zu Ootacamund im Neilgherries, welches dem Verfahren Junghuhn's gerade entgegengeſetzt iſt: indem derſelbe den keimenden Samen ſehr trocken hält, die Sämlinge in großer Meereshöhe pflanzt und namentlich den tiefen Schatten der Wälder vermeidet. Er hatte im Jahre 1861 635, im Jahre 1862 bereits 9732, im Jahre 1863 gar 277083 Pflanzen. Außer auf mehrern Gebirgen Oſtindiens ſchreitet jetzt der Anbau der Cinchona auch auf Ceylon ſchnell fort und wird immer mehr Gegenſtand der Privatinduſtrie, da er größern Vortheil verſpricht als der Kaffeebau. Von Ceylon ſind neuerdings reife Cinchonenſamen über Kew (London) nach Jamaica, Trinidad, Mauritius, dem Cap der guten Hoffnung, Queensland geſandt worden. Solche großartige Erfolge bilden wahrlich einen in die Augen ſpringenden Contraſt mit den Ergebniſſen des holländiſchen Culturſyſtems.

Wir haben vorſtehend nur einige der Hauptergebniſſe aus des Verfaſſers zwei kürzern Excurſionen von Bandong aus reſumirt und damit ſeine größere Reiſe durch die Inſel noch gar nicht berührt, woraus man erſehen wird, wie reichhaltige Mittheilungen wir im vorliegenden Werke erhalten. Dieſe größere Reiſe ging über Malembong, längs des Tjitandui und über Bandjar nach der Hafenſtadt Tjelatjap am Indiſchen Ocean, wo die wichtigen Tealwaldungen, die Zimmtpflanzungen, die eßbaren Vogelneſter von Karangbollong beſichtigt wurden, dann nach Banjumas am Seraju, dann durch das Serajuthal nach Bandjanegara und über die großartige Hochebene von Djeng nach Magelang, der Hauptſtadt von Kadu, und ſo nach Jokjokarta, der Hauptſtadt des „Sultans“ und nach Surakarta, der Hauptſtadt des „Kaiſers“, jenem merkwürdigen Paar annectirter Potentaten, die durch ihre

holländiſche Penſion in ein ſo köſtliches Stilleben, ein echtes Nirwana, verzaubert ſind. Von dort aus wurden die großen Hafenſtädte Samarang und Surabaya beſucht, und ſodann über Paſuruan, Malang und Probolingo der Rückweg nach Batavia angetreten. **Wilhelm Gentheim.**

Düntzer's Commentare zu Schiller's Gedichten.

Erläuterungen zu den deutſchen Claſſikern. Dritte Abtheilung: Erläuterungen zu Schiller's Werken. Schiller's lyriſche Gedichte. Erläutert von Heinrich Düntzer. Sieben Bändchen. Wenigen-Jena, Hochhauſen. 1863 — 65. Gr. 16. Jedes Bändchen 4 Ngr.

Vorliegendes Werk iſt vor einigen Monaten in der „Allgemeinen Zeitung" als eine zwar ſtrenge, aber nicht ungerechte und im ganzen wohlgelungene Kritik von Schiller's Lyrik angezeigt worden. Der Verfaſſer ſelbſt ſagt am Schluß ſeines Werks, ſeine Erläuterungen ſeien der erſte Verſuch einer vollſtändigen methodiſchen Erklärung der Schiller'ſchen Gedichte. Allerdings ein Verſuch, aber leider kein gelungener Verſuch.

Die Erklärung ſoll methodiſch ſein, ſie iſt es aber nicht. Das ganze Werk zerfällt in zwei Theile, die Einleitung in zwei, die Erklärung in fünf Bändchen. Die Einleitung verläuft ſich an dem biographiſchen Faden, belehrt uns über Schiller's dichteriſche und ſpeciell lyriſche Entwickelung, bringt aber eine ſolche Menge von anderweitigen Bemerkungen, daß ſich aus ihnen mit wenigen Zuthaten eine Biographie Schiller's zuſammenſtellen ließe: Bemerkungen, die ſich gar nicht auf Schiller als Lyriker beziehen, z. B. über die Entſtehung des „Wallenſtein", über Schiller's Bearbeitung zweier Stücke des Euripides, über die Entſtehung und Vollendung Goethe'ſcher Dichtungen, ja ſogar Aeußerungen Schiller's und Goethe's über A. W. Schlegel, Koſegarten, Voß und andere Dichter. Die paar letzten Blätter der Einleitung enthalten allerdings einen gelungenen Ueberblick über Schiller's lyriſche Entwickelung und den Charakter ſeiner Lyrik, namentlich im Verhältniß zur Goethe'ſchen Lyrik; der bei weitem größte Theil der Einleitung aber gehört offenbar theils in eine Biographie Schiller's, theils in die Erklärung ſelbſt. Das Verhältniß zwiſchen Einleitung und Erklärung iſt durch die Anſchwellung der Einleitung ganz und gar verſchoben worden, beide ſind gar nicht recht abgegrenzt. Jedes Gedicht verlangt eine eigene Einleitung, die ſich über die Entſtehung, den Inhalt, den Grundgedanken, das Versmaß und wol noch anderes verbreitet. Nun iſt aber der große Uebelſtand in unſerm Werk der, daß dieſe Einleitungen zwiſchen der Einleitung und der Erklärung ganz ungeſchickt und principlos vertheilt ſind. Um die Anſicht des Verfaſſers über ein Gedicht kennen zu lernen, muß man in ſehr vielen Fällen die in der Einleitung und in der Erklärung enthaltenen Bemerkungen zuſammennehmen. Die Entſtehung des Gedichts, namentlich der darüber geführte Briefwechſel, kommt z. B. in der Einleitung, aber nachher auch in der Erklärung; das eine mal in der Einleitung länger, in der Erklärung kürzer, dann wieder umgekehrt. Wozu denn die vielen Wiederholungen oft mit denſelben Worten, wie bei der „Kindesmörderin", den „Göttern Griechenlands", den „Künſtlern", dem „Bürgerlied", den „Kranichen des Ibykus"? Bei letzterm Gedicht bringt die Einleitung die Verhandlungen zwiſchen Schiller und Körner, die Erklärung desgleichen; nur wird in der Einleitung die Aeußerung Körner's wörtlich mitgetheilt. Ebenſo verhält es ſich mit der Angabe des Grundgedankens eines Gedichts. Daß vollends die Angabe des Versmaßes allein in die Erklärung, d. h. in die Einleitung zur Erklärung des betreffenden Gedichts, und nicht in die Einleitung, die Schiller als Lyriker betrachtet, gehört, dies verſteht ſich von ſelbſt; doch findet ſie ſich in der (allgemeinen) Einleitung bei „Hero und Leander", „Kaſſandra", dem „Siegesfeſt" und andern Gedichten. Bringt nun die Erklärung dieſe Angabe ebenfalls, wenn auch genauer, ſo iſt die Angabe der Einleitung überflüſſig. So viel zur Charakteriſtik der „methodiſchen" Erklärung.

Was nun die angebliche „Vollſtändigkeit" betrifft, ſo iſt hier zu viel und zu wenig geſchehen. Zu wenig, ſofern mehrere Gedichte aus Schiller's erſter Periode nur in der Einleitung kurz charakteriſirt werden. Mögen dieſe Gedichte, die meiſtens der Anthologie angehören, auch ſpäter aus den Ausgaben der Schiller'ſchen Werke ausgeſchloſſen worden ſein, ſo gehören ſie eben doch zu Schiller's Lyrik und ſind zum Theil nicht ohne eigenthümlichen Werth. Dies hängt nun wieder mit dem Mangel an Methode zuſammen. Will ich aber auch auf dieſen beſondern Punkt wenig Gewicht legen, ſo muß ich doch fragen, warum zwar Amalia aus den „Räubern" in der Erklärung weitläufig beſprochen, hingegen eine der trefflichſten Schöpfungen des Schiller'ſchen Genius, das Reiterlied in „Wallenſtein's Lager", nur in der Einleitung ganz kurz erwähnt wird. Düntzer's Erklärung berückſichtigt freilich nur die in der „Volksbibliothek deutſcher Claſſiker" (1855) enthaltene Ausgabe der Schiller'ſchen Werke, und hier mag das Reiterlied fehlen; aber in meiner Ausgabe z. B. (Schiller's ſämmtliche Werke in 12 Bänden. 8. 1860—61) iſt es aufgenommen.

Vollſtändig iſt nun freilich die Erklärung, ja übervollſtändig. Unnöthige, weil ſelbſtverſtändliche Erklärungen finden ſich in Menge. So wird in der „Berühmten Frau" erklärt: „den Wurm an alle Finger" = „die bekannte Krankheit am Finger"; ferner zu: „ſie legt es (das Papier) endlich weg und fragt nach ihren Kleinen", wird bemerkt: „nachdem jene lange Zeit geſchrien, was ſie überhört hat". Je nun, es heißt ja unmittelbar vorher: „Das holde blaue Auge, mir nicht einen Blick, durchirrt ein elendes Papier; laut hört man in der Kinderſtube weinen; ſie legt es u. ſ. w." Wozu dieſe Erklärung? Im „Ritter Toggenburg" wird der Ausdruck „engelmild", in der „Glocke" das „Gebild aus Himmelshöhn" und das „namenloſe Sehnen" erklärt. In den „Kranichen des Ibykus" wird ſogar der „ſchwarze Thäter" mit einer kurzen Erläuterung bedacht. Im „Ring des Polykrates" wird zu: „Und eh' der König noch geendet", bemerkt: „Schon bei Homer («Odyſſee», XVI, 10) heißt es: Noch nicht ganz

war geendet das Wort, da ...“ Ach ja, „die Schwangerſchaft war ſchon bei den alten Griechen und Römern ein ſehr bekannter Zuſtand, der oft von ihren Claſſikern erwähnt wird“; mit dieſen Worten eröffnete ein Privatdocent ſein Collegium. Muß man denn alles erklären? Wer die obengenannten Erklärungen nöthig hat, die ſich leicht verhundertfachen ließen, nehme die Fibel oder den Kinderfreund in die Hand, aber nicht Schiller's Gedichte. Maß zu halten iſt gut, ſo ſagt Kleobulos von Lindos. Hätte Düntzer ſich nicht ſo oft wiederholt, das Buch methodiſch angelegt und nicht ſo viele Binſenerklärungen gebracht, ſo wäre der Umfang des Werks gewiß von ſieben auf drei bis vier Bändchen zuſammengeſchrumpft und dies wäre ein Gewinn in jeder Hinſicht geweſen.

Leider finden ſich auch unrichtige Erklärungen in großer Zahl. Das ſtärkſte Beiſpiel will ich ſogleich anführen. Die ſchöne, allbekannte Stelle in der „Glocke“: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der ſchöne Wahn entzwei“, erklärt Düntzer alſo: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier kann nicht eine Handlung bezeichnen, welche der Trauung vorhergeht, das Anlegen des Gürtels und des Schleiers der Braut.“ Gewiß. „Ebenſo wenig kann an das Zerreißen des Gürtels gedacht werden, da der Brautſchleier nicht zerriſſen wird.“ Aber gelöſt wird der Gürtel, wie männiglich bekannt, und gehoben wird der Schleier; vergleiche jedoch in der „Braut von Meſſina“: „Den Schleier zerriß ich jungfräulicher Zucht.“ Gehen denn die Verben „zerreißen, löſen, heben“ nicht in einen allgemeinen Begriff zuſammen? Und nun Düntzer's eigene Erklärung:

Gürtel und Schleier müſſen zur Bezeichnung der jungen Frau dienen. Den Gürtel, die Gürtelkette (aha, wahrſcheinlich mit den Schlüſſeln des Hauſes) trägt ſie als Hausfrau. Der Schleier kommt freilich eigentlich nur der Braut zu, wie ſchon Jeremias ſagt (2, 2): „Vergiſſet doch eine Jungfrau ihres Schmuckes nicht, noch eine Braut ihres Schleiers“, aber Schiller muß ihn hier ſtatt der zu proſaiſchen Haube dem Reime zu Liebe als Bezeichnung der jungen Frau gedacht haben, was freilich noch auffallender, als wenn er im „Alpenjäger“ Gazelle ſtatt Gemſe braucht; doch eine paſſendere, keinen Anſtoß bietende Deutung der Stelle möchte kaum zu finden ſein.

Wahrlich, da ſteht's, es ſteht wirklich da; ich hab' es geleſen! Zum Schluß des Räthſels vom Schiff wird bemerkt, das Bild des auf ſeinem Zahne feſtſtehenden Schiffs ſei doch etwas gar zu wunderlich. Düntzer meint nämlich, das Schiff werde mit verſchiedenen Thieren verglichen, am Schluſſe mit einem nicht näher bezeichneten wilden Thiere, das mit ſeinem Eiſenzahn ſich in den Boden einbeißt. Iſt es möglich, ſo zu erklären? Die Wunderlichkeit fällt hier, wie ſo oft, auf den Erklärer zurück, der nicht weiß, daß unter dem Eiſenzahn der Anker zu verſtehen iſt.

Im „Lied an die Freude“ wird zu der Stelle: „In der Traube goldnem Blut trinken Sanftmuth Kannibalen“ bemerkt: „Die Wirkung des Weins, den Wilden zu beſänftigen, iſt eine ganz abſonderliche; vielmehr regt der Wein dieſe zum Streite auf.“ Um Schiller keinen Unſinn ſagen zu laſſen, erkläre ich die Worte von den Ruſſen, die in der „Huldigung der Künſte“ gleichfalls als Wilde („Kannibalen“ iſt auch nach Düntzer ein übertriebener Ausdruck für wilde Naturen) bezeichnet werden und bekanntlich in trunkenem Zuſtande eine merkwürdige Gutmüthigkeit und Zärtlichkeit entwickeln. Des Tadelns iſt, wie wir an den bezeichneten Stellen geſehen haben, kein Maß noch Ziel. Alle Augenblicke ſtößt man auf ein „ſonderbar“, „wunderlich“, „ſeltſam“, „unpaſſend“. Bekannt iſt das ſchöne Epigramm:

Glücklicher Säugling, dir iſt ein unendlicher Raum noch die Wiege;
Werde Mann und dir wird eng die unendliche Welt.

Verwundert fragt ſich der Leſer: Was iſt denn hier zu tadeln? Düntzer ſagt es uns: „Werde Mann fällt auf (mir iſt es noch nie aufgefallen), da gerade dem Jüngling die Welt zu enge wird, der Mann ſich wieder zu beſchränken, ſeine Thätigkeit mehr auf einen Punkt zu richten weiß.“ Die Widerlegung dieſes Tadels überlaſſe ich dem Leſer. Der Gegenſatz zu Kind iſt Mann, und es iſt ja nicht geſagt, daß dem Mann, ſo lange er Mann iſt, die Welt zu eng ſei. In einem andern Epigramm ſetzt Schiller dem Jüngling den Greis entgegen.

Zu dem Gedicht „Eberhard der Greiner“ wird bemerkt: „Der Dichter denkt ſich den Sohn des Greiners irrig als bei ſeinem Vater wohnend und als einen noch ſehr jungen Mann, da doch Ulrich's Sohne Eberhard an dem Tage, wo er ſelbſt fiel, ein Sohn geboren ward.“ Aber daß der Sohn bei ſeinem Vater gewohnt habe, ſagt Schiller nicht, und ſchwäbiſch iſt Bube gar oft gleich Sohn überhaupt, abgeſehen vom Alter.

Aehnlich wird „die am Arme ſeichter Thoren blähend mit dem Fächer ficht“ misverſtanden. „Fechten“ bezeichnet an dieſer Stelle (in „An Minna“) nicht „ironiſch den Kampf gegen die Luft“, auch iſt nicht „facht“ zu leſen; das Richtige findet ſich im Grimm'ſchen Wörterbuch unter „Fechten“, wo unſere Stelle angeführt iſt. Ganze Gedichte, wie die „Dithyrambe“, „An die Freunde“, „Begegnung“, findet Düntzer gezwungen und kalt; ein Beweis, daß es ihm leichter gelingt, ſich in Goethe's als in Schiller's poetiſche Stimmung zu verſetzen. Es ſoll ja nicht geleugnet werden, daß Schiller als Lyriker unter Goethe ſteht, von deſſen Gedichten das Schiller'ſche Wort gilt: „Schlank und leicht wie aus dem Nichts geſprungen, ſteht das Bild vor dem entzückten Blick“; ich will durchaus nicht beſtreiten, daß ſich in Schiller's Lyrik manches Wunderliche, Verfehlte, Erzwungene findet, daß namentlich die Laura-Oden nicht der ungekünſtelte Ausdruck einer natürlichen Empfindung ſind. Aber Düntzer geht zu weit, wenn er nicht allen, aber doch den allermeiſten Gedichten Schiller's, und wenn ſie blos aus ein paar Verſen beſtehen, einen Flecken anzuhängen weiß, der das Ganze entſtellt. Am glücklichſten iſt er noch in der Erklärung von Schiller's erzählenden Gedichten, wiewol er einen Unterſchied zwiſchen Romanze und Ballade mit Unrecht leugnet. Hier tritt er gegen einige Ueberſchwenglichkeiten Grube's mit Glück auf. Aber andere Gedichte hat er ſchlimm verkannt. Nehmen wir „Thekla. Eine

Geiſterſtimme". Hier ſagt Düntzer: „Der Uebergang zum Vater, woneben (!) man auch eine Erwähnung der Mutter erwartet, iſt gewaltſam." Warum, wird nicht geſagt. Die zwei letzten Strophen enthalten „nicht zu Billigendes", „Wunderliches" nur für den, der nicht ſchilleriſch fühlen kann.

Ebenſo ſoll in „Des Mädchens Klage" der Schluß dem Anfang nicht entſprechen; man erwarte, daß das Mädchen auf ſeiner Bitte beſtehen werde. In der Einleitung iſt Düntzer dem Gedicht viel gerechter geworden und hat die Einheit nicht bezweifelt. In der „Reſignation" ſoll der Gegenbeweis gegen die Unſterblichkeit, daß nie ein Todter gekommen, der von der Vergeltung meldete, „außerordentlich ſchwach" ſein; er iſt aber ganz der hamletiſche. Der Schluß: „Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht", wird „wunderlich genug" genannt. Düntzer erklärt: „Bei dem, was der Menſch auf Erden hat, muß er ſich beruhigen." Auf eine nähere Erklärung dieſer unklaren Aeußerung läßt er ſich nicht ein. Die Erklärung: „alles Irdiſche findet auf Erden Lohn oder Strafe" wird verworfen, wiewol ſie dem Richtigen näher kommt als Düntzer's Auffaſſung. Der Sinn iſt: Die Gerechtigkeit zeigt ſich allein auf Erden, nicht im Jenſeits; aber ſie zeigt ſich im großen und ganzen, in der Weltgeſchichte, nicht gerade im Schickſal des einzelnen. Der Menſch muß daher auf ſein Ich verzichten, ſich zur Betrachtung des Ganzen erheben, in ewigen Weltgeſchicken, wie Mörike von Schiller ſagt, ſein eigenes Weh vergeſſen, ſein Ich zur Menſchheit erweitern; in der Betrachtung des Ganzen heben ſich die einzelnen Mißklänge zur Harmonie auf. Zur Vergleichung dient das Epigramm „Unſterblichkeit":

Vor dem Tode erſchrickſt du? Du wünſcheſt unſterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin biſt, es bleibt.

„Die Sehnſucht" faßt Düntzer falſch auf, nämlich als allegoriſche Darſtellung des Gedankens, daß nur der fromme Glaube uns die Ueberzeugung von dem wonnigen Glücke des Jenſeits verſchaffen könne; freilich dürfe man nicht in allen einzelnen Zügen der Allegorie eine beſtimmte Deutung ſuchen. Aber doch in den Hauptzügen, z. B. in den Schlußworten? Der beſeelte Nachen iſt nach Düntzer der Glaube; und dieſer Glaube bringt uns — wirklich ins Jenſeits? Nein, nur zur feſten Ueberzeugung — aber der Glaube ſelbſt iſt ja feſte Ueberzeugung von etwas Unſichtbarem — vom Glauben = der Glaube führt zum Glauben, idem per idem. Die von Düntzer verworfene Erklärung vom Gegenſatz zwiſchen Ideal und Wirklichkeit iſt allein richtig. Das erſehnte Land iſt das Land des äſthetiſchen Ideals. Es iſt nicht ſowol das religiöſe, als vielmehr das philoſophiſche Jenſeits, was hier zum elegiſchen Ausdruck gelangt. Die äſthetiſche Gemüthsſtimmung bedarf nach Schiller der Unſterblichkeit gar nicht. Dieſes äſthetiſche Jenſeits wird freilich oft mit Farben, die dem religiöſen Jenſeits entnommen ſind, in platoniſirender Weiſe ausgemalt; aber dies darf uns nicht täuſchen. Wenn Schiller ſagt, die wahre Idylle müßte uns vorwärts nach Elyſium führen, hat er da ans Jenſeits der religiöſen Vorſtellung gedacht? Iſt denn am Schluß der „Theilung der Erde" der chriſtliche Himmel gemeint? Das Gedicht wurzelt in einem dunkeln Sehnen, das ſich durch eine Abwechſelung von Bildern klar zu werden ſucht; die Deutung aber iſt unzweifelhaft. Zu vergleichen iſt namentlich Goethe's „Kennſt du das Land"? Die Sehnſucht, das todte Wort in eine lebendige Anſchauung zu verwandeln, trieb Goethe unwiderſtehlich in das Land, wo die Citronen blühen; Schiller empfand ein ähnliches Verlangen nach jenem Lande der Phantaſie, wo goldene Früchte glühen, winkend zwiſchen dunkelm Laub. Aehnliches wäre über das Gedicht „Der Pilger" zu bemerken. Im Ernſt kann ja doch kein Pilger hoffen, einen Ort auf Erden zu finden, von dem aus man unmittelbar durch ein goldenes Thor zum Himmel eingeht. Bei der „Klage der Ceres" führt Düntzer aus, wie Schiller vom alten Mythus abgewichen ſei, und bemerkt dann: „Die Pracht der Blumen tritt hier als Wirkung innigſter Mutterliebe hervor, woneben (!) der Gedanke, daß die Blumen zugleich von der Erde und der Luft genährt werden, mehr zurücktritt." Allein die Blumen ſind ſchon vorher da, und daß ſie bis dahin unſcheinbar und farblos geweſen ſeien, ſteht nicht da; Düntzer bemerkt ſelbſt, was Ceres immer gethan, thue ſie jetzt mit beſonderer Beziehung auf ihre Tochter. Er legt offenbar auf die rhetoriſch-ſentimentale Wendung am Schluß ein viel zu großes Gewicht und macht den Mittelpunkt und Kern des Gedichts, daß die Blumen eine Verbindung zwiſchen der Oberwelt und der Unterwelt darſtellen, zur Nebenſache. Die ſinnbildliche Deutung iſt hier geboten. Auch in dem Gedicht „Die Blumen" ſind die Blumen Boten der Liebe. Damit iſt freilich der griechiſche Mythus orientaliſirt worden. Der Grundgedanke iſt: Liebe und Freude und, worin dieſe ihren Ausdruck finden, Schönheit, Kunſt, Poeſie ſind das Geſetz des Univerſums, ſchlingen ein inniges Band um die Nahen und Fernen, die Lebenden und Todten. Vergleiche das Lied „An die Freude" und „Die vier Weltalter" am Schluß. Läßt man die Deutung in dieſer Allgemeinheit, ſo ſchließt ſie auch andere Erklärungen nicht gerade aus; nur laſſen ſich dieſe dann mehr daran anknüpfen, als daß ſie im Gedicht ſelbſt beſtimmt enthalten wären.

An dem Gedicht „Ideal und Leben" wird getadelt, daß der Dichter bald ſo ſpreche, als ob das Reich des Ideals ſich auf die dem Menſchen erreichbare Beherrſchung der beiden Triebe (Stofftrieb und Formtrieb) beziehe, bald als ob es das darüber hinausgehende wirkliche Ideal ſei; „wenigſtens können Strophe 8 und 9 nur auf eine Freiheit des Menſchen von allem Stoff bezogen werden, welche dem Menſchen nicht verliehen iſt, wogegen in Strophe 2 von einem Zuſtand der Menſchen auf Erden die Rede iſt, wodurch wir den Göttern gleich werden können". Ich kann dies nicht finden. Der Olymp, der hohe Uranide, iſt auch hier nur Symbol des irdiſchen Elyſiums, des idylliſchen Ideals. Der Menſch ſoll nach dieſem Ideale, in dem alle Gegenſätze zu heiterer Harmonie aufgehoben ſind, ſtreben und kann es erreichen.

Die Schwäche des Gedichts beſteht vielmehr darin, daß es unklar bleibt, ob die abſolute Form mit völliger Vertilgung des Stoffs oder die Vermählung des Form- und Stofftriebes dieſes Ideal enthalte.

Auch „Das verſchleierte Bild zu Sais" findet keine Gnade vor Düntzer's Augen:

Die den Jüngling äffende Zweideutigkeit (aber dieſe liegt ja im Weſen des Orakels und iſt die Bedingung, daß etwas geſchieht) dürfte kaum der Würde der Lehre ſelbſt entſprechen (davon ſpäter), und das Räthſelhafte ſollte nicht ſo ohne alle Auflöſung bleiben, wie es wirklich der Fall iſt. Auch iſt die Vermeſſenheit des Jünglings nicht beſonders glücklich begründet; denn wie kann wol ein nach edelſter Erkenntniß Strebender ſo leicht das Geſetz für nichts halten? (Ja wohl; wie kann ein Fauſt ſich der Magie ergeben, um aller Dinge Quell und Samen zu ſchauen?) Und der Hierophant müßte entſchiedener und würdiger ihm die Schwere einer ſolchen Verletzung vorhalten, auch die Anſicht widerlegen, daß nur die ganze Wahrheit Werth habe.

Weiter leſen wir: „Das als möglich zugegebene frühere Heben des Schleiers bezieht ſich auf den wirklichen, die Bildſäule bedeckenden Schleier." Damit wäre freilich der Jüngling „geäfft"; aber dies iſt eben nicht der Sinn. „Die Wahrheit, welche der Jüngling ſieht, iſt die ihn bitter quälende Erkenntniß der großen Schuld, daß er gegen die Gottheit ſich aufgelehnt, welche dieſen Schleier zu heben verboten." Ganz verfehlt. Hätte der Jüngling, nachdem er den Schleier gehoben, nicht etwas Gräßliches, ihn tief Erſchütterndes wahrgenommen, ſo wäre er gar nicht zur Erkenntniß ſeiner Schuld gekommen; denn das erwachende Gewiſſen hatte er ja übertäubt.

Schon Viehoff hat auf die Aehnlichkeit mit der Fauſtſage aufmerkſam gemacht. Noch auffallender iſt die Aehnlichkeit mit dem Goethe'ſchen Fauſt, der den Erdgeiſt beſchwört und wie vernichtet vor ſeiner Erſcheinung dahinſinkt. Es wäre ſogar möglich, daß dieſe Scene unſerm Dichter — das Gedicht erſchien 1795 — vorſchwebte. Eine weitere, bisher allgemein überſehene Parallele findet ſich in Schiller's Aufſatz: „Die Sendung Moſes." Schiller ſpricht hier von der Lehre der Epopten, daß nur ein Gott ſei, und von der Inſchrift einer alten Bildſäule der Iſis; ſodann von einer heiligen Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte und die ihrem Urſprunge nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit ſein ſollte. „Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, dieſen Kaſten aufzudecken, oder ihn auch nur zu berühren. Von einem, der die Verwegenheit hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnſinnig geworden ſei." Hier haben wir die Quelle von Schiller's Gedicht; freilich woher Schiller ſelbſt dieſe zweite Angabe geſchöpft hat (die Bemerkung über das Bild der Iſis iſt aus Plutarch), weiß ich nicht; nach der Anmerkung am Schluß des genannten Aufſatzes benutzte er die Schrift von Decius (pſeudonym für den Philoſophen Reinhold) über die älteſten hebräiſchen Myſterien; dieſe Schrift habe ich nicht bekommen können. Jedenfalls hat Schiller die zwei Angaben über das Bild der Iſis und den Sarg des Serapis zu einer Geſchichte verſchmolzen. Ein Jüngling, der ſich anmaßt, was er ſich nicht erlauben darf, wird, wenn auch nicht wahnſinnig, ſo doch zuerſt beſinnungslos, nachher ſchwermüthig. Er übertreibt und überreizt ſeine Entwickelung und überſpringt die Stufen, die ihn nicht allein von den Eingeweihten, ſondern von der reinen, hüllenloſen Wahrheit ſelbſt trennen.

Düntzer ſelbſt ſagt:

Es liegt der Sinn darin, daß der Menſch die von der Gottheit ihm geſetzten Schranken der Erkenntniß nicht verrücken, nicht gewaltſam die ihm verwehrte Kenntniß der Gottheit ſich zu verſchaffen ſuchen dürfe, ſondern ruhig warten müſſe, bis dieſe ſelbſt ihm offenbare, was ſie auf Erden zu ſehen ihm verwehrt habe.

Dabei iſt nur zu bemerken, daß die Beziehung auf das Jenſeits im Gedicht nicht, wenigſtens nicht beſtimmt angezeigt iſt. Der Jüngling ſieht ja die Wahrheit; das Orakel iſt zweideutig, wie alle Orakel, aber nicht lügenhaft. Die „Worte des Wahns" gehören nicht hierher; denn dieſe halten ſich nur an den erſten Theil des Orakels, daß der Schleier der Wahrheit nicht gehoben werden kann. Eher iſt zu vergleichen die „Poeſie des Lebens". „Des Traumes roſenfarbner Schleier fällt von des Lebens ernſtem Antlitz ab; die Welt ſcheint, was ſie iſt, ein Grab." Das Gedicht ruht mit vielen andern, denen eine Reihe optimiſtiſcher Gedichte gegenüberſteht, auf dem Boden einer durchaus peſſimiſtiſchen, fataliſtiſchen Weltanſchauung. Es iſt zwar nicht ausdrücklich geſagt, aber aus dem traurig veränderten Zuſtand des Jünglings iſt es um ſo ſicherer zu errathen, was er geſchaut hat — ſtatt der gehofften, wunderbar ſchönen Harmonie —, „Geburt und Grab, ein ewiges Meer", wie der Erdgeiſt Fauſt zuruft.

Wir eilen zum Schluſſe. Ich bedauere lebhaft, einem Autor, der ſich um das Verſtändniß unſerer Claſſiker, namentlich Goethe's, ſo bedeutende Verdienſte erworben hat, eine mangelhafte, verunglückte Löſung der Aufgabe, die er ſich geſtellt, vorwerfen zu müſſen. Aber noch mehr that es mir wehe, daß Düntzer ſo einſeitig Goethianer iſt, daß er Goethe's großen Geiſtesbruder nicht liebevoller zu würdigen, nicht billiger und gerechter zu beurtheilen verſtand. Ueberhaupt iſt in den „Erläuterungen zu den deutſchen Claſſikern", von denen vorliegendes Werk einen Theil ausmacht, Schiller bisjetzt nicht beſonders vom Glück begünſtigt worden. Eckardt hat Schiller's Jugenddramen beſprochen, aber ebenfalls viel zu breit und weitſchweifig; er hat namentlich in die „Räuber" einen ganzen Roman hineinphantaſirt, von dem kein Wort darinſteht. (Vgl. meine Beurtheilung von Eckardt's Auffaſſung der „Räuber" in Nr. 39 d. Bl. f. 1862, und meine Antwort auf Eckardt's Entgegnung [in Nr. 45 d. Bl. f. 1862] in Herrig's „Archiv", Heft 1, 1863.) Es iſt zu wünſchen, daß die ſpätern Dramen, deren Bearbeitung Düntzer auf ſich nehmen wird, ein beſſeres Schickſal haben. Darum noch einmal: Maß — Maß in der Polemik, Maß in der Anzahl der Erläuterungen, Maß und Methode in der Anordnung und Eintheilung. „Maß zu halten iſt gut", ſo ſagt Kleobulos von Lindos.

Guſtav Hauff.

Unterhaltungsliteratur.

In einer Zeit, wo alle Welt unterhalten und mehr unterhalten als belehrt ſein will, darf man ſich über die Dimenſionen nicht wundern, die gerade dies Gebiet der Literatur angenommen. Zu um ſo ſtrengerer Wachſamkeit iſt die Kritik verpflichtet und muß ſchonungslos auch die Berufenen zurückweiſen, welche nicht zu den Erwählten gehören.

Es fällt uns ſchwer, dieſen Reigen mit einem Namen eröffnen zu müſſen, der, einſt von gutem Klang, jetzt ſeinen Glanz — wir dürfen es nach der vorliegenden Schrift ausſprechen — bis zum Verdunkeln trübte. Wer einen glücklichen, vielverſprechenden Anlauf genommen, dem muß die Kritik doppelte Strenge zeigen, wenn er ſeine Kraft erlahmen läßt, zerſplittert oder verſchleudert.

1. Das koſchere Haus. Novelle von Hermann Schiff. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 20 Ngr.

nöthigt uns, ganz ungeſchminkt ein Urtheil auszuſprechen, zu dem man ſchon durch frühere Schriften Schiff's völlig berechtigt geweſen, das man aber aus alter Anhänglichkeit oder nicht wohlangebrachter Schonung nur andeutungsweiſe, nur mit vieler Reſerve ausſprach.

Streng äſthetiſchen Anforderungen vermochte Schiff nicht, oder nur vor zeiten einmal annähernd zu genügen. In dem Product eines Schriftſtellers, der mit ſich und der Welt vollkommen abgeſchloſſen, erſcheint die ganze Eigenthümlichkeit ſeines Weſens incarnirt. „Das koſchere Haus" enthüllt uns alſo die Seele ſeines Schöpfers! Das Schlagwort „originell" charakteriſirt, freilich ſeine misliche Nebendeutung eingerechnet, Schiff auf das treffendſte. Leider iſt ſeine Naturwüchſigkeit nicht durch Selbſtbeherrſchung veredelt, ſondern in genialer Nonchalance verwildert. Trotz reicher Lebenserfahrungen und des Einblicks in die mannichfachſten Socialzuſtände, namentlich jüdiſcher Sphären, iſt Schiff doch nicht in das wahre Weſen der Dinge eingedrungen, und die Welteindrücke werden von ſeiner Phantaſie oft nur als Zerrbilder reflectirt.

Der Titel: „Das koſchere Haus", wird ſomit, außer der beabſichtigten Ironie auf die hamburger Tempelhalle, welche in Nachtorgien die Hauptintrigue der Novelle abſpielen ſah, zur Ironie auf das unkoſchere Buch ſelbſt. Die Scenerie, die uns wie zum Schlußeffect ein öffentliches Haus, „Bullenſtall", vorführt, entwickelt auch an unverfänglichern Orten widerliche Situationen. Auch wo die Scene anſtändig bleibt, ſcheint für Schiff wegen der einen ihn beherrſchenden Neigung zu Witz, Spott und Satire die unbefangene Betrachtung unmöglich zu ſein. Der Dampfbetrieb z. B., mit dem ungebildete und unvernünftige Aeltern ihre Kinder plötzlich abrichten laſſen, um der Hausfaçade einen Fortſchrittsanſtrich zu geben, mag mit Recht als lächerlich und bornirt gegeiſelt werden; aber es iſt dies nichts dem modernen Judenthum allein und beſonders Eigenthümliches, ſondern charakteriſirt eine ganze Zeitrichtung.

Im allgemeinen muß man zu der „Draſtik", prickelnden „Kauſtik", und wie immer das anerkannte „Genre mousseux" des Verfaſſers genannt worden iſt, doch mit einer ganz Schiff'ſchen Wendung ſagen: Was thu' ich damit? Wenn die jüdiſchen Heldenväter dieſes Schriftſtellers inmitten feſtlich verſammelter Familie die Erzieherinnen ihrer erwachſenen Töchter zu Boden werfen und ihnen gewaltſam die nicht bewilligten Kußſalven aufbrennen, wenn dieſe Familienhäupter ihren neunzehnjährigen Gymnaſialſöhnen die Annectirung öffentlicher Dirnen als Concubinen anempfehlen, ja aufdringen — wen ekelte das nicht an? Der Schriftſteller hat das Recht, ſociale Blößen und Krebsſchäden zu brandmarken, aber er braucht dazu nicht alle Schmuzablagerungen aus Kloaken und Rinnen zuſammenzukehren, um ſie auf Markt und Straßen breitzutreten.

Einem, wie es ſcheint, ſelbſtgeſchaffenen Stoffe, nicht gerade hiſtoriſch, aber doch mit einer Art von hiſtoriſchem Anflug und politiſcher Tendenz, begegnen wir in

2. Deutſche Opfer. Von Karl Wartenburg. Leipzig, Ernnow. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Novellen, deren Idee wenigſtens in der Zeit der Reaction und der Verfolgung wurzelt. Das Titelmotto: „Vae victis!" verräth die Tendenz. Den Strudel politiſcher Wirren hat der Verfaſſer umſchifft und berührt ſie nur obenhin als zurückliegenden Hintergrund, aus dem ſich die ſocialen Verhältniſſe herausentwickeln. Gedrungene Kürze erhält das Ganze in lebendigem Guß und Fluß, obgleich es freilich zuweilen mehr als wünſchenswerth zu ſkizzirter Zeichnung von Situationen und Charakteren geführt hat, indeß ſtets durch ſcharfe Striche den nuancirenden Griffel erſetzt. Pſychologiſch wahre Charakterentfaltung und die mit Wahrſcheinlichkeit eintretenden Begebenheiten erhöhen die Klarheit der Bilder. Freilich begegnen wir im Komödiantenvater Erdenbrecher einem alten Bekannten, doch bleibt wenigſtens durch neue Streiflichter der ſtereotyp gewordenen Figur und Scenerie das erweckte Intereſſe erhalten. 30.

Feuilleton.

Das Moderne in der Kunſt.

Unter dieſer Ueberſchrift gibt Karl Frenzel im Feuilleton der „National-Zeitung" (Nr. 21) eine äſthetiſche Studie, welche vollkommen mit der Tendenz d. Bl. übereinſtimmt. Wir brauchen nur auf unſere Polemik gegen das Programm Albert Lindner's in dieſer Nummer hinzuweiſen, um dieſe Uebereinſtimmung zu conſtatiren. Ganz treffend ſagt Frenzel: „Dem, was im modernen Geiſte auf den Gebieten der Künſte verſucht und gewagt wird, tritt die gelehrte Aeſthetik meiſt mit der Behauptung entgegen, es ſei unpoetiſch, unkünſtleriſch und entbehre des edeln Stils. Kaulbach's Gemälde gelten ihr für ſchemenhaft, ein politiſcher Roman für die Spitze des Ungeſchmacks. Tendenz und Kunſtwerk ſchließen ſich nach dieſer Anſicht unbedingt aus. Nur das Altgewohnte darf auf den Ruhm des Claſſiſchen

Anspruch machen, Formen, die sich längst überlebt haben, sind heilig. Warum sollte sich in dieser Weise nicht schaffen lassen? Ist das Geschaffene nicht künstlerisch, so ist es doch künstlich. Fort und fort dichtet man bei uns alcäische und sapphische Strophen, Tragödien mit dem griechischen Chor; fort und fort malt man Madonnen und himmlische Glorien. Erregen nun aber diese Schöpfungen nicht den Beifall, welchen sich die Künstler und ihr Freundeskreis versprechen, geht das Publikum an einer Maria, die zum Himmel schwebt, theilnahmlos vorüber und bleibt bewundernd vor einer Bauerntaufe stehen; verschwindet ein Trauerspiel von Sophonisbe oder Lucretia nach der bekannten dritten Anstandsvorstellung in den Schatten der Theaterbibliothek, während ein Lustspiel immer wieder die Zuschauer lockt, in die behaglichste Stimmung versetzt und ihren freudigen Zuruf erweckt: so erschallt die Klage von der Gesunkenheit der Menge, von der Erbärmlichkeit der Kritik, von dem Materialismus der Zeit. In der eigenen künstlerischen Beschränktheit, in der Thorheit, wider den Strom schwimmen und dem Allgemeinen ein ihm Fremdes, Unnatürliches aufzwingen zu wollen, sucht keiner den Grund seiner Niederlage. Der Spruch Schiller's: «Es soll der Dichter mit dem König gehen», hat längst seine Wahrheit verloren, wol aber soll der Künstler seiner Zeit angehören, von ihrem Geisteswehen erfüllt sein, nur wenn er ihres Wesens Tiefe, ihre Art zur Erscheinung bringt, ist er ein Künstler. Und da ist es eben nicht gleichgültig, welchen Stoff er ergreift, nicht gleichgültig, ob er Engel oder Scenen der Französischen Revolution malt. Denn an seine Engel glauben wir nicht einmal mehr im künstlerischen Sinne, sie würden immer nur Stiefgeschwister der Rafaelischen Engel sein; in der Französischen Revolution aber steckt die Wurzel unserer Gegenwart, aus ihr sind alle Fragen, die uns bewegen, entsprungen, unsere Theilnahme an diesen Begebenheiten ist eine lebendigere als an dem Kampf der Centauren und Lapithen. Eine Kunst, die sich nicht mit dem Inhalt ihrer Zeit erfüllt, fällt ins Bodenlose."

Wir glauben, daß sich das jüngere Geschlecht auf die Länge so überzeugender Wahrheit nicht verschließen wird. Unser Fortschritt über die classische Epoche hinaus besteht zunächst in der sichern Erkenntniß eines Princips, welches zwar die bedeutendsten Dichtungen unserer großen Poeten durchdringt, doch bei ihnen noch nicht so feststand, daß sie nicht mehrfach davon wieder ins akademische Genre abgewichen wären. Dieser Fortschritt ist zunächst ein theoretischer, die Talente sind schon vorhanden, ihn in die Praxis hinüberzuführen; auch der Genius wird nicht fehlen, welcher der Literatur das bedeutsame und unauslöschliche Gepräge des modernen Geistes aufdrückt.

Deutsche Lyrik in Italien.

Alle geistigen Annäherungen zwischen Deutschland und Italien begrüßen wir mit Freuden; es sind zwei politisch auftretende Nationen, die sich vielfach in geistiger Hinsicht ergänzen. Die deutsche Lyrik scheint in Italien immer mehr Freunde zu finden. So bringt die „Rivista comtemporanea" die Uebersetzung einzelner Romanzen von August Graf Platen, Ludwig Uhland, Anastasius Grün, Christian Zedlitz, Bauernfeld, Seidl und Vogl, die jedenfalls dazu beitragen wird, die Italiener mit deutscher Lyrik zu befreunden. Platen's „Pilger von St.-Just" hat freilich in der Uebersetzung seine classische Prägnanz verloren. Aus dem „Corriere del Lario" erfahren wir ferner, daß der Heine-Cultus gegenwärtig am Comersee in Blüte steht. Es verweilen nämlich in Como zwei deutsche Literaten, Wilhelm Buchholz und Julius Schanz, letzterer als Professor der deutschen Sprache und Literatur an dem dortigen technischen Institut. Buchholz sandte dem Uebersetzer der Heine'schen Gedichte, dem Professor Bernardino Zendrini in Ferrara, eine Heine-Reliquie, ein Büschel Haare des pariser Aristophanes, und dieser sprach seinen Dank dafür in einem recht ansprechenden Gedicht: „I capegli d'Heine", aus. Auch in andern Gedichten gab Zendrini seiner Bewunderung der deutschen Literatur schwunghaften Ausdruck. Er nennt in einem Dankgedicht an Julius Schanz, der seine „Canti" übersetzt hat, die deutsche Sprache eine „nobile lingua, omnipotente come la Greca".

Eine merkwürdige Preisausschreibung.

Glücklich der russische biographische Autor, der das Jahr 1925 erlebt! Er kann einen Preis erhalten, wie ihn bisher noch keine Regierung der Welt ausgeschrieben hat. Man macht neuerdings wieder auf diesen Preis aufmerksam, den der russische Artilleriegeneral Graf Alexei Araktschejeff am 2. April 1833 gestiftet hat. Er legte ein Kapital von 50000 Silberrubel für 93 Jahre auf Zins und Zinseszins bei der russischen Reichsleihbank nieder. Der Preis soll demjenigen russischen Schriftsteller zufallen, der im Jahre 1925, 100 Jahre nach dem Tode des Kaisers Alexander I. von Rußland, die beste, vollständigste und in Rücksicht des Stils gelungenste Geschichte der Regierung jenes Monarchen verfaßt hat. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften ist von dem Erblasser dazu bestimmt, hierüber die Entscheidung zu treffen und den Preis auszutheilen. Als Curiosum wird erwähnt, daß die 50000, zu 4 Procent anlegten Rubel im Jahre 1925 auf die Summe von 1,918960 Rubel angewachsen sein werden. Ein Viertel dieser Summe ist für die Herausgabe und Uebersetzung des gekrönten Werks ins Deutsche und Französische bestimmt. Mögen sich daher die deutschen Herausgeber und Uebersetzer beizeiten eine Autorisation sichern, die nichts kostet, sondern ein paar hunderttausend Thaler einbringt. Nur eine Gefahr droht dem Kapital und seinem ruhigen Heranwachsen. Sie liegt in der Bestimmung des Erblassers, seine Preisbestimmung öfters und zwar am Anfang des Jahres 1915 in allen dann erscheinenden russischen und ausländischen Zeitungen bekannt zu machen. Wenn die Zeitungspresse in gleichem Verhältniß wie bisjetzt fortschreitet, so dürfte sie mit der Verzinsung des Kapitals Schritt halten und die Insertionen einen beträchtlichen Theil desselben verschlingen.

Literarische Notizen.

Die österreichische Regierung zeigt das rühmenswerthe Bestreben, den deutschen Dichtern Oesterreichs Auszeichnungen zutheil werden zu lassen, durch welche sie zugleich den hohen Werth an den Tag legt, der für sie in der Pflege des deutschnationalen Genius und in der Bewahrung des Zusammenhangs mit dem schöpferischen deutschen Geiste liegt. So ist der Dichter Friedrich Halm (Freih. von Münch-Bellinghausen), wie schon früher Anastasius Grün (Graf von Auersperg, zum Geheimrath mit dem Titel Excellenz, der Dichter S. Mosenthal zum kaiserlichen Rathe ernannt worden. Es sind die beliebtesten Dramatiker des Burgtheaters, welche in solcher Weise ausgezeichnet worden sind.

Die „Gartenlaube" erscheint mit dem neuen Jahr in einer Auflage von 210000 Exemplaren. Es ist dies die größte Auflage, zu der es irgendein Blatt in Deutschland oder in Europa gebracht hat. Selbst „Le petit Journal" in Paris, ein Soublatt, das durch die Beiträge Timothée Trim's, eines gewandten, populären Feuilletonisten, große Verbreitung gefunden hat, überschreitet unsers Wissens nicht eine Auflage von 200000 Exemplaren.

Die Witwe Heinrich Heine's, die er im „Romancero" selbst als seine „dicke Mathilde" gefeiert hat, droht, einen Proceß gegen die große pariser Verlagsbuchhandlung von Michel Lévy anzustrengen. Bekanntlich hatte diese ihr Heine's ungedruckten Nachlaß abgekauft, von welchem bisjetzt die letzten Bände seines „Briefwechsels" erschienen sind. Frau Heine bereut es, den ungedruckten Nachlaß zu billig aus der Hand gegeben zu haben. Noch mehr aber ist sie über die vielen Indiscretionen aus Heine's Privatleben entrüstet, die sich in diesen Bänden befinden. Wer jahrelang mit dem pariser Aristophanes zusammengelebt hat, sollte doch des Horazischen „nil admirari" in

Bezug auf seine Indiscretionen nicht mehr fähig sein. Ueberdies hat ja Frau Heine diese Indiscretionen selbst verkauft.

Die Verlagsbuchhandlung von Bernhard Tauchnitz in Leipzig veranstaltet eine „Collection of German authors" in Plan und Ausstattung seiner berühmten „Collection of British authors" entsprechend. Dieselbe wird mit dem Roman: „Auf der Höhe" von Berthold Auerbach beginnen, den Miß Burnet ins Englische übersetzt. Hoffen wir, daß sich die Sammlung, die wir als ein rühmenswerthes Unternehmen begrüßen, als eine bedeutsame Vermittelung deutschen und englischen Lebens, nicht blos auf die deutschen Romane beschränken, sondern auch Lyrik und Drama in ihr Bereich ziehen werde.

Das „Athenaeum" wird nächstens neu aufgefundene, bisher ungedruckte Briefe Lord Chesterfield's veröffentlichen.

Professor Franz Pfeiffer hat das Manuscript eines bisher nur aus Fragmenten bekannten großen epischen Gedichts von Konrad von Würzburg in der fürstlich Stahremberg'schen Bibliothek zu Efferding bei Linz aufgefunden. Dies Rittergedicht, das dem karolingischen Sagenkreis angehört, führt den Titel: „Partenopier und Melinur", ist frei nach einem altfranzösischen Roman: „Partenopeus de Blois", behandelt und umfaßt auf 131 Blättern 20000 Verse.

Die Arnold Hilberg'sche Verlagsbuchhandlung in Wien kündigt eine „Deutsch-österreichische Revue" an, eine Monatsschrift für die gesammten politischen und scientifischen Strebungen der Gegenwart, die sich als Organ der deutschen Partei in Oesterreich proclamirt, mit der Tendenz, den Deutsch-Oesterreichern ihren Culturzusammenhang mit dem großen deutschen Volke zum Bewußtsein zu bringen. Nicht blos politische Artikel, sondern auch wissenschaftliche und literarische, welche von der untrennbaren geistigen nationalen Einheit Gesammtdeutschlands Zeugniß ablegen, sollen den Hauptinhalt der Zeitschrift bilden. Der dramatischen Kunst und der Tonkunst soll besonders eine volle Würdigung zutheil werden. Unter den Mitarbeitern befinden sich die angesehensten Namen aus Oesterreich und Süddeutschland.

In Leipzig erscheint eine „Neue Allgemeine Zeitschrift für Theater und Musik" (Verlag von Paul Rhode), unter der verantwortlichen Redaction von Yourij von Arnold. Die Probenummer enthält einen Artikel von Feodor Wehl: „Das deutsche Theaterzeitungswesen", welcher gewissermaßen das Programm der neuen Zeitschrift enthält. Sie erscheint demnach im Unterschied von den andern Organen der geschäftlichen Agenturen als ein Blatt, dem es um Hebung der dramatischen Literatur und Kunst zu thun ist, etwa als eine Fortsetzung der jüngst eingegangenen „Recensionen für Theater und Musik". Daß die Musik gleichberechtigt mit der Bühne in den Vordergrund treten wird, dafür bürgt der Name des Herausgebers. Wir wünschen dem Unternehmen günstigen Fahrwind, obgleich wir die Klippen fürchten, an denen derartige gediegene Unternehmungen bisher immer gescheitert sind.

Im Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig erscheinen „Pädagogische Vorträge und Abhandlungen" in zwanglosen Heften. Das erste enthält einen Vortrag, welchen Paul Möbius im deutschen Lehrerverein gehalten hat: „Theologen oder Seminaristen?" Möbius erklärt sich für keine von beiden, sondern für Pädagogen, Männer, welche als Lehrer die Vorzüge der Theologen in sich vereinigen, und dringt auf eine fachwissenschaftliche Vorbildung des Lehrerstandes und die Hebung desselben in der bürgerlichen Gesellschaft.

Das zwölfjährige Mönchlein.

Eine der sinnigsten und lieblichsten Legenden ist die poetische Erzählung vom zwölfjährigen Mönchlein. Ihre Quelle kann nicht sicher nachgewiesen werden, aber ihr Alter reicht gewiß viel weiter zurück als die beiden handschriftlichen Ueberlieferungen, welche aus dem 15. Jahrhundert stammen und den Text in verderbter Gestalt darbieten. Zuerst wurde die Legende herausgegeben von Maurer von Constant (Schaffhausen 1842). Er fügte dem Urtexte nach der ältern und bessern Handschrift eine Uebertragung in die heutige Sprache bei. Franz Pfeiffer recensirte das kleine Buch in den „Münchener gelehrten Anzeigen" (1843) und suchte zugleich einzelne Stellen zu bessern. Unsere Literaturgeschichten haben der Legende wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt, was im Grunde nicht zu verwundern ist, da die überreiche Fülle dieser Literatur die einzelne Erscheinung nicht zur Geltung gelangen läßt. Neuerdings ist das Gedicht wieder zu Ehren gebracht worden, indem es zum Gegenstand einer philologischen Arbeit diente: „Die Legende vom zwölfjährigen Mönchlein. Inauguraldissertation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde (wo?) von Theodor Kirchhofer" (Schaffhausen 1866). In der Einleitung wird die Mangelhaftigkeit der Ueberlieferung hervorgehoben und zugleich aus einzelnen Fehlern die Existenz einer ältern Vorlage nachzuweisen gesucht. Der Verfasser wiederholt die kurze Inhaltsangabe, welche Pfeiffer jener genannten Recension beigefügt hatte, sieht aber von einer Untersuchung über die Entstehung, sowie von einer etwaigen mythologischen Deutung ab. In dieser Hinsicht würde also die Legende noch eine Aufgabe für die Forschung gewähren. Der Zweck der Dissertation ist wesentlich eine Herstellung des Textes. Wir müssen gestehen, daß sich in dieser gereinigten Gestalt das Gedicht bei weitem besser liest und auch formal schöner erscheint, wenn sich auch ein bedeutender Dichter nicht offenbart. Der Herausgeber erinnert in der Einleitung an ähnliche Legenden; wir möchten hinzusetzen, daß die Erzählung vom Mönchlein und dem Jesuskind, das zwanzigste Stück der Predigtmärlein, welche Pfeiffer im dritten Bande seiner „Germania" mitgetheilt hat, ähnliche Situationen und besonders einen fast gleichen Schluß aufweist.

Ein amerikanisches Shakspeare-Werk.

Es dürfte für die Verehrer und Commentatoren Shakspeare's nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß im verflossenen Jahre in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Buch erschienen ist, welches in gefälliger Sprache und mit geistreicher Tiefe Charaktere und Situationen aus den Stücken des größten englischen Dramatikers behandelt, welche, trotzdem daß schon so viel darüber gesprochen und geschrieben worden ist, einer scharfsinnigen Erklärung doch noch immer wenig oder gar nicht berührte Seiten darbieten. Das aber beweist gerade die Größe und den unerschöpflichen Geistesreichthum Shakspeare's, daß seine Werke, obgleich schon Jahrhunderte daran gedeutet und erklärt haben, noch jahrhundertelang neue Deuter und neue Erklärer finden werden.

Der Titel des in Rede stehenden Buchs ist aber: „Shakspeare's delineations of insanity, imbecility and suicide"; es erschien in Utica im Staate Neuyork und hat den Hrn. Dr. med. A. O. Kellogg zum Verfasser. Derselbe bekleidet die Stelle eines Hülfsarztes in der Irrenanstalt (Lunatic Asylum). Das Buch zerfällt in drei Theile, wovon der erste die Fälle des Wahnsinns (insanity), der zweite die Fälle des Stumpf- und Blödsinns (imbecility), der dritte endlich die Fälle des Selbstmords (suicide) behandelt. Kellogg behauptet, daß Shakspeare in rein pathologischer Hinsicht den meisten seiner Zeitgenossen, was Gemüthskrankheiten anlangt, weit überlegen gewesen sei. Er schließt sich den Kritikern an, welche den Wahnsinn Hamlet's für keinen fingirten, sondern für einen — bis zum gewissen Grade — wirklichen Wahnsinn halten. Er gibt wörtlich eine äußerst interessante Unterhaltung mit einer seiner weiblichen Kranken, deren Unglück und Irrsinn den Charakter der Ophelia auf das genaueste widerspiegelt. Die Art und Weise, womit Kellogg die Charaktere von Macbeth und König Lear darstellt und behandelt, zeugt von einem ebenso feinen und richtigen poetischen Gefühl wie von tiefer, wissenschaftlicher Sachkenntniß. Wenn er aber versucht, auch den Jaques in „Wie es euch gefällt" („As you like it") unter die wahnsinnigen

(insane) Charaktere zu ſtellen, ſo geht er jedenfalls zu weit; auch ſcheint er uns den Charakter der Cordelia nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben. In dem zweiten Theile ſeines Buchs behandelt Kellogg die ſtumpf- und blödſinnigen Charaktere, wie z. B. Dogberry, Malvoglio, Launce, Caliban, Bottom und Quince. Indeſſen ſcheint es uns, daß der Verfaſſer dieſen Abſchnitt mit weniger Originalität und Gedankentiefe bearbeitet hat als den erſten. Der dritte und letzte Theil des in Rede ſtehenden Werks bietet eine Abhandlung über den Selbſtmord dar und analyſirt namentlich in geiſtreicher Weiſe den Charakter des Othello. Im ganzen iſt das Buch Kellogg's nach Form und Inhalt ſehr anregend und belehrend, und darum der Empfehlung wol werth.

Bibliographie.

Ahlfeld, F., Das rothe Buch. Aus Kreuz und Freude einer Kaufmannsfamilie. Halle, Mühlmann. 8. 10 Ngr.

Album des literariſchen Vereins in Nürnberg für 1867. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Altmüller, K., Deutſche Lieder. 4te Aufl. Göttingen, Wigand. 16. 1 Thlr.

Arnold, M., Gedenkbuch für's Leben. Eine Sammlung der ſchönſten Stellen aus der deutſchen Literatur für Geiſt und Herz. Coburg, Sendelbach. 1866. Gr. 16. 27 Ngr.

Barth, K., Der Hochaltar der Liebe. Katholiſche Dichtungen. Augsburg. 1866. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Becher-Stowe, Blätter über Haus und Heim. Aus dem Engliſchen. Brandenburg, Wiesike. 1866. 8. 12 Ngr.

Beethoven, Briefe an Marie Gräfin Erdödy, geb. Gräfin Niczky und Mag. Brauchle. Herausgegeben von A. Schöne. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Clarus, L., Die heilige Mathilde, ihr Gemahl Heinrich I. und ihre Söhne Otto I., Heinrich und Bruno. Ein Stück deutſcher Geſchichte. Münſter, Theiſſing. Gr. 8. 1 Thlr.

Cornelia. Taſchenbuch für deutſche Frauen auf das Jahr 1867. Herausgegeben von Frater Hilarius. 52ſter Jahrgang. Darmſtadt, Lange. 1866. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Cotta, B. v., Ueber das Entwickelungsgeſetz der Erde. Leipzig, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Desor, E., Die Pfahlbauten des Neuenburger Sees. Deutſch bearbeitet von F. Mayer. Frankfurt a. M., Adelmann. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Droſte-Hülshoff, E. v., Aus der Jugendzeit! Gedichte. München, Franz. 1866. 16. 28 Ngr.

Die Dreizehner in Feindesland. Kriegsbilder aus dem Feldzuge des Jahres 1866 von F. v. T. Münſter, Oberthüſchen. 1866. 8. 5 Ngr.

Drobiſch, M. W., Die moraliſche Statiſtik und die menſchliche Willensfreiheit. Eine Unterſuchung. Leipzig, Voss. Gr. 8. 28 Ngr.

Fichte, J. H., Die Seelenfortdauer und die Weltſtellung des Menſchen. Eine anthropologiſche Unterſuchung und ein Beitrag zur Religionsphiloſophie wie zu einer Philoſophie der Geſchichte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Fock, O., Rügenſch-Pommerſche Geſchichten aus ſieben Jahrhunderten. IV. Innerer Zwiſt und blutige Fehden. Leipzig, Veit u. Comp. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Für Kunſt und Wiſſenſchaft in Hannover. Im November 1866. Hannover, Hahn. 1866. Gr. 8. 3 Ngr.

Galanterey-Waar'! Schwänke und Gedichte in ſauerländiſcher Mundart vom Verfaſſer der „Sprickeln un Spöne", „Grain Tuig" u. ſ. w. Soest, Nasse. 16. 10 Ngr.

Gallois, J. G., Geſchichte der Stadt Hamburg. Hamburg, W. Laeen. Gr. 8. 2 Thlr.

Neue Pariſer Geheimniſſe. Deutſch von C. Homburg. 1ſte Lief. Mannheim, Schneider. 8. 3 Ngr.

Glaſer, A., Niederländiſche Novellen den Originalen nacherzählt. Braunſchweig, Vieweg u. Sohn. 1866. 8. 24 Ngr.

Hagen, G., Gedächtnisrede auf Johann Franz Encke. Berlin, Dümmler. 1866. Gr. 4. 8 Ngr.

Hahn, W., Kurprinz Friedrich Wilhelm. Geſchichte der Kindheit des nachmaligen Königs von Preußen Friedrich Wilhelm I. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 27 Ngr.

Hauff, W., Die Bettlerin vom Pont des Arts. Stuttgart, Rieger. 16. 16 Ngr.

— — Das Bild des Kaiſers. Stuttgart, Rieger. 16. 16 Ngr.

Hauswald, F. W., Dornröschen der älteſte deutſche Volksmythus. Ein Beitrag zur Sagenforſchung. Berlin, F. Schulze. 16. 8 Ngr.

Heffter, A. W., Das europäiſche Völkerrecht der Gegenwart auf den bisherigen Grundlagen. 5te Ausgabe. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 3 Thlr.

Heinrichs, Emilie, Eine Räuberfamilie. Erzählung der Neuzeit nach wahren Thatſachen. Berlin, Sacco Nachf. 8. 1 Thlr.

Hofäus, W., Roſalinde oder das Turnei zu St. Johann. Romantiſche Humoreske. Paderborn, Schöningh. 1866. 16. 21 Ngr.

Jahn, G., Der deutſche Krieg und Preußens Sieg im Jahre 1866, dem Volke erzählt. Halle, Mühlmann. 8. 12 Ngr.

Kalnoky, Gr. T., Indar Karacsai. Hiſtoriſcher Roman in 3 Bdn. Aus dem Ungariſchen überſetzt von Simon. Wien, Schlieper. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Katull's Gedichte. Im Versmaße der Urſchrift überſetzt von K. Aſchner. Berlin, Schroeder. 1866. 16. 15 Ngr.

Kempner, Friederike, Rudolf der Zweite oder der Majeſtätsbrief. Ein Trauerſpiel. Leipzig, Fritſch. 8. 15 Ngr.

Albert Knapp. — Lebensbild. Eigene Aufzeichnungen fortgeführt und beendigt von ſeinem Sohne J. Knapp. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Köhler, R., Herders Cid und ſeine franzöſiſche Quelle. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 12 Ngr.

Krauſe, C., Die Helden der Zündnadel oder der ſtumme Spion. Hiſtoriſche Erzählung aus dem letzten preußiſch-öſterreichiſchen Kriege. 1ſte u. 2te Lief. Berlin, L. J. Heymann. 1866. Gr. 8. à 3 Ngr.

Der Krieg im Jahre 1866. Kritiſche Bemerkungen über die Feldzüge in Böhmen, Italien und am Main. Leipzig, O. Wigand. 1866. 8. 8 Ngr.

Lotze, H., Eine Wallfahrt von Antwerpen nach Jeruſalem aus dem Jahre 1517. Aus der Handſchrift mitgetheilt. Leipzig, Brockhaus. 1866. Gr. 4. 12 Ngr.

Luther-Briefe in Auswahl und Ueberſetzung für die Gemeinde herausgegeben von C. A. Haſe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Malinowski, L. v., Das Märchen vom Libanon. Eine romantiſche Erzählung nach wirklichen Begebenheiten. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Manesse von Manesse, Rüdger, Minnesinger aus der Zeit der Hohenſtaufen. Im 14. Jahrhundert geſammelt. Facsimile der Pariſer Handſchrift von B. C. Mathieu. Paris, 1850. Gr. Fol. 10 Thlr.

Martin, E., König Dietrich von Bern und ſeine Genoſſen. Nach der Thidrekſaga erzählt. Halle, Buchh. des Waiſenh. 8. 20 Ngr.

Meyer, D., Eine Erinnerung an Barthold Georg Niebuhr. Neuſtadt, Stiller. 16. 12½ Ngr.

Meſtorf, J., Wiebeke Kruſe, eine holſteiniſche Bauerntochter. Ein Blatt aus der Zeit Chriſtians IV. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 8. 22½ Ngr.

Milow, S., Gedichte. 2te vermehrte Ausgabe. Heidelberg, Weiß. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Molitor, W., Julian, der Apoſtat. Ein dramatiſches Gedicht. Mainz, Kirchheim. 1866. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Mörikofer, J. C., Ulrich Zwingli nach den urkundlichen Quellen. 1ſter Bd. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mücke, J. F. A., Flavius Claudius Julianus. Nach den Quellen. 1ſte Abth.: Julian's Kriegsthaten. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 16 Ngr.

Mühl, A., Lyriſche Verſuche. Danzig. 1866. Gr. 8. 7½ Ngr.

Müller, A., Gräfchtet oder Otto der Große und ſein Haus. Ein deutſches Trauerſpiel. Berlin, Schroeder. 1866. 16. 22½ Ngr.

Mühlburg, A., Die Intriganten. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution. 2 Abth. Berlin, Sacco Nachf. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rathuſius, Marie, Geſammelte Schriften. 13ter Bd. Nachträge. 14ter Bd. — A. u. d. T.: Lebensbild der heimgegangenen Marie Rathuſius, geb. Scheele. Für ihre Freunde nah und fern. Samt Mittheilungen aus ihren noch übrigen Schriften. 1ſter Bd. Mädchenzeit. Halle, Fricke. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Pocci, Graf F., Herbſtblätter. München, Manz. Gr. 16. 1 Thlr.

Preſern, F., Die Taufe an der Savica. Epos deutſch von H. Benn. Laibach, Wagner. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Preußen und die deutſche Einheit. Leipzig, Roßberg. 1866. 8. 7½ Ngr.

Prutz, R., Herbſtroſen. Neue Gedichte. 3te Aufl. München, Merhoff. Gr. 16. 22½ Ngr.

Preußen und Frankreich. Betrachtungen, angeregt durch Rundſchreiben des Miniſters Lavalette. Aus der Feder eines Nichtdeutſchen. Cöln, Ahn. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Quandt, C., Erinnerungen an Verborgene. Eine Weihnachtsgabe. Berlin, Beck. 8. 5 Ngr.

Quinton, M. A., Aurelia, oder: die Juden der Porta Capena. Aus dem Franzöſiſchen. Autoriſirte Ueberſetzung. 2 Bde. Münſter, Aſchendorff. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reichard, M., Erinnerungen eines evangeliſchen Feldpredigers im franzöſiſchen Lager vor Sewaſtopol 1855—1856. Bielefeld, Belhagen u. Klaſing. 8. 1o Ngr.

Riel, K., Natur und Geſchichte. Welt- und Geſchichtsbilder. 1ſter Band. — A. u. d. T.: Die Sternenwelt in ihrer geſchichtlichen Entfaltung. 1ſte Abth.: Der Fixſternhimmel. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 2 Thlr.

Robiano, Gräfin L. v., Lebende Bilder. 2 Thle. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rodenberg, J., Die Myrthe von Killarney. Ein modernes Idyll. Berlin, Grote. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Rogge, A., Der Scharfrichter von Berlin oder Brigitta, die Tochter des Patriziers. Hiſtoriſcher Roman aus der Zeit des großen Kurfürſten. 1ſte und 2te Lief. Berlin, Hamburg u. Comp. 1866. Gr. 8. à 3 Ngr.

Rüſſes, H. G., Der wahre und der falſche Fortſchritt. Ein Wort zur Ueberzeugung an das chriſtliche Volk. Emmerich, Romen. 1866. Gr. 8. 2½ Ngr.

Saar, F. v., Kaiſer Heinrich IV. Ein deutſches Trauerſpiel. 2te Abth.: Heinrichs Tod. Heidelberg, Weiß. 8. 20 Ngr.

Die Sachſen bei Königgrätz. Leipzig, Weber. 1866. Fol. 5 Ngr.

Sallet, A. v., Die Fürſten von Palmyra unter Gallienus, Claudius und Aurelian. Berlin, Weidmann. 1866. Gr. 8. 24 Ngr.

Scheffer, L., Laienbrevier. 14te Aufl. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 16. 2 Thlr.

Schmidt, A., „Das ganze Deutſchland ſoll ſein!" Ein Sendſchreiben an das deutſche Volk zur Förderung nationalen Bewußtſeins und Strebens. Naumburg, Pätz. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Benedey, J., Der Südbund. Mannheim, Schneider. 8. 3½ Ngr.

Wehl, F., Didaskalien. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Gottfried von Herder.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer biographischen Einleitung.

Von Horst Keferstein.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegendes Buch bietet eine planmäßig geordnete Auswahl charakteristischer und für unsere Zeit vorzüglich beherzigenswerther Stellen aus Herder's zahl- und umfangreichen Schriften, welcher eine gedrängte Darstellung des innern und äußern Lebens dieses edeln, zu Deutschlands classischen Schriftstellern zählenden, aber bei weitem nicht genugsam bekannten Geistes vorausgeschickt ist.

Indem sich das Buch den in demselben Verlage erschienenen so beliebten „Lichtstrahlen" aus den Werken Fichte's, Forster's, Goethe's, W. v. Humboldt's, Schleiermacher's, Schopenhauer's und Shakspeare's anreiht, darf es wol einer ebenso freundlichen Aufnahme, wie diesen zutheil wurde, gewiß sein.

Letztere Werke erschienen unter folgenden Titeln:

Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Georg Forster. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Merck, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's. Von Elisa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. Fünfte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich Schleiermacher. Lichtstrahlen aus seinen Briefen und sämmtlichen Werken. Mit einer Biographie Schleiermacher's. Von Elisa Maier. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von Dr. Julius Frauenstädt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

William Shakspeare als Lehrer der Menschheit. Lichtstrahlen aus seinen Werken, nebst einer Einleitung. Von Hermann Marggraff. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von **Paul Rhode** in Leipzig erscheint von Januar 1867 an eine

Neue Allgemeine Zeitschrift für Theater und Musik,

unter Redaction des Herrn Yourij von Arnold.

Wöchentlich 1 Nummer. Preis des Jahrgangs 4 Thlr. Zu beziehen durch sämmtliche Buch- und Musikhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien der erste Band der Neuen Serie des bekannten Werks:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. A. Bollert.

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Die Ermordung des Präsidenten Abraham Lincoln, die Verschwörung in Washington und Jefferson Davis. (1865.) — Edmond-Désiré Lecuy de la Pommerais. (Paris. Giftmord. 1863 und 1864.) — Dr. Raspi und Franz Knoll, als Fabrikanten falscher päpstlicher Orden vor dem Landgericht in Wien. (1865.) — Der schwarzburgische Prinzenraub. (1865.) — Der Gensdarm Wolfe. (Mord oder Todtschlag? Königreich Sachsen 1861 und 1862.) — Sieben Mörder aus Italien auf der Reise. (Königreich Würtemberg. 1861—1863.) — Marie Katharine Christiane Elßmann. (Hamburg. Verwandtenmord. 1863—1865.) — Criminalistische Miscellen aus Nürnbergs Vergangenheit. 1. 2.

Mit dem vorliegenden Bande beginnt eine Neue Serie des „Neuen Pitaval", der sich die lebhafteste Theilnahme des deutschen Publikums seit seiner Begründung erworben und bis auf die Gegenwart unausgesetzt erhalten hat. Nur in der äußern Einrichtung trat insofern eine Aenderung ein, als das Werk künftig zunächst in vierteljährlichen Heften zu 15 Ngr. erscheint, deren vier einen Band bilden. Diejenigen Abnehmer, welche die alte gewohnte Form in Bänden vorziehen, können das Werk auch künftig so beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns

von 1823 bis 1848

von

Michael Horváth.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli.

Zwei Bände. Gr. 8. Geh. Preis 5 Thlr.

Dieses zuerst in ungarischer Sprache erschienene Werk Michael Horváth's — des verdienstvollen Geschichtschreibers seines Heimatlandes, an dessen Kämpfen er selbst thätigen Antheil nahm, besonders 1849 als ungarischer Cultusminister — hat unter dessen Landsleuten ausserordentlich günstige Aufnahme und bereits in mehrern Tausend Exemplaren Verbreitung gefunden. Der Verfasser entwirft darin ein fesselndes, mit Freimuth und gründlichster Kenntniss der Verhältnisse ausgeführtes Bild von dem gesammten politischen Leben Ungarns während einer der wichtigsten Perioden seiner neuern Geschichte, einer Periode, welche hauptsächlich die nationalen Strebungen, die Parteibildung und die parlamentarischen Kämpfe ins Leben rief, von denen das Land gegenwärtig bewegt wird.

Um auch dem deutschen Publikum das Werk zugänglich zu machen, ist unter Mitwirkung des Verfassers die vorliegende deutsche Ausgabe veranstaltet worden. Dieselbe wird um so willkommener sein, je lebhafter und allgemeiner das Interesse ist, welches die Entwickelung der ungarischen Angelegenheiten in der Gegenwart auch ausserhalb Ungarns in Anspruch nimmt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 31. Januar 1867.

Inhalt: Leben und Seele. Von Julius Frauenstädt. — Eine gekrönte Preistragödie. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Unterhaltungslitteratur. — Zur deutschen Reichsgeschichte des Mittelalters. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Theater und Drama. Eine neue Shakspeare-Uebersetzung.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Leben und Seele.

1. Das Leben und die todte Natur. Eine Streitschrift gegen die materialistischen Ansichten vom Leben, insbesondere gegen die bezüglichen Lehren Virchow's, vom naturwissenschaftlichen Standpunkt. Von Ludwig Flentje. Göttingen, Wigand. 1866. 8. 10 Ngr.
2. Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Thierwelt. Von Karl Gustav Carus. Mit mehrern eingedruckten Illustrationen. Wien, Braumüller. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Der Mensch. Traum. — Herz. — Verstand. Von J. H. Frerichs. Norden, Soltau. 1866. 16. 17½ Ngr.
4. Der Tod des Leibes — kein Tod der Seele. Zeugnisse und Thatsachen der Jahrhunderte vor und nach Christus für den Glauben an Unsterblichkeit. Zur Belehrung und zum Trost für Zweifelnde zusammengestellt. Von G. F. Daumer. Dresden, Türk. 1865. Gr. 16. 22½ Ngr.

Mit Begriffen geht es mitunter wie mit Fürsten; sie werden abgesetzt und später wieder eingesetzt. So ist es auch mit den Begriffen der Lebenskraft und der Seele gegangen. Der Materialismus hat beide abgesetzt; jetzt werden sie aber von verschiedenen Seiten her wieder eingesetzt. Man lese z. B. nur in Hermann Ulrici's Werk „Gott und die Natur", von dem soeben die zweite Auflage, neu bearbeitet, erschienen ist, den Abschnitt über die Lebenskraft und die psychische Kraft. Man mag über Ulrici's philosophischen Standpunkt denken, wie man will, das wird man ihm doch zugestehen müssen, daß seine Apologie der Lebenskraft und der psychischen Kraft als besonderer von den physikalischen und chemischen Stoffkräften verschiedener Kräfte eine glückliche ist. Uebrigens aber hat schon vor Ulrici und Genossen Arthur Schopenhauer dem Materialismus gegenüber sich der Lebenskraft angenommen. Er sagt in seiner derben Weise:

Das heutzutage Mode werdende Polemisiren gegen die Annahme einer Lebenskraft verdient, trotz seiner vornehmen Mienen, nicht sowol falsch, als geradezu dumm genannt zu werden. Denn wer die Lebenskraft leugnet, leugnet im Grunde sein eigenes Dasein, kann sich also rühmen, den höchsten Gipfel der Absurdität erreicht zu haben. Sofern aber dieser freche Unsinn von Aerzten und Apothekern ausgegangen ist, enthält er überdies den schnödesten Undank, da die Lebenskraft es ist, welche die Krankheiten überwältigt und die Heilungen herbeiführt, für welche jene Herren nachmals das Geld einstreichen und quittiren.

Zur Sache selbst sagt Schopenhauer:

Wenn nicht eine eigenthümliche Naturkraft, der es so wesentlich ist, zweckmäßig zu verfahren, wie der Schwere wesentlich, die Körper einander zu nähern, das ganze complicirte Getriebe des Organismus bewegt, lenkt, ordnet und in ihm sich darstellt, wie die Schwerkraft in den Erscheinungen des Fallens und Gravitirens, die elektrische Kraft in allen durch die Reibmaschine oder die Volta'sche Säule hervorgebrachten Erscheinungen u. s. w.; nun dann ist das Leben ein falscher Schein, eine Täuschung, und ist in Wahrheit jedes Wesen ein bloßes Automat, d. h. ein Spiel mechanischer, physikalischer und chemischer Kräfte, zu diesem Phänomen zusammengebracht entweder durch Zufall, oder durch die Absicht eines Künstlers, dem es so beliebt hat. Allerdings wirken im thierischen Organismus physikalische und chemische Kräfte: aber was diese zusammenhält und lenkt, sodaß ein zweckmäßiger Organismus daraus wird und besteht — das ist die Lebenskraft: sie beherrscht demnach jene Kräfte und modificirt ihre Wirkung, die also hier nur eine untergeordnete ist. Hingegen zu glauben, daß sie für sich allein einen Organismus zu Stande brächten, ist nicht blos falsch, sondern, wie gesagt, dumm. An sich ist jene Lebenskraft der Wille. („Parerga und Paralipomena", zweite Auflage, II, §. 96.)

Doch nicht blos Philosophen sind bemüht gewesen, die vom Materialismus entthronte Lebenskraft wieder auf den Thron zu setzen, sondern auch namhafte Naturforscher. Wir nennen beispielsweise nur den vor drei Jahren verstorbenen Professor der Physiologie an der Universität Utrecht: J. L. C. Schröder van der Kolk. Dieser, um das niederländische Irrenwesen verdiente, auf dem Gebiete der Physiologie berühmte Naturforscher hat zu verschiedenen Zeiten in der physikalischen Gesellschaft zu Utrecht vor Aerzten und Laien populäre Vorträge gehalten, aus denen der Sohn des Dahingeschiedenen, Dr. H. W. Schröder van der Kolk in Mastricht, sechs Vorträge zusammengestellt und unter dem Titel: „Seele und Leib in Wechselbeziehung zueinander" (Braunschweig 1865), herausgegeben hat.

In diesen sechs höchst beachtenswerthen Vorträgen tritt Schröder van der Kolk als antimaterialistischer Naturforscher auf und nimmt sich gleich in dem ersten: „Die in der unbelebten wie in der belebten Natur wirkenden

Kräfte und die Seele ſind untereinander verſchieden", ebenſo der Lebenskraft wie der Seele als beſonderer von den Kräften der unorganiſchen Natur verſchiedener Kräfte an. Schröder van der Kolk unterſcheidet zunächſt die im organiſchen Reiche, in Pflanzen und Thieren waltenden „Lebenskräfte" von den phyſikaliſchen Kräften, von Elektricität, Magnetismus u. ſ. w., und zeigt alsdann auch die Verſchiedenheit der Seele von der Nervenkraft.

Die Aehnlichkeit der Lebenskraft mit den Imponderabilien hat manche Naturforſcher verleitet, beide für identiſch zu halten, alle Lebenserſcheinungen aus Galvanismus und Elektricität abzuleiten. Schröder van der Kolk wirft daher die Frage auf, ob der menſchliche Körper wirklich nur als eine complicirtere und kunſtvollere galvaniſche Säule zu betrachten ſei. Er leugnet nun zwar nicht, daß die Imponderabilien für die lebenden Organismen von größter Bedeutung, ja einzelne zum Fortbeſtande des Lebens unerlaßlich ſind, wie z. B. ein gewiſſer Wärmegrad, desgleichen auch das Licht bei den Pflanzen. In vielen Punkten ſcheinen die Vorgänge in den lebenden Organismen mit elektriſchen und zumal galvaniſchen Erſcheinungen übereinzuſtimmen, weshalb auch der lebende Körper von vielen Naturforſchern mit dem Galvanismus in Parallele geſtellt, der Körper für eine Art galvaniſcher Säule gehalten worden iſt. Aber Schröder van der Kolk zeigt, daß denn doch noch ein bedeutender Unterſchied zwiſchen beiden übrigbleibt, für deſſen Erklärung ein beſonderes Princip, die Lebenskraft, angenommen werden muß. Ebenſo zeigt er, daß für die pſychiſchen Thätigkeiten wieder ein beſonderes, über den bloßen Vitalismus hinausgehendes Princip anzunehmen iſt. Das Anzuerkennende in der Schröder'ſchen Betrachtungsweiſe iſt dieſes, daß er überall zwar die Verwandtſchaft und den Zuſammenhang der höhern Naturgebiete mit den niedern hervorhebt, aber über dieſer Verwandtſchaft und dieſem Zuſammenhang nicht den Unterſchied der höhern von den niedern überſieht.

Nächſt Schröder van der Kolk wäre von neueſten Naturforſchern, die Oppoſition gegen die materialiſtiſche Erklärung des Lebens gemacht, noch beſonders Profeſſor Dr. C. H. Schultz-Schultzenſtein zu Berlin zu nennen. Dieſer hat in ſeinen zahl- und umfangreichen, leider nur durch unendliche Wiederholungen ermüdenden Schriften die Verjüngung als das charakteriſtiſche Weſen der lebenden Organismen, wodurch ſich dieſelben von todten, unorganiſchen, blos mechaniſch wirkenden Körpern unterſcheiden, hervorgehoben. Von dieſem Standpunkt aus hat Schultz-Schultzenſtein die von dem Materialismus verbannte Lebenskraft wieder in ihre Rechte eingeſetzt. Aber während an Schröder van der Kolk zu rühmen iſt, daß er über den Unterſchied des Organiſchen vom Unorganiſchen nicht die Einheit und den Zuſammenhang beider überſieht, daß er überhaupt der Verwandtſchaft der höhern mit den niedern Naturſphären Rechnung trägt, iſt es an Schultz-Schultzenſtein zu tadeln, daß er den Gegenſatz zwiſchen Lebendem und Todtem (Organiſchem und Unorganiſchem) zu ſchroff hinſtellt. Nach unſerer Anſicht iſt dieſer Gegenſatz kein abſoluter, ſondern nur ein relativer. Eine eigentlich todte Natur, wie Schultz-Schultzenſtein die unorganiſche nennt, gibt es nicht; denn alles in der Natur lebt, alles iſt von lebendigen Kräften beſeelt, aber nicht alle Kräfte der Natur produciren organiſches Leben. Man müßte alſo eigentlich die Natur eintheilen nicht in die todte und lebendige, ſondern in die unorganiſch und organiſch lebendige. Einen Stein für abſolut todt zu halten, iſt eine falſche Vorſtellung; denn im Steine ſind doch Kräfte thätig; wo aber Kraft, wo innere Thätigkeit iſt, da iſt auch im allgemeinſten Sinne des Wortes Leben, wenngleich nicht immer organiſches und pſychiſches Leben. Thätigkeit und Tod bilden einen Widerſpruch. Ein thätiges Weſen, das todt iſt, iſt eine contradictio in adjecto.

Alſo fort mit dem Gegenſatze zwiſchen lebender und todter Natur! Aber nicht fort mit dem Gegenſatze zwiſchen organiſcher und unorganiſcher Natur!

Die wahre Wiſſenſchaft hat nach unſerer Anſicht ebenſo dem Geſetz der Homogeneität, wie dem der Specification Rechnung zu tragen. Erſteres ſetzt Uebereinſtimmung der Natur mit ſich voraus und iſt in der alten Regel ausgedrückt: Entia praeter necessitatem non esse multiplicanda. Letzteres drückt Kant ſo aus: Entium varietates non temere minuendas. Plato betrachtete beide Geſetze, denen alle Wiſſenſchaft ihre Entſtehung verdanke, als zugleich mit dem Feuer des Prometheus vom Götterſitze zu uns herabgeworfen. Schopenhauer ſagt:

> Plato der göttliche und der erſtaunliche Kant vereinigen ihre nachdrucksvollen Stimmen in der Anempfehlung einer Regel zur Methode alles Philoſophirens, ja alles Wiſſens überhaupt. Man ſoll, ſagen ſie, zweien Geſetzen, dem der Homogeneität und dem der Specification, auf gleiche Weiſe, nicht aber dem einen zum Nachtheil des andern Genüge leiſten. (Vgl. „Die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde", dritte Auflage, §. 1.)

Schopenhauer ſelbſt hat in ſeiner Naturphiloſophie dieſen beiden Geſetzen gebührend Rechnung getragen. Er hat gezeigt, daß es ein und daſſelbe Ur- und Grundweſen iſt, das in der ganzen Natur thätig iſt, nämlich Wille, woher die Homogeneität aller Naturweſen, von den niedrigſten bis zu den höchſten, daß aber auch dieſes eine Ur- und Grundweſen auf verſchiedenen Stufen erſcheint, und daß die höhern Stufen nicht auf die Kräfte der niedern zurückzuführen ſeien, woher der ſpecifiſche Unterſchied der Naturgattungen. In der unorganiſchen Natur ſind es mechaniſche und chemiſche Urſachen, in der organiſchen Reize, in der animaliſchen Motive, und zwar in der thieriſchen anſchauliche, in der menſchlichen außer den anſchaulichen auch abſtracte, begriffliche Motive, die auf das Weſen wirken. (Vgl. „Ueber den Willen in der Natur" und das zweite Buch der „Welt als Wille und Vorſtellung".)

In dieſer Geſammtauffaſſung der Natur iſt ebenſo dem Geſetze der Specification Rechnung getragen, welches der Materialismus mit ſeiner Verwiſchung des Unterſchiedes zwiſchen Organiſch-Pſychiſchem und Unorganiſchem verletzt, als dem Geſetze der Homogeneität, welches der

zwiſchen Geiſt und Natur eine Kluft machende, einen Dualismus befeſtigende Spiritualismus verletzt.

Der Materialismus betrachtet das Leben und die pſychiſchen Thätigkeiten (das Vorſtellen, Fühlen, Wollen) als bloße Reſultate des mechaniſch und chemiſch wirkenden Stoffs, der Spiritualismus dagegen läßt Leben und Seele wie myſtiſche, übernatürliche Weſen von oben und außen in den Leib hineinkommen, läßt dem Erdenkloß in ſolcher Weiſe den Odem und die Seele einblaſen. Beides iſt gleich falſch. Der Materialismus hat unrecht, die Lebenskraft und die Seele als beſondere Principien total zu leugnen und nur mechaniſche und chemiſche Stoffwirkungen übrigzulaſſen. Der Spiritualismus hat unrecht, Leben und Seele von oben und außen zu beziehen. Die wahre Naturauffaſſung iſt die über den Gegenſatz von Geiſt und Materie erhabene dynamiſche, welche die ganze Natur als ein einheitliches Reich von ſtufenweis aufſteigenden Kräften betrachtet, in welchem die niedern zu Mitteln für die Zwecke der höhern, alſo die mechaniſchen und chemiſchen den organiſchen und dieſe den pſychiſchen dienſtbar werden. Die niedern Kräfte können für ſich allein das nicht leiſten, was die höhern; die materialiſtiſche Zurückführung des organiſchen Lebens und der pſychiſchen Thätigkeit auf die mechaniſchen und chemiſchen Stoffkräfte iſt alſo falſch. Aber die höhern können das, was ſie leiſten, auch nicht leiſten ohne die niedern; die ſpiritualiſtiſche Prahlerei mit der Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit des Geiſtes von der Materie iſt alſo ebenſo falſch. Die materialiſtiſche Erniedrigung und Herabwürdigung des Lebens und der Seele zum bloßen Mechanismus und Chemismus iſt ebenſo unhaltbar, wie die ſpiritualiſtiſche Erhöhung und Losreißung des Lebens und der Seele von den mechaniſchen und chemiſchen Stoffkräften. Weder der alle Unterſchiede verwiſchende Monismus, noch der einen abſoluten Gegenſatz machende Dualismus iſt ſtichhaltig.

Zufolge der hier gegen den Materialismus wie gegen den Spiritualismus geltend gemachten Naturauffaſſung iſt nirgends in der Natur Einerleiheit, aber auch nirgends eine Kluft, ſondern Einheit im Unterſchied und Unterſchied in der Einheit. Es geht alles natürlich zu, ſtammt alles aus den immanenten Kräften der Natur. Nirgends geſchieht ein Wunder im theologiſchen Sinne. Die Lebenskraft und die Seele ſind keine myſtiſche, übernatürlich wirkende Weſen, die von außen und oben in den Naturlauf eingreifen und die Geſetze der Natur durchlöchern. Aber es geſchieht nicht alles aus denſelben Naturkräften, ſondern aus verſchiedenen. Gedanken laſſen ſich nicht aus mechaniſcher Anziehung und Abſtoßung, oder aus chemiſcher Verbindung und Trennung ableiten. Wo ſpecifiſch verſchiedene Wirkungen vorliegen, da müſſen — dazu zwingt die Logik — auch ſpecifiſch verſchiedene Urſachen angenommen werden. Zurückführung der organiſchen und pſychiſchen Thätigkeiten auf mechaniſche und chemiſche Stoffwirkung iſt eine Verſündigung gegen die Logik. Aber ebenſo freilich iſt auch die dualiſtiſche, die Einheit der Welt ſprengende Auffaſſung eine Verſündigung gegen die Logik. Wenn wir, dem Materialismus gegenüber, die Lebenskraft und die Seele wieder in ihre Rechte eingeſetzt wiſſen wollen, ſo wollen wir ſie darum noch nicht auf die alte ſpiritualiſtiſch-myſtiſche Weiſe wieder eingeſetzt wiſſen.

Die oben unter Nr. 1 genannte Schrift: „Das Leben und die todte Natur", von Ludwig Flentje, iſt eine polemiſche. Sie kämpft vom Standpunkte Schultz-Schultzenſtein's, alſo von der Theorie der Verjüngung aus, gegen Virchow's „mechaniſche Auffaſſung des Lebens". Nach Virchow iſt bekanntlich die Zelle der Ausgangspunkt und die Form alles Lebens:

Die beſondere und beſtändige Form des Lebens iſt die Zelle. Welches lebendige Weſen wir auch unterſuchen mögen, immer erweiſt es ſich als hervorgegangen aus einer Zelle und als zuſammengeſetzt oder aufgebaut aus Zellen..... Die Thatſache, daß Zellen der regelmäßige Ausgangspunkt und die Fortpflanzer des Lebens ſind, daß das Leben in ſeiner Geſchichte weſentlich an ſie gebunden iſt, wird nicht mehr bezweifelt. Alle Zweige der Biologie finden daher in der Lehre von der Zelle ihre Verknüpfung; der Gedanke von der Einheit des Lebens in allem Lebendigen findet in der Zelle ſeine leibhaftige Darſtellung. Was man blos in der Idee geſucht hatte, das hat man endlich in der Wirklichkeit gefunden; was vielen im Traume erſchien, das hat einen ſichtbaren Leib gewonnen, es ſteht wahrhaftig vor unſern Augen da.

Dieſe und andere Stellen Virchow's, in denen dieſer ſeine Theorie von der Entſtehung des Organismus durch Vervielfältigung von Zellen vorträgt, zergliedert Flentje, und ſeine Polemik bricht dabei in einen ſatiriſchen Ton aus. Gleich gegen die zuletzt angeführten Worte ſagt er:

Freuen wir uns über dieſe hoffnungsvolle, poetiſche Sprache, über dieſe Jubelhymne auf die Zelle. Grund genug zur begeiſterten Freude! Die Naturwiſſenſchaft hat das Räthſel des Lebens — das „qualvoll uralte Räthſel" nun endlich gelöſt; ſie hat das ſchwierigſte Columbus-Ei der Forſchung nun endlich, nicht eingeſchlagen — nein, glücklich ausgebrütet. Was werden wir nicht alles hören! Zwar hat Schultz-Schultzenſtein in ſeiner „Verjüngung des Lebens" der Wiſſenſchaft ſchon vor Jahr und Tag nicht blos eine Zelle des Lebens — nicht eine Zellenzuſammenſetzung des Lebens, ſondern den natürlichen Zuſammenhang der Zellen mit dem Leben in ewiger Verjüngung und Wiedergeburt, wie eine Lebensoffenbarung der Natur ſelber, dargelegt; doch davon wiſſen wir noch nichts, ebenſo wenig, wie es ſcheint, unſer Profeſſor. Laſſen wir uns nur ſo viel hier im Vorbeigehen von Schultz-Schultzenſtein ſagen, daß Zellen gar nicht einmal der regelmäßige Ausgangspunkt des Lebens, ſondern vielmehr erſt ſecundäre Elementargebilde ſind; daß die organiſchen Formgebilde mit der Bildung von Kügelchen anfangen, welche ſich erſt zu Fäden reihen, aus denen dann Membranen werden u. ſ. w.: kurz, daß es überhaupt mit den Zellen in der Natur eine ganz andere Bewandtniß hat als mit den Zellen in der Schule.

Beſonders ſcharf iſt des Verfaſſers Polemik gegen folgende Stelle Virchow's:

Das Leben iſt die Thätigkeit der Zelle, ſeine Beſonderheit iſt die Beſonderheit der Zelle. Die Zelle iſt ein leibhaftiger Körper, aus beſtimmten chemiſchen Stoffen zuſammengeſetzt und nach beſtimmten Geſetzen aufgebaut. Ihre Thätigkeit wechſelt mit dem Stoff, der ſie bildet und den ſie enthält; ihre Function ändert ſich, wächſt und ſinkt, entſteht und verſchwindet mit der Veränderung, der Anhäufung und der Abnahme dieſes Stoffs. Aber dieſer Stoff iſt in ſeinen Elementen nicht verſchieden von dem Stoffe der unorganiſchen, der unbelebten Welt, aus dem er ſich vielmehr fort und fort ergänzt und in den er wieder

zurückſinkt, nachdem er ſeine beſondern Zwecke erfüllt hat. Eigenthümlich iſt nur die Art ſeiner Zuſammenordnung, die beſondere Gruppirung der kleinſten Stofftheilchen, und doch iſt ſie wiederum nicht ſo eigenthümlich, daß ſie einen Gegenſatz bildet zu der Art der Zuſammenordnung oder Gruppirung, wie ſie die Chemie der unorganiſchen Körper lehrt.

Der Verfaſſer legt die einzelnen Sätze dieſer Stelle auseinander und zeigt, was es in Wahrheit mit den kleinſten Stofftheilchen und deren Gruppirung für eine Bewandtniß hat:

Thatſache iſt, daß die Chemiker, überhaupt Phyſiker, ſeit Jahr und Tag ſich die unſaglichſte Mühe gegeben haben, ſogenannte kleinſte Theilchen, Atome, in den unorganiſchen Körpern nachzuweiſen oder, da es unmöglich iſt, ſie mit den Sinnen wahrzunehmen, ihr Vorhandenſein als nothwendig zu beweiſen; es war und iſt unmöglich! Obgleich man alſo keinerlei ſichern Beweis für ein Vorhandenſein dieſer kleinſten Theilchen hat, ſo hält man ſie dennoch feſt als Hypotheſe, als wiſſenſchaftliche Vermuthung, weil man ſonſt nicht anders das Entſtehen der lebloſen Dinge erklären zu können glaubt. Dieſe ſogenannten „kleinſten Theilchen" ſind alſo mit allen Hülfsmitteln der Welt gar nicht wirklich nachzuweiſen und ſind alſo zunächſt nur das, was viele ſchlechtweg ein Hirngeſpinſt nennen. Nun denke man ſich, was zu ſagen iſt über die Gruppirung von Dingen, von deren Vorhandenſein man auch nicht den Schatten von Sicherheit hat.

Die Virchow'ſche Behauptung vollends, daß die Gruppirung der kleinſten Stofftheilchen in der Zelle eigenthümlich und doch wiederum nicht ſo eigenthümlich ſei, daß ſie einen Gegenſatz bilde zur unorganiſchen Natur, womit alſo der Unterſchied zwiſchen organiſcher und unorganiſcher Natur hinwegraiſonnirt und bewieſen werden ſoll, daß im Leben alles genau ſo zugeht wie in der unorganiſchen Natur, findet der Verfaſſer „wahrhaft ſpaßhaft, zum Lachen". Da nach Virchow's eigenem Geſtändniß Leben nur in der Pflanze, dem Thiere und dem Menſchen angetroffen wird, da das Leben ferner an eine beſtimmte Form gebunden iſt, da endlich das Leben noch Phänomene (Fortpflanzung, Erneuerung, Vermehrung) darbietet, wie ſie in der ganzen übrigen Welt unbekannt ſind, ſo folgert der Verfaſſer gegen ihn:

Alſo iſt in der ganzen unorganiſchen Welt nichts, was Leben an ſich trägt; alſo zeigen die Stoffe in der unorganiſchen Welt, in welchen Miſchungen und unter welchen Umſtänden ſie auch unterſucht werden, nirgends Leben — niemals die Form des Lebens; alſo baut ſich das Leben die beſtändige Form durch eine Kraft auf, die ganz verſchieden ſein muß von der Kraft, welche die unorganiſchen Weltkörper aufbaut; alſo muß man zugeſtehen, daß die lebendige Zelle etwas iſt, was die unorganiſche Natur mit ihren phyſikaliſchen und chemiſchen Kräften und ihren Stoffen niemals und nirgends produciren kann; alſo hätte das Leben ſeine eigene Kraft im Gegenſatze zu der lebloſen Natur und die „Lebenskraft" wäre ein exactes, logiſch nothwendiges Ergebniß.

Die Materialiſten machen es ſich mit dem Beweiſe, daß es keine Lebenskraft gebe, ſehr bequem. Denn ihr Beweis beruht bekanntlich hauptſächlich darauf, daß die Grundſtoffe im Organismus dieſelben ſeien, wie die in der unorganiſchen Natur. Gegen dieſe Beweisart läßt der Verfaſſer mit Recht ſeinen ganzen Spott los, und er trifft dabei den Nagel auf den Kopf:

Man darf den lebendigen Weſen nur zunächſt erſt einmal die Hauptſache — nämlich das Leben — nehmen, dann iſt man gewiß ſicher, keine Lebenskraft mehr vor ſich zu haben. Dies unfehlbare Mittel führt man ohne Bedenken aus. Man tödtet das Leben, ja man verbrennt es zu Aſche — und nun, wohlgemerkt, was man kaum im Träumen ſuchen möchte, das hat man hier in der Wirklichkeit gefunden, es ſteht wahrhaftig vor unſern Augen da, das große logiſche Kunſtſtück nämlich der exacten Naturforſchung, die glänzend ſublime Verſtandesarbeit der gelehrten Schule; mit dieſer Aſche thut man nun genau gerade ſo, als hätte man noch das Leben darin; und wer in der Welt hat ſchon jemals lebendige Aſche geſehen?.... Die Form, die beſtimmte Form zerſtört man im Handumdrehen, ohne zu wiſſen, was man thut; man verwandelt alles in Aſche, und nun zeigt man — wie ein geiſtesſchlafumfangener Nachtwandler — den todten formloſen Aſchenſtaub auf als ganz identiſch mit der lebendigen Form; man verſprach, die lebendige Form zu analyſiren, und analyſirt den todten, formloſen Staub derſelben, und hält dieſe beiden himmelweit verſchiedenen Dinge für identiſch zur Beweisführung; Eigenſchaften, die dieſer formloſen, todten Aſche zukommen, ſchreibt man gedankenlos der frühern lebendigen Form zu..... Daß nun die zuſammengebrannte todte Aſche einer ehemals lebendigen Zelle nicht verſchieden iſt von andern unorganiſchen todten Dingen, das wird niemand in Abrede ſtellen und bedarf daher keines einzigen Worts weiter..... Kann uns nun dieſe Wiſſenſchaft, die uns Aufklärung vom Leben verſpricht — dann aber eine Portion Aſche als ein lebendes Weſen vorlegt und ſelber gar nicht merkt, daß Aſche und lebendes Weſen zwei ganz verſchiedene Dinge ſind — kann uns dieſe Wiſſenſchaft noch Aufklärung vom Leben geben? Man hat von Geburtshelfern gehört, die während ihrer helfenden Arbeit dem lebenden Kinde das Genick brachen und dann ein todtes Weſen zur Welt brachten — ganz das Urbild dieſer naturwiſſenſchaftlichen Hebammenarbeit.

Wir ſind dem Verfaſſer für dieſen friſchen, muthigen Angriff auf die Lebenskraftleugner Dank ſchuldig. Er hat durch alle ſeine Ausführungen, von denen wir oben nur einiges hervorgehoben haben, zum Bewußtſein gebracht — was freilich die Kundigen auch ſchon vorher wußten —, wie miſerabel es mit dem Denken der ſich vorzugsweiſe „exact" nennenden Naturforſcher beſtellt iſt. In der That ſehr miſerabel iſt es damit beſtellt; die Verachtung der Philoſophie rächt ſich bitter an ihnen. Was ſie nicht ſehen, riechen, ſchmecken, taſten, wägen können, das exiſtirt für ſie nicht. Dann ſollten ſie aber wenigſtens ſo conſequent ſein und, wie ſie die Lebenskraft leugnen, ebenſo auch jede andere zur Erklärung eines eigenthümlichen Complexes von Erſcheinungen angenommene Naturkraft, alſo die Schwerkraft, die magnetiſche, die elektriſche Kraft, die chemiſche Kraft u. ſ. w. leugnen. Denn auch dieſe Kräfte werden ja nicht gerochen, getaſtet, geſchmeckt, ſondern exiſtiren nur für das Denken. Warum läßt man ſie alſo ſtehen, während man die Lebenskraft leugnet? Warum mordet man gerade dieſe, läßt hingegen die Kräfte der „todten" Natur am Leben?

Julius Frauenſtädt.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Eine gekrönte Preistragödie.

(Beſchluß aus Nr. 4.)

Das Trauerſpiel Albert Lindner's iſt ein Römerdrama echten Stils; es behandelt einen ſpecifiſch römiſchen Stoff, der unſerm Empfinden nicht entfernt ſympathiſch iſt. Wir wollen dafür eine Autorität anführen, die Herr Lindner ſelbſt zu citiren pflegt, mit der es ihm aber ergeht, wie dem Zauberlehrling mit den heraufbeſchworenen Geiſtern — wir meinen die Autorität unſers größten Dramatikers, Friedrich Schiller's.

Schiller unterſucht in ſeiner Abhandlung „Ueber die tragiſche Kunſt" die Gründe tragiſcher Wirkung. Er meint, wir können die lebhafteſten Eindrücke von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem wirklichen Grade des Mitleids gebracht zu werden, wenn es dieſen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müſſen uns einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir theilnehmen ſollen; dazu gehört eine Uebereinſtimmung deſſelben mit etwas, was ſchon vorher in uns vorhanden iſt. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nämlich auf der Wahrnehmung oder Vorausſetzung einer Aehnlichkeit zwiſchen uns und dem leidenden Subject. Ueberall, wo dieſe Aehnlichkeit ſich erkennen läßt, iſt das Mitleid nothwendig; wo ſie fehlt, unmöglich. Je ſichtbarer und größer die Aehnlichkeit, deſto lebhafter unſer Mitleid; je geringer jene, deſto ſchwächer auch dieſe. „Für die Römer", heißt es weiterhin, „hat der Richterſpruch des erſten Brutus, der Selbſtmord des Cato ſubjective Wahrheit. Die Vorſtellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieſer beiden Männer fließen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, ſondern mittelbar aus einer beſonders beſtimmten menſchlichen Natur. Um dieſe Gefühle mit ihnen zu theilen, muß man eine römiſche Geſinnung beſitzen oder doch zu augenblicklicher Annahme der letztern fähig ſein."

Dieſe Handlungen haben alſo nach Schiller nicht die allgemeine und nothwendige Form, welche ihnen eine objective, allgemein gültige Wahrheit gibt. Mit andern Worten, der Heroismus eines Brutus entſpricht nicht mehr unſerer Empfindungsweiſe; er iſt uns nicht ſympathiſch. Wir müſſen uns erſt durch allerlei Vermittelungen in die Stimmung verſetzen, aus welcher eine derartige Handlungsweiſe hervorgehen kann; wir müſſen unſere ganze chriſtlich-humane Bildung verleugnen, um die Größe zu würdigen, welche in dieſem ſtarren römiſchen Patriotismus liegt. Daß aber unſer Theaterpublikum eine „römiſche Geſinnung" für einen Theaterabend ſich aneignen ſolle, das iſt wol billigerweiſe nicht zu verlangen; und ſo gehört der Stoff, den Lindner behandelt hat, allerdings zu denjenigen, „die über das Faſſungsvermögen der Menge" hinausliegen, d. h. die für die Gegenwart und für unſere Nation keine Berechtigung haben.

Indeß behandelt Lindner nicht allein den Brutus und ſeine Söhne, es findet ſich noch ein zweiter Stoff in dieſer reichhaltigen Tragödie, die Lucretia — Corneille und Ponſard in eins verſchmolzen. In Bezug auf die Compoſition iſt unſer Drama in der That ein Monſtrum mit zwei Köpfen, und wir wüßten von allen nennenswerthen Dramen der Neuzeit kein einziges, in welchem ſo auffallend gegen das von Ariſtoteles bis zur Gegenwart geltende und wahrhaft unvernichtbare dramatiſche Grundgeſetz: „die Einheit der Handlung", gefehlt worden wäre. Was Ariſtoteles hierüber im achten Kapitel ſeiner „Poetik" ſagt, iſt noch heute von unbeſtrittener Gültigkeit. Leſſing hat in ſeiner „Dramaturgie" dieſen Grundſatz adoptirt; alle Aeſthetiker der Neuzeit haben ihn beſtätigt, die großen Muſter unſerer dramatiſchen Literatur ihn durch die Praxis anerkannt. Auch Shakſpeare's Muſe zieht nur Radien aus einem Mittelpunkt und keine Tangenten. Die meiſten Dramen Schiller's ſind von jener feſt zuſammengerafften Einheit, aus der ihre ſpannende Kraft hervorgeht; man kann ihnen höchſtens Epiſoden, keine Doppelhandlungen zum Vorwurf machen. Selbſt ſein „Don Carlos", welcher am meiſten ein drama biceps iſt, indem bald Don Carlos, bald Poſa in den Vordergrund tritt, iſt immerhin eine Tragödie und weit davon entfernt, in zwei Tragödien auseinanderzufallen, wie „Brutus und Collatinus".

Die Einheit der Handlung iſt weſentlich Einheit des dramatiſchen Conflicts. Hier haben wir zwei Conflicte, von denen jeder an und für ſich geeignet iſt, eine Tragödie zu bilden, und deren Zuſammenhang nur ein äußerlich durch die Geſchichte gegebener iſt; wir haben zwei Helden, von denen der eine in dieſen, der andere in jenen Conflict verwickelt iſt, und von denen jeder für ſeine aparte Handlung unſer volles Intereſſe in Anſpruch nimmt. Collatinus und Lucretia — iſt die eine Tragödie, Brutus und ſeine Söhne — die andere. Wenn der Vorhang dort gefallen iſt, geht er hier wieder auf. Es wäre vergeblich, die Einheit der Handlung in dem Kampf der Republikaner gegen das Königthum ſuchen zu wollen; denn dieſe Formel paßte für die Einheit der Handlung in einem Epos, nicht für die in einem Drama. Hätte der Dichter ein dialogiſirtes Epos ſchreiben wollen, ſo würde ihn dieſe Formel rechtfertigen können. So aber hat er zwei coordinirte, gleichberechtigte tragiſche Handlungen — von denen nicht einmal die eine aus der andern hervorgeht, denn das Gericht des Brutus über ſeine Söhne ſteht zu dem Selbſtmord der Lucretia in keinem andern Zuſammenhang als in dem der Zeitfolge — in eine Tragödie geſtopft, welche dadurch zwar handlungsreich, aber in ihrer Compoſition ſo überkindlich wie die alten Hof- und Staatsactionen geworden iſt.

Der Richterſpruch der berliner Preiscommiſſion hat nach dieſer Seite hin eine revolutionäre Bedeutung. Indem einem Stücke mit zwei Helden und zwei Handlungen der Preis ertheilt wird, muß das Dogma von der „Einheit der dramatiſchen Handlung", das ſo lange für unfehlbar galt, fallen; Ariſtoteles, Leſſing, Hegel, alle neuern Aeſthetiker werden vom Throne geſtoßen: es beginnt eine neue Aera der dramatiſchen Kunſt.

Wir, die wir noch mit dem alten Maßſtab meſſen, müſſen freilich die Compoſition der Tragödie für vollkommen verfehlt erklären; ja wenn die Poetik der Zukunft ein Muſter braucht, um e contrario klar zu machen, was ſie nach dem Vorgange aller großen Dramaturgen unter „drama-

tiſcher Einheit" verſteht, ſo wird ſie einfach auf Lindner's „Brutus und Collatinus" verweiſen können.

Selbſtverſtändlich wäre die Ertheilung eines Preiſes an ein ſolches unkünſtleriſches Drama eine Unmöglichkeit geweſen, wenn das Drama nicht auch große, in die Augen fallende Vorzüge beſäße: Vorzüge, welche beweiſen, daß das Talent des Verfaſſers bei größerer Durchbildung vielleicht für unſere Bühne noch Gedeihliches ſchaffen kann. Wir rechnen hierzu die markige Situations- und Charaktermalerei, welche allerdings oft das Shakſpeare'ſche Vorbild zu wenig verleugnet, doch aber hin und wieder eine dramatiſche Energie zeigt, die dem Ausdruck des leidenſchaftlichen Affects gewachſen iſt.

Was freilich die Situationen betrifft, fallen uns gleich die Plagiate aus Ponſard's „Lucrèce" in misliſcher Weiſe in die Augen. So iſt der Schluß des erſten Actes gewiß ein bühnenwirkſamer; nur leider iſt es ganz derſelbe Schluß, der den dritten Act von Ponſard's „Lucrèce" bildet. Hier ſpielt die ganze Scene zwiſchen Sextus und der Sibylle, bei Lindner zwiſchen Tarquinius und der Sibylle. Die Schlußpointe namentlich aber iſt ganz dieſelbe; es iſt eine freie Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche, aus dem getragenen Pathos Ponſard's in den lakoniſchen Kraftſtil Lindner's. Dort wie hier verweiſt Tarquinius, reſp. Sextus die Sibylle an den Brutus, eine Närrin an einen Narren; dort wie hier begrüßt die Sibylle Brutus als den Begründer der Zukunft und gibt ihm die Rolle. Die Worte ſind nicht dieſelben; aber die Situation iſt es, die dramatiſche Wendung, auf welcher der Erfolg des Actſchluſſes beruht. Wir können nicht umhin, dieſe Scene als ein unerlaubtes Plagiat zu bezeichnen; man urtheile. Bei Ponſard ſagt Sextus zu Brutus:

Regarde cette femme, au ténébreux manteau,
Qui semble s'enfumer à tenir un flambeau;
C'est une folle errante: elle parcourt le monde,
Pour rencontrer *sans doute un fou qui lui réponde.*
Vous pouvez faire assaut l'un l'autre et je ne sais
Lequel des deux l'emporte en propos insensés.

Und die Sibylle ſagt, als Sextus ſich entfernt:

Homme présomptueux! suis ton fatal chemin!
Salut, Brutus, salut, premier consul romain,
Quand tu voudras savoir ce que le ciel ordonne
(Elle lui tend le livre.)
Interroge ceci, Brutus — je te le donne.

Dieſer Actſchluß iſt in Lindner's „Brutus und Collatinus" folgendermaßen frei überſetzt. Die Sibylle bietet ihre letzte Rolle an:

Tarquin (unſicher).
Um welchen Preis?
Sibylle.
Um tauſend Talente!
Tarquin.
Dieſer iſt der Narr!
Wend' dich an ihn und ich will ſchlafen gehn.
(Geht ab.)
Sibylle.
Schlaf, König Roms; zu deinem Sturze wird man
Dich allzu zeitig wecken.
(Ihr Auge ruht lange auf Brutus.)
Junius Brutus,
Der Rom zum zweiten male gründen wird:
Nimm hin! Dir ſchenkt's Apollo.
(Sie gibt ihm die übrige Rolle und geht ab.)

Nicht genug damit! Auch die Scenen am Anfang des zweiten Actes, die in einem Gemach in Collatia ſpielen, gemahnen uns ſo bekannt. Lucretia in der Mitte ihrer Mägde — damit beginnt ja das Ponſard'ſche Stück; Sextus und Collatinus kommen von Ardea; ſie haben gewettet, wer die tugendhafteſte Römerin ſei; ſie finden Lucretia am Rocken, ihr gebührt der Preis; ſie entflammt das Herz des Sextus. Situationen und Motivirung ſind bei beiden Dichtern ganz gleich. Auch die Erzählung des Boleſius:

Leih mir gewilliges Ohr für wenig Worte!
Wir ſaßen bei'm Gelag vor Ardea —

iſt nur eine kurz zuſammenfaſſende Epitome aus der oft von Brutus unterbrochenen Erzählung des Sextus:

Voici comment nous vint, Lucrèce, cette idée:
Depuis un an, bientôt, nous assiégeons Ardée, etc.

Was die weitere Ausführung der Situation betrifft, ſo müſſen wir Ponſard den Vorzug geben, deſſen „Lucrèce" überhaupt in Bezug auf die Compoſition ein Meiſterſtück iſt gegenüber dem Drama Albert Lindner's. Dieſer hat den Bogen zu ſtraff geſpannt; ſeine Helden ſind alle ſolche ſpecifiſche Römer, daß einem geſunden Gefühl vor dieſem wahnwitzigen Patriotismus graut. Da iſt der alte Lucretius, Lucretia's Vater; er hat die Scene mit Sextus mit belauſcht; er läßt ſeine Tochter zum Himmel um einen Frevel beten, denn ſie bete damit um Roms Befreiung. Wenn der alte Lucretius ſpäter ſich beklagt, daß dies Gebet an ſeinem eigenen Hauſe in Erfüllung gegangen, ſo iſt das höchſt auffallend. Wir glauben dem Heuchler nicht; er hatte ja, als er Lucretia beten ließ, dieſen beſtimmten Frevel im Auge. Er iſt ein echter Sohn der Wölfin und freut ſich im ſtillen, daß er begnadigt worden iſt, durch das Opfer ſeiner Tochter Roms Freiheit zu erobern. Es lebt etwas in ihm vom Naturell des Brutus, der ſeine Söhne zum Tode verurtheilt. Das ſind keine Menſchen, für die wir uns erwärmen können, das ſind Menſchen mit fixen Ideen; ſie leiden an der Staatsmonomanie.

Doch damit den Rabenvätern nicht als Pendant die Rabenmutter fehle, führt uns Lindner auch die Mutter des Sextus, Tullia, vor, nur daß er jene im Lichte des reinſten Patriotismus ſtrahlen läßt, während er dieſe dem Abſcheu ſeines Publikums preisgibt. Wie niedrig es von dieſer Dame iſt, daß ſie ihren Sohn ſelbſt zu der Schandthat aufreizt, aus Eiferſucht auf Lucretia's Ruhm:

Iſt dies der Eh'herrn Haß, der Väter Jammer,
Der wie ein Hund hier winſelt durch die Nacht?
Ich helfen dir, der an ſich ſelbſt verzweifelt?
Der Mann geh' an die Spindel, der ſich nicht
Zutraut zu ſiegen, wo er liebt. Denn immer
Bleibt noch ein letztes Mittel für den Willen,
Wovor der Schwächling ſich entſetzt, weil es
Zu nah mag ſtreifen an das Recht der Götter.
Sperrt Zaun und Riegel dir den Weg zum Haus,
Wohin du mußt — wirf Feuer in die Sparren!
Das Haus in Schutt: das wird den Weg dir bahnen!

Die Motive dieſer weiblichen Furie ſind verabſcheuens werth, aber verſtändlicher, als die Motive jenes gleich unnatürlichen, aber bengaliſch beleuchteten Heroismus. Sextus geht ab mit folgenden Worten, denen man dichteriſche Energie nicht abſprechen kann:

Gewalt?! So ſei's. Die That auf deine Seele!
Um Rom zu retten, that mein Ahn den Raub
Sabin'ſcher Frau'n. Der Enkel dieſer That
Bin ich —
(Donner.)
O brüll' die Erde taub und hülle
Sie feſt in deine Schrecken, wilde Nacht!
Denn ein Tarquinier thut ſeinen Gang,
Und alle Götter ſind gewohnt, ihr Aug'
Und Ohr zu ſchließen, wo Tarquinier ſchreiten!
(Donner und Blitz.)
Venus Lucretia!

Zwiſchen den zweiten und dritten Act fällt die That; als der Vorhang des dritten Actes aufgeht, ſehen wir Lucretia bereits mit aufgelöſten Haaren in einen Seſſel hingeſunken. Die jetzt folgenden Scenen gehören zu den beſten des Stücks, in denen das Talent des Dichters ſich ganz entſchieden ausprägt. Es iſt dramatiſche Kraft in ihnen und zwar jene gehaltene dramatiſche Kraft, welche ſich erſt ſammelt, erſt der Mimik und Pantomimik des Darſtellers den Ausdruck der ſtummen, kaum durch einige Interjectionen angedeuteten Leidenſchaft überläßt, ehe ſie in feurigen Ergüſſen ausſtrömt. Collatin namentlich iſt hier durchaus dramatiſch gehalten. Auf das Bekenntniß der Lucretia ruft er aus: „Nur noch ein Laut! Den letzten Athem! Wer?“ Und als dieſe den Tarquinius nennt, ſchlägt er die Hände vors Geſicht und fällt auf die Schulter des Valerius mit dem Worte: „Sextus!“

Valerius.
Sprich, rege deine Zunge! Dich erwürgt
Dies leichenfarbene Schweigen, Gott des Himmels!

Collatin.
Haha, Geduld! Mir träumte toll!
(Sein Auge fällt auf Lucretia, die Erſtarrung weicht.)
Lucretia!

Voleſius.
Dank, Jupiter, er hat die Thräne wieder!

Valerius.
Und Thränen, wie ſie dieſer weint — ha, Sextus,
Beſſer, geſchmiedet an Ixions Rad,
Als Thränen koſten einem Mann!

Dann erſt bricht der Schmerz Collatin's in bewegten Worten aus. Die Sterbeſcene der Lucretia, die bei weitem gelungenſte des Dramas, wollen wir als Probe hier mittheilen:

Lucretia.
Sprich, Menſch, wer ſchleppt die Kette ſeiner Schande
Geduldig fort, ſolang die Hand noch frei,
Um ſie zu löſen? Doch ein Waſſer gibt's,
Das dieſen Schandfleck von ihm thut; ihr kennt's,
Denn ihr ſeid Römer; euer Troſt iſt Lüge,
Zu ſchal, um dieſe Wunde zu verkühlen.
Oft hört' ich einen ſagen, der einmal
Mich mit dem Namen ſeiner Gattin ſchmückte,
Daß ſolcher Herzen viele nicht in Rom
Mehr für die Freiheit glühten wie die euern — —
Gib mir dies Schwert!
(Sie reißt dem Collatin das Schwert von der Seite.)
Seht, einen Spiegel, den
Kein Roſt befleckt hat außer Feindesblut,
Der Ehre Tempel und der Gorgoſchild
Für Lüg' und Feigheit! Schwört auf dieſen Stahl,
Daß ihr verflucht ſein wollet allen Göttern,
Bis euer Schwert, in des Beleidigers Blut
Getaucht, den Fluch wird löſen. Römer, ſchwört!

Valerius und Voleſius
(die Finger aufs Schwert legend).
Wir ſchwören dir!

Collatin.
Sie ſchwören's!
Hörſt du's, mein Gram? Und ſchwurt ihr in der That
Auf dies mein Schwert? So blaſ' euch dieſe Schwüre
Der Gott wie Peſthauch weg von ſeinem Munde!
Wer wagt's und taſtet an ein Recht, erſtanden
Um ſolchen Preis? Bei Jovis Haupt, den ſtück' ich
Zum Mahl für Hunde, der ein Haar ihm krümmt
Und raubt zum Raub all meiner Habe noch
Die Luft, von der ich zehren muß, die Rache.
Mein iſt der Feind, und geizen will ich euch
Mit dieſem abgewogenen Mein, daß euch
Kein Tropfen ſeines Blutes werden ſoll,
Und wenn ihr Kronen bötet! — Dieſen Tag
Biſt du gerächt mit dieſem Schwert!

Lucretia.
Ich lehr' ihm
Den Weg zum Sextus! Götter meiner Rache,
Hört ſeinen Schwur und unterweiſet Rom
In röm'ſcher Tugend!
(Sie erſticht ſich.)

Valerius.
Edle Frau, was thut Ihr?

Collatin.
Lucretia! O! —
(Nach einer Pauſe, richtet ſich empor.)
Geht, es iſt gut. Ich hätte weniger nicht
Gethan, wär' ich Lucretia geweſen.
Verlaßt mich!

Brutus
(tritt raſch einige Schritte vor und ruft im Tone des Befehls).
Bleibt!
(Alle ſtehen betroffen.)
Nun ſchwör' auch ich! Ihr zeuget!
(Tritt dicht an die Leiche.)
In Blut und Wunden winkt der Gott zur That,
Und meine Zeit iſt da!
(Zu Collatin.)
Du tröſte dich!
Hier walten andere Götter als der Tod.
Der Freiheit Morgenroth iſt dieſes Blut,
Der Freiheit Pforte dieſe Wunde! — Römer —
(Er nimmt ſeine ſchmutzige Toga ab und wirft ſie auf die Leiche, ſodaß ſie zum größten Theil davon bedeckt wird. Er ſelbſt ſteht im Panzer da.)
Zu dieſem Leichnam leg' ich, der ich war,
Bei dieſem Blut ruft euch ein Neuerſtandner.
(Er kniet und ſtreckt das Schwert feierlich empor.)
Nun thu' ich einen Eid an dieſem Blut,
[Dem keuſcheſten im Sonnenlicht. Und du,
Der hoch in Wolken feuerflammt, und du,
Der du die Erd' umgürteſt mit den Waſſern,
Und du, der finſter thronet, wo dem Ring
Der Ewigkeit kein Strahl der Sonne leuchtet:]
Zeugt mir, ihr ewig Rächenden! Hier ſchwör' ich,

Daß ich mein Rom erretten will, nichts achten
Um dieſen Preis mein Leben und mein Gut,
Von röm'ſchem Boden tilgen will den König
Tarquin, die Königin Tullia und ihre
Verfluchte Brut durch Schwert, Dolch oder Flamme;
Und daß kein König über römiſch Volk
Mehr herrſchen ſoll als nur die ew'gen Götter!
(Er ſteht auf.)

Collatin.

Wie kommt der Schwindel mir?!

Valerius.

Iſt dies noch Brutus?

Brutus.

Staunt nicht dem Wunder, ſammelt euern Geiſt!
Denn unſre Stunden ſind gewogen, und
Für jede trägt die Gegenſchale ein
Jahrhundert Roms. Der Gott, der meine Kraft
Betraut mit dieſem Werk, hat mich gerufen,
Und aus des Blödſinns Lumpen ſchwingt der Aar
Sich über Rom mit hellem Wächterrufe.
Schau her! Das that dein Weib nicht, Collatin,
Das that Lucretia nicht, o glaubt es nicht;
In dieſer Leiche ſpricht der Schutzgott Roms.
Quiriten,
Ich hab' gelitten Schimpf und Spott, ihr wiſst's,
Kroch wie ein räud'ger Hund durch dieſe Welt
Und ſammelte den Geifer der Verachtung
Zehn Jahre lang und mehr auf dieſes Haupt;
Doch was ich trug, ich hab's ertragen, Römer,
Um dieſer einen theuern Stunde willen.
Die Maske fiel, und der Tyrann muß nach,
Oder ihr alle: wer verläßt mich, Römer?

Valerius.

Noch faſſ' ich nicht die Größe deiner That,
Das Eine fühl' ich, daß ihr Geiſt mich füllt
Von Kopf zu Fuß. Gebiete meinem Schwerte!

Collatin
(tritt zu ihm und umſchlingt ihn mit einem Arm).

Erſtanden iſt mein Junius! Jupiter,
Waſſer ſo ſüß und bitter, wie ich heut'
Geweint, hat deine Welt nicht. Brutus lebt!
Ich ſag' dir, Zeus, noch geſtern war ich nichts,
Heut' ſchufſt du zwei Giganten, die den Himmel
Zu hoch nicht achten, wenn die nächſte Sonne
Nicht auf ein freies Rom herniederſchaut!

Brutus.

Zur That, zur That! Raſſt auf, was Waffen trägt;
Schwellt über Rom her, wie die Bäch' im Lenz,
Wenn ſie die Ebnen Latiums erſäufen! —
Nimm auf die Leiche, Collatin! Ein ſtummer,
Gewalt'ger Kläger ſchreite durch das Land,
Dein Weib im Arm. Sprich nichts und heiſche nichts!
Sie redet mit Poſaunen.

Collatin.

Dieſer Tag
Gilt dir, mein Weib, und meiner blut'gen Rache.

Brutus.

Er gilt der Freiheit Roms! Auf die Tyrannen!

Hier iſt die dramatiſche Bewegung und der dramatiſche Ausdruck tadellos, mit Ausnahme vielleicht der Schlußworte der Lucretia, die zu ſchulmeiſterlich ſelbſtbewußt, zu pädagogiſch abſichtsvoll klingen. Gewiß erſcheint Lucretia als echte Römerin; aber ihr Heroismus iſt ſo ſelbſtverſtändlich, er wird ihr ſo leicht; ſie ſcheidet, ohne Abſchied vom Gatten, vom Leben zu nehmen. Das mag römiſch ſein, aber menſchlich iſt es nicht. Der Stoff kehrt hier wieder ſeine Achillesferſe hervor. Die Treue des geſchichtlichen Colorits gefährdet unſere Sympathie. Unſere Frauen empfinden anders als dieſe Römerin. Die Wahrheit der obenangeführten Schiller'ſchen Bemerkungen bewährt ſich von neuem, ſelbſt hier auf der Höhe der Situation, in der ſonſt gelungenſten Scene des Stücks.

Mit dieſer Scene in der erſten Hälfte des dritten Actes iſt nun die erſte Tragödie: Lucretia zu Ende; es beginnt die zweite: Brutus und ſeine Söhne. Dieſe Tragödie bedarf einer neuen Expoſition; wir erhalten ſie in der zweiten Verwandlung des dritten Actes, der deshalb matt und nichtsſagend ausklingt. Hier, wo in einem kunſtgerechten Trauerſpiel der Höhepunkt der Kriſis liegen ſollte, beginnt der Dichter neue Fäden zu knüpfen, den Conflict zwiſchen Brutus und ſeinen Söhnen vorzubereiten. Wo bleibt da die dramatiſche Oekonomie, die dramatiſche Steigerung? Allen Grundregeln dramatiſcher Architektonik iſt ins Geſicht geſchlagen. Und nicht genug, es tritt noch ein neuer Conflict zwiſchen Brutus und Collatinus hinzu, indem der erſtere den letztern als einen Tarquinier aus Rom verbannt. Den Schluß des vierten Actes bildet das Gericht des Brutus über ſeine Söhne. In dieſen Scenen weicht die Sprache der Leidenſchaft einer oft weitſchweifigen, lehrhaft nüchternen römiſchen Rhetorik. Im fünften Act wird Brutus ſeinen Söhnen noch einmal gegenübergeſtellt; er bewahrt den Bitten derſelben wie denen des ganzen Volks gegenüber ſeine Strenge. Dieſe Scenen heben den Helden auf das Piedeſtal echter Römergröße, tragen indeß gerade dazu bei, die Entfremdung derſelben gegen menſchliches Empfinden in einer Weiſe darzuſtellen, die ſie uns faſt haſſenswerth erſcheinen läßt. Natürlich kann ein Dramatiker keine Sünde wider die Grundgeſetze des Dramas begehen, ohne daß ſich dieſelbe in den Wirkungen des Stücks zeigt und beſtraft. Wer die Bühne in einen Guckkaſten verwandelt, wer keine andere Regel der Compoſition kennt als die Dramaturgie des Jahrmarkts: „Brr, ein anderes Bild!“ — der darf ſich nicht wundern, wenn man ſich ermüdet von dem zweiten Bild abwendet, ſobald es minder wirkſam und feſſelnd iſt als das erſte.

Wir wiederholen, die Compoſition des Dramas iſt ſchwach und verfehlt.

Was die Charakteriſtik betrifft, ſo iſt ſie rühmenswerther als die Compoſition. Freilich bringt es der römiſche Stoff mit ſich, daß die Charaktere mehr typiſch gehalten ſind, daß ihnen der Reichthum an innerer Bewegung, an Nuancirungen und Schattirungen fehlt, jene Fülle individuellen Lebens, wie ſie eben nur aus dem Reichthum der modernen Culturbedingungen und ihrer Spiegelung in dem Menſchengeiſt hervorgeht. Lucretia z. B. iſt doch kaum mehr als ein Muſterbild weiblicher Tugend, eine etwas doctrinäre Tugendheldin. Ebenſo iſt Brutus, deſſen Rolle allerdings anfangs durch den ſimulirten Wahnſinn eine pikante, für den Darſteller

anziehende und wirksame Färbung erhält, ganz der abstracte Held. Der innere Kampf, den der Dichter den Brutus oft zu lakonisch durch „das Arbeiten seiner Gesichtsmuskeln“ auskämpfen läßt, versöhnt uns nicht mit dieser kindesmörderischen Größe. Dagegen ist Collatinus lebendiger, vielseitiger, tritt uns menschlich näher, namentlich im vierten Act, wo er den römischen Republikanern im höchsten Zorn die Wahrheit sagt. Und sie verdienen's; denn ihr Freiheitscultus, den Hohepriester Brutus obenan, verwandelt sich in einen leeren Buchstabendienst, indem sie den Mann seines Namens wegen verbannen, der ihnen vor allem die Freiheit erkämpfen half. Das ist republikanischer Wahnsinn, aber keine republikanische Größe mehr; das ist ein Ostracismus, der an den gereizten Stier und seine Scheu vor dem rothen Tuche erinnert. Darum sympathisiren wir in diesen Scenen mit Collatinus, und nicht mit Brutus. Tullia ist bald Lady Macbeth, bald Königin Elisabeth; der alte Lucretius in seiner Art ein gelungenes Charakterbild. Auch den andern Charakteren ist hier und dort ein glückliches Licht aufgesetzt, ohne daß sie sich über das typische Gepräge einer Römertragödie zu individueller Bedeutung erhöben.

Wenden wir uns nun zur dramatischen Diction, so hat die oben mitgetheilte Probe uns gezeigt, daß der Autor eines ebenso markigen wie schwunghaften Ausdrucks fähig ist, welcher der Größe der Leidenschaft und der Höhe des Affects gerecht zu werden weiß. In diesen getragenen Situationen gewinnt die Darstellung ein Gepräge von künstlerischem Adel und wird durch eine Inspiration beseelt, welche eben das sicherste Zeugniß des Talents ist. Daß dies Talent indeß nicht entfernt als ein durchgebildetes betrachtet werden kann: das beweist wieder die Ungleichheit des Ausdrucks, der Mangel an harmonischem Gleichmaß; daran oft fällt die Diction ins forcirt Schwülstige, in gesuchte Nachahmungen jenes Stils, mit welchem König Lear seine Monologe im Gewittersturm auf der öden Heide beginnt; an andern Stellen geräth sie ins Triviale, ins ungehörig Lakonische, gesucht Kraftstrotzende. Den Constructionen fehlt oft die Klarheit; sie sind bisweilen in einer Weise verwickelt, welche für die poetische Syntax unzulässig ist, und auch der metaphorische Ausdruck, so energisch zusammengerafft er in einzelnen Wendungen erscheint, läßt wieder in andern den guten Geschmack und die Klarheit des tertium comparationis vermissen. Wir wollen, ohne die Dichtung in ihre Atome zu zerpflücken, doch den Beweis für keine dieser Behauptungen schuldig bleiben.

Wenn Tarquinius im ersten Acte sagt:

Auf des Gewissens Blättern übrig ist
Nicht viel mehr Raum für Mord und dahinein
Soll manch ein röm'scher Kopf noch von Bedeutung —

so sind das Verse, bei deren Declamation man sich die Zunge abbrechen muß, Inversionen, die nur aus Ungeschick in der Behandlung des Verses hervorgehen und überdies eine geschmacklose, überflüssige Metapher. Weiterhin sagt Tarquin:

Mein Haar beginnt zu bleichen, und es sind
Die kleinsten Schuldensummen nicht, die ich
Dir danke, Tullia!

Schuldensummen — ein unglücklich componirtes Wort, nur von metrischer Verlegenheit inspirirt. Solche Streckungen, wie „übeten“ bald darauf u. a., kommen häufig vor, zum sichern Zeichen, daß der Vers für den Dichter oft nur ein Prokrustesbette ist. Ausdrücke wie „gewilliges Ohr“, die den Reiz der Neuheit haben, scheinen auch in diese Kategorie zu gehören. „Einen Raub thun“, in derselben Rede des Volesius, ist ebenfalls undeutsch. Abkürzungen, wie „All was schön der Mensch sich träumt“, zeigen denselben Mangel an Formbeherrschung. Nicht minder undeutsch sind Wendungen, wie die folgende:

Die Frage spottet trotzig meinem Hirn.

„Spottet“ regiert den Genitiv; eine „dem Hirn spottende Frage“ ist überhaupt eine höchst schwülstige Wendung.

Ich traf ihn sitzen an dem Capitol —

ist ebenfalls keine Bereicherung des classischen Sprachschatzes.

'Nem andern Schuft versprach er eine Heerde —

ein Beispiel oft vorkommender Apostrophirungen und Elisionen von großer Rauheit. Brutus ruft kniend im zweiten Acte:

Weh, meine Mutter weint, ein blut'ger Strom
Rollt unterm Geiselhieb des zorn'gen Gatten
Von ihrem heil'gen Siebenhügelleibe.

Das Bild ist unglücklich, ein „Siebenhügelleib“ ein eigenthümliches physiologisches Präparat, von dem selbst im Hoheliede, das sich ebenfalls mit den Hügeln des Leibes beschäftigt, nicht die Rede ist. Wenn dann Aruns zu Brutus sagt:

Ha', küsse deine Mutter, lieber Lump,
Der König sein wird! —

so ist die ironische Wendung „lieber Lump“ für den Stil der Tragödie zu trivial.

In der achten Scene des zweiten Actes sagt Tullia zu Sextus:

Gut, wenn die Liebe nur
So weit dem Leichtsinn dich entfremdete,
Daß du von heute besser deines Standes
Und königlichen Zieles denkst, das dir
Bestimmt zum Erb' ist, werd' ich Königin
Genug sein, um als Mutter ihr zu danken.

Ein Satzungeheuer von so schwerfälliger Construction läßt man sich kaum in actenmäßiger Prosa gefallen. „Ein königliches Ziel, das dir zum Erbe bestimmt ist“, ist überdies eine ganz sinnlose Wendung. Wenn Tullia weiterhin sagt:

Die Dogge meines Blutes wittert Geister —

so ist das ein geschmackloser Schwulst, der an ähnliche Wendungen in Lohenstein's „Agrippina“ und „Pyramus und Thisbe“ erinnert.

In derselben Scene sagt Sextus:

Hast du
Ihr Bild geweckt, damit ich dran verjammre?

Man kann der Sprache Gesetze geben, aber auch ihr

Gewalt anthun. Das erſte thun die dichteriſchen Genies, das zweite die Genialitätsſüchtigen. Hier haben wir ein Beiſpiel vom zweiten. In der vierten Scene des dritten Actes ſagt Brutus von ſeinem Herzen, daß es mitten

Im Seelenfeſtmahl dieſes Tages hungert
Nach ſeinem Rechte.

„Seelenfeſtmahl" iſt ein gekünſteltes Compoſitum und ſchwächt hier den Gegenſatz. Das Herz hungert, die Seele ſitzt beim Feſte. Warum hier Herz und Seele auseinanderreißen? Der richtige Gegenſatz war: Das Herz hungert, obgleich es beim Feſtmahl dieſes Tages ſitzt.

Im vierten Act erſter Scene ſagt Vitellius zu den zwei etruriſchen Geſandten:

Ihr werdet heut erledigt im Senat.

Auch dieſe Wendung iſt kein Dictat des ſprachlichen Genius, und auch wenn man ſie als Syneldoche betrachten wollte, nicht glücklich. In der dritten Scene ſagt Brutus:

Du, der an meinem Jünglingsherzen lag
Und träumen half von großen röm'ſchen Tagen —

Die Kunſt, träumen zu helfen, beſitzen nur die Magnetiſeure. Ein Beiſpiel ungeſchickter Inverſion iſt der folgende Vers:

Doch immer reich noch ſoll mich Hoffnung machen
Auf meiner Kinder Liebe.

Der vierte Act iſt beſonders reich an Stellen, die an eine ſchlechte Ueberſetzung von Shakſpeare erinnern. Das rhetoriſche Element macht ſich hier breit; dem Dichter aber fehlt alle Grazie der Beredſamkeit. Verſe wie die folgenden kann man nur als ungelenk misbilligen:

Dafür indeß, was an Familiengut
Er ſonſt beſitzt, ſei nicht genau und kleinlich
Von uns erwogen, wie erworben und
Wie weit der Antheil Roms. Er laß es holen.
Wir ſind nicht Schacherer, ſind nicht Räuber! Und
Bewahrt ſie Rom, daß ſein vertriebner Feind
Dürft' ſagen einſt: Ihr habt mich kahl geplündert,
Und doch bezahlt' ich meine Schuld an euch
Bis auf den Obolus. Ihr ſeid erledigt.

Weiterhin ſtoßen wir auf Wendungen wie „das leidvoll unnatürliche Zerwürgen zweier Herzen"; dann wieder auf die aus „Don Carlos" bekannte: „Wenn, was noch warm in deiner Ader rollt, nicht flüſſig Erz iſt." Einen wahren Rattenkönig von ſchiefen und ſchwülſtigen Bildern enthält aber die folgende Rede des Brutus, in welcher derſelbe Collatinus an den Schwur erinnert, den ſie als Knaben gethan, indem ſie ſich die Bruſt öffneten, für römiſche Freiheit Hab und Blut zu opfern gelobten und die warmen Tropfen voneinander tranken:

Spalt mir den Leib!
Dein edles Bild, wie ein erhabner Baum,
Wuchs aus dem Tropfen einſt, den du mir gabſt,
Was ſoll's noch, da du ſtirbſt? Den Schatten gleich
Vom Erebos, ſo müßt' es klagend irren
Um deine Seelenleiche. Nimm zurück
Den Collatin und gib mich mir heraus,
So ſind wir fertig. Denn beim Rächerarm
Der Allmacht, jener Tropfen, der ſich einſt
So liebend ſchlich in deines Herzens Haus,
Soll, wenn du mich verräthſt, dein Leben lang
Dort innen lauter ſchreien als das Blut
Der Sonnenrinder einſt zum Himmel brüllte!

Wir haben alſo zuerſt ein „Bild", das mit einem „Baum" verglichen wird. Das tertium comparationis liegt in dem Folgenden, in dem „Wachſen aus einem Tropfen". Doch welche Bäume wachſen denn aus einem Tropfen? Die Tropfen ſpielen freilich bei Herrn Lindner verſchiedene Rollen, von denen die Naturgeſchichte und Phyſiologie nichts weiß. Weiterhin leſen wir von einem „liebenden Tropfen", von einem Tropfen, „der ſich in ein Haus ſchleicht", noch dazu in ein ſonderbares Haus, das „Haus des Herzens"; von einem „ſchreienden Tropfen", ja vom „brüllenden Blut der Sonnenrinder". Nun, wenn die einzelnen Tropfen ſchreien, muß das ganze Blut freilich brüllen. So kommt Methode in dieſen Wahnſinn. Gut gebrüllt, Löwe! Derartiger preisgekrönter Bombaſt würde die Literatur auf Jahrzehnte hinaus verderben, wenn ſie nicht andere Regulative hätte als die Urtheile einer Preiscommiſſion. Daß die Jamben in ihrer großen Mehrheit hart und ungelenk ſind, haben wir ſchon erwähnt. Als Curioſum führen wir noch an, daß im erſten Act einige Scenen und Stellen in Proſa geſchrieben ſind, daß wir uns aber vergebens in allen ſpätern Acten nach einem Dialog in Proſa umſehen. Der Dichter hatte gewiß die Abſicht, das Stück nach Shakſpeare'ſchem Muſter in Proſa und in Verſen zu ſchreiben, er ſcheint ſpäter aber wieder darauf verzichtet zu haben. So ſind die Proſaſtellen ſtehen geblieben, nicht ohne auf das ganze Opus den Schein zu werfen, daß man es mit einer ſchlotterigen und unkünſtleriſchen Arbeit zu thun habe.

Wenn Herr Lindner am Schluß ſeiner Vorrede ſagt: „Das Trauerſpiel «Brutus und Collatinus» verdient das Leben nicht, wenn es den Namen «akademiſche Poeſie» verdienen müßte", ſo hat er inſofern recht, als ſein Stück von den Vorzügen der akademiſchen Poeſie, nämlich einer gefeilten und vollendeten künſtleriſchen Form, weit entfernt iſt.

Man könnte es eine talentvolle, aber in jeder Hinſicht unfertige dramatiſche Studie nennen. Eine ſolche verdient indeß nicht den Schiller-Preis, der ausdrücklich nur Werken „von dauerndem Werth" zugeſprochen werden ſoll. Von der „Eigenthümlichkeit der Erfindung", die ebenfalls in der Stiftungsurkunde betont wird, kann bei einem allen Gymnaſiaſten bekannten Römerſtoffe ohnehin nicht die Rede ſein, man müßte dieſe Eigenthümlichkeit denn in der Zuſammenkleiſterung zweier tragiſchen Stoffe ſuchen, die wie ſiameſiſche Zwillinge mit dem Rücken aneinandergewachſen ſind. Verfehlt in der Compoſition, in der Form oft ungelenk, ohne bisherige nennenswerthe Bühnenerfolge erfüllt das Stück kaum eine der Bedingungen, welche man nach den Intentionen, mit denen der Schiller-Preis geſtiftet wurde, an ein ſolches Preisſtück knüpfen muß. Dem Dichter die 1000 Thaler als Ermuthigung für ſein Streben und ſein Talent zuzuwenden — dafür ließ die Stiftungsurkunde des Preiſes noch eine andere Form frei, ohne die directe Prämiirung. Wir müſſen daher die Wahl der Schiller-Commiſſion oder ihrer Majorität für einen Misgriff erklären, der um ſo ſchroffer hervortritt, je

weniger dieſelbe ihre Entſcheidungen zu motiviren, je weniger ſie durch ſolche Motivirung, durch Hervorheben der Vorzüge des erkorenen Preisſtückes vor andern minder berechtigten Dramen und durch Feſtſetzung beſtimmter äſthetiſcher Principien einen förderlichen Einfluß auf die Entwickelung unſerer dramatiſchen Literatur auszuüben ſucht. In einer Zeit, in welcher ſelbſt die Miniſter der Oeffentlichkeit Rede ſtehen und ihre Decrete motiviren müſſen, muß es auch eine Preiscommiſſion. Das vornehme Schweigen, in das ſie ſich hüllt, verleiht ihr weder Unfehlbarkeit noch Unantaſtbarkeit; ſie bleibt verantwortlich der Kritik, den dramatiſchen Dichtern, dem Publikum. Eine höhere Reviſions- und Caſſationsinſtanz über ihr bildet das Urtheil der Nation. **Rudolf Gottſchall.**

Unterhaltungsliteratur.

1. Erlebniſſe eines Arztes. Von E. D. Mund. Zwei Abtheilungen. Vier Bände. Leipzig, Grunow. 1866. 8. 4 Thlr.
2. Die geraubte Schatulle. Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. Von E. D. Mund. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1866. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir beſtreiten keineswegs, daß eine Romanſchriftſtellerei wie die Mund's das romanleſende Publikum zu drei Viertheilen vollauf befriedigt und daß die Verleger ſolcher Werke gute Geſchäfte machen.

Wir könnten hiermit unſere Beſprechung ſchließen, denn im Grunde verlangen nur die literariſchen Erzeugniſſe ſolcher Art eingehende Kritik, welche auch von dem letzten Viertel der Romanleſer zur Hand genommen werden. Wir wollen nicht ſo verſtanden werden, als ob wir ſagten, ein Viertheil aller erſcheinenden Unterhaltungslektüre gehöre in dieſe Kategorie. Leider nicht. Die Maſſenarbeit, die Arbeitsmaſſe iſt werthlos, Tagesproduct, bloße Lohnarbeit, mit Spinnerinnenfleiß und -Geiſt angefertigte Leiſtung, für die der Maßſtab nur in der Höhe des vom Verleger zu erzielenden Honorars liegt. Den Schlüſſel zu dieſer leidigen Thatſache gibt uns Mund in einem Geſpräche zwiſchen einem Blauſtrumpf und einer jungen Dame, die denn ſpäter wirklich auch zu ſchriftſtellern anfängt, glücklicherweiſe aber noch zur rechten Zeit vom Verleger — geheirathet wird. Die Alte bittet um Verzeihung, daß ſie ſich noch nicht ſtören läßt.

„Emil muß erſt mit guter Manier aus dem Wege geräumt werden, damit Marie und Hermann ſich heirathen können. Ha! er kann meinetwegen ein Duell haben und erſchoſſen werden, oder noch kürzer: er bekommt die Cholera!" Und wie beflügelt glitt ihr Stift über das Papier. — Eine halbe Stunde ſpäter. „So! Die wären glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, leben ſie heute noch." — „Wenn ich es nur begreifen könnte, wie du es machſt, eine Geſchichte zu ſchreiben? Da wäre ich doch ſo dumm, ſo dumm!" — „Ach was, du brauchteſt das Ding nur einmal zu probiren. Und wenn du mit etwas aus der Phantaſie Geſchöpftem nicht zu Stande kömmſt, ſo brauchſt du für den Anfang ja nur deine eigenen Erlebniſſe zu ſchildern, ſo Dichtung und Wahrheit à la Wolfgang Goethe." — „Das brächte ich niemals zu Stande." — „Unſinn! Ich hatte auch ähnlich gedacht, und als Holland in Noth war und ich mußte, da habe ich es mit Angſt und Zagen probirt und es iſt gegangen. Es iſt zwar auch danach, und ehrlich geſagt, ich glaube eigentlich, daß ich es wol ein wenig beſſer machen könnte, aber wozu? So wie es iſt, iſt es gerade genug (gut genug?), und iſt nicht halb ſo ſchwierig, wie ich gefürchtet hatte." — „Aber der Ruhm, wenn deine Schriften für kaum erreichte Muſter gälten, wäre doch auch nicht übel!" — „So? Meinſt du? Im beſten Falle bliebe es eben immer Frauenproduct und Roſa Bianka ein Blauſtrumpf! Die Kritiker ſagen aber, aller Frauenzimmerarbeit merkt man das Geſchlecht der Verfaſſerin an. Wenigſtens weiß ich ganz beſtimmt, daß ich nichts Größeres und Beſſeres ſchreiben kann als ſolche Plaudereien für ein Feuilleton einer mäßigen Zeitung oder Romänchen für die Leihbibliotheken, und für meinen Bedarf reicht das gerade hin. Schuſter, bleib bei deinem Leiſten, ermahnt überhaupt, nichts über ſeine Kräfte und ſeinen Beruf zu unternehmen u. ſ. w."

Der alte Blauſtrumpf hat recht, und es iſt ſehr ſchlimm, daß er recht hat. Es iſt ſchlimm, daß die Vereine zur Beſchäftigung unverheirathet bleibender Mädchen noch keine ſo weite Verbreitung gefunden haben, um Blauſtrümpfe und ſolche, die es zu werden drohen, bei Poſt-, Eiſenbahn- und Telegraphenämtern, am Setzkaſten, in Bureaux und wo ſonſt es möglich iſt, genügend für ihren Unterhalt zu beſchäftigen, und ſchlimm ebenſo, daß Menſchen noch Zeit und hinreichenden Bildungsmangel haben, um das von ſolchen Blauſtrümpfen gelieferte Leſefutter genießbar zu finden. Aber die Klage iſt alt, ſie wiederholt ſich in allen Culturſtaaten, und es würde müßig genannt werden dürfen, ſie noch einmal zur Sprache gebracht zu haben, wenn wir uns nicht genöthigt ſähen, ſie Mund ſelbſt und Genoſſen als Warnung und Spiegel vorzuhalten.

Wir erkennen in Mund einen Anfänger in der Schriftſtellerei, wir ſind geneigt zu glauben, daß er wol beſſer machen könnte, was er macht, und hoffen, daß er ſich beſtreben wird, ein höheres Ziel zu erreichen, als ihm bisher vorgeſchwebt zu haben ſcheint. Oder ſollte es ihm gar geſchmeichelt haben, daß er in dem Jahre der ſchnellen Ereigniſſe mit Moltke und Bismarck gewetteifert und ſechs Bände zugleich in die Oeffentlichkeit gebracht hat? Wenn er uns im Jahre 1867 ein oder zwei gute Bände liefert, wollen wir zufrieden ſein.

Zunächſt möchten wir es für Maske halten, daß ein alter, viel beſchäftigt geweſener Arzt ihm dieſe „Erinnerungen und Erfahrungen" mitgetheilt habe, um ſie uns in „ſchlichten Erzählungen" zu reproduciren. Dem Verfaſſer wird ein beſcheidener Theil des novelliſtiſch Verarbeiteten in ſeiner Praxis begegnet ſein, anderes hat er in fremder Praxis beobachtet, weiteres geleſen, das meiſte erfunden und zurechtgemacht. Den Mediciner erkennen wir nur in einzelnen Erlebniſſen, in der Geſchichte von dem Quartalſäufer, in den zwei Stücken, denen der thieriſche Magnetismus zum Vorwurf dient, und ſonſt hier und da. Allzu viel iſt à la Roſa Bianka erſonnen und mit ſauſender Bleifeder geſchrieben und nicht „gearbeitet".

Auf Einzelheiten können wir uns begreiflicherweiſe nicht einlaſſen. Aber wir haben noch zu ſagen, daß die Erzählung: „Die geraubte Schatulle", ſich von den ärztlichen Erlebniſſen nur durch ihre ungebührliche Breite unterſcheidet. Sie will keine „gewöhnliche Spukgeſchichte" ſein, und unterſcheidet ſich von einer ſolchen doch nur dadurch,

daß der Spuk eigentlich Nebensache ist. Die hingerichtete Mörderin eines polnischen Grafen geht in diesem Schlosse um und will verrathen, wo die dem Grafen geraubte Schatulle vergraben ist. Dies gelingt ihr aber nicht, da man nicht nachgraben will. Endlich lebt noch und findet sich ein Mitwisser; die Schatulle, die indeß nur Documente enthält, wird hervorgeholt, geöffnet, und nun ergibt sich, daß 20000 Thaler von einem Jemand als Kaufschilling auf das Schloß baar bezahlt sind, daß aber, allerdings sonderbarerweise, niemand eine Ahnung hat, wer dieser Jemand gewesen ist. Er hat sein Geld bezahlt und sich aus dem Staube gemacht. Das ist wirklich eine sehr ungewöhnliche Spukgeschichte.

3. Verworrene Fäden. Roman von Albany Fonblanque. Frei nach dem Englischen von L. K. Zwei Bände. Köln, Bachem. 1867. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Bachem'sche Verlagshandlung in Köln hat als Specialität den Verlag katholisirender Schriften, den sie mit besonderm Eifer betreibt, und hat, in ihrer Thätigkeit nach dieser Richtung hin, auch eine „Sammlung unterhaltender Schriften der neuern englischen Literatur in deutscher Uebersetzung für gebildete katholische Leser" erscheinen lassen. Acht Romane dieser specifisch ultramontanen Tendenz sind denn auch bereits von den katholischen Blättern aller Art fast ungebührlich gerühmt. Das „Freiburger katholische Kirchenblatt" sagt wörtlich: „Unsere kindische Zeit will eben wieder Milch und kann keine starken Speisen vertragen; der Roman, der uns verdorben, soll uns wieder helfen, denn er fesselt die Aufmerksamkeit derer, die an kein tieferes Denken gewöhnt sind." Wir würden mit dem Berichterstatter des „Freiburger katholischen Kirchenblatt" im Interesse vieler noch lebender deutscher Romanschriftsteller ernstlich zu rechten haben, wenn wir seinen Ausspruch allgemein auffaßten, aber er scheint nur die Romane im Auge gehabt zu haben, von denen er spricht und die bei Bachem erschienen sind. Ob auch der Roman „Verworrene Fäden" als der specifisch katholischen Sammlung zugehörig betrachtet werden soll, hat der Verleger für gut befunden, einstweilen nicht erkennen zu lassen. Jedenfalls spielen Klöster, katholische Asyle, intriguante und bald vorlaute, bald heimlich thuende Nonnen eine Rolle, sogar ein Jesuitenprovinzial wird uns vorgestellt:

Es war ein Mann in den Vierzigen, hager, groß und ganz in Schwarz gekleidet. Seine Stirn war hoch und breit, der Mund fest geschlossen, und der untere Theil seines Gesichts äußerst scharf gezeichnet. Die blitzenden Augen schienen alles, was sie ansahen, durchbohren zu wollen. Das Benehmen dieses Mannes, höflich aber gemessen, bildete einen auffallenden Gegensatz zu dem des jovialen irischen Priesters.

Der Jesuit gibt einem Fragesteller, dem vorzüglich die Mission der Entwirrung der „Verworrenen Fäden" zutheil geworden ist, die erbetene, übrigens ungenügende Auskunft wie ein richtiger Polizeicommissar, höflich gemessen und mit genügender Reservation, sodaß ein Freund des Fragestellers später mit wichtiger Miene und nicht mit Unrecht die Bemerkung macht: „Nehmen Sie sich in Acht, falls das, was Sie thun wollen, den Planen seines Ordens zuwiderlaufen sollte."

Wir wissen, wie gesagt, nicht, ob die „Verworrenen Fäden" extra für gebildete katholische Leser berechnet und späterhin Nr. 9 in der Quisselen-Bibliothek von Bachem zu bilden bestimmt sind; unter Quisselen versteht man am Rhein alte ungebildete, unbequeme Betschwestern, die von Haus zu Haus tragen, viel mit Geistlichen verkehren, geistliche Handlangerinnen sind und in den Mußestunden Romane schreiben, übersetzen, auch wol gar à la Ida Hahn-Hahn selbst verfassen. Für Leserinnen dieser Sorte muß der vorliegende Roman ein besonders willkommener Fund sein, nicht blos weil der Verfasser, resp. die Verfasserin ihre Aufgabe als Romanschriftstellerin darin gesucht hat, die Romanfäden auf schlaue, sogar heimtückische Weise zu verwirren, sodaß die Ueberschrift mit mehr Recht „Verwirrte Geschichten" lauten würde, sondern weil sie es auch richtig gefühlt hat, daß sie diesen Frommen keinen angenehmern Kitzel hätte bereiten können, als indem sie bei der schließlichen Entwirrung allerlei alte Sünden aufzudecken Gelegenheit fand.

Zweierlei müssen wir noch bemerken, zunächst daß die drei Polizeimissionare, der Hauptheld Stephan, ein edler Vagabund und ein wirklicher Polizist wiederholt nahe daran waren, schon im ersten Bande hinter die geheimnißvolle Fädenverwirrung zu kommen und den zweiten Band überflüssig zu machen: ob das ein Unglück gewesen wäre, wollen wir nicht erörtern. Sodann daß der Verfasser vergessen hat, zu beherzigen, wie außerordentlich langweilig einleitende Expositionen wirken, zumal wenn sie in dem Tone raisonnirender Theaterzettel verfaßt sind. Es ist eine bekannte Thatsache, daß man immer gut thut, bei dem Eintritt neuer Personen in der Vorstellung möglichst kurz zu sein und im Roman, wie im Drama und im Leben, die Charakterisirung ihnen selbst zu überlassen.

Das englische Original hat uns zwar nicht vorgelegen, doch glauben wir nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß die Uebersetzung „sehr frei" nach dem Englischen angefertigt ist; z. B. die an sich unerhebliche Phrase: „Und schlug sich seitwärts in die Büsche." 15.

Zur deutschen Reichsgeschichte des Mittelalters.

1. Kaiser Friedrich's I. letzter Streit mit der Curie von Paul Scheffer-Boichorst. Berlin, Mittler u. Sohn. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Albrecht I. Herzog von Oesterreich und römischer König. Ein Beitrag zur deutschen Staaten- und Reichsgeschichte im 13. und 14. Jahrhundert. Nach den Quellen von J. F. Alfons Mücke. Gotha, F. A. Perthes. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Albrecht Achilles und die Nürnberger. MCCCCIL—MCCCCLIII. Ein akademischer Festvortrag von Otto Franklin. Berlin, Mittler und Sohn. 1866. Gr. 8. 12 Ngr.

Unsere deutsche Geschichtsforschung wendet sich noch immer mit begreiflicher Vorliebe der Reichsgeschichte des Mittelalters zu. Der Stoff ist unerschöpflich, der Inhalt ein nach allen Seiten hin würdiger und bedeutender, die

Arbeit, die hier gefordert wird, zwar mühsam genug, aber um so lockender, namentlich für jüngere Kräfte. Es bedarf kaum des nicht abzuleugnenden Einflusses bestimmter politischer und religiöser Parteitendenzen, um die Objecte jener Geschichtsperiode sozusagen zu dem natürlichen Tummelplatz der heranwachsenden und einander ablösenden Generationen unserer Historiker zu machen. Da sich die Technik der Forschung seit länger als einem Menschenalter in unserer deutschen historischen Schule so sorgfältig durchgebildet hat wie nirgends anders, läßt es sich begreifen, daß einerseits die Ansprüche der Kritik immer höher gesteigert wurden, andererseits auch die Leistungen der Wissenschaft ein immer höheres Durchschnittsmaß erreicht haben. Beides steht in so untrennbarer Wechselwirkung miteinander, daß es im Augenblick fast mehr auffällt, wenn eine derartige Arbeit unter dem Durchschnittsniveau bleibt, als wenn sie dasselbe, so relativ hoch es auch immer sein mag, wirklich erreicht. Freilich wird es sich noch seltener treffen, daß es überschritten wird, am seltensten von einer Seite her, wo es vielleicht am meisten auf den Gesammtzustand unserer Bildung von Einfluß sein könnte: von seiten der eigentlich historiographischen Durcharbeitung und Bewältigung des Materials. Ohne Zweifel haben sich auch die Durchschnittsansprüche an die äußere Form der Darstellung gehoben, wenn auch nicht in demselben Maße wie die an die technische Durchbildung der Forschung; aber sie halten sich im wesentlichen an das mehr Aeußerliche des Stils und der Schreibart. Die Composition, ein vom höhern historischen Standpunkt viel wichtigeres Moment, scheint ein Begriff zu sein, dessen besondere Berechtigung wol in den herkömmlichen Formeln anerkannt, aber in keiner Weise lebendig empfunden wird. Und doch wäre hauptsächlich damit der Beweis zu führen, daß geschichtliche Arbeiten nicht blos für den engsten Kreis der Fachgenossen, sondern für den weitesten aller derjenigen bestimmt seien, die durch ihre Bildung und Lebensinteressen überhaupt berufen sind, über das nächste materielle Bedürfniß des Tags noch auf etwas Anderes und Höheres zu reflectiren.

Wir sind unwillkürlich zu dieser Bemerkung veranlaßt worden durch zwei der vorliegenden Schriften: J. F. A. Mücke's „König Albrecht" und Otto Franklin's „Albrecht Achilles und die Nürnberger"; die dritte, die einen kurzen Abschnitt der Geschichte Kaiser Friedrich's I. behandelt, beansprucht nichts weiter als eine möglichst sorgfältig gearbeitete monographische Forschung zu sein, für welche nur der, der sich mit Specialstudien auf diesem Felde des Mittelalters beschäftigt, Interesse und Verständniß haben kann. Doch auch sie ist in ihrer äußern Form geschmackvoll und gewandt stilisirt, was wir schon im allgemeinen als charakteristisch für die jüngere Generation unserer Geschichtsforscher angeführt haben, ohne sich gerade durch besondere Vorzüge in dieser Hinsicht auszuzeichnen. Denn das Individuelle verschwindet auch im Gebiete der Formgebung gerade so wie auf dem von diesem Standpunkt aus so viel wichtigern der Forschung vor der Gemeinsamkeit der Methode und Technik. Jeder andere beliebige aus der Legion gründlich geschulter Fachgenossen würde ungefähr dasselbe in der einen wie in der andern Beziehung geleistet haben. Für den einsichtigen Beurtheiler der Gesammthaltung der betreffenden Wissenschaft ist damit das höchste Lob ausgesprochen, ohne daß die Individuen, die sich in dem Ganzen mehr oder minder verlieren, ein Tadel träfe. Aber jene beiden andern Schriften wollen mehr als bloße Forschung in gebildeter Formgebung sein: sie erheben, oder wenigstens eine davon, „König Albrecht", erhebt den Anspruch auf eine historiographische Leistung. Doch hat sie es nicht über eine bedenkliche Zwittergestalt hinausgebracht. Die exacte Quellenkritik ist der zusammenhängenden Darstellung zu Liebe zurückgedrängt und auf eine lakonische Anführung der benutzten oder vorhandenen Quellen und Bearbeitungen dieses Geschichtsabschnitts reducirt. Zwar meint der Verfasser den daraus entstehenden Nachtheil auszugleichen, wenn er in die Darstellung selbst nicht blos die Ergebnisse seiner Forschung, sondern auch den Weg, auf dem er zu ihnen gelangte, aufnimmt; aber damit ist dem einen zu viel, dem andern zu wenig gethan. Den Eindruck einer abgeschlossenen, von Leben erfüllten und zum Leben gebrachten Gestaltung, wie ihn jede wirkliche Geschichtsdarstellung hervorbringen soll, wird man hier nach unserm Bedünken nicht erhalten, und als ein Fortbau an der überall endlosen und hier besonders noch durch Schwierigkeiten und Räthsel aller Art lückenhaften Forschung kann das Buch auch nicht gelten.

Franklin's „Albrecht Achilles" ist als ein akademischer Festvortrag bezeichnet, wodurch von selbst die Belastung durch die Minutien der Kritik und Quellenforschung und der sich daran knüpfenden Controversen ausgeschlossen ist. Doch um auch nach dieser Seite hin den Anforderungen der Wissenschaft gerecht zu werden, sorgt ein Anhang für die quellenmäßige Begründung und Rechtfertigung des eigentlichen Textes. In einer gebildeten, doch oft, wie uns scheint, nicht ganz von Manier freien Sprache — ein Fehler, der bei dem Mangel eines traditionellen historischen Stils in unserer Literatur nur zu nahe liegt — wird hier der „große" Krieg des Markgrafen Albrecht Achilles mit den Nürnbergern erzählt und nach seiner allgemein reichsgeschichtlichen oder politischen Bedeutung gewürdigt. An sich gehören diese Fehden zu den unerquicklichsten Vorgängen unserer ältern Geschichte, die doch gerade in der Erzeugung derartiger Dinge eine ganz erstaunliche Productivität bewiesen hat; aber sie sind, abgesehen von dem allgemein politischen Interesse, das sich an den Kampf der Territorialfürstenmacht und der Städte knüpft, dadurch besonders lehrreich, daß sie sozusagen den potenzirten Typus dieser ganzen Gruppe von Erscheinungen zeigen und die nähere Betrachtung gleichartiger Vorgänge eigentlich blos zu einer antiquarischen Bedeutung herabsetzen. Die Specialforschung mag sich mit diesen andern Vorgängen gewissenhaft beschäftigen, wie es ihre Pflicht ist: die deutsche Geschichte, wenn sie wirklich einmal ein lebendiges Glied unsers nationalen Geisteslebens wird, braucht sich nicht damit zu befassen.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Theater und Drama.

Von neuen Luſtſpielen hat das Stück von Guſtav zu Putlitz: „Spielt nicht mit dem Feuer!“ auf dem berliner Hoftheater gefallen, dagegen ſprachen die beiden Luſtſpiele von Roderich Benedix: „Zwiſchenträgereien“ und „Das Mutterſöhnchen“ auf dem leipziger Stadttheater wenig an, und zwar das zweite noch weniger als das erſte. Benedix wählte ſich zwei Typen unſers bürgerlichen Lebens: die Klatſchſchweſter und das verzärtelte Söhnchen aus ſeiner Familie; doch gelang ihm diesmal nicht der dramatiſche Guß, und die erheiternde Wirkung blieb aus. Die Verwickelungen ſind in beiden Stücken zum Theil hinter die Scene verlegt, während wir auf derſelben uns mit bürgerlichen Lebensbildern und einem Dialog begnügen müſſen, der zwar nicht aus dem Kreiſe der uns vorgeführten Welt heraustritt, aber doch zu wenig witzfunkelnde Beweglichkeit hat, obgleich wir nicht verkennen, daß er in dem zweiten Stück, namentlich in den Salonſcenen, fein durchgearbeitet iſt. Der Held iſt weniger ein verzärteltes Mutterſöhnchen, als eine „Einfalt vom Lande“, ein Landjunkerchen in der Reſidenz, der in einer Zeit der Eiſenbahnen doch als ein lebendiger Anachronismus umherwandelt. Moderne Luſtſpielhelden ſind jetzt mehr die Helden des nil admirari als derartige Landjungen mit lauter Frage- und Ausrufungszeichen im Geſicht. Die Hausbeſitzerin in den „Zwiſchenträgereien“, welche zu ſolchen ſonderbaren Misverſtändniſſen durch ihr Horchen und Klatſchen Veranlaſſung gibt, darf dagegen allerdings auf das Prädicat Lebenswahrheit Anſpruch machen; doch fehlt dieſer Lebensproſa und ihrer unverklärten Wirthſchaftlichkeit jener freiere Hauch der Poeſie, ohne den es auch das Luſtſpiel nicht zu einer wahrhaft komiſchen Wirkung bringen kann. Die Verwickelungen des Luſtſpiels ſind etwas geſucht und unwahrſcheinlich, doch nicht ſo intereſſelos wie die im „Mutterſöhnchen“. Jedenfalls wünſchen wir dem wackern Luſtſpieldichter bald eine glückliche Inſpiration und womöglich ein Heraustreten aus der engen häuslichen Sphäre, die nachgerade allzu abgebraucht iſt, in einen Kreis, welcher dem Luftzuge der politiſchen und ſocialen Ideen der Epoche zugänglicher iſt.

Auf der meininger Hofbühne hat man neuerdings „Antigone“ und „König Oedipus“ von Sophokles in der Wilbrandt'ſchen Bearbeitung gegeben, in welcher der antike Chor mit ebenſo wenig Umſtänden aufgelöſt wird wie die Bürgerwehr einer beſiegten Stadt von den einrückenden Siegern. Die Reden der Chorführer werden an mithandelnde Charaktere vertheilt, die in die Handlung mit hereingezogen werden. So nehmen im „König Oedipus“ drei hervorragende Männer der Bürgerſchaft, ehrwürdige Greiſe, an den Vorgängen der Königsfamilie theil, während der Chor der „Antigone“ theils einigen greiſen Thebanern zufällt, theils zwei Chören von Knaben und Greiſen, welche die hochlyriſchen Stellen in Liederform vortragen ſollen. Mit Beſeitigung des Chors und damit der antiken Form glaubt man nun dieſe beiden Trauerſpiele erſt der Bühne der Gegenwart wahrhaft erobert zu haben, ſodaß ſie in Reih und Glied mit den übrigen Repertoireſtücken aufmarſchiren können. Ob die einer weſentlichen Eigenthümlichkeit entkleidete antike Tragödie deshalb beſſer für die Bühne der Gegenwart paßt, iſt eine offene Frage. Uns will es ſcheinen, daß die Stücke der antiken Tragiker gar nicht auf die moderne Bühne gehören, deren nationale Bedeutung durch derartige Experimente gefährdet wird. Lernen wir lieber von jenen wahrhaft großen Dichtern im Geiſte unſers Volks dichten.

Dazu gehört freilich auch, daß unſere Dramatiker nicht antike Stoffe wählen, am wenigſten Stoffe, welche mit antiker Geſinnung getränkt ſind. Das oben beſprochene Lindner'ſche Trauerſpiel: „Brutus und Collatinus“, iſt nun in Leipzig und Berlin zur Aufführung gekommen. Am meiſten Erfolg hatte in beiden Städten die erſte Hälfte des dritten Actes, die wir als die Glanzpartie des Dramas in unſerer obigen, vor jeder Aufführung geſchriebenen Kritik hervorhoben. Die Folgezeit wird lehren, ob ſich das Drama auf der Bühne hält, oder ob es dem Publikum nur jene Anſtandsviſite gemacht hat, für die ein preisgekröntes Drama mindeſtens einige Thüren geöffnet findet. Die berliner Kritik ſtimmt mit unſerm Urtheil in allen weſentlichen Hauptpunkten überein; wir freuen uns namentlich, daß von Blättern der verſchiedenſten politiſchen Farbe gleichmäßig gegen die antiken Stoffe proteſtirt wird. Die Kreuzzeitung räth dem Dichter eine Heimkehr aus der römiſchen Welt in die germaniſche an. „Seine Dramen werden dann nicht nur Feſtvorſtellungen für Philologenverſammlungen, ſondern auch dramatiſche Feſte für das deutſche Volk ſein, deſſen geiſtiges Leben zu fördern die ausgeſprochene Abſicht jener königlichen Schiller-Stiftung iſt.“ Damit wird denn doch zugegeben, daß ein nur für Philologenverſammlungen geeignetes Drama den Schiller-Preis des Jahres 1866 erhalten hat. Die Vorrede findet die Kreuzzeitung unnöthig und wendet ſich gegen die in derſelben ausgeſprochenen Grundſätze. Die Denkſprüche großer Dichter und hervorragender Theatermänner, die wir zu Gunſten des „modernen Princips“ in Nr. 4 d. Bl. angeführt, werden durch die Kreuzzeitung vermehrt. „Unſerer Anſicht nach“, heißt es dort, „hat Immermann, der als Dramaturg doch gewiß auch gehört zu werden verdient, im Punkte geſchichtlicher Stoffe und mit Recht empfohlen, daß der Dramatiker einen Stoff der Geſchichte ergreife, welche für das Volk Geſchichte ſei. Wenn der Dichter von den Ereigniſſen der Vergangenheit begeiſtert werde, die in den Freuden und Schmerzen der Gegenwart, in ihren Gedanken und Gefühlen, in ihren Feſten, in ihren Verwickelungen und Schulden noch nachklingen, dann werde er jenes warme unmittelbare Gefühl haben, wodurch ſich das dem hiſtoriſchen Trauerſpiel nothwendige Detail belebe, dann, aber auch nur dann, werde er ein ſolches Gefühl mitzutheilen im Stande ſein.“ Auch der würdige Theaterkritiker der Voſſiſchen Zeitung proteſtirt auf das lebhafteſte gegen den Stoff des neuen Trauerſpiels, deſſen Helden er wenig menſchlich, deſſen Thaten er meiſt ſehr unwürdig nennt, und warnt davor, „dem verjährten Alterthümlichen das Menſchenthümliche zu opfern“. Die „National-Zeitung“, welche das Trauerſpiel mit ſcharfer Analyſe in ſeine unzuſammenhängenden Beſtandtheile zerlegt, nennt die Handlungsweiſe des Brutus barbariſch nach unſerer Empfindung und erkennt ihr nicht eine Spur menſchlicher Größe zu. „Warum verweiſen wir“, fährt ſie fort, „ſoviel an uns liegt, den modernen Dichter auf moderne Stoffe? Lindner wird es uns ſagen: weil der moderne Dichter eben nicht antike Stoffe rein behandeln kann. Unſers Dichters Lucretia lieſt, ehe ſie zu Bette geht, «die Mär von Iphigenien», die Römer ſprechen von «Homer's Verſen», Sextus wird angeredet: «Prinz Sextus» (und wir wollen über das Madame und Seigneur Racine's lachen), die Vornehmen begegnen ſich mit dem höflichen «Ihr», Rom iſt immer das «heilige ewige Rom» — ja ſo erſchien es Livius zur Zeit des Auguſtus und allen Schulmeiſtern nach ihm, ſchwerlich dem erſten Conſul — neben dem «Zeus» und der «Eumenide», die doch gewiß keine römiſchen Nationalgottheiten waren, wird «der Rächerarm der Allmacht» angerufen, der kleine Lucius bittet «Gott», ihm im Glück «Demuth vor den Göttern zu ſchenken». Lucretius ſpricht von dem Wahn, «Weltreiche zu gebären», und Collatinus erhebt ſich gar zu der Anſchauung: «Um die Menſchheit iſt der Menſch gemacht!» Was ſind Shakſpeare's Trommeln in ſeinen Römerſtücken gegen dieſe Verſtöße? Ueberall redet hier der moderne gelehrte deutſche Philolog.“ Wir könnten die Aufzählung dieſer Anachronismen noch vervollſtändigen durch die ſpaßhafte Aeußerung des Prinz Sextus, der wie irgendein liederlicher moderner Prinz gern „die römiſchen Mädchen am Fenſter“ ſitzen ſieht, ein Vergnügen, das er wol ſchwerlich ſelbſt wird genoſſen haben, und das nur eine

Reminiscenz aus irgendeinem Clauren'schen Roman sein kann, welchen der anachronistische Prinz in seinen Mußestunden gelesen hat. Die „Volkszeitung", welche sich über das Werk und das Talent des Dichters am wärmsten äußert und sich anfangs für antike Stoffe erklärt und den Dramatiker „die Herausarbeitung eines rein menschlichen Gehalts aus den historisch gegebenen Thatsachen" nachrühmt, muß sich doch später zu der „Einschränkung" verstehen, daß nur der erste Theil der Tragödie dieser Anforderung entspricht, und sagt in Bezug auf den zweiten, auf die Verbannung Collatin's und das Gericht des Brutus über seine Söhne, sehr treffend: „Das ist kein Thun und kein Empfinden, das zu dem Verstand und Herzen unserer Zeit und unsers Volks Eingang hat. Das germanische Bewußtsein, das moderne Empfinden hat keine Brücke zum Verständniß dieser Sittlichkeit. Ihre Größe ist mit jener Phase der Civilisation begraben; sie ist für uns keine lebendige, sondern nur eine historische, monumentale. Uns graut vor ihr, aber sie erhebt uns nicht. Sie erscheint uns vielmehr als eine Schuld, aber eine Schuld, deren tragische Sühne nicht läuternd und befriedigend auf uns wirkt, weil sie nicht eine subjective Verschuldung des seiner Zeit vorangeeilten Individuums, sondern eine Schuld des Zeitalters selbst ist. Das Individuum geht hier gerade an seiner Tugend zu Grunde, an der selbstlosen Unterordnung unter das Gesetz einer Zeit und eines Staates, dessen sittliche Substanz zu dem Bewußtsein unserer christlich-germanischen Welt in dem schneidendsten und schreiendsten Widerspruche steht."

Wie die Wahl des Stoffs erfährt auch die Composition einstimmigen Tadel. „Es sind zwei Tragödien", sagt auch die „Volkszeitung", „die sich neben- oder vielmehr nacheinander abwickeln", und das Stück hat „in der That zwei Helden, beide an Bedeutung einander ziemlich gleich, deren Handlungen und Geschicke, nur theilweise ineinandergreifend, in dem größten Theile des Stücks nebeneinander sich entwickeln." Die „National-Zeitung" weist sogar drei Handlungen nach und nennt das Stück nur „einen Aufbau lose aneinandergereihter Scenen". Auch der Kreuzzeitung erscheint das Lindner'sche Drama dem Baue nach nicht als einheitliche Handlung, sie tadelt, „daß nach dem dritten Acte die Staatsaction vorwalte und das politische Interesse das menschliche überwiege".

Eine neue Shakspeare-Uebersetzung.

In dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" kündigt die Verlagsbuchhandlung von F. A. Brockhaus eine vollständig neue Uebersetzung von Shakspeare's „Dramatischen Werken" an, welche von Friedrich Bodenstedt herausgegeben wird, unter Mitwirkung des hervorragenden Textkritikers Nikolaus Delius, nach dessen Textrevision die Uebersetzungen verfaßt werden und der dem Herausgeber mit seinem Rathe zur Seite steht. Außer Bodenstedt, der sich in seinen Aneignungen und Uebersetzungen stets als überaus formgewandt und graziös bewährt hat, werden sich Otto Gildemeister, dessen meisterhafte Byron-Uebersetzung wir nächstens würdigen, Paul Heyse, der sich bisher vorzüglich als Uebersetzer aus den romanischen Sprachen bewährt hat, Hermann Kurz u. a. bei dem vielversprechenden Unternehmen betheiligen. Vier Stücke befinden sich bereits unter der Presse: „Othello", übersetzt von Bodenstedt; „König Johann", übersetzt von Gildemeister; „Die lustigen Weiber von Windsor", übersetzt von Kurz; „Antonius und Kleopatra", übersetzt von Heyse. Jedem Stück soll eine Einleitung vorangehen, welche alles, was über Zeit und Anlaß der Entstehung desselben erforscht worden ist, in gedrängter Darstellung zusammenfaßt, sowie die ästhetischen Gesichtspunkte hervorhebt, die für das Verständniß der Composition in Betracht kommen; schwierige Stellen sollen durch Noten theils sprachlichen, theils sachlichen Inhalts erläutert werden. Die Fortschritte des deutschen sprachlichen Genius wie der englischen Textkritik seit der Zeit der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung sind so unleugbar, daß dadurch das Unternehmen vollkommen gerechtfertigt ist. Wenngleich die A. W. Schlegel'schen Uebersetzungen in Bezug auf ihre sprachlichen Vorzüge auch heute noch kaum und nur in Einzelheiten übertroffen werden können, so hat der neue Uebersetzer doch gerade durch die vorgeschrittene Textkritik einen bedeutenden Vorsprung vor jenem bewährten Meister. Was aber die von Ludwig Tieck und Dorothea Tieck übersetzten Stücke betrifft, so ist eine neue Verdeutschung derselben ein schon lange gefühltes Bedürfniß auch von seiten der Bühnen, und eine Uebersetzung derselben, die auf der Höhe der heutigen Uebersetzungskunst steht, wird nicht nur dem Publikum den großen britischen Dichter in einem wesentlich neuen Lichte zeigen, sondern auch allen Theatern als ein neuer authentischer, den Aufführungen zu Grunde zu legender Text willkommen sein.

Bibliographie.

Autographen deutscher Dichter. Nach bisher ungedruckten Dichtungen in Original-Handschriften ꝛc. Hamburg, Gebr. Spiro. 1866. Gr. 4. 2 Thlr.

Baumgarten, H., Der deutsche Liberalismus. Eine Selbstkritik. Berlin, G. Reimer. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Beitzke, H., Das preußische Heer vor und nach der Reorganisation, seine Stärke und Zusammensetzung im Kriege 1866. Berlin, Koblgk. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Blanckarts, M., Kriegs-Gedichte. Der Königl. preußischen Armee gewidmet. Düsseldorf, Schaub. 1866. 8. 10 Ngr.

Bodenstedt, F., Album deutscher Kunst und Dichtung. Berlin, Grote. Gr. 4. 4 Thlr. 10 Ngr.

Briefe aus Pfäfers. Den Freunden dieses Bades gewidmet von einem Kurgast. Zürich, Schulthess. Gr. 16. 8 Ngr.

Buzzi, A. Ritter v., Dramatischer Nachlaß. Wien, Wallishausser. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Carlén, Rosa, Die Liebe eines Vagabunden. Roman. Deutsch von H. Helms. Leipzig, Gerhard. 8. 2 Thlr.

Corbière, Die Volkswirthschaftslehre vom Standpunkte des Christenthums. Aus dem Französischen von A. Pliske. Autorisirte Uebersetzung. 2 Bde. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr.

Freimund's Lieder. Nördlingen, Beck. 1866. 16. 15 Ngr.

Gad, A. u. K. v. Holtei, Preußische Kriegs- und Siegs-Lieder. Breslau, Trewendt. 1866. 8. 1 Ngr.

Gelich, K., Briefe eines alten Soldaten über den Krieg im Norden, die k. k. österreichische, die k. preussische und die k. italienische Armee. Wien, Gerold's Sohn. 8. 16 Ngr.

Gerhard, E., Gesammelte akademische Abhandlungen und kleine Schriften. 1ster Bd. Berlin, G. Reimer. 1866. Gr. 8. 6 Thlr.

Grabowski, S. Graf, Der Schatz der Alchymisten. Nach dem Französischen. 6 Bde. Berlin, Sacco Nachf. 8. 4 Thlr.

Grüning, E., Friedrich Barbarossa in epischen Bildern. Hamburg, Grüning. 1866. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Eudoxia, die Kaiserin. Ein Zeitgemälde aus dem 5. Jahrhundert. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 1866. 8. 1 Thlr. 23½ Ngr.

Hanne, J. W., Anti-Hengstenberg. Drei protestantische Briefe nebst einem Anhang protestantischer Thesen. Elberfeld, Friderichs. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Helene. Eine Erzählung für christliche Kreise. Leipzig, Naumann. 8. 18 Ngr.

Hoffmann, K., Dichterblüthen. Eine Festgabe für deutsche Frauen. Bonn, Henry. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kluge, E., Königgrätz, Preussen's Ehrenspiegel. Eine Perle für jedes treue Preussenherz. Episches Gemälde. Dessau, Neuburger. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. 13tes bis 17tes Heft. Berlin, Lüderitz. 1866. Gr. 8. à 5 Ngr.

Schack, A. F. v., Gedichte. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schleswig-Holstein und die Annexion. Von einem Schleswig-Holsteiner. Freiburg im Br., Schmidt. Gr. 8. 4 Ngr.

Schmidt, W., Das Jahr und seine Tage in Meinung und Brauch der Romänen Siebenbürgens. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volksmythus. Hermannstadt, Steinhaussen. 1866. Gr. 8. 12 Ngr.

Schneider, L., König Wilhelm im Jahre 1866. Berlin, Schweigger. 1866. 8. 7½ Ngr.

Schupp, O., Hurdy-Gurdy. Bilder aus einem Landgängerdorfe. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 8 Ngr.

Siebel, C., Gruß aus Rheinland. Neue Blüthen rheinischer Dichtkunst. 2te Aufl. Elberfeld, Reinhardt. 1866. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sigwart, C., Spinoza's neuentdeckter Tractat von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit. Erläutert und in seiner Bedeutung für das Verständniss des Spinozismus untersucht. Gotha, Besser. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Die deutschen Volksbücher. Gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt von K. Simrock. 13ter Bd. Frankfurt a. M., Winter. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Romane

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwediſchen von Auguſt Kretzſchmar.

Wohlfeile Ausgabe.

44 Bände. 8. Geh. Preis jedes Bandes 10 Ngr.

Inhalt:

1.—3.	Band.	Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zweite Auflage. Drei Theile.
4.—6.	„	Kleinere Erzählungen. Drei Theile.
7.	„	Die Ehe. Eine Erzählung.
8.	„	Die Schutzloſen. Eine Erzählung.
9.—11.	„	Schuld und Unſchuld. Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
12.—14.	„	Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
15.—17.	„	Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
18.—20.	„	Die Kinder der Arbeit. Eine Erzählung. Drei Theile.
21.—23.	„	Wilhelm Stjernkrona. Oder: Iſt der Charakter des Menſchen ſein Schickſal? Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
24.—25.	„	Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
26.—27.	„	Die Witwe und ihre Kinder. Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
28.—29.	„	Ein Opfer der Rache. Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
30.—31.	„	Die Emancipationswuth. Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
32.—34.	„	Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zweite Auflage. Drei Theile.
35.	„	Mathilde oder Ein gefallſüchtiges Weib. Eine Erzählung. Zweite Auflage.
36.—39.	„	Der Rechte. Eine Erzählung. Zweite Auflage. Vier Theile.
40.—41.	„	Die Leidenſchaften. Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
42.—44.	„	Gold und Name. Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.

Um die beliebten Romane der ſchwediſchen Schriftſtellerin Marie Sophie Schwartz, welche wegen der darin enthaltenen edeln Darſtellungen des häuslichen Lebens und der vorwaltenden ſittlichen Tendenz die allgemeinſte Verbreitung in deutſchen Familien verdienen, dem Privatbeſitz zugänglicher zu machen, wurde dieſe wohlfeile Geſammtausgabe derſelben zum Preiſe von nur 10 Ngr. für den mit großer Schrift gedruckten Octavband veranſtaltet. Dieſelbe iſt nun abgeſchloſſen und kann vollſtändig oder auch in einzelnen Bänden durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Diderot's Leben und Werke.

Von

Karl Roſenkranz.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Eine gerechte und gründliche Würdigung, wie ſie Voltaire und Rouſſeau zutheil geworden, hat Diderot, ein Autor, deſſen Name ſeit Leſſing auch beim deutſchen Publikum populär iſt, bisher weder in Frankreich noch in Deutſchland erfahren. Das vorliegende Werk füllt dieſe Lücke glänzend aus. Es enthält ein erſchöpfendes, nach allen Seiten vertieftes, treues und objectives Bild Diderot's, gezeichnet von Karl Roſenkranz, der ſein Talent für biographiſche Darſtellungen der Nation ſchon lange rühmlich bekundet hat. Literarhiſtorikern, Philoſophen, Theologen, Künſtlern, Naturforſchern, Politikern, wie überhaupt allen gebildeten Kreiſen Deutſchlands iſt damit eine ergiebige und leicht zugängliche Quelle der Belehrung und des Genuſſes eröffnet; denn der Verfaſſer bietet, ohne der Würde der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung Eintrag zu thun, eine ſolche Fülle von Anekdoten, von ſittengeſchichtlichen Momenten und von intereſſanten Auszügen aus Diderot's Dichtungen, daß auch die Unterhaltung reiche Nahrung findet.

In den „Deutſchen Blättern" (Jahrgang 1866, Nr. 42) heißt es über das Werk: „Ohne die vielen Bände der Diderot'ſchen Schriften durchzuleſen, ſoll der heutige Leſer in den Stand geſetzt werden, ſich ſelber ein Urtheil bilden zu können. Dieſer Zweck iſt in den uns vorliegenden zwei Bänden vollſtändig erreicht, ſoweit wir unſerm eigenen Eindrucke vertrauen dürfen. Aber auch ohnedies gehört das Buch durch ſeinen feſſelnden Charakter, durch eine Fülle von intereſſanten Schilderungen und den großen Reichthum des von ihm gebotenen Bildungsſtoffs zu dem Beſten, was ſeit langer Zeit in Deutſchland geſchrieben worden iſt. Der Reihe von biographiſchen Denkmalen, welche in den letzten zehn Jahren die Theilnahme des Publikums gewonnen haben, reiht es ſich nicht blos würdig an, ſondern übertrifft manche derſelben durch Gründlichkeit des Inhalts und den Glanz einer lebensvollen Darſtellung."

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in Breslau.

Soeben erſchienen:

Catull's Gedichte

in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange

überſetzt und erläutert

von **Rudolf Weſtphal.**

18½ Bogen. Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Plutarch über Muſik

von **Rudolf Weſtphal.**

9 Bogen. Gr. 8. Geh. Preis 1¼ Thlr.

Früher erſchienen:

Weſtphal, Rudolf; Geſchichte der alten und mittelalterlichen Muſik. Erſte Abtheilung. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Weſtphal, Rudolf; Syſtem der antiken Rhythmik. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 6. — 7. Februar 1867.

Inhalt: Friedrich von Schack als Lyriker. Von Rudolf Gottſchall. — Leben und Seele. Von Julius Frauenſtädt. (Beſchluß.) — Zwei Ueberſetzungen des „König Lear". Von Wilhelm Andreä. — Eine Geſchichte des Johanniterordens. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Zu Goethe's Aufenthalt in Ems im Sommer 1774; Intendanten und Dichter.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Friedrich von Schack als Lyriker.

Gedichte von Adolf Friedrich von Schack. Berlin, Hertz. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es iſt wohlthuend, wenn man nach dem vielen nichtsſagenden Singſang des Tags wieder einmal einer gedankenvollen Gedichtſammlung begegnet, welche den Geiſt mit weitern Perſpectiven erfreut und nicht blos die gewohnten lyriſchen Lerchentriller aufſchlägt. Es gibt zwar noch immer eine Richtung der Kunſt, welche den Gehalt für ganz gleichgültig erklärt und die ganze Bedeutung der Kunſt in dem Wie findet. Dieſe ſich ſpreizenden Formpoeten, zu denen ſich neuerdings Albert Lindner in der Vorrede zu ſeinem Preisſtück „Brutus und Collatinus" geſellte, werden bei allem Talent niemals in der Literatur irgendeine Bedeutung gewinnen, wenn ſie nicht im Geiſte unſerer claſſiſchen Autoren auf den innern Gehalt den Hauptnachdruck legen lernen und überhaupt einen bedeutſamen geiſtigen Inhalt aus einem originell-ſchöpferiſchen Genius herausgebären, einen Inhalt, der mit den tiefſten Problemen der Zeit geſättigt iſt. Von der Lyrik beſonders verlangen wir, daß ſie entweder für den Ausdruck der Empfindungen nicht nachgeahmte und unnachahmliche Klänge finde, oder daß ſie geiſtvoll und erhebend uns Fern- und Tiefblicke in die Welt, die Geſchichte, das Menſchenleben eröffne. Diejenigen, welche die gedankenvolle Lyrik ausſchließen möchten, denken nur immer an das componirbare Lied, in welchem ſich für ſie die Lyrik verkörpert, und vergeſſen, daß gerade die höhern Formen der Lyrik, die Ode, die Elegie, einen reichen und tiefen Gedankeninhalt verlangen, und daß von unſern drei größten claſſiſchen Lyrikern, Klopſtock, Schiller und Goethe, die beiden erſten gar nicht zu den Liederdichtern gezählt werden können. Es iſt die romantiſche Begeiſterung für das „Volkslied", welche, wenn nicht unſere Lyrik, ſo doch unſere Lyriker ſo weit heruntergebracht hat, daß wir ganze Bändchen voll der leerſten Bänkelſängerei erhalten. Jene Begeiſterung war an ſich berechtigt; nur wo ſie ſich zu einer Theorie von vornehmſter Ausſchließlichkeit kryſtalliſirte, wurde ſie verhängnißvoll für die Entwickelung unſerer Literatur.

In der vorliegenden Sammlung der Schack'ſchen Gedichte überwiegt nun bei weitem die höhere Lyrik der Reflexion und des begeiſterten Aufſchwungs über die eigentliche Liederpoeſie. Der Dichter hat ſich durch ſeine meiſterhaften Ueberſetzungen und Aneignungen aus dem Perſiſchen und Indiſchen einen Namen gemacht. Gleichwol zeigt er ſich, trotz dieſer ein ganzes Leben ausfüllenden Beſchäftigung, keineswegs von den Muſtern des Orients beherrſcht. Nicht nur weht ein thatkräftiger abendländiſcher Geiſt durch ſeine Gedichte, wir bleiben auch mit Ghaſelen und Makamen und andern öſtlichen Versbildungen verſchont, und nirgends überwiegt die in einzelne Gnomen aufgelöſte Didaktik. Schack hat durchaus nicht das Zeug zu einem Brahmanen — und wenn ſich etwas vom orientaliſchen Geiſt in ihm abſpiegelt, ſo iſt es mehr die Ritterlichkeit der iraniſchen Helden, Firduſi's ariſch-germaniſche Energie oder die weſtöſtliche Thatkraft der auf der Alhambra thronenden mohammedaniſchen Ritter. Wol ſehnt er ſich bisweilen, wie in dem Gedicht „India", nach den das Weltgeheimniß hütenden Tempeln am Gangesſtrom, dorthin, wo der Geiſt der Urzeit in den windbewegten Palmen von den Wunderträumen der erſten Weltnacht ſingt; doch das bleibt nur eine vorüberfliehende Stimmung, dieſer „brütende Tiefſinn" wird nie die Seele der Dichtungen ſelbſt. Die „Lieder aus Granada" aber feiern elegiſch die verſunkene Herrlichkeit der Khalifen:

Erloſchen iſt der Stern von Jemen,
Zerſtört die Welt, die er beſchien,
Nichts blieb zurück als bleiche Schemen,
Die nächtlich um die Trümmer ziehn.

Der Dichter verſenkt ſich noch einmal in die mondbeglänzte Zaubernacht jener Tage und beſchwört ſie herauf in dem formell meiſterhaften Gedicht:

Abendliche Geiſter wandeln
Durch das Laubwerk hin und wieder,
Doch, berauſcht vom Duft der Mandeln,
Sinken ſie in Schlummer nieder.

Funkelnd, groß wie eine Sonne,
Gießt der Wunderſtern vom Süden,
Gießt Canopus ſüßre Wonne,
Heißern Traumglanz auf die Müden.

Nun noch einmal, Nacht der Nächte,
Zauberweib vom Morgenlande,
Zeig' noch einmal dich als echte
Sultanin im Prachtgewande!

Einmal noch im Purpurflore,
Der um Thal und Hügel walle,
Zieh herein durch dieſe Thore
Zu der alten Königshalle!

Feur'ge Meteore laſſe
Durch die Himmelswölbung ſchießen
Und auf Gärten und Terraſſe
Rothe Flammen niedergießen!

Bunte Wunderlampen hänge,
Wie ſie Aladdin beſeſſen,
In die Lauben, in die Gänge,
An die Zweige der Cypreſſen!

Wirf empor die Silberwellen
Aus den Alabaſterſchalen,
Daß ſie hell wie Naphthaquellen
Durch der Gärten Dämm'rung ſtrahlen!

Auf den flüſſigen Kryſtallen,
Wie ſie kreiſend ſich verſchlingen,
Wie ſie ſteigen, wie ſie fallen,
Mag ein Lied des Oſtens klingen!

Ja, du nahſt dich! Durch die Cedern
Säuſelt wollnſtvolles Flüſtern,
Plätſchernd in den Marmorbädern
Regen ſich die Wellen lüſtern.

Heißer athmet's in den Roſen,
Heller leuchtet die Limone
Wie ein Mond im regungsloſen
Himmel ihrer Blätterkrone,

Und in allen Corridoren
Mit der Köſchke goldnen Gittern
Scheint das Zauberſchloß der Mohren
Von geheimer Luſt zu zittern.

Ich indeß auf goldnem Polſter,
Frei von Wünſchen und Bedürfen,
Einmal will ich noch in vollſter
Seligkeit das Daſein ſchlürfen.

Laß die duft'gen Flocken ſtieben,
Die den Schlaf herniederthauen,
Und im Traume mich die ſieben
Himmel des Propheten ſchauen!

Sonſt ſtoßen wir auf keine orientaliſchen Stoffe, ausgenommen die Ballade: „Mahmud der Gasnevide.“ Der Held iſt ein mohammedaniſcher Brutus. Nureddin beklagt ſich bei dem Sultan, daß ein Krieger ſeines Hofs frech in ſeinen Harem eindringe und mit ſeinen Weibern ſchwelge. Der Sultan fürchtet, es könne ſein Sohn ſein, der ſeit langer Zeit auf ſchlimmem Pfade wandle. Deshalb läßt er alle Fackeln auslöſchen und tödtet den Frevler im Dunkeln:

Und, daß ſein Anblick nicht die Hand mir hemmte bei dem Strafgericht,
Vollſtreckt' ich es in Finſterniß; dem Himmel Dank, er war es nicht!

Wie viel zartfühlender iſt doch dieſer ſtrenge mohammedaniſche Richter als der Römer Brutus, deſſen hartherziger Patriotismus uns in der neueſten Haupt- und Staatsaction unſerer Bühnen als ein großes Muſter vorgeführt wird.

Der kosmopolitiſche Zug, der Zug einer an allem Schönen und Großen ſich erfreuenden Bildung ſpricht ſich ſchon in dem Einleitungsgedicht: „An den Genius“, aus:

Mit Indiens Weiſen in den Siedelein,
Wo Ganga rauſcht an Waſſerlilienbeeten,
Mit Zoroaſter bei des Feuers Schein,
Des heiligen, zu dem die Parſen beten,
Wie mit Arabiens kühnen Wüſtenſöhnen
Sprach ich vertraut in ihrer Sprache Tönen.

Und gleich dem Geiſt, nicht haftend an der Schalle,
Schritt pilgernd auch mein Fuß von Land zu Land;
Die Erde breitete wie eine Rolle
Ihr Schönſtes vor mir aus; bald hoch vom Rand
Des Schiffs, bald von der Alpen ſteilſtem Pic
In ihren Wundern ſchwelgte mir der Blick.

Für alles, was erhaben iſt und groß,
Ließ mir Italien die Seele flammen;
An ihrer Bruſt erzogen, hehre Ammen,
Sie die Sibyllen Michel Angelo's,
Und in des Tabor himmliſchem Geſicht
Trug Rafael ſie auf zum ew'gen Licht.

Ich ſah beim Grab Achill's am Meeresſaum
Die Welt Homer's ſich aus der Flut erheben,
Und träumte mit dem hunderthor'gen Theben,
An eine Sphynx gelehnt, den Urwelttraum,
Bis übern Nil daher geheimnißvoll
Der Morgengruß von Memnon's Lippen quoll.

Doch dieſer Kosmopolitismus verflüchtigt ſich nirgends in ein kaltes und dilettantiſches Herumnaſchen an den verſchiedenartigſten Blüten der Cultur, nirgends in eine geiſtige Zerſplitterung; wir erhalten keinen Orbis-pictus, keine Galerie unzuſammenhängender Bilder. Die innere Einheit liegt in dem Kern einer feſten Weltanſchauung, welche dem Genius des Jahrhunderts huldigt. In jener Hymne, die der Dichter dem kommenden „neuen Jahrhundert“ ſingt, wird das durch ſeinen Geiſt ſiegreich Menſchenthum gefeiert; nimmt er das glänzende Colorit doch nur aus den Beſtrebungen unſers Jahrhunderts, die er, vielleicht raſcher, als es der Weltgeiſt in einem Säculum vermag, der Vollendung entgegenführt. Da ſingt er vom Menſchen:

Er, der einſt auf Eichenpfählen in der Seen Grund gerammt,
Dem Geſchick, dem grauſen, fluchte, das zum Daſein ihn verdammt,
Nun der Elemente Meiſter, Herrſcher über Zeit und Raum,
Herrlich ſich erfüllen ſieht er alter Seher Wundertraum,
Segelt durch den höchſten Aether hin auf luftbeſchwingtem Kahn,
Taucht durch blauer Wogen Zwielicht in den tiefſten Ocean.
Ihm gehorcht der Blitz als Sklave; in das grenzenloſe All
Trägt den Blick ihm Frauenhofer auf den Flügeln von Kryſtall;
Durch den Sternennebel dringend, der als Lichtſtrom niederträuft,
Sieht er neue Firmamente tief im funkelnden Raum gehäuft,
Und hinüber und herüber auf dem ſtrahlenſchnellen Weg
Mit Bewohnern fremder Welten führt er Zeichen-Zwiegeſpräch.
Aber hehrer noch als droben, wo ſich Sonn' an Sonne reiht,
Unergründlich in der Seele ruht ihm die Unendlichkeit.
Wie aus weitentlegnen Himmeln, nie durchforſcht vom Sehrohr,
Steigen der Gedanken große Sternenbilder ihm empor.
Fernhin ſchweift ſein Adlerauge, jenſeit dieſes engen Jetzt,
Vom Beginn der Erdendinge bis zum dämmernden Zuletzt;

Nicht fortan im Unermeſſnen ſteht er rathlos und verwaiſt,
Ueber alle Räume breitet herrlich leuchtend ſich ſein Geiſt,
Und, im Leben wie im Tod ſich ſeiner Ewigkeit bewußt,
Jeglichem Geſchick entgegen trägt er frei und kühn die Bruſt.

Betrachten wir noch einige der culturhiſtoriſchen Fresken im Odenſtil, mit denen der Dichter ſeine Sammlung geſchmückt hat. „Die Tempel von Theben" ſind, wie einige dieſer Oden, nicht in antiken Versmaßen, ſondern in freien pindariſchen Rhythmen, d. h. in deutſchen Streckverſen geſchrieben, ohne eine andere Regel, als ſie die dunkle Empfindung eines rhythmiſchen Taktes gewährt. Obgleich auch Goethe ſeinen „Prometheus", ſeine „Harzreiſe" in dieſen reimloſen, der rhythmiſchen Schätzung ſich entziehenden Verszeilen geſchrieben, obgleich Heine in den „Nordſeebildern" ſeinem Beiſpiel gefolgt iſt und ſogar durch gewandt ſpieleriſche Behandlung dieſer unſcandirbaren Proſaverſe echt komiſche Effecte zu erzielen wußte, ſo glauben wir doch, daß der deutſche Sprachgenius entweder eine ſtrengere Rhythmik oder bei derſelben von dem Geſetz der Metrik entbundenen Freiheit mindeſtens die Geſchloſſenheit durch den Reim verlangt, wenn dieſe formloſe Form nicht ein allzu verwaſchenes künſtleriſches Gepräge behaupten ſoll.

In den „Tempeln von Theben" gedenkt der Dichter des jubelnden Gedränges, das einſt durch die Säulenſtraßen der hundertthorigen Stadt dahinzog bei den Siegeszügen des Seſoſtris. Da wandeln ihn bange Zweifel an über das Menſchengeſchick:

Ueber der Erde weiten Todtenacker
Bin ich gewandert;
Vom Auf- zum Niedergang verſank mir der Fuß
In der Aſche zerſtörten Lebens,
Wirbelte der Völker Staub
Unter meinem Tritt.
Werke von Uebermenſchen
Fand ich wie Kinderſpielwerk zerbrochen,
Reiche und Religionen
Bis auf den Namen verſchollen.
Und iſt in dem ew'gen Vergehn und Werden
Denn nirgends ein Halt?
All der Myriaden Menſchen Geſchick,
Die über die Erde geſchritten,
Iſt es, ein Irrlichttanz,
Im großen Dunkel erloſchen,
Und taumelt Geſchlecht auf Geſchlecht
Der Vernichtung entgegen,
Daß Ein Weltalter das andre betrauert,
Bis Vergeſſenheit alles verſchlingt?
O, in die öde Nacht des Gedankens
Laß einen Lichtſtrahl gleiten,
Daß in der Verzweiflung finſtern Abgrund
Nicht die zagende Seele verſinke!

Doch, wie es bei Heine heißt, „ein Narr wartet auf Antwort". Das Weltgeheimniß ruht ewig unenthüllt über allen Himmeln. Auf dem „Pic von Teneriffa", den Schack mit jenen großen Zügen der Naturmalerei darſtellt, wie ſie dem Odendichter ziemen, vergleicht der Dichter die furchtbaren Mächte der Tiefe mit den grauſen Dämonen, die im Menſchenherzen ſchlummern. In demſelben Stil der Fresko ſtellt er „Die Jungfrau" im Strahle der ſinkenden Sonne dar. Auch hier finden wir eine geiſtvolle Belebung eines an ſich todten Naturſchauſpiels:

Ueber die Stirn ihr gleitet
Bleich und golden und roth
Ein wechſelnder Schimmer.
Plötzlich erblaſſend
Vor den gähnenden Tiefen des Alls,
In die der Blick ihr hinunterſtarrt,
Scheint ſie zurückzubeben,
Dann wieder umfliegt
Ein roſiger Glanz ihr die Züge
Wie Widerſchein von Gedanken und Träumen,
Die ihr durch die Seele ziehen.

Gibt ſie mit Geiſtern anderer Welten
Sich Flammenzeichen,
Oder erblickt jenſeit der Erde
Ungeahnte Geheimniſſe,
Daß ſüßes Erſchrecken
Die Wangen ihr röthet?

Doch der Schimmer erliſcht,
Höher empor auf den Nebeln flutet die Nacht,
Und, den ſterblichen Blicken entrückt,
Mit den Sternen dort oben
Hält die Königin Zwiegeſpräch.

In der Ode: „Die Sibylle von Tibur", verkündet die altersgraue Prophetin, welche die Götter ſelbſt überlebt, in einer großen, man könnte ſagen geſchichtsphiloſophiſchen Viſion die ſich ablöſenden Weltalter. Es ſtarb der große Pan, der Wunderknabe im Hirtenlande verdrängte ihn; ſiegreich zog der neue Glaube ins Haus des Donnerers auf dem Capitol:

Jahrhunderte kamen und gingen
Und wieder dunkel ward's auf Erden;
Gefälſcht das heilige Wort der Liebe,
Die lautere Himmelsflamme
Zu düſterer Glut des Wahns verwandelt.
Bange ſchwere Träume
Träumten die Völker —
Und nun ſie erwacht,
Glaubensleeren Herzens ſtehn ſie
Inmitten zerfallender Tempel,
Hinſinkender Heiligenbilder.

Nun erhebt der Urwelt Seherin von neuem das Haupt und verkündet ihr letztes Prophetenwort, den Aufgang der großen Sonne, den neuen Gott, den alle Geſchlechter erſehnt und die „goldene Zeit". Gönne man den Dichtern die ſchönen Zukunftsträume! Die Peſſimiſten freilich werden über dieſe roſenfarbigen Viſionen lachen und die „Sibylle von Tibur" darauf hinweiſen, daß unter der Herrſchaft des großen Pan, wie unter der des Hirtenknaben und in allen kommenden Weltaltern die Erde rund bleibt und ſich ſtets um dieſelbe Achſe dreht. Einige andere odenartige Gedichte ſind in ottave rime verfaßt, wie das Gedicht „Aetna", die mehr Horaziſche Ode: „Ein jeder ſuche, was ihn glücklich macht" und die Hymne auf „Amerika", erfüllt von demſelben zukunftsfreudigen Idealismus, der als ein charakteriſtiſcher Zug der Schack'ſchen Gedichte erſcheint, namentlich wenn man ſie mit den düſtern Paſſionshymnen Hermann Lingg's vergleicht:

An deiner Waſſerſtürze Bett, an deinen Urwelt-Seen
Wird eine junge Menſchheit, groß und frei wie ſie, erſtehen,
Und in dem Bade der Natur, der heil'gen, ewig treuen,
Das jeden Flecken von ihr nimmt, unſterblich ſich erneuen.
Ihr bieten Wald und Flur und Schlucht, Gebirge ihr und Thale
Den Trank, draus ſie Begeiſtrung ſchöpft, in immer voller Schale,
Und mit der Wunderwelt umher, wo Ranke ſich an Ranke
Auf zu den Baumgiganten ſchlingt, erhebt ſich ihr Gedanke
Und wuchert mit dem Wald und wiegt im Sturm der Tropenzonen,
Wenn Donner durch die Zweige hallt, ſich in den Wipfelkronen.
Hinab, wo Rieſenſtämme ſich vorüber an gezackten
Felsklippen wälzen, ſtürzt ihr Geiſt ſich mit den Kataraften,
Und überfliegt der Anden Haupt, daß er aus fernſtem Blaue,
Wo ſonnennah der Condor ſchwebt, den Erdball überſchaue.
So, wenn ſchon längſt jenſeit des Meers durch öder Schlöſſer Mauern,
Durch eingeſunkner Dome Dach des Herbſtes Stürme ſchauern,
Erſchließeſt du, Amerika, die mächt'gen Tempelhallen,
Wo fort und fort im Feierchor der Völker Hymnen ſchallen,
Und bei der Menſchheit Siegesfeſt auf deinen Cordilleren
Der Opferbrand gen Himmel ſteigt hoch von den Eisaltären.

Exotiſche Bilder mit Freiligrath'ſchem Colorit ſind: „Mittagsruhe bei Magneſia", „Jaffa", „Auf dem Nil" u. a., während ſich auch claſſiſche Landſchaften im Pouſſin'ſchen und Claude Lorrain'ſchen Stil finden: „Aus Sicilien", „Der Tempel von Aegina", „Im Theater des Dionyſos", ein Gedicht, in welchem zugleich die antike Tragik gefeiert wird. Eins der ſtimmungsvollſten und ſchönſten Gedichte dieſes Genres iſt das folgende:

La Cava.

Mit ihren Heerden kehren heim die Hirten,
Indeſſen langſam ſich die Sonne ſenkt
Und Wald und Flur und das Gebüſch der Myrten
Mit ihrem Strahlenregen tränkt.

Schon liegt der Schatten auf den Rebgeländen
Und in den Schluchten, wo der Bergſtrom rollt,
Die ſchlanken Pinien an den Felſenwänden
Nur ſchimmern noch im Sonnengold.

Auf Berg und Thal welch märchenhaftes Schweigen!
Kaum daß der Abendwind die Schwinge regt
Und aus den Mandel-, den Granatenzweigen
Die heißen Düfte weiter trägt.

Und dennoch durch die allgeheime Stille
Schleicht, kaum vernehmbar, ein gedämpftes Ach!
Und ſchluchzt durch Schmelz und Duft und Blütenfülle
Hernieder mit dem Silberbach.

Und laut und lauter klagt es, wie im Weſten
Des Lichtes letzter matter Schein verfliegt
Und ſanft der Nachtwind in den Lorberäſten
Die Nachtigall in Schlummer wiegt.

O große Mutter, das iſt deine Trauer!
Weg ſcherzt des Tages bunter Glanz ſie nur,
Nachts aber weinſt in dichter Haine Schauer
Du deine Schmerzen aus, Natur!

Wenden wir uns zu den erzählenden Gedichten der Sammlung, ſo können wir ihnen nicht daſſelbe uneingeſchränkte Lob zutheil werden laſſen; einige erſcheinen zu breit angelegt; das beſchreibende Element ſpielt in ihnen eine zu große Rolle. Man kann allerdings einzelnen Schiller'ſchen Balladen, z. B. dem „Kampf mit dem Drachen", daſſelbe vorwerfen; doch bei aller Ausführlichkeit der Schilderung beſaß Schiller auch die Gabe, die dem Anſchein nach auseinanderfallenden Beſtandtheile ſeiner Erzählung wieder energiſch zuſammenzuraffen, die zerſtreuten Strahlen wieder auf einen Brennpunkt zu ſammeln. Wenn er in dem „Taucher" die ſeltſame Unterwelt des Oceans mit ihren Ungeheuern in einer Weiſe dargeſtellt hat, die uns an eine poetiſch illuſtrirte Naturgeſchichte erinnert, ſo ſpricht er in dem Schlußverſe, namentlich in den zwei Schlußzeilen des Gedichts doch die Pointe der uns vorgeführten Begebenheit mit jener Prägnanz aus, welche Bild und Ausdruck unauslöſchlich der Seele einprägt. Dieſe Prägnanz vermiſſen wir in vielen Schack'ſchen Balladen; dagegen iſt das Colorit derſelben ſtets glänzend und beſtechend und die Form durchweg geſchmackvoll. Die meiſten können für kleinere poetiſch-hiſtoriſche Erzählungen gelten. Das Alterthum hat den reichhaltigſten Stoff beigeſteuert; wir erinnern an Gedichte wie „Steſichoros", „Himilkon", „Evadne", „Die Athener in Syrakus", „Metella", „Das verſchloſſene Thor" und „Die ſeligen Inſeln". Die letzte Ballade verdient ohne Frage den Vorzug. Hier liegt der Erzählung ein ſich geiſtvoll zuſpitzender Gedankeninhalt zu Grunde, und überall, wo der Dichter auf das Erz eines ſolchen geiſtig bedeutſamen Inhalts ſtößt, da hören wir echten Vollklang der Poeſie. Sertorius in Iberien, müde des Parteikampfes, bedroht von dem Heere des Pompejus, ſieht, am Strande ſitzend, plötzlich zwei junge Schiffer vor ſich in fremdartiger Tracht, und fragt ſie, woher ſie kommen?

Sodann die zwei: O Herr, wir ſchifften
Von weitentlegnen Inſeln her;
Grün ſind dort immerdar die Triften,
Von Früchten ſtets die Aeſte ſchwer;
Wenn ringsumher die Stürme wüthen,
Dort ſchüttelt von den duft'gen Blüten
Ein ſanfter Weſtwind kaum den Thau,
Und über grünen Laubenhallen,
Voll von Geſang der Nachtigallen,
Lacht immer klar des Himmels Blau.

Froh athmen dort die Atlantiden,
Wie in der alten goldnen Zeit;
Nie drang in ihren tiefen Frieden
Ein Ton von euerm Zwiſt und Streit;
Ihr Leben iſt ein ſüßes Träumen
Auf Felshöhn bei der Meerflut Schäumen
Und in der Grotten Dämmerlicht,
Indeſſen in dem Wogenſchlage
Sich fernehin der Erde Klage
Verhallend an den Klippen bricht.

Sertorius beſchließt, ſich auf dieſe Inſeln zu flüchten. Die Schiffer erklären, daß nach dem Ausſpruch des Orakels die Fahrt ſich an den Calenden des Auguſt glücklich vollenden laſſe, und verſprechen dann wiederzukehren. Als er an dieſem Tage einen Boten an den Strand entſendet, will keiner von ſolchen Schiffern eine Spur entdeckt haben:

Heim dann zum Zelte kam der Bote,
Und ſieh! am Boden liegend fand
Er den Sertorius, bleich wie Todte,
Erdolcht von der Verſchwörer Hand;

Hernieder durch der Zeltwand Spalte
Fiel auf ſein Angeſicht, das kalte,
Vom Meere her des Vollmonds Schein.
Erfüllt war ihm der Götter Wille;
Zu Frieden ging er und zu Stille
An des Auguſt Calenden ein.

„St.-Amarus" iſt eine Legende, die indeß nicht auf den Goldgrund der trivialen legendariſchen Poeſie hingemalt iſt, ſondern geiſtvolle Perſpectiven darbietet und die Unendlichkeit des Kosmos vor unſern Augen entrollt. Auch der Ballade des wilden Jägers in der „Burg Rodenſtein" leiht Schack einen tiefern, unſerm Jahrhundert verſtändlichen Sinn. Von den andern Balladen und Romanzen aus neuer Zeit möchten wir „Dembinsky" wegen ſeiner gedrungenen Faſſung und ſeines liederartig klingenden Romanzentons den Vorzug geben.

Daß die Zahl der Lieder in der Sammlung eine geringe iſt, haben wir bereits erwähnt. Der kleine Liedercyklus: „Aus der Heimat", enthält manches Anſprechende. Dennoch fehlt auch dieſen Liedern jenes unſagbare Etwas, das wie ein unbeſtimmter Hauch der Empfindung über vielen Goethe'ſchen und Heine'ſchen Liedern zittert. Bei Schack kryſtalliſirt und geſtaltet ſich die Empfindung zu reich, wie der Winterhauch am Fenſter zur Blume wird. Bald ſind es gedankliche Wendungen, welche mit zu ſcharfer Beſtimmtheit hervortreten, wie gleich im erſten Vers des Cyklus:

Laß ſtill die Thräne rinnen,
Auf deinen Heimatherd!
Geneſeſt du nicht innen,
Was iſt das Außen werth?

Dieſe Reflexion wirkt von Haus aus erkältend und läßt das in den erſten zwei Zeilen ſich warm ankündigende Gefühl nicht zum Austrag kommen. Wenn es in dem vierten Liede heißt:

Dem Wandrer gleich, der unbekannt
An unwirthbaren Küſten irrt,
So ſtand ich zweifelnd und verwirrt,
Ein Fremdling in dem eignen Land —

ſo fällt eine ſo ausgeführte Vergleichung gänzlich aus dem Stil des Liedes heraus. Auch in den „Liedern der Trauer" überwiegt die gedankenvolle Reflexion, eine gewiſſe poetiſche Eloquenz. Nur das dritte Lied hat echt ſtimmungsvollen Hauch:

Von dunkelm Schleier umſponnen
Iſt mir das Tageslicht;
Wol ſteigen neue Sonnen —
Ich ſeh' ſie nicht.

Mir ſchweift der Blick hinüber
In Weiten, dämmerfern;
Vom Himmel blinkt ein trüber
Einſamer Stern.

Ein Mädchen, bleich von Wangen,
Winkt mir von drüben zu:
Ich bin vorangegangen,
Was zögerſt du?

Die Sammlung enthält auch einige Humoresken, die wir beſonders wegen ihrer künſtleriſchen Faſſung hervorheben möchten. Der Humor in Verſen hatte bisher in Deutſchland das Recht, ſalop zu ſein, wir erinnern an Saphir und an die Nachahmer Heine's. Bei Heine ſelbſt war dieſe Saloperie künſtleriſch berechtigt; ſie war mühſam herausgemeißelt zu einer buffoartigen Plaſtik und trug dabei den Stempel einer frappanten Originalität. Bei Heine's Nachfolgern trat dieſe Nachläſſigkeit in brüsker Weiſe hervor. Deſto nothwendiger war das Gegengewicht, das in der kunſtvollen Form der ſatiriſchen Literaturdramen Platen's lag. Gerade die vornehmſten Versmaße und Strophenbildungen wurden hier zu Trägern des Humors gebraucht. Und wenn Heine der deutſche Ariſtophanes iſt in Bezug auf die Zügel- und Rückſichtsloſigkeit des Inhalts, ſo iſt es Platen in Bezug auf die Meiſterſchaft kryſtallklarer Form. Doch während in die Fußſtapfen Heine's ganze Dichterſchulen traten, ſteht Platen mit ſeinen, vom Humor beflügelten Anapäſten, achtfüßigen Trochäen und ottave rime noch immer einſam da. Der Grund iſt ſehr durchſichtig. Platen's formelle Meiſterſchaft iſt nicht leicht einem Nachſtrebenden erreichbar — und in der Komik glaubt man überhaupt das Recht zur Fratze zu haben; hier hält ſich, um mit dem Dichter des „Romantiſchen Oedipus" zu ſprechen, Silen's Mauleſel für berechtigt, in die Saiten Apollo's hineinzugreifen.

Schack aber lehnt ſich an das Platen'ſche Muſter an, z. B. in der in Chamouny geſchriebenen „Epiſtel", in welcher die ottave rime, die kunſtvoll gegliederten Strophen mit den oft geſuchten Reimen weſentlich dazu beitragen, eine komiſche Wirkung zu erzielen:

Noch immer huldigſt du bei deinen Acten
Dem Landrecht oder ähnlichen Materien,
Indeß ich an den Arve-Kataraften,
Schon weile, nah' dem Zauberland Heſperien.
So mahne denn in wohlgemeſſnen Takten
Dich dieſer Brief an die verheißnen Ferien
Und locke dich aus deinem Hinterpommern
Zur Reiſe nach Italiens ew'gen Sommern!

Italien! In ew'ger Luſt beſeligt,
Liebt dort der Himmel ſeine Erdenbraut,
Nicht wie bei uns, wo bei dem blaſſen Schneelicht
Der eine gähnend auf den andern ſchaut —
So gähnen zwei, aus Convenienz verehlicht,
Schon am Altar ſich an, wenn kaum getraut,
Und gähnend ſchleicht die Frau gleich nach der Heirath
Zur Küche, zu den Acten der Kanzleirath.

Eine andere Humoreske im phantaſtiſchen Stil iſt „Auerbach's Keller", in welchem eine begeiſterte Pilgerſchar den Goethe-Cultus feiert: eine Phantasmagorie, die mit Mephiſto's Faßritt abſchließt. Auch hier wirken die gelehrten und fremdartigen Reime echt komiſch:

Vor dem Trinken ſchon am Eßtiſch
Waren wir begeiſtrungsvoll,
Daß der Versquell anapäſtiſch
Von den Lippen niederquoll;
Und als gar ein Glas Burgunder
Erſt zum Munde wir geführt,
Ward der Geiſt wie trockner Zunder
Uns zur Flamme angeſchürt.

Laut, ſodaß bei deinem Pathos
Faſt das Glas vom Tiſche flog,
Declamirteſt du Torquato's
Weltberühmten Monolog —

Iphigenien in Tauris
Pries vor allen Guſtav mir,
Heinrich zeichnete im Bauriß
Goethe's Haus uns aufs Papier.

Hermann ſprach: „Hinweg mit Poſa,
Der die Welt verbeſſert hat,
Doch zugleich mit ſchaler Proſa
Den Parnaß gewäſſert hat!
Jener Dichter, welcher Thekla,
Neben dem, der Mignon ſchuf,
Dünkt mich eiſig, wie der Hekla
Neben Aetna und Veſuv."

Schack hat ſich in dieſen „Gedichten" als ein hervorragender Dichter des münchener Kreiſes bewährt; ſie ſtehen den ſpätern Geibel'ſchen Gedichten nah, nur daß ihr Inhalt weniger orthodox und verſtimmt gegen die Zeit iſt, ſondern mit Begeiſterung ihrem Fortſchritt zu den großen Zielen der Menſchheit folgt. **Rudolf Gottſchall.**

Leben und Seele.

(Beſchluß aus Nr. 5.)

Solchen gedankenloſen Naturforſchern gegenüber, wie den Lebenskraftleugnern, iſt ein denkender Naturforſcher eine wohlthuende Erſcheinung. Ein ſolcher iſt Karl Guſtav Carus. Carus gehört noch zu den wenigen, in der Gegenwart immer ſeltener werdenden Naturforſchern, die ſich zu einer philoſophiſchen Geſammtanſchauung der Natur erheben. Er iſt nicht blos ein Naturbeobachter, ſondern auch ein Naturphiloſoph. Seine uns gegenwärtig vorliegende „Vergleichende Pſychologie" (Nr. 2) iſt ein höchſt verdienſtliches Werk und entſpricht einem wahren Bedürfniß. Denn die Pſychologie kann nur dann gefördert werden, wenn man die menſchliche Seele nicht in ihrer Iſolirung, ſondern im Zuſammenhange mit allem Seeliſchen in der Natur auffaßt, wenn man alſo die verſchiedenen Seelenſtufen in der Natur betrachtet, welche ſich der Beobachtung darbieten. Mit Recht bemerkt Carus im Vorwort, von vergleichender Anatomie zu vergleichender Pſychologie ſei nur ein Schritt. Schon zeitig ſchwebte ihm der Gedanke vor, alles, was das Studium der vergleichenden Anatomie ihm an wichtigen Reſultaten geboten hatte, eigens zur Ausarbeitung eines Handbuchs über vergleichende Pſychologie zu verwenden. Es bedurfte jedoch noch einer beſondern Veranlaſſung, um ihm dieſen ſchon frühzeitig gefaßten Plan nach manchen Unterbrechungen wieder näher zu bringen. Dieſe Veranlaſſung war das Erſcheinen der „Psychologie comparée" des von Carus in ſeinen phyſiologiſchen Arbeiten immer beſonders geſchätzten Flourens, wodurch die in Carus vorhandenen Elemente einer derartigen Arbeit „ſich ſofort zu kryſtalliſiren begannen". Die Art nämlich, wie Flourens verfuhr, der in ſeinem kleinen Buche eigentlich blos eine neue Ausgabe ſeiner Abhandlungen über Inſtinct, Intelligenz der Thiere und über Geiſteskrankheit lieferte, konnte Carus für ſeine höhern Zwecke unmöglich befriedigen, ſie wirkte vielmehr, trotz manches einzelnen Intereſſanten, um ſo dringender darauf hin, unabhängig von allen Frühern, jetzt eine Entwickelungsgeſchichte der Thierſeele vom Infuſorium an bis zum menſchenähnlichſten Affen zu geben und ein ſolches Geſammtbild dem gegenüberzuſtellen, was er einestheils in ſomatiſcher Beziehung in der vergleichenden Anatomie, anderntheils aber in ſeiner „Pſyche" ſelbſt als Entwickelungsgeſchichte der menſchlichen Seele, vom Embryo an bis zur Geiſtesreife des vollkommenen Menſchen, gegeben hatte.

Carus' „Vergleichende Pſychologie" iſt alſo mehr als eine bunte Zuſammenſtellung einzelner Anekdoten aus dem Thierleben verſchiedener Gattungen, wie bisher oft genug die Lehre von der Thierſeele aufgefaßt worden war; ſie beanſprucht wiſſenſchaftlichen Werth und beſitzt ihn auch wirklich, wenngleich ſie nicht ohne erhebliche Mängel iſt.

Für eine vergleichende Pſychologie kommt es vor allen Dingen darauf an, die pſychiſchen Erſcheinungen von den nichtpſychiſchen richtig abzuſcheiden, alſo einen klaren Begriff von der Seele zu haben. Carus beginnt daher ganz richtig mit Erörterungen über das Weſen der Seele. Das Wort Seele hat einen allgemeinern und einen engern Sinn. Nach jenem bezeichnet es „jenen innern Lebensmittelpunkt eines organiſchen (namentlich animaliſchen) Weſens, in welchem wir die Grundbedingung alles Daſeins und aller Entwickelung dieſes Weſens anerkennen", alſo eigentlich die Lebenskraft, oder, wie es Schopenhauer ausdrückt, den Lebenswillen. In dieſem allgemeinſten Sinne genommen, iſt die Seele das unbewußt Schaffende und Treibende im Organismus, und es gibt alſo eine unbewußte Seele. „Allemal werden wir nicht anders können als jenes pſychiſch Urſprüngliche an und für ſich niemals als ein Bewußtes, ſondern ſtets als ein Unbewußtes vorauszuſetzen, ein Unbewußtes, welches dann nur möglicherweiſe, und ſtets erſt nach und nach, zum Bewußtſein ſich durchbilden kann." Der Schlüſſel zur Erkenntniß vom Weſen des bewußten Seelenlebens liegt nach Carus in der Region des Unbewußtſeins.

Im engern Sinne bedeutet das Wort Seele nicht das unbewußt ſchaffende Lebensprincip des Organismus, ſondern das Princip des Bewußtſeins, das Princip, durch welches aus dem blos vegetirenden Organismus ein ſenſitiver und activer, zu oberſt ein reflectiver und cogitativer wird.

In dieſem letztern Sinne will Carus das Wort Seele in ſeiner comparativen Pſychologie gebrauchen, ſieht aber ein, daß die Grenze zwiſchen der bewußten und der unbewußten Seele ſchwer zu ziehen iſt. Er ſagt:

Würde die Benennung „Seele" angenommen werden, um ſchlechthin jedes Centrum individuell organiſchen Lebens zu bezeichnen, ſo folgte unmittelbar daraus, daß wir nicht nur in den Pflanzen, ſondern ebenſo im wachſenden Kryſtall, in Weltkörpern und Weltkörperſyſtemen eine Seele annehmen müßten, gleichwie in den Thieren, als womit offenbar zu weit gegriffen und geradezu aller Sprachgebrauch verletzt wäre. Nichtsdeſtoweniger bleibt hier die Grenzbeſtimmung immer ſchwer und wird nur dann mit mehr Conſequenz ſich nachweiſen laſſen, wenn man auch in alledem der genetiſchen Methode ſtreng nachgeht. Nimmermehr nämlich wird ſich die Verſchiedenheit einer „Seele" von dem, was wir die ideelle Lebensmitte eines Organismus genannt haben, deutlich nachweiſen und erkennen

laſſen, ſolange man dieſen Unterſchied rein und als einen abſoluten zu faſſen gedenkt, während er dagegen bald und ungeſucht ſich ergibt, ſobald wir ihn als einen relativen zu ergreifen und darzuſtellen verſuchen. Wir können nämlich zwar allerdings jener ideellen Lebensmitte, welche ſchon im mikroſkopiſchen menſchlichen Ei das Daſein dieſer Urzelle ſelbſt bedingt, potentia die Bedeutung einer noch einfachſten zarteſten Pſyche, einer bloßen anima vegetativa, oder animula, zuſchreiben; bald aber wird ſich zeigen, daß ihr actu doch noch in Wahrheit alles abgeht, was der Begriff irgendeines wahren Seelenlebens entſchieden fordert.

Um einem Organismus über die ideelle Lebensmitte hinaus den Begriff Seele beilegen zu können, iſt nach Carus erforderlich: „eine in derſelben als Empfindendes und Gegenwirkendes, bald leidend, bald thätig ſich beweiſende Beziehung auf ein Aeußeres zum Zweck ihrer eigenen innern Ausbildung und Entwickelung". Dieſe lebendige Beziehung muß ſich irgendwie bethätigen und durch Erregungsfähigkeit und Gegenwirkung ſich offenbaren, welche von einem eigenen organiſchen Syſteme, einem Nervenſyſtem, bedingt werden.

Doch nur der Begriff der Seele läßt ſich nach Carus in dieſer Weiſe ſcharf von blos organiſchem Leben trennen; in der Wirklichkeit aber fehlen auch hier, wie in ſo vielem andern, entſchiedene Grenzen, und allmähliche Uebergänge müſſen anerkannt werden; denn es wäre möglich, daß z. B. in der Pflanze jene Beziehung an einzelnen Stellen durch gewiſſe andere Bildungen, welche ein Nervenſyſtem erſetzen könnten, vertreten würde, ſowie andererſeits wieder ſelbſt im Menſchen, welcher dieſe ganze organiſche Stufenfolge durchläuft, ſodaß ſeine erſte einfachſte organiſche Lebensmitte als Urzelle des Eies auch noch von keinem Nervenſyſtem bedingt wird, der Begriff der Seele anfänglich nicht ganz erfüllt würde.

Kann nun ſonach einestheils das organiſche Wachsthum, d. h. das immer weiter ſich Vervielfältigen der Zelle im Bau eines höhern Organismus, zuletzt ſelbſt zu der erhabenen Thatſache des Bewußtſeins führen, ſo begreift ſich leicht, daß überall, wo wir eine minder mächtige Grundidee des Organismus vorauszuſetzen haben, dieſelbe ſtufenweiſe Entwickelung oft auch eben nur ausreichen werde, eine auf niederer Stufe feſtgehaltene Seeleneigenthümlichkeit hervortreten zu laſſen, und in dieſer Weiſe erhalten wir dann alle jene verſchiedenen, tabellariſch aufgeführten Formen der Thierſeele.

Carus hat nämlich eine Seelentabelle entworfen, in welcher die abgeſtuften Thierſeelen der verſchiedenen Thierklaſſen den Entwickelungsſtadien der menſchlichen Seele entſprechen. Die verſchiedenen Seelenſtadien, die der Menſch innerhalb ſeiner Entwickelung durchläuft, fallen in der Reihenfolge der Thierwelt auseinander und bilden in derſelben abgeſchloſſene Seelenſtufen. Die Carus'ſche Tabelle zeigt uns daher zwei ganz verſchiedene Reihenfolgen, deren eine (auf der linken Seite der Tabelle) den Entwickelungsgang der menſchlichen Seele begreift, während in der andern (rechts) eine ſehr ähnliche Entwickelungsgeſchichte, jedoch auf verſchiedene Thierklaſſen ſich vertheilend, verzeichnet iſt. Die erſtere Reihenfolge iſt ein Continuum, die zweite ein Discretum ſeeliſcher Eigenthümlichkeiten.

Carus klagt über Armuth der Sprache, um alle dieſe verſchiedenen Seelenſtufen unterſchiedlich zu bezeichnen und hat daher zum Theil eigene Benennungen gegeben. Er nimmt im ganzen ſechs Seelenſtufen an: 1) Anima vegetativa oder animula. Dieſe bildet beim Menſchen den „unbewußten Seelenkeim"; in der Thierwelt gehören hierher die „Lebensmittelpunkte der Protorganismen und der niedern Organismen ohne irgend geſonderte Nerven". 2) Anima reproductiva, beim Menſchen „unbewußte Embryoſeele", bei den Thieren „ſeeliſche Lebensmitte höherer Dozoen". 3) Anima sensitiva, beim Menſchen „unbewußte Seele des Neugeborenen mit dämmerndem Bewußtſein", bei den Thieren „unbewußte Seele niederer Mollusken und Anneliden". 4) Anima activa, „unbewußte Seele des Säuglings", „dunkel weltbewußte Seele höherer Weichthiere, Gliederthiere und niederſter Hirnthiere". 5) Anima reflectiva, „Weltbewußtſein des kleinern Kindes mit aufſteigendem Selbſtbewußtſein"; „Weltbewußtſein der höhern Hirnthiere". Endlich 6) anima cogitativa, „nur als Menſchenſeele verwirklicht"; bei den Thieren ſteht hier „vacat".

Hier erſt, bei Nr. 6, bei der „anima cogitativa" oder, wie ſie Carus auch nennt, „humano-divina", entſteht der Begriff der „geflügelten" Pſyche, während die vorhergehenden Stufen, Nr. 3—5, von Carus als „ungeflügelte Pſyche" bezeichnet werden, auf den erſten beiden aber von „Pſyche" eigentlich noch nicht die Rede ſein kann.

Was man nun auch an dieſer Carus'ſchen Seelentafel, die an die naturphiloſophiſche Schule erinnert, auszuſetzen haben mag — dies wird man doch anerkennen müſſen, daß Carus beſtrebt iſt, den beiden von uns oben bezeichneten, von Plato, Kant und Schopenhauer empfohlenen Grundſätzen aller Forſchung, dem der Homogeneität und dem der Specification, gleicherweiſe Rechnung zu tragen. In allem Pſychiſchen erkannt Carus ein Homogenes, Verwandtes; Bewußtes und Unbewußtes bilden nach ihm keinen abſoluten Gegenſatz, ſondern, wie er gleich am Anfang ſagt, das Unbewußte iſt der Schlüſſel des Bewußten. Demgemäß macht er auch an einer Stelle zwiſchen Menſchen- und Thierſeele keinen qualitativen, ſondern nur einen quantitativen Unterſchied. Denn er ſagt ausdrücklich:

.... In alledem iſt es das Wichtigſte, daß wir auch hier die Ueberzeugung feſthalten, die Thierſeele ſei qualitativ und an ſich nichts weſentlich anderes als die Menſchenſeele; denn beide leben ſich dar als die ideelle Seite eines Nervenſyſtems und ſeiner Centralgebilde; aber der quantitative Entwickelungsgrad ſei in beiden gar ſehr verſchieden, und erreiche im Thiere nie die hohe Stufe, für welche ſie im Menſchen beſtimmt iſt.

Aber hiermit ſtimmt es nicht, daß Carus wieder an andern Stellen den Gegenſatz zwiſchen Thier- und Menſchenſeele ſo ſtark betont, denſelben ſo ſehr zur Kluft erweitert, daß nicht mehr blos ein quantitativer, ſondern ein qualitativer Unterſchied übrigbleibt. Die Frage: Gehört der Menſch naturgeſchichtlich und phyſiologiſch zu dem Thierreiche, oder iſt er ein Weſen anderer höherer Ordnung? beantwortet Carus nämlich dahin, daß es ſich nimmermehr vertheidigen laſſe, den Menſchen als Thier

aufzuführen. Schon die Sprache verbiete, ebenſo wie von einer „Menſchheit", von einer „Hundeheit", „Affenheit" zu reden, ſie erlaube nur zwiſchen Menſchheit und Thierheit (humanitas und bestialitas) zu unterſcheiden. Dieſe Carus'ſche Bemerkung ſcheint uns ſehr unkritiſch. Denn abgeſehen davon, daß, wie Carus ſelbſt erwähnt, die Worte Humanität und Beſtialität eigentlich doch nur verſchiedene Zuſtände innerhalb der Menſchheit ſelbſt bezeichnen, ſo kann auch überhaupt der Sprachgebrauch kein Kriterium der Wahrheit ſein. Der jedesmalige Sprachgebrauch bildet die jedesmal herrſchenden Begriffe ab; damit iſt aber noch gar nicht geſagt, daß dieſe Begriffe auch jedesmal wiſſenſchaftlich haltbar ſeien. Anſtatt unſere Begriffe nach der Sprache zu modeln, hätten wir alſo vielmehr die Sprache nach den erlangten richtigern Begriffen umzubilden. Die Sprache hat ſchon zwiſchen manchen Dingen einen Gegenſatz gemacht, von denen ſich ſpäter erwies, daß er nur in der Einbildung, nur im Glauben beſteht. Der Sprachgebrauch kann alſo in wiſſenſchaftlichen Dingen nichts beweiſen. Daß, worauf Carus noch hinweiſt, der Sprachgebrauch eine und dieſelbe Function beim Thiere mit andern Worten bezeichnet als beim Menſchen (Freſſen und Eſſen; Saufen und Trinken; Verrecken und Sterben) — das beweiſt noch nicht, daß zwiſchen Menſch und Thier ein ſo „grundweſentlicher" Unterſchied beſteht, wie Carus im Widerſpruch mit ſeinem früher angenommenen blos quantitativen Unterſchied behauptet.

Doch nicht blos die Sprache, ſondern auch die Organiſation ſoll nach Carus den „grundweſentlichen" Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier beweiſen. Der qualitative Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier, dieſes Etwas, worin die „ewige Trennung" zwiſchen beiden gegeben ſei, beſtehe nicht etwa blos in einem einzigen beſondern Organ, einem Organ, wie ſich etwa manche rohe Anhänger Gall'ſcher Phrenologie den Unterſchied zwiſchen Genie und Nichtgenie vorſtellten, ſondern es gehe durch die ganze Organiſation. Carus verweiſt dafür beſonders auf das menſchliche Skelet und, was einzelne Organe betrifft, auf den Hirn- und Kopfbau.

Wir müſſen es Anatomen und Phyſiologen überlaſſen, die von Carus behauptete grundweſentliche Verſchiedenheit der menſchlichen Organiſation von der der höchſten Thiere näher zu prüfen; aber ſo viel iſt gewiß, daß der von ihm zuletzt behauptete qualitative Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier, aus dem er auch ableitet, daß nur dem Menſchen die Unſterblichkeit zukomme, den Thieren aber nicht, mit dem früher behaupteten blos quantitativen Unterſchiede nicht ſtimmt. Das eine mal betont er die Homogeneität zwiſchen Menſch und Thier; das andere mal aber macht er den Unterſchied, den Gegenſatz zwiſchen beiden ſo groß, daß daraus eine Kluft, eine „ewige Trennung" wird, und die Homogeneität ganz verloren geht.

Es kämpfen überhaupt in Carus zwei entgegengeſetzte Grundanſchauungen. Die eine iſt die von der allmählichen Entwickelung und Steigerung des Lebens von der unterſten unbewußten Stufe aus bis hinauf zum höchſten und klarſten Welt- und Selbſtbewußtſein, wie es im Menſchen gegeben iſt, alſo von der anima vegetativa bis zur anima cogitativa, oder humano-divina. Dieſer Anſchauung gemäß müßte ſich Carus eigentlich zum Darwinismus bekennen und müßte die Abſtammung des Menſchen vom Affen zugeben. Er müßte dann auch conſequenterweiſe bei dem zuerſt behaupteten blos quantitativen Unterſchiede zwiſchen Menſchen- und Thierſeele ſtehen bleiben.

Aber dies läßt ſeine Ideenlehre nicht zu. Schon in der Einleitung erklärt er, daß, um die Entwickelung des Unbewußten zu einem Bewußten der Möglichkeit nach zu begreifen, angenommen werden müſſe: „diejenige Idee, welche als ein eigenthümlich Schaffendes die Entſtehung der animaliſchen Urzelle und endlich die Entwickelung einer Seele ſetzt und bedingt, werde nur möglich, inwiefern ſie myſtiſcherweiſe im allgemeinen Schaffenden, d. h. in Gott, vorgedacht war".

Am Schluß ſeines Werks bekämpft er von dieſem Standpunkte aus die Darwin'ſche Theorie, die er ſchon S. 16 eine „Hohlheit" genannt hatte, ausführlicher. Der Grundgedanke dieſer Widerlegung iſt, daß die Ideen der verſchiedenen Thiergattungen und des Menſchen von Gott vorgedacht ſind, alſo von einer Entwickelung der höhern aus den niedern Gattungen, und zuletzt des Menſchen aus dem Affen, nicht die Rede ſein könne.

Alle höhern Pflanzen- und Thierorganismen (beſonders die letztern) zeigen im Innern eine mehr complicirte Organiſation, und die Thiere insbeſondere machen ſich bemerklich durch eine Vielheit von Eingeweiden, welche in ihrer allmählichen Entwickelung natürlich ebenſo beſtimmten Geſetzen folgen, wie auf der Erde die einzelnen Pflanzen und Thiere ſelbſt. Indem man ſonach Entwickelung einzelner Geſchöpfe und Entwickelung einzelner innerer Organe allerdings zu parallelisiren das Recht hat, folgt daraus, daß, wäre überhaupt Darwin's Anſicht von Hervorbildung einer Gattung aus der andern die richtige, daſſelbe Geſetz auch entſchieden für die Bildungsgeſchichte innerer Organe gelten müßte. Nichtsdeſtoweniger findet hier eine ganz andere Modalität ſtatt; nämlich jedes Organ entſteht aus allgemeiner Urmaſſe des Organismus an ſeiner Stelle unmittelbar — das Hirn z. B. wird nicht durch allmähliche Umwandlung aus dem Herzen gebildet, das Auge wächſt nicht aus dem Ohr hervor u. ſ. w., ſondern jedes hat an ſeinem Ort auch ſeine eigene Entſtehung — ganz ſo wie wir ältern Forſcher ſtets die Ueberzeugung feſthalten zu müſſen glaubten, daß der Fiſch nicht aus der Molluske, der Vogel nicht aus dem Fiſch allmählich hervorgegangen ſein könne u. ſ. w., ſondern, daß jenes göttliche Walten, welches überhaupt vermochte, den Planeten mit unermeßlicher Mannichfaltigkeit von Einzelweſen zu bevölkern, nach beſtimmten ideellen Gegenſätzen auch jede beſondere Gattung von Geſchöpfen da hervorgehen ließ, wo fürs Leben insbeſondere ihre Stelle bleibend gegeben ſein ſollte.

Carus fühlt ſich demgemäß nicht bewogen, den Menſchen aus dem Affen hervorgehen zu laſſen, vielmehr betrachtet er den Menſchen als infolge des höchſten Schöpfungsgedankens in relativ ſpäteſter Zeit aller epitelluriſchen Bildung hervorgetreten, „als, wie Steffens ſagt, Schlußpunkt einer unendlichen Vergangenheit, Mittelpunkt einer unendlichen Gegenwart und Anfangspunkt einer unendlichen Zukunft", vom Thiere ewig durch eine unüber-

steigliche Kluft geschieden unsterblichen Wesens, wä das Thier sterblich ist.

Es gehen also bei Carus zwei verschiedene Grundanschauungen nebeneinander her, einerseits die der continuirlichen Entwickelung von unten auf, vom tiefsten Unbewußten bis hinauf zum höchsten Bewußten, welche Entwickelung es schwer mache, feste Grenzen zwischen den verschiedenen Lebens- und Seelenstufen zu ziehen; andererseits die der Schöpfung von oben her nach ursprünglich gesonderten Ideen (Gattungen), der zufolge die verschiedenen Stufen in der Thierwelt discrete, innerhalb ihrer Grenzen festgehaltene Stufen bilden, und der Mensch der ganzen Thierwelt gegenüber eine exceptionelle Stellung einnimmt. Es ist aber nicht einzusehen, warum, wenn in Gott die ganze Schöpfung nach ursprünglich gesonderten Ideen vorgedacht ist, dennoch die Grenzen zwischen den niedern und höhern Stufen so schwer zu ziehen sind, wie Carus selbst eingesteht und wie seine Tabelle zeigt.

Abgesehen jedoch von dieser Schwäche in der Grundanschauung, ist die vergleichende Psychologie von Carus ein sehr verdienstliches und lehrreiches Werk. Es sind der treffenden Bemerkungen und der tiefen Blicke in demselben so viele, und dabei ist das Werk so unterhaltend, so anziehend geschrieben, daß wir es nicht blos den Psychologen von Fach, sondern auch jedem nach höherer Bildung Strebenden empfehlen können.

Die beiden andern genannten Schriften (Nr. 3 und 4) sind von geringerer Bedeutung als Nr. 1 und 2. Die Schrift von J. H. Frerichs: „Der Mensch u. s. w." (Nr. 3), ist eine populäre Psychologie des Traums, des Gefühls und des Verstandes. Die Bedeutung dieser drei Regionen des Seelenlebens wird in geistreicher, zwangloser Weise, nicht ohne wissenschaftliche Grundlage besprochen. Die Bemerkungen des Verfassers sind meist treffend, von der Erfahrung bestätigt und geeignet, manches noch bei Laien herrschende Vorurtheil zu zerstören, so z. B. das Vorurtheil, daß die Zeit unsers Lebens, die der Schlaf wegnimmt, eine verlorene und verschlafene sei. Der Verfasser sagt mit Recht:

Der Schlaf nimmt einen großen Theil unsers Lebens für sich in Anspruch; eine alte Regel schon schreibt ihm so viel Stunden zu, als die Woche Tage hat. Wer es aber im Ernst bedauern sollte, daß der Schlaf ihm so viel Zeit an nützlicher Thätigkeit raube, der würde sehr im Irrthum sein, wenn er meinte, die verschlafenen Stunden nur als verlorene betrachten zu müssen. Ist er doch selbst, wenn man ihn in seinem Schlafe stört, unwillig wie einer, den man in einer ernsten und wichtigen Arbeit unterbricht. Denn auch der Schlaf ist eine Arbeit, wenn auch eine stille und sinnige."

Was der Verfasser gleich hierauf fortfährt zu sagen, kann jedoch zum Beweise dafür dienen, daß er in seinem Streben nach Witz und Geistreichigkeit mitunter zu viel des Guten thut. Er sagt nämlich:

Und nun folgerecht zu verfahren, müßte der, der ihn (den Schlaf) nicht als solche (als Arbeit) anerkennt, auch die Hausfrau eine müßige schelten, die er nie an der Arbeit des Mannes sich betheiligen sieht, sondern die immer daheim ist, weil sie zu Hause ihren Beruf hat. Des Mannes Thätigkeit ist das Wachen des Menschen; der Schlaf ist seine weibliche Hälfte. Die Sprache bezeichnet den Schlaf als einen Mann; aber dürfte man von Verirrungen derselben reden, so müßte man sie hier einer solchen beschuldigen: der Schlaf ist wie die Nacht ein Weib. Was das Weib dem Manne, das ist der Schlaf dem Menschen: die Wiederherstellung der Harmonie und Einheit mit sich selber.

Bedankt euch, ihr Frauen!

Wie die Gleichnisse und Parallelen des Verfassers mitunter gesucht sind, so sind seine philosophischen Grundbegriffe mitunter falsch. So z. B. wenn er unter „Verstand" von der Freiheit des Willens als dem Vorrechte des Menschen redet und sagt:

Alle Vorgänge in der Natur sind ein bloßes Geschehen, wo das eine aus dem andern und jedes durch das andere hervorgeht. Was die Sache bestimmt, liegt außerhalb als Ursache in etwas anderm. In der Person des Menschen ist der Grund der Bestimmung ein innerer, der in ihr selbst liegt. Wohl können auch äußere Gründe den Menschen zu einer Handlung bestimmen, aber er läßt sich dazu bestimmen; er will es so, und er ist sich bewußt, daß es auch in seiner Macht gestanden hätte, sich nicht bestimmen zu lassen. Wie er sich auch bestimme oder bestimmen lasse, er weiß es, daß er sich auch anders bestimmen kann, und ohne dieses Bewußtsein würde sein Handeln nicht frei und sein Wille nicht seine eigene Bestimmung sein.

Der hier gemachte Gegensatz zwischen Natur und Mensch ist veraltet und nicht mehr stichhaltig. Alles Geschehene, sowol in der Menschenwelt als in der Natur, ist ein nothwendiges, und zwar nothwendig als Folge des innern Charakters der Wesen und der äußern, auf dasselbe wirkenden Ursachen. Diese Ursachen sind blos verschiedene in den verschiedenen Regionen der Natur, zu welcher letztern auch der Mensch gehört. In der unorganischen Natur sind es mechanische und chemische Ursachen, in der organischen und psychischen Reize und Motive, nämlich in der Pflanzenwelt Reize, in der Thierwelt anschauliche Motive, in der Menschenwelt außer den anschaulichen auch abstracte Motive. Es ist also ebenso falsch, in der Natur alles Geschehene lediglich auf äußere Ursachen zurückzuführen, wie in der Menschenwelt alles auf innere. Der Stein fällt sowenig blos aus einer äußern Ursache, als der Mensch blos durch äußere Ursachen zu seinen Handlungen bestimmt wird. Und der Mensch wird sowenig blos von innen zu seinen Handlungen bestimmt, als der Stein zum Fallen. Inneres und Aeußeres wirkt in der ganzen Natur zusammen. Jedes Geschehen ist Product eines innern (subjectiven) und eines äußern (objectiven) Factors. Der Verfasser hat über dem specifischen Unterschied zwischen menschlichem Handeln und natürlichem Geschehen die Homogeneität beider übersehen.

Eine Eigenthümlichkeit in der Schreibweise des Verfassers, die man schon aus den oben angeführten Stellen ersehen kann, ist das häufige Unterstreichen von Worten. Es vergeht fast keine Zeile, wo nicht ein oder mehrere Worte unterstrichen, also gesperrt gedruckt sind. Wollte man so lesen, wie der Verfasser schreibt, so wäre es unausstehlich. Wo wirkliche Gegensätze und Contraste ausgedrückt werden, da mag man sich dieses Betonen gefallen

laſſen. Aber der Verfaſſer treibt offenbar Misbrauch damit.

Die Schrift: „Der Tod des Leibes — kein Tod der Seele", von G. F. Daumer (Nr. 4), iſt eine Anthologie, gemacht zu dem Zweck, den ſchon der Titel ausdrückt, zu beweiſen: daß „der Tod des Leibes kein Tod der Seele" ſei. Dieſe Anthologie ſoll, wie ebenfalls der Titel beſagt, „Zweifelnden" zur Belehrung und zum Troſte gereichen. Aber mit den Zweifelnden verhält es ſich wie mit den Gläubigen. Es gibt von beiden verſchiedene Kategorien. Es gibt wiſſenſchaftlich Gläubige und unwiſſenſchaftlich Gläubige. Und ebenſo gibt es wiſſenſchaftlich Zweifelnde und unwiſſenſchaftlich Zweifelnde. Es entſteht daher die Frage, welche Sorte von Zweiflern Daumer ſich als Publikum gedacht hat. Nach unſerm Dafürhalten müßte der Zweifel an Unſterblichkeit nicht ſehr tief gehen, nicht ſehr wiſſenſchaftlich begründet ſein, der durch dieſe Anthologie überwunden werden ſollte. Wiſſenſchaftlich Zweifelnde werden weder durch die von Daumer aus allen möglichen gläubigen Schriftſtellern zuſammengeſuchten Stellen, noch durch ſeine eigenen beigegebenen kleinen Abhandlungen überzeugt werden, daß „der Tod des Leibes kein Tod der Seele" ſei. Es gehört ſchon ein ſtarker Glaube an Unſterblichkeit dazu, um die von Daumer angeführten „Thatſachen" ſich als Beweiſe der Unſterblichkeit auszulegen. Welcher Art dieſe „Thatſachen" ſeien, das geht ſchon aus den Ueberſchriften hervor, unter die ſie Daumer gebracht hat. Da iſt eine Rubrik überſchrieben: „Gedächtniß und Erinnerung. Ihre Unverwüſtlichkeit und Wiederherſtellungsfähigkeit aus jeder Art von Abſchwächung und Verlorenſein." Eine andere Rubrik: „Das Alter. Die mit dem Körper nicht gleichmäßig ſinkende, der Vergänglichkeit nicht unbedingt unterworfene Geiſtes-, Lebens- und Charakterkraft." Eine dritte Rubrik: „Tiefere und geheimnißvollere Schlafzuſtände nebſt andern damit verwandten Erſcheinungen. Scheintod. Folter- und Hexenſchlaf u. ſ. w. Somnambulismus, Hochſchlaf und andere Entrückungen in ein höheres Gebiet mittels ungewöhnlicher und außerordentlicher Körper- und Seelenzuſtände." Noch zwei andere Rubriken geben „merkwürdige Erſcheinungen in der Nähe des Todes" und Beiſpiele von „Erinnerung im Tode".

Hätte man doch nimmer gedacht, welche wichtige Rolle die „Hexen" noch im 19. Jahrhundert ſpielen ſollten, daß nämlich durch ſie die Unſterblichkeit ſonnenklar bewieſen werden ſollte! Hier einige von Daumer's Hexengeſchichten nebſt vorangeſchickter Bemerkung:

Etwas ungemein Merkwürdiges und für unſer gewöhnliches Vorſtellen ſehr Auffallendes und Befremdliches iſt die doch unbeſtreitbare Erfahrungsthatſache, daß der höchſte Grad der Marter- und Folterqual in eine Art von Schlaf mit den ganz entgegengeſetzten Empfindungen der Wonne und des Glücks überzugehen im Stande iſt. Hier zeigt es ſich, daß es für die Seele ein ſtilles, myſteriöſes, ihr ſelbſt im gewöhnlichen Zuſtande verborgenes und verſchloſſenes Aſyl der Innerlichkeit gibt, in welches ſie ſich im Falle höchſter Noth und Bedrängniß zurückzuziehen, oder in welches ſie vielmehr von einer höhern Macht liebend und ſchützend zurückgezogen und zurückgenommen werden kann. Auf ſolche Fälle müſſen wir achten, um durch die Erfahrung ſelbſt, der es ſo fern zu ſein ſcheint und in der Regel auch iſt, von einem geheimen Reich des Daſeins und Bewußtſeins, in welches auch im Tode überzugehen möglich, eine unſern Glauben weckende oder ſtärkende Kunde zu erlangen.

Nach dieſer Einleitung kommt eine Stelle aus Carpzov, wonach man gemeiniglich beobachtet hat, daß die Hexen, wenn ſie hinaufgezogen werden, einſchlafen, nicht anders, als wenn ſie ſanft in einem Bette ruhten. Dann folgende Geſchichten:

Bei einem Hexenproceſſe am Hofe der merovingiſchen Könige wurde der Präfect Mummolus gefoltert, und ſagte dann aus, er habe keinen Schmerz auf der Folter empfunden. — Hexenrichter des 17. Jahrhunderts berichten, wie der Teufel, um die gelichteten Reihen ſeiner Anhänger zu rekrutiren, die Tortur ordentlich in den Ruf eines Luſtbettes gebracht, indem die Elenden, die infolge derſelben in Betäubung gefallen, wenn ſie wieder zu ſich gekommen, auf Befragen die Antwort gaben, daß die tiefe Ohnmacht etwas Paradieſiſches habe. — Eine Witwe Lücken zu Arnum im Kalenbergiſchen kam wegen eines Viehſterbens in Unterſuchung, weil ſie einmal morgens früh ein Thier, das wie ein Iltis ausgeſehen und wie ein Schwein geſchrien, mit der Ruthe geſchlagen. Da ſie der Henker mit den Beinſchrauben unmenſchlich angriff, bekam ſie fürchterliche Verzuckungen, ſprach drei verſchiedene Sprachen und ſchlief endlich auf der Marterbank in der Art ein, daß ſie todt zu ſein ſchien. Die Juriſtenfacultät zu Helmſtädt verordnete, die peinliche Frage durch nachdrücklichere Inſtrumente „ziemlicher Maßen" zu ſchärfen; ſie ſchlief jedoch wieder ein und konnte zu keinem Geſtändniß gebracht werden.

Wahrlich, es gehört ein ſo unkritiſcher Kopf wie Daumer dazu, um in derartigen Zuſtänden des gefolterten Leibes, überhaupt in den Zuſtänden der Ohnmacht, des Scheintodes, des Tiefſchlafs oder Hochſchlafs, der Ekſtaſe und Verzückung, Beweiſe dafür zu ſehen, „daß der Tod des Leibes kein Tod der Seele" ſei. Denn zwiſchen jenen Zuſtänden und dem Tode iſt noch immer ein Unterſchied wie zwiſchen Leben und Tod, da es ja Zuſtände von Lebenden und nicht von Todten ſind. Man muß in jene Zuſtände ſchon eine Verwandtſchaft mit dem Tode hineinlegen, die in ihnen nicht liegt, um aus ihnen den Beweis herauszubringen, daß die Seele auch den Tod überdauert und von ihm nicht angefochten wird. Daumer hätte, ſtatt auf den Titel ſeiner Anthologie zu ſetzen: „für Zweifelnde", beſſer gethan, zu ſetzen: „für Gläubige".

Julius Frauenſtädt.

Zwei Ueberſetzungen des „König Lear". *)

1. Shakſpeare's König Lear. Deutſch von Friedrich Bodenſtedt. Berlin, v. Decker. 1865. 8. 15 Ngr.
2. Shakſpeare's König Lear. Deutſch von Wilhelm Jordan. Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut. 1865. 8. 8 Ngr.

Hat man die Shakſpeare'ſchen Tragödien nicht unangemeſſen dramatiſirte Romane genannt, ſo läßt ſich „König Lear" mit vollem Rechte ein dramatiſirtes Epos

*) Wir machen bei dieſer Gelegenheit auf die in unſerer vorigen Nummer erwähnte, von Bodenſtedt herausgegebene neue Ueberſetzung von Shakſpeare's dramatiſchen Werken aufmerkſam, die im Verlag von F. A. Brockhaus erſcheinen wird. D. Red.

nennen — der kühnſte Vorwurf und die kühnſte Behandlung. Die gewaltigſten Leidenſchaften zu malen, den Kampf gegen das zermalmende Geſchick von den ſtärkſten Helden führen zu laſſen, war die antike Tragödie zurückgegangen in die Zeit der Mythen und Sagen, der Titanen, zu den grauenerregenden Geſchicken der Häuſer Laios und Tantalos. Das Uebermaß der Liebe zu ſchildern, ſuchte Shakſpeare ſeinen Stoff auf Veronas glücklichen Fluren; aus dem heißen Sande Afrikas wird der Mohr in die civiliſirte Geſellſchaft verpflanzt. Weitern Raum für die Zeichnung großer Leidenſchaften fand der Dichter in den humanen Zeiten nicht mehr. Er ſuchte in der römiſchen Geſchichte. Neben Cultur und Verfeinerung Leidenſchaften, große, gewaltige Staatsumwälzungen, um große Zwecke ſich drehende Intriguen — „Coriolan", „Julius Cäſar", „Antonius und Kleopatra". Um aber die Leidenſchaften in ihrer ganzen Urſprünglichkeit und Naturkraft, in ihrer titanenhaften Größe zu ſchildern, griff er in die alte Mythen- und Sagenzeit zurück. Er fand ſie zunächſt im „Hamlet". Aber die Schöpfung wird gemildert durch die Zartheit des Stoffs ſelbſt, durch den Hauch des Chriſtenthums, der ihn durchweht. Der Dichter that noch einen kühnen Schritt vor-, oder richtiger rückwärts, in die Heroenzeit der Urbevölkerung Britanniens; er wurde der Sophokles der Engländer. In „Macbeth" gelangte er erſt bis an die Grenze ſeiner neuen Entdeckung, in die Zeit des Kampfes der Leidenſchaften mit der eindringenden Cultur, die durch „menſchlich Recht den frommen Staat verklärt". Nach „Macbeth" wurde der äußerſte Schritt gewagt, im „König Lear", hinauf in das graue Heidenthum.

Vor unſerm Auge entrollt der Dichter ein Gemälde von einem ganzen Geſchlechte, das, ausgerüſtet mit jener barbariſchen Kraft in Leidenſchaft und Handlung, die Regungen des Blutes über jeden Widerſtand der Vernunft und des Gewiſſens ſiegen läßt. „Eiſern wie die Zeiten ſind auch die Menſchen." Nur bei Feſthaltung dieſes hiſtoriſchen Bodens erſcheint uns dieſe Schöpfung im rechten Lichte. Eines ganzen Menſchengeſchlechtes Leid, erhaben wie in den Nibelungen, ſoll uns dramatiſch zur Anſchauung gebracht werden. Dieſes Leid iſt:

Unnaturalness between the child and the parent; death, dearth, dissolution of ancient amities; divisions in state; menaces and maledictions against king and nobles; needless diffidences, banishment of friends; dissipation of cohorts, nuptial breaches, and I know not what. *)

Es iſt das vollkommenſte Heidenthum — die naiven Anachronismen fallen dem Shakſpeare-Kenner nicht weiter auf, ſie erhöhen nur den poetiſchen Reiz — und hierauf iſt aller Accent zu legen. Die Natur iſt die Göttin des Guten und Böſen; der Zufall, Götter, denen die Menſchen Spielzeug ſind wie Fliegen den Menſchen, herrſchen oben; Gewalt, Willkür und Stärke herrſchen unten. Die Verfinſterungen an Sonne und Mond bringen die Geiſelſchläge der Menſchheit hervor, und nur die Schlechten ſind von dieſem aſtrologiſchen Aberglauben frei. Es war Gebrauch, wie Macbeth ſagt, daß, wenn „dem Gemordeten das Gehirn heraus war, er ſtarb und damit gut." Hier iſt keine Furcht vor dem „unentdeckten Lande"; dieſe Menſchen gehen in den Tod ohne Reue. Nur die überlegene Klugheit Edmund's ſieht im letzten Augenblicke ein, daß es ſo nicht gehen kann; er ahnt etwas von dem Glücke, das Bande der Liebe um den Menſchen flechten können: er möchte in ſeiner Todesſtunde Gutes ſtiften. Die natürliche Strafe der andern iſt Wahnſinn und Verzweiflung.

In einem ſolchen Staate wie der, welcher den hiſtoriſchen Hintergrund für „König Lear" bildet, ſind die Bande des Bluts, die Familie, die einzige ſittlichende Ordnung. Sie ſind das einzige, welches das „zweizinkige Ding", Menſch genannt, vermenſchlicht. Die tragiſchen Sünden, welche in dieſer barbariſchen Nation begangen worden, ſind die Verbrechen gegen die Familienbande. Solange dieſe heilig gehalten, ein menſchlicher Herrſcher nach ſeines Herzens Regungen „den Staat" lenkt, ſtagnirt die hiſtoriſche Entwickelung eines ſolchen Volks. Aeußere Kriege oder innere furchtbare Erſchütterungen machen erſt das Bedürfniß in ihm rege, „den Staat durch menſchliche Geſetze zu verklären". Die innern Erſchütterungen können nur erfolgen, wenn das Heiligthum der Familie, das einzige, angegriffen wird. Sie erfolgen — das Gewitter entladet ſich, es zertrümmert die Böſen; die Guten bleiben und öffnen der Sitte, der Bildung, dem Menſchlichen Bahn und Weg. Die Thaten im „König Lear" ſind „wie eine Empörung der ſittlichen Welt und erregen in ihren rieſenhaften Bildern ein Entſetzen, wie die Vorſtellung, daß die Himmelskörper einmal aus ihren Bahnen treten könnten". Dieſe Thaten haben ein ſo furchtbares Maß, ihre Träger ſind ſo gigantiſche Geſtalten wie in keiner Tragödie der Welt.

Es iſt begreiflich, daß dieſe Helden, dieſe Giganten, dieſe Leidenſchaften eine andere Sprache reden, als ſonſt von menſchlichen Lippen ertönt.

Fühlt der Laie, daß der Seele der Körper, hier die Sprache, Diction, Färbung, der Idee der Timbre entſpricht, ſo verdient die Ueberſetzung Lob; daß es im Originale ſo iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Eine andere Sprache iſt im „Hamlet", dem tiefſinnigen, philoſophiſchen Drama, eine andere in „Romeo und Julia", eine andere in „Macbeth", eine ganz andere im „Sommernachtstraum". Man ſollte glauben, das Praktiſchſte würde ſein, man ließe die 37 Shakſpeare'ſchen Dramen auch von 37 Dichtern überſetzen. Aber mit Recht ſtellt man auch wieder an die Ueberſetzung die Forderung, daß ſie aus Klang, Ton, Färbung erkennen läßt, wie nur ein Meiſter die Originale alle geſchaffen. Wenn die in neueſter Zeit wieder hervorgeſuchte Meyer'ſche Ueberſetzung längſt ihren Lohn dahin hatte, ſo können wir die Kinder der Ortlepp'ſchen u. a. Shakſpeare-Ueberſetzungsmuſe immer nur als kleine Wechſelbälge betrachten, deren

*) Richtig Bodenſtedt: „Unnatürlichkeit zwiſchen Kind und Vater; Tod, Theuerung, Auflöſung aller Freundſchaften; Spaltungen im Staat; Drohungen und Verwünſchungen gegen König und Adel; nutzloſes Mißtrauen, Verbannung von Freunden; Auflöſung des Heeres, Ehebruch — und ich weiß nicht was." (Act 1, Sc. 2, gegen das Ende.)

Vaterſchaft Shakſpeare mit Entſetzen von ſich weiſen würde.

Gleichwol verdient jeder Fleiß ſeine Anerkennung, jeder gute Wille ſein Lob. Und man kann wol annehmen, daß Männer wie Bodenſtedt und Jordan befähigt ſind, ſich mit Liebe in die unergründliche Tiefe Shakſpeare's zu verſenken. Wir haben die Ueberſetzungen Bodenſtedt's und Jordan's vor uns liegen. Wir müſſen zunächſt eingeſtehen, daß wir es mit der ſonſt an Jordan von uns ſo hoch geſchätzten Kenntniß der Bühne nicht vereinigen können, wenn er glaubt, eine auf 2¾ Stunden Spielzeit verkürzte Einrichtung könne eine gute ſein. Die Bearbeitung von Weſt (Schreivogel), die in Berlin befindliche Rolle von Ludwig Devrient, die am königl. Hoftheater zu Hannover adoptirte Bühneneinrichtung möchten Fingerzeige für eine neue gegeben haben können. Von dieſem Geſichtspunkte aus beſteht das Verdienſt einer guten Ueberſetzung auch darin, daß ſie den Umfang des Originals nicht, wenigſtens nicht merklich überſteigt. Zahlen mögen reden. Im Originale (Act 1, Sc. 1) enthält die Rede Lear's: „Meantime we shall express our darker purpose etc.", 19 Verſe, bei Schlegel-Tieck 20, bei Bodenſtedt 22, bei Jordan 25 (!). So geht es durch das ganze Stück.

Auch der Dichter des „Mirza Schaffy" erlaubt ſich hier und da Freiheiten, die ſowol in guter Geſellſchaft wie auf einer guten Bühne nicht erlaubt ſein würden. In dem Monologe Edmund's (Act 1, Sc. 2) z. B. heißt es: „Wenn dieſer Brief zieht." Der burſchikoſe Ton kehrt häufig wieder, ohne am Platze zu ſein. Daß Bodenſtedt ſich häufig Plagiate aus Schlegel-Tieck erlaubt hat, wollen wir gar nicht urgiren; uns wäre es ſogar lieb geweſen, er hätte die Schlegel-Tieck'ſche Ueberſetzung vollkommen beibehalten und nur die Härten, Unrichtigkeiten u. ſ. w. ausgemerzt, ſie mund-, verſtändniß-, bühnengerechter gemacht. Die Ueberſetzung Bodenſtedt's zeichnet ſich durch Fleiß und Eleganz aus, Jordan ſucht durch eine oft zu ſtrenge Worttreue dem Original näher zu kommen. So gleich im Anfang die Worte:

Lear.

What says our second daughter,
Our dearest Regan, wife of Cornwall? Speak!

Regan.

I am made of that self metal as my sister,
And prize me of her worth. In my true heart
I find, she names my very deed of love etc. —

lauten bei Jordan:

Was u. ſ. w.
Vom nämlichen Metall wie meine Schweſter
Bin ich; ſo ſchätz' ich mich nach ihrem Werth.
Mein treues Herz empfand, daß ſie zugleich
Auch meine Liebe treffend ausgedrückt u. ſ. w.

Bodenſtedt fließender und angenehmer:

Ich bin von gleichem Stoff wie meine Schweſter (Schlegel-Tieck.)
Und ſchätze mich ihr gleich. Genau bezeichnet
Sie meines treuen Herzens u. ſ. w.

Zu ſagen, das Wort metal müſſe gleichlautend überſetzt werden, da es vielleicht an den Ausſpruch erinnern ſoll: „die Zeit ſei eiſern", läuft auf philoſophiſche Spitzfindigkeit hinaus. Metal iſt hier nicht der harte, ſondern der edle Stoff; die Weichheit, die Reinheit des Gemüths, nicht die Energie vindicirt ſich hier Regan.

Die Collier'ſchen Emendationen haben wir eben nicht zur Hand, verweiſen aber, ſoweit wir uns auf unſer Gedächtniß verlaſſen können, auf die Benutzung derſelben. Gern hätten wir von dieſem Geſichtspunkte aus geſehen, daß die Zuſätze aus der Folie wenigſtens durch [ ] abgetrennt wären, wodurch größere Ueberſichtlichkeit und für den Laien bequemeres Verſtändniß erzielt worden wäre. Dieſe Zuſätze ſind meiſt dunkel und geſucht, häufig nur Fingerzeige für die Schauſpieler und Theatermaſchiniſten; ſo bei Jordan:

Lear.

Denn feſt entſchloſſen ſind wir,
Der Sorgen und Geſchäfte Laſt von uns
Nun abzuſchütteln und ſie jüngerer Kraft
Zu übertragen, um [von Bürden frei
Zur Gruft zu wanken. — Hört uns, Eidam Cornwall,
Und Ihr, Albanien, mir nicht minder werth;
Wir ſind in dieſer Stunde kundzuthun
Gewillt, was wir an Mitgift jeder Tochter
Beſtimmt, um] vorzubeugen künft'gem Streit.

Das ſo [ ] Eingeſchloſſene erfahren wir gleich nachher, weniger ſchwülſtig und gezwungen ausgedrückt, noch einmal.

Wie in allen Shakſpeare'ſchen Tragödien ſich die Handlung im dritten Acte gipfelt und dann die Reaction eintritt, ſo gipfelt ſich auch hier das Pathos, die Glut der Sprache, das Feuer der Diction (Act 3, Sc. 2, Anfang). Von gleicher Erhabenheit wie die berühmte Rede Othello's (Act 3, Sc. 3), welche mit den Worten ſchließt: „Fare well! Othello's occupation 's gone!" iſt die angedeutete Rede Lear's.

Gleichförmig und mit andauernder Liebe ſind ſowol die Ueberſetzungen von Jordan und Bodenſtedt wie die von Schlegel-Tieck gefertigt worden. Aus dem Grunde gibt eine Vergleichung folgender Stelle des Originals mit den Ueberſetzungen den ſicherſten Maßſtab zu einer generellen Beurtheilung. Wir erinnern noch daran, daß die Leidenſchaft namentlich bei Shakſpeare kurz, oft dunkel, gewaltig iſt und ſpricht:

Lear.

Blow, winds, and crack your cheeks! rage! blow!
You cataracts and hurricanoes, spout,
Till you have drench'd our steeples, drown'd the cocks!
You sulphurous and thout-executing fires,
Vaunt-couriers to oak-cleaving thunder-bolts
Singe my white head! And thou, all-shaking thunder,
Strike flat the thick rotundity o'tbe world!
Crack nature's mouls, all germins spill at once,
That make ingrateful man!

Schlegel-Tieck:

Blaſt, Wind', und ſprengt die Backen! Wüthet! Blaſt! -
Ihr Katarakt' und Wolkenbrüche, ſpeit,
Bis ihr die Thürm' erſäuft, die Hähn' ertränkt!
Ihr ſchwefelichten, gedankenſchnellen Blitze,
Vortrab dem Donnerkeil, der Eichen ſpaltet,
Verſengt mein weißes Haupt! Du Donner ſchmetternd,

Schlag flach das mächt'ge Rund der Welt; zerbrich
Die Formen der Natur, vernicht' auf eins
Den Schöpfungskeim des undankbaren Menschen!

Jordan:

Ihr Winde, blast, daß euch die Backen berſten!
Orkane, Wolkenbrüche, raſet, gießt,
Bis auf dem Thurm der Wetterhahn erſäuft!
Gedankenſchnelle Schwefelflammen, zuckt,
Als Läufer eichenſpaltender Donnerkeile,
Verſengt mein weißes Haupt! Das All durchdröhnend,
Schlagt platt der Erde rundgewölbten Ball.
Zerſchmettert alle Formen der Natur,
Vertilgt auf einmal jeden Keim, aus dem
Der undankbare Menſch entſteht.

Bodenſtedt:

Blaſt, Winde, eure Wangen ſprengt! Tobt! Blaſ't!
Ihr Wolkenbrüche, Waſſerhoſen, ſpeit,
Bis Thürm' und Wetterhähne überflutet!
Ihr ſchweflichten, gedankenſchnellen Blitze,
Vorläufer eichenſpaltender Donnerkeile,
Verſengt mein weißes Haupt! Schütternder Donner,
Schlag flach des Weltalls dickes, kreiſend Rund,
Zerſtör' die Formen der Natur, ſammt jedem
Erzeugungskeim des undankbaren Menſchen!

Das Urtheil, das eine vergleichende Kritik über die Verdeutſchung dieſes Bruchſtücks fällen wird, kann auch für das Ganze geltend ſein. Ob und wie weit die Ueberſetzungen den anfangs von uns geſtellten Anforderungen entſprechen, entſcheide der geneigte Leſer.

Wilhelm Andreä.

Eine Geſchichte des Johanniterordens.

Aus alter und neuer Zeit. Geſchichtsbibliothek für Leſer aller Stände. Zweiter Band: Geſchichte des Johanniterordens von Karl Falkenſtein. Zweite, umgearbeitete und bis auf die neueſte Zeit fortgeführte Auflage. Zeitz, Webel. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Geſchichte des Johanniterordens iſt unzweifelhaft ein paſſendes Thema für populäre Geſchichtſchreibung, worauf es hier abgeſehen iſt, wie in der ganzen Sammlung, von der das vorliegende Werk einen Beſtandtheil ausmacht. Der Wunſch liegt nahe genug, unſer leſendes Publikum möge durch ſeine Theilnahme zu erkennen geben, daß es an Bildung wirklich ſchon die Stufe erreicht hat, die ihm manche Optimiſten anweiſen und die Peſſimiſten nicht blos leugnen, ſondern überhaupt für unerreichbar halten. Denn es gibt allerdings manche Leute, denen man ſonſt eine gründliche und klare Einſicht in die Wirklichkeit unſerer Bildungszuſtände nicht abſprechen kann, welche behaupten wollen, daß unſer ſogenannt gebildetes Publikum durchaus weder Luſt noch Fähigkeit beſitze, ſich mit geſchichtlicher Lektüre zu befaſſen. Daß es anderwärts anders in dieſer Beziehung beſtellt iſt, kann allein ſchon durch eine weltbekannte Thatſache, die Verbreitung Macaulay's gerade unter den entſprechenden Schichten der engliſchen Geſellſchaft, dargethan werden. Einer ſolchen Popularität eines hiſtoriſchen Werks haben wir in Deutſchland nichts an die Seite zu ſetzen. Nun wäre es zwar ſehr naheliegend, zu behaupten, daß, wenn einer unſerer Hiſtoriker ſo zu ſchreiben verſtände wie jener Schotte, er auch ebenſo geleſen würde. Dieſer kluge Ausſpruch iſt ſeinerzeit oft genug gehört worden, und auch heute weiß ſich noch mancher etwas damit, der niemals weder Macaulay noch ein deutſches geſchichtliches Werk anders als höchſtens in die Hand genommen hat, aber damit doch ein Recht zu haben glaubt, alle und jede Erzeugniſſe der deutſchen Hiſtoriographie ſchlechtweg zu ignoriren, weil ſie nicht ſo gut geſchrieben ſind wie Macaulay. Wer der Sache etwas mehr auf den Grund ſieht, wird zugeſtehen, daß auch hier die Schuld nicht blos auf einer Seite liegt. Ohne Bedenken darf zugegeben werden, daß es noch keinem deutſchen Hiſtoriker gelungen iſt, die entſprechende Saite in der Phantaſie und dem Verſtande ſeiner Landsleute ſo anzuſchlagen, wie es jener bei ſeinen Landsleuten vermocht hat. Mag man immerhin unſerer deutſchen Hiſtoriographie ihre ſelbſtändigen und eigenthümlichen Vorzüge nachrühmen — und wir ſind begreiflich ſehr dazu geneigt, ſie ſo hoch wie möglich anzuſchlagen —, jene wirkſame Miſchung von Eigenſchaften, welche die Phantaſie feſſeln, und ſolchen, die dem Verſtand kräftige und anregende Nahrung geben, wird man doch unter allen Erzeugniſſen unſerer Literatur nicht aufzufinden vermögen. Aber dies iſt nur die eine Seite der Sache; die andere iſt die, daß, ſelbſt wenn wir einen Macaulay hätten oder haben könnten, er doch nicht im entfernteſten die Wirkung bei uns ausüben könnte, wie ſie in England möglich war. Denn unſer gebildetes Publikum, wenn wir einmal bei dieſem vagen, aber doch durch keinen andern zu erſetzenden Ausdruck bleiben wollen, beſitzt noch einen zu ſchwachen Magen, um ſolche kräftige und geſunde Speiſe zu verdauen. Der Erfolg, den Macaulay ſelbſt bei uns gehabt hat, war zum größern Theil nur verurſacht durch den bei uns ſo wichtigen Umſtand, daß er ein Fremder war und daß ihm eine großartige Reclame, oder wenn man will, ein großartiges Renommée zu Hülfe kam. Ohne das eine oder das andere hätte er ſich mit den beſcheidenen Lorbern begnügen müſſen, die auf dieſem Felde allein bei uns grünen.

Freilich könnte man ſich auf den Succeß einer Anzahl deutſcher Geſchichtswerke berufen, um zu beweiſen, daß auch bei uns, wenn man es nur recht verſteht, die Geſchichtſchreibung ins „Volk" zu bringen vermöge. Beſieht man aber die angeführten Thatſachen genauer, ſo iſt es nicht das Verdienſt der Geſchichtſchreibung oder der Geſchichtſchreiber, ſondern etwas ganz anderes, was den Erfolg hervorgebracht hat. Es ſind politiſche oder religiöſe Parteitendenzen, denen z. B. Rotteck ſeine Popularität verdankt, oder es iſt das rein praktiſche Bedürfniß nach einer gewiſſen Summe geſchichtlicher Kenntniſſe, wie ſie compendiöſe Darſtellungen gewähren, die dieſen zu ihrer Verbreitung geholfen haben, ohne daß der eigentlich hiſtoriographiſche Werth ſolcher Bücher dabei in die Wage gelegt wurde, der bei manchen, z. B. den neuern Auflagen der Becker'ſchen Weltgeſchichte, oder der Weber'ſchen, ohne Zweifel nicht gering anzuſchlagen iſt.

Aber trotzdem, daß es ſo ſteht, oder gerade weil es

ſo ſteht, muß doch der Verſuch, dem deutſchen Publikum die Geſchichte lieb zu machen und ſie in dem Kreiſe ſeiner Leſebedürfniſſe wirklich einzubürgern, immer von neuem wiederholt werden, bis er gelingt. Was unſern Hiſtorikern an den dazu nöthigen Eigenſchaften noch gebricht, wird ſich erarbeiten laſſen; denn auch hier wie anderwärts iſt es weniger der einmalige Wurf genialer Inſpiration, als ein methodiſches Ringen, ein ſehr mühſames Ringen um die Technik des Gegenſtandes im weiteſten und tiefſten Sinne des Worts, was zum Ziele führt. Hülfreich wird dabei ſein, daß unſer ganzes öffentliches Leben im Augenblick größere weltgeſchichtliche Dimenſionen als ſeit Jahrhunderten angenommen hat und zu noch größern, ungehemmt durch alle Philiſtröſität und Kleinlichkeit unſerer Vergangenheit und Gegenwart, fortſchreiten wird. Geſchichtſchreiber und Leſer ſehen jetzt zum erſten male ſelbſt Geſchichte machen und müſſen ſelbſt wohl oder übel dabei helfen: die Folge davon muß ſein, daß ſie auch lernen werden, ſie eindringlicher zu ſchreiben und mit tieferm Verſtändniß zu begreifen.

So möge denn auch der vorliegenden Sammlung ein günſtigeres Prognoſtikon geſtellt werden als mancher ihrer Vorgängerinnen, die an der Lahmheit außen und innen ſelbſt erlahmten. Und wenn wir auch gerade an dieſem Bande nichts weiter rühmen wollen, als daß er im gewöhnlichen Sinne gut geſchrieben iſt, ſo können doch ſeine Nachfolger noch etwas Beſſeres bringen.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Zu Goethe's Aufenthalt in Ems im Sommer 1774.

Wenn auch durch die in den letzten Decennien zur Oeffentlichkeit gelangten zahlreichen Briefſammlungen und durch die gründlichen Forſchungen einzelner Gelehrten das Leben Goethe's in ſeinen Hauptmomenten klar vor Augen liegt, ſo ſind doch immer noch einzelne Epiſoden aus demſelben mehr oder weniger in Dunkel gehüllt, welches beſeitigt zu ſehen für jeden Verehrer des Dichters von Intereſſe ſein muß. Eine ſolche Epiſode iſt auch ſeine Tour nach Ems und die an dieſe ſich anſchließende Reiſe in das Niederland im Sommer 1774, welche ihm durch den Umgang mit Lavater, Baſedow und F. H. Jacobi die mächtigſten geiſtigen Impulſe gab. Aber gerade dieſe geiſtige Erregung hat bewirkt, daß die Eindrücke äußerer Erlebniſſe ſchwächer blieben und weniger dauernd im Gedächtniß hafteten. Sagt er doch ſelbſt in „Dichtung und Wahrheit" in Beziehung auf dieſelben, daß, was ihm auf ſeinem Rückwege rheinaufwärts begegnet, ihm ganz aus der Erinnerung verſchwunden ſei. Dazu iſt es erwieſen, daß ihm in Bezug auf dieſe Zeit ſein Gedächtniß auch inſofern untreu geworden iſt, als er erwähnt, daß damals ſein „Werther" die Gemüther beſchäftigt habe und er nach wie vor die Wahrhaftigkeit der Leiden Werther's und den Wohnort Lottens habe bezeugen ſollen, welchem Anſinnen er ſich nicht auf die artigſte Weiſe entzogen habe, während doch das Werk, wenn auch ſchon damals geſchrieben, erſt im Herbſt 1774 in die Oeffentlichkeit gelangt iſt.

Als Goethe im Jahre 1774 zuerſt in Begleitung von Lavater und dann mit Baſedow Ems beſuchte, beſtand der Curort, welcher jetzt 4000 Einwohner zählt, faſt nur aus dem Curgebäude. Derjenige Theil deſſelben, in welchem der Keſſelbrunnen quillt, mit dem öſtlichen Flügel war naſſau-oraniſch, während der weſtliche und der nach der Lahn zu gelegene Flügel Heſſen-Darmſtadt zugehörte, eine Theilung, welche infolge der endlichen Schlichtung des langwierigen, zwiſchen Naſſau und Heſſen obſchwebenden katzenellnbogiſchen Erbfolgeſtreits ſtattgefunden hat. Unter dieſen Räumen ſind unzweifelhaft die „beiden großen Badehäuſer" zu verſtehen, von welchen Goethe geſagt hat, daß man ſich in ihnen ziemlich nahe berührt und bei guter und genauer Bekanntſchaft mancherlei Scherz getrieben und unmäßig getanzt habe. Denn der ſtattliche Bau der „vier Thürme", der, wie „das ſteinerne Haus", gleichfalls ältern Urſprungs iſt, war zwar ſchon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts begonnen, iſt aber erſt 1817 vollendet und zu einem Badehauſe eingerichtet worden.

Nun ſind wir durch eine Wochenſchrift aus jenen Jahren in den Stand geſetzt, nähere, wenn auch nur das Datum und einzelne Perſonen betreffende Aufſchlüſſe über Goethe's Aufenthalt in Ems zu geben. Vom Jahre 1773—1812 erſchienen nämlich für die naſſau-oraniſchen Lande die für die damalige Zeit vortrefflichen „Dillenburgiſchen Intelligenznachrichten", in welchen wir neben erlaſſenen Geſetzen, Verordnungen, ſtatiſtiſchen Notizen u. ſ. w. Aufſätze aller Art finden, die theils durch ihren gemeinnützigen Inhalt Aufklärung und Bildung verbreiteten, theils noch heutzutage als Quellen für die Geſchichte der oraniſchen Lande betrachtet werden können, da die Darſtellung der in denſelben beſprochenen hiſtoriſchen Ereigniſſe ſtreng auf den Acten des oraniſchen Archivs zu Dillenburg beruht. Unter den mannichfachen ſtatiſtiſchen Nachrichten dieſer Intelligenzblätter befinden ſich auch die Liſten derjenigen emſer Curgäſte, welche „in dem fürſtlich oraniſch-naſſauiſchen Badehauſe" logirt haben. Von dieſen Liſten ſind drei aus dem Jahre 1774 für unſern Zweck von Bedeutung. In der erſten derſelben, vom 16. Juli, iſt „Herr Lavater aus Zürich" als am 29. Juni angekommen aufgeführt; ferner unter dem 12. Juli „Herr Profeſſor Baſedow aus Leipzig", und unter dem 15. „Herr Doctor Goeddée aus Frankfurt". Im zweiten Verzeichniß der Angekommenen und Abgegangenen finden wir als abgereiſt am 18. Juli: „Herr Profeſſor Baſedow, Herr Diakonus Lavater aus Zürich und Herr Doctor Goeddée aus Frankfurt"; im dritten vom 20. Auguſt begegnen wir noch einmal unter den „in voriger Woche" abgereiſten Curgäſten den Namen „Profeſſor Baſedow aus Deſſau" und „Doctor Göddee aus Frankfurt". Daß Goethe's erſter Aufenthalt vom 29. Juni an, als er Lavater „bei ſchönem Sommerwetter" dorthin begleitet, nicht aufgeführt iſt, darf uns wegen deſſen Kürze nicht wundernehmen. Er ſelbſt ſagt in „Dichtung und Wahrheit": „In Ems ſah ich ihn (Lavater) gleich wieder von Geſellſchaft aller Art umringt, und kehrte nach Frankfurt zurück, weil meine kleinen Geſchäfte gerade auf der Bahn waren, ſodaß ich ſie kaum verlaſſen durfte." Dagegen iſt es auffallend, daß ſich der Dichter, als er zum zweiten male mit Baſedow von Frankfurt aus dorthin reiſte, erſt drei Tage ſpäter als dieſer in Ems eingefunden haben ſoll. Möglich, daß er gleich zu Anfang ſeines Aufenthalts einen Ausflug nach Ehrenbreitſtein oder anderwärts hin gemacht hat; wahrſcheinlicher jedoch iſt es, daß hier eine Ungenauigkeit in der Angabe des Datums in der Liſte untergelaufen iſt, was um ſo eher geſchehen konnte, da ſich in derſelben die Namen der am 12. und 15. Juli erſchienenen Gäſte unmittelbar aneinander anſchließen, und Goethe als einer der erſten der am letztern Tage angekommenen aufgeführt iſt. Wäre er unter dem ſpätern Datum erſt angelangt, ſo würde ſich ſein damaliger Aufenthalt in Ems auf nur drei Tage beſchränkt haben, und es würde nicht abzuſehen ſein, wie die vielen Vergnügungen, deren er Erwähnung thut, in dieſer kurzen Zeit hätten Raum finden können. Der Tag der Abreiſe von Ems,

der 18. Juli, stimmt sehr wohl zusammen mit der Aeußerung Goethe's in einem Briefe an Helene Elisabeth Jacobi: „Sie erwarten keinen Brief von mir, am wenigsten datirt Düsseldorf den 21. Juli 1774 gegen 12 Uhr mittags", und wir können demnach auch mit Bestimmtheit den 18. Juli als den Tag der Entstehung des Gedichts: „Hoch auf dem alten Thurme steht" u. s. w., zu welchem die Burg Lahneck Anlaß gegeben, bezeichnen, sowie auch das Mittagsessen, welches er in dem humoristischen Gedichte „Diné zu Coblenz" verewigt hat, an demselben Tage stattgefunden haben wird.

Die Curliste vom 20. August beweist uns etwas bisjetzt nicht Bekanntes, daß nämlich Goethe noch einmal in Begleitung von Basedow auf seiner Rückreise von Düsseldorf in Ems eingekehrt ist. Auch dieser dritte Aufenthalt daselbst gehört demnach zu den Einzelheiten der Rückreise, welche ihm ganz aus dem Gedächtniß verschwunden sind. Und doch liegt die Vermuthung nicht fern, daß er auch diesmal noch mehrere Tage dort zugebracht habe, und daß ein Theil der Vergnügungen, Ausflüge, welche er in „Dichtung und Wahrheit" erwähnt, der Bällchen, während welcher er zwischen den einzelnen Tänzen Basedow im obern Stock aufgesucht, in diese Tage falle.

Von den zugleich mit Goethe in dem nassau-oranischen Badehause anwesenden Curgästen aus dem Adelstand führen wir unter anderm folgende an: „Ihro Excellenz Herr Graf von Dernath nebst Frau Gemahlin aus Holstein, Ihro Excellenz Herr Erbmarschall Freiherr von Quad nebst Herrn Bruder, Herrn Oberst von Quad aus dem Cleviſchen; Freiherr von Kurzrock, holsteinischer Kammerherr und kaiserlicher Oberpostmeister von Hamburg; Herr Oberst d'Orschmond aus dem Haag; Frau Justizrath von Neufville nebst einer Fräulein von Neufville aus Dillenburg; Herr von Albertini nebst Frau Gemahlin und Frau Schwester aus Neuwied; Se. hochgräfliche Gnaden Herr Graf Bathiany, sammt Herrn Baron von Dernthal aus Ungarn; Se. Gnaden Herr Graf van der Nath nebst Frau Gemahlin aus Holstein." Diese „vornehme Gesellschaft" wird indessen durch die im hessen-darmstädtischen Badehause wohnenden Curgäste aufs doppelte verstärkt worden sein. Die „alten Bekannten", von welchen Goethe spricht, können wir vornehmlich unter den wetzlarer und zahlreichen frankfurter Curgästen, bei welchen auch ein „Herr Handelsmann Bethmann" aufgeführt ist, vermuthen.

Daß Lavater während seines Aufenthalts in Ems zweimal daselbst gepredigt hat, ersehen wir aus den „Dillenburgischen Intelligenznachrichten" vom 20. August, in welchen „Lavater zwo Predigten in Embs gehalten" und „desselben Predigt zu Bockenheim gehalten" von der Waisenhausbuchhandlung als Novitäten angezeigt werden.

Schließlich die Bemerkung, daß uns die Schreibweise des Wortes Goeddée in den Curlisten einen Fingerzeig gibt, wie der Dichter selber und die Freunde seinen Namen werden ausgesprochen haben.

Intendanten und Dichter.

In Paris sind die meisten Theaterdirectoren dramatische Schriftsteller, und die oberste Leitung der kaiserlichen Theater, des Théâtre français, des Odéon, der großen, komischen und italienischen Oper, des Théâtre lyrique und des Théâtre impérial du Chatelet, liegt in den Händen des Generaldirectors Camille Doucet, eines dramatischen Schriftstellers, der seinen feinen Lustspielen die vor kurzem erfolgte Wahl in das Institut verdankt. Dies ist in der Ordnung; denn wie die dramatische Poesie die Seele des Theaters ist, ohne die es dem geistigen Tode verfallen würde, so sind auch die dramatischen Dichter, welche über diese innerste Triebkraft des ganzen Instituts gebieten, die geeigneten Leiter desselben. In Deutschland ist man noch immer weit davon entfernt, dies richtige Princip anzuerkennen; ja man legt vielfach den Hauptnachdruck auf die Administration, auf den äußerlichen Mechanismus der Verwaltung. In Kassel ist ein jedenfalls für die Kunst sich interessirender Offizier, Herr von Carlshausen, zum Intendanten gemacht worden, und in Hannover soll Herr von Bequignolles durch Herrn von Bronsart, ein Poet durch einen Musiker verdrängt werden. Herrn von Bequignolles bleibt zwar das wiesbadener Theater; doch einem so langen, durch so viele Opfer bewährten und begeisterten Wirken für die dramatische Kunst, wie es die Biographie dieses tüchtigen Mannes nachweist, ist ein ausgedehnterer Wirkungskreis zu wünschen.

Inzwischen ist auch wiederum ein Dichter zum Intendanten ernannt worden, und zwar Friedrich Bodenstedt zum Intendanten des meininger Hoftheaters. Der kunstsinnige Herzog beabsichtigt, eine Musterbühne für das Schauspiel zu gründen, indem er die Oper von seinem Hoftheater ausschließt. Daß diese Beschränkung auch einer kleinern Bühne einen bedeutenden Aufschwung ermöglicht, ist keine Frage, und jedenfalls hat der Herzog von Meiningen damit ein nachahmenswerthes Beispiel gegeben. Bodenstedt scheint sich in München nicht mehr heimisch gefühlt zu haben; er findet in Meiningen einen anregenden Wirkungskreis, der ihm zugleich Muße zum eigenen Schaffen vergönnt. Daß Gustav zu Putlitz mit Ostern von der schweriner Intendanz zurücktritt, wird ebenfalls von den Blättern berichtet. An seine Stelle soll Freiherr Alfred von Wolzogen treten, bisher Regierungsrath in Breslau, bekannt durch mancherlei kunst- und literarhistorische Schriften und neuerdings auch als Dramatiker durch seine mit A. von Winterfeld gemeinsam herausgegebenen „Dramatischen Werke" (Leipzig, Brockhaus).

Bibliographie.

Arneth, A. Ritter v., Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Joseph's an seinen Bruder Leopold. 1ster Bd. 1761—1772. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Fonblanque, A., Verwerrene Fäden. Roman. Frei nach dem Englischen von L. K. 3 Bde. Köln, Bachem. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hölzermann, L., Der Antheil des Bataillons Lippe an dem Feldzuge der Main-Armee im Sommer 1866. Ausgearbeitetes Tagebuch. Detmold, Meyer. 1866. 8. 7½ Ngr.

Horn, G., Haus und Volk. Roman aus dem 18. Jahrhundert. 4 Bde. Hannover, Klimpler. 8. 4 Thlr.

Längin, G., Ueber die sittliche Entwickelung Jesu. Elberfeld, Friderichs. 1866. 8. 15 Ngr.

Lindner, A., Brutus und Collatinus. Trauerspiel. Berlin, G. Reimer. 1866. 8. 15 Ngr.

Panormos. Notata et cogitata. Studien aus dem Gebiete der philosophischen, naturwissenschaftlichen und allgemeinen Literatur. Herausgegeben von B. B. Wien, Czermak. 1866. Gr. 16. 1 Thlr.

Ploennies, Luise v., Maria von Bethanien. Neutestamentliches Gedicht. Stuttgart, S. G. Liesching. 16. 18 Ngr.

Das norddeutsche Reich. Eine politische Studie. Berlin, Eichhoff. Gr. 8. 5 Ngr.

Reinhard, C., Der fünfte May. Ein Lebensbild von der Unterelbe. Roman in 4 Bdn. 1ster Bd. Leipzig, G. Wigand. 1866. Br. 8. 1 Thlr.

Roquette, O., Dramatische Dichtungen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Sachsens Wassenehre in ihrem wahren Lichte. Nebst einem Anhang: Das neue sächsische Wehrgesetz. Leipzig, Matthes. 8. 7½ Ngr.

Schmid aus Schwarzenberg, F., Grundriss der Geschichte der Philosophie von Thales bis Schopenhauer vom speculativ-monotheistischen Standpunkte. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 Thlr.

Schneider, L., Rousseau und Pestalozzi, der Idealismus auf deutschem und französischem Boden. Zwei Vorträge. Bromberg, Carow. 1866. 8. 7½ Ngr.

Sichart, v., Geschichte der königlich-hannoverschen Armee. 1ster Bd. Hannover, Hahn. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.

Siebel, C., Lyrik. Elberfeld, Reinhardt. 1866. Gr. 16. 1 Thlr.

Starklof, R., Geschichte des königlich Würtembergischen 4ten Reiterregiments Königin Olga 1805—1866. Mit besonderer Berücksichtigung der Brigade Normann im Feldzuge von 1813. Stuttgart, Aue. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Stifter, A., Studien. 3 Bde. 7te Stereotyp-Ausgabe. Pest, Heckenast. 8. 3 Thlr.

Storm, T., Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten. 4te Aufl. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 27 Ngr.

Sturm, J., Fromme Lieder. 6te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Zimmermann, W., Der Tag von Ober-Laudenbach. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolutions-Jahre 1848—1849. Mannheim, Schneider. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen.

Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte.

Von

Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk reiht sich den frühern Schriften des bekannten Verfassers in consequenter Wahrung seines philosophischen Standpunkts an und bildet mit denselben ein geschlossenes Ganzes, indem es sich zur Aufgabe macht, den anthropologischen oder psychologischen Erkenntnissweg nach neuen, bisher unbeachteten Seiten zu verfolgen. Es ist von gleicher Wichtigkeit für Philosophen wie für Theologen: ein friedliches Werk, das, gleichweit entfernt vom starren Autoritätsglauben wie von einseitiger materialistischer Weltanschauung, zur Verständigung über die höchsten Lebensfragen des Menschen in einem Geiste ruhigen Erwägens und streitlosen Forschens beizutragen sucht.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Psychologie. Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung. Erster Theil. Die allgemeine Theorie vom Bewusstsein, und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedächtniss und der Phantasie. 8. Geh. 4 Thlr.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dem Bildniß J. G. Fichte's. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HISTORY OF CIVILIZATION IN ENGLAND.

By **HENRY THOMAS BUCKLE.**

5 vols. 8°. Geh. 5 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr.

Buckle's Werk ist von der Kritik als eine ausserordentliche Erscheinung bezeichnet worden, auch in Deutschland, wo bereits eine zweite Auflage der von Arnold Ruge veranstalteten deutschen Uebersetzung erschienen ist. Ein ungemein reichhaltiges Material, das überall möglichst auf positive Thatsachen zurückgeht, ist darin in lichtvoller Gruppirung zusammengefasst. Durch obige Ausgabe ist die Anschaffung des Werks in der Originalsprache durch nahezu dreimal billigern Preis gegen die bisher allein vorhandene englische Ausgabe wesentlich erleichtert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hellas und Rom

in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst.

Von **Moriz Carriere.**

8. Geh. 3 Thlr.

Bildet zugleich den zweiten Band des Werks:

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Dieses neueste Werk Carriere's enthält den ersten Versuch einer Geschichte des griechischen und römischen Geistes, einer zusammenfassenden geistvollen Cultur-, Kunst- und Literaturgeschichte des classischen Alterthums vom ästhetischen Standpunkt aus in klarer und lebendiger Darstellung.

Zarncke's „Literarisches Centralblatt" enthält eine sehr anerkennende Beurtheilung des Werks, in der es heißt: Dasselbe komme einem Bedürfnisse der Lesewelt, insbesondere aber der Lehrerwelt entgegen; die allgemeine sowol als die Schulbildung könne eines fertig abgerundeten Gesammtbildes der Cultur des Alterthums auf keine Weise entbehren, einer dem Inhalte nach verlässigen, vollständigen, in Bezug auf die Form pragmatisch entwickelnden und zugleich anziehenden Darstellung. „Referent muß gestehen, daß ihm kein Werk bekannt ist, welches beide Erfordernisse in so hohem Grade vereinigte wie das vorliegende, das in keiner gewählten Familien- und vor allem in keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollte, um sowol dem Lehrer als dem Schüler mitten in ihrer vereinzelten Textarbeit das Totalbild des classischen Alterthums lebendig und theuer zu erhalten."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kampf und Untergang

des

Melanchthonismus in Kursachsen

in den Jahren 1570 bis 1574

und die Schicksale seiner vornehmsten Häupter.

Aus den Quellen des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden bearbeitet von

Dr. phil. **Robert Calinich,**

Diakonus in Chemnitz.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Grund der Originalacten im Hauptstaatsarchiv zu Dresden sowie der von den wittenberger Lehrern und ihren Gegnern ausgegangenen Schriften gibt der Verfasser hier zum ersten male eine parteilose und klare Darstellung der Kämpfe, welche mit dem Anathema der Melanchthonischen Lehrrichtung, ihrem Ausschluß aus Kursachsen und der Verurtheilung ihrer Träger und Verfechter endeten. Die Geschichte jener kirchlichen Bewegung wird dadurch in gründlicher Weise aufgehellt; namentlich wirft der Proceß gegen die Häupter der bekämpften Richtung (M. Schütz, Dr. Stößel, Dr. Cracau, Dr. Peucer) mit seinem tragischen Ausgange interessante Schlaglichter auf den Geist und die Leidenschaften der damaligen Zeit. Das Buch ist von gleichem Interesse für die theologische Welt, besonders in den sächsischen Landen, wie für Historiker und alle Freunde der Geschichte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 7. — 14. Februar 1867.

Inhalt: Ludwig Uhland's gelehrte Werke. Von **Reinhold Bechſtein.** Erſter Artikel. — Ethiſche Studien. Von **Rudolf Gottſchall.** — Feſtſchriften zum hundertjährigen Jubiläum der freiberger Bergakademie. Von **Karl Zimmer.** — **Feuilleton.** (Der neueſte Jahresbericht der Deutſchen Schiller-Stiftung.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Ludwig Uhland's gelehrte Werke.

Erſter Artikel.

Uhland's Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage. Erſter und zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1865—66. Gr. 8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Ludwig Uhland iſt uns allen theuer und werth; ſeine Dichtungen gelten uns als Kleinodien unſerer jüngern Literatur, und zugleich verehren wir in dieſem Meiſter des Geſangs den deutſchen, vaterländiſch fühlenden Mann und den unerſchütterlichen Kämpfer für des Volkes Recht und Freiheit. Dagegen iſt Uhland's hoher Werth als Gelehrter, als Vertreter der deutſchen Wiſſenſchaft noch allzu wenig erkannt. Zwar wird ein jeder, der ſich dem Studium deutſcher Literatur, Sage und Alterthumskunde mit tiefem Intereſſe hingegeben, auch den Arbeiten Uhland's ſeine Aufmerkſamkeit zugelenkt haben, allein nur wenigen aus dem weitern Kreiſe der Gebildeten werden ſeine gelehrten Werke aus eigener Anſchauung und Vertiefung kundgeworden ſein. Und doch iſt zum Verſtändniß von Uhland's Individualität auch dieſe gelehrte Seite nicht außer Acht zu laſſen, wie Franz Pfeiffer in ſeinem dem Andenken des theuern Mannes gewidmeten „Nachruf" (vgl. Nr. 5 d. Bl. f. 1863) ſo treffend es ausgeſprochen hat: „In ihm ſind der Dichter, der Vaterlandsfreund und der Gelehrte aufs genaueſte verbunden; alle drei Richtungen ſtehen in innigſter Wechſelbeziehung zueinander, und die Kenntniß der einen iſt zum vollen Verſtändniß der andern unbedingt nöthig."

Aber auch völlig abgeſehen von der allſeitig anerkannten und hochgeſchätzten Stellung Uhland's in unſerm Literatur- und Culturleben verdient ſeine gelehrte Thätigkeit die lebendigſte Theilnahme. Auch wenn wir ſonſt nichts dem Geiſte dieſes Mannes verdankten, auch wenn er als Gelehrter, in das ſtille Heiligthum der Studirſtube gebannt, äußerlich dem Streben nach politiſcher Freiheit fern geblieben wäre: wir hätten alle Urſache, ſeinen wiſſenſchaftlichen Werken einen Ehrenplatz in unſerer Literatur anzuweiſen und ſie als eine unverſiegbare Quelle der Belehrung und Erhebung in Ehren zu halten. Denn nicht ein abgelegenes und unwirthliches Feld der Gelehrſamkeit, das nur wenige Bebauer finden kann, hat Uhland ſich zum Wirkungskreis erkoren; ſondern die Dichtung und Sage der Vorzeit, und insbeſondere die heimiſche, hielt er eindringendſter Erforſchung werth. Andere haben in gleicher Weiſe demſelben Gebiete ihre eifrige Thätigkeit zugewendet, aber Uhland hat nicht nur, wie ſo viele ſeiner Fachgenoſſen, das ſtofflich Gegebene erforſcht, ſondern er hat auch die lebendigſte und ſeelenvollſte Darſtellung des Erforſchten geboten. Aus ſeinen gelehrten Schriften würden wir den Dichter erkennen, auch wenn wir ſonſt keine Zeile einer poetiſchen Schöpfung von ihm beſäßen. Dazu kommt, daß Uhland's Schreibart nicht nur die ſchöne Einfachheit und Klarheit eines gebildeten Stils beſitzt, ſondern auch da, wo die Gelegenheit ſich bietet, zu einem höhern Fluge oder zum Schmuck der Rede die höchſte künſtleriſche Vollendung an ſich trägt. Aehnlich wie in den Werken Jakob Grimm's finden ſich auch in Uhland's Schriften nicht wenige Stellen, welche, die dichteriſche Anſchauung mit dichteriſchem Ausdrucke verbindend, geradezu meiſterhaft und von claſſiſcher Schönheit ſind.

Im Verhältniß zu der langen Lebensdauer, welche ihm beſchieden war, ſowie im Vergleich zu der Fruchtbarkeit gleichſtrebender Gelehrten hat Uhland nur wenige Arbeiten geliefert. Aber alles, was er veröffentlichte, trägt den Stempel der Gediegenheit und des gewiſſenhafteſten Fleißes. Dieſe Schriften theilen ſich in zwei Klaſſen, wie es ja ſtets in der neuen Gelehrtenwelt der Fall iſt: in ſelbſtändig erſchienene Bücher und in Beiträge für Zeitſchriften. Eben dieſe letztern ſind aus naheliegenden Gründen nicht in weitern Kreiſen bekannt geworden, und doch behandeln ſie gerade Gegenſtände, welche dem allgemeinen Intereſſe nahe liegen, und ſind in einer Form gegeben, welche neben der unvermeidlichen wiſſenſchaftlichen Außenſeite die Poeſie zu ihrem vollen Rechte gelangen läßt.

Die erſte Arbeit, mit welcher Uhland auftrat, handelt „Ueber das altfranzöſiſche Epos". Sie erſchien im dritten Quartal der von Fouqué und Wilhelm Neumann herausgegebenen Zeitſchrift: „Die Muſen" (Berlin 1812);

im vierten Quartal ſchloſſen ſich an dieſe Abhandlung metriſche, ins Deutſche übertragene Proben aus dem Heldengedicht von Biane. Jene Zeitſchrift fand wenig Verbreitung, die Auflage wurde faſt ganz makulirt. So ſind Exemplare gegenwärtig von allerhöchſter Seltenheit, und darum wird auch Uhland's Aufſatz ſelbſt manchem Fachgenoſſen nur dem Namen nach bekannt geworden ſein. Ein Wiederabdruck war daher ein ſchon lange gehegter Wunſch, der nun auch erfüllt werden ſoll. Denn wenn auch die Wiſſenſchaft in ihren äußern Ergebniſſen weiter gelangt iſt, ſo iſt doch in Uhland's Aufſatze der geiſtige Gehalt auch jetzt noch von unverwellter Friſche, und nicht minder hat es Reiz, eine wiſſenſchaftliche Anſchauung, welche ſich bahnbrechend und nachhaltig erwies, in ihren erſten Anfängen ſich entwickeln zu ſehen.

Einen vaterländiſchen Stoff behandelt Uhland's zweite gelehrte Arbeit, die erſte, die ſelbſtändig veröffentlicht wurde. „Walther von der Vogelweide, ein altdeutſcher Dichter" (Stuttgart 1822), eine Charakteriſtik, mit welcher Uhland den größten und vielſeitigſten Liederdichter des deutſchen Mittelalters ſeinem Volke aufs neue geſchenkt hat, gehört zu den gediegenſten, einflußreichſten und anziehendſten Monographien auf dem Gebiete der deutſchen Literaturgeſchichte. Mit ihr beginnt für die ſo reich gewordene Walther-Literatur eine neue Epoche, die wiſſenſchaftliche. Alle Thätigkeit, welche ſpäter ſich Walther von der Vogelweide zuwandte, ſei es in kritiſcher oder hiſtoriſcher Richtung, knüpfte an das Buch Uhland's an. Und wenn auch hier die Forſchung im einzelnen zu ganz andern Reſultaten gekommen iſt, ſo beſitzt doch Uhland's Schilderung des alten Dichters, die Auseinanderſetzung ſeiner Eigenthümlichkeiten und die Lobpreiſung ſeines Werks einen unvergänglichen Reiz. Wie viel die deutſche Philologie Uhland verdankt und wie unvergeſſen ſeine Bemühungen um Walther von der Vogelweide ſind, dem hat Franz Pfeiffer dadurch einen ſinnigen Ausdruck verliehen, daß er ſeine Walther-Ausgabe „dem Andenken Ludwig Uhland's" widmete, nachdem ſowol Lachmann als auch Wackernagel und Rieger dem Lebenden ſeinerzeit ihre Ausgaben zugeeignet hatten.

Der größern Arbeit über Walther folgte als eine Beigabe zu Halling's Ausgabe des „Glückhaften Schiffs von Johann Fiſchart" (Tübingen 1828) ein kleinerer Aufſatz „Zur Geſchichte der Freiſchießen".

Die erſten drei Arbeiten bewegten ſich auf dem Gebiete der Geſchichte und Literaturgeſchichte, die folgende kennzeichnet die zweite Richtung von Uhland's Studien, die mythologiſche. „Der Mythus von Thor nach nordiſchen Quellen" bildet den erſten Band der „Sagenforſchungen" (Stuttgart 1836); ein zweiter, der den Mythus von Odin behandeln ſollte, iſt nicht erſchienen.

Das Hauptwerk Uhland's, ſeine Sammlung „Alter hoch- und niederdeutſcher Volkslieder" (2 Bde., Stuttgart 1844 — 45) iſt ebenfalls unvollendet geblieben. Nur die eigentliche Sammlung iſt in den beiden Bänden enthalten, dagegen blieben die verheißene Abhandlung ſowie die Anmerkungen im Rückſtande. Später wurden aus der „Abhandlung" in Pfeiffer's „Germania" einzelne Abſchnitte veröffentlicht. Dieſe Abſchnitte betitelt ſich: „Von zwei Geſpielen", „Rath der Nachtigall" und „Sommer und Winter". Ebenfalls in Pfeiffer's „Germania" ſind eine Reihe Aufſätze zum Abdruck gelangt, welche unter dem Haupttitel „Zur ſchwäbiſchen Sagenkunde" vereinigt ſind. Es ſind folgende: „Die Pfalzgrafen von Tübingen", „Dietrich von Bern" und „Bodman".

Wie dieſe Arbeiten die Sagenwelt von Uhland's engerm Heimatlande beleuchten, ſo hat er auch „Zur deutſchen Heldenſage" einige Beiträge in der „Germania" niedergelegt, nämlich die Abhandlung über „Sigemund und Sigefred", ſowie über den „Roſengarten zu Worms". Dieſer letzte Aufſatz beſchließt die Reihe der gelehrten Schriften, welche Uhland ſelbſt veröffentlichen ließ.

Wenn dieſe acht Abhandlungen ohne Ausnahme von Uhland's tiefem Wiſſen und von ſeiner ungemeinen Begabung, das echt Volksthümliche in Sage und Dichtung zu ergründen und zur lebendigſten Anſchauung zu bringen, ein glänzendes Zeugniß liefern, ſo wird doch die eine mehr, die andere minder auch das allgemeine Intereſſe wach rufen. Es wird dies nicht allein in den Stoffen, ſondern auch in der Behandlung ſeinen Grund finden. Wenn es geſtattet iſt, ein Urtheil zu fällen, ſo möchte ich der Abhandlung „Rath der Nachtigall" wegen ihrer wahrhaft wunderbaren Innigkeit des Ausdrucks den Preis zuerkennen.

Dies ſind in Kürze die gelehrten Werke, welche wir Uhland verdanken. Daß mit ihnen ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit nicht erſchöpft ſei, wußten die ihm Naheſtehenden recht wohl. Ob freilich die im Nachlaſſe ſich vorfindenden Niederſchriften auch alle reif ſeien für eine Veröffentlichung, konnte man von vornherein nicht wiſſen. Uhland ſelbſt hatte über ſeine Papiere gar nichts verfügt, ſondern dieſelben drei Jahre vor ſeinem Tode in die Hände ſeiner treuen Lebensgefährtin gelegt, ihr die Sorge für eine geeignete Beſtimmung überlaſſend.

Als der Tod den Dichter hinweggenommen, wandte ſich die Witwe an drei Gelehrte, welche ihrem Gatten nicht nur als Fachgenoſſen, ſondern auch als perſönliche Freunde nahe geſtanden hatten, mit dem Auftrage, die literariſche Hinterlaſſenſchaft Uhland's zu prüfen, zu ſichten und nach gemeinſamer Berathung das des Drucks würdig Scheinende zu veröffentlichen.

Das Ergebniß dieſer Unterſuchung war ein günſtiges: die Menge und der Umfang von Uhland's hinterlaſſenen gelehrten Arbeiten ergab ſich als ſehr erheblich. In dem allgemeinen Vorwort zum erſten Bande von „Uhland's Schriften", welches von den drei Herausgebern W. L. Holland, A. von Keller und F. Pfeiffer unterzeichnet, nach dem Stil zu ſchließen aber ohne Zweifel von Pfeiffer abgefaßt iſt, wird uns Näheres mitgetheilt, und zugleich werden die Grundſätze in Betreff der in die „Schriften" aufzunehmenden Arbeiten dargelegt.

Die Arbeiten, die ſich im Nachlaſſe vorfanden, zerfallen nach Zeit und Art ihrer Entſtehung und der Form nach in zwei geſonderte Gruppen: in Vorleſungen und in

einzelne größere und kleinere Abhandlungen oder Monographien.

Die Vorleſungen, welche Uhland während ſeiner leider nur kurzen akademiſchen Wirkſamkeit in Tübingen, von 1830—33, über die deutſche Dichtung des Mittelalters und der Reformationszeit gehalten, ſind von ihm niemals für den Druck beſtimmt worden. Gleichwol haben ſich die Herausgeber nach reiflicher Ueberlegung für deren Aufnahme in die Schriften entſchieden.

Einmal die Thatſache, daß unter den Zuhörern, die damals zu den Füßen des Meiſters zu ſitzen das Glück hatten (und es befanden ſich darunter viele, die ſich nachher in der Literatur und Wiſſenſchaft einen Namen gemacht), der Eindruck dieſer Vorträge noch heute unvergeſſen iſt; ſodann die Ueberzeugung, daß denſelben jene belebende und zündende Kraft noch jetzt innewohnt, indem, was Uhland vor 35 Jahren über die volksmäßige Poeſie des Mittelalters geſprochen und geſchrieben hat, nicht nur nicht veraltet, ſondern, wie wenig auch die Forſchung ſeitdem geruht, noch immer unübertroffen iſt. Uns wenigſtens — ſagen die Herausgeber weiter — iſt nicht bekannt, daß irgendwo über dieſe Dinge, die in allen Schriften Uhland's den Kern und Mittelpunkt bilden, mit ſo viel Geiſt und Tiefe, mit ſo viel Gelehrſamkeit und dichteriſchem Verſtändniß und in ſo vollendeter Form gehandelt wäre.

Jetzt, nachdem dieſe Vorleſungen zum größten Theil durch den Druck dem Urtheile aller anheimgefallen ſind, wird niemand dieſer Erwägung der Herausgeber entgegentreten wollen. Im Gegentheil, wir würden es aufs tiefſte bedauern müſſen, wenn in Rückſicht auf die Ungleichmäßigkeit der Ausarbeitung, wie ſie ja die meiſten zum erſten male angelegten Collegienhefte an ſich zu tragen pflegen, die Beſtimmung getroffen worden wäre, die Vorleſungen von der Sammlung auszuſchließen.

Die Abhandlungen und Monographien gehören, mit Ausnahme einer einzigen, der „Abhandlung über den Minneſang“ aus dem Jahre 1824, der ſpätern Lebensperiode des Dichters an und ſind eigens für den Druck ausgearbeitet. „Aber nur wenige von ihnen“, wie die Herausgeber mit Offenheit und Freimuth uns mittheilen, „ſind äußerlich fertig und zum Abſchluß gebracht, und ſelbſt dieſe würde Uhland, wäre er noch am Leben, ſchwerlich in der vorliegenden Geſtalt, d. h. unverändert, abdrucken laſſen.“ Für die wichtigſte unter dieſen formell abgeſchloſſenen Arbeiten gelten den Herausgebern vier ſelbſtändige Abſchnitte aus der „Abhandlung über das Volkslied“.

Unvollendete Arbeiten größern Umfangs ſind: der zweite Theil der „Sagenforſchungen“ mit dem „Mythus von Odhin“; der erſte Theil einer „Schwäbiſchen Sagenkunde“ (zum zweiten gehören mehrere ſchon in der „Germania“ abgedruckte Abhandlungen), endlich eine „Deutſche Heldenſage“, die nach der erhaltenen ausführlichen Ueberſicht aus zwei Theilen beſtehen und im erſten über „Brünhild und Kriemhild“; im zweiten über „Die Dietrichſage“ handeln ſollte. Von dieſem breit angelegten Werke ſind außer den beiden in der „Germania“ bereits veröffentlichten Abhandlungen nur ein paar Abſchnitte ausgearbeitet, einige andere blos in ihren Anfängen oder gar nur Entwürfen vorhanden. Obgleich Uhland durch die That bewieſen, daß er, zwar mild gegen die Leiſtungen anderer, doch an ſeine eigenen Arbeiten einen ſtrengen Maßſtab legte und keine an die Oeffentlichkeit gab, wenn ſie nicht nach Inhalt und Form ſeinen hohen Anforderungen entſprach, ſo haben die drei Männer, denen die Prüfung und Herausgabe des Nachlaſſes anvertraut wurde, mit vollem Recht ſich auf einen andern Standpunkt ſtellen müſſen. Sie trugen kein Bedenken, auch von den unfertigen Abhandlungen Uhland's alle diejenigen unter ſeine Schriften aufzunehmen, die ſo weit gediehen ſind, daß ſie Anlage, Zweck und Abſicht des Ganzen erkennen laſſen. Hören wir ihre ausdrückliche Erklärung ſelbſt:

Wir erklären demnach, daß wir für die Aufnahme der einzelnen Theile wie für die ganze Sammlung die volle Verantwortung übernehmen. Es geſchieht dies von unſerer Seite mit um ſo größerer Beruhigung, als wir nicht befürchten, durch die Aufnahme irgendeines Stücks zum Vorwurf einer tadelnswerthen Befangenheit unſers Urtheils oder einer Bloßſtellung von Uhland's Ruf und Namen gerechten Anlaß zu geben. Im Gegentheil ſind wir der Ueberzeugung, daß das deutſche Volk mit uns dieſe Schriften, die von der warmen Vaterlandsliebe dieſes ſtarken und treuen Herzens neues Zeugniß geben, als ein theueres Vermächtniß, als einen koſtbaren Schatz betrachten und in Ludwig Uhland neben dem Dichter künftighin noch mehr als bisher auch den Gelehrten erkennen und verehren wird.

Freudig können wir in dieſes Lob einſtimmen, aber nicht minder müſſen wir den Männern, welche die uns ſeither verſchloſſenen Schätze an das Licht bringen wollen, aufrichtigen Dank darbringen. Auch darum, weil die Herausgabe mit eigener Mühe verknüpft iſt. Sie haben ſich in die Arbeit getheilt, und ein jeder wird der betreffenden einzelnen Schrift oder Abhandlung eine kurze Einleitung vorausſchicken, welche die nothwendigen Angaben über Zeit und Art der Entſtehung, über Beſchaffenheit des Manuſcripts u. ſ. w. enthalten und da, wo es bei den ſchon gedruckten Stücken nöthig, den inzwiſchen veränderten Stand der Forſchung darlegen ſoll. Im übrigen wird ſich ihre Thätigkeit, mit Umgehung jedes ſelbſtändigen Eingreifens, auf die für das Verſtändniß oder für die Bequemlichkeit des Leſers unumgänglich nöthigen Zuſätze, namentlich Verweiſungen auf die neuere Fachliteratur beſchränken, und ſollen dieſe durch eckige Klammern und Beifügung des erſten Namenbuchſtabens kenntlich gemacht werden.

Das Vorwort der Herausgeber rechtfertigt im einzelnen nicht die Aufnahme und Wiederholung der ſchon veröffentlichten Werke, der Bücher und Abhandlungen, weil ſich dies von ſelbſt verſtand. So wird mit Ausnahme der Liederſammlung in den „Schriften“ Uhland's alles bisjetzt Bekannte und Unbekannte vereinigt ſein. Die Sammlung, auf ſechs bis ſieben mäßig ſtarke Bände berechnet, wird ein ſtattliches Zeugniß abgeben von Uhland's Geiſtesthätigkeit, während ſeine Fruchtbarkeit auf dem Gebiete der Poeſie nur gering war; innerlich aber werden dieſe „Schriften“ auch als wahre Perlen unſerer Literatur von allen erkannt und liebgewonnen werden, welche ein Herz haben für Leben und Poeſie unſers Volks.

Die beiden bisjetzt vorliegenden Bände von „Uhland's Schriften" enthalten seine „Vorlesungen", und zwar über die „Geschichte der altdeutschen Poesie", gehalten in den Jahren 1830 und 1831, und über die „Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert", gehalten im Sommersemester 1831. Die Vorlesungen über die „Geschichte der altdeutschen Poesie", von A. von Keller herausgegeben, zerfallen in zwei Theile; der erste füllt den ganzen ersten Band, der zweite etwa ein Drittel des zweiten. Die Vorlesungen über die „Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert" sind von Holland herausgegeben. Jeder der beiden Herausgeber hat nach dem Plane des Ganzen ein kurzes orientirendes Vorwort hinzugefügt; und im einzelnen ist an sehr vielen Stellen auf die neue Literatur hingewiesen. Manche Abschnitte sind nach dem Bekenntniß der Herausgeber im Interesse des Werks gekürzt. Daß in diesem Punkte die Redaction vorsichtig und gewissenhaft geführt wurde, dürfen wir sicher überzeugt sein.

Wenn wir uns nun im einzelnen den für uns noch neuen Vorlesungen zuwenden, so wird eine Beurtheilung nicht mit entgegengesetzten Meinungen verknüpft sein können, wie es bei Werken lebender Autoren gestattet und von Vortheil ist. Zwischen heute und den Jahren, in denen Uhland diese Vorlesungen hielt, liegt eine geraume Zeit. Inzwischen hat auf dem Felde der deutschen Literaturgeschichte die Forschung nicht geruht. Unsere Kenntnisse sind stofflich nicht unbedeutend erweitert worden und die Ansichten haben vielfach Aenderungen erfahren müssen. So fehlt es in Uhland's Vorlesungen nicht an Stellen, wo er heute gewiß sich anders aussprechen und wo ihm eine reichere Literatur zu Gebote stehen würde. Im ganzen aber ist die geistige Auffassung durchaus unabhängig von den äußern Fortschritten in der Wissenschaft. Und eben dies ist das wahrhaft Große an Uhland's Werken und insbesondere auch an diesen Vorlesungen, daß sie als künstlerische Schöpfungen ihre Entstehungszeit überdauert haben.

Uhland eröffnet seine Vorlesungen über die „Geschichte der altdeutschen Poesie" mit einer „Einleitung", in welcher er seine Aufgabe näher zu bestimmen und den Weg, der zu ihrer Lösung eingeschlagen werden soll, zu bezeichnen versucht. Zu diesem Zweck gibt er zuerst eine kurze Auseinandersetzung der historischen Bedeutung des Mittelalters, vorzugsweise nach seiner culturhistorischen Richtung hin. Ein gerechteres und tieferes Urtheil über diese oft so verschiedenartig aufgefaßte Periode ist wol selten ausgesprochen worden. Im Gegensatz zu der neuen Zeit, deren Anbruch das Hervortreten des Gedankens in Beziehung auf die Gegenstände des Glaubens kennzeichnet, wurzelt der Charakter des Mittelalters in der Phantasie und im Gemüth, ohne daß darum der Gedanke durchaus brach gelegen. Uhland erkennt in historischem und zugleich echt menschlichem Sinne jede Periode, jedes Geschlecht und jeden einzelnen als aus einem Selbstzweck hervorgegangen an. Jede Zeit hat ihren besondern Gehalt entfaltet, die vielseitigste harmonische Bildung hat niemals den Kreis des geistigen Lebens abgeschlossen, „der göttliche Keim, der in der Menschheit liegt, ist unerschöpflich in der Mannichfaltigkeit seiner Entwickelungen". Indem Uhland auch die Periode des Mittelalters als eine solche bezeichnet, fügt er einen schönen Gedanken in poetischem Bilde hinzu:

> Man hat dasselbe (das Mittelalter) sonst wol eine tausendjährige Nacht genannt. Diese Nacht war wenigstens eine sternhelle. Sternbilder stiegen in ihr auf und nieder, welche nicht sichtbar sind, wenn die schattenlose Mittagssonne scheitelrecht auf die Häupter der Menschen leuchtet.

Die Poesie nimmt im Mittelalter eine hoch bedeutsame Stelle ein: alles geistige Erzeugniß in den europäischen Landessprachen, mit geringen Ausnahmen, ist Gedicht. Selbst auf Gegenstände, welche nicht unmittelbar der Poesie angehören, auf erbauliche, lehrhafte, historische Arbeiten, wird die poetische Form und Behandlung angewendet. Darum ist für das Studium des Mittelalters auch die Bekanntschaft mit seiner Dichtung unumgänglich nothwendig. „Schöpfen wir unsere Kenntniß des Mittelalters", sagt Uhland wieder sehr schön und treffend, „nur aus den lateinischen Chroniken, so sehen wir den Dornstrauch ohne die Rose."

Die Hervorhebung der culturgeschichtlichen Momente hat sich mit der Zeit den Historikern immer mehr als ein Gebot erwiesen. Als Uhland solche Gedanken aussprach, bewegte sich die Geschichtschreibung noch vielfach in dem alten Gleise einer blos äußerlichen Betrachtung, aber man hatte doch auch schon die historische Pflicht anerkannt, „eben in der wildest bewegten Zeit den unerloschenen Himmelsfunken nachzuweisen". Mit Recht macht Uhland darauf aufmerksam, auch unsere Zeit müsse von der historischen Gerechtigkeit verlangen, daß einst nicht blos ihre Kriegs- und Revolutionsgeschichte beachtet werde. „Das Höchste, was eine Zeit in sich trägt und was sie niemals ganz verwirklicht, ist ihre Ideenwelt; das Mittelalter hat die seinige in der Poesie niedergelegt, nur diese also kann uns seinen innern Gehalt erschließen."

Gegenüber der noch immer nicht auf ihr richtiges Maß beschränkten ästhetisirenden Literaturbetrachtung, die gerade gegen die mittelalterlichen Geistesschöpfungen oft so ungerecht, sie theils überschätzend, theils miskennend, verfuhr, verdient die streng objective und geschichtliche Auffassung Uhland's, der doch selbst Dichter war, besonders beachtet und beherzigt zu werden.

Die deutsche Poesie des Mittelalters, welche den Gegenstand der Vorlesungen bildet, wird in der Einleitung nur im allgemeinen und nach ihren Hauptzügen betrachtet. Die altdeutsche Dichtung ist, im Vergleich mit dem poetischen Vorrath der übrigen europäischen Völker, dem Umfang nach die reichste. Außer eigenem Besitze hat sie sich auch einen großen Theil dessen angeeignet, was die andern Völker hervorgebracht. „Die beiden Elemente des Lebens im Mittelalter, das germanisch-heidnische und das romanisch-christliche, scheiden und verbinden sich auch in der Poesie." Groß und vielgestaltig ist die Masse der deutschen Dichtung im Mittelalter. Und diese Poesie geschichtlich darzustellen, ist Uhland's Vorhaben.

Zuerſt entwickelt er die Gliederungen, in welche der Stoff nach Inhalt und Form zerfällt und welche zum Beſten eines geordneten Vortrags eingehalten werden ſollen. Nach ihnen theilt ſich die Darſtellung in vier Hauptabſchnitte, nämlich 1) „Die Heldenſage"; 2) „Heiligenſagen und Rittergedichte"; 3) „Minneſang"; 4) „Lehr- und Zeitgedichte". Die Methode, nach welcher dieſe Eintheilung getroffen iſt, nennt Uhland die organiſche im Gegenſatz zur ſynchroniſtiſchen, ethnographiſchen und ſyſtematiſchen. Die Aeußerungen über dieſe verſchiedenartigen Geſichtspunkte, angewandt auf die vorliegende Aufgabe, ſind ſehr lehrreich, und wenn hier und da im einzelnen etwas behauptet wird, was wir heute nicht mehr für richtig halten können, ſo werden wir doch die von Uhland getroffene Stoffeintheilung für vortheilhaft und in der That für organiſch erachten müſſen. Freilich nicht jeder Lehrer der Literaturgeſchichte wird darum geneigt ſein, dieſe Eintheilung Uhland's auch wirklich anzuwenden.

Nach der Natur des Gegenſtandes muß es ſich entſcheiden, wie er dargeſtellt und veranſchaulicht werden ſoll; dazu geſellt ſich eine andere Ungleichheit, welche in der größern oder geringern Zugänglichkeit der Quellen zu ſuchen iſt. Uhland lehnt es in ſeiner bekannten beſcheidenen Weiſe von vornherein ab, ſeinen Zuhörern eine vollſtändige und gleichmäßige Geſchichte der ältern deutſchen Poeſie zu geben; er werde manche bedeutende Lücke ſelbſt zu bemerken haben.

Wenn Uhland einige wenige literariſche Hülfsmittel namhaft macht — es ſind Hagen's und Büſching's „Grundriß" (1812), Koberſtein's „Grundriß" (erſte Auflage, 1827) und deſſen „Leitfaden" (1828) —, ſo hat dies, ich kann es nicht anders bezeichnen, etwas Rührendes und Erhebendes zugleich. Alſo nur drei Hülfsbücher, von denen das eine nur ein Leitfaden iſt, ein Auszug eines ausführlichern Werks, und auch dieſes nur gering an Umfang. Und die erſte der genannten Schriften ſchon im Jahre 1812 veröffentlicht, und ſeitdem iſt, wie Uhland ſelbſt hinzufügt, ſo vieles neu entdeckt und herausgegeben, ſo manches durch ſpätere Bemühungen überflüſſig geworden, daß eine neue Bearbeitung des Buchs oder ein Supplement großes Bedürfniß wäre. Eine darſtellende Literaturgeſchichte gab es damals noch nicht, welche die Arbeit weſentlich hätte erleichtern können. Uhland hat alſo alles und jedes, was er bietet, aus den Quellen geſchöpft, alles und jedes Urtheil iſt ſein volles Eigenthum. Und wie reich auf der andern Seite die literarhiſtoriſche Literatur, die uns heute zu Gebote ſteht! Koberſtein's trefflicher „Grundriß" aus dem Jahre 1827, welchen Uhland mit lobenden Worten ſeinen Zuhörern empfiehlt, liegt jetzt in vierter Auflage vollendet vor, aus einem kleinen Buche iſt ein bändereiches Werk erwachſen. Wie viele Leitfaden und ähnliche Unternehmen für Schulen ſind ſeitdem geliefert, unter vielen unbrauchbaren und handwerksmäßigen auch tüchtige Büchlein. Ein Literarhiſtoriker iſt jetzt kaum im Stande, dieſe Literatur nur dem Namen nach zu kennen; er braucht auch ſeinen Zuhörern dieſe Gattung von Hülfsmitteln jetzt nicht mehr bibliographiſch anzuführen, wenn andere wichtigere Werke in größerer Fülle vorhanden ſind.

Haben wir Uhland ſchon als einen echten Hiſtoriker erkannt, ſo hört er darum nicht auf, Aeſthetiker und Patriot zu ſein. Die objective Wahrheit wird ſtets, wenn ſie durch die Darſtellung lebendig werden ſoll, mit einer ſubjectiven Auffaſſung zur Erſcheinung kommen. Uhland betrachtet keineswegs die Poeſie blos hiſtoriſch und culturhiſtoriſch, die Bedeutung derſelben iſt ihm auch eine poetiſche und vaterländiſche. Er führt hier aus, was er vorher nur angedeutet, daß die Poeſie nicht minder eine Quelle für die Geſchichte ſei als Annalen und Diplome. Die poetiſche Bedeutung findet Uhland in dem freien Genuſſe, den unſere alten Dichtungen als ſolche und unabhängig von ihrem geſchichtlichen Intereſſe gewähren können. Doch hierin wird das Urtheil immer ſubjectiv geſtaltet ſein. Sehr ſchön ſind die Worte, welche Uhland hier an ſeine Zuhörer richtet:

> Ich verſuche nicht, Ihr Urtheil über den Werth dieſer Poeſie zum voraus zu beſtimmen, ſondern wünſche vielmehr, daß ſolches ohne theoretiſche Ausführungen überall ſoviel als möglich aus der Darſtellung ſelbſt ſich ergeben möge. Das jedoch glaube ich vorerſt nur als individuelle Anſicht ausſprechen zu dürfen, daß, was auch die Poeſie anderer Völker und Zeiten in ſich Vollendetes darbieten mag, doch dieſe einheimiſche Poeſie auch ihrerſeits Saiten anſchlage, welche vorher nicht geklungen haben, Bedürfniſſe, Ahnungen der Phantaſie und des innigern Gemüths befriedige, welche anderwärts nicht oder nicht in gleichem Maße befriedigt werden.

Dieſe Worte zeigen deutlich, wie innig Uhland für die deutſche Poeſie des Mittelalters fühlte; aber er will andern nicht ein gleiches Gefühl aufnöthigen. Trotz ſeiner Vorliebe iſt er gerecht, er weiſt eine Vergleichung nach außen als nicht zur Aufgabe gehörig ab; er betont ausdrücklich, daß man nicht überall den Maßſtab anlegen dürfe, den man von dem claſſiſchen Alterthum auf die nach dieſem gebildete neuere Literatur zu übertragen pflege, nämlich das Ebenmaß jedes einzelnen Dichtwerks, die harmoniſche Verbindung ſeiner Theile zu einem Ganzen, die Uebereinſtimmung von Inhalt und Form. Prüfe man nach dieſem Maßſtab, dann werde das Urtheil im ganzen ſehr ungünſtig ausfallen.

Aber nicht nur der Beurtheiler des künſtleriſchen Werthes der Dichtung, auch der Dichter läßt ſich vernehmen. Uhland will keine Muſterbilder für die Poeſie ſeiner Zeit geſucht wiſſen aus dem deutſchen Alterthume, wie es denn überall um die Nachahmung der Werke vergangener Zeiten eine bedenkliche Sache ſei. Aber Uhland hat durch die That bewieſen, daß der Dichter auch ohne Verletzung des Geſchmacks und ohne ſeine Individualität preiszugeben, Stoffe und Formen der heimiſchen Poeſie der Vorzeit entlehnen und neu geſtalten kann. Und was er als Dichter ſchaffend gethan, das hören wir ihn hier in ſeiner literarhiſtoriſchen Einleitung mit kritiſchem Bewußtſein äußern. Die Macht geiſtiger Anregung werde auch der Poeſie des Mittelalters nicht zu beſtreiten ſein; die Erſcheinung einer reichen Phantaſie, mächtiger Geſtalten, großer Sagenzüge erweitere den Blick und kräftige die

Geſinnung in Sachen der Poeſie; ſie wirke dem Tändeln und Prunken mit den Nebenwerken der Dichtkunſt entgegen: ein Gedanke, der den Gegenſatz Uhland'ſcher Anſchauung und Tüchtigkeit gegenüber den Spielereien der Romantiker trefflich offenbart. Jene mächtige Erſcheinung laſſe ferner den Anſpruch fühlbar werden, bedeutenden Hervorbringungen einer frühern Zeit auch nur Bedeutendes und Würdiges im Geiſte der eigenen gegenüberzuſtellen. „Das Auge hat ein verſtärktes Höhenmaß, wenn wir vom Anblick der Alpen zurückkommen.“

Auch die vaterländiſche Bedeutung der altdeutſchen Poeſie weiß Uhland mit warmem Ausdruck ſeinen Zuhörern zu Gemüth zu führen. Zwar erkennt er an, daß es im Reiche des Geiſtes keine Landesgrenzen gebe, daß wir Deutſche vornehmlich eine univerſelle Geſinnung üben; auch will er nicht den Werth der Vaterlandsliebe beweiſen. Das aber lehre uns die Kenntniß jener mannichfachen Entwickelungen, daß das Vortreffliche nirgends bodenlos erwachſen, daß es überall aus nationalen Elementen am kräftigſten hervorgegangen ſei. „Die Poeſie vor allem wurzelt in den eigenthümlichſten Zuſtänden des Volkslebens. . . . Der Weltbürgerſinn ſoll uns daher nicht abhalten, in unſer Eigenſtes zu gehen, dieſes zu erkennen und zu entwickeln. Von ihm aus bringen wir am beſten dem geiſtigen Gemeinleben unſern Beitrag.“

Aus eigener Erfahrung konnte Uhland darauf hinweiſen, daß das Vaterlandsgefühl zur Zeit, als eine ausgleichende Weltherrſchaft alles Nationale zu erſticken drohte, auch im vaterländiſchen Alterthum Troſt und Anhalt ſuchte. „Daß eine Gemeinſchaft unſerer Vorzeit mit der Gegenwart beſtehe, wurde damals lebhaft empfunden. Heimatklänge, hoffe ich, ſollen uns noch jetzt dort anſprechen.“

Wie gedenkt daher Uhland ſeine akademiſche Thätigkeit zu geſtalten? Er dringt auf die wiſſenſchaftliche Behandlung um ſo mehr, da die frühere Periode unſerer Literaturgeſchichte am wenigſten allgemein bekannt ſei. Sein Vortrag ſoll darauf berechnet ſein, denjenigen, welche ſich zu der Erforſchung unſerer ältern Poeſie hingezogen finden, eine zuſammenhängende Ueberſicht zu geben. Aber Anhänger will er dieſen Studien nicht werben, da dieſelben von keinem eigentlich praktiſchen Vortheil ſind. Und dieſer Standpunkt iſt auch heute nicht aufgegeben, und gewiß mit Recht. Denn je weniger die fachwiſſenſchaftliche Beſchränkung und Strenge zur Richtſchnur dient, deſto größern Einfluß auf allgemeine Bildung und Veredlung werden ſolche Vorträge ausüben, wenn ſie im Geiſte Uhland's gehalten werden. Denn ihm ſchien es angemeſſen, „daß die Reſultate der bisherigen Forſchungen in einer für ſich verſtändlichen Darſtellung zuſammengefaßt werden, daß auch denjenigen, die ſich nicht ſelbſtändig in das vaterländiſche Alterthum verſenken wollen, die Gelegenheit gegeben ſei, das Bedeutendſte kennen zu lernen, was Jahrhunderte hindurch den Geiſt und das Gemüth unſerer Vorfahren beſchäftigt und bewegt hat.“ Und dieſer Vorſatz iſt treulich eingehalten worden. Tiefe und Gediegenheit des Inhalts im Verein mit Wahrheit und Schönheit der Form heben dieſe Vorleſungen in eine Höhe, wie ſie nur wenige akademiſche Lehrer zu erklimmen im Stande ſind. Und darum freuen wir uns, daß dieſe einſt mächtig zündenden Vorträge nun ein allgemein zugängliches Buch geworden ſind, welches, wenn auch ſein Inhalt der Macht lebendiger Rede entbehrt, gleichen Genuß und dauernden Gewinn verheißt.

Sehr ſchön iſt der Schluß von Uhland's Einleitung. Wie weitblickend ſein Genius auch iſt, wie ſcharf ſein Urtheil, wie allgemein umfaſſend ſein deutſches Vaterlandsgefühl, es wurzelt doch mit ſeinem Herzen im Boden ſeiner engern Heimat. So erinnert er ſeine Zuhörer daran, daß ſie hier mitten im ſchwäbiſchen Lande ſtänden, das einſt ein Saal des Geſanges war. „Sollen wir über alles Beſcheid wiſſen, nur nicht über das, was auf dem eigenen Boden geiſtig geblüht hat?“ Und ſo lenkt er den Blick nach dem Roſenſtein, nach dem ſagenreichen Berge am öſtlichen Ende der Schwäbiſchen Alp; er ſchildert ihn und die herrliche Fernſicht:

> Hier, dacht' ich mir wol ſonſt, möcht' ich, mit einigen Freunden gelagert, während die Maienluft nur fern ertönte und der Blick in die weite Gegend hinausſchweifte, hier möcht' ich den Freunden die Dichtergebilde der vergangenen Zeit, farbhell, wie ſie mir vor der Seele ſchwebten, vorüberführen. Aber was, einmal aufgefaßt, dem innern Schauen in raſchem Fluge vorüberzieht, ſoll es andern mitgetheilt werden, ſo muß die langſame Bahn der Unterſuchung, der Entwickelung, der allmählich fortſchreitenden Darſtellung betreten werden. Dieſe betreten wir auch jetzt; möchten auf ihr jene dichteriſchen Geſtaltungen Ihnen ſo anſchaulich und vertraut werden können, daß es in Ihrer Macht ſtände, dieſelben auch künftig auf jeder ſchönen Stelle des deutſchen Landes vor das geiſtige Auge zurückzurufen!

Wir haben der Einleitung Uhland's zu ſeinen „Vorleſungen“ eine eingehendere Betrachtung geſchenkt, denn ihre Bedeutung iſt mannichfach. Sie eröffnet die akademiſche Thätigkeit des Mannes, der, ähnlich wie ſein großer Landsmann Schiller, das Katheder nicht zum Lebensberuf erkoren, ſondern der in reiferm Lebensalter als namhafter Dichter und Gelehrter zum Lehramte berufen wurde. Obwol durch das Misgeſchick der Umſtände dieſe Wirkſamkeit Uhland's nur kurz andauerte, ſo hat ſie doch reiche Früchte getragen, für ihn ſelbſt wie für ſeine Hörer. Aber auch ohne dieſe Beziehung auf die Lebensgeſchichte eines bedeutenden Menſchen tritt die Einleitung in ihrer Klarheit, Tiefe und lebensvollen Friſche aus dem engen Kreiſe ihrer urſprünglichen Beſtimmung auf ein allgemeines Gebiet. Mit ihr könnte, mit Uebergehung weniger zufälliger Einzelheiten, ein jedes Buch, eine jede Vorleſung über die Geſchichte der deutſchen Poeſie des Mittelalters auch heute noch eröffnet werden. Und wenn dies auch nur bildlich geſagt ſein ſoll, ſo werden wir dies wiſſenſchaftliche Glaubensbekenntniß Uhland's als eine allgemein gültige Auffaſſung des deutſchen Mittelalters und ſeiner Literatur ſo lange in Ehren halten müſſen, als uns dies Wiſſensgebiet am Herzen liegt.

Unſere folgende Betrachtung ſoll den Inhalt der literarhiſtoriſchen Vorleſung ſelbſt ins Auge faſſen.

Reinhold Bechſtein.

Ethiſche Studien.

Das ſittliche Leben. Ethiſche Studien von Julius Frauenſtädt. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es iſt ein erfreuliches Zeichen von der Bewegung der Geiſter, daß ſelbſt eine Philoſophie wie die Schopenhauer'ſche, welche durch die Originalität ihres Stifters eine ganz eigenthümliche Abgeſchloſſenheit erhielt, nicht ſtagnirt, ſondern von ihren Jüngern nach verſchiedenen Seiten hin fortgebildet wird. Dies geſchieht auch nach der Seite der Ethik, freilich nicht, ohne daß der letzten ethiſchen Conſequenz dieſer Philoſophie, der Weltverneinung, die Spitze abgebrochen wird. Ein Jünger Schopenhauer's, welcher dies Princip an die Spitze ſeiner ethiſchen Studien ſtellte, würde eine Ethik von weſentlich anderm Gepräge ſchreiben, als dieſe Ethik Frauenſtädt's iſt. In ſeinen „Briefen über die Schopenhauer'ſche Philoſophie" bekennt auch unſer Autor den Anſtoß, den er an dem Gedanken der gänzlichen Willensaufhebung gefunden, den Widerſpruch, der ihn längere Zeit beunruhigt habe. Doch damals erhob ſich der gläubige Jünger durch „fleißiges Leſen jeder Zeile bei Schopenhauer" über dieſe Bedenken und vertheidigte die gänzliche Aufhebung des Willens in den letzten Briefen nicht blos als ethiſch, ſondern auch als logiſch gerechtfertigt. In ſeinen „Ethiſchen Studien" vermag Frauenſtädt indeß mit dieſem Princip nichts Rechtes anzufangen und ſchiebt es mit einer Höflichkeitsformel beiſeite. Dagegen werden Ariſtoteles und Kant, Herbart und ſeine Schule, namentlich Lotze, dann Stuart Mill, Jeſſen u. a. neben Schopenhauer ſehr häufig berückſichtigt, indem der Verfaſſer ſich theils an einzelne Ausſprüche derſelben anlehnt, theils ſie weiter fortbildet oder gänzlich widerlegt.

Die „Ethiſchen Studien" Frauenſtädt's haben große Vorzüge; ſie ſind durchweg klar und deutlich, ohne alle metaphyſiſchen Verſchleierungen; ſie ſuchen gerade über einige der fragwürdigſten ethiſchen Hauptprobleme dieſe Klarheit zu verbreiten; ſie gehen den wichtigſten Fragen nirgends aus dem Wege. Ebenſo wenig begnügen ſie ſich mit der traditionellen Phraſe; ſie ſind durchweg die Frucht eines reſoluten Selbſtdenkens. Vor allem aber ſind ſie von jeder Principienreiterei fern; er unterſucht auch die Modificabilität des ſittlichen Werthurtheils, die Modificabilität der Pflichten nach Ort, Zeit und Umſtänden; ja die ganze zweite Abtheilung ſeines Werks iſt der Unterſuchung der auf das ſittliche Leben wirkenden Einflüſſe gewidmet, und gerade auf dieſen Theil möchten wir den Hauptnachdruck legen. Es genügt nicht, den kategoriſchen Imperativ in ſeiner Nacktheit hinzuſtellen. Mit Recht ſagt Frauenſtädt in der Vorrede:

> Einen Gegenſtand, der bisher ſo gut wie ganz vernachläſſigt worden iſt, habe ich ſeiner Vernachläſſigung entzogen und mit beſonderer Ausführlichkeit behandelt, ja habe ihm die ganze zweite Abtheilung gewidmet: der Unterſuchung nämlich des Zuſammenhangs, in welchem das ſittliche Leben mit dem phyſiſchen, pſychiſchen, ſocialen, politiſchen, allgemein geiſtigen Leben ſteht, und der theils hemmenden, theils fördernden Einflüſſe, die es von daher empfängt. Die bisherigen Ethiken waren meiſt nur abſtracte Sittenlehren, ſyſtematiſche Darſtellungen der Tugenden, Pflichten und Güter. Da aber das ſittliche Leben kein iſolirtes iſt, ſondern mit andern Lebensgebieten in vielfacher Berührung ſteht, ſo iſt jene abſtracte, iſolirende Behandlung eine ungenügende, und es iſt endlich Zeit, die Zuſammenhänge, in denen das ſittliche Leben mit anderartigem Leben ſteht, in den Bereich der ethiſchen Unterſuchung zu ziehen. Erſt dadurch wird die Ethik eine lebensvolle Wiſſenſchaft, geeignet, aus dem engen Kreiſe der Schulen herauszutreten und die Theilnahme des größern gebildeten Publikums zu gewinnen. Und nicht blos dieſes, ſondern, was noch wichtiger iſt, erſt dadurch wird die Ethik zu einer für das praktiſche Leben fruchtbaren Wiſſenſchaft; denn indem ſie die theils hemmenden, theils fördernden Einflüſſe auf die Sittlichkeit nachweiſt, zeigt ſie eben damit, was aufzuſuchen und was zu vermeiden iſt, um die Sittlichkeit zu befördern. Die idealiſtiſche, kategoriſch-imperativiſtiſche Moral begnügte ſich, ihr Sollen aufzuſtellen, unbekümmert um die Bedingungen, von denen die Erfüllung des ſittlichen Imperativs abhängt. Die hier vorliegende realiſtiſche Moral dagegen zeigt, von welchen Bedingungen das tugendhafte Leben, welches der kategoriſche Imperativ fordert, abhängt. Eben damit erklärt ſie mittelbar auch, warum das tugendhafte Leben ſo ſchwer und warum reine Tugend ſo ſelten iſt.

Frauenſtädt geht davon aus, daß die Ethik als Wiſſenſchaft, die er von der Ethik als Kunſtlehre unterſcheidet, wie jede Wiſſenſchaft Allgemeinheit und Nothwendigkeit in den Erſcheinungen vorausſetzt. Wenn die Ethik eine minder exacte Wiſſenſchaft ſei als die Phyſik, ſo rühre dies nur davon her, daß die ethiſchen Erſcheinungen complicirter, von mehrern und verwickeltern Bedingungen abhängig ſind als die phyſiſchen. Den Gegenſatz, den Kant zwiſchen der phyſiſchen und ſittlichen Welt annimmt, daß in jener das Müſſen, in dieſer das Sollen herrſche, widerlegt Frauenſtädt mit Berufung auf Schopenhauer und Schleiermacher. Jener meint, daß das Sollen überall Bedeutung hat, wo Geſetz iſt, alſo auch in der Natur. Es kommt nur zur Sprache, wo dem Geſetz nicht Genüge geſchieht, denn außerdem tritt das iſt ein. Umgekehrt, wie Frauenſtädt hinzufügt, kommt in der ſittlichen Welt, ſo gut wie in der Natur, das Müſſen vor.

Nachdem Frauenſtädt weiterhin die Wichtigkeit der Ethik als Wiſſenſchaft für das Leben vorangeſtellt, behauptet er gleichzeitig ihre Unzulänglichkeit. Die Wiſſenſchaft ſtelle nur allgemeine Sätze auf; das Leben biete concrete einzelne Fälle dar. Es entſtehe bei jedem dieſer Fälle die Frage, unter welchen Begriff er gehöre? Zu dieſer Entſcheidung ſei ein eigenes Vermögen, die Urtheilskraft, erforderlich, ohne welche alle Wiſſenſchaft für das Leben nichts helfe.

Die wichtigſte Vorfrage der Ethik iſt, ob es einen objectiven, allgemein gültigen ethiſchen Maßſtab, ob es eine objective Moral gibt. Dies wird von Locke, wie von den neuern Materialiſten, auch von Kirchmann geleugnet. In der Moral und im Recht, meint der letztere, gibt es kein unbedingt Wahres, und Büchner behauptet, daß man uns nur lehre, an ein angeborenes Sittengeſetz zu glauben, deſſen einzelne Beſtandtheile ſich bei näherer Betrachtung als Paragraphen des Staatsgeſetzbuchs erweiſen.

Mit Recht wendet ſich Frauenſtädt gegen das Betonen des Veränderlichen und Wechſelnden in den ſittlichen

Regeln und Vorschriften, gegen dies Verkennen des Unveränderlichen in der menschlichen Natur, woraus constante, allgemein gültige Sittengesetze hervorgehen. Sehr schön sagte schon Mutschelle, ein Schriftsteller, der gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts seine „Vermischten Schriften" herausgab: „Nennt mir doch das Volk, das jemals bei einig erworbenem freien Gebrauch seiner Vernunft gesagt hat: «Es ist unrecht, es ist nicht gut, seinem Wohlthäter und Helfer dankbar zu sein; es ist nicht gut, einem der Wohlthat Bedürftigen und Empfänglichen zu helfen.»" Frauenstädt sagt:

Es verhält sich nach meiner Ansicht mit den empirischen Verschiedenheiten des ethischen Urtheils bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten wie mit den empirischen Verschiedenheiten des ästhetischen Geschmacks und der empirischen Verschiedenheit wissenschaftlicher Ansichten. So wenig als die empirischen Geschmacksverschiedenheiten berechtigen, ein objectiv Schönes, und die empirischen Differenzen in den wissenschaftlichen Urtheilen berechtigen, ein objectiv Wahres zu leugnen: ebenso wenig berechtigen die empirischen Verschiedenheiten in den Sittenregeln, ein objectiv Gutes zu leugnen. Die empirischen Verschiedenheiten in allen diesen Gebieten entspringen nicht daraus, daß es kein objectiv Wahres, Schönes und Gutes gibt, sondern daraus, daß die Erkenntniß desselben keine unmittelbare, sondern eine sich entwickelnde und innerhalb ihrer Entwickelung vielfach gehemmte ist.

In der That gibt es eine unbestreitbare und unveränderliche Norm der Sittlichkeit, die im tiefsten Wesen der Menschheit wurzelt. Wenn Christus sagt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst"; wenn Goethe sagt: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut"; wenn Schopenhauer sagt: „Alle Liebe ist Mitleid", so ist durch diese Aussprüche ungefähr der ethische Kreis beschrieben, der sich um jenen unveränderlichen Mittelpunkt bewegt. Daneben gibt es nun freilich viel verkehrte Sittlichkeit, die sich für absolut hält, oder auf gleichgültige Dinge den Hauptnachdruck legt; es gibt ein weites Reich des Veränderlichen in der sittlichen Welt, und gerade auf diesem Gebiete geberden sich die sittlichen Gesetzgeber am positivsten. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß Frauenstädt hier die Grenzmarken zwischen der unwandelbaren Sittlichkeit und der wandelbaren Sitte noch schärfer gesteckt hätte. Dieser Unterschied tritt namentlich bei jener paragraphirten Hausordnung der Völker hervor, welche den Verkehr der Geschlechter ordnet. Hier gelten in Alterthum und Neuzeit, in Osten und Westen so verschiedene Bestimmungen für „sittlich" und „unsittlich", hier hat jede einzelne Nation so verschiedene Convenienzen, daß diese sogar im Criminalgesetzbuch mit der besondern Bezeichnung „Sittlichkeit" sich brüstenden Vorschriften am meisten aus dem Bereich der unveränderlichen Sittlichkeit herausfallen. Hier tritt der Unterschied zwischen formeller und materieller Sittlichkeit ein:

Alle Sittlichkeit ist zwar wesentlich ihrer Form nach freiwillige Unterwerfung des Einzeln- und Eigenwillens unter eine objective Norm des Handelns, und folglich findet sich dieses Wesen der formellen Sittlichkeit auch auf der niedrigsten historischen Stufe wieder, auf der Stufe nämlich, wo die objective Norm, der sich der Einzeln- und Eigenwille des Individuums freiwillig unterwirft, in dem Gebote eines Mächtigen, Gefürchteten oder Geehrten und Geachteten, sei dieser nun ein Gott, oder ein König, ein Priester, ein Gesetzgeber, besteht. Aber diese unterste historische Stufe der Sittlichkeit zum Wesen aller Sittlichkeit ihrer Form nach zu machen, ist gerade so, als wenn man behaupten wollte, die Form der fossilen Thiere sei die wesentliche Form alles thierischen Lebens.

Der Zweck der sittlichen Handlungen ist nach Frauenstädt Hervorbringung des wahren Wohls der Wesen; er fällt zusammen mit dem objectiven immanenten Naturzweck der Dinge, den sie in der Ordnung und Haushaltung der Natur zu realisiren bestimmt sind. Die folgenden Beispiele sollen diesen Satz erläutern:

Thierquälerei ist unsittlich. Warum? Weil sie dem Naturzweck der Thiere als lebender und fühlender Wesen zuwider ist. Als solche haben die Thiere Anspruch auf Schonung, und daher ist schonende Behandlung der Thiere, wenn sie nicht aus Nützlichkeitsgründen, sondern aus der Absicht entspringt, die Thiere ihrer objectiven Natur gemäß zu behandeln, sie als Selbstzweck, soweit sie es in der Ordnung und Oekonomie der Natur sind, zu behandeln, sittlich. — Sklaverei ist unsittlich, weil es der persönlichen Würde des Menschen widerspricht, als Eigenthum betrachtet und behandelt zu werden. — Ehen, zum bloßen Zwecke der Erwerbung oder Vermehrung von Reichthum oder Macht, ohne innere Zuneigung geschlossen, sind unsittlich, weil es dem Naturzweck der Ehe widerspricht, bloßes Mittel zu einem äußern Zweck zu sein. Dagegen sind Ehen aus Liebe sittlich, weil sie der Bestimmung der Ehe, ein Liebesbund zu sein, entsprechen. — Regierungs- und Verwaltungsweisen, die blos auf das dynastische Wohl des Regenten oder auf die Sonderzwecke einer Partei gerichtet sind, sind unsittlich, weil dem objectiven Zweck des Regierens und Verwaltens zuwider. Dagegen sind Regierungs- und Verwaltungsweisen, welche lediglich das allgemeine Wohl im Auge haben, sittlich, weil dem objectiven Zweck des Regierens und Verwaltens entsprechend.

Aus diesem Satz leitet Frauenstädt weiterhin die oberste Maxime seiner Moralphilosophie ab. Er kritisirt das Kant'sche Moralprincip: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne", im Schopenhauer'schen Sinne, indem er mit diesem behauptet, das Kant'sche Moralprincip beruhe auf Egoismus. Kant habe nicht bedacht, daß die Eigenschaft einer Maxime, sich zum allgemeinen Gesetz zu eignen, dieselbe nur dann zu einer sittlichen stempeln könne, wenn der Zweck, auf den die Maxime zielt, ein sittlich guter sei. In jeder Gesellschaft, jedem Staate, jedem Kreise eigne sich diejenige Maxime zu einem allgemeinen Gesetz, die dem Zweck dieser Gesellschaft, dieses Staats, dieses Kreises entspreche. Darum sei aber der Zweck noch nicht immer ein sittlich guter:

Welche Maxime sich in der sittlichen Sphäre zum allgemeinen Gesetz eigne, das kann nur durch den Zweck dieser Sphäre bestimmt werden. Dieser Zweck ist die objective Güte oder das wahre Wohl der Wesen. Demgemäß würde die Maxime, die sich in der sittlichen Sphäre zum allgemeinen Gesetz des Handelns eignet, in einen imperativischen Satz gefaßt, lauten: Handle so, daß du durch deine Handlungen die objective Güte oder das wahre Wohl der Wesen bezweckst und beförderst; oder, nicht imperativisch ausgedrückt: Bezweckung und Beförderung der objectiven Güte oder des wahren Wohls der Wesen ist der Charakter der sittlich guten Handlungen, durch den sie sich als solche von anderartigen unterscheiden.

Das Moralprincip, welches Feuerbach in seiner neuesten Schrift: „Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit", lehrt,

hat offenbar mit dem Frauenſtädt'ſchen eine große Verwandtſchaft. Feuerbach baſirt ſein Princip auf den Glückſeligkeitstrieb des Du, und meint, daß die Moral innerhalb innerlicher herzlicher, freiwilliger Schranken den Glückſeligkeitstrieb des Ich mit dem Glückſeligkeitstrieb des andern Du, in Uebereinſtimmung ſetze. Cum grano salis verſtanden, iſt dieſer „Glückſeligkeitstrieb des Du" doch daſſelbe, was Frauenſtädt das wahre Wohl der Weſen nennt. Doch iſt die Frauenſtädt'ſche Erklärung ſchärfer und umfaſſender. Feuerbach hat ſchon durch ſeine Formulirung „die Pflichten des Menſchen gegen ſich ſelbſt" aus dem Umkreiſe der Moral ausgeſchloſſen. Schopenhauer thut dies ausdrücklich, indem er meint, daß es Rechtspflichten gegen uns ſelbſt nicht geben könne, bei den Liebespflichten gegen uns ſelbſt die Moral aber ihre Arbeit bereits gethan finde und zu ſpät komme. Frauenſtädt ſtimmt hierin nicht mit Schopenhauer überein; er urgirt die Kant'ſche Unterſcheidung zwiſchen dem empiriſchen und intelligibeln Menſchen, die Schopenhauer ſelbſt die größte aller Leiſtungen des menſchlichen Tiefſinns nenne. Danach habe der Menſch als Doppelweſen allerdings Pflichten gegen ſich ſelbſt; er könne als Sinnenweſen gegen ſich ſelbſt als Sittenweſen ſündigen, habe alſo z. B. die Pflicht, ſeine Würde als Sittenweſen zu bewahren. Man kann hierin nur mit Kant und Frauenſtädt übereinſtimmen.

Eine der wichtigſten Unterſuchungen, ohne welche jede Ethik in der Luft ſchwebt, iſt die über die „Freiheit des Willens". Freiheit des Willens im Sinne der Unabhängigkeit und Ungehemmtheit, meint Frauenſtädt, könne es nicht geben; es bliebe für den ethiſchen Willen nur noch die Freiheit im Sinne der Selbſtbeſtimmung übrig; der gute Wille beſtimme ſich ſelbſt zu guten, pflichtmäßigen, der böſe zu böſen, pflichtwidrigen Handlungen; keine äußere oder innere Macht zwinge ihn. Etwas ganz anderes ſei die Freiheit im Sinne vieler Ethiker, die Freiheit im Sinne des Vermögens, zu gleicher Zeit Entgegengeſetztes wollen zu können; dieſe Freiheit bedeute nicht mehr Ungezwungenheit, ſondern Unnothwendigkeit, Grundloſigkeit; ſie ſei eine Fiction, eine ſubjective Einbildung. Auch bei der Wahlfreiheit, wie Frauenſtädt durch zahlreiche Beiſpiele einleuchtend macht, ſtoßen wir nirgends auf ein grundloſes Belieben, ſondern, wie weit wir in Aufhebung der den Willen beſtimmenden Gründe auch gehen, zuletzt immer wieder auf einen Beſtimmungsgrund, der den Willen nöthigt, das zu wählen, was er wählt. Die Fähigkeit, ſich von einem den Willen beſtimmenden Zweck loszumachen, findet nur ſtatt, ſolange noch ein anderer Zweck da iſt, der den Willen ſtärker bewegt. Sind wir aber bei dem letzten Zweck, bei dem Endzweck angelangt, der den Willen am ſtärkſten bewegt, dann hat es mit der geprieſenen Freiheit ein Ende. Ueberall erlangen wir die Freiheit, uns von einem beſtimmten Willen loszumachen, nur durch ein anderes beſtimmtes Wollen. Dasjenige Wollen aber, das zuletzt all unſer Wollen beſtimmt, der Grundwille — davon können wir nicht wieder frei werden, darüber können wir uns nicht erheben.

In allen dieſen Auseinanderſetzungen trifft Frauenſtädt wiederum mit Feuerbach überein, nach welchem alle Freiheitshandlungen nur innerhalb, nur dieſſeit der unüberſteiglichen Grenzen fallen, die das beſtimmte Weſen des einzelnen Menſchen begründen. „Was mit meiner Gattungs- und Artbeſtimmtheit, mit meinem charakteriſtiſchen Weſen zuſammenhängt", ſagt Feuerbach, „das kann ich nicht weder mit der Zeit, noch mit Willen laſſen, das kann ich nicht ebenſo gut nicht thun, wie thun, das muß ich thun." Dies charakteriſtiſche Weſen iſt daſſelbe, was Frauenſtädt als den „Grundwillen" bezeichnet.

Wenn beide Philoſophen auch mit denjenigen Schulen, welche die Beſtimmbarkeit des Willens durch Vorſtellungen und Motive als ethiſche Grundlehre feſthalten, übereinſtimmen, ſo gehen ſie doch auch wieder über dieſelben hinaus, indem ſie eine jenſeit aller Motive liegende Grundbeſtimmung des Charakters als Grundweſen und Grundwillen annehmen. Es iſt dies der „Dämon" der Orphiſch-Goethe'ſchen Urworte:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alſobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geſetz, wonach du angetreten.
So mußt du ſein, dir kannſt du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sibyllen und Propheten:
Und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt
Geprägte Form, die lebend ſich entwickelt.

Oder wie es in dem vierten orphiſchen Urwort heißt:

Da iſt's denn wieder, wie die Sterne wollten!
Bedingung und Geſetz und aller Wille
Iſt nur ein Wollen, weil wir eben ſollten,
Und vor dem Willen ſchweigt die Willkür ſtille.

Wie es nun dieſer orphiſchen Weisheit gegenüber, welche ebenſo modern wie uralt iſt, mit der ſittlichen Zurechnung beſchaffen ſei: das iſt eine Frage, bei der auch unſer Ethiker etwas ins Gedränge kommt. Verdienſt und Schuld beruhen nach ihm nicht auf der Freiheit des Nicht- oder Anderswollen-Könnens, ſondern auf dem Ungezwungenſein oder, poſitiv ausgedrückt, auf der Selbſtbeſtimmung des Willens:

Jeder in freier Selbſtbeſtimmung gefaßte Beſchluß iſt zwar, wie er auch ausfallen möge, ein nothwendiger, durch die Beſchaffenheit des Willens und der auf ihn wirkenden Motive neceſſitirter. Er kann in jedem gegebenen Falle nicht anders ausfallen, als er ausfällt; weil ſelbſt, wenn ihm eine Ueberlegung, eine Berathſchlagung, eine Wahl vorhergegangen iſt, das Reſultat derſelben, wie in dem Kapitel über die Freiheit des Willens gezeigt worden, ein nothwendiges iſt. Aber dieſe Nothwendigkeit, als nicht in Widerſpruch ſtehend mit der Selbſtbeſtimmung des Willens, hebt die Zurechnung nicht auf. Wenn das rohe, unwiſſenſchaftliche Bewußtſein meint, nur ſolche Handlungen dürften zugerechnet werden, die der Handelnde, ſtatt ſie zu thun, auch hätte unterlaſſen können, ſo meint es eigentlich: nur ſolche Handlungen, die der Handelnde freiwillig, d. h. aus eigenem Entſchluſſe, ohne von außen oder von innen gezwungen zu ſein, gethan hat. Weil es aber Ungezwungenheit mit Unnothwendigkeit verwechſelt und nicht einſieht, daß eine Handlung frei im Sinne der Ungezwungenheit ſein kann, ohne darum aufzuhören, nothwendig zu ſein, darum fordert es für die Zurechenbarkeit der Handlungen Unnothwendigkeit. In Wahrheit aber iſt für die Zurechenbarkeit nur erforderlich, daß die Handlung eine wirkliche Handlung, d. h. ein gewollter,

beabſichtigter, bezweckter, vorſätzlicher Act ſei. Nur unwillkürliche, unfreiwillige Bewegungen, ſeien es von äußern Urſachen oder von innern Reizen hervorgebrachte, ſind kein Gegenſtand der Zurechnung. Unwillkürliches Fallen, Lachen, Weinen, Gähnen, Zittern, Zurückbeben, Auffahren u. ſ. w. werden nicht zugerechnet; denn es ſind keine Handlungen, ſondern nur unfreiwillige Bewegungen.

Was der Philoſoph hier auseinanderſetzt, betrifft jene Zurechnung, ohne welche die menſchliche Geſellſchaft allerdings nicht beſtehen kann, und daſſelbe gilt von den folgenden Unterſuchungen, ob Affecte die Zurechnungsfähigkeit aufheben, ob Erfolge zugerechnet werden können, daß zurechnungsfähig nur ſolche freiwillig handelnde Weſen ſind, die in einem Zuſtande ſich befinden, in welchem ſie die Beziehung ihrer Handlungen zu ihren Pflichten zu beurtheilen vermögen, die der intellectuellen Freiheit genießen u. ſ. w.

Wir bewegen uns hier auf einem Gebiete, deſſen praktiſche Wichtigkeit ſehr groß iſt und das deshalb ſchon in den Pandekten von den römiſchen Rechtslehrern mit gründlichem Fleiß beackert worden iſt; man vergleiche nur, was ſie de dolo malo, über das quod metus causa gestum erit u. ſ. w. feſtgeſetzt haben. Doch aus dem magiſchen Kreiſe jener orphiſchen Urworte entfernen wir uns damit weiter, als es ſich für eine nach den letzten Gründen aller Dinge forſchende Philoſophie geziemt. Wenn der Menſch in der That von ſeinem „Grundwillen" ſich nicht frei machen kann, ſo exiſtirt auch für den Philoſophen, der die Dinge sub specie aeternitatis und mit dem Auge Gottes anzuſehen hat, eine menſchliche Zurechnungsfähigkeit nicht. Gerade diejenigen Handlungen, die aus der Tiefe des innerſten Weſens heraufſteigen, ſind dann der Ausfluß einer Nothwendigkeit, welche noch zwingender iſt als die momentane Nöthigung, die widerwillige Handlungen veranlaßt. Nur wo das Spiel der wechſelnden Beſtimmungsgründe auf der Oberfläche bleibt, iſt dann eine Zurechnung möglich. Wir meinen, es lag in der Conſequenz der Frauenſtädt'ſchen Entwickelung, dies vorauszuſchicken und dann erſt jene relative Zurechnungsfähigkeit zu analyſiren, wie ſie für die praktiſche Moral- und Rechtsſphäre, welche übrigens beide hier ſchärfer auseinandergehalten werden konnten, eine Nothwendigkeit iſt.

Auf jenen „Grundwillen" werden wir indeß wieder zurückgeführt, wo der Autor die auf das ſittliche Leben wirkenden Einflüſſe darſtellt. Unter den phyſiſchen und pſychiſchen Einflüſſen, wo von Temperament, angeborenem Charakter u. ſ. w. die Rede iſt, findet ſich doch in mannichfacher Verkleidung jener „Grundwille" wieder, der allerdings als ein das ſittliche Leben urſprünglich Beſtimmendes nicht blos zu den Einflüſſen zu rechnen iſt, die auf daſſelbe wirken. Wenn wir in Bezug hierauf eine präciſere Gliederung des Stoffs gewünſcht hätten, welche auch in äußerer Eintheilung das urſprünglich Wirkende von dem nachträglich Wirkſamen geſondert hätte, ſo müſſen wir doch dieſer ganzen zweiten Hälfte des Werks nachrühmen, daß ſie ein ſchätzenswerther Beitrag zur Lebensphiloſophie iſt, ein Gebiet, auf welchem die Schopenhauer'ſche Philoſophie ihre volksthümlichſten Früchte gepflückt hat. Eine Fülle geiſtreicher Bemerkungen und Reflexionen, die wiederum durch manche intereſſante Thatſachen geſtützt werden, feſſelt den Leſer und regt ihn zum Selbſtdenken an.

Unter den „phyſiſchen und pſychiſchen Einflüſſen" behandelt Frauenſtädt die körperlichen Zuſtände, den angeborenen Charakter, die Lebensalter, die Geſchlechtseigenthümlichkeiten, die Erziehung, die Gewohnheit, die Affecte und Leidenſchaften, die Antecedentien und Conſequenzen; unter den ſocialen und politiſchen Einflüſſen: den Natur- und Culturzuſtand, Lebensweiſe, Stand, Beruf, Beſitz, Sitten, Geſetze, Verfaſſungen und Verfaſſungsformen; unter den allgemein geiſtigen Einflüſſen: Naturbeſchauung, äſthetiſche Belehrung und Kunſt, Religion, Wiſſenſchaft. Die Speiſekarte iſt ſo reichhaltig, daß der Verfaſſer genöthigt iſt, oft etwas zu raſch zu ſerviren und uns auch bei den leckerſten Gerichten nicht verſtattet, zweimal zuzulangen. In der That iſt vieles nur ſkizzirt, was wol zu einer eingehenden Ausführung herausgefordert hätte; doch auch die Skizze zeugt von ſicherer Hand und übt eine anregende Wirkung aus.

Die Zwickmühle der Frauenſtädt'ſchen Ethik tritt in dem Abſchnitt über „Erziehung" wieder hervor. Die Erziehung, meint er, kann aus dem Menſchen nichts machen, wozu er nicht von Natur eine Anlage hat. Sie kann keinen klug machen, der keine Anlage zur Klugheit, und keinen gut, der keine Anlage zur Güte hat. Schopenhauer erklärt den Geiſt als bildungs- und entwickelungsfähig, den Willen als unveränderlich, und ſchränkt deshalb den Einfluß der Erziehung auf die bloße Geiſtesbildung ein. Man kann die Einſicht berichtigen und dadurch bilden und Loyalität erzwingen, aber nicht Moralität; man kann das Handeln umgeſtalten, aber nicht das eigentliche Wollen, welchem allein moraliſcher Werth zuſteht. Hiermit ſtimmt die eben erwähnte Anſicht Frauenſtädt's über die Wirkung der Erziehung überein. Gleichwol nimmt er an, daß der angeborene Charakter aufhören kann zu herrſchen, daß an ſeine Stelle die Herrſchaft des ſittlichen Willens tritt und ſich damit das Ziel, dem der Menſch zuſtrebt, ändert. Uns erſcheint Schopenhauer hierin conſequenter als Frauenſtädt, denn wenn als Grundprincip des menſchlichen Handelns gilt, daß die Katze das Mauſen nicht läßt, woher ſoll da auf einmal die Herrſchaft des ſittlichen Willens kommen?

Treffend iſt dagegen, was Frauenſtädt über Affect und Leidenſchaft ſagt. Es handelt ſich in moraliſcher Hinſicht nicht um Apathie, ſondern um das rechte Pathos. Affecte und Leidenſchaften kann wol die Vernunft und Beſonnenheit unterdrücken, aber dies iſt bei ſittlichen Affecten und Leidenſchaften nicht der Fall.

Das Gefährliche der Armuth und des Reichthums für die Jugend weiſt Frauenſtädt beſonders mit Berufung auf Ariſtoteles nach. Gegen die unbedingte Verurtheilung des Luxus wendet er ſich mit Citaten berühmter Nationalökonomen, eines Roſcher und Rau. Auf die Beſſerung

der Sitten legt er mit Herbart großen Werth, und von den Verfassungsformen hält er in ethischer Beziehung die gemischten für die besten. Ein sehr wichtiges Thema behandelt Frauenstädt, wo er den Einfluß der ästhetischen Beschauung und der Kunst auf das sittliche Leben darstellt, weil er hiermit ein Gebiet berührt, auf welchem die mannichfachsten Grenzstreitigkeiten herrschen und bald die eine bald die andere Seite die actio finium regundorum anstellen könnte. Frauenstädt betont die Gefahren der überwiegend ästhetischen Richtung, den Quietismus, zu dem sie führt, sowie die Neigung, sittlich Verwerfliches um seiner ästhetisch gefälligen Form willen zu billigen. Bei dieser Veranlassung kommt Frauenstädt auf die schädliche Wirkung der Romane zu sprechen:

Sie beruht darauf, daß das Dargestellte bei der Masse der Leser, statt die ästhetische Contemplation zu wecken, das Gemüth ergreift, statt zuerst auf den Kopf und erst mittelbar durch denselben auf das Herz zu wirken, vielmehr unmittelbar auf das Herz, auf die Affecte und Leidenschaften wirkt. Junge, leidenschaftliche Gemüther sind besonders nicht geeignet, sich ein poetisches Werk als Ganzes objectiv zu machen und es nach seinem ethischen Gehalt, seiner zu Grunde liegenden sittlichen Idee zu beurtheilen; sie vermögen sich nicht über das einzelne, das reizt oder rührt, zu erheben, sondern bleiben in diesem Stofflichen stecken, ergreifen Partei für oder wider, sympathisiren mit dieser oder jener geschilderten Person, lieben oder hassen, trauern oder jubeln, begehren oder verabscheuen mit dem Helden der Dichtung. Seine leidenschaftliche Liebe, sein excentrisches Wesen, seine Zerfallenheit mit sich und der Welt, sein unbesonnenes Handeln oder thatenloses Grübeln, alles dieses findet Nachahmung, als ob es der Dichter zur Nachahmung aufgestellt hätte, und dann ist das Unglück da: der eine jagt sich mit Werther eine Kugel durch den Kopf, ein anderer versinkt mit Hamlet in ein thatloses Brüten über den Weltlauf, ein dritter schüttelt mit Faust den Wust der Studirstube von sich und stürzt sich in den Strudel des Sinnenlebens u. s. w.

Mit Recht fügt indeß unser Philosoph hinzu, daß, wenn classische, von sittlichem Geiste durchdrungene Werke der Poeten solche Wirkungen haben, hieran nicht das ästhetische Verhalten schuld ist, sondern das unästhetische, und daß es daher ungerecht wäre, die Dichter dafür verantwortlich zu machen. Hier liege die Schuld vielmehr am Publikum, welches durch die dargestellten Affecte und Leidenschaften sich in die gleichen Affecte und Leidenschaften versetzen lasse. Vom Theater heißt es weiterhin:

Das Theater, als alle Künste in sich vereinigend, hat bekanntlich den mächtigsten Einfluß auf das Publikum. Hier kommt es also am meisten darauf an, daß einerseits das Publikum sich rein objectiv zu dem Dargestellten verhalte, und andererseits das Dargestellte selbst von sittlichem Geiste durchdrungen sei. Wird das Theater dazu herabgewürdigt, den jedesmal herrschenden rechts- und tugendwidrigen Neigungen und Leidenschaften des Publikums zu schmeicheln, so muß es natürlich diese Neigungen und Leidenschaften anfachen und stärken. Es tritt alsdann ein, was Rousseau in seinem Briefe an D'Alembert gegen das Theater sagt: „Le Théâtre purge les passions, qu'on n'a pas, et fomente celles qu'on a." Es findet alsdann dasselbe Gesetz der Rückwirkung statt, welches schon oben bei Bestimmung des Einflusses der Sitten und Gesetze hervorgehoben worden ist. Hat erst der Zeitgeist das Theater verdorben, so wirkt alsdann das Theater verderbend auf den Zeitgeist zurück.

Wenn die Eingriffe der Aesthetik in die Moral von Frauenstädt energisch zurückgewiesen werden, so geschieht dies minder energisch in Bezug auf die Uebergriffe der Moral in die Aesthetik. Der Unterschied des ästhetischen und moralischen Urtheils wird zwar mit Kant, Lessing und Schiller hervorgehoben; es wird betont, wie das Zweckmäßige, Planvolle uns selbst bei einem Richard III. anzieht; wie das größere Verbrechen, das sich mit Kraft verbindet, ästhetisch brauchbarer ist, als das geringere, welches mit Gemeinheit verbunden ist. Doch es galt besonders, hier die neueste Schule von Literarhistorikern und Aesthetikern zur Ordnung zu rufen, welche in der Poesie kein anderes Lied gelten lassen, als „Das Lied vom braven Mann" und fortwährend nach „Orgelton und Glockenklang" recensiren. Eine That, die nicht in den Moralcodex paßt, erscheint ihnen so verwerflich, daß sie dann gleich das Stück und seinen Helden verdammen, während sie vor einem Heroismus, und wenn er sich zum Wahnwitz überreizt, anbetend auf den Knien liegen. Wie kläglich müßte die Poesie verarmen, wenn dieser engherzige moralische Kanon, diese fade Rechtwinkligkeit der guten Gesinnung sich ihr als alleiniges Gesetz octroyiren könnte! Sie würde einem chinesischen Delinquenten gleichen, dessen Kopf in das hölzerne Dreieck gezwängt ist. Wo Frauenstädt den Einfluß der „Religion" auf die Sittlichkeit schildert, lehnt er sich an Feuerbach an, während er mit besonderer Wärme in dem Schlußabschnitt den günstigen Einfluß hervorhebt, den die Wissenschaften, um ihrer Form und ihres Inhalts willen, auf die Sittlichkeit ausüben.

Da Frauenstädt's Philosophie nicht in spanische Stiefel eingeschnürt ist, sondern sich ohne den speculativen Kothurn mit ansprechender Leichtigkeit bewegt, so gewähren seine „Ethischen Studien" eine anziehende Lektüre, die eine Fülle von Anregungen bietet und vielfach zum Selbstdenken auffordert.

Rudolf Gottschall.

Festschriften zum hundertjährigen Jubiläum der freiberger Bergakademie.

1. Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der königlich sächsischen Bergakademie zu Freiberg am 30. Juli 1866. Dresden. 1866. Hoch 4. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Die Fortschritte der berg- und hüttenmännischen Wissenschaften in den letzten hundert Jahren. Freiberg, Craz und Gerlach. 1867.
3. Die Geologie der Gegenwart, dargestellt und beleuchtet von Bernhard von Cotta. Leipzig, Weber. 1866. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.
4. Ueber das Entwickelungsgesetz der Erde von Bernhard von Cotta. Leipzig, Weber. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.
5. Mittheilungen des freiberger Alterthumsvereins auf das fünfte Vereinsjahr 1865. Herausgegeben im Auftrage des Vereins von Heinrich Gerlach. Viertes Heft. Freiberg. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Obschon der äußerliche Prunk des hundertjährigen Jubiläums der freiberger Bergakademie zum großen Leidwesen der Fremden und Einheimischen durch die Kriegsereignisse vollständig vereitelt worden, so blieben doch die wissenschaftlichen Festgaben, während die mündlichen Vor-

träge ſelbſtverſtändlich in Wegfall gekommen ſind, im weſentlichen hiervon unbeeinträchtigt. Sehen wir uns jetzt dieſe Feſtgaben etwas näher an und verſuchen wir zugleich in möglichſter Kürze, ihnen den Standpunkt anzuweiſen, den ſie in der wiſſenſchaftlichen Welt einzunehmen verdienen.

Die acht Monographien, welche den Inhalt der Feſtſchrift bilden, ſind folgende: 1) „Die Geſchichte und jetzigen Verhältniſſe der Bergakademie", vom Oberbergrath Dr. Reich. Ein werthvoller Beitrag zur Entwickelungsgeſchichte dieſes Inſtituts, das nicht nur durch einen Theil ſeiner Directoren, ſondern auch ganz beſonders durch eine Reihe der ausgezeichnetſten Lehrer: Werner, Breithaupt, Lampadius, von Cotta u. a., die theils der berg- und hüttenmänniſchen Wiſſenſchaft und Praxis, theils der Naturforſchung überhaupt die hervorragendſten Dienſte geleiſtet haben, ſich einen Weltruf erworben hat. 2) „Die Steingruppe im Hofe der Bergakademie", vom Bergrath Dr. von Cotta. Der Verfaſſer hat dieſe Gruppe, die eine kleine geognoſtiſche Sammlung bildet, deren Mittelpunkt ein Theil des merkwürdigen, 1862 in Chemnitz gefundenen Coniferenſtamms iſt, in ſeiner gewohnten klaren und leicht verſtändlichen Weiſe geologiſch erläutert und gedeutet. 3) „Ueber die chemiſche Conſtitution der Plutonite", vom Bergrath Dr. Scheerer. Dieſe mit großem Fleiße gearbeitete Monographie, deren Verfaſſer auf dem Gebiete der Metallurgie eine anerkannte Autorität iſt, hat bereits in von Cotta's „Geologie der Gegenwart" die verdiente Würdigung und Anerkennung gefunden. 4) „Ueber den Unterricht in der praktiſchen Markſcheidekunſt an der Bergakademie", vom Prof. Dr. Junge. Der Verfaſſer, deſſen Verdienſte um die Vervollkommnung der Markſcheidekunſt, die ſich erſt ſeit Gründung der Bergakademie von der Wünſchelruthe zu emancipiren ſuchte, ebenſo bedeutend als anerkannt ſind, hat durch die genannte Monographie auch ſeine ſchriftſtelleriſche Befähigung beurkundet. 5) „Das Löthrohr und ſeine Anwendung bei chemiſchen, mineralogiſchen und docimaſtiſchen Unterſuchungen", vom Prof. Richter. Das Löthrohr und ſeine Anwendung in der analytiſchen Chemie, wovon die erſten Spuren in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ſich finden, hat eine früher nie geahnte Wichtigkeit für die bergmänniſche Wiſſenſchaft erhalten, beſonders durch ſchwediſche Naturforſcher, vor allem durch Berzelius. In Freiberg war es namentlich Plattner, der die Löthrohrwiſſenſchaft höchſt verdienſtlich und vielfach maßgebend förderte. Unſer Verfaſſer, ſein Schüler und Nachfolger im Lehramte, hat durch die vorliegende Arbeit einen auch für den Laien intereſſanten Beitrag zur Geſchichte des Löthrohrs geliefert. 6) „Verzeichniß derer, welche mit Eröffnung der Bergakademie bis zum Schluß des erſten Säculums auf ihr ſtudirt haben", vom Hüttenraiter Gottſchalk. Dieſe mühevolle ſtatiſtiſche Arbeit iſt in der That ſehr leſenswerth. Den Reigen der Bergakademiſten eröffnet von Trebra aus Thüringen, der 1819 als Oberberghauptmann in Freiberg ſtarb. Die Geſammtzahl beträgt 2465, unter denen ſich 132 Nichteuropäer befinden; von ihnen fallen allein auf das Jahr 1865: 27. 7) „Das freiberger Berg- und Hüttenweſen vor 100 Jahren und jetzt", vom Oberberghauptmann Freiherrn von Beuſt. Der Verfaſſer hat durch ſeine Arbeit, in welcher das Licht eines klaren Denkers und die gereifte Erfahrung eines ausgezeichneten Directors auch dem Laien ſofort in die Augen ſpringt, zur Geſchichte und zur Erkennung der Bedeutung des ſächſiſchen Berg- und Hüttenweſens einen Beitrag geliefert, der in den weiteſten Kreiſen bekannt zu werden verdient.*) 8) „Das bergmänniſche Studium", vom Bergrath Prof. Dr. Scheerer. Wir haben uns geſtattet, dieſe Abhandlung, welche in der Reihenfolge den zweiten Platz einnimmt, darum an die letzte Stelle zu ſetzen, weil ſie ihrem Weſen nach uns Veranlaſſung gibt, etwas länger bei ihr zu verweilen, als es bei den übrigen Monographien vermöge der Beſtimmung d. Bl. der Fall ſein durfte. Das Thema dieſer Abhandlung, die in jeder Beziehung, namentlich auch ſprachlich, für ganz ausgezeichnet erklärt werden muß, was um ſo begreiflicher iſt, als der Verfaſſer bereits mehrfach durch ſeine humoriſtiſchen Dichtungen bewieſen hat, daß er mit einer uneingeſchränkten Gewalt über die Sprache zu verfügen vermöge, darf in folgenden Worten gefunden werden:

Des Bergmanns tiefere Kenntniß der Natur und ſein ſteter Kampf mit derſelben um ihre unterirdiſchen Schätze, die Gefahren, welche ihn dabei umgeben, der mühſam errungene Erfolg, die oftmals große Ferne ſeiner Ziele und die nicht ſelten getäuſchten Hoffnungen ſind von unverkennbarem Einfluß auf ſeine Weltanſchauung und religiöſe Auffaſſung, auf ſeinen ſittlichen, ſocialen und politiſchen Charakter, kurz auf ſeinen geſammten geiſtigen Habitus. Und ſo bilden die Männer des Bergfachs, mitten unter der großen Mannichfaltigkeit der zu einem Staate geordneten Fachkategorien, eine geſonderte charakteriſtiſche Gruppe.

Aus der Reihe der zahlreichen Stellen, in denen der Verfaſſer das bergmänniſche Studium ebenſo geiſtvoll als treffend auffaßt, wie es unſers Wiſſens noch von keinem Schriftſteller geſchehen iſt, heben wir hier nur eine hervor, in welcher den Religionseiferern gegenüber für die Naturwiſſenſchaften eine kräftige Lanze eingelegt wird:

Sicherlich iſt der uralte Kampf für die chriſtliche Religion und Kirche niemals mit größerer Verblendung geführt worden, als zu einer Zeit, wo er ſich gegen die Erkenntniß der Natur richtete. Möge er ſich gegen die falſchen Deuter der Natur wenden; doch mit den Waffen der Ueberzeugung, nicht mit denen der Vernichtung! Gott und Natur, Schöpfer und Schöpfung ſind zuſammengehörige, für uns untrennbare Begriffe. Eine Religion, welche nicht nur einſeitig ihren Stützpunkt in Einem dieſer Begriffe finden will, ſondern den andern ſogar für verdammungswürdig erklärt, beraubt ſich ſelbſt eines weſentlichen Theils ihrer Stärke; ſie muß früher oder ſpäter dem Stärkern weichen. Die Macht der Naturwahrheit, wie ſie uns durch die Naturwiſſenſchaften offenbar wird, wächſt mit unwiderſtehlicher Gewalt und zerſprengt alle Widerſtände, die ſich ihr entgegenſtemmen, ſeien es harte Schädel oder dicke Mauern. Die Werke der Kraft, welche Atom an Atom kettet, Welten baut und ſie zu einem lebendigen Organismus verbindet, ſollen dem höher ſtrebenden Menſchengeiſte ebenſo wenig ein Geheimniß bleiben als die Sprache der Propheten und die Lehre des Meſſias. Denn alle vereinigen ſich und unterſtützen einander zu

*) Er iſt bereits aufgenommen in die „Zeitſchrift des königl. preußiſchen ſtatiſtiſchen Bureau" (ſechster Jahrgang, Juli bis September 1866).

gleichem Zwecke: dem Menſchen das Heil zu bringen und ihm ſeine göttliche Beſtimmung zu verkünden. In den Naturwiſſenſchaften befindet ſich der menſchliche Geiſt auf einer der erhabenſten und erfolgreichſten Bahnen, die er einzuſchlagen vermag. Die Culturſtufe eines Volks wird nächſt ſeiner Auffaſſung der Religion durch nichts vollkommener angedeutet als durch ſeine Stellung zu den Naturwiſſenſchaften. Für die exacte Kenntniß der Natur vermag ſelbſt die Blüte der Kunſt keinen Erſatz zu bieten. Die Kunſt verſchönt, die Wiſſenſchaft ergründet das Leben. Die Kunſt richtet unſern Blick auf das Höhere, aber ſie zeigt uns nicht den Weg, um es zu erreichen. Sie läßt eine Kluft zwiſchen Natur und Gott, Schöpfung und Schöpfer, in welcher jene großen Culturvölker der Vorzeit ihren Untergang fanden, denen die vermittelnde chriſtliche Religion und die leitende Naturwiſſenſchaft fehlten. Aegypter, Griechen und Römer, ſo groß ſie in der Kunſt daſtanden, wurden durch dieſelbe nicht vor dem Verderben bewahrt, ſowenig als durch ihre claſſiſche Bildung und philoſophiſche Richtung. Die Völker Aſiens, mit ihrer zum Theil jahrtauſendealten kunſtreichen Cultur und ihren auf philoſophiſcher Grundlage erbauten Religionsſyſtemen, ſtehen noch heute als kindliche Empiriker im Naturgebiete da. Durch die Naturwiſſenſchaften haben wir ſie überflügelt, und die mit wiſſenſchaftlicher Conſequenz von uns ausgebeutete Natur hat wenigen chriſtlichen Völkern die phyſiſche Ueberlegenheit in allen Welttheilen verliehen.

Dies möge genügen zur Charakteriſtik einer wiſſenſchaftlichen Monographie, die den Beweis liefert, daß Gedanken oder Ideen, wenn ſie — man geſtatte uns den Vergleich — durch die erwärmte Retorte einer geſunden und zugleich im Zaume gehaltenen Phantaſie hindurchgehen, um ſo belebender auf alle zu wirken vermögen, die ſie in ſich aufzunehmen und zum Verſtändniß zu bringen befähigt ſind.

Eher, als zu erwarten ſtand, erſchien ein zweiter Theil der bergakademiſchen Feſtſchrift unter dem Titel: „Die Fortſchritte der berg- und hüttenmänniſchen Wiſſenſchaften in den letzten hundert Jahren“ (Nr. 2). Ueber die Veranlaſſung zur Herausgabe eines zweiten Theils der Feſtſchrift erhält man in dem kurzen Vorwort im Namen des Feſtcomité folgende Auskunft:

Für die Zuſammenkunft am erſten Tage der Feſtfeier waren mündliche Vorträge vorbereitet, die die Fortſchritte des Berg- und Hüttenweſens und der auf daſſelbe Einfluß habenden wichtigſten Wiſſenſchaften in dem letztverfloſſenen Jahrhundert kurz darſtellen. Dieſe beabſichtigten Vorträge, welche von dem noch vorhandenen Katheder Werner's herab gehalten werden ſollten, bilden den Inhalt gegenwärtigen zweiten Theils der Feſtſchrift.

Es ſind folgende: 1) „Ueber den Einfluß der wiſſenſchaftlichen Entwickelung in den letzten hundert Jahren auf das Berg- und Hüttenweſen“, vom Freiherrn von Beuſt; 2) „Die Fortſchritte des Bergmaſchinenweſens in den letzten hundert Jahren“, von Bergrath Weißbach; 3) „Ueber einige der wichtigſten Fortſchritte in der Mineralogie ſeit hundert Jahren“, von Oberbergrath Breithaupt; 4) „Die Geologie ſeit Werner“, von v. Cotta; 5) „Ueber die Fortſchritte der Chemie in den Gebieten der Metallurgie, Mineralogie und Geologie während des letzten Jahrhunderts“, von Scheerer. Wir glauben die genannten Monographien mit wenigen Worten charakteriſiren zu können: ſie ſind ſämmtlich mehr oder minder würdig, ihre Beachtung denen zur Pflicht zu machen, die entweder größere culturhiſtoriſche Werke zu ſchreiben beabſichtigen oder für wiſſenſchaftliche Encyklopädien umfänglichere und gründliche Artikel über die betreffenden Wiſſenſchaften zu liefern haben. Wenn wir die Monographie Weißbach's beſonders hervorheben zu müſſen glauben, ſo geſchieht dies nicht blos deshalb, weil ſie wegen ihres weit über die urſprünglichen Grenzen hinausgreifenden Umfangs den hervorragendſten Platz einnimmt, ſondern auch darum, weil der Verfaſſer eine ſolche Fülle des Wiſſens in ſeiner Arbeit an den Tag gelegt hat, daß ihm nicht allein ſeine Fachgenoſſen, die ihn längſt hoch ehren, ſondern auch die Laien dankbar ſein werden, die an den Leiſtungen und Fortſchritten ſeines raſtloſen Strebens regen Antheil nehmen.

Wenn wir bei dem oben unter Nr. 3 genannten Werke: „Die Geologie der Gegenwart“, von Bernhard von Cotta, trotz ſeines bedeutenden wiſſenſchaftlichen Werths, wofür ſchon der Name des Verfaſſers ausreichende Bürgſchaft zu leiſten im Stande iſt, gleichwol uns wiederum der möglichſten Kürze befleißigen müſſen, ſo liegt der Grund davon in dem für d. Bl. etwas ſpröden Stoffe des Werks. Darum nur Folgendes. Die Geologie, die ſich aus der Geognoſie zu einer Geſchichte der Erde entwickelt hat — Engländer, Franzoſen und Deutſche ſind ihre verdienſtvollſten und einflußreichſten Pfleger — und ihre Wurzeln eingeſenkt in den Boden der Botanik, Chemie, Mineralogie, Phyſik und Zoologie, während die Paläontologie die Hieroglyphen, welche die verſchiedenen Erdbildungsperioden hinterlaſſen haben, ſammelt und dem Scharfſinne des Geologen vorlegt, vergleichbar den Alterthumsmuſeen in ihrem Verhältniß zur Geſchichte der Völker und ihrer Cultur, iſt eine verhältnißmäßig junge Wiſſenſchaft; denn vor der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gab es keinen Naturforſcher, den der heutige Geolog für einen ebenbürtigen Wiſſenſchaftsgenoſſen zu erklären geneigt ſein dürfte, ausgenommen vielleicht den Sachſen Georg Agricola, den Schöpfer der Bergbauwiſſenſchaft, obſchon ſich Elemente der Geologie von den älteſten Zeiten Aegyptens an durch die poetiſche und philoſophiſche Literatur der Griechen, welche die Römer, wie aus des ältern Plinius und des Philoſophen Seneca Werken hervorgeht, nur excerpirt haben, und durch die Werke Albert's des Großen und Roger Baco's hindurchziehen.

Auch die altnordiſche Sage trägt ſich mit Phantaſien, oder wenn man lieber will mit Vorſtellungen von der Erdſchöpfung und ihrer Fortbildung; hier wie dort ſind ſchon Anklänge von Neptunismus und Vulkanismus vernehmbar. Deſto fleißiger und ergebnißreicher iſt aber das 18. und namentlich das 19. Jahrhundert ſeit ungefähr einem Menſchenalter auf dem Gebiete der Geologie thätig geweſen. Selbſt die in dieſer Hinſicht ziemlich zurückhaltenden und ſpröden Holländer haben ſich an dieſer geiſtigen Arbeit betheiligt, wie das Werk von Harting beweiſt, wovon Martin 1859 eine Ueberſetzung mit einer empfehlenden Vorrede von Schleiden herausgegeben hat. Genug, man hat in der geologiſchen Wiſſenſchaft mit einem Erfolge gearbeitet, daß die Altgläubigen ſich immer mehr zu dem Ausrufe gedrungen ſehen: „Die alten Formen ſtürzen ein.“ Und ſieht man das vorliegende Werk unſers Verfaſſers

in Verbindung mit seinen andern zahlreichen Schriften genauer an, so wird man schwerlich in der Behauptung irren, daß er, vorzüglich gestützt auf Lyell und Darwin, ohne indeß seine Selbständigkeit aufzugeben, danach strebt, die Geognosie ebenso zu einer wahren Geschichte der Erde (Geologie) immer mehr zu erheben, wie durch Alexander von Humboldt und Karl Ritter sich die Geographie zu einer Erdkunde emporgeschwungen hat. Und diese Behauptung erhält eine neue Stütze durch die Schrift: „Ueber das Entwickelungsgesetz der Erde" (Nr. 4), die der Verfasser soeben herausgegeben hat. Daß unser Verfasser lieber das Verhältniß der Geologie zur Philosophie und Poesie ausführlicher besprochen, als das gegnerische Verhalten der strenggläubigen Theologie, deren Anhänger sowol diesseit als jenseit des Nordkanals zur Aufrechterhaltung der biblischen Schöpfungsgeschichte gegen die Geologen theils heftig, theils auch vermittelnd aufgetreten sind, muß um so mehr gebilligt werden, da sein Werk zugleich für den wissenschaftlich gebildeten Laien bestimmt ist. Darum ist alle Polemik, wenn man einen kurzen Abschnitt über Bischof's Wärmetheorie ausnimmt, völlig entfernt gehalten.

Der Stil der Festschrift ist, wie in allen Schriften des Verfassers, vorzüglich. Wir scheiden jetzt von ihm mit um so größerer Dankbarkeit, als uns die Lektüre seines Festgeschenks an die schönsten Stunden erinnert hat, die wir seit langen Jahren, vorzüglich vom historischen und literarischen Standpunkte aus, bei dem Studium der Geologie genossen haben.

Schließlich zu Nr. 5 übergehend, „Mittheilungen des freiberger Alterthumsvereins auf das fünfte Vereinsjahr 1865", von Heinrich Gerlach, für welche Festgabe das in magnis et voluisse sat est eine Verminderung des Werths nicht in sich schließt, bemerken wir, daß von den elf Monographien, die der um das hiesige Alterthumsmuseum und dessen Bibliothek verdiente Herausgeber aufgenommen hat, vier sich mit bergmännisch-geschichtlichen Thatsachen beschäftigen. Wir machen hier nur auf Herzog's „Georg Agricola" aufmerksam (geb. 1494, nicht 1490, wie in Conversations-Lexicis zu lesen ist). Dieser Schöpfer der Bergbauwissenschaft, den die montanistischen Fachmänner unserer Zeit mehr loben und rühmen als kennen, ist unleugbar der hervorragendste Naturforscher des 16. Jahrhunderts nicht blos in Sachsen, sondern in ganz Deutschland. Sein Vaterland schuldet ihm noch eine würdige Biographie. Hoffentlich geht unser Wunsch in Erfüllung, den wir einem jungen, für die Aufgabe befähigten Gelehrten dringend ans Herz gelegt haben, den Wunsch, von ihm ein Werk zu erhalten: „Georg Agricola und die Naturforschung seines Zeitalters." **Karl Zimmer.**

Feuilleton.

Der neueste Jahresbericht der Deutschen Schiller-Stiftung.

Durch den Verwaltungsrath der Deutschen Schiller-Stiftung ist der siebente Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit derselben ausgegeben worden. Der Bericht beginnt mit einer Einleitung, welche namentlich der Schiller-Stiftung eine nationale, aber von der politischen Configuration Deutschlands unabhängige Bedeutung zu sichern sucht: „Die schweren und ereignißreichen Tage, die das verflossene Jahr in die Geschichtstafel des deutschen Vaterlandes mit ehernem Griffel eingetragen hat, haben den friedlichen Wirkungskreis unserer Stiftung nicht berührt und ihrer segensvollen Mission keinen Abbruch gethan. Indem wir diese Bemerkung dem Jahresberichte, welcher Rechenschaft ablegen soll über den Stand und die Thätigkeit unsers Instituts, vorausschicken, soll damit keineswegs behauptet werden, daß unsere Stiftung, weil unberührt von den Gefahren der Politik, nicht ihre Quelle habe in der Substanz aller Politik, in der Nation. Im Gegentheil! Die Schiller-Stiftung ist auf Grundlage ihres literarisch-humanitären Wirkungkreises ein vorzugsweise nationales Institut. Als solches ist sie gegründet worden, geknüpft an einen der größten und verehrtesten Namen auf dem Felde deutscher Geistesarbeit; als solchem haben sich ihr die Sympathien aller deutschen Stämme werkthätig und unterstützend zugewendet; als solches endlich verfolgt sie die Aufgabe, eine Zufluchtsstätte für alle jene zu sein, die aus der Fülle deutschen Gemüths und deutscher Gestaltungskraft dazu beitragen, unserm Volke auf dem Gebiete des Schönen erhebende Genüsse zu bereiten, für jene namentlich, denen leider ein oft misgünstiges Geschick mitten im Wettlaufe nach den erhebendsten Zielen mit dem Gefolge schwerer Lebenssorgen zur Seite steht. Nicht etwa als ob die Schiller-Stiftung den politischen Geschicken des Vaterlandes gleichgültig gegenüberstände! Ihre Zwecke und Werke aber sind idealer Natur, der Realpolitik im engern Sinne fremd. Es hieße ihren Charakter verleugnen, ihre Stellung verkennen, sie gewaltsam in eine Richtung drängen, die nicht immer zur parteilosen Billigkeit führen würde, und ihren Beruf auf eine schiefe Ebene stellen, wollte sie einen Augenblick aufhören, das zu sein, was seit ihrer Gründung das deutsche Volk in ihr sieht. Darum kennt sie keine Abgrenzung nach politischen Gestaltungen, kein Zurückziehen auf enggezogene Tendenzen, keine Ausschließung, keine Parteinahme. Sie umfaßt die ganze deutsche Geistesarbeit auf dem Gebiete der redenden Künste, sie ist allen gemeinsam, welchen die deutsche Muttersprache gemeinsam ist, dieses unschätzbare Werkzeug einer großen und tonangebenden Cultur. Die Deutsche Schiller-Stiftung wird und muß sich stets als den Mandatar des nationalen Wollens und Empfindens erkennen, und so praktisch einerseits ihre Zwecke sind, so ideal möge immerhin diese Anschauung genannt werden. In diesem praktischen Idealismus liegt die Stärke, das Gedeihen und die Zukunft der Deutschen Schiller-Stiftung."

In dieser Einleitung soll zugleich eine Rechtfertigung der anscheinenden Anomalie liegen, daß der gegenwärtige Vorort sich in der Hauptstadt des aus Deutschland hinausgedrängten Oesterreich befindet. Es bedarf dieser Rechtfertigung nicht. Oesterreich hat sich an der Geistesarbeit der deutschen Literatur in diesem Jahrhundert so wacker betheiligt, das Vaterland Anastasius Grün's und Friedrich Halm's hat ebenso begründete Ansprüche wie die andern deutschen Stämme auf Anerkennung seiner geistigen Leistungen und kann durch keine Thorsperre von unserer Nationalliteratur abgeschlossen werden.

Was die finanziellen Daten des Berichts angeht, so erwähnen wir, daß die Einnahmen der Stiftung im Jahre 1866 sich auf 16351 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf., die Ausgaben auf 12443 Thlr. 6 Sgr. 2 Pf. beliefen. Von diesen Ausgaben kamen 3929 Thlr. 23 Sgr. auf lebenslängliche, 7775 Thlr. auf einmalige, ein- und mehrjährige Unterstützungen, 500 Thlr. auf Gehalte und 238 Thlr. auf Verwaltungskosten. Das Jahr 1866 schloß mit

einem Kassenbestande von 3908 Thlr. Was die vom Verwaltungsrathe gewährten Unterstützungen betrifft, so zerfallen dieselben in nachstehende Einzelbeträge und zwar:

a) An lebenslänglichen Pensionen:

zwei zu 500 Thlr.	. . . . .	1000 Thlr.	
sechs zu 300	„	1800	„
drei zu 200	„	600	„
zwei zu 150	„	300	„
zwei zu 114	„ 26 Sgr. 6 Pf.	229	„ 23 Sgr.
	Zusammen . .	3929 Thlr.	23 Sgr.

b) An einmaligen, ein- oder mehrjährigen Unterstützungen:

eine zu 500 Thlr.	. . . . .	500 Thlr.	
vier zu 300	„	1200	„
sechs zu 250	„	1500	„
eine zu 225	„	225	„
neun zu 200	„	1800	„
neun zu 150	„	1350	„
zehn zu 100	„	1000	„
vier zu 50	„	200	„
	Zusammen . .	7775 Thlr.	

Hierzu kamen 1658 Thlr. 27 Sgr. 3 Pf. Unterstützungen, die von den Zweigstiftungen aus dem ihnen zu Gebote stehenden Zinsendrittel ihrer Einkünfte gewährt wurden.

Da die Oeffentlichkeit durch die alten, noch immer bestehenden Satzungen ausgeschlossen ist, so werden auch in diesem Jahresbericht die Namen derjenigen nicht genannt, welche sich dieser Unterstützung erfreuen. Doch es ist bekannt, daß namentlich bei den lebenslänglichen und mehrjährigen Pensionen einige der ersten Namen unserer Literatur bedacht sind. Es muß dies hervorgehoben werden, weil die Gegner der in Vorschlag gebrachten Ehrenpensionen aus der Erschöpfung der Stiftungsmittel durch die bisherigen Unterstützungen Kapital für ihre Ansicht zu machen suchen. Sie vergessen dabei, daß die Mehrzahl der jetzt bewilligten Pensionen nur unter einer andern Form später denselben Schriftstellern zukommen würde.

Allerdings waren die Mittel der Stiftung im letzten Jahre vollkommen in Anspruch genommen, es mußten sogar für das Jahr 1867 Restrictionen in den Verausgabungen und Abstriche an dem Ausgabenetat vorgenommen werden, indem der Verwaltungsrath einige auf mehrere Jahre bewilligte Pensionen, die im Laufe dieses Jahres ihr Ende erreichen, nicht mehr erneuerte. „Zu diesem Beschlusse", heißt es im Jahresbericht, „der voraussichtlich manche im stillen gehegte Hoffnung schmerzlich enttäuschen wird, trug vor allem die Wahrnehmung bei, daß für neue Gesuche Raum geschaffen werden mußte, sollte nicht die Schiller-Stiftung in die Lage kommen, jahraus jahrein einen schon im vorhinein abgeschlossenen Ausgabenetat aufzustellen, an dessen Unanfechtbarkeit neue Ansprüche noch so berechtigter Persönlichkeiten scheitern müßten. Nicht sparen will die Schiller-Stiftung, sie will und soll nicht Kapitalien ansammeln, blos um am Ende eines Jahres sagen zu können, der Besitzstand unsers Instituts habe sich um so und so viel vermehrt; aber in kluger Voraussicht muß sie bei der von Jahr zu Jahr sich steigernden Inanspruchnahme mit ihren Einkünften haushälterisch umgehen, um nicht unvermuthet in die Lage zu gerathen, die ein jedes planlose Verausgaben nothwendig zur Consequenz hat. Mit den erzielten Abstrichen ist vorläufig nur das erreicht worden, daß der Verwaltungsrath etwaigen Eventualitäten gegenüber in der Gewährung seiner Unterstützungen nicht mit gebundenen Händen rath- und thatlos dastehen wird; keineswegs ist damit noch jener wichtigern Aufgabe Genüge gethan, welche dem jetzigen wie jedem kommenden Verwaltungsrathe unverrückbar vor Augen stehen muß: der Bildung eines Reservefonds nämlich, dieses Kernpunkts eines jeden gutverwalteten humanitären Instituts. Daß ein solcher und wie er zu bilden sei, wird sicherlich einer der vorzüglichsten Berathungsgegenstände der nächsten Generalversammlung sein; das Bedürfniß desselben ist unabweisbar, sowie die tägliche Erfahrung den Mangel desselben immer klarer herausstellt. Der Verwaltungsrath der deutschen Schiller-Stiftung hält es für seine Pflicht, mit diesen für sich selbst redenden Thatsachen nicht hinter dem Berge zu halten; denn nichts wäre verderblicher, als eine schöngefärbte Darstellung derselben, welcher die wirklichen Verhältnisse nur wenig entsprechen. Eine gar ernste Mahnung klingt aus diesen Thatsachen, und sie wendet sich an alle, nicht nur an jene, die der Kreis des Stiftungswesens in sich faßt, sondern die auch außerhalb desselben stehen und Sinn und Verständniß haben für das, was unsere Stiftung anstrebt, was sie leistet, was sie noch ferner leisten will. Die Stiftung muß größer, muß umfassender und stärker werden, als sie bisjetzt ist; mit der Größe ihrer Aufgabe, mit der gesteigerten Consumtion ihrer Mittel müssen diese selbst sich steigern und reichhaltiger werden. Unsere Stiftungsgenossen, wie hoch verdienstlich ihr bisheriges Wirken sich bewährt hat, sie müssen, um den vorgesteckten Zielen immer näher zu kommen, an dem Ausbaue unserer Stiftung, an der Verwirklichung des Ideals, das uns allen vorschwebt, in Wort und That sich immer mehr betheiligen. Zu diesem Behufe muß der Genius unsers Instituts neue Stätten finden, er muß sich dort niederlassen, wo es vielleicht nur der Anregung bedarf, um ihm eine gastfreundliche Heimat zu bereiten; und gewiß, er wird sie finden, denn über aller politischen Zerklüftung ruht die deutsche Nation, aus ihr ist unsere Stiftung, an den Namen des edelsten Deutschen sich lehnend, hervorgegangen und wird aus ihr stets jene Kraft ziehen, die jedem lebendigen Organismus sein Bestehen und Wirken verbürgt."

Wir erfahren, daß außer in Brünn sich keine neue Zweigstiftung gebildet hat. Der Verwaltungsrath macht selbst darauf aufmerksam, daß Städte wie Aachen, Augsburg, Braunschweig, Düsseldorf, Kassel, Kiel, Linz, Magdeburg, Prag, Rostock, Stettin u. s. w. in dem Kreise der Stiftungen noch fehlen.

In der That ist es dringend zu wünschen, daß dieser Kreis sich noch bedeutend erweitere; auch fehlt es an Aufführungen zu Gunsten der Stiftung, die doch wenigstens an den gutdotirten Hoftheatern jährlich wiederkehren und der Stiftung bestimmte Beiträge zuwenden sollten; ebenso könnte bei Cyklen von Vorlesungen, namentlich bei solchen, die regelmäßig von gewissen Instituten oder akademischen Berufsgenossen veranstaltet werden, der Ertrag von einer derselben diesem wahrhaft nationalen Zwecke gewidmet sein. Daß nach mehrern Seiten hin eine Umgestaltung der Statuten der Stiftung wünschenswerth ist, wurde selbst von den zähesten Conservativen eingeräumt, die in Weimar gegen die Reformbestrebungen des Verwaltungsrathes Protest einlegten. Die nächste Generalversammlung wird diese Umgestaltung hoffentlich in einem Sinne vornehmen, welcher die Schiller-Stiftung zu einem echten Hort für die dichterischen Talente macht und nicht zu einer Rettungsanstalt für ein haltloses und schiffbrüchiges Literatenthum.

Bibliographie.

Banditen im Frack. Politisch-socialer Roman aus der Gegenwart. 1ste bis 3te Lieferung. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 5 Ngr.

Billiger, A., P. Philipp und E. Schiller, Deutsche Klänge aus Ungarn. Wien, Gerschek. Gr. 16. 20 Ngr.

Christliche Biographien. 9tes Bchn.: Die Herzogin Henriette von Würtemberg geb. Prinzessin von Nassau-Weilburg. Ein Lebensbild aus der Gegenwart von K. F. Lebbersose. Heidelberg, K. Winter. Gr. 8. 16 Ngr.

Für stille Morgenstunden. Von der Verfasserin von: Aus den Papieren einer Verborgenen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der Irvingschen Kirche. Herausgegeben von J. Hartmann, Lehnerdt, E. Schmidt ꝛc. Eingeleitet von K. J. Nitzsch. 4ter Thl.: Johannes Bugendagen Pomeranus. Leben und ausgewählte Schriften. Von K. A. L. Vogt. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Muret, M. A., Dichtungen. Heilige Lieder. In Ursprache und Uebersetzung herausgegeben von A. Franz. Würzburg, Julien. 1866. 16. 7½ Ngr.

Scherer, W., Leben Willirams Abtes von Ebersberg in Bayern. Beitrag zur Geschichte des 11. Jahrhunderts. Wien, Gerold's Sohn. 1866. Lex.-8. 16 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Natur und Geschichte.

Welt- und Geschichtsbilder von

Karl Biel.

Erster Band.

Die Sternenwelt und ihre geschichtliche Entfaltung.

Erste Abtheilung.

Der Fixsternhimmel.

8. Geh. 2 Thlr.

Der vorliegende Band enthält eine in sich abgeschlossene Darstellung des gegenwärtigen Wissens von der Fixsternwelt, wie es sich im Lauf der Jahrhunderte geschichtlich entwickelt hat. Der Verfasser beginnt damit die Ausführung des Plans, den er in seiner früher erschienenen Einleitungsschrift: „Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze" (Preis 20 Ngr.) dargelegt hat, nämlich durch eine historische Behandlung der Naturwissenschaften den Zusammenhang und die innere Einheit der gesammten menschlichen Erkenntniß allgemeiner zur Anschauung zu bringen. Das in der verschiedensten Weise anregende Werk verdient ebenso die Beachtung der wissenschaftlichen Kreise wie des größern Publikums.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Erster Band.

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von Karl Goedeke und Julius Tittmann.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die hiermit beginnende Sammlung wird die poetische Production des 16. Jahrhunderts — Lieder, Fabeln und Schwänke, Schauspiele, Lehrdichtungen, Erzählungen —, und zwar die Hauptwerke ihrer Hauptvertreter, in neuen mit Einleitungen und Erklärungen versehenen Ausgaben umfassen. Sie bildet somit gewissermaßen eine Fortsetzung der in demselben Verlage erscheinenden Sammlung: „Deutsche Classiker des Mittelalters." Für die Gediegenheit der Auswahl, wie für die quellenmäßige Correctheit der Texte bürgen die Namen der Herausgeber. Es darf daher für diese Reihe deutscher Nationaldichtungen dieselbe allgemeine Theilnahme erwartet werden, welcher jene andere Sammlung sich in so hohem Grade zu erfreuen hat, zumal der Preis trotz eleganter Ausstattung im Interesse der allgemeinsten Verbreitung überaus billig gestellt ist.

Der erste Band, enthaltend Volks- und Gesellschaftslieder, historische, geistliche und Meisterlieder aus dem 16. Jahrhundert, sprachlich und sachlich erläutert, ist nebst einem Prospect über das ganze Unternehmen in allen Buchhandlungen zu haben. Derselbe kostet bei einem Umfange von 26¾ Bogen nur 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das sittliche Leben.

Ethische Studien von

Julius Frauenstädt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frauenstädt's „Ethische Studien" sind dem größern gebildeten Publikum gewidmet. Sie behandeln, im Gegensatz zu den bisherigen abstracten Sittenlehren, das sittliche Leben im Zusammenhang mit dem physischen, psychischen, socialen, politischen, allgemein geistigen Leben und suchen die theils hemmenden, theils fördernden Einflüsse nachzuweisen, die es von daher empfängt. Die Ethik ist hier zu einer für das praktische Leben fruchtbaren Wissenschaft gemacht.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluß auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. 1 Thlr.

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff". 8. 1 Thlr.

Briefe über natürliche Religion. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von **Hieronymus Müller.**

Mit Einleitungen begleitet von **Karl Steinhart.**

Achter (Schluß-) Band.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste bis siebente Band (1850—59) kosten 23 Thlr.

Hieronymus Müller's Uebersetzung der Werke Platon's ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von Karl Steinhart noch bedeutend erhöht. Mit dem kürzlich erschienenen achten Bande liegt das Werk nunmehr vollständig vor. Derselbe ist nach dem Tode des Uebersetzers von dessen Sohne herausgegeben und enthält:

I. Hipparchos, oder der Gewinnsüchtige. — II. Minos, oder das Gesetz. — III. Axiochos, oder das Eitle der Todesfurcht. — IV. Der Gesetze dreizehntes Buch, oder der echte Weise. — V. Das Gerechte, oder das wahre Dichterwort. — VI. Die bürgerliche Tüchtigkeit, oder: Ob Staatsweisheit etwas Angeborenes oder Lehrbares sei. — VII. Demodokos, der öffentliche und der besondere Verkehr. — VIII. Sisyphos, oder das Rathpflegen. — IX. Begriffsbestimmungen. — X. Die übrigen unter Platon's Namen herausgegebenen Briefe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade.

Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.**

Elfte Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Classisch in ihrer Art und echt deutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist, wie das kürzliche Erscheinen einer elften Auflage beweist. Immer wieder werden die Liebhaber naiv-humoristischer Dichtung mit Behagen zur Lektüre der „Jobsiade" zurückkehren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 8. — 21. Februar 1867.

Inhalt: Neue Romane. Von Guſtav Hauff. — Tſchudi's ſüdamerikaniſche Reiſen. Von Wilhelm Bentheim. — Eine Canzone Albert Meſer's. Von Rudolf Gottſchall. — Deutſche Dichter im Jenſeits. — Feuilleton. (Eine Epiſode aus Sealsfield's Leben; Eine Geſammtausgabe von Leopold von Ranke's Werken; Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Romane.

Die Romane, die uns diesmal zur Beurtheilung vorliegen, ſind folgende:

1. In Reih und Glied. Ein Roman in neun Büchern von Friedrich Spielhagen. Fünf Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 6 Thlr. 22½ Ngr.
2. Ein edles Frauenherz. Ein Roman von Ernſt Freiherrn von Bibra. Drei Bände. Jena, Coſtenoble. 1866. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.
3. Der Graf von der Liegnitz. Hiſtoriſcher Roman von Bernd von Guſeck. Drei Bände. Jena, Coſtenoble. 1866. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Man hat den Roman das moderne Epos genannt, und es iſt gut, wenn ſich der Romanſchreiber der poetiſchen Abkunft des Romans erinnert, um nicht in dieſer Miſchgattung von Poeſie und Proſa allzu tief ins Proſaiſche zu gerathen. Vom Epos erwarten wir Einheit, ein in ſich geſchloſſenes Ganzes, wenn auch nicht die ſtrenge Einheit des Dramas; auch der Roman, mag er noch ſo ſehr in Einzelmalerei ſich einlaſſen, darf die Einheit in der Anlage und Ausführung, die überſichtliche Gedrungenheit nicht vermiſſen laſſen. Im Epos treten Helden und Götterſöhne, Menſchen von idealem Gepräge, auf, und auch der Romanſchreiber wird wohl thun, wenn er uns nicht zu tief in die Noth des alltäglichen Daſeins führt und ſeine Figuren um eines Hauptes Länge höher darſtellt, als gewöhnliche Menſchen ſind. Im Epos waltet das Wunder und das Abenteuer; der Roman, als der modernen Welt angehörig, kennt keine Wunder; noch weniger als das Epos kann daher der Roman der pſychologiſchen Begründung entbehren, und das Unwahrſcheinliche muß durch tiefere Motivirung wahrſcheinlich gemacht werden.

Nach dieſen drei Geſichtspunkten beurtheilt, ſind die zwei erſten Romane mehrfach verfehlt, und nur der dritte erfüllt die Bedingungen, welche wir an das Epos der modernen Welt ſtellen.

Spielhagen's „In Reih und Glied" (Nr. 1) beſteht aus neun Büchern in fünf Bänden, von dieſen kommen auf die zwei erſten Bände je drei Bücher, auf die drei letzten je ein Buch. Für dieſe auffallend unſymmetriſche Vertheilung läßt ſich kein zutreffender Grund angeben; es ſcheint vielmehr dem Verfaſſer der Stoff unvermerkt unter der Hand aufgequollen zu ſein. Der Roman erinnert an frühere Werke des Verfaſſers, an die „Problematiſchen Naturen" und an „Die von Hohenſtein", zwiſchen denen und dem vorliegenden fünfbändigen Werk nur ein Zeitraum von drei Jahren in der Mitte liegt; offenbar aber ſind „Die von Hohenſtein" einheitlicher, concentrirter, poetiſch friſcher und kräftiger und, wenn wir beide als Tendenzromane betrachten, in der Idee, um deren Erreichung es ſich handelt, einfacher und klarer. Wie in „Die von Hohenſtein", ſo offenbart ſich auch hier ein Pandämonium von ariſtokratiſcher Verworfenheit; dort und hier treten gegen dieſe verdorbene Welt idealgeſtimmte Männer auf; dort und hier ſpielt die Geſchichte in den Bewegungsjahren von 1847 und 1848 und in der darauffolgenden Reactionszeit; ja auch der demokratiſch-ungläubige Schulmeiſter aus den Hohenſteinern kehrt wieder in der Geſtalt des Lehrers Tusky, nur daß letzterer hier eine ungleich größere Rolle ſpielt, ohne ſie jedoch zu Ende zu führen. Dieſer Tusky iſt der ältere Freund und Lehrer Leo Gutmann's, des Haupthelden unſers Romans, und von größtem Einfluß auf die Entwickelung dieſes Knaben, aber wie dieſer eine höchſt problematiſche Natur. Er knüpft ſeine Belehrung an den Bauernkrieg an, ſchildert das Elend der Arbeiter, wirbt Anhänger durch das Zeichen des Bundſchuhs und will „die neue Botſchaft denen verkündigen, die da hungern und dürſten nach der Gerechtigkeit, die jedem das Seine gibt, die aber nicht geduldig wartet, bis es den liebloſen Reichen gefällt, liebreich zu werden, ſondern die auch mit rauher Hand zu nehmen weiß, wo und wann es noththut. Das iſt der neue Bund, Leo, der neueſte und letzte Bund; denn in ihm iſt die ganze Menſchheit eingeſchloſſen, die gute, weil ſie will, die ſchlechte, weil ſie muß. Dieſen Bund zu fördern, das iſt die Aufgabe meines Lebens, an die ich mein Leben ſelber ſetzen will." Tusky läßt nun den Knaben Leo ſchwören, der Sache des armen Volks treu zu ſein bis in den Tod; gegen Leo's Wohlthäter, den Baron Tuchheim, einen Romantiker, dem alles mißglückt und der beim größten Wohlwollen überall nur Undank erntet, bricht ein Bauernaufſtand aus, der von Tusky

angeſchürt iſt; Leo läßt ſich in abſtracter Pflichterfüllung durch die Gewalt der Umſtände zur Theilnahme daran hinreißen; durch herbeigezogenes Militär wird der Aufſtand raſch erdrückt; Tusky und Leo entkommen und treiben ſich ſieben Jahre in England, Frankreich und Nordamerika herum. Nun iſt hier gleich zu bemerken, daß der Verfaſſer über dieſe ſieben Jahre raſch hinweggeht, während dieſe Wanderjahre doch für Leo's Entwickelung außerordentlich fruchtbar geweſen ſein müſſen. Mit dem zweiten Band tritt Leo wieder auf, Tusky aber bleibt in einem geheimnißvollen Hintergrund, unterhält noch von London aus einen ſpärlichen Briefwechſel mit Leo, gibt gegen den Schluß noch ganz kurz ein Zeichen ſeines Daſeins und verſchwindet dann für immer; aber in dieſem unmotivirten Fallenlaſſen des geiſtigen Anſtifters der ganzen Bewegung und Verwickelung, die nun geſchildert wird, ſcheint mir ein Hauptmangel des Romans zu liegen. Am Anfang des zweiten Bandes treffen wir die zwei Jugendfreunde Leo und Walther wieder; Walther iſt Lehrer am Gymnaſium und Leo Arzt und politiſch-ſocialer Agitator geworden. Auch Walther iſt dieſen Beſtrebungen nicht fremd geblieben, er wird ſpäter in einen Preßproceß verwickelt und zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt; ſein Standpunkt unterſcheidet ſich aber ſehr beſtimmt von dem Leo's. Leo iſt radical, Walther liberal. Die Zeit des Heroenthums, meint Walther, ſei vorüber, das Feldgeſchrei heiße jetzt nicht mehr: einer für alle, ſondern umgekehrt: alle für einen.

Keiner ſoll jetzt mehr tragen, als er tragen kann, kein Heiland unter der Kreuzeslaſt zuſammenbrechen, kein Decius Mus den Speer weit hinein in die Feinde ſchleudern und ſo, indem er ſeinem kühnen Ziele nachjagt, den Heldentod finden. Nein, nein, Leo, und abermals nein! Wir wiſſen jetzt, daß alle Länder gute Menſchen tragen, und dieſe guten Menſchen bilden eine einzige große Armee; der einzelne iſt nichts weiter als ein Soldat in Reih und Glied. Als einzelner iſt er nichts, als Glied des Ganzen unwiderſtehlich; den einzelnen ſtreckt eine Kugel in den Staub, aber die Reihe ſchließt ſich über ihm und die Colonne iſt, wie ſie war. Sieh, Leo, das iſt die Macht der Disciplin, der keiner, er ſei, wer er ſei, ſich zu entziehen das Recht hat; denn, ſei er noch ſo ſtark — in Reih und Glied iſt er ſtärker, und ſei er noch ſo ſchwach — in Reih und Glied füllt er doch noch ſeine Stelle aus.

Leo erwidert darauf, die Kämpfe der Menſchheit ſeien jetzt allerdings mehr als ſonſt Maſſenkämpfe, der ſtarke Arm des einzelnen Kriegers habe jetzt nicht mehr das Gewicht als wol ſonſt, aber daraus folge nicht, daß das Genie nun überflüſſig geworden ſei.

Im Gegentheil, was ſoll aus deiner Colonne werden, wenn ſie keinen Führer hat, der ihre Bewegungen leitet, der das Ganze überſieht, das der einzelne nicht ſehen kann? Der in dem rechten Augenblick das Zeichen zum Angriff gibt, der mit Einem Worte erſt einen Sinn bringt in die allgemeine Sinnloſigkeit? Die große Maſſe iſt heute noch, was ſie von jeher war und ewig bleiben wird. Sie will und muß geführt ſein, ſie erzeugt aus ſich heraus nicht den bewegenden Gedanken. Weil der Gedanke, den der große Kopf dachte, jetzt ſchneller als ſonſt das Gemeingut der Vielen wird, iſt er darum weniger das Eigenthum des großen Kopfes? Weil die Urſache ſich jetzt ſchneller in die Wirkung umſetzt und die Wirkung in ihrer Breite die concentrirte Urſache verdeckt, ſtehen wir deshalb weniger unter dem Cauſalgeſetz? Freilich, wer denkt, wenn er eine complicirte Maſchine arbeiten ſieht, über all den Rädern, Walzen und Kämmen an den, aus deſſen Gehirn dieſe Wunder entſtanden? Wer in einer Volksverſammlung, die ſich nach ſtundenlangen ſtürmiſchen Debatten endlich zu einer Reſolution entſchließt, an den, welcher die ganze Geſchichte ſchon Wort für Wort ſchwarz auf weiß in ſeiner Taſche mitgebracht?

Man ſollte nun meinen, die beiden entgegengeſetzten Anſchauungen werden im weitern Verlauf der Geſchichte mit elementariſcher Gewalt aufeinanderſtoßen, oder ſie werden ſich aneinander zerreiben und aus ihrer Auflöſung werde ein höheres Drittes hervorgehen; dem iſt aber nicht ſo. Walther und Leo werden einander freilich immer fremder; die Unvereinbarkeit ihrer Standpunkte wird noch einmal in einem Zwiegeſpräch mit aller Schärfe entwickelt; wenn aber Walther IV, 134, zwei Bände ſpäter, zu Leo ſagt: „Du rühmſt dich ſtets deines Cultus der Idee und haftet doch immer am Einzelnen und Einzelnſten, ich werde dich von jetzt offen angreifen, wo und wie immer ich es auf ehrliche Weiſe kann", ſo ſind dies nach wie vor leere Worte; Walther's publiciſtiſche Bedeutung tritt gegen ſein Liebesverhältniß zu Amélie ſehr zurück, perſönliche Beziehungen, Intriguen, Heirathsgeſchichten nehmen, wie es in deutſchen Werken ſo häufig der Fall iſt, eine gar zu wichtige Stelle ein und überwuchern die urſprünglich einfache Anlage und den klaren Grundgedanken des Werks. Leo kommt durch eine merkwürdige Verkettung der Umſtände in perſönliche Beziehung zu dem König, einem geiſtreichen, aber charakterloſen, hamletartigen, höchſt problematiſchen Menſchen, einem Romantiker auf dem Thron ſeiner kriegeriſchen Ahnen, einem Wollüſtling mit der Maske der Frömmigkeit. Leo muthet ihm zu, ein Bauern- und Arbeiterkönig zu werden, das Geldrecht zu brechen, das in unſerer Zeit daſſelbe ſei, was das Fauſtrecht im Mittelalter, die Macht der geldſtolzen Krämer zu vernichten, in ſeiner Stellung als König die einzelnen Stände des Volks ſo gegeneinander zu balanciren, daß keiner auf Koſten des andern ſich nähren, keiner den andern ſchonungslos ausbeuten könne, die Herrſchaft des mit dem Blut und Schweiß der Armuth gewonnenen Kapitals zu zerſtören und die letzte und furchtbarſte Form der Sklaverei auf Erden zu vernichten. Der König, durch Leo's Geiſtesgegenwart und Geiſtreichthum gewonnen, geht auf ſeine Plane ein und erhebt ihn zu ſeinem nächſten Vertrauten; um die Idee zu verwirklichen, wird in Tuchheim eine induſtrielle Niederlaſſung gegründet und nach Leo's Ideen organiſirt. Hier erhebt ſich freilich dieſelbe Frage wie bei Schiller's Marquis Poſa. Allerdings konnte der König in einer Anwandlung von Liberalismus eine ſolche Scene herbeiführen, aber wie konnte ſich der weitgereiſte und vielgewandte Menſchenkenner Leo im Könige ſo ſehr täuſchen, ihm eine tiefe, nachhaltige Begeiſterung für die Sache des Volks zutrauen, ſich durch ſein romantiſches Gaukelſpiel imponiren laſſen? Sagt doch ſeine Baſe Silvia zu ihm (IV, 276):

Ich habe heute nicht zum erſten mal, aber nie ſo beſtimmt, nie ſo, ich möchte ſagen, unwiderleglich den Eindruck gehabt, daß der König nicht der Mann iſt, deſſen du zur Ausführung deiner Plane bedarfſt. Er wird unter der Laſt zuſammenbrechen

oder ſie von ſich abſchütteln, auf keinen Fall der Fels ſein, auf den du deine Kirche bauen kannſt.

Kein Menſch außer Leo täuſcht ſich in dem König und treibt mit ihm den Cultus der Idee. Leo ſtürzt ſich nun von einer Unternehmung in die andere; der Verſuch, durch Fabriken die Stellung der Arbeiter zu verbeſſern, mislingt; Verlegenheiten häufen ſich auf Verlegenheiten; von der Ungunſt der Umſtände, den Intriguen ſeiner Gegner und — von ſeiner eigenen Schwachheit wird er athem- und ruhelos hin- und hergehetzt. Dieſe Schwachheit geht ſo weit, daß er die ihm mehrfach wahlverwandte Silvia, ein Mädchen von kühnem, männlichem Geiſt, das er liebt und bewundert und das ſeine Liebe erwidert, vergißt, in die Netze einer Kokette geräth und in einer ſchwachen Stunde ſich zur Verlobung mit dieſer hinreißen läßt. Auffallend iſt ferner, daß Leo ſogar die Bildung eines pietiſtiſch-reactionären Miniſteriums nicht verſchmäht, in der Hoffnung, über daſſelbe Herr zu werden und es als willenloſes Werkzeug ſeiner Plane zu gebrauchen. Schon lange vorher hatte ihm Tusky geſchrieben, der Verſuch, mit Hülfe einer disciplinirten Maſſe, der ſogenannten liberalen Partei, und wäre ſie noch ſo ſtupid und ſchwerfällig, vorzuſchreiten, ihr einen neuen Geiſt einzuhauchen und eine Coalition derſelben mit dem Arbeiterſtand zu bewerkſtelligen und ſich zu dem Ende für einige Zeit in einen Bourgeois zu verwandeln, ſei unausführbar; ebenſo unausführbar wäre der Einfall, mit dem Königthum einen Verſuch zu machen und ſeine Macht zu den Zwecken des Volks zu verwenden. „Auch von dieſem Irrthum würdeſt du zurückkommen! Aber wie weit, wie weit wäre der Umweg!“ Leo erfährt die Wahrheit dieſer Vorausſagung an ſich; mit dieſem Könige wenigſtens iſt nichts anzufangen.

Silvia, eine höchſt originelle Mädchenfigur, verweilt mehrere Monate in dem Schloſſe ihrer Tante Sarah, der gealterten Maitreſſe des Königs, eines Ausbundes von Wolluſt, Grauſamkeit und Verſtellung; ſie war im Grunde zur Nachfolgerin Sarah's beſtimmt, entgeht aber den Schlingen, die ihrer Tugend gelegt waren, glücklich. Daß dieſe Silvia es in dieſer Umgebung, in welche ſie die Liebe zu Leo geführt hatte, ſo lange aushielt, läßt ſich aus dem Drang der Umſtände zur Noth begreifen; unbegreiflich aber bleibt es, daß ihr Vater, der Förſter Fritz Gutmann, ein Mann von ſtrengem, unbeſcholtenem Charakter, auf die Nachricht von Silvia's Aufenthalt bei ihrer Tante Sarah keinen Schritt thut, ſie von dort wegzubringen, ſondern blos Thränen und Worte des Bedauerns für ſeine ihm vermeintlich untreu gewordene Tochter hat. Und doch iſt dies derſelbe Fritz Gutmann, der ſieben Jahre vorher auf das Anſinnen, ſein Töchterchen von ſich zu geben, um ihm in der Reſidenz eine glänzende Zukunft zu eröffnen, erklärt hatte, er wolle ſie lieber todt zu ſeinen Füßen ſehen, als im Hauſe und in der Obhut ſeiner Schweſter Sarah; es iſt derſelbe Gutmann, der auch jetzt noch ſtark genug iſt, um bei dem Aufſtand der Fabrikarbeiter in Tuchheim, der am Schluß des Romans erzählt wird, mit Wort und That einzuſchreiten. Leo's Stellung wird nun immer mehr unterhöhlt; das Verhältniß zum König erkaltet; dieſer wird zuletzt von einem Hirnſchlag befallen und Leo's erklärter Feind, der Kronprinz kommt zur Regierung. Sein Ende wird ziemlich raſch erzählt; von einem perſönlichen Feind gefordert, bleibt er im Duell. Einen ähnlichen Ausgang nimmt ſein Oheim, der Förſter Gutmann; er verſucht bei jenem Fabrikaufſtand, einen braven und tüchtigen Arbeiter, an dem die Aufſtändiſchen ihre Rache kühlen wollen, zu retten, wird aber von dem Rädelsführer der empörten Schar erſchoſſen. An ſeinem Grabe ſagt der Arzt Paulus:

Niemand wird euch helfen, wenn ihr euch nicht ſelbſt helft; niemand kann euch helfen. In dem Haushalt der Natur iſt jedwedes Ding auf ſeine Kraft gewieſen, die es brauchen muß, will es nicht elend untergehen, und ſo iſt es auch in dem Haushalt der Menſchen. Wie ein Mann nicht den andern lange tragen kann, ohne zuſammenzubrechen, ſo kann der eine den andern nicht auf die Dauer erhalten, ohne ſeine Kraft aufzureiben. Nicht tragen ſollt ihr einander, ſondern ſtützen und ſchützen, wie die Bäume im Walde, wie Soldaten in Reih und Glied. Dann, wenn jeder redlich ſich ſelbſt zu helfen verſucht, wird er auch den andern helfen können, wo es noththut; dann wird niemand mehr unter der Laſt, die andere auf ihn wälzten, zuſammenbrechen, wie dieſer hier zuſammengebrochen iſt. Das Schlimmſte, was man den Menſchen nachſagen kann, iſt ja, daß ſie Wohlthäter und Heilige brauchen. Seid heilig, ſo braucht ihr keine Heiligen; thut wohl, ſo braucht ihr keine Wohlthäter, die ſich für euch opfern, wie dieſer ſich für euch geopfert hat.

Kann dieſe moraliſirende Betrachtung in einer Leichenrede am Schluſſe des Buchs für eine Löſung des Räthſels gelten? Iſt damit der Streit zwiſchen Leo und Walther geſchlichtet? Müßte nicht der todte Leo dem vermittelnden Paulus zurufen: „Hilf dir ſelbſt“, wenn du geknebelt biſt? „Sei wohlthätig“, wenn Hunger und Armuth dein Theil iſt? „Marſchire in Reih und Glied“, wenn dir Arme und Füße gebunden ſind? Warum tritt denn nicht Walther noch auf und macht Ernſt mit ſeiner Theorie, wie Leo Ernſt mit der ſeinigen gemacht hat? Damit bekämen wir auch einen Ausblick in die Geſtaltung der Zukunft, ähnlich wie in „Den von Hohenſtein“, während wir am Schluſſe des Buchs über das künftige Los der irregeleiteten Fabrikarbeiter ſoviel als nichts erfahren. Man könnte ſich durch den ganzen Streit zwiſchen Walther und Leo und namentlich auch durch Leo's blutigen Ausgang an den Principienſtreit zwiſchen Laſalle und Delitzſch erinnert finden; möglich, daß der Roman unter dem Eindruck dieſer Vorgänge entſtanden iſt. So viel iſt gewiß, daß die Widerlegung von Leo's Theorie nicht beſonders gelungen iſt; denn um eine Theorie in einem Tendenzroman zu widerlegen, darf man dieſelbe nicht durch problematiſche Naturen, um dieſen Ausdruck Goethe's zu gebrauchen, vertreten laſſen. Erſt wenn es gediegenen, tüchtigen Perſönlichkeiten, die Talent und Charakter in ſchönem Bunde vermählen, nicht gelingt, eine Idee zu verwirklichen, erſt dann iſt dieſe ſelbſt gerichtet. Offenbar iſt das Recht eher auf der Seite von Leo's Anſchauung der Geſchichte. Sein Name erinnert mich an den Ausſpruch eines griechiſchen Weiſen, furchtbarer ſei ein Heer von Hirſchen unter Anführung eines Löwen, als ein Heer

von Löwen unter Anführung eines Hirsches; das Beste aber ist, möchte ich hinzusetzen, ein Heer von Löwen unter der Anführung eines Löwen.

Der Roman ist fast ganz pessimistisch; eine vollständige Inhaltsangabe verbietet uns der Raum; es sind der Personen zu viele, zu viele Fäden sind angesponnen und verschlingen sich ineinander, der Verfasser reißt alte ab und knüpft neue an, bringt aber eben dadurch kein einheitliches Gewebe zu Stande. Von Goethe's „Wanderjahren" ist einmal die Rede, aber von einem tiefern Einfluß dieses Werks, das sich ebenfalls mit dem socialen Problem beschäftigt, ist wenig zu spüren. Am ansprechendsten sind die zwei ersten Bände, wo das Jugendleben mehrerer Personen geschildert wird, die nachher eine wichtige Rolle spielen. Die spätere Schilderung des „pandämonischen" Lebens in der Hauptstadt, der Gesellschaftsjargon der aristokratischen Kreise und Aehnliches zeichnet sich durch einen höchst pikanten Hautgoût aus; aber vom Hauch echter, wahrer Poesie konnte ich wenig bemerken. Epische Breite läßt der Roman nicht vermissen; was ihm aber fehlt, das ist die Tiefe; wird ja doch die Grundfrage nicht erschöpfend behandelt; der Schluß vollends ist matt und unbefriedigend. Oft werden politische Leitartikel aus den Tageszeitungen erwähnt; die Sprache des Verfassers selbst hat nicht selten eine publicistische Färbung. Daß einzelne Partien, Naturschilderungen, Charakterzüge, Sittenbilder, gelungen sind, kann uns für das Ganze nicht entschädigen. Geistreich mag man den Roman nennen, aber geistvoll, wie die Synonymik unterscheidet, ist er nicht. Der Verfasser möge sich auf die poetische Abkunft des Romans besinnen und sich an den Schriften des Mannes zurechtfinden, von dem er seinen literarischen Ausgangspunkt genommen hat und der als Epiker und Romanschriftsteller bis jetzt unübertroffen ist: Goethe's.

Nr. 2: „Ein edles Frauenherz", von E. Freih. von Bibra, trägt seine Aufschrift nicht ganz mit Recht, wie schon aus dem Motto des Werks erhellt:

Man spürt zwar lange nichts davon,
Indeß Geduld! am Ende kommt es schon.

Von einem edlen Frauenherzen ist nur auf den paar letzten Blättern des Romans die Rede. Das Werk zerfällt in drei nach den einzelnen Bänden abgemessene Abtheilungen: „Bettlerleben", „Gaunerleben", „Stilleben". Der Held, Philibert Glockenton, ein junger Mensch, der im Vertrauen auf den vermeintlichen Reichthum seines Vaters seine Jugend und Universitätszeit in geschäftigem Müßiggang zugebracht hat, wird durch den plötzlichen Tod seines Vaters, der ihm statt des geträumten Reichthums Schulden hinterläßt, gezwungen, die Verbindung mit seiner Braut Anna Espen aufzugeben und sich, so gut es gehen will, sein Brot selbst zu verdienen. Seine Braut schwört ihm Treue, es komme, was da wolle, und hält diesen Schwur, wie sich ganz zuletzt herausstellt; sie reicht zwar, von ihren Aeltern gezwungen, dem Advocaten Schurrmeier ihre Hand, aber nur, weil dieser ein alter Mann ist und sie ihr Herz ihrem Philibert treu bewahren will, wie sie diesem bei der Lösung des verschlungenen Knotens mittheilt. Freilich hat Philibert eine solche Treue nicht verdient; er ist ein ganz haltungs- und charakterloser, zugleich mit Verstandeskräften nicht besonders gesegneter Mensch, die Hauptperson dieses Romans, aber ein Held in keiner Weise. Er geräth in seinen frühern Leichtsinn, bekommt höchst precäre Anstellungen bei einem Förster, später bei einem Henker, der gelegentlich Diebshehler ist, wird nachher ohne sein Wissen in die Gesellschaft von Gaunern hineingezogen und dient ihnen als Kundschafter und Berichterstatter, während er sich für den Agenten einer politischen Partei hält, entläuft ihnen zuletzt und gelangt durch merkwürdige Schicksalsverwickelungen hindurch in den Besitz eines Schlößchens, wo er in Gesellschaft mehrerer Freunde ein behagliches Stilleben führt. Sein Sohn Johannes, den ihm die Diebin Heßra geboren hat, verliebt sich als Student in ein Mädchen, das Ursula heißt und keine andre ist, als die Tochter seiner ersten Braut. Diese kommt nun selbst gelegentlich mit unserm Helden zusammen und erzählt ihm, wie sie nach der kurzen und freudenlosen Ehe mit dem Advocaten Schurrmeier, deren einzige Frucht Ursula war, stets bemüht gewesen sei, ihn zu warnen und zu retten, wie sie ihm nachgezogen sei und ihn nach Kräften geschützt, ihm auch zuletzt das Schlößchen geschenkt habe, dessen Geber unserm Philibert bisjetzt unbekannt geblieben war. Manches frühere Räthsel löst sich und, wie man sich denken kann, den Schluß bildet die Hochzeit der beiden Kinder, bei welcher ein Pfarrer, der in diesem Roman ebenfalls eine ziemlich sonderbare Rolle spielt, den Trinkspruch ausbringt: „Hoch ehret alle das reine, edle Frauenherz!"

Was sollen wir von diesem Roman sagen? Pikant ist er im höchsten Grade, an Abwechselung, guten und schlechten Witzen, originellen Auftritten, Abenteuern aller Art ist kein Mangel; legt man aber den ästhetischen Maßstab an — und welchen andern sollten wir anlegen? — so ist er entschieden verfehlt. Schon die Sprache ist nachlässig, salop, oft roh burschikos; Verstöße gegen die Grammatik („was" in der Rückbeziehung auf ein Substantiv, z. B. das Verhältniß, was) sind nicht allzu selten. An Motivirung und feinerer, detaillirter Charakterzeichnung fehlt es gänzlich. Dem Verfasser selbst hat darüber das Gewissen geschlagen, sonst hätte er nicht, vielleicht in Nachahmung von Immermann's „Münchhausen", eine „Einschaltung" gebracht, „welche einerseits als Fortsetzung des Vorhergehenden zu betrachten, andererseits aber auch mit Nutzen als Vorrede gebraucht werden kann". Die zwei Spitzbuben Ehrlich und Täglich, die unsern Helden zu ihren Zwecken gebrauchen, unterreden sich hier über seine Dummheit:

„Sagen Sie mir", bemerkt Ehrlich, „was soll mit diesem Philibert werden und wie sind Sie oder wie ist man zu diesem Charakter gekommen? Welche Unwahrscheinlichkeiten kommen da vor, welche unglaublichen Schwächen. Ach, ich fürchte, dieser junge Mensch wird einem Gewissen noch mehr Unannehmlichkeiten bereiten als uns." — „Auf wen spielen Sie da an?" sagte Diurnalis, „wem soll er noch größere Unannehmlichkeiten bereiten?" — „Unter uns gesagt — dem Autor, dem Verfasser. Wie ist es möglich, einen Menschen so ganz als Spielball eines

Weibes auftreten zu laſſen? Da läuft er jetzt ſchon ein Jahr oder länger im Lande umher und merkt nicht, daß Sie und ſeine ſogenannte Frau mit Gaunern in Verbindung ſtehen; er merkt nicht, daß Sie dieſer Frau die Cour machen ..." — „Das (nämlich das letztere) merkt er wol, aber er ſchlägt ſich's aus dem Sinn, weil's ihm unangenehm iſt. Solche Charaktere gibt es genug, glauben Sie mir u. ſ. w."

Weiter wird bemerkt, der Gewiſſe werde, was den Anſtand betreffe, nicht gerade für ein Penſionat ſchreiben, in welchem die Töchter höherer Stände erzogen werden; die eigenthümlichen Verhältniſſe bringen eine Spannung hervor, welche vielleicht nicht übel laſſe, alle Welt wolle ja Spannung, die Sache werde ſich zuletzt natürlich aufklären und aus dem guten Philibert könne noch eine ganz erträgliche Perſönlichkeit werden.

Genug und übergenug von dieſer Selbſtkritik! Oben haben wir ſchon an Immermann's „Münchhauſen" erinnert; wir müſſen auf dieſes Werk nochmals zurückkommen. Wenn der edle Freiherr hier ſeine Lügen vorbringt, ſo ermüdet doch zuletzt die Geduld ſeiner Zuhörer und ſie merken, daß hier geflunkert und gelogen wird, oder wenn ſie es nicht merken, ſo ſind ſie ja ſelbſt halbe Narren, von fixen Ideen beherrſcht. In unſerm Buch erzählt ein Förſter Wunderdinge von ſeinem Aufenthalt bei den Wilden in der Nähe der Magellansſtraße; er ſei, gibt er ſeinen Zuhörern als nackte Wahrheit zum beſten, dort mit drei Weibern nacheinander verheirathet worden, den ſchlimmſten des ganzen Stamms; zur Feier der Hochzeit ſei die erſte blau, hernach die zweite grün, die dritte gelb auf dem bloßen Leibe angeſtrichen worden; er ſei ihnen davongelaufen, habe ſie aber vorher in der Kunſt, Räder zu ſchlagen und Purzelbäume zu machen, unterrichtet, in der Gewißheit, daß ſie dadurch auch nach ſeiner Entfernung eine anſtändige Verſorgung finden werden. Philibert und der Pfarrer hören dieſe Erzählung mit der gläubigſten Miene an. So etwas iſt meines Wiſſens bisjetzt nicht dageweſen. Uebrigens gelingt unſerm Verfaſſer das Streben nach Originalität nicht immer. Wenn Philibert von einem Gauner mit einem Sandſack niedergeſchlagen wird und ohnmächtig liegen bleibt, ſo iſt dies die Todesart Desdemona's in der Novelle, die Shakſpeare benutzt hat; und was den Namen Urſula betrifft, den die Geliebte des jungen Glockenton führt, ſo erinnere ich an Goethe's Bemerkung in „Dichtung und Wahrheit" (Buch 9): „Ein ſchönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urſelblandine nennen ſollten."

Zum Schluß empfehle ich dem Verfaſſer das Studium des Kapitels vom Roman in irgendeiner guten Aeſthetik; es könnte ihm ſonſt einfallen, uns das nächſte mal vom Lebermeer, Magnetberg und Pygmäenvolk Märchen aufzutiſchen.

In Bernd von Guſeck „Der Graf von der Liegnitz" (Nr. 3) finden wir endlich einen regelrechten hiſtoriſchen und zwar politiſch-hiſtoriſchen Roman, in welchem der Knoten kunſtgemäß geſchlungen, geſchürzt und gelöſt wird. Der Roman verſetzt uns in die Zeit der letzten Piaſten von Schleſien; dieſe ſind der auf dem Titel genannte Graf Auguſtus von der Liegnitz, der von ſeinem Vater, um einer weitern Zerſplitterung des Landes vorzubeugen, von der Erbfolge ausgeſchloſſen worden war, und ſein Neffe, Georg Wilhelm, Erbprinz von Brieg und Liegnitz, der zuerſt von ſeiner Mutter bevormundet und, nachdem dieſe wegen Verdachts der Begünſtigung des Katholicismus von ihrem Poſten abtreten mußte, von dem Kaiſer Leopold I. mit der Herrſchaft über Brieg, Liegnitz und Wohlau betraut wird, aber bald darauf am 21. November 1675 als der letzte der Piaſten ins Grab ſinkt. Im Mittelpunkt der Kämpfe und Intriguen ſteht der Held, den die Aufſchrift des Buchs nennt: ein Held nicht blos dem Namen, ſondern der That nach, düſter, verſchloſſen, ſchwer zugänglich, in ſeiner Ehe mit einer ihm geiſtig nicht ebenbürtigen Gattin nicht eben glücklich, gewandt in der Diplomatie, empfänglich für Freundſchaft, religiös ohne Fanatismus, tapfer im Felde. Eines ſolchen Mannes würdig iſt ſein Neffe, der letzte Piaſt, von dem (nach III, 223) ein Zeitgenoſſe ſchreibt:

> Der junge Fürſt zeigt in ſeinem Regiment eine Klugheit über die Jahre. Nicht Geburt, Studien, Erziehung durch die Mutter oder der Umgang mit Verſtändigen haben ihm das gegeben, ſondern der Finger des ewigen Prometheus hat ihn nicht aus gemeinem Lehm, ſondern aus Golderz gebildet.

Als er bei einem Hoffeſte von einer ſehr erlauchten Frau, welche ſich dazu berufen glaubte, mit der geraden Frage: „Welche Religion er für die beſte halte?" in die Enge getrieben wurde, antwortete er mit einem leuchtenden Blick ſeiner ſchönen blauen Augen: „Gott und dem Kaiſer treu ſein." Die Herzogin, ſeine Schweſter, welche in dem gewählten Cirkel zugegen war, hätte ihm öffentlich um den Hals fallen und ihn küſſen mögen.

Aber, könnte man fragen, was gehen uns die Piaſten an? Iſt vielleicht das Werk nur eine Art von höherm Familienroman, wenn es ſich vorzugsweiſe um Fortdauer und Ausſterben von Fürſtengeſchlechtern dreht? Wo bleibt denn das höhere Intereſſe für uns, die Lebenden, die nach einem bekannten Wort recht haben? Es fehlt dem Roman, iſt darauf zu antworten, durchaus nicht an einem allgemeinern deutſchen Intereſſe und an dem geſchichtlichen Ausblick, der ſich bis auf die Gegenwart erſtreckt. Abgeſehen von den gelungenen Sittenſchilderungen, welche von ſelbſt zur Vergleichung mit der Gegenwart einladen, von den religiöſen Streitigkeiten zwiſchen Proteſtanten und Katholiken namentlich, die damals unwillkürlich eine politiſche Tendenzfärbung bekamen, handelt es ſich in dieſem Roman, um es kurz zu ſagen, um den Kampf zwiſchen Preußen und Oeſterreich. Dies zeigt ſich ſchon im Anfang, zieht ſich durch den weitern Verlauf der Geſchichte hindurch und tritt am Schluß noch einmal in vollſter Bedeutſamkeit hervor. Wir führen einige Momente an. Im Religionsfrieden war Schleſien Religionsfreiheit zugeſichert worden; dennoch wurden über tauſend proteſtantiſche Kirchen geſchloſſen, ihre Pfarrer und Schullehrer entlaſſen. Jeſuiten verſuchen in unſerm Buche, hauptſächlich durch weibliche Werkzeuge, Schleſien ganz katholiſch zu machen; die Regentin erregte, wie ſchon oben bemerkt, durch ihren häufigen Verkehr mit katholiſchen Prieſtern, ſelbſt mit

Jeſuiten, durch den Uebertritt ihrer Tochter zur katholiſchen Kirche und die ſchnelle, rückhaltloſe Verzeihung, die ſie ihr hatte angedeihen laſſen, im Lande Beſorgniß und mußte daher vor der Zeit abtreten; der Graf von der Liegnitz ſelbſt hätte um den Preis eines Glaubenswechſels, wie ihm von Jeſuiten vorgeſpiegelt wurde, der Nachfolger ſeines Neffen werden können, aber er war edelmüthig genug, dieſes Anerbieten zurückzuweiſen. — Im Kriege gegen Frankreich ſodann werden die Unternehmungen des Großen Kurfürſten von Preußen fortwährend durch die Eiferſucht Oeſterreichs gelähmt. — Nach dem Tode des letzten Piaſten endlich nahm Oeſterreich ungeachtet der Erbanſprüche Brandenburgs die Fürſtenthümer in Beſitz. Als der Große Kurfürſt nach Beendigung des ſchwediſchen Kriegs 1684 ſeine Anſprüche vorbrachte, erhielt er den Beſcheid, daß ſeine Prätenſion auf die ſchleſiſchen Fürſtenthümer längſt abgethan ſei, und nur, weil man brandenburgiſche Truppen gegen die Türken ſehr nöthig brauchte, erhielt er 1686 den kleinen ſchwiebuſer Kreis als Entſchädigung; die Rückgabe deſſelben durch ſeinen Nachfolger Friedrich Wilhelm war aber auch ſchon insgeheim geſichert. Da war es, daß der ergrimmte Fürſt bei der Unterzeichnung des Verzichts die Worte ſprach, ein claſſiſches Citat, das prophetiſch geworden iſt: „Exoriare aliquis ex ossibus meis ultor!" (Warum nicht: nostris ex ossibus, wie es bei Virgil heißt?), d. h. „Aus meinen Gebeinen wird einſt ein Rächer aufſtehen!" Dieſer Rächer war Friedrich der Große; er erbot ſich, für die Rückgabe der ſchleſiſchen Fürſtenthümer, auf die ſein Haus Anſpruch gehabt, Maria Thereſia gegen ihre Feinde beizuſtehen, und als er mit Hohn zurückgewieſen wurde, verlor Oeſterreich nicht blos jene Fürſtenthümer, ſondern ganz Schleſien mit Ausnahme eines kleinen Theils (III, 395 fg.).

Der Verfaſſer hat ein, wenn auch nicht gerade geniales, ſo doch wohlgelungenes Werk geliefert, das namentlich den drei am Anfang dieſer Beurtheilung von uns aufgeſtellten Grundſätzen Genüge leiſtet. Die Sprache iſt gewählt und edel.

Guſtav Hauff.

Tſchudi's ſüdamerikaniſche Reiſen.

Reiſen durch Südamerika. Von J. J. von Tſchudi. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzſchnitt und lithographirten Karten in Buntdruck. Erſter und zweiter Band. Leipzig, Brockhaus. 1866. Gr. 8. 6 Thlr.

Bei den vielfältigen intimen Verbindungen Deutſchlands mit Braſilien iſt eine eingehende Beleuchtung der dortigen Zuſtände, wie ſie in den vorliegenden beiden erſten Bänden des neuen Tſchudi'ſchen Reiſewerks begonnen wird, zu einem unabweislichen Bedürfniß geworden. Wie ſehr dies der Fall iſt, würde man jedoch, da die Literatur über Braſilien bereits eine zahlreiche iſt, vor der Lektüre dieſer Bände wol kaum vermuthet haben; es ſtellt ſich hier eben wieder recht überraſchend heraus, wie die wahre Gründlichkeit immer neu iſt. Freilich iſt ein ſo junges, in ſtetem Wechſel fortſchreitendes Land wie Braſilien gewiſſermaßen auch ein immer neuer Gegenſtand.

Die vorliegenden Bände enthalten zunächſt die Beſchreibung einer Reiſe von Rio-de-Janeiro durch die Provinz Minas Geraes nach der neuen deutſchen Mucurycolonie und von dort über den Mucury zurück, welche der Verfaſſer in den Jahren 1857 und 1858 ausführte. Die damals gewonnenen Beobachtungen wurden aber während ſeiner officiellen Stellung als außerordentlicher Geſandter der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft am Hofe des Kaiſers Dom Pedro II. in den Jahren 1860 und 1861 weſentlich ergänzt und die ſehr reichhaltig beigebrachten ſtatiſtiſchen Angaben bis auf die jüngſte Zeit fortgeführt, ſodaß wir nun von den dortigen Zuſtänden eine gediegene, ſo eingehende wie lichtvolle Darſtellung erhalten. Wenn die folgenden Bände des Werks, welche die Reiſe quer durch den Continent nach der Küſte des Stillen Oceans enthalten ſollen, eine ebenſo erſchöpfende Darſtellung gewähren, ſo wird daſſelbe ohne Frage in der Reiſeliteratur über Südamerika Epoche machen. Eine höchſt ſchätzbare Beigabe ſind die ſehr zahlreichen und ſauber ausgeführten Abbildungen und Karten, indem ſie nicht blos dem Namen nach, ſondern wirklich und weſentlich Illuſtrationen des Textes ſind. Die niedlichen Initialvignetten haben uns dabei ganz beſonders angeſprochen. Ueberhaupt iſt die Ausſtattung des Werks eine ausgezeichnete; an den ſchönen Antiquatypen wird ſich jeder Schüler und Anhänger Jakob Grimm's eine wahre Güte thun können.

Der erſte Band zerfällt in vier Kapitel. Das erſte Kapitel, welches die Reiſe von Hamburg nach Rio-de-Janeiro an Bord des großen eiſernen, der Hamburg-Braſilianiſchen Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft gehörigen Schraubendampfers Teutonia beſchreibt, enthält gleich eine intereſſante Darſtellung der transatlantiſchen Dampfſchiffahrt, vielfach beleuchtet durch perſönliche Erlebniſſe des vielgereiſten Verfaſſers, ſodann die Beſchreibung der unterwegs berührten Inſeln des Grünen Vorgebirgs und der Städte Pernambuco und Bahia, ſowie ihrer auch für Deutſchland hochwichtigen Handelsbewegung. Pernambuco, die drittgrößte Stadt des Kaiſerreichs, ſteht hinſichtlich ihres ſchwunghaften Handels nur wenig hinter Bahia, der zweiten Stadt Braſiliens, zurück. Es führt größtentheils Producte des Zuckerrohrs und Baumwolle aus. Im Finanzjahre 1861—62 belief ſich der Export auf 12,339859 Milreis, was jedoch an 76 Contos de Reis weniger als der Durchſchnitt der vorhergehenden fünf Jahre war. Die Ausfuhr geht hauptſächlich nach England, Portugal, Frankreich, nach Nordamerika, den La-Plata-Staaten und Chile. Die Einfuhr belief ſich im nämlichen Jahre auf 17,340843 Milreis. Ihre Hauptgegenſtände ſind Manufacturwaaren, Stockfiſche, Eiſenwaaren, Weizenmehl, Wein, Trockenfleiſch, welche hauptſächlich aus England, den Vereinigten Staaten, Portugal, den Hanſeſtädten, den La-Plata-Staaten, Spanien, Oeſterreich kommen. Im Jahre 1855 wurde in Pernambuco der Grundſtein zu einer Eiſenbahn gelegt, welche die Provinzialhauptſtadt mit dem reichen ſüdweſtlich gelegenen Thale des Rio-São-Francisco verbinden und einſt oberhalb des berühmten Waſſerfalls von Paulo Affonſo den

Rio-São-Francisco, da, wo er wieder anfängt schiffbar zu werden, erreichen soll, um so das unermeßliche, fruchtbare, wenn auch jetzt noch außerordentlich schwach bevölkerte Binnenland dem Welthandel zu eröffnen. Vorderhand ist jedoch nur eine 20 Legoas lange Strecke mit englischem Gelde und von englischen Ingenieuren gebaut worden, deren Einnahme bisher nur selten die Ausgaben überstiegen, ja kaum erreicht hat. Hieraus läßt sich freilich kein Schluß auf die Zukunft der Bahn ziehen. Pernambuco ist der Sitz einer der beiden Rechtsschulen des Reichs. Universitäten, die wie in Deutschland sämmtliche Facultäten vereinigen, gibt es nicht in Brasilien. Eigenthümlich erscheint uns bei diesen Schulen, daß die Studenten größtentheils Familienväter sind und Weib und Kind an den Sitz der Schule mitnehmen. Frühe Heirathen sind eben in Brasilien fast allgemein.

Bahia, eigentlich São-Salvador de la Bahia de todos os Santos, einst die Hauptstadt von Brasilien, nimmt auch jetzt noch sowol hinsichtlich der Bevölkerung, welche an 100000 Seelen beträgt, wie hinsichtlich des Handels die zweite Stelle des Reichs ein. Im Jahre 1861—62 exportirte der Platz für 16,791101 Milreis und importirte direct aus überseeischen Ländern für 17,385000 Milreis. Die Hauptausfuhrproducte sind Zucker, Rum, Kaffee (1861—62: 198316 Arrobas im Werthe von 1,216176 Milreis) und Taback (1861—62: 109514 Arrobas im Werthe von 4,398895 Milreis). Das Hinterland bringt auf den Markt von Bahia zum Export gesalzene und getrocknete Häute und Diamanten (1861—62: 4532 Oitavas im Werthe von 1,356900 Milreis). Trotz dieser günstigen Zahlenausweise sind jedoch die Handelsverhältnisse in Bahia ziemlich ungünstig. Noch ehe sich der Platz von der schweren Krisis 1857—58 erholt hatte, traten in den nächsten Jahren infolge außerordentlicher Dürre im Innern der Provinz mehrere Mißernten ein. Der Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen zwang viele Plantagenbesitzer, einen Theil ihrer Sklaven auf den Markt von Rio-de-Janeiro zu schicken, um mit dem erlösten Gelde Nahrungsmittel für die übrigen zu kaufen, und hohe Interessen für Kapitalien zu zahlen, die in frühern Jahren fast leichtsinnig aufgenommen worden waren. Durch die Verminderung der Arbeitskräfte wurde natürlich auch die Productionsfähigkeit geschwächt, ohne daß Hoffnung vorhanden ist, diesem schwersten Schlage abhelfen zu können. Dabei ist der Credit des Platzes durch die große Unsolidität einer zahlreichen Klasse dortiger Kaufleute wesentlich erschüttert worden:

Wenn sich die Handelsverhältnisse Bahias nicht bald gründlich bessern, wozu vorerst noch wenig Aussicht vorhanden sein soll, so dürfte Pernambuco, das sich seit dem nordamerikanischen Kriege durch die Baumwollproduction der Provinz besonders gehoben hat, bald die zweite, Bahia aber die dritte Hauptstadt des Reichs werden.

Das zweite Kapitel nimmt den größten Theil des Bandes, von S. 54—192, ein und enthält eine Beschreibung von Rio-de-Janeiro, zugleich mit einer Schilderung der allgemeinen Verhältnisse des Landes:

Rio-de-Janeiro (eigentlich São-Sebastião do Rio-de-Janeiro) ist nicht nur an Einwohnerzahl (etwas über 300000 Seelen) und an territorialer Ausdehnung, sondern auch durch sein industrielles, commerciales und wissenschaftliches Leben die erste Stadt Südamerikas und wird auf der ganzen westlichen Hemisphäre in dieser Hinsicht nur durch einige der größten Städte der Vereinsstaaten übertroffen. Die große, sichere, unvergleichlich schöne Bai, in der die Flaggen aller seefahrenden Nationen wehen und einen überseeischen Handelsverkehr vermitteln, der nach dem Durchschnitt der fünf jüngst verflossenen Jahre jährlich einen Geldwerth von 325 Millionen Franken repräsentirte, das rege Leben einer großen Stadt mit einem reich producirenden Hinterlande, ein unverkennbares Streben nach geistiger Entwickelung und materieller Verbesserung, großartige öffentliche Anstalten, Reichthum und Luxus vereinigen sich, um Rio-de-Janeiro eine bedeutende Stelle in der Reihe der Weltstädte zu sichern. Besonders im verflossenen Decennium soll sich die Stadt nach jeder Richtung hin außerordentlich entwickelt haben.

Der Eindruck, den die Stadt in ihrem Innern macht, ist nicht gerade ein günstiger. In der alten, eigentlichen Handelsstadt sind die Straßen eng und zeichnen sich weder durch Reinlichkeit noch durch gutes Pflaster aus, obgleich man sich Mühe gibt, letzteres in ordentlichem Stande zu erhalten. Die bedeutendste Straße der Stadt ist die Rua direita. Ihre Vorzüge sind ansehnliche Breite, Regelmäßigkeit und gutes, aber sehr theures Pflaster; denn die dazu verwendeten Steine wurden aus England (von der Insel Wight) eingeführt. Hier befinden sich viele sehr bedeutende Handelshäuser, große Waarenlager, elegante Kaffeehäuser, die stark besuchte Börse, das Posthaus, die sehenswerthe Kirche S.-Cruz, einige schmutzige Zugänge zum gewaltigen Zollhause und die Ausmündungen von acht großen Straßen. Die hübscheste von diesen ist die Rua do Ouvidor, Sitz der eleganten Detailverkäufer, mit zahlreichen, geschmackvollen Verkaufslocalen besonders französischer Mode- und Quincailleriewaaren.

Die Altstadt kann, wie Rom, eine Siebenhügelstadt genannt werden. Auch in der neuen Stadt oder den Vorstädten, die sich nach Westen vom Campo-de-Sant'-Anna und längs der Praia-de-Santa-Luzia nach Botafogo und Praia-Vermelha ausdehnen, ist das Terrain größtentheils bergig:

Die Hügel sind mit zahlreichen Häusern und Villen, und zum Theil mit der üppigsten Vegetation bedeckt. Der Theresenberg (Morro-de-Santa-Theresa) mit seinen vielen lieblichen Landsitzen und einer wundervollen Fernsicht auf die Bai ist ein Lieblingsaufenthalt der europäischen Bevölkerung Rios. Während in der Altstadt die Häuser hoch, schmal und tief sind, zeigen sie in den neuen Stadttheilen durchgehends eine etwas bequemere und angenehmere Bauart, obgleich im allgemeinen auch an sie nicht der Maßstab der Solidität, Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit und Eleganz der neuen Häuser einer mitteleuropäischen Stadt angelegt werden darf. Einzelne Wohnungen reicher Privatleute machen allerdings eine Ausnahme von der Regel. Bei manchen von ihnen sind die äußern Wände mit glasirten, bunten Porzellanziegeln, meistens weiß mit blauen Zeichnungen, belegt, was ihnen einen ungemein freundlichen und reinlichen Ausdruck verleiht; andere sind in italienischem Stile aufgeführt, bei einzelnen läßt sich der maurische Typus nicht verkennen. Vielleicht wird in Zukunft auch bei den Bewohnern Brasiliens ein entwickelterer Sinn für Architektur rege. Einer der reichsten Brasilianer, der Baron von Neufreiburg, hat in neuester Zeit in der schönsten und breitesten Straße der

Neuſtadt, in der Rua do Cattete, auf dem Weg nach Botafogo, mit außerordentlichen Unkoſten ein großes Palais aus Quadern durch einen deutſchen Ingenieur ausführen laſſen.

Im allgemeinen iſt Rio-de-Janeiro an Denkmälern der Baukunſt arm. Das großartigſte Bauwerk iſt ohne Zweifel die berühmte, über 3000 Klafter lange Waſſerleitung zwiſchen dem Morro-de-Sta.-Thereſa und dem Morro-de-S.-Antonio. Ebenſo auffallend iſt der Mangel an plaſtiſchen Monumenten. Erſt in neuerer Zeit hat die Stadt ein Kunſtdenkmal von Bedeutung erhalten. Den 30. März 1862 wurde auf dem Largo do Rocio die bronzene Reiterſtatue des erſten Kaiſers von Braſilien, Dom Pedro I., unter großen Feierlichkeiten enthüllt. Der Künſtler hat ſeinen Helden in dem Momente dargeſtellt, wie er auf dem Felde Ipiranga die eben erhaltene Depeſche emporhält und mit dem Ausrufe: „Tod oder Unabhängigkeit!" Braſiliens Unabhängigkeit vom Mutterland erklärt.

Lobend gedenkt der Verfaſſer beſonders noch des botaniſchen Gartens:

Obgleich derſelbe in ſtreng wiſſenſchaftlicher Bedeutung weit hinter ähnlichen Anſtalten ſelbſt kleiner deutſcher Univerſitätsſtädte zurückſteht, ſo ſchließt er doch Schönheiten in ſich, durch die er jeden botaniſchen Garten des europäiſchen Continents weit überragt. Staunen und Bewunderung erregt die wundervolle Palmenallee dem Hauptthore gegenüber, ein ſtarrer Säulengang mit lebensfriſchen Capitälen. Nur bei einigen Brahmanentempeln Oſtindiens ſollen Palmalleen von ähnlicher Schönheit wie dieſe vorkommen. Die dieſe Allee bildende Palma real iſt nicht in Braſilien einheimiſch, ſie iſt die oſtindiſche Oreodoxa regia, hat aber in dem feuchten, heißen Klima und in dem üppigen Boden Rio-de-Janeiros ein zweites Vaterland gefunden, in dem ſie wenigſtens ebenſo trefflich gedeiht, wie in ihrer urſprünglichen Heimat. Andere Alleen von luftigen Caſuarinen und dichtbelaubten, gewaltigen Jacas (Brotfruchtbäumen) machen auf den europäiſchen Beſucher einen faſt ebenſo lebhaften Eindruck, beſonders letztere mit ihren rieſenhaften Früchten; herrliche Gruppen von Bambusrohr, einzelnſtehende prachtvolle Palmen verſchiedener Arten, alle Gattungen Gewürzbäume beider Welttheile und manche andere tropiſche Handelspflanzen erregen hohes Intereſſe.

Den Gaſthäuſern und Kaffeehäuſern wird wenig Beifall gezollt, deſto mehr Intereſſe erregt die große Markthalle ſowol wegen der mannichfachen, dort ausgeſtellten Waaren, als auch wegen ihrer verſchiedenartigen und verſchiedenfarbigen Käufer und Verkäufer. Bei dieſer Gelegenheit werden die verſchiedenen Obſt- und Gemüſeſorten, die Fiſche und andere Seethiere, die Fleiſchwaaren näher beſprochen. Die Beſprechung der Temperaturverhältniſſe führt ſodann zu Schilderung der Krankheiten und der Humanitätsanſtalten der Stadt, durch die ſie wahrhaft groß daſteht. Die Sta.-Caſa da Miſericordia, das allgemeine Krankenhaus, bietet mit ihrer 600 Fuß langen Façade vom Hafen aus einen überraſchend impoſanten Anblick; aber noch gewaltiger iſt der Eindruck bei einem Beſuche des Spitals ſelbſt, indem erſt da die immenſen Räumlichkeiten in ihrer Totalität gewürdigt werden können. Im Jahre 1860 betrugen die Einnahmen 540 Contos de Reis, die Ausgaben 552 Contos (gegen 1½ Millionen Franken). Der tägliche Krankenbeſtand wechſelt von 800—1100 Individuen. Im Jahre 1860 wurden 13622 Kranke behandelt, von welchen 10850 Ausländer waren. In der Poliklinik, welche in der Miſericordia ebenfalls abgehalten wird, wurden zu gleicher Zeit noch 7500 Kranke bedient. Dependenzen der Miſericordia ſind ferner noch das Hospital Dom Pedro's II., ein großartiges und ſehr zweckmäßig eingerichtetes Irrenhaus, das Waiſenhaus, das Findelhaus und das Begräbnißunternehmen. Außerdem hat man noch das Hospital Sta.-Iſabel für am Gelben Fieber oder an der Cholera erkrankte Matroſen und Immigranten, das Hospital der portugieſiſchen Hülfsgeſellſchaft, ein prachtvolles Gebäude, das Blinden- und Taubſtummeninſtitut u. ſ. w.

Der Verfaſſer geht hierauf zu einer Ueberſicht der Bewohner der Hauptſtadt über. Mit Ausnahme der Portugieſen ſind die Franzoſen unter allen fremden Nationen am ſtärkſten vertreten. Paris und der Elſaß liefern das ſtärkſte Contingent. Sie ſind vorzüglich Hauſirer (Mascates), Wirthe, Köche, Schneider, Perruquiers, Mode- und Quincailleriewaarenhändler. Die elegante Rua d'Ouvidor iſt vorzüglich von ihnen bevölkert. Unter dem Handwerkerſtande finden ſich viele Franzoſen als geſchickte Arbeiter. Mehrere franzöſiſche Handelshäuſer nehmen eine ſehr ehrenvolle und einflußreiche Stelle im Exporthandel ein.

Nach den Franzoſen ſind die Deutſchen numeriſch am ſtärkſten vertreten. Sie gehören größtentheils dem Kaufmannsſtande, in geringerer Menge dem Handwerkerſtande an. Das Nämliche gilt von den Schweizern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das germaniſche Element in Rio-de-Janeiro durch weit mehr Intelligenz und Bildung vertreten iſt als das galliſche, und daß es bei den Eingeborenen auch durchſchnittlich in höherer Achtung ſteht als dieſes. Engländer haben ſich ebenfalls in ziemlich großer Anzahl niedergelaſſen und zwar auch großentheils als Kaufleute. Einige der größern Handelshäuſer gehören engliſchen Firmen. Nordamerikaner ſind weniger zahlreich; ſie ſind Kaufleute, Ingenieure, Mechaniker, Leiter techniſcher Etabliſſements, Bibelcolporteure. Das größte Kaffee-Exporthaus Rios iſt die nordamerikaniſche Firma Maxwell und Comp. Sie verſchifft jährlich 400—500000 Sack Kaffee (faſt die Hälfte der geſammten Kaffeeausfuhr) nach den Vereinigten Staaten.

Nach einer ſehr lebhaften Schilderung der in der Stadt lebenden Portugieſen, deren Zahl an 80000 beträgt, und die man in allen möglichen ſocialen Stellungen, vom zerlumpten Bettler bis zum Millionär, findet, ſchildert der Verfaſſer hierauf eingehend die einheimiſche Bevölkerung, die Braſilianer, den Handel und die Finanzlage Braſiliens, die Conſtitution, den Senat, die Deputirten, die Wahlagitationen und die häufigen Miniſterwechſel, den Adel und das Militär, die vernachläſſigte Familienerziehung und das wohlverſorgte Schulweſen, die Bibliotheken und den Buchhandel, wobei der großartigen Verlags- und Sortimentshandlung der Herren Heinrich und Eduard Lämmert näher gedacht wird; ferner die bereits in voller Blüte ſtehende Literatur und die jetzt ſchon

ins Kraut ſchießenden Tagesblätter; endlich die Sklavenfrage, die Freigelaſſenen und die Sklaven.

Im nächſten Kapitel begleiten wir den Verfaſſer nach Petropolis, der bekannten deutſchen Colonie. Die anderthalbſtündige Fahrt auf dem Dampfboot nördlich nach Porto-de-Maua durch die herrliche Bai mit ihren zahlreichen größern und kleinern idylliſchen Inſeln und ſonderbar geformten, kühn hervorragenden Felſen gewährt einen eigenthümlichen Reiz. In etwa 23 Minuten gelangt man dann auf der Eiſenbahn an den Fuß des Gebirgs, der Serra d'Eſtrella. Weiter geht's in Wagen über das Gebirge auf einer Kunſtſtraße, die im Zickzack durch eine herrliche, großartige Landſchaft führt, in welcher Urwald, Weideplätze, groteske Felſenpartien, Schluchten, Bäche und kleine Waſſerfälle in buntem Wechſel das Auge entzücken. Im obern Theile der Straße eröffnet ſich ein wundervolles Panorama auf die Bai und die zurückgelegte Wegſtrecke, bei günſtiger Beleuchtung eine Ausſicht von zauberhaftem Effect.

Der Verfaſſer gibt uns eine bündige Darſtellung der ſo ſchmählichen Geſchichte dieſer deutſchen Colonie Petropolis, des Schwindels und der Rückſichtsloſigkeit, die ſich die leitenden Parteien bei der Gründung derſelben ſo vielfach zu Schulden kommen ließen. Es wird dabei wieder recht anſchaulich, ein wie dringliches Erforderniß die Organiſation und Ueberwachung der geſammten colonialen und Auswanderungsverhältniſſe Deutſchlands iſt, damit die großen darin begriffenen Kräfte nicht weiter verſchleudert, ſondern zum gegenſeitigen Frommen der Colonie und des Mutterlandes verwerthet werden. Petropolis! Liegt nicht ſchon in dem Namen ein bitterer Spott für eine auf Agricultur angewieſene Colonie, namentlich wenn der ſteinige Boden dem Namen ſo buchſtäblich wie hier entſpricht? Die Gegend hat allerdings eine vorzügliche Luft, und dem Umſtande, daß deshalb ſich ein Sommerpalaſt des Kaiſers hier befindet und daß viele wohlhabende Familien der Hauptſtadt hier ihre Villeggiatur halten, iſt es zuzuſchreiben, daß trotz aller anfänglichen Schwierigkeiten Petropolis ſelbſt ſich zu einer Cidade mit 1500 Einwohnern emporgeſchwungen hat; allein dieſe günſtigen Umſtände dürften leicht ſich als vorübergehend herausſtellen, da die Familien wieder wegziehen können. Die Deutſchen der Stadt werden vom Verfaſſer nicht gerade gelobt:

Von den deutſchen Anſiedlern wohnen in Petropolis ſelbſt faſt nur die Handwerker; ſie genießen aber durchſchnittlich keines beſonders guten Rufs hinſichtlich ihrer Arbeiten. Ich meinerſeits muß geſtehen, daß ich noch nirgends ſo ſchlechte Arbeit erhielt und ſo unverſchämt geprellt wurde wie hier. Ein deutſcher Tiſchler z. B. verlangte mir für das Einleimen eines 3 Zoll langen Bretchens in eine Chatoulle, wofür in Deutſchland kaum 1 Groſchen bezahlt würde, 2500 Reis (1 Thlr. 25 Ngr.) ab!

Und weiter heißt es:

Die junge Generation hat ſchon größtentheils braſiliſche Sitten und Sprache angenommen, namentlich der weibliche Theil derſelben, deſſen Moralität, den Landeskindern gegenüber, nicht beſonders gelobt wird. Hunger und Elend in der erſten Zeit des Coloniallebens hatten die Bande des Familienlebens gelockert und das Gefühl für Sittlichkeit gewaltig abgeſtumpft; an ſteten Verſuchungen und an geſuchten Gelegenheiten zur Immoralität fehlte es nie. Die Sommergäſte Rio-de-Janeiros ſind gern geſehene Beſucher in vielen Häuschen der Coloniethäler.

An einer andern Stelle hebt der Verfaſſer hervor, daß unter allen Führern, die er auf ſeiner Reiſe durch Südamerika gebrauchte, er ſich nur über einen deutſchen aus Petropolis ernſtlich zu beklagen hatte.

Ueber das Ackerbauterrain der Colonie ſagt der Verfaſſer:

Die Wahl der ehemaligen Fazenda Corrego ſecco zu Coloniſationszwecken war eine ſehr unglückliche, da ein großer Theil derſelben der Cultur faſt unzugänglich iſt. Der Boden beſteht aus verwittertem, ſtark eiſenſchüſſigem Granit mit einer ſehr ſpärlichen Humusdecke, das Terrain hauptſächlich aus ſteilen Waldlehnen, nur um die Sohlen der kleinen Flüßchen ſind einige wenige ſanft geneigte oder ebene Parcellen. Werden dieſe Waldlehnen abgeholzt und in Cultur gezogen, ſo ſind ſie ſchutzlos den äußerſt heftigen Platzregen ausgeſetzt, und oft wird ſchon die erſte Ausſaat nach einer Rodung mit dem wenigen fruchtbaren Erdreich durch einen wolkenbruchähnlichen Guß abgeſchwemmt und ſo die Arbeit und Hoffnung des Coloniſten gänzlich zerſtört. Unter ſolchen Verhältniſſen kann natürlich von Ackerbau kaum die Rede ſein.

An die Schilderung des ſchönen kaiſerlichen Palais in Petropolis knüpft Tſchudi intereſſante biographiſche Notizen über Dom Pedro II., in welchen ſich dieſelbe Anerkennung, die dieſem Fürſten gewöhnlich zutheil wird, ausſpricht. Indem von Petropolis aus die größere Reiſe ins Innere anhebt, ſchließt das Kapitel mit einer Reihe von Bemerkungen über Reiſeausrüſtungen und die Art, in Braſilien zu reiſen, welche, von der Hand eines ſo Vielgewanderten und Vielbewanderten, alle Beherzigung verdienen dürften.

Wilhelm Gentheim.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Eine Canzone Albert Möſer's.

An den Tod. Canzone von Albert Möſer. Leipzig, Matthes. 1866. 8. 6 Ngr.

In einer Zeit, in der das bequeme und ſchlotterige Dichten zur Tagesordnung gehört, müſſen die kunſtvollen Strophenbildungen ſowie die feingegliederten Metra den Dichtern als eine Paläſtra zu künſtleriſcher Kraftübung doppelt empfohlen werden. Wir wenigſtens nehmen derartige Gedichte ſtets mit einem günſtigen Vorurtheil für das Streben des Dichters in die Hand, während uns der ſalope Heine'ſche Nachtrab mit ſeinen poetiſchen Ziſchlauten ſtets eine Abneigung einflößt, deren wir nicht Herr werden können.

Albert Möſer hat ſich in Sonetten und Oden als ein Dichter bewährt, der nicht auf dem Lotterbette der Heine'ſchen Jüngerſchaft ausruht, ſondern nach den Kränzen formeller Schönheit ſtrebt. Ein neuer Beweis hierfür iſt die vorliegende Canzone. Wir haben in Deutſchland nicht viele Canzonen; zu den ſchönſten gehören die von Max Waldau: „O dieſe Zeit!" Die Canzone eignet ſich nur für eine Reflexionspoeſie, deren verſchlungene Gedankengänge ſie in ihren Reimverſchlingungen abſpiegelt. Das Hin- und Hergehen der Gedanken und Empfindungen findet in dieſer Strophenform einen angemeſſenen

Ausdruck; es ist ein Suchen und Fliehen in derselben, das an romanische Nationaltänze erinnert. Freilich hat sie etwas Langathmiges, was der gerade auf das Ziel losgehenden Energie des deutschen Denkens wenig entspricht. Die Gefahr der Canzone für uns liegt in der Verwässerung des Gedankens, zu der die langgestreckte Strophe mit ihren nach längerer Pause wiederkehrenden Endreimen verführt. Nur diejenige Canzone wird vollkommen sein, wo der Gedanke sich nie in die Windungen der Strophe verliert, wo er nie dem Endreime Zugeständnisse macht, sondern sich, gegenüber allen schmeichlerischen Verlockungen, seine Energie bewahrt.

Die Möser'sche Canzone hat große formelle Vorzüge. Nur selten treten in ihr Inversionen hervor oder jene salope Architektonik der Syntax, welche sich in die künstlerische Architektonik der Strophe hineinbaut. Für Möser zeigt sich dieselbe nicht als ein Prokrustesbett, auf welchem die Constructionen gedehnt und gestreckt werden. Inversionen wie die folgenden:

Und seht, Natur, gedenk der Mutterpflichten,
Lieb sorgend, die sie schuf, den Creaturen —

welche das Siegel dichterischer Unfreiheit tragen, gehören zu den Seltenheiten; ebenso harte Apostrophirungen wie:

Soll'n ewig neu Geschlechter sich begatten! —
Ein Reich, wo stumm verhall'n des Leides Klagen.

Dagegen sind einzelne Strophen nicht von dem Vorwurf freizusprechen, daß sie in ihrem weitbauschigen Gewande einen etwas kärglichen Gedankeninhalt verhüllen. So z. B. die folgende, die an die bekannten Stellen in Schiller's „Lied von der Glocke" anklingt und schließlich doch nur den trivialen Gedanken umschreibt, daß alle Menschen sterben müssen:

Wenn du dich nahst, sinkt bleich der Fürst vom Throne,
Es wankt, was leucht in schnöden Elends Solde;
Du tilgst, was hehr, du tilgst das Frech-Gemeine,
Das Edle welkt, es welkt geknickt das Holde;
Wol steht der Sinn, vom Reiz bestrickt: „o schone!"
Umsonst! Es wird zu Staub im düstern Schreine:
Ob bang das Herz auch weine,
Was frommt's? Du raubst das Weib voll Hohn dem Gatten,
Der Mutter Bild entrückst du kalt dem Kinde;
Den Freund, wie eng ihn Freundesarm umwinde,
Entraffst du jäh ins nächt'ge Reich der Schatten:
Wir stehn erstaunt; doch ob uns Schreck durchschauert,
Was kümmert's dich, der im Verborgnen lauert?

Möser will in dieser Dichtung, wie er im Nachwort ausspricht, sich „ernsthaft in das große Geheimniß des Todes versenken", und zwar in einer dichterischen Auffassung, welche nicht wie die meisten den Tod als das unerwünschte Ende des möglichst leichtfertig zu verbringenden Lebens, sondern vielmehr dieses Leben selbst — mit Sokrates — als eine dauernde Vorbereitung auf den Tod anzusehen geneigt ist.

Der Gedankengang der Canzone ist der folgende: dem großen Menschenschwarm, die am Staube kleben, immer nach Genuß begehren, ist der Tod der Uebel schlimmstes; der Weise dagegen hat in Leid und Lust des Erdenlebens die leise Mahnung des Todes und ist gerüstet auf die Stunde des Sterbens. Der Tod ist der Herr über alle, die da sind und waren, große herrliche Völker sind von ihm verschlungen worden. Schiffbruch, Feuersbrunst, Erdbeben, Pest und Krieg sind seine Sklaven und Schergen. Dann fragt der Dichter den Tod, ob er uns in nichts verwandelt, ob in freundlichere Zonen entrückt? Selbst volle Vernichtung wäre ein Glück:

Fern irdischem Entbehren,
Umfriedet und umhegt von stiller Truhe
Tief, traumlos tief für immerdar zu schlafen,
Und sanft umzirkt vom ew'gen Friedenshafen
Zu kosten allgenugsam-sel'ge Ruhe —
Solch Los, erlangt nach flücht'gen Lebenstagen,
Es wär' ein Glück, mit Worten nicht zu sagen.

Doch glaubt dies der Dichter nicht; er predigt die dualistische Lehre von Gott und Thier, welche in uns im Bunde sind. Der gottverwandte Geist in uns ringt vergebens danach, das Räthselwort des Weltgewirrs zu lösen. Deshalb erscheint dem Dichter dies Sein wie Traum, aus welchem uns der Tod erwachen läßt. Von der auf Erden herrschenden Selbstsucht erlösen uns Edelsinn und Liebe:

Und seht! Natur, gedenk der Mutterpflichten,
Lieb sorgend, die sie schuf, den Creaturen
Als sichres Erbtheil heißer Selbstsucht Trachten:
Drum rast nun Selbstsucht auf des Erdballs Fluren,
Sie lenkt der Menschheit hastendes Verrichten
Und herrscht allmächtig in des Busens Schachten:
Und weh! die gierentfachten
Gemüther schafft sie feindlich fremdem Glücke,
Und fremdes Leiden liebt sie frech zu höhnen,
Sie kennt nur sich, sich selbst nur mag sie fröhnen
Und säh' es kalt, bräch' auch die Welt in Stücke;
Und mitleidlos umhegt von eis'gem Walle
Schürt sie den Krieg von allen wider alle.

Doch wie erhaben ob des Erdballs Landen
Der Mond hinzieht am blauen Himmelsbogen,
Geruh'gen Gangs, von mildem Glanz umwoben —
Indeß tief unten grauf'ge Meereswogen
Mit lautem Anprall wildentfesselt branden
Und aufruhrtoll um zack'ge Klippen toben:
Also dem Sturm enthoben,
Dem rasenden, ichseliger Gedanken
Glühn mild in uns zwei hehre Himmelsmächte,
Ein Zeugenpaar dem sterblichen Geschlechte,
Daß, fremd der Welt, vom Götterwein wir tranken:
Denn ewig feind der Selbstsucht schnödem Triebe
Durchlohn zu tiefst uns Edelsinn und Liebe.

Dadurch sind wir den Banden der Naturmacht enthoben. Auch die Sehnsucht nach dem goldenen Zeitalter, das Ideal, wie es die Kunst in wundervoller Blüte darstellt, die lichten erhabenen Bilder unserer Brust zeugen dafür, daß der Geist sich über Irdisches erheben kann, daß er einst „zeitentrückt und frei von Raumesschranken" Beseligung schlürfen wird:

Drum Tod, leb' ich getrost und ohne Klage,
Wie du auch dräust, du kannst mich nicht vernichten;
Ich seh's gefaßt, wie der Lebend'gen Schwärme,
Von dir getilgt, stets mehr ringsum sich lichten;
Und sinkt geknickt vom Baum der Lebenstage
Mir Blatt um Blatt, glaub' nicht, daß ich mich härme:
Von milder Herzenswärme

Durchhaucht bad' ich mit Luſt in Geiſtesfluten
Und wandle rein, vor Niederm ſcheu erbebend;
Und brünſt'gen Drangs Vergöttlichung erſtrebend
Nütz' ich mit Ernſt die flüchtigen Minuten:
Und ſo, wann mir zu nahen dich gelüſtet,
Ob früh, ob ſpät, o Tod, ich bin gerüſtet.

Die ernſte Geſinnung, die das Gedicht durchweht, gibt ihm einen gewiſſen feierlichen Vollklang. Dennoch erſcheint uns die Grundſtimmung deſſelben als ein falſcher Idealismus, welcher an den das Leben verklärenden Mächten, der Liebe, der Kunſt, der edeln Geſinnung, nicht die ſelbſtgenugſame Herrlichkeit feiert, ſondern ſie nur als Zeigefinger betrachtet, die in das Jenſeits hinausweiſen. Indeß, ein Dichter ſchreibt ja keine philoſophiſche Abhandlung, wir haben mit ihm über ſeine Träumereien nicht zu rechten.

In künſtleriſcher Hinſicht möchten wir denjenigen Strophen den Vorzug geben, welche als kleine abgerundete Gemälde den Schiffbruch, die Feuersbrunſt, das Erdbeben, die Schlacht ſchildern; es ſind dies Nachtſtücke in meiſt glücklicher Beleuchtung. Freilich zeigt ſich auch hier wieder der etwas einſeitige Standpunkt des Dichters. So ſchildert er den Krieg in folgender Weiſe:

Und oftmals, wenn die Schar der Schergen alle,
Zu langſam, nicht genug dir ſchafft der Leichen,
Dann ſachſt du an, zu ſchaun ein großes Morden,
In Völkern Wahnſinn, welchem nichts mag gleichen,
Dann ziehn ſie her mit Schwertern und mit Schalle,
Zum Kampf bereit, von Süden und von Norden:
Von Haß gehetzt die Horden
Seht an! wie ſie entmenſcht ſich ſelbſt zerfleiſchen,
Indeß im Kreis verlaſſne Dörfer rauchen,
Bis nachtumflort die Tauſende verhauchen
Und übers Schlachtfeld gier'ge Raben kreiſchen:
Dann ſteht der Mond, webt er um Bergesſpitzen,
O Tod, dich froh auf Leichenhügeln ſitzen.

Gewiß iſt es ein Recht des Dichters, als Prophet eines künftigen goldenen Zeitalters aufzutreten und den Krieg als ein wahnwitziges großes Morden hinzuſtellen. Doch eine Hymne, deren Grundgedanke die Ueberwindung des Todes iſt, mußte doch auch Klänge haben, um den Tod fürs Vaterland zu feiern, deſſen Süßigkeit ſelbſt der ſeinen Schild fortwerfende Horatius Flaccus in einem noch fortlebenden Verſe gefeiert hat.

Im Nachwort beklagt ſich Möſer, daß das Intereſſe des deutſchen Publikums an den Schöpfungen ſeiner Dichter auf den Gefrierpunkt herabgeſunken ſei:

Die inhaltvollern ſchönwiſſenſchaftlichen Journale gehen ein oder hängen in den Leſeinſtituten verwaiſt und unberührt an den Wänden, die Feuilletons der Zeitungen ſcheinen nur da zu ſein, um nicht geleſen zu werden, und die günſtigſten Beſprechungen in beiden haben ſo gut wie gar keinen Erfolg. Denn bereits ſeit langer Zeit kennen die meiſten Mitglieder des „Volkes der Dichter und Denker" nur das eine große Beſtreben, den Begriff des ariſtoteliſchen ζῶον πολιτικόν als wandelnde Exempel zu illuſtriren, der ideale Sinn iſt in Acht und Bann gethan, und die Poeſie würde längſt aus der Welt verſchwunden ſein, wenn es nicht immer noch eine Sache der Mode und des Luxus geblieben wäre, an Geburtstagen und bei ſonſtigen außerordentlichen Gelegenheiten die Goldſchnittausgabe eines möglichſt leichtwiegenden Lyrikers Gemahlinnen, Töchtern oder Freundinnen auf den Toilettentiſch zu legen.

Dieſe Klage iſt wol berechtigt, aber nicht neu, und troſtreich mag es ſein, daß unſere claſſiſchen Dichter das gleiche Recht zu haben glaubten, ſich über das Publikum zu beſchweren, wie die Spätergeborenen. Es iſt bekannt, wie die Auflage von Goethe's „Geſammelten Schriften", die er während und nach ſeiner italieniſchen Reiſe veranſtaltete, welche „Iphigenie", „Taſſo", „Egmont" enthielt, einen ſehr ſchlechten Abſatz hatte und Goethe ſelbſt ſich beklagt, daß Deutſchland nichts von ihm wußte noch wiſſen wollte; es iſt bekannt, daß Schiller 1798 an Körner mit Bezug auf ſeinen „Muſenalmanach" ſchrieb: „Die Kälte des Publikums gegen lyriſche Poeſie und die gleichgültige Aufnahme meines Almanachs, die er nicht verdient hat, machen mir eben nicht viel Luſt zur Fortſetzung." Gleichwol brauchen ſich die Cotta'ſchen Erben über den buchhändleriſchen Erfolg von Schiller's Gedichten und Goethe's Dramen nicht zu beklagen. Unſere Dichter, wenn ſie auch keine Schiller und Goethe ſind, mögen nur mit Muth und Ernſt fortſchaffen. Wenn die Summe ihres Schaffens eine reſpectable iſt, ſo wird die jetzt überſehene einzelne Dichtung ſpäter noch immer zu ihrem guten Rechte kommen. **Rudolf Gottſchall.**

Deutſche Dichter im Jenſeits.

Die Literaturgeſchichte iſt Stückwerk, wie alles menſchliche Wiſſen. Selbſt diejenigen Literarhiſtoriker, welche die Werke unſerer Claſſiker am fleißigſten ausſchreiben, ſtoßen auf eine unüberſchreitbare Grenze in der Entwickelung derſelben. Bisher hielt man wenigſtens den Tod dafür, doch erweiſt ſich dieſe Anſicht als irrig. Die Entwickelung der Dichter geht im Jenſeits weiter fort, ja wir erfahren ſogar Näheres darüber. Welche Freude für die Literarhiſtoriker! Wie können ſie jetzt ihr reichhaltiges Material, das ſie bisher aus Briefen, Zettelchen u. dgl. ſchöpften, vervollſtändigen! Auch im Jenſeits ſprechen die Dichter noch ihre Meinungen und Anſichten aus — und die Literaturgeſchichte hat es ja mehr hiermit als mit ihren Werken zu thun! Wir haben ein vollſtändig authentiſches Mittel, alles Fehlende zu ergänzen und auch jetzt noch nachträgliche Meinungsäußerungen den Unſterblichen zu entlocken. Was Schiller über die Goethe'ſchen, Goethe über die Schiller'ſchen Werke dachte, das wiſſen wir genau, das wird uns immer wieder vorgetragen, um unſer eigenes Urtheil ja nicht auf Abwege gerathen zu laſſen. Nun wäre es aber doch für einen Geſchichtſchreiber der deutſchen Nationalliteratur intereſſant, zu erfahren, was Schiller z. B. über den zweiten Theil des Goethe'ſchen „Fauſt" denkt, über den die Anſichten ſo weit auseinandergehen. Er war freilich ſchon fünfundzwanzig Jahre todt, als das Werk erſchien, doch darauf kann es nicht ankommen. Man beſchwört ſeinen Geiſt und läßt ihn durch den Pſychographen ſeine Meinung ausſprechen. Das Nähere hierüber findet ſich in dem Werkchen:

Seelenkunde von F. Epp. Manheim, Schneider. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Wir wollen die Myſterien der Pſychographie nicht ausplaudern, die man bei Epp ſelbſt nachleſen möge;

wir wollen nur dasjenige hervorheben, was unſere Literatur über ihre bisher hartnäckig feſtgehaltene Grenzlinie hinausführt. Mit Vergnügen hören wir, daß die Geiſter Humor und Jovialität entwickeln und daß der Vorwurf der Geiſtesbeſchränktheit und der Armuth an Witz, welchen man den Geiſtern zu machen pflegt, ungerechtfertigt iſt. Wie möchte man doch da manchem lebenden Autor von Ruf dringend wünſchen, daß er ſich in einen Geiſt verwandele! Eine andere intereſſante Notiz betrifft den deutſchen Kosmopolitismus. Bei den Experimenten des Autors in Deutſchland erſchienen Geiſter der verſchiedenſten Nationalitäten, bei ähnlichen Verſuchen in Philadelphia nur die Seelen verſtorbener Amerikaner. Indeß hatten einige der erſten Geiſter, Napoleon, Schiller, Goethe, Heine, dieſe Schranke überwunden und auch dem amerikaniſchen Pſychographen ihren Beſuch gemacht. Wir erſehen z. B., daß Schiller's Geiſt erſchien und folgende Worte ſchrieb:

Ich höre rauſchende Muſik,
Des Schloſſes Fenſter ſind erleuchtet,
Wer ſind die Fröhlichen?

Niemand von uns konnte ſich des Dramas erinnern, in welchem dieſe Worte vorkamen, am allerwenigſten das Medium, welches ſie niederſchrieb, das in ſeiner engliſch-amerikaniſchen Schule noch niemals Schiller geleſen hatte. Erſt ſpäter erfuhr Frau Dr. T., als ſie die Familie des General Schurz in Bethlehem beſuchte und bei derſelben dieſes Vorfalls erwähnte, von General Schurz, der ſogleich den betreffenden Band Schiller's herbeiholte, in welchem die Stelle vorkommt, daß die Strophe aus „Wallenſtein's Tod" iſt. Ebenſo ſchrieb der Geiſt Shakſpeare's einige Verſe.

Weiterhin erfahren wir aus der Aeußerung eines jenſeitigen Gymnaſialdirectors, daß die größten Denker der Jetztzeit ſich im Jenſeits zum katholiſchen apoſtoliſchen Glaubensbekenntniß bekehrt haben, auch von Friedrich Schiller, daß die Vorliebe für den Katholicismus, die man ſeiner „Maria Stuart" zum Vorwurf gemacht hatte, ſich ſpäter bei ihm noch ausgebildet hat:

Friedrich von Schiller war in ſeinen Mittheilungen, wenn mein elfjähriger Sohn Karl pſychographirte, viel mehr zur Poeſie geſtimmt als bei mir. Auch in philoſophiſchen und in politiſchen Gegenſtänden ließ er ſich dann freier aus. Die Gedichte, welche er mir ſelbſt dictirt hat, ſind klein und unbedeutend. Intereſſant iſt aber ſeine Aeußerung über Religion. Er ſchrieb: „Ich halte dafür, daß die katholiſche Religion die beſſere iſt, weil ſie den Menſchen ſchont; ſie nutzt ihn nicht aus, wie der Proteſtantismus, indem ſie ihn aufrecht erhält: ſie vergibt dem Menſchen ſeine Sünden und läßt ihn auf Gott vertrauen. Wir glauben, daß der Zuſtand, in dem wir uns befinden, ein Uebergangszuſtand iſt, der 1000 Jahre dauert. Dann werden wir aufgenommen in den Himmel oder in die Hölle. Ich befinde mich jetzt wie im Paradies. Wir wiſſen nicht, was im Laufe der Zeiten geſchehen wird. Wir combiniren blos." (Dieſe Namensunterſchrift glich der Hand Schiller's vollkommen.)

Weiterhin erzählt Friedrich von Schiller:

Als ich nach dem Abſterben meines Körpers zum Bewußtſein kam, ſah ich mich allein. Doch in demſelben Augenblicke zerriß eine graue Wolke vor mir und Millionen Geiſter ſtarrten mich an. Gott war hoch über allen Geiſtern, die menſchenähnlich, von weißen Kleidern wie von Wolken umhüllt waren. Der Raum iſt groß und licht, Gott noch lichter.

Heute müßt ihr euch beſinnen,
Was das Schickſal mag euch ſpinnen.
Und das Unglück bricht herein.
Doch da iſt das Glück nicht fern.
Wo die Noth am größten iſt,
Denket an den Herrn.

Dieſe Notiz und Verſe ſchrieb der Geiſt Schiller's durch meinen Sohn Karl den 27. März 1865.

Dieſe Verſe athmen indeß ſo wenig Schiller'ſchen Geiſt und ſind ſo ungelenk, daß man die Einflüſſe des Jenſeits auf das poetiſche Schaffen für ſehr ungünſtig halten muß. Doch nein, wir kommen auf eine Vermuthung, von der es uns nur wundert, daß Epp ſelbſt nicht längſt darauf gekommen iſt. Es war ein Lügengeiſt, einer von denen, welche die Arme der Schreiber wie mit heftigen Zuckungen ſchütteln, welche da heftig hinſchreiben: Himmelheilig-kreuzdonnerwetter! und ſo häßlich ſchimpfen und fluchen, daß die Stenographen des Jenſeits wegen der anweſenden Damen aufhören mußten zu pſychographiren. Ja, es gibt ſolche koboldartige Geiſter, die das Geſchriebene durchſtreichen, das Papier zerreißen, den Zeichenſtift zerbrechen, ja tief in den Tiſch hineinkratzen, heftig aufſchlagen und die daran Sitzenden durch ihre Stöße zu treffen und zu verletzen ſuchen. Ein ſolcher Lügengeiſt nahm einmal die Maske Goethe's an — warum ſollte er nicht auch den guten Schiller parodirt und ihm jene ſchlechten Verſe untergeſchoben haben: Verſe, in denen ſeine pſychographiſche Unſterblichkeit ſeiner literarhiſtoriſchen ein Bein ſtellt? Mit dem Pſeudogoethe aber wurde folgender Dialog gepflogen:

Ich. Geiſt Goethe's erſcheine; biſt du der Geiſt des Dichters Goethe?

Geiſt. Ich bin der Dichter.

Ich. So dichte etwas.

Geiſt. „Ihr Menſchen laßt die Geiſter ruhn,
Sonſt wird euer gottähnliches Thun,
Gott bald euch verſagen müſſen,
Anſchließend euern Gedankenflecken
An einen friſchen Haſelſtecken."

Ich. Dieſer holperige Vers erinnert ſehr an das: „Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum", und ſoll wol eine Anſpielung ſein?

Geiſt. Allerdings. „Folg' nur meiner alten Muhme, der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange."

Ich. Kann die Pſychographie etwas der Dichtkunſt Erſprießliches leiſten?

Geiſt. O ja, ihre Verſe gehören zu den ſchönſten der Dichtkunſt. Es werden die gelungenſten Gedichte ſogleich hervorgezaubert, ohne daß man lange nöthig hätte, ſie zu ſtudiren.

Ich. Gefällt es dir im Jenſeits?

Geiſt. O ja, aber ich befinde mich nicht wohl, ich bin choleriſch geworden. Ich bin frevelhaft frech und ausgelaſſen.

Ich. Warſt du auch im Leben ſo?

Geiſt. Ja, ich war ein Freigeiſt.

(Hier wurden die Mittheilungen ſo nichtswürdig, daß ich aufhörte, ihn zu befragen — und den Geiſt von Jeſus Chriſtus rief und ihn Folgendes frug:)

Ich. Wer war der Geiſt, der ſich für Goethe ausgab?

Jeſus. Es war ein böſer Geiſt.

Bei dem mislichen Eingreifen dieſer dämoniſchen Lügengeiſter in die pſychographiſchen Verhöre wird es vor allen Dingen darauf ankommen, daß ein Verfahren gefunden wird, durch welches ſich die Geiſter authentiſch legitimiren. Der Geiſt Heinrich Heine's zwar ſcheint

anfangs authentiſch geweſen zu ſein, denn er ſchrieb noch immer laſcive Gedichte und bediente ſich unanſtändiger Ausdrücke; er entſchuldigte ſich damit, daß er auf die Seelenſtimmung, Geſinnungsweiſe und eigene Neigung des ihn Rufenden eingehe; ſpäter zeigte er ſich fromm und gläubig.

Heinrich Heine hat bei dem erſten Pſychographiren Gedichte des laſciveſten Inhalts, aber in einem fließenden Versmaß niedergeſchrieben. Bei dem zweiten Erſcheinen unterhielt ich ihn über ſeine perverſe Geiſtesrichtung, er gab dieſe zu und erklärte Folgendes:

„Ich bin abergläubiſch, glaube an Hexen und Geſpenſter. Ich halte den katholiſchen Glauben für den beſten, weil er uns Troſt gibt in Trübſal und Leiden."

Ich. Ich will für dich beten, daß dir vergeben werde, was du geirrt haſt!

Heine. O, du guter Menſch! Wie ich ſtarb, ahnte ich ein neues zukünftiges Leben. Ich verſchied in Liebe zu Gott und den Menſchen. Ich nahm die göttliche Seele wahr, wie ſie ſich vom Körper getrennt hatte. Sie gab ſich mir als Geiſt kund — und ich nahm unzählige Geiſter wahr. Sie ſchwebten dahin in dem Bewußtſein ihrer göttlichen Natur und gaben ſich zu erkennen als gottähnlich, gottheilig, gottſelig, gottgerecht, gottvertrauend, gottergeben, gottgeweiht, gottgebenedeit.

Das Jenſeits iſt ein großer Raum, wie man ihn auf Erden nicht ſieht. Jeſus iſt ſo ſchön wie die Sonne.

Aus dieſen Aeußerungen erkennt man allerdings den Dichter des „Romanzero" nicht wieder. Freilich ſagt ja auch Alexander von Humboldt pater peccavi, und bekennt, daß er zwar im Leben das Tiſchrücken für Täuſchung gehalten habe, jetzt aber anders darüber denke; er legt außerdem ein vollkommenes apoſtoliſches Glaubensbekenntniß ab und gibt einige praktiſche, zum Theil phyſikaliſche Rathſchläge über das Befragen der Geiſter, deren Erſcheinen durch Wärme begünſtigt wird. Sollte das nicht Diplomatie ſein? Sollte er nicht vielleicht in ſeinen Tagebüchern andere Aufzeichnungen hierüber machen? Wir erkennen den fein ironiſchen Geiſt nur aus ſeiner erſten Antwort heraus; denn auf die Frage, wie der Zuſtand ſei, in welchem er ſich befinde, antwortet er: Langweilig. Die Deductionen, die er ſpäter über die Unſterblichkeit der Seele hält, würde man in ſeinem „Kosmos" vergeblich ſuchen.

Noch erwähnen wir, daß Karl Ludwig Sand Kotzebue, den er auf Erden ermordet, um Vergebung gebeten, und daß dieſer ihm auch vergeben hat. Kotzebue war im Grunde ſehr gutmüthig; die Moral in ſeinen Stücken hat nichts vom kategoriſchen Imperativ, aber doch viel vom buddhiſtiſchen Mitleid. Vielleicht dictirt er einmal einem Pſychographen ein Luſtſpiel — wir auf Erden können's brauchen.

Für David Strauß und Erneſt Renan theilen wir, zur Benutzung und zur Ergänzung ihrer Studien, noch die folgende Offenbarung des Evangeliſten Johannes mit, der auf die Frage: wer war der leibliche Vater von Jeſus Chriſtus? antwortet:

Bobiscus, der römiſche Dominus. Er war Tempelvorſteher zu Hieroſolyma. Er ſah die Maria, als ſie 12 Jahre alt war, zu Nazareth und ſtand in ſolchem Anſehen, daß er das jus primae noctis wol anſprechen konnte und deshalb die Maria zu ſich nach Jeruſalem kommen ließ. Hier blieb ſie acht Jahre lang, wo ſie Joſeph kennen lernte, der ſie ehelichte, als ſie mit Jeſus ſchwanger war. Bobiscus gab ihr 1000 griechiſche Drachmen Ausſteuer und dem Joſeph, der ein armer Zimmermann war, noch 300 Drachmen. Bobiscus gehörte zur Geſellſchaft der Eſſäer.

Durch den Pſychographen wird die Geſchichte und Literaturgeſchichte eine gründliche Umwälzung erleben. Ein Hiſtoriker muß ihn zu handhaben verſtehen, wie ein Mediciner das Stethoſkop, bei jeder Prüfung eines Geſchichtsprofeſſors muß zunächſt darauf geſehen werden. Alles andere Quellenſtudium iſt Nebenſache! Wer wird noch Palimpſeſten entziffern, ſich mit Majuskeln und Minuskeln herumſchlagen, wenn er ein ſo einfaches Mittel beſitzt, nicht nur die Hiſtoriker, ſondern die von ihnen gezeichneten geſchichtlichen Perſönlichkeiten ſelbſt ins Verhör zu nehmen? Da muß der falſche Waldemar ſelbſt Auskunft geben, ob er falſch oder echt war, und Goethe Rede ſtehen, ob er ſeine Hexameter wirklich auf dem Rücken einer ſüdlichen Schönen getrommelt und wie dieſelbe geheißen, oder ob er im götterloſen Norden an der Ilm nur dies Experiment mit der Schweſter des Rinaldopoeten vorgenommen, oder ob er gar — horribile dictu — ſo aller Lebenswahrheit ins Geſicht ſchlug, daß er dergleichen nur zu erſinnen wagte! Ueber dieſe und andere gleich wichtige Fragen werden wir durch den Pſychographen einen authentiſchen, für die Wiſſenſchaft höchſt wichtigen Aufſchluß erhalten. 17.

Feuilleton.

Eine Epiſode aus Sealsfield's Leben.

Obgleich man jetzt den Geburtsort und den wahren Namen des großen Unbekannten „aus beiden Hemiſphären" entdeckt hat, ſo ruht doch auch auf ſeinem ſpätern Leben in Amerika noch ein nicht hinlänglich gelichtetes Dunkel. Als ein neuer Beitrag zur Biographie eines Autors, der vielleicht von allen neuen Dichtern das bewegteſte und abenteuerlichſte Leben geführt hat, mag die Mittheilung erſcheinen, die uns neuerdings ein vielbewanderter Kenner des transatlantiſchen Welttheils, Armand, mündlich gemacht hat. Zur Zeit als die Nordamerikaner unter Scott ſiegreich ins Herz der Republik Mexico eindrangen, und zwar bald nach dem Bombardement von Veracruz und der Uebergabe der Hafenſtadt, trat Armand, der als Militärarzt ebenfalls den Feldzug mitmachte, in eine etwas verfallene Spelunke der Stadt, weil man ihm geſagt hatte, er werde dort deutſche Landsleute finden. Bei dem Lichte einer thranigen Oellampe war hier in der That eine Schar von nordamerikaniſchen Offizieren verſammelt, die ſich um einen ſtattlichen Major gruppirten. Dieſer Major, der ſehr lebendig die Koſten der Unterhaltung trug, ſich dabei aus einem undurchſichtigen Glas mit einem fragwürdigen Trank erquickte und die Pauſen des Geſprächs durch eine Art von Zwiſchenactsmuſik auf einem Saiteninſtrument ausfüllte, dieſer Offizier mit dem Schwert an der Seite und der Guitarre im Arm war niemand anders als Poſtel-Sealsfield, der es ſich in ſeiner böhmiſchen Klauſe wol kaum hätte träumen laſſen, daß er einſt unter dem Sternenbanner ſeinen Einzug in das Land der Montezuma halten werde. Jedenfalls iſt Sealsfield, zufolge dieſer Mittheilung, denjenigen Männern anzureihen, welche die Feder gelegentlich mit dem Schwerte vertauſchten, wie Aeſchylus

und Horaz im Alterthum, Hutten im Mittelalter, Körner und Petöfi in neuerer Zeit.

Eine Gesammtausgabe von Leopold von Ranke's Werken.

Das am 20. Februar d. J. stattfindende funfzigjährige Doctorjubiläum des Professors Leopold von Ranke, zu welchem mannichfache Ovationen vorbereitet werden, wird von der Verlagsfirma des berühmten Historikers, Duncker und Humblot in Leipzig, gewiß in der bedeutsamsten und nachhaltigsten Weise gefeiert werden, indem dieselbe eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltet. Die bisjetzt veröffentlichten Werke Ranke's sind folgende: „Romanische und germanische Völker"; „Verschwörung gegen Venedig"; „Die serbische Revolution"; „Die Osmanen"; „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat" (3 Bde.); „Italienische Poesie"; „Neun Bücher preußischer Geschichte" (3 Bde.); „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (6 Bde.); „Französische Geschichte" (5 Bde.); „Englische Geschichte" (7 Bde.). Die Schöpfungen Ranke's, sagt die Verlagshandlung in einer vorläufigen Ankündigung, „behandeln meistens die große geschichtliche Epoche des 16. und 17. Jahrhunderts; doch ist natürlich auch die Vor- und Nachzeit dabei in geeignete Berücksichtigung gezogen. Den Forschungen sind wie bekannt, ungedruckte Handschriften, Urkunden, Gesandtschaftsberichte u. s. w. zu Grunde gelegt und den Werken als Anhänge beigegeben. Mit unermüdetem Fleiß und endloser Geduld hat Leopold von Ranke diese geschichtlichen Kleinodien zusammengetragen. «Die Mühe, die man dabei anwendet», sagt er in einem seiner Werke selbst, «wird durch den Gewinn, den sie bringt, reichlich vergütet: über den beschädigten und schwer zu entzifferenden Originalen weben die Geister der Epoche.»"

Außer den oben angeführten Werken, die durchgehends eine gründliche Revision, theilweise sogar Umarbeitung von seiten des Verfassers erfahren, werden auch seine sämmtlichen zerstreut erschienenen oder bisher noch nicht veröffentlichten Schriften, unter anderm die historisch-politischen Gutachten für die preußische Krone u. s. w. in die Gesammtausgabe aufgenommen werden.

Literarische Notizen.

Von Friedrich Hebbel's „Gesammelten Schriften" (Hoffmann und Campe) ist soeben der sechste Band ausgegeben worden, der die hinterlassenen dramatischen Fragmente des Autors enthält, darunter das Fragment des „Moloch", das bisher noch unbekannt geblieben ist.

Die in derselben Verlagsbuchhandlung erscheinende Gesammtausgabe der Schriften von Heinrich Heine ist mit dem neunundzwanzigsten Bande soeben abgeschlossen worden. Alfred Meißner tadelt in der „Neuen Freien Presse" den mehr kritischen als künstlerischen Standpunkt, den der Herausgeber Adolf Strodtmann bei all der erstaunlichen, ihm nachzurühmenden Sorgfalt eingenommen habe, die verschiedenen Lesarten und Emendationen unter dem Text, die Aufnahme von Jugendgedichten, die Heine unterdrückt wissen wollte, ebenso die Wiederaufnahme gestrichener Stellen in den Text der Prosaschriften u. s. w. Gewiß will man in einer Gesammtausgabe das Resultat der Textkritik vor sich sehen, nicht ihre Arbeit. Doch glaubte Strodtmann gewiß, dem todten Dichter den besten Dienst zu erweisen, indem er ihm eine gelehrte Folie gab. Durch die Gelehrsamkeit wird man ja zum Classiker — und eine Textausgabe mit Varianten stellt ja den pariser Aristophanes in eine Linie mit dem großen Todten der Westminsterabtei, der es sich auch bei Lebzeiten nicht hätte träumen lassen, wie viel Kopfzerbrechen er noch den Gelehrten der Nachwelt machen würde.

Von der „Geschichte Roms im Mittelalter" von Ferdinand Gregorovius (Stuttgart, Cotta) ist jetzt der sechste Band erschienen; von einer Uebersetzung dieses verdienstlichen Werks in die italienische Sprache der erste Band.

Von Georg Büchmann's „Geflügelten Worten, Citatenschatz des deutschen Volks" (Berlin, Haude und Spener) ist eine dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage erschienen. In der That ist eine Bereicherung des Citatenschatzes nicht nur aus den unerschöpflichen geistigen Reservoirs der Vergangenheit möglich, sondern auch durch die Neubildungen der Gegenwart, die gar nicht so auf den Kopf gefallen ist, wie die laudatores temporis acti glauben, und die manchen guten und glücklichen Einfall hat.

Von dem in Nr. 2 d. Bl. besprochenen Werke: „Les Alpes Suisses par *Eugène Rambert*" ist jetzt der zweite Band erschienen, der ebenfalls zur Charakteristik der schweizer Natur interessante, vielfach in den Feuilletons der schweizer Zeitungen abgedruckte Beiträge enthält.

Die „Hundertsechzig lyrischen Dichtungen" von Alexander Petöfi, übersetzt von K. M. Kertbeny, sind in vierter vermehrter Auflage erschienen (Elberfeld 1866).

Bibliographie.

Alberti, E., Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1829 bis Mitte 1866. 1ste Abth. Kiel. Akadem. Buchh. Lex.-8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Die Annexion Schleswig-Holsteins. Schreiben eines Schleswig-Holsteiners an den Grafen Bismarck. Hamburg, Grüning. 8. 3 Ngr.

D'Arsac, J., Die Jesuiten. Ihre Lehre, ihr Unterrichtswesen, ihr Apostolat. Frei bearbeitet nach dem Französischen. Wien, Sartori. Gr. 8. 12 Ngr.

Auerbach, B., Deutsche Abende. Neue Folge. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Brandes, H. K., Ausflug nach Norwegen im Sommer 1866. Detmold, Meyer. 8. 10 Ngr.

Deutscher Bühnen-Almanach. 31ster Jahrgang. Herausgegeben von A. Entsch. Berlin. Gr. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Collins, W., Ein Ehestandstragödie. Deutsch von Claire v. Glümer. Dresden, Wallerstein. 16. 20 Ngr.

Ehrlich, H. W., Ein Blick in die deutsche Zukunft. Mannheim, Schneider. 1866. Gr. 8. 3½ Ngr.

Franklin, O., Das Reichshofgericht im Mittelalter. Geschichte. — Verfassung. — Verfahren. — Rechtsprechung. 1ster Bd. Geschichte. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 2 Thlr.

Gieße, W., Gotth. Ephr. Lessing's Nathan der Weise. Ein Conferenzvortrag. Darmstadt, Zernin. 1866. 8. 5 Ngr.

Hibeau, Adolf Diesterweg. Ein Nachruf. Darmstadt, Zernin. 1866. 8. 5 Ngr.

Hock, C. Freih. v., Die Finanzen und die Finanzgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 4 Thlr.

Hausse, L., Die Katakomben oder das unterirdische Rom. In gemeinfaßlichem Vortrag dargestellt. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 10 Ngr.

Judeich, E., Aus zwei Jahrzehnten. Politische Gesänge. Dresden, 1866. 8. 15 Ngr.

Kvičala, J., Euripideische Studien. Wien, Gerold's Sohn. 1866. Lex.-8. 16 Ngr.

Lassen, C., Indische Alterthumskunde. 2te verbesserte und vermehrte Aufl. 1ster Bd. Leipzig, Kittler. Gr. 8. 6 Thlr.

Ludwig, G., Vier Tage in Athen. Einige Blätter aus den Notizen einer Reise in den Orient. Bern, Haller. 8. 16 Ngr.

Nieszki, C., Die Stimme des Vaterlandes oder der deutsche Pole. Novelle. Königsberg, Bon. 1866. 8. 20 Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 8te Folge. Herzensgeheimniß. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Roeder's, F., Theater-Kalender auf das Jahr 1867. 10ter Jahrgang. Berlin. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Roth, H., Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft und die Schlacht bei Trautenau am 27. Juni 1866. Prag, Bellmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schneegans, W., Ritter Franz v. Sickingen, seine Nachkommen und der Untergang seines Geschlechts. Kreuznach, Voigtländer. 8. 5 Ngr.

Schrötter, A., Andreas Freih. v. Baumgartner. Eine Lebensskizze. Wien, 1866. 8. 6 Ngr.

Shakespeares Gedichte. Deutsch von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Stella, E., Londoner Traditionen. Historische Erinnerungsblätter an das alte London. Dresden, Wallerstein. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine Stimme aus Süddeutschland diesseits der Mainlinie. Als Mahnruf an Preußen. Von einem Süddeutschen. Heidelberg, C. Winter. 1866. Gr. 8. 4 Ngr.

Tagebuch-Blätter aus dem Jahre 1866. Erlebtes und Durchdachtes von einem deutschen Staatsmanne. 2te unveränderte Aufl. Darmstadt, Zernin. 8. 10 Ngr.

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1867. Begründet von L. Lauterburg. In Verbindung mit Freunden fortgesetzt von F. Lauterburg. 16ter Jahrgang. Bern, Haller. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wanner, M., Das alamannische Todtenfest bei Schleitheim und die dortige römische Niederlassung. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zur Versöhnung zwischen Volk, Heer und Führer in Bayern. Nach dem Feldzuge 1866 gegen Preußen. Augsburg, Schmid. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Diderot's Leben und Werke.

Von

Karl Rosenkranz.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Eine gerechte und gründliche Würdigung, wie sie Voltaire und Rousseau zutheil geworden, hat Diderot, ein Autor, dessen Name seit Lessing auch beim deutschen Publikum populär ist, bisher weder in Frankreich noch in Deutschland erfahren. Das vorliegende Werk füllt diese Lücke glänzend aus. Es enthält ein erschöpfendes, nach allen Seiten vertieftes, treues und objectives Bild Diderot's, gezeichnet von Karl Rosenkranz, der sein Talent für biographische Darstellungen der Nation schon lange rühmlich bekundet hat. Literarhistorikern, Philosophen, Theologen, Künstlern, Naturforschern, Politikern, wie überhaupt allen gebildeten Kreisen Deutschlands ist damit eine ergiebige und leicht zugängliche Quelle der Belehrung und des Genusses eröffnet; denn der Verfasser bietet, ohne der Würde der wissenschaftlichen Untersuchung Eintrag zu thun, eine solche Fülle von Anekdoten, von sittengeschichtlichen Momenten und von interessanten Auszügen aus Diderot's Dichtungen, daß auch die Unterhaltung reiche Nahrung findet.

In den „Deutschen Blättern" (Jahrgang 1866, Nr. 42) heißt es über das Werk: „Ohne die vielen Bände der Diderot'schen Schriften durchzulesen, soll der heutige Leser in den Stand gesetzt werden, sich selber ein Urtheil bilden zu können. Dieser Zweck ist in den uns vorliegenden zwei Bänden vollständig erreicht, soweit wir unserm eigenen Eindrucke vertrauen dürfen. Aber auch ohnedies gehört das Buch durch seinen fesselnden Ton, durch eine Fülle von interessanten Schilderungen und den großen Reichthum des von ihm gebotenen Bildungsstoffs zu dem Besten, was seit langer Zeit in Deutschland geschrieben worden ist. Der Reihe von biographischen Denkmalen, welche in den letzten zehn Jahren die Theilnahme des Publikums gewonnen haben, reiht es sich nicht blos würdig an, sondern übertrifft manche derselben durch Gründlichkeit des Inhalts und den Glanz einer lebensvollen Darstellung."

Bei mir erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reinke de Vos

nach der ältesten Ausgabe (Lübeck 1498).

Mit

Einleitung, Anmerkungen und einem Wörterbuche.

Von

August Lübben.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Diese schon lange erwartete Ausgabe des **Reinke de Vos** liefert einen Text, der auf genauer und sorgfältiger Vergleichung des ältesten Drucks beruht, und entfernt die Willkürlichkeiten, die sich die Herausgeber früherer Ausgaben mehr oder weniger erlaubt haben. Der Text ist sachlich und sprachlich in den **Anmerkungen** erläutert und schliesst sich daran ein **Wörterbuch**, welches den gesammten Sprachschatz, der sich in **Reinke** findet, wiedergibt.

Gerhard Stalling, Oldenburg.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In allen hiesigen Sortimentsbuchhandlungen ist zu haben:

Stauf und Welf.

Ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Albert Lindner.

Miniatur-Format. Eleg. brosch. 24 Sgr.

Herrn Dr. Albert Lindner ist bekanntlich der 1859 gestiftete große Schiller-Preis nebst Denkmünze für dramatische Werke von der dazu niedergesetzten Commission in Berlin zuerkannt worden. Das vorstehende Schauspiel ist seinem preisgekrönten Trauerspiel „Brutus und Collatinus" würdig an die Seite zu stellen und wurde auf dem Hoftheater von Weimar bereits mit großem Beifall aufgeführt.

Das Ideal und die Gegenwart.

Von

Adolph Bernhard Marx.

Octav-Format. Elegant brosch. 1½ Thlr.

Das vorstehende Werk des berühmten **Theoretikers der Musik** und Biographen von Beethoven u. a. ist die letzte bedeutsame Arbeit, welche er kurz vor seinem schmerzlich empfundenen Heimgang vollendete. Es stellt die schwanken Begriffe von Idealität und Realität fest, beweist die Idealitätlosigkeit der Jetztzeit, in der Kunst besonders eingehend auf Richard Wagner und Meyerbeer, in der Wissenschaft auf die Materialisten, in der Religion auf Strauß, Renan und andere, die auf ganz materialistischem Boden stehen u. s. w.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben

von

Dr. Karl Andree.

Elften Bandes erstes Heft.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Heft; 12 Hefte bilden einen Band.

☛ Preis pro Band (12 Hefte) in 4. geh. 3 Thlr. Probehefte können in jeder Buchhandlung eingesehen werden; die frühern Bände sind ebenfalls zum Preise von 3 Thlr. für den Band zu beziehen.

Auszug aus der Mitarbeiterliste.

Dr. W. Addison, Gräfin d'Agoult, Friedr. Althaus, J. Au, Anton Graf Auersperg, E. Augener, Ludw. Bamberger, Dr. Otto Banck, Dr. A. Bastian, Dr. Karl Beck, Dr. W. F. A. Behrnauer, Arthur W. Benni, Moriz Reichsgraf zu Bentheim-Tecklenburg, Thalès Bernard, Dr. Ernst Frhr. v. Bibra, Prof. Dr. Herm. Bischof, Dr. M. Block, Prof. Dr. J. C. Bluntschli, Prof. Dr. Friedr. Bodenstedt, Dr. Emil v. Borchgrave, Edgar A. Bowring, Udo Brachvogel, Prof. Dr. Th. Bratranek, Dr. Aurelio Buddeus, Julie Burow, Eugène Camerini, Dr. E. Carathéodory, Henry Carey, B. v. Carneri, Prof. Dr. Moriz Carriere, Dr. Alfred Carstens, Prof. E. Chasles, Prof. Philarète Chasles, Dr. W. Claus, Prof. Dr. Conteen, Dr. M. Dautzenberg, Dr. H. K. H. Delff, Dr. Rud. Dehn, Dr. Alph. v. Dominicus, Dr. H. Dörgens, F. Drammer, Dr. E. Dühring, Victoire Duret, Prof. Dr. A. Ebeling, Dr. A. Emminghaus, Friedr. Engels, Prof. R. J. Falb, Custos Jul. Falke, Dr. Joh. Fastenrath, [illegible], Prof. Dr. J. Chalybäus, Prof. Dr. Ludw. Gantter, Friedr. [illegible], Dr. K. v. Gerstenberg, Otto Glogau, Ernst v. Gumpert, Dr. Herm. Grimm, J. Gutzkow, Dr. Otto Gumprecht, Prof. Dr. Robert Hamerling, Dr. Friedr. Harder, Alex. Hartmann, [illegible], Dr. Heinrich, Hofrath Prof. Dr. J. Heis, [illegible], Prof. Dr. Hermann Hettner, Prof. Dr. Franz Hoffmann, Dr. [illegible], Dr. Homberger, Dr. J. J. Honegger, Dr. J. G. [illegible], Prof. Dr. J. Huber, Dr. Wilh. Horton, Jules Jurien de la Gravière, Marie Dora d'Istria, Dr. A. Kaniz, E. Kattner, Prof. Dr. J. Kaulz, Karl Keck, Dr. H. Kiefer, Dr. O. Kiesten, Dr. Th. Kind, A. Klaußch, J. G. Kohl, Sigmund Kohlisch, Fr. Kreyssig, Wilh. Krigar, Prof. Dr. Heinr. Kurz, Dr. Herm. Kurz, Dr. W. Lampmann, Dr. Thaddäus Lau, Dr. Adolf Laun, Dr. Karl Lemcke, Prof. Dr. Ludwig Lemcke, Dr. Herm. Lessing, Paul Lindau, Dr. Edm. Lobedanz, A. Frhr. v. Loën, Dr. C. v. Lützow, Leo v. Lützow, Prof. Dr. J. H. v. Mädler, J. Mancfeld, Hauptm. Friedr. Marx, Elpis Melena, Dr. Dora Meyer, Achille Millien, Prof. Dr. F. Ritter v. Mitlosich, Dr. S. Mosenthal, Prof. Adolf Mussafia, Herm. Neumann, Dr. H. B. Oppenheim, Prof. Dr. Eugène Peschier, Fr. S. Petersen, Prof. Dr. Alex. Petzholdt, Chr. Pölle, Achille Poincelot, Dr. Gustav Rasch, Prof. Dr. K. A. Frhr. v. Reichlin-Meldegg, Dr. H. Reusch, Hermann Richter, Paul Riffelhuber, Prof. Dr. Alphons Rivier, Dr. Julius Rodenberg, Prof. Dr. E. Rochholz, Dr. Karl Rutz, Oberstbrigadier W. v. Rüstow, Dr. v. v. Sacher-Masoch, Prof. Dr. C. v. Sallwürk, Alice Salzbrunn, Eduard Schefter, Dr. Eduard Schelle, Prof. Dr. Johannes Scherr, Dr. Karl Ritter v. Scherzer, Prof. Dr. Robert v. Schlagintweit, Dr. Gustav Schmeller, J. Schönemann, D. v. Schütz, Prof. J. H. Schwicker, Jegor v. Sivers, Prof. Dr. Anton Springer, Major J. N. Staal, Prof. Dr. Adolph Stahr, Dr. Adolph Stamm, A. Frhr. v. Stift, Emil Straube, Max Sulzberger, Alfred Teniers, H. Tiedemann, Dr. C. Trautwein v. Belle, Prof. Dr. H. v. Treitschke, Prof. Dr. Ulrichs, Prof. Dr. Herm. Vambéry, Slam. Becley, L. Virely, G. Frhr. v. Vincke, Prof. Dr. F. Th. Vischer, Dr. Carl Vogt, Dr. Emil Vogt, Dr. F. Vogt, Alex. Weill, A. C. v. Wiesner, A. v. Winterfeld, Prof. Dr. K. Witte, Dr. A. Woltmann, Joh. v. Xantus, Dr. Ed. Zieben, Dr. Edmund Zeller u. a. m.

Arnold Hilberg's Verlag in Wien.

Internationale Revue.

Monatschrift

für das

gesammte geistige Leben und Streben

der

außerdeutschen Culturwelt.

Monatlich ein Heft von mindestens 10 Bogen größten Lex.-8.

Subscriptionspreis pro Heft: 1 Thaler.

Diese Zeitschrift, deren Beginn mit jenem des jüngsten deutschen Krieges zusammenfällt, hat in dieser kurzen und der politischen Verhältnisse wegen für ein junges literarisches Unternehmen so ungünstigen Zeit sich die **einstimmige** Anerkennung der hervorragendsten Organe der europäischen und amerikanischen Presse erworben. Die **thätige** Mitwirkung der gefeiertsten literarischen Persönlichkeiten der Gegenwart, wie sie bisjetzt kein zweites deutsches Unternehmen gefunden, haben sie zu der anerkannt ersten und besten deutschen Zeitschrift erhoben, die in keiner Bibliothek, keinem Salon, keinem Versammlungsort Gebildeter fehlen soll; sie ist die **erste und bisher einzige deutsche Revue**, die sich den ausländischen Revues und Reviews ebenbürtig zur Seite stellen kann. Nebig theilen wir einen, der Raumverhältnisse wegen sehr gedrängten Auszug aus der Mitarbeiterliste und dem Inhaltsverzeichniß der bisher erschienenen sieben Hefte mit. Wir verweisen wegen des Nähern auf die größern Buchhandlungen, welche sowol das Jännerheft d. J. als auch, auf besonderes Verlangen, die früher erschienenen Hefte zur Ansicht mittheilen.

Auszug aus dem Inhaltsverzeichniß der bisher erschienenen 7 Hefte.

Die Shakspeare-Kenntniß im heutigen Frankreich, von A. Frhr. v. Loën. — Das Vereinswesen in der Schweiz, von Heinr. Kurz. — Massimo d'Azeglio, Künstler und Romanschreiber, von Karl Witte. — Die baltischen Ureinwohner, Verhältniß zu den Deutschen und Russen, von Aurelio Buddeus. — Die Garantien der Freiheit, von H. B. Oppenheim. — Die schweizerische Rechtsgestaltur von Fr. Harder. — Das Seeministerium, von Edm. Lobedanz. — Das Heerwesen der wichtigsten europ. Staaten außerhalb Deutschlands, von W. v. Rüstow. — Die franz. Fortschritts-Philosophie im 19. Jahrhundert, v. J. B. Meyer. — Die Mythologie und Volkspoesie der Slaven, von M. Carriere. — Das geistige Leben im heutigen Elsaß, von C. Trautwein v. Belle. — Die neugriechische Volkspoesie und das classische Alterthum, von C. Carathéodory. — Himmelskunde der Briten, von J. H. v. Mädler. — Ueber Colonisation in Afrika, von O. Kersten. — Kirchliches Leben und kirchl. Zustände in der Schweiz, von Otto Henne-Am Rhyn. — Die franz. Lyrik von 1830—1848, von J. Honegger. — Der Zusammenhang der engl., franz. u. deutschen Aufklärung, v. Thadd. Lau. — Die Zustände in Nordamerika, von H. Reusch. — Die politische Oekonomie der neuen und alten Welt, von E. Dühring. — Molière in Deutschland, von Paul Lindau. — A. Regins' Eintheilung der Völker nach der Schädelform, von E. Kattner. — Das heutige Rußland in gesellschaftlicher Hinsicht, v. A. W. Benni. — Die türkische Civilisation und die oriental. Frage, von A. ... — Die Staaten-Souveränetät der nordamerikanischen Union, von R. Doehn. Dora d'Istria über Griechenland, von Th. Kind. — Engl. u. amerik. Culturhistorik, von Otto Henne. — Junglettisches Slawenthum, von A. Buddeus. — Urproduction, Handel und Industrie auf der iberischen Halbinsel, von H. Bischof. — Schweizerisches Schulwesen, von Heinr. Kurz. — Zur Charakteristik Bismarck's, von M. Duret. — Entwickelung u. Gestaltung der landwirthschaftl.-socialen Verhältnisse in Großbritanien u. Irland, von J. Au. — Die Ueberreste des germanischen Wasser- u. Feuercultus in der Schweiz, von A. Feierabend. — Die neuesten Ansichten über den Ursprung der Magyaren, von J. H. Schwicker. Die Bedeutung der Südsee für die moderne Culturentwickelung, v. H. Bischof. Die Centralisation u. die Zukunft Frankreichs, von E. Trautwein v. Belle. Die Weißen in Peru, von D. v. Schütz. — Rußlands geograph. Arbeiten u. Entdeckungen, von Mädler. — Diderot u. die Aufklärung in Frankreich, von J. Huber. — Die röm. Kaiserpaläste, von Ulrichs. — Die albanes. Schriftsteller Staliens, von Dora d'Istria. — Der slawes. Cyclus der Jahresfeste, von A. Bastian. — Nordamerik. Rechts-Cultur, von F. Harder. — Die Poesie der Finnen und Esten, von M. Carriere. — Die Handelsstraßen in Hochasien, von R. Schlagintweit. — Literaturbriefe aus Frankreich, von F. C. Petersen. — Volkswirthschaftl. Briefe aus Frankreich, von M. Block. — Pariser Theaterbriefe. — Engl. Literaturbriefe, von L. Gantter. — Genfer Literaturbriefe, von Eug. Peschier. — Genfer Briefe über bildende Kunst, von W. Lampmann. Niederl. Literaturbriefe, von C. v. Borchgrave. — Pariser Briefe über bildende Kunst, von A. Carstens. — Schweizer Briefe, von F. Harder. — Wanderungen durch die spanische Literatur, von J. Fastenrath. — Pariser Courier, von A. Poincelot. — Londoner Plaudereien, von W. Addison. — Kopenhagener Briefe, von E. Lobedanz. — Draper's „Geschichte der geistigen Entwickelung Europas", von J. J. Honegger. — Das Ausland auf der deutschen Bühne, von K. Wehl. — Faust und Hamlet, von C. A. Freih. v. Reichlin-Meldegg. Die Beziehungen zwischen Kunst und Gewerbe in Frankreich, von M. Block. Auch eine Stambulfahrt, von Alfr. Teniers. — Die Genesis des gegenwärtigen Krieges in Südamerika, von T. Schütz. — Das heutige Athen, von Th. Kind. — Der englisch-französische Auslieferungs-Vertrag, von A. v. Domin-Petrushevecz. — Ein Blick auf die moderne vlämische Literatur. — Kreyssig's Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte, von J. J. Honegger. — Schicksale eines Gedichtes, von G. v. Vincke. — Pierre Gontault, von Cl. v. Glümer. — Pauline Viardot-Garcia, von E. Schelle. — Bibliographie in Belgien, von L. Hoffmann. — Gioachino Rossini, von O. Gumprecht. — W. C. Bryant ein amerik. Landschafts-Dichter, von A. Laun. — Das russ. Postwesen der Gegenwart, von K. v. Gerstenberg. — Zur Charakteristik des amerik. Schulwesens von H. Kiefer stein. — Die Deutschen in den „lustigen Weibern von Windsor" von Herm. Kurz. — Madrigale, Lieder, von G. Frhr. v. Vincke. — Pope's Essay über die Kritik, von Alice Salzbrunn. — H. W. Longfellow's neue Lieder von K. Keck. — Giusti's Gedichte, von R. Hamerling. — Coleridge's „Ehestabel", von L. Gantter. — Beiträge zum tieferen Verständniß von Dante's Divina commedia, von H. K. H. Delff. — W. C. Bryant's Gedichte, von Keck. — Stagnelius' „Wisbur", von C. Zieben.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 28. Februar 1867.

Inhalt: Ein Journal-Tiger. Von Rudolf Gottschall. — Neue Uebersetzungen aus dem Alterthum. — Tschudi's südamerikanische Reisen. Von Wilhelm Bentheim. (Beschluß.) — Feuilleton. (Buchhändlerische Statistik des Jahres 1866 in Deutschland und England; Kritische Dissonanzen; Preußen und die deutsche Nationalliteratur; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Journal-Tiger.

Wer kennt nicht die eifrigen Zeitungsleser in den Kaffeehäusern, welche jeden für einen persönlichen Feind halten, der ein von ihnen ersehntes Journal mit Beschlag belegt hat, welche drei Zeitungen in den Händen halten, auf der vierten sitzen und die einzigen freien Augenblicke, welche die Vertiefung in ihre Lektüre ihnen gönnt, dazu benutzen, um die andern nach Beute lüsternen Stammgäste durch einen drohenden Blick zurückzuscheuchen? Es sind dies die bekannten „Journal-Tiger" der Conditoreien — man erkennt sie an der aufgehäuften Makulatur, die um sie herumliegt, wenn sie abgespeist haben, wie die Knochen um das Lager eines satten Tigers. Doch wir haben es hier nicht mit der Charakteristik eines derartigen im Grunde menschenfreundlichen Zeitungs-Tigers zu thun; unser Journaltiger verdient diesen Namen mit größerm Recht, da er die Zeitungen nicht aus Liebe, sondern aus Haß verschlingt, und am liebsten die ganze gegenwärtige Journalistik in Makulatur verwandeln möchte. Das Werk aber, das solchen Ingrimm athmet, heißt:

Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens von Heinrich Wuttke. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1866. 8. 15 Ngr.

Wuttke ist ein gelehrter und geistreicher Autor, aber sein Eifer reißt ihn in der Regel über das rechte Maß hinaus; es ist eine fanatische Ader in ihm, die ihm allerdings eine heißblütige Eloquenz gibt, aber ihn auch an einer vollkommen objectiven Darstellung hindert. Er bebaut seinen Acker, aber wie jene Pflugstiere der Mythe, indem ihm dabei Feuer aus dem Munde geht und aus den Nüstern sprüht. Das Pathos der sittlichen Entrüstung hat sich bei ihm in Permanenz erklärt. Göttlicher Zorn und göttliche Grobheit gehen bei ihm Hand in Hand, wo es den Vertilgungskrieg gegen das Schlechte gilt oder vielmehr gegen das, was ihm als das Schlechte erscheint.

Wer daher von der vorliegenden Schrift eine unbefangene Abwägung der Vorzüge und Nachtheile unsers jetzigen Zeitungswesens erwartet, der irrt sich von vornherein; denn darauf ist es gar nicht abgesehen. Der Verfasser sagt an einer Stelle selbst:

Recht viele wackere und hochachtbare Männer habe ich unter den Zeitungsschreibern kennen gelernt, Männer, die lediglich nach ihrem besten Wissen und Gewissen, mehr um der Sache willen als wegen des dürftigen Soldes unverdrossen arbeiteten, unter großen Entbehrungen arbeiteten; aber unter den Zeitungsschreibern gibt es auch einen starken Haufen von ausgemachten Buben und Halunken, und es hat, was in hohem Maße niederschlagend ist, die Menge der sittlich Verkommenen, der Nichtsnutzigen in einem erschreckenden Grade zugenommen. Hätte ich mir die angenehmere Aufgabe gestellt, die Lichtseiten der Presse strahlen zu lassen, so wüßte ich wol schöne und erhebende Beispiele von standhaftem Muthe, von Uneigennützigkeit und Aufopferungsfähigkeit vorzuführen: da ich jedoch beabsichtige, die Schattenseiten der Erwägung anheimzugeben, muß ich von jenen hochzuachtenden Schriftstellern schweigen und vielmehr mit Nachdruck wiederholen, daß in der deutschen periodischen Presse eine ungeheuere Entsittlichung zu gewahren ist, daß unter den in ihr Thätigen eine Stumpfheit des sittlichen Gefühls sich verbreitet hat, welche unter Männern höherer Bildung, und das sind sie doch alle, nur eine ganz ausnahmsweise Erscheinung sein sollte, daß demzufolge die Blätter auch eine Fülle überaus schädlicher Einwirkungen ausströmen.

Es kommt ihm also nur darauf an, seinen pessimistischen Standpunkt gegenüber der heutigen Zeitungspresse geltend zu machen; es sind Nachtstücke in Callot'scher Manier, die er von unserm Journalismus entwirft. Ohne Frage sagt er dabei viel Richtiges und trifft oft den Nagel auf den Kopf. Doch wie soll sich der Leser ein objectives Gesammtbild unserer journalistischen Zustände entwerfen, nach einem Bericht, der eingestandenerweise nur die Schattenseiten heraushebt und die Lichtseiten verschweigt? Das hätte mindestens auf dem Titel angedeutet werden müssen, um nicht arglose Leser ins Garn zu locken, die auf keine Philippika gefaßt sind, sondern nur eine die Sache nach allen Seiten hin beleuchtende Darstellung erwarten.

Unser Autor wendet sich zunächst gegen die Reclame; als Historiker von Fach gibt er eine, von genauen Daten unterstützte Darstellung ihres Werdens und Wachsens, und theilt uns mit, daß sie 1821 in Frankreich aufkam:

Sie erhielt den Namen davon, daß gleichzeitig mit der bezahlten Ankündigung für den Anzeigetheil eine lobende Besprechung des Angekündigten, welche auf jene verwies, den Zeitungen eingesendet und die Aufnahme dieser Empfehlung zur Bedingung des Einrückens oder der Bezahlung für die Anzeige gemacht wurde.

Buchhändler, Börsenleute, Gewerbtreibende machten bald Gebrauch von der neuen Entdeckung. Banken, Hypothekenversicherungsanstalten u. dgl. lassen nun auch in Deutschland in den Zeitungen reichliche, von Frist zu Frist zu wiederholende Anzeigen einrücken, mit ihnen aber auch Bevorwortungen des neuen Geschäfts, welche unter die Briefe oder Beurtheilungen einzurücken sind. Das Urtheil der Zeitungen wird mithin häufig durch den Inseratentheil bestimmt. In Plätzen wie Wien pflegen große Unternehmungen den Zeitungsbesitzern sogar Actien zukommen zu lassen.

Es ist dies die Reclame in ihrer neuesten Form, im engern Sinn. In ihrem Wesen aber ist sie nichts Neues; unsere „classische Vergangenheit" sogar kannte sie ebenso gut wie die Gegenwart. Im Jahre 1794 schloß Schiller, als Herausgeber der „Horen", mit Schütz, dem Redacteur der „Jenaischen Literaturzeitung", ein Abkommen, wonach die einzelnen Monatsstücke des Journals nur von Mitgliedern aus ihrem Mitarbeiterkreise besprochen werden durften; er schrieb darüber an Goethe: „Cotta wird die Kosten der Recension tragen und die Recensenten werden Mitglieder unserer Societät sein. Wir können also so weitläufig sein als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß." War das nicht Reclame, längst vor dem Jahre 1821? Und glaubt Herr Wuttke, daß die anständigen Blätter der vielgeschmähten Gegenwart, z. B. die „Blätter für literarische Unterhaltung", trotz der geringen Meinung, die er von ihnen zu hegen scheint, sich je auf ein ähnliches Abkommen einlassen würden?

Hierauf wendet sich Wuttke gegen die Namenlosigkeit der Zeitungsaufsätze. Mit diesem Tadel hat er recht; es ist nicht abzusehen, warum die Leitartikel deutscher Zeitungen nicht ebenso gut unterzeichnet werden können, wie die Leitartikel der französischen, bei denen dies durch die Vorschrift der Gesetze zur Pflicht gemacht ist:

Wer namenlos schreibt, mit geschlossenem Visir angreift, befindet sich in großem Vortheil gegenüber dem, welcher in die Lage kommt zu berichtigen, gegenüber dem, den er nöthigt, sich wider Unglimpf zu vertheidigen; denn ihn selbst treffen niemals Hiebe. Der Angegriffene kann nur abwehren, niemals wieder verwunden. Ein Kampf, der so geführt wird, daß von zwei Kämpfern der eine sich nur deckt, nicht zuschlägt, ist allemal ein ungleicher und wendet sich zum Nachtheil dessen, der nicht zum Angriff übergeht.

Was Wuttke weiterhin von der Bestechlichkeit der Theaterrecensenten schreibt, ist übertrieben; es gab allerdings eine Epoche, wo dies Unwesen mehr im Flor stand als jetzt und wo man in gewissen deutschen Hauptstädten nur auf eigene Unkosten berühmt werden konnte. Heutzutage gilt das nur von Theater- und Localblättern, die in der Geschichte des Journalismus nicht mitzählen. Die großen, anständigen Organe, Zeitungen sowol wie Journale, machen nicht mehr Künstlerruhm auf Bestellung.

Dann geht Wuttke zur Darstellung der kritischen Zeitschriften über; er weist nach, wie diese speciell kritischen Organe allmählich eingegangen sind. Die „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung", die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", Ruge's „Hallesche Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst", die „Allgemeine Literaturzeitung" zu Halle, die „Wiener Jahrbücher der Literatur", zuletzt Gersdorf's „Repertorium" sind alle entschlafen. Ebenso ist das „Literaturblatt zum Morgenblatt" mit diesem eingegangen, die „Hamburger literarischen und kritischen Blätter" und andere Organe.

Von den noch jetzt bestehenden „schweren Literaturblättern": den „Heidelberger Jahrbüchern" und den göttinger und münchener „Anzeigen", meint Wuttke, daß sie bloße Schatten seien, und scheint es zu bedauern, daß die „Blätter für literarische Unterhaltung", denen es nur um angenehme Beschäftigung eines weitern Leserkreises zu thun war, den allgemeinen Schiffbruch überlebten. In der Aufzählung der jetzt noch nicht erloschenen kritischen Blätter sind das „Deutsche Museum", die „Europa" u. a. vergessen; es mußte darauf hingewiesen werden, daß unter den Zeitschriften für einzelne Fachwissenschaften, die für Aerzte, Rechtsgelehrte, Theologen, Pädagogen u. s. w. bestimmt sind, sich auch philosophische und historische befinden, die ebenfalls für einen allgemeinen Leserkreis Interesse haben.

Auch das Verfahren der Kritik selbst wird von Wuttke sehr einseitig geschildert. Da er die „Blätter für literarische Unterhaltung" citirt, wo es sich um die Honorarfrage handelt, so wird er uns erlauben, seine Mittheilungen gerade in Bezug auf dies eine Blatt zu berichtigen. Die Honorarfrage selbst fällt hierbei wenig ins Gewicht, weil die Werke zur Besprechung an solche Mitarbeiter eingesendet werden, die sie schon an und für sich in den Kreis ihrer Studien gezogen haben würden. Daß solche Mitarbeiter die zu schildernden Werke nicht von Anfang bis zu Ende durchlesen aus Rücksicht auf den Honorarsatz, ist deshalb eine zurückzuweisende Verdächtigung. Es ist ebenso eine leere Declamation, wenn Wuttke ausruft: „Wenige Blicke in das Buch müssen mit Hülfe der Vorrede, des Inhaltsverzeichnisses und der etwa schon mitgebrachten Meinung vom Verfasser den Stoff zur Anzeige hergeben", und: „Was vor dem Erscheinen des Buchs geleistet worden war, ist ihnen unbekannt." Unsere Mitarbeiter beherrschen den Stoff vollkommen, über den sie berichten — dafür bürgen schon ihre Namen, denn keine Hauptschlacht wird bei uns mit geschlossenem Visir gefochten.

Auch eine andere Behauptung Wuttke's müssen wir, gerade mit Bezug auf d. Bl., als gänzlich unbegründet zurückweisen. Er sagt:

Nun darf man sich aber nicht etwa vorstellen, als ob der arme geplagte Recensent sich diejenigen Bücher heraussuchen dürfe, deren Inhalt von seinem Wissen berührt werde: er muß geschäftsmäßig das Verschiedenartigste recensiren, diejenigen Bücher nämlich, welche der Herausgeber ihm zuzusenden beliebt. Man darf auch nicht etwa denken, daß der Herausgeber von

einem kritiſchen Olymp aus die Bücherwelt überſchauend aus ihrem Gewimmel hervorzieht, was verdient den Blicken der Menſchen vorgeſtellt zu werden. Bewahre! Er gibt zur Beurtheilung ſeinem Mitarbeiter oder beſpricht ſelber, was die Herren Verleger ihm einzuſchicken die Güte hatten. Wie beſäße er Zeit, um alles Erſcheinende ſich zu kümmern? Woher Geld, alle einſchlägigen Bücher zur Durchſicht zu kaufen?

Gerade das Gegentheil von dieſem allen iſt der Fall. Der Herausgeber ſitzt gerade nicht auf einem kritiſchen Olymp, denn ſo bequeme Götterſitze werden den Kritikern heutzutage nicht zutheil, aber er überſchaut doch die Bücherwelt mit Hülfe ſehr profaner Sehrohre, der Bibliographien, hebt dann alle, in den Kreis d. Bl. fallenden Werke heraus, wobei er ſich in Bezug auf die ſchönwiſſenſchaftliche Literatur der möglichſten Vollſtändigkeit befleißigt, und beſtellt ſie bei den Verlegern, wenn ſie von dieſen nicht eingeſandt worden ſind. Eventuell werden ſie käuflich für das Blatt erworben. Der Herausgeber hat alſo nicht nur die Zeit, ſich um alles Erſcheinende zu kümmern, er hat auch die Pflicht, es zu thun. Wir wollen zugeben, daß bei den politiſchen Blättern meiſt ein anderes Verfahren eingeſchlagen wird; doch wer wird auch von dieſen eine umfaſſende Würdigung unſers Schriftthums verlangen?

Wuttke meint ferner, daß die meiſten Blätter, die ein beſonderes Geſchäft von Bücherbeſprechungen machen, ſich in Abhängigkeit von Buchhändlern oder von Coterien befinden; daß es aber auch auf dem Gebiete der Fachgelehrſamkeit Gelehrte gebe, die nur deshalb regelmäßige Beurtheiler von Schriften ſeien, um gelegentlich ihre Freunde loben und ihre Gegner herunterreißen zu können. Wuttke, deſſen Verſtimmung hier offenbar aus perſönlichen, möglicherweiſe berechtigten Gründen, vielleicht wegen der geringen kritiſchen Beachtung, die ſeine eigenen verdienſtlichen Schriften gefunden, hervorgeht, zeigt an der folgenden Stelle, daß das Herunterreißen der Gegner ihm auch geläufig iſt, und daß er im Beſitz eines eigenen kritiſchen Organs es nicht daran fehlen laſſen würde:

Je allgemeiner und zugänglicher ein Wiſſenszweig iſt, deſto ſchlimmer ſteht es mit den Beurtheilungen der einſchlagenden Erſcheinungen. Am übelſten daher vielleicht um die Geſchichte. In Sybel's hiſtoriſcher Zeitſchrift waren die Bücherbeurtheilungen (natürlich die wenigen abgerechnet, welche Waitz, Warnkönig und Männer ihres Schlags ſchrieben) dermaßen oberflächlich und ſo ohne Sachkenntniß abgefaßt, daß ich ſchon längſt die Zeit, ſie zu leſen, mir erſpare. Auch die Beurtheilungen in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" haben ſich verſchlechtert. Umſtändliche Würdigungen geſchichtlicher Werke ſind kaum noch irgendwo unterzubringen, was ich daher weiß, weil mehrere angeſehene Gelehrte ſich mit Anfragen an mich gewendet haben, wo ſie wol ſolche zum Abdruck bringen könnten. Die Folge dieſes Zuſtandes iſt eine überaus nachtheilige. Die Hauptwerke der deutſchen Geſchichtſchreibung kommen theils gar nicht, theils nur im Vorbeigehen zur Beſprechung. Erinnern ſich etwa unſere Leſer Niebuhr's „Vorleſungen", von denen ſeit 1851 zehn Bände erſchienen ſind, die ſechs Bände von Schloſſer, welche er ſeiner von Kriegk bearbeiteten „Allgemeinen Geſchichte" neu hinzufügte, Kortüm's „Griechiſche Geſchichte" in drei Bänden — ich nenne drei Werke von größter Bedeutung — öfter beſprochen und erwähnt gefunden zu haben? Nein, hingegen Mommſen's in ihrer Auffaſſung grundverkehrte und nicht einmal durchweg in Einzelheiten genaue „Römiſche Geſchichte", die von Parteigeiſt durchdrungenen und außerdem über das Mittelmäßige ſich wenig erhebenden Schriften von Häuſſer, Sybel, Droyſen und ihrer Schule findet man überall ausposaunt. Die Schule preiſt ſie, die gothaniſchen Blätter heben ſie mit Anempfehlungen hervor, die übrigen Zeitungen (auch wiener!) drucken das Lob dieſen nach.

Indem er ſich nun zur Poeſie wendet, läßt er das folgende Curioſum drucken:

Seit Rückert's Ableben iſt der größte unter den lebenden Dichtern Deutſchlands Hoffmann von Fallersleben, der mehr als Einen Anſpruch auf Unſterblichkeit hat — wenn hört man denn einmal ihn loben? Man muß ſich zu viel mit den Dichterlingen beſchäftigen, die nur die Gegenwart, aber keine Zukunft haben!

Hoffmann von Fallersleben's Verdienſte als deutſcher Liederdichter ſind jederzeit gewürdigt worden. Ihn für den größten unter den jetzt lebenden Dichtern Deutſchlands zu halten — das iſt eine perſönliche Anſicht, die wie jede andere als ſolche berechtigt iſt; doch unmöglich kann der Autor verlangen, daß alle Welt ſeine landsmänniſchen Gefühle theile. Ihn den größten Lyriker zu nennen, das wäre zunächſt doch eine gebotene Beſchränkung; denn in den poetiſchen Gattungen, welche die höhern Gaben des Dichters, die Kraft der Geſtaltung verlangen, hat ſich Hoffmann nicht verſucht. Ebenſo wenig hat er irgendeinen maßgebenden Einfluß auf die Entwickelung unſerer Literatur ausgeübt. Unſere großen Dichter waren productiv nicht nur in der Lyrik, auch im Drama oder Epos; ſie waren geiſtig anregend nach allen Seiten, große Geiſter. Hoffmann iſt einer der erſten der jetzt lebenden „Liederdichter"; ja ſeine wirklich „unpolitiſchen" Lieder ſind gewiß nicht nach Verdienſt geſchätzt, während ſeine politiſchen, nur ironiſch als „Unpolitiſche Lieder" bezeichneten Gedichte vielleicht überſchätzt worden ſind. Doch auch von dem erſten Liederdichter iſt immer noch ein weiter Weg zu dem erſten Dichter der Nation.

Was Wuttke über die Wandlungen unſerer Unterhaltungsblätter mittheilt — damit kann man ſich im ganzen einverſtanden erklären. Die frühern derartigen Blätter: „Mitternachtszeitung", „Planet", „Roſen", „Geſellſchafter", „Zeitung für die elegante Welt", „Phönix", „Humoriſt" ſind längſt eingegangen. An ihre Stelle traten theils das Feuilleton, theils die illuſtrirten Zeitungen, theils Witzblätter wie der „Kladderadatſch". Den größten Erfolg hatte die von Ernſt Keil mit ſeltenem Geſchick redigirte „Gartenlaube", deren Abonnentenzahl Wuttke noch auf 160000 angibt, während ſie jetzt nach Aufhebung des preußiſchen Verbots den für Deutſchland unerhörten Abſatz von 210000 Exemplaren aufzuweiſen hat. Groß iſt die Zahl ähnlicher Familienblätter, die ſeitdem wie Pilze aus der Erde geſchoſſen ſind. Daneben erſcheinen viele noch wohlfeilere Volksblätter, bei denen ebenfalls Bilder und Billigkeit das Erforderniß ſind, Blätter, deren Abſatz durch Herumträger gefördert wird und die es oft in einem verhältnißmäßig engen örtlichen Bereiche ebenfalls zu 30—50000 Abnehmern bringen. Mit Recht ſagt Wuttke:

Dieſe im Zeitſchriftenweſen vorgegangene Veränderung verdient Aufmerkſamkeit. Ihre Lichtſeite iſt, daß gegenwärtig Blätter

beſtehen, die zehn- und funfzigmal mehr Abnehmer beſitzen, als die frühern Unterhaltungsblätter, welche faſt nur in Leſekreiſe und öffentliche Wirthſchaften gingen, daß für das Leſen ein bei weitem größerer Bruchtheil des Volks ſonach gewonnen iſt und alſo das Schriftthum an äußerer Bedeutung zugenommen hat. Die Schattenſeite iſt, daß im Inhalt eine Herabſtimmung gegen früher erfolgt iſt. Jenes höhere Streben, welches die alten Unterhaltungsblätter hervorrief, iſt nicht mehr Triebfeder; die neuen Blätter für das Volk ſind reine Geſchäftsſache. Ehedem waren die Schriftſteller ſich deſſen bewußt, daß Unterrichtete, welche einige Anſprüche machten, ihren Leſerkreis bildeten, und daß ſie ſich abfälliger Beurtheilung ausſetzten, wofern ſie ſich nicht einige Mühe gaben: heutigentags iſt nur für die gehörige Menge Leſefutter zu ſorgen; übrigens weiß man, daß man den Geſchmack Ungebildeter befriedigt, ſobald man nur Buntes und Grelles darreicht. An die Stelle des „Eleganten" trat plattes Gewäſch.

Der Hauptunterſchied ſcheint uns der zu ſein, daß in jenen frühern belletriſtiſchen Journalen die ſchriftſtelleriſche Eigenthümlichkeit noch eine Rolle ſpielte, daß der Zuſammenhang der Mitarbeiter mit der Literatur und ihrer Entwickelung aufrecht gehalten wurde, während jetzt, etwa nur die „Gartenlaube" ausgenommen, die Autoren hinter ihren nichtsſagenden Geſchichten und Geſchichtchen verſchwinden und keins dieſer Blätter mehr eine beſtimmte Phyſiognomie beſitzt.

Wenn indeß Wuttig's „Deutſcher Zeitungskatalog für 1865" dritthalbtauſend Blätter aufzählt, ſo können weder Zeitungen noch Unterhaltungsblätter allein die Journaliſtik zu dieſer ſchwindelnden Höhe ſteigern. Das vermögen erſt drei Arten von Blättern: die gelehrten Fachblätter, die Blätter, die einen Erwerbszweck im Auge haben, wie z. B. die eigentlichen Geſchäftsblätter, und dann die örtlichen Anzeiger. Ueber die gelehrten Fachblätter theilt Wuttke folgende intereſſante ſtatiſtiſche Notizen mit:

Sie ſind gewiſſermaßen von vielen ſtückweiſe geſchriebene Bücher und ihre Aufſätze behalten oftmals lange ihren Werth. Im Jahre 1837 gab es 64 theologiſche: ihre Anzahl hat ſich verdreifacht, wenn man diejenigen hinzurechnet, welche der innern und äußern Miſſion dienen, und die wiener „Literaturzeitung für das katholiſche Deutſchland". Im Jahre 1837 gab es 20 pädagogiſche Zeitſchriften, ihre Zahl hat ſich (ungerechnet der Zeitſchriften für die Jugend) vervierfacht. Seltſam iſt bei dieſen, daß manche Gegenden für erforderlich halten, ein beſonderes Blatt zu beſitzen. 42 Blätter tragen die örtliche Beſchränkung auf ihrem Titel! Erfreulicherweiſe gibt es nicht nur ein „Organ der Taubſtummen- und Blindenanſtalten", ſondern auch „Blätter für Taubſtumme", ein Blatt für Kindergärten, eines zur Förderung des Zeichnenunterrichts, drei Turnzeitungen. Mediciniſche Blätter gab es 1837 ſchon 43, jetzt nahezu noch einmal ſo viele, nämlich 73, ohne die für Pharmacie und Thierheilkunde beſtimmten. Auch in dieſem Gebiete ſind Blätter für die einzelnen Hauptzweige, für die mikroſkopiſche Anatomie, für pathologiſche Anatomie, für Augenkrankheiten, Ohrenheilkunde, Zahnheilkunde, Kinderkrankheiten, Frauenkrankheiten, Bäder, für die Pſychiatrie, Biologie, Staatsarzneikunde u. ſ. w. im Gange Die reine Naturwiſſenſchaft wird in mehr als 40 Blättern vertreten. Alſo ſpringt auch auf einigen wiſſenſchaftlichen Gebieten eine bedenkliche Ueberfülle in die Augen.

Am ſchärfſten werden die Philippiken Wuttke's, wo er ſich gegen die politiſchen Zeitungen wendet. Er zeigt ſich hierin als Anhänger Laſſalle's, der bekanntlich auf die ganze zeitgenöſſiſche Publiciſtik in Reden und Broſchüren ſein Anathem ſchleuderte. Gleichwol wollte Laſſalle ſelbſt bekanntlich in Berlin eine große Zeitung gründen, und wir zweifeln nicht, daß dieſelbe ſich, wie jedes andere derartige Unternehmen, den einmal herrſchenden Einrichtungen und Bedingungen, ſo ſehr ſie im Princip dagegen proteſtirte, hätte fügen müſſen. Der Hauptangriff Wuttke's richtet ſich dagegen, daß der ſchriftſtelleriſchen Kraft längſt die Beherrſchung der Zeitungen entwunden iſt, daß dieſelben längſt unter fremdartige Einflüſſe gerathen ſind. Nach Wuttke's Anſichten ſollten die Zeitungen nicht den Buchhändlern und andern Geldmächten gehören, ſondern unabhängigen Schriftſtellern. Es mag dies im Princip richtig ſein, doch eine Theilung der Arbeit iſt einmal dringend durch die Ausdehnung ſolcher Unternehmungen geboten. Auch iſt damit nicht geſagt, daß z. B. alle Buchhändler, welche Zeitungen herausgeben, blos Geldgeſchäfte machen wollen. Wir kennen mehrere, die ihrer politiſchen Ueberzeugung ebenſo gut Opfer bringen, wie es nur ein Schriftſteller als Herausgeber eines Blattes thun könnte; mögen ſie nun die Zeitung überhaupt trotz eines jährlichen Deficits in ihrem Budget aufrecht halten, oder mögen ſie, bei einem glänzenden Stande deſſelben, eine Anſchauung vertreten, welche der gerade herrſchenden widerſpricht und den Abfall eines großen Theils der Abonnenten zur Folge hat. Der zweite Punkt, der Wuttke's Zorn erregt, iſt der Einfluß der Regierungen auf das Zeitungsweſen, weniger der officielle Einfluß in den eigentlichen Organen der Regierung, als der officiöſe, der ſich unter mancherlei Masken auch in den anſcheinend unabhängigen Blättern geltend macht. Zur Geſchichte dieſer officiöſen Einflüſſe und der Preßbureaux, welche ihre leitenden Fäden in der Hand halten, gibt Wuttke manchen Beitrag von Intereſſe. Der dritte Punkt, auf den er aufmerkſam macht, betrifft die lithographiſchen, autographiſchen und telegraphiſchen Correſpondenzbureaux. Wir möchten dieſe ganze Richtung als einen immer mehr überhandnehmenden Mechanismus des Zeitungsweſens bezeichnen und theilen die Abneigung Wuttke's gegen denſelben, ſo ſehr er nach einer Seite hin durch die Fortſchritte der Zeit bedingt iſt. Wenn er indeß am Schluſſe ſeiner Schrift meint, die Telegrammanſtalten würden in einiger Zeit die Preſſe beherrſchen, ſo halten wir das für eine Schwarzſeherei. Die Mächte des Geiſtes laſſen ſich nur auf kurze Zeit in den Hintergrund drängen, ſie ſchlagen immer wieder ſiegreich durch und zerbrechen das ganze Spielzeug einer Maſchinerie, die ſich an ihre Stelle zu ſetzen ſuchte.

Die Genauigkeit aller der zahlreichen einzelnen Daten, welche Wuttke anführt, können wir nicht prüfen; doch ſie ſcheinen uns, wenn auch unabſichtlich, gefärbt durch den reformatoriſchen Feuereifer des Autors. Wir ſehen dies deutlich an einem uns zufällig bekannten Fall. Wuttke ereifert ſich über die metallographiſche Correſpondenz, welche vom Verwaltungsrath der Schiller-Stiftung bei der letzten Generalverſammlung derſelben in Weimar veranſtaltet wurde, um den Zweigſtiftungen und den Zeitungen möglichſt raſchen und authentiſchen Bericht

über den Verlauf derſelben zukommen zu laſſen. Wuttke meint:

Die Zeitungen hatten nicht das Getriebe, ſondern eine klug berechnete Darſtellung des Verlaufs jener Hauptverſammlung zur allgemeinen Kenntniß gebracht, eine Darſtellung, in der Weſentliches nur kurz berührt, auch wol ganz übergangen war, ſodaß ſie ein falſches Bild gewährend Vorurtheile ſchuf, welche nun den Beſtrebungen zum Aufrechthalten des reinen Weſens der Schiller-Stiftung im Wege ſtanden.

Von kluger Berechnung war aber bei dieſer Correſpondenz gar nicht die Rede; ſie mußte ſich kurz faſſen, ſie hatte es nur mit den Thatſachen, den Vorſchlägen und Abſtimmungen zu thun. Was nun „weſentlich" dabei war oder nicht, darüber konnten die Anſichten differiren, ohne daß eine abweichende Meinung gleich das Recht hätte, zu Verdächtigungen zu ſchreiten. Oratoriſche Ergüſſe wurden nicht mitgetheilt, auch nicht die Reden Wuttke's, für ſo „weſentlich" er ſelbſt ſie halten mochte, und trotz des Effects, den ſie hervorbrachten, der aber in vieler Hinſicht ein anderer war, als der Redner beabſichtigte. Derartige Tigerſprünge zeugen nur von der Mordluſt unſers Journal-Tigers, deſſen Büchlein im übrigen „gut gebrüllt" iſt; der Stil iſt gefällig und maßvoller als der Inhalt. **Rudolf Gottſchall.**

Neue Ueberſetzungen aus dem Alterthum.

Sophokles dreimal, ebenſo vielmal Horaz, zweimal Catull, einmal Lucrez und von Virgil's „Aeneide" ein Geſang liegen uns in deutſcher Ueberſetzung vor.

Sie tragen alle das Datum der letzten zwei Jahre, eins der Werke iſt ſchon von dieſem Jahre; wir befinden uns jedenfalls in der neueſten Phaſe deutſcher Ueberſetzungskunſt.

Und kann man denn ernſtlich von Phaſen bei einer Thätigkeit ſprechen, welche, an unveränderliche Vorlagen geknüpft, ſcheinbar nichts weiter zu thun hat, als dieſe Vorlagen getreulich zu copiren? Höchſtens Farbe und Zeichenmaterial ſind ein anderes geworden; Umriſſe und Gruppirung liegen fertig vor.

Und doch ſind Wandlungen der bemerkenswertheſten Art in dieſer ſchlichteſten und verdienſtvollſten aller Künſte zu beobachten. Die weltbewegenden Principien des Conſervatismus und der Neuerung, des Alten und Modernen, haben auch dieſes Gebiet ergriffen; ein gewiſſer Idealismus, dem es vor allem auf die vollendete Nachbildung der ſchönen Sprachformen ihres Originals ankommt, und ein gewiſſer Realismus, der nur ſo viel vom Original behalten will, als noch heute Wirkung auszuüben vermag, machen ſich auch hier bemerkbar. Auch fehlt es auf beiden Seiten nicht an Extremen; es wechſelt alterthümelndes Rococo und radicaler Terrorismus. Das Rococo hält jede Variation im Versfuß, jede zufällige Verrückung der Cäſur, jede mehr oder weniger vorhandene Symbolik der Wortſtellung und Lautverbindung in ſeinem Original für wichtig genug, um dies alles mit Pietät in der Ueberſetzung wiederzugeben. Die Ueberſetzung iſt nun vornehm akademiſch und ſtreift bedenklich an Traveſtie. Auf der andern Seite läßt man das Alte alt ſein und das Fremde fremd, ſtreicht alle metriſchen, dann ſprachlichen, dann localen, dann zeitlichen Eigenthümlichkeiten; man hält ſich im beſten Falle an die ſo gewonnene reine Eſſenz: aus Dante's klangvollen Terzinen werden raſpelnde Jamben, die Ueppigkeit antiker Chorrhythmen ſchrumpft zu einfachen Maßen oder zum Streckvers zuſammen. Meiſtens aber geht man weiter, man verbeſſert, man glättet, man verannehmlicht, und ſchließlich man moderniſirt das Original. Wir befinden uns auf dem Boden der Nachdichtung, und Horaz und Sophokles erſcheinen in ſchwarzem Frack und weißer Binde, um duftige Sonette oder pſalmodiſche Tendenzgedichte vorzutragen. Es fehlt auch nicht an Verſuchen, die Extreme zu vermitteln, die Sprödigkeit antiker Metra durch Verbindung mit klingenden Reimen zu überwinden; aber ſolche Vermittelung müſſen wir für ebenſo vergänglich erachten, wie jedes wohlgemeinte Juſtemilieu, das nicht an den Dingen ſelbſt ſein Maß hat. So wird z. B. die ſpielende ſapphiſche Strophe noch ſpieleriſcher, wenn der adoniſche Nachhall, durch das Reimen mit dem vorhergehenden Versende, geradezu zum neckiſchen Echo wird.

Dies die Gegenſätze im allgemeinen, welche ſich in der verfeinerten Dolmetſcherkunſt ſo reich entfaltet haben. Suchen wir nun dieſer Entfaltung in den vorliegenden Werken der jüngſten Zeit, welche Antikes verdeutſchen, nachzugehen und den beſondern Typus eines jeden Werks anzugeben, wofern nämlich ein ſolcher Typus prätendirt wird.

Was zunächſt die Ueberſetzungen des Sophokles betrifft, ſo zeigt die vorliegende:

1. Sophokles. Ueberſetzt von Heinrich Viehoff. Zwei Bändchen. Hildburghauſen, Bibliographiſches Inſtitut. 1866. 8. 23 Ngr.

ein Schwanken zwiſchen den beiden Richtungen der Archaiſten und Neologen. Viehoff entſcheidet ſich, für den dialogiſchen Theil der Tragödie das antike Maß, den Trimeter, beizubehalten; er entſchuldigt ſich aber förmlich für dieſe That, welche einem an den Schwung des deutſchen Fünffüßlers gewöhnten Publikum die Anſtrengung zumuthet, ſein Ohr an eine ſchwerfällige antiquariſche Versform zu gewöhnen. Und was für Gründe nöthigen ihn doch dazu? Er behauptet, einiges von den geheimen Eigenſchaften des ſechsfüßigen Jambus begriffen zu haben, wodurch ſich dieſer weſentlich von dem nur fünffüßigen abhöbe. Würde und Majeſtät wohne im ſechsfüßigen u. ſ. w. Da weiß Viehoff jedenfalls mehr vom Jambus als die alten Künſtler und Kunſttheoretiker ſelbſt. Einer der letztern, der einen ziemlich guten Namen hat, nämlich Ariſtoteles, motivirt den Gebrauch des Jambus überhaupt, als Versgattung der Tragödie, damit, daß er dem Rhythmus des gewöhnlichen Geſprächs am nächſten käme, während z. B. der Trochäus etwas Tänzelndes habe. Der Jambus iſt alſo der natürliche Rhythmus des Dialogs, und der Trimeter kann nur darum durch kein kürzeres Maß in der Ueberſetzung wiedergegeben werden,

weil die ganze Sprach- und Satzbewegung des tragiſchen Dialogs auf dieſen weitern Rahmen geſpannt war. Der langathmigere Satz, ſowie der langathmigere Dialog iſt nun einmal charakteriſtiſch für das griechiſche Drama, und wer dieſe Langathmigkeit glaubt vertuſchen zu müſſen, zeigt nur, daß er die Schönheiten, welche die poetiſche Rede in dieſer Breite zu entwickeln wußte, nicht kennt.

Wenn Viehoff die Form des Trimeters in richtiger Anlehnung an das Original beibehielt, ſo reicht er in Sprach- und Satzführung nicht zu gleicher Uebereinſtimmung mit demſelben heran. Hier beginnt das Moderniſirungsprincip; nicht die poetiſche Sprache des Sophokles ſoll in das heutige Deutſch übertragen, ſondern umgekehrt, die deutſche poetiſche Sprache in den alten Sophokles hineingetragen werden. Aber auch da hat Viehoff keinen entſchiedenen Griff gethan. Marbach's Ueberſetzung, in modern claſſiſchem Stil, hat durch die in ſich zuſammenſtimmende Ausführung einen anziehenden Erſatz für die Veruntreuung des Originals geboten. Bei Viehoff herrſcht die bildliche Metapher vor, der Ausdruck aber iſt, wenn zwar nicht gemein, doch nicht ungewöhnlich, die grammatiſchen und rhetoriſchen Figuren, die bedeutungsvolle Fügung der Sätze im Original, an denen ſich das Pathos des griechiſchen Schauſpielers aufſchwang, wenig beachtet. So beginnt der „Oedipus" bekanntlich mit der wohlwollenden Anſprache des Fürſten: „Meine Kinder, von Kadmos dem Alten, du junger Wuchs!" Bei Viehoff heißt es:

> Ihr jungen Sproſſen vom bejahrten Kadmosſtamm,
> Was, Kinder u. ſ. w.

Ein ganzes Gewebe von metaphoriſchen Beziehungen.

In dem erſten hohen Wellenſchlage des Pathos in derſelben Tragödie, in dem Dialog zwiſchen Oedipus und Tireſias, läßt der Ueberſetzer den erſtern ſo ſprechen:

> O Schätze, Macht des Herrſchers, Kunſt, der keine Kunſt
> Sich in der misgunſtvollen Welt vergleichen darf,
> Wie euch der Neid auflauernd ſtets zur Seite ſitzt!
> Schleicht Kreon doch, mein treuer Freund von Anbeginn,
> Mir um des Thrones willen, den mir dieſe Stadt
> Als ein Geſchenk unangeſprochen übergab,
> Im Finſtern nach, mich auszutreiben heiß bemüht,
> Und wiegelt dieſen Zaubrer, dieſen Ränkeſchmied,
> Den tückevollen Gaukler auf, ſcharfſichtig blos
> Im Wucherhandwerk, aber blind in ſeiner Kunſt!

Dieſer verſchränkte Satzbau läßt für den Schauſpieler keine klare Steigerung des Pathos zu. Man vergleiche damit die ungleich einfachere und wahrere Ueberſetzung von Fiſcher, deſſen Werk:

2. König Oedipus von Sophokles. Metriſch überſetzt von Otto Fiſcher. Tübingen, Oſiander. 1865. 8. 15 Ngr.

uns gleichfalls vorliegt. Dort lautet die obige Stelle:

> O Reichthum! O Gewalt! O überlegne Kunſt
> In dieſem Leben voll von Neid und Eiferſucht!
> Ach! welche Misgunſt haftet euch doch immer an,
> Wenn dieſer Herrſchaft wegen, welche mir das Volk
> Als freie Gabe ungebeten einſt verlieh,
> Sogar ein Kreon, dieſer alte treue Freund,
> Mich insgeheim beſchleichend ſtürzen will vom Thron,
> Und dazu dieſen ränkevollen Pfaffen braucht,
> Den liſtigen Gaukler, der in Tücke und Betrug
> Nur ſehend iſt, und blind in jeder wahren Kunſt!

Noch weiter von der Tradition entfernt ſich ſchließlich Viehoff in der Behandlung der Chorgeſänge. Es iſt wahr, die deutſche Sprache kann den wechſelnden Rhythmen dieſer Geſänge nicht behende genug folgen, und das deutſche Ohr bringt auch wenig Empfänglichkeit dafür mit. Und nicht immer kann es uns gelingen, ſelbſt wenn wir dieſe Rhythmen mit der ganzen Illuſion der Vergangenheit erklingen laſſen, ſie ohne Reſt zu genießen; die muſikaliſche Begleitung, durch welche der Rhythmus erſt Stoff bekam, ſich in ſeiner vollen ethiſchen Bedeutung auszuprägen, iſt nicht wieder herzuſtellen. Wer nicht Liebe genug hat für die ſo entblößte metriſche Schönheit, dem mag der mächtige Wohllaut eines üppigen Reimſpiels Erſatz bieten. Aber der Weg, den Viehoff wählt, hat keinen der beiden Vorzüge; er unterläßt die bei einem empfänglichen Leſer immer noch lohnende getreue Nachbildung und baut einfachere Strophen aus bekannten Rhythmen, ohne aber dieſe Verflachung durch den Reiz des Reims zu heben. Nun lautet der Einzugsgeſang in der „Antigone" bei Viehoff:

> Strahl des Helios, herrlichſtes Licht,
> Wie es die ſiebenthorige Thebe
> Nimmer begrüßt!
> Nun blickeſt du endlich,
> Auge des goldenen Tages, herauf,
> Ueber dirkäiſche Strömungen wandelnd!
> Und den grimmigen Feind, der mit leuchtendem Schild
> Von Argos genaht in völliger Wehr,
> Ihn triebſt du hinweg, in eiliger Flucht
> Zu fliehen mit fliegendem Zügel.
> Ihn, welchen hierher auf unſere Flur,
> Polyneikes' Streit zum Kampfe geführt;
> Ihn, der wie ein Aar in ſauſendem Flug,
> Von dem Fittich geſchirmt, hellglänzend wie Schnee,
> Einbrach in das Land mit der Rüſtungen viel
> Und der mähnenumflatterten Helme.

Mehr als rhythmiſche Gefälligkeit und als einen Anſatz zu harmoniſcher Strophenbildung können wir hier nicht entdecken. Viehoff's Ueberſetzung alſo leidet an der Unentſchiedenheit zwiſchen zwei Principien; halb antikiſirend, halb moderniſirend hat ſie weder von der einen, noch von der andern Richtung das entſchiedene Gepräge. Sonſt iſt ſie als lesbar anzuempfehlen für Kreiſe, die mit dem poetiſchen Stoff bekannt werden wollen, ohne ſich ſonderlich um das individuell Dichteriſche zu kümmern.

Die folgende Uebertragung:

3. Drei Tragödien des Sophokles mit Euripides' Satyrſpiel. Mit Rückſicht auf die Bühne übertragen von Adolf Wilbrandt. Nördlingen, Beck. 1866. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

iſt für die Bühne berechnet. Daß hier gewaltſame Griffe in eine durch Tauſende von Jahren von uns geſchiedene Eigenart geſchehen mußten, um ſie uns einigermaßen näher zu bringen, wird der Leſer erwarten. Zum Glück oder Unglück, man kann es ſchwer ſagen, bleibt die Ausführung weit hinter dem Programm zurück, das auf 32 Seiten der Vorrede mit viel Einſicht in den Unter-

ſchied zwiſchen Antikem und Modernem entwickelt iſt. Der Chor ſoll ganz geſtrichen werden; aber was verſchlägt's, wenn die Aufgabe des Chors, Stimmungsreflex der Vorgänge auf der Bühne zu ſein, zu der Rolle einer vertrauten Kammerzofe, die melodiſchen Weiſen, in denen das erregte Pathos ausklingen ſoll, zu einer platten Recitation herabſinken? Bühnengerechter mag die Sprache der Helden bei Wilbrandt wol ſein; viel draſtiſcher ſpricht ſich Oedipus bei Fiſcher in der oben angezogenen Scene zu Tireſias aus:

..... Doch dir, was halfen dir
Die Vögel und die Götter? Ich erſchien,
Der ungelehrte Oedipus — der dumme,
Dem alle Vögel ſchwiegen: doch ich griff
Ins eigne Hirn, und überwand die Sphinx.
Und mich zu ſtürzen ſuchſt du! Weil's dich lüſtet,
An Kreon's Thron als zweiter Mann zu ſtehen!
Euch ſoll's gereun — den Redner und den Schürer —
Wenn ihr's verſucht, den Bannfluch zu vollſtrecken!

Der Wächter in der „Antigone", ſchon bei Sophokles leiſe humoriſtiſch angeflogen, ſpricht hier wie aus einer Shakſpeare'ſchen Komödie:

Ich kann nicht ſagen, Herr, daß ich als Leichtfuß,
Vor Eile athemlos, hierher gerannt.
Ich hatte viel Gedankenhalteplätze
Und hab' mich wie ein Kreiſel unterwegs
Herumgedreht. Denn meine arme Seele
Sprach jeden fünften Schritt zu mir: du Kind
Des Unglücks, weißt du nicht, daß dort,
Wohin du gehſt, die Strafe dich erwartet?
Und wieder: Unglücksſohn, was ſtehſt du hier?
Wenn's Kreon nun von einem andern hört,
Wird's dir nicht ſchlecht ergehn? So hin und her
Erzogen, eilt' ich äußerſt langſam, Herr —
Sodaß der kurze Weg mir lang geworden.

Das Ausklingen der Gefühle nach der tragiſchen Kataſtrophe entſpricht nach Wilbrandt nicht mehr dem modernen Geſchmack, darum alſo kürzt dieſe antiquirten Anhänge! Nun iſt der alte Sophokles allerdings etwas zugeſtutzt, weniger ſentimental-lyriſch, der Mangel an moderner äſthetiſcher Bildung überdeckt; aber welcher Irrthum, zu denken, daß damit heute noch bühnenfähige Stücke geliefert ſind! Nicht Metrum und Geſang und Dialog allein machen das Weſen des griechiſchen Dramas aus: ihre Helden und Götter, Satzungen und Aufgaben ſind nicht mehr die unſerigen und können nicht mehr die unmittelbare Wirkung desjenigen, was uns verwandt iſt, auf uns hervorbringen. Was uns dennoch die Alten ſind, iſt eine andere Frage.

Gegenüber dem programmatiſchen Aufwand von Wilbrandt nimmt ſich der ſchon oben erwähnte „Oedipus" von Fiſcher ſehr einfach aus. In der äußern Form genaue Anlehnung an das Original; die deutſche Sprache iſt klar und fließend gehandhabt, aber freilich fehlt ihr auch die ſophokleiſche Phyſiognomie.

Die ſchon öfters erwähnten Gegenſätze finden ſich bei den Horaz-Ueberſetzungen in einer eigenthümlichen Spiegelung wieder. Horaz hat eine markirte Phyſiognomie, die ſehr, ſehr vielen Ausdrucks fähig iſt. Man möchte auf den erſten Anblick meinen, die klare Ruhe eines mit griechiſcher Weisheit geſättigten Römers darin zu erblicken; aber der ſokratiſche Schalk ſitzt ihm um die Lippen; eine leiſe Verzerrung, und bittere Satire entſtrömt dieſem Munde über die entnervte materialiſtiſche Zeit; man ahnt, daß ihm das Leben Wunden geſchlagen haben mochte, die erſt an einem ſpäten Strahl des Glücks zu vernarben anfingen; immer noch bezahlt er dieſes Glück mit ſchwer entrungenen Panegyriken, die eigentlich Nänien auf die vernichtete Republik ſein ſollten. Doch das iſt vorüber, wieder kehrt das Lächeln, aber dies Lächeln breitet ſich jetzt über das ganze Antlitz, ſeine Augen funkeln, in ihnen ſpiegeln ſich der wilde Dionyſos und die ſüße Aphrodite, bis ſich plötzlich das Augenlid andächtig ſenkt, um dem maßvoll ſchönen Geſang der Muſen zu lauſchen. Doch nicht lange dauert es, und Horaz ſchlägt wieder das ruhigernſte Auge auf, aus dem die Unbezwinglichkeit des Fatums der dira necessitas ſpricht.

Eine ſo markirte Individualität muß nothwendig jedem, der ſich ihr naht, etwas von ſich mittheilen, und in der That haben die uns vorliegenden Ueberſetzungen ſeiner Lieder alle etwas von ſeinem Weſen; zugleich läßt ſich denken, daß ihn jeder an der Seite gefaßt haben wird, die ihm verwandter war.

Die an Schwung und rhythmiſcher Schönheit der Verſe, an Verſtändniß und Nachfühlung des Originals weitaus vorzüglichſte Ueberſetzung iſt die von Nordenflycht:

4. Die Oden des Quintus Horatius Flaccus. Deutſch, im Versmaß des Originals mit Einleitungen und Erklärungen von F. O. Freiherrn von Nordenflycht. Berlin, v. Decker. 1866. 8. 1 Thlr.

Als Beleg diene die zweite Römer-Ode:

Stählt eure Jugend früh ſchon im Dienſt des Mars,
Sodaß ſie freudig Mangel und Noth erträgt;
Laßt früh ſie ſchon zu Pferde ſitzen,
Schwingen den Speer, und die Parther jagen;
In Wind und Wetter laſſet ſie tummeln ſich,
Sie tummeln ſich in Fährlichkeit jeder Art;
Wenn dann die junge Fürſtenbraut in
Feindes Gebiet, von dem Wall herabſchaut,
Dann mag ſie ſeufzen: „Wehe, o reiz' mir nicht,
Mein Königsbräutigam, Neuling im Kampfe noch,
Den grimmen Löwen, den die Mordluſt
Mitten hinein ins Gewühl dahinreißt."
Ja, ſüß und ſchön iſt's, ſterben fürs Vaterland.
Die Hand des Todes faſſet den Flüchtigen auch,
Erbarmt ſich nicht der ſcheuen Jugend,
Schont nicht die Knie, nicht die feigen Rücken.
Wer ganz ein Mann iſt, wirbt auch nicht auf Gefahr,
Daß man ihn abweiſt: fleckenrein, ſilberhell
Strahlt ſeine Ehre. Nicht nach Volksgunſt
Nimmt er und gibt er zurück die Beile.
Wer ganz ein Mann iſt, geht ſeine Bahn für ſich,
Schließt ſich den Himmel durch ſeine Thaten auf,
Und ſchaut mit Blicken der Verachtung,
Steigt er empor, auf den Erddunſt nieder.
Auch ſchweigen lerne, wer ſeines Lohnes harrt!
Wer je verrieth der Ceres Myſterien,
Nie würd' ich dulden, daß das gleiche,
Gleiche Gebälk mich mit ihm umſchlöſſe,
Derſelbe Nachen, daß er uns beide trüg'.

In Zorn wirft Zeus zu Sündern oft Reine hin,
Und ob der Strafe Fuß auch hinket,
Selten entkommt ihr der flüchtige Frevler.

Wir wollen von den nicht zu leugnenden Vorzügen dieſer Ueberſetzung uns beſtechen laſſen, einzelne Misverſtändniſſe und Mishandlungen des Originals zu überſehen. Wir wollen nur ſehen, womit dieſer Glanz erkauft iſt. Die Kraft horaziſcher Diction offenbart ſich einmal in den zwar ſparſamen, aber immer ſchlaghaften Metaphern und Epitheten, dann in der Fülle unter- und eingeordneter und zuſammengezogener Satztheile und Wortverbindungen, die, durch den Rhythmus hin- und hergeworfen, doch zu einer harmoniſchen Einheit ſich zuſammenſchließen. Bei Nordenflycht iſt dieſer Charakter der Kraft zurückgetreten; Satz wird an Satz gereiht, und nie darf der Leſer wegen des Zuſammenhangs in Thätigkeit geſetzt werden. Daß dadurch nicht der nachhaltige Eindruck, den das Original auf den Leſer macht, erreicht wird, iſt begreiflich. Außerdem ſind Nordenflycht's Metaphern und Epitheten zum großen Theil aus der modernen deutſchen Lyrik geholt und nicht immer bedeutungsvoll; mit ſtörender Abſichtlichkeit drängen ſich die verdeutlichenden Wortwiederholungen vor. Auch hier hat alſo die moderniſirende Tendenz mitgewirkt. Aber hier iſt ſie noch im ganzen anzuerkennen, weil ſie, conſequent und mit poetiſcher Empfindung durchgeführt, für die verlorene Eigenthümlichkeit einen andern reizvollen Erſatz bietet.

Minder günſtig muß unſer Urtheil über die Arbeit von Karſten ausfallen:

5. Horaz. Auswahl ſeiner Lyrik. Uebertragen von Johannes Karſten. Stuttgart, Roth. 1866. 8. 20 Ngr.

Hier wird das moderniſirende Princip förmlich despotiſch. Dehnungen und Kürzungen, Strich und Zuſatz, Reim und Tendenz müſſen herhalten, um Horaz zu einem Ebenbürtigen des Jahrhunderts zu machen. Man errathe, wovon Folgendes die Ueberſetzung ſein ſoll:

O, bleibe von mir fern, gedankenloſe Maſſe,
Die ſtets dieſelbe iſt, und nie die gleiche war;
Von dir, bewegliche Geſammtheit, die ich haſſe,
Wend' ich mich ab, zu dir, du auserwählte Schar;
Erblüh'nde Jünglingskraft, komm, lauſche deinem Sänger,
Und holde Jungfrau du, du Hüterin der Scham,
Euch ſing' ich Könige, des eignen Volkes Dränger,
Und Zeus, der Königen den Uebermuth benahm;
Der Meer und Erde lenkt, auf deſſen Augenbrauen
Die Mächtigſten an Macht voll Furcht gefügig ſchauen.

Auch ſo noch iſt in dieſen Liedern die horaziſche Schalkheit und Anmuth unverkennbar ausgeprägt.

6. Einleitung und Proben einer neuen Ueberſetzung der Horaziſchen Lieder von Nikolaus Fritſch. Trier. 1865.

Dieſe Arbeit kann uns wegen der unnatürlichen Verbindung von Reim und wechſelndem Metrum*) nicht zuſagen, obwol wir der Gewalt über dieſe Form Anerkennung zollen müſſen. Man beurtheile dieſe Probe:

Wer mit Pindar will um die Wette ſingen,
Julus, ſtrebt auf wächſernen Ikarſchwingen
Kühn empor, um bläulichem Seegewalle
Namen zu leihn vom Falle.
Wie des Bergſtroms Fluten herunterrollen,
Uebers Bett durch Wolkenguß geſchwollen,
Brauſet Pindar's Lied, unermeſſne Wellen
Gießend aus tiefen Quellen.
Er verdient die delphiſche Lorberkrone,
Mag er jetzt in kühnem Bacchantentone
Neue Wort' hinwälzen und regelloſen
Maßes vorübertoſen ....

*) Der Herausgeber d. Bl., der dieſe Form ſelbſt in ſeinen Gedichten angewendet hat, iſt hierüber anderer Anſicht.

7. Catull's Gedichte in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange überſetzt und erläutert von Rudolf Weſtphal. Breslau, Leuckart. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Rudolf Weſtphal, einer der beſten Kenner antiker Muſik und Rhythmik, greift ebenfalls zum Reim mit völliger Aufgebung des Rhythmus in ſeiner vorliegenden Ausgabe des Catull. Dieſes ſchon wegen ſeines ſonſtigen Inhalts ſehr anziehende Werk gibt auch die meiſten Gedichte des eingewebten Textes in deutſchen Reimverſen. Preiſt Weſtphal die Ueberſetzung des Catull von Theodor Heyſe „als ein faſt bewundernswürdiges Meiſterſtück, die antiken Metra, ohne unſerer Sprache Zwang anzuthun und ohne den glatten Fluß der Rede zu ſtören, in der deutſchen Sprache nachzubilden", ſo iſt es doch ſeine Ueberzeugung, daß „der Reim nun einmal das harmoniſche Element ſei, welches der ganzen Richtung unſerer muſikſchen Kunſt gemäß an die Stelle der rhythmiſchen Formfülle des Alterthums getreten iſt". Es gehört aber, ſetzen wir hinzu, eine ſolche poetiſche Aneignungskraft und eine ſolche Ader freier Productionskraft dazu, wie ſie Weſtphal beſitzt, um fremde Formen und fremden Inhalt in ſo illuſoriſche Nähe zu rücken. Als Probe dieſes Herausgeſtaltens im modernen verwandten Stil dienen folgendes Gedicht an den Fabull (Catull, 13):

In wenig Tagen, mein Fabull, du darfſt die Götter preiſen,
Dann ſpend' ich dir ein üppig Mahl, wenn ſelber du die Speiſen
Und Wein und Würze liefern wirſt, neben ſonſt'gem Stoff zum Scherzen —
Auch eine Hebe bring' dir mit von tolerantem Herzen.
Wirſt du dies liefern, ja — denn ſonſt kann kein Diner ich geben,
Dieweil in meinem Portemonnaie zur Stund' die Spinnen weben.
Doch höchſt freundſchaftlicher Empfang wird dir bei jenem Eſſen
Von mir zutheil, und Schöneres noch: von allen Delicateſſen
Das Delicatſte, denn zum Mahl werd' ich die Salbe ſpenden,
Ich habe ſie aus Lesbia's und die aus Venus' Händen.
Ja, wirſt du riechen dieſen Duft, ſo lieblich und ſo wunderbar,
Dann wirſt du zu den Göttern flehn: „Macht mich zur Nas' ganz und gar."

Offenbar können dieſe alles rhythmiſchen Reizes baren Reimverſe dem oft höchſt ſimpeln Inhalt nicht immer zu graziöſem Ausdruck verhelfen und der pikante Parallelismus mit dem modernen Leben nicht auf die Dauer vorhalten.

Kürzer können wir über die „Aeneide" in Nibelungenſtrophen hinweggehen, deren Probe uns vorliegt:

8. Virgil's Aeneide. Viertes Buch. Von Moritz Zille. Leipzig. 1865.

Man kann dem Ueberſetzer Herrſchaft über Sprache

und Reim nicht absprechen, man fragt sich aber vergebens, wo das würdevolle epische Pathos bleibe, das in den auf weichere Wiederkehr des Gedankens und der Empfindung berechneten Reimzeilen ganz verschwindet.

9. Das Wesen der Dinge von Titus Lucretius Carus, metrisch übersetzt von Gustav Bossart-Oerden. Berlin, G. Reimer. 1865. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ueber diese Uebersetzung können wir gleichfalls kurz hinweggehen, da weder Original noch Uebertragung den Anspruch vorzugsweise poetischer Wirkung erheben. Sie ist treu und lesbar.

Zum Schluß gehen uns noch zwei Uebersetzungen aus jüngster Zeit zu:

10. Catull's Gedichte. Im Versmaß der Urschrift übersetzt von Karl Uschner. Berlin, Schröder. 1866. 8.

11. Homer's Odyssee. Im Versmaße der Urschrift übersetzt von J. W. Ehrenthal. Zwei Theile. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 19 Ngr.

Wenn wir oben den Gebrauch der Schminke rügten, womit die antiken Dichtwerke von unsern Uebersetzern modern angestrichen werden, so meinten wir doch damit nicht die Plattheit einer blos metrischen Vollendung bei fernentretender Wortübersetzung anzuempfehlen. Was uns als das Richtige hierbei erscheint, mag aus der Analyse der letztangeführten Arbeiten klar werden.

Uschner, der Uebersetzer des Catull, verbindet mit der metrischen und, was damit Hand in Hand gehen muß, sprachlichen, d. i. wort(!)- und satzbildnerischen Vollendung eine glückliche Anempfindung und Wiedergabe der Individualität des Catull, welche gesteigerte Sensibilität mit reizender Schalkhaftigkeit zur Schau trägt, ohne die Kraft eines Anakreon, dem der sieghafte Eros noch auf den weißen Locken saß.

Als Probe für diese schlichte, das Ursprüngliche wahrende und doch auch uns zugängliche Uebersetzung spreche folgende Probe (Catull, 8):

Hör' auf, Catull, du armer Wicht, ein Thor zu sein,
Und gib verloren das, was du verloren siehst.
Es glänzten früher sonnenhelle Tage dir,
Als hin du gingst, wohin dich jenes Mädchen zog,
Die du geliebt, wie keine einer lieben wird.
Da wurde Scherz getrieben, viel und mancherlei,
Der dir so lieb, dem Mädchen nicht zuwider war,
Da glänzten wahrlich sonnenhelle Tage dir.
Jetzt sträubt sie sich, drum lauf mit tollem Ungestüm
Nicht dem noch nach, was flieht, und lebe wohlgemuth.
Mit festentschlossnem Sinn harr' aus, verhärte dich.
Leb' wohl, o Mädchen, sieh, Catull verhärtet sich;
Er fragt nicht mehr nach dir, begehrt dich Spröde nicht,
Doch wirst du trauern, wenn dich keiner mehr begehrt.
Heillose, weh dir, welch ein Leben bleibt dir dann!
Wer wird dich angehn, wer wird schön dich finden noch?
Wen wirst du lieben, wessen trautes Schätzchen sein?
Wen wirst du küssen, wem die Lippen beißen? Sprich!
Doch du, Catull, sei standhaft und verhärte dich!

Einige Concessionen an die Gegenwart macht Uschner, indem er den Hinkiambus, „der zu bizarr, unschön und geschmackwidrig, zumal in deutschen Gedichten und für deutsche Ohren" klingen soll, in den gewöhnlichen Jambus verwandelt; aber mit Unrecht, da so ein Vers, wie der von ihm angeführte:

Der Choliambe scheint ein Vers für Kunstrichter —

in seinem Metrum eine echt komische Pointe bietet. Daß Uschner gewisse Gedichte wegen ihres anstößigen Inhalts unübersetzt ließ, kann dem Leser die nähere Bekanntschaft mit diesem Dichter nur erschweren, die denn Uschner wenigstens im Vorworte weniger panegyrisch und apologetisch hätte halten sollen.

Nicht minder können wir unsere Anerkennung der fleißigen Odyssee-Uebersetzung von Ehrenthal versagen. Abgesehen von einigen Freiheiten in der Messung, der häufigen Anwendung von Trochäen, und im fünften Fuße des Spondäen, läuft der Vers klangvoll, lebendig besonders durch glückliche Cäsuren; der Satzbau ist klar, durch freiere Wortstellung das Fremdartige wahrend; in der Wahl des Ausdrucks, besonders der Epitheta, getreu und ungezwungen, anziehend, neu und verständlich zugleich. Im ganzen leuchtet die Rundung und Kraftfülle der homerischen Dichtung genügend durch.

Die abschließende Uebersicht der vorgelegten Werke ergibt, daß das modernisirende Princip der Uebersetzung antiker Poesie in der jüngsten Zeit überwiegend ist. Mit welchem Glück, haben wir gesehen. Seine Quelle ist der Gedanke, das fremdartige Schöne auch einer größern Anzahl genießbar zu machen. Gewisse Schranken sind aber nicht zu überspringen, und wir pflichten darin Prutz bei, der in einem Aufsatze zur Uebersetzungsliteratur der Deutschen die Summe zieht, „daß, wer nicht im Stande ist, das Original zu verstehen und, von allem Fremdartigen unverletzt, in historischem Sinne zu genießen, auch von keiner Uebersetzung, und sei sie die treueste, sei sie die wohllautendste, die richtige Frucht wird haben können".

Zwischen den Principien der Treue und Modernisirung ist unbedingt jenem der Vorzug zu geben, jedoch hat die Treue ihre Schranken an den Sprachgesetzen. Der Reiz der antiken Versformen kann noch mit ziemlicher Wirkung erreicht werden, doch wird der trochäische Rhythmus statt des spondäischen bei glücklicher Handhabung der Cäsur vorwalten können. Für das Verständniß muß eine vorwiegend deutsche Satzführung sorgen, dagegen der Charakter des antiken Dichtwerks durch möglichste Anlehnung an die ihm eigenthümliche Diction gewahrt werden. 29.

Tschudi's südamerikanische Reisen.

(Beschluß aus Nr. 8.)

Das vierte, den ersten Band beschließende Kapitel führt uns von Petropolis nach Ouro-Preto, der Hauptstadt von Minas-Geraes. Die Reise war eine äußerst beschwerliche; denn die Regengüsse hörten fast nicht auf, die damals noch sehr vernachlässigten Wege waren überall zu einem tiefen Schlamme erweicht und stellenweise durch eingestürzte Brückentheile und Wegstrecken gefahrvoll, die Wirthshäuser fast überall in jeder Beziehung äußerst elend. Bis zur Serra-da-Mantiqueira ging es stets durch

Hügelland, bergauf bergab. Zuerſt gelangte man durch das Piabanhathal nach Parahyba an dem herrlichen Strome gleichen Namens, über welchen eine ſehr ſtattliche Brücke führt, ein Prachtbau, deſſen in England angefertigte eiſerne Spannung auf mächtigen Granitpfeilern ruht, und deſſen Herſtellung $1^1/_2$ Millionen Franken gekoſtet hatte. Von ſeinem Wirthshauſe in Parahyba aus beobachtete der Verfaſſer am Abend das ſeltene Phänomen eines Irrlichts, welches über einem Sumpf am gegenüberliegenden Ufer des Fluſſes ſpielte und aus einer großen, intenſiv rothgelben Feuerkugel beſtand, um welche eine Anzahl kleinerer ſternartiger Lichter herumtanzte. Von hier ging es nach Parahybuna am gleichnamigen Fluſſe, welcher die Grenzen der Provinzen Rio-de-Janeiro und Minas-Geraes bildet. Hier beſuchte Tſchudi den deutſchen Ingenieur und Geologen Halfeld, welcher damals nach fünfjähriger Arbeit der Vollendung ſeines großen Kartenwerks über den Rio-São-Francisco nahe war, zu welchem er das Material auf ſeiner auf Befehl der kaiſerlichen Regierung ausgeführten Exploration deſſelben geſammelt hatte. Dies Prachtwerk iſt bekanntlich durch den deutſchen Lithographen Rensburg in Rio-de-Janeiro gravirt, von der kaiſerlichen Regierung im Jahre 1860 veröffentlicht worden. Das Städtchen Parahybuna hat in neueſter Zeit durch den ausgezeichneten Straßenbau der Actiengeſellſchaft União e Induſtria einen außerordentlichen Aufſchwung genommen. Ueber dieſe Geſellſchaft, an deren Spitze Mariano Procopio Ferreira Lage in Parahybuna ſteht, und welche mit großartigen Mitteln die Aufgabe ausgeführt hat, die Provinzen Rio-de-Janeiro und Minas-Geraes durch eine große Kunſt- und Handelsſtraße zu verbinden, erhalten wir hier vom Verfaſſer nähere Auskunft. Sie hatte ſchon damals gegen 36 Millionen Franken für den Straßenbau verausgabt. Sie betreibt den Perſonen- und Frachtverkehr ſelbſt mit nach amerikaniſchem Syſtem conſtruirten Wagen, zu welchem Behufe ſie 600 Maulthiere beſitzt. Die Geſellſchaft hat in Parahybuna weitläufige Beamtenwohnungen, Stallungen, Sägemühlen, Mahlmühlen, Ziegeleien, Wagenfabriken, Schmieden u. ſ. w. Herr Lage hat hier einen prachtvollen Landſitz mit reizendem Park und einem im Renaiſſanceſtil ausgeführten Schloſſe. Unfern der Stadt liegt die deutſche Colonie Pedro's II., welche Herr Lage hier hat anlegen laſſen, um Tagelöhner und Handwerker für den Straßenbau zu bekommen. Die Coloniſten hatten ſich anfänglich ebenfalls über den Mangel gehöriger Vorkehrungen, Willkürlichkeiten und die Nichterfüllung gegebener Verſprechungen bitter zu beklagen, ſcheinen jedoch in neueſter Zeit ziemlich zufriedengeſtellt worden zu ſein.

Man gelangte jetzt bald zur Serra-da-Mantiqueira, deren Kamm nach anderthalbſtündigem ſteilen Anſteigen erreicht wurde. Jenſeits begann die Landſchaft denn bald den Charakter der wellenförmigen Campos anzunehmen. Doch war noch die doppelte Kette der Serra-de-Ouro-Branco, auffallend durch die bei der verhältnißmäßig unbeträchtlichen Elevation ſehr ſpärliche alpine Vegetation auf der Höhe, indem die Baumvegetation erſt 200 Fuß unter dem Kamm beginnt, die Serra-de-Itatiaia und die ſteile und kahle Serra-do-Itacolumi zu überſteigen, worauf denn Ouro-Preto, die Hauptſtadt der Provinz Minas-Geraes, bald erreicht war.

Der zweite Band zerfällt wieder in fünf Kapitel. Das erſte Kapitel gibt die Reiſe von Ouro-Preto bis Diamantina in Minas-Geraes. Ouro-Preto, eigentlich Villa Rica-do-Ouro-Preto, das ſeine Entſtehung und ſeinen einſtigen Glanz als reiche und bevölkerte Stadt den dortigen, um das Jahr 1699 entdeckten bedeutenden Goldgruben verdankte, befindet ſich, ſeitdem die Goldausbeute immer mehr abgenommen hat und die Lager größtentheils erſchöpft ſind, in einem Zuſtande ſtetigen Verfalls, der Verarmung und Entvölkerung, wie dies überhaupt mit dem ganzen bisherigen Golddiſtrict von Minas-Geraes der Fall iſt. Tſchudi beſuchte hier Friedrich Wagner. Derſelbe, von ſächſiſchen Aeltern in Böhmen geboren, früher Lieutenant in der öſterreichiſchen Armee, war als Bergbau-Ingenieur nach Braſilien gegangen und ſpäter zum Geographen der Provinz Minas-Geraes ernannt worden, wo er ſeitdem im Jahre 1861 verſtorben iſt. Tſchudi fand ihn emſig mit ſeiner Hauptaufgabe beſchäftigt, der Ausarbeitung einer großen topographiſchen Karte der Provinz, die Halfeld in den Jahren 1836—55 im Regierungsauftrage aufgenommen hatte. Dieſe von Wagner mit großem Fleiß und der gewiſſenhafteſten Benutzung des Materials im Maßſtabe von 1 : 2,000000 ausgeführte Karte iſt auch von der Perthes'ſchen Geographiſchen Anſtalt in Gotha im Jahre 1860 herausgegeben worden; vgl. darüber auch: „Die braſiliſche Provinz Minas-Geraes von J. J. von Tſchudi, mit Originalkarte nach den officiellen Aufnahmen des Civilingenieurs Halfeld gezeichnet von F. Wagner" (Ergänzungsheft Nr. 9 zu Petermann's „Geographiſchen Mittheilungen").

Tſchudi erkundigte ſich in Ouro-Preto vergeblich nach der ehemaligen Wohnung des edeln und ſo unglücklichen Sängers der Marilia. „Keiner von allen, an die ich mich wandte, konnte mir ſagen, wo er geliebt und gedichtet hatte, und doch waren erſt vier Jahre verfloſſen, ſeit ſeine Frau, die das glühende Dichterherz zu den tiefſinnigſten Ergüſſen der reinſten Gefühle entflammt hatte, nicht mehr unter den Lebenden weilte." Der Verfaſſer gibt bei dieſer Gelegenheit eine intereſſante biographiſche Skizze von Gonzaga, deſſen unter dem Namen Dirceu erſchienene Geſänge an Marilia die Lieblingslieder der Portugieſen und Braſilier geworden, wie ſie auch ins Spaniſche, Italieniſche, Franzöſiſche und Engliſche, in den „Poetiſchen Fragmenten" von Dranmor (Leipzig 1860) theilweiſe auch ins Deutſche überſetzt worden ſind.

Die Wege nach Diamantina, obgleich ſie eine der wichtigſten Verkehrslinien in Braſilien ausmachen, waren wieder über alle Vorſtellung ſchlecht und ſchwierig. Die Route führte über Marianna, ein gleichfalls verfallenes, jedoch noch 5000 Einwohner zählendes Städtchen, über den Flecken Sta.-Barbara, Itabira-do-Matto dentro, wo nachdem die frühere reiche Goldausbeute aufgehört, jetzt mehrere Eiſenhämmer errichtet ſind, die zwar nur wenig

aber gutes Eisen liefern, und in dessen Umgebung viel Mais, Zuckerrohr, Reis und Bohnen gebaut und eine beträchtliche Rindvieh- und Schweinezucht betrieben wird, nach der Cidade-de-Na.-Sa.-da-Conceição-do-Serro, wo auch einst ziemlich viel Gold gewonnen wurde, jetzt aber der frühere Wohlstand nicht mehr zurückkehren will, da die Goldgruben erschöpft sind, die Umgegend auch unfruchtbar und für den Ackerbau wenig geeignet ist. Alle diese Städtchen zeichnen sich durch die unverhältnißmäßig große Anzahl der Kirchen aus, welche meistens in früherer Zeit von Mineiros gegründet wurden. Aber „nicht rein christlicher Sinn, sondern die Hoffnung, durch Gründung einer Kirche die besondere Gunst des Heiligen, dem sie geweiht wurde, und durch diese heilige Vermittelung einen reichen Segen bei den Minenarbeiten zu erlangen, bewog so viele Mineiros zur Erbauung von Gotteshäusern".

Sodann gelangte der Verfasser nach der Cidade-do-Serro, welches für seine 3500 Einwohner sechs Kirchen hat. Das Haus des Barons von Diamantina, wo der Verfasser abstieg, ist eins der schönsten der Provinz. Die Außenseite des Gebäudes ist mit von Rio-de-Janeiro auf Maulthieren hergebrachten Zinkplatten belegt, die innere Anlage ist großartig. Der Herr Baron pflegte in früherer Zeit sehr viel nach Rio-de-Janeiro zu reisen, als die Diamantenausbeute noch königliches Vorrecht und die höchst gefährliche Contrebande mit diesen Edelsteinen sehr gewinnbringend war. Sklavenhandel und Diamantencontrebande haben in frühern Jahren in Brasilien viele bedeutende Vermögen gegründet. Man befindet sich hier bereits im Diamantenbezirk, indem im nahen Rio-do-Peixe ziemlich viel Diamanten, sowie auch Gold von hohem Gehalte, gewaschen werden. Auch wird hier ein ziemlich bedeutender Diamantenhandel getrieben.

Nachdem man nun eine Reihe von Felsenrücken und Cangos und eine freie Hochebene durchzogen und zweimal den in weitem Bogen und tiefer Schlucht fließenden Rio-Jequetinhonha, einen der diamantreichen Ströme, passirt hatte, eröffnet sich ein prachtvolles landschaftliches Bild, die Serra-do-Itambe im Hintergrunde, vor ihr staffelförmig niedrigere Gebirgszüge von den eigenthümlichsten Bildungen, von wo der Weg sich thalwärts an den Ribeirão-do-Inferno (Höllenflüßchen) hinuntersenkt, wo die schönsten Diamanten des ganzen Districts gefunden werden, um dann den steilen Morro-do-Ribeirão-do-Inferno hinanzusteigen, an dessen Fuße Diamantina liegt.

Das zweite Kapitel gibt uns eine Beschreibung von Diamantina. Nach einem Rückblick auf die portugiesische Zeit, wo auch die schöne Naturgabe, der in der Gegend gefundene Edelstein, zu einer fluchschwangern Unheilsquelle wurde, namentlich unter den despotischen Händen eines Pombal, stellt sich uns das gegenwärtige dortige Leben um so gastfreier und heiterer dar:

In allen südamerikanischen Bergwerkstädten herrscht ein gewisser leichter Sinn unter der Bevölkerung vor. Gewöhnlich ist viel Geld im Verkehr, und der Reiz, den möglichsten Genuß davon zu haben, um so verlockender, als es oft mit großer Leichtigkeit gewonnen wird. Die Waarenmagazine Diamantinas sind daher mit allen Luxusgegenständen, die der Markt der Reichshauptstadt darbietet, vortrefflich versehen, und ebenso reichlich ausgestattet sind jene Verkaufsgewölbe, in denen europäische Getränke und Leckerbissen feilgeboten werden. Das junge Diamantina macht eine Ausnahme von der in Brasilien so allgemein beobachteten Mäßigkeit der bessern Klassen im Genusse geistiger Getränke. Der Verbrauch von englischem Bier, Champagner, französischen Weinen, Portwein und Liqueur wird als ein sehr bedeutender angegeben.

Diamantina ist jedenfalls eine sehr wohlhabende Stadt.

Trotz des luxuriösen Lebens und der durch den sehr weiten Landtransport theuern Importartikel ist doch die Geldzufuhr viel beträchtlicher als der Gelderport. Fast jeder der größern Kaufleute, die jährlich wenigstens einmal die Reichshauptstadt besuchen, bringt Baarsendungen von 2—300, ja bis zu 700 Contos de Reïs (2 Millionen Franken) für die Diamantenhändler und Besitzer der Sevicos (Diamantenwäschereien) mit. Da diese größtentheils durch Sklaven bearbeitet werden, also kein Lohn, sondern höchstens Miethgeld bezahlt wird, so geht ein beträchtlicher Theil des Geldes zum Ankauf von Lebensmitteln auf, bleibt also im Districte; ein anderer Theil wird zum Ankauf von Diamanten von freien Diamantenwäschern der Umgegend oder von Unterhändlern, die bis nach den Diamantendistricten der Provinz Bahia reisen und dort ihre Einkäufe machen, verwendet.

Der Verfasser erhielt in Diamantina den Besuch einer Baronin von F.....stein, einer Brasilianerin, deren Ehemann, ein Edelmann aus Oldenburg, sie nebst ihrer Tochter vor vielen Jahren verlassen. Die arme Frau, die mit ihrer Tochter in den kümmerlichsten Verhältnissen lebte, bat den Verfasser flehentlich, einige Nachrichten von ihrem Manne zu erlangen. Es gelang ihm auch nach einigen Jahren, den Vermißten ausfindig zu machen, nämlich in Rio-de-Janeiro, wohin er damals mit zwei Kindern in den allerdürftigsten Umständen gekommen und bald darauf in der Misericordia gestorben war. Auch erhielt der Verfasser eine Zuschrift von zwei Deutschen aus dem Gefängniß, wo sie mit einer Anzahl von Verbrechern, meistens höchst widerwärtigen Negern und Mulatten, eingesperrt waren, weil sie als Unterhändler zweier dortigen Diamantenhändler mit bedeutenden ihnen anvertrauten Geldsummen hatten entfliehen wollen. Den Schluß des Kapitels bildet eine eingehende, höchst lehrreiche Abhandlung über das Vorkommen und Gewinnen der Diamanten und den Handel mit denselben. Zum Schluß gibt der Verfasser einen Auszug aus einem Brief des ausgezeichneten, leider zu früh verstorbenen österreichischen Reisenden, Herrn von Helmreichen, über die bisher in Europa noch so wenig bekannten Diamantlager der Serra-de-Sincora in der Provinz Bahia, deren Erträgnisse in jüngster Zeit selbst die glänzendsten in Diamantina noch übertroffen haben. Das Gewicht aller in Brasilien bis zum Jahre 1850 gefundenen Diamanten hat man auf 10,169586 Karat oder circa 44 Centner mit einem annähernden Werthe von 450 Millionen Franken berechnet.

Das dritte Kapitel beschreibt die Reise von Diamantina nach der neuen Niederlassung Philadelphia in den Urwäldern des Mucury. Unterwegs gab es nun weiter keine Städte mehr, und auch nur noch zwei Dörfer wurden berührt. Bis zu Capellinha, dem letzten dieser Dörfer, bestand das Land aus einer Reihe von Chapadas

(wellenförmigen Hochlandsrücken), die nur stellenweise Waldung bedeckte. Die Wege waren, wie immer, höchst elend. Doch herrschte bis zu jenem letzten Vorposten der Cultur auf den verschiedenen Gehöften, wo der Verfasser einkehrte, noch überall Wohlstand und Gesittung. Auf einem der letzten, der Fazenda Itangua, war gerade Hochzeit:

Ein mit allem Comfort hergerichtetes Gemach wurde mir unverzüglich angewiesen, und ich beeilte mich, meine Reisekleider mit einer der Festlichkeit angemessenen Toilette zu vertauschen. Kaum war ich damit fertig, als die Glocke ertönte und das Brautpaar mit der Familie, den anwesenden Gästen, den Hausbeamten und Dienern sich in dem großen Saale versammelte. Hier befand sich in einer Nische, gewöhnlich durch eine Flügelthür verdeckt, der Hausaltar. Die Braut, ein gebildetes, hübsches Mädchen, zählte kaum 15 Jahre. Nach vollendeter Trauung begab sich die Gesellschaft in das Speisezimmer, wo eine ausgesuchte Tafel servirt war. Die Mahlzeit dauerte in heiterer Stimmung lange und wurde nur von nicht enden wollenden Toasten unterbrochen, bis endlich der Toast auf den Kaiser und die kaiserliche Familie den Schluß machte. Man erhob sich vom Tische, um in ein Nebenzimmer zu treten, in dem auf einer langen Tafel einige und funfzig verschiedene Arten von Süßigkeiten (doces), als: Torten, Kuchen, Backwerk und besonders eingemachte Früchte zierlich gruppirt waren. Ein jeder bediente sich stehend von dem, was ihm am meisten zusagte. Obgleich während des Mahls feine Weine im Ueberfluß servirt wurden und eine allgemeine Fröhlichkeit herrschte, so wurde doch die strengste Etikette keinen Augenblick außer Acht gelassen. Ich glaubte mich eher in einer feinen Gesellschaft in einer europäischen Großstadt zu befinden, als auf einer einsamen Plantage des brasilischen Hinterlandes.

Jenseit Capellinha wurde es aber in jeder Beziehung rauher. Das Land war nun meistens von dichtem Urwald bestanden, in dem sich nur einzelne Rodungen mit so ärmlichen Niederlassungen befanden, daß der Reisende nur auf seine eigenen, von ihm mitgenommenen Vorräthe von Lebensmitteln angewiesen war. Nach einem Durchgange durch einen hochangeschwollenen Fluß, bei dem ein großer Theil dieser Vorräthe verdarb, kam es daher vor, daß der Reisende sich mit der Büchse ein Essen erbirschen mußte. Auch mußte bei schwerem Unwetter mitten im Walde übernachtet werden.

Schnell wurde abgepackt, einige Bäumchen umgehackt, kreuzweise in die Erde gerammt, darüber eine Mittelstange gelegt, an diese die Häute von meinen Ladungen befestigt und die Lücken mit Palmblättern bedeckt. Während wir dieses einfache Zelt improvisirten, brach das schon lange drohende Gewitter mit aller Gewalt los; eiligst mußten wir Gräben um das Zelt ziehen, um das Wasser von den Ladungen abzuhalten. Die Nacht war unterdessen eingebrochen; tappend nahmen wir unsern müden Thieren die Sättel ab, die sie nun schon 13 Stunden getragen hatten, und hingen ihnen die Futtersäcke mit Mais um. Nachdem sie diesen gierig verzehrt hatten, trieben wir sie in den Wald. Nur schwer entfernten sie sich von dem Zelt; es war mir, als sei es ihnen bei dem tobenden Ungewitter draußen im finstern Urwalde unheimlich, als fürchteten sie sich, uns zu verlassen. Vergeblich mühten wir uns ab, Feuer zu machen, das triefend nasse Holz brannte nicht. Wir brauchten es freilich weder zum Kochen, noch wegen der schützenden Wärme; wir wollten nur Rauch, um die dichten Wolken von Mosquitos, die uns ganz bedeckten, zu verscheuchen. Kaum 20 Schritt von unserm Zelte lag ein verendetes Maulthier in voller Fäulniß und verbreitete einen unerträglichen Aasgeruch. Bei meiner Ankunft an dieser Stelle verscheuchte ich eine Schar Aasgeier, die sich eben das leckere Mahl trefflich schmecken ließen. Die Nacht war so finster, daß kein Gegenstand zu unterscheiden war. Ich zündete meine Reiselaterne an und versuchte knieend im Wasser auf einem Koffer einige Notizen in das Tagebuch einzutragen. Vergebliche Mühe! Das weiße Papier und die Hände waren augenblicklich mit Tausenden von Mosquitos bedeckt, das Schreiben eine Unmöglichkeit. Um 8 Uhr wurde der Sack mit Rehfleisch geöffnet; ein tüchtiger Hunger würzte das Mahl, das unter andern Verhältnissen nicht im mindesten gemundet hätte, da der gesalzene Speck, mit dem es zubereitet wurde, über die maßen ranzig war. Sobald der Regen etwas nachließ, fingen Fledermäuse zudringlichster Art an, durch unser Zelt zu schwirren. Ans Schlafen war ohnehin nicht zu denken. In unserm kleinen Raume hielten uns das schwirrende Sausen der Mosquitos, ihre Stiche, das empfindliche Einbeißen der ekelhaften Zecken wach; draußen aber in der rabenschwarzen Nacht erschallte verworren die schauerliche Instrumentation der Urwaldbewohner, wahrlich wenig geeignet, uns in Schlummer zu wiegen. Oft steigerten sich diese Töne der Natur zu einem wahrhaft infernalischen Concert, als ob tobend und schreiend das wilde Heer durch die Lüfte zöge. In solchen Momenten hörte ich die Maulthiere scheu durcheinandertraben, und wiederholt kam der Diamante zum Zelt, uns ängstlich zu beriechen.

Während der folgenden Nacht stieß unser Reisender, während er allein seiner Truppe voranritt, zu seinem nicht geringen Schrecken auf ein Lager Botokuden, welche indeß sich nicht so bösartig erwiesen, wie Tschudi wol vermuthen mochte, sondern vielmehr für einige Stückchen Taback sich sehr dienstfertig zeigten. Sie hatten in der That auch einen leisen Anstrich von Cultur angenommen, denn sie hatten sich auf einem benachbarten Gute als Arbeiter verdungen, wo der Verfasser sie am folgenden Morgen beim Frühstück sah. Sie standen um eine große, mit Brei gefüllte Schüssel und bedienten sich ganz anständig der Löffel. Es war freilich ein eigenthümlicher Contrast, sie splitternackend dastehen und mit zinnernen Löffeln essen zu sehen.

Das vierte Kapitel gibt zunächst eine Beschreibung der Mucurycolonie, welche für uns von näherm Interesse ist, da die Colonisten meistens Deutsche waren, wie denn auch das Haus Morgenstern und Schlobach in Leipzig mit der Agentur zur Uebersendung von Colonisten von der Gesellschaft beauftragt war. Wir sprechen von der Sache in der vergangenen Zeit, weil sie, wenigstens größtentheils, derselben bereits wieder angehören dürfte. Trotz der entschiedenen natürlichen Vortheile, der günstigen Lage der Colonie im ausgedehnten, fruchtbaren Thale des Allerheiligenflusses, trotz der großen Verkehrserleichterung durch den schiffbaren Mucury, trotz der im ganzen umsichtigen Leitung der Colonisationsgesellschaft unter ihrem Begründer und Vorstand Theophilo Ottoni aus Serro ist das Unternehmen doch in die Brüche gegangen, und zwar größtentheils aus Gründen, die damit eigentlich nichts zu schaffen hatten, weil nämlich Ottoni, als einer der einflußreichsten Leiter der liberalen Partei, in den gewalthabenden Kreisen in Rio-de-Janeiro misliebig war und man daher die Aufhebung der Mucury-Colonisationsgesellschaft zu bewirken wußte: eine Geschichte, die eben nur für die Nothwendigkeit eines deutschen Colonialministeriums oder doch für eine derartige Section im auswärtigen Amte einen abermaligen Beleg liefert.

Der übrige Theil des Kapitels beſteht aus einer hiſtoriſch-ethnographiſchen Abhandlung über die Botokuden und die übrigen Indianer jener Gegenden, einer höchſt verdienſtlichen gründlichen Arbeit, da das Werk des Prinzen Maximilian zu Neuwied, das bisher die Hauptquelle über jene merkwürdigen Völkerſchaften bildete, jetzt hinſichtlich ſeiner Daten ſchon an funfzig Jahre zurückſteht, die Angaben neuerer Reiſenden, wie die des ſonſt verdienſtlichen Liais in ſeinem „L'espace céleste et la nature tropicale“ (Paris 1865), aber, wie man nun aus dem Vergleich mit Tſchudi erſieht, nur oberflächlich ſind. Das Verfahren der Braſilier gegen die Botokuden, wie es der Verfaſſer ſchildert, iſt höchſt empörend. Es iſt nicht zu verwundern, daß die Botokuden noch immer in ihrer Wildheit verharren, wenn ihre chriſtlichen Nachbarn ſo niederträchtig ſind, daß ſie von den Blattern und vom Scharlach inficirte Kleidungsſtücke ihnen in den Weg legen, um ſie maſſenweiſe aufzureiben; wenn es noch in dieſen ſechziger Jahren vorkommen kann, daß man Bluthunde für die Botokudenjagd hält, denſelben, um ihre Spürkraft zu halten, Botokudenfleiſch gibt und dann bei Nacht die Wehrloſen, kein Arg Vermuthenden überfällt und, bis auf die Kinder, die in die Sklaverei verkauft werden, abmordet. Ueberhaupt ſcheint der Verfaſſer, wenn er auch als wohlempfohlener, angeſehener Reiſender perſönlich von den Braſiliern nur Liebenswürdiges zu melden hat, in ethiſcher Beziehung über ſie nur gering zu denken. Nur zu oft wird man an die zornvollen Worte erinnert, die Byron über ihre Vorfahren, die Portugieſen — die, ſo vielerlei ſonſtige Elemente auch in die braſiliſche Nationalität hineingefegt ſind, doch im ganzen noch als ihre Vorfahren gelten müſſen —, ausrief:

Geachtet wird ſelbſt von hispan'ſchen Knechten
Der luſitan'ſche Sklav als ſchlechteſter der Schlechten.

Das fünfte Kapitel endlich ſchildert uns die Rückreiſe von Philadelphia nach Rio-de-Janeiro. Der Weg führte auf der Mucuryſtraße vom Rio-de-Todos-os-Santos, deſſen Süduſer eine Strecke weit verfolgt wurde, weiter oſtwärts über die Nordausläufer der Serra-Mapmapcral nach Colonia-Militar-do-Urucu, einer halb militäriſch organiſirten Niederlaſſung der Mucurycompagnie am Urucu, dem beträchtlichſten ſüdlichen Nebenfluſſe des Mucury. Die Straße zog ſich fortwährend durch dichten Urwald. Unterwegs traf man mehrere Trupps Chineſen mit Straßenarbeit beſchäftigt; was ihnen an Körperkraft abging, durch ameiſenartige Emſigkeit erſetzend. Von der Colonia ging es dann weiter nach Sta.-Clara, dem Endpunkt der Mucuryſchiffahrt. Das Land am untern Mucury iſt von der üppigſten Fruchtbarkeit. Es ſollen Mandiocawurzeln von über 100 Pfund an Gewicht vorkommen. Allein das Klima iſt höchſt ungeſund, die Hitze erſtickend, die Wege grundlos. Unterwegs wurde ein Trupp Deutſcher getroffen, die ebenfalls an der Straße arbeiteten, die aber ſehr unvortheilhaft gegen jene Chineſen abſtachen. Es ſollen großentheils durch die Unredlichkeit eines Agenten eingeſchwärzte, aus dem Zuchthauſe von Potsdam entlaſſene Sträflinge geweſen ſein. Der die Arbeiten leitende Ingenieur klagte bitter über die Roheit, Faulheit, Widerſpenſtigkeit und Diebereien dieſer Potsdamer. Der Verfaſſer ſagt:

Unter den Deutſchen am Mucury waren überhaupt ziemlich viele verworfene Individuen. Man erzählte mir unter anderm von einem Preußen, der ſeine kaum mannbare Tochter den Chineſen gegen ein Quantum Branntwein verkauft hatte. Ueber die Sittlichkeit der deutſchen Weiber und Mädchen in den Mucuryniederlaſſungen hörte man im allgemeinen wenig Lobendes. Aehnliches wiederholte ſich in den meiſten übrigen Colonien.

In Sta.-Clara ſchiffte ſich der Verfaſſer nach Porto-Alegre am Bord eines Flußdampfers ein. Der überaus gewundene, aber waſſerreiche Fluß zog ſich fortwährend durch den dichteſten Urwald.

Es iſt ein wunderbarer, unvergeßlicher Genuß, am frühen klaren Morgen, auf bequemem Boote den ruhigen Strom mitten durch den üppigſten Urwald hinunterzudampfen. Die Scenerien ſind bezaubernd ſchön, vorzüglich feſſelnd durch die unvergleichlich herrliche Guirlandenvegetation, die in den verſchiedenartigſten Formen dem ſchwelgenden Blicke trügeriſche Phantaſiebilder vorgaukelt, aber auch eins der lieblichſten und zugleich überraſchendſten Landſchaftsbilder vor dem ſtaunenden Auge aufrollt; und doch läßt dieſes herrliche Bild ein gewiſſes Gefühl der Leere in der Seele zurück, denn trotz der Abwechſelung im Einzelnen und Individuellen erhält das Ganze durch die ſtete Wiederholung im Großen ein gewiſſes Gepräge äußerer Monotonie. Man ſehnt ſich nach Menſchen, nach Heerden, nach Häuſern oder Dörfern, nach Contraſten, um der Urwaldlandſchaft ein ſchärferes Relief zu verleihen.

Im Verlaufe des Kapitels erhalten wir Auskunft über das ſchließliche traurige Schickſal der Mucury-Coloniſationsgeſellſchaft, wobei der Verfaſſer dieſelbe, namentlich ihren Vorſtand Ottoni, gegen die heftigen Angriffe des Dr. Avé Lallement nachdrücklich in Schutz nimmt. Doch gibt er zu, daß Ottoni den großen Fehler begangen, ſeine Kräfte zu hoch, die Schwierigkeiten zu gering anzuſchlagen. Uns ſcheint es ein weſentlicher Uebelſtand bei den meiſten derartigen Unternehmungen zu ſein, daß man ſie gleich auf einem zu großartigen Fuße anfängt; wenn man, ſelbſt bei bedeutenden Mitteln, ſie möglichſt klein anfangen wollte, damit ſie naturgemäß ſich weſentlich aus ſich ſelbſt entwickeln, würde man vielleicht großartigere Erfolge erzielen.

Nachdem von Porto-Alegre aus noch ein Ausflug nach der alten Schweizercolonie Leopoldina ausgeführt worden war, kehrte der Verfaſſer ſchließlich längs der Küſte zurück zur Kaiſerſtadt Rio-de-Janeiro.

Wilhelm Bentheim.

Feuilleton.

Buchhändleriſche Statiſtik des Jahres 1866 in Deutſchland und England.

In Deutſchland ſind nach den Angaben des „Börſenblatt" im Jahre 1866 8699 neue literariſche Erzeugniſſe erſchienen, während im Jahre 1865 deren 9661 erſchienen waren. Die großen politiſchen Ereigniſſe haben alſo die erfreuliche Folge gehabt, die Hyperproduction des deutſchen Buchhandels um 962 Werke zu vermindern. Selbſtverſtändlich haben ſie dieſen Druck beſonders auf die ſchönwiſſenſchaftliche Literatur ausgeübt, deren Production von 935 bis auf 704 Schriften geſunken iſt. Auch die Theologie iſt in ähnlicher Weiſe von 1411 auf 1250 Werke herabgeſunken, behauptet aber trotz dieſer Einbuße noch die Führung und iſt der Pädagogik, die mit 760 Nummern, und der ſchönen Literatur, die mit 704 Nummern ihr am nächſten kommt, immer noch um 500 Werke voraus. Die Jurisprudenz iſt von 870 auf 830 Nummern herabgeſunken, die Medicin von 491 auf 437, die Geſchichte von 651 auf 534, die Geographie von 251 auf 206, Landwirthſchaft und Gartenbau von 225 auf 218, Volksſchriften von 212 auf 165. Dagegen haben ſich die ſchönen Künſte auf ihrer Höhe behauptet, ja ſie weiſen 385 auf ſtatt der 384 im vorigen Jahre, die altclaſſiſchen und orientaliſchen Sprachen ſind geſtiegen von 402 auf 468, ein Beweis, daß die Zeitereigniſſe antike Studien wie antike Geſinnungen und Dramen begünſtigen. Wenn ſich dies ſchwerer erklären läßt, ſo iſt es dagegen ſelbſtverſtändlich, daß Kriegswiſſenſchaften und Pferdekunde, ſowie Karten ſich hoben — jene von 148 Nummern auf 171, dieſe von 139 auf 203.

Nicht ohne Intereſſe iſt ein ſtatiſtiſcher Vergleich der deutſchen literariſchen Erzeugniſſe mit den engliſchen. Die buchhändleriſche Statiſtik Englands weiſt im vorigen Jahre 4024 neue Bücher und Ausgaben auf, alſo noch nicht einmal die Hälfte der deutſchen, noch dazu durch ein Kriegsjahr im Aufſchwung gehemmten Production. Auch in England wie in Deutſchland behauptet die Theologie den erſten Rang, was die Productionsfähigkeit betrifft; ſie figurirt dort mit 849 religiöſen Büchern und Broſchüren, was im Verhältniß eine noch weit größere theologiſche Arbeitskraft bekundet als in Deutſchland. Auch die ſchöne Literatur erweiſt ſich nicht unfruchtbarer: Poeſie und Drama ſind mit 292, der Roman mit 390 neuen Erſcheinungen vertreten. Die Summe 682 nähert ſich der Summe der deutſchen belletriſtiſchen Schriften, die in dem vorigen Kriegsjahr ſich nur auf 704 belief. Die Geographie u. ſ. w. weiſt in England 195 Werke auf, gegen 206 in Deutſchland, techniſche und Naturwiſſenſchaften zuſammen blos 177 gegen 523 nur naturwiſſenſchaftliche Bücher und eine große Zahl techniſcher, unter verſchiedenen Rubriken vertheilter Werke in Deutſchland. Hier gerade zeigt ſich die Hyperproduction in Deutſchland, obgleich die Engländer doch auf dieſen Gebieten den Deutſchen bei weitem voraus ſind. Doch gerade die größere Lernbegierde ruft bei uns die größere Nachfrage und dieſe das größere Angebot hervor. Ueber ſchöne Künſte haben wir 384, die Engländer nur 84 Werke aufzuweiſen, in der Landwirthſchaft und dem Gartenbau wir 218, die Engländer nur 64, über Kriegskunde wir 171, die Engländer nur 39, ja in engliſcher Sprache und Erziehungsweſen haben ſie gar nur 196, wir auf dieſem Gebiet die enorme Summe von 760 Schriften aufzuweiſen, während bei uns auf das Gebiet der claſſiſchen Philologie und Ueberſetzungen 468 Werke gegen 161 engliſche Werke kommen.

Das Reſultat dieſer Parallele iſt offenbar, daß die deutſche Vielſchreiberei weniger auf dem ſchönwiſſenſchaftlichen Gebiete, wie man in der Regel anzunehmen geneigt iſt, ſondern gerade auf dem wiſſenſchaftlichen und halbwiſſenſchaftlichen in höchſter Blüte und in offenbarſtem Misverhältniß zu den Leiſtungen anderer Nationen ſteht. Jeder, der bei uns etwas gelernt hat, hält ſich für berechtigt, wenn nicht gar für verpflichtet, alsbald ſeine Weisheit mittels der Druckerſchwärze an den Mann zu bringen; jeder Pfarrer, jeder Lehrer glaubt bei uns, ſeine Miſſion auf Erden verfehlt zu haben, wenn er nicht auch ein literariſches Lebenszeichen gibt und in irgendeinem provinziellen Schriftſtellerlexikon eine ehrenvolle, alphabetiſch geſicherte Stelle einnimmt. Darum ſind wir gegen die praktiſchen Engländer ſo im Nachtheil, was eine, alles Solide und Tüchtige im Maſſenhaften verſchwemmende Production betrifft.

Kritiſche Diſſonanzen.

Albert Lindner veröffentlicht in der „Leipziger Theaterchronik" eine Zuſammenſtellung kritiſcher Ausſprüche aus den verſchiedenſten Organen über ſein preisgekröntes Trauerſpiel, um die Widerſprüche der Kritik nachzuweiſen und, wie es ſcheint, daraus den Schluß zu ziehen, daß es mit der Kritik überhaupt nichts auf ſich haben könne. Was uns dabei beſonders auffällt, iſt die Verwunderung, mit welcher der Autor dieſer Thatſache gegenübertritt. Er zeigt ſich dadurch als ein homo novus in der Literatur. Wer bereits länger unter ihren Fahnen gedient hat, der kennt hierin das nil admirari des Horaz. Ein Blick in Koberſtein's, in derartigen Mittheilungen ſehr reichhaltige Literaturgeſchichte könnte ihm indeß ſchon beweiſen, daß dieſe ihm ſo bedauerlich vorkommende Thatſache durchaus nicht etwa nur der vielgeſchmähten Neuzeit angehört, ſondern daß ſie zur Zeit unſerer claſſiſchen Literatur ebenſo beſtand wie heutigentags. Die Urtheile competenter Kritiker und namhafter Autoren über die Werke unſerer größten Dichter widerſprechen ſich in der auffallendſten Weiſe. Darin liegt nichts Befremdliches. Weit beachtenswerther iſt das Reſultat, das aus dieſen dem Anſchein nach unverſöhnlichen Widerſprüchen hervorging, das Reſultat, daß das Tüchtigſte dennoch durch dieſen Kampf der Meinungen ſiegreich hindurchdrang und ſich einen bleibenden Platz in der Nationalliteratur eroberte. Den Proceß der Kritik mit ſeinen gärenden, kämpfenden, explodirenden Elementen mag etwas Sinnverwirrendes und Beunruhigendes für die Gegenwart haben, es bleibt dennoch ein ruhiges Reſiduum für die Zukunft zurück. Die Urtheile über das Lindner'ſche Preisſtück waren übrigens durchaus nicht ſo abweichend, als man nach der tabellariſchen Ueberſicht des Autors vermuthen ſollte, indem dieſer nur die widerſprechenden Urtheile und zwar ganz aus dem Zuſammenhang geriſſen heraushob. Wir getrauen uns, in einer mehr pragmatiſchen Weiſe eine kritiſche Concordanz und Gedankenharmonie über das Lindner'ſche Trauerſpiel zuſammenzuſtellen, welche die Uebereinſtimmung der Kritik in Betreff deſſelben nachzuweiſen vermag. Auch gilt hier wol in erſter Linie der Grundſatz des Schiller'ſchen Demetrius: Man ſoll die Stimmen wägen und nicht zählen, ohne daß wir deshalb die deutſche Kritik mit dem polniſchen Reichstag vergleichen wollen. Wenn Lindner die tadelnden Ausſprüche durch die Namen der Recenſenten belegt, die Lobſprüche aber faſt alle aus anonymer Quelle ſchöpft, ja wenn er in Bezug auf ſein Lob ſogar den Weihrauch obſcurer Theaterblätter nicht verſchmäht: ſo zeigt dies Verfahren allerdings von geringer Beſorgtheit wegen einer böswilligen Interpretation.

Preußen und die deutſche Nationalliteratur.

In einer Nummer des „Reader" findet ſich ein Brief über die Nationalitätenfrage, deſſen Einſender dieſelbe für Schwindel und Heuchelei erklärt. In Preußen ſei ein Drittheil des Volks ſlawiſchen Urſprungs und die übrigen mit Letten gemiſcht; doch die Preußen wollten nicht allein über ganz Deutſchland herrſchen, ſondern ſie machten Anſpruch darauf, alle großen Männer Deutſchlands hervorgebracht zu haben. „Erſt in den letzten Tagen", fährt der Correſpondent fort, „bin ich durch Preußen daran erinnert worden, daß die folgenden, unter andern ausgezeichneten Männern, geborene Preußen ſind: Bach, Gluck, Goethe, Grimm, Gutenberg, Haydn, Herſchel, Holbein, Kepler, Kneller,

Körner, Kotzebue, Leibniz, Luther, Mendelssohn, Mozart, Pufendorf, Richter, Hans Sachs, Schlegel, Schiller und Schwarz. Ich überlasse es den Lesern, zu entdecken, wie viel Wahres an dieser Behauptung ist." Die Ironie des Engländers ist sehr durchsichtig, da keine dieser nationalen Größen aus Preußen stammt. Doch daß auch Preußen in neuerer Zeit beigetragen hat zum unsterblichen Schatz unserer Nationalliteratur, das beweisen wol Namen wie Kant und Herder, Alexander und Wilhelm von Humboldt, wie auch der Führer der romantischen Schule, Ludwig Tieck, und die namhaftesten Schriftsteller der modernen Richtung: Gutzkow, Laube, Freytag, Prutz, außerdem Karl von Holtei, Graf Strachwitz und viele andere Dichter geborene Preußen sind.

Literarische Notizen.

Die augsburger „Allgemeine Zeitung" erscheint seit Anfang dieses Jahres auch in einer Wochenausgabe, in welcher das vorliegende Material einer neuen Redaction unterworfen und alles, was sich als Tagesnotiz bereits verflüchtigt hat, ausgeschieden wird. Auch das Feuilleton bringt unter der Redaction Moritz Hartmann's außer den trefflichen Artikeln der „Beilage" manches Neue und sucht einen selbständigen Werth zu behaupten.

Aus dem Nachlaß des in Leipzig verstorbenen Professors C. H. Weiße stehen mehrere Veröffentlichungen in Aussicht. Man erwähnt zunächst eine Untersuchung über die „Paulinischen Briefe", welche von dem Theologen Gustav Sulze in Osnabrück und in dem Verlage von S. Hirzel in Leipzig herausgegeben werden soll. Dann wird bei Breitkopf und Härtel in Leipzig eine Sammlung ästhetischer und literarhistorischer Aufsätze Weiße's erscheinen, welche R. Seydel herausgeben wird und welche Artikel über Schiller, Goethe, Rahel und Bettina, Jean Paul, Rückert, Jeremias Gotthelf, sowie Abhandlungen über theoretische Aesthetik u. s. f. enthalten soll. Auch eine Herausgabe sämmtlicher Vorlesungen des Verstorbenen sowie seiner politischen Abhandlungen und einer, die Zeitereignisse begleitenden Tagebuchchronik ist in Aussicht genommen.

Von Franz Kugler's „Geschichte Friedrich's des Großen" (Leipzig, Senf, 1867) erscheint die sechste Auflage in neun Lieferungen; von Kugler's „Handbuch der Geschichte der Malerei seit Constantin dem Großen" (Leipzig, Duncker und Humblot, 1867) erscheint eine dritte, von Hugo Freiherrn von Blomberg neu bearbeitete und vermehrte Auflage.

Der zweite Band von A. E. Brehm's und E. A. Roßmäßler's „Die Thiere des Waldes" (Leipzig, Winter, 1867) liegt nun mit der sechsten Lieferung vollendet vor uns. In dem dieser Lieferung beigegebenen Vorwort machen die Herausgeber auf die Ungleichheit der Behandlung aufmerksam, die zwischen dem ersten und zweiten Bande des Werks herrscht, indem der erstere pittoresker gehalten ist und mehr die Waldscenerie selbst mit darstellt als der zweite, der die wirbellosen Thiere des Waldes behandelt. Selbstverständlich kann der zweite Band auch nicht den Umfang des Stoffs so beherrschen wie der erste, bei der unendlichen Zahl der Insekten. Dafür bietet er wieder mehr Anregung zum Beobachten und Sammeln und kann als Wegweiser für das letztere dienen. Die Insekten nehmen den überwiegenden Theil des Raums ein, das Zahlenübergewicht und die außerordentlich große Bedeutung derselben für den Wald rechtfertigt dies. Mit besonderer Ausführlichkeit sind „die Waldverderber" behandelt.

Von Georg Hartwig's Schrift: „Der hohe Norden im Natur- und Menschenleben" (Wiesbaden, Kreidel), einem durch Lebendigkeit der Darstellung anziehenden Natur- und Culturgemälde, ist eine zweite vermehrte Auflage erschienen.

Bibliographie.

Barbenklänge aus Deutschlands Wehmuthsschachtel. Genial-komisch-hyperbolische Poesien. Berlin, Conrad. 16. 7½ Ngr.

Bandissin, A., Blicke in die Zukunft der nordfriesischen Inseln und der Schleswigschen Festlandsküste. Offizielle Ausgabe. Schleswig, Specht-mann u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Bernhardi, W., Die Spree-Piraten oder Berlin vor 100 Jahren. Romantisches Sittengemälde aus der Zeit Friedrichs des Großen. Berlin, Conrad. Gr. 8. 2 Thlr.

Bethmann-Hollweg, M. A. v., Erinnerung an Friedr. Carl v. Savigny als Rechtslehrer, Staatsmann und Christ. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der ältern deutschen National-Literatur. Herausgegeben von H. Kurz. 8ter und 9ter Bd.: Johann Fischart's sämmtliche Dichtungen. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von H. Kurz. 1ster und 2ter Thl. Leipzig, Weber. 1866. 8. 4 Thlr.

Biedermann, K., Deutschland im 18. Jahrhundert. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert. 2ter Thl. Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts. 1ste Abth. Von Gellert bis mit Wieland. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Burghardt, Johanna Gray. Ein Trauerspiel. Bonn, Henry. 1866. 8. 20 Ngr.

Der Norddeutsche Bund und Süddeutschland. Vom christlich-germanischen Standpunkt eines Süddeutschen. Berlin, Liebrecht. Gr. 8. 6 Ngr.

Döllinger, J. J. J. v., Die Universitäten sonst und jetzt. München, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Förster, F., Des großen Kurfürsten Runde und mitternächtige Herrschau in der Neujahrsnacht 1867. Eine Legende. Berlin, Hempel. 8. 6 Ngr.

Gothe, L., Die Kinder der Todten. Erzählung aus dem Leben der Verbannten in Sibirien. Berlin, Lindow. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Grabowski, Graf E., Polens Todeskampf oder der Letzte vom 4ten Regiment. Historischer Roman aus der neuesten Zeit. Berlin, Conrad. Gr. 8. 2 Thlr.

Haberkamp, F., Lorbeerkranz. Gedichte. Essen, Bädeker. 1866. 12. 15 Ngr.

Henkel, W., Ilias und Odyssee und ihre Uebersetzer in England. Von Chapman bis auf Lord Derby. Herxfeld, Maler. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein steinernes Herz. Erzählung von dem Verfasser von „ein Gedanke von Oben" ꝛc. Aachen, Cremer. 8. 15 Ngr.

Kaiser, S., Grundsätze schweizerischer Politik, gestützt auf bestehendes Staatsrecht, auf die Resultate der Wissenschaft und auf geschichtliche Erfahrung, in 22 Vorlesungen vor einem gemischten Publikum. 1stes Heft. Solothurn, Scherer. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die politische Lage und die Zukunft der evangelischen Kirche in Deutschland. Gedanken zur kirchlichen Verfassungsfrage von einem deutschen Theologen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 16 Ngr.

Das Lebensgesetz. Biblische Forschungen eines Hungrigen. Bayreuth, Gießel. Gr. 8. 20 Ngr.

Lilith. Die Lösung des Welträthsels ausgeplaudert durch den Jüngling von Sais. Hamburg. 16. 15 Ngr.

Lindau, P., Molière in Deutschland. Wien, Hilberg. Gr. 8. 12 Ngr.

Lingg, H., Die Völkerwanderung. Epische Dichtung. 2tes Buch. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meerheimb, R. v., Kriegs- und Leidens-Fahrten eines Schwerbleſſirten. Dresden, Meinhold u. Söhne. 1866. 16. 10 Ngr.

Mithoff, H. W. H., Mittelalterliche Künstler und Werkmeister Niedersachsens und Westfalens lexikalisch dargestellt. Hannover, Helwing. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, F., Lohengrin und die Graf- und Schwan-Sage. Ein Skizzenbild auf Grund der Wort- und Tondichtung R. Wagner's. München, Kaiser. Lex.-8. 3 Thlr.

Olivier, L., Die Tochter des Försters. Eine Dorfgeschichte aus dem Waadtland. Frei aus dem Französischen übersetzt. Zürich, Meyer. 8. 16 Ngr.

Pfuel, E. v., Der Rückzug der Franzosen aus Rußland. Aus dem Nachlasse des Verfassers. Herausgegeben mit Gedenknissen aus dem Leben des Verstorbenen von F. Förster. Berlin, Hempel. 8. 15 Ngr.

Portius, K. W., Die Entdeckung der Grundelemente des Weltalls, ein naturwissenschaftlicher Vortrag. Leipzig, Brauns. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Reteliffe, J., Von Leipzig bis Sadowa. Roman aus der neuesten Zeit. Seitenstück zu „Von Berlin nach Königsgrätz". 3 Bde. Leipzig, Häfele sen. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rückblick und Nachruf eines Veteranen aus den Befreiungskriegen. Königsberg, Meyer u. Comp. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Rußwurm, H., Neueste Lieder eines Kranken. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 8. 10 Ngr.

Salviati, C. v., Der Kyffhäuser. Ein Festspiel zur Erinnerung an Preußens glorreiche Siege 1866. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schöne, R., Beiträge zur Lebensgeschichte des Malers Jacob Asmus Carstens. Leipzig, R. Weigel. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Schöppner, K., Sagenbuch der bayerischen Lande. Aus dem Munde des Volkes, der Chronik und der Dichter. Volks-Ausgabe. 3 Bde. München, Rieger. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Schuchardt, O., Nikomachos. Eine archäologische Studie. Weimar, Böhlau. 1866. 8. 10 Ngr.

Schuriem, J., Gesammelte Erzählungen und Novellen. 1ste u. 2te Lief. Cassel, C. Luchhardt. 8. à 10 Ngr.

Ueber den Anschluß Süddeutschlands an den norddeutschen Bund. Betrachtungen eines Süddeutschen im Spätherbste 1866. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 7 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Für stille Morgenstunden.

Von der Verfasserin von

Aus den Papieren einer Verborgenen.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Verfasserin des bekannten Erbauungsbuchs „Aus den Papieren einer Verborgenen", das Geh. Rath von Bethmann-Hollweg durch eine Vorrede beim Publikum einführte, bietet hier eine neue Gabe dar. Den Worten der Heiligen Schrift, namentlich der vier ersten Kapitel des Evangelium Matthäi folgend, sind darin kurze Betrachtungen, Lieder und Gedichte aneinandergereiht und zu einem Cyklus täglicher Morgenandachten verbunden. Die edle Ausdrucksweise der Verfasserin sowie das tiefe religiöse Gefühl, von dem ihre Worte Zeugniß geben, wird auch diesem Buche sicher eine freundliche Aufnahme in gleichgesinnten Kreisen bereiten.

Das frühere Werk der Verfasserin erschien in demselben Verlage unter folgendem Titel:

Aus den Papieren einer Verborgenen. (Mit einem Vorwort von Geh. Rath v. Bethmann-Hollweg.) Zweite vermehrte Auflage. Neue wohlfeile Ausgabe. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 16 Ngr. (Jeder Theil auch einzeln geh. 1 Thlr. 10 Ngr., geb. 1 Thlr. 18 Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mechanik.

Ein Lehr- und Handbuch zum Gebrauche an Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Privatstudium von

Dr. **Julius Wenck,**
Director der herzoglichen Gewerbeschule in Gotha.

Mit 175 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In vorliegendem Buche werden die Lehren der Mechanik so leichtfaßlich als möglich und mit Anwendung von nur so viel Mathematik dargestellt, als bei jeder guten gewerblichen Lehranstalt und Realschule vorausgesetzt werden kann. Es ist für die Hand der Schüler an Gewerbe- und Realschulen bestimmt, eignet sich aber auch vortrefflich zum Selbstudium für Maschinenbauer, Bautechniker und alle, welche mit den theoretischen Gesetzen der Mechanik sich vertraut machen wollen. Zur Erläuterung der vorgetragenen Lehren sind überall ausgeführte Beispiele und Figuren in Holzschnitt hinzugefügt.

Das „Pädagogische Archiv" (Jahrgang 1867, Heft 1) sagt darüber unter anderm: „Das vorliegende Werk ist eine sehr erfreuliche Erscheinung. Es empfiehlt sich durch seine klare Darstellung, welche für volle Beherrschung des Stoffs Zeugniß ablegt, und durch seine praktische, namentlich zum Privatstudium geeignete Einrichtung, indem durch vielfache Beispiele gezeigt wird, wie die gewonnenen Gesetze ihre Verwendung finden. Wir empfehlen daher das Werk recht sehr den Lehrern an Gewerbeschulen als zur Einführung wohl geeignet; desgleichen machen wir unsere Herren Collegen an Realschulen auf dasselbe aufmerksam, da sie viel auch hier Verwendbares finden werden."

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Deutsche Schützen-, Turner- und Liederbrüder

oder:

Was will das Volk?

Zeitgeschichtlicher Roman

vom

Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie", „Herren vom Kleeblatt" ꝛc. ꝛc.

4 Bände. 8. Eleg. brosch. 5 Thlr.

Ein gemeuchelter Dichter.

Komischer Roman

von

A. von Winterfeld.

4 Bände. 8. Eleg. brosch. 6 Thlr.

Dieses neueste Product der komischen Muse Winterfeld's läßt sich, in Bezug auf die Verschürzung der Intrigue, wol noch über den vielgelesenen „Stillen Winkel" stellen. Während letzterer Roman in ruhiger Behaglichkeit dahinfließt, hält der „Gemeuchelte Dichter" die Spannung bis zum letzten Moment rege, in welchem die überraschendsten Lösungen der urkomischen Verwickelungen, gleichsam wie ein Feuerwerk, emporsprühen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mittelalterliches Hausbuch.

Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts

mit vollständigem Text und facsimilirten Abbildungen.

Herausgegeben vom

Germanischen Museum.

Folio. Cart. 12 Thlr.

Dieses Werk ist die getreue Nachbildung einer höchst interessanten Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts, welche Fürst Friedrich von Waldburg-Wolfegg dem Germanischen Museum in Nürnberg zur Verfügung gestellt hat und deren Veröffentlichung von den Vorständen wie vom Gelehrtenausschuß des Museum als würdige Aufgabe seiner wissenschaftlichen Strebungen erkannt wurde. Die bildlichen Darstellungen, vom Kupferstecher Petersen aufs getreueste facsimilirt, behandeln mit Naivetät und Humor das wirkliche Leben jener Zeit: Frieden und Krieg, den Verkehr des Landes und der Stadt, Geselligkeit auf öffentlichem Markte und im häuslichen Kreise, Kunstbetrieb und Handwerk, Amt und Schule. Auch der Text besteht aus einer genauen mit Erläuterungen versehenen Wiedergabe des Originals. Das Werk gewährt neben der wissenschaftlichen Ausbeute auch der Ergötzung einen reichen Antheil.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 10. — 7. März 1867.

Inhalt: Die neueſte Frauenemancipation. Von Rudolf Gottſchall. — Der niederländiſche General Herzog Bernhard von Weimar. Von Karl Guſtav von Berneck. — Kleine politiſche Schriften. Von Aurelio Buddeus. — Feuilleton. (Neue Dramen; Ludwig Eckardt's Vorleſungen; Eine Rückert-Feier in Leipzig; Litterariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die neueſte Frauenemancipation.

1. Das Recht der Frauen auf Erwerb. Blicke auf das Frauenleben der Gegenwart von Luiſe Otto. Mit einem Vorwort von Joſeph Heinrichs. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die Erziehung der Frau zur Arbeit. Ein Beitrag zur Löſung der ſocialen Frage der Frauen von Minna Pinaſſ. Breslau, Maruſchke und Berendt. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Wie ſind wir doch im letzten Jahrzehnt ſolid, tüchtig, realiſtiſch geworden, wie bewegen wir uns doch gegen früher auf einem praktiſchen Boden! Wer beſinnt ſich nicht auf die Frauenemancipation, wie ſie im vierten Jahrzehnt das Junge Deutſchland predigte, mit freier Auslegung des Mahommedcultus und unter den genialen Auſpicien einer George Sand, wie ſie im fünften Jahrzehnt durch einige unterhaltungsluſtige und berühmte Schönheiten in die Praxis überſetzt wurde und in allerlei Abenteuern, Polizeiconflicten, rettenden Thaten auf dem Schlachtfelde eine pikante Geſchichte erhielt! Sie machte ſich vieler Unarten ſchuldig, aber ein poetiſcher Hauch umſchwebte ſie. Es war ein kecker Sturm und Drang, welcher der geſellſchaftlichen Schranken ſpottete, und weil ihre Prieſterinnen Geiſt und Schönheit vereinigten, ſo war etwas in ihrem Cultus, was an den Cultus der griechiſchen Aſpaſien erinnerte.

Wie weit liegt dieſe Zeit in Deutſchland hinter uns! Frauenemancipation hat jetzt mit Liebe und Schönheit nichts zu thun, nur mit Arbeit. Was würde die Kaffeemuſe des Eldorado, Suſanne Lagier, zu ihren deutſchen Mitkämpferinnen für die Rechte der Frauen ſagen? Sie würde entſetzt die Rieſenfeder der „Colombine", des großen Emancipationsjournals des Demi-Monde, fallen laſſen, wenn ſie nur einen Artikel in den deutſchen Frauenzeitungen geleſen hätte. Wie häuslich, wie bürgerlich, wie ſolide! Pfui über dieſe Nationalökonomie, würde ſie ausrufen, die uns doch immer wieder zu Sklavinnen macht; und ſie würde ein witzſprühendes Chanſon dichten, das von einem Café zum andern wanderte, vom Boulevard de Strasbourg in die Champs élyſées, und in welchem ſie die emancipirten bêtes allemandes ſchilderte, welche nur frei ſein wollen, um ſich Ruthen binden zu können. Doch gemach, müſſen wir der üppigen Sultanin des Eldorado zurufen, es handelt ſich hier um keine Emancipation, wie ſie in der „Colombine" gepredigt wird; es handelt ſich nur um eine Exiſtenzfrage, um etwas allerdings ſehr Proſaiſches, was aber die Vorausſetzung von allem übrigen iſt!

Was indeß dieſen Beſtrebungen weſentlich Abbruch gethan hat, das iſt die pathetiſche Formel, die ihnen als Etikette anhaftet und mit der man in Leipzig das Ei des Columbus gefunden zu haben glaubte — „das Recht auf Arbeit". Luiſe Otto erzählt uns von den Mädchen und Frauen des obern Erzgebirgs, von den bereits geſpenſtiſch ausſehenden Kindern, die in dumpfen Stuben aufwachſen, mit abgemagerten Beinen und aufgetriebenen Leibern, die klöppeln müſſen, ſobald ſie die Händchen regelrecht regieren können, die am Klöppelkiſſen verkümmern, wie ſchon ihre Mutter verkümmerte — was ſoll dieſen die leipziger Frauenemancipation nützen, welche „das Recht auf Arbeit" für ſie in Anſpruch nimmt? Wer hat denn den armen Weſen je dieſes Recht beſtritten, ein Recht, das jeder Sklavenzüchter freudig anerkennt? Dieſe hohle Formel, die auf der Fahne der neueſten Emancipationsbeſtrebungen geſchrieben ſteht und welche nur halb und ſchief ihre Tendenzen ausdrückt, hat viele von der Betheiligung an den Frauenvereinen zurückgeſchreckt. Wenn ein breslauer Kritiker meinte, die „Geheimrathstochter" ſei der Mittelpunkt der ganzen Reformbewegung, ſo gibt jene pomphaft klingende Formel ihm jedenfalls ein Recht zu einer ſolchen Annahme. Denn nicht dem Proletariat, nicht den Fabrikmädchen, nicht den Dienſtboten wird „das Recht auf Arbeit" beſtritten, deſſen thatſächliche Ausübung ja ihr ganzes Leben erfüllt; nein, nur den „Geheimrathstöchtern", dem „nobeln Proletariat", den ſitzengebliebenen, verwaiſten Jungfrauen der höhern Stände, jenen „verſchämten" Arbeiterinnen, welche aus ihrer Arbeit ein Geheimniß machen und den Ertrag derſelben durch andere einkaſſiren laſſen. Eine Loſung, welche Anziehungskraft ausüben ſoll, muß Beſtimmtheit und Klarheit haben und

darf am wenigſten eine vague Redensart ſein, welche zu allerlei Misverſtändniſſen Veranlaſſung gibt.

Der tüchtige Vorredner der Luiſe Otto'ſchen Schrift: „Das Recht der Frauen auf Erwerb" (Nr. 1), Joſeph Heinrichs, bezeichnet das Streben des Vereins dahin, die Arbeit der Frau innerhalb der Grenzen ihrer Natur und den Anforderungen der Zeit entſprechend zu organiſiren, und fügt ausdrücklich hinzu, daß dies Streben auf das rein wirthſchaftliche Gebiet eingeſchränkt und alles von ihm fern gehalten bleibe, was geeignet wäre, einen müßigen Principienſtreit heraufzubeſchwören.

Wir können indeß nicht ſagen, daß dieſer durchaus verſtändigen Vorrede das Werk ſelbſt entſpricht, in welchem auf allerlei Principien herumgeritten wird und vor allem die etwas blumenreiche Einkleidung einen ſtörenden, novelliſtiſchen Eindruck macht. Bei derartigen praktiſchen Beſtrebungen ſind ſchöngeiſtige Redensarten immer übel angebracht. Außerdem tritt immer die ſchiefe Anſicht der Verfaſſerin hervor, daß die Ehe der leichteſte Beruf der Frauen ſei, aber nicht der einzige, und daß das Mädchen, wie der Mann, auch wenn es keine Familie gründe, nicht als unnützes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft betrachtet werden dürfe. Gewiß kann ein lediges Mädchen Achtung erwerben und verdienen; aber Frauen und Männer in Bezug auf die Ehe gleichzuſtellen, das zeugt doch von einer argen Verkennung der natürlichen und ſocialen Verhältniſſe. Daß das Geſchlechtsleben bei den Frauen ein überwiegendes iſt, daß ihr ganzer Organismus darauf baſirt, iſt ſchon eine phyſiologiſche Thatſache, und daß eine Frau, die nicht heirathet, doch im weſentlichen ihren Beruf verfehlt hat, wird ſich einmal nicht in Abrede ſtellen laſſen. Eine Reform nach dieſer Seite hin, welche den Frauen eben das Heirathen mehr ermöglichte, oder eine ſociale Revolution, welche den geſchlechtlichen Verkehr nach neuen Normen regelte, würde den Grund aller jetzigen Misſtände aufheben, während die vorgeſchlagenen Palliativmittel nur die Oberfläche berühren.

Durch die ganze Schrift der Luiſe Otto geht ein gewiſſer cölibatärer Trotz, eine Emancipationswuth von der Liebe und Ehe, welche faſt den Charakter klöſterlicher Aſceſe athmet. Wol werden uns anfangs die Bilder des glücklichen Familienlebens mit dem Pinſel einer Henriette Hanke ausgemalt — es wird uns eine „gottbegnadete Familie" geſchildert und wir machen, Thränen der Rührung im Auge, eine goldene Hochzeit mit.

Doch dann kommen die traurigen Nachtſtücke, die Bilder der ſich Opfernden und Geopferten! Den Anfang machen die ſchöngeſchmückten Bräute,

die beneidet und gefeiert zum Altar gehen, und nur darum lächeln, weil ſie beſorgen, daß, wenn ſie einmal einer Thräne freien Lauf ließen, würden zu viele folgen und der Schmerz ſie überwältigen! Hunderte von Mädchen thun ja dieſen Schritt zum Altar nur deshalb, weil man ihnen ſtets vorgeredet hat, daß es ihre Beſtimmung ſei, zu heirathen, und da der Bewerber ein Ehrenmann iſt oder doch wenigſtens dafür gilt, ſo gibt ihm das Mädchen ihre Hand, wenn auch das Herz widerſtrebt: denn es könnte ja ſein, es käme kein zweiter Bewerber wieder, und wenn ſie dann „ſitzen bliebe", wie der landesübliche Ausdruck lautet, das wäre ja eine Schmach, noch mehr, es wäre ja ein verfehltes Leben.

Dann kommen andere, die den Schritt zum Altar gedankenlos thun, nur weil es einmal ſo der Lauf der Welt iſt. Wie ſich dieſe „zweiten" von den erſten unterſcheiden, iſt für den ſcharf ſondernden Verſtand ſchwer zu beſtimmen. Es folgen diejenigen, die dem Willen der Aeltern gehorchen, welche ihre Töchter verſorgt zu ſehen oder überhaupt los zu werden wünſchen. Alle dieſe ſprechen als Thörinnen, Lügnerinnen, Heuchlerinnen das Jawort der Trauung.

Muß nicht jede Frau, die ſich dem ungeliebten Manne zur Ehe hingibt um äußerer Vortheile willen, wie eine verkaufte Dirne erſcheinen? Aller Reichthum, alles Schöne und Bequeme, das ſie in ihrer neuen Wohnung umgibt, und um das ſie die Freundinnen beneiden — wird es ihr nicht immer zurufen, um welchen Preis es erworben, und wird ſie jemals dieſer Güter froh werden können? Oder wenn es ſo wäre, daß ſie in dieſen glänzenden Aeußerlichkeiten den größten Reiz des Lebens, ihres eigenen leeren Lebens und einen Erſatz dafür finden könnte: würde nicht eben dadurch ihr ganzes Innere ſelbſt leer werden und ſie daran doch geiſtig, wenn nicht phyſiſch und moraliſch zu Grunde gehen?

Gewiß ſind viele Ehen nur eine eingeſegnete Proſtitution; für eine Ehe ohne Liebe gibt es einmal keinen andern Namen. Doch die Schlüſſe, die Luiſe Otto aus dieſen Prämiſſen zieht, haben eigentlich mit denſelben wenig zu thun. Man müßte daraus als eine Anforderung der Sittlichkeit ſchließen, daß der geſchlechtliche Verkehr nur durch Liebe geregelt werde. Frau Luiſe Otto aber will die Zahl der unglücklichen Ehen vermindern, indem ſie die Zahl der Ehen überhaupt vermindert, und räth, die Mädchen ſo zu erziehen, daß ſie noch ein anderes Intereſſe am Leben haben als das der Liebe, und zweitens ihnen Gelegenheit zu geben, daß ſie auf eigenen Füßen ſtehen und ſich ſelbſt erhalten können.

Dieſe ganze Weisheit will doch nur aus der Noth eine Tugend machen. Gewiß muß man ſich auch mit der Noth der Gegenwart abfinden, ſo gut es geht; aber man muß dabei nicht den Mund ſo voll nehmen, als maure man die Grundſteine einer großen Zukunft ein. Welchen poetiſchen Makulaturſtil, um uns dieſes Ausdrucks zu bedienen, Frau Luiſe Otto bisweilen ſchreibt, das mag die folgende Probe beweiſen. Wir blicken in eine weiche, ſchwärmende, noch unverdorbene Mädchenſeele, die ſich anfangs amuſiren, dann glänzen will. Doch das genügt nicht, ſie will mehr, will anderes:

Sie weiß nicht, was ſie will, bis das Wort Liebe geſprochen und das Räthſel ihres ahnungsvollen, unbefriedigten Traumlebens gelöſt iſt durch die Zaubergewalt des erſten Kuſſes. Nun weiß die Jungfrau, warum ſie lebt, nun iſt all ihre Sehnſucht, nun ſind all ihre Träume von Poeſie und Glück und Seligkeit erfüllt, übertroffen, nun iſt ihr ganzes Leben — Liebe. Liebe, die alles hofft und alles glaubt und darum auch meint, ſo müſſe es nun immer ſein und bleiben, das ganze Leben ein goldener Maientag der Liebe. Aber hat denn der blühende Lenz eine ewige Dauer? Mitten im Liebesfrühling glaubt man nicht, daß der Mai trotz ſeiner einunddreißig Tage noch ſchneller vergeht als jeder andere Zeitabſchnitt, daß die Roſen auch verblühen und die Nachtigallen auch aufhören zu ſchlagen. Auch der Mann glaubt es nicht, wenn er die Geliebte zum erſten

mal in seinen Armen hält — doch er hat noch eine Hand frei, an der ihn mächtig gefesselt hält: das Leben. Das Mädchen aber klammert sich mit beiden Händen an den geliebten Mann, sie weiß nichts vom Leben, soll nichts, will nichts von ihm wissen — ihr Leben ist ihre Liebe. Und trennt das Schicksal die vereinigten Herzen — was soll die Jungfrau im Leben, das sie nur durch die Liebe verstand, das weiter kein Interesse für sie hat, dessen einziger Beruf und Endzweck die Liebe war? Was hat sie noch im Leben zu thun, wenn Untreue oder Verhältnisse, oder Enttäuschung oder Tod ihre Liebe, die ihr Leben war, für ihr äußeres Leben zerstört haben? Oder wird sie die Gattin des Geliebten und der Ernst des Lebens tritt an sie heran, und der Mai geht vorüber und die Rose verblüht und die Nachtigall singt nicht mehr, und die Frau hat nur noch den Schatten von dem, was sie einst Liebe nannte — wird sie nicht, auch wenn die Welt sie glücklich neunt, leise seufzen, zurückdenkend an jene entschwundene Zeit?

Ein solcher Ton, der an die moderduftige Novellistik der Leihbibliotheken erinnert, paßt doch wenig für eine Schrift, welche durchaus praktische Zwecke verfolgt. In der That muß man sich durch ein Gestrüpp von blühenden und verwelkten Redensarten durcharbeiten, ehe man endlich zur Sache kommt.

Sachlich ist der zweite Abschnitt: „Die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen weiblichen Erwerbszweige.“ Hier heißt es: facta loquuntur. Die Erträge, welche die „speciell weiblichen“ Arbeiten: Stricken, Nähen, Sticken, abwerfen, werden uns in ihrer ganzen Kümmerlichkeit vorgeführt. Auch das Bild einer „Bonne“ oder „Mamsell“ ist mit lebenswahren, wenngleich etwas novellistischen Zügen entworfen.

Im dritten Abschnitt: „Die Familie und ihre Pflichten“, reitet Frau Luise Otto wieder lange Zeit ihr Steckenpferdchen, die goldene Zeit der Mädchen, die hinflattern „wie der schöne Schmetterling, der von Blume zu Blume fliegt und dabei seiner eigenen holden Erscheinung sich zu freuen scheint, wenn er mit ausgebreiteten Faltern (?) durch den Sonnenschein gaukelt“, Liebe, Ehe — der ganze Strumpf, den wir im ersten Abschnitt zu Stande gebracht, wird wieder aufgedröselt. Nur zweierlei ist neu: der Protest gegen die Bevorzugung der Söhne, wobei das Studententhum einige wohlgemeinte Hiebe erhält, und die Mittheilung, daß im Vergleich mit den frühern Hausfrauen die jetzigen gar nichts mehr zu thun haben, wenn sie nämlich keine Kinder haben, und daß sie deshalb die freigewordene Zeit zu einer nutzenbringenden Thätigkeit verwenden können. Die Hausfrau, die keine Kinder hat — man sollte fast glauben, das wäre die Regel. Frau Luise Otto merkt gar nicht, daß sie durch dies kleine harmlose Einschiebsel das ganze Aufgebot von Beredsamkeit entwaffnet, mit dem sie gegen den Müßiggang der neuen Hausfrauen ins Feld rückt. Eine kinderlose Ehe ist doch glücklicherweise eine Ausnahme — warum tant de bruit pour une omelette?

Wenn unsere Schriftstellerin weiterhin für eine größere Selbständigkeit der Frauen eifert, so muß man ihr recht geben, denn unsere Sitten haben viele lächerliche und im Grunde auch heuchlerische Beschränkungen. Im Abschnitt „Selbsthülfe“ erfahren wir einiges über die Kindermädchen und außerdem über die Statuten des in Leipzig begründeten „Allgemeinen deutschen Frauenvereins“, sowie den Inhalt einiger bei der Stiftung gehaltener Kränzelreden. Endlich im letzten Abschnitt: „Fortschritte und Aussichten weiblicher Erwerbsthätigkeit“, werden uns die Perspectiven der Reform eröffnet, nach denen wir uns schon lange sehnten. Frau Luise Otto ist eine Romanschriftstellerin, sie kennt das Gesetz der Spannung und hebt das Beste für das letzte Kapitel auf. Kunst und Schriftstellerthum werden als Gebiete hingestellt, die schon jetzt den Frauen von Rechts wegen gehören; dann eröffnen sich den Frauen, die ja schon jetzt als Hebammen Talent zeigen, die Pforten der medicinischen Facultät:

Was in diesem einen Zweige medicinischer Studien erreicht werden kann, wird wol in jedem andern auch zu erreichen sein. Man könnte mit solchen Kliniken z. B. Sectionen für Orthopädie für Damen verbinden, ein Berufszweig, der sich nicht minder für die Frauen eignet. Wir gedachten schon einer sächsischen Frau, welche die betreffenden medicinischen Studien bei einzelnen Professoren gemacht und die Erlaubniß zur Praxis erhalten hat. Dieselbe ist bereits eine sehr ausgedehnte und zwar nicht allein um des außergewöhnlichen Rufs dieser genialen Frau willen, sondern gerade weil sie eine Frau ist. Jedes weibliche Wesen wird sich besonders in Fällen, wo eine Besichtigung des Körpers nöthig ist, wie bei Verkrümmungen, lieber von einer Geschlechtsgenossin untersuchen und behandeln lassen; und ganz aus demselben Grund als eine Forderung der Weiblichkeit sind weibliche Aerzte auf das dringendste zu wünschen. In Amerika sind dieselben längst üblich, und die Frage: ob die Frauen auch dazu befähigt sind, ist schon keine Frage mehr. Wenn man als Schwierigkeit des weiblichen Studiums derselben will geltend machen: daß zu viel Ueberwindung des Schamgefühls erfordert werde, wenn Mädchen von Professoren sich über den menschlichen Körper sollen gründlichst unterrichten lassen, so halten wir einmal wieder entgegen: warum man dies nicht auch bei den Hebammen fragt? Und dies wäre eben nur eine Frage für die Zeit des Uebergangs; denn gibt es einmal weibliche Aerzte, so wird es unter diesen auch solche geben, welche ihre Geschlechtsgenossinnen lehren können. Aber auch ganz abgesehen davon, ist jenem Einwurf doch damit zu begegnen: wenn es schlimm ist, daß einzelne Frauen im Dienst der Wissenschaft ihr Schamgefühl unterdrücken müssen, ist es denn dann nicht tausendmal schlimmer, wenn alle Frauen im Dienst ihrer Gesundheit dies zu thun verdammt sind? Gerade um die Frauen von solcher Nothwendigkeit zu befreien, wünschen wir weibliche Aerzte, und die Vornrtheit des Vorurtheils gegen einen solchen Fortschritt zu edler Sittlichkeit zeigt sich gerade hier in schlagender Weise. Es dürfen — im Durchschnitt — nicht zehn etwas „Unweibliches“ thun, besser ist es, wenn dafür alle sich das Unweiblichste gefallen lassen! Es schadet der Sitte, wenn ein Mädchen anatomische Vorlesungen hört — das aber schadet nicht, wenn in der Klinik die schwangern und gebärenden Frauen, wovon viele gleichzeitig in einem Saal sich befinden, von einer Schar junger studirender Männer untersucht und beobachtet werden — das heißt das Herkommen gut! Mögen doch Männer die Männerkörper studiren, aber die Frauen überlasse man den Frauen.

Frau Luise Otto will die Weisheit des Mephistopheles zu Schanden werden lassen, die er an der bekannten Stelle dem Schüler vorträgt:

Besonders lernt die Weiber führen;
Es ist ihr ewig Weh und Ach,
So tausendfach,
Aus Einem Punkte zu curiren.
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr sie all' unterm Hut.

Ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen,
Daß eure Kunſt viel' Künſte überſteigt.
Zum Willkomm tappt ihr dann nach allen Siebenſachen,
Um die ein andrer viele Jahre ſtreicht,
Verſteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und faſſet ſie, mit feurig ſchlauen Blicken,
Wol um die ſchlanke Hüfte frei,
Zu ſehn, wie feſt geſchnürt ſie ſei.

Aehnlich wie die Aerzte von Frau Luiſe Otto werden von Minna Pinoff die Damenſchneider aus den Frauengemächern gemaßregelt. Handels- und Induſtrieſchulen für Frauen ſollen dieſelben für den Handel und das Handwerk ausbilden; ſie ſollen im Photographiren, Lithographiren und der Holzſchneidekunſt, als Setzerinnen in den Druckereien neue Erwerbszweige, in den Bureaux der Eiſenbahnen, der Telegraphen und der Poſt Anſtellung finden. Das iſt alles praktiſch und anerkennenswerth, auch ſind auf allen dieſen Gebieten ſchon Anfänge gemacht, welche Fortgang verſprechen. Doch täuſche man ſich darüber nicht; es handelt ſich hier nicht um Reformen, welche im Weſen der Sache oder im Intereſſe der Weiblichkeit begründet ſind; es handelt ſich um Abhülfe gegenüber einem ſocialen Nothſtand. Dabei iſt aber Begeiſterung vom Uebel; ſie iſt nur berechtigt, wo es einen principiellen Fortſchritt gilt. Wir erkennen das redliche Streben der Frau Luiſe Otto bereitwillig an; nur möge ſie ſich eines präciſern Stils befleißigen und nicht ſo viele Roſen blühen und Nachtigallen ſchlagen laſſen, wo es ſich ſchließlich um Handels- und Induſtrieſchulen und orthopädiſche Anſtalten handelt.

Bei weitem ſachlicher als die Schrift der Frau Luiſe Otto iſt die von Frau Minna Pinoff: „Die Erziehung der Frau zur Arbeit" (Nr. 2), gehalten, ſchon deshalb, weil ſie nicht blos an die außereheliche Thätigkeit der Frauen denkt, ſondern dieſelben für die Ehe und für die Familie zu erziehen wünſcht; ferner weil ſie den Frauen auch manche Strafpredigt hält und die männerfeindlichen Anſichten zurückweiſt, welche die „Neuen Bahnen", das Organ von Luiſe Otto, vertreten. Sie ſtellt die weibliche Geiſtesbildung in den Vordergrund und gibt als die nothwendige Conſequenz richtig angebahnter Beſtrebungen der Frauenaſſociationen an: „die Verſittlichung und materielle Verbeſſerung aller gewerbtreibenden, ſowie die Veredlung und Erhebung aller nach höherer geiſtiger Bildung ſtrebenden Frauen":

Vor allem ſei es geſagt: Wir wollen durch dieſe Beſtrebungen nicht eine dem weiblichen Geſchlecht innewohnende, tiefwurzelnde, krankhafte Neigung zur Eitelkeit in andere Bahnen lenken, ſondern wir wollen vielmehr durch ſie beſcheidener, anſpruchsloſer werden in Worten und Werken, jene Beſcheidenheit uns aneignen, die größere Anſprüche an ſich ſelbſt und an unſer inneres Leben macht, und ſich dabei beſcheiden lernt nach außen und für äußere Lebenswünſche. Beſonders aber wollen wir denken und ſchweigen lernen da, wo ernſte, denkende Männer handelnd und wirkend für die Sache der Frauen eintreten und der Frauenfrage die ihr in unſerer Zeit wohlberechtigte, culturhiſtoriſche Bedeutung zu geben willens ſind.

Frau Minna Pinoff führt uns alsbald in medias res. Das Schulweſen für das weibliche Geſchlecht bedarf einer Reorganiſation. Namentlich ſoll eine Realſchule, wie ſie dem gewerbe- und handeltreibenden männlichen Geſchlecht als Grundlage dient, wol auch dem weiblichen Geſchlecht zweckentſprechend ſein. Während die Mitkämpfer in der neuen Richtung die Gründung von Fortbildungsanſtalten befürworten, ſpricht ſich Minna Pinoff für Vorbildungsanſtalten aus. Die Strafreden gegen Luxus und Putzſucht, gegen die Geſchmackloſigkeit der Mode, gegen den weiblichen Dünkel und Hochmuth wird man aus dem Munde einer Frau nur mit Anerkennung hören:

Ihr bildet euch etwas ein auf euere Geburt, an der ihr keinen Antheil habt, auf euere Stellung, die ihr euch nicht gegeben, auf euere Formen, die ihr äffiſch nachahmt, auf euere Titel, die ihr euch von Vater und Mann geliehen. Was man ſich nicht ſelbſt erworben, darf man ſich nicht aneignen, ein Beweis dafür, daß ihr Frauen der modernen Geſellſchaft noch wenig über euch nachgedacht, ihr würdet es ſonſt wiſſen, daß das Haupt, welches ihr auf euerm Rumpfe tragt, nur ein hohles Nichts birgt; lernet erſt ſelbſt denken, ſtreben und kämpfen, und ihr werdet euch dann von euerm Thun Rechenſchaft geben; denn es könnte eine Zeit kommen, die euern Kindern den Reſpect abnöthigt, den die Tüchtigkeit, das Genie und die Tiefe des Gedankens für ſich fordern. Lächelt nicht ſo höhniſch, glaubt ja nicht, daß die Welt euch für euere Nichtigkeit in alle Ewigkeit gehört. Erzieht euere Kinder zu den erhabenen Menſchenpflichten, die ſie ſich ſelbſt, ihren Mitmenſchen und der Geſchichte ſchulden.

Was die Frauenarbeit betrifft, ſo meint die Verfaſſerin, die Frauen ſeien zu jeder Arbeit berechtigt, zu der ſie befähigt ſind. Die verſchiedenen Gewerbsarten der Frauen, die bereits ſelbſtändig oder noch nicht von ihnen ausgeübt ſind, werden nach der Denkſchrift des Präſidenten Lette vollſtändig aufgezählt:

Zu dieſem Zwecke ſind Logir- und Speiſehäuſer als äußerſt nothwendige Einrichtungen für alleinſtehende Frauen und Mädchen hervorzuheben, die entfernt von ihrer Heimat am fremden Orte ihre Exiſtenz haben oder ihre Studien für ihre Lebenszwecke dort abſolviren wollen. Für dieſe Frauenhäuſer wären wiederum Frauen von der oberſten Vorſteherin bis zur niederſten Wäſcherin nützlich zu verwenden. Prof. Clement gibt in dem Seemannshauſe zu Hamburg ein muſtergültiges Beiſpiel für ein ſolch einzurichtendes Inſtitut. Daß in einem ſolchen Frauenhauſe Lehr- und Leſezimmer, Sparkaſſen-Bureaux und Arbeitsſäle eingerichtet werden müſſen, wird von Prof. Clement angebahnt.

Die „Neuen Bahnen" erhalten einen kleinen Seitenhieb:

Ich kann es nicht billigen, wenn Frauen Organe oder Zeitungen für ihre ſpeciellen Angelegenheiten ſchaffen. Wozu Sonderintereſſen in Sonderorganen vertreten, wo es gilt, einer allgemeinen Wirkſamkeit ſich einzureihen? Sollte in unſern politiſchen, ſocialen und belletriſtiſchen Organen, die der ganzen Welt ihre Spalten öffnen, nicht auch Raum genug und ſogar beſſere Gelegenheit vorhanden ſein, unſer Wirken und Streben öffentlich zu beſprechen? Aufgehen im großen Ganzen und nicht untergehen in ſelbſtiſchen und ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen — das ſei unſer Wahlſpruch.

„Die Frauen immer wieder auf ihren Beruf hinzuführen", ſagt Frau Pinoff mit Recht, „ſie von Jugend auf dazu zu erziehen, daß ſie in ihren menſchlichen Pflichten zuerſt ihre weiblichen Pflichten üben lernen, ſei unſere Aufgabe."

Es iſt dringend geboten, gerade die Haushaltungskunde zu einem methodiſchen und praktiſchen Lehrgegenſtande zu erheben. Und wenn Frau Pinoff dabei auf den Papini-

ſchen Dampfkochtopf zu ſprechen kommt, ſo gehört das noch immer mehr zur Sache, als wenn Frau Otto uns von dem leichtſinnigen Schuldenmachen der Studenten unterhält. Frau Pinoff will Arbeitsſchulen, Kunſtſchulen, Kunſtgewerbeſchulen, Wirthſchaftsſchulen u. ſ. w. — uns ſcheint dies des Guten etwas zu viel zu ſein. Nur die Errichtung von Kochſchulen kommt jedenfalls einem tiefgefühlten Bedürfniß entgegen:

Errichten Sie Kochſchulen, wie deren auch ſchon eine in Amerika beſteht; denn das ſogenannte feine Kochen, das ein Mädchen bei einem Stadtkoch lernt, meine ich nicht, ſondern ich meine das bewußte Können, das aus einem bewußten Lernen gleich anfangs hervorgeht, ich meine das einfache, nahrhafte Kochen nach rationellen chemiſchen Geſetzen, das das Mädchen ſchon in den erſten Ort ſeiner Wirkſamkeit als ſein geiſtiges Eigenthum mitbringt — ich meine das richtige Verſtändniß für das ganz Gewöhnliche, für das Alltägliche, das man ſo oft, aber ſehr mit Unrecht, als ſelbſtverſtändlich vorausſetzt, und deshalb man ewig nach dem Außergewöhnlichen und Fremden ſtrebt.

Es iſt unglaublich, was für weibliche Weſen die Kühnheit haben, ſich für Köchinnen auszugeben und ſich auch durch ihr Geſindebuch als ſolche zu legitimiren: Weſen, die mit Rindfleiſch und Schmorbraten auf geſpanntem Fuße leben, die ſo hartherzig ſind, nie ein weiches Ei zu Stande zu bringen, und ſo ſchamhaft, keine Pellkartoffel zu liefern, die ſich nur etwas von ihrer Schale entblößte! Mit Recht dringt Frau Pinoff am Schluß auf eine zeitgemäße Reform des Dienſtbotenweſens und ſpricht dabei das große Wort gelaſſen aus: „Die Hausfrauen müſſen ebenſo für die Dienſtboten, wie die Dienſtboten für die Hausfrauen erzogen werden.“

Die Schrift enthält viele anregende Betrachtungen und praktiſche Vorſchläge. **Rudolf Gottſchall.**

Der niederländiſche General Herzog Bernhard von Weimar.

Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachſen-Weimar-Eiſenach, königlich niederländiſcher General der Infanterie, von R. Starklof. Erſter Band. Gotha, Thienemann. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Biographien fürſtlicher Perſonen, wenn dieſe durch ausgezeichnete Perſönlichkeit und einen größern Wirkungskreis in wichtiger Zeit hervorgetreten ſind, haben immer ein beſonderes Intereſſe. Mehrere ſolche haben wir in d. Bl. ſchon angezeigt, z. B. die des Herzogs Eugen von Würtemberg. Das vorliegende Werk, deſſen Verfaſſer ſich bereits im Gebiet der Truppengeſchichte einen guten Namen gemacht hat, reiht ſich ihnen an. Herzog Bernhard war der zweite Sohn Karl Auguſt's, der Oheim des jetzigen Großherzogs von Sachſen-Weimar und der Königin von Preußen. Der Verfaſſer ſagt von ihm, das erhabene, ehrenfeſte und gleichzeitig ſo franke, elaſtiſche Vorbild eines ſolchen Vaters, das edle Beiſpiel ſeiner Mutter und die Richtung des ganzen weimariſchen Hofs, welche dieſer zuvörderſt durch den mächtigen Einfluß der unvergleichlichen Herzogin-Mutter Amalie von Braunſchweig genommen hatte, habe den Prinzen würdig in das Leben eingeführt. „Mit reichen Geiſtesgaben ausgeſtattet, trat er in die Welt, und was der raſch ſich entwickelnde Knabe verſprach, der Mann hat es vollauf gehalten und eingelöſt. In der That ein ganzer Mann, ein Held, ein Fürſt in des Wortes höchſter Bedeutung.“

Der erſte Abſchnitt der Lebensgeſchichte enthält die Knabenzeit 1792—1806. Am 30. Mai 1792 geboren, erhielt der Prinz am 3. Juni in der Taufe, welche Herder vollzog, die Namen Karl Bernhard. Die Taufrede wird uns mitgetheilt, wir heben daraus eine Stelle hervor, welche ſich auf die damalige Zeit der Revolution bezieht:

Du wirſt in einer Zeit geboren, die für deinen Stand, die wahre Ehre und Würde deines Geſchlechts merkwürdig ſein wird. Denn wie einſt eine knechtiſche Schmeichlerverehrung die Gottheit der Prinzen übertrieb und ſie damit ebenſo tief herabſetzte, ſo wird alles das, was niedrige Leidenſchaft des Gegentheils, aufgebrachter Haß, tollkühne Frechheit oder auch zu ſcharfer Tadel iſt, dir deſto mehr Gelegenheit verſchaffen, deinen fürſtlichen Namen auch mit fürſtlichen Tugenden zu zieren und dich als einen geborenen Prinzen und Herzog, das iſt, als einen, der unter vielen Tauſenden der Edelſte, der Vorgänger und Führer an Gemüthstapferkeit, an Verſtand und Verdienſten iſt, der dich ehrenden Menſchheit zu beweiſen.

Als der Prinz ſechs Jahre alt geworden, erhielt er zum Gouverneur einen Herrn von Hintzenſtern, bisher heſſiſcher Gardekapitän. Die Wahl war keine glückliche; ſo viel treffliche Eigenſchaften der Gouverneur auch beſeſſen hat, eine furchtbare, momentan unbezwingliche Heftigkeit paßte nicht für den eigenthümlich weichen und biegſamen, und dabei doch wieder ſpröden, bei einer ans Krankhafte grenzenden Reizbarkeit von Extremen zu Extremen überſpringenden Prinzen, deſſen Charakter ſich deshalb in der eigenthümlichen Weiſe, wie er ſpäter hervortrat, entwickelte. Eine unendliche Herzensgüte neben Felſenfeſtigkeit, eine gewaltige, oft ſchrankenloſe Heftigkeit und ein Theil des ehemaligen Kindertrotzes als Eigenſinn — das waren ſeine Grundzüge. Unter den Lehrern des Prinzen war der bedeutendſte der Stiftsprediger Horn, der alles, was an Sanftmuth, Milde und Gutmüthigkeit in der Bruſt des Knaben lag, zu erhalten und zu nähren wußte. Dieſer iſt auch bis an ſein Lebensende mit ſeinem Schüler im innigſten, herzlichſten Verkehr geblieben, während die Erinnerung an Hintzenſtern durch Bernhard's ganzes Leben hindurch keine erfreuliche war. Im Januar 1806 kam der Prinz mit ſeinem Gouverneur zur weitern Ausbildung nach Dresden; als aber der Krieg ausbrach, begehrte er ſtürmiſch denſelben mitzumachen, und der Vater, welcher die preußiſche Avantgarde befehligte, gab ihm dieſe Erlaubniß. Er wurde dem Hauptquartier des Fürſten Hohenlohe überwieſen.

Der zweite Abſchnitt heißt: „Von Jena bis Waterloo“, und füllt den größten Theil des erſten Bandes. Natürlich finden die Kriegsbegebenheiten ihre Stelle, aber ſehr geſchickt und taktvoll hat der Verfaſſer verſtanden, ſie nach Maßgabe, wie Prinz Bernhard ſich an ihnen betheiligt, mehr oder minder ausführlich zu behandeln. Dieſer, am 9. October in Jena eingetroffen, war am 10. zum erſten male in Hohenlohe's Gefolge. Nach dem Zeugniß des

Rittmeiſters Marwitz, das General Höpfner in ſeinem bekannten Werke, dem beſten über jenen Krieg, anführt, ſah man den vierzehnjährigen Knaben im dichteſten Kugelregen in der Schlacht bei Jena keine Miene verziehen. „Als ein Ordonnanzoffizier des Fürſten, ein kleiner Cornet von den braunen Huſaren, erſchoſſen wurde, ſprang er weinend vom Pferde, um ihm beizuſpringen. Es war eine gefährliche Stelle, und ſein Gouverneur mußte ihn mit Gewalt fortziehen.“ Nach der unglücklichen Schlacht führte er bei Weimar, des Terrains kundig, eine wieder geſchloſſene Abtheilung ſicher über die Ilm und ſprengte dann vor das Schloß, die Mutter zu beruhigen. Charlotte von Schiller iſt eine Zeugin dieſes Auftritts geweſen, den ſie in einem Briefe ergreifend beſchreibt. Raſch mußte ſich der Sohn wieder losreißen und ſeiner Pflicht folgen, wozu die Mutter ihn ſelbſt ermuthigte. Dreißig Stunden faſt ununterbrochen zu Pferde, ohne zu eſſen oder zu ſchlafen, wurde er bei ſeiner großen Jugend zwar ſichtbar matt, aber nicht ein Laut der Klage entſchlüpfte ihm, nicht einmal ein Wunſch nach Ruhe und Speiſe. Der Gouverneur hielt es denn für ſeine Pflicht, in ihn zu dringen, daß er ſich von der Armee trenne und nach Braunſchweig begebe, wo die Herzogin-Mutter ſein ſollte, aber erſt das ernſte Einſchreiten des Fürſten Hohenlohe konnte den Prinzen dazu bewegen. In Braunſchweig fand dieſer jedoch ſeine Großmutter nicht und reiſte weiter nach Mecklenburg, wo er in Güſtrow unerwartet mit ſeinem Vater zuſammentraf, der, nach ſeinem rühmlichen Gefecht bei Altenzaun (auch York's liebſte Erinnerung) vom Könige von Preußen ſeiner Commandopflicht enthoben, auf der Reiſe nach Schleswig war. In Eckernförde entſchloß ſich der Herzog, ſeinen Frieden mit Napoleon zu ſuchen, und ſchickte ſeinen Sohn nach Weimar. Hier war der franzöſiſche General Dentzel Stadtcommandant, ein geborener Deutſcher, der in Jena Theologie ſtudirt und ſich durch manches im Rauhthal ausgefochtene Duell eine genaue Ortskenntniß verſchafft hatte, von welcher Napoleon in der Schlacht viel Vortheil gezogen. Dentzel erleichterte der Stadt die Laſten, ſoviel er konnte, und Herzog Bernhard konnte faſt 40 Jahre ſpäter, als jener längſt verſtorben war, dieſe Anerkennung zu ſeiner Tochter in Metz ausſprechen, wo er einem Feſtungsmanöver 1845 beiwohnte. Der Aufenthalt des Prinzen in Weimar nach ſo ſchmerzlichen Ereigniſſen war ein freudloſer; auch der Tod der Herzogin-Mutter kam dazu; ſie war bald nach ihrem Bruder, dem Herzoge von Braunſchweig, am gebrochenen Herzen geſtorben! Im Spätſommer 1807 verließ daher Bernhard die trübe Heimat mit Freuden, um als Capitän in die nun königlich ſächſiſche Garde zu treten. Sein bisheriger Gouverneur hatte ſich verheirathet, an ſeine Stelle trat, durch Müffling's (des nachmals rühmlichſt bekannten Generals) Empfehlung, Rühle von Lilienſtern. Wir haben dieſen ausgezeichneten Mann in ſpätern Jahren an der Spitze des preußiſchen Militärbildungsweſens gekannt und glauben gern, daß er ſich bei allen Geiſtesgaben und der Gediegenheit ſeines Charakters nicht zum Erzieher eines fürſtlichen Jünglings wie Bernhard von Weimar geeignet hat. Zwiſchen theoretiſcher und praktiſcher Beſchäftigung verging für dieſen das Jahr 1808. Der neue Krieg Oeſterreichs gegen Napoleon rief mit den andern Rheinbundstruppen auch die Sachſen für ihren Protector in das Feld, um das Schwert gegen das eigene Fleiſch und Blut zu kehren! Der Verfaſſer begleitet dieſe Bemerkung mit dem Wunſch: „Gott wolle uns vor Wiederholung ähnlichen Unglücks bewahren!“ — ein Wunſch, der leider nicht erfüllt worden iſt. Bernadotte erhielt den Befehl über das ſächſiſche Corps und Prinz Bernhard wurde als Adjoint volontaire ins Hauptquartier gezogen, mit welchem er dann am 23. April in ſeine Vaterſtadt rückte, gewiß mit eigenthümlichen Gefühlen. Auf dem fortgeſetzten Marſche wurde er zum Major befördert. In den „Erinnerungen eines Cavalerieoffiziers“ (des damals ſächſiſchen Rittmeiſters v. Czettritz, ſpäter preußiſchen Generals) leſen wir, mit welcher Auszeichnung Bernadotte den deutſchen Fürſtenſohn behandelt hat.

Die kriegsgeſchichtliche Grundlage unſers Werks wird von nun an breiter. So berichtigt der Verfaſſer manche Angaben über das Gefecht bei Linz, welche den Ruhm der Würtemberger dabei geſchmälert haben, namentlich des Jägerregiments Herzog Louis, jetzigen zweiten Reiterregiments, deſſen Geſchichte der Verfaſſer vor einigen Jahren veröffentlicht hat. Der Schlacht von Wagram, ſoweit das ſächſiſche Corps mitwirkte, iſt eine eingehende Schilderung geweiht. Prinz Bernhard ſchloß ſich gleich am erſten Tage der großen Cavalerieattake der Sachſen an der Seite des Oberſten, ſpätern Marſchalls, Gérard freiwillig an und hieb dabei in einem förmlichen Zweikampfe einen feindlichen ſtarken Wachtmeiſter vom Pferde. Nach dieſer Attake von Bernadotte mit einem Auftrage abgeſandt, verirrte er ſich in der Dämmerung, das Pferd wurde ihm erſchoſſen und er trat zu Fuß bei einem franzöſiſchen Bataillon ein, in deſſen Reihe ihn ein Schuß durch den Hut zu Boden warf, doch nicht verwundete. Der Tagesbefehl Bernadotte's, deſſen Lob für die Sachſen Napoleon übelnahm, bewirkte dann die Auflöſung des 9. Corps, die Sachſen traten unter Reynier's Befehl und der Prinz wurde von Presburg aus nach dem Waffenſtillſtande mit dem Berichte über die Schlacht von Wagram an den König von Sachſen geſchickt, der in Frankfurt am Main ſich aufhielt. Mit dem Frieden kehrte Bernhard nach Dresden zurück, wo er, von Rühle wenig beaufſichtigt, in ſchlechte Geſellſchaft gerieth und auch für fremde Wechſel bürgte, ſodaß der Herzog, durch die Berichte des Gouverneurs aufgebracht, den Stiftsprediger Horn nach Dresden ſchickte, um den Sohn wieder auf rechte Wege zu bringen. Horn fand den Prinzen im Zimmerarreſt, den der König auf mehrere Wochen über ihn verhängt hatte; er kannte das Misverhältniß zwiſchen ihm und ſeinem Gouverneur und trug denn auch dazu bei, daß der Herzog demſelben ein Ende machte. Rühle wurde „in Gnaden“ als Oberſt entlaſſen. Ob die Vorgänge ganz unparteiiſch dargeſtellt ſind, vermögen wir nicht zu beurtheilen, ſind aber damit einverſtanden, daß ſie die Wichtigkeit nicht hatten, welche ihnen beigelegt iſt.

Unterdeſſen wurde das Verhältniß Napoleon's gegen Rußland immer geſpannter und der Herzog Karl Auguſt entzog ſeinen Sohn der Theilnahme an der neuen Verwendung der Rheinbundstruppen durch eine Reiſe nach Italien, auf welcher ihm diesmal keine militäriſchen Begleiter, ſondern der ſächſiſche Kammerherr Graf Edling und der weimariſche von Gersdorff folgten. Ueber dieſe Reiſe hat der Prinz ein ſorgfältiges Journal geführt, aus welchem wir Auszüge leſen. Wir erkennen daraus die Richtung, welche ſeine Intereſſen immer ſchärfer nahmen: es war eine vollſtändig reale; er hegte das lebhafteſte Intereſſe für Dinge der verſchiedenſten Zweige und war unermüdlich, ſich darüber bis in das kleinſte Detail zu belehren, ſodaß er, unterſtützt durch ein ausgezeichnetes Gedächtniß, eine ſeltene Vielſeitigkeit des Wiſſens gewann. Der Aufenthalt in Rom führte ihn auch in künſtleriſche Kreiſe, wie in feingebildete Geſellſchaft; dort feierte er noch das Oſterfeſt 1812, dann reiſte er nach Neapel, wo er beim König Murat vor deſſen Abzuge zum ruſſiſchen Feldzuge Audienz hatte und die prachtvollen neapolitaniſchen Truppen nach Norden abziehen ſah. Das Mirakel des heiligen Januarius beſchreibt der junge Proteſtant ſehr ketzeriſch:

Es dauerte nicht lange, ſo begann eine Proceſſion von Mönchen, denen einige dreißig ſilberne Statuen von Heiligen aus dem Schatze des heiligen Januarius folgten. Neben dem Altar auf einem beſonders dazu eingerichteten Platze befand ſich eine große Menge ſchmuziger und zerlumpter Lazzaroniweiber, die von der Familie des Heiligen abzuſtammen behaupteten. Bei jeder der Statuen brüllten ſie Gebete her, bis ihnen endlich das Maul verboten wurde. Sie waren aber nicht im Zaum zu halten, als man das Blut des Heiligen brachte, wo ſie ſich ganz raſend geberdeten. Das Blut, welches zu Eis gefroren iſt, befindet ſich in zwei kryſtallenen Phiolen, die wiederum in einer ſilbernen Kapſel ſtecken. Der Geiſtliche nahm dieſe in die Hand und bewegte ſie hin und her, während die heilige Familie in gräßlichen Tönen ihren Vorfahren anflehte, ein Mirakel zu thun. Nach dreißig Minuten that er es erſt und wirklich wurde das Blut ganz flüſſig.

Auf der Rückreiſe brachte der Prinz noch einen Monat in Rom zu, wo er viel neue Bekanntſchaften machte, wir nennen nur Delbrück, den Erzieher des Kronprinzen, und Rauch, welcher eben beſchäftigt war, das Monument der Königin Louiſe von Preußen zu modelliren. Dann war er eine Zeit lang in Mailand, wo die Kaiſerin Joſephine bei der Gemahlin ihres Sohnes, des Vicekönigs von Italien, weilte; beide Frauen nahmen ihn ſehr freundlich auf und zogen ihn zu Tafel und Abendcirkeln in die Villa Bonaparte. Zuletzt beſuchte er noch den Comerſee und den Lago-Maggiore und reiſte dann über den Simplon nach Genf, um ſich von dort mit endlich erhaltener Erlaubniß ſeines Vaters über Marſeille nach Paris zu begeben. Hier kam er am 7. November an und verlebte vier glückliche Monate. Noch ſtrahlte die Reſidenz des Welteroberers in vollem Glanze der Hauptſtadt Europas und hatte keine Ahnung von dem Schickſal, das die halbe Million ſeiner Streiter in Rußland bereits mit Untergang bedrohte. Prinz Bernhard wurde der Kaiſerin Marie Luiſe und ſpäter auch der Madame Mère, Lätitia, vorgeſtellt. Am 18. December kehrte dann Napoleon aus Rußland zurück, den Trümmern ſeiner Armee vorauseilend. Es findet ſich in dem Tagebuche des Prinzen nichts über die Eindrücke verzeichnet, welche dieſes Ereigniß bei ihm hervorgebracht hat. Wir vermiſſen überhaupt in den erſten Lebensabſchnitten des Helden den Einblick in ſein geiſtiges Leben, er ſelbſt hat darüber nichts aufgezeichnet, ſeine Briefe enthalten auch nur wenig, was auf ſein Urtheil ſchließen läßt, und der Biograph muß ſich mit der fort und fort wiederholten Wendung behelfen: „es iſt unzweifelhaft anzunehmen", oder: „hier wird der Prinz jedenfalls" u. ſ. w. Daß ihn die gewaltigen Begebenheiten der Weltgeſchichte tief berührt, glauben wir gern, indeſſen wurden ſie ihm wol im Winter 1812/13 zu Paris nicht recht klar, und daß er von den Carnevalsluſtbarkeiten, namentlich von den Maskenbällen in der großen Oper lebhaft angezogen worden, finden wir ſehr natürlich. Endlich mußte er Paris auf die Mahnung ſeines Vaters verlaſſen, das Tagebuch bricht auf der Rückreiſe in Darmſtadt plötzlich ab, und „wahrſcheinlich wird" der Prinz Anfang April ſeine Vaterſtadt wieder begrüßt haben. Der Herzog, um ſeinen Sohn nicht wieder unter fränkiſches Panier zu ſtellen, übertrug ihm das Etappencommando in Weimar: eine ſeiner erſten Dienſtleiſtungen war, Napoleon auf ſeiner Durchreiſe zur Armee am 27. April zu empfangen; er ſah ihn hier zum letzten male, obwol er ihm ſpäter auf dem Schlachtfelde gegenüberſtand. Die nächſte Zeit gab ihm Arbeit vollauf, und es kam dem Prinzen das, was er ſelbſt in den franzöſiſchen Heerlagern geſehen hatte, ſehr zu ſtatten, um mit Energie und Feſtigkeit unverſchämten Forderungen entgegenzutreten. Der heftige Bernhard ward ein wahrer Segen für das Land. Während des Waffenſtillſtandes hatte ihn der König von Sachſen zum Oberſten ernannt. Nur auf die franzöſiſchen Bulletins beſchränkt, verlebte man in ängſtlicher Spannung die Zeit nach dem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten, und erſt in der Nacht vom 19. October, nachdem der Kanonendonner von Leipzig ſchon drei Tage herübergeſchallt, brachte der ruſſiſche Oberſt von Geismar mit ſeinem Streifcorps die Nachricht vom Siege auf das Schloß zu Weimar. Bald folgten die Truppen der Verbündeten, der Kaiſer Alexander traf ſelbſt ein und Prinz Bernhard wurde ſeinem Hauptquartier beigegeben, in welchem er ſich bei jugendlichem Thatendrang aber nicht befriedigt fand. Der Rath eines alten Kameraden von der ſächſiſchen Garde, den er zufällig in Schweinfurt traf, veranlaßte ihn, ſeinen Vater um Erlaubniß zu bitten, in die ſächſiſche Armee, die eben reorganiſirt wurde, zurücktreten zu dürfen. Der Herzog erklärte ſich damit einverſtanden, und der Prinz wurde von dem Generalgouverneur Sachſens, Fürſten Repnin, Anfang November mit dem Commando der Leibgrenadiergarde betraut. Eifrig half er an dem Werke der neuen Organiſation, aber erſt im Januar 1814 konnten die erſten Heeresabtheilungen der Sachſen, dem 3. deutſchen Armeecorps unter dem Herzoge Karl Auguſt zugetheilt, in Marſch geſetzt werden. In Erfurt wäre Prinz Bernhard dabei faſt ums Leben gekommen.

Die franzöſiſche Beſatzung hatte capitulirt und marſchirte aus, vom Jubel des Volks begleitet. Dieſer erreichte an dem hölzernen Obelisken, der auf dem „Anger“ (Markt und Hauptſtraße) noch von der Geburtstagsfeier des Königs von Rom ſtand, einen ſolchen Grad, daß der Offizier der dort aufgeſtellten franzöſiſchen Wache, erboſt und wahrſcheinlich angetrunken, Feuer auf das Volk geben ließ. Prinz Bernhard, welcher zugegen war, ſprengte heftig gegen ihn an und machte ihm Vorwürfe; als er dann ſein Pferd wandte und nach dem nahen Gaſthofe zum Römiſchen Kaiſer ritt, lief ihm der Offizier nach und ſtach ihn mit dem Degen, zum Glück nur in den Schenkel. Ein junger Kaufmann, Namens Döring, entriß dem nächſten Franzoſen ſein Bajonett und drang auf den Offizier ein, der in wenig Augenblicken ein Opfer der Volkswuth wurde. Die nachrückenden Preußen ſchützten die Wache, der Obelisk aber ging in Flammen auf.

Das 3. deutſche Armeecorps zog nach Holland, wo die Hauptſache ſchon von Bülow gethan war. Den Prinzen Bernhard konnte der Feldzug nicht befriedigen, der wegen der geringen Streitkräfte an glänzenden Thaten arm und jedes höhern Schwunges bar blieb. Nach Beendigung deſſelben war er mit ſeinem Vater in Paris und führte dann ſein Regiment aus Frankreich. Bald begannen nun, durch Thielmann's Rückſichts- und Taktloſigkeit, jene unglücklichen Verwickelungen in der ſächſiſchen Armee, welche endlich durch manche Schuld von beiden Seiten und übereilte Maßregeln zu der bekannten traurigen Kataſtrophe in Lüttich führten. Bernhard hatte aber ſchon längſt ſeine Truppe verlaſſen, um ganz aus dem ſächſiſchen Dienſt zu ſcheiden. Als General Lecoq, der die bewußte Adreſſe der Offiziere gebilligt hatte, zur Verantwortung nach Dresden berufen wurde, ſollte der Prinz, der ſich nicht daran betheiligt und auch nicht, obgleich von den Offizieren gedrängt, darüber ausgeſprochen hatte, das Commando der Brigade übernehmen, er ſuchte jedoch ſtatt deſſen Urlaub nach und reichte nach dem Willen ſeines Vaters, der auf dem Wiener Congreß eine mögliche Beſtimmung über Sachſen im Auge behielt, ſein Abſchiedsgeſuch ein, das am 14. Januar 1815 genehmigt wurde. Unterdeſſen hatte er bereits eine Anſtellung in niederländiſchen Dienſten nachgeſucht, welche als Chef des Regiments Oranien-Naſſau erfolgte. Was ihn, außer den guten Ausſichten in der neuen, bedeutend vermehrten Armee, zu dieſer Wahl bewogen, „darüber liegt nichts weiteres vor“.

Der junge kriegserfahrene Oberſt wurde vom Prinzen von Oranien mit Auszeichnung empfangen und erhielt in kürzeſter Zeit Gelegenheit, ſich auch hier zu bewähren. An der Spitze der naſſauiſchen Brigade errang er ſich Lorbern bei Quatrebras und Waterloo. Ihm wurde die Ehre, den Feldzug Wellington's ſelbſtändig zu eröffnen, denn er war ganz ohne Ordre gelaſſen, als der Feind angriff. „Meine Herren“, redete er ſeine verſammelten Bataillonscommandanten an, „ich bin vollſtändig ohne irgendwelche Ordre, aber ich habe noch nie gehört, daß man einen Feldzug mit einem Rückzuge beginnt, darum wollen wir zu Quatrebras ſtandhalten.“ Die Schilderung des Treffens iſt von dem Verfaſſer nach den neueſten Quellen (nur Köniker's Werk, vgl. Nr. 25 und 26 d. Bl. f. 1866 war noch nicht erſchienen) ſehr klar und lebendig entworfen, er berichtigt aus dem Tagebuche des Prinzen, was in andern Werken der Wahrheit nicht entſpricht. In der Schlacht von Waterloo bildete deſſen Brigade den äußerſten linken Flügel und kämpfte hier tapfer gegen die überlegene Diviſion Durutte, ſie behauptete Papelotte den ganzen Tag. Hier wurde ſie zuletzt aus Misverſtändniß wegen ihrer noch ganz franzöſiſchen Uniform von den Preußen, als deren erſte Colonnen das Schlachtfeld am Flügel Wellington's erreichten, mit einem „furchtbaren Feuer“ begrüßt, was ihre Haltung natürlich erſchütterte. Doch klärte ſich der Irrthum bald auf. In einem Privatbriefe an ſeinen Vater hatte Bernhard von dem letztern Ereigniß geſchrieben: „Sie (die Naſſauer) kamen in Deroute und ich habe ſie eine Viertelſtunde vom Schlachtfelde wieder geſammelt.“ Dieſer Brief wurde ohne Wiſſen und Willen des Prinzen durch eine Indiscretion in der „Frankfurter Oberpoſtamtszeitung“ veröffentlicht und der Prinz darüber von dem naſſauiſchen General Kruſe zur Rede geſtellt. Er antwortete demſelben mit einer Herausforderung, gab aber gleichzeitig dem Regimentscommandanten eine befriedigende Erklärung über den Brief; das Duell mit Kruſe wurde nur durch die äußerſten Bemühungen ſeines Adjutanten (frühere Jugend- und Spielgenoſſen) von Beulwitz verhindert, was er dieſem nie vergeben hat. Zum dritten male ſah er nun Paris; dem Einzug Ludwig's XVIII. wich er jedoch aus: das Benehmen des feilen Volks im vorigen Jahre hatte ſeinen ganzen Zorn erregt.

Es folgten nun vierzehn Friedensjahre für ihn, welche der dritte Abſchnitt des Werks ſchildert. Der Prinz, wegen ſeiner Verwendung anfangs hingehalten, bis er dem König, „weil man ſeiner vorerſt nicht zu bedürfen ſcheine“, um Urlaub bat, erhielt das Brigadecommando in Dendermonde und vermählte ſich im Jahre 1816 mit der Prinzeſſin Ida von Meiningen, deren Bekanntſchaft er ſchon früher gemacht hatte. Ihm war, als ſein Vater am Wiener Congreß zum Großherzog erhoben, der Herzogstitel zuerkannt worden. Zu Gent, wohin er verſetzt wurde, richtete er nun ſeine Häuslichkeit ein, Major von Beulwitz als Hofmarſchall und Fräulein von Münſter als Hofdame waren aus der Heimat mitgekommen. Bei der Auflöſung der Diviſionen und Brigaden für die Friedenszeit trat der Herzog als Generalmajor bis zum Februar 1817 in Inactivität; dieſe war ihm ſehr läſtig, aber ſein Haus bildete den Glanz- und Centralpunkt des geſelligen Lebens in Gent. Dabei widmete er ſeine Thätigkeit der Freimaurerei, der er ſich ſchon 1809 angeſchloſſen hatte. Als er bei der neuen Organiſation wieder eine Brigade erhielt, bat er den König um eine Anſtellung in Oſtindien, was jedoch auf Betrieb des Großherzogs, ſeines Vaters, abgelehnt wurde. Oſtindien blieb ſeitdem ſein heißer Wunſch, der ſich ſpäter auch

erfüllen ſollte. Als die Armeeeintheilung, die ſich in keiner Weiſe bewährt hatte, wiederum aufgehoben wurde, erhielt er das Provinzialcommando in Oſtflandern. Er hatte nun den Gedanken, ſich in Amerika künftig anzuſiedeln, ein Brief aus jener Zeit gibt ſeine Motive an. Darin heißt es unter anderm:

Man iſt gewohnt, daß der größte Theil der deutſchen apanagirten Prinzen entweder in Kriegsdienſten ihre beſten Jahre und ihr Vermögen zuſetzen, oder mit einer mäßigen Apanage ihr Leben an Höfen oder in ſchalen Geſellſchaften hinfriſten, ſich und andern mit ihren Prätenſionen zur Laſt fallen und endlich dieſe Welt verlaſſen mit der Ueberzeugung, hienieden nichts gewirkt zu haben. Gottlob, daß es noch einige gibt, die nicht in dieſe Kategorie gehören u. ſ. w.

Ehe er jedoch dieſen wichtigen Schritt, ſich anzukaufen, that, wollte er erſt eine Reiſe nach den Vereinigten Staaten unternehmen; der König hatte ihm dazu ein Jahr Urlaub bewilligt, als ein Brief ſeines Vaters ihn bewog, die Reiſe noch aufzuſchieben. Dieſer Brief liegt nicht mehr vor, aber ſein Inhalt läßt ſich aus der Antwort Bernhard's genau entnehmen, welche uns mitgetheilt wird und der Geſinnung des jungen Fürſten wie ſeinen Anſchauungen der Verhältniſſe alle Ehre macht. Statt nach Amerika reiſte er 1823 nach England. Auf einem Rout beim Prinzen Leopold von Koburg (dem kürzlich verſtorbenen König der Belgier) traf er Wellington, mit dem er ſeit 1815 — die Urſache iſt nicht nachzuweiſen — in einem geſpannten Verhältniß ſtand. „Er redete mich an", ſchreibt Bernhard, „ich konnte aber ſein früheres Betragen nicht vergeſſen und benahm mich mit der ſchneidendſten Kälte gegen ihn." Von dem londoner Leben riß er ſich bald los und beſuchte Irland, wo er in Dublin einige Tage blieb, auch einem Cavaleriemanœver beiwohnte, das ihn aber wenig erbaute, und dann den berühmten Giant's causeway, die Rieſenſtraße, ſah, wovon er eine ſehr intereſſante Beſchreibung gibt. Von dort ging er nach Schottland und kehrte über York zu den Seinigen in Buſhypark, dem Landſitze des Herzogs von Clarence (ſpätern Königs Wilhelm IV.), zurück. Die Schweſter ſeiner Gemahlin war mit dieſem verheirathet. Heimgekehrt nach Holland, nahm er ſeinen frühern Plan wieder auf und erhielt endlich 1825 Erlaubniß, an der Expedition theilzunehmen, welche unter dem Kapitän-Lieutenant Ryk eine Inſtructionsreiſe nach den engliſchen, nordamerikaniſchen, ſpaniſchen und franzöſiſchen Kriegshäfen bezweckte. Herzog Bernhard hatte zunächſt nur Amerika im Auge. Sein intereſſantes Reiſetagebuch iſt im Jahre 1828 auf den Rath und Wunſch derer, denen er die Einſicht in daſſelbe geſtattet, vor allen Goethe's, faſt ganz in ſeiner urſprünglichen Schreibweiſe herausgegeben (durch H. Luden, 2 Bde., Weimar 1828); der Biograph verweiſt daher auf daſſelbe, und begnügt ſich hier nur des Zuſammenhangs wegen mit einem kurzen Abriß ſeiner Erlebniſſe. Bei der Rückkehr nach Europa mußte er ein paar Tage im Haag verweilen, wie ſehr es ihn auch nach Deutſchland zu den Seinigen zog, da ihm unterdeſſen wieder ein Sohn geboren war. Er begrüßte den Prinzen Friedrich mit ſeiner jungen Gemahlin, Luiſe von Preußen, dem jetzt Muskau, die Perle der Niederlauſitz durch die Parkſchöpfung des Fürſten Pückler, gehört, wo er hochherzig in unſern Tagen ſein Schloß zu einem Lazareth für die verwundeten Krieger beſtimmt hat. Vom König Wilhelm der Niederlande ſchreibt Bernhard:

Der reinen Lehre der Legitimität nach den neuen Grundſätzen thut ſolch ein Monarch Schaden, denn in ihm verehrt man nicht den König, ſondern den Menſchen, und er verwöhnt einen ſo, daß wenn man andere nach ſeinem Maßſtabe beurtheilen will, man viel mehr von ihnen verlangt, als ſie öfters zu leiſten im Stande ſind.

Endlich fand er die Seinigen auf dem reizenden Altenſtein wieder und verlebte glückliche Tage hier und zu Weimar, bis ihn ſein neuer Wirkungskreis nach den Niederlanden zurückrief. Er war zum Inſpecteur der Infanterie im dritten Generalcommando ernannt worden. Hier fand er denn in der Verſchleppung einer wahrhaften Stärkung der nationalen Wehrkraft manchen Aerger. Da wurden ihm Anträge in Bezug auf die Krone von Griechenland gemacht. Schon früher war dieſe Idee angeregt worden, er war aber nicht darauf eingegangen. Sein Brief darüber bekundet ſeinen klaren Blick:

Ach Gott, lieber guter Vater, was für hohe Ideen haſt du von mir! Ich errathe, was du mit dem griechiſchen Centralpunkte ſagen willſt. Gott wolle mich vor Hochmuth ſchützen und mir das nicht ſehr erbauliche Beiſpiel eines Königs Friedrich von Böhmen, eines ephemeren Königs von Norwegen, ſogar des Königs Theodor, von Stromeier in meiner ehemaligen Gardegalauniform gar ſchön dargeſtellt, beſtändig vor Augen halten. Auch würden die hohen Alterirten — wie ein ehemaliger naſſauiſcher Adjutant-Unteroffizier ſagte — wol ſchwerlich an mich denken, da ich glaube, daß ſie meine Exiſtenz ziemlich ignoriren, oder ich wenigſtens nicht en odeur de sainteté bei ihnen ſtehe.

Nach dem Tode Karl Auguſt's 1828 traten aber neue Andeutungen hervor, England ſandte ermunternde Aufforderungen, Rußlands Zuſtimmung war ſchon früher erfolgt. Herzog Bernhard blieb jedoch, als ihm ein beſtimmter Antrag ſeines Bruders, des vorigen Großherzogs, gemacht wurde, bei ſeiner frühern Weigerung und motivirte dieſelbe durch eine gründliche Auseinanderſetzung, welche wir unſern Leſern empfehlen, weil ſie durch die Entwickelung der Dinge in Griechenland bis auf die neueſten Ereigniſſe beſtätigt worden iſt. So kam das Jahr 1830 heran, das einen bedeutenden Wendepunkt auch für Bernhard bildete.

Die belgiſche Revolution iſt im vierten Abſchnitte enthalten. Wie Herzog Bernhard darüber gedacht, leſen wir aus einem Aufſatze, den er 1832 angefangen; er ſucht den Grund im katholiſchen Klerus und hohen Adel, welche, in ihren Erwartungen auf Wiederherſtellung ihrer Rechte hier getäuſcht, für eine Revolution agitirten, für eine Revolution zum Anſchluſſe Belgiens an Frankreich unter den Bourbonen, wo ihr Weizen blühte:

Da brach im Juli 1830 in Frankreich die Revolution los gegen das Pfaffenthum und gegen die auf dieſes ſich ſtützende Dynaſtie; in Belgien, wo die Revolution in einem ganz andern Sinne vorbereitet war, brach ſie auch los; aber ſoſinn los, daß die Belgier noch bis jetzt nicht darüber einig ſind, warum ſie ſich eigentlich empört haben.

Anders lag die Sache indeſſen doch. An Warnungen hatte es der Herzog nicht fehlen laſſen, ſie waren nicht gehört worden, und erſt nach dem mißglückten Angriff auf Brüſſel wurde er zu dem mobilen Corps berufen. Er verließ Gent, um es nie wieder zu ſehen, und die Herzogin, mit ſechs von ihren Kindern, mußte bald nach ihm bei Nacht in einer Barke flüchten. Von dieſer Zeit an tritt der Herzog in den Vordergrund der Begebenheiten auf dieſem Schauplatze der Geſchichte. „Wo er befehligte", ſchreibt Friedrich von Gagern, ſein Stabschef (1848 gegen die badiſchen Inſurgenten gefallen), „da kehrte bei den Soldaten das Vertrauen zurück, für die Belgier wurde er bald ein Schreckbild." Daran knüpft Gagern eine Charakteriſtik ſeines Feldherrn, welche der Biograph wörtlich wiedergibt und in ihrer wunderbaren Miſchung von Lob und Tadel, die ein Effectſtück mit grellen Lichtern und ſchwarzen Schatten bildet, durch ruhige Gründe, wir glauben mit Recht, widerlegt. So ſagt Gagern: „Unter Recht verſteht er die von den Fürſten gegebenen Geſetze" — unſere Leſer werden aus den von uns angeführten eigenen Worten des Prinzen entnehmen können, wie falſch jene Behauptung iſt. Herzog Bernhard hatte gehofft, das Commando in Antwerpen zu erhalten; er wurde jedoch unter Chaſſé geſtellt, den er „körperlich und geiſtig altersſchwach" nennt. Als Chaſſé ſich in die Citadelle zurückgezogen hatte, beharrte er trotz alles Wortbruchs, trotz der Unverſchämtheit von ſeiten der Inſurgenten, in ſeiner Unentſchloſſenheit, der Herzog aber drang unabläſſig in ihn, die Stadt zu bombardiren. Chaſſé zögerte, er wagte nicht, die Verantwortung zu übernehmen — ob der Herzog das thun würde? Der Herzog rief unbedenklich Ja! und das Bombardement erfolgte. Es wurde aber nicht benutzt, um die Stadt wieder zu nehmen, vielmehr am andern Tage ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen. Bald kam dann der Befehl, die mit Truppen überfüllte Citadelle bis auf die nöthige Beſatzung zu leeren, und der Herzog, der mit auszog, athmete hoch auf.

Seine weitere kriegeriſche Thätigkeit, unterbrochen durch eine kurze Uebernahme des Generalgouvernements von Luxemburg, führte ihn als Generallieutenant an die Spitze der 2. Armeedivision. Es liegen ſehr intereſſante Denkſchriften und Operationsentwürfe des Herzogs für dieſen Krieg vor, wobei auch auf das wahrſcheinliche Eingreifen fremder Mächte Rückſicht genommen iſt. Im ganzen iſt es derſelbe Feldzugsplan, welchen der Prinz von Oranien, jetzt zum Oberbefehlshaber ernannt, befolgte; möglich, daß Herzog Bernhard den ſeinigen eingereicht hat, möglich auch, daß beide ein und denſelben Gedanken hatten. Es war der ſtrategiſche Durchbruch des in zwei Theile geſchiedenen belgiſchen Heeres, um dieſelben einzeln zu ſchlagen. Am 2. Auguſt begann der denkwürdige zehntägige Feldzug; der ſtrategiſche Zweck wurde vollkommen erreicht, der taktiſche Sieg über die feindliche Maasarmee folgte; der über die Scheldearmee, welche der König Leopold ſelbſt führte, würde unfehlbar errungen worden ſein, denn ſie war von Herzog Bernhard ſchon auf der Seite umfaßt, als der Prinz von Oranien ſie bei Löwen angriff, da brachte im entſcheidenden Augenblicke ein Adjutant, begleitet von dem engliſchen Parlamentär Lord William Ruſſell, die Nachricht vom Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes und den Befehl des Prinzen von Oranien, das Feuer einzuſtellen. Der Herzog hatte ſchon auf dem Anmarſche den franzöſiſchen General Belliard in ſeinem Reiſewagen anhalten laſſen und ſeinen Mittheilungen ähnlicher Art, wie der Bemerkung, daß der erſte gegen Löwen abgefeuerte Kanonenſchuß als eine Feindſeligkeit gegen Frankreich angeſehen werde, keine Folge gegeben; nun mußte er ſich fügen. Von dem Ausbruch ſeines Zorns gibt Gagern eine genaue Schilderung, ſeine heftigen Worte gegen den engliſchen Abgeſandten führten ſogar zu Reclamationen und einem ernſthaften Notenwechſel zwiſchen dem niederländiſchen und dem engliſchen Cabinet. Der Krieg war aber beendigt, die ſiegreiche Armee, dicht gefolgt von dem franzöſiſchen Corps unter Gérard, verließ Belgien. Herzog Bernhard hat das Land auch in künftigen Friedenszeiten nie wieder betreten, lieber weite Umwege gemacht, wenn eine Reiſe ihn durch Belgien geführt hätte. Von der ganzen belgiſchen Revolution hat er in ſeinem Leben ſehr wenig geſprochen, er wollte auch nicht durch andere daran erinnert ſein.

Damit ſchließt der erſte Theil der Lebensbeſchreibung; der zweite wird uns zu den erneuten wiſſenſchaftlichen Studien des Herzogs und mit ihm auf neue Reiſen führen, auch nach dem Orient; er wird den Herzog Bernhard von Weimar als Oberbefehlshaber der holländiſch-indiſchen Armee auf Java, wo er fünf Jahre wirkte, und ſein ruhiges Alter nach thatenreichem Leben ſchildern, bis ihn der Tod in ſeinem Lieblingsaufenthalt Liebenſtein ereilte. Befriedigt werden unſere Leſer von dem Werke ſcheiden, welches das Leben eines bedeutenden Mannes anziehend darſtellt.

Karl Guſtav von Berneck.

Kleine politiſche Schriften.

1. Kleine politiſche Schriften von Julius Fröbel. Erſter und zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Deutſche Reformbeſtrebungen vom März 1848 bis zum 15. Mai 1851. Hannover, Klindworth. 1866. Gr. 8. 18 Ngr.
3. Publiciſtiſche Skizzen von Georg Auguſt Groteſend. Hannover, Klindworth. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wenn heute eine Sammlung politiſcher Gelegenheitsarbeiten, deren erſtes Erſcheinen alſo jedenfalls jahrweit zurückliegt, auch ſelbſt wenn ihr Verfaſſer einen literariſch bedeutſamen Namen trägt, möglicherweiſe von den Ereigniſſen antiquirt erſcheint, ſo kann ihrer Herausgabe daraus dennoch kein Vorwurf erwachſen. Die thatſächliche Umgeſtaltung der centraleuropäiſchen Beſtände hat nicht einmal ſo viel Zeit gebraucht, als von der Einhebung des erſten Bogens eines mäßig ſtarken Buchs in die Preſſe bis zur Ausgabe des letzten gewöhnlich verfließt. Wir alle ſtehen der zaubergleichen Wandlung noch in vollſtem Erſtaunen gegenüber, ohne es faſſen zu können,

daß nunmehr alle Vorausſetzungen einer langen politiſchen Gewohnheit plötzlich ohne Geltung und Bedingung für die von der überraſchenden Machtentfaltung eines ſieghaften Staats verheißene deutſche Zukunft ſein ſollen. Sicherlich bleibt dem einzelnen nichts übrig, als die vollendeten Thatſachen anzuerkennen. Allein ebenſo wenig kann man es ſich verhehlen, daß aus höhern politiſchen Geſichtspunkten gerade unter ſolchen Verhältniſſen vollendete Thatſachen eben auch nur vollendete Thatſachen bleiben, die als ſolche allerdings gewiſſe Rechte in Anſpruch zu nehmen haben, doch erſt durch den geiſtigen Ausbau ihrer Conſequenzen zu wahrhaft weltgeſchichtlichen Factoren werden. Die Sprache des Schwerts, bemerkte einmal der preußiſche Staatsminiſter von Schön, drückt nichts weiter aus, als die Unklarheit des Begriffs. Ehe dieſer zur Klarheit gediehen iſt, kann auch unter den glänzendſten Machtvorausſetzungen an eine befriedigende Entwickelung der Verhältniſſe nicht gedacht werden. Die politiſche Bedeutſamkeit kriegeriſcher Erfolge iſt nach den Lehren der Geſchichte ſtets precär, die Gegenwart hat über ſich ſelber ſelten ein unbefangenes Urtheil und ſie muß, trotz der Größe momentaner Errungenſchaften, immer wieder auf gewiſſe Grundlagen der Vergangenheit zurückgreifen, um dort die Bindemittel für den Bau ihrer Zukunft zu ſuchen.

So bleibt ſelbſt der politiſchen Gelegenheitsſchrift, welche unter Verhältniſſen entſtand, deren principielle Vorausſetzungen und thatſächliche Umgebungen durch die Macht der Ereigniſſe gebrochen ſind, mindeſtens ſo lange eine mehr als blos hiſtoriſche Bedeutung gewahrt, als die vollendeten Thatſachen noch nicht als neugeſtaltete und neugeſtaltende Ordnung der Dinge ſich bewährt haben. In dieſem Stadium befindet ſich Mitteleuropa. Durch Siege und Annexionen bis zum Main hat Preußen ſeine Hausmacht außerordentlich verſtärkt, durch ein vorläufiges Bündniß der noch übriggebliebenen norddeutſchen Einzelſtaaten den Norddeutſchen Bund vorerſt ſtaatsrechtlich hergeſtellt. Die völkerrechtliche Organiſation deſſelben durch das Parlament ſteht dagegen noch aus. Der Süddeutſche Bund hat, wie es ſcheint, noch nicht einmal eine projectirte Geſtalt gewonnen; ſeine ihm von Preußen zugeſtandene internationale Verbindung mit dem Norddeutſchen Bunde ſteht noch in weitem Felde. Die vollendete Thatſache iſt Oeſterreichs Ausſchließung aus Deutſchland und daß es ſich Venetiens entäußert hat.

Es iſt hier nicht der Ort, ſolche Betrachtungen weiter zu führen. So lange dieſe „neue Aera“ noch im Stadium der Discuſſion befindlich iſt, wird ſie oft genug genöthigt ſein, ſich der vor dem Kriege beſtandenen Thatſachen und Reformbeſtrebungen zu erinnern. Sie kann nicht, wie es die erſte franzöſiſche Revolution that und wodurch dieſelbe in die Napoleoniſche Militärdictatur verſank, die Weltgeſchichte wegwiſchen wollen. Sie kommt ſonſt nicht über das Stadium der vollendeten Thatſachen hinaus, welche der nächſte Krieg zerſtören kann, wie ſie der letzte geſchaffen hat. Sie wird auch nicht umhin können, nicht blos die geiſtigen Vertreter der beſeitigten thatſächlichen Ordnungen Deutſchlands zu hören, ſondern auch namentlich jene der unterlegenen nationalen Reformidee, des auf demokratiſcher Grundlage ruhenden Föderalismus und Großdeutſchthums. Dies erſcheint uns ein weſentliches Moment, um Julius Fröbel's „Kleine politiſche Schriften“ (Nr. 1), welche dieſen Grundgedanken mit ſeinen Nebengedanken am Faden thatſächlicher Vorgänge und Verhältniſſe entwickelt und auf ſie einzuwirken geſucht haben, auch jetzt, nachdem ihre Vorausſetzungen factiſch beſeitigt ſind, nicht blos für nicht antiquirt, ſondern in jenem bezeichneten Sinne ſelbſt für zeitgemäß zu halten. Auch wer Fröbel's Anſichten niemals getheilt hat, vermag die Bedeutſamkeit ſeines publiciſtiſchen Wirkens und die Formvollendung ſeiner politiſchen Discuſſion neben der Fülle praktiſcher publiciſtiſcher Erfahrungen in den großen Staatsverhältniſſen ſchwerlich in Abrede zu ſtellen.

Hierzu kommt noch ein anderes, nicht minder ſchwerwiegendes Moment. Der Verfaſſer beabſichtigte mit der Sammlung dieſer von 1852 bis zur unmittelbarſten Vergangenheit herabreichenden kleinern politiſchen Schriften zugleich die leitenden Gedanken ſeines ganzen politiſchen Lebens und Wirkens in ihrer urſprünglichſten Geſtaltung gewiſſermaßen als literariſchen Rechenſchaftsbericht vorzulegen. Es würde ſich daraus zu ergeben haben, wie Flugſchriften und Zeitungsartikel eines auf beſtimmten wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Principien feſtſtehenden Publiciſten, die unter den verſchiedenen Einwirkungen der praktiſchen Ereigniſſe entſtehen, keineswegs jedesmal als abgeſchloſſene politiſche Glaubensbekenntniſſe, ſondern als Schachzüge aufzufaſſen und zu würdigen ſind, welche nur in ihrer Geſammtheit ſich beſtändig und folgerichtig zu erweiſen haben. Fröbel ſagt in dieſer Beziehung:

> Wenn ich hier durch den Wiederabdruck amerikaniſcher Zeitungsartikel belege, daß ich in Wien, während einer mehrjährigen publiciſtiſchen Wirkſamkeit, die auf dem perſönlichen Verkehre mit den leitenden öſterreichiſchen Staatsmännern beruhte, keine andern Grundanſichten ausgeſprochen, als die, zu welchen ich mich zu Neuyork und San-Francisco als Leiter oder Mitarbeiter dortiger Zeitungen bekannt habe, ſo darf ich wol mit Recht das Gefühl in mir tragen, von der Bezweiflung voller Unabhängigkeit meiner Ueberzeugungen und Ziele nicht betroffen zu werden.

So kam in die Sammlung allerdings auch mancher an ſich minder bedeutende Aufſatz, zu deſſen Aufnahme ein vorzugsweiſe perſönlicher oder ſubjectiver Beweggrund leitete.

Dahin darf man zunächſt wol mehrere Stücke des erſten Bandes der „Kleinen politiſchen Schriften“ rechnen, beſonders die aus amerikaniſchen Zeitungen reproducirten Artikel. Und dennoch enthalten auch ſie, ganz abgeſehen von ihren ſpeciellen amerikaniſchen Intereſſen, ſehr viel Beachtenswerthes, ſowol hinſichtlich der Perſpectiven, unter denen in der großen transatlantiſchen Republik die europäiſchen Dinge erſcheinen, als auch hinſichtlich der europäiſchen Zukunftsfragen, die es heute noch ebenſo ſind, wie ſie es damals geweſen. Wir greifen auf gut Glück hinein, und es frappirt gerade bei der heutigen Zerſtörung der gewohnten mitteleuropäiſchen Beſtände ſeltſam, in den Bemerkungen über „Die Zukunft Europas vom

Standpunkte des Flüchtlings" (1852) den Sätzen zu begegnen:

Kosackisch oder republikanisch? Jedermann kennt die so oft wiederholte Alternative. Ist aber damit das Gebiet unbekannter Möglichkeiten abgeschlossen? Niemand weiß, selbst heutigentags, welches von beiden Schicksalen Europa vorbehalten ist. Aber wenn es jemand wüßte, was wäre damit entschieden? Könnte nicht Europa so gut durch die Kosacken republikanisch, wie durch die Republik kosackisch werden? Wir sind durch jene Alternative in unserer Erkenntniß nicht weiter gefördert.... Das Leben in allen seinen Formen ist immer die Entwickelung eines gegebenen Princips im Conflicte mit andern Principien. Diese Entwickelung hat immer eine aufsteigende Periode, einen Culminationspunkt und eine absteigende Periode. So verhält es sich mit dem physischen und geistigen Leben des Individuums, so mit dem Leben der Völker und Gesellschaften. Aber während sich im erstern das Lebensprincip mit Nothwendigkeit erschöpfen muß, setzt sich im letztern ein neues steigendes Princip an die Stelle des sinkenden alten, und es fragt sich nur, ob und wann dieses neue sich zur vollen Herrschaft bringen kann. Das jüdische Volk hatte den Culminationspunkt seiner Entwickelung unter David und Salomo. Von da begann der Verfall. Aber gerade in diesem Verfalle bereiteten sich die Ideen vor, welche die Entstehung des Christenthums zur Folge hatten. Man hätte zur Zeit von Christus sagen können, das jüdische Volk hat keine Zukunft, und doch lag in ihm gerade einer der größten Keime der Zukunft der Welt. Wenn es nun mit Europa ähnlich wäre, hätte man ein Recht mit diesem Mangel an eigenem unmittelbaren Erfolge, hinter dem aber die Vorbereitungen viel größerer und wichtigerer Dinge liegen, die Vorsehung weniger weise und thätig zu glauben?

Hat es, um anderes beispielsweise zu berühren, nicht gerade heute, nachdem der lange nordamerikanische Bürgerkrieg sein praktisches Facit ohne volle politische Emancipation der Neger zieht, bezüglich des Staatslebens der restaurirten Republik nicht ein mehr als blos historisches Interesse, wenn wir sehen, wie Fröbel schon 1857 im radicalsten Abolitionistenblatte der Union den abstracten Gleichheitslehren entschieden entgegentreten durfte?

Aber auch von den Aufsätzen, welche unser eigenes nationalpolitisches Leben in ihrer Zeit behandeln, behalten nicht wenige selbst in der so sehr veränderten Gegenwart noch ihre bleibende Bedeutsamkeit. Die deutsche Auswanderung nach Amerika war in den letzten Jahren nicht blos numerisch, sondern fast noch mehr in ihrer publicistischen Würdigung wesentlich zurückgetreten; die Ereignisse der unmittelbarsten Vergangenheit dagegen haben ihr, namentlich in Westdeutschland, wieder einen Aufschwung gegeben, welcher voraussichtlich im nächsten Jahre die Erscheinungen von 1854—56 wiederholen dürfte. Je weniger nun Amerika, seitdem es sich auch als Militärmacht fühlen lernte, auf den Anspruch auf Beachtung, ja möglicherweise auf directe Mitwirkung in der großen europäischen Politik verzichtet zu haben scheint (denken wir z. B. an die neuesten demonstrativen Beziehungen zu Rußland), je unmittelbarer zugleich Deutschland durch eine Concentrirung seines größern Theils in der Militärmacht Preußen zur Mitleidenschaft an den europäischen Vorgängen herangezogen werden wird, desto dringender werden auch wieder Studien über „die deutsche Auswanderung und ihre nationale und culturhistorische Bedeutung", wie sie sich bereits vor der großen politischen Katastrophe Deutschlands darstellte, für jeden Politiker werden. Gelingt es aber der deutschen Nation, sich aus der jetzigen Krisis ohne gewaltsame äußerliche Störungen zu festen Gestaltungen zu entwickeln, so bleiben auch „die Forderungen der deutschen Politik", wie sie sich 1860 stellten, nicht minder beachtenswerth, als das Verhältniß, in welchem „Oesterreich und die Umgestaltung des Deutschen Bundes" ungefähr gleichzeitig zueinander standen. Denn die auf dem Volkscharakter einerseits und auf geographisch-politischen Verhältnissen andererseits beruhenden Bedingungen werden in der Gestalt gewisser Analogien unter allen Umständen ihre praktische Geltung beanspruchen.

Für Oesterreich speciell hat die Mehrzahl der Aufsätze des zweiten Bandes bleibenden Werth. Dort sind die Aufgaben der innern Umgestaltung seit der Entstehung derselben noch bisjetzt zu keinem festen Abschlusse gelangt. „Oesterreich und der Freihandel", „Staat und Nationalität im Kampfe um die österreichische Verfassung" sind dort selbst gegenwärtig noch ebenso brennende Fragen wie 1865, da die betreffenden Abhandlungen zuerst veröffentlicht wurden. Die interessanteste Genesis des österreichischen Heute gibt aber die am Schlusse des Jahres 1865 zuerst dargelegte Erörterung über „Die (moderne) österreichische Politik und ihre Wendungen", indem sie deren Methode überhaupt charakterisirt, um dann Oesterreichs Beruf und seine Macht- wie Sicherheitsbedingungen, seine Aufgaben in ihren Wechselbeziehungen mit dem Februarsystem und dessen Auflösung, die Elemente der neuen Parteibildungen zu bezeichnen und endlich den Systemwechsel als Ausgangspunkt für Oesterreichs zukünftige Politik in Betrachtung zu ziehen.

So undeutlich auch noch das Bild des norddeutschen Bundesstaats erscheint, welcher die kriegerischen Erfolge Preußens als nationalpolitische Gestaltung zu krönen bestimmt ist, so ist doch nun eine nach dem Wahlgesetz von 1849 berufene Vertretung desselben zusammengetreten. Ihr Charakter ist freilich von demjenigen des constituirenden frankfurter Parlaments, aus dem das Reichswahlgesetz hervorgegangen, ebenso wesentlich verschieden wie ihre Competenz. Gewisse Analogien müssen trotzdem hervortreten und mindestens auf spätere Zeiten ihre Geltendmachung vorbereiten können. Unter solchen Voraussetzungen bietet die zu Anfang laufenden Jahres anonym in Hannover erschienene Uebersicht der „Deutschen Reformbestrebungen vom März 1848 bis zum 15. Mai 1851" (dresdener Ministerialconferenzen) (Nr. 2) immerhin einige interessante Anhaltspunkte. Dies um so mehr, als das summarische Schriftchen, vielleicht eben weil es als aus streng conservativer Feder geflossen sich darstellt, den Meinungen sehr wenig Raum gestattet, dagegen die authentischen Belege der gouvernementalen und diplomatischen Beziehungen zu den reformatorischen und parlamentarischen Vorgängen in guter Uebersichtlichkeit zusammenstellt und mit kurzen sachlichen Erläuterungen begleitet. Dies unter den Titeln: „Die Märzereignisse", „Vorparlament", „Funfzigerausschuß", „Nationalversammlung bis zum Einzug des Reichsverwesers", „Der Reichsverweser",

„Grundrechte und Reichsverfaſſung", „Die Regierungen und das Parlament", „Rumpfparlament und die Gothaer", „Dreikönigsbündniß", „Interim", „Deutſche Union", „Münchener Entwurf", „Erfurter Parlament", „Berliner Fürſtencongreß", „Wiedereröffnung der Bundesverſammlung", „Zerfall der Union", „Olmützer Punktation", „Die dresdener Miniſterialconferenzen".

Sehen wir nun hier eine gleichſam nur punktirte Zeichnung des nationalpolitiſchen Aufſchwungs und Verfalls, welcher ſich um 1848 gruppirt, ſo finden ſich in den „Publiciſtiſchen Skizzen" von G. A. Grotefend (Nr. 3) einige Artikel, welche — ebenfalls aus ſtreng conſervativem Standpunkte und mit mittelſtaatlichen Perſpectiven — die ſpätern bundesreformatoriſchen Beſtrebungen der Regierungen zum Gegenſtand ihrer Erörterung machen. Es trifft ſich offenbar nur zufällig, daß ſie die Zeit umfaſſen, welche das vorhergehend genannte Buch noch nicht erreicht. Denn die Skizzen ſind Wiederabdrücke von Journalartikeln, welche ſämmtlich entſtanden, ehe das internationale Recht der deutſchen Staaten auf die Spitze des Schwerts geſtellt ward. Ihr bleibendes Intereſſe auch für die nun gewordene Gegenwart beruht darin, daß ſie „Aus der Geſchichte der deutſchen Bundesreform" namentlich jene Periode eingehend behandeln, in welcher die Bismarck'ſche Politik zuerſt mit denjenigen Forderungen in dieſelbe eintrat, deren äußerſte Conſequenzen der deutſche Sommerkrieg von 1866 wenigſtens bis zur Mainlinie vollzogen und mit Oeſterreichs gänzlicher Hinausdrängung aus Deutſchland, ſowie mit Austilgung der ſelbſtändigen Staatskörper Weſtdeutſchlands von der Nordſee bis zum Main noch weit überholt hat. Die Periode des öſterreichiſch-preußiſchen Streits bei Gelegenheit und infolge der frankfurter Fürſtenconferenz tritt uns hier, nachdem wir die dort angekeimten Entſcheidungen in ſo gänzlich unberechenbarer Geſtalt ſich vollziehen ſahen, allerdings in höchſt eigenthümlicher Beleuchtung entgegen. Dies auch noch beſonders, wenn wir daneben die Grotefend'ſchen Skizzen „Aus der äußern Geſchichte des deutſchen Staatsrechts" durchgehen, welche die modernen Verfaſſungsgeſetze der einzelnen deutſchen Staaten in flüchtigen Umriſſen an dem Leſer vorüberführen und deren Ueberblick mit der Bemerkung abſchließen: „Die bunte Fülle des politiſchen Rechtsſtoffs iſt eben der Charakter, der Vorzug und der Nachtheil des politiſchen Lebens in Deutſchland, der nach dieſer Richtung niemals eine andere Einheit als etwa die einzelner oberſter Principien, die Grundrechte des deutſchen Volks, erſtrebt hat."

Die übrigen Skizzen des Buchs ſind mehr allgemeiner Natur. Nach der moraliſch-politiſchen Seite erſcheinen die beiden: „Der Staat und die Gefangenen", ſowie „Der Staat und die Armen", beſonders anregend, während „Das monarchiſche Princip und der Staatsdienſt", obſchon aus hochconſervativen Vorausſetzungen hervorgegangen, doch gerade unter den heutigen Verhältniſſen manchem von den Anforderungen gewaltſamer Umſtände ſchwer bedrängten Gewiſſen vielfach beruhigende Belehrung zu gewähren geeignet ſein mag.

Aurelio Buddeus.

Feuilleton.

Neue Dramen.

Aufführungen von Tragödien finden gegenwärtig in Deutſchland faſt immer nur ſporadiſch ſtatt, meiſtens aus localen Rückſichten, um den an demſelben Ort lebenden Dichtern eine erwünſchte Genugthuung zu bereiten. So iſt Hermann Lingg's „Catilina" (vgl. die Beurtheilung in Nr. 43 d. Bl. f. 1864) am mannheimer Hoftheater, Friedrich Notter's auf Schiller's Malteſerfragment baſirtes Schauſpiel „Die Johanniter" (vgl. die Kritik in Nr. 43 d. Bl. f. 1865) am ſtuttgarter Hoftheater zur Aufführung gekommen, welches letztere ſonſt dem modernen Drama gegenüber von einer unbegreiflichen Läſſigkeit iſt und zu den allerletzten Nachzüglern gehört. Beide Dramen, die ſchon längere Zeit als Bücherdramen exiſtirten, haben ſich auf der Bühne, wegen ihrer unſympathiſchen Stoffe, nicht behaupten können und ſind, nach flüchtigem Auftauchen auf den weltbedeutenden Bretern, wieder in ihre „rein geiſtige" Exiſtenz zurückgekehrt. Noch ſchlimmer iſt es Paul Heyſe's „Glücklichen Leutern" in München ergangen; dieſer neue Verſuch eines in alle Formen ſchlüpfenden Talents, Gozzi der deutſchen Bühne anzueignen, wird als gänzlich verunglückt bezeichnet. Das Vorbild Schiller's, der ſeine „Turandot" einem dramatiſchen Märchen des italieniſchen Luſtſpieldichters entlehnte, mochte Heyſe's Muſe verführen; doch fehlt ihr der glückliche Griff Schiller's; ſie hat nicht den Takt und Sinn für das Sympathiſche, ſondern glaubt in ihrem ſchlotterigen Kosmopolitismus nur blindlings zugreifen zu dürfen und jeden beliebigen Stoff mit der nöthigen Zurichtung und Politur dem Publikum bieten zu können. So hat ſie hier einen Stoff gewählt, der nicht nur in einzelnen Situationen den Eindruck vollkommener Albernheit macht, ſondern auch auf das äſthetiſche und moraliſche Gefühl geradezu abſtoßend wirkt. Daß unſere Poſſe einer Verjüngung bedarf, iſt oft mit Recht hervorgehoben worden; doch kann dieſe Verjüngung nicht aus der Anlehnung an fremde Muſter hervorgehen, ſondern nur aus dem nationalen und modernen Geiſt. Ein Poſſendichter, der reformatoriſch wirken will, bedarf genialer Urſprünglichkeit, eines angeborenen, nicht angekünſtelten Humors. Am wenigſten paßt hierfür die Heyſe'ſche Geleckтheit, wenn ſie ſich bisweilen auch bärenhäutig geberdet.

Das neue Stück von E. Bauernfeld: „Aus der Geſellſchaft", das am wiener Burgtheater mit Erfolg in Scene ging, hält der wiener Ariſtokratie den Spiegel vor und bewegt ſich nicht blos in den klein- oder großbürgerlichen Verhältniſſen, über welche unſere meiſten Luſtſpiele nicht hinausgehen, ſelbſt wenn ſie adeliche Helden haben, ſondern ſucht auch, nach dem Vorbild der franzöſiſchen Dramen, das in dieſer Hinſicht nachahmenswerth erſcheint, die politiſchen und ſocialen Strömungen der Zeit in die Handlung mit aufzunehmen. Der Dialog von Bauernfeld hat immer einen wohlthuenden Zug von Esprit, etwas Bewegliches und Funkelndes, wogegen ſeine Erfindung ſelten durch Neuheit und Spannung wirkt. Auch in dieſem neuen Luſtſpiel bildet der in eine Mesalliance auslaufende Conflict der Stände die Grundlage der Handlung, welche mehr durch die aufgeſetzten Lichter des Esprit, namentlich in Wien, wo auch mancherlei Bezüglichkeiten wirken, feſſelt. Die zwei neuen Luſtſpiele von Roderich Benedix: „Zwiſchenträgereien" und „Ein Mutterſöhnchen" haben auf den großen deutſchen Bühnen kein Glück gemacht. Es fehlt dieſen Stücken eben der glückliche Wurf, bei einer ſaubern Behandlung des im

ganzen zu ernſt gehaltenen Dialogs, namentlich in dem zweiten Stück; Schürzung und Löſung des Knotens ſind zu ſehr nach der Schablone gearbeitet. Die bürgerliche Lebensproſa macht ſich in dem erſten Stück bei einer im ganzen abenteuerlichen Verwickelung zu aufdringlich geltend. Dagegen gefiel das Luſtſpiel von Guſtav zu Putlitz: „Spiele nicht mit dem Feuer", in Leipzig durch friſch erheiternden Dialog und poetiſch warme Behandlung. Victorien Sardou's „Unſere braven Landleute" ging in Berlin und Wien an zweiten Theatern, dann in Leipzig über die Bühne, ohne durchſchlagenden Erfolg, trotz der gewandten Compoſition; doch die Pariſer der Banlieue ſind ein ſo eigenthümlich geartetes Geſchlecht, daß ſie ſich auf deutſchen Bühnen nicht auf die Länge heimiſch fühlen werden. Bei mehrern Bühnen wurde der zweite Act des Sardou'ſchen Stücks fortgelaſſen, in welchem gerade dieſe „braven Landleute" in Genrebildern von heiterſter Wirkung photographirt werden. Hat ſie ſchon der Dichter nur als Staffage für ſeine Liebesverwickelungen benutzt, ſo werden ſie bei ſolcher Einrichtung des Stücks vollſtändig in den Rahmen gedrängt.

Ludwig Eckardt's Vorleſungen.

Profeſſor Eckardt, der in Stuttgart, Mannheim und an andern Orten Süddeutſchlands literarhiſtoriſche Vorträge unter lebhafter Theilnahme des Publikums gehalten hat, iſt neuerdings mit derartigen Vorleſungen auch in Dresden und Leipzig aufgetreten. Wir wohnten der erſten Vorleſung an dem letztern Orte bei, in welcher Eckardt über Börne und Heine ſprach. Sein Vortrag hat eine witzfunkelnde Lebendigkeit, iſt geiſtreich und anregend, wenn ihm auch hin und wieder das Forcirte und Kokette nicht fehlt. Durch die Sucht nach Wirkung, durch das Haſchen nach Pikantem beeinträchtigt er etwas ſeine ſonſt vollkommen berechtigte Darſtellung. Wenn er Frau von Krüdener die „neue Göttin der Vernunft" und Clauren's „Mimili" die „dichteriſche Prophezeiung der Goßmann" nennt, ſo werden durch derartige Parallelen jene Erſcheinungen nicht erläutert, ſondern eher in ein ſchiefes Licht gerückt. Im übrigen nimmt Profeſſor Eckardt für ſeine Beurtheilungen denſelben Standpunkt ein, den wir in d. Bl. ſtets vertreten haben: er ſieht in unſern modernen Dichtern keine Epigonen, ſondern die Progonen der Zukunft, und wenn er ihnen dabei das Banner Schiller's in die Hand drückt, ſo kann man auch damit vollkommen einverſtanden ſein. Das Gemälde der politiſchen und literariſchen Situation der Zeit, als die moderne Richtung mit Börne und Heine in der Literatur auftauchte, war dem Vortragenden durchaus gelungen und ſprach durch lebhafte Farbengebung und mannichfache Reflexe an. Daß ſolche Vorleſungen in jeder Hinſicht anregend wirken, iſt gewiß. Bedeutender würde dieſe Wirkung noch ſein, wenn ſie in einem zuſammenhängenden Cyklus ein Bild unſerer modernen Literatur entrollten oder nach irgendeiner Seite hin, ſei es auch der kunſthiſtoriſchen, etwas Abgeſchloſſenes böten; doch da Eckardt über Schumann und Wagner, über Kaulbach und George Sand in bunter Abwechſelung lieſt, ſo gehen die Anregungen, die das Publikum aus ſeinen Vorträgen ſchöpft, nach zu verſchiedenen Seiten auseinander, und die Intenſität und Nachhaltigkeit der Wirkung wird geſchmälert.

Eine Rückert-Feier in Leipzig.

Es iſt immer ein erfreuliches Zeichen, wenn wir über dem Lärm der Waffen und allen politiſchen Errungenſchaften unſere Dichter nicht vergeſſen, mag man uns auch oft das „Leben im Geiſt", wie es in der Poeſie ſich am volksthümlichſten ausprägt, als eine nationale Schwäche zum Vorwurf machen. So wurde in Leipzig das Andenken an Friedrich Rückert durch eine Feier im Schützenhauſe feſtlich begangen, zu welcher ſich vier Vereine: Andante-Allegro, der Schiller-Verein, der Schriftſtellerverein und der Künſtlerverein die Hand reichten; und die zahlreiche Zuhörerſchaft bewies, daß weder der hinter uns liegende Krieg noch der vor uns liegende Carneval, der in der Pleißeſtadt diesmal durch einen großartigen Umzug begangen werden ſoll, die Theilnahme für unſere nationalen Dichter abzuſchwächen vermag. Da Muſik, bildende Kunſt und darſtellende Kunſt der Poeſie und Eloquenz ſich vereinten, um gemeinſam das Andenken des verſtorbenen Dichters zu verherrlichen, ſo hatte die Feier in ihren Grundzügen etwas von jenem Charakter, wie ihn das Richard Wagner'ſche Kunſtwerk der Zukunft für ſich in Anſpruch nimmt. Nur ſcheint es uns auch hier, als ob die Muſik, wie auch bei den leipziger Schiller-Feſten, ſich zu ſehr hervordrängte, ſtatt ſich mit jener dienenden Rolle zu begnügen, wie ſie die Schweſterkunſt, die Malerei, in der Ausführung lebender Bilder aus Rückert'ſchen Gedichten durchführte. Selbſtändige muſikaliſche Aufführungen, die ohne Beziehung auf den gefeierten Dichter ſind, mögen ſie von namhaften Künſtlern mit noch ſo großer Meiſterſchaft ausgeführt werden, gehören einmal nicht in den Rahmen eines derartigen Feſtes. Die Hingabe an muſikaliſche Genüſſe erzeugt eine gewiſſe Verſchwommenheit der Stimmung, welche allzu ſehr gelockert wird, um den Ernſt des Gedankens in ſich aufzunehmen. Wenn wir einen Dichter feiern, wollen wir nicht fortwährend an den Concertſaal erinnert ſein. So zeigte ſich auch bei jenem Theil des Publikums, der vorzugsweiſe auf Muſik dreſſirt iſt, bei den ernſten Vorträgen eine gewiſſe Unruhe, gleich als ob dieſe Unterbrechung der muſikaliſchen Aufführungen eine unwillkommene wäre.

Die dichteriſchen und redneriſchen Vorträge beſtanden aus einem Prolog, den Hofrath Marbach gedichtet hatte und ſelbſt vortrug, aus der von Profeſſor Möbius gehaltenen Feſtrede, aus dem Weihegedicht und den Textworten F. Hofmann's, mit denen die lebenden Bilder angekündigt und erläutert wurden. Alle dieſe Vorträge trugen in zweckentſprechender Weiſe dazu bei, den Hörern das geiſtige Geſammtbild eines Dichters vorzuführen, von welchem die Mehrzahl kaum mehr als den „Liebesfrühling" und einzelne Gedichte wie „Barbaroſſa" kannte; denn man darf ſich darüber nicht täuſchen, der Cultus Rückert's, wenn wir den Dichter nach ſeinen Geſammtleiſtungen in ſeiner tiefern Bedeutung erfaſſen, wurzelt mehr in einer ſtillen, wenn auch weit verbreiteten Gemeinde, als in dem großen Publikum. So machten auch die erläuternden Textworte zu den lebenden Bildern aus „Nal und Damajanti" einen offenbar befremdenden Eindruck — die indiſche Mythologie, Scenerie und Nomenclatur klang den Hörern ſo ſeltſam ungewohnt, als ſpielte die Handlung am Fuße irgendeines Mondvulkans. Dennoch hatte Dr. Paul Möbius ein vollkommenes Recht, in ſeiner Feſtrede die deutſche Eigenartigkeit des Dichters zu betonen. Noch mehr erfreute es uns, daß der Redner einen von uns ſtets hervorgehobenen Punkt ebenfalls mit Nachdruck zur Geltung brachte: die Vereinigung des Dichters und Denkers in den claſſiſchen und, fügen wir hinzu, auch in den modernen Größen unſerer Nation. Hierin liegt auch Rückert's Bedeutung. Die wahren Fortbildner unſerer claſſiſchen Epoche ſind weder die experimentirenden Akademiker, denen es an Eigenheit, Gewalt und Tiefe der Weltanſchauung fehlt, noch die Lyriker, die des Knaben Wunderhorn blaſen, ſondern diejenigen Dichter, welche, auf der Höhe der Bildung ſtehend, alle geiſtigen Strömungen der Zeit in ſich vereinigen und dabei in ihre dichteriſche Geſtaltung den tiefen Ernſt des Denkens mit hereintragen. Auch die Photographen des realen Lebens, welche nur den modernen Firnis haben, können nie zu den großen Dichtern der Nation gezählt werden. Ueberhaupt hat das didaktiſche Element, ſobald es nur in poetiſchen Fluß gebracht iſt und nicht zur Proſa des trockenen Lehrgedichts erſtarrt, in der Dichtung ſein gutes Recht. Wer würde in derſelben die Weisheitsſprüche des Orients und der griechiſchen Gnomiker, wer die Rückert'ſche Spruchpoeſie, mag ſie im Gewande des Brahmanen oder ſelbſt im Schlafrock des deutſchen Idyllikers auftreten, vermiſſen wollen?

Literarische Notizen.

Im Verlag von Emil Ebner in Stuttgart erscheint ein „Hausschatz deutscher Erzählungen", welcher ausgewählte und neue Werke dreier Autoren: Moritz Hartmann's, Otto Müller's und Wilhelm Raabe's enthalten soll. Die zunächst vorliegenden Lieferungen enthalten Moritz Hartmann's „Krieg um den Wald" und Otto Müllers Roman: „Bürger, ein deutsches Dichterleben". Die drei Autoren bilden ein Kleeblatt von Schriftstellern, die sich in vieler Hinsicht ergänzen. Hartmann vertritt die elegante, Müller die solide, Raabe die humoristisch-bizarre Novellistik.

Von der Sammlung der deutschen, ins Englische übersetzten Autoren: „Collection of German authors. Tauchnitz edition", liegen die ersten drei Bände vor, welche eine Uebersetzung des neuen Auerbach'schen Romans: „Auf der Höhe", unter dem Titel: „On the heights", enthalten. Die englische Romanliteratur hat lange genug einen bedeutenden Einfluß auf die deutsche ausgeübt; hoffen wir, daß nach dem Gesetz der Wechselwirkung auch die deutsche Production jetzt in England zu berechtigter Geltung kommen wird.

Von Karl Riel sind Welt- und Geschichtsbilder unter dem Titel „Natur und Geschichte" erschienen (Leipzig, Brockhaus), von denen der erste Band „Die Sternenwelt in ihrer geschichtlichen Entfaltung" bespricht.

Der erste Band von Karl Gutzkow's neuem Roman: „Hohenschwangau", dem ersten historischen Roman des vielseitigen Autors, wird am 7. März im Verlag von F. A. Brockhaus die Presse verlassen.

Von Herrn Geheimrath Carus geht uns folgende Zuschrift zu: „Der Verfasser der in Nr. 6 d. Bl. sehr eingehend angezeigten „Vergleichenden Psychologie" erlaubt sich, bei Gelegenheit der dort vorkommenden Besprechungen der Darwin'schen Lehre, auf das ausgezeichnete und neue Werk von Theodor Bischoff über Gorilla, Chimpanse und Orang-Utang (München 1867) aufmerksam zu machen, da man daselbst die anatomischen und philosophischen Beweise gegen jene Lehre, neu und vortrefflich zusammengestellt finden wird."

Bibliographie.

Assing, Ludmilla, Piero Cironi. Ein Beitrag zur Geschichte der Revolution in Italien. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Arenfeld, C., Moses Mendelssohn im Verhältniß zum Christenthum. Nebst Anhang. Erlangen, Deichert. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Bidermann, H. I., Geschichte der österreichischen Gesammt-Staats-Idee 1526—1804. 1ste Abth. 1526—1705. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bournot, M., Meta. Episches Gedicht in 12 Gesängen. Brandenburg, Wiesike. 16. 22½ Ngr.

Brachvogel, A. E., Hamlet. Roman. 3 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Brauer, E., Badische Sagenbilder in Lied und Reim. 2te vermehrte Aufl. Karlsruhe, Braun. 8. 25 Ngr.

Brehm, Meine Stellung zum zoologischen Garten in Hamburg und meine Entlassung. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 8. 3 Ngr.

Briegleb, H. C. B., Amsterdam. Deutschland! schau' um Dich! und: Schau' in Dich! Reiseeindrücke eines heidnischen Gelehrten. Der deutschen Nation gewidmet. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bruckner, G., Biblische Studien. III. Die Weisen aus dem Morgenlande. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 2½ Ngr.

Burow, Julie, Die Preußen in Prag. Historischer Roman aus dem letzten deutschen Bruderkriege und der Occupation Prags durch die Preußen. Forst, Unverzagt u. Comp. 8. 2 Thlr.

Chrysander, F., G. F. Händel. 2ter Bd. 1ste Hälfte. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Davis, A. J., Harmonische Philosophie über die physiologischen Laster und Tugenden und die sieben Phasen der Ehe. Aus der amerikanischen Original-Ausgabe mit besonderer Autorisation des Verfassers ins Deutsche übersetzt von G. C. Wittig. Leipzig, Wagner. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Meine Eindrücke aus dem bayerisch-preußischen Feldzuge im Jahre 1866. Von einem Augenzeugen. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Feder, H. v., Der Prager Friede als Grundlage der Neugestaltung Deutschlands. Ein Beitrag zur Berichtigung der Urtheile über die deutschen, insbesondere die süddeutschen politischen Verhältnisse. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 12 Ngr.

Freytag, L., Vorwärts Preußen! Politische Gedichte. Berlin, Schwetzger. Gr. 8. 8 Ngr.

Friedrich, F., Die Vorkämpfer der Freiheit. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Gontcroult, C., Die Schreckensnächte. Roman. Kaiserslautern. 1866. 4. 15 Ngr.

Haller, F., Die Tochter des Bauherrn. Eine historische Novelle aus dem 17. Jahrhundert. Kaiserslautern. 1866. 8. 9 Ngr.

Heine's, H., sämmtliche Werke. Rechtmäßige Original-Ausgabe. 21ster Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1866. 8. 25 Ngr.

Hormann, A. S., Die Tochter Tehuan's oder Texas im vorigen Jahrhundert. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 8. 8 Ngr.

Horn, J. C., Bankfreiheit. Deutsche Original-Ausgabe. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 2 Thlr.

Jähns, M., Ein preußisches Festspiel. Berlin, A. Duncker. Br. 8. 2 Ngr.

Kopp, H., Sonst und Jetzt in der Chemie. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Kron, C., Bilder aus dem Basler Familienleben, in Baseldeutschen Versen. Basel, Krüsi. Br. 8. 16 Ngr.

Kugler, B., Zur Beurtheilung der deutschen Kaiserzeit. Ein Vortrag gehalten zu Tübingen im December 1866. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 6 Ngr.

Kugler, F., Geschichte Friedrichs des Großen. 6te Aufl. 1ste Lief. Leipzig, Senf. 8. 3 Ngr.

Lindner, A., Stauf und Welf. Ein historisches Schauspiel. Jena, Costenoble. 16. 24 Ngr.

Marx, A. B., Das Ideal und die Gegenwart. Jena, Costenoble. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Medem, F. L. C. Freih. v., Die Universitäts-Jahre der Herzoge Ernst Ludwig und Barnim von Pommern. Aus archivalischen Quellen. Anclam, Dietze. Gr. 8. 25 Ngr.

Mindermann, Marie, Sagen der alten Brema. Bremen, Heyse. 8. 28 Ngr.

Moy de Sons, C. Freih. v., Das Recht außerhalb der Volksabstimmung. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 21 Ngr.

Müldner, R., Novellen. Altona, Verlags-Büreau. 8. 20 Ngr.

Müller, R., Lose Tagebuchblätter zwischen Krieg und Frieden. Gedenkbuch aus der Kriegsperiode 1866. Reichenberg. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Neugestaltung Deutschlands in kirchlicher Beziehung. Ein freies Wort. Brandenburg, Wiesike. 1866. 8. 2½ Ngr.

Pflug, F., Der kleine Abbé von Savoyen. Historischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Schlick. 1866. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Poinz, Staat oder Nationalität? Eine österreichische Studie. Leipzig. O. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Rapp, L., Freimaurer in Tirol. Historische Skizze. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 20 Ngr.

Rauchbar, J. G. v., Leben und Thaten des Fürsten Georg Friedrich von Waldeck (1620—1692). Vollendet und mit Beilagen herausgegeben von L. Curtze. 1. Arolsen, Speyer. Gr. 8. 20 Ngr.

Rüttimann, Das nordamerikanische Bundesstaatsrecht verglichen mit den politischen Einrichtungen der Schweiz. 1ster Thl. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schacht, T., Was ist aus Deutschland geworden? Zugleich als Nachtrag zu des Verfassers Geographie. Mainz, Kunze's Nachf. Gr. 8. 6 Ngr.

Scherr, J., Aus der Sündflutzeit. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schleswig-Holstein's Verbindung mit dem preußischen Staat. Kiel, Schwers. Gr. 8. 18 Ngr.

Deutsche Schützen-, Turner- und Liederbrüder, oder: Was will das Volk? Zeitgeschichtlicher Roman vom Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie", „Die Herren vom Kleeblatt", „Das Geschlecht der Zukunft" 2c. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr.

Die Seeschlacht bei Lissa, nach den Berichten und Urtheilen der englischen Presse. Wien, Hilberg. Gr. 8. 1 Thlr.

Spielhagen, F., Faust und Nathan. Ein Vortrag gehalten im Saale des Berliner Handwerkervereins am 13. December 1866. Berlin, F. Duncker. 8. 5 Ngr.

Stein-Kochberg, F. Freih. v., Kleine Staaten. Eine Studie. Weimar, Dittmar. Gr. 8. 6 Ngr.

Stolberg-Stolberg, Louise Gräfin zu, Zum Gedächtniß König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Aeltere und neuere Königslieder. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 1 Thlr.

Storck, W., Lose Ranken. Ein Büchlein Catullischer Lieder. Münster, Brunn. Gr. 16. 24 Ngr.

Streckfuß, A., Berlin im 19. Jahrhundert. 1ste und 2te Lief. Berlin, Seidel. Gr. 8. à 3 Ngr.

Tempeltey, E., Theodor Storm's Dichtungen. Ein Vortrag. Kiel, Schwers. Gr. 8. 9 Ngr.

Töppen, M., Aberglauben aus Masuren. Königsberg. Lex.-8. 12 Ngr.

Uebersicht des Königl. Hofgartens zu Veitshöchheim nach der neu aufgefundenen philosophischen Grundlage von der Welt- und der Einzelseele. Würzburg. 1866. 8. 8 Ngr.

Varchmin, F. W. v., Die Schlacht bei Belle-Alliance. Eine Jubelschrift auf das Jahr 1865. Berlin. 1865. 8. 10 Ngr.

Waldemar, A., Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen. Dramatisches Gedicht. Karlsruhe, Creuzbauer. Gr. 16. 18 Ngr.

Winterfeld, C. v., Geschichte der preußischen Feldzüge von 1866. Potsdam, Döring. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wille, H., Monarchie oder Demokratie? Greifswald, Akad. Buchh. Gr. 8. 5 Ngr.

Zirngiebl, E., Friedr. Heinr. Jacobi's Leben, Dichten und Denken. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur und Philosophie. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien die zweite Lieferung des Werks:

Geschichte von Ungarn.

Von

Ignaz Aurelius Fessler.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von

Ernst Klein.

Mit einem Vorwort von **Michael Horváth.**

Gr. 8. In 16—20 Lieferungen zu je 20 Ngr.

Das in den Jahren 1812—25 erschienene Werk «Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen» von Ignaz Aurelius Fessler, allgemein als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns anerkannt, aber seit längerer Zeit gänzlich vergriffen, erscheint hier in zweiter Auflage, eingeführt durch den berühmten ungarischen Historiker und Staatsmann Michael Horváth. Dasselbe wird in dieser neuen, zeitgemässen Umarbeitung dem ungarischen wie dem deutschen Publikum gleich willkommen sein, zumal die gedrängtere Darstellung und zweckmässigere Druckeinrichtung den Umfang sehr beschränkte, der Preis mithin wesentlich billiger gestellt werden konnte. Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, erfolgt die Ausgabe in Lieferungen zu je 20 Ngr.

Paul Hunfalvy sagt am Schluss einer ausführlichen Besprechung im «Pester Lloyd»: „Wir glauben nicht, dass jemand das Heft unbefriedigt aus der Hand legen dürfte. Ein anmuthiger Vortrag und eine gelungene Zusammenstellung des mannichfachen Inhalts fesselt den Leser, der reichliche Belehrung findet. Und wir hoffen mit Zuversicht, dass dieses Werk zahlreiche Leser und Liebhaber der ungarischen Geschichte erwerben und manche Vorurtheile, die gegen unser Land und unser Volk noch den Blick des Auslandes trüben, gründlich vernichten wird."

Die erste und zweite Lieferung sind soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst Unterzeichnungen auf das Ganze angenommen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbststudium.

Von

Lorenz Stein.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk des berühmten wiener Professors der Nationalökonomie, das sich an dessen „Lehrbuch der Volkswirthschaft" ergänzend anschließt, erfüllt den doppelten Zweck: das richtige Verständniß von dem Wesen und der Function eines guten Steuersystems zu fördern, und eine vergleichende Finanzwissenschaft durch Zurückführung der positiven Daten auf die elementaren Begriffe des Steuerwesens herzustellen. Es ist an mehrern Universitäten als Compendium in Gebrauch und eignet sich wegen der streng didaktischen Darstellung und steten Bezugnahme auf die Elemente der Gesellschaftslehre vorzüglich auch zum Selbststudium.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig

Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen.

Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte.

Von

Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk reiht sich den frühern Schriften des bekannten Verfassers in consequenter Wahrung seines philosophischen Standpunkts an und bildet mit denselben ein geschlossenes Ganzes, indem es sich zur Aufgabe macht, den anthropologischen oder psychologischen Erkenntnissweg nach neuen, bisher unbeachteten Seiten zu verfolgen. Es ist von gleicher Wichtigkeit für Philosophen wie für Theologen: ein friedliches Werk, das, gleichweit entfernt vom starren Autoritätsglauben wie von einseitiger materialistischer Weltanschauung, zur Verständigung über die höchsten Lebensfragen des Menschen in einem Geiste ruhigen Erwägens und streitlosen Forschens beizutragen sucht.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Psychologie. Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung. Erster Theil. Die allgemeine Theorie vom Bewusstsein, und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedächtniss und der Phantasie. 8. Geh. 4 Thlr.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit dem Bildniß J. G. Fichte's. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Vier Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein Altmeister der Wissenschaft, der Präsident der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, Geheimrath Carus in Dresden, veröffentlicht in diesem, nun vollständig vorliegenden Werke die Geschichte seines innern und äußern Lebensgangs, seiner akademischen und ärztlichen Berufsthätigkeit, seines Wirkens als Schriftsteller und Künstler, seiner Reisen, endlich seines Umgangs und brieflichen Verkehrs mit den bedeutendsten Zeitgenossen. Reich an wechselnden Bildern und gehaltvollen Aussprüchen über Wissenschaft, Kunst und Leben, gewähren die Denkwürdigkeiten des so vielseitig hervorragenden Gelehrten eine höchst anregende Lektüre; sie bilden ein Stück Zeit- und Culturgeschichte, das ein halbes Jahrhundert umfaßt und dauernden Werth in Anspruch nehmen darf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 14. März 1867.

Inhalt: Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Feodor Wehl. Erster Artikel. — Die Fortsetzung von Hermann Lingg's „Völkerwanderung". Von Rudolf Gottschall. — Zur Geschichte der Geographie. Von Karl Zimmer. — Feuilleton. (Zwei Artikel der „Revue des deux mondes"; Ein englisches Urtheil über das Lindner'sche Drama.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das deutsche Drama der Gegenwart.

Erster Artikel.

1. Iphigenie in Delphi. Ein Schauspiel von Joseph Victor Widmann. Winterthur, Lücke. 1865. 8. 15 Ngr.

Dieses Drama, das sich Goethe's „Iphigenie in Tauris" in Geist, Gestalt und Einrichtung zum Muster genommen, hat in der That sein Vorbild in vieler Beziehung erreicht und darf als eine im classischen Stile mit poetischem Schwung und anmuthiger Gefühlswärme durchhauchte Arbeit hoch über die gewöhnliche Stückmacherei hinausgehoben werden. Es ist ein so schöner Adel der Gesinnung, eine solche Würde des Ausdrucks, ein so wahrhaft goethisch-beseelter Hellenismus darin, daß man alle Ursache hat, das Werk, wenn auch zunächst nur als eine glückliche Studie aus vollem Herzen heraus willkommen zu heißen. Beweist uns dasselbe doch vor allem, daß es immer noch Dramatiker unter uns gibt, die mit offenem und geläutertem Sinne dem Beispiele unserer ersten Dichter folgen und wol im Stande sind, deren Tendenzen und Sprache sich in ziemlich vollkommenem Grade zu eigen zu machen. Inhalt und Proben aus Widmann's „Iphigenie in Delphi" mögen das beweisen.

Die Handlung des Stücks ist einfach und klar, in großen Zügen und ohne allen episodenhaften Ausputz durchgeführt. Elektra kommt nach Delphi, um die Axt, „woran das Blut so vieler edler Tantaliden klebt", dem Schutzgott ihres Stammes, Phöbus Apollo, als Weihgeschenk aufzustellen. Sie erwartet Orest zurück und glaubt, nachdem „vergangener Tage letztes, gräßliches Andenken gesühnt", endlich wieder einmal das Glück der Familie lächeln zu sehen. Mitten in den Rausch dieser angenehmen Erwartung tritt nun aber auf einmal ein Grieche, der Orest und Pylades mit nach Tauris begleitet und dort gesehen hat, wie ersterer zum Opfertode geschleppt wurde. Entsetzt und voll Schrecken war er entflohen, um der Schwester seinen Tod zu melden, den er berechtigt ist anzunehmen, da er den gütlichen Ausgang der Unternehmung nicht mehr mit erlebt, also nicht weiß, daß sein Fürst an jenem unwirthbaren Gestade die andere Schwester traf und von dieser gerettet wurde. Von dieser Nachricht wird Elektra natürlich in ihre Verzweiflung zurückgeschleudert.

Im zweiten Acte kommen Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls nach Delphi, um dem Gotte zu opfern. Sie sind glücklich aus der Fremde zurückgekehrt und, selig darüber, den Boden der Heimat wieder unter ihren Füßen zu fühlen, drängt es sie, ehe sie die Schwelle des älterlichen Palastes betreten, Apollo den Dank ihrer Herzen darzubringen.

Indeß Orest und Pylades das Heiligthum besuchen, um die nöthigen Vorkehrungen für diese Dankdarbringung zu treffen, stößt Iphigenie während des dritten Actes auf die klagende Elektra und schließt, ohne sie und ihr Geschick, das ihr nur andeutungsweise mitgetheilt wird, zu erkennen, sich dieser vertrauensvoll an. Kaum ist dies geschehen, so kommt jener Grieche aus dem ersten Act, um Elektra mitzutheilen, daß die Busenfreundin, die sie eben gefunden zu haben meint, die Mörderin ihres Bruders ist. Elektra, darüber außer sich und annehmend, daß jene Furie nur gekommen, um heuchlerisch auch sie ins Verderben zu ziehen, beschließt die Heimtückische, in der Nacht, wo sie sich mit der Fremden ein Stelldichein im Haine des Apollo gegeben, zu ermorden. Ihre Dienerin und der Grieche bereden sie indessen den Mord auf den nächsten Tag zu verschieben.

So kommt es, daß im vierten Acte Iphigenie die rasch gewonnene Freundin vergebens erwartet und, von dem besorgten Orest aufgesucht, sich hinwegbegibt. Elektra, die aber schließlich doch auch erscheint, erfährt nun von ihrer Dienerin, daß der Schatten Orest's um die Fremde nächtlich umherschwebe, wahrscheinlich, weil er seine Ruhe noch nicht gefunden. Das entflammt nun Elektra vollends zur Rachethat, die sie denn im fünften Acte auch mit der verhängnißvollen Axt auszuführen herbeikommt. Als sie indeß die Mordwaffe erhebt, ihr Opfer zu fällen, tritt der lebende Orest dazwischen, um dann rasch die allgemeine Verständigung herbeizuführen.

Man wird zu bekennen haben, daß Gang und Entwickelung des Schauspiels in ruhiger Stetigkeit fortschreiten und das Publikum nothwendig fesseln und ergreifen

müſſen. Nur im vierten Acte findet eine Stockung ſtatt, und hier hätte der Dichter das Ausbleiben Elektra's und die Verzögerung ihrer Rachethat jedenfalls beſſer und draſtiſcher zu motiviren gehabt.

Die Sprache, edel und rein, gedankenvoll und mächtig gehoben durch den Athem echter Menſchlichkeit, trägt nicht wenig dazu bei, die Seele des Leſers anzumuthen und für den Lauf der Begebenheit zu intereſſiren.

Einzelne kleine Nachläſſigkeiten, wie etwa: „Und geht ihm's wohl?" oder: „Daß ich hier wart' auf eine fremde Jungfrau" — wofür doch wol ſchon beſſer geſagt worden wäre: „Daß ich hier einer fremden Jungfrau harre" —, kommen gegen die Feinheit, Sauberkeit und Glätte der Verſe im allgemeinen nicht in Betracht. Die Diction iſt in der That eine wahrhaft Goethe'ſche, voll edler Plaſtik, ſchlank und frei geformt, dabei ſtets ungekünſtelt im Ausdruck, klar im Sinn und ebenſo warm als wahr in der Stimmung. Nachſtehende Auszüge mögen das beweiſen:

Iphigenie.

Im Schmerz ausharren iſt die größte That.

Oreſt.

Dann muß der Schmerz es ſein für eine Welt,
Wie's von Prometheus heißt in allen Liedern:
An ſeinen Eingeweiden mäſtet ſich
Geſräß'ger Geier wilder Flug, weil einſt
Der nun Gebändigte den Sterblichen
Schutzgott und König wollte ſein. Es drängte
Sich das von ihm geſchaffne Menſchenvolk
Vertrauensvoll an ihn; er ſaß hochhäuptig
In ſeiner Kinder Mitte, und die Arme
Streckt' er weit über die unſchuld'ge Schar,
Daß nicht der Götter Frevelmuth und Herrſchſucht
In Knechte ſich die leichtbethörte Menge
Verwandle. — Da ward ihm ſein Los beſtimmt.
Doch an die einfach edle große Seele
Kommt nicht der Schmerz, ſie überdauert göttlich
Den Geierbiß und harret der Erlöſung.
Wir aber, ſtets bewegt von tauſend Trieben,
Nach allem ſtrebend und doch nichts vollendend,
Wie ſollten wir den ernſt erhabenen,
Kraftvollen alten Helden uns vergleichen?

Iphigenie.

Einſt ſah von Bergeshöh' ich einen Strom,
Der breit am Rand der dunkeln Ebene
Hinflutend, ſilberglänzend in den Himmel
Sich zu ergießen ſchien; — und als ich hinkam
Floß er, wie andre Erdenſtröme, ruhig
In ſeinem Bett, und hoch auch über ihm
Wie über allem ſtand der ferne Himmel.
So in das Dämmerlicht der alten Zeit
Entrückt, erſcheinen Götter uns die Ahnen,
Und waren Menſchen arm und reich wie wir.

Als Seitenſtück zu Goethe's:

Es fürchte die Götter
Das Menſchengeſchlecht u. ſ. w.

ſtehe hier ein Lied auch der Widmann'ſchen Iphigenie, das alſo lautet:

Gut ſeid ihr Götter,
Freundlich und liebreich,
Gnädig und mild! —
— — — —
Aus eures Himmels
Hellen Gefilden
Sendet ihr Strahlen
Wärmenden Lichts,
Und aus geballten
Finſteren Wolken
Labenden Regen
Der Sommernacht.

Auch dem Sterblichen
Wie es ihm gut iſt
Miſchet ihr weiſe
Leid und Luſt.
Drum gleich der Blume,
Die Nachts den Kelch,
Den duftenden, öffnet,
Und früh der Sonne
Sich wendet zu,
So breite die Arme
Der Menſch gen Himmel
Und hebe den Blick
Zu euch Göttern empor!

Ihr habt der Erde,
Ihr habt dem Meere,
Ihr habt den Sternen
Geſetze geſtellt.
Uns Menſchen nur eines:
Zu euch zu kommen,
Gleich euch zu lieben
Und glücklich zu ſein.

Daß es an ſchönen, weisheitsvollen und dabei ganz ungeſuchten Ausſprüchen nicht fehlt, möge nachſtehende kleine Blumenleſe darthun:

Falls ungeahnter Wechſel plötzlich käme,
Was hätten dann wir, wenn nicht über Wogen
Und Sturm erhaben, tief im Innern uns
Zwei ſteile Burgen ſtänden: hoher Sinn,
Und ein in ſich gekehrtes, ſtarkes Herz?

In jedem Schmerz liegt neue Seligkeit.

Des Weibes ſanftes Vorrecht iſt Verzeihn.

Ja, edle Kinder zeugt der Schmerz.

Sei die Dichtung zum Leſen empfohlen. Daß ſie auch der Darſtellung würdig, unterliegt keinem Zweifel. Würde der vierte Act etwas umgearbeitet und erhielte in ihm die Spannung mehr dramatiſchen Ausbau, gewiſſermaßen mehr dramatiſche Wölbung, ſo würden bei guter Darſtellung vor einem gebildeten Publikum auch erhebende Wirkung und zuſtimmender Beifall gewiß nicht fehlen.*)

2. Otto der Erſte. Hiſtoriſches Drama in fünf Aufzügen von C. F. Flemming. Kowno, Müller. 1865. 8. 15 Ngr.
3. Otto der Zweite. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von C. F. Flemming. Kowno, Müller. 1865. 8. 15 Ngr.

In dem Verfaſſer dieſer beiden Dramen ſteckt unleugbar dramatiſches Talent. Seine Arbeiten zeichnen ſich

*) Wir können nicht unterlaſſen, hier auf Friedrich Halm's „Iphigenie in Delphi" hinzuweiſen, welcher im Gang der Handlung, in der Eintheilung der Acte und Scenen das Widmann'ſche Drama auf das überraſchendſte ähnlich iſt. Bekanntlich wollte Goethe eine „Iphigenie in Delphi" ſchreiben. Alle derartigen antiken Stoffe, die wir, beiläufig geſagt, für die Bühne der Gegenwart nicht mehr geeignet finden, ſind gleichſam von Haus aus ſchon typiſch und dramatiſch fertig, ſodaß die Aehnlichkeit der Anlage bei verſchiedenen Dichtern, die ſie behandeln, nicht auffällig ſein kann.
D. Red.

durch eine gewiſſe Straffheit ſowol der Form, als der Sprache aus. Sie haben nicht nur das Weſen dramatiſcher Dichtungen, ſondern auch deren Naturell, das ſich im ganzen Wurf und Gang dieſer Trauerſpiele ausprägt. Hätte der Autor glücklichere Stoffe gewählt, oder verſtanden, aus ihnen wenigſtens ſeine Grundideen draſtiſcher herauszuarbeiten, ſo würde man immerhin Urſache haben, ſeine Werke mit Dank zu begrüßen und den Bühnen zur Aufführung zu empfehlen. Iſt die deutſche Kaiſergeſchichte leider aber ſchon an und für ſich keine recht erfreuliche, ſo wird ſie hier vollends unerquicklich, weil Flemming ſich entgehen ließ, ſich mit der politiſchen Erkenntniß der Neuzeit warnend und mahnend darüberzuſtellen. Er gibt uns in ſeinen Stücken einen großen Theil unſers geſchichtlichen Elends, aber er thut es, ohne eine recht eindringliche Moral daraus zu ziehen. Er beherrſcht die Handlung nicht zu beſtimmten Zwecken und Zielen, ſondern es wächſt ihm dieſelbe ſo über den Kopf, daß ſie eigentlich ohne jeden höhern Austrag bleibt. Auch vermißt man recht ſchmerzlich irgendeine ſympathiſche Figur darin. Der Dichter weiß ſich keinen Helden zu ſchaffen, wie das ſogleich eine kurze Inhaltsangabe ſeiner Stücke beweiſen wird.

In „Otto der Erſte" wird uns der lange Kampf vorgeführt, den der deutſche König mit ſeinem Sohne Ludolph und ſeinem Eidam, dem Herzog Konrad von Lothringen, durchzufechten hat, und welcher nur daraus entſteht, daß dieſe beiden in Heinrich, Herzog von Baiern, dem Bruder des Monarchen, den böſen Genius des Reichs ſehen, den ſie verbannt wiſſen wollen. Weil Otto I. zu ſchwach iſt, dies zu thun und ſich, trotz ſeines verpfändeten Wortes, von jenem Baiernherzog zum Unheil des Reichs beherrſchen läßt, entſpinnt ſich ein Krieg, der Deutſchland ausmergelt und ſchließlich Ludolph ſowol als Konrad erliegen läßt, trotzdem doch eigentlich das Recht auf ihrer Seite iſt, denn Herzog Heinrich iſt in der That ein Böſewicht und intriguanter Tyrann des ſchwachen Königs.

Für wen aber ſoll man ſich in dieſer Geſellſchaft recht intereſſiren? Ludolph und Konrad wären allerdings die geeignetſten Figuren dafür, aber leider hat der Autor verſäumt, ſie uns menſchlich beſonders nahe zu rücken. Nur wenn ſie die tragiſche Schuld erkennten, die ſie auf ſich laden, indem ſie den eigenen Vater und Schwiegervater zum beabſichtigten Vortheil des Vaterlandes befehden, würde das geſchehen. Sie müßten, um den Erzfeind des deutſchen Volks und Reichs vom Throne zu entfernen, dem Zorn des Himmels ſich opfern, alſo mit vollem Bewußtſein, mit voller Einſicht in ihr Verhängniß verfahren. Daß dies Moment in ihrem Handeln fehlt, bringt ſie um die Theilnahme des Publikums. Um dieſelbe auch außerdem noch zu ſteigern, hätte Herzog Heinrich ſchwärzer und dämoniſcher geſchildert werden müſſen. Selbſtverſtändlich durfte er nicht, wie es im Stück geſchieht, unzermalmt aus dem Ablaufe deſſelben herausfallen. Sein ungeſtraftes Verſchwinden aus der Handlung iſt ein Misgriff, ebenſo wie Otto's unintereſſante Schlaffheit.

Aus dieſem Otto war ein Stück deutſchen Lear's zu machen, wenn der Dichter ihn ſo hinſtellte, daß er das Beſte wollend, aber der Schmeichelei und Verſtellungskunſt zugänglich, dem falſchen Bruder ſich ergibt, indeß er der Wahrheit ſeiner Kinder ſich verſchließt.

Welche Conflicte, welche kühnen und hochtragiſchen Züge mußten ſich aus einer Faſſung des Stoffs in dieſer Art ergeben! Wahrlich, hier lag das Zeug zu einem mächtigen, tief erſchütternden Drama, und da man Flemming Begabung nothwendig zuerkennen muß, ſo iſt es doppelt zu bedauern, daß er die Handlung zu ſehr vom gewöhnlichen Standpunkte aus und ohne alle Erhabenheit und Größe der Conception zur Darſtellung brachte. Die Schlußworte ſeines Otto ſind eine Art von Verurtheilung des Stücks, denn der Verfaſſer läßt darin ſozuſagen ſein eigenes Sündenregiſter aufdecken, indem er Momente erwähnt, die entſchieden, wenigſtens in draſtiſch hervortretender Weiſe, dem Drama fehlen und es damit eben zum größten Theile hinfällig machen.

An der Leiche Ludolph's declamirt der deutſche König:

Nie war ein Sieg umflort von größrer Trauer!
Ein Sieg voll Ruhm und Heil ward uns geſchenkt,
Den man wird preiſen nach viel hundert Jahren;
Denn frei ward Deutſchland in der Schlacht am Lech.
Doch, der euch führte, tapfre, deutſche Scharen,
Er ſteht nun einſam vor dem freien Weg!
O was iſt Menſchenwitz vor Gottes Rath!
Was iſt vor Gottes Macht der Menſchen Ringen!
Gebrechlich hinterm Aufſchwung hinkt die That,
Dem langen Klügeln folgt ein lahm Vollbringen!
Ich wollt' ein einig deutſches Reich uns gründen,
Stark und beſtändig jeder Feindesmacht
Gen Abend, Morgen oder Mitternacht,
Und beſſre Wehr nicht meint' ich ihm zu finden,
Als meines Bluts Genoſſen. — Armer Plan!
Er barſt in Scherben wie ein Schild von Glas:
Die Hüter ſelbſt in ihrem blinden Wahn
Zerſtörten ihn durch Eiferſucht und Haß.
Ihr Herrſcher Deutſchlands, die ihr nach mir kommt,
Wollt ihr dereinſt mein großes Werk vollenden;
Die Großen ſcheun die Einheit, die uns frommt,
Drum an die Völker muß der Ruf ſich wenden!
Erſt wenn die Fürſten mit den Völkern gehn,
Wird Deutſchland groß und ſeiner würdig ſtehn!

Das iſt ſehr wahr und ſchön geſagt, iſt aber hier eine bloße Redensart, die durch das Stück gar keine eigentliche Grundlage findet. Wenn mitten in ihrem Zwieſpalt die Fürſten durch den Einbruch des Auslands überraſcht und durch das Volk zur Verſöhnung getrieben würden, wenn Otto die Falſchheit ſeines Bruders und ſeine eigene Verblendung inne würde dadurch, daß er ſeine Söhne für ſich und das Reich im entſcheidenden Augenblicke fallen ſähe und ſie in dieſer Weiſe ihre tragiſche Schuld, ſich thätlich gegen Vater und Staatsoberhaupt vergangen zu haben, ſühnten — ſo wäre das Recht zu jenen Schlußverſen vorhanden. Wie das Schauſpiel jetzt iſt, fehlt daſſelbe. Namentlich erſcheint als Mangel, daß das Volk gar nicht in Scene tritt, ſich überhaupt gar keine rechte Wendung und Kataſtrophe ergibt. Der Verfaſſer

iſt ſich im innerſten Kern ſeiner Sache nicht klar geworden, oder er verſtand es nicht, dieſer gewonnenen Klarheit draſtiſchen Ausdruck zu geben.

Daſſelbe gilt in noch höherm Grade von „Otto dem Zweiten“. Dieſen deutſchen König und römiſchen Kaiſer ſehen wir in Italien gegen die Italiener und die Araber kämpfen und im Kampfe zu Grunde gehen, ohne daß uns recht zum Bewußtſein gebracht wird, warum. Es wird uns nicht möglich gemacht, uns für ſein Thun zu intereſſiren oder ſeine tragiſche Schuld zu erkennen. Wir erleben die Schlacht, die er an der calabriſchen Küſte den Kindern der Wüſte liefert; wir ſehen ihn ſiegen, dann durch Unvorſichtigkeit den Sieg wieder verlieren, faſt alle die Seinen fallen, ihn ſelbſt in Gefangenſchaft gerathen, aus der Gefangenſchaft wieder befreit werden, nach Rom eilen und da ſterben; und gewinnen durch all dieſes nichts als den Drang zu der verzweiflungsvollen Frage Platen's: „So viel Arbeit um ein Leichentuch?“

Augenſcheinlich hat der Dichter ſich noch zu ſchwierige Aufgaben gewählt: Aufgaben, die zu bewältigen und in ihren Motiven und ihrem tragiſchen Austrage wirkſam hinzuſtellen, es ſeiner Befähigung ſowol an Kraft als an Uebung fehlt. Lernt er ſich beſcheiden, wird er nicht müde, ſich auszubilden und ſein Talent zu entwickeln, ſo dürfte man eines ſchönen Tags doch wol noch Schöpfungen von dramatiſcher Bedeutung von ihm dargeboten ſehen. Zeug zum dramatiſchen Schriftſteller liegt, wie ſchon geſagt, unſerm unmaßgeblichen Dafürhalten nach, jedenfalls in ihm.

4. Dramatiſche Schriften und Studien über das Leben. Von Heinrich Baumgärtner. Erſtes bis drittes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1865—66. 8. Jedes Bändchen 24 Ngr.

An dieſer Stelle haben wir natürlich lediglich die „Dramatiſchen Schriften“, dagegen die „Studien über das Leben“ nur inſofern zu beachten, als ſich daraus erkennen läßt, daß der Verfaſſer von beiden ein feingebildeter, tiefdenkender Mann iſt, der, wahrſcheinlich in äußerlich günſtiger Lage, ſeine Muße benutzt, ſich literariſchen Arbeiten mit Liebe hinzugeben. *) Liebe iſt unverkennbar; die Kritik kann indeß zunächſt nur Wohlwollen dafür an den Tag legen, weil die Stoffe zu leicht obenhin und in zu lockerer Form behandelt ſind. Auch dieſe Stücke ſind nur ſogenannte Leſedramen, von größerm Werthe da, wo ſie durch geſchichtlichen Inhalt gehoben werden, wie in den beiden Hohenſtaufen-Stücken, aber zu breit und unfertig, wo ſie, an Vorgänge des modernen Lebens geknüpft, ihre Bedeutung in Gipfelung der Intrigue und pikantem Dialoge zu ſuchen haben.

Die beiden Luſtſpiele des zweiten Bändchens: „Die Wahrzeichen“ (vier Acte) und „Die unterbrochene Brautſchau“ (zwei Acte), bieten ein paar einzelne komiſche Scenen, ſind im ganzen aber ſo ungebührlich auseinandergezogen und ohne Aufſchwung in der Handlung, daß ſie das Publikum kaum zu intereſſiren im Stande ſein möchten. Das erſtere findet ſeine Zuſpitzung darin, daß eine Witwe, Marie Herzog, mit zwei Nichten in einen Badeort kommt, um dort einen unbekannten Neffen mit einer dieſer Nichten zu verheirathen. Die Nichten, um den Verwandten zu prüfen, verpuppen ſich, die eine in einen jungen Mann, die andere in eine Geſellſchafterin. Der Neffe wendet aber daſſelbe Mittel an, er erſcheint als erſter beſter — Maier, und ſein Sohn an ſeiner Statt. Schließlich heirathen Vater und Sohn, der Sohn Julie, die in Männerkleidern debutirte, und der Vater Wilhelmine, die als Geſellſchafterin auftrat. Ein neugieriger und klatſchhafter Lohnbedienter, Dreſcher, der die Witwe und ihre Begleitung für erlauchte Perſonen hält, weil ſie ſich Herzog, die verkleidete Julie aber ſich Oskar Prinz nennt, und die Situationen, in welche die letztere kommt, ſind eigentlich die einzig wirklich heitern Elemente des Stücks. Die Abgenutztheit der komiſchen Hebel und die Umſtändlichkeit, mit der ſie angewendet werden, ſchwächen indeß alle lebhafte Theilnahme und Wirkung ab.

Um das zweite Luſtſpiel ſteht es nicht beſſer. Ein junger Doctor will verreiſen, um eine Braut zu ſehen, die ſeine Aeltern ihm ausgeſucht haben. Er verſpätet ſich aber bei einer befreundeten Familie und lernt hier noch raſch ein Weſen kennen und lieben, das ſchließlich die Reiſe unnütz macht. In einem Act könnte dieſer durchaus eben nicht neue Vorgang, geiſtvoll behandelt, dennoch einen gewiſſen Erfolg haben; er verliert ihn aber vollkommen in der ausgefaſerten Art, in der er gegeben worden, und die nur wenig Witz und Laune zeigt. Beide Stücke ſind in Proſa, welche ſich gefällig leſen läßt, aber zu ſchwerfällig und langſam iſt, um dem Schauſpieler dankbare Momente zu liefern.

Das dritte Bändchen bringt „ein Charakterbild aus der Hohenſtaufenzeit 1228“ in vier Aufzügen, betitelt: „Der Kaiſerhof zu Palermo.“ Kaiſer Friedrich II. empfängt bei ſich Abgeſandte des Orients, nachdem zwiſchen ihm und Sultan Kamel ein Bündniß geſchloſſen worden iſt, bei dem eine Gräfin Bianca von Lancea, man weiß nicht recht in weſſen Auftrag und mit welchem Grunde, beſonders thätig geweſen. Sultan Kamel wünſcht dieſe Dame, um das Friedenswerk zu krönen, für ſich oder einen ſeiner Großen zum Weibe. Es zeigt ſich aber ſehr bald, daß Friedrich ſelbſt ſie liebt und ſie ſeine Neigung theilt. Da ſie jedoch die Plane des Kanzlers von Vinea kennt, der den Kaiſer mit einer engliſchen Königstochter vermählt zu ſehen wünſcht und da ſie überdies das morgenländiſche Bündniß für die Politik ihres Herrn als durchaus erſprießlich erachtet, ſo iſt ſie entſchloſſen, ihr Herz zum Opfer zu bringen und ins Gelobte Land zurückzukehren, um dort als Sultanin oder Vezirin im Intereſſe Friedrich's zu wirken. Friedrich indeſſen, von ſeiner Leidenſchaft für das ſchöne Weib hingeriſſen, macht ihr ſein Geſtändniß und bietet ihr ſeine Hand. Sie jedoch weiſt dieſelbe ab und verſchwindet. Man glaubt,

*) Der Verfaſſer iſt der namentlich als Phyſiolog ausgezeichnete Profeſſor der Medicin, Geh. Hofrath Baumgärtner in Freiburg i. Br.
D. Red.

ſie habe ſich ins Meer geſtürzt oder ſonſt ein Leid angethan, um den Kaiſer von ſeinen großen Aufgaben nicht abzuziehen und Vinea's Plane nicht zu kreuzen; das Ganze läuft aber darauf hinaus, daß ſie am Schluſſe, wo Friedrich ſeinen Zug nach dem Gelobten Lande antritt, als ſein Bannerträger erſcheint, um ihn bei dieſer Unternehmung zu begleiten.

Das ganze Stück, zum Theil in Jamben, zum Theil in Proſa abgefaßt, läuft ſo ziemlich im Gleiſe der dramatiſchen Romantiker, iſt ohne ſtraffe Haltung und klaren Austrag, ein Werk, das ſeinen Geiſt, aber geringe Geſtaltungskraft verräth.

Auch das beſte und regelrechteſte Stück der Sammlung, das fünfactige Trauerſpiel in Jamben: „Der letzte Hohenſtaufe", bekundet das. Die ganzen fünf Acte ſind nur ein fünfter Act in fünf Abtheilungen. Die Tragödie beginnt mit der für Konradin unglücklichen Schlacht bei Tagliacozzo im Jahre 1268, alſo der naturgemäßen Schlußkataſtrophe eines Dramas. Karl von Anjou hat geſiegt, und Konradin und ſein Freund Friedrich von Baden gerathen in Gefangenſchaft. Cäcilia, die Tochter des gefallenen Königs Manfred, eine Couſine Konradin's, liebt letztern, wird aber von jenem Karl von Anjou begehrt. Um den Geliebten zu erretten, verſpricht ſie ſich dem Werbenden, mit der Abſicht, ſich in der Brautnacht zu tödten. Konradin und Friedrich werden infolge jenes Verſprechens freigegeben, nachher aber wieder eingefangen, weil der König inzwiſchen vernommen, daß in ſeinem Reiche eine Verſchwörung zu Gunſten des Hohenſtaufen beſteht, der auch Cäcilia nicht fremd iſt. Die beiden deutſchen Fürſtenſöhne ſterben auf dem Schaffot; ehe ſie daſſelbe beſteigen, erſcheint Cäcilia, um von Konradin, dem ſie ihr Opfer geſteht, zu fordern, daß er ſie erdolche. Doch Konradin ſpricht ziemlich unhohenſtaufiſch:

Ja, könnte ich die Flamme deines Lebens
Leicht, wie das Kerzenlicht, mit einem Hauch
Des Athems löſchen; könnte ich die Hülle,
In die die ew'ge Seele ſich gekleidet,
Zerſtieben wie die dünne Seifenblaſe!
Doch dieſen Mordſtahl ſoll ich in die Bruſt
Dir ſtoßen, tief ins Herz mit kräft'ger Hand! —
Dies Herz, das mich geliebt, ſoll ich erfüllen
Mit bittrer Todesqual, Erſtarrung gießen
In dieſes ſchöne, ſeelenvolle Auge! —
Nein, dies vermag ich nicht! Du kühnes Mädchen,
Das kann ich nicht!
(Er wirft den Dolch hinweg.)
Du haſt ſo großen Muth,
Verwende ihn, zu leben!

Dieſen ſehr natürlichen, aber unheldenhaften Rath befolgt indeß Cäcilia nicht. Da ſie nicht vom Dolch des Geliebten ſterben kann, ſtirbt ſie nach Leſſing im fünften Act, d. h. aus heiler Haut heraus, oder wenn das poetiſcher klingt: am gebrochenen Herzen.

Der Dichter hat, wie man ſieht, an die Stelle jener erſchütternden Tragödie, welche die Weltgeſchichte gedichtet, eine andere geſetzt, die ſich mehr in der Welt des Gefühls abſpielt, aber hier nicht ergreift, weil ſie, ſtatt tief menſchlich auf die Naturlaute der Empfindung zu bauen, ihre Stütze im Weſen einer eben nicht ſehr gewählten Intrigue ſucht.

5. Der letzte Großkanzler auf Rhodus. Dramatiſche Dichtung in fünf Acten von J. C. Scheller. Winterthur, Lücke. 1864. 8. 20 Ngr.

Dieſes Stück, das 264 ziemlich enggedruckte Seiten umfaßt und im Grunde doch nicht einmal einen wirklichen Schluß aufweiſt, iſt ein überaus redſeliges Drama, ein Drama, deſſen Handlung, man darf wol ſagen, in Verſen ertrinkt. Alle darin auftretenden Perſonen ergehen ſich in endloſen Auseinanderſetzungen, und ſie zwei, drei Seiten lange Apoſtrophen halten zu hören oder zu ſehen, erſcheint als nichts allzu Seltenes. Wir räumen dem Autor eine gewiſſe Glätte und Gefälligkeit der Diction gern ein, wie denn auch der Gedankeninhalt ein Zeugniß von unleugbarer Intelligenz ablegt. Aber um ein Schauſpiel zu ſchaffen, das nicht abſpannt, ſondern dauernde Theilnahme erweckt und durchgreifende Wirkung erzielt, muß er denn doch weniger auf die in Jamben gekleidete Phraſe, als auf knappen und raſchen Gang der Entwickelung rechnen lernen.

Seine dramatiſche Dichtung behandelt die Belagerung der Stadt Rhodus durch die Türken im Jahre 1522, infolge deren der Großmeiſter des Johanniterordens, Philipp de Villiers de l'Isle Adam, nach hartnäckigſtem Widerſtande gezwungen ward, dieſen Platz mit den übriggebliebenen Rittern zu verlaſſen. Dieſe Thatſache und den Fall des Ordens zu motiviren, hat ſich der Verfaſſer im ganzen wenig angelegen ſein laſſen. Er hat ſein Hauptaugenmerk auf Jean André de Mérail, genannt Amaral, den Großkanzler des Ordens, gerichtet, welcher, dem Mönchsgelübde entgegen, eine Ehe eingegangen und Kinder gezeugt hat, von denen ein Sohn und eine Tochter ſich in ſeiner Nähe befinden, ein zweiter Sohn aber als Renegat bei den Türken ſich aufhält. Bis auf das Vergehen gegen ſeine Ordensregel iſt er durch und durch ein Ehrenmann, ein eiſerner Charakter und Held. Jenes Vergehen aber, ſo geheim er es hält, bereitet ihm den Untergang. Während der verhängnißvollen Belagerung begibt er ſich nämlich heimlich in das türkiſche Lager, ſeinen abtrünnigen Sohn zu ſehen und womöglich in den Schos der chriſtlichen Kirche zurückzuführen. Zwei elende Subjecte, der Ordensritter Peter und Diez, Amaral's Diener, welche beide Irene, die Tochter des Großkanzlers, lieben und ihre Liebe weder begünſtigt noch erwidert gefunden haben, verſchwören ſich zum Untergange des Kanzlers und der Stadt Rhodus, indem ſie durch den Juden Levi ſich zu Creaturen des Sultans machen laſſen. Sie zeigen dem Großmeiſter Amaral's Beſuch im Türkenlager an, und derſelbe wird infolge deſſen zum Tode verurtheilt und hingerichtet, nachdem bereits vorher der Sohn, Irene und deren Geliebter, der ungariſche Heldenjüngling Janos, in einem durch die Türken erſtürmten Bollwerke den Untergang gefunden.

Ritter Peter, der eigentliche Böſewicht des Stücks, der inzwiſchen, um ſich ſelber ſicherzuſtellen, Levi ans Meſſer geliefert hat, wird ſchließlich von dem reuigen

Diez verrathen und ſieht ſich am Ziele ſeiner Rache genöthigt, ſich ſelbſt zu erdolchen.

Das iſt der ziemlich magere Stoff, der in der aufgebauſchten Verscrinoline am Geiſt des Leſers oder Hörers ziemlich ſtatiös und geräuſchvoll vorüberrauſcht. Die Beweggründe, welche in dieſem Trauerſpiel die verſchiedenen Figuren zu guten und böſen Entſchlüſſen ſowie Thaten treiben, ſind unklar und entbehren der pſychologiſchen Tiefe, deren ſie bedürften, um uns menſchlich begreifbar und intereſſant zu ſein. Scheller beſitzt ohne Zweifel einiges dramatiſche Talent und eine entſchiedene Gewandtheit in der Handhabung des Verſes; aber dieſe Dinge genügen nicht für eine Tragödie im großen Stile. Er muß erſt lernen wirklich Herr des Stoffs zu werden und dieſen gleichmäßig auszutragen. Motivirung, Intrigue und Kataſtrophe wollen ihr unveräußerliches Recht und der allzu geſchwätzige Dialog ſeine ſehr nothwendige Beſchränkung. Um kurz zu beweiſen, daß dieſer geſchwätzige Dialog, trotz aller Gefügigkeit und ſchönen Worte — und vielleicht eben deswegen —, doch weder erhebend noch ergreifend wirkt, ſondern etwas Leeres hat, möge hier Amaral's Abſchied beim Gang aufs Blutgerüſt ſtehen; er lautet:

Nur Einen Wunſch hatt' ich ſeit langen Jahren,
Als Mann zu fallen auf dem Bett der Ehre.
Gott hat es anders über mich beſchloſſen.
So will ich denn des Lebens kleinre Schuld
Zum Tode tragen frohen Muthes, da ich
Doch von der größten, dem Verrathe, frei.
Ich bin verurtheilt und ſo will ich ſterben,
Und muß es wol; denn auf den Werken, ſagt man,
Nenn' jeder Mund mich ſchon Verräther, weigre
Der Söldner ſeinen Dienſt, ſolang' ich lebe.
So bin ich denn der allgemeinen Stimme
Verfallen, und der Stadt, des Ordens Schickſal
Heiſcht meinen Tod; o ſei's ein Opfertod,
Und möcht' er euch dem Untergang entreißen,
Das ſöhnte mich mit dem Verhängniß aus!
Und nun, noch einmal ſei es mir vergönnt,
Die Hand, die ich einſt Bruderhand geheißen,
Zu drücken, eh' zum Henkerbeil ich gehe —
Leb' wohl, mein Meiſter!
Lebt wohl, edle Ritter,
Gott ſei mit euch und helfe euch zum Siege!

Es ſind geſchmeidige Verſe, aber ohne jeden Anhauch von Größe. Der Verfaſſer muß wahrhaft ſchaffen, nicht blos Worte machen lernen, dann erſt wird er zu einem wirklichen Reſultate auf dem Gebiete des Dramas zu gelangen im Stande ſein. Leodor Wehl.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Die Fortſetzung von Hermann Lingg's „Völkerwanderung".

Die Völkerwanderung. Epiſche Dichtung von Hermann Lingg. Zweites Buch. Stuttgart, Cotta. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir haben das erſte Buch der Lingg'ſchen Dichtung in Nr. 12 d. Bl. f. 1866 eingehend beſprochen. Wiederum liegt ein Band, der neun Geſänge umfaßt, vor uns; doch indem wir die fleißige Arbeit des Dichters anerkennen, welchem die ottave rime nur ſo unter den Händen hervorzuquellen ſcheinen, können wir unſer Bedauern nicht unterdrücken, daß auch dieſer Band ſo wenig des Gelungenen und poetiſch Werthvollen enthält und daß der Stil der gereimten Chronik hier wieder in einer, gegen die Grundgeſetze des Epos verſtoßenden Compoſitionsweiſe oder vielmehr Compoſitionsloſigkeit vorherrſcht. Es iſt alles gezeichnet wie mit der Kohle an die Wand — hin und wieder ein genialer Umriß, der uns doppelt bedauern läßt, daß die vielverſprechende Skizze nicht ausgeführt iſt, nicht Blut und Leben gewonnen hat; hin und wieder auch ein ſtimmungsvolles Bild, das durch einige Strophen hindurch mit warmem poetiſchen Colorit erfüllt iſt, aber alsbald wieder ſich als ein dissolving-view zeigt, das ſich auflöſt und in die allgemeine Flucht der Erſcheinungen und Bilder hineinverdämmert. Unter den Epiſoden, welche der Dichter in einzelnen Geſängen aus der geſchichtlichen Ueberlieferung mit in ſein Epos verwebt hat, finden ſich manche, die recht gut den Stoff zu einem ſelbſtändigen Epos hätten geben können, das in künſtleriſcher Abgeſchloſſenheit den Geiſt jener Epoche widergeſpiegelt haben würde. Man müßte auf das A-b-c der epiſchen Kunſt, auf den Unterſchied zwiſchen Homer und den cykliſchen Dichtern zurückgehen, wenn man nachweiſen wollte, wie ein epiſches Kunſtwerk nur in jener Beſchränkung gedeihen kann, welche ein Segment aus dem weltgeſchichtlichen Kreiſe herausgreift. Wir können nicht umhin, die jetzige Regelloſigkeit, die in Epos und Drama graſſirt, als ein Zeichen des Rückgangs und Verfalls unſerer Literatur anzuklagen. Mindeſtens würde ſie dieſen Verfall zur Folge haben, ſobald ſie bei den beſſern Talenten die Oberhand gewänne. Wir befinden uns nicht mehr in einer Sturm- und Drangperiode, in welcher die urwüchſige Roheit als bahnbrechend auftreten könnte; unſere jetzigen verwilderten Lenz und Klinger könnte man nur als die verſprengten Marodeurs einer auf dem Rückzug befindlichen Literatur betrachten. Wir wiſſen, daß wir der äſthetiſchen Disciplin die Siege unſerer Claſſiker verdanken. Sollte dieſe Disciplin jetzt ſich lockern, ſo würde dies nur ein Zeichen der allgemeinen Auflöſung ſein.

Die Roheit der Compoſition, wie ſie ſich in den geprieſenen neuen Dramen und Epen zeigt, geht nur aus einer liederlichen Praxis hervor, gegen welche alle diejenigen, die es ernſt mit der Entwickelung unſerer Nationalliteratur meinen, auf das entſchiedenſte proteſtiren müſſen. Wenn man wieder in den Kinderwahn zurückfällt, daß die dichteriſche Größe in dem Abſonderlichen, Geſpreizten, Genialitätsſüchtigen beſteht, das der Regeln ſpottet, daß die Formloſigkeit einer Compoſition ein ſicheres Zeichen ihrer innern Bedeutung iſt; dann gibt man die beſten Errungenſchaften unſerer Nationalliteratur preis und macht die ganze Arbeit unſerer Denker und Dichter zum Kinderſpott. Die wahre Genialität zeigt ſich in der Erfaſſung eines dem Jahrhundert eingeborenen geiſtigen Gehalts und in einer inſtinctiven oder der innern Nöthigung bewußten Formbeherrſchung, welche das allgemeine Kunſtgeſetz nicht als einen Zwang oder als eine Schranke

empfindet, sondern sich von ihm zu höhern Stufen der Schönheit tragen läßt.

Wohl soll das Epos ein Weltbild geben, aber nicht in der schlechten Gestalt einer unendlichen Reihe von Bildern, welche ins Weite auseinandergezerrt die Phantasie ermüdet, sondern in jener abgekürzten Form, welche schon Shakspeare mindestens in seiner dramaturgischen Theorie als wesentliche Eigenthümlichkeit der Dichtung erkannte. Alles Dichten ist ein Verdichten und rafft die chaotische Materie aus ihrer Zerflossenheit um einen geistigen Mittelpunkt zusammen. Wie der Denker strebt auch der Dichter nach Einheit, jener nach der Einheit eines weltschöpferischen Princips, dieser nach der Einheit einer von einem Gedanken getragenen Handlung. Das ist das Geheimniß alles künstlerischen Schaffens, das entgegengesetzte Verfahren aber ist das Gebaren der Unkunst. Daß jenes Gesetz einheitlicher Handlung, allerdings nicht in der straffen Concentration des Dramas, nicht in den Studirstuben ausgebrütet worden ist: das beweist, daß die großen Volksepopöen in den verschiedensten Weltaltern es gleichmäßig beobachtet haben, daß „Ilias" und „Odyssee", wie die „Nibelungen" und die „Kudrun" für Muster dieser künstlerischen Einheit gelten können. Selbst die romantischen Kunstepen, wie „Parcival" u. a., die sich biographisch in die Länge dehnten, hielten doch wenigstens die Einheit des Helden und damit die Einheit des Interesses fest. Man macht der Luise Mühlbach Vorwürfe über ihre Romancyklen, welche die weit ausgesponnene Chronik der Zeit wiedergeben — und was würde man zu einem epischen Dichter sagen, der, um Friedrich den Großen zu feiern, die beiden Schlesischen Kriege und den Siebenjährigen Krieg, Feldzug nach Feldzug, Schlacht auf Schlacht, nach dem Vorgang Tempelhoff's und anderer Militärschriftsteller, absingen wollte? Schiller, der einmal Friedrich den Großen zum Helden eines Epos zu wählen beabsichtigte, war weit entfernt, dies Epos nach einer solchen Schablone dichten zu wollen; er gedachte irgendein wichtiges Erlebniß herauszugreifen und dasselbe so künstlerisch zu fassen, daß die ganze Cultur des Zeitalters sich darin spiegelte. Doch auch eine Luise Mühlbach und ein solcher Cykliker des Siebenjährigen Kriegs würden doch immer noch zu ihren Gunsten anführen können, daß sie für die weit auseinanderfallenden Begebenheiten in der Person des königlichen Helden einen einheitlichen Mittelpunkt hätten.

Auch diese Entschuldigung kann Hermann Lingg für seine „Völkerwanderung" nicht vorbringen; hier folgt Held auf Held, in diesem zweiten Buche Attila auf Geiserich, Odoaker auf Attila; die Völker drängen sich und lösen sich ab; die Helden tauchen wie Gespenster aus diesem dämmernden Lemurenzuge hervor; irgendeine geniale Geste kündigt sie an, doch ehe wir noch an ihre Lebenswahrheit glauben gelernt, verschwinden sie wieder. Man hat fortwährend das Gefühl, sich einem poetischen Rohstoff gegenüber zu befinden, der sich erst nach künstlerischer Behandlung sehnt; es ist einem zu Muthe, als läse man ein Geschichtswerk mit einer so lebendigen Darstellung, daß man bei dieser oder jener Begebenheit nicht umhin kann, auszurufen: ja hieraus ließe sich wirklich ein schönes Epos, eine poetische Erzählung u. s. w. machen. So wenig ist der Stoff geläutert und künstlerisch bezwungen. Es gemahnt uns an übereinandergethürmte Granit- und Marmorblöcke; sie zeigen bisweilen von Natur ein imposantes Profil, keck, charakteristisch; aber sie harren noch der künstlerischen Hand, welche aus ihnen die Büste und die Bildsäule formt.

Man könnte uns vielleicht entgegnen, das Genie trotze dem Zwang der Regel, die zuletzt doch immer eine Abstraction aus seinen Werken sei; warum solle es ihm nicht freistehen, neue Gattungen zu schaffen oder die alten mit einem neuen Geiste zu beseelen? Die Volksepopöe sei selbstverständlich für unsere Zeiten eine Unmöglichkeit; auch das romantische Kunstepos, das sich mit freier Licenz die Regeln der Epopöen angeeignet, habe sich überlebt; warum solle in unserer Zeit nicht ein historisches oder vielmehr ein geschichtsphilosophisches Epos gedichtet werden, das natürlich den überlieferten Apparat der epischen Regeln nur in wesentlich modificirter Gestalt anwenden könne? Habe man ein Recht, sich der schöpferischen Genialität mit einem veralteten Kanon in den Weg zu stellen?

Wir sind gewiß keine Vertreter eines ästhetischen Paragraphenwesens, und gern geneigt, jeder genialen dichterischen That Anerkennung zu zollen, mag sie auch hergebrachte Regeln in ungeahnter Weise erweitern oder selbst umstoßen. Dann muß aber das Kunstwerk sowol in sich vollendet sein, wenn man es mit seinem eigenen Maße mißt, als auch mit einer überwältigenden Kraft auf das Gemüth wirken. Beides ist bei der Lingg'schen Dichtung nicht der Fall; sie ist durchaus äußerlich zusammengestückelt, ohne irgendeine Einheit, sei es auch die freieste des geschichtsphilosophischen Gedankens. Wir können in der „Völkerwanderung", wie schon früher erwähnt, keinen geeigneten Stoff für die Muse eines modernen Dichters finden, das barbarische Drängen und Stoßen jener rohen Horden wirkt zu sehr nach den Gesetzen einer äußerlichen Mechanik, um poetisch zu begeistern, und welche Sympathie haben wir für das Culturgemälde einer Zeit, das kaum auf diesen Namen Anspruch machen kann, indem es nur ein Gemälde der Uncultur ist, in welchem wir überdies gar keine, unserm modernen Leben verwandten Züge, keine uns sympathischen Gefühle oder Gedanken finden? Der instinctive kriegerische Muth, der nach Raufluſt und Raubluſt schmeckt, ist nicht der Muth, wie ihn unsere Zeit verlangt; der ewig sich wiederholende Sturm und Drang elementarischer Brandung, dieser über Roms Trümmer hinspritzende Wogenschwall der germanischen Welt kann in der epischen Schilderung nur eine monotone Wirkung ausüben. Wählt gleichwol ein Dichter einmal die „Völkerwanderung" zu seinem Thema, so hat er nur die Wahl zwischen einer doppelten Behandlungsweise, wenn er uns ein einheitliches Kunstwerk liefern will. Entweder greift er eine geschichtliche Episode heraus, in welcher sich alle maßgebenden Elemente des Zeitalters

ſpiegeln, und ſchmückt ſie aus mit den Farben freier Erfindung, und zwar eignet ſich hierfür am meiſten ein Stoff, der uns die Cultur des ſinkenden Römerreichs in elegiſcher Beleuchtung zeigt und den Gegenſatz zwiſchen ihr und dem friſch eindringenden, rauhkräftigen Germanenthum in der Haupthandlung und den Nebenhandlungen einheitlich hervorhebt; oder er dichtet ein Gedankenepos im Stil der Kaulbach'ſchen Muſeumsbilder, deſſen Mythologie in den geiſtigen Mächten der Weltgeſchichte beſteht, mag er dieſelbe nun für einen hölliſchen Trichter oder für die anſteigende Höhe des Paradieſes halten. Dann erſcheinen die Völkerzüge wie vorüberwehende Wolkenſchatten, über denen die Sonne des Gedankens ſteht. Die Form für ein ſolches Epos iſt keine gegebene; doch ein echtes Genie würde ſie finden und auch noch Halt genug für eine Plaſtik, wie ſie Dante in ſeiner „Divina commedia" zur Geltung gebracht hat.

Hermann Lingg hat nun keinen dieſer beiden Wege eingeſchlagen; er nimmt bald auf dieſem, bald auf jenem einen kurzen Anlauf, der aber reſultatlos bleibt, am liebſten wandelt er die breite Heerſtraße der geſchichtlichen Chronik, die er mit poetiſchen Arabesken verziert. Einige dieſer Arabesken ſind kraus, verworren, geſchmacklos; in andern ſpricht ſich das markige Talent des Autors aus; der kühne Wurf, das Vielſagende der Skizze läßt bedauern, daß wir es eben nur mit Rahmenverzierungen zu thun haben, die um eine ziellos fortlaufende Reihe nur mit Kohlenſtrichen hingezeichneter Bilder ſich in ſchnörkelhafter oder geiſtvoller Weiſe dahinſchlingen.

Der Inhalt der Geſänge dieſes zweiten Buchs beweiſt uns dies am ſprechendſten. Im erſten Geſang haben wir es mit den „Vandalen" zu thun. Die Eiferſucht zwiſchen Aëtius und Bonifacius wird uns von unſerm Chroniſten mit geſchichtlicher Treue berichtet. Damit wir über den Zuſammenhang der Begebenheiten nicht im Unklaren ſind, berichtet ein Alane, der wie ein Dämon aus Gehenna's finſterer Schar dem einſamen Aëtius in einem rauhen Waldgebirge erſcheint, die ganze bisherige Geſchichte der Vandalen mit einer profeſſorlichen Objectivität, die man bei einem ſo dämoniſchen Geſellen, der ſich ſo unheimlich ankündigt, gar nicht erwartet hätte. Wenn er fertig iſt, ſchwirrt uns der Kopf von den Geiſerichs, Gontharichs, Godigiſels, die mit ihren barbariſchen Namen wie Irrlichter vor unſerer Seele herumtanzen. Dem Rath des Aëtius folgend ziehen die Vandalen nach Afrika. Der Held des zweiten Geſangs iſt König Geiſerich; wir erfahren eine Anekdote aus ſeiner Jugend; es folgt die Belagerung und Eroberung Karthagos; ein kurzer Blick auf des Kaiſers Valentinian Orgien; der Tod ſeiner Mutter Placidia; der Zweikampf zwiſchen Aëtius und Bonifacius, in welchem der letztere fällt. Der dritte Geſang führt uns zu den Hunnen und vor den Kaiſerthron von Byzanz, die Verhandlungen zwiſchen Hunnen und Griechen, zwiſchen Attila und Geiſerich, ein ausführlicher Geſandtſchaftsbericht des griechiſchen Abgeſandten Maximin über das Leben und die Sitten der Hunnen, der Tod des Theodoſius — das iſt der Inhalt dieſes Geſangs, in welchem wir von Karthago nach Byzanz, von Byzanz ins Hunnenlager mit einer elektrotelegraphiſchen Geſchwindigkeit verſetzt werden, im ſchroffſten Widerſpruch gegen jenes homeriſche Geſetz epiſcher Continuität, welches uns durch die Raumferne nicht fliegen läßt, ſondern ſtets an der Hand eines Helden durch dieſelbe geleitet. In den erſten Strophen des vierten Geſangs ſegeln wir mit Geiſerich nach Sicilien, wo ihm die feindlichen Stürme Halt gebieten, folgen ſeinem Boten nach Rom zum Aëtius, dann zum Attila. Plötzlich ſind wir wieder bei dem Gothenkönig Theodorich in Toulouſe; denn der Dichter erinnert ſich der Pflicht, dieſen mobil zu machen, da er den Römern im Kampfe gegen Attila beiſtand. Es folgt die Volksſchlacht in den Catalauniſchen Gefilden. Die Zerſtörung Aquilejas: zwei Strophen; Attila vor Rom, durch den Biſchof zum Abzug bewogen: ſechs Strophen. Attila's Tod — fällt in den Zwiſchenraum zwiſchen zwei Strophen. Empörung der Gothen, Honoria getödtet, Attila's Sohn Janck desgleichen, Untergang des Hunnenreichs — kein Hiſtoriker, der für die Jugend die geſchichtliche Quinteſſenz herausſchält, kann ſich kürzer faſſen als unſer Epiker. Bei weitem mehr Zuſammenhang hat der fünfte Geſang: „Maximus und Eudoxia"; hier iſt wenigſtens ein durchgängiger Faden, obgleich der Selbſtmord der durch den Kaiſer entehrten Gattin des Maximus etwas brüsk-lakoniſch die Handlung einleitet, deren epiſcher Mittelpunkt die Plünderung Roms durch die Vandalen iſt. Im ſechsten Geſang betritt wieder ein neuer Held die Bühne, Odoaker; abermals dringen wir mit den deutſchen Völkern in Rom ein. Im ſiebenten Geſang ergreift Theodorich die Zügel des Epos und Odoaker fällt. „Ablöſung vor!" iſt die Deviſe dieſer Compoſition, ein Held nach dem andern tritt ins Schilderhaus, denn es iſt ja kein Mangel daran auf der Hauptwache der Geſchichte.

Daß die epiſche Darſtellungsweiſe ſelbſt unter dieſen Fehlern der Compoſition leidet, iſt ſelbſtverſtändlich; die epiſche Plaſtik kann es nicht zu freien Gruppen, ſondern nur zu Reliefbildern bringen, da es ſich um äußerliche Folge der Geſtalten, um hintereinanderſchreitende Züge handelt. Bei dieſem epiſchen Gänſemarſch, wo der Hintermann dem Vordermann auf die Hacken tritt, iſt keine jener Formationen möglich, welche dem Epiker Gelegenheit zur Entwickelung ſeiner taktiſchen Talente bieten.

Wir haben Hermann Lingg's Dichterbegabung ſtets geſchätzt wegen ihrer kräftigen Urſprünglichkeit und wegen eines gewiſſen grandioſen Wurfs, der in einzelnen Gedichten geiſtig Bedeutſames geſtaltete. Lingg beſitzt den Stil der Freske; aber dieſer iſt mehr in einer Gedankendichtung als im Epos angebracht. Hier bedarf es der breiten Uebergänge, der behaglich an die Sache ſich hingebenden Schilderungen — und gerade dieſe Mittelglieder, welche ein ſo weitſchichtiges Gewebe der Action zuſammenhalten, ſind bei Lingg von einer erſtaunlichen, aus aller Poeſie herausfallenden Dürftigkeit und Nüchternheit. Kein Chroniſt erzählt ſo trocken und ungeſchickt wie Lingg, wenn er nicht eine Situation von einer gewiſſen Größe

auszumalen hat, welche die dichterische Ader in ihm erweckt. So kommt seine Muse im ersten Gesang ein wenig in Fluß, als er die Episode zwischen Bonifacius und der schönen Ketzerin schildert. In diesen Strophen waltet etwas von dem Geiste, welcher Goethe die „Braut von Korinth" dictirte. So in der Schilderung der Meerfahrt:

Sie schwiegen lang. Schon hatte Meil' auf Meilen
In raschem Flug das Boot zurückgelegt,
Und, unaufhaltsam vor dem Wind, die Säulen
Des Hercules erreicht, wo, wie bewegt
Vom Sturm, das Meer braust und in Wogensäulen
Der Stoß des Oceans die Flut erregt,
Da mahnt die Sage ihn von der verlornen
Atlantis und er spricht zur Auserkornen:

„Gebieterin, du lenkst in unserm Willen
Zum Ziele jeden Wunsch der Endlichkeit,
Die Regungen in diesem Busen stillen,
Vergeblich wär's, und jeder Widerstreit
Vergeblicher. Horch, wie die Wogen schwillen!
Noch eine Stunde und wir sind befreit,
Und hinter uns versinkt die den Barbaren
Verfallne Welt mit ihren todten Laren.

„Fern von den Menschen, die wir leicht vermissen,
Und fern von ihrer Lehren Zwang und Wahn,
Entdecken wir, und nicht im Ungewissen,
Nein, jenes Eiland in dem Ocean,
Das sich von unserm Erdtheil losgerissen,
Des Nordens Sternbild weist die sichre Bahn,
Dort — ohne jemals Freuden zu bereuen —
Laß uns Cythere's schönen Dienst erneuen." —

„Ach! um den Traum, der einst die Welt entzückte,
Den nichts mehr wieder", rief sie, „herbeschwor,
Die Menschheit fragt, die arme, nothgedrückte,
Nach jener Welt, da die Welt sie verlor.
Cythere, die mit jedem Reiz geschmückte,
Taucht nie mehr wieder aus der Flut empor,
Doch ihr, die saget, um des Sündenfalles
Ward Gott gekreuzigt, ihr ja kreuzigt alles!

„Die höchste Wahrheit, Liebe, Macht und Güte,
Starb an dem Marterholze dann,
Um jede Hoffnung, jede Seelenblüte
Liegt finstre Nacht und schwarzer Todesbann,
Ein Greuel, den nicht, ohne daß es wüthe,
Das menschliche Gefühl ertragen kann,
Damit ihr auch mit Recht, wohin ihr dringet,
Den Brand, die Geisel der Verfolgung bringet!"

Da trat vor solch entsetzlichem Gedanken
Der Graf zurück, im Innersten erschreckt,
Er scheint noch einen Augenblick zu schwanken,
Dann aber stürzt er auf sein Knie, bedeckt
Mit Küssen heiß die Hand der zarten Schlanken
Und ruft: „Gefühle, nie gekannte, weckt
Dein Wort in mir. Verfolgte, euer Leben
Sei künftig keinem Leid mehr preisgegeben!"

Die Ketzerin selbst wird als des Grafen Gattin für einen heidnischen Spuk gehalten. Auch das schildert Lingg mit einem gewissen dämonischen Colorit, das seiner Muse wohl zu Gesicht steht:

Da hieß es bald, kein wahres Leben schlüge
In ihrer Brust, es wall' kein Menschenblut
In ihrer Adern Marmor, es betrüge
Den Sinn nur ihrer Blicke Seelenglut,
Sie sei nur ein Idol und eine Lüge
Des Lebens, und nicht theilhaft an dem Gut,
Wodurch der Menschheit ward das Heil geboren,
Und ewig sei dem Himmel sie verloren.

Denn bei dem Einbruch der Vandalen habe
Das Heidenvolk versenkt im Erdengrund
Ein Bild Diana's; als hernach zum Grabe
Der Ort für viele Kämpfer ward, da stund
Ein Heil'ger dort, und seines Segens Gabe,
Den über die Gefallnen sprach sein Mund,
War damit auch dem Götzenbild gegeben
Und rief darin hervor ein eignes Leben.

Denn an sich todt, so ward es durch die Worte
Des Heiligen erweckt, und höllenhaft
Von Ursprung, aber am geweihten Orte
Empfing es etwas von der Eigenschaft
Der Gnade; zwar ein Spuk der Höllenpforte,
Umfloß es doch ein Strahl von höhrer Kraft:
So Engelsbild zugleich und Teufelinne
Gewann sie des Verführten Herz und Sinne.

Oft wenn der Mond zum dunkeln Piniengrunde
Im Garten des Palastes niederschien,
Erhob sie, hieß es, sich in später Stunde
Vom Lager und entflog zur Jagd dahin.
Man sah ihr Horn, man hörte ihre Hunde.
Doch mit des Dunkels, mit der Nacht Entfliehn
Stieg sie herab und huschte mit den Schatten
Zurück, und auf das Lager ihres Gatten.

Den großen Wendepunkt in der Geschichte der Völkerwanderung, die Hunnenschlacht in den Catalaunischen Feldern, hat Lingg nicht ohne gewisse Energie und Wildheit geschildert, aber doch mehr in skizzirtem Wurf, als mit der klaren Anordnung und farbenreichen Darstellung des Schlachtenmalers. Durch einige mythologische Griffe strebt der Dichter, dies Gemälde über die gewöhnliche Bataillenpoesie hinaus in ein idealeres Reich zu heben. Offenbar hat ihn hier Kaulbach's Malergenius begeistert. Es ist eine Kaulbach'sche Gestalt, die vor der Schlacht aus dem Boden wächst; doch ist sie frei ins Dichterische übersetzt. Wir hören mit Freuden wieder einmal den Vollklang Lingg'scher Poesie:

Und angethan mit einem Panzerkleide,
Die Schwingen eines Adlers auf dem Haupt,
Die Sage dort wallt über Meer und Heide,
Ihr Goldgelock vom Sturm der Schlacht bestaubt,
Sie rächt die Morde, zählt die dürren Eide,
Und nichts vergißt sie, was sie einmal glaubt,
In ihrem Auge quillt, von ihrem Munde
Der Leiden ihres Volks getreue Kunde.

Sie sieht, was keines Menschen Aug' gesehen,
Damit der innern Wahrheit Recht geschieht,
Beleuchtet über Tod und Untergehen
In Nacht ein unermeßliches Gebiet.
Sie läßt geschehn, was nirgendwo geschehen,
Und längst Vergangnes, das in Zukunft sieht;
Wo dich ein Schauer rührt und stille Klage,
Da ist ihr geistig Wehn, da geht die Sage.

Nicht minder grandios ist die freie Uebersetzung der Kaulbach'schen Hunnenschlacht:

Dort schleppte sich zum Dickicht einer Eiche
Ein Schwerverwundeter, ein Alemann,
Und rings um ihn lag manche Feindesleiche,
Da sah er, wie sich ein Gefecht entspann
In hoher Lüfte Thron, und aus dem Reiche
Der Wolken Blut zur Erde niederrann,

Ein lichter Thau, und wie ein Bild im Traume
Stand eine Stadt am fernen Himmelsſaume.

Jetzt rauſcht einher ein Zug von ſchwarzen Schwänen,
Die kreiſen übers Walfeld. Wo ihr Flug
Erſchlagne trifft und todter Roſſe Mähnen,
Da ſchnaubt das Roß zum Streiter, den es trug.
Es wiehert dumpf; es knirſchet mit den Zähnen
Der Mann, der ſeinen Gegenmann erſchlug,
Und weckt ihn auf, zum Kampf ſich neu zu ſchicken,
Mit müden und mit todeskalten Blicken.

Jungfrauen ſind indeß die Schwäne worden,
Jungfrau'n mit blankem Schwert in dunkelm Stahl,
Sie wenden ſich nach Oſt, Süd, Weſt und Norden:
„Steht auf, Erſchlagne, kämpft zum andern mal!"
Da murrt's. „Iſt noch der Gott nicht ſatt vom Morden,
Walkyren, heiſcht ihr noch ein Leichenmahl?
Belebt euch, Herzen, ſchließt euch, Todeswunden,
Auf! Gothen, Franken auf! Wacht auf, Burgunden!"

Und aufwacht Feind auf Feind und kämpft erbittert,
Helm über Helm und Schwert auf Schwert erſchallt,
Heerhorn und Schlachtruf tönt, Pfeil, Speerwurf ſplittert,
Blut trieft herab, Panier und Helmbuſch wallt,
Schild ſchlägt auf Schild, die finſtre Luft erzittert
Wie feſter Boden, der von Streichen hallt,
Der Streiter Leiber ſcheinen unzerſtörbar,
Kein Todesröcheln wird, kein Wehruf hörbar.

Auch der fünfte Geſang hat einige energiſche Schilderungen, in denen die Reime der ottave rime wie Panzerringe aneinanderklirren, ſo die Darſtellung der Scenen im Circus, die Schilderung des Kaiſermordes. Wie reiht ſich Bild an Bild, jedes ſcharf ausgeprägt:

Im Circus, auf den hohen Bogenſtufen,
Drängt ſich das Volk — Still! Valentinian naht!
Ihn grüßt ein tauſendfaches Beifallrufen,
Und ehrfurchtsvoll erhebt ſich der Senat.
Der Prätor winkt, von erzbeſchlagnen Hufen
Stäubt durch die Rennbahn eine Funkenſaat,
Staub wirbelt über Roſſen und Geſchirren,
Nur dunkel hin hört man die Räder ſchwirren.

Sie ſind zurück, zum zweiten mal umwenden,
Zwei Viergeſpanne ſchon die weite Bahn,
Sieg! Sieg! Zuruf und Beifall aller Enden,
Die Grünen ſind den übrigen voran.
Mit Kränzen regnet's, Münzen, Schmuck und Spenden
Auf Roß und Führer, die ſich läſſig nahn.
Der Fürſt wirft einen goldnen Lorber nieder,
Der Prätor winkt, die Rennbahn ſchließt ſich wieder.

Der Köcher klirrt, es blitzten Hellebarten,
Und wieder öffnet ſich das Circusthor —
Hyänen und gefleckte Leoparden
Und Bären ſtürzen aus dem Zwinger vor
Und eine Straußenheerde; Duft und Narden
Durchſtrömt die Mittagsluft, jetzt legt der Mohr
Den Pfeil ans Ohr: geſpannt ſchon iſt der Bogen,
Und zielt und trifft das Nilpferd in den Wogen.

Als das bedeutendſte Gemälde erſcheint uns die Meerfahrt der Vandalen nach der Plünderung Roms. Das iſt echt epiſche Darſtellung; dieſe ottave rime ſtrömen wie flüſſig Erz einher, Fluß und Glut zugleich. Hier iſt dichteriſche Intuition, es ſind Fresken des Gedankens:

Laut ſauſend kommt der Sturm, da bäumt mit Grollen
Die Woge ſich, eisgrün emporgeſchwellt;
Die ſchaumgekrönten Flutgebirge rollen,
Von blauen Flammen ſchrecklich nun erhellt,
Nun wieder zugedeckt von ſchauervollen
Verfinſtrungen, die der Orkan durchgellt.
Bald irrt nach allen Winden die zerſtreute
Vandalenflotte mit der Römerbeute.

Am Bord des Schiffs, aus welchem in Verbannung
Von Götterbildern ein Olymp entflog,
Trotzt heldenkühn im Sturme die Bemannung.
So oft ein Windſtoß tief die Maſten bog,
So oft das Segel in der höchſten Spannung
Das Schiff faſt mit ſich in die Wogen zog,
Erhoben ſie, das Element zu höhnen,
Ein lachend Lied in lauten Jubeltönen.

Doch wie nun Blitz um Blitz mit grellen Strahlen,
Die Götterbilder flammend übergoß,
Erſchienen wie belebt die koloſſalen
Metallnen Glieder bleich und rieſengroß;
Zu drohen ſchien ihr Antlitz den Vandalen,
Ein Zürnen wie erzürnter Geiſter ſchoß
Aus ihrem ſtarren Blick, und ließ hingegen
Erſtarrung auf die Lebenden ſich legen.

Ein Bild Neptun's ſtand zwiſchen Eichenkloben,
Aufrecht gebunden an dem Vordermaſt;
Wenn nun das Schiff vom Sturm emporgehoben,
Hoch in die Wellen ſprang mit ſeiner Laſt,
Erſchien der Meergott wie in Wolken oben,
Den goldnen Dreizack hielt ſein Arm gefaßt,
Und neben ihm, der finſter niederdrohte,
Stand furchtbar Hermes da, der Götterbote.

Ein Steuermann rief aus: „Gewiß beſchwören
Den Sturm uns dieſe fremden Götzen nur;
Denn ihrer dunkeln Höllenmacht gehören
Noch ſtets die blinden Kräfte der Natur.
Wohlauf denn, Brüder, laßt uns ſie zerſtören,
Eh das Verderben auf uns niederfuhr!
Kein Zaudern mehr! Ergreift die Waffen ſchnelle,
Zerſchlagt und werft ſie ſtückweis in die Welle!"

Er ruft's, und jene folgen ihm. Durchs Heulen
Des Sturmes brüllt ihr Kampfruf in die Nacht,
Mit Aexten, Schwertern, rieſ'gen Eiſenkeulen
Beginnen ſie die unerhörte Schlacht.
Schon trümmern Glieder von den Götterſäulen,
Da fährt der Blitz ins Schiff. Der Maſt zerkracht,
Bordüber ſchlägt die Flut, entführt das Steuer,
Und durch die Taue praſſelnd ſauſt das Feuer.

So gegen Götter mit den halbverbrannten,
Halbnackten Leibern gleicht ihr Kampf dem Drohn
Der alten Himmelsſtürmer und Giganten,
Wie ſie mit Zeus im Zwiſt von Pelion
Machtloſe Schwerter gegen Blitze wandten.
Und ſo ihr Tod; die nächſte Sturzflut ſchon
Begräbt mit donnerähnlichem Gedröhne
Ins Meer die nordiſchen Titanenſöhne.

Solche Gemälde, wo in das Natur- und Lebensbild der Kampf zweier Weltalter hineingreift, entfeſſeln die ſonſt in dieſer Dichtung meiſt gebundenen Mächte des Lingg'ſchen Talents. Ebenſo gelingen ihm landſchaftliche Stimmungsgemälde, oft in zwei Strophen abgeſchloſſen wie die Schilderung des deutſchen Tannenwaldes im Anfang des dritten Geſangs. Wir haben das Vorzügliche mit Liebe hervorgehoben, die Schönheiten ſind Schönheiten vom erſten Rang; aber ſie ſind ſpärlich in der großen Dichtung vertheilt, deren überwiegende Maſſe da

Gepräge künſtleriſcher Unfertigkeit trägt. Die Diction iſt oft höchſt ſchwerfällig, der dichteriſche Guß treibt unſchöne Blaſen. Häufungen der Vorwörter, ſchon in Proſa unſchön, kommen oft vor:

Doch jener hatte noch von dem um ihn
Entſponnenen Verrath kein Wort erfahren.

Oder:

O ſchlauer Römer, nicht iſt mir verborgen,
Sprach Thorismund, wie klüglich du verſteckſt
In die um mich bewieſ'nen, deine Sorgen.

Sehr zahlreich ſind Verſe, wie der folgende, voll gezwungener Ausdrücke, geſuchter Inverſionen und proſaiſcher Conſtructionen:

Er fühlt beſchämt und plötzlich ſich geſchieden
Von jener Feſtigkeit, die ſeine Bruſt
Noch kaum erfüllte mit erhabnem Frieden,
Statt deß erwacht welch neue Lebensluſt!
Nachdem er taglang ſie zu ſchaun gemieden,
Und endlich, als er ſie geheilt gewußt,
Betritt er ihr Gemach mit bangem Schritte,
Damit er ſie, ihm zu befehlen, bitte.

Derartige Ungelenkheit tritt überall hervor, wo der Dichter erzählende Verbindungsglieder einzuſchieben hat, was bei ſeiner chronikartigen Darſtellung fortwährend der Fall iſt. Arge und höchſt triviale Nothbehelfe fehlen auch nicht, z. B.:

Dieſer nun vollführte
Den Auftrag Geiſerich's, wie ſich's gebührte.

Auch andere Kühnheiten ſind des Reimes wegen da:

Doch ſeh' ich ihn ſchon jetzt dem Ziel entlegner
Und ſchwank in ſeinem Plan.

Das iſt durchaus undeutſch und verſtößt ſelbſt als Neuerung gegen den Sprachgenius.

„Glißen" ſtatt „glänzen", „ſtund" ſtatt „ſtand" ſind alterthümliche Wendungen, die ebenfalls die Nöthigung des Reims dictirte. Indeß iſt der Reim im ganzen kräftig und oft von charakteriſtiſcher Färbung. Doch findet ſich hin und wieder ein incorrecter männlicher Reim in der ſiebenten und achten Verszeile:

Verhüllt und ſicher treff' ihn unſer Schlag:
Der nächſte Circus ſei ſein Todestag.

Oder:

Die Collatinus ſeiner Gattin gab,
Auch nicht die Freiheit pflanz' ich auf ſein Grab.

Wo die ottave rime in Fluß kommen, ſind ſie, wie wir ſchon in der Beſprechung des erſten Buchs erwähnten, von einem volltönenden Guß, der im Widerſpruch zu den ſchmeichleriſchen Verſtrickungen der Strophe einen männlichen Charakter athmet. Oft aber ſind ſie in einer Weiſe zerriſſen, durch Lakonismen des Dialogs zerhackt, daß ihr melodiſcher Reiz gänzlich verloren geht. An Verſen, wie der folgende, iſt die Dichtung überreich:

„Wird eine ſolche Treue noch gefunden?"
Erhob Aëtius ſich und ſah umher.
„Sie lebt uns", ſprach Placidia unumwunden,
„In Bonifazius!" — „Ha nur ewig der!"
Rief wild Aëtius; „eh ein Jahr entſchwunden,
So überführ' ich ihn." — „Das möchte ſchwer",
Warf ihm Placidia ein, „dem Satan fallen."
„Er ſucht ihn", rief Aëtius, „ihn vor allen. —

Auch vierfüßige Jamben finden ſich häufiger, als bei correcten ottave rime erlaubt iſt, die jede Reminiſcenz an die freien Wieland'ſchen Stanzen zurückweiſen müſſen.

Es iſt ein unerquickliches Amt der Kritik, einem talentvollen Dichter bei einem fleißigen, hin und wieder von ſeltenen Schönheiten funkelnden Werke zu ſagen, daß er die rechte Bahn verfehlt hat, die der Nation und der Literatur zum Heile gereicht. Gleichwol muß es geſchehen, zur Warnung der Nachſtrebenden. Wir verlangen vom Epos, daß es den Kunſtgeſetzen gehorche und die Vorzüge habe, die A. W. Schlegel in der Kritik von Goethe's „Hermann und Dorothea" ſo treffend hervorhebt: „Das verweilende Fortſchreiten, die ſinnlich belebende Umſtändlichkeit, die beſonnene Anordnung." Bei Lingg aber iſt ein „unzeitiges Forteilen". Gerade was Schlegel aus den Reden des Epos ausgeſchloſſen wiſſen will, „die dialogiſche Unruhe und Unordnung", die der epiſchen Harmonie gemäß umgebildet werden ſoll, iſt eine Eigenthümlichkeit der Lingg'ſchen Dichtung. Dann aber verlangen wir gerade vom Epos den modernen, aus unſerer Cultur und Geiſteswelt herausgeborenen Stoff. Der Roman erfüllt die Bedingungen des Epos durchaus nicht und macht es in keiner Weiſe überflüſſig.

Rudolf Gottſchall.

Zur Geſchichte der Geographie.

1. Geſchichte der Erdkunde bis auf Alexander von Humboldt und Karl Ritter, von Oskar Peſchel. — A. u. d. T.: Geſchichte der Wiſſenſchaften in Deutſchland. Vierter Band. München, Literariſch-artiſtiſche Anſtalt. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der geiſtvollſte Geograph des claſſiſchen Alterthums, Strabo, behauptet in der Einleitung zu ſeinem geographiſchen Werke: „Wenn irgendeine Wiſſenſchaft in den Bereich der Thätigkeit des Philoſophen gehört, ſo iſt es die Geographie." Aber beinahe 18 Jahrhunderte ſind vergangen, ehe man zu der Ueberzeugung gelangte, daß Strabo eine Wahrheit ausgeſprochen habe. Die Neuzeit hat ſie als ſolche anerkannt. Karl Ritter*) hat, um ſeinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, „die Geographie zum Philoſophiren gezwungen", und nachdem Kohl in ſeinem geiſtvollen Buche: „Der Verkehr und die Anſiedelungen der Menſchen in ihrer Abhängigkeit von der Erdoberfläche", 1841 vorausgegangen war, ſchrieb Ernſt Kapp 1845 eine „Philoſophiſche Erdkunde" nach den Grundſätzen der Philoſophie Hegel's, und ſtellte auf dieſe Weiſe dem Werke ſeines Lehrers und Meiſters: „Die Philoſophie der Geſchichte", eine wiſſenſchaftliche Arbeit an die Seite, die nicht ohne Geiſt und Conſequenz den Beweis durchführte, daß, wenn die Geographie auf den Namen einer echten Wiſſenſchaft Anſprüche erheben wolle, ſie nicht ein Conglomerat von allerlei wiſſenſchaftlichen, zuſammenhangsloſen Ingredienzen bleiben könne, ſondern wie jede andere wahre Wiſſenſchaft von der Philoſophie durchdrungen und zu einem in ſich geordneten und nach außen hin

*) Als ſeine Vorgänger können Gatterer und Kant bezeichnet werden.

abgeschlossenen Organismus ausgebaut werden müsse. Gleichzeitig erkannte man aber auch, daß der Name „Geographie", der den Schöpfern dieser Wissenschaft, den Griechen und überhaupt allen frühern Jahrhunderten, maßgebend erscheinen konnte, für uns nicht mehr umfassend und bezeichnend genug sei. Und mit Recht: die Geographie hatte sich zur Erdkunde erhoben. Eine Wissenschaft aber, die von dem genialsten Volke der alten Welt geschaffen und jahrhundertelang gepflegt ward; eine Wissenschaft, die selbst im Verlaufe des Mittelalters insbesondere durch die Araber so namhafte und so umfassende Erweiterungen erfuhr, daß die Fachgelehrten unserer Tage noch vollauf damit zu thun haben; eine Wissenschaft endlich, an deren Bereicherung und Ausbildung sich seit länger als drei Jahrhunderten alle Culturnationen Europas theils in dieser, theils in jener Richtung mehr oder minder betheiligt haben: eine solche Wissenschaft muß in der That auch den Gehalt einer eigenen Geschichte in sich tragen, d. h. sie muß ebenfalls als eine Phase des geistigen und literarischen Lebens aller der Völker, die derselben ihre Thätigkeit zugewendet haben, anerkannt, erforscht und dargestellt werden können.

Von diesem Gesichtspunkte ging unstreitig die historische Commission in München aus, als sie „einer Geschichte der Erdkunde" unter ihren Aufgaben einen Platz anwies. Ihr Augenmerk fiel mit Fug und Recht auf Peschel, der seine Befähigung durch das treffliche Werk: „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" (Stuttgart 1858) hinlänglich beurkundet und, wie bekannt war, die darauf bezüglichen Studien eifrig fortgesetzt hatte. Und der Verfasser hat das in ihn gesetzte Vertrauen in vorzüglichem Grade gerechtfertigt, was um so höher angeschlagen zu werden verdient, je größere Schwierigkeiten bei der Verwirklichung der Idee, wie sie der historischen Commission vorschwebte, zu überwinden waren: ein Zeitraum von mehrern tausend Jahren mußte in den Gesichtskreis gezogen und zwölf verschiedenen Literaturen das erforderliche Material abgewonnen werden, um Grundlage und Ausbau des Werks möglich zu machen. Zwar bezüglich der altclassischen Welt lagen bereits größere Werke und tüchtige Monographien vor, wenn auch, wie natürlich, nicht ganz in dem Sinne, wie der Verfasser seine Aufgabe zu fassen hatte, aber rücksichtlich des ganzen Mittelalters und der Neuzeit fand sich der Verfasser auf der Bahn, die er zu durchlaufen hatte, fast ganz vereinsamt: nur Ritter's „Vorlesungen über die Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen" (Berlin 1861) gewährten einen Wegweiser und ein Vorbild. Denn Alexander von Humboldt's „Examen critique de l'histoire de la géographie" ist eben nur das, was es sein will: eine kritische Prüfung derjenigen Thatsachen oder Materialien, aus denen eine beglaubigte Geschichte der Geographie gebildet sein will, und Merlecker's „Geschichte der Geographie und der geographischen Entdeckungen" entbehrte der Kenntnisse, welche die Bearbeitung eines solchen Themas in Anspruch nimmt, abgesehen davon, daß sie schon 1839 erschien, während „Die Geschichte der Geographie von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" von Löwenberg (Nr. 2) nur für das größere Publikum berechnet ist. Genug, der Verfasser hat auf dem Gebiete der Geschichte des menschlichen Geistes einen Baum gepflanzt, der, wenn er ferner nach Verdienst gepflegt wird, wie zu erwarten steht, zunächst vom Verfasser selbst, der keineswegs sich einbildet, ein opus omnibus numeris absolutum geschrieben zu haben, einen Ehrenplatz auf diesem Gebiete zu behaupten geeignet sein wird.

Indem wir nun selbstverständlich ein specielles Eingehen auf die vorliegende Leistung des Verfassers Fachblättern überlassen müssen, beschränken wir uns hauptsächlich auf solche Momente, welche unsern Lesern Interesse und Achtung für dieselbe einflößen können. Das Ganze ist in sechs Hauptabschnitte getheilt: 1) „Das geographische Wissen im classischen Alterthum"; 2) „Verfall der Wissenschaft im frühern Mittelalter"; 3) „Die Araber und ihre Glaubensgenossen"; 4) „Die Zeit der Scholastiker"; 5) „Der Zeitraum der großen Entdeckungen vom Infanten Heinrich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts"; 6) „Das Zeitalter der Messungen". Daß die beiden letzten Abschnitte den weitaus bedeutendsten Raum beanspruchten, wird jeder erklärlich finden, der auch nur einigermaßen die Fortschritte kennt, welche die geographische Wissenschaft in den letzten drei Jahrhunderten durch die wetteifernden Bestrebungen der Culturnationen gemacht hat. Während aber allmählich die Portugiesen, Spanier und Italiener ihres alten Ruhms als Entdecker und wissenschaftliche Geographen verlustig gehen, treten die Franzosen, die Engländer, eine Zeit lang die Holländer und zuletzt die Deutschen — die letztern zum zweiten male, da sie früher schon bis zu Kepler's Zeit den Vorrang einnahmen — in den Vordergrund. Verweilen wir unter Leitung des Verfassers vorzugsweise bei den Deutschen. Gewissermaßen als Commentar zur richtigen Würdigung ihrer geographisch-wissenschaftlichen Leistungen und Verdienste, namentlich den Franzosen und Engländern gegenüber, dürfen folgende Worte des Verfassers betrachtet werden:

> Wer die Geschichte der Erdkunde zur Hand nimmt, um darin die Ehren des deutschen Volks verzeichnet zu finden, der wird gemischten Eindrücken entgegengehen. Er wird gewahren, daß er einer Nation angehöre, die überreich an Zierden und arm an Thaten ist. Wo hohe Aufgaben nur durch die Kräfte eines Staats gelöst werden können, zeigt unsere Geschichte nichts als eine Reihe versäumter Gelegenheiten; wo es aber dem einzelnen möglich war, ohne öffentlichen Beistand der Wissenschaft große Dienste zu leisten, oder wo fremde Nationen thatenlustig nach Werkzeugen suchten, da haben sich stets Deutsche hervorgedrängt, und die Zahl der Unserigen, die in Gefahr gingen und in ihr unterlagen, ist bis auf die Gegenwart ruhmwürdig groß gewesen. Was hätten andere Nationen geleistet, wenn sie über eine ähnliche Fülle geistiger Kräfte zu verfügen gehabt hätten! Wenn wir dennoch bei der Vertheilung der wissenschaftlichen Verdienste nicht hinter andern Völkern zurückstehen, so müssen wir unsere Vertreter um so höher feiern, weil sie so viel erringen konnten, obgleich sie Deutsche waren!

Dagegen gründen sich die beneidenswerthen Verdienste, welche sich die Franzosen um die geographische Wissenschaft seit 1671 gesichert haben, ohne Ausnahme auf

Unternehmungen, die durch öffentliche Mittel bestritten wurden. Und auf den Titeln der Reisewerke französischer Gelehrten kehren stets die Worte wieder: „Voyage fait par ordre du roi." Und seit Kepler haben sich auch um die Ausbildung der mathematischen Geographie fast ausschließlich Franzosen Verdienste erworben — überhaupt, wo es etwas zu messen gab, findet man sie in der vordersten Reihe —, während die ältesten Seetiefemessungen und Seetiefenkarten holländische Arbeiten sind; dagegen ist die tiefere Begründung der Lehre und die Darstellung von Fluterscheinungen auf Weltkarten ein Verdienst der Engländer, ebenso wie die Erkenntniß der oceanischen Tiefentemperaturen.

Hervorragend sind die Leistungen der Deutschen für die Förderung der Erkenntniß des innern Baues der Erdrinde. Wenn man des Dänen Steno und die frühreifen Ansichten von Leibniz' abrechnet, so verdanken wir Werner allein durch Aufstellung des Formationsbegriffs die Grundlage und alle Fortschritte der Geologie bis zu der Zeit, wo nach den Lagerungsverhältnissen auch die eingeschlossenen Versteinerungen gleichzeitig in England und in Frankreich zur chronometrischen Bestimmung der Felsarten herbeigezogen wurden. Das Wichtigste, was man bisjetzt über den Bau und die geordnete Lage der Vulkane weiß, verdankt man beinahe ausschließlich den Entdeckungen Alexander von Humboldt's, Leopold von Buch's und Franz Junghuhn's.

Die Ortskunde der Gewächse ist ferner vorzugsweise eine Schöpfung des deutschen Geistes. Die Schöpfer der Pflanzenklimatologie sind neben dem Schweden Wahlenberg ebenfalls wiederum Alexander von Humboldt und Leopold von Buch, und Karl Ritter ist der Verfasser der ersten botanischen Karte. Und nachdem Treviranus und Robert Brown das Gesetz für die verschiedenartige Verbreitung der niedern, höhern und vollkommensten Gewächse festgestellt und Decandolle das physiologische Verständniß dieser Gesetze erschlossen hatte, fand Humboldt die ersten Thatsachen über die Verbreitung der Familien und die Wanderungen der Gewächse, sodaß der Däne Schouw, der leider der Wissenschaft so früh durch den Tod entrissen ward, über hinreichende Vorarbeiten verfügte, als er die Grundzüge dieser jungen Wissenschaft entwarf.

Die Statistik in der Länderbeschreibung ist eine deutsche Schöpfung; sie war vor Achenwall in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht einmal dem Namen nach bekannt. Die ersten Anfänge dieser Wissenschaft, deren Entwickelung von Mohl in seiner „Geschichte der Staatswissenschaften" (III, 639 fg.) so gründlich verfolgt und dargestellt hat, finden sich in Conring's politischen Werken. Niemand vor Süßmilch hatte ein Mittel gefunden, Volkszahlen zu berechnen, und Büsching's großes Verdienst ist es, zuerst die Bestimmung der Bevölkerungsdichtigkeit als eine geographische Aufgabe erfaßt und gelöst zu haben.

Was aber die letzten und höchsten Wahrheiten der geographischen Wissenschaft anbetrifft, so werden diese unleugbar mit der Erkenntniß ausgesprochen, daß der Bau der Erdoberfläche und die von ihm abhängigen Verschiedenheiten der Klimate sichtlich den Entwickelungsgang unsers Geschlechts beherrscht und den Ortsveränderungen der Culturstze ihren Pfad abgesteckt haben, sodaß der Anblick der Erdgemälde uns dahin führt, in der Vertheilung von Land und Wasser, von Ebenen und Höhen eine von Anfang gegebene oder, wenn man will, beabsichtigte Wendung menschlicher Geschicke zu durchschauen. Seit Strabo bis auf unser Jahrhundert war niemand diesen tiefen Geheimnissen näher getreten. Außer den vielen sinnigen Gedanken, die Alexander von Humboldt ausgesprochen oder mittelbar angeregt hat, kamen die größten Offenbarungen aus dem Munde Karl Ritter's, von dem man wol sagen kann, er habe die naturwissenschaftliche Erdkunde beseelt, er habe zuerst in dem Antlitz der einzelnen Welttheile, welche er die großen Individuen der Erde genannt hat, geheimnißvoll wirkende Persönlichkeiten gewittert oder wenigstens doch ihre Verrichtungen in der Geschichte unsers Geschlechts nachgewiesen.

Wir brechen hier ab, um noch einen mäßigen Raum für einige Bemerkungen zu erübrigen, die aber nicht den Zweck des Tadels verfolgen, sondern einen kleinen Beweis liefern sollen, daß wir nicht gleichsam in der Vorhalle des umfänglichen wissenschaftlichen Baues, den der Verfasser aufgeführt hat, stehen geblieben sind, sondern daß wir uns in demselben mit ebenso großem Interesse wie mit Aufmerksamkeit umgesehen haben. Da der Verfasser der mathematisch-astronomischen Geographie der alten Griechen möglichst gerecht zu werden bemüht ist, so erlauben wir uns, ihn auf das kleine, aber interessante Werkchen des Kleomenes aufmerksam zu machen, das den Titel führt: „Κυκλικῆς θεωρίας μετεώρων βίβλια δύο"; es ist dasselbe in der Hauptsache eine Kritik der epikuräischen Astronomie gegenüber der stoischen. Doch muß man entweder die Ausgabe des Holländers Bake benutzen (Leyden 1820) oder die von Schmidt (Leipzig 1832). Die neueste Arbeit von S. Ruge (Dresden 1865) über den merkwürdigen Geographen Seleucus aus Selencia verdient ebenfalls Beachtung. Die inhaltreichen „Quaestiones naturales" des Philosophen Seneca erwähnt zwar der Verfasser ein- oder zweimal, sie beanspruchen aber eine größere Aufmerksamkeit besonders deshalb, weil sie sich mit der ganzen naturwissenschaftlichen Literatur der Griechen beschäftigen, und Gelpke's darauf bezügliche Arbeit dürfte unsers Erachtens dem Verfasser für seine Zwecke ebenfalls Dienste geleistet haben. Wenn endlich die berühmten Bollandisten von dem Verfasser kaum gekannt zu sein scheinen, so darf dies bei der massenhaften Literatur, die durchzustudiren war, wenig wundernehmen, wiewol Karl Ritter bereits in seinen „Vorlesungen" ihren Werth für eine Geschichte der Geographie anerkannt hatte: die mönchischen Glaubensboten haben den geographischen Gesichtskreis des Mittelalters vergleichungsweise ebenso erweitert, wie in unsern Tagen die Missionare die Wissenschaften der Ethnographie und Linguistik fördern.

Eine werthvolle Zugabe zu dem so inhaltreichen Werke ist ein sorgfältig gearbeitetes Register. Und so scheiden wir von dem Verfasser mit dem dringenden Wunsche, seine Hand von der Wissenschaft, der er durch sein vorliegendes Werk einen so trefflichen Dienst geleistet hat, nimmer wieder abzuziehen.

2. Geſchichte der Geographie von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart von J. Löwenberg. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin, Haude und Spener. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während das ſoeben beſprochene Werk auf dem Wege weitgreifender Forſchung und umſichtsvoller Kritik eine wiſſenſchaftliche Geſchichte der Erdkunde auf möglichſt feſter Grundlage zu erbauen ſich beſtrebt, ſetzt ſich das in zweiter Stelle genannte Buch zur Aufgabe, die gewonnenen Reſultate praktiſch zu verwerthen, d. h. nicht nur den Laien, ſondern ganz beſonders auch den gereiftern Zöglingen höherer Bildungsanſtalten und deren Lehrern, welche bei ihren Geſchichtsvorträgen der Bildung und dem Wiſſen der Culturvölker die verdiente Aufmerkſamkeit widmen, in entſprechender Weiſe zum Verſtändniß zu bringen. Schon die erſte Auflage, welche, wie bereits oben bemerkt, 1839 erſchien, ward nicht ohne Beifall aufgenommen; ſelbſt die franzöſiſche „Revue des deux mondes" äußerte: „Nous souhaiterions qu'il fût traduit en français et introduit dans nos écoles." Ob dies geſchehen, iſt uns unbekannt, jedenfalls aber wäre es kein Misgriff geweſen.

Der Verfaſſer hat nun zur Bearbeitung der zweiten Auflage ebenſo wol die Ueberzeugung, daß dieſelbe Vollkommeneres leiſten müſſe, als die Befähigung mitgebracht, eine ſolche Leiſtung befriedigend auszuführen: dieſes Zeugniß darf ihm unſers Erachtens die Wiſſenſchaft mit gutem Gewiſſen ausſtellen. Und da der Verfaſſer Ritter's Ausſpruch hoch in Ehren hält: „Unſere Erde iſt nur ein Stern unter den Sternen, und wir auf ihm ſollten uns nicht durch ihn vorbereiten zur Anſchauung der Welt und ihres Schöpfers und Meiſters?" ſo zeigt ſich öfters neben der präciſen Kürze der Darſtellung auch eine Wärme der Ausdrucksweiſe, die insbeſondere den lernenden Jüngling freundlich anzumuthen geeignet iſt; er wird fühlen, daß er kein trockenes Lehrbuch vor ſich habe. Anſcheinend dürften wir nun unſere Aufgabe für beendigt anſehen. Allein dem iſt nicht ſo. In einem Buche, das für Leſer beſtimmt iſt, die Fehlerhaftes nicht zu berichtigen, Einſeitiges nicht richtig zu beleuchten und Dunkles nicht aufzuhellen im Stande ſind, dürfen einzelne Bemerkungen, mögen ſie weder zahlreich noch bedeutungsvoll für das Ganze ſein, doch von einer gewiſſenhaften Beurtheilung nicht verabſäumt werden, nicht um dem ſchriftſtelleriſchen Rufe des Autors zu nahe zu treten, ſondern um ſeiner Arbeit zu nutzen. Daher noch Folgendes. Während wir nur im Vorübergehen erwähnen wollen, daß wir bei der Charakteriſtik der bibliſchen Urkunde, welche der Verfaſſer nach Verdienſt würdigt, das Merkmal „des Maßvollen" vermiſſen und gegen die Schreibart „Abyſſinien" ſtatt „Abeſſinien" (Habeſch) und „Hyxos" ſtatt „Hykſos" Proteſt einlegen, geſtatten wir uns, bei Herodot etwas länger zu verweilen. Daß Herodot ſeine Geſchichtsbücher oder wenigſtens einen Theil derſelben auf den Olympiſchen Spielen vorgeleſen habe, iſt nicht ſo ausgemacht, als der Verfaſſer annimmt. Die von Dahlmann ausführlich begründeten Zweifel („Forſchungen auf dem Gebiete der Geſchichte", Bd. 2, Abthl. 1) ſind weder von Krüger („Unterſuchungen über das Leben des Thucydides", Berlin 1832), noch von Bähr (vgl. deſſen Ausgabe des Herodot) und ebenſo wenig von Daunou in ſeinem „Cours d'études historiques" überzeugend beſeitigt worden. Wenn der Verfaſſer ferner ſagt: „Wol mochte ein unwiſſendes Zeitalter in dünkelhafter Hyperkritik Herodot's Werk lügenhafter Fabelſucht zeihen", ſo iſt dieſe Bemerkung nicht ganz zutreffend. Denn der Urſprung der Schmähſchrift: „De malignitate Herodoti" (der Verfaſſer findet dieſelbe am Schluſſe der Ausgabe des Herodot von Weſſeling), fällt gewiß nicht in den Bereich eines unwiſſenden Zeitalters. Der Verfaſſer konnte übrigens nicht unpaſſend bei dieſer Gelegenheit auch der Erfahrung gedenken, die Marco Polo machte: ſeine aus Unwiſſenheit oder Misgunſt ungläubigen Zeitgenoſſen nannten ihn ja auch messere milione, d. h. den Aufſchneider; beiden iſt aber nach einer langen Reihe von Jahrhunderten von einem aufgeklärtern und unparteiiſchen Zeitalter die vollſte Anerkennung zutheil geworden. S. 24 hat der Verfaſſer wol nur aus Verſehen „die Krim" zu „Cherſoneſus Taurica" ſprachlich in ein Verhältniß geſtellt, als wenn dieſe Namen verſchiedene Länder bedeuteten, was doch nicht ſo iſt. S. 28 heißt es:

Daß Xenophon bei den Tibarenern die Männer nach der Niederkunft ihrer Frauen ſich ins Wochenbett legen und von dieſen pflegen und bedienen läßt, iſt kein neckender Scherz gegen die weichlichen griechiſchen Damen geweſen, den dieſer muthwillige Liebling der Grazien ſich ſonſt wol erlaubt hat; dieſelbe Sitte findet ſich in der That noch heute bei einzelnen Völkern Innerafiens und Indianerſtämmen Nordamerikas.

Dafür konnte der Verfaſſer ein näher liegendes Beiſpiel in den alten Bewohnern der Inſel Corſica haben. Denn Diodorus Siculus (V, 13, 14) erzählt dieſelbe Thatſache als ein „παραδοξότατον" der Corſen. Indem wir ferner den Verfaſſer bitten, die Vorrede des ältern Plinius zu ſeinem bekannten Werke noch einmal nachzuleſen, um die Zahl der von dieſem gelehrten Römer excerpirten Schriftſteller richtiger anzugeben, und zugleich bemerken, daß S. 109 die Jahreszahl 1254 jedenfalls als Druckfehler ſtatt 1453 anzuſehen iſt, verweilen wir noch einen Augenblick bei dem räthſelhaften Prieſter Johannes. Was der Verfaſſer über dieſe Perſönlichkeit ſagt, iſt für die Leſer ſeines Buchs weder recht verſtändlich, noch irgendwie genügend. Wir verweiſen den Verfaſſer auf Oppert: „Der Presbyter Johannes in Sage und Geſchichte u. ſ. w." (Berlin 1864), dabei aber zugleich auf den in dergleichen Dingen grundgelehrten Liebrecht in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" (Jahrg. 1864, S. 2063 fg.), ſowie auf die Zeitſchrift: „Ausland" (Jahrg. 1864, S. 976 fg.). Wenn endlich der Verfaſſer, wie gewiß vorausgeſetzt werden darf, ſeine geſchichtlich-geographiſchen Studien im Bereiche des Mittelalters fortſetzt, ſo erſuchen wir ihn, die ſogenannte höfiſche Poeſie nicht unbeachtet zu laſſen und „Eine Geographie des 13. Jahrhunderts", jüngſt von Ignaz von Zingerle herausgegeben *) — jedenfalls das erſte geographi-

*) Sie iſt beſprochen in Nr. 46 d. Bl. f. 1866. D. Red.

sche Compendium des Mittelalters —, in Betracht zu ziehen.

Schließlich möge noch rühmend hervorgehoben werden, daß der Verfasser auf den Unterschied einer subjectiven und objectiven Geschichte der Geographie recht klar hingewiesen und dadurch dem Lehrer einen praktischen Fingerzeig gegeben hat.

Karl Zimmer.

Feuilleton.

Zwei Artikel der „Revue des deux mondes".

Die „Revue des deux mondes" beginnt in ihrem zweiten Februarheft eine Reihe von Artikeln: „L'Allemagne depuis la guerre de 1866", von denen der erste die Vergrößerungen Preußens und sein Heer bespricht. Emil de Laveleye, der Verfasser dieser Artikel, hat die preußische Heeresorganisation nach den Quellen studirt und bringt darüber stichhaltige Mittheilungen. Doch ist er weit von jedem Chauvinismus entfernt, wie er sich bei denjenigen Franzosen, die das Muster fremder Heereseinrichtungen zu Gunsten ihrer eigenen militärischen Neugestaltungen studiren, leicht einzuschleichen pflegt. Er findet es im Gegentheil auffallend, daß man sich in einem Jahre, in welchem die Völker sich wie Brüder besuchen, um im Tempel des Friedens und der Industrie sich um die Palmen der Arbeit und der nützlichen Erfindungen zu streiten, nur mit den Mitteln der Zerstörung beschäftigt. Er meint, daß wir in einer Epoche des Uebergangs zwischen dem Zeitalter des Despotismus und der Militärherrschaft, die im Untergang sei, und der Aera der Industrie und der Freiheit befinden, die sich uns eröffne. Sehr schön spricht er sich über die Beziehungen Frankreichs und Deutschlands aus; wir können in den folgenden Worten nur eine Bürgschaft dafür finden, daß die Zeit der Eifersüchteleien zwischen beiden Nationen wenigstens für die Vorkämpfer ihrer Bildung vorüber sei. Der alte Satz Voltaire's: „Ich kann die Größe meines Vaterlandes nicht verlangen, ohne gleichzeitig die Erniederung meiner Nachbarn zu wollen", wird Lügen gestraft. „Wenn mein Nachbar", sagt Laveleye, „seinen Reichthum, seine Macht, seine Kenntnisse vermehrt, so läßt mich der commerzielle und literarische Verkehr auch daran theilnehmen. Wenn Deutschland, wiedergeboren gemäß seiner nationalen Tendenzen, die Früchte seiner Arbeit oder des Genies seiner Kinder vermehrt sieht, wird nicht Frankreich das erste Land sein, das diese Vortheile sich aneignet? Genießt es nicht die Werke Goethe's und Schiller's, Beethoven's und Mozart's, die Eroberungen der deutschen Wissenschaft, als ob sie seine eigenen wären? Nehmen wir an, Deutschland sei verwüstet, seine Städte lägen in Asche, seine Universitäten seien vernichtet, seine Werkstätten zerstört und verkommene und unwissende Bevölkerungen wären an die Stelle eines aufgeklärten und blühenden Volks getreten, würde Frankreich deshalb größer, glücklicher, freier sein?"

Ein zweiter Artikel dieses Hefts der „Revue des deux mondes" behandelt die neuen Theorien der epischen Dichtung in Frankreich und Deutschland. Der Verfasser, Gaston Boissier, verfährt indeß keineswegs in streng systematischer Weise, sondern er sucht nur im allgemeinen, mit Anlehnung an die ältern französischen Epen, nachzuweisen, daß sich gegenwärtig eine neue Poetik gestaltet, welche durch die Entdeckungen älterer Volksdichtungen bei den verschiedensten Nationen ihren Gesichtskreis erweitert hat und aus neuen Thatsachen neue Gesetze zu bilden sucht. Diese neue Kritik wendet sich an alle Jahrhunderte mit gleicher Vorurtheilslosigkeit; sie verlangt nicht, daß sie sich denselben Regeln fügen, daß sie denselben Typus wiederholen soll. Offenbar hat Boissier recht, diese Kritik zu rühmen, solange sie eben eine historische bleibt und die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Dichtungen aus dem Geiste der Völker und Epochen heraus zu begreifen sucht. Wo die Kritik aber nicht reproducirend, sondern in vieler Hinsicht productiv sein oder mindestens für die Production der Gegenwart die Regeln feststellen soll: da würde die Hingabe an die verschiedenartigsten, von der Vergangenheit herausgearbeiteten Formen oft einen ungewissen und dilettantischen Charakter geben. Gerade die historische Kritik hat sich, bei ihren großen Verdiensten um die Wissenschaft, für die Literatur der Gegenwart wenig ersprießlich gezeigt. Hier bedarf die Kritik des modernen Instincts, welcher die ästhetischen, durch keine Vorbilder wechselnder Production geschwächten Grundregeln dem Genius des Jahrhunderts anpaßt. Am Schluß seines Artikels, der namentlich eine in vieler Hinsicht gelungene Ehrenrettung der Virgil'schen „Aeneide" enthält, wendet sich Boissier gegen Mommsen, der den Italienern das heilige Feuer der Poesie abspricht und ihnen höchstens eine gewisse improvisatorische Leichtigkeit zugesteht, welcher ebenso die französische Poesie geringschätzt und nur den Griechen und Germanen die echt dichterische Begabung einräumt. Gegen diese literarische Orthodoxie setzt sich Boissier zur Wehr, wobei er indeß die deutsche „Systemmacherei", wie er es nennt, etwas zu oberflächlich auffaßt. Mommsen ist übrigens durchaus kein Systematiker, sondern er weiß durch Machtsprüche zu imponiren, die oft nur den Charakter geistreicher Improvisationen an sich tragen.

Ein englisches Urtheil über das Lindner'sche Drama.

Die „Saturday Review" ist doch etwas gar zu lakonisch in ihrer Be- oder Verurtheilung der Lindner'schen Preistragödie. „Tollheit", sagt sie, „ist ein äußerst schwieriger Gegenstand für einen Dramatiker, und erheuchelte Tollheit noch weit schwieriger. Herrn Lindner's Brutus heuchelt sehr ungeschickt; wir glauben nicht, daß er einen Tarquin damit betrogen hätte. Da er indessen sagt, er fühle einen Hund in sich, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er an der Wasserscheu leidet."

Bibliographie.

Gutzkow, K., Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Philippson, M., Geschichte Heinrichs des Löwen, Herzogs von Baiern und Sachsen und der welfischen und staufischen Politik seiner Zeit. 1ster Bd. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pius IX. und England. Versuch einer unmaßgeblichen Conjectur. Von einem deutschen Katholiken. Brixen, Theolog. Verlags-Anst. 8. 4 Ngr.

Reinke de Vos nach der ältesten Ausgabe. (Lübeck 1498.) Mit Einleitung, Anmerkungen und einem Wörterbuche von A. Lübben. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rom und Italien. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 4 Ngr.

Roman-Magazin des Auslandes. Enthaltend die besten Romane des Auslandes, wie England — Frankreich — Schweden ꝛc. in guten Uebersetzungen. 1ster Jahrgang 1867. 12 Hefte. Berlin, Janke. Hoch 4. à Heft 10 Ngr.

Saupe, J., Shakespeare's Lebens- und Entwicklungsgang für den weitern Kreis gebildeter Verehrer des großen Dichters dargestellt. Gera, Griesbach. 8. 7½ Ngr.

Schild, F. J., Aus dem Leberberg. Gedichte und Sagen in Solothurner Mundart. Beitrag zum schweizerischen Idiotikon. 1stes und 2tes Bdchn. Biel, Steinheil. 16. 28 Ngr.

Schrader, A., Vergeltung. Sitten-Roman aus der neuesten Zeit. 3 Bde. Leipzig, Payne. Gr. 16. 3 Thlr.

Shakespeare's dramatische Werke und Sonette in neuen Original-Uebersetzungen von F. Dingelstedt, W. Jordan, L. Seeger ꝛc. 1ster Bd. Hildburghausen, Bibliograph. Institut. Gr. 8. 22½ Ngr.

Uhlhorn, G., Zwei Bilder aus dem kirchlichen Leben der Stadt Hannover. I. Das Mittelalter. II. Die Reformation. Vorträge. Hannover, Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Welvien, v., Kurzer Lebensabriß des Marschalls Moritz von Sachsen und Auszüge aus seinen Betrachtungen über die Kriegskunst. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Winterfeld, A. v., Ein gemeuchelter Dichter. Komischer Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Gutzkow's neuester Roman.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte. 1536—1567

Von

Karl Gutzkow.

Erster Band. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Erscheinen dieses Werks, des ersten, mit welchem der Dichter seit seiner Genesung wieder vor die Oeffentlichkeit tritt, wird allgemein mit dem lebhaftesten Interesse begrüßt. Der Roman spielt im Zeitalter der Reformation und wurde vom Verfasser nach der malerisch am Fuß der Alpen gelegenen Burg gleichen Namens benannt, weil die darin vorgeführten Begebenheiten sich geschichtlich an dieselbe anknüpfen. Kaiser und Reich, Fürsten und Städte, Wissen und Leben deutscher Nation kämpften in jener Zeit um dieselben Güter, welchen noch heute der Lebenskampf des deutschen Volks gilt. Ist es demnach schon an sich ein höchst bedeutender und fesselnder Stoff, der hier dem Leser geboten wird, so entfaltet er sich unter des Verfassers Hand zu einem farbenfrischen, großen culturhistorischen Gemälde, sodaß dieser neue Roman sich den berühmten Schöpfungen des Autors, den „Rittern vom Geiste" und dem „Zauberer von Rom", ebenbürtig an die Seite stellen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

THE LIFE OF GOETHE.

By **GEORGE HENRY LEWES.**

Copyright edition.

Second edition, partly rewritten.

2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Dieses berühmte Werk ist als eine der besten Biographien Goethe's anerkannt und als solche auch in Deutschland längst schon zu einem Lieblingswerk geworden. Die zweite Auflage ist vom Verfasser unter Benutzung der Resultate seiner neuern Forschungen und der in neuerer Zeit über Goethe's Leben in Deutschland veröffentlichten Aufschlüsse wesentlich umgearbeitet, sodass diese Ausgabe das Interesse eines ganz neuen Werks erregt hat.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die häusliche Erziehung.

Von **Sigismund Stern.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

An die Väter und Mütter wendet sich vorzugsweise diese Schrift; mit ihnen will der Verfasser über Aufgaben und Mittel der Erziehung überhaupt und der häuslichen Erziehung insbesondere sich verständigen. Der Natur in ihrem Selbstentwickelungsgange folgend, behandelt er mit Wärme und Klarheit die wichtigsten Fragen der häuslichen Erziehung in geordnetem, übersichtlichem Zusammenhange, sodaß jeder Leser aus dem gehalt- und gemüthvollen Buche — das sich namentlich auch zu Geschenken eignet — die fruchtbarsten Anregungen schöpfen wird.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lessing-Galerie.

Charaktere aus Lessing's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht.**

Dreißig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Gr. 4. In sechs Lieferungen zu je fünf Blatt nebst Text. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr. Prachtausgabe in Imp.-Folio complet 14 Thlr.

Neben Schiller und Goethe genießt mit Recht Lessing, der Begründer unserer classischen Literatur, unter allen deutschen Dichtern die größte Popularität. Seine poetischen Gestalten leben in der Vorstellung des Volks als Typen künstlerisch maßvoller Charakterzeichnung; sie bieten dem bildenden Künstler den würdigsten, dankbarsten Stoff. Und wie gerade Friedrich Pecht es versteht, das Charakteristische in den einzelnen Schöpfungen der Dichter zu erfassen und in lebenswahren Gebilden darzustellen, hat er durch die „Schiller-Galerie" und „Goethe-Galerie" glänzend bewiesen. Auch seine die Hauptmomente der Charaktere in geistvoller Weise erläuternden Texte erfreuen sich des allgemeinsten Beifalls. Es darf daher für die „Lessing-Galerie", deren erste drei Lieferungen nebst Prospect in allen Buchhandlungen vorliegen, ebenfalls auf lebhafte und nachhaltige Theilnahme der Kunst- und Literaturfreunde gerechnet werden.

1. Lieferung: **Lessing. Eva König. Miss Sara Sampson. Nathan. Sittah.**
2. Lieferung: **Der Klosterbruder. Gräfin Orsina. Der Tempelherr. Recha. Al-Hafi.**
3. Lieferung: **Marwood. Mellefont. Arabella. Daja. Der Patriarch.**

Die übrigen 3 Lieferungen werden enthalten: **Philotas. Tellheim. Minna von Barnhelm. Franziska. Just. Riccaut de la Marlinière. Der Wirth. Paul Werner. Emilia Galotti. Odoardo Galotti. Claudia Galotti. Der Prinz. Marinelli. Graf Appiani. Saladin.**

Früher erschien in demselben Verlage:

Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht** u. **Arthur v. Ramberg.** Funfzig Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Goethe-Galerie.

Charaktere aus Goethe's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht** u. **Arthur v. Ramberg.** Funfzig Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Gr. Quart. In 10 Lieferungen 13 Thlr. 10 Ngr. In Leinwandband 15 Thlr. 10 Ngr.; in Lederband 16 Thlr. 20 Ngr. Prachtausgabe in Imp.-Folio 24 Thlr., in prachtvollem Lederband 30 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Petit livre de conversation anglais-français

à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par **F. AHN.**

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses Werk des berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 21. März 1867.

Inhalt: Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Rudolf Gottschall. Erster Artikel. — Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Feodor Wehl. Erster Artikel. (Beschluß.) — Feuilleton. (Robert Hamerling's „Ahasverus in Rom"; Ernst Moritz Rott.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Erster Artikel.

Die Blüte unserer deutschen Literaturgeschichte ist eine anerkannte Thatsache. Die eifrig betriebenen germanistischen Studien führen der literarhistorischen Darstellung unserer ältern Literatur stets neuen Stoff zu, während auch die Kenntniß unserer classischen Literaturepoche durch stets neue Veröffentlichungen von bisher unbekannten Correspondenzen unserer großen Dichter vielfach bereichert wird. So müssen die neuen Auflagen unserer bekanntesten Literaturgeschichten stets eine neue Gestalt annehmen; ja einige derselben können für vollständig neue Werke gelten.

Wenn die Fortentwickelung unserer Nationalliteratur wesentlich auf der Production beruht, ein Axiom, das, so selbstverständlich es ist, doch oft in Vergessenheit zu gerathen scheint, so fragt es sich, ob die Pflege der Literaturgeschichtschreibung einen mehr fördernden oder hemmenden Einfluß auf dieselbe ausübt? Gewiß kann es nur lehrreich für die Dichter der Gegenwart sein, den Entwickelungsgang der vaterländischen Literatur auf das genaueste kennen zu lernen, indem die eigenthümlichen Talente, Richtungen und Tendenzen der verschiedensten Zeitalter erst bei sorgfältiger Würdigung klar genug hervortreten, um eine Aneignung oder Ablehnung des Erstrebten zu rechtfertigen. Das Gelungene und Verfehlte, das Entwickelungsfähige und Verkommene nicht blos nach dem allgemeinen ästhetischen Maßstab, sondern nach den Endresultaten des historischen Verlaufs zu scheiden: das kann nur eine für das eigene Schaffen der Dichter fruchtbringende Thätigkeit sein. Oft werden sie, in diesem oder jenem Jahrhundert, verkümmerte Ansätze der schöpferischen Triebkraft finden, denen nur Sonne und Temperatur des Zeitalters nicht günstig war, und damit die Anregung zur Weiterfortbildung damals gehemmter Entwickelungen unter der neuen Sonne einer günstigern Zeit. Einige dichterische Formen unserer vorclassischen Zeit, z. B. die Epistel, die Satire, das komische Epos, welche von den Classikern und den Romantikern fast ganz vernachlässigt worden sind, erscheinen als solche Ansätze, deren Fortbildung in der Gegenwart vollkommen berechtigt wäre, um dem etwas zerfahrenen Stil des modernen Feuilletons mehr künstlerischen Halt zu geben. Auf der andern Seite fallen, aus der Kenntniß des Entwickelungsgangs, den die Literatur vergangener Zeiten einschlug, mancherlei tröstliche Lichter auf die Entwickelung der Gegenwart.

Wir sehen, wie aus dem Kampfe der sich gegenseitig befehdenden und oft ignorirenden Richtungen doch ein Niederschlag von dauernder Wirkung übrigbleibt, wie der Ruhm der Dichter in der Regel nicht mit jener Plötzlichkeit, welche nur rascher Vergänglichkeit vorarbeitet, in die Höhe schießt, sondern erst nach manchen Verdunkelungen allmählich seinen Zenith erreicht; wir sehen, wie langsam manche Anfänge sich weiter bilden, manche Anregungen Frucht ansetzen und wie deshalb doch ihr Werth ein unverlorener bleibt. Ueberall ist die Literaturgeschichte der Vergangenheit eine Quelle der Ermuthigung für die Dichter der Gegenwart; sie zeigt uns, daß sie ein ernstes Streben, bei aller Verkennung oder mangelnden Anerkennung von seiten der Zeitgenossen, doch zum endlichen Siege führt, ohne daß sie diesen mit dem brüsken Pathos der Plateniden vorwegzunehmen brauchen. Auch wird der Rückblick auf das ruhmvoll Geleistete, auf die lange Reihe der Edelwirkenden in der Literatur, die sich ablösen mit den aufeinanderfolgenden Geschlechtern, ein berechtigtes Selbstgefühl in der Brust der Neuern erwecken und das Streben, ein unverwerfliches Glied zu bilden in der weitreichenden Kette.

Diesen durchaus förderlichen Einflüssen auf die Dichter treten nun andere auf das Publikum entgegen, welche mittelbar und zwar minder günstig auf die Poeten zurückwirken. Daß jeder Gebildete einer Nation Kenntniß nehmen muß von dem Entwickelungsgang ihrer Literatur, ist zweifellos; denn er findet in ihr alle Voraussetzungen seiner eigenen Bildung wieder; daß aber diese Kenntniß sich nur auf das Allgemeine zu beschränken braucht, sobald das Einzelne nicht einen noch vollgültigen ästhetischen Werth hat, erscheint uns nicht minder ausgemacht. Die Specialforscher von Fach, wie jeder, der die Beschäftigung mit einem Gegenstand zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, sind aber von dem Streben beseelt, den

äſthetiſchen Werth der ältern Sprachdenkmäler zu überſchätzen und ihrem philologiſchen Intereſſe damit eine höhere Bedeutung zu geben. So wird auch der Antheil des großen Publikums gewaltſam für Dichtungen erobert, deren einziger Werth in ihrem Alter beſteht, obgleich die Poeſie nicht an und für ſich, wie die Weine, ſondern nur in der bethörten Schätzung der Menſchen mit dem Alter an Werth und Gehalt gewinnt. Wenn nun aber das literargeſchichtliche Intereſſe bei dem großen Publikum überwuchert, ſo liegt die Gefahr nahe, daß das Intereſſe an den literariſchen Beſtrebungen der Gegenwart dadurch erdrückt wird. Auch die Selbſtändigkeit des Urtheils wird gefährdet; denn dieſe vergangenen Werke bieten ſich ſelbſt bei perſönlicher Kenntnißnahme dem Urtheil nur immer dar in der Begleitung einer Kritik, die wiederum das Facit aus den kritiſchen Betrachtungen langer Epochen zieht. Der Reiz ſelbſtthätiger Abſtimmung, der ſich gegenüber den neuen Erſcheinungen erprobt und in welchem die beſte Bürgſchaft für eine gedeihliche Wechſelwirkung der ſchaffenden Kraft und der aufnehmenden Empfänglichkeit der Nation liegt, wird durch die Gewöhnung einer Hingabe an fremdes Urtheil abgeſtumpft. Und wie oft ſpricht aus dieſen Literaturgeſchichten nur eine todte Gelehrſamkeit, welche mit einer Fülle der trockenſten Daten, der Namen und Titel, nur das Gedächtniß beſchwert, ohne irgendwelche gedeihliche Anregung zu bieten! Wie oft erfahren Dichter eine eingehende Würdigung, deren Talent und Verdienſt abgrundtief unter dem geiſtigen Niveau moderner Poeten ſteht, auf welche dieſelben Literarhiſtoriker mit Verachtung herabſehen! Ja, indem die meiſten Literaturgeſchichten gerade die neueſte Epoche, als noch in der Gärung begriffen, als noch nicht ſpruchreif vor ihrem Forum abſchließen, unterbrechen ſie den Zuſammenhang der Entwickelung in ſolcher Weiſe, daß die Zuſammengehörigkeit der jüngſten Literatur mit der frühern von vielen Leſern bezweifelt werden kann, daß die neueſte Poeſie als etwas Würdeloſes erſcheint, was mit einigen vornehmen Seitenblicken beiſeitegeſchoben werden kann. Auch in Werken über die neueſte Literatur, die ſich nicht der Vollſtändigkeit befleißigen, ſondern dem Cliquenweſen huldigen, wird ja oft der Kunſtgriff angewandt, einzelne Schriftſteller mit beiläufiger Erwähnung oder durch ein abſichtliches Ignoriren ihrer Schöpfungen aus der Literatur zu verweiſen. Auch dieſer Kunſtgriff iſt nicht einmal neu, ſondern war bereits in unſerer claſſiſchen Epoche im Schwang. Als Herder ſeine „Adraſtea“ ſchrieb, hatte Schiller nicht nur ſeine Jugendwerke und „Don Carlos“, ſondern auch den „Wallenſtein“ und „Maria Stuart“ bereits auf die Bühne gebracht und im Druck erſcheinen laſſen, ebenſo Goethe ſein Meiſterepos „Hermann und Dorothea“ vollendet. Gleichwol erwähnte Herder in den Abſchnitten der „Adraſtea“, worin er über Drama und Epos ſpricht, wol Leſſing's, Wieland's, Klopſtock's Werke, aber von Schiller und Goethe war kaum die Rede, obgleich Herder in Weimar an der Quelle ſaß; er war verſtimmt gegen dieſe Poeten und ließ ſie in ſolcher Weiſe dafür büßen. Mit Recht ſchrieb Schiller damals an Goethe über dieſe Confeſſions Herder's: „Es koſtet ihn ebenſo wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eſchenburg u. ſ. w. zu reden als von dem Bedeutendſten, und auf eine ſonderbare Art wirft er die Stolberge und mich, Roſegarten und wie viele andere in Einen Brei zuſammen. Seine Verehrung gegen Kleiſt, Gerſtenberg und Geßner und überhaupt gegen alles Verſtorbene und Vermoderte hält gleichen Schritt mit ſeiner Kälte gegen das Lebendige.“ Und in einem andern Briefe an Goethe tadelt Schiller „dieſes erbärmliche Hervorklauben der frühern und abgelebten Literatur, um nur die Gegenwart zu ignoriren oder hämiſche Vergleichungen anzuſtellen“. Der Standpunkt der Herder'ſchen „Adraſtea“ iſt aber der Standpunkt vieler Literaturgeſchichtſchreiber, die überdies durch den Wuſt der Vergangenheit, den ſie über die Gegenwart wälzen, das fröhliche Gedeihen ihrer jungen Triebe erſchweren.

Nach allen dieſen Seiten hin iſt ein Uebermaß der Production auf literarhiſtoriſchem Gebiet bedrohlich für die echt poetiſche Schöpferkraft, um ſo mehr, wenn der Faden der zuſammenhängenden Entwickelung der Gegenwart und Vergangenheit willkürlich bald an dieſer, bald an jener Stelle abgeriſſen wird.

Wir wollen zunächſt, indem wir die literaturgeſchichtlichen Arbeiten der jüngſten Zeit die Revue paſſiren laſſen, ein Werk näher betrachten, das im Anrecht auf ſolche Würdigung von älterm Datum, aber erſt jetzt in ſeiner neuen Geſtalt zu vollſtändigem Abſchluß gediehen iſt:

Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, entworfen von Auguſt Koberſtein. Drei Bände. Vierte, durchgängig verbeſſerte und zum größten Theil völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Vogel. 1847—66. Gr. 8. 10 Thlr. 24 Ngr.

Dieſes Werk genießt bereits eines alten Rufs als eine fleißige und verdienſtliche Arbeit, und was den Fleiß betrifft, kann die neue jetzt vollendete Auflage nur dazu dienen, dieſen Ruf zu mehren. Gleichwol darf uns alles Verdienſt des Autors und des Werks nicht hindern, die Bedenken auszuſprechen, die wir gegen die jetzige Form oder vielmehr Unform deſſelben auf dem Herzen haben.

In der That kann ein ſolches Buch nur in Deutſchland geſchrieben werden, ein Buch, deſſen Seitenzahl ungeſtört von 1—3300 fortgeht und in welchem der Text gegen die Anmerkungen faſt ſpurlos verſchwindet. Die Erweiterung des Werks hat dieſe Misſtände erheblich vermehrt, indem der Verfaſſer die Form des Grundriſſes beibehalten hat, während die äußerliche Ueberſichtlichkeit durch die Dehnung der Paragraphen, die durch die anwachſende Notenmaſſe ins Weite getrieben werden, verloren geht. Man hat hier das Gefühl, unter einem erdrückenden Material gleichſam verſchüttet zu ſein, aus dem man ſich erſt immer wieder herausgraben muß, um den rechten Faden zu finden.

Offenbar iſt dem Autor das Werk unter den Händen angewachſen. Als er die ältern Perioden bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts überarbeitete, hielt er ſich im ganzen noch an das Maß der frühern Auflagen. So iſt nun aber die Proportion zwiſchen den einzelnen Theilen

des Werks gestört worden. Die Literaturgeschichte bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts ist in der geschlossenen Form eines Leitfadens behandelt und bildet kaum den sechsten Theil des ganzen Werks. In Wahrheit ist also die Koberstein'sche Nationalliteratur als eine Darstellung der literarischen Entwickelung der Deutschen von 1700—1832 mit einer literarhistorischen Einleitung in Betreff der frühern Jahrhunderte zu betrachten.

Trotz dieser bedeutenden räumlichen Ausdehnung, die Koberstein's Arbeit den umfassendsten Darstellungen der Literatur des 18. Jahrhunderts, der eigentlichen Quintessenz des Werks, an die Seite stellt, hat dieselbe doch den Charakter eines Grundrisses bewahrt. Das Wesen des Grundrisses ist die Abbreviatur, dabei die vollkommen thatsächliche und objective Haltung. Ein Grundriß ist in Paragraphen gefaßt und verfolgt den strengen Zweck der Belehrung; so ist von selbst alle irrlichtelirende Geistreichigkeit ausgeschlossen. Ja nur dasjenige Urtheil findet Aufnahme, das gleichsam den festen Bestand des Thatsächlichen gewonnen hat. Ein Grundriß befleißigt sich in allem des Lapidarstils und gräbt seine Züge mit ehernem Griffel ein.

Nun fragt es sich allerdings, ob die Unerschütterlichkeit des literarischen Urtheils nicht auf einer Fiction beruht? Wie die Entwickelung der Literatur selbst in einem ununterbrochenen Flusse begriffen ist, so ist auch das kritische Urtheil über frühere Epochen kein abgeschlossenes. Schon mit jedem Ablauf einer bestimmten Zeitepoche wird eine neue Perspective gewonnen. Es ist nicht einmal ausgemacht, daß diejenigen Dichter, welche im 19. Jahrhundert für unsere Classiker gelten, noch im 20. dafür gelten werden; ja es kann den zunächst folgenden Geschlechtern gar nicht einmal das Recht zuertheilt werden, mit dem Stempel der Classicität zu prägen und zu münzen. Das ist erst ein Regal späterer Jahrhunderte. In so nächster Nähe läßt sich der Entwickelungsgang einer Nation nicht übersehen, und classisch kann denn doch nur sein, was bestimmend und mustergültig auf eine lange Folgezeit eingewirkt hat. Uns ist in der ganzen Geschichte der Weltliteratur kein zweites Beispiel bekannt, daß so rasch nach dem Tode, fast noch bei Lebzeiten der Dichter, ihre Classicität zu einem schul- und volksmäßigen Dogma geworden sei, wie dies in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts in Deutschland der Fall gewesen. Mag nun diese vorgreifende Kanonisation berechtigt sein oder nicht — jedenfalls ist sie eine Fessel und Schranke für den Fortschritt der Literatur, lastet auf dem Gewissen der Nation und lähmt die Entwickelung der nachstrebenden Talente. Wir können natürlich nicht von dem Literarhistoriker verlangen, daß er mit visionärer Begeisterung das Urtheil künftiger Jahrhunderte anticipire; wir wollen nur auf das Mißliche hinweisen, welches in der lapidaren Fassung des literarhistorischen Urtheils liegt, das als das Residuum eines längern oder kürzern kritischen Processes in der Retorte eines Grundrisses aufbewahrt wird.

Das Mißliche tritt um so mehr hervor, je weniger in einem literarhistorischen Lehrbuch Zeit und Raum übrigbleibt, dictatorische Urtheilssprüche zu motiviren. Echte Motivirung des Urtheils liegt nur in einer so eingehenden Charakteristik des Dichters und seiner Werke, daß der Leser in den Stand gesetzt wird, sich selbst ein Urtheil über beides zu bilden. Es wäre unbillig, das von einem Grundriß zu verlangen; doch auch in unsern Literaturgeschichten, die eine zusammenhängende Darstellung geben, setzt sich in der Regel das kritische Urtheil an die Stelle der charakterisirenden Schilderung und macht dabei Ansprüche darauf, für etwas so Feststehendes zu gelten, wie die Daten und Thatsachen selbst.

Auch in den Noten des Koberstein'schen Werks ist eine derartige Charakteristik nur ausnahmsweise enthalten. Diese Noten sind ein Denkmal des gründlichsten Fleißes und eine unerschöpfliche Fundgrube für alle, welche die literarische Bewegung aus den Quellen kennen lernen wollen. In ihnen ist die Biographie aller im Text erwähnten Autoren enthalten, außerdem die Bibliographie, die genaue Angabe ihrer Werke nach dem Datum ihres Erscheinens, ferner die Angabe der wichtigsten gleichzeitigen Journalkritiken oder brieflichen Aeußerungen anderer hervorragender Autoren über dieselben. Hierin möchten wir den eigentlichen Schwerpunkt des Koberstein'schen Werks und sein eigenthümliches Verdienst finden. Wir sehen die Literatur fortwährend im Spiegel ihrer Zeit. Nicht nur die Theorien der ältern Aesthetiker, Gottsched's, Bodmer's, Sulzer's, dann wieder die Anschauungen Lessing's und Herder's, Schiller's und Goethe's aus ihren Briefen, Aphorismen, ästhetischen Studien, und die der Romantiker aus dem „Athenäum" und der „Europa", die der berliner Aufklärer, Nicolai's, Merkel's u. a. aus der „Allgemeinen Bibliothek" und dem „Freimüthigen", mit seltenem Fleiß und ebenso großer Umsicht, die das Wesentliche und Schlaghafte berücksichtigt, excerpirt; auch von dem Kampf der Parteien, dem Aufeinanderplatzen der Geister, den Schwenkungen der Meinung und der Geltung der einzelnen auch berühmtesten Autoren, dem ganzen tumultuarischen Durcheinander des literarischen Treibens, bei welchem es schwer zu bestimmen war, wer die Oberhand gewinnen wird, erhalten wir durch die Mittheilung der Kritiken aus den Literaturblättern und Bibliotheken, der gegenseitigen Beurtheilungen unserer Literaturhäupter, namentlich in ihren Correspondenzen, ein sehr lehrreiches Bild, dessen Consequenzen für die Gegenwart zu ziehen allerdings unserm Autor fern lag, das sich aber von selbst zu den mannichfachsten Parallelen darbietet. Ueber dem Chaos der Noten schwebt der Text wie der Geist Gottes über den Wassern, klärend, sichtend, scheidend und heraushebend, was als feste Gestaltung aus diesem elementarischen Kampfe sich losgelöst hat mit dem Anrecht des Bleibenden auf die Zukunft.

So unschätzbar diese Noten für das Studium der Literaturgeschichte sind, so können sie doch leicht dazu dienen, bei unkritischer Auffassung zur Anlegung eines falschen Maßstabes bei der Würdigung dichterischer Größe zu verführen, nicht durch die heftige Herabsetzung des Hervorragenden, wie sie sich häufig in den mitgetheilten

gleichzeitigen Urtheilen findet, sondern durch die Thatsache, daß diejenigen Schriftsteller und Dichter, welche sich gleichzeitig der ästhetischen Forschung und der Journalkritik hingaben, in einer Weise in den Vordergrund treten, sich mit einer Bedeutsamkeit hervordrängen, welche die andern tief in den Schatten stellt. Dieser Misstand würde noch schärfer in die Augen springen, wenn nicht gerade unsere großen Geister Lessing, Wieland, Herder, Schiller und Goethe als Aesthetiker und Kritiker von gleicher Bedeutung gewesen wären wie als Dichter. Doch schon bei der romantischen Schule tritt dies Misverhältniß augenfälliger hervor. So nehmen die beiden Schlegel als Kritiker, wenn man die Summe der einzelnen mitgetheilten Excerpte in dem Koberstein'schen Werke zieht, einen Raum für sich in Anspruch, wie er kaum unsern größten Dichtern gegönnt ist. Man vergißt dabei leicht, daß man es mit im ganzen unproductiven Köpfen zu thun hat; man vergißt ferner, daß das „Athenäum" und die „Europa", aus denen wir hier so ausgiebige Auszüge erhalten, auf die Zeitgenossen nur einen sehr geringen Einfluß ausgeübt, überhaupt nur eine sehr geringe Verbreitung gefunden haben und in Wahrheit nur das Organ einer literarischen Clique waren. Man muß allerdings fragen, ob die Literaturgeschichte die Pflicht hat, das mit Recht Verschüttete wieder herauszugraben, sei es auch nur, um eine eigenthümliche Richtung zu charakterisiren, deren Werth an und für sich ein problematischer ist, deren Einflüsse auf die Gegenwart kaum noch merkliche sind? Mumien zu conserviren, kann nicht ihre Aufgabe sein. Was den Werth einer Curiosität hat, mag für specielle Monographien aufgehoben bleiben: in einer allgemeinen Geschichte darf es sich nicht breit machen.

Doch das Symbol unserer Literatur ist die sich in den Schwanz beißende Schlange. Die Literaturgeschichte interessirt sich wiederum für die Literaturgeschichte, die Aesthetik für die Aesthetik, die Kritik für die Kritik. Aus Kritik, Kritik der Kritik, Metakritik und Afterkritik thürmt sich ein riesiger Ballast empor, welchen unser Literaturschiff doch einmal in die See werfen muß, wenn es flott werden will. Und über allen diesen secundären Ablagerungen vergißt man die Hauptsache — die Dichter selbst und ihre Werke. Was die Poeten betrifft, so bietet uns Koberstein in der That disjecti membra poetae, und überläßt es uns, das Gesammtbild derselben, so gut wir können, zusammenzustellen.

Um die Darstellungsweise Koberstein's zu kennzeichnen, wählen wir z. B. die Stelle aus, in welcher er von Schiller's „Maria Stuart" und „Jungfrau von Orleans" spricht. Schiller zog es eine Zeit lang zu nicht historischen, blos leidenschaftlichen und menschlichen Stoffen hin:

> Indessen dauerte es nicht lange, bis er sich anders entschloß und der englischen Geschichte den Vorwurf zu seiner nächsten Tragödie, der „Maria Stuart", entnahm. Von den dazu erforderlichen Vorstudien bald zu der Feststellung des Plans übergehend, war er mit diesem noch nicht völlig in Ordnung, als er auch schon mit dem Ausführen begann, womit er, ungeachtet verschiedener Nebenbeschäftigungen und einiger längern oder kürzern Unterbrechungen, so schnell vorrückte, daß das Stück schon binnen Jahresfrist auf die Bühne gebracht werden konnte. Unterdessen hatte er auch Shakspeare's „Macbeth" bearbeitet, zunächst für das weimarische Theater, und auch schon den Plan zu einer eigenen neuen Tragödie, „Warbeck", gefaßt, zu der er den Stoff ebenfalls in der englischen Geschichte gefunden hatte, die jedoch in der Ausführung niemals weit über das Schema hinaus vorrückte. Unmittelbar nach Beendigung der „Maria Stuart" wandte er seine Neigung einem Charakter der französischen Geschichte zu, der „Jungfrau von Orleans", welche die Heldin seiner dritten neuen Tragödie wurde: er kam damit noch rascher als mit der zweiten zum Abschluß, indem er, um sie zu entwerfen und vollständig auszuarbeiten, nicht viel mehr als neun Monate brauchte.

Aus dem Text erfahren wir offenbar nichts, was uns ein Bild von diesen Stücken, von ihrem Inhalt, der Behandlungsweise des Dichters u. s. w. zu geben vermöchte. Diese Dramen sind zwar allgemein bekannt, doch wären sie es nicht, wie es bei hundert andern im Text erwähnten Dramen der Fall ist, so würde Koberstein doch nicht mehr darüber gesagt haben. Sehen wir uns nun die Noten an! Wir begleiten hier den Dichter gleichsam in sein Atelier; wir erfahren, was Schiller an Goethe, an Körner über den neugewählten Stoff schreibt, welche englische Geschichte, welche französischen Trauerspiele er gleichzeitig las, als er an der „Maria Stuart" schrieb, wie er Lessing und Aeschylus studirte, an welchem Tage er den ersten, an welchem Tage den zweiten Act vollendet hatte, u. s. w.; wir erfahren, was Schiller an Goethe über den Charakter der Heldin, über die „moralisch unmögliche" Begegnung der beiden Königinnen, über die Behandlungsweise historischer Stoffe u. s. w. schrieb. Das eigene Urtheil des Literarhistorikers beschränkt sich auf zwei kurze, eingeklammerte Stellen. Einmal weist er auf den Verschritt in der Anwendung des Reims und auf die größere Mannichfaltigkeit der Versmaße in den spätern Stücken vor dem „Tell" hin. In der zweiten Glosse erklärt er sich gegen die Ansichten Goethe's und Schiller's. Der letztere hatte geäußert:

> Ueberhaupt glaube ich, daß man wohl thun würde, immer nur die allgemeine Situation der Zeit und die Personen aus der Geschichte zu nehmen und alles übrige poetisch frei zu erfinden, wodurch eine mittlere Gattung von Stoffen entstände, welche die Vortheile des historischen Dramas mit dem erdichteten vereinigte.

Goethe antwortete darauf:

> Der neue tragische Gegenstand habe auf den ersten Anblick viel Gutes und fordere zu weiterm Nachdenken auf. Es sei gar keine Frage, daß wenn die Geschichte das simple Factum, den nackten Gegenstand hergebe, und der Dichter Stoff und Behandlung, so sei man besser und bequemer daran, als wenn man sich des Ausführlichern und Umständlichern der Geschichte bedienen solle; denn da werde man immer genöthigt, das Besondere des Zustandes mit aufzunehmen, man entferne sich vom Menschlichen, und die Poesie komme ins Gedränge.

Hierzu macht Koberstein die eingeklammerte Bemerkung:

> Bequemer war diese Verfahrungsweise allerdings; daß sich aber die höchsten poetischen Zwecke auch anders und wol noch besser erreichen ließen, hätten beide Dichter von Shakspeare lernen können.

Derartige Retificationen und Ansichten, bei denen der Autor selbst hinter den Coulissen hervortritt, finden sich nicht allzu häufig in dem umfangreichen Werke. Hier

müssen wir ihm indeß sogleich entgegnen, daß Schiller und Goethe die richtigen Principien in Bezug auf das historische Drama vertreten, während das Vorbild der Shakspeare'schen Historien als unberechtigt zurückgewiesen werden muß.

Wir erhalten hier also eine Fülle von Daten in Bezug auf beide Schiller'sche Dramen: Mittheilungen über die Intentionen des Dichters, über die Betrachtungen, die er selbst an seinen Stoff knüpfte, ein reiches, mit Gründlichkeit und Geschmack ausgewähltes Detail; aber ein Bild der Dramen, ihres Inhalts, ihrer Composition, der Weise der Charakteristik und Diction u. s. w. erhalten wir nicht. Ebenso wenig findet ein Gesammtbild Schiller's des Dramatikers irgendwo eine Stelle in dieser sich chronologisch von Jahr zu Jahr aufbauenden Darstellung, welche die Literatur wie eine exacte Wissenschaft behandelt und nach dieser Seite hin große Vorzüge bewährt, aber dadurch auch nothgedrungen die Summe eines dichterischen Wirkens in lauter Summanden wieder auflöst und uns zu einer fortwährenden Addition nöthigt, während nirgends die volle Anschauung einer dichterischen Persönlichkeit vor uns hintritt. Dasselbe gilt von den Auszügen aus den zahlreichen Recensionen, die im Texte sich anhäufen; sie lassen manches pikante Streiflicht auf die Dichter fallen, treffen auch hier und dort den Nagel auf den Kopf, dienen aber im ganzen mehr dazu, den Standpunkt der Kritiker als den der Dichter zu illustriren.

Doch wir wollen einem literarhistorischen Grundriß, der sich von Haus aus auf das Thatsächliche und, um den eigentlich bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, auf das Erlernbare beschränkt, nicht seine Physiognomie verwischen. Selbst die optischen Apparate, die zum Zweck der vielfachen kritischen Spiegelungen von dem Autor hingestellt werden, sind ihm wiederum von der Literaturgeschichte an die Hand gegeben. Erlernbar aber sind alle Daten, chronologische und andere, erlernbar die eigenen Urtheile der Dichter über ihre Werke wie die Urtheile der andern, erlernbar die mannichfachen ästhetischen Theorien, die sich mit den Epochen abgelöst haben. Was aber nicht erlernbar ist, das gehört auch nicht in einen literargeschichtlichen Grundriß.

Was wir aber diesem gerade in seiner Eigenthümlichkeit vorwerfen müssen, das ist der Mangel an Uebersichtlichkeit, seine Unbequemlichkeit und Unhandlichkeit. Hier fällt der Unterschied zwischen der ersten Hälfte des ersten Bandes und dem übrigen Theil des Werks zu Ungunsten des letztern in die Augen. In dieser ersten Hälfte werden fünf Perioden behandelt, und zwar folgt in der Regel zuerst eine allgemeine Charakteristik der Literatur in dem bestimmten Zeitraum im Zusammenhang mit den allgemeinen politischen, socialen, wissenschaftlichen Zuständen Deutschlands; dann eine Darstellung der Sprache und Verskunst in demselben, die meistens die Resultate der speciellsten Forschung in zusammengedrängtester Form gibt; dann eine Uebersicht über den Entwickelungsgang der poetischen Literatur im allgemeinen, welcher eine Uebersicht über die poetische Literatur nach ihren Gattungen folgt.

Dasselbe Schema ist nun auch für die große letzte Periode, welche von dem vierten Viertel des 18. bis in das beginnende vierte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts reicht, beobachtet; doch die einzelnen Abschnitte gewinnen eine Ausbreitung, welche die Beobachtung der frühern Eintheilung durchaus unhandlich macht. Wenn wir uns durch den vierten Abschnitt über den Entwickelungsgang der Literatur überhaupt und seine beiden Unterabtheilungen von 1721—73 und von 1773—1832 auf mehr als tausend Seiten durchgearbeitet haben, wenn wir dann bei den neuern Dichtern, soweit sie noch in den Bereich des Werks gehören: Schefer, Rückert, Platen, angekommen sind, so werden wir durch die Zumuthung des fünften Abschnitts, der auch hier die Uebersicht über die poetische Literatur nach ihren Gattungen enthält, wieder bis auf das Jahr 1721 zurückzugehen und noch einmal en detail einzukaufen, was wir bisher en gros eingehandelt, nicht wenig befremdet. Was bei einem kurzen Grundriß in der Ordnung war, erweist sich bei einem so umfangreichen Werk als ein höchst unbequemer Misstand. Hier war offenbar eine andere Anordnung geboten, ein Zerfällen der großen Periode in kleinere Epochen, für welche dann die Gesammtübersicht des Entwickelungsgangs mit der Uebersicht der einzelnen Gattungen Hand in Hand ging.

Was den Text selbst betrifft, so ist seine Fassung eine durchaus präcise, wohlerwogene; der Entwickelungsgang unserer Literatur namentlich ist mit Meisterschaft dargestellt, ebenso die Entwickelung der dichterischen Gattungen und Formen, über welche letztere die Literaturgeschichte meist flüchtig hinwegzugleiten pflegt. Das Urtheil ist in der Regel ein objectives, welches die einzelne Erscheinung an ihrer Stelle im Entwickelungsgang, also nicht mit einem absoluten ästhetischen Maßstab, noch weniger nach den persönlichen Anschauungen des Kritikers mißt. Tritt der letztere einmal ausnahmsweise in den Vordergrund, so zeigt sich das Urtheil stets maßvoll und unbefangen. Offenbar gibt sich der Literarhistoriker Mühe, selbst seine persönliche Neigung für einen Autor oder seine Voreingenommenheit gegen einen andern nicht zu Worte kommen zu lassen, und nur der aufmerksamste Leser wird aus dieser oder jener Wendung, aus irgendeinem der Feder entschlüpften enthusiastischen Beiwort die Herzensmeinung des Literarhistorikers entnehmen. Bei sorgfältiger Zusammenstellung aller einzelnen Urtheile wird sich z. B. als ein nirgends aufdringliches Resultat ergeben, daß Koberstein den Dichter Goethe über den Dichter Schiller stellt, ja daß er leider auch die Shakspeare'schen Dramen den Schiller'schen vorzieht, während die letztern doch offenbar für die Gegenwart eine fortgeschrittenere dramatische Form bezeichnen, jene rechte Mitte zwischen Shakspeare und der Antike, welche zu erreichen auch Vischer in seiner „Aesthetik" als die Aufgabe des modernen Dramas hinstellt. Nicht minder tritt die Vorliebe Koberstein's für die Häupter der romantischen Schule hervor, sowenig er

ihnen den gerechten Tadel erspart; doch die außerordentliche Breite der Behandlung und der energische Protest, mit dem er andere tadelnde Stimmen zurückweist, lassen keinen Zweifel über diese Vorliebe übrig. Namentlich gehört Ludwig Tieck zu seinen Lieblingen. So geräth Koberstein aus dem Fahrwasser seines literarhistorischen Gleichgewichts, wenn er z. B. auf J. F. Schink zu sprechen kommt, den er den „rüstigsten und rührigsten" Gegner der Romantik nennt, der jede Gelegenheit ergriffen habe, seinen Grimm in den „unwürdigsten und gemeinsten" Schmähreden gegen die Romantiker und namentlich gegen Tieck auszulassen. Nachdem er so Schink im allgemeinen mit wenig parlamentarischen Ausdrücken charakterisirt, geht er zu seiner Recension des Tieck'schen „Octavianus" über, die er eine „wahrhaft niederträchtige" nennt. Er selbst theilt uns einen Auszug aus derselben mit, in welchem es heißt:

Wie querstnnig flach, breit und unpoetisch-poetisch Hr. Ludwig Tieck auch bisher seinen soi-disant Geist in den Werken seiner Feder ausgedrückt hat, so hat er es doch noch in keinem so vollendet und unübertreffbar als in dem gegenwärtigen gethan. Selbst seine — leider längst schon verblichene heilige „Genoveva" muß diesem Meisterwerke der Tieck'schen Natur- und Urpoesie, d. i. der Poesie ohne Poesie, weichen. So tief einwirkend, so ganz ihn regend und bewegend hat noch nie der Geist der Hans Sachs'schen und Jakob Böhme'schen Schusterpoesie auf diesem ersten aller Vers- und Reimschmiede geruht, als in diesem „Octavianus". Wie in allen seinen bisherigen Fingerkribbelproductionen liegt auch hier ein höchst abgedroschenes, abenteuerliches Ammen- und Spinnrockenmärchen zum Grunde, aber in der Behandlung und Darstellung desselben hat sich sein Nachbildner zu einer Höhe von Ungereimtheit, Geschmacklosigkeit und Langweiligkeit erhoben, die ein wahres Nonplusultra aller poetischen Mondsucht ist.

Diese Recension ist allerdings sehr scharf; doch es ist durchaus nicht abzusehen, warum sie das Prädicat „niederträchtig" verdienen sollte, das doch immer eine gewisse moralische Färbung an sich trägt. Hundert Aussprüche Schiller's sind ebenso scharf — sollten sie deshalb niederträchtig sein? Im Grunde hat doch Schink recht. Man vergleiche Koberstein's eigenes Urtheil:

Da Tieck besonders bei der Ausführung des Einzelnen in einer Dichtung seiner Phantasie zu leicht den Zügel schießen ließ, sich im Ausmalen von Situationen und im Ausspinnen der seinen Personen in den Mund gelegten Reden zu wenig zu beschränken vermochte, so ist in seinen Erfindungen, zumal in denen von größerm Umfange, gar häufig das rechte Maß der einzelnen Theile, sowol in ihrem Verhältniß zum Ganzen wie untereinander, überschritten. Seine Darstellungen leiden daher im besondern nicht selten an großer Weitschweifigkeit, und einem Ganzen fehlt es dann an fester ebenmäßiger Haltung. Und zwar treten diese Mängel in seinen größern Dichtungen gemeiniglich viel auffälliger in deren zweiter als in der ersten Hälfte hervor: er hat, je weiter er in der Arbeit vorgerückt ist, seine Phantasie um so weniger in der Gewalt des künstlerischen Verstandes zu halten vermocht; und es scheint sodann, als sei er damit auch je länger desto mehr unter die Herrschaft seines Stoffs gerathen, anstatt ihn von Anfang bis zu Ende vollständig und gleichmäßig zu beherrschen. Ausstellungen dieser oder ähnlicher Art haben an seinen drei zwischen 1798 und 1806 erschienenen Hauptwerken selbst ihm so nahe befreundete Kritiker wie A. W. Schlegel und Solger erhoben.

Wir sind der Ansicht, daß die Reimereien des „Octavianus" mit Recht in Vergessenheit gerathen sind, und daß die Literaturgeschichte auch endlich einmal den gleichzeitigen Gegnern der romantischen Schule eine Ehrenrettung schuldig ist, statt dieselben immer von neuem anzugreifen, nachdem der Entwickelungsgang der Literatur ihnen vollständig recht gegeben hat.

Einen sehr bedeutsamen Wink über den Gang, den unsere Literatur in ihrer Fortentwickelung einzuschlagen hat, einen Wink, den wir zugleich als eine Unterstützung unserer Anschauungen von seiten einer gewichtigen Autorität ansehen, enthält die folgende Stelle, in welcher Koberstein die idealistische Richtung unserer Classiker nach ihren mangelhaften Seite darzulegen sucht:

Das fortwirkende Grundübel war das schon mehrfach bemerkte: unsere neuere schöne Literatur hatte sich nicht aus einem nationalen Leben von naturwüchsigen Anfängen organisch zur Kunst heraufgebildet, sie war — was sich schon in ihren äußern Formen aufs augenfälligste kundgibt — von Anbeginn an ein künstliches Erzeugniß, das in seiner Entwickelung fortwährend durch Theorien beeinflußt und bedingt wurde; und diese Theorien waren, wenn nicht ganz der Fremde entlehnt, doch fast durchgehends im Hinblick auf fremde Muster aufgebaut worden, auf Muster, hervorgegangen aus Culturzuständen, von denen die unserigen unendlich weit abstanden. Dies findet seine Anwendung nicht allein auf den Bildungsgang unserer neuern Literatur bis zu Lessing's Zeit, auch später, als nach der zuerst entschiedener auf eine poetische Realistik ausgehenden Sturm- und Drangzeit zunächst Goethe, sodann Schiller und die Romantiker mit einer edlern und gehobenern Dichtung und einer gründlichen, geistvollen Kritik den schlechten Literaturtendenzen entgegentraten, die, als immer weiter vorgeschrittene Ausartungen jener Realistik, in einen rohen Naturalismus, ein von aller wahren Kunst abführendes Abschildern der alltäglichen Wirklichkeit und ein höchst verwerfliches Beschönigen und Aufputzen der Schwächen und Fehler, der Erbärmlichkeiten und Sünden des Zeitalters ausliefen: auch da leitete die Theorie, die wieder den allerbedeutendsten Einfluß auf unsere sogenannte classische und auf die romantische Production gewann, ihre Sätze und Vorschriften vorzugsweise, ja fast ausschließlich von der Poesie der Griechen oder von den Werken der berühmtesten südromanischen Dichter ab. Schon dadurch hätte diese Production einen ganz idealistischen Charakter erhalten müssen; er entschied sich aber noch mehr unter dem Einflusse, den die kritische und idealistische Philosophie auf die Dichtungslehre und damit auch auf die Dichtung selbst gewann. Wenn Goethe und Schiller, und wenn auch wol die Romantiker hin und wieder zu ihren Werken den Stoff aus dem wirklichen Leben der Gegenwart und aus der vaterländischen Geschichte nahmen und dann in ihren Darstellungen dem einen oder der andern vollkommen oder wenigstens zum guten Theil künstlerisch gerecht wurden, so geschah dies doch nur mehr ausnahmsweise und im glücklichen Abweichen ihrer Praxis von ihrer Theorie; im allgemeinen verkannten sie theoretisch so sehr die Bedeutung eines national-realen, der gegenwärtigen Wirklichkeit oder der geschichtlichen Vorzeit enthobenen Gehalts der Poesie, daß sie die gegebenen Wirklichkeit das Ideal schlechthin entgegensetzten und beide für unvereinbar haltend, die Kunst, um ihr die volle Würde und Reinheit zu wahren, über das wirkliche Leben ihrer Zeit und ihres Volks und also über alle nationale Eigenart entweder in die Sphäre des allgemein und rein Menschlichen oder in das Gebiet einer in freiem Spiel schaffenden Phantasie hinaufheben wollten.

Die Betonung des wirklichen Lebens der Zeit und des Volks weist allein auf die richtigen Ziele unserer Literatur hin, und daß ein Literaturhistoriker diesen Hinweis

ausspricht, als das Resultat einer nicht genugsam anzuerkennenden Arbeit und Beschäftigung mit unsern gesammten geistigen Schätzen, als das Resultat einer Vertiefung in die ganze Entwickelung unserer Dichtung und ihrer sich bis zur Verwirrung kreuzenden Tendenzen — das ist denn doch ein schlagender Beweis dafür, daß nicht müßige Erfindung und Projectenmacherei, eine von allem ernsten Streben abgewendete Neuerungssucht diese Axiome erfunden hat, sondern daß sie mit innerer Nöthigung hervorbrechen und zur Herrschaft über die Literatur bestimmt sind.

Rudolf Gottschall.

Das deutsche Drama der Gegenwart.

(Beschluß aus Nr. 11.)

6. Dramatische Werke von Ludwig Albert von Winterfeld und Alfred Freiherrn von Wolzogen. Erstes bis drittes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 2 Thlr.

In Compagnie, wie sie bei dramatischen Erzeugnissen in Frankreich Sitte ist, lassen sich nicht wol Dichtungen, sondern nur darstellbare Theaterstücke schaffen. Racine, Corneille, Molière, Victor Hugo, Casimir Delavigne und andere französische Dramendichter von großem Genie und festen Tendenzen haben ihre unsterblichen Stücke allein geschaffen; nur die Mellesville, die Barrière, die Féval und ihresgleichen schufen in Gemeinschaft mit andern Schauspiele, die oft viel Erfolg hatten und großen Zulauf erzielten, aber doch nie eine unsterbliche Geltung zu gewinnen im Stande waren. Auch die Leistungen des Herren von Winterfeld und Wolzogen dürften kaum danach angethan sein, einen bleibenden Werth in Anspruch zu nehmen. Sie bieten, was guter Wille, Kenntniß der Bühne und Fleiß nur eben zu bieten vermögend sind. Es ist geschickte Mache, Gewandtheit des Verses, eine gewisse Routine im scenischen Verlauf nicht zu verkennen. Es läuft alles glatt und eben weg; überall zeigen sich Schliff, Sicherheit in der Behandlung des Stoffs, effectvolle Momente. Aber es fehlen dabei leider Kraft und Fülle echt poetischer Begabung, psychologische Vertiefung, Wahrheit des Lebens und der Charaktere. Auch hier finden wir nur äußerliche Beherrschung des Materials, geschulte Form, keinen sich in ursprünglicher Frische und Gewalt echt dramatisch ausgebenden Inhalt. Die einzelnen Dramen mögen das belegen.

Das erste derselben ist ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, „Blanche" betitelt. Es spielt in Paris unter Heinrich II., um das Jahr 1559. Es beginnt damit, daß Diana von Poitiers, die berühmte Maitresse des Königs, ihre Besorgnisse über die beabsichtigte Heirath des Herzogs von Nemours mit der protestantischen Königin Elisabeth von England ausspricht. Es kommen Hofleute, diese Besorgnisse zu theilen und schließlich Dianen beizustimmen, daß man gut thun würde, zu versuchen, den nahen Anverwandten des Königs durch eine Neigung am Hofe Frankreichs zu fesseln. Ein schönes Hoffräulein, Aimé d'Anville, wird dazu ausersehen, und in der That ist diese Dame auch sehr geeignet dazu, nicht nur wegen ihrer blendenden Erscheinung, sondern noch mehr wegen ihrer Koketterie und Frivolität. Sie geht willig auf das abgekartete Spiel ein, nur daß es ihr nicht auf den Herzog von Nemours, sondern auf den König selbst ankommt. Sie will Diana verdrängen und spricht sich ungescheut und rücksichtslos darüber aus.

Diese Figur ist nicht eben fein, aber doch ganz wirksam angelegt. Das Publikum ist berechtigt, etwas von ihr zu erwarten. Die Erwartung wird aber nicht erfüllt. Nachdem sie den blasirten König Heinrich zu einem ziemlich fad ausfallenden Stelldichein veranlaßt und dabei von Diana von Poitiers überrascht worden ist, tritt sie ganz in den Hintergrund, um ihre Rolle an das Billet abzutreten, das sie dem König geschrieben und derselbe verloren hat. Dies Billet wird nämlich zum Fatum der beiden eigentlichen Hauptpersonen des Stücks, jenes Herzogs von Nemours und der Prinzessin Blanche von Clèves.

Diese Prinzessin ist jung, schön und liebenswerth und durch ihre Verheirathung an den Hof gekommen gerade zu der Zeit, da der Herzog auf dem Wege nach England war. Durch Bedingungen der Königin Elisabeth genöthigt, sich mit Heinrich zu verständigen, kehrt er an den Hof zurück, wo die d'Anville ihn fesseln soll, er aber nun sich in Blanche verliebt, die ihrerseits ebenfalls nicht gleichgültig bleibt. Sie ist im Kloster erzogen worden und glaubte, ohne Kenntniß der Welt und des Lebens, in dem Prinzen von Clèves den Mann ihres Herzens gefunden zu haben. Die Bekanntschaft mit Nemours läßt sie ihren Irrthum erkennen, sie fühlt nur zu bald, daß ihr Herz für Nemours entschieden. Aber Nemours, als er dem König erklärt, daß er sich nicht mehr als Bewerber um Elisabeth's Hand ansehen könne, muß, damit der König ihm willfahre, der sich vor Diana's Eifersucht fürchtet, sich dazu verstehen, die Miene anzunehmen, als ob der Brief der d'Anville an ihn geschrieben sei. Blanche, die das erfährt, muß nun also denjenigen, den sie liebt, als einen ganz leichtfertigen Menschen ansehen, der im Stande ist, zu derselben Zeit frivole Rendezvous mit einer Kokette zu haben, in der er ihr seine glühendsten Huldigungen darbringt. Empört, in innerster Seele beleidigt, flüchtet sie aufs Land, wohin ihr Gatte ihr folgt, der inzwischen Verdacht geschöpft.

Clèves, ein guter, aber etwas schwacher Mann, stellt sie zur Rede und beschwört sie, ihm alles, auch das Schrecklichste zu bekennen. Sie gesteht ihre Schwäche, indem sie gelobt, sie zu besiegen und jedenfalls ihm nie Grund zur Klage zu geben. Den Namen dessen, der ihre Zuneigung gewonnen, verschweigt sie. Aber Clèves erfährt ihn nur zu bald. Nemours ist so glücklich gewesen, Blanche's Bekenntnisse zu belauschen. Erfüllt davon, theilt er sie einem notorischen Schwätzer am Hofe mit, natürlich gleichfalls ohne Namen zu nennen. Aber deren bedarf es ja nicht. Am Hofe sind bekanntlich alle Geheimnisse öffentlich. Blanche und Clèves werden, nach Paris zurückgekehrt, mit dieser pikanten Geschichte aufgezogen. Beide kehren, außer sich vor Entrüstung, in ihr Palais zurück. Clèves glaubt, Blanche habe sein Unglück ausgeschwatzt; Blanche wähnt, es sei Nemours,

der mit ihrem Geheimniß ſo leichtfertig umgehe, wie mit dem der d'Anville. Nemours bringt heimlich zu Blanche, ſich zu vertheidigen. Dieſe aber ſtürzt entrüſtet ab und gewährt ihm kein Gehör. Verzweifelt muß er das Haus verlaſſen, aber, nach dem Rathſchluß der böſen Mächte, nicht ohne einen Handſchuh dabei zu verlieren. Dieſen Handſchuh findet der Gatte, der, zerdrückt von dem Gewicht ſeiner vermeintlichen Schande, erſt Blanche ermorden will, dann aber ſich kurz entſchließt, ſelbſt Gift zu nehmen.

Die Scene, die dieſen Vorgang behandelt, iſt folgende:

Clèves.

Er iſt entflohn ... doch ſie ... ſie kann mir nicht
Entgehn! — Dort iſt ſie
(auf die Flügelthür rechts deutend)
und frohlockend, daß
Der Buhle glücklich noch entkommen, ſpottet
Sie des betrognen Gatten. — Ja, ich will
Durchbohren das verrätheriſche Herz! —
Erſt ſie ... dann er! —
(Auf die Thür zuſchreitend, dann plötzlich ſtillſtehend.)
Was feſſelt meine Schritte?...
Unmöglich ... ich vermöcht' es nicht! — Wenn ich
Das Engelantlitz ſähe, ſchwände mir
Der Wille und die Kraft .... Unglücklicher!
Die dich betrog, verrieth, entehrte, die
Sich ſelbſt entwürdigte ... du liebſt ſie heiß
Wie je! — O welche Qual, zu lieben da,
Wo man verachten muß! Ohnmächtig kämpft
Der Wille gegen Leidenſchaft; ... und ich —
Ich will ſie tödten — ſie, ein ſchwaches Weib,
Weil ihr zu widerſtehn ſie nicht vermochte?!
Nicht einmal treulos darf ich ja ſie nennen,
Wenn ſie von dem ſich wandte, den ſie nie
Geliebt! — War ich es nicht, der rauh und hart
Und grauſam ſie auf dunkle Wege trieb,
Sie von mir ſchreckte? ... Ach, ſo habe ich
Das Recht verwirkt ſelbſt auf den kargen Antheil,
Den ich an ihrem Herzen einſt beſaß,
Verwirkt die Hoffnung, je es zu erobern! —
Und dennoch kann ich anders nie geſunden
An Herz und Geiſt. Schon fühle ich es, wie
Mein Hirn des Wahnſinns Truggebilde zeugt.
Bald könnte er mit Recht darüber ſpotten,
Daß Eiferſucht den armen ... armen Mann
Zum Narren machte. — Nur ein Mittel gibt's,
Davor mich zu bewahren. — Ja, ſo ſei's!
Das wilde Herz will ich zur Ruhe bringen;
Dann iſt ſie frei von der verhaßten Feſſel
Und ich bin frei von rettungsloſer Qual. —
O Blanche, warum thateſt du mir das?
Warum nahmſt du des Lebens Möglichkeit
Dem, der dich mehr geliebt hat als ſein Leben? —
(Er zieht einen Ring vom Finger und betrachtet ihn.)
Die enge Kapſel dieſes Ringes birgt
Den ſichern Tod. Er ſoll mein Retter ſein. —
(Er trinkt; dann tief aufathmend.)
Nun iſt's geſchehn u. ſ. w.

Man wird uns eingeſtehen, daß dieſer Tod Clèves' wenig vorbereitet und durchaus nüchtern iſt. Er hat in ſich auch gar kein eigentlich tragiſches Motiv und erklärt zu wenig den Ausgang des Stücks, der darin beſteht, daß Blanche ins Kloſter geht, zwar Nemours ihre Liebe geſteht, aber es für nöthig hält, ihm zu entſagen.

Für dieſe Wendung hätten die Autoren ganz andere Mittel in Bewegung zu ſetzen gehabt, wenn ſie damit erſchüttern und wirken wollten. Wie nahe lag es, aus Clèves eigentlich den Helden des Stücks zu machen, und ganz einfach dadurch, daß man in ihm einen wahrhaft edeln und großen Charakter mitten in das ſchale Hofgezücht hinſtellte. Er mußte lange kämpfen und ringen, ſich das Herz ſeiner Gattin zu erhalten; wenn er aber endlich ſähe, wie ſie ſich aufzehrt und hinſiecht, eine Beute ihrer Leidenſchaft, ſo könnte er groß gemuthet vor ſie treten, ſie noch einmal fragen: ob ſie nur Nemours zu lieben und nur ſein Beſitz ſie glücklich zu machen im Stande ſei. Wenn ſie das unter Thränen und Händeringen bekannt, dürfte er ihr ſagen: Nun gut, ſo ſollſt du ihn beſitzen und glücklich ſein. Ich liebe dich ſo ſehr, daß dein Glück mir mehr als mein eigenes am Herzen liegt. Wenn Blanche hierauf fragte: wie habe ich das zu verſtehen, hätte er ſich die Bruſt zu durchbohren und ſterbend zu rufen: „So!"

Das wäre denn doch ein Auftritt von erſchütternden Folgen, nicht nur für das Publikum, ſondern auch für Blanche. Blanche müßte die Größe und Erhabenheit dieſes Todes mächtig ergreifen und ihr deutlich zeigen, welch ein Herz ſie von ſich geſtoßen. An der Leiche Clèves' hätte ihr beſſeres Selbſt zu erwachen, ſein Opfertod aber den Todten ihr ſo theuer zu machen, daß ſie einem Lebenden nicht mehr anzugehören im Stande wäre.

So würde die Löſung des Conflicts eine befriedigende, mehr innerlich gegebene, Clèves aus einer unmännlichen paſſiven Schwäche herausgehoben und dem ganzen Stück ein wahrhaft tragiſcher Höhepunkt gewonnen ſein.

Das zweite Stück: „Sophia Dorothea", Trauerſpiel in drei Aufzügen, muß ganz ähnlich beurtheilt werden. Es behandelt das unglückliche Ende des Grafen Königsmarck, der bekanntlich im Jahre 1634 in Hannover ſpurlos verſchwand und im daſigen Schloſſe ermordet und verſcharrt worden ſein ſoll, weil man angeblich ihm die Abſicht zur Laſt gelegt, die Gemahlin des damaligen Kurprinzen, Georg Ludwig, mit dem ſie in Unfrieden lebte, zu entführen.

Auch dieſes Drama zeigt die ſchon erwähnte glatte Mache, zugleich aber denſelben Mangel an Innerlichkeit. Es ſind keine Menſchen, bloße Figuren, die hier ſpielen, und ſo ſtrict nach der Schnur ſpielen, daß man ſie von einem Uhrwerk getrieben wähnen kann. Die Gräfin Platen, die Feindin Königsmarck's und der armen Sophia Dorothea, iſt ſozuſagen die Intriguantin, wie ſie im Buche ſteht. Sie arbeitet auf das Verderben dieſer beiden Perſonen los wie eine Maſchine. Die Art, wie ſie ſich der Menſchen und Gegenſtände verſichert, durch welche ſie den Sturz und Untergang ihrer Opfer herbeiführt, tritt ſo nackt und äußerlich auf, daß ſie rein abſtoßend wirkt und gar keinen Reiz auszuüben vermögend iſt. In dieſer Bosheit iſt nichts Menſchliches; ſie könnte noch bei weitem entſetzlicher ſein, als ſie iſt, aber ſie müßte mehr Lebenswärme und Blut verrathen, als ſie verräth. Gräfin Platen hat Königsmarck geliebt, um ſo furchtbarer iſt nun

ihr Zorn, als sie erfährt, daß er seine Neigung der jungen Fürstin geschenkt. Als sie sich mit verlarvten Hellebartieren aufstellt, Königsmarck ermorden zu lassen, sagt sie:

Süß ist die Liebe, süßer ist die Rache!
Wie ich nach deinen rothen Lippen brannte,
So brenn' ich jetzt nach deinem rothen Blut!
Es soll ein Bad für meine Seele sein,
Darin sie all die wilden Flammen lösche,
Die Eifersucht und zwischen Lieb' und Haß
Der heiße Kampf zur Raserei entzündet!

Nun erscheint Königsmarck; es folgt ein langes Gespräch zwischen ihm und Gräfin Platen, und als er sich nicht gutwillig gefangen geben will, befiehlt sie, ihn niederzustechen. Er vertheidigt sich und kämpft mit dem Anführer der Trabanten, dem dabei die Maske entsinkt und in dem man dann den Kurprinzen selbst erkennt. Von der Gräfin angewiesen, dringen die Trabanten nun von hinten auf Königsmarck ein und durchbohren ihn. Er stirbt mit dem Bekenntniß:

Daß die Prinzessin rein von jeder Schuld —

hinzufügend:

Mistraut dem fürchterlichen Weibe dort.

Worauf eben dies fürchterliche Weib ruft:

Stopft ihm den Mund, der noch im Tode lästert.

Königsmarck wird nun noch einmal durch die Brust gestochen und stirbt. Gräfin Platen beugt sich über ihn, indem sie murmelt:

Nun, habe ich's verstanden, mich zu rächen?

Und in der That, man muß bekennen, daß sie in dem Stück das verstanden, verstanden in der ruchlosesten und zugleich plumpesten Weise, die sich denken läßt. Nichtsdestoweniger geht sie frei aus, indeß die Unschuld zu Grunde geht. Es ist erlaubt, zu fragen, wo hier die dramatische Gerechtigkeit geblieben, die wir doch auf der Bühne festgehalten zu sehen wünschen müssen. Es mag das altmodisch sein, aber solange man nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen weiß, solange werden wir wenigstens dabei zu verharren uns bemüßigt finden.

Das dritte Stück ist: „Fürstin Orsini", Schauspiel in fünf Aufzügen. Demselben liegt eine interessante Begebenheit zu Grunde: die Entfernung der Prinzessin Orsini vom spanischen Hof im Jahre 1714. König Philipp V., Enkel Ludwig's XIV., mußte immer von jemand regiert werden; diesem Bedürfniß half seine erste Gemahlin ab, nur unterlag diese selbst ganz dem Einfluß ihrer Oberhofmeisterin (camarera mayor), der genannten Prinzessin. Das Stück führt uns den spanischen Hof unmittelbar nach dem Tode der ersten Gemahlin Philipp's V. vor, wobei wir die Fürstin Orsini im vollen Genuß der Herrschaft sehen, an welche nach und nach der König und das ganze Land sich gewöhnt hatten. Sie war durch französischen Einfluß in ihre Stellung gelangt, gebrauchte dieselbe aber selbständiger, als man es vorausgesetzt, und dann erregte sie auch noch den Neid der Frau von Maintenon, weil der König nahe daran war, sie zur vollberechtigten Gemahlin zu erheben, was die Maintenon ihrerseits bei Ludwig XIV. nie durchzusetzen vermocht. Dazu kommt noch, daß der König von Spanien noch nicht 30 Jahre alt war, die Orsini aber über 60, sodaß trotz des oft geschilderten Zaubers ihrer Persönlichkeit das Misverhältniß dabei desto auffälliger sein mußte. Ueberdies war der spanische Adel mit der Herrschaft der Orsini äußerst unzufrieden, weil sie französische Sitten eingeführt und die alte Etikette eingeschränkt hatte. Nach der Geschichte mußte die Orsini darauf freilich verzichten, den König zu heirathen, indeß hätte sie trotz der spanischen Granden und der Frau von Maintenon sich in ihrer Stellung wol erhalten, wenn sie die neue Gemahlin für den König besser gewählt hätte. Der Geschäftsträger des Herzogs von Parma, Abbé Alberoni, führte sie zu Gunsten einer Nichte seines Souveräns irre, um dadurch selbst in Spanien Carrière zu machen. Die neue Königin, von Alberoni als willenlos und sanft geschildert, war stolz und herrisch; sie jagte die Orsini in der rohesten Weise fort, und Alberoni wurde Premierminister in Spanien.

Im Stück hat die Sache allerdings einen etwas abweichenden Verlauf. Wir sehen den Haß der spanischen Großen gegen die Orsini, wir erfahren die Intriguen der Maintenon und des französischen Gesandten. Alberoni spielt wie in der Geschichte den harmlosen Gourmand ohne Ehrgeiz, und intriguirt dabei eifrig für die parmesanische Prinzessin. Von allen Theilen wird ihm der Cardinalshut zugesagt, theils damit er die parmesanische Heirath durchsetze, theils damit er einfach die orsinische verhindere. Alberoni erreicht auch seinen Zweck und wird nach dem Sturz der Orsini in den königlichen Rath berufen. Die Mittel indeß, durch welche das alles durchgesetzt wird, sind unhistorisch. Die Verfasser haben, nach ihrer eigenen Notiz, den kleinen Roman: „La princesse des Ursins" von Alexander Lavergne ihrem Drama zu Grunde gelegt. Sie bemerken selbst, daß diese Arbeit nicht streng historisch ist; das macht bei einem Drama auch wenig aus, wenn die dramatischen Charaktere gut eingehalten und durchgeführt sind. Das ist auch hier geschehen; nur wird die imposante Staatsaction, nach welcher die Herrschsucht der Orsini sich in ihren eigenen Netzen fängt, im Lavergne'schen Roman und im vorliegenden Drama auf den Rahmen einer kleinen Privatrache eingeschränkt. Der Held, der den Sturz der Oberhofmeisterin bewirkt und welcher den Granden und Alberoni Erfolg verschafft, ist ein französischer Cavalier, welcher, mit Empfehlungsbriefen der Maintenon ausgerüstet, eigens nach Spanien kommt, um der Orsini eine Falle zu stellen. Seine Aeltern hat er unmittelbar nach seiner Geburt verloren, und er weiß, daß die Orsini, welche ein Liebesverhältniß mit seinem Vater gehabt, die Ursache dieses Verlustes ist. Er weiß aber nicht, daß er gerade der Sohn der Orsini ist, welchen man anstatt des todtgeborenen Knaben, den sein Vater von seiner Gemahlin hatte, untergeschoben. Er stellt sich verliebt in die Camarera mayor, läßt sich ihretwegen in ein Duell ein, wobei er fast das Leben verliert, er sucht die Oberhofmeisterin dem König zuwiderzumachen, und der König, schon fest entschlossen, die Orsini zu heirathen, beginnt Liebe für die

Tochter eines Granden zu empfinden. Diese Dame, deren Vater den Cavalier beim Duell verwundet hatte, liebt aber den jungen Franzosen, welcher seinerseits den König auf Alberoni's Vorschläge einzugehen veranlaßt, weil die parmesanische Prinzessin der schönen Spanierin ähnlich sehen sollte. Die Orsini wird im Drama freilich nicht auf so brutale Weise fortgeschickt wie in der Wirklichkeit, in der man sie in Hoftoilette bei höchster Winterkälte ohne Schutz gegen den Frost bis zur französischen Grenze transportirte; es wird ihr von dem Cavalier nur angedeutet, daß der König ihrer Dienste nicht mehr benöthigt sei, und zwar geschieht das gerade, als sie selbst auf den Thron gehoben zu werden vermuthete. Die ehemaligen Verirrungen der Orsini finden somit eine bittere Wiedervergeltung, nur ist es nicht klar, warum der französische Cavalier zuletzt gerührt wird, da er doch nicht erfährt, wie nahe er der Prinzessin Orsini steht; so spricht er z. B. nach ihrem Sturz:

Fürwahr, sie hat mich wunderbar gerührt! ...
Und die Befried'gung meiner Rache macht
Mich unzufrieden fast mit mir und traurig ...
Der alte Widerspruch im Menschenherzen:
In ihrer Sätt'gung stirbt die Leidenschaft,
Und staunend stehen wir vor ihrem Grabe. —
Doch fort mit diesen düsteren Gedanken!
Erleichtert fühlt sich, frei von Haß, mein Herz;
Jetzt soll die Lieb' es ungetheilt beherrschen.

Die Scenen sind effectvoll, der Dialog ist lebendig, besonders wo die Granden sich mit der Orsini streiten. Alberoni mischt frivole Heiterkeit in alles, wodurch er oft belustigend wirkt, trotz seiner maßlos ehrgeizigen Plane. In Bezug auf die Sprache wären einige Apostrophirungen weniger zu wünschen, z. B. „französ'schem", „span'sche" u. s. w.; dergleichen hätte gewiß sich leicht vermeiden lassen.

7. Attila. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Söltl. Freiburg im Br., Wagner. 1865. 8. 14 Ngr.

Das Stück ist nicht ohne Geschick in der dramatischen Mache. Es ließe sich leicht, wie es da ist, geben, ohne daß die Regie Schwierigkeiten dabei fände. Daß es indeß einen erheblichen Erfolg haben würde, müssen wir bezweifeln. Die Dichtung ist zu äußerlich geblieben, zu sehr nur mit dem Lineal gearbeitet. Es fehlt alles innere Leben, alle Wärme; es fehlen alle Naturlaute. Die Personen sprechen wie nicht für sich, wie für andere. Nirgends ist individueller Ausdruck, charakteristische Eigenart, nirgends ein Ueberschwang der Empfindung, Fülle der Gedanken. Alles geht glatt vor sich, nüchtern und abgemessen. Das Trauerspiel ist wie nach Vorschrift und mit der Uhr in der Hand geschrieben. Attila ist ganz und gar nur der Theaterheld.

Die Tragödie beginnt damit, daß sein Harem ihn umsonst zu zerstreuen sucht: er brütet große, welterschütternde Begebenheiten und läßt deswegen sowol seine Hunnen wie die unterworfenen Deutschen, die ihm folgen, hart an, weil sie von Niederlassung und Heimzug reden. Momillus, ein edler Römer, hat ihm plausibel gemacht, daß er nach Rom müsse, sich die Weltherrschaft anzueignen. In einem Monologe verräth dieser Intriguant seine hinterlistigen Plane in nachfolgender Weise:

Nach Rom dräng' ich
Den Khan, daß er die Kaiserkrone dort
Sich setze auf das Haupt, um seiner Herrschaft
Den Halt zu geben. Tag und Nacht sinnt er
Nun diesem Plane nach. Doch hat er nur
Die Gegner mir mit seiner Faust zermalmt,
Dann wird ihn meine List in stiller Nacht
Umspinnen und zerschellen seinen Thron
Mit dieser deutschen Kraft. Froh werden sie
Abschütteln das verhaßte Hunnenjoch,
Drauf mögen die zur Heimat ziehn,
Die es verschmähen, mir zur dienen.
Ich bin der echte Kaisersproß von Rom,
Den umgestürzten Thron der Ahnen soll
Mir Attila erhöhn u. s. w.

Seine Absichten zu verkünden, ruft der Khan seine Völker zusammen; er hält sozusagen Heerschau und erledigt dabei Staatsgeschäfte, indem er Gesandte empfängt, Recht spricht u. dgl. Mitten in diese Handlung tritt Hildegunde, eine deutsche Fürstentochter, die Vater und Bräutigam im Heergefolge Attila's besuchen kommt, weil sie eine gefahrandeutende Vision daheim gehabt. Natürlich verliebt sich Attila in dieses Heldenmädchen, das im zweiten Act den Ihrigen ihr unglückverheißendes Gesicht eingehender und zwar folgendermaßen erzählt:

Da ließ mein Geist zurück
Den Körper, seine Hülle, und entschwang
Auf lichten Fittichen sich hoch und höher,
Bis er auf lachendem Gefild sich senkt.
Da ruhtet ihr, wie freut' ich mich des Anblicks!
Nah' beieinander, eure Wehr gelehnt
An einen Baum. Da wälzte sich in Ringeln
Ein Ungethüm durchs hohe Gras heran,
Es reckt empor das Haupt, der Rachen gähnt,
Es schnappt nach euch. Mit lautem Schrei warf ich
Entgegen meine Hand. Ihr fahrt empor,
Doch meine Hand empfand des Unthiers Biß.

Um diesen Traum nun wahr zu machen, kommt Hildegunde aus sehr verzeihlicher weiblicher Neugierde oder weil sie, gut erzogen, es für passend hält, um Attila's Gattin einen Anstandsbesuch abzustatten, bei welchem Besuch sie zu ihrer moralischen Entrüstung erfahren muß, daß der Khan sich ein ganzes Rudel von Frauen hält. Diese Frauen werden auf Hildegunde eifersüchtig und Suleika, die „geliebteste Gemahlin" des Herrschers, durch den Vergleich, den die Deutsche zwischen ihrem eigenen werkthätigen häuslichen Leben und dem nichtigen Thun und Treiben der Haremsfrauen anstellt — ein Vergleich, der übrigens manches Sinnige und Hübsche hat —, in solchem Grade, daß sie Hildegunde erdolchen will. Allein Hildegunde, das deutsche Heldenkind, schlägt ihr die Waffe aus der Hand und trumpft sie im Beisein Attila's tüchtig ab. Attila machen der Muth und die Stärke dieses Weibes natürlich nur noch lüsterner, und so kommt es, daß er im dritten Act sie kurzweg zur Gattin begehrt und sein Begehren wird um so mehr entflammt, als er glücklich im Belauschen, vernimmt, wie Momillus, der sich eben vom Khan beurlaubt, um ihm voraus nach Rom zu eilen, ihr Anträge macht und verheißt:

An meiner Hand empor zum Capitol
Steigst du, es folgt der Jubelchor der Menge,
Der Priester harrt schon am Altar und legt
Zum ew'gen Bund in meine Hand die deine
Und schmückt dann mit der Kaiserkrone dir
Das Haupt, dir, meiner Kaiserin.

Attila, empört über diese Falschheit, befiehlt, den Heimtückischen hinzurichten.

Im vierten Acte sollen die deutschen Fürsten alle niedergemacht werden, weil sie schwierig im Gehorchen werden, hauptsächlich aber weil Hildegunde Vater und Bräutigam nicht lassen will, diese von ihr nicht lassen wollen. Der große Attila will reinen Tisch haben. Als er zum Morde das Signal geben will, erscheint Tzender, sein Sterndeuter, der ihn vor dieser Unternehmung warnt. Attila, darüber erzürnt, befiehlt ihn zu tödten, indem er höhnisch fragt:

Hat dir ein Stern dies auch
Grossenbart?

Worauf Tzender klug entgegnet:

Ja, Herr! Nur wenig Stunden
Vor dir zu sterben, wurde mir bestimmt.

Das ändert denn doch Attila's Absicht. Er macht sein Gefolge für des Himmelskundigen Leben verantwortlich. Kaum aber ist die Wache mit Tzender abgetreten, so kommt jemand, seinen plötzlichen Tod zu melden.

Attila.

Er hat's gewagt zu sterben? Trotzte dem
Verbot? Und ihr, ihr habt ihm nicht gewehrt?
Ich sage euch: Er ist nicht todt! Er darf's
Nicht sein! An seiner Seite bleibt so lang,
Bis in den Körper kehrt zurück der Geist.

Jetzt will er mit Hildegunde Brautnacht halten.

Es kommen aus diesem Anlaß Suleika und die andern Haremsfrauen, ihr zu huldigen, dann langen Geschenke und Kostbarkeiten an, und während das Blutbad unter den Deutschen beginnt, erscheint schließlich Attila selbst als entflammter Liebhaber, um eine glückliche Schäferstunde mit der Neuerkorenen zu feiern. Aber Hildegunde ist keine Person, die in dieser Beziehung Spaß versteht. Als er sich ihr begehrend nähert, zieht sie das Schwert und kämpft mit ihm. Bald stürzt er von ihr getroffen todt zu Boden, Hildegunde jedoch verwundet ueben ihn, und als die dem Ueberfall entronnenen Ihrigen herzugeeilt kommen, treffen sie die Retterin Deutschlands und der Welt, wie sie den Geist aushaucht. Balderich, ein deutscher alter Freigelassener, aber ruft:

Hildegund! Du lebst!
Von Mund zu Munde fliegt und wächst dein Ruhm
Jahrtausende! Ihr Jungfrau'n Deutschlands, preist
Der deutschen Jungfrau That in Sang und That!

Dies ist das Stück, dessen Handlung, wie man sieht, ziemlich willkürlich erfunden und namentlich in Hinstellung Hildegunden's doch geradezu wol Märchen ist. Die Geschichte, welche behauptet, daß Attila am Blutsturz gestorben, kennt wenigstens keine Heldin, deren Ruhm Jahrtausende wegen Besiegung der berüchtigten Gottesgeisel zu wachsen hätte. Wollte der Verfasser die schöne Sloiko, die man nach der Brautnacht, in ihre Schleier gehüllt, bei seiner erstarrten Leiche sitzen fand, dazu machen, so bedurfte es dazu einer subtilern Behandlung und namentlich eines lebendigern Organismus. Das Ganze ist nur durch das scenische Gewebe, nicht durch poetische Nothwendigkeit zusammengehalten.

8. Die Erbin von Glengary. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Meyer von Waldeck. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 15 Ngr.

Dieses Drama, welches die Landung des Prinzen Karl Edward Stuart in Schottland im Jahre 1745 zum historischen Hintergrunde hat, der sich, wie bekannt, etwa neun Monate im Lande seiner Dynastie gegen die Engländer hielt und erst nach der unglücklichen Schlacht von Culloden wieder flüchtig werden mußte, ist ein nicht ungeschickt gearbeitetes Stück, das, um bühnenwirksam zu werden, nur schärfere Charakterausprägung und kräftigere Durcharbeitung, sowol was Sprache als was Handlung betrifft, in Anspruch nimmt. Die Personen treten nicht fest und klar genug hervor; der Dialog ist zu weich und verwischt, und die Entwickelung zu hingezögert und langsam.

Der Inhalt ist folgender: General Falconer ist mit einer Abtheilung des englischen Heers in die schottischen Hochlande abgeschickt worden, um alle Demonstrationen zu Gunsten der Stuarts daselbst niederzuhalten. Er quartiert sich bei Graf Angus MacCanmore ein, der zwischen den Häusern Stuart und Hannover schwankt. Obschon nicht mehr jung, wirft er sein Auge auf Alice, die Tochter seines Wirths, die ihrerseits ihren Lehrer St.-Alban liebt, der zur Partei des Prätendenten gehört und für diesen derart Propaganda macht, daß Falconer ihn für den Prinzen selbst hält. Er ist aber nur Mac Canmore's Neffe, ein Sohn von dessen Schwester, den sie in Frankreich gebar, als sie dort ein Liebesverhältniß mit einem Manne hatte, welchen ihr die Familie zu heirathen nicht gestattete. Man trennte sie gewaltsam von dem Manne ihres Herzens und ihrem Sohne, dem sie sterbend alle ihre Besitzungen vermachte, mit der Bedingung, daß sie der Bruder verwalte, bis jener sich melde. Erst wenn Alice das zwanzigste Jahr erreicht und bis dahin der eingesetzte Erbe nicht erschienen, sollte die Nichte in den Besitz der Erbschaft treten.

MacCanmore ist's, der dies Falconer bei seiner Werbung erzählt, indem er ihm zugleich gesteht, daß sein eigenes Vermögen erschöpft und er nur noch von der Hoffnung lebe, daß sein Neffe nicht erscheinen und die Nachlassenschaft seiner Schwester seiner Tochter zufallen werde. Falconer verspricht ihm Ansehen, Macht, Vermögen, wenn er zum Hause Hannover übertrete und ihn zum Schwiegersohne nehme. Das Haus Stuart, versichert er, könne ihn und die Seinen nur mit ins Verderben reißen.

Canmore, dadurch bestimmt, spricht mit seiner Tochter. Alice bekennt ihre Neigung zu St.-Alban. Der Vater hat den Muth nicht, sein Kind zu zwingen, so sehr ihn Falconer auch treibt. Letzterer hat eben die Verhaftung St.-Alban's vorgenommen, nachdem er ihm seine Papiere geraubt und einen Theil davon an Canmore

gegeben, der daraus erſieht, daß der vermeintliche Prätendent ſein Neffe iſt, als im fünften Acte Karl Edward ſieghaft erſcheint, Falconer gefangen nimmt und Alice mit St.-Alban vereint, wozu natürlich Canmore gern ſeine Einwilligung gibt.

Das Schauſpiel iſt, wie bereits geſagt, nicht ungeſchickt, aber in der Mache doch deswegen keineswegs ſicher gehandhabt. Canmore, der ſich anfangs ſtreng anläßt und in welchem man glaubt einen tyranniſchen Vater erwarten zu müſſen, wird im Verlauf ganz haltlos und verwaſchen. Die Liebe von St.-Alban und Alice wird zu oft verſichert, ohne daß ſie dabei irgend in neue Phaſen träte. Auch Falconer's Intriguen gegen den letztern legen ſich zu langſam an und kommen allzu ſäumig zur Ausführung. Es iſt überhaupt von dem, was in dem Stück geſchieht, zu lange vorher und zu viel die Rede: dadurch werden die Effecte verpufft. St.-Alban müßte myſteriöſer gehalten ſein und die endliche Entdeckung ſeiner Herkunft draſtiſcher und ſchlagender herbeigeführt werden.

Dem Schauſpiel fehlen die ſichern Züge, die dramatiſchen Grundſtriche gewiſſermaßen. Es iſt etwas zu ſchwächlicher Natur, zu zaghaft oder flüchtig hingewiſcht. Die Reden der hochländiſchen Bauern haben noch am meiſten Saft und Kraft.

Alles in allem genommen iſt die Arbeit nicht ſchlecht, ja ſie hat ſogar etwas Gefälliges und Einſchmeichelndes, aber dennoch kann eine gewiſſe Dilettantenhaftigkeit nicht völlig weggeleugnet werden. Schon die Diction, halb Jambe, halb Proſa, belegt das einigermaßen, wie nachfolgende kleine Probe aus Alice's Munde bekunden mag, in welcher ſie ihren Geliebten ſeinem Gegner ſchildert:

Er iſt ein Mann, der alle euch an Geiſt
So überragt, wie helles Sonnenlicht
Des Glühwurms mattes Leuchten überſtrahlt;
Der klar erkennt, wo euer blind Geſchlecht
Im Dunkeln tappt; der mit der That erfaßt
Des Menſchen Ziel, den Himmel anzuſtreben,
So iſt der Mann, und darum acht' ich ihn.
Doch er iſt mehr; er ſucht das Gute nur,
Wo ihr nach eignem Vortheil kleinlich haſcht;
Er reinigt ſeine Seele vor dem Herrn,
Wenn ihr euch in der Laſter Sumpf verſenkt;
Sein Herz iſt edel — darum ehr' ich ihn.
Doch er iſt mehr für mich; er iſt der Mann,
Den ſich mein Herz vor allen hat erkoren,
Dem ich mein Herz geſchenkt, obwol ich fühle,
Daß ich nicht ſeiner würdig bin; er iſt's,
Dem ich zum Altar folgen will als Weib,
Und thürmt ihr Berge, Welten uns entgegen,
Der Liebe Macht ſoll uns hinübertragen. —
Beſchimpfen Sie ihn jetzt, wenn Sie es wagen!

9. Dramatiſche Werke von Giſela Arnim. Dritter Band: Das Steinbild der Cornelia. Im Sinne eines chriſtlichen Dramas geſchrieben. Berlin, Dümmler. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von allen weitergehenden und dramatiſch nebenſächlichen Tendenzen der Verfaſſerin (bekanntlich einer Tochter Bettina von Arnim's) abſehend und uns weſentlich nur an das vorliegende Stück ſelbſt haltend, haben wir zu bekennen, daß uns in dieſem eine gewiſſe Größe der Idee und des Stoffs leider nur in ſehr kleinlicher und verwiſchter Manier zum dramatiſchen Austrage gebracht zu ſein ſcheint. Der Vorwurf iſt ſchön und genial. Guido Amano, ein venetianiſcher Bildhauer, hat neben vielem andern Glück auch das gehabt, ein herrliches, nicht nur ſchönes, ſondern auch hoch- und edeldenkendes Weib zu erringen. Selig in ihrem Beſitz, umſtrahlt vom Ruhm ſeiner Kunſt und gehoben durch ein reiches, zu immer neuem Schaffen aufgelegtes Innere, erliegt er einem traurigen Geſchick gerade in dem Augenblick, in dem er beſchäftigt iſt, die Statue ſeiner Gattin Cornelia zu vollenden. Antenor, ein Grieche, ſein Schüler und Freund, hat nämlich eine unſelige Leidenſchaft für die Frau ſeines Meiſters erfaßt, und getrieben von derſelben, benutzt er die Argloſigkeit ſeines Lehrers, denſelben zu ermorden. Liſtig weiß er die Leiche des Ermordeten zu beſeitigen und das Gerücht zu verbreiten, Amano ſei in einem Zweikampf geblieben und habe ſterbend die Witwe der Vorſorge Antenor's empfohlen. Angelegentlich bewirbt er ſich denn auch um deren Gunſt: er ſorgt für ihre Kinder, ihr Haus, ihr Gut und Geld; er läßt einen Jeſuiten, Pater Euſebius, der ſeine Schuld erräth, aber ſie verſchweigt, weil er den Künſtler zum Geſchöpf ſeines Ordens machen zu können glaubt, er läßt die alte Amme der Cornelia für ſich ſprechen und wirken, aber alles umſonſt — Amano's Weib hegt einen unerklärlichen Abſcheu vor Antenor, und ſo oft ſie auch im Begriffe iſt, den andringenden Beſtürmungen von allen Seiten nachzugeben und Antenor die Hand zu reichen, ſo oft ſchaudert ſie wieder vor dieſer That zurück und wendet ſich nur um ſo inniger und feſter dem Gedächtniß des räthſelhaft Verſchwundenen zu. Einen beſondern Cultus treibt ſie mit dem letzten Werke ihres Gatten, jener Statue, in der Amano ſie ſelber in Marmor wiedergegeben und welche bei der Ermordung des Künſtlers mit deſſen Blut befleckt worden iſt. Eines Tags vor der Statue in Schlummer ſinkend, erlebt ſie, daß dieſe plötzlich Sprache gewinnt und ihr die Miſſethat Antenor's enthüllt. Anſtatt aber durch dieſe Enthüllung zur Rache entflammt zu werden, wird ſie ſeltſamerweiſe dadurch nur weich und hingebend gegen den Mörder, dem ſie ihr Erlebniß als einen kindiſchen Traum erzählt. Die Erzählung übt auf jenen jedoch einen ſo furchtbaren Eindruck, daß er ihr ſein Verbrechen bekennt. Entſetzt über die That ſtirbt Cornelia, indem ſie den Mörder verdammt und ihm zugleich doch die Sorge für ihre Kinder anheimgibt. Das Stück ſchließt damit, daß Antenor ins Kloſter geht.

Aus dieſer Inhaltsangabe allein werden unſere Leſer erſehen, daß der von Haus aus kühne und intereſſante Plan in der Ausführung traurig abgeſchwächt und verhunzt worden iſt. Es fehlte der weiblichen Hand an Gewalt und Kraft, ihm feſte Form und geſchloſſenes Weſen zu geben. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Dichtung tief pſychologiſche Züge, überhaupt einen Hauch hinreißendſter Innerlichkeit beſitzt. Einige Momente ſind reizend, von ſchön menſchlicher Art; beſonders glücklich und fein

ist das beständige Abwenden Cornelia's von Antenor, ihr unbewußter Graus und Schauer vor dem Mörder ihres Gatten. Daneben läuft aber auch viel Schrullenhaftes und nicht nur Schwaches, sondern geradezu Abgeschmacktes einher. Der Ausgang ist dramatisch widersinnig, und so viel Mühe die Verfasserin sich gibt, ihn zu motiviren und plausibel zu machen, immer doch wird er als enttäuschend und verschroben gelten müssen. Der christliche Sinn mit seiner versöhnenden Milde wird hier zur bloßen Schönthuerei und Marotte. Er bricht der ganzen Sache die Spitze ab. Nachdem man zwei Acte hindurch uns auf die Entdeckung des Mordes gespannt gemacht hat, erfolgt dieselbe in einer so nichtssagenden und verzerrten Weise, daß man genöthigt wird, sich mit Unwillen davon abzuwenden. Der dramatische Bau wie die Moral gehen hier zugleich in die Brüche. Die Lösung ist total ausdruckslos und sogar trivial, und wenn das Stück nicht schon früher bewiesen hätte, daß die Autorin keine Dramatikerin ist, so würde man es hier erkennen müssen. Sie hat es aber gleich im Anfang bewiesen und beweist es durch das ganze Werk, das 415 Seiten zählt und schon im Uebermaß des Dialogs elend zu Grunde geht. Die Dichterin ist, fast dürfte man sagen, unausstehlich plauderhaft. Sie kann nirgends ein Aufhören finden: die Auftritte ihres Dramas, die Monologe und Gespräche ihrer Personen sind endlos, Scenen von 37 Seiten, Selbstgespräche von 4, 6 und mehr Seiten nichts Seltenes. Dazu kommt, daß über der Dichtung der Geist der Romantik in seiner ganzen Ausartung und Eigenwilligkeit liegt. Er kehrt sich weder an Regeln der theatralischen Mache, noch an Gesetze der dramatischen Natur. Er läuft und stürmt querfeldein, wie es ihm beliebt, und wenn er einen Augenblick vernünftig war, tobt er gleich darauf um so ungeberdiger. Damit ist denn endlich nichts als ein ermüdendes Lesedrama mit einzelnen entzückenden dichterischen Schönheiten entstanden, ein curioses Product, das bald anzieht, bald abstößt und jedenfalls weder einen ruhigen Genuß noch eine befriedigende Wirkung gewährt.

10. Starhemberg oder die Bürger von Wien. Historisches Drama in vier Aufzügen von Reinhold Edmund Hahn. Wien, Pfautsch. 1865.

Der Inhalt dieses Stücks ist die Befreiung Wiens von der Türkenbelagerung im Jahre 1683, welche hier weniger dem Sobieski als Maximilian Emanuel, Kurfürsten von Baiern, zugeschrieben wird, der durch eine Gräfin Magdalena Karolyi, die ihn heimlich liebt und die er heimlich wieder liebt, in Verkleidung eines Türkenjünglings mit seinem Heer zum Entsatz herbeigerufen wird. Nachdem dieser Entsatz stattgefunden, wird der bairische Kurfürst mit der Hand der Erzherzogin Marie Antonie belohnt, Magdalena aber entschließt sich, ins Kloster zu gehen.

Damit ist die Handlung erschöpft. Was noch sonst dazu gehört, sind kleine, ziemlich unwesentliche Züge. Der Verfasser bemüht sich, uns die Noth des belagerten Wien, Starhemberg's Heldenmuth, die brutale Grausamkeit der Türken, die Tapferkeit der Baiern vor das Auge zu rücken; leider aber thut er das alles nur in ganz fragmentarischer, undramatischer und verzettelter Weise. Kein Zug der Größe geht durch das Stück; es besteht wie aus Lappen und Fetzen, die, ganz nothdürftig durch die scenische Form zusammengehalten, nirgends ein Ganzes ergeben. Das Drama hat weder einen rechten Auf- noch Unterbau; es ist ein Gebäude, das wie vom Zufall gemacht ist. Plan und Absicht treten nirgends klar hervor: es ist weder eine rechte Exposition noch Gipfelung darin. Auch hat das Schauspiel gar keine eigentlichen Hauptpersonen. Die Figuren laufen in einem beständigen Wirrwarr durcheinander, welcher Wirrwarr durch die Reden, die gehalten werden, nicht vermindert, sondern eher vermehrt erscheint, weil sie unklar, stillos und ohne Ausdruck sowol als ohne Charakter sind. Die Verse haben etwas Fallendes, Schwerfälliges und Unbehülfliches, die Prosa ist meist schal und fade. Folgende Auszüge mögen einen genügenden Beweis davon geben:

Erster Soldat (schaut in den Kessel). Das Essen ist fertig.
Zweiter Soldat. Wird vortrefflich schmecken!
Erster Soldat. Will's glauben, nach solchem Marsche!
Zweiter Soldat. Ja, schnell ist unser gnädiger Kurfürst.
Dritter Soldat. Der ist kein Zauderer.
Erster Soldat. Wie wird's erst in Wien schmecken! Das ist euch eine Stadt! War vor vier Jahren drin, Essen und Trinken, Spiel und Tanz und bildsaubre Mädel.
Zweiter Soldat. Na, unsre bairischen Mädel sind justement ebenso schön. Ich sag' euch, so eine Münchnerin mit der Goldhauben, darüber geht nichts.

Dies sind die Gespräche der Baiern vor der Schlacht mit den Türken! Kurfürst Maximilian Emanuel, als er in dem Türkenbuben, der ihm mitten durch die Feinde Botschaft gebracht, die Geliebte erkannt, äußert sich also:

O Magdalena! Weib voll hohen Sinnes!
Nicht sollst du mich durch deinen Geist beschämen;
Kein Zögern mehr! Fort! Wie der wilde Strom
Soll sich mein Baiernheer dem Feinde nahn
Und ihn bedecken mit des Todes Nacht.
Ob Baierns Kurfürst leben wird, ob fällt,
Gilt gleich, denn wie es sei, er fällt mit Ehren;
Den Spruch auf seinem Grab: er war ein Mann,
Ein Deutscher, wird die Nachwelt ihm gewähren.

Die Absicht des Autors war ohne Zweifel gut, er ist beseelt von österreichischem Patriotismus; die Begabung aber ist schwach, und da nur die Begeisterung schaffen, der gute Wille jedoch blos hölzern zimmern und leimen kann, so ist denn auch hier nur wohlgemeintes Machwerk, aber keine zündende Dichtung entstanden.

Nicht besser, sondern eher noch schlimmer steht es um:

11. Festspiel zur funfzigjährigen Jubelfeier der Schlacht von Waterloo am 18. Juni 1865 von Karl Richard Waldemar Uschner. Leipzig, Deckmann. 1865. 8. 16 Ngr.

enthaltend ein fünfactiges Lustspiel: „Die Kriegsbräute." Es spielt vom preußischen Aufruf 1813 bis nach der Schlacht von Waterloo 1815 und dreht sich dabei um nichts anderes, als daß ein Baron Esenbeck in Mittelschlesien gelobt, seine beiden Töchter nicht eher zu verheirathen, als bis Napoleon besiegt: ein Gelöbniß, das er

denn auch richtig erfüllt, wenngleich seine Frau, seine eine Tochter und deren Bräutigam sich dagegen sträuben, ohne daß dieses Sträuben freilich zu irgendeinem Vorgange führte, der wie eine Intrigue aussähe und die Handlung interessant zu machen im Stande wäre. Das Stück schlorrt breit und nachlässig hin, ohne nur irgendwo zu einer wirksamen Scene oder einem Effecte zu kommen. Es ist durchweg zerfahren und ausdruckslos. Mit einem solchen Stück den funfzigjährigen Gedenktag einer siegreichen Schlacht feiern, hieße diesem ein Unrecht anthun. Dazu bedarf es denn doch eines andern poetischen Erzeugnisses als dieses Festspiels, dessen gute Absicht wir keineswegs verkennen, das indeß allzu wenig Geist und Feuer zeigt, um je irgendeiner Bühne zu einem festlichen Zwecke geeignet erscheinen zu können. Die Sprache ist wie Qualm und Nebel, aus dem nichts klar heraustritt, und wo sie gar sich die Miene des Verses gibt, wird sie wie Dunst, der erkältend niederschlägt. Man höre z. B. nur eine Stelle des Polen:

Denn ganz durchströmt mich, wie das Polenland
Die Weichsel vom Karpatenabhang bis
Zur Ostsee treu durchzieht und ewiglich
Der Zeuge sein wird unsers Anspruchs — so
Durchströmt der Hang mich, all mein Tageswerk
Und schlafentrücktes Mühn der Neugestaltung
Polonias zu weihn; doch der Verzug,
Der jetzt uns obliegt, während unser Helfer,
Erzfeind von Rußland, und was sich ihm eint,
Der große Kaiser, rüstet, lähmt mir schon
Die Kampfesschwingen; fort von Redekunst
Und thatenfauler Rücksicht.

Sie ist die schlimmste nicht, genügt wol aber, um zu beweisen, daß hierin weder eine Spur vom Dichter noch Dramatiker zu finden ist. Wir kennen den Verfasser und wissen, daß er ein akademisch gebildeter, strebsamer junger Mann ist; die Bühne aber scheint uns, wie die Poesie überhaupt, nach dieser Probe das Feld seiner Erfolge nicht zu sein.

12. Der letzte Römer. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Rüffer. Prag, Steinhäuser. 1865.

Dieser „letzte Römer" ist Konstantin XI., der sich 1453 tapfer gegen Mohammed II. wehrte, aber schließlich dennoch sammt dem ganzen byzantinischen Reiche der Uebermacht erlag. In dem vorliegenden Stücke spielt sich dieser geschichtliche Vorgang nur höchst unklar und schleppend ab. Zeit, Umstände und Verhältnisse sind zu keinem scharfen Bilde zusammengefaßt; die Personen haben keinen ausgeprägten Charakter; die Handlung wirrt und braut sich wie im Taumel durcheinander. Exposition, Verwickelung, Austrag bleiben überall unbestimmt und schwach. Selbst der Held und die Heldin, der Heldenkaiser und sein romantisches Liebchen, Clotilde, vermögen wenig zu interessiren, denn beide, wie auch alle andern Figuren, sind nur höchst zutastend und schemenhaft hingestellte Gestalten. Der Herrscher rettet die junge sicilianische Dame aus Lebensgefahr und bewirbt sich um ihre Neigung, ohne sich zu erkennen zu geben. Ein anderer Bewerber, der genuesische Feldherr Giustiniani, in Konstantin's Diensten, zeigt ihr später arglos den Monarchen, und sie, wähnend nur „ein eitles Spielzeug seiner Sinne" zu sein, ersticht sich. An ihrer Leiche wappnet Konstantin sich dann zum Untergang und fällt in der Vertheidigung von Konstantinopel unter folgenden Worten:

Jetzt ist kein Haltens mehr, nun ist es aus.
Doch ihr verlasset euern Kaiser nicht
Und fechtet, bis der letzte Tropfen Bluts
Der Ehr' des Vaterlandes floß. Weg, Purpur,
Du sollst nicht meiner Leich' Verräther sein;
Daß keiner der Barbarn sich rühmen könne,
Er hab' den Kaiser Konstantin erschlagen.
Auf Brüder, nach der Bresche! Was ist Tod,
Winkt ew'gen Ruhmes strahlend Morgenroth!

Dieser kurze Auszug wird hinreichen, eine Vorstellung von dem Ganzen zu geben. Es ist ohne allen innern Halt, ohne Ausdruck und festen Gang. Das Trauerspiel ist ein bloßes Tappen und Taumeln auf dramatischem Boden, ein gutgemeintes Stümpern und Dilettiren, dem sich irgendein wirkliches Interesse beim besten Willen nicht abgewinnen läßt. Der Verfasser muß eisernen Fleiß und höchste Sorgfalt auf das Studium der dramatischen Formen und Mache anwenden, oder ganz von diesen Versuchen scheiden. Wir kennen schon mehrere dergleichen und sahen bisher noch nirgends irgendeinen Fortschritt oder Erfolg.

13. Erasmus von Rotterdam. Historisches Spiel aus der Reformationszeit. Winterthur, Lücke. 1865. 8. 6 Ngr.

Ein Dramolet in der Art der Hans Sachs'schen Fastnachtsspiele, nur ohne deren Kernigkeit, Lebensfülle und frischen Sinn. Anselmus, ein junger Augustinermönch, der in der baseler Reformation die Kutte an den Nagel gehangen, will Felicitas, des Rößleinwirths in Augst eheleibliche Tochter, heuern, erhält aber des Vaters Consens nicht, weil dieser ein Anhänger von Erasmus ist und wähnt, daß derselbe gegen das Heirathen der Geistlichen sich erklären werde. Erasmus, der sich jedoch vor dem Geiste der Reformation fürchtet und überall glaubt, daß es ihm an den Kragen gehen werde, erklärt in seiner Herzensangst die Eheluft der Priester für ganz gescheit, infolge dessen Felicitas und Anselmus sich kriegen.

Dies ist der Inhalt des „historischen Spiels", das, ohne scharfe charakteristische Ausprägung, ohne Geist und Humor, doch wol nur für einen ziemlich müßigen Versuch erklärt werden muß. **Leodor Wehl.**

Feuilleton.

Robert Hamerling's „Ahasverus in Rom".

Von dieser Dichtung ist eine zweite, durchgehends verbesserte Auflage erschienen: eine Thatsache, welche bei der Ungunst des Publikums gegenüber epischen Dichtungen immerhin Erwähnung verdient. Der Dichter hat dieser neuen Auflage einen „Epilog an die Kritiker" beigegeben, der sich durch seine maßvolle Haltung auszeichnet. Das Mißliche einer oratio pro domo sieht Hamerling selbst ein; er leitet seinen Selbstcommentar mit folgenden

Bemerkungen ein: „Was würde man von einem Schauspieler sagen, der, nachdem er eben als König im Purpurgewand ein tragisches Schicksal würdevoll erfüllt, nach dem Fallen des Vorhangs noch einmal hervortreten und sich dem Publikum gegenüber in eine Auseinandersetzung der Ideen, die ihn bei seinem Spiele geleitet, einlassen wollte? Nicht viel weniger bedenklich wäre es vom Dichter, nachdem er kaum sein Lied zu Ende gesungen und während sein Antlitz noch von heiligem Feuer glüht, die Lyra beiseitezustellen und sich unter die Hörer zu mischen, um ihnen eine theoretische Vorlesung über das Werk seiner Begeisterung zu halten. Dagegen würde es, wie ich glaube, dem Mimen niemand verargen, wenn er nach beendeter Vorstellung in engerer Gesellschaft, im Kreise von Freunden und Kritikern, sich durch Zustimmung oder Tadel anregen ließe, zur Motivirung seiner künstlerischen Auffassung einiges vorzubringen. Ganz in derselben Manier erlaubter Selbstvertheidigung in engerm Kreise glaube ich als Dichter zu handeln, wenn ich die schlichten Bemerkungen, die ich hier im Anschluß an die zweite Auflage meiner Dichtung abdrucken lasse, nicht ans Publikum, sondern ausdrücklich an die Kritiker richte. In diesem engern Kreise ist der Künstler, der Dichter ein armer Sterblicher, der keinen Nimbus zu verlieren hat. Um das größere Publikum zurückzuscheuchen, werde ich mich in einer akademischen und möglichst abstracten Stilart versuchen."

Hamerling meint, die Bedeutung mythischer Gestalten sei schwankend, und wer in Deutschland einen Ahasverus dichtet, müsse zu seinem Werke früher oder später einen Epilog an die Kritiker schreiben. Er vertheidigt seine Auffassung des Ahasverus als des ewigen Menschen, nicht als des ewigen Juden, er hebt hervor, wie er in die Handlung der Dichtung eingreift. Uns bekehrt diese Auseinandersetzung nicht; wir meinen, daß Ahasverus immer eine contemplative Rahmenfigur bleibt, dessen Eingreifen in die Handlung ziemlich überflüssig ist. In Bezug auf das Entsetzliche und Gräßliche der Dichtung entschuldigt sich Hamerling damit, daß er es in der Geschichte *gefunden* und vielfach gedämpft habe. Das erste wäre für den Dichter keine Entschuldigung, wol aber das zweite, wenn nämlich die aufgesetzten Dämpfer hinreichend sind, geradezu unästhetische Eindrücke zu beseitigen. Wir beschuldigen den Dichter nicht, daß er die verführerischen Schilderungen aus niedriger Speculation in sein Werk eingeflochten habe. Wir geben ihm recht, wenn er meint, daß eine solche Speculation eine verfehlte wäre, wenn er sagt: „Das Schlüpfrige muß gemein auftreten, wenn es ein großes Publikum anziehen soll. In einem Werke, das mit tiefern Gedankenelementen verquickt ist, verlieren die gewagten Situationen ihren verführerischen Reiz für den großen Haufen. Die Buchhändler bezeugen, daß Leute, die eine frivole Lectüre suchen, nicht Hebbel's «Judith», sondern leichtfertige französische Romane kaufen." Gleichwol hat auch bei Werken von künstlerischer Tendenz die Kritik ein Recht, zu fragen, ob nicht eine allzu schwüle und üppige Treibhausatmosphäre der Phantasie die Reinheit des ästhetischen Eindrucks gefährdet? Eine einzige Geste genügt, um unkünstlerische Nebengedanken hervorzurufen. Es ist ein Unterschied zwischen der Venus des Praxiteles und der Venus Kallipygos im Museum Bourbon in Neapel. Hin und wieder findet sich bei Hamerling doch eine etwas kokette Nudität. Ueberhaupt aber erwächst aus so üppig aufgeregten Schilderungen eine Hypersötation der Phantasie, die leicht dazu kommt, neben dem Bild des Dichters noch ein anderes von minderer Reinheit zu erzeugen. Das beschreibende Element in der Dichtung bedurfte keiner Rechtfertigung. Oft sind die Schilderungen stimmungsvoll und poetisch und halten die Anwendung der Lessing'schen Laokoon-Kritik aus; bisweilen aber tritt auch die prosaische Beschreibung hervor, wie in der todten Katalogisirung der Merkwürdigkeiten des „Goldenen Hauses", dessen Schätze uns wie die eines vollgestopften Museums erörtert werden. Zur Vertheidigung des gewählten Metrums des fünffüßigen Jambus sagt Hamerling: „Ich bin der festen Ueberzeugung, daß es leichter ist, ein wirksames Gedicht in klingenden Reimen als in schlichten reimlosen Jamben zu schreiben. Ich wählte die schlichte Versform im Interesse der Kraft und Präcision des Ausdrucks und mit besonderer Rücksicht auf die dramatischen Stellen der Dichtung: die zahlreichen Zwiegespräche und Monologen. Daß in solchen der klappernde Reim unangenehm ist, weiß der Dramatiker und meidet ihn deshalb. Wer «Ahasver in Rom» gereimt sehen möchte, den ersuche ich nur, den Monolog des Nero nach der Scene mit Agrippina im zweiten Gesang zu lesen, und mir zu sagen, ob er sich diesen in Reimen denken könnte? Der reimlose Fünffüßler hat als episches Maß in den Literaturen fast aller neuern Culturvölker seine Geltung. Die Engländer haben ihn, die Franzosen fangen an, ihn ihrem Alexandriner vorzuziehen, und selbst der klangfrohe Südländer, der Italiener, bedient sich seiner mit wachsender Vorliebe. Wenn der klangfrohe Südländer so thut, wie ist's zu glauben, daß nur das nordische Ohr so sehr am Klingklang hänge? Welches Metrum darf der deutsche Epiker wählen? Der Hexameter ist uns zu antik, die Stanze zu romanisch, der Nibelungenvers — zu deutsch. Was bleibt, als etwa die buntwechselnden Versmaße in Nikolaus Lenau's Art? Aber diese gewähren nicht die schöne Gleichform des Tons, die würdevolle Getragenheit des Epos."

In der That plaidirt der Mangel an einer feststehenden metrischen Kunstform hier für den Dichter. Wir sind nach allen Richtungen darauf angewiesen, zu experimentiren, namentlich aber im Epos. Wir haben „Nibelungen" und „Kudrun", „Parzival" und „Titurel", „Messiade" und „Oberon", doch kein maßgebendes Muster für das moderne deutsche Epos.

Ernst Moritz Rott.

Der am 11. März in Berlin verstorbene Hofschauspieler Ernst Moritz Rott hat gewissermaßen auch eine literargeschichtliche Bedeutung. Er war der Träger der Raupach'schen Helden- und Herrscherrollen, jener Hohenstaufenkaiser, von denen die productive Muse des Dichters alle vier Wochen einen für die berliner Bühne mobil zu machen verstand. Damals ging auch alle vier Wochen ein neuer Hohenstaufe über die Bretter des Hoftheaters. Die jungdeutsche, geistreich-pikante Kritik hat viel an Rott herumgemäkelt. Gleichwol bleibt es eine Thatsache, daß Rott jene Größe der Repräsentation besaß, welche uns das Heldenthum der Tragödie auf den weltbedeutenden Bretern erst glaublich machte, und daß gerade für so imposante Darstellungsweise, mochte sie bei Rott auch bisweilen ins Manierirte fallen, bisjetzt noch kein durchgreifender, mindestens kein allgemein anerkannter Ersatz gefunden ist.

Bibliographie.

Benedix, R., Die Landstreicher. Roman. 3 Bde. Leipzig, Payne. Gr. 16. 3 Thlr.

Ein Besuch bei Friedrich Rückert im Sommer 1865. Von einem Ostpreußen. Zur Erinnerung an den 31. Januar 1866, den Todestag des Dichters. Königsberg, Hübner u. Matz. 16. 2½ Ngr.

Boulabert, J., Der Sohn des Enthaupteten. Roman. Aus dem Französischen. 3 Bde. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Buchen, Helene, Das Weihnachtskind. Lebensbild. Barmen, Langewiesche. Gr. 16. 7½ Ngr.

Buchlieb, A., Denkwürdigkeiten aus dem spanischen Feldzuge und der Schlacht bei Waterloo. Erlebnisse und Abenteuer während der Jahre 1808 bis 1815. Bearbeitet und herausgegeben von P. Brown. Cöln, Ahn. 8. 10 Ngr.

Duncker, A., Durch Nacht zum Licht. Ein Zeitgedicht. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Freimaurer-Logen und die Annexion. Von einem alten Freimaurer. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Frommel, E., Von der Kunst im täglichen Leben. Ein Streifzug. Barmen, Langewiesche. Gr. 16. 12 Ngr.

Fürsten-Album. Eine Sammlung von Portraits in Stahlstich nebst biographischem Text. 1ste u. 2te Lief. Leipzig, Dürr'sche Buchh. Hoch 4. à 15 Ngr.

Göhring, C., Die Kriege Preußens gegen Oesterreich von 1740 bis 1866, und zwar der erste und zweite schlesische, der 7jährige und 7tägige Krieg. In ihrem natürlichen Zusammenhange volksthümlich geschildert. 1ste Lief. Leipzig, Minde. Gr. 8. 4 Ngr.

Deutsches Heldenbuch. 1ster Thl. Berlin, Weidmann. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

4. Cart. Jeder Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Als neue Fortsetzung des Werks erschienen der 83. und 84. Theil der I. Section (A—G, herausgegeben von Hermann Brockhaus), enthaltend: Alt-Griechenland (Griechische Staatsalterthümer von H. Brandes, Griechische Privatalterthümer von Hermann Göll, Griechisches Theater von Friedrich Wieseler); Griechenland im Mittelalter und in der Neuzeit (Geographie von J. H. Krause, Griechische Kirche, von J. Hasemann, Christlich-Griechische Kunst, 1. und 2. Abschnitt, von Fr. W. Unger).

☞ Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anthologie universelle.

Choix des meilleures poésies lyriques des diverses nations dans les langues originales.

Par **Joaquim Gomes de Souza.**

In-8. Geh. (4 Thlr.) Ermässigter Preis 2 Thlr. — Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die «**Anthologie universelle**» bietet eine Auswahl der vorzüglichsten lyrischen Poesien der verschiedenen europäischen Literaturen. Sie will die Idee einer Weltliteratur verkörpern, indem sie ohne Rücksichtnahme auf Sprache und Inhalt die schönsten und duftigsten Blüten, welche der Dichtergeist überall und zu den verschiedensten Zeiten auf der Erde getrieben hat, zu einem reichen Kranze zu vereinen strebt. Als ein lautredendes Zeugniss für das Streben der Völker nach geistiger Verbrüderung wird sich das Buch, unbekümmert um die Grenzen, welche die Länder trennen, überall bei Freunden der Dichtkunst und sprachlicher Studien, wie auch gewissermassen als literarische Curiosität ein fortdauernd reges Interesse bewahren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Neue wohlfeile Ausgabe in 70 Heften zu 5 Ngr.

Der um ein Drittheil verminderte Preis der neuen wohlfeilen Ausgabe dieses anerkannt trefflichen Werks macht dasselbe den weitesten Kreisen des deutschen Publikums zugänglich. Vom März d. J. an erscheinen monatlich 3 Hefte. Das Werk ist aber auch in 7 Bänden nach und nach oder auf einmal, geheftet oder gebunden, sofort zu beziehen. Ein Probeheft, mit Proben der Abbildungen und des Textes, sowie ein Prospect ist in jeder Buchhandlung gratis zu haben.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wandkarte von Deutschland in seiner Neugestaltung. Von H. Kiepert. Zweite berichtigte Auflage. 1867. Massstab 1 : 750,000. 9 Blätter. Colorirt. In Umschlag 3⅓ Thlr.

Diese neue Auflage der Wandkarte von Deutschland ist durchweg einer eingehenden Revision unterworfen und bis auf die neueste Zeit ergänzt. Das Colorit fällt sehr in die Augen und ist so gewählt, dass sich die jetzige Gestaltung Deutschlands und namentlich des norddeutschen Bundes sofort klar und deutlich erkennen lässt.

Völker- und Sprachen-Karte von Deutschland und den Nachbarländern im Jahre 1866 von H. Kiepert. Massstab 1 : 3,000,000. 1 Blatt. Flächendruck. In Umschlag geh. 12 Sgr.

Völker- und Sprachen-Karte von Oesterreich und den Unter-Donau-Ländern zusammengestellt von H. Kiepert. Massstab 1 : 3,000,000. 1 Blatt. Flächendruck. In Umschlag geh. 12 Sgr.

Beide Karten sind sehr übersichtlich gemacht und nehmen in jetziger Zeit, in der die Nationalitätenfrage auf der Tagesordnung steht, besonderes Interesse in Anspruch.

Special-Karte von West-Deutschland, bearbeitet von H. Kiepert. Zweite Auflage. Mit neuem Colorit. 1867. Massstab 1 : 666,666. 2 Blätter. Zusammen in Umschlag geh. 24 Sgr.

Karte von Deutschland in seiner Neugestaltung. Von H. Kiepert. Dritte Auflage. 1867. Massstab 1 : 3,000,000. Colorirt. 5 Sgr.

Die Karte empfiehlt sich sehr durch ihre Deutlichkeit und Billigkeit.

Uebersichts-Karte von Mittel-Europa. Von H. Kiepert. Neue berichtigte Ausgabe mit neuem Colorit. Massstab 1 : 3,000,000. In Umschlag geh. 20 Sgr.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. 1867. Zweiter Band, erstes Heft. Preis für 6 Hefte 2 Thlr. 20 Sgr.

Erscheint in zweimonatlichen Heften von 5—6 Bogen mit Beigabe interessanter Karten.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig die zweite Lieferung von

Fessler's Geschichte von Ungarn

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Diese Umarbeitung des berühmten, als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns bekannten Werks, eingeführt von Michael Horváth erscheint in 16—20 Lieferungen zu je 20 Ngr.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 28. März 1867.

Inhalt: Literarische Plaudereien von Holtei und Auerbach. Von Rudolf Gottschall. — Weltmann's „Holbein und seine Zeit". Von Adolf Stahr. — Philosophische Studien. Von David Asher. — Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Alliteration und Reim; Ein Grundgesetz des historischen Romans; Zendrini's Heine-Gedicht.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Literarische Plaudereien von Holtei und Auerbach.

1. Charpie. Eine Sammlung vermischter Aufsätze von Karl von Holtei. Zwei Bände. Zum Besten des Schlesischen Central-Frauenvereins für verwundete Krieger. Breslau, Trewendt. 1866. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Deutsche Abende von Berthold Auerbach. Neue Folge. Stuttgart, Cotta. 1867. 8. 1 Thlr.

Zwei Autoren von der verschiedenartigsten Physiognomie, Karl von Holtei und Berthold Auerbach, veröffentlichen hier Sammlungen kleiner Aufsätze, welche fast alle in das Gebiet literarischer Plaudereien gehören. Holtei ist einer der gemüthlichsten Plauderer unserer Literatur; er hat eine Pietät gegen seine Erinnerungen, die sich unwillkürlich allen Lesern mittheilt. Wir glauben mit dem Erzähler bei einer Punschbowle zusammenzusitzen, ein so warmes gemüthliches Behagen weiß er um sich zu verbreiten. Neben dem Holtei'schen Plauderstübchen nimmt sich nun freilich der Auerbach'sche Lesesalon etwas vornehm aus. Auch Auerbach plaudert, aber mit philosophischer Reserve und mit dem Air des geistreichen Aesthetikers, der in seinen Gesprächen stets seiner Ueberlegenheit gewiß bleibt und manche Offenbarungen für bildsame Leser in dieselben hineingeheimnißt. Deshalb ist auch das Verhalten der Hörer ein verschiedenes. Bei Holtei kommt es gleichsam auf eine Hand voll Noten nicht an; wir sind himmelweit davon entfernt, eine kritische Miene anzunehmen; wir folgen mit behaglicher Stimmung den Kreuz- und Querzügen durch eine Literaturepoche, deren Erinnerungen mehr und mehr zu verlöschen drohen und die in Bezug auf geistigen Gehalt gegen die vorausgehende und die nachfolgende im Schatten steht. Doch einem Berthold Auerbach sehen wir bei weitem mehr auf die Finger; er trägt uns plaudernd ästhetische Doctrinen vor, die wir prüfen müssen, und zwar bisweilen in sehr volltönender Weise und mit oratorischem Pomp; jedenfalls mit der Würde eines Peripatetikers, der mit uns im Schattengang des Lyceums lustwandelt. Wir sehen uns daher nicht als ebenbürtige Gesellschaftsgenossen, wie bei Holtei, sondern als Schüler und Jünger einem Lehrer gegenüber — und es ist bekannt, daß die altklugen Schüler der Neuzeit ihren Lehrern sehr kritische Gesichter zu schneiden pflegen.

Die Wahl des Titels „Charpie" (Nr. 1) rechtfertigt Holtei mit folgenden Worten:

Woraus wird, was man Charpie nennt? Sie soll von schon getragenem Leinenzeug gezupft, selbiges soll aber zuvor möglichst sauber gewaschen und gereinigt sein. Nachstehende Aufsätze sind zum größern Theil auch bereits „getragen"; das heißt, sie erschienen gedruckt in verschiedentlichen Zeitblättern, Wochenschriften, Monatsheften, Almanachen und Sammelwerken. Auch sie wurden neuerdings, bevor ich sie zur „Charpie" verwendete, gereinigt — überarbeitet — erweitert — verkürzt. Mehrere davon sind durch öffentliche Vorträge lebendig geworden, haben Anklang gefunden, und hoffen, als alte Bekannte, auf herzliche Begrüßung. Sie stellen sich durchaus nicht in chronologischer Reihefolge ihres Entstehens ein. Es ist nicht zierlich gepflückte „Sieb-Charpie"; keine sorgsamlich mit geglätteten Fäden in Bündel geflochtene! Nein, um beim Gleichniß zu bleiben: ganz gewöhnliche, ungebundene, durcheinandergeworfene; wie der Wundarzt sie rasch herausgreift, nach Bedürfniß des Moments. Leere Stunden können auch Wunden schlagen. Wolle der Leser auf manche solche leere Stunde eine Hand voll meiner Charpie legen!

Der Humor, die lachende Thräne im Wappen, eröffnet die Sammlung; die erste Humoreske: „Er ist in seine Büchse gefallen", gehört ganz in seinen Bereich. Von mehr Bedeutung erscheint uns der zweite Artikel: „Shakspeare als Vorbild für moderne Theaterdichter", da sich Holtei in demselben mit ausdrücklichster Bestimmtheit dagegen erklärt, Shakspeare als ein solches Vorbild aufzufassen. Die Geständnisse, die dieser Artikel enthält, sind sehr werthvoll; denn Holtei gehörte zeitlebens zur ecclesia militans der Shakspeare-Gläubigen; er hat, wie er selbst erzählt, 30 Jahre lang seine bekanntlich so zahlreich besuchten Shakspeare-Vorlesungen in fast allen größern deutschen Städten gehalten; er ist Veranlassung gewesen, daß die Aufführung verschiedener in Deutschland noch nie gegebener Shakspeare'scher Stücke auf großen Bühnen gewagt wurde.

Doch — fährt er fort — je länger ich an ihm lernte; je tiefer ich mich in mehrere seiner grandiosesten Werke hineingelebt; je feuriger und ausdauernder ich mich bemüht habe, mein Amt würdig zu verwalten; desto klarer lernte ich auch einsehen, daß er als dramatischer Dichter niemals zum Vorbilde werden kann und darf.

Holtei meint, Shakspeare sei ein Weltdichter, kein Theaterdichter; wir fügen hinzu, kein Theaterdichter für die Bühne der Gegenwart, deren historisch gewordene Eigenthümlichkeit ein Recht hat, respectirt zu werden. Bühnengeschick, meint Holtei, kann auch mit wirklichem poetischen Talent vereinigt wirken, ohne letzterm Eintrag zu thun.

Bei Shakspeare steht es nicht so. Wo der Stoff ihn festhielt, wo von diesem geleitet er die erzählte Begebenheit schier theatralisch zugeschnitten überkam (z. B. in „Romeo und Julia", „Othello", „Lear", „Macbeth" u. s. w.), da befriedigt uns eine gewisse dramatische Concentration, sobald wir abrechnen, was seinen Bühnenzuständen eigen ist. Wo jedoch, was ihm Chronik, Novelle, älteres Drama oder gar Historie zuführten, solche bereits vorliegende Haltung und Einheit entbehrte; wo er ungebunden und rücksichtslos der Geschichte oder Sage nachging; wo das Epos vorherrschend bleibt, da erkennen wir deutlich, daß er, die Charaktere vor Augen, gar nicht Zeit hatte, daran zu denken, ob sie sich in dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte eines dramatischen Plans finden und binden würden; erkennen, daß er, voll von den Geistern der Wahrheit, Weisheit, Schönheit und Heiterkeit, diese überströmen ließ in ewigen Rhythmen, unbesorgt um die Oekonomie der Scene, um das Maß der Zeit, um den ihm angewiesenen Raum, um die Fähigkeit der Hörer, welche Neugier, oft Müßiggang versammelt hatten. Von seinen umfassendsten Werken, den historischen, gilt das besonders; von manchen der übrigen aber auch, und von mehrern in so weiter Ausdehnung, daß sie bisweilen eine Reihe willkürlich aneinander-, dennoch kaum zusammenhängender Gespräche scheinen, die man stellenweise vor- und zurückschieben könnte, ohne der Handlung wehe zu thun.

Sehr treffende Worte spricht Holtei gegen die Shakspeare-Heuchelei, denn so kann man die eingelesenen und nachgestotterten Bewunderungsphrasen einer großen Zahl von Lesern und Hörern der Dramen Shakspeare's wol mit Recht nennen:

Ach, und um Shakspeare's willen, wie viele Heuchler! Wie viele, die von der tödlichsten Langeweile bei seiner Lektüre, seinem Vortrage, seiner Darstellung gequält; von den verworrensten Ansichten über seine Bedeutung bestürmt; von den innersten Schaudern über seine „Monstruosität" durchrieselt, all dies in sich verschlucken zu müssen wähnen, weil sie sich schämen, ihres Herzens Zustand zu enthüllen! Sie haben gehört: Shakspeare ist der größte Theaterdichter! Sie haben es gelesen, dargethan durch gelehrte Dramaturgen! Sie nehmen es für abgemacht an. Und folglich wagen sie nicht, so gern sie's möchten, sich dagegen aufzulehnen. Sie haben gehört und gelesen, daß in seinen Dramen alles planmäßig erdacht, meisterhaft geformt, weise gelenkt, besonnen durchgeführt ist; daß in der gänzlichen Nichtachtung von Einheit des Orts und der Zeit die eigentliche, lebenswahre Frische dramatischer Handlung bestehe; daß auch manches, was ihnen (im Vertrauen gesagt) wie nüchterner, oft plumper Spaß erschienen war, unbedingt zur vollendeten Größe des Werks gehöre; daß nicht ein Wort weggelassen werden dürfe, ohne den erhabenen Bau in seinen Grundfesten zu erschüttern!... Und nun drücken sie die Augen zu, als ob es gelte, eine bittere, heilsame Arznei zu nehmen; schlingen — schütteln sich und stöhnen: „Das war schön, dienlich, gut; nun gehören auch wir zu den Shakspeare-Kennern!"

Trotz der zahlreichen Werke über Shakspeare ist das rechte noch immer nicht geschrieben worden. Von tiefeingreifendem Einfluß würde eine Schrift: „Shakspeare in Deutschland", sein, die gerade nachwiese, welchen Einfluß Shakspeare auf die Entwickelung des deutschen Dramas bis in die neueste Zeit ausgeübt, welche confuse Dramaturgie, welche verfehlten, ja vielfach kindischen Versuche sein Vorbild hervorgerufen hat. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir die hauptsächlichsten Verirrungen unserer dramatischen Literatur auf dies Vorbild zurückführen, von den Stürmern und Drängern durch die lebensunfähigen Dramen der Romantiker hindurch bis zu den neuesten, ebenso lebensunfähigen, wenngleich preisgekrönten Dramen der Gegenwart. Shakspeare's eigentliche Größe ist unnachahmlich; was von ihm nachgeahmt werden kann, das sind gerade seine Schwächen und Mängel, durch die er seiner Zeit den Tribut abtrug. Auch die kurze Skizze Holtei's gibt für eine solche Darlegung manchen Anhaltspunkt. Sie weist darauf hin, daß Immermann an den blendenden Formlosigkeiten Shakspeare'scher Freiheiten gescheitert ist, ebenso Grabbe, obgleich beide selbst vor der Shakspearomanie warnten; daß Ludwig Tieck des Sinns für die dramatische Form so sehr entbehrte, daß er vollkommen theatralische Unmöglichkeiten für aufführbar hielt.

Holtei meint, Shakspeare habe ein Recht gehabt, sich nicht der Bühne zu fügen:

Was er von ihr verlangte, dem mußte sie sich fügen, diese Bühne, die unter dem Heldentritte des Giganten stöhnte und seufzte, als solle sie aus ihren Fugen weichen. Er aber hatte recht und wird recht behalten, „aller Nachwelt unverloren, wo Sprache blüht, und wo sich Menschen freun", wie er selbst in einem Sonett sagt, weil das, was er der Erde zu verkünden hatte, und die Art, wie er es verkündete, den aus und in Gott geborenen, den Poeten von Gottes Gnaden bezeichnet, welcher das Siegel der Auserwählten auf seiner Stirn trägt. Ein solcher braucht sich an keine Form zu binden; er steht über ihr, denn er steht über allem! Aber welche Frechheit, zu vermeinen, andere dürften dies auf ihre Gefahr hin ihm nachmachen wollen? Um es zu dürfen, müßten sie Shakspeare sein. Sind sie das aber nicht, dann haben sie sich und ihrer Stoffe ungeordnete Ueberfülle einer bindenden Form anzuschmiegen, die, noch so häufig angefochten, ihr altes Recht stets wieder geltend macht, wo es die Bühne gilt; jener Form, welche durch Gesetzgeber im Gebiete des Schönen, durch die ewig jugendlichen Alten aufgestellt ward; deshalb so streng aufgestellt, weil ein Volk, welchem das Epos in vollster Glorie vertraut war, auch am schärfsten zu sondern verstand, wodurch sich das Drama von jenem unterscheidet. Daraus mußte consequent die Regel von den drei Einheiten sich bilden, die gewiß — suche man sie in freiern Regungen romantischer Dichtung äußerlich zu erweitern — in ihren innersten tiefsten Gesetzen unerläßliche Bedingung des Dramas bleibt, soll dieses nicht aus Rand und Band weichen und in geschmacklose Willkür sich verlieren, die freilich, Gott erbarme sich, bisweilen als Genialität angepriesen wird.

Holtei's Stimme, die Stimme eines Mannes, der zeitlebens ein glühender Shakspeare-Verehrer war, dabei in vieler Hinsicht ein Jünger der romantischen Schule ist, sollte nicht ungehört verhallen. Die Dickköpfe der Shakspeare-Orthodoxie werden auch freilich durch Holtei nicht bekehrt werden.

Drei ansprechende literarhistorische Skizzen über Opitz, Gryphius, Neumark und Rist folgen dem Shakspeare-Artikel. Holtei ist ein begeisterter Schlesier; er wird den Verdiensten der schlesischen Dichter in vollem Maße gerecht. Opitz wird ganz im Stil des französischen Elogs verherrlicht:

„Mein Lob und Name wird erklingen weit und breit.“ Dieses stolze Wort durfte der Mann aussprechen, den Bunzlau seinen Sohn nennt. Der Mann, der aus deutschem Herzen die ersten deutschen Lieder sang; der durch philologische, philosophische, grammatikalische, archäologische, didaktische, epische, dramatische Werke, fast noch ein Jüngling, europäischen Ruhm erwarb; der „von den Huldigungen einer über ihn in starres Erstaunen versetzten Gelehrtenwelt, von den Ehrenbezeigungen der Höfe weder übermüthig noch faul gemacht wurde; der seinem Volke zwischen Krieg, Religionskämpfen, Sumpf und rauchenden Trümmern eine neue Bahn gebrochen“! Der Mann durfte seinem Namen solche Vorhersagung stellen; der verdient ewigen Dank Deutschlands, zumal Schlesiens. Auf ihn darf seine Vaterstadt zurückschauen wie auf einen Stern, der strahlend über ihr leuchten wird, solange deutsche Sprache blüht und gedeiht.

Den Dramen eines Andreas Gryphius erkennt Holtei nicht das Prädicat der Meisterschaft zu. Vieles in den Tragödien desselben erscheint ihm, nach den heutigen Begriffen, roh oder schwülstig oder breit, manches undramatisch, das meiste ungelenk; aber inneres dramatisches Feuer, geistige Kraft, leidenschaftliche Glut, eigentliche Productionsfähigkeit treten mächtig zu Tage:

Zweierlei Eigenschaften sind es, die in meinen Augen dem Dichter eine ganz eigenthümliche Bedeutung, noch neben dem Berthe seiner übrigen hohen Autorgaben verleihen. Erstens die schwungvollste Phantasie — die sich freilich ins Gebiet düstern Grauens und moderduftigen Entsetzens verliert —, die aber in ihrem tiefpoetischen Walten um so erstaunenswürdiger ist, weil sie einem ernsten, redlichen, pflichtgetreuen Geschäftsmann, einem seinen Acten ergebenen Syndikus entspringt, und weil sie zugleich einen so strenggläubigen, der christlichen Poesie eifrig obliegenden Dichter veranlaßt, jene ans Wildheidnische streifenden Gebiete dämonischer Mysterien zu durchirren. Zweitens seine echt lyrische Begabung, womit er von frömmsten, dem Heilande zugeeigneten Sonetten, von hochtragischen Dramen plötzlich zur Ausarbeitung niedrig gehaltener Possenspiele übergeht, in denen alles, bis ins kleinste Detail, Naturwahrheit wird; in denen er vor dem gemeinsten Ausdrucke nicht zurückschreckt; worin er nur die nackte Natürlichkeit schildert; und woran nichts vom künstlerischen Streben eines gelehrten Philologen mehr bemerkbar bleibt, außer dem tiefen Eingehen in die Sprach- und Denkweise des ungebildeten Volks, ja des Pöbels; außer der harmonistischen Gewandtheit, Sitten, Unsitten, Bräuche, Ausdrücke wirksam wiederzugeben, plastisch darzustellen.

Die Skizzen über Rist, Neumark, Benjamin Schmolke, Gleim, Gellert enthalten manche treffende Bemerkung und sprechen durch den warmen Ton an, der sie durchdringt. Anziehender freilich wird Holtei's Darstellung, wo er aus dem Schatz der eigenen Erlebnisse schöpft, um seine Literaturbilder zu illustriren. Dies gilt namentlich von der Skizze über Ernst Raupach: das Bild dieses vielangegriffenen und doch zu seiner Zeit so mächtigen Dramatikers tritt in solchem frischen anekdotischen Colorit recht lebendig vor uns hin. Raupach war von Rußland zuerst nach Weimar gekommen, um sich dort niederzulassen; doch vertrug er sich mit Goethe nicht; der Greis wendete sich ab von dem Manne, der ihm schroff und ohne äußere Huldigung ins Antlitz starrte — noch obenein mit einer Brille bewaffnet, was Goethe verabscheute. Gleichwol erkannte der große Dichter Raupach's Verdienste um die täglichen Bedürfnisse des realen Theaters an und erhob das Talent des Unermüdlichen.

Ueber die Bearbeitung der Calderon'schen „Tochter der Luft“ sprach er einmal gar tiefe, wundersame Worte, aus denen ein Zauberhauch früherer Zeiten und der Erinnerung an selbsteigene Bemühungen wegen spanischer Poesie auf deutscher Bühne zu wehen schien; aus denen er jedoch, wie häufig seine Weise, in einen halb frivolen Scherz überging, der ihm so gut behagte, daß er ihn mit schelmischem Schmunzeln begleitete. Raupach hatte nämlich, da er von Weimar schied, ein Kind zurückgelassen. Nicht ein Kind seines Geistes, wie man der Autoren Arbeiten betitelt. Im Gegentheil: eine wirkliche, lebendige Tochter, was die deutsche Sprache — kränkend genug für den heiligen Ehestand — als natürliche Tochter bezeichnet. Dieses Mägdlein nannte Goethe nun kurzweg „die Tochter der Luft“ und verwob deren irdische Existenz höchst anmuthig in seine Kritik der aus dem Spanischen nach Berlin versetzten „Semiramis“.

Raupach war Mitglied der berliner Gesellschaft Literaria, besuchte dieselbe regelmäßig und behauptete stets seinen festen Platz am obersten Ende der Tafel, sodaß ein anwesender Hauptmann zu sagen pflegte: „Wenn Raupach fehlt, dann kommt mir unser Tisch vor wie ein Degen ohne Knopf“ —

ein Gleichniß, welches, ohne übel gemeint zu sein, doch übel ausgelegt werden konnte, sobald man unter Degenknopf etwas Derbes, Hartes, Unerbittliches verstehen will. Er kannte keine Schonung im Urtheil. Absprechend und hochfahrend mußte er einem jeden, der ihn so hörte, herzlos, unempfindlich, arrogant erscheinen. Ach, und er war so weich, so gut, so rechtlich. Der bärbeißige Isegrimm, der sich neben dich hinsetzte, als ob er dich und noch ein halbes Dutzend anderer fressen wollte, sobald du sein Herz trafst, floß es ihm über und er wurde ein gerührtes Kind. Wie war er doch so lieblos, so grob, so verletzend, wenn Widerspruch ihn aufreizte! Und wie war er so zuthunlich, so bereit, durch Sanftmuth und Freundlichkeit gut zu machen, zu heilen, was er im Unmuth schmerzhaft berührt hatte!

Wir erfahren auch von Holtei, daß Raupach mit Hegel vertrauten Umgang pflog und dieser sehr für die Raupach'schen Dramen eingenommen war. Beide waren eifrige Gegner Ludwig Tieck's, der romantischen Ironie, der Shakspeare'schen Lustspiele; wir erfahren ferner, daß Raupach für einen Musikhasser galt und dafür gelten wollte, daß er eine Zeit lang schlesischer Gutsbesitzer und Landstand war und es sehr gut verstand, den Seigneur zu machen.

Auch zeichnete ihn im Umgange mit hohen, höchsten, ja allerhöchsten Herrschaften eine sichere, noble Haltung aus. Freilich behielt er etwas von einem Schulmeister, benahm sich aber doch wie ein vornehmer Herr. Dabei bewahrte er, offen, freimüthig, furchtlos, unfähig zu schmeicheln, stets die Würde des Gelehrten, des Dichters. Er vergab sich und seiner Stellung nichts. Deshalb stieß er häufig an. Und es ist in meinen Augen ein gültiger Lobspruch für den Prinzen von Preußen und dessen Gemahlin K. H. (1852), daß dieser Mann, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte, jahrelang bei ihnen aus- und einging, ihnen Privatissima über Geschichte las, sich ihres ganzen Zutrauens rühmen durfte bis an sein Ende. Auch König Friedrich Wilhelm III., sowie Friedrich Wilhelm IV. haben ihn in seiner derben Geradheit, seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe, seiner unerschütterlichen Treue stets geschätzt.

Holtei zollt der dramatischen Wirksamkeit Raupach's eine warme Anerkennung und führt ein Register von Stücken an, die auf allen deutschen Bühnen mit großem Erfolg zur Aufführung gekommen sind. Ohne Frage hat die gegnerische Kritik, die ihn thatsächlich vom Throne zu

ſtürzen vermochte, anfangs keinen genügenden Erſatzmann ihm gegenüberzuſtellen vermocht; die deutſche Bühne blieb nach ſeinem Sturz längere Zeit verwaiſt. Seine Hauptgegner, Immermann und Platen, eroberten gar nicht die Bühne, der erſte infolge ſeiner ſhakſpeariſirenden Richtung, der zweite aus Mangel an dramatiſchem Talent. Noch weniger gelang das dem wüſt genialen Grabbe, der von der Gegenpartei auf den Schild gehoben wurde. Raupach verdient die Anerkennung, daß er ſich in dem rechten Fahrwaſſer der neuen dramatiſchen Dichtung hielt, das durch das Schiller'ſche Vorbild endgültig markirt worden iſt. Nur ſteuerte er allzu häufig in den ſeichten Stellen dieſes Fahrwaſſers einher und verwandelte ſein poetiſches Fahrzeug in ein täglich fahrendes Marktſchiff, wodurch die höhere Weihe verloren ging.

Ueber Karl Maria von Weber, Pius Alexander Wolff, Paganini, über die liebenswürdige Darſtellerin Luiſe Neumann, die große Klaviermeiſterin Klara Schumann erhalten wir ebenfalls anſchauliche Mittheilungen. Mit vieler Liebe iſt das Bild des Grafen Anton Alexander Auerſperg gezeichnet, deſſen beſcheidene Anſpruchsloſigkeit und wohlwollende Humanität mit Wärme hervorgehoben wird.

Dadurch ragt dieſer edle Mann ſo ruhmvoll hervor, daß er, ganz Edelmann, ganz Poet, ganz öſterreichiſcher Patriot, ganz Deutſcher, dieſe ſcheinbaren Contraſte in ſeiner Perſon harmoniſch zu verſöhnen weiß, indem er die Fahne wirklicher Freiheit feſthält.

Anregend iſt der Artikel über unſer heutiges „Theaterweſen". Holtei verlangt zur Reform unſers Theaters:

Fruchtbare Schriftſteller, bühnengerecht arbeitende — weil ſie gut bezahlt; fleißige, geübte Schauſpieler — weil ſie gut geſchult ſind; empfängliches, ſtrenges Publikum — weil es ſich der Bühne aufmerkſamer zuwenden lernte.

Die Faſſung des erſten Punktes wird vielleicht befremden, doch hat Holtei ſeine Anſchauungen gerade über dieſen Punkt ausführlich entwickelt. Er nimmt Rückſicht auf die täglichen Bedürfniſſe des Theaters.

Nicht die urſprünglich ſchaffende Productionskraft origineller Poeten iſt zur Befriedigung dieſes Bedürfniſſes erforderlich. Ginge es ohne dieſe nicht, wo bliebe das Repertoire eines ganzen langen Jahres? Große Gedichte zu ſchaffen, läßt ſich nicht erlernen. Gute, annehmbare Dramen zu ſchreiben, kann erlernt, ſoll erlernt werden; mögen ſie nun feſſelnden Erzählungen nachgebildet, mögen ſie ſcharfſinnig erfunden, mögen ſie zeitgemäße Umänderungen ſchon aus der Mode gekommener älterer Schauſpiele ſein.

Wir glauben indeß, daß alle echten dramatiſchen Talente productiv ſind, wenn nicht irgendwelche Ungunſt der Verhältniſſe ihre Productionskraft lähmt. Wenn ſich ſolche Talente mit Ausdauer der Bühne widmen, wird dieſe einer geſchickten Bühnenſchriftſtellerei zwar nicht entbehren können, aber doch nur in bei weitem geringerm Maße auf ſie angewieſen ſein.

In den Aufſätzen über das „Schiller-Jubelfeſt" und „Jean Paul" begegnet ſich Holtei mit Auerbach, der in den „Deutſchen Abenden" (Nr. 2) dieſelben Themata behandelt. Beide Autoren ſtimmen, Jean Paul gegenüber, darin überein, daß die Zeit dieſes Dichters vorüber ſei, Auerbach erklärt ihn geradezu für „antiquirt" und Holtei meint doch auch, daß „der Staub der Vergeſſenheit" auf ihm liege. Doch Holtei ſchiebt die Schuld hiervon mehr auf unſere Zeit als auf den Dichter, Auerbach mehr auf den Dichter als auf die Zeit. Holtei hofft für ihn größere Anerkennung in ruhigern Tagen, bei minder aufgeregten, minder nach außen ſtrebenden Geſchlechtern; er hofft, daß Jean Paul über hundert Jahre noch als Gemeingut ſeines Volks gelten werde, „Er — ſammt all ſeinen barocken Fremdwörtern — der deutſcheſte deutſcher Dichter." Auch Auerbach ruft dem heutigen Geſchlechte zu, es möge die Schwierigkeiten und Abſonderlichkeiten Jean Paul's überwinden lernen, dann werde manches Wort des Dichters ihm ins Gewiſſen dringen und es zur ehrlichen Selbſterkenntniß erwecken. Eine erneuerte Lektüre Jean Paul's ließe vielleicht ein Heilmittel gegen die Verflatterung in bloße Aeußerlichkeit gewinnen. Doch iſt der Tadel Jean Paul's, den Auerbach ausſpricht, viel härter und unmotivirter als der Tadel, mit dem auch Holtei nicht ſeinen Liebling verſchont. Jean Paul's Anarchie und Launenhaftigkeit wird mit Recht gerügt, auch der Mangel an ordnender Oekonomie der Kunſt.

Wenn aber Auerbach ausruft: „Wie groß iſt das Einzelne bei Jean Paul und wie klein das Ganze, wenn man den Inhalt eines Werks nackt ablöſt", ſo wollen wir doch nur, zur Entkräftung dieſes Tadels, auf den „Titan" verweiſen, der, gerade im ganzen aufgefaßt, ein Werk von tiefſter geiſtiger und ſittlicher Bedeutung iſt und hierin gegen Goethe's „Wilhelm Meiſter" durchaus nicht zurückſteht. Es iſt bei Jean Paul nur ſchwerer, die Grundlinien ſeiner Architektur aus den üppigen, oft geſchmackloſen Ueberladungen des Humors und der Phantaſie herauszufinden. Der Tadel trifft eher das Einzelne als das Ganze. Auch wenn Auerbach ſagt: „Jean Paul läßt ſich nachahmen, Leſſing und Goethe nicht", ſo erſcheint uns dieſer Ausſpruch unbegründet. Jean Paul läßt ſich ebenſo wenig oder ebenſo ſehr nachahmen, wie Leſſing und Goethe — die Nachahmung ſeiner Manier, ſeiner Aeußerlichkeiten berührt nicht ſein innerſtes Weſen. Es iſt hin und wieder verſucht worden; doch wie oft hat man nicht auch den Goethe'ſchen Fauſtſtil nachgeahmt!

Einen Vorzug Jean Paul's erkennen Holtei und Auerbach gleichmäßig an, wenngleich jeder in einer andern Tonart. Holtei rühmt ſeine Gemälde aus niedriger armer Menſchenwelt:

Wir ſagen es mit voller Ueberzeugung: in dergleichen Erzählungen iſt und bleibt er nicht nur der größte Dichter ſeiner, er bleibt der unerreichte Dichter ſämmtlicher Jahrzehnte ... und Jahrhunderte! So durch und durch deutſch in jeglicher Bedeutung des Worts ſchrieb noch keiner die Geſchichten geringer, dürftiger, unbekannter, theils beſchränkter, theils gottbegnadigter deutſcher Menſchen. So tief iſt noch keiner vor ihm und nach ihm eingedrungen ins Gebiet der Seelen- und Herzenskunde. Solch himmliſch-hohe Lehren hat noch kein Erdenſohn gegeben im unſcheinbaren Gewande.

Auerbach ſagt:

Jean Paul hatte einen tiefen Naturlaut, der nicht verkannt werden darf, weil er ihn nun einmal in ſeiner Weiſe, mit allerlei Coloraturen verziert, ertönen läßt. Jean Paul hatte das Uhland'ſche Herz für das Volk, für die Gleichheit vor

dem Gesetze, für die Freiheit und Unabhängigkeit, und, was noch mehr als alles dies, er hatte die volle unerschöpfliche Menschenliebe, die thätige, reine und treue, die nicht wählerisch fragt, ob sie auch richtig erkannt und gewürdigt werde, sondern die ihr Bestes jedem bietet, der mit „athmet im rosigen Licht"; die nicht wartet, bis große freie Zeiten kommen, um sich ihnen zu Gebote zu stellen, sondern jedes Leben treu aufnimmt und in jedem Augenstrahl einen Glanz der höchsten Glorie erkennt, die allen zu eigen geworden.

In der That ist Jean Paul in seinen Oden, wenn man seine „Dämmerungen" und „Fastenpredigten" so nennen darf, wie in seinen Idyllen ein echter Volksfreund, und rührend seine Fähigkeit, sich in die Leiden und Freuden der Armuth zu versetzen. Die Wärme seiner Gesinnung machte ihn auf diesem Gebiet zum Künstler; denn gerade viele seiner Idyllen haben künstlerische Vollendung.

Ueber Schiller sagt uns weder Holtei noch Auerbach etwas Neues. Beide verfallen in einen schönrednerischen Predigerton. Offenbar wirkt das Pathos Schiller's ansteckend auf alle, die ihn feiern wollen; doch gehört eine, beiden Autoren fehlende pathetische Naturanlage dazu, wenn man nicht ins Hohle verfallen und nur die Gesticulationen des großen Dichters nachahmen will.

Von den übrigen Aufsätzen, die in Auerbach's „Deutschen Abenden" enthalten sind, erscheint uns der erste: „Goethe und die Erzählungskunst", als der bedeutendste. Die Analyse der Goethe'schen Romane ergibt zwar wenig Neues in Bezug auf die Charakteristik dieser Werke selbst; doch der Autor weiß aus ihnen einen kleinen ästhetischen Extract, Fingerzeige für die Erzählungskunst abzuleiten, die von unleugbarem Werth für nachstrebende Jünger sind. Was Auerbach über die Anwendung des Pathologischen bei Goethe, über seine „innern Orientirungsscenen", über das Geheimniß seiner Charakteristik sagt, in der jede Persönlichkeit ihre eigene Lebensmelodie, ihre eigene Tonart hat, über seine Gelassenheit, Geduld und Selbstbeschränkung: das ist alles ebenso wahr wie lehrreich für die erzählenden Talente der Jetztzeit. Auerbach sucht dem großen Vorbild das Geheimniß seiner eigenthümlichen Kunstfertigkeit in der Zeichnung der Gestalten abzulauschen:

Er läßt uns bei der ersten Begegnung und so fortwährend von Gestalt und Wesen nicht mehr sehen und erkennen, als eben der Held sieht und erkennt. Und weil die Personen nicht allgemein geschildert sind, in ihren Tugenden, ihren Fehlern, ihrem ganzen Behaben, sodaß wir ein Programm ihres Wesens hätten, ist jede einzelne Kundgebung, in Erscheinung und Charakter, unserer Erwartung gemäß, und doch überrascht uns wieder jede Besonderheit, als ob wir die Charaktereigenthümlichkeit immer neu und doch wieder mit unserer allgemeinen Vorstellung zusammenstimmend fänden. Befriedigung und Ueberraschung halten einander auf und ab die Wage. Der Leser sieht sich in seinen Erwartungen befriedigt und doch vom Dichtergeiste immer überboten.

Goethe läßt die äußere Gestalt der eintretenden Personen nur in der Bewegung sehen, wo bald dieser bald jener Zug erhascht wird, in dem er eben jetzt wirkt:

Dadurch entsteht jene mitbetheiligte, lebendige Wahrnehmung und jene Plastik, sodaß sich die Gestalten Goethe's wie auf einer Drehscheibe befinden; wir können sie um und um drehen und das volle Licht auf das ganze Gesicht, auf Halbprofil und Rücken fallen sehen, und dies bewirkt, daß die Gestalten mit festen Lebenszügen in unserer Erinnerung haften und uns aus dem Buche heraus ins Leben begleiten. Goethe geht aber in der physiognomischen Bezeichnung nur so weit, daß der Leser eine volle Gestalt aus seinem Bekanntenkreise einsetzen mag; daß der bildende Künstler, der diese Gestalt zeichnen wollte, festen Anhalt in den Angaben des Dichters und doch wieder Freiheit genug zur selbstschöpferischen physiognomischen Ausprägung hat. Indem Goethe die Persönlichkeiten nicht sofort ganz ausmalt, werden sie um so lebendiger durch die einzelnen Züge. Der Leser muß sich die Figur ausgestalten, und das macht sie um so lebendiger.

Die Rede Auerbach's über Fichte erscheint uns etwas hochtrabend; es war eine im Victoriatheater gehaltene Festrede, von dem panegyrischen Ton, der auch andere oratorische Vorträge unsers Autors kennzeichnet. In solchen Reden ist man freilich darauf angewiesen, Glanzwichse in Anwendung zu bringen; doch ein Philosoph eignet sich am wenigsten zu so glänzend aufgewichster Schaustellung. Wenn Fichte ein größerer Posa genannt, oder gesagt wird: „er schickte den kategorischen Imperativ ins Feld und vor ihm sank der Imperator", so klingt das wol geistreich; doch von dem Philosophen Fichte erhalten wir durch das alles kaum ein in dämmerndsten Umrissen uns vorschwebendes Bild.

In der Eloge auf Uhland ist allerlei bunte Bilderei, doch auch ein unverkennbarer warmer Gefühlshauch. Der Grundcharakter der Uhland'schen Dichtung ist als correcte Empfindung treffend bezeichnet.

Ein anderer Vortrag: „Der Weltschmerz mit besonderer Beziehung auf Nikolaus Lenau", sucht die Genesis dieser geistigen Grundstimmung zu begreifen, das Bleibende und Vergängliche derselben zu sondern:

Drei Quellen sind es, aus denen der tiefe Brunnen des Weltschmerzes gespeist wird: die Philosophie, das unaufhaltsame Durchdringen der Weltgesetze, das an die Schranken der Erkenntniß anprallt und den Schmerz um solche Beschränkung dichterisch ausklagt. Die Weltgeschichte, und in ihr die Philosophie der Geschichte, die die Frage aufwirft: Wohin mit dieser endlosen Arbeit der Cultur? Warum stellt sich heraus, daß die eine Culturperiode von der andern immer nur als eine relative gefaßt wird? Warum werden die reichsten Menschenkräfte, die edelsten Gewalten immer dazu verbraucht, die stets neu sich aufthürmenden Hinderungen der Mächte der Finsterniß zu besiegen? Warum sollen die reinen Kräfte nicht dazu auf Erden erscheinen, um die Feste der Menschheit mit Schönheit zu erfüllen, wie es der Kunst und vor allem der Dichtung zukommt? Eine Gespensterfurcht, die den Sieg der unholden Mächte zitternd ahnt; ein Verzagen und Klagen um die Sisyphusarbeit menschlicher Cultur ängstigt und beklemmt das Herz. Die dritte Quelle des Weltschmerzes ist die traurige Erkenntniß der socialen Gebundenheit, in welcher die Entfaltung unserer Kraft immer nur eine bedingte, gebrochene ist. Unser Wissen, unser Streben und unser Leben ist eitel Stückwerk. In dieser dreifachen Erscheinung ist der Weltschmerz ein ständiges Moment des Menschengeistes und des Dichtergeistes insbesondere.

Wodurch unterscheidet sich nun der eigentlich moderne Weltschmerz, der für eine vorübergehende oder vorübergegangene Zeitkrankheit gilt, von diesem allgemein menschlichen und von Auerbach kanonisirten Weltschmerz? Diese Unterscheidungen werden keineswegs scharf genug hervorgehoben, wenngleich der Autor betont, daß der Weltschmerz und die Zerrissenheit vielfach Modephysiognomie und Grimasse war, daß damit oft nur die Unzufriedenheit über

ſich ſelbſt oder der Schmerz über eine beſchränkte Genußportion oder die Trägheit, die ſich zu keiner beſtimmten Thätigkeit entſchließen kann, damit maskirten. In drei deutſchen Dichtern, in Platen, Heine und Nikolaus Lenau, findet Auerbach die Stimmung des Weltſchmerzes voll ausgeprägt. Die Schilderung Platen's erſcheint uns als einſeitig unglücklich, Wendungen wie die folgende: „In Platen iſt etwas von jenem Stottern der Zeit, die nach ihren vollen Ausdrucksformen ſucht.“ Den Dichter, der die geſtotterte Phraſe der Unkunſt gegeiſelt hat, ſieht man nur ungern mit dem Stottern in Beziehung gebracht, ſei es auch nur in eine bildliche. „In Platen“, ſagt Auerbach, „iſt die traurigſte Empfindung von der Iſolirung des dichteriſchen Individuums, er iſt der Dichter der edelſten Melancholie.“ In Heinrich Heine findet unſer Autor die Blaſirtheit dem geſammten Weltleben und den Welterſcheinungen gegenüber, die ſubjective Disharmonie, die ſich immer in Gegenſätzen bewegt. Bei Heine laſſe es ſich nicht mehr ausſcheiden, was willkürliche Grimaſſe und was eingeborene Phyſiognomie ſei. Lord Byron und Nikolaus Lenau aber erſcheinen Auerbach als die beiden glänzendſten Vertreter des correcten pathetiſchen Weltſchmerzes. Bei der Behauptung, daß die weſentlich gegebene Ausdrucksweiſe des Weltſchmerzes die lyriſche ſei und daß der Weltſchmerz es nicht zum Drama bringen könne, fällt Auerbach zur rechten Zeit ein, daß Shakſpeare im „Hamlet“ einen Grundgedanken des Weltſchmerzes erfaßt und die Wundenmale des Weltſchmerzes bloßgelegt habe. Doch tröſtet er ſich damit, daß Shakſpeare uns nicht in der Diſſonanz ſtehen laſſe und daß durch die ſchließliche Einführung des Fortinbras ſich jenſeit des jammervollen Zerfalls das friſche Leben aufthue. Trotz dieſer Schlußperſpective bleibt „Hamlet“ doch das echte Drama des Weltſchmerzes, der Kern und Weſen des Stücks bildet und das Motiv für die Schuld und den Untergang des Helden. Als die drei Grundſtoffe des Weltſchmerzes nennt Auerbach Fauſt die metaphyſiſche, Ahasver die weltgeſchichtliche und Don Juan die ſociale Diſſonanz. Der urſprünglichen Geſtalt des Don Juan iſt indeß der Weltſchmerz durchaus fremd; der Teufel, der dieſen Helden am Schluſſe holt, beunruhigt ihn vorher durchaus nicht. Nur durch das in Deutſchland ſo beliebte Hinübertragen fauſtiſcher Elemente in den Don Juan hat ſich Auerbach verführen laſſen, ihn zu einem der typiſchen Träger des Weltſchmerzes zu machen.

Die Studie über Molière, welche die „Deutſchen Abende“ bringen, iſt im weſentlichen eine Studie über den Geiz und ſeine dichteriſche Behandlung. Auerbach meint, er eigne ſich deshalb für die letztere, weil er unter keinem Paragraphen der Criminaliſtik ſtehe. Auch ſei der Geiz eine ideale Erſcheinung:

> Der Geizige hat im Bewußtſein ſeines Beſitzes alle Möglichkeiten, er hat im Grunde nur ideale Freuden, um derentwillen er ſich die concurrirenden wirklichen verſagt und ſein eigener Feind und der Feind aller concurrirenden Mitmenſchen wird. Er muß ſich den Gebrauch des Beſitzthums unterdrücken um der Idee des Beſitzthums willen; durch die Verwendung auf ein einzelnes vernichtete er ja die univerſelle Möglichkeit.

Dieſe Philoſophie des Geizes will uns nicht einleuchten. Nicht die univerſelle Möglichkeit der Genüſſe, die in ſeinem Golde ſtecken, erfreut den Geizigen; im Gegentheil, das Bewußtſein, dieſe Genüſſe von der Welt abzuſperren; denn in dem Geize liegt derſelbe Egoismus wie im Neid, nur iſt der Neid mehr eine unbefriedigte Stimmung gegenüber dem Beſitz anderer, während der Geiz in der Anhäufung des eigenen Beſitzthums eine thatſächliche Befriedigung findet. In der weitern Anwendung dieſer Philoſophie des Geizes auf das Molière'ſche Stück ſtimmen wir mit Auerbach überein, wenn er dem Geizigen gegenüber contraſtirende Figuren wünſcht, weichen aber von ihm ab, wenn er Molière tadelt, daß er die Motive des Plautus zu reichlich gegliedert habe. Auerbach rügt, daß Molière den Geizigen nicht blos zum Wucherer, ſondern auch zum Gecken gemacht. Das erſcheint uns im Gegentheil als lobenswerth. Der dramatiſche Dichter ſoll uns kein fleiſchgewordenes Abſtractum geben, einen Geizigen, der nichts wäre als der incarnirte Geiz. Wir wollen aus andern Zügen erſehen, daß wir es mit einer lebenswahren Menſchengeſtalt zu thun haben, die niemals in einer einzigen geiſtigen Verknöcherung aufgeht. Die herrſchende Leidenſchaft wird nicht in jedem Conflict ſich als herrſchend erweiſen, doch in ruhigem Nebeneinander auch andere neben ſich dulden, welche der Dichter uns vorführen muß, um uns ein wahres Lebensbild zu geben. Ja, die Geſtalt wird dichteriſch um ſo tiefer ſein, je mehr ſie ſelbſt den Widerſpruch in ſich aufnimmt, ohne die Einheit des Charakters zu ſprengen. Die Molière'ſche Behandlungsweiſe hat alſo einen großen Vorzug vor der altrömiſchen und chineſiſchen, welche deshalb an die Caricatur ſtreift, weil der ganze Charakter in einer Qualität aufgeht. Eine Qualität aber als Charakter, als Menſchengeſtalt hinzuſtellen: das iſt mehr Sache der Allegorie als der dramatiſchen Dichtung.

Die Studie Auerbach's über Goldſmith enthält anſprechende Betrachtungen über den „Vicar von Wakefield“ und treffende Bemerkungen über den Ich-Roman, wie Auerbach die bei den Engländern ſo beliebte Form der fingirten Selbſtbiographie nennt. Wir theilen hier eine für deutſche Romanſchriftſteller beachtenswerthe Stelle aus dieſem Excurſe mit:

> Goldſmith beginnt mit Ich. Denken wir uns die veränderte Form, daß in der dritten Perſon erzählt würde, ſo veränderte ſich nicht nur die ganze Dichtung, ſie würde auch an ſich fraglich. Wir müßten die Perſönlichkeiten, die mithandeln, in ihren Motiven und pſychologiſchen Grundlagen näher erkennen; ihre Unwandlungen bedürften einer Vertiefung, und die Unzuträglichkeiten und Gewaltſamkeiten würden noch ſchärfer hervortreten, ja, gewiſſe Situationen und Charaktere vielleicht unmöglich machen. Nun aber geht ein großer Theil der Handlung hinter der Scene vor, dem Leſer rückt ſich nur nahe, was ſich der erzählenden Perſon nahe rückt, und für jenen Nachtheil, den der Ich-Roman mit ſich bringt — daß der Leſer nicht klüger iſt als die handelnde Perſon, das heißt nicht mehr weiß als ſie —, tritt der Vortheil der ausſchließlich accentuirten Sympathie ein. Indem der Dichter ſofort auf der erſten Seite bei der erſten Vorſtellung ſeines Helden uns in Sympathie mit ihm verſetzt — und dies iſt Goldſmith wunderbar gelungen —, gehen wir, wie das Sprichwort ſagt, mit ihm durch dick und

dünn, und nicht sowol, was er erlebt und uns spannt, sondern weil er's erlebt und wie er's erlebt, führt unsere Seele mit: das Spannungsinteresse, die Neugier nach dem Stofflichen tritt zurück und die Sympathie allein wirkt.

Auch die Aufsätze Auerbach's über „Hebel", „Jakob Grimm", „Das deutsche Volkslied", „Bernardin de Sainte-Pierre" enthalten geistvolle Reflexionen, die sich bei größerer Schlichtheit des Ausdrucks noch wirksamer zeigen würden. Doch mancher in der Form philosophisch aufgedonnerte Gedanke birgt keinen gleich bedeutenden Inhalt. Sollte der Verfasser der „Dorfgeschichten" auch als Salonästhetiker nicht etwas weniger vornehm und pretiös, ohne die gewählte stilistische Einkleidung zu gefährden, seine Gedanken aussprechen, nicht, um einen volksthümlichen Ausdruck zu gebrauchen, mehr schreiben können, wie ihm der Schnabel gewachsen ist?

Rudolf Gottschall.

Woltmann's „Holbein und seine Zeit".

Holbein und seine Zeit. Von Alfred Woltmann. Erster Theil. Mit 31 Holzschnitten und einer Photolithographie. Leipzig, Seemann. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der Fortschritt der Wissenschaft ist einerseits durch eine möglichst ausschließlich dem Einzelnen zugewandte Specialforschung, andererseits durch eine möglichst weite Gebiete umfassende Universalbetrachtung bedingt, denn nur durch jene gelangt sie zu einer gründlichen und exacten Kenntniß der Wissensobjecte selbst und nur durch diese gewinnt sie einen Begriff von den zwischen den Einzeldingen bestehenden Verhältnissen und Beziehungen. Beide Thätigkeiten verfolgen einen so verschiedenen Zweck und jede derselben setzt einen so bedeutenden Aufwand verschiedener Kräfte und Mittel voraus, daß sie sich selten in einer und derselben Person, niemals aber bei einer und derselben Arbeit gleich stark vereinigt finden. Man kann nicht gleichzeitig den Blick auf einen bestimmten Punkt fixiren und schrankenlos nach allen Seiten und Richtungen schweifen lassen. Trotzdem können beide nicht in vollständiger Unabhängigkeit und Trennung voneinander bestehen, sondern jede von ihnen bedarf der andern zur Unterstützung und Ergänzung. Die Universalbetrachtung, der nicht mehr oder minder genaue Einzelbeobachtungen vorausgegangen sind, zufolge deren ihr das Einzelne als solches ein bereits mehr oder minder Bekanntes ist, wird, von einzelnen divinatorischen Lichtblicken abgesehen, im großen und ganzen immer nur ein unzuverlässiges Speculiren und Phantasiren ins Blaue hinein sein; aber umgekehrt ist auch die Einzelforschung, sofern sie nicht zu ihrer Arbeit eine ausreichende encyklopädische Gesammtbildung und eine wenigstens im allgemeinen richtige Vorstellung von dem Verhältniß ihres speciellen Untersuchungsobjects zu den übrigen und namentlich zu den ihm gleichartigen Dingen mitbringt, nur allzu sehr der Gefahr ausgesetzt, sich nicht nur ins Kleinliche und Unersprießliche, sondern zu wirklich falschen und bornirten Ansichten zu verirren. Je nachdem die Zeitströmung eine mehr idealistische oder mehr realistische ist, liegt bald die eine, bald die andere Verirrung näher; je seltener aber überhaupt solche wissenschaftliche Arbeiten sind, welche, obschon sie sich ganz entschieden auf den einen der beiden Standpunkte stellen, doch daneben auch dem andern in der den wissenschaftlichen Gesammtinteressen entsprechenden Weise gerecht werden, um so mehr verdienen diejenigen Werke, welche diese Bedingung erfüllen, mit warmer Anerkennung begrüßt zu werden, und wir freuen uns, Woltmann's Buch über „Holbein und seine Zeit" als ein Werk dieser Art bezeichnen zu können.

Seinem Stoff und Grundcharakter nach fällt dasselbe entschieden in das Gebiet der Specialforschung, und es besitzt alle wesentlichen Eigenschaften einer guten Monographie: gründliches Zurückgehen auf die Quellen und sorgfältige Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel, vollständige Zusammenstellung aller erwiesenen und genaue Prüfung aller fraglichen Thatsachen, liebevolles Eingehen in alle Einzelheiten und Mittheilung der gewonnenen Resultate in klarer, lebendiger und allgemein ansprechender Darstellung. Neben diesen ihm wesentlichsten und eigenartigsten Eigenschaften zeigt es aber auch in nicht gewöhnlichem Grade diejenigen Vorzüge, welche hauptsächlich aus einer universalwissenschaftlichen Bildung fließen, namentlich ein bei aller Hingebung an den besondern Stoff doch freies und unbefangenes Urtheil, eine genaue Vertrautheit mit auch solchen Wissensgebieten, die nur gelegentlich in Betracht gezogen werden müssen, eine Würdigung des Meisters und seiner Schöpfungen, die nicht nur den artistischen und ästhetischen, sondern auch den ethischen, religiösen und politischen Gesichtspunkten Rechnung trägt, und eine Anerkennung seiner cultur- und kunsthistorischen Bedeutung, die nicht — wie es nur allzu oft in monographischen Arbeiten der Fall ist — zugleich eine Blindheit gegen dessen Mängel oder eine Ungerechtigkeit gegen andere Meister ist. In Betreff verschiedener Einzelfragen wird man allerdings mit dem Autor rechten, sich nicht ganz auf seine Seite stellen können, hier und da vielleicht den Enthusiasmus für seinen Gegenstand stärker ausgeprägt finden als die an ihn angelegte Kritik; im ganzen und wesentlichen aber wird man ihm nachrühmen müssen, daß er seine Aufgabe nicht nur in der Art und Weise eines tüchtigen Specialisten, sondern auch im Sinn und Interesse der Wissenschaft und Bildung überhaupt gelöst hat.

Gerade bezüglich Holbein's war eine Monographie dieser Art ein wirkliches Bedürfniß. Während sich, wie der Autor selbst im Vorwort ausspricht, Mitwelt und Nachwelt eifrig und eingehend mit Albrecht Dürer beschäftigt haben, ist die Kenntniß Holbein's, des zweiten unserer großen Maler, bisjetzt eine ziemlich dürftige geblieben. Ulrich Hegner's Buch über ihn vom Jahre 1827 vermag den jetzigen Anforderungen nicht mehr zu genügen; noch weniger reichen die unzuverlässigen Arbeiten Sandrart's, von Mander's und Patin's aus, und was zur Begründung einer umfangreichern und genauern Kunde in allerjüngster Zeit durch Black's archivarische Forschungen und die ihnen sich anschließenden Bemühungen Frank's, Scharf's, His-Heusler's und unsers Autors selbst

geſchehen, war zu vereinzelt und zerſtreut, als daß es nicht ſelbſt die Inangriffnahme eines größern zuſammenfaſſenden Werks, wie das vorliegende iſt, geboten hätte. Der Verfaſſer hat ſich aber nicht darauf beſchränkt, die Ergebniſſe dieſer neueſten Unterſuchungen zu einem Ganzen zu vereinigen, ſondern es ſich mit unermüdlichem Eifer angelegen ſein laſſen, auch ſelbſt nach allen Seiten und Richtungen hin weiter zu forſchen, ſeine eigenen Anſtrengungen durch Zuratheziehung anderer, den Quellen beſonders naheſtehender Gelehrten zu ergänzen und auf dieſe Weiſe theils durch nochmalige eingehende Prüfung und Vergleichung der hierbei in Frage kommenden Werke, theils durch gewiſſenhafte Aufſuchung und Benutzung der auf Holbein bezüglichen urkundlichen Ueberlieferungen, theils endlich durch ſorgfältiges Studium aller ihn berührenden zeitlichen, örtlichen und perſönlichen Verhältniſſe das uns bisher zugänglich geweſene, einerſeits noch ſehr lückenhafte, andererſeits durch wirklich unwahre Züge entſtellte Bild von Holbein's Leben und Wirken in ein möglichſt vollſtändiges und wahrheitsgetreues zu verwandeln.

Um ſich zu vergegenwärtigen, in welchem Umfange dieſe Bemühungen durch mehr oder minder bedeutende Erfolge gekrönt ſind, würde man eigentlich auf alle diejenigen Partien und Punkte im Leben und Schaffen des Künſtlers zurückgehen müſſen, welche vorher noch dunkel und zweifelhaft waren oder auf geradezu falſchen Ueberlieferungen und Vorausſetzungen beruhten, und hinterher zu zeigen haben, inwieweit und auf welche Weiſe dieſelben durch Woltmann's Arbeit eine Aufklärung oder Berichtigung erfahren haben. Die Zahl derſelben iſt aber eine viel zu beträchtliche, als daß wir ſie hier ſämmtlich aufzuzählen vermöchten. Wir müſſen uns daher begnügen, nur auf einige derſelben hinzuweiſen.

Seit den vierziger Jahren, zuerſt von Paſſavant eingeführt, wird in der deutſchen Kunſtgeſchichte außer dem zumeiſt berühmten Hans Holbein dem Sohn und Hans Holbein dem Vater auch noch ein Hans Holbein der Großvater als ein in Augsburg lebender Maler aufgeführt und namentlich als Schöpfer zweier Gemälde, einer Madonna im augsburger Maximilians-Muſeum und einer gleichfalls zu Augsburg in dem zur Galerie eingerichteten Frauenkloſter der heiligen Katharina befindlichen Marienbaſilika, betrachtet. Die Gründe für dieſe Annahme lagen hauptſächlich in drei Umſtänden. Erſtens folgerte man aus der Jahrzahl 1459, welche außer dem Namen Hans Holbein das erſtgenannte der beiden Bilder trägt, daß daſſelbe nicht von Hans Holbein dem Vater herrühren könne, weil derſelbe um dieſe Zeit höchſtens ein neunjähriger Knabe, ja wahrſcheinlich noch gar nicht geboren war. Zweitens fand man an dem zweiten jener Bilder, welches die Inſchrift „Hans Holbain 1499" trug, verſchiedene Eigenſchaften, durch die es ſich von andern Werken Holbein's des Vaters, namentlich von deſſen ungleich durchgebildeterer Paulusbaſilika auffällig unterſcheidet, und glaubte es daher nicht nur ihm abſprechen, ſondern einem noch ältern Hans Holbein zuſchreiben und dieſen zugleich als den Meiſter des erſten Bildes und als den Großvater des jüngern Holbein betrachten zu müſſen. Drittens endlich ward dieſe Vermuthung noch dadurch unterſtützt, daß man in der Abſchrift eines Auszugs aus den Annalen des Katharinen-Kloſters die Notiz fand, in welcher geradezu die Marienbaſilika als eine Arbeit vom alten Hans Holbein bezeichnet ward, und ſich zu der Annahme gezwungen glaubte, mit dieſem alten Hans Holbein könne nur der Großvater gemeint ſein, weil eine Unterſcheidung Holbein's des Vaters von Holbein dem Sohn als einem damals noch ganz kleinen Kinde nicht nöthig geweſen ſei. Dem gegenüber weiſt nun Woltmann nach, daß all dieſe Hypotheſen und Folgerungen unhaltbar ſind, und unterſtützt ſeine eigene Darſtellung des Sachverhalts mit den ſchlagendſten Gründen. Danach iſt die Inſchrift des erſten Bildes in hohem Grade verdächtig, theils wegen ihrer ungewöhnlichen Größe, theils weil der Name des Künſtlers nicht nach der augsburger Schreibweiſe Holbain, ſondern nach ſpäterer Orthographie Holbein geſchrieben iſt. Dies erweckt aber auch Zweifel gegen die Richtigkeit der Jahreszahl und gibt der Vermuthung Raum, daß ſie urſprünglich nicht 1459, ſondern 1499 gelautet habe. Ferner ſind an der Marienbaſilika zwar mehrfache Eigenſchaften, die ſie von andern Werken Holbein's des Vaters unterſcheiden, vorhanden, aber nicht ſo ſtark abweichende, daß ſie ſich nicht auch aus dem damaligen plötzlichen Umſchwung des Zeitgeſchmacks, aus einem energiſchen Fortſchritt des Meiſters und aus einer dem nachweislich geringern Honorar entſprechenden geringern Sorgfalt bei Entwurf und Ausführung erklären ließen, zumal ſich unter Holbein's des Vaters Arbeiten auch ſolche finden, welche der Darſtellungsweiſe der Marienbaſilika näher ſtehen, ja mehr mit ihr als mit der Madonna des Maximilian-Muſeums harmoniren, welche doch nach der obigen Hypotheſe mit der Marienbaſilika völlig anſtandslos einem und demſelben Meiſter zugeſchrieben wird. Zu dieſen innern Gründen geſellen ſich aber noch unwiderleglichere äußere. Nach langen vergeblichen Forſchungen iſt es nämlich dem Autor gelungen, die Originale der Annalen des Katharinenkloſters ſelbſt aufzufinden und in dieſen iſt weder von einem alten Holbein, noch von einem Holbein überhaupt die Rede; die von Paſſavant u. a. ihrer Anſicht zu Grunde gelegten Auszüge ſind alſo damit als falſch und durchaus unzuverläſſig erwieſen. Dazu kommt, daß ſich in den augsburger Steuerbüchern von einem Hans Holbein überhaupt vor 1494 und 1495 keine Spur findet, daß der um dieſe Zeit erwähnte unzweifelhaft Holbein der Vater iſt, daß deſſen Vater jedenfalls nicht Hans, ſonder Michel geheißen hat, und daß überhaupt die augsburger Steuerbücher und das dortige Malerbuch nur einen einzigen Hans Holbein, welcher Maler geweſen, nämlich den Vater, anführen. Die Hypotheſe von der Exiſtenz eines Großvaters Holbein von kunſthiſtoriſcher Bedeutung, welche von Kugler u. a. bereits als Thatſache behandelt ward, iſt alſo hiermit glücklich wieder beſeitigt, und man wird daher die beiden ihm zugeſchriebenen Bilder wieder

dem Vater zuerkennen und mit dem Verfasser annehmen müssen, daß er sie zur Zeit des Uebergangs vom 15. zum 16. Jahrhundert geschaffen, wo der Künstler die Wandlungen, welche die deutsche Kunst damals überhaupt erfuhr, auch in sich selbst durchzumachen hatte.

Als Geburtsjahr des ältern Holbein wird von der Kunstgeschichte gewöhnlich 1450 angegeben; Woltmann betont dagegen, daß darüber durchaus keine verbürgten Nachrichten existiren, bezeichnet es aber nach dem Alter seiner frühesten uns erhaltenen Werke und dem Aussehen seiner muthmaßlichen Bildnisse als der Wahrheit näher kommend, wenn man seine Geburt etwa um ein Jahrzehnt später ansetze.

Von größerer Wichtigkeit ist, was der Verfasser über das Geburtsjahr Holbein's des Jüngern den gewöhnlichen Angaben gegenüber geltend macht. Nach diesen ward als solches das Jahr 1498 angenommen, besonders nach dem Vorgang von Mander, Sandrart, Horace Walpole und Ulrich Hegner; Woltmann dagegen tritt in dieser Beziehung für die Angabe von Charles Patin ein, der den Künstler schon 1495 geboren sein läßt, und bringt auch hierfür Gründe bei, die, wenn nicht absolut, doch in hohem Grade überzeugend sind. Den Hauptbeweis liefert unstreitig ein Altarflügelbild in der augsburger Galerie, welches die Jahreszahl 1512 trägt und außerdem noch eine erst neuerdings bei einer Reinigung zum Vorschein gekommene Inschrift enthält, welche geradezu aussagt, daß dasselbe von Hans Holbein im Alter von 17 Jahren gemalt ist. Ist diese Inschrift, wie der Verfasser annimmt, wirklich von unzweifelhafter Echtheit, so ist damit die Frage eigentlich schon entschieden; höchstens würden die Worte: „aetatis suae VII" eine Herabsetzung des Alters auf das noch nicht vollendete siebzehnte Lebensjahr zulassen, wonach die Geburt erst in das Jahr 1496 fallen könnte. Gleichwol dient diesem Zeugniß noch ein zweites von ähnlicher Beweiskraft zur Unterstützung. Auf einer im berliner Kupferstichcabinet befindlichen Silberstiftzeichnung, welche zwei Köpfe jugendlicher Männer enthält, von denen der jüngere mit unverkennbarer Deutlichkeit als Hans, der ältere in sehr verwischten Zügen nach der Deutung des Autors als Ambrosius Holbein (der älteste Bruder von Hans) bezeichnet ist, befindet sich nämlich über dem erstern eine Zahl, welche Woltmann als 14 liest und als eine Altersangabe betrachtet, oberhalb beider aber eine aus vier Ziffern bestehende, in den beiden letzten jedoch schwer leserliche Jahreszahl die man bisher für 1511 gelesen hat, die aber Woltmann als 1509 deutet; woraus — sofern diese Deutungen richtige sind — abermals hervorgeht, daß Holbein der Jüngere schon 1495 geboren ist. Allerdings lassen sich hiergegen mancherlei Zweifel erheben, es könnte z. B. selbst die Zahl über dem jüngern Kopfe auch als IX gelesen werden und in diesem Fall würde, wenn zugleich die Lesung 1511 statthaft sein sollte, doch wieder das Jahr 1498 zum Geburtsjahr gestempelt werden. Gleichwol werden die Voraussetzungen unsers Autors in hohem Grade dadurch unterstützt, daß nach ihnen die ersten Leistungen des Künstlers nicht in ein allzu frühes Stadium seines Lebensalters gelegt zu werden brauchen. Zeichnungen, wie die eben erwähnten Köpfe, sind schon für einen vierzehnjährigen, und ein Gemälde, wie das genannte Altarflügelbild vom Jahre 1512, schon für einen siebzehnjährigen Knaben ungewöhnliche Leistungen. Wären sie wirklich in einem noch unreifern Lebensalter entstanden, würden sie uns Holbein geradezu im Lichte eines Wunderkindes erscheinen lassen, und ein solches war, wie der Autor scharf hervorhebt, seinem ganzen Entwickelungsgange nach der „gesunde, kräftige" Holbein sicherlich nicht. Die Kunstgeschichte wird sich also wol durch Woltmann's Gründe bewogen finden, Holbein's Leben rückwärts um drei Jahre zu verlängern, und dies um so lieber thun, als sie erst vor wenig Jahren durch die in England gemachte Entdeckung, daß das Todesjahr desselben nicht 1554, sondern schon 1543 gewesen, in die entgegengesetzte Nothwendigkeit versetzt war, seine Lebensausdehnung um elf Jahr verkürzen zu müssen, und es mithin nicht ungern sehen wird, für diesen Verlust wieder einigen Ersatz zu erhalten.

Eine fernere biographische Berichtigung liegt in der Zurückweisung der Vorstellungen, denen man bisher bezüglich der Uebersiedelung der Holbein'schen Künstlerfamilie von Augsburg nach Basel huldigte. Nach dieser wird das Jahr, in welchem dieselbe stattgefunden, als zweifelhaft angesehen; dagegen wie eine ausgemachte Sache berichtet, daß die ganze Familie Holbein nach Basel ausgewandert sei, der Vater wie die Söhne. Woltmann dagegen weist nach, daß der fragliche Wechsel des Wohnsitzes von seiten Holbein's des Jüngern zweifellos in das Jahr 1516 fällt, und bezeichnet umgekehrt die durch Sandrart veranlaßte Annahme, daß auch Holbein der Vater nach Basel gezogen sei, dort seinen Sohn in der Kunst unterrichtet habe und ihn in das dortige Zunftbuch als seinen Lehrling habe einschreiben lassen, als eine durch nichts mit Sicherheit zu constatirende, ja aus mehrfachen Gründen stark zu bezweifelnde Behauptung. Auf die speciellen Beweise, die er für diese Ansichten beibringt, können wir uns hier nicht einlassen; nur das eine wollen wir erwähnen, daß einerseits im Zunftbuch von Basel nur ein Hans Holbein, welcher nur der Sohn sein kann, verzeichnet ist, andererseits aber im Handwerksbuch der Maler zu Augsburg Hans Holbein der Vater beim Jahre 1524 unter den abgeschiedenen Meistern aufgeführt wird, was schwerlich geschehen sein würde, wenn nicht sein Tod in der Heimat erfolgt wäre. In engem Zusammenhange hiermit stehen Aufklärungen und Berichtigungen über die Lebensverhältnisse und Arbeiten von des jüngern Holbein Bruder Ambrosius und seinem Oheim Sigmund Holbein; noch wichtiger aber sind diejenigen, welche sich auf einige ihm selbst oder dem Vater zugeschriebene Werke beziehen, insbesondere der Nachweis, daß nicht, wie man in Basel annimmt, der ehemalige Todtentanz am baseler Predigerkloster als eine Arbeit des jüngern Holbein, noch auch, wie neuerdings Nagler zu erhärten gesucht, als ein Werk seines Vaters, sondern, wie schon Maßmann erkannt

hatte, als ein Erzeugniß des 15. Jahrhunderts gedacht werden muß.

In noch umfangreicherer und nicht minder schwerwiegender Weise wird die Kenntniß Holbein's und seiner Zeit durch den Autor in solchen Punkten gefördert oder befestigt, bei denen es sich weniger um die Feststellung äußerer Thatsachen, als um eine richtige Auffassung und Würdigung sei es seiner Persönlichkeit und artistischen Bedeutung überhaupt oder seiner einzelnen Leistungen insbesondere handelt. In Betreff seines Charakters und Lebenswandels tritt er mit Wärme als sein Vertheidiger ein. Einige Randbemerkungen in dem von Holbein illustrirten Exemplare von Erasmus' „Lob der Narrheit" bieten ihm dazu Gelegenheit. Erasmus hatte sich nämlich an irgendeiner Stelle dieses Buchs selbst erwähnt. Dies hatte den Künstler veranlaßt, den Gelehrten, wie er in seinem Studirstübchen sitzt, dazu zu malen und dessen Namen dabeizuschreiben. Aber dies Bildchen war nicht besonders ähnlich, namentlich viel zu jung ausgefallen und Erasmus scheint darin einen absichtlichen Scherz vermuthet zu haben. Wenigstens fühlte er sich veranlaßt, ihn mit einem Scherz seinerseits zu vergelten, und schrieb, das Blatt umwendend, neben einen zu den Worten „Pinguis ac nitidus Epicuri de grege porcus" (ein feistes und glänzendes Schwein aus Epikur's Heerde) gezeichneten wüsten Gesellen, der an vollbesetzter Tafel sich Wein in die Kehle gießt und ein liederliches Weibsbild an sich zieht, den Namen Holbein. Dieser Spaß war dem Maler übel bekommen, denn man glaubte daraus später folgern zu müssen, Holbein sei ein Schlemmer und moralisch versunkener Mensch gewesen. Gegen diesen von den frühern Biographen angelegentlich genährten Vorwurf nimmt ihn nun unser Autor sehr energisch in Schutz, indem er nicht nur die verfängliche Randglosse des Gelehrten in ihr rechtes Licht stellt, sondern auch durch Hinweis auf die sittliche Haltung von Holbein's Werken und auf die Freundschaft, in der er mit eben jenem Erasmus, mit Froben, Amerbach, Thomas Morus und andern hochachtbaren Männern gestanden, die Unzulässigkeit jener Folgerung zu Evidenz bringt. Vielleicht hätte er diesen Erörterungen noch hinzufügen können, daß der Scherz des Erasmus sogar eine umgekehrte Deutung zuläßt. War wirklich Holbein's Randbildniß von auffälliger, das Original in Schatten stellender Jugendlichkeit, wie durch den Ausruf, zu dem es den Gelehrten veranlaßt, verbürgt ist *), so konnte ja der Scherz des Erasmus gerade darin bestehen, daß er ausdrücken wollte, ebenso gut wie jener Jüngling ihn, könne auch jener Wüstling den Maler vorstellen sollen. Uebrigens ist Woltmann weit entfernt, aus Holbein einen „Tugendhelden und Heiligenschein-Prätendenten" machen zu wollen, vielmehr wahrt er sich selbst dagegen. „Wer", sagt er, „das frohe Leben und die ganze schöne Welt so anzuschauen und aufzufassen versteht wie er, der muß auch das Leben geliebt haben, frisch und heiter in die Welt getreten sein, ihre Freuden kräftig genießend. Seine künstlerische Eigenthümlichkeit wäre sonst nicht möglich." Aber der Ernst und die gediegene großartige Gesinnung, die sich in allen seinen Arbeiten ausprägt, sind ihm ein vollgültiges Zeugniß, daß er auch als Mensch ein ganzer Charakter gewesen sein müsse. Und dieselbe Ueberzeugung gewinnt er aus den Zügen seines schönen eigenhändigen Brustbildes. Er schreibt darüber:

Es ist ein männliches, edel gebildetes Angesicht. Ernst, geistige Ueberlegenheit und zugleich das wohlthuende Gleichgewicht des Weltmannes sprechen sich in seiner ganzen Erscheinung aus. Fein, kühn und mit Selbstbewußtsein schaut er in die Welt hinaus; aber durch die Art, wie sich die untern Augenlider emporziehen, gesellt sich der Klarheit des Blicks ein Anschein weichern Empfindens bei. Ein gewisser ironischer Zug spielt um den feinen Mund, aber nur leicht, denn fühlt er sich gleich über seine Umgebung erhaben, so bannt doch seine verständige Ruhe schnell dies Gefühl in die Schranken zurück. Hoheit redet aus diesen Zügen, Hoheit thront auf der schönen Stirn. Eben scheint es, als wolle sie ein leiser Schatten umziehen; da aber wachen schon die gesunde Sinnlichkeit, die lebensfrohe Frische und Kraft auf und scheuchen ihn zurück. — Das ist Hans Holbein.

Nicht so leicht ist es, das allgemeine Charakterbild, welches Woltmann von Holbein dem Künstler und seiner Stellung innerhalb der deutschen Kunst- und allgemeinen Culturgeschichte entwirft, in Kürze wiederzugeben, schon darum nicht, weil es zum großen Theil aus der Beurtheilung der zahlreichen Einzelwerke gezogen werden muß und weil uns bisjetzt nur der erste Theil des Werks vorliegt, welcher Holbein's Leben und Schaffen nur bis zum Jahre 1526, d. h. bis zu seiner Uebersiedelung von Basel nach England verfolgt. Inzwischen umfaßt derselbe doch jedenfalls die ganze erste, fort und fort im Aufsteigen begriffene Hälfte seiner Kunstthätigkeit, die insofern die wichtigere ist, als sie uns deren ganze glückliche Entwicklung von den ersten Anfängen bis zu ihrer Culmination vorführt und uns gerade mit denjenigen von Holbein's Werken bekannt macht, welche den eigentlichen Kern seines Wesens und seine Bedeutung für die deutsche Kunstgeschichte am evidentesten offenbaren. Damit aber ist dem Verfasser in Fülle Gelegenheit geboten, die wesentlichen Eigenschaften der Holbein'schen Kunstrichtung auch im allgemeinen zu charakterisiren, außerdem aber hat er es auch nicht daran fehlen lassen, uns sogleich im Eingange des Werks mit seiner Auffassung des Künstlers und wie dessen Verhältniß zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen war, den Hauptgrundzügen nach bekannt zu machen. Er sagt dort unter anderm:

Wollen wir Heutigen versuchen, die damalige deutsche Kunst uns nahe zu bringen, so knüpft ein solcher Versuch nirgends besser als bei Holbein an. Er besitzt das Große seiner Nation, ohne ihre Schwächen zu theilen, er ist ganz erfüllt von dem Geiste, welcher in ihr der bewegende war, aber er bringt zugleich frei zur höchsten Schönheit, der ihr sonst unerreichbaren, durch. Von Holbein hat schon Joachim von Sandrart, der alte Malerbiograph, gerühmt, daß bei ihm überall moderne Manier sei. Holbein ist modern im besten Sinne des Worts, modern, wie es die großen Meister Italiens waren, und wie es von den Deutschen keiner, namentlich Albrecht Dürer nicht, ist. Mag Dürer auch noch so gewaltig dastehen, mag ihm in

*) Erasmus soll zu Holbein's Zeichnung gesagt haben: „O wenn doch Erasmus jetzt noch so aussähe, er nähme wahrhaftig noch eine Frau!"

anderer Hinsicht auch noch so unleugbar der Vorrang gebühren: wer in der vaterländischen Kunst zur wahren äußern Vollendung gelangt ist, das ist doch Holbein, und Holbein allein. Und somit gilt von ihm, was man von Dürer nicht sagen kann, daß zu seinen Schöpfungen auch der heutige Sinn einen Weg des unmittelbaren Verständnisses zu finden vermag.

Als den Grundzug der Holbein'schen Kunst betrachtet also Woltmann den in ihr zuerst und am entschiedensten zum Durchbruch gekommenen Geist und Charakter der Neuzeit im Gegensatz zur Gott- und Weltanschauung des Mittelalters, und er spricht dies noch bestimmter aus, wenn er sagt: „Die Kunstentwickelung, an deren Spitze Holbein steht, hat im Untergang des Mittelalters Boden und Keim", und alsdann näher auseinandersetzt, durch was für besondere Bestrebungen und Bewegungen dieser Untergang herbeigeführt wurde. Er bezeichnet als solche das Bedürfniß, die christliche Weltanschauung mit der antiken zu versöhnen, und das in allen Lebensschichten sich regende Verlangen, von der Geistesbevormundung zur Geistesfreiheit, vom Feudalismus zum freien Bürgerthum, von alten Satzungen zur ewig jungen Natur, vom Kirchlichen und Scholastischen zum rein Menschlichen und Vernunftgemäßen, vom Dunkel zum Licht, von der Verworrenheit zur Klarheit, von der Romantik zur Classicität, von der Gothik zur Renaissance zu gelangen, und nachdem er gezeigt, wie sich dieser Drang in den verschiedensten Lebensgebieten immer mächtiger und erfolgreicher geregt, wie er namentlich auch in der Kunst sich geltend gemacht und nach Zurückdrängung der in der Gothik allzu sehr befangenen Baukunst die Malerei zur tonangebenden Kunst erhoben hat, geht er näher auf den aus demselben Triebe hervorgegangenen Entwickelungsgang der deutschen und flandrischen Malerei ein; verfolgt denselben von Meister Wilhelm an durch die Leistungen von Stephan Lochner, Hubert van Eyck, Rogier van der Weyden, Lukas Moser, Martin Schongauer, Fritz Herlen und Bartholomäus Zeitblom hindurch bis zur Zeit, wo in Augsburg die Familie Holbein in diesem Geiste weiter arbeitet; zeigt an einer trefflichen, ebenso lebendigen und interessanten, wie genau eingehenden und wahrheitsgetreuen Charakteristik der Stadt Augsburg, daß gerade hier ein zur Vollendung des Umschwungs berufener Künstler, wie Holbein, die ihm angemessenste Anregung, Nahrung und Durchbildung erhalten mußte, und geht alsdann dazu über, die ihm im allgemeinen beigelegte Bedeutung in den ihm zunächst vorbildlichen und vorarbeitenden Leistungen seines Vaters, dann an seinen eigenen Schöpfungen und dem darin sich ausprägenden Entwickelungsgange auch im Speciellen nachzuweisen.

Ihm auch hier zu folgen, verbietet uns der dafür uns allzu knapp zugemessene Raum. Es sei daher nur im allgemeinen hervorgehoben, daß sämmtlichen Arbeiten, von denen wir überhaupt eine Kunde besitzen, sehr gründliche Untersuchungen und Charakteristiken gewidmet sind, nicht nur den ganz oder theilweise erhaltenen, sondern auch den verloren gegangenen, die ausführlichsten natürlich denen, welche nach dem Urtheil des Verfassers die bedeutendsten sind, wie unter anderm die Skizzenbücher aus des jüngern Holbein Jugendzeit, sein Altar des heiligen Sebastian in der münchener Pinakothek, seine Bildnisse des Meyer'schen Ehepaars und anderer Persönlichkeiten zu Basel, sein Brunnen des Lebens zu Lissabon, seine Randzeichnungen zum „Lobe der Narrheit", seine in zwei Exemplaren (zu Dresden und Darmstadt) vorhandene Madonna für den Bürgermeister Meyer und seine Wandgemälde für den baseler Rathhaussaal, die er nach den davon aufgefundenen Skizzen für das bedeutendste aller seiner Werke hält. Außerdem müssen wir schließlich auch noch der trefflichen Verarbeitung und Darstellung des überreichen und schwer zu bewältigenden Stoffs in anerkennendster Weise gedenken. Der Autor hat es verstanden, denselben so zu ordnen und zusammenzustellen, daß sich allgemeine Zeit- und Sittenschilderungen, historische Nachrichten, Beschreibungen von Bildern, Charakteristiken von Persönlichkeiten, ästhetische Analysen, kritische Untersuchungen u. s. w. auf das angenehmste ablösen, und hat zugleich für jede dieser verschiedenen Operationen die ihr angemessene und dem Leser ansprechende Darstellungsform zu finden gewußt. Das Werk wird sich daher unter den Freunden der Kunst und Kunstgeschichte sicherlich nicht nur durch seinen wissenschaftlichen Gehalt, sondern auch durch seine geschmackvolle Einkleidung, welche durch eine beträchtliche Anzahl guter Illustrationen unterstützt wird, den allseitigsten Beifall erringen. Adolf Zeising.

Philosophische Studien.

Panormos. Notata et Cogitata. Studien aus dem Gebiete der philosophischen, naturwissenschaftlichen und allgemeinen Literatur. Herausgegeben von B. B. Wien, Czetmak. 1866. Gr. 16. 1 Thlr.

Wenn Johann Jacoby erst kürzlich ein philosophisches Schriftchen herausgab, welches aus bloßen Citaten bestand, so waren die losen Sätze durch eine einheitliche Idee zu einem Ganzen verbunden; die im ersten Theil des vorliegenden Werkchens unter „Notata" zusammengestellten Aphorismen hingegen sind so heterogen zusammengewürfelt, daß man eine sie durchziehende, zu einem Ganzen sie einigende Idee bei ihnen nicht herausfinden kann. Nicht einmal eine chronologische Ordnung ist dabei beobachtet, da Kant den Reigen eröffnet, auf ihn Spinoza (zu welchem Philosophen auffallenderweise B. Auerbach's Ausgabe, sollte heißen: Uebersetzung benutzt ist), auf Spinoza Descartes, auf diesen Schopenhauer, dann Goethe, Plato, Herbart, Hegel, Feuerbach, dann wieder Aristoteles, nach ihm wieder Goethe u. s. w. folgen. Bei diesen Mängeln wäre es erwünscht gewesen, wenn der Herausgeber auseinandergesetzt hätte, „wie diese Sammlung von Gewächsen aus den verschiedensten Gebieten", wie er sich im Vorwort ausdrückt, „entstanden ist", um so mehr als er sich ja selbst des „Bedenklichen und Ungewöhnlichen solcher fragmentarischen Mittheilungen" bewußt war. Eines nur, um dessentwillen wir gewiß nicht mit ihm hadern wollen, tritt schon aus dem Vorworte deutlich hervor: der Herausgeber neigt sich stark zur Philosophie Schopenhauer's, von der er sagt:

„Dieſe Philoſophie wird ohne Zweifel noch einen Läuterungs- und Reinigungsproceß zu beſtehen haben, aber wir halten uns überzeugt, daß keine andere ſich ihr gegenüber dauernd wird zu behaupten vermögen, die auf einem minder freien und univerſellen Standpunkte ſteht als eben ſie, die allein von allen ſpätern Philoſophien die von Kant gelegten, wie uns dünken will, unerſchütterlichen Fundamente im weſentlichen nicht verlaſſen hat.“ Schopenhauer's Geiſt und Anſichten ſind es denn auch, welche die im zweiten Theil des Schriftchens unter „Cogitata“ enthaltenen Betrachtungen „über allerlei Materien“ durchwehen, wenn der Verfaſſer auch nicht immer in verba magistri ſchwört. Wir begegnen in dieſem Theile manchen recht hübſchen, wenn auch ſelten neuen Gedanken, die, wie es der Verfaſſer hofft, gewiß manchen Leſer zum Denken und Forſchen anregen werden; nur hier und da ſtießen wir auf Stellen, die theils zum energiſchen Proteſt herausfordern, theils unklar oder widerſpruchsvoll ſind. Zu den erſtern gehört z. B. die an Napoleon anknüpfende Bemerkung (S. 168), daß, wer ſeine Idee, ſeinen Willen in der realen Welt zur Geltung bringen will, ſich meiſtens in der Lage befinden werde, mit Gewalt verfahren zu müſſen, da ſich ihm auf jedem Schritt die Ideen, der Wille unzähliger anderer und zugleich der Widerſtand der trägen Materie entgegenſtellen. Wäre der hier angeführte Grund ſtichhaltig, dann ließen ſich alle Greuel, die je Tyrannen verübt haben, entſchuldigen und es brauchten nicht erſt neue Forſchungen angeſtellt und neue Bücher geſchrieben zu werden, um die Mohren der Geſchichte weiß zu waſchen.

Unklar und verworren iſt die Stelle (S. 209), wo es heißt: „Die Muſik drückt die Idee der Zeit, die Architektur die Idee des Raums rein aus, ſie ſind in dieſem Sinne die reinſten (aber darum auch theils ſinnlichſten, d. h. nur unſer Gefühl, welchem der Wille correſpondirt, afficirenden, theils abſtracteſten, d. h. nur unſere Vorſtellung anregenden) Künſte, und Poeſie wäre in dieſem Sinne keine reine Kunſt. Dagegen iſt das Drama inſofern die vollkommenſte Kunſt, als in ihm Zeit und Raum ſich am innigſten, vollſtändigſten durchdringen.“ Und am Schluß dieſer Stelle heißt es: „Zeit und Raum ſind die principia individuationis, eben darum hat es auch das Drama (im vollſtändigſten Gegenſatz zur Architektur und Muſik) nur mit Individuen zu thun und das Shakſpeare'ſche Drama entſpricht darum mehr der Idee der Gattung als das griechiſche, weil die Geſtalten des letztern zu wenig individuell gebildet ſind.“ Wem fiele hierbei nicht unwillkürlich Mephiſto's Bemerkung zum Hexen-Einmaleins ein:

Denn ein vollkommener Widerſpruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren!

Für Spielerei müſſen wir die Auslegung der Vornamen Kant's, Schopenhauer's, Goethe's und Mozart's halten. Wie Schopenhauer zu ſeinem Vornamen „Arthur“ kam, haben wir ſelbſt einſt in dieſen Spalten erzählt. Die „Romantik“, an die er ſo lebhaft erinnern ſoll, hatte mit der Wahl des Namens ſehr wenig zu ſchaffen; im Gegentheil ward er dem zum Kaufmann beſtimmten Kinde deshalb gegeben, weil er in allen Sprachen der nämliche iſt, und ſo die Firma unverändert bleiben würde.

Mit dieſen wenigen und nicht erheblichen Ausſtellungen können wir das Buch allen Verehrern Schopenhauer's ſowie allen Freunden einer anregenden Lektüre beſtens empfehlen. Wird es jenen, wie geſagt, auch nicht viel Neues bieten, ſo werden ſie doch mit Wohlgefallen einen Blumengarten von Gedanken durchwandeln, deren Keime den Werken des Meiſters entnommen ſind, und die Befriedigung daran wird durch die ſaubere und gefeilte Sprache des Verfaſſers nur noch erhöht werden. Wir können jedoch nicht umhin, daran zu erinnern, daß die vielen Parentheſen, in denen ſich die Darſtellung bewegt, bekanntlich nicht im Geſchmacke Schopenhauer's ſind. Schließlich wollen wir noch beſonders auf die trefflichen Reflexionen über die „Moralität“ eines Spinoza, Kant und Schopenhauer hinweiſen, die, wie der Verfaſſer richtig bemerkt, „in genaueſter Uebereinſtimmung mit ihrer Individualität ſteht“, und die uns neu erſcheinende Entwickelung der Begriffe „claſſiſch“ und „romantiſch“ als beſonders gelungene Stellen in dem auch äußerlich ſehr gefällig ausgeſtatteten Buche bezeichnen.

David Aſher.

Unterhaltungsliteratur.

1. Polignac. Hiſtoriſch-politiſcher Roman von Schmidt-Weißenfels. Zwei Bände. Berlin, Seehagen. 1861. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wir können dankbar für dieſen Roman ſein. Er iſt eine tüchtige Arbeit und allſeitiger Beachtung werth. Als politiſch-hiſtoriſcher Roman war dieſer Stoff am beſten zu verwerthen; dieſes Kapitel Geſchichte und dieſer politiſche Kampf enthalten eine furchtbare Lehre, die immer aufs neue mit dem Rufe zur Warnung verkündet werden ſollte. Sehr richtig bemerkt der Autor im Vorwort:

Für alle modernen conſtitutionellen Kämpfe in den übrigen Staaten iſt dieſer Krieg der Franzoſen gegen ihre Dynaſtie, welche mit deren nachmaligem Sturz endete, eine große Erfahrung und wird eine nützliche Geſchichte bilden auf lange hinaus. Unter der bourboniſchen Reſtauration von 1815—30 waren die franzöſiſchen Ideen der conſtitutionellen Regierung, als einer theilweiſen Verwirklichung der freiheitlichen Beſtrebungen, in ein vollendetes Syſtem gebracht worden. Man konnte hier Theorie und Praxis unterſcheiden, welche das Königthum und die Nation endlich in unverſöhnlichen Gegenſatz brachten; welche im Volke ſelbſt ſo beſtimmte Parteibildungen hervorriefen und eine ſo verſchiedene Erkenntniß über den Werth des modernen Syſtems bewirkten. Alles, was man ſich denken kann, um einen ſolchen Kampf lehrreich und denkwürdig zu machen, war hier vorhanden: ein König, der ſich durch die Rechte des Volks in ſeinem eingebildeten Recht gekränkt glaubt; ein Miniſterium, das ſich vornimmt, gegen den Willen des Volks zu regieren, um den Abſolutismus des Königthums wiederherzuſtellen; ein Volk, welches ſein Recht vertheidigt und ein anderes, welches inſtinctartig gegen jedes Recht der Regierung proteſtirt und es bekämpft. Und dazu der dramatiſche Schluß, daß der König mit ſeiner Familie in dieſem Kampfe unterliegt, daß er vertrieben und ſeine Miniſter wegen Verraths an der Nation gerichtet werden; daß das Volk ſiegt und ſich einen andern König erwählt, dem die einen alles zutrauen,

was ein constitutioneller König leisten kann; die andern nicht mehr, als was sie wollen. Hier war also ein solcher Kampf zu einem wirklichen Abschluß gekommen; er hatte eine geschichtliche und eine politische Bedeutung durch die Julirevolution von 1830 gefunden.

Schmidt-Weißenfels hat sich einer nachahmungswerthen Knappheit befleißigt. Gleich der Anfang führt uns mitten in die reiche Handlung, in die Kämpfe zwischen Ministerium und Deputirtenkammer. Karl X. tritt plastisch vor uns hin:

Obwol ein Greis von nahe an zweiundsiebzig Jahren, war die Gestalt des Königs noch nicht gebeugt und einer gewissen cavaliermäßigen Elasticität noch nicht verlustig gegangen. Von mehr als mittler Größe, trug sich der König stolz und dabei nicht ohne Anmuth. Er drückte in seinem Aeußern gewissermaßen aus, was er repräsentiren wollte: die Majestät und die Ritterlichkeit. Die Affectation war zur Gewohnheit geworden und hinterließ auf den, welcher Karl X. zum ersten mal sah, einen gewinnenden Eindruck. Die Physiognomie des Königs that diesem Eindruck auch keineswegs Abbruch. Der Kopf war der eines Greises, welcher Achtung und Sympathie erregte — ein Bourbonenkopf von seltsamem Schnitt, mit einer starken Ausprägung der Stirntheile, welche von geistiger Bedeutung zeugte, und einer Verflachung und Schmalheit des untern Theils, die den Ausdruck der Sinnlichkeit und des Gewöhnlichen nur zu sehr wiedergaben. Dünnes, weißes Haar, nicht ohne eine gewisse gekräuselte Zierlichkeit geordnet, bedeckte luftig die Schläfe und das Haupt des Königs; seine Augen, groß und in faltige Höhlen gebettet, hatten nicht die abgeklärte Ruhe, das Tiefgründige des Alters, welches den Sturm überstanden; eine Nutzigkeit war darüber gebreitet, wie sie sich als Folge des wüsten Lebens eingestellt, dem einst Karl X. als Graf von Artois gehuldigt, um der Führer jener liederlichen und übermüthigen Aristokraten des ancien régime zu sein, die zuerst mit der Emigration gegen die Revolution protestirten und die aus der furchtbaren Geschichte von 1792—1813 nichts lernten, aber ihr aber auch nichts vergaßen.

Nun schwellen die Begebenheiten gleich der Flut höher und höher. Ein neues Ministerium unter Polignac wird gegründet und der Kampf mit jedem Tage hartnäckiger und erbitterter. Polignac scheute kein Mittel, um die constitutionellen Parteien niederzuwerfen und das Königthum zum Sieger über die Ideen der Französischen Revolution zu machen. Sein schlimmster Feind ist der „National", jenes Oppositionsjournal, welches Thiers gründete und an dem außer diesem besonders Carrel, Mignet und Victor von Ouémont thätig waren. Rastlos kämpft dieses Journal für Aufrechthaltung der Verfassung und der Charte, und nachdem bekanntlich Polignac die Verfassung schwer verletzt, ist „der Rubicon überschritten" und ein neues Kapitel der Geschichte Frankreichs angebrochen. Durch die Straßen von Paris rast die Furie der Revolution, von der Schmidt-Weißenfels eine meisterhafte, wahrhaft glühende Schilderung entwirft. Der Ausgang dieses Kampfes ist weltbekannt; an die Küste und über das Meer mußte die Reaction sich flüchten, verfolgt vom Jubelschrei eines freien Volks.

Auch dem spannenden und ergreifenden Familienroman, der äußerst geschickt mit den mächtigen historischen Ereignissen verwebt ist, müssen wir volles Lob spenden. Hier Graf Louis von Ouémont, die Gatten Courcelles mit der hochsinnigen Tochter Leonie — dort der unerschütterliche Graf Armand, die liebenswerthe Helene und Victor von Ouémont: wie lebenswahr treten diese Personen vor uns hin, wie erschüttert uns der Tod Leonie's, wie freuen wir uns der schließlichen Vereinigung Victor's und Helenens! Selbstverständlich, daß es diesem Roman an trefflichen Aussprüchen nicht fehlt. So z. B. heißt es über Religion: „Die Menschen heutiger Zeit bedürfen besserer Religion und umsonst suchen die Jesuiten auf Geheiß eines überlebten Regierungssystems sie zum Fetischdienst zurückzuführen. Wir sind darüber hinweg, die Religion mit Mummereien zu erhalten; die haben in die rohe Wiege der Schauspielkunst gehört"; und über Reaction: „Wer sich gegen die Ideen der Zeit, gegen die Gedanken einer Nation auf die Gewalt der Autorität beruft, der ist ein Rebell, verdammungswürdiger als die Masse, welche Sturm gegen eine bestehende Staatsordnung läuft."

2. Hinter Schloß und Riegel. Von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Seehagen. 1866. 8. 1 Thlr.

Ein Jahrhundert französischer Geschichte, wie sie mit Blut und Eisen, Seufzern und Thränen die Mauern der pariser Gefängnisse erzählen, die Geschichte feudaler Despotie und socialer Brutalität — ein Bild der düstern Seite der Gesellschaft entrollt der Verfasser in diesem Buche vor den Augen des Lesers. Diese Skizzen, welche schon beim Erscheinen im „Omnibus" vielen Beifall fanden, werden sich in dieser Zusammenstellung zahlreiche neue Freunde erwerben. Es sind interessante, fesselnde und erschütternde Bilder. Nach einer längern Einleitung, die mit Recht eine durchgreifende Reform des Gefängnißwesens fordert, eröffnen Graf Horn, Cartouche, Diderot und Damiens den Reigen der Unglücklichen; Latude, Desrues, Mirabeau und die letzten der Bastille schließen sich an. Dann die letzte Räderung und die ersten Opfer der Guillotine, worauf weltbekannte Frauengestalten folgen: die Prinzessin Lamballe, Johanna Faurie, Madame Roland, Charlotte Corday, die Gräfin Dubarry und Madame Tallien. Dazwischen erscheinen Josophine Beauharnais und Bonaparte, der Negergeneral Toussaint l'Ouverture, der Herzog von Enghien und Oberst Swann, ein Amerikaner, der 20 Jahre im pariser Schuldgefängniß schmachtete.

An Swann's Schicksal ist folgende treffliche Bemerkung geknüpft:

Es mag sein, daß unsere socialen und industriellen Verhältnisse die Schuldhaft benöthigen; aber darum, weil ein Uebel nöthig ist, darf man nicht aufhören, an die Abschaffung desselben zu denken. Die Schuldhaft ist kein Thema, mit dem man fertig ist, wenn man ein Schuldgefängniß, ein Leihamt für menschliche Geschöpfe gebaut hat. In Wahrheit ist die Moral der Schuldhaft die, daß der Schuldner in die Lage gebracht wird, seinen Gläubiger nicht zu bezahlen. Was die Schuldhaft aber Gutes bewirkt, geht aus der Statistik vieler Jahre hervor, wonach von 100 eingesperrten Schuldnern nur 12 ihre Gläubiger infolge dieses Zwangs befriedigten. Bei 88 von 100 bilden also Armuth und Unglück überwiegend die Gründe, daß der Gläubiger ihnen auch noch die Freiheit nehmen darf. Diesen Fall muß man aber zu allermeist im Auge behalten. Die Gesellschaft muß jenem feudalen Recht, über die Freiheit der Person zu verfügen, überall mit aller Energie entgegentreten; am wenigsten aber sollte es achselzuckend hingenommen

werden, daß Unglück und Armuth, die schon schwer auf dem lasten, der damit geschlagen, noch dazu gemisbraucht werden, um Kaperbriefe zur Jagd des Gläubigers auf den Schuldner auszustellen und den Armen seinem wohlhabenden Feinde förmlich zum persönlichen Eigenthum auf Zeit zu geben.

Der fünfte Abschnitt, welcher eine tiefergreifende Skizze: „Das Urbild der Marienblume", enthält, ist den politischen Morden der Restauration gewidmet; die letzte Abtheilung beginnt mit dem Landesverräther Polignac und schließt mit einem der interessantesten Gefangenen, mit Ludwig Napoleon in Ham. Niemand wird diese Schilderungen lesen, ohne zugleich zum Nachdenken über ihre Moral und damit auf die Idee einer durchgreifenden Reform dieses Theils der socialen Frage geführt zu werden.

Was die folgenden Novitäten betrifft, so können wir uns sehr kurz fassen; sie übertreffen sich an — Mittelmäßigkeit.

3. Hand und Handschuh. Roman von Amelia B. Edwards. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1867. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Handlung ist zu winzig, die Breite unerträglich; und hinsichts der vorgeführten Personen müssen wir mit Ben Akiba rufen: „Alles dagewesen!" Weshalb ist dieser Roman übersetzt worden? Auch von den deutschen Uebersetzern kann man sagen: je mehr Opfer sie verschlingen, desto heißhungeriger werden sie!

4. Ein weiblicher Hamlet. Novelle von Adolf Schirmer. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 1867. 8. 20 Ngr.

5. Die Adoptivtochter. Novelle von F. Menk-Dittmarsch. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 1867. 8. 20 Ngr.

Solche Geschichten mögen in Kalendern am rechten Platze sein; den Büchertisch bereichern sie nicht.

6. Novellen von Ludwig Rosen. Detmold, Meyer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Dieser Autor trat zuerst mit einem Roman: „Der Buchenhof", hervor, an dem reiche Handlung, geschickte Gruppirung und fließende Darstellung zu loben waren. Leider läßt sich von diesen „Novellen" nicht dasselbe sagen; sie sind sämmtlich matt erfunden, zu ungleich gearbeitet und enthalten eine solche Menge von Unwahrscheinlichkeiten, daß der Leser aus dem Kopfschütteln nicht herauskommt. 28.

Feuilleton.

Alliteration und Reim.

Wilhelm Jordan hat neuerdings in einem einleitenden Vortrag, den er in Leipzig der Vorlesung seines Nibelungenepos vorausschickte, neben manchen neuen und bisweilen paradoxen, stets aber mit Geist durchgeführten Anschauungen, auch die Vorzüge der Alliteration, die er in seiner Neudichtung der Nibelungensage selbst zur Anwendung bringt, mit besonderer Wärme betont. Wie er im Minnesang eine weniger germanische und christliche, als vom Haremsduft des Orients und dem semitischen Wollustcultus angesteckte Fortbildung oder Verbildung deutscher Poesie, im Nibelungenlied eine romantische Verfälschung der ursprünglichen heidnisch-germanischen Eddalieder findet: so erscheint ihm auch der Reim als ein fremdartiger, den eigentlich in Stabreimen gedichteten Eddaliedern aufgesetzter Zierath. Ueber die Alliteration sprach er sich ungefähr in folgender Weise aus: „Die Alliteration besteht darin, daß die am meisten betonten Silben oder wenigstens einige derselben, die sogenannten Hebungen, mit demselben Consonanten oder Doppelconsonanten anfangen. Könnten wir die Luft erstarren machen als eine sichtbare Masse in dem Moment, wo unsere Lippen eine Silbe aussprechen, so würden wir sehen, daß jeder Consonant eine ihm eigenthümliche Luftfigur erzeugt. Die mehrmalige und in geregelten Pausen eintretende Wiederholung der nämlichen Luftfigur erreicht in ähnlicher Weise das Wohlgefallen unsers Ohrs, wie die gleichen Schwingungszeiten und Wellenbreiten des reinen Tons. Darauf beruht die musikalische Wirkung des Stabverses. Die Stabung übt aber noch einen zweiten Reiz durch den Parallelismus der Gedanken und Vorstellungen, welche sie herbeiführt. Zwar sucht der stabende Dichter nicht die verwandten Begriffe, sondern nur die gleichanlautenden Worte und Silben. Von diesen aber sind sehr viele auch begriffsverwandt, weil entstanden aus einer und derselben Wurzel. Dazu lehrt uns die Stabung eine ursprüngliche Symbolik der Laute erkennen: wir ahnen durch sie, daß mit jedem Laut ein gewisser Vorstellungs- und Gedankenwerth uranfänglich verbunden worden ist. Nur ein Beispiel: Wenn wir unsere Lippen mit Luft schwellen, daß der Mund sich bläht zur Form einer Blase und dies fortsetzen, bis die Blase platzt, d. h. die Lippen rasch auseinanderfahren, so hören wir, je nach der Heftigkeit, mit der die Explosion erfolgt, den Anlaut der Worte blähen, Blase, platzen, der gleichartigen Wurzel des lateinischen explodo. Achten wir nun auf die folgenden Worte: Plage, d. i. ursprünglich Schlag, Stoß, griechisch πλαγη, lemnisch plaga, Plan, Platz, plappern, plaudern, platt, plump, plätschern, Plumze (d. i. eine bis zum Platzen gefüllte Bratwurst), plötzlich; ferner: Blitz, Blick, blinzen, blinken, blenden, blind, blöde, blaß, bleich, blau, Blume, Blut, Blüte u. s. w. Wir bemerken sogleich, daß diese Worte zum Theil nachweisbar wurzelverwandt sind, aber wir spüren auch ein Gemeinsames in den verschiedenen Bedeutungen, welches schließen läßt auf eine weiter zurücklingende Verwandtschaft und zuletzt auf eine den Lauten angeborene Symbolik. Es ist die Vorstellung einer auffälligen Bewegung, einer auffälligen Form-, Ton-, Licht- oder Farbenerscheinung oder ihrer Wirkungen, was den Doppelanlauten pl und bl einzuhaften scheint.

Das musikalische Princip des Reims ist ein ähnliches, er wirkt durch die geregelte echoartige Wiederkehr desselben Accordes von Vocalen und Consonanten. Wie aber die Assonanz oder der Anklang (z. B. Hand und Mann — Haus und Baum) ausschließlich, so ruht der Gleichklang oder Reim vorzüglich auf dem Vocal, und dieser symbolisirt nicht den Gedanken und die Vorstellung, sondern die Empfindung und den Affect. So ist es natürlich, daß der Reim erst zur Herrschaft gelangen konnte, als man sich völlig der Anstrengung der mythischen Poesie entschlug, als Ersatz der noch fehlenden Naturwissenschaft die Welt in ihrer tiefsinnigen Weise dem menschlichen Vorstellung faßlich zu machen, um sich statt dessen der individuellen Gefühlsschwelgerei der Romantik zu überlassen.

Die Alliteration vermählt die Worte nach ihren Markknochen, nach den Hirnschalen, die den seelischen Nerven einschließen. So bietet sie als reizende Nebengabe einen Hinweis auf die Blutsverwandtschaft der Stämme, auf die tiefe Symbolik der Sprache und läßt uns Blicke thun in ihre ferne Jugend. Der Reim verbindet die Worte nach ihrer mehr zufälligen Verschwägerung, nach ihrer erst durch Verwitterung und Abschliff erlangten Aehnlichkeit. Nicht ihre Köpfe setzt er in

mnemonische Verbindung, sondern die Fleischtheile ihres Leibes, oft sogar nur die Schleppen ihrer zeitweise modischen Kleider. Die Alliteration nöthigt hinein in die sinnlichste Formen- und Farbenfülle und zwingt zur höchsten Anschaulichkeit; der Reim treibt hinauf in die Abstraction, in das Idealische: er ist ein Flügelpaar, das emporhebt in den verschwimmenden Duft der Weltvergessenheit."

Die Advocatur zu Gunsten der Alliteration wird von Jordan mit vielem Geist vertreten; er hat dieselbe wieder in die neue Dichtung eingeführt und mit großer Kunst behandelt. Doch dürfte ihr Wirkungskreis wol auf Neudichtungen älterer Form beschränkt bleiben.

Ein Grundgesetz des historischen Romans.

Wir freuen uns, daß das in unserer „Poetik" und sonst mehrfach ausgesprochene Grundgesetz des geschichtlichen Romans, nicht die großen, geschichtlichen Persönlichkeiten in den Vordergrund zu stellen, auch von den Franzosen erkannt wird. So sagt Emile Montégut in einer Studie über Alfred de Vigny in der „Revue des deux mondes": „Vigny's Roman «Cinq-Mars» ließ sich nicht immer ohne Anstrengung, weil er gegen eins der offenbarsten Gesetze der Gattung sündigt, der er angehört. Man hat gesagt, der geschichtliche Roman wäre eine Zwittergattung. Das ist er nach unserer Ansicht nicht und das Beispiel Walter Scott's hat es nicht bewiesen; aber diese Gattung hat ihre Gesetze, wenn sie auch die Aesthetik noch nicht formulirt hat (in Deutschland ist dies allerdings geschehen), und eins dieser Gesetze, welches sich dem gesunden Sinn der Einbildungskraft am natürlichsten einprägt — denn auch die Einbildungskraft hat ihren gesunden Sinn —, ist offenbar dies: der historische Roman, wenn er nicht der Geschichte eine lächerliche Concurrenz machen will, bei der er sicher ist, den kürzern zu ziehen, soll sich bestreben, den allgemeinen Geist der Epochen, die er darstellt, wiederzugeben, weit mehr als die großen Persönlichkeiten in Scene zu setzen, welche einen Einfluß auf diese Epochen ausgeübt haben. Die Helden solcher Romane müssen soviel als möglich Persönlichkeiten ohne andern Namen sein als den, welchen die Phantasie des Dichters ihnen giebt, Persönlichkeiten, die nur aus dieser hervorgegangen sind nach einem aufmerksamen Studium des allgemeinen Charakters der Epoche. Berühmte Männer oder solche, die einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben, dürfen nur als Nebenpersonen in die Handlung eingreifen, um ein Datum zu markiren oder den Leser zu unterrichten, daß außer den Namen nichts von dem, was ihn bezaubert, der Fabel angehört. So hat es Walter Scott mit dem gesunden Sinn des Genies gethan in seinen schottischen und mittelalterlichen Romanen. «Cinq-Mars» aber sündigt gegen dies Gesetz in der auffallensten Weise. Es gibt in dem Buche nicht einen einzigen Helden, der dem Leser nicht schon bekannt wäre und von dem seine Phantasie nicht bereits ein Bild entworfen hätte, welches unvermeidlich dem des Poeten schaden muß. Ludwig XIII., Anna von Oesterreich, Maria von Mantua, Cinq-Mars, de Thou, Gondi, Bassompierre, Richelieu, der Pater Joseph, Laubardemont, Urbain Grandier, der Herzog von Bouillon, Marion de Lorme, Ninon de Lenclos, Descartes, Corneille, Milton — das ist in Wahrheit eine zu große Zahl von Berühmtheiten. Unsere Phantasie hat mehr Aussicht, sich für dieselben zu interessiren, wenn wir die Memoiren und Geschichten jener Zeit lesen, als wenn wir den Roman Alfred de Vigny's lesen: denn die Mehrzahl derselben präsentirt sich in der Wirklichkeit großartiger, als dies jemals in einem Werke dichterischer Erfindung der Fall sein kann."

Zendrini's Heine-Gedicht.

Wir haben bereits in Nr. 4 d. Bl. auf das Gedicht hingewiesen, welches der italienische Uebersetzer Heine's, Zendrini, an Wilhelm Buchholz gerichtet hat, als dieser ihm Haare des pariser Aristophanes zum Andenken überbrachte. Wir sind jetzt in Stand gesetzt, dies Gedicht in einer trefflichen Uebersetzung von Julius Schanz unsern Lesern mitzutheilen:

Gesegnet sei die Hand, die dich mir sandte,
Du Locke, die ich auf der Brust schon trage,
Gesegnet jene Hand, die sie entwandte,
Verklärter Dichter, deinem Sarkophage!

Auf meinem Herzen hast du nun die Stelle,
Wo eine andre einst belauscht sein Pochen:
Süß ist die Liebe, doch sie flieht so schnelle,
Der Genius nur hat nie sein Wort gebrochen.

Wie küßte von der Stirn, ihr lieben Haare,
Die ihr geschmückt, die Muse oft die Falten,
Die euch gestreichelt durch so lange Jahre,
Im langen Leid so blond euch ihm erhalten.

Nicht alle mehr! Die Silberasche decket
Das blonde Grau: — des Dichters Lippe ächzet,
Wenn er das erste weiße Haar entdecket,
Er, der nach ew'ger Götterjugend lechzet.

Das weiße Härlein spricht: Es naht das schlimme,
Das öde Greisenalter! zu den andern;
Ihm ist's das Haar Proserpina's, die Stimme,
Die ihn gemahnt: Du mußt zum Orkus wandern.

Beweint, geliebter Heinrich, und gepriesen
Zu Hellas Göttern bist du eingegangen,
Die ihren Freund auf Asphodelos' Wiesen
Verjüngt in Jugendherrlichkeit empfangen.

Sanft lächelt Aphrodite dir entgegen
Und Comus scherzt — es überströmt der holde,
Der Sonnengott dein Herz mit seinem Segen
Und jedes weiße Haar mit seinem Golde.

Bibliographie.

Arnold, Y. v., Der Einfluss des Zeitgeistes auf die Entwickelung der Tonkunst. Leipzig, Rhode. 8. 10 Ngr.

Baltzer, J. B., Die biblische Schöpfungsgeschichte, insbesondere die darin enthaltene Kosmo- und Geogonie in ihrer Uebereinstimmung mit den Naturwissenschaften. 1ster Thl. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gedichte aus Riga. Riga, Kymmel. 16. 1 Thlr.

Heer, O., Ueber die Polarländer. Vortrag. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 9 Ngr.

Hesper, A., Was thun und treiben die Freimaurer? Chemnitz, Hein. Gr. 8. 10 Ngr.

Hilti, G., Der böhmische Krieg. Nach den besten Quellen, persönlichen Mittheilungen und eigenen Erlebnissen geschildert. 1ste Abth. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 1 Thlr.

Hoffmann, Erinnerungen an Langensalza, aus dem Sommer 1866. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 10 Ngr.

Hübner, G., Theater-Regulative. Beiträge zur Organisation des deutschen Theaters. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

Hoge, W. J., Der blinde Bartimäus und sein großer Arzt. Aus dem Englischen. Hamburg, J. G. Onckn. 8. 10 Ngr.

Jolowicz, H., Geschichte der Juden in Königsberg i. Pr. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des preußischen Staates. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Posen, Jolowicz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Karker, F. X., F. A. Djanam. Sein Leben und seine Werke. Paderborn, Schöningh. 16. 10 Ngr.

Tharander Jahrbuch. Zugleich Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Akademie 1866. Herausgegeben von Judeich, Schober, Pressler etc. Der ganzen Folge 17ter Bd. Leipzig, Arnold. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.

Ibbeken, H. G., Das Leben Jesu nach der Darstellung des Matthäus. Ein kritischer Versuch. Oldenburg, Schulze. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Moderne Imperatoren. Discretes und Indiscretes. Persönliche Erinnerungen eines politischen Agenten. 1stes Heft. Napoleon III. — Maximilian I. Cöln, Ahn. Gr. 8. 5 Ngr.

Koch, F., Der Geist der neuesten preußischen Regierung und ihrer Gegner, gemessen an dem Geiste des alten und des neuen Rom. 1ster Thl. Vierlät. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 5 Ngr.

Krause, C., Die Töchter der Wildniß oder der Siebentödter. Historische Erzählung. Berlin, L. J. Heymann. Gr. 8. 2 Thlr. 3 Ngr.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 1stes Bdchn.: Othello, der Mohr von Venedig. Uebersetzt von F. Bodenstedt. 2tes Bdchn.: König Johann. Uebersetzt von O. Gildemeister. Leipzig, Brockhaus. 8. Jedes Bändchen 5 Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Mit dem 1. April beginnt ein neues Abonnement und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfinde und weil sonst die Lieferung vollständiger Exemplare nicht garantirt werden kann.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Als ein Hauptorgan der liberalen und nationalen Richtung in Sachsen und in ganz Mitteldeutschland, wird die Deutsche Allgemeine Zeitung fortfahren dem Reichstag ihre besondere Aufmerksamkeit in Leitartikeln wie in thatsächlichen Mittheilungen zu widmen. Namentlich hat sie geeignete Einrichtungen getroffen, um möglichst rasch ausführliche und zuverlässige Berichte über den Reichstag bringen zu können, und diese Einrichtungen haben sich bereits auf das beste bewährt, wie denn auch infolge davon die Abonnentenzahl ansehnlich gestiegen ist.

In ihrem Feuilleton wird die Deutsche Allgemeine Zeitung auch die Pariser Weltausstellung eingehend schildern; es ist ihr gelungen, den geistvollen münchener Maler und Schriftsteller Friedrich Pecht für eine größere Reihe von Originalberichten darüber zu gewinnen, die bald nach der nahe bevorstehenden Eröffnung der Ausstellung beginnen werden.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile (unter „Ankündigungen") 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen (unter „Eingesandt") 2½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der schönen Literatur in Spanien.

Von **Georg Ticknor.**

Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von Nicolaus Heinrich Julius.

Supplementband,

enthaltend die wesentlichern Berichtigungen und Zusätze der dritten Auflage des Originalwerks,

bearbeitet von Adolf Wolf.

Mit einer Vorrede von Ferdinand Wolf.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser soeben erschienene Supplementband wird allen Besitzern des bekannten Werks als unentbehrliche Ergänzung willkommen sein. Gleichzeitig wurde von dem 100 Bogen umfassenden Hauptwerk (zwei Bände) eine neue wohlfeile Ausgabe zum Preise von nur 4 Thlr. 15 Ngr. (gegen 9 Thlr. der frühern Ausgabe) veranstaltet.

Ticknor's Werk ist die erste vollständige Geschichte der spanischen schönen Literatur, und die deutsche Bearbeitung desselben hat durch zahlreiche, vom Herausgeber und von Professor Dr. Ferdinand Wolf herrührende Nachträge und Zusätze noch mannichfache Vorzüge vor dem amerikanischen Original sowie vor der spanischen Uebersetzung voraus.

Zeitschriften für 1867

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel.

8. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Vorstehende Zeitschriften gehören zu den geachtetsten und gediegensten der deutschen Journalliteratur und sind jedem Lesecirkel, jedem vom gebildeten Publikum besuchten öffentlichen Local als Lektüre zu empfehlen. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade.

Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen

von **Dr. C. A. Kortum.**

Elfte Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Classisch in ihrer Art und echt deutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist, wie das kürzliche Erscheinen einer elften Auflage beweist. Immer wieder werden die Liebhaber naivhumoristischer Dichtung mit Behagen zur Lektüre der „Jobsiade" zurückkehren.

Subscriptionen

auf die im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende

neue wohlfeile Ausgabe des

Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon

in 70 Heften zu 5 Ngr.

werden von allen Buchhandlungen angenommen.

Monatlich erscheinen drei Hefte (à 5 Bogen). Das Werk ist auch gleich vollständig, geheftet oder gebunden, zu haben. Ein Probeheft mit Proben des Textes und der (2382) Abbildungen oder ein **Prospect** wird **gratis** geliefert.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1867.

Die Blätter für literariſche Unterhaltung erſcheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preiſe von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an.

Inhalt: Ludwig Uhland's gelehrte Werke. Von **Reinhold Bechſtein.** Zweiter Artikel. — Das Jahr 1866 im Spiegel der Broſchürenliteratur. — Genelli's Dante-Zeichnungen. Von **E. Herkfurth.** — Ein neuer Band der „Jahrbücher des Deutſchen Reichs". — **Feuilleton.** (Ludwig Häuſſer; Zwei politiſche Gedichte; Karl Schröder's Ueberſetzung des „Meier Helmbrecht".) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Ludwig Uhland's gelehrte Werke.

Zweiter Artikel.*)

Uhland's Schriften zur Geſchichte der Dichtung und Sage. Erſter und zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1865—66. Gr. 8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Für das deutſche Volksepos hatte Uhland ſein ganzes Leben lang eine beſondere Vorliebe, und ſo iſt auch in ſeinen Vorleſungen der erſte Hauptabſchnitt, über unſere Heldenſage, der bevorzugte, bei welchem er am längſten verweilte. Von ihr handelt der ganze erſte Band der „Schriften".

Uhland deutet in kurzen, aber beſtimmten Zügen an, daß das Weſen der Volkspoeſie in der Allgemeinheit der dichteriſchen Empfindung und Begabung beruhe, daß ſie nur im mündlichen Vortrag lebe, wenigſtens in ihrem Urſprunge, und daß ihre Gebilde lediglich mittels der Phantaſie und des angeregten Gemüths durch Jahrhunderte getragen werden. Aber die Volkspoeſie als ſolche iſt bei aller Gleichartigkeit der Erſcheinung doch auch verſchieden je nach ihrer Heimat bei den verſchiedenen Völkern.

Der Hauptinhalt unſerer Heldenſage war nicht blos in Deutſchland, ſondern auch über den ſkandinaviſchen Norden verbreitet. Uhland beſchränkt ſich größtentheils auf die deutſchen Gedichte, zieht aber doch auch die nordiſchen Geſtaltungen der Sage im ganzen und im einzelnen bisweilen mit in den Kreis der Betrachtung. Zuvörderſt gibt er von 18 deutſchen und einem lateiniſchen Gedicht, vom Waltharius, die Analyſe in ungemein anſchaulicher, kurz gefaßter und poetiſch belebter Darſtellung und läßt hierauf in gleicher Weiſe eine Ueberſicht über die entſprechenden nordiſchen Sagendichtungen folgen. Uhland verſteht es, wie ſelten ein Nacherzähler, das ſachlich Wichtige und dichteriſch Anziehende herauszuheben.

Der Analyſe folgt die Erklärung der Heldenſage, und zwar ergeben ſich vier Momente: das Geſchichtliche und Oertliche; das Mythiſche; das Ethiſche oder die Begründung in Leben und Sitte der Zeit; und endlich die Formen.

In dem erſten Abſchnitt dieſer Erklärung beſpricht Uhland die geſchichtlichen und localen Beziehungen, die uns in unſern alten Heldengedichten entgegentreten, und bewährt hier eine erſtaunliche Beleſenheit. Nicht blos der Zuſammenhang und die Uebereinſtimmung der bald mehr bald minder klaren Orts- und Perſonennamen in den Gedichten mit der wirklichen Geſchichte und Geographie werden uns hier in reicher Ausführung entwickelt und dargelegt, ſondern Uhland gedenkt auch mit beſonderm Nachdruck des Unterſchieds zwiſchen Sagenhaftem und Geſchichtlichem, der Widerſprüche, welche ſich neben mehr äußerlichen Unrichtigkeiten ſelbſt im Weſen der Begebenheiten und Charaktere den geſchichtlichen gegenüber offenbaren, und endlich derjenigen Erſcheinungen in der Sage, welche, mit der Geſchichte weder im Einklang noch im Widerſpruche ſtehend, als ideale Gebilde Phantaſie und Gemüth vorzugsweiſe in Anſpruch nehmen. Uhland ſchließt dieſen Abſchnitt und insbeſondere die Sätze, welche ſeine Anſicht über die Natur der Heldenſage beſtimmt zuſammenfaßten, mit einem Gleichniß, weil „in Sachen der Poeſie oft das Bild am leichteſten erkläre".

> Die Sage iſt ein Lagerfaß voll edeln, alten Weins; wann er angeſetzt worden, weiß niemand mehr; jeder ſonnige Herbſt bringt ihm friſchen Aufguß, und vom erſten Stoffe iſt wol nichts mehr vorhanden als der immer fortduftende Geiſt; draußen aber auf den grünen Bergen thränen und blühen die Reben, und wenn ſie blühen, gärt es auch innen im Faſſe; blutrothe Trauben reifen und goldhelle; die Zeiten ſteigen am Weinberge geſchäftig auf und nieder und tragen den neuen Gewinn herzu; indeß fließt unten rein und klar der goldene Quell, und die Sänger ſind die Schenken, die das duftige Getränk umherbieten.

Uhland's Arbeiten waren öfters dem Mythus zugewandt und ſo hat er auch in der Erklärung der Heldenſage dem zweiten, dem mythiſchen Momente eine bevorzugte Erörterung gewidmet. Auch hier tritt Uhland's

*) Vgl. den erſten Artikel in Nr. 7 d. Bl. D. Red.

feines Verſtändniß für die poetiſche Seite des Mythus glänzend hervor.

Zeigt ſich in den vorhergehenden Abſchnitten, in der Nacherzählung unſere Heldengedichte, in der Betrachtung der Sage von ihrer hiſtoriſchen und mythiſchen Seite die Eigenart Uhland's in Auffaſſung und Darſtellung entſchieden ausgeprägt, ſo hätten dieſe Kapitel doch auch von einem andern Literarhiſtoriker wenigſtens in ähnlicher Weiſe behandelt werden können, abgeſehen natürlich von den durchaus originellen Punkten. Der folgende, in der Erklärung der Heldenſage dritte Abſchnitt, welcher das „Ethiſche" behandelt, iſt aber ſo durchaus eigenthümlich, ſo ganz und gar uhlandiſch, daß wir ſchon um deswillen bei ihm länger verweilen müßten. Nach meinem Gefühle, denn ich wage nicht Urtheil zu ſagen, iſt dieſer Abſchnitt vom Ethiſchen in der Heldendichtung nicht allein der originellſte und darum auch wiſſenſchaftlich förderlichſte, ſondern auch der ſchönſte, entzückendſte Theil des ganzen Buchs. Hier entfaltet Uhland die ganze Zartheit und Tiefe ſeines Dichtergemüths, hier wird uns, wie es Jakob Grimm ſo meiſterhaft an der Hand unſerer Sprache verſuchte, an der Hand unſerer alten Volks- und Heldendichtung das Bild des Lebens und der Sitte unſerer Vorfahren vor unſern Blick gezaubert. Und dieſes Bild iſt nicht ein blos poetiſches, weil es aus der Poeſie gefloſſen, ſondern es hat Kraft und Leben, es iſt leibhaftig. Auch Schatten fehlen ihm nicht; um ſo glänzender und farbenreicher erheben ſich ſeine lichten Stellen.

Der wahre und volle Gehalt des deutſchen Heldenliedes hat ſich uns weder von geſchichtlicher, noch von mythiſcher Seite erſchloſſen. Uhland bleibt nicht bei dieſen, wenn auch noch ſo wichtigen Momenten ſtehen, er erkennt das lebendige Fortwachſen der Heldenſage auch in dem längſt dem Chriſtenthum zugewandten Deutſchland als im Weſen des Gegenſtandes begründet an, und dieſes Weſen iſt Poeſie, der poetiſche Lebenstrieb. „Eine zum Volksepos ausgebildete Volkspoeſie ſtellt als ſolche das Geſammtleben des Volks dar, aus dem ſie hervorgegangen iſt." Wenn ſie auch Volksgeſchichte und Volksglauben umfaßt, ſo iſt ſie nicht an ſie gebunden, ihre Grundlage iſt das Leben und die Sitte des Volks im ganzen. Und eben dieſes Volksleben, der Volkscharakter überdauert die mächtigſten religiöſen und politiſchen Veränderungen und findet ſeine Fortdauer in der Dichtung.

Uhland wirft einen Blick auf die geſelligen Bildungen und Zuſtände jugendlicher Völker und ſchildert im Hinblick vornehmlich auf die Nachrichten in Tacitus' „Germania" die Grundformen des Geſellſchaftslebens der Germanen. Und an dieſen Zuſtänden haben die deutſchen Stämme eine lange Zeit treulich feſtgehalten. Uhland hebt das Weſen der Familie und der Gefolgſchaft in cultur- und rechtsgeſchichtlicher Beziehung hervor und wendet ſich, nachdem er mehrere dahin einſchlagende Werke und vor allen Jakob Grimm's „Deutſche Rechtsalterthümer" genannt und empfohlen, zu dem dichteriſchen Ausdrucke des germaniſchen Lebens in den Heldenliedern. In ihnen iſt vorzugsweiſe diejenige Seite des Lebens ausgeprägt, deren älteſte und einfachſte Erſcheinung wir in den Gefolgſchaften finden.

Um die Hauptverhältniſſe des Lebens, welche in den Liedern durchaus in beſtimmten Geſtalten hervortreten, deutlich und anſchaulich zu erweiſen, betrachtet Uhland nun der Reihe nach die Hauptcharaktere, bald in Klaſſen aufgefaßt, bald einzeln herausgeſtellt. Er denkt ſich mit Beziehung auf das Grundverhältniß der Gefolgſchaft die Helden um ihren König, den Herrn des Gefolgs, verſammelt.

Es ſind farbenreiche Gemälde, dieſe Charakteriſtiken, wie ſie nur ein Dichter entwerfen konnte. Aber nirgends iſt aus der Phantaſie geſchöpft, jeder einzelne Zug wird von dem Gelehrten gewiſſenhaft durch beigefügte Quellennachweiſe ſichergeſtellt. Den Reihen eröffnen die Könige, dann folgen die Meiſter, die Recken, der Spielmann und ſo die andern Typen aus dem Heldenleben. Um dieſes Sittengemälde zu vollenden, beleuchtet Uhland auch noch das Leben der Frauen und fügt nach der Darlegung allgemeiner Züge eine Anzahl Charakterbilder an, in welchen die bedeutendſten Richtungen weiblicher Wirkſamkeit lebendig erſcheinen. Eine Schilderung der Kriemhild, der Heldin des Nibelungenliedes, bildet den Schluß.

Der vierte Theil der „Erklärung der Heldenſage" handelt von den „Formen", von der poetiſchen Technik. Uhland beſpricht den Vortrag, den Vers, den Stil und die Compoſition oder die Geſtaltung der Lieder. Auch dieſer Theil des Buchs iſt von hohem Werth. Einen echten Dichter über die poetiſchen Formen einer entſchwundenen Literaturperiode zu vernehmen, hat von vornherein etwas Anziehendes. Iſt doch Ludwig Tieck's bekannte und einſt ſo hervorragende Einleitung zu ſeinen Minneliedern, trotzdem ſie reich an Irrthümern iſt, auch heute noch leſenswerth und belehrend. Um ſo bedeutungsvoller aber muß eine Darſtellung erſcheinen, wenn jener Dichter wie Uhland ausgerüſtet iſt mit tiefer Erkenntniß der Sprache und mit ſeiner philologiſcher Beobachtungsgabe. Die Philologen der kritiſchen Richtung haben ſich die Erforſchung der Metrik beſonders angelegen ſein laſſen; ihre Hauptaufmerkſamkeit war aber vorzugsweiſe auf das rein Techniſche gerichtet, weniger auf das Stiliſtiſche. In Uhland's „Vorleſungen" iſt dieſe Lücke ergänzt. Die Betrachtung des Vortrags, welche hauptſächlich vom „Singen und Sagen" handelt und vom „Leſen und Schreiben", bringt den Kennern nichts weſentlich Neues, aber die geſchickte, mit Belegen verſehene Auseinanderſetzung bietet hier im Zuſammenhang, was ſonſt gelegentlich oder in Einleitungen und Anmerkungen verſteckt ausgeſprochen wurde.

Die Betrachtung des „Stils" iſt wieder in hohem Grade originell; in dieſem kurzen Kapitel werden eine Fülle feiner Bemerkungen niedergelegt; auch dieſes iſt eine Perle des Buchs.

Uhland hatte bekanntlich eine ungemein zartfühlende, beinahe inſtinctive Erkenntniß des Volksthümlichen in der Poeſie. Hier ſehen wir deutlich, daß dieſe Gabe ihre Quelle doch nur in einem eingehenden Studium findet. Uhland hat genau beobachtet, er hat unterſucht, was aus

der individuellen Dichterſprache heraustritt in die Gemeinſamkeit des Ausdrucks und der Darſtellung. Dieſer gemeinſame, typiſch und formelhaft ſich geſtaltende Stil, der iſt eben der volksthümliche. Solche Forſchung ſchärft das Auge. Was Uhland hier in den Volksepen gefunden, das fand er dann auch im eigentlichen Volksliede, in der Lyrik. Sein Hauptwerk, ſeine Volksliederſammlung, gibt uns den praktiſchen Erfolg ſolcher Studien, wie ſie uns in dieſem Kapitel über den Stil des Volksepos vorliegen, indem dieſe Auswahl unter der ungeheuern Maſſe der Lieder und Volkslieder nur das wirklich Volksthümliche, zwar nicht immer das Schönſte, ſtets aber das Charakteriſtiſche darbietet. Bei dieſen Volksliedern kann ſich der Leſer getroſt dem ſichern Urtheile Uhland's hingeben und überlaſſen. Bei der Bedeutung der Volksliederſammlung möchten wir auch deshalb auf Uhland's ſtiliſtiſche Auseinanderſetzung hinweiſen.

Die vierte und letzte Erörterung über die Formen handelt von der Geſtaltung der Lieder. Hier wird namentlich die Anſicht zu beachten ſein, daß trotz des rhapſodiſchen Charakters in der Form der Lieder dieſe Rhapſodien dem Inhalt nach ſchon vor der ſchriftlichen Aufzeichnung größere Zuſammenhänge gebildet hätten; „und es ſind daher der Idee nach umfaſſendere Dichtungen ſchon damals wirklich vorhanden geweſen".

Hierauf geht Uhland die Gedichte aus dem Kreiſe der deutſchen Heldenſage im beſondern und als einzelne Compoſitionen in der Art durch, daß er von jedem, doch meiſt nur ſummariſch, die formelle Beſchaffenheit, die nachweisliche oder muthmaßliche Zeit der Abfaſſung in ihrer jetzigen Geſtalt, den Dichter, wo er namhaft gemacht werden kann, und den poetiſchen Werth der jeweiligen Bearbeitung angibt. Er will nur bei denjenigen etwas länger verweilen, welche irgendeine der formellen Richtungen vorzugsweiſe darſtellen oder als ein größeres Kunſtganzes, wie das Nibelungenlied, beſondere Betrachtung erheiſchen.

Zuerſt werden die Gedichte des Amelungenkreiſes bald kürzer, bald eingehender beſprochen, wie das Hildebrandslied, Sigenot, Ecken Ausfahrt u. ſ. w. Im Nibelungenkreis werden zuerſt der Hörnen Siegfried und Walther und Hildegund berückſichtigt, dann folgt eine längere, höchſt werthvolle Erörterung über das Lied der Nibelungen, welchem ſich die Klage anreiht.

Auch heute iſt die Nibelungenfrage, die bekanntlich in den letzten Jahren der Anlaß wiſſenſchaftlicher Kämpfe war, noch nicht abgeſchloſſen. Darum iſt es doppelt wichtig und doppelt anziehend, Uhland's Anſichten über die Entſtehung des uns vorliegenden Gedichts zu vernehmen. Man muß ſich wundern, aber nicht minder hat man Grund, es zu bedauern, daß ſich Uhland nie öffentlich über dieſe Frage geäußert hat. Fühlte er ſich von der oft herben Art und Weiſe, wie der Kampf begonnen und fortgeführt wurde, abgeſtoßen, daß er nicht mit auf der Walſtatt erſcheinen mochte? Oder war er durch die neuen Anſichten zu erneutem Studium und Nachdenken angeregt worden, ohne zu einem befriedigenden Ergebniſſe zu gelangen, welches er der wiſſenſchaftlichen Welt hätte vorlegen können? Genug, Uhland hat ſein gewichtiges Wort nicht mit in die Wagſchale geworfen; um ſo mehr müſſen wir uns freuen, daß wir wenigſtens nachträglich noch ſeine Anſichten erfahren.

Es würde für dieſen Bericht zu weit führen, wollten wir im einzelnen den Gedanken Uhland's nachgehen. Jeder, der ſich mit Wärme für die Nibelungenfrage intereſſirt, wird in dem Buche ſelbſt Belehrung ſuchen; ja für manchen mag gerade dieſer Abſchnitt mit der erſte Anlaß ſein, Uhland's „Schriften" zur Hand zu nehmen. Wir wollen hier nur das Endergebniß Uhland's berühren.

Nachdem er den Anſichten L. Bauer's, der die Nibelungen vom äſthetiſchen Standpunkt aus als ein in künſtleriſcher und pſychologiſcher Einheit und Folgerichtigkeit durchgeführtes Kunſtganzes auffaßte und mit Begeiſterung pries, die von Wilhelm Grimm gegenübergeſtellt hatte, welcher das Gedicht nicht als das Werk eines Einzigen anerkannte, ſondern als eine Zuſammenſetzung einzelner und verſchiedenartiger, zum Theil noch ungeſchickt verbundener Lieder bezeichnete, ſucht Uhland einen dritten Weg, eine Vermittelung zwiſchen dieſen auf den erſten Blick ſo unverſöhnlich ſcheinenden Widerſprüchen. Die wichtigſten Sätze, die Ergebniſſe in Uhland's Erörterung, ſind nun folgende: Der Dichter der Fabel war nicht ein Einzelner, ſondern die längſt im Volke wirkende dichteriſche Geſammtkraft.... Wir haben wenigſtens einen ſolchen Ordner der ältern Lieder, der ſie im Geiſte ſeiner Zeit zu einem Ganzen geordnet hat.... Auch wir werden im Sprachgebrauch unſerer Zeit kein Hinderniß finden, den Ordner, dem wir ſolche Eigenſchaften zuſchreiben, gerade heraus einen Dichter zu nennen. „Er iſt, um es kurz zu bezeichnen, nicht der Dichter der Sage, aber der Dichter des Liedes, wie es als ein Ganzes vor uns liegt."

Unter der dritten Rubrik Hegelingenkreis wird die Gudrun, das einzige Gedicht dieſes Heldenkreiſes, in ganz kurzer Weiſe beſprochen. Hieran reiht ſich eine ebenfalls kurze Erörterung über die deutſche Sage in der nordiſchen Poeſie.

Uhland ſchließt ſeine Darſtellung der deutſchen Heldenſage mit einem Kapitel über die „Nichtcykliſchen Heldenſagen", wobei er ſich hauptſächlich auf der Brüder Grimm „Deutſche Sagen" bezieht. Es verſteht ſich, daß gar manche dieſer nichtcykliſchen Sagen, die einer jüngern Zeit angehören, ſtreng genommen nicht zur eigentlichen Heldenſage zu rechnen ſind. Zur Vervollſtändigung aber des Bildes der Sage und Sagendichtung gehörte auch die Berückſichtigung namentlich der deutſchen Kaiſerſage. „Mit Rudolf von Habsburg zieht die deutſche Kaiſerſage, ihr Grab ſuchend, noch einmal durch das Land und legt ſich in der alten Kaiſergruft zu Speier nieder. Fortan erſcheint ſie nur ſelten mehr unter den Lebenden."

Hiermit ſchließt der erſte Hauptabſchnitt der Vorleſungen, die Heldenſage, und zugleich der erſte Band der „Schriften".

Der zweite Hauptabschnitt behandelt: „Heiligensagen und Rittergedichte", welche im Gegensatze zu der heimischen Sage christlich-romanischen Ursprungs sind.

Die deutschen Schriftdenkmäler in der Sprachperiode des Althochdeutschen und Altniederdeutschen sind fast durchaus geistlichen Inhalts, theils in prosaischer Rede, theils in gebundener Form, und die bedeutendsten sind Uebersetzungen und Bearbeitungen der Heiligen Schrift. Uhland gibt über dieselben einen kurzen Ueberblick und charakterisirt sie nach Inhalt und Ausdruck, nach ihrem sprachlichen und dichterischen Werthe. In gleicher Weise werden die Bearbeitungen apokryphischer Schriften besprochen, bald kürzer, bald ausführlicher. Von besonderm Werthe scheinen uns Uhland's „Bemerkungen über diese Apokryphen und ihre Behandlung in deutschen Gedichten", welche sich an die vorhergehende literarische Erzählung und Analyse anknüpfen.

Uhland verkennt nicht die Schattenseite dieser Schriften, aber er weiß auch die Bedeutung jener Erzählungen als Gebilde der Sage und der Volksdichtung wohl hervorzuheben. Man hat um so mehr auf dieses Urtheil Gewicht zu legen, als sonst in den Literaturgeschichten eine solche innerliche Auffassung selten gefunden wird. Jene auf bloßer Fiction beruhenden Apokryphen sind ja nicht „die Arbeit irgendeines einzelnen, sondern das Ergebniß eines allmählichen Wachsthums und einer Vereinigung verschiedenartiger Bestandtheile". Ueber die Abkunft und Jugendzeit Mariens, über ihr Schicksal nach dem Tode des Erlösers und über ihr Ende; über Jesu Leben bis zu seinem zwölften Jahre: über all das gibt die Heilige Schrift keine Auskunft. „Die Phantasie — und dieser Ausspruch Uhland's mag besonders beachtet werden — in jenen Jahrhunderten stets geschäftig, duldet keine leeren Räume; sie ergriff die in der Heiligen Schrift gegebenen Grundzüge; diese im Geiste der Zeit weiter entfaltend, erfüllte sie den Umkreis der heiligen Geschichten in derselben Weise, wie die weltlichen Sagenkreise sich ausgebildet."

An die Dichtungen, welche die apokryphischen Schriften zum Stoffe haben, schließen sich die Legenden, zunächst die Marien-Legenden, welche bekanntlich in einer großen Menge Erzählungen verbreitet sind. Aus der Fülle der andern altdeutschen Gedichte, welche das Leben und das Märtyrerthum heiliger Männer und Frauen zum Gegenstande haben, hebt Uhland vorzüglich nur dasjenige aus, welches innerlich werthvoll oder heimischem Boden entsprungen ist oder welches auch als Werk eines sonst namhaften Dichters besondere Beachtung verdient.

Der erste christlich-ritterliche Sagenkreis tritt uns im karolingischen Epos entgegen. Zuerst in der altfranzösischen Poesie ausgebildet, fand es dann seinen Weg nach Deutschland. Nachdem Uhland einen kurzen Ueberblick über die altfranzösischen Heldengedichte gegeben, wobei er einzelne Gedanken wiederholt, die er in seiner Abhandlung über das altfranzösische Epos in der Zeitschrift „Die Musen" (1812) ausgesprochen, zählt er die deutschen Bearbeitungen auf, die noch nicht alle vollständig gedruckt vorliegen: Das Gedicht des Pfaffen Kunrat von Karl dem Großen und dessen Ueberarbeitung durch den Stricker und andere. Auch Sagen, die nicht für sich eine dichterische Verwerthung in älterer Zeit gefunden, werden namhaft gemacht.

Die Betrachtung der poetischen Bearbeitungen griechischer und römischer Fabeln ist nur eine gedrängte. Am längsten verweilt Uhland bei der „Aeneis" des Heinrich von Veldeke. Ebenso werden die Gedichte vom König Artus und der Tafelrunde nur kurz besprochen und die Eigenthümlichkeiten ihrer Verfasser nur in leichten, aber bestimmten Zügen hervorgehoben.

Größere Anziehungskraft scheinen auf Uhland die Dichtungen vom „heiligen Gral" ausgeübt zu haben. Hier finden wir eine breitere Ausführung. Aehnlich wie bei den Charakteren aus der deutschen Heldensage sind auch hier die einzelnen Gestalten in besondern Bildern dargestellt. Wolfram's von Eschenbach „Parzival" und „Titurel", der „Jüngere Titurel" und „Lohengrin" sind die Gedichte, welche dieser Betrachtung zu Grunde liegen. Nach einer kurzen Besprechung des Gral und des Gralkönigthums wird uns die Geschichte von Titurel, Amfortas, Sigune, Parzival, Ferafix und Lohengrin in jener einfachen und poetisch-innigen Darstellung erzählt, welche wir bei den Analysen der deutschen Heldengedichte bewunderten. Wie eifrig auch diesen Erscheinungen der Literatur sich die Forschung zugewendet hat, so wird doch Uhland's gewissenhafte und dichterisch nachempfindende Deutung der Gralsage als eine Bereicherung dieser Literatur anzusehen sein. Mit einer Betrachtung über Wolfram von Eschenbach, den „phantasiereichsten unter den deutschen Dichtern dieses Zeitraums", über seine Eigenthümlichkeiten, Vorzüge und Fehler und über seine Lebensumstände schließt Uhland den zweiten Hauptabschnitt.

Wir müssen beklagen, daß es uns nicht vergönnt ist, über Gottfried's von Strasburg „Tristan und Isolde" Uhland's Urtheil zu vernehmen. Man könnte auf den ersten Blick vermuthen, daß sich Uhland's reiner und keuscher Sinn von diesem Liebesromane abgestoßen gefühlt und darum die Besprechung desselben vermieden hätte. Indessen dies ist deshalb nicht anzunehmen, weil Uhland's historischer Sinn sich von den Eindrücken einer modernen Prüderie gewiß nicht überwinden ließ. Der Grund, weshalb Uhland die Ritterdichtungen mit Wolfram abschloß, beruht lediglich im Zeitmangel. Er sagt selbst, daß auf Wolfram noch mehrere namhafte Meister der Aventure folgten, Gottfried von Strasburg in seinem „Tristan", Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg; da jedoch diese Art der Poesie in Wolfram ihren Culminationspunkt erreicht habe, so schließe er bei der noch kurz zugemessenen Zeit mit ihm die Reihe.

Der dritte Hauptabschnitt der Vorlesungen handelt vom „Minnesang". Derselbe ist hier weggeblieben, weil nach der Angabe des Herausgebers auch eine spätere Wiederholung des Gegenstandes vorliegt, welche sich in einem der folgenden Bände an die Schrift über Walther von der Vogelweide und die Abhandlung über das Volkslied anreihen wird, mit der dieser Abschnitt sich vielfach berührt.

Der Zeitmangel, der sich ja bekanntlich gegen das Ende der Vorlesungen fühlbar zu machen pflegt, hat auch den letzten Hauptabschnitt über die „Zeit- und Lehrgedichte" so kurz werden lassen. Uhland begreift unter jenem Namen diejenigen Gedichte, deren Endzweck nicht sowol ein poetischer als in kirchlich-politischer oder sittlich-lehrhafter Hinsicht, im Tone des Ernstes oder dem des Scherzes, ein praktischer sei. Die wichtigsten didaktischen Gedichte sind bekanntlich Thomasin's „Welscher Gast", Freidank's „Bescheidenheit" und Hugo's von Trimberg „Renner". Wir müssen bedauern, daß namentlich die „Bescheidenheit" nicht eingehender von Uhland entwickelt worden ist wegen der vielen echt volksthümlichen Züge in dieser besten deutschen Spruchsammlung.

Sebastian Brant hat am Anfang des 16. Jahrhunderts die beiden Lehr- und Spruchgedichte, den „Freidank" und den „Renner", für seine Zeitgenossen erneut; es ist dies eine Bestätigung einer frühern Bemerkung Uhland's, „daß eben in dem didaktischen Bestandtheile der Poesie des Mittelalters die Vermittelung dieser Periode mit dem Geiste der neuern Zeit zu suchen sei". Eine Darstellung unsers mittelalterlichen Dramas finden wir in Uhland's Vorlesungen nicht. In seiner „Einleitung" spricht er es einmal aus, daß dramatische Dichtung, zum Schauspiel ausgebildet, im deutschen Mittelalter nicht vorhanden gewesen sei. Das war zu seiner Zeit ein durchaus richtiger Ausspruch. Jetzt nach so manchen Funden und Forschungen kennen wir auch eine reiche dramatische Poesie, doch gehört sie zum größten Theil dem 15. Jahrhundert an, wenigstens in ihrer Ueberlieferung. Ein Drama in höhern Sinne enthält diese Literatur der sogenannten „Spiele" nicht; ihr vorzüglichster Werth besteht in ihrer volksthümlichen Aufgabe und eben darum müssen wir es bedauern, daß wir gerade eine Darstellung derselben vor Uhland entbehren.

Reinhold Bechstein.

Das Jahr 1866 im Spiegel der Broschürenliteratur.

Die großen Ereignisse des Jahres 1866 werfen natürlich auch ihre Schatten und ihr Licht in die Literatur. Gegenüber so raschen Thaten muß freilich auch das Wort sich kurz fassen, wenn es Gehör finden will. So legte die Publicistik den Ueberschuß, den sie in den Zeitungen nicht verwerthen konnte, in Broschüren nieder; alle Parteien, alle Richtungen sprechen sich in diesen Flugblättern aus, welche zwar nur dem Augenblick angehören und ganz deutlich die Signatur der von Monat zu Monat sich ändernden Zeitlage an sich tragen, doch aber nicht ganz „den Winden gegeben", sondern auch von der Kritik „eingehascht" werden sollten, weil sie mehr oder weniger alle die Zeit bewegenden Gedanken nicht blos für die Gegenwart, sondern für längere Zukunft hinaus widerspiegeln. Die liberal-nationale, preußische Partei ist allerdings am zahlreichsten vertreten; es ist die Partei der Initiative, der nationalen Umwälzung, der Zukunft. Kleinlauter waren die Großdeutschen, auch schon lange Zeit vor dem preußischen Waffensiege. Einige dieser politischen Schriften werfen den Blick über die Grenzen Deutschlands hinaus; die meisten beschäftigen sich mit den innern Fragen.

Eine kurze Revue der politischen Broschüren gibt eine willkommene Ergänzung zu den unerschütterlichen Thatsachen dieses Jahres, indem sie uns die wandelbaren Meinungen und Stimmungen vorführt, welche ihnen vorausgingen oder folgten.

Am meisten von sich sprechen machte die folgende Broschüre:

1. Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten. Von Heinrich von Treitschke. Berlin, G. Reimer. 1866. Gr. 8. 3 Ngr.

Sie wurde von der sächsischen Polizei confiscirt, dann wieder von dem Generalstaatsanwalt in Dresden infolge preußischer Anforderung freigegeben. Sie ist, wie alle Schriften Treitschke's, schwunghaft stilisirt; der Autor hat die Geste des Volkstribunen und spricht die Sprache der Begeisterung, die kein Blatt vor den Mund nimmt. Das Prophetenthum des Bundes- oder Einheitsstaats, mit einem os magna sonaturum vorgetragen, hätten sich allenfalls auch die Gegner gefallen lassen mindestens als oratorische Leistung. Böses Blut machten nur die Schilderungen sächsischer Zustände wegen ihrer schneidenden Schärfe, indem der Autor damit seinem engern Vaterlande einen allzu bissigen Fehde- und Absagebrief schrieb. Es steigerte die Verbitterung, daß er gerade sociale Zustände mit hereinzog, über das dresdener Theatergeschwätz z. B. sich lustig machte und die weißgekleideten Jungfrauen der Zukunft schon im voraus mit kritischer Lauge übergoß. Das Interesse für diese Schrift wurde nahezu ein dramatisches, als man den Lossagebrief des eigenen Vaters von dem gegen sein engeres Vaterland so rebellischen Sohne veröffentlichte. Man sah durch den politischen Conflict der Zeit Zerrüttung in das Familienleben getragen. Viele Anschauungen Treitschke's, die er in dieser Broschüre vertreten hat, sind inzwischen durch die Zeitereignisse bekräftigt worden.

2. Ueber Rom und Paris nach Gotha oder die Wege des Herrn von Treitschke von Ludwig Bamberger. Stuttgart, E. Ebner. 1866. 8. 7½ Ngr.

Bamberger richtet sich nicht gegen die deutsche Politik Treitschke's, mit welcher er, nach den Erklärungen, welche die Zeitungen von ihm brachten, mancherlei Berührungspunkte hat, sondern gegen die Verherrlichung des Bonapartismus, die sich in einer Studie der „Preußischen Jahrbücher" ausspricht. In Bezug auf die deutsche Politik wehrt sich Bamberger schon in dieser Schrift gegen die Anklage, unter die Föderalisten gegangen zu sein, obgleich er damals in Abrede stellt, daß ein Preußen existire, dem man sich anschließen könne. „Preußisch sein, ist nur ein error facti; kleinstaatlich sein, ist ein error juris. Error juris nocet, error facti non nocet." Bamberger, dessen Broschüre sich durch schlaghaften Witz auszeichnet, gibt von dem „vornehmen" Stil Treitschke's eine Charakteristik, die sehr viel Treffendes enthält:

Hr. von Treitschke ist ein Stilist, er besitzt nicht nur die ganze Sprache, sondern auch noch nebenbei ein Raritätenkästlein ungewöhnlicher Wörter, mit denen er an gewünschter Stelle kunstvolle Effecte hervorzubringen weiß; er besitzt auch die Fachgeheimnisse, dank denen die Maler z. B. lernen, den Zauber des Mondlichts über eine Landschaft zu verbreiten, und er bedient sich deren oft genug, z. B. da, wo es beim Hereinbruch des Christenthums in die alte Welt bei ihm heißt „und endlich ertönt aus der müden Welt der Aufschrei der Creatur nach Versöhnung mit ihrem Schöpfer", oder ein andermal zur Charakteristik von Paris: „Die Stadt, die schon im Mittelalter ein Liebesgarten war und eine Herberge aller süßen Sünden." Gewiß bei der erblichen Sprödigkeit und Armuth der Form, an denen die historische und politische Abhandlung noch immer bei uns laborirt, verdient ein Mitarbeiter, der die Sprache so gut führt und beherrscht, daß man ihn gern willkommen heiße. Auch daß unserm Schauspiel und Roman die flüssige Conversationssprache fehlt, wie der Revue und Zeitung der frische Lebenston, auch das gehört zu den Thatsachen, die wir erst ganz beseitigen können, wenn das Leben der Nation einmal wirklich in einem breiten Strom dahinwallen wird, und wollte man sich verführen lassen von dem Spieltrieb des Ideenzusammenhangs, mit dem Hr. von Treitschke einen anstecken könnte, man könnte sagen: seine preiswürdigen unitarischen Gesinnungen äußern sich auch in der Form des hohen Anstandes, mit dem er in die publicistischen Verhandlungen eintritt. Wenn aber diese selbige Meisterschaft der Form durch ein übertriebenes Gebaren entstellt wird, so liegt in offenbarer Weise der Grund dazu in dem herrschenden Gedanken, aus dem folgerichtig Inhalt wie Form entspringen. Subjectiv ist es das Bewußtsein der Vornehmheit, objectiv die Absicht zu imponiren, welche die charakteristischen Kennzeichen dieser Manier ausmachen. Wir kommen aus der Feierlichkeit nicht heraus, und alle theatralischen Mittel werden aufgeboten, den Leser in fortwährender Ehrfurcht zu erhalten. Daher der Verbrauch der ungewöhnlich starken Beiwörter (seinerzeit schon im Aufsatz über das Ordensland Preußen, überhaupt ein wahlverwandter Stoff, welcher den Autor reizte, alles über Lebensgröße zu malen), daher die häufigen Perioden mit majestätisch langer Schleppe, daher endlich besonders die Manie, durch unverhältnißmäßig wichtige Auffassung unbedeutender Nebendinge den Leser zu erstaunen und zu betäuben. Der geringfügigste Ausspruch, jede unverbürgte Anekdote werden mit dem Epitheton: schrecklich, entsetzlich, toll, angekündigt, „zu mehr Forcht" pflegt die Carolina zu sagen.

Nicht minder glücklich ist die Charakteristik Napoleon's als eines „wesentlich modernen" Menschen. Im ganzen wendet sich Bamberger hauptsächlich gegen Treitschke's aristokratische Anschauungen und gegen zwei seiner Axiome: das eine Axiom ist das vom Sündenfall durch die in die Welt gekommene Idee der Gleichheit; das zweite hüllt sich in den Satz, daß die Monarchie die Staatsform der Neuzeit sei, wie die Republik die Staatsform des Alterthums. Der sprudelnde Ton der Broschüre erinnert an die Heine-Börne'sche Zeit und bildet einen scharfen Gegensatz gegen den oratorisch-prunkhaften Ton Treitschke's.

3. Wer war Herr von Beust? Wo ist unser König? Wie steht's mit unserm Lande? Drei Zeitfragen kurz erörtert von einem sächsischen Staatsbürger. Halle, Heynemann. 1866. Gr. 8. 2 Ngr.
4. Sachsen und die königlich sächsische Landescommission. Vom Verfasser der drei Zeitfragen: Wer war Herr von Beust? Gera, Griesbach. 1866. Gr. 8. 2 Ngr.

Beide Schriften sind Actenstücke der Stimmung preußenfreundlicher Kreise in Sachsen nach dem Ausbruch des Kriegs, mit heftigen Ausfällen gegen das Beust'sche Regiment. Der Schluß der ersten Broschüre verkündet „kommende Tage deutscher Einheit und Freiheit, wo Sachsen unter der Obhut eines deutschen Parlaments und eines deutschen Kriegsheers unter Preußens Führung erst im eigentlichen Sinne zu einem glücklichen Lande heranblühen wird".

5. Preußen und seine Bedeutung für Deutschland. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese Schrift ist vor dem Ausbruch des Kriegs verfaßt; sie enthält Variationen über das Motto: Preußens Niederlage ist Deutschlands Niederlage, richtet sich gegen den schleswig-holsteinischen Particularismus und die Verderblichkeit seines Ziels, sowie gegen das demokratische Programm: „Durch Freiheit zur Einheit." Die Freiheit hält der Autor für die schönste Frucht des neuen Lebens, das erblühen wird nach Entscheidung der Machtfrage, nach hergestellter Einheit des Vaterlandes; deshalb erscheint ihm die Herstellung eines einheitlich kräftig wirkenden Staats für ganz Deutschland — mit vorläufiger Nichtberücksichtigung Oesterreichs als eine politische Pflicht des deutschen Volks; er setzt die wohlthätigen Wirkungen eines Anschlusses an Preußen für die Einzelstaaten, für Preußen selbst und für ganz Deutschland auseinander. Die politischen Ereignisse haben sich seitdem in der Richtung entwickelt, wie sie diese Broschüre angab.

6. Hohenzollern, Habsburg und Frankreich für und gegen Deutschland! und welche Gestalt wird Deutschland nun erhalten? Ein offenes Wort für Volk und Fürsten über Krieg, Frieden und deutsches Parlament. Dem deutschen Volke gewidmet von Heinrich Matthaey. Lübeck, Kaibel. 1866. Gr. 8. 7½ Ngr.

Diese Broschüre ist am 30. Juli 1866 nach den kriegerischen Entscheidungen geschrieben. Ihre Tendenz ist entschieden antiösterreichisch, ihr Motto: Habsburg hinaus aus Deutschland! Habsburg war nach Ansicht des Verfassers immer das Unglück Deutschlands. Preußens Mission wird mit Wärme vertreten.

7. Die natürliche Grenze. Ein Gedanke für Deutschland. Nebst einer Karte der wahren Ostgrenze Frankreichs und des neuen Staates Arelat. Zweite Auflage. Philadelphia, Flugschriftenverlag. 1866. Gr. 8. 3 Ngr.

Eine kartographische Zukunftsphantasie von einem österreichischen Offizier, offenbar vor dem Kriege und ohne Rücksicht auf die innern deutschen Verwickelungen abgefaßt. Daß das Werkchen österreichischer Herkunft ist, zeigt der Gedanke, das ganze Donaugebiet gehöre zu Deutschland. Daß an beiden Ufern der Donau jenseit Ofen und Pesth noch das Arndt'sche Deutschland, „wo die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt", zu finden sei, wird wol niemand behaupten wollen. Doch darauf kommt es dem Verfasser bei seiner nach Stromgebieten messenden deutschen Vergrößerungspolitik nicht an. Am schlimmsten fährt Frankreich dabei, dessen Ostgrenze in einer Weise revidirt wird, die fast an deutschen „Chauvinismus" grenzt. Zu Deutschland gehört der ganze Rhein, die vollständige Mosel, sammt der Schelde und

Maas. Nicht genug damit, aus dem Rhônegebiet wird ein neuer Staat Arelat gebildet, als ein Keil angestemmt an die zu Schutz und Trutz damit verbundene Schweiz. Dies Arelat ist das alte Burgund, ein Zwischenreich, von welchem bereits Luden in seiner „Deutschen Geschichte" spricht:

Aus einem höhern Standpunkte der Politik betrachtet, wäre es freilich für Deutschland, Italien und Frankreich vortheilhafter gewesen, daß ein unabhängiger Zwischenstaat im Lande der Allobrogen, Helveten und Burgunder die unmittelbaren Reibungen zwischen jenen großen Staaten verhindert und den Weltfrieden gesichert hätte, denn das Deutsche Reich gewann durch dies verwilderte und zerstückte Burgund um so weniger etwas an innerer Stärke, da dies seine Grenzen über das Gebirg hinaus erweiterte, welches die Natur ihnen als Volksfeste hingestellt zu haben scheint.

Revisionen der Karte Europas macht man heutzutage nicht mit der Feder, sondern mit dem Zündnadelgewehr. Dem Wiener Congreß schwebte jener neue Zukunftsstaat Arelat ebenso wenig vor wie die andern stromgebietlichen Erweiterungen Deutschlands. Damals konnte er Frankreich zerstückeln, mindestens deutsche Lande, wie das Elsaß, zurückfordern. Es ist nicht geschehen. Von selbst aber wird der Wolf, um bei dem Lieblingsmärchen des Verfassers zu bleiben, weder die Großmutter noch das Rothkäppchen herausgeben.

9. Nur Gut für Blut. Ein Wort an das preußische und deutsche Volk. Geschrieben nach der Schlacht von Sadowa und der Verschenkung Venetiens. Breslau, Schletter. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Schrift ist unter den Eindrücken des Waffenstillstandes zwischen Preußen und Oesterreich geschrieben und warnt, unter Rückblicken und Erinnerungen an deutsche Kleinstaaterei aus napoleonischer Zeit, vor einem halben Frieden:

Einmal haben wir den Einsatz an Schmerzen, Leichen, Opfern, Selbstbezwingung, Entschließungen, Verlusten gemacht in diesem großen Würfelspiel des Kriegs; dürfen wir um eines geringen Gewinns willen dies blutige Spiel aufgeben — dürfen wir diesen Einsatz leichtsinnig gethan haben, um ihn später zweifellos noch einmal wiederholen zu müssen? Was hingegeben wird, ist hingegeben, was verloren ging, bleibt verloren; nur ein volles Pfand starker, fruchtbringender nationaler Zukunft ist Lohn, Ersatz — und Indemnität dafür. Nur „Gut für Blut" — ein wahres, edles Gut: ein deutsches Vaterhaus für die deutschen Söhne! Darum aufgeräumt in Deutschland, daß wir unter dem Schutt und Staube der Trägheit, der Jämmerlichkeit es selber, dieses Deutschland, in seiner Realität entdecken! Wir wollen kein Unrecht, auch selbst ein blos formales nicht; aber wir wollen, wir müssen wollen, wir fordern, wir müssen fordern die Unterordnung der widerstrebenden Potenzen unter die Nothwendigkeit der Geschichte, eine Unterwerfung der Kleingeister unter den großen deutschen Geist, der längst seinen Harnisch unter dem Kleide trug und heute zum zweiten male unter preußischen Fahnen sich seine Sporen verdienen geht.

Politische Mondsucht und Realpolitik. Eine Studie zur Tagesgeschichte von Eduard Loewenthal. Berlin, Expeditionsverlag des kritisch-literarischen Instituts. 1866. 8.

Der Verfasser dieser Schrift ist der Begründer der deutschen Cogitantengemeinde; die Schrift selbst ist im Mai 1866, also vor Ausbruch des Kriegs geschrieben und trägt das Motto: „Fiat Germania, pereat stultitia!" Loewenthal wendet sich gegen die Sklaven der öffentlichen Meinung und des Parteiencultus, welche das Selbstdenken verlernt haben. Die Schwäche der Gehirnnerven erscheint ihm als das charakteristische Zeichen der politisch Mondsüchtigen:

Das Hauptsymptom der politischen Mondsucht ist, daß nie eine Sache oder ein Gedanke festgehalten wird, daß vielmehr der Patient stets von der Hauptsache auf Nebensächliches abschweift und so vom Hundertsten ins Tausendste geräth, indem er theils von fixen Ideen (Schablonen) beherrscht wird, theils ein Spielball der verworrensten, zusammenhangslosesten Eindrücke oder Idiosynkrasien ist. Es gibt sodann ausgebildete, selbstbewußt Mondsüchtige und unbewußt Mondsüchtige. Letztere bilden das große Heer von Statisten der öffentlichen Meinung.

Ihm scheint es nöthig, diese Mondsüchtigen wieder an ein logisches und pragmatisches Denken zu gewöhnen. Als Schlagworte politischer Mondsucht erscheint ihm der Ausspruch: „Freiheit wollen wir, dann erst Einheit", das Recht der Selbstbestimmung u. s. w. Loewenthal meint: „Macht ist Freiheit." Das gilt allerdings in völkerrechtlicher Hinsicht von Staat zu Staat. Der Staat ist frei, der die Elnbogen frei hat und allenfalls seine Nachbarn rempeln kann, ohne von ihnen wiedergestoßen zu werden. Der freieste Mensch ist dann der Despot, die Freiheit des einen die Knechtschaft der andern. Doch die Freiheit im Staat beruht nur auf der harmonischen Ordnung der Machtverhältnisse; die Theorie des Hobbes ist zu veraltet, um sie wieder aufzuwärmen. Was Loewenthal unter „Realpolitik" versteht, zeigen seine Auseinandersetzungen von der Mission des preußischen Staats:

Dieser steht im Begriff, ein neues, den jetzigen Verhältnissen entsprechendes und von diesen bedingtes Recht zu schaffen und eine wirkliche nationale Selbstbestimmung sowie eine Consolidirung der einzelnen Staaten anzubahnen. Daß Preußen sodann allein die deutsche Freiheit zu wahren vermag, hat es in den Befreiungskriegen und neuerdings gegen Dänemark bewiesen. Weitere Beweise wird es bei jeder Gelegenheit liefern. Geistige Freiheit finden wir in keinem Kleinstaate in so ausgedehntem Maße als in Preußen. Daß endlich das materielle Interesse Deutschlands von Preußen stets in erster Linie vertreten wird, das beweist die Geschichte der deutschen Handelsverträge und des Zollvereins. Freilich hat man selbst diese Wohlthaten den politisch Mondsüchtigen aufzwingen müssen, da sie sich jahrelang dagegen sträubten wie eigensinnige Kinder.

Die Broschüre ist schlagfertig geschrieben und appellirt, im Geiste des cogitantischen Naturalismus, an Verbesserung der Gehirnnerven der Nation.

10. Die schlechteste Staatsverfassung. Erörterung eines Unparteiischen. Halle, Fricke. 1866. 8. 6 Ngr.

Die Tendenz dieser Schrift spricht sich in dem Motto aus Schiller's „Demetrius" aus:

Der Staat muß untergehn früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Der Verfasser gibt sich anfangs das Ansehen, als erkläre er sich nur gegen die unreine oder gemischte Herrschaft, bei der zwischen Fürst und Volk die Gewalt getheilt ist, gegen das Juste milieu des Constitutionalismus. Er könnte dann noch ein ebenso guter Republikaner, wie

reiner Monarchist sein. Das ist aber nicht der Fall. Die getheilte Herrschaft ist ihm nur ein Mittelweg, nicht zwischen zwei Irrthümern, sondern zwischen „einem Irrthum und einer Wahrheit, die Wahrheit aber ist für ihn die uneingeschränkte Fürstenherrschaft". Als Anwalte derselben werden Jesus Sirach und andere weniger apokryphische Schriftsteller heraufbeschworen, wie Aeschylus, Sophokles, Plato, Plautus, Cicero, Vellejus Paterculus, Calderon, Dante, Tasso, Luther, Klopstock, Goethe, Schiller, Klaus Groth und am Schluß sogar der Herbertianer Tante, der doch mit einer gewissen Schlichtenheit am Schluß dieser, so viele weltgeschichtliche Größen umfassenden Vorstellungsreihe erscheint und über die statische Schwelle emportaucht. Unser hallenser Prediger disponirt seinen Sermon echt homiletisch nach äußern und innern Zeugnissen, welche letztern beweisen, daß die getheilte Herrschaft sinnlos, gottlos und heillos sei. Das Werkchen verdient, in der Löwenstadt an der Saale verlegt zu sein, wo Heinrich Leo schon so lange gegen die societas leonina des Antichrists und der Staatsgewalt, den modernen Constitutionalismus, protestirt.

11. Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung. Von Julian Schmidt. Fünfter Abdruck. Berlin, Springer. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Auch Julian Schmidt wendet sich wie Loewenthal gegen die politische Mondsucht, nur daß er weit energischer argumentiren kann, weil er nach dem Krieg und seinen glänzenden Erfolgen schrieb. Er wirft einen geschichtlichen Rückblick auf die Stellung und Bildung der Parteien Nationalverein und Fortschrittspartei und weist darauf hin, daß einer großen Zeit gegenüber die Mittel nicht mehr anschlagen, die für eine kleine sich ziemten.

Der alte Parteigegensatz hat sich überlebt: wäre man, den heutigen Ansprüchen gegenüber, noch im Stande zu sagen, worin sich Altliberale, linkes Centrum, Fortschritt unterscheiden? Alle die kleinen Streitigkeiten verschwinden gegen die eine große Frage: sollen wir das glorreich begonnene Einheitswerk unterstützen oder nicht? Mit dieser Frage löst sich auch der innere Conflict.

Daß die alten Parteien bereits gesprengt sind, ist eine Thatsache. Sie krystallisiren sich jetzt um einen andern Mittelpunkt, um den der Einheit, wodurch ihre frühere Gruppirung gänzlich verändert wird. Was den Sieg der conservativen Partei betrifft, der bei den Abgeordnetenwahlen für die zweite preußische Kammer, dem Zeitpunkt, in welchem Julian Schmidt seine Broschüre abfaßte, schon ebenso entschieden war wie neuerdings bei den Parlamentswahlen, so sucht ihn Julian Schmidt in der allein richtigen Weise zu erklären. Er meint, die Regierung und die conservative Partei würden in einen schweren Irrthum verfallen, wenn sie annähmen, daß die Mehrheit des Volks plötzlich in das reactionäre Lager übergegangen wäre und ihre Ansichten über §. 99 der Verfassung, über Herrenhaus, Kreistage, Preßfreiheit, Wuchergesetze u. s. w. über Nacht gewechselt hätte.

Die Mehrheit des Volks — jetzt nicht mehr Publikum, sondern Väter und Brüder der jungen Männer, die in den Krieg zogen — hatte den richtigen Instinct, daß es sich in diesem Augenblick darum handle, mit Hintansetzung aller sonstigen Interessen Preußen zum Siege zu verhelfen. Sie fand nur zwei organisirte Parteien vor, die conservative und die Fortschrittspartei. Die letztere wollte den Budgetkrieg nun erst recht fortsetzen, die erstere gab ihre alten Traditionen von österreichischem Bündniß, Legitimität u. s. w. auf und unterstützte eine in ihren Augen immer etwas revolutionäre Politik, die aber preußisch war. So wählte man die Conservativen; wer sonst noch einen Platz fand, verdankte ihn seinem persönlichen Ansehen; nur in einer Stadt, in Halle, regte sich eine nationalliberale Partei, und mit Erfolg.

Die Anerkennung, die Julian Schmidt dem Grafen Bismarck zollt, ist, trotz einiger auf die innere Politik bezüglichen Einschränkungen, eine warme und begeisterte:

Auch Graf Bismarck ist falsch beurtheilt worden, was um so wunderbarer erscheint, da er sich über seine Zwecke von vornherein mit einer fast burschikosen Offenherzigkeit ausgesprochen hat. Er hat für einen constitutionellen Minister manche gefährliche Eigenschaften: er hat gar kein Verständniß für bürgerliche Art, er verlangt rasches Entgegenkommen des Verständnisses, wo sich der Deutsche nur allmählich hineinleben will; er kann einen Witz nicht unterdrücken, jede seiner Behauptungen reizt den Widerspruch. Als er äußerte, die Einheit Deutschlands könne nicht durch Toaste und Resolutionen, sie könne nur durch Blut und Eisen herbeigeführt werden, erhob sich ein allgemeiner Schrei der Entrüstung, obgleich eine ganz nüchterne Wahrheit darin lag: auch die Mauern von Jericho werden heute nicht mehr durch Posaunen, sie werden nur noch durch Kanonen umgeworfen. Er fand einen gewissen Reiz darin, allein zu stehen und von der Verantwortlichkeit eines großen Unternehmens mehr auf seine Schultern zu laden, als ein sterblicher Mensch darf. Für die innern Zustände fehlt ihm die Schule und das Interesse: für den wirklichen Neubau eines Staats wird er schwerlich der Mann sein. Es wird ihm nicht leicht, diejenigen Geschäfte, die außerhalb des einzigen Gegenstandes seiner politischen Leidenschaft liegen, rein sachlich zu behandeln; er wird von dem Urtheil, den Gewohnheiten, der Willenskraft untergeordneter Männer abhängig. Viele Misgriffe sind zu beklagen, es wird auch weiter nicht daran fehlen. Es fehlen ihm sehr viele von den Eigenschaften, die zu einem guten preußischen Minister gehören, und er hat manche, die mit einem guten preußischen Minister schwer vereinbar sind.

Aber Graf Bismarck ist eine Thatsache, mit der man rechnen muß. Und das einstimmige Urtheil Europas oder vielmehr der Welt, mit Ausnahme der preußischen Landtagsopposition, lautet: es gibt in diesem Augenblick keinen Mann, der das höchste Ziel einer Nation mit so eiserner Energie, so beharrlicher Ausdauer, so scharfer Berechnung, so schnellkräftigem Entschluß, so geschickter Benutzung jedes augenblicklichen Umstandes verfolgt haben könnte, als Graf Bismarck. Ein ganz unsinniger Mythus hat sich auf der Bierbank über sein Hin- und Herschwanken gebildet: als ob ein Schachspieler das ganze Spiel von vornherein feststellen könnte, ehe er die Züge des Gegners kennt! Wer heute einen beliebigen Kalender in die Hand nimmt, kann nicht ableugnen, daß nicht erst von der Erklärung an, Oesterreich solle seinen Schwerpunkt in Ofen suchen, daß Jahre vorher sein politisches Princip feststand, daß er ohne Rast mit der ganzen wilden Kraft seiner Natur dafür gearbeitet hat. Und was für eine Arbeit! Die Aufgabe Cavour's war ein Kinderspiel dagegen: er hatte mit Italienern, Bismarck mit Deutschen zu thun, und jeder Deutsche will seinen eigenen Weg, wenn auch nach demselben Ziel.

Und dies Ziel war dasjenige, das durch Preußens Stern vorgezeichnet ist: los von Oesterreich! Das Ziel, das Friedrich der Große gefunden, das Deutschlands Zukunft in sich schließt. Ein späteres Jahrtausend, welches vielleicht von dem Kampf zwischen dem wohllöblichen berliner Magistrat und den berliner

Stadtverordneten nicht alle Details mehr wissen wird, wird unsere Zeit dennoch eine große nennen: und dies Jahrtausend wird dem „erfindungsreichen" Staatsmann das Prädicat nicht versagen, das man dem geistigen Leiter einer großen Zeit zu geben pflegt.

Der Zersetzungsproceß der politischen Parteien ist mit jener Schärfe der Analyse geschildert, die bei Julian Schmidt immer Anerkennung verdient, wo nicht höhere Vorzüge, wie sie die ästhetische Kritik verlangt, dadurch gefährdet werden.

12. Graf Bismarck und seine nachdenklichen Gegner. Von einem deutschen Patrioten. Berlin, Selbstverlag des Herausgebers A. Paul. 1866. Gr. 8. 2½ Ngr.

Diese Broschüre ist eine unbedingte Verherrlichung Bismarck's, es heißt in ihr, das Wort: „Bismarck werde noch einmal der populärste Mann in Preußen sein", nahe seiner Erfüllung. Sein geschlossenes politisches System sei genau dem Genius des Zeitalters angepaßt; er sei mit der lebhaften Ueberzeugung von der Unumgänglichkeit constitutioneller Einrichtungen in sein Amt getreten, er und der Minister von Roon hätten dem Vaterlande und dem wahren Fortschritte ein Opfer von antiker Größe gebracht, ein Opfer, wie es nur ein christliches Gewissen bringen kann, als sie in stiller und unerschütterter Brust das Geheimniß des großen königlichen Plans zur Rettung Preußens, Deutschlands, ja des monarchischen Princips verwahrten. Der Refrain der Schrift lautet: Graf Bismarck hat sich um das Vaterland wohlverdient gemacht. Man kann diesem Refrain beistimmen, ohne die enkomiastische Darstellungsweise des Verfassers zu billigen.

13. Woher und Wohin? Ein Versuch, die Geschichte Deutschlands zu verstehen. Von Ludwig Karl Aegidi. Hamburg, Boyes und Geisler. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Die kleine Schrift Aegidi's nimmt einen bei weitem größern Anlauf als die vorhergenannten. Sie stattet ihre Loggia gleichsam mit weltgeschichtlichen Fresken aus, welche die fernste Vergangenheit und die nächste Gegenwart verknüpfen. Aegidi meint, daß nicht nur die Massen in Deutschland über den Gang der nationalen Entwickelung im Unklaren sind, daß auch den Gebildeten und zumeist den Gelehrten in unserm Volke alles Verständniß des Zusammenhangs der nationalen Geschicke fehle. Dazu habe nicht unwesentlich der Umstand beigetragen,

daß die deutsche Jugend fortwährend angewiesen worden ist, die Zeit der Hohenstaufen als den Zenith der vaterländischen Geschichte und alles, was darauf folgt, unter dem Gesichtspunkte der Auflösung und Verwesung der alten Herrlichkeit, nicht aber unter dem des Werdens neuer zukunftsreicher Gestaltung, des aus den Ruinen hervorblühenden neuen Gemeinwesens zu betrachten. Am weitesten in solcher Verirrung von der Wahrheit, in solcher Verleugnung der Gesetze des historischen Lebens ist die Wissenschaft der sogenannten deutschen Staats- und Rechtsgeschichte gegangen, die förmlich methodisch das Jahr 1806 als den Endpunkt, auf welchen Verfassung und Recht der Deutschen hinauslaufen, festzustellen und somit die seit der Reformation unaufhaltsame Zersetzung des Heiligen römischen Reichs deutscher Nation als die vaterländische Verfassungsgeschichte, den für unser Dasein als Volk nothwendigen und heilsamen Umsturz jener Reichsverfassung als das Lebensende Deutschlands darzustellen pflegte.

Die Grundzüge der Kleinstaaterei findet Aegidi schon in der Schilderung, welche Tacitus von Germanien entwirft. Man erkennt eine Einheit der gesammten germanischen Rasse; man unterscheidet drei, vier Gruppen, in die sie sich gliedert; aber diesen Gliedern, sowie der Gesammtheit fehlt der politische Verband. Die Stürme der Völkerwanderung wehten die Kleinstaaten hinweg wie welke Blätter von Bäumen. Dann gestalteten sich die ganzen Völker und sogar die Gruppen der Hauptstämme zu staatlichen und monarchischen Ordnungen; auch da nicht das Ganze des Germanenthums. Erst die Franken, gleich stark im Fortschreiten und im Beharren, in der Eroberung fremden Volksthums gründen einen planmäßig oder providentiell vergrößerten Staat, in welchem sich immer aufs neue der Zuwachs an fremden oder vermischten Völkern ins Gleichgewicht setzt mit rein germanischem Geschlecht, das sich ihm unterwerfen muß. Die fränkische Monarchie erweitert sich zu einem Weltreich, das sich so weit erstreckt wie die Weltreligion, die in Rom ihr Haupt hat. Seiner Gesammtheit, die keine nationale war, mußten sich alle rein deutschen Stämme, oft nach hartnäckigem Kampfe, wie die Sachsen, unterordnen. Der Untergang dieses Reichs der Karolinger war so groß und folgenreich wie sein Aufgang. In ihm, als ihrem Mutterschose, reiften die Völker der Geschichte der kommenden Zeiten. Ein deutsches Vaterland datirt für uns erst von den Zeiten, da Karl's Reich in Trümmer fiel und der Ostfranke in dem deutschredenden Sachsen den Bruder, in dem welschen Westfranken den Ausländer erblickte. Die rein germanische Rasse sprengte die Staatseinheit, bildet zum ersten mal in der Geschichte ein staatliches Ganzes des reinen Germanenthums, einen Staat unsers Volks. Unter Heinrich und Otto nahm das deutsche Königreich glücklichen Aufschwung, bis es in dem Weltreich, in dem kosmopolitischen Kaiserthum aufging, bis seine Staatsgewalt sich zu der schwindelnden Höhe einer internationalen Centralgewalt erhob. Damit überspannte das deutsche Volk die Aufgabe seines politischen Daseins; es verschmolz in seiner Denkweise römisches Reich und deutsches Reich und seine Nationalität erschien ihm zuletzt im Licht der Romantik. Während das deutsche Staatswesen in dem heiligen Reich aufging, das weder jemals deutsch noch ein Staat, sondern ein völkerrechtliches Postulat auf kirchlicher Grundlage war, löste sich dasselbe in Atome auf; im engsten Vaterland wurde der Territorialbildung ein ergiebiger Boden bereitet. Es bildete sich das deutsche Fürstenthum, das erst den Päpsten zum Siege verhalf und sich dann auch gegen das Papstthum wandte. Schon zur Zeit des ritterlichen und unfähigen Max war an die Stelle der alten Monarchie der Föderalismus in das Verfassungsrecht eingeführt; das Reich bestand nur noch aus der Vereinigung der Territorien. Als die Reformation ihren Anfang nahm, hatte die alte Monarchie bereits ihr Ende erreicht. Dem deutschen Staat gehörte die völkerrechtliche Centralgewalt; doch diese reichte nicht mehr über die deutschen Grenzen hinaus; dafür war innerhalb derselben alle staatliche Ordnung

völkerrechtlich zersetzt. Deutschland hatte Vorstand des Staatensystems sein sollen: nun war aus Deutschland selbst ein Staatensystem geworden. Dies von der Basis der römischen Kirche loszumachen, auf der es noch immer ruhte als heiliges Reich, war die Aufgabe des Reformationszeitalters. Sie gelang stückweise; doch daß sie gelang, verdanken wir dem Fürstenthum, welches der Träger der Bewegung wurde und dadurch für die Nation wie für die Welt Bedeutung gewann. Der Versuch, ihm gegenüber das Kaiserthum wirklich zu erneuern, scheiterte in dreißigjährigen Kämpfen, aus denen die Territorien als Staaten hervorgingen. In ihnen allen war deutsche Wirklichkeit, doch sie ermangelten der Kraft echter Staatsbildung. Nur ein einziges Territorium gelangte zur Reife und wurde ein deutscher Staat — das Kurfürstenthum Brandenburg unter dem Großen Kurfürsten.

Hier beginnt nun eine Entwickelung der Geschichte Preußens, die, in ebenso großen Zügen entworfen, doch bekanntere Anschauungen wiedergibt. Geistvoll skizzirt Aegidi den Gegensatz zwischen der Richtung der deutschen Romantiker und der Richtung der preußischen Regierung:

Die deutschen Romantiker gehen, wie 1819 bei der wirthschaftlichen Bewegung, so seither in Betreff der politischen Entwickelung, von der nationalen Einheit aus. Sie erstreben eine Form für das Ganze. Eine lockere Form ist ihnen nicht absolut verwerflich, wenn sie das Ganze umfaßt; eine lebensvolle starke Form, welche nicht der Gesammtheit Ausdruck gibt, ist absolut zu verwerfen. Deutsch ist ihnen nur das, was die Nationaleinheit darstellt; Preußen ist preußisch, nicht deutsch; je geschlossener und selbstbewußter die Staatskraft Preußens ist, desto gefährlicher und unerträglicher; ihre Auflösung würde es den Preußen erleichtern, Deutsche zu werden; als Brandenburger, als Pommern wären sie bessere Deutsche. Der Theil, welcher sich als Ganzes fühlt, ist der erklärte Feind der Gesammtheit. In Deutschland aufgehen muß Preußen. Ginge dagegen Deutschland in Preußen auf, so hätte damit Deutschland aufgehört zu existiren und es gäbe keine Deutsche mehr, sondern nur noch Preußen. Die preußische Regierung dagegen geht, wie bei der Stiftung des Zollvereins, von ihrem Staat aus — nicht von der Naturseite der Nationalität, sondern von dem Geistigen und Vernünftigen, dem politischen Gemeinwesen. Die Entwickelung, welche sich daran anschließt, ist eine stückweise und stoßweise, was dem Gesetze des geschichtlichen Werdens eben nicht widerstreitet. Im Anschluß an diesen Staat soll politische Gestaltung immer mehr Theile Deutschlands erfassen, bis Deutschland, soweit es möglich sein wird, Staatseinheit erlangt hat. Denn Einheit Deutschlands ist ihr nicht beliebiger Verband des nationalen Ganzen, sondern Vereinigung der Deutschen zu Einem Staate. Schon vor dem letzten Kriege war dieses Ziel für 19 Millionen Deutsche erreicht; sie hatten die Einheit in der Politik, nach welcher die Uebrigen seufzten. Was von der Einheit Deutschlands bereits fertig war, das ist der preußische Staat. Er selbst ist ein Provisorium des deutschen Staats der Zukunft und trägt den Charakter des Unabgeschlossenen, der bloßen Stufe der Entwickelung an sich, womit eine völlige Befriedigung nicht vereinbar und, wenn sie im Dankgefühl für das, was denn doch beschieden ist, sich kundgibt, anstößig und für die noch Unbetheiligten verletzend sein kann. Aber der Name der Preußen bedeutet in der neuesten deutschen Geschichte nichts anderes als eine Bezeichnung der Deutschen, welche die Staatseinheit haben, im Gegensatze zu denen, welche sie nicht haben. Der politische organisirte Theil der deutschen Nation, das sind die Preußen; der Rest unsers Volks, wie klein oder wie mittelgroß die „Staaten" sein mögen, lebt nur in erträumt staatlichen Zuständen, wirklich aber in provisorischer Anarchie mit gewissen communalen Einrichtungen, die nicht ohne Werth, doch ohne politischen Werth sind.

Das Wohin ergibt sich aus dem Woher? Die Lösung der deutschen Frage war seit den Tagen des Alten Fritz keine Frage mehr, die Antwort war sein preußischer Staat. Preußen bietet jetzt eine Reformation des deutschen öffentlichen Lebens:

Wer Besseres weiß, der sage es. Aber nicht genug, daß er es sage: der setze es ins Werk, der erkühne sich, andere Bahnen zu eröffnen und Preußen zu zwingen, daß es seine Siegeslaufbahn verlasse. Wer aber die begonnene „Reformation an Haupt und Gliedern" für einen Segen und eine heilige Nothwendigkeit erkennt, der erachte sich durch eine allgemeine Wehrpflicht des Geistes und der Kraft für verpflichtet, dem Banner Friedrich's des Großen Heerfolge zu leisten, bis es, wie jetzt von den Zinnen des Hradschin, dereinst über die Gaue des Elsaß weithin von dem strasburger Münster flattern wird — der unterstütze, jeder an seinem Platz und nach Maßgabe seiner Kräfte, die deutsche Politik des Grafen Bismarck!

Aegidi's Schrift hat große Perspectiven, kühne Aperçus und athmet die Wärme der Ueberzeugung.

Die Broschüren von Aegidi, Julian Schmidt u. a. beweisen, daß die altliberale Partei mit Sang und Klang ins Lager Bismarck's übergegangen ist.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Genelli's Dante-Zeichnungen.

Bonaventura Genelli's Umrisse zu Dante's Göttlicher Komödie, unter Leitung des Künstlers gestochen von H. Schütz. Mit Erläuterungen von M. Jordan. Leipzig, Dürr. 1861. Quer-Folio. 5 Thlr.

Unter den Künstlern der Gegenwart nimmt wol keiner eine eigenthümlichere Stellung ein als Bonaventura Genelli, der zwar „bewundert viel und viel gescholten", doch aber nur zu wenig gekannt ist, und erscheint es deshalb sehr erfreulich, daß in letzterer Zeit drei seiner Werke dem größern Publikum zugänglich gemacht worden sind. Dem zum ersten mal veröffentlichten Cyklus „Aus dem Leben eines Wüstlings" und den „Umrissen zum Homer" mit Erläuterungen von Ernst Förster schließen sich die „Umrisse zu Dante's Göttlicher Komödie" an, welche in den Jahren 1840—46 von Genelli entworfen, von Schütz gestochen, und ursprünglich von der Literarisch-artistischen Anstalt in München herausgegeben wurden. Wenn diese Umrisse jetzt in einem neuen Gewande vor das Publikum treten, so muß zunächst anerkannt werden, daß sich diese neue Ausgabe durch die Correctheit der Ausführung, durch die Eleganz der kurzen und übersichtlichen Erläuterungen und durch einen mäßigen Preis auszeichnet. Da die „Göttliche Komödie" das Schicksal der „Messiade" theilt, mehr bewundert als gelesen zu werden, so ist es sehr dankenswerth, daß durch die geistvollen Erläuterungen Max Jordan's auch für diejenigen, denen das Land jenseit des Acheron eine terra incognita ist, das Verständniß der Zeichnungen Genelli's ermöglicht wird.

Die Einleitung zeigt zunächst den erst in neuerer Zeit vollständig gewürdigten Zusammenhang der „Göttlichen Komödie" mit der politischen Stellung Dante's; sodann legt sie aber auch den ethischen Grundgedanken der Dichtung selbst dar und erläutert die eigenthümliche Anschauung von der Configuration des „Inferno", „Purgatorio" und „Paradiso", welche bei der Wanderung „vom Himmel durch die Welt zur Hölle" den Dante'schen Schilderungen zu Grunde liegt. Außerdem ist bei jedem Bilde eine kurze Erklärung der Situation, eine nähere Bezeichnung der dargestellten Personen in deutscher und französischer Sprache beigefügt und auch die Stelle des Originals, auf welche sich das Bild bezieht, mit abgedruckt. Endlich gibt Jordan in einem Excurs über „den Künstler und sein Werk" — in welchem er das Jahr 1798 als Geburtsjahr Genelli's aufführt, während von Förster und Hagen das Jahr 1801, von Lübke sogar das Jahr 1803 als solches bezeichnet wird —, einen Ueberblick über den Lebensgang und die künstlerische Entwickelung Genelli's, eine Schilderung seiner eigenartigen Persönlichkeit. Bei derselben bewahrheiten sich allerdings die Worte der Einleitung, daß Genelli einer der Geister sei, denen nur mit extremer Empfindung begegnet werde, denn bei dieser Charakteristik Genelli's hat nicht sowol „objectives Urtheil", als vielmehr „begeisterte Hingabe" die Feder geführt. Letzteres tritt um so schärfer hervor, als gerade die Umrisse zur „Göttlichen Komödie" zu den schwächern Werken von Genelli's Hand gehören, und man möchte es bedauern, daß durch diese neue Ausgabe die Möglichkeit einer weitern Verbreitung einem Cyklus von Zeichnungen zutheil wird, welcher denselben gerade weniger verdienen dürfte als die meisten andern Schöpfungen Genelli's.

Es ist dies keineswegs, wie Förster („Kunstgeschichte", V, 130) meint, dem Umstand zuzuschreiben, daß Genelli's Muse in der „Göttlichen Komödie" ein ihr fremdes und fremdartiges Land betreten, und daß der Künstler sich nicht in die Denk- und Anschauungsweise des Dichters habe versetzen können. Im Gegentheil läßt sich eine gewisse Wahlverwandtschaft zwischen dem Dichter und seinem Illustrator nicht verkennen, und wenn Jordan sagt, daß seit den biblischen Erzählungen in der „Göttlichen Komödie" zum ersten mal wieder „christliche Mythologie" in großem Stil und mit weltumfassendem Sinn gedichtet worden, so ist diese danteske Mischung von Mythologie und Christenthum auch in den Werken Genelli's zu finden, dessen Classicismus mit der Romantik der ungebundensten Phantasie durchwebt ist.

Der Grund, weshalb wir in den Panegyrikus der Dante-Zeichnungen Genelli's nicht unbedingt einstimmen können, ist ein doppelter. Zunächst kann keineswegs zugegeben werden, daß, wie in der Einleitung Jordan's gerühmt wird, die Zeichnungen Genelli's als rechte Gegensätze poetischer und bildnerischer Darstellungsmittel dastehen; vielmehr hat der Künstler vielfach die Grenzen überschritten, welche in Lessing's „Laokoon" für die Darstellung in Wort und in Bild gezogen sind, und Scenen zur Anschauung zu bringen versucht, die überhaupt nicht bildlich dargestellt werden können, am wenigsten mit dem einfachen Mittel der Umrißzeichnung, in welcher kaum eine Trennung des Vorder-, Mittel- und Hintergrundes möglich ist. Sodann ist aber auch das Lob, daß der Künstler es verstanden habe, das Ungeheuere des Inhalts durch schöne Form zu bändigen, nicht überall ein wohlverdientes. Die rhythmische Bewegung der Linien, die erhabene Grazie des Vortrags, welche den Ruhm Genelli's bilden, tritt, so möchten wir im Gegensatz zu Jordan behaupten, in keinem Werke von des Künstlers Hand weniger hervor als in den Umrissen zu Dante.

Die meisten Teufelgestalten erinnern in unerfreulicher Weise an die Seibertz'schen Faust-Bilder; nur wenige, z. B. die Dämonen auf dem vierten Bilde des „Inferno", der Teufel, welcher Dante und Virgil bei der Wanderung am Pechpfuhl leitet, lassen das Dämonische und Diabolische in nicht unschöner Form, ja in einer grausen Erhabenheit zur Anschauung gelangen, während die übrigen nur das thierische Element in monströsen Figuren, zum Theil mit Thierköpfen zeigen. Aber auch der Rhythmus der Linien fehlt vielfach einzelnen Umrissen; es bilden z. B. in der Darstellung des Ugolino, auf welcher die Furie noch die ansprechendste Persönlichkeit ist, die vier auf dem Boden horizontal liegenden Leichen der Knaben, aus deren Mitte mit dem Oberkörper sich Ugolino, den Leib krampfhaft haltend, erhebt, eine geradezu abstoßende Gruppe. Ebenso unschön ist aus dem „Purgatorio" die Darstellung der Ruhmesstolzen und Hochmüthigen, welche unter der Last gewaltiger Steine mühsam einherschleichen; die auf Händen und Füßen kriechende Figur im Hintergrunde, die zusammengepreßte Gestalt im Vordergrunde, welche den auf dem Rücken balancirenden Stein bei der nächsten Bewegung entweder verlieren oder sich mit demselben rückwärts überschlagen wird, sind fast einen komischen Eindruck hervorzurufen geeignet.

Auch die Gruppe von Adam und Eva, namentlich die froschähnlichen Bewegungen der Eva, im Limbus die ganze Darstellung des „Kurzweils in der Hölle"; die Heuchler, welche als Mönche in goldglänzenden bleiernen Kutten über den gekreuzigten Kaiphas dahinschreiten; die Gruppe der drei nackten Gestalten, welche dem Minnelied des Sängers Casella zuhören; die Heilige, welche, im Sturmschritt vorschreitend, der Sirene mit der Rechten in den Schopf greift, während sie ihr mit der Linken das Gewand abreißt; der bausbackige Cherubim vor den Pforten des Fegfeuers, der dem Dante die sieben „P" als Symbol der Sieben Todsünden auf die Stirn schreibt — sie alle lassen die „erhabene Grazie des Vortrags" nur zu sehr vermissen, sie sind theils hölzern und steif, theils in gezwungenen verrenkten Stellungen.

Sodann aber — und dies muß dem Künstler hauptsächlich zum Vorwurf gemacht werden — hat er sich für seinen Griffel häufig Scenen ausgewählt, welche ihrer Natur nach sich der malerischen Darstellung entziehen. So ist z. B. das Bild zu der Erzählung aus dem „Purgatorio" (Canto 5, V. 109—127), wie der Leichnam des Buonconte da Monteseltro von dem um die Seele desselben

betrogenen Dämon im Uferschlamm des Arno mit Unterstützung des Flußgottes vergraben wird, ohne die Erklärung Jordan's absolut unverständlich; der kopfüber in den Mittelgrund hineinschwimmende Leichnam, der eine Etage tiefer theilnahmlos daliegende Flußgott u. s. w. zeigen, wie verfehlt die Wahl dieses Stoffs gewesen; für eine solche Darstellung würde die Art und Weise G. Doré's, welche auf den landschaftlichen Hintergrund wesentliches Gewicht legt, noch die einzig zulässige sein. Ebenso krankt an diesem Fehler der Undarstellbarkeit der Umriß zu dem „Durchschreiten des Flammengrabens"; die drei Dichtergestalten des Virgil, Statius und Dante, die Treppe jenseit des Grabens, vor allem aber die drei Paare der im Flammengraben sich reinigenden Geister, welche bei jeder Bewegung sich küssend eilends dahingleiten, sie bilden ein Ensemble, welches ebenso unschön als unverständlich ist. Aehnliches, wenn auch nicht in demselben Maße, gilt von dem Bilde der Zwiespaltstifter, der Betrüger, des Teufelskampfes u. a.

Das etwas zu überschwengliche Lob der Jordan'schen Einleitung spannt die Erwartung so hoch, daß eine Enttäuschung nothwendigerweise eintritt und jeder Beschauer zunächst die Kritik übt, zu der Genelli's Zeichnungen nur zu sehr Veranlassung geben. Es wäre aber ungerecht, wollte man über diese Mängel die großen Vorzüge eines Werks verkennen, in dem auf vielen Blättern eine Fülle der Schönheit im leichten Fluß weniger Linien zur Anschauung gebracht wird. So ist z. B. das vierte Blatt des „Inferno": „Die Liebessünder", geradezu vollendet zu nennen; die ganze Anordnung um Dante und Virgil in der Mitte des Vordergrundes, die beiden Gruppen der Sünder zur Rechten und Linken, bewacht von den Dämonen, welche die Stürme einen Augenblick schweigen lassen, und vor allem die schwebenden Gestalten der Francesca da Rimini und des Paolo sind maßvoll schön und von fesselnder Gewalt. Ein Meisterstück ist auch die Darstellung von Dante's Traum aus dem „Purgatorio" (Canto 9, V. 13—30): im Vordergrunde die ernste Figur des Virgil, welcher den Schlaf des Freundes bewacht, während dessen Traum, daß ein Adler ihn in seine Fänge nehme und zu den Flammenhöhen des Olymp emportrage, im Hintergrunde zur Wahrheit wird. Wenngleich sich dieses Sujet eigentlich auch zur malerischen Darstellung kaum eignet, und namentlich in der Umrißzeichnung die Trennung des visionären Hintergrundes von dem realen Vordergrunde kaum möglich erscheint, so ist doch die schwierige Aufgabe mit Genialität gelöst und diese edelschöne Darstellung eins der vorzüglichsten Blätter.

Solche Umrisse in ihrer großartigen Einfachheit muß man mit den anspruchsvollen effectreichen Illustrationen G. Doré's vergleichen, um zu erkennen, wie weit diesem der Genius des deutschen Künstlers überlegen ist, während die in gleicher Darstellungsweise gehaltenen Umrißzeichnungen, wie sie Flaxman zu Homer, und Retzsch zu Shakspeare geliefert, im Vergleich mit Genelli's Bildern flach und leer erscheinen. Auch in den weniger vollendeten Darstellungen sind einzelne Figuren von erhabener Schönheit; z. B. der von der Leiche des Guido da Montefeltro sich abwendende heilige Franciscus („Inferno", Nr. 14) und das Pendant: der Engel, welcher die Seele des Buonconte da Montefeltro aufnimmt („Purgatorio", Nr. 19).

Ebenso genial — ganz im Geiste der Cinquecentisten — ist die Aufgabe gelöst, die mystische Vermählung des Franciscus von Assisi mit der „Armuth" darzustellen; die nur mit dem Rosenkranz des Beters geschmückte Braut im zerrissenen Kleide, welche den Ring vom heiligen Franciscus empfängt, während Gott Vater diese Ehe einsegnet, erinnert an die Hauptgruppe im Rafael'schen „Sposalizio" in der Galerie Brera in Mailand; dagegen ist es kaum begreiflich, wie die darauf folgende Zeichnung: „Christus und die Armuth", deren Gedanke ebenso geschmacklos ist wie die Darstellung selbst, von derselben Hand entworfen werden konnte: der Erlöser am Kreuz wird halb umfaßt von einer mit dem Myrtenkranz geschmückten weiblichen Gestalt, welche sich an seine Brust zu schmiegen sucht.

Die Mangelhaftigkeit der Zeichnung — denn der Armuth scheinen der linke Arm und die Füße fast zu fehlen — wird über der Geschmacklosigkeit einer solchen Auffassung kaum bemerkt, und wenn hier das vom Dichter gebrauchte Bild zum Gegenstand malerischer Darstellung gemacht worden, so ist dies in derselben, unwillkürlich fast parodischen Weise geschehen, in welcher in der französischen Erklärung die Dante'schen Worte:

Si che, dore Maria rimase giuso
Ella con Cristo pianse in sulla croce! —

in folgender Weise übertragen werden: „Lorsque jadis sur le Golgatha le Sauveur laissa au pied de la croix sa mère plongée dans la plus profonde douleur, il ne prit avec lui que la Pauvreté, *son amante préferée*" — ein Passus, der in dem hinzugefügten Worte: „car il mourut pauvre et dénué de tout", doch keine genügende Entschuldigung finden kann.

Am wenigsten ansprechend sind überhaupt die letzten Darstellungen aus dem „Paradiso", welche der Verherrlichung des Mönchthums gewidmet sind; wie denn auf dem Schlußbilde der Nachen Petri die Kirche — Gottes Braut — trägt, während Franciscus Seraphicus den Anker hält und Dominicus, statt das Steuerruder zu führen, die Hände über demselben faltet. Mit dieser Auffassung contrastirt es dann allerdings eigenthümlich, daß die Heuchler als Mönchsgestalten dargestellt sind, und daß einer der Unseligen, die von Minos die verdiente Höllenstrafe erwarten, eine Bischofsmütze trägt.

E. Hertsfurth.

Ein neuer Band der „Jahrbücher des Deutschen Reichs".

Kaiser Heinrich VI. von Theodor Toeche. Leipzig, Duncker und Humblot. 1867. Gr. 8. 4 Thlr.

Das vorliegende Werk eines Schülers von Ranke und Sybel bildet eine sehr erfreuliche Fortsetzung der „Jahrbücher des Deutschen Reichs", von deren frühern Bänden es in Form und Eintheilung einigermaßen abweicht da es, ursprünglich zu selbständiger Veröffent-

lichung bestimmt, erst nach seiner fast vollendeten Ausarbeitung auf Anregung Ranke's der Sammlung der Annalen einverleibt wurde.

Die Einleitung schildert uns König Heinrich zur Seite seines Vaters: die Situation von Kaiser und Reich nach dem Sturze Heinrich's des Löwen, die Schwertleite Heinrich's 1184, die wichtigen Verhandlungen zu Verona 1184, 1185, Heinrich's Hochzeit mit Konstanze, der Erbin des Normannenreichs, den Bruch Barbarossa's mit Urban III., die gefährliche Empörung Philipp's von Köln 1157 und die Vorbereitungen zu dem Kreuzzuge, auf welchem Friedrich I. den Tod findet, 1189. Das erste Buch umfaßt die selbständige Regierung Heinrich's vor der Kaiserkrönung: den Krieg gegen Heinrich den Löwen, welcher die Anfänge der Regierung des unterschätzten Kaiserjünglings für die rechte Gelegenheit zur Wiederaufrichtung der Welfenmacht gehalten hatte, dann die wirren Parteikämpfe im Normannenreich, die Erhebung Tancred's von Lecce zum König und Vorfechter der nationalen Adelspartei wider die deutsche Herrschaft (1190), das Eingreifen Richard's von England in die sicilischen Dinge, den Römerzug Heinrich's und dessen Krönung zu Rom. Das zweite Buch verfolgt den Kaiser Heinrich von seiner Krönung bis zur Eroberung des normannischen Reichs und erörtert den mißglückten ersten italienischen Feldzug von 1191 und des Kaisers Rückkehr nach Deutschland, wo ihm die nächsten Jahre in Bekämpfung der welfischen Umtriebe und der wiederholten Fürstenempörungen verfließen (Adolf von Holstein wider Heinrich den Löwen 1191, lütticher Bischofsmord 1192, neue norddeutsche Händel 1193), bis die geschickte politische Ausnutzung der Gefangenschaft Richard's von England ihm wieder freie Hand für Italien schafft und 1194 die Eroberung des Normannenreichs ohne Mühe gelingt. Das dritte Buch behandelt die letzten, großartigsten Jahre des kühnen Staufen: die Plane zur Wiederaufrichtung der römischen Weltherrschaft, wozu die Erblichmachung der Krone in seinem Hause, der scheinbar aus religiösen Motiven und um des Papstes willen unternommene Kreuzzug als Brücke nach Jerusalem und Byzanz nur die Mittel sein sollten, bis plötzlich mitten in dem Siege über neue normannische Erhebungen und mitten in großen Rüstungen gegen den Orient der jähe Tod des Kaisers alle diese Plane zerreißt.

Die ganze Arbeit verdient in Form und Inhalt volle Anerkennung. Die Sprache und die gesammte Darstellung ist sauber und sorgfältig, die Forschung gewissenhaft, die Methode ohne Tadel. Sehr werthvoll sind die 37 (in der zwölften Beilage) zum ersten mal publicirten Urkunden zur Geschichte Heinrich's aus dem Archiv von Cremona, welche der Verfasser durch den dortigen Archivsecretär Ippolito Cereda erhielt; außerdem wird eine Anzahl von bisher nur fehlerhaft edirten Urkunden in correcter Fassung veröffentlicht. Ferner wurde für die normannischen Dinge der ungedruckte Abschnitt des Gottfried von Viterbo verwerthet, die bisher nur aus Otto Abel's Notizen bekannte Briefsammlung von 1185 vom Verfasser in Leipzig aufgefunden und benutzt, und durch den Archivar bei Giudici in Neapel und Huillard-Bréholles in Paris die Veröffentlichung und Ausbeutung anderer bisher nicht veröffentlichten Schriften ermöglicht. So konnte die lombardische Geschichte jener Zeit vorzugsweise auf Grund ungedruckter Urkunden dargestellt werden. Die 13 übrigen Beilagen behandeln in eingehenden Excursen eine Reihe der wichtigsten Streitfragen der Periode; wir heben daraus die Abhandlung über die Gefangenschaft Richard's von England hervor, dann die über den Plan Barbarossa's, seinen Sohn zum Mitkaiser zu machen, und besonders die Darstellung des Reformplans der Reichsverfassung (Erblichmachung der Kaiserkrone einerseits, der Fürstenlehen andererseits). Letztere bot für einen Historiker, dem das Lehnrecht jener Zeit nicht fachmäßig vertraut ist, auch nach Ficker's Vorarbeiten bedeutende Schwierigkeiten. Gleichwol haben wir auch von rechtshistorischem Standpunkt keinen nennenswerthen Misgriff in diesem Abschnitt gefunden und hätten nur etwa eine häufigere Verwerthung rechtsgeschichtlicher Monographien für jene Periode (z. B. von Furth's Ministerialen bei der Darstellung der staufischen Dienstleute) zu wünschen.

Das Werk wird seine ehrenvolle Stelle ehrenvoll behaupten. 31.

Feuilleton.

Ludwig Häusser.

Mit Ludwig Häusser hat die neue Schule der deutschen Geschichtschreibung einen ihrer Hauptvertreter verloren. Häusser war am 26. October 1818 in Kleeburg im Unterelsaß geboren, besuchte das Gymnasium zu Manheim und dann die Universitäten zu Heidelberg und Jena. Im Herbst 1838 promovirte er in Heidelberg und gab alsbald zwei Beiträge zur Kritik der Geschichtschreibung und der geschichtlichen Ueberlieferung heraus: „Die deutschen Geschichtschreiber vom Anfang des Frankenreichs bis auf die Hohenstaufen" (1839) und „Die Sage vom Tell" (1840). Diesen Schriften folgte, nachdem er sich im Herbst 1840 habilitirt hatte, seine „Geschichte der rheinischen Pfalz" (2 Bde.). Er wurde darauf zum außerordentlichen und am Ende des Jahres 1849 zum ordentlichen Professor in Heidelberg ernannt. Seiner durch lebendigen Vortrag anregenden Lehrthätigkeit zur Seite ging sein parlamentarisches Wirken. Für Häusser wie für alle Vertreter der geistesverwandten Richtung der Geschichtschreibung war die schleswig-holsteinische Frage eine treffliche Schule. Mehr oder weniger haben sich diese Historiker sämmtlich ihre Sporen in publicistischen Kämpfen für Schleswig-Holstein verdient, obgleich die endliche Lösung dieses gordischen Knotens nicht den Männern der staatsrechtlichen und geschichtlichen Deductionen gelang, sondern einem Staatsmanne, der ihn mit dem Schwerte durchhieb. Gleichwol fiel aus der Beschäftigung mit einer vielfach verwickelten brennenden Frage des Augenblicks von nationaler Bedeutung manches Licht auf die Darstellung vergangener Zustände. Es war ein Fortschritt, daß unsere Historiker zugleich Publicisten wurden; es kam dadurch ein frischerer Hauch in unsere Geschichtschreibung. Häusser schrieb 1846 ein Schriftchen: „Schleswig-Holstein, Deutschland

und Dänemark". Dann betheiligte er sich mit Gervinus an der Redaction der „Deutschen Zeitung". Im Jahre 1848 wurde er in die zweite badische Kammer, 1850 in das erfurter Unionsparlament gewählt. In beiden hatte er Gelegenheit, sein hervorragendes Rednertalent zu bewähren, das auch seinen Geschichtsvorträgen ein begeistertes Auditorium sicherte. Seiner Gesinnung nach gehörte er der constitutionellen Mittelpartei an, welche den Bundesstaat auf liberalen Grundlagen wollte. Heftig kämpfte er in Baden gegen die ultramontanen und orthodoxen Parteien und unterstützte, als er 1860 wieder in die Kammer gewählt wurde, das Ministerium Roggenbach mit allen Waffen seines schlagkräftigen Geistes. Schon oft durch Krankheit in seiner Wirksamkeit gehemmt, erlag er am 17. März 1867 der Brustwassersucht.

Häusser's Hauptwerk ist: die „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes" (4 Bde., 1854 fg.; dritte Auflage, 1861 fg.). Er gehörte als Historiker der Schlosser'schen Schule an, welche in dem Gewebe der Geschichte nicht blos zusammengesponnene Fäden diplomatischer Kunst sieht, sondern auch den sittlichen Einschlag nicht vergißt. Seine oft scharfen Urtheile über Charaktere und Begebenheiten athmen das Pathos sittlicher Gesinnung. Seine Darstellung ist frisch und lebendig; sie hat etwas Heißblütiges und verleugnet nirgends die süddeutsche Herkunft des Autors. Daß Häusser einen derben Humor besaß, der sich in keineswegs schonenden Glossen und Randzeichnungen erging, das beweisen seine „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution" (1851). Jedenfalls hat sein Tod eine Lücke in den Phalanx unserer Historiker gerissen, die so bald nicht verschmerzt werden wird.

Zwei politische Gedichte.

Die politische Lyrik regt sich wieder. Emanuel Geibel begrüßt die Eröffnung des norddeutschen Reichstags mit dem folgenden, in der „Kölnischen Zeitung" abgedruckten Gedicht:

Den Bauleuten.

Nun aus Oft und West der Sturm
Droht heranzubrausen,
Laßt uns gründen einen Thurm,
Daß wir drinnen hausen!

Baut die Mauern stark und fügt
Fest die Balkenstützen,
Wenn's vorerst auch nur genügt,
Uns im Braus zu schützen.

Sind wir unter sichrem Dach
Nur einmal geborgen,
Läßt für wohnliches Gemach
Sich schon weiter sorgen.

Aber jetzt versäumt die Frist
Nicht mit Glanzentwürfen,
Und vor dem, was lieblich ist,
Schafft, was wir bedürfen!

Schon aus naher Wolken Schos
Grollt der Zorn der Winde;
Eilt, daß er nicht obdachlos
Abermals uns finde!

Brach sich erst der Wetterschlag
An den rauhen Wänden,
Mögt ihr froh am heitern Tag,
Was sie schmückt, vollenden!

Freudenschall und Farbenflor
Rufe dann zum Feste,
Und es öffne sich das Thor
Weit für theure Gäste.

Daß dieses Gedicht nicht spurlos verhallt ist, beweist die Thatsache, daß mit einer Strophe desselben einer der hervorragendsten Abgeordneten des Reichstags seine rednerischen Ergüsse schmückte.

Von ähnlicher Tendenz ist das Gedicht von Hermann Grieben: „Auf der Rheinbrücke zu Köln", gedichtet zur Feier der Enthüllung des Kolossal-Reiterstandbildes von Friedrich Wilhelm IV. auf der gigantischen Eisengitterbrücke zu Köln. Dies von Bläser geschaffene Standbild wurde am 22. März, am Geburtstage des Königs Wilhelm, enthüllt. Das Gedicht lautet:

Der Nebel sank. In heitrer Bläne
Umwölbt der Himmel rings das Land,
Und schon beginnt die Welt aufs neue
Mit Grün zu wirken ihr Gewand.
Der Frühling kommt, schon nahn die Boten
Und bringen Trost und Freude mit,
Daß auch das Bild geliebter Todten
Uns freundlich vor die Seele tritt.

Tief unten wallt in grünen Wogen
Der Strom vorüber ins Gefild,
Doch hoch auf stolzem Brückenbogen
Verhüllt sich noch ein riesig Bild.'
Da sinkt der Schleier. Erzgegossen,
In freundlich lebensvollem Schein,
Steht, hell vom Sonnenlicht umflossen,
Der König auf der Wacht am Rhein.

Er schaut den Dom. Die Thräne blendet
Ihm fast den Blick; er glaubt es kaum,
Daß sich allmählich doch vollendet
So seines Herzens schönster Traum.
Ist's nicht, als ob die Lippe bebte:
„O Gott, erhöre mein Gebet,
Daß, was für Deutschland ich erstrebte,
Auch endlich in Erfüllung geht."

Es wird erfüllt. Die Bahn ist offen;
Der Frühling kommt; o komm' er bald!
Was deutsche Männer fest erhoffen,
Gewinnt schon Leben und Gestalt.
Ihr Stämme, scharet euch zum Bunde!
Das Eisen schmiedet, nun es weich!
Auf Träumen nicht, auf festem Grunde
Ersteht das neue deutsche Reich.

Es gilt, ein großes Werk zu schaffen.
O, König Wilhelm, Herr und Held,
Du Führer unsers Volks in Waffen,
Sei nun auch Friedensfürst der Welt!
Du hast mit mächt'ger Eisenbrücke
Den Strom der Zwietracht überspannt,
So führe nun den Weg zum Glücke
Das ein'ge deutsche Vaterland!

Wir freuen uns, daß unsere Lyrik sich nicht blos auf minnigliche Frauenpoesie beschränkt, sondern so kräftig in die Saiten greift, um die weltgeschichtlichen Ereignisse zu accompagniren. Nur eine für Männer bestimmte Lyrik kann eine durchgreifende nationale Bedeutung gewinnen.

Karl Schröder's Uebersetzung des „Meier Helmbrecht".

In der Broschüre von Friedrich Keinz, in welcher Karl Schröder sich in Betreff der Helmbrecht-Frage eine herbe Antikritik gefallen lassen muß (vgl. Nr. 18 und Nr. 30 d. Bl. f. 1866), ist am Schlusse auf die von Schröder gelieferte Helmbrecht-Uebersetzung Bezug genommen. Sie wird hart verurtheilt, und zum Beweise seiner Aussage führt Keinz verschiedene Stellen der Uebersetzung an und vergleicht sie mit dem Original. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß diese Blumenlese kein günstiges Vorurtheil für Schröder's Leistung erweckt; indessen können einzelne aus dem Ganzen herausgerissene Stellen den Gesammteindruck nicht von vornherein gefangen nehmen. Erst nach längerer Zeit bekamen wir die Uebersetzung selbst zu Gesicht. Es ist ein kleines, hübsch ausgestattetes Büchlein, welches den Titel führt: „Helmbrecht von Wernher dem Gartner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte übertragen von Karl Schröder" (Wien 1865). Abgesehen von einzelnen Stellen, die in der That mislungen oder unedel im Ausdrucke sind, müssen wir bekennen, daß die Uebertragung sich ganz gut liest; sie ist gewandt, soweit das eben eine Uebersetzung aus

dem Mittelhochdeutschen sein kann. Daß sie uns besonders wohl gefallen, wollen wir ebenso wenig sagen. Wir hoffen immer noch auf einen zweiten gelungenern Versuch von Heinz, der die Fehler Schröder's vermeidet und das Original treuer wiedergibt. An sich allerdings läßt sich gegen Uebersetzungen aus dem Altdeutschen manches einwenden; dienen sie zur Anregung und leiten sie zu der Lektüre der Originale über, dann haben sie ihren Zweck erfüllt, und in dieser Beziehung mögen sie nicht ganz ungerechtfertigt sein.

Aus der kurzen Einleitung, welche Schröder seiner Uebertragung vorausſendet, geht hervor, daß sie vor seinem Aufsatze in Pfeiffer's „Germania" entstanden ist, in welchem er sich gegen Heinz und seine Annahme der bairischen Heimat des Gedichts erklärte und zugleich den Dichter Wernher den Gartenaere mit dem bekannten Spruchdichter Bruder Wernher identificirte. Was er in der „Germania" in weiterer Ausführung zu begründen suchte, ist in der genannten Einleitung nur kurz angedeutet und als einfache Vermuthung hingestellt. Im übrigen enthält die Einleitung eine treffende Charakteristik des vorzüglichen Gedichts.

Bibliographie.

Bauer, H., Abstammung und Ursprung des würtembergischen Fürstenhauses. Ein Versuch. Heilbronn. Gr. 8. 8 Ngr.

Beck, A., Graf Gustav Adolf v. Gotter. Ein Lebensbild aus der Zeit Friedrichs des Großen und Maria Theresia's. Gotha, F. A. Perthes. 12. 12 Ngr.

Bismarck's Kaiserschnitt. (Geheime Correspondenz.) München, Neuregart jun. 32. 4 Ngr.

Bonar, H., Das Wort der Verheißung. Ein Handbuch für die Verheißungen der heiligen Schrift. Hamburg, J. G. Oncken. 12. 10 Ngr.

Briefe von und an Klopstock. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von J. M. Lappenberg. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Daumer, G. F., Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit. 2 Bde. Dresden, Türk. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eberty, F., Geschichte des preußischen Staats. 1ste Abth.: Geschichte des preußischen Staats bis zum Regierungs-Antritt Friedrich des Großen. 2 Bde. 1411—1740. Breslau, Trewendt. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Ehrenfeuchter, A., Fritz und Fritzchen. Ein kleinstaatlicher Parlamentsroman. 1 Bde. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Erinnerungen aus dem Feldzug in Italien 1859. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fabrain, H. v., Graf Bismarck und die Legitimität der Dinge oder: wie Kartoffeln Deutschland zerstörte. Leipzig, Rosberg. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gerstäcker, F., Unter den Penchuenchen. Chilenischer Roman. 3 Bde. Jena, Coste noble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Graf, R., Die Feste der Republik Venedig. Klagenfurt, Leon. 1866. kl. 4. 20 Ngr.

Grethe, W., Die Kinder des Papstes. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Grethe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hausjakob, H., Die Salpeterer, eine politisch-religiöse Secte auf dem östlichen Schwarzwald. Waldshut, Zimmermann. 8. 5 Ngr.

Havemann, W., Das Kurfürstenthum Hannover unter 10jähriger Fremdherrschaft 1803 bis 1813. Jena, F. Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Hessen und der norddeutsche Bund. Darmstadt, Würz. Gr. 8. 5 Ngr.

Hettinger, F., Die Kunst im Christenthume. Festrede. Würzburg. Gr. 8. 15 Ngr.

Heyse, P., Syritha. Berlin, Hertz. 8. 16 Ngr.

Hiersemenzel, E., Demokratische Studien. Ein Vortrag. Berlin, Janke. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoefer, E., In der Irre. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Hoffmann, Kriegs-Tagebuch des 4ten Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 15 (Prinz Friedrich der Niederlande) aus dem Feldzuge gegen Dänemark 1864. Minden. 1866. Gr. 8. 27 Ngr.

Höfler, C., Barbara, Markgräfin zu Brandenburg, verwittwete Herzogin in Schlesien, vermählte Königin von Böhmen, Verlobte Konrads Herrn zu Haydek. Ein deutsches Fürstenbild aus dem XV. Jahrhunderte. Nach den geheimen Correspondenzen des hohenzollerschen Hausarchives bearbeitet. 1ste Abth. Prag. Gr. 4. 20 Ngr.

Ideen über die französische Revolution und ihre weitere Entwicklung. Ein Blick auf die heutigen constitutionellen Zustände Oesterreichs von X. Y. Z. Wien, Markgraf u. Müller. Lex.-8. 6 Ngr.

Kalenberg, E. v., Des Adler's Aufflug. Zeitgeschichtlicher Roman. 1ste und 2te Lief. Leipzig, Wengler. 8. à 10 Ngr.

Kant's, I., sämmtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. 1ster Bd. Leipzig, Voss. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kavanagh, Julia, Sybille. Roman. 3 Bde. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 8. 4 Thlr.

Ketteler, W. E. Freih. v., Deutschland nach dem Kriege von 1866. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr.

Kleinert, P., Schiller's religiöse Bedeutung. Ein Vortrag. Berlin, Wigandt u. Grieben. Gr. 16. 6 Ngr.

Köhler, L., Einige Betrachtungen über Sonst und Jetzt. Leipzig, Rhode. 8. 4 Ngr.

Koppmann, K., Kleine Beiträge zur Geschichte der Stadt Hamburg und ihres Gebietes. 1ster Beitrag. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 7½ Ngr.

Friedrich Kohlrausch. Nekrolog. Hannover, Helwing. Gr. 8. 4 Ngr.

Kossuth, F. W., Jesuitische Mohrenwäsche. Ein Versuch des Herrn Dechanten M. Faust in Birkenfeld, den Jesuiten Guyo weiß zu waschen. Wirschweiler, Kossuth's Selbstverl. Gr. 8. 6 Ngr.

Kremer, A. v., Altarabische Gedichte über die Volkssage von Jemen als Textbelege zur Abhandlung „Ueber die südarabische Sage". Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Die neuen evangelischen Landestheile Preußens und die Union. Auch ein Votum über die Gestaltung der evangelischen Landeskirche in Preußen. Berlin, Rauh. 8. 7½ Ngr.

Leitschuh, F., Die Entstehung der Mythologie und die Entwicklung der griechischen Religion nach Hesiods Theogonie dargestellt. Ein religions-philosophischer Versuch. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 18 Ngr.

Le Grave, Agnes, Erzählende Dichtungen. 3te Sammlung. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 16. 22½ Ngr.

Levy, M., Der Staat und die Juden im norddeutschen Bunde. Ein Mahnruf an das norddeutsche Parlament. Lissa, Scheibel. Gr. 8. 5 Ngr.

Ludwig, F., Das deutsche Theater. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 10 Ngr.

Luthardt, C. E., Die Ethik Luthers in ihren Grundzügen. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 15 Ngr.

Meißner, L., Der Entscheidungskampf in Mittel-Europa. Prag, Steinhauser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Menschwerdung des Affen. Ein Spiel der Gegenwart in 2 Akten. Von Einem, der sich der Gegenwart schämt. Würzburg, Stahel. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Menzel, W., Der deutsche Krieg im Jahre 1866, in seinen Ursachen, seinem Verlauf und seinen nächsten Folgen. 1ste Lief. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 6 Ngr.

Meyer v. Knonau, G., Ueber die Bedeutung Karl's des Grossen für die Entwicklung der Geschichtschreibung im 9. Jahrhundert. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 6 Ngr.

Mißenius, A., Harun al Raschid. Drama. Darmstadt, Würz. 8. 20 Ngr.

Mühlbach, Louise, Marie Antoinette und ihr Sohn. Historischer Roman. 6 Bde. Jena, Costenoble. Gr. 16. 6 Thlr. 15 Ngr.

Mühlbrecht, O., Der holländische Buchhandel seit Coster. Vortrag. Leipzig, Weber. Gr. 8. 7½ Ngr.

Parlamentstagebuch. 1stes Heft. Leipzig, Quandt u. Händel. Hoch 4. 2½ Ngr.

Pohl, C. F., Mozart und Haydn in London. 1ste Abth. Mozart in London. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pfordten's, Freih. v. der, Wirken und Wirkungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Jahres 1866. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 9 Ngr.

Raumer, F. v., Sonst und Jetzt. Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Rauscher, E., Elegien vom Wörther-See. 1866. Klagenfurt, Leon. 16. 10 Ngr.

Rogeard, Paris im Beichtstuhl. Deutsche Original-Ausgabe. 1stes und 2tes Heft. Leipzig, Purfürst. Gr. 16. à 5 Ngr.

Sandbank, H., Ueber Leidenschaft und Versöhnung in der Tragödie. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 8 Ngr.

Schleiden, M. J., Die Umwandlung der Weltordnung am Ende des Mittelalters. Vorlesung. Dresden, Burdach. 8. 5 Ngr.

Sepp, Neue architektonische Studien und historisch-topographische Forschungen in Palästina. Würzburg, Stahel. Lex.-8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Sepffarth, L. W., Die Stadtschulen. Betrachtungen und Vorschläge. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 10 Ngr.

Simon, J., Wo ist die gnädige Frau? Lustspiel. Nach einem vorhandenen Stoff bearbeitet. Mannheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Spitta, T., Entschleierte Dunkel. Novellen. Berlin, Wegener. Gr. 8. 1 Thlr.

Steffens, A., Auf der Roßtrappe. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sturmhoefel, N., Offenbarungen für Alle. Leipzig, Priber. Gr. 8. 5 Ngr.

Thaulow, G., Die Neugestaltung Deutschlands mit dem Prager Frieden vom 23. August 1866. Versuch einer Beurtheilung derselben. Kiel, Homann. Gr. 8. 6 Ngr.

Tebasile, H., Frühlings-Blüthen. Basel, Riehm. 16. 24 Ngr.

Temme, J. D. H., Criminal-Bibliothek. Merkwürdige Criminalprozesse aller Nationen. 1ste Lief. Hamburg, Vereinsbuchh. Hoch 4. 5 Ngr.

Tiefenbach, L. E., Ramenide! Poesien. Graz. 16. 27 Ngr.

Treblin, A., Lenz und Liebe. Gedichte. Breslau, Trewendt. 16. 12½ Ngr.

Uechtritz, F. v., Eleazar. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Krieges im 1. Jahrhundert nach Christo. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Ursache und Wirkung. Ein Versuch. Cassel, Wigand. Lex.-8. 10 Ngr.

Von der Elbe bis zur Tauber. Der Feldzug der preußischen Mainarmee im Sommer 1866 vom Berichterstatter des Daheim. 1ste Abth. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 25 Ngr.

Wartensleben-Schwirsen, Graf v., Die Annexionen und das norddeutsche Parlament. Vom Herrn Rundschauer. Cammin, Behrendt. Gr. 8. 8 Ngr.

Zahn, T., Marcellus von Ancyra. Ein Beitrag zur Geschichte der Theologie. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von
Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a.

Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von
Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. In Bändchen zu 5 Ngr.

Soeben erschienen:

1. Bändchen. **Othello, der Mohr von Venedig.** Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
2. Bändchen. **König Johann.** Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfniß empfunden, da die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersetzten Stücken beiwohnen, doch den Totaleindruck des Originals nicht wiederzugeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Die obengenannten Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat — haben sich dieser großen Aufgabe gewidmet, und darf deshalb die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme im deutschen Publikum für das Unternehmen erwartet werden, zumal die Verlagshandlung im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt hat. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen und kostet trotz des Umfangs von 8—10 Bogen nur 5 Ngr.

Die bereits erschienenen zwei Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue wohlfeile Ausgabe der Schiller-Galerie

von **Friedrich Pecht** und **Arthur von Ramberg.**

Funfzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

In 10 Lieferungen 4 Thlr. Gebunden in Leinwand 5 Thlr., in Leder 6 Thlr.

Um der mit Recht so allgemein beliebten „Schiller-Galerie" von Pecht und Ramberg den Weg in die weitesten Kreise des Volks zu eröffnen, veranstaltete die Verlagshandlung eine neue Ausgabe des Werks in Octavformat, welche die sämmtlichen 50 Blätter der Quartausgabe, in verjüngtem Maßstabe neu in Stahl gestochen, nebst den erläuternden Texten von Friedrich Pecht enthält, zu dem außerordentlich wohlfeilen Preise von nur 4 Thlrn. (elegant gebunden mit Goldschnitt: in Leinwand 5 Thlr., in Leder 6 Thlr.). Dieselbe empfiehlt sich als eines der werthvollsten Festgeschenke und ist, soeben vollständig geworden, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mittelalterliches Hausbuch.

Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts
mit vollständigem Text und facsimilirten Abbildungen.

Herausgegeben vom
Germanischen Museum.

Folio. Cart. 12 Thlr.

Dieses Werk ist die getreue Nachbildung einer höchst interessanten Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts, welche Fürst Friedrich von Waldburg-Wolfegg dem Germanischen Museum in Nürnberg zur Verfügung gestellt hat und deren Veröffentlichung von den Vorständen wie vom Gelehrtenausschuß des Museum als würdige Aufgabe seiner wissenschaftlichen Strebungen erkannt wurde. Die bildlichen Darstellungen, vom Kupferstecher Petersen aufs getreueste facsimilirt, behandeln mit Naivetät und Humor das wirkliche Leben jener Zeit: Frieden und Krieg, den Verkehr des Landes und der Stadt, Geselligkeit auf öffentlichem Markte und im häuslichen Kreise, Kunstbetrieb und Handwerk, Amt und Schule. Auch der Text besteht aus einer genauen, mit Erläuterungen versehenen Wiedergabe des Originals. Das Werk gewährt neben der wissenschaftlichen Ausbeute auch der Ergötzung einen reichen Antheil.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Für stille Morgenstunden.

Von der Verfasserin von
Aus den Papieren einer Verborgenen.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Verfasserin des bekannten Erbauungsbuchs „Aus den Papieren einer Verborgenen", das Geh. Rath von Bethmann-Hollweg durch eine Vorrede beim Publikum einführte, bietet hier eine neue Gabe dar. Den Worten der Heiligen Schrift, namentlich der vier ersten Kapitel des Evangelium Matthäi folgend, sind darin kurze Betrachtungen, Lieder und Gedichte aneinandergereiht und zu einem Cyklus täglicher Morgenandachten verbunden. Die edle Ausdrucksweise der Verfasserin sowie das tiefe religiöse Gefühl, von dem ihre Worte Zeugniß geben, wird auch diesem Buche sicher eine freundliche Aufnahme in gleichgesinnten Kreisen bereiten.

Das frühere Werk der Verfasserin erschien in demselben Verlage unter folgendem Titel:

Aus den Papieren einer Verborgenen. (Mit einem Vorwort von Geh. Rath v. Bethmann-Hollweg.) Zweite vermehrte Auflage. Neue wohlfeile Ausgabe. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 16 Ngr. (Jeder Theil auch einzeln geh. 1 Thlr. 10 Ngr., geb. 1 Thlr. 18 Ngr.)

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint soeben eine

Neue wohlfeile Ausgabe des Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon

in 70 Heften zu 5 Ngr.

Probehefte und Prospecte dieses anerkannt trefflichen, über 2000 Abbildungen enthaltenden Werks sind in jeder Buchhandlung gratis zu haben, wo auch Subscriptionen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 15. — 11. April 1867.

Inhalt: Neuere lyriſche und epiſche Dichtungen. Von E. Hersfurth. — Das Jahr 1866 im Spiegel der Broſchürenliteratur. (Beſchluß.) — Ein Campagnejournal Blücher's. Von Karl Guſtav von Berneck. — Theatermemoiren. Von Feodor Wehl. — Philoſophiſches. Von Alexander Jung. — Feuilleton. (Bodenſtedt's Shakſpeare-Ueberſetzung; Vom deutſchen und franzöſiſchen Theater.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere lyriſche und epiſche Dichtungen.

Die neure Lyrik, habe ich gefunden,
Iſt ſehr gewandt und lieblich in der Sprache,
Und doch iſt ihre Schöpfung meiſtens Mache;
Statt ſelbſt gefühlt nur künſtlich anempfunden.

Da ſitzt ein Anempfinder lange Stunden,
Und macht in Liebe, Glaube, Wehmuth, Rache,
Mit Weltſchmerz würzt er fleißig ſeine Sache,
Dann kommt ſie in den Handel nett gebunden!

So wird die neuere Lyrik von einem der neuern Lyriker (Schubert, vgl. unter Nr. 12) kritiſirt. Und in der That iſt für die Mehrzahl lyriſcher Productionen dies Urtheil nicht zu hart; denn wenn man aus der Unmaſſe lyriſcher Novitäten die kleine aber ſchwerwiegende Zahl der Werke ausſondert, welche ſich durch Tiefe der poetiſchen Empfindung, Originalität der Gedanken und Anmuth der Form auszeichnen — und ſolche Werke haben auch in den letzten Jahren nicht blos Dichter, deren Namen ſchon früher rühmlich bekannt waren, ſondern auch manche homines novi uns geliefert —, ſo bleibt nur ein Reſt von Dii minorum gentium, die keinen Anſpruch haben auf Weihrauch und Opfer. Iſt der Gedanke der Dichtung trivial, nur Anempfundenes ihr Inhalt, ſo iſt ſie, auch wenn die Form in handwerksmäßiger Gewandtheit leicht und flüſſig erſcheint, doch nur ein Sirenengeſang, von dem der ſcharfe Kritiker Mephiſto ſagt:

Das Trallern iſt bei mir verloren,
Es krabbelt mir wol um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht!

Und ſelbſt dieſe Gewandtheit der Form iſt kein allgemeines Kennzeichen der neuern Lyrik; vielmehr findet ſich häufig eine unverkennbare Unbeholfenheit und Roheit des Ausdrucks; oft wird die Sprache in geradezu mitleiderregender Weiſe mishandelt, und der Gang der gebundenen Rede hinkt, als ob die Versfüße ſelbſt geknebelt wären. Daſſelbe gilt auch von vielen epiſchen und lyriſch-epiſchen Dichtungen, bei denen überdies in der Regel das Stoffliche überwuchert und eine poetiſche Auffaſſung und künſtleriſche Geſtaltung nur zu ſehr vermißt wird, ſodaß on dieſen in bunten Gewändern prangenden Büchlein nur wenige als „rothe und blaue Blumen" auf dem Felde der Literatur gelten, die meiſten nicht einmal als „ſchönes Unkraut" im Dichtergarten bezeichnet werden können.

Unter dieſer bunten und gemiſchten Geſellſchaft poetiſcher Novitäten pflegen diejenigen zunächſt den Blick auf ſich zu ziehen, welche ſtolz die Decoration „zweite Auflage" auf der Bruſt tragen. Allein dieſer Erfolg iſt keineswegs ein zureichender Maßſtab des Werths; dieſe Decoration iſt nicht immer ein Orden pour le mérite, ſondern häufig nur ein Schmuck, für deſſen Verleihung die geheimen Gründe ein ungelöſtes Räthſel bleiben. So iſt z. B. bei den nachfolgenden beiden Werken die Frage, was wol die zweite Auflage derſelben veranlaßt haben möge, faſt intereſſanter als deren ganzer Inhalt:

1. Gedichte von Auguſt Doyé. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Wegener. 1867. 16. 15 Ngr.
2. Legenden von Ludwig Bowitſch. Zweite vermehrte Ausgabe. Wien, Pichler's Witwe und Sohn. 1866. Gr. 16. 16 Ngr.

Die „Gedichte" von Auguſt Doyé (Nr. 1) enthalten ein wenig ſchmackhaftes Ragout aller möglichen Ingredienzien: Balladen, Sprüche, Lieder, fromme Betrachtungen, dazwiſchen auch Gedichte in Heine'ſcher Manier; wie z. B. die mit „Großer Geiſt, du Gott da oben" anfangende Epiſtel eines Studenten an ſeine geneſende Braut mit den Worten ſchließt:

Geh und pflücke durch die Felder
Froh uns Blumen ab zum Strauß,
Und hab' ich erſt wieder Gelder,
Komm ich ſelbſt zu dir heraus!

Zum größten Theil iſt der Inhalt dieſer Gedichte ſehr trivialer Art; z. B.:

Sie ſolle den alten Glauben
Wol laſſen wie er war;
Und wenn ſie ſich erlauben,
Ihr Gift darauf zu ſchnauben,
Sie krümme ihm kein Haar! —

womit dann die barocke Ausdrucksweiſe eigenthümlich contraſtirt. Von letzterer möge gleich das erſte Gedicht: „Napoleon I. und der Admiral Bruis", einige Proben gewähren:

Sprach's, und eilig ſchoß der Zügel
Seinem Renner in den Zahn,
Und der Renner hob die Flügel,
Sturm und Staub umſummt die Bahn.
— — — — — — — — —
Siehe, da hüpfet ein Boot durch die Fluten
Tief in dem Saale der trommelnden See —
— — — — — — — —
Und der Kaiſer ſchießt die Pfeile
Seiner Blicke wild umher,
Ihm im Herzen morden Beile,
Würgt der Strang und ſchluckt das Meer!

So wird auch „der Quelle Flies" für der Quelle Fließen geſetzt, „Skelet" als Monoſyllabum in folgendem ſchönen Verſe gebraucht:

Sind die Augen dir gebrochen,
Liegſt du in dem Erdenbett,
Kommt der Leichenwurm gekrochen
Und entblößt dein grauſig Skelet!

Wenn dergleichen Poeſie einmal gedruckt worden, ſo mag es dafür vielleicht beſondere Gründe gegeben haben; für eine zweite und überdies vermehrte Auflage iſt doch aber wol kaum eine Entſchuldigung möglich.

Die „Legenden" von Ludwig Bowitſch (Nr. 2), welche ebenfalls in zweiter Auflage vorliegen, enthalten eine Sammlung von guten Lehren der Moral und der hausbackenen Lebensklugheit, die ebenſo gut, wie ſie dem Heiland in den Mund gelegt ſind, auch in der „Weisheit des Brahmanen" oder in dem Buche der Betrachtungen im „Weſtöſtlichen Divan" ſtehen könnten, da ſie einen ſpecifiſch-chriſtlichen Charakter nicht haben. Es iſt deshalb höchſt überflüſſig, daß zu ihrer Illuſtration noch einige Dutzend Wunder oft recht ungeſchickt erfunden und weitläufig erzählt werden. Wo ſich dieſe „Legenden" an das Neue Teſtament anſchließen, da erſcheinen ſie faſt als unfreiwillige Parodie der betreffenden Bibelſtellen, wie z. B. der Hirt, welcher die 99 Schafe läßt, um das verlorene zu ſuchen, in dieſen „Legenden" trotz ſeines übereifrigen Suchens das verirrte Schaf nicht findet:

Und als er mit trüber Geberde
Heimwärts wankte nach ſeiner Heerde,
Grüßte es ihn wie Peſteshauch,
Waren die neunundneunzig auch,
Dieweil er fruchtlos umhergeklommen,
Sammt und ſonders abhanden gekommen!

Wenngleich dieſe „Legenden" in einer Art von Knittelverſen geſchrieben worden, ſo ſind ſie doch nur gereimte Proſa, die ſich in gebundener Rede faſt komiſch ausnimmt; z. B.:

Nun, ſchloß der Heiland, iſt es euch klar!
Gar vieles erſcheinet wunderbar,
Weil wir im Anſchaun uns nicht bequemen,
Höhere Stellung einzunehmen!
Weil wir nicht an der Thatſach' Walten,
Sondern an der Erſcheinung halten,
Und die Erſcheinung ſich ändern muß,
Sobald wir weiter ſetzen den Fuß!

Da der Verfaſſer in ſolcher Breite auch „keinen Wurm läßt entſchlüpfen, ohne Betrachtungen anzuknüpfen", ſeine Ausdrucksweiſe aber auch häufig ſehr incorrect iſt — und z. B. ſagt: die Wogen ſchlagen „ſchmeichelhaft" an das Fahrzeug; die Jünger haben „auf" ſeine Lehren vergeſſen u. ſ. w. —, ſo verdienen dieſe „Legenden" eher als non legenda bezeichnet zu werden.

Sodann liegen uns zwei Bände Dichtungen vor, welche, wenn auch ihrem Inhalt nach für ſich beſtehend, doch nur einen Theil größerer Werke bilden, ſich als „zweites Heft, ſogar als „elfte Lieferung" einführen:

3. Erinnerungen. Geſammelte Gedichte von F. A. Maercker. Zweites Heft. Berlin, v. Decker. 1867. Br. 8. 1 Thlr.
4. Eduard Bloch's Original-Declamatorium. Humoriſtiſche und ernſte Vorträge in Poeſie und Proſa. Elfte Lieferung. Berlin, Laſſar. 1866. 8. 5 Ngr.

Die vorliegende Sammlung der „Dichtungen" von F. A. Maercker (Nr. 3) bildet das zweite Heft der „Erinnerungen", deren erſter Theil vor fünf Jahren erſchien, zugleich die zweite Abtheilung des dritten Bandes der bereits in erneuter Auflage herausgegebenen „Gedichte". Von dieſen „Erinnerungen" ſind die „Ehelichen Ermahnungen" nach Plutarch, welche als eine Hochzeitsgabe mit photographiſchem Titelbilde nach Thorwaldſen auch für ſich allein in einer eleganten Miniaturausgabe vorliegen, vorzugsweiſe geeignet, die Aufmerkſamkeit der Leſer zu feſſeln. Dieſelben enthalten eine Fülle geiſtvoller Bilder und feiner Bemerkungen, welche, illuſtrirt durch pikant erzählte Beiſpiele, in fließenden Hexametern als Lehren der Weisheit an Eurydike und Pollianos vorgetragen werden. Das Ganze enthält allerdings ein eigenthümliches Gemiſch antiker und moderner Anſchauungen, die unvermittelt nebeneinanderſtehen, ſich wol auch durchkreuzen. Zuweilen tritt die antike Auffaſſung in ſo claſſiſcher Nacktheit hervor, daß man einen poetiſchen Rathgeber für Neuvermählte und ſolche, die es werden wollen, eine jener Schriften, bei deren Ankündigung die „decente Haltung" beſonders hervorgehoben zu werden pflegt, in der Hand zu halten glaubt; z. B. V, X, XVIII, XLVI. Dazwiſchen kommen andere Ermahnungen, welche in ganz moderner Auffaſſung die Probleme der ehelichen Gütergemeinſchaft (XX), der Miſchehen (XIX), der Zuläſſigkeit der Eheſcheidung (XLI) beſprechen, ſodaß deren Inhalt mit der antikiſirenden Form in eigenthümlichem Widerſpruch ſteht. Einzelne dieſer kleinen Stücke didaktiſcher Poeſie zeichnen ſich durch einen feinen Humor aus, namentlich die Warnung vor dem mürriſchen Fanatismus der Reinlichkeit, und die Geſchichte von Paulus Aemilius, der allein wußte, wo ihn der Schuh drückt:

Jener Aemilius, den Macedonien grüßt als Beſieger,
Paulus genannt, er beſaß ein Weib von vorzüglicher Schönheit,
Züchtig war ſie und reich, und er hat ſie dennoch verſtoßen.
Keiner begriff's und Verwundrung erfaßt die genaueſten Freunde,
So, daß vorwurfsvoll ſie zur Red' ihn ſtellten und fragten:
Freund, wie konnt' es geſchehn? Dies herrliche Weib! O, ſo ſprich doch!
Und Aemilius, zögernd zuerſt, als heft'ger ſie drängten,
Nahm vom Fuße den Schuh und ſprach: „Sieht dieſer nicht ſchön aus?

Ist er nicht schmuck und neu? Doch n mand weiß mir zu sagen,
Wo er mich drückt. Das weiß allein, wer ihn täglich erprobet!"
Alle sie schwiegen die Freunde, und still ging jeder von dannen,
Ueberlegt und fragt, wo drückt Aemilius der Schuh nur?

Außer diesem Noth- und Hülfsbüchlein für junge Eheleute enthalten diese „Erinnerungen" von Maercker noch eine Sammlung von Gelegenheitsgedichten, eine kleine Anzahl unbedeutender Elegien, Satiren und Epigramme, einige Lieder und zwei Abtheilungen Sonette, von denen einzelne, z. B. „Treue Liebe", sehr ansprechend sind. Die den „Gedichten bei feierlichen Gelegenheiten" als Motto vorgesetzten Worte:

Des Lebens wild vernichtende Gewalten
Weiß Maß und Kunst harmonisch zu gestalten —

passen allerdings zu dem Inhalt derselben sehr wenig, da des Lebens vernichtende Gewalten bei so feierlichen Gelegenheiten, wie die Stiftungsfeste philosophischer und philologischer Gesellschaften, die Vermählungsfeier einer Prinzessin, das Shakspeare-Jubiläum, der Geburtstag eines befreundeten Commerzienraths sind, nicht in Scene zu treten pflegen. Einzelne dieser Gedichte enthalten eine geschickte Ausführung geistreicher Einfälle, wie z. B. die Sprachverwirrung beim Thurmbau zu Babel, die feurigen Zungen des Pfingstwunders und die Eliminirung des Buchstabens „h" in der Grimm'schen Rechtschreibung als Themata für drei Festgedichte zum Stiftungsfest der Gesellschaft für das Studium der neuern Sprachen mit geschmackvoller Feinheit benutzt sind. Andere dieser Gedichte nähern sich mehr dem Hofton der officiellen Festpoesie eines poëta laureatus, mit dem dann wieder die Bänkelsängerweise des dem Commerzienrath Wöhlert von seinen Arbeitern dargebrachten Geburtstagsgedichts contrastirt, indem der Schlußsatz der zweiten Strophe doch etwas komisch lautet:

Wißt ihr, wer die Räder schweifte,
Wißt ihr, wer die Brücken baut,
Wer zu Stahl das Eisen steifte?
Freund', auf Vater Wöhlert schaut!
Und für all die schöne That
Grüßt ihn als Commerzienrath!

Die elfte Lieferung von Bloch's „Original-Declamatorium" (Nr. 4) enthält elf poetische und zwei prosaische Beiträge verschiedener Autoren, welche sämmtlich für das Publikum eines Café chantant berechnet zu sein scheinen. Die ernsten Vorträge sind auf den Knalleffect gearbeitete Schauerhistorien, die humoristischen versificirte Anekdoten, zum Theil aus Meidinger, und Couplets für Vorstadttheater mit dem forcirten Humor der Posse, zuweilen sogar ultra posse; z. B. „Der Pantoffelheld" von Robert Lindner u. a.

Bei Besprechung der übrigen Novitäten lassen wir, wie sich gebührt, den Damen den Vortritt:

5. Gedichte von Emilie von Lewitzka. Berlin, Mittler und Sohn. 1866. 16. 20 Ngr.
6. Gedichte von Luise Mayer. Bremen, Tannen. 1866. 8. 1 Thlr.

Die zum Besten der Pflege im Felde erkrankter und verwundeter Krieger herausgegebenen, der Königin-Witwe Elisabeth von Preußen gewidmeten „Gedichte" von Emilie von Lewitzka (Nr. 5) enthalten zur größern Hälfte Sonette und Ghaselen, sowie unter den übrigen Gedichten mehrere in Terzinen und ottave rime. Schon die Wahl dieser Dichtungsformen zeigt, daß die Verfasserin die äußern Schwierigkeiten der dichterischen Ausdrucksweise leicht und fast spielend überwindet, und in der That sind manche der Ghaselen, z. B. „Die Kränze", „Die Perle", „Blütenpflege" als formvollendet zu bezeichnen, während bei andern, z. B. „Der Freundin Bild", die stets wiederkehrenden Worte wie ein lahmer Fuß nachgeschleift werden. Bei den Sonetten fehlt meistens die für diese Dichtungsart erforderliche Gliederung, welche etwas Antistrophisches in den beiden Vierzeilen, die Auflösung und Versöhnung in den Schlußversen erfordert.

Ueberall aber ist der Ausdruck fein, oft elegant, wenngleich Incorrectheiten, z. B.: „sie ist zu schade für das Erdenland", oder „gebeuet" für „dargeboten", auch nicht fehlen. Der Inhalt dieser Gedichte ist etwas monoton, der Umfang der Gedanken und Empfindungen, die in ihnen ausgesprochen werden, sehr beschränkt: fromme Betrachtungen, die an alles, sogar an das Legendenwunder der knienden Schafe angeknüpft werden, Begrüßungs- und Festgedichte, von denen die Beschreibung von „Des Kriegers Jubelfeier" ein etwas sehr prosaisches Festprogramm enthält, sinnige, zuweilen etwas sentimentale Ergüsse der Freundschaft und Dankbarkeit bilden den Hauptinhalt; doch finden sich dazwischen auch poetische Gedanken in anmuthiger Form, von denen „Die Wasserlilie" als Probe hier Platz finden möge:

Siehst du die Lilie, welche aus dem Strom,
Deß Wellen dunkel durcheinanderrinnen,
Ihr Haupt erhebt zum stolzen Himmelsdom,
So wie in andachtvollem stillen Sinnen?

Sie scheinet mir, so keusch, so klar und mild
Und licht vom ewig goldnen Glanz umwoben,
Der reinen Menschenseele schwebend Bild,
Die übern Weltenstrudel sich erhoben!

Einen eigenthümlichen Contrast mit der etwas steifen aristokratischen Haltung dieser Dichtungen bildet der bürgerlich-gemüthliche Charakter der „Gedichte" von Luise Mayer (Nr. 6), deren Verfasserin bittet, keinen Anstoß daran zu nehmen, daß sie Mayer und nicht Rosenthal oder Lilienstengel heiße. Diese Gedichte werden mit einer „ganz prosaischen Vorrede" eingeleitet, deren ausgesprochener Zweck es ist, „mit dem lieben Leser und der lieben Leserin einen kleinen gemüthlichen Schwatz zu halten"; und denselben Zweck verfolgt anscheinend diese ganze Sammlung dichterischer Versuche, die leider zum größten Theil ziemlich unbedeutend und zuweilen sehr trivial sind. Die Befürchtung der Verfasserin, daß die Gedichte als unfertig und eckig erscheinen möchten, ist zwar nicht begründet, da auch hier die Form geläufig ist und ein gewisses Erzählungstalent bekundet, welches bei Improvisationen in geselligen Kreisen und für Gelegenheitsgedichte zu Familienfesten sich als glückliche Begabung anmuthig kundgeben mag, zur öffentlichen Herausgabe einer Gedichtsammlung

aber doch unzureichend ist. Insbesondere kann der Verfasserin der gefürchtete Tadel der Langweiligkeit nicht ganz erspart bleiben, und trifft derselbe namentlich die Abtheilung „Geschichtliches" und die verwässerten Paraphrasen von Bibelstellen, sowie die „Dämmerstundenbetrachtungen" aus der letzten Abtheilung, während die Genrebildchen, von denen freilich „Das Metzelsuppenlied" am Anfang der Sammlung eine etwas gar zu realistische Schilderung der Schweinemetzgerei enthält, und einzelne der „Vermischten Gedichte", z. B. „Daheim", „Warum nicht", als unterhaltende Causeries gelten können. Bei solchen poetischen Plauderstündchen wird es mit der Ausdrucksweise oft allerdings gar zu wenig genau genommen, z. B. (S. 110):

Seitdem hat sie manch lieben Tritt
Gethan durchs Erdenleben.

Oder (S. 143):

Die Rassepferde und die braune Stute
Thun sich beim Hafer ehrlich was zugute.

Bei dem vorwiegenden Interesse unserer Tage für Politik beanspruchen auch diejenigen poetischen Werke, welche eine bestimmte politische Färbung zeigen, vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Leser, wenngleich die letztern großentheils mehr auf die Tendenz als auf den dichterischen Gehalt zu sehen pflegen. Einen Anflug politischer Lyrik zeigen nun folgende „vaterländische und patriotische" Dichtungen, von denen die beiden ersten entschieden den preußischen Standpunkt wahren, während die dritte durchaus im österreichischen, antipreußischen Sinne gehalten ist.

7. Vaterländische Gedichte von O. F. Gruppe. Neu-Ruppin, Oehmigke und Riemschneider. 1866. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.
8. Düppel und Alsen. Zwei vaterländische Dichtungen von Wilhelm Petsch. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1866. 8.
9. Mahnrufe an das deutsche Volk. Patriotische Gedichte aus den Jahren 1857—66 von Friedrich Wilhelm Helle. Wien, Lechner. 1866. 8. 20 Ngr.

Die mit der Gründung der Mark Brandenburg beginnenden, mit Düppel und Alsen abschließenden „Vaterländischen Gedichte" von O. F. Gruppe (Nr. 7) geben in chronologischer Anordnung eine poetische Uebersicht der Hauptmomente in der Entwickelung des preußischen Staats, eine Charakterisirung der für die preußische Geschichte wichtigsten Persönlichkeiten mit culturhistorischem Hintergrund. Von der in sechs Bücher eingetheilten Sammlung enthält das erste und letzte Buch eine Anzahl Romanzen aus Sage und Geschichte der Mark Brandenburg und der Provinzen Preußen und Pommern vor der Besitzergreifung durch das Haus Hohenzollern, dessen Ruhm den Inhalt der übrigen vier Bücher bildet. Die einzelnen Gedichte stehen zwar untereinander nicht in einem unmittelbaren Zusammenhange; als rother Faden zieht sich jedoch durch alle die warme patriotische Begeisterung für Preußens Größe, und so macht die Sammlung den Eindruck eines einheitlichen Ganzen, ungeachtet der Verschiedenartigkeit der einzelnen Theile. Einzelne dieser vaterländischen Dichtungen scheinen allerdings nur einer Reimchronik entnommen zu sein, andere, namentlich in dem verhältnißmäßig zu umfangreichen fünften Buche, welches den letzten schleswig-holsteinischen Feldzug zum Thema nimmt, haben nur den vorübergehenden Werth von Gelegenheitsgedichten. Allein in der überwiegenden Mehrzahl dieser Gedichte zeichnet der Autor mit kräftigen markigen Strichen ein effectvolles lebendiges Bild, welches, wie ein guter Holzschnitt, mit vollendeter Kunstform Volksthümlichkeit verbindet und deshalb auf die weitesten Kreise zu wirken geeignet ist. Diese Volksthümlichkeit zeigt sich nicht blos in der kecken Frische der anschaulichen Schilderungen, sondern manchmal auch in einer gewissen Derbheit des Ausdrucks; es lautet z. B. der Schluß der Erzählung von der Belagerung der Stadt Drossen, bei welcher von den Weibern die anstürmenden Krieger des Herzogs von Sagan mit siedendem Brei begossen und zurückgetrieben wurden:

Hans, Herzog von Sagan, ohn' Leut' und ohn' Land,
Vor Drossen sich hat er das Maul recht verbrannt!

Zuweilen sieht in diesem volksthümlichen Humor der Schalk in der Schellenkappe hervor, z. B. in der Geschichte vom falschen Waldemar, ferner in der Erzählung, wie von einer Ohrfeige von der Hand des Kurfürsten Johann Sigismund der junge Pfalzgraf katholisch gemacht wird, oder in der an die Kapuzinade in „Wallenstein's Lager" erinnernden Buß- und Strafpredigt mit ihrem pikanten Schluß, oder endlich in der Probe, die der in Bann gethane Markgraf Otto II. von der Wahrheit des Spruchs, daß von einem Bannbedrohten nicht einmal ein Hund ein Bröslein nehmen werde, bei seinem Physikum macht:

Der Markgraf schnitt vom Braten herab ein lecker Stück,
Und bot's dem Thier, drauf richtet im Saal sich aller Blick:
Der Hund indeß, wie lockend das Stück, verschmähte das —
So schrieben fromme Mönche, ich aber mein': er fraß!

Es geht dieser sich selbst ironisirende Humor hier und da sogar etwas zu weit, denn wenn gerühmt wird, daß in den Freiheitskriegen auch die Lieder mitgestritten und mitgesiegt hätten, so streift der Schlußsatz: „Und die hellen Lieder kosten noch dazu nicht einen Deut!" doch zu sehr an das Burleske. In andern Balladen werden dagegen die Mollaccorde des Volksliedes mit Geschick angeschlagen, z. B. in dem wehmüthig verklingenden Schluß der „Linde von Alt-Landsberg" (S. 52):

Schon wird es dunkler und stiller die Luft,
Und voller strömt der Blüten Duft,
Von Sagen säuselt das Laub, o hört —
Die Nachtigallen schlagen.
Was seid ihr Bursche so stumm? — O hört
Die Nachtigallen klagen.

Die Form ist überall sehr gewandt gehandhabt, und wenn auch zuweilen unreine Reime („Hölle", „Stelle" und „Wälle" u. dgl.) und incorrecte Ausdrücke (z. B. „ein Werk, das selbst der Dichter nicht werth beschreiben kann" mit unterlaufen, so vermögen dieselben doch den wirklich poetischen Werth dieser Sammlung, welcher sie über die beiden andern patriotischen Dichtungen von Petsch und Helle weit emporhebt, nicht wesentlich zu beeinträchtigen.

Die „zwei vaterländischen Dichtungen" von Wilhelm

Petsch (Nr. 8), welche nach dem Muster von Scherenberg's „Waterloo" den Sturm auf die Düppeler Schanzen und die Einnahme der Insel Alsen schildern, geben ein übersichtliches und anschauliches Bild dieser Ehrentage des preußischen Heers, welches durch eine Menge individueller Züge große Lebendigkeit gewinnt. Dagegen fehlt namentlich der ersten derselben der Schwung einer wirklich poetischen Behandlung, welcher die Dichtungen Scherenberg's auszeichnet, und wenn es z. B. von dem Prinzen Friedrich Karl, „dem kühnen Commandeur", auf S. 10 heißt:

Er kam heran mit seinem Preußenheer,
Verschaffte sich durch kleinere Gefechte,
Die siegreich hier und dann an jener Stätte,
(Die sichern Fühler nach der Schanzenkette!)
Von allen Ansichten gar bald die rechte;
Und wie er so durch seine Siegesschar
Von allem klar nun unterrichtet war,
Wo dann, und wie die festen Schanzen lagen,
Wie er den Feind am besten könnte schlagen,
Da schritt er zur Belagerung dieser Festen,
Nahm Platz für Platz in ihrem kahlen Westen u. s. w. —

so ist dies doch nur die gereimte Prosa einer Belagerungsrelation. Schwungvoller im Ton und einheitlicher in der Ausführung ist die Schilderung von der Einnahme Alsens, welche mit dem inzwischen bereits in Erfüllung gegangenen Wunsche schließt:

Jetzt fahren Preußens Schiffe durch den Sund,
Wo sonst Rolf Krake pflegte gern zu rasten,
Und ruhn im Haff, im blauen Wenningbund;
Der Preußenaar weht stolz von allen Masten,
Und feste Schanzen stehn am Meeresstrand....
O weiter, weiter so, mein Preußenland! —

und sind beide Dichtungen wol geeignet, sich namentlich in militärischen Kreisen eine gewisse Popularität zu erwerben und zu der Elite der Literatur der Wachstuben und Kasernen gezählt zu werden.

In auffallendem Gegensatze zu diesen beiden Dichtungen, welche von der warmen Begeisterung für die Größe und den Ruhm des preußischen Staats und seine Bedeutung für die Einheit und Macht des deutschen Vaterlandes durchweht sind, stehen die „Patriotischen Gedichte" von F. W. Helle (Nr. 9), als deren Motto der Wunsch gelten kann:

Ein Deutschland sei, und eine Heldenschar,
Und drüber rausche unser Doppelaar!

Damit ist nun allerdings nicht etwa, wie man beim ersten Blick auf diese „Mahnrufe an das deutsche Volk" annehmen möchte, der Adler des Deutschen Reichs, sondern der Wappenvogel des Hauses Habsburg, oder richtiger des Hauses Lothringen auf dem Throne der Habsburger gemeint, dem alle andern deutschen Staaten sich als Vasallen unterordnen sollen. Fast die Hälfte dieser patriotischen Gedichte stammt aus dem Jahre 1859 und enthält die Mahnrufe zur Unterstützung Oesterreichs in dem Kriege um die Lombardei, dessen Kampfpreis als das höchste Ziel des deutschen Volks dargestellt wird. So verkehrt eine solche Auffassung auch sein mag, so ist sie doch nicht ohne Geschick und mit einer Wärme der Ueberzeugung zur Darstellung gebracht, welche über die Einseitigkeit in der Beurtheilung der factischen Verhältnisse hinwegsehen läßt. Die Gedichte aus späterer Zeit, insbesondere aus dem schleswig-holsteinischen Feldzuge, in welchem sogar die düppeler Schlacht in erster Reihe von Oesterreichs Söhnen geschlagen worden sein soll, und aus dem Anfange des Jahres 1866 sind dagegen wesentlich polemischer Natur und vielfach nur gereimte Invectiven, die sich gegen Preußen richten:

Borussia's Aar, du Aar voll Tücke,
Noch roth vom Blut der düppler Schlacht,
Hast du des eignen Volkes Blicke
Voll Zorn und Jammer roth gemacht.

Hast aus der Freiheit Heiligthume
Das Recht geraubt, das Glück und Licht u. s. w.

Ebenso heißt es von diesem Aar, „daß auf seinem Horst er brüte sieggebettet nur Verrath" u. s. w. Geradezu widerwärtig werden diese zuweilen zu unwürdigen Schmähungen sich steigernden persönlichen Angriffe gegen den König von Preußen und gegen Bismarck, „den Mann von Blut und Eisen"; noch mehr aber dadurch, daß der Verfasser, welcher selbst ein Preuße zu sein behauptet, sich mit denselben an „das Volk seiner Heimat" wendet und schließlich sogar den von fast unglaublicher Verblendung zeugenden Wunsch ausspricht:

O, Oestreichs Waffen, bringt dem armen Volk
Bringt meiner Heimat Freiheit, Glück und Licht —
Und soll's auch sein nur über Leichenhügel,
Die meines Volkes eigne Söhne bilden!

Der Kanonendonner von Königgrätz, der während des Drucks dieser Lieder ertönte, hat auf solchen Anruf eine nicht mißzuverstehende Antwort gegeben, und bei dem Schlaglicht, welches die Ereignisse des vorigen Sommers auf die Zustände des Concordatstaats geworfen, mögen wol auch solchen Patrioten die Augen auf- und übergegangen sein. Die Gedichte sind übrigens in einem lebendigen Rhythmus, bei dem es allerdings oft auf ein paar Versfüße zu viel oder zu wenig nicht ankommt, gehalten; trotz des Aufwandes an „Blutleichensaaten, Schlachtgebraus, Reckenthaten, eisenumgossenen Streitern, Berserkerkraft, Leichenflurgenossen" u. s. w., und trotz der Ausstaffirung mit „Vidar, Odin, Hel, Fingal und Walkyrien", erscheinen sie aber doch monoton und ohne poetischen Gehalt; auch ist der Stil häufig voll Fehler, z. B. „ob mir (statt über mir) blühen Blumen".

E. Hersfurth.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Das Jahr 1866 im Spiegel der Broschürenliteratur.

(Beschluß aus Nr. 14.)

14. An die Sachsen beim Friedensschluß. Vom Verfasser der Schrift: „Der Geist von 1789 in seinem Einflusse auf die deutschen politischen Zustände." Stolpen, Schneider. 1866. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die kleine Broschüre mahnt in Vers und Prosa zum Anschluß an den Norddeutschen Bund, der die Stämme verschmelzen wird:

Wir werden weder preußisch, noch weimarisch, noch hannoverisch, noch hessisch, und Preußen selbst wird weder sächsisch, noch hessisch, noch hannoverisch und bleibt auch nicht preußisch. Wir alle werden, was wir längst gern sein wollten, wofür seit langen Jahren nur eine Stimme gewesen ist in allen gutgesinnten Zeitungen, was bei allen Landtagen aller deutschen Staaten als sehnlichster Wunsch ausgesprochen worden ist, wir alle werden Deutsche, nicht anders als Deutsche.

Die Verse am Schluß sind echte Gesangbuchverse. „Das Thal der Leiden und der unvollkommenen Freuden", welches der Autor besingt, hat doch zu dem Norddeutschen Bund keine nähere Beziehung, obgleich dessen „unvollkommene Freuden" von vielen vollkommen gewürdigt werden.

15. Sachsen und der Norddeutsche Bund. Leipzig, B. Tauchnitz. 1866. Gr. 8. 3 Ngr.

Diese Schrift ist nach dem Abschluß des Friedens zwischen Oesterreich und Preußen geschrieben worden, doch vor dem Friedensschluß zwischen Preußen und Sachsen. Sie kann als eine maßvolle oratio pro domo betrachtet werden, um in diesem Frieden für Sachsen bessere Bedingungen zu erhalten. Deshalb beginnt sie mit allerlei Zugeständnissen. Zunächst hält sie dem Deutschen Bund eine wenig schmeichelhafte Grabrede:

Der Deutsche Bund hat sich als machtlos erwiesen, eine nationale Frage zur endgültigen Lösung zu bringen, und ebenso wenig hat er aus eigenen Kräften vermocht, jene Bestimmung seines Grundgesetzes zur Geltung zu bringen, welche den kriegerischen Austrag von Streitigkeiten der Bundesglieder schlechterdings untersagte.

Dann erklärt sie die sächsische „Preußenfeindlichkeit" für ein künstliches Gebild, ein Phantom, das man da und dort zu was immer für einen Zweck in Scene gesetzt hat. Nun, preußenfreundlich hat sich Sachsen doch wol nicht gezeigt; das beweisen Gitschin und Königgrätz zur Genüge! Unser Autor meint zwar, für den Satz, daß die sächsische Regierung der Vorwurf der „Preußenfeindlichkeit" treffe, würde man vergebens nach einem Erweise suchen. Das ist doch ein haarsträubendes Paradoxon! Was sich im vorigen Jahre in Böhmen zutrug, das war doch kein Manöver mit einem maskirten Feind. Auch der Beweis, wie oft Sachsen in früherer Zeit treu zu Preußen gestanden, hat mehr Löcher als Spiegelberg's Register. „Des Pudels Kern" aber sind die frommen Wünsche am Schluß der Broschüre, namentlich aber der Wunsch nach Unantastbarkeit der sächsischen Armee in ihrer innern Freiheit und Selbständigkeit, die damals noch in Frage gestellt schien. Deshalb suchte man das Mistrauen der preußischen Regierung gegen Sachsen zu entwaffnen. Gern dagegen glauben wir der folgenden Versicherung des Autors: „Man mache es Sachsen möglich, in dem neuen Bunde seine Stelle einzunehmen, und man wird sich bald überzeugen, daß kein Glied desselben mit treuerer Hingebung und mit größerm Eifer beflissen ist, seine Schuldigkeit zu thun."

16. Worauf es jetzt ankommt. Ein Wort zur Verständigung von F. Kreyßig. Elbing, Meissner. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

17. Friedensgedanken von F. Kreyßig. Elbing, Meissner. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Der als Shakspeare-Erklärer und Literarhistoriker bekannte Autor mahnt in der ersten Schrift (Nr. 16) zur „männlichen, freien, redlichen und entschlossenen Unterstützung der preußischen Regierung, überall wo sie preußisch auftritt". Er rühmt den „politischen Verstand" der Italiener, während er den Deutschen, resp. den Preußen diesen Verstand nur in geringerm Maße zuspricht, nämlich der nicht durch den Fahneneid oder Amtseid auf den geraden Weg der Pflicht hingewiesenen Masse des Volks. Er belehrt uns, daß in Preußen das Königthum die älteste, die festeste, die naturwüchsigste und volksthümlichste politische Macht ist, doch nicht mehr die einzige, seitdem ein arbeitskräftiges, bildungsreiches, zukunftsfreudiges Bürgerthum erwachsen ist. Doch wo bleibt die Aristokratie und das Herrenhaus? Ist das keine Macht, mit der die preußische Geschichte rechnen muß und gerechnet hat? Er belehrt uns ferner, daß das große Nationalwerk, welches heute sich vollendet, in allen Hauptzügen ein Triumph und endgültiger Erfolg jenes echten, nationalen, mit den innersten Nerven und mit allen Gliedern des Volks verwachsenen Königthums ist, wie es gegenwärtig vielleicht kein Staat außer Preußen besitzt. So werde es denn wohl oder übel die preußische Regierung sein müssen, welche bei der Gestaltung des Neuen, bei der Durchführung und Ausbeutung des Siegs das entscheidende Wort zu sprechen habe. Nachdem die Krone die Verfassungsauslegung des Abgeordnetenhauses und der freisinnigen Presse als principiell richtig anerkannt hat, ist der herrschende Grundgedanke unserer parlamentarischen Kämpfe, die Bedeutung des Budgetrechts als der Grundbedingung aller verfassungsmäßigen Freiheit, aus der Sphäre des Parteigezänks in jenes unnahbare Heiligthum des rechtlichen nationalen Besitzes eingeführt, welches nur mit der Nation selbst zerstört werden kann.

Eine gewisse Ueberschwenglichkeit läßt sich dieser Darstellungsweise nicht absprechen. Die Anerkennung eines vorhandenen Rechts bestätigt dasselbe, aber schafft es nicht; es war schon früher im „rechtlichen nationalen Besitz". Und wer für diesen Besitz kämpfte, machte sich keines müßigen „Parteigezänks" schuldig. Es ist eben deutsche Art, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Man kann der Gegenwart gerecht werden, ohne die Vergangenheit unbillig zu beurtheilen. An der Reichsverfassung von 1849 tadelt Kreyßig das ausländische, importirte, verworrene und verwirrte Freiheitsideal, und gibt den Abgeordneten für den Norddeutschen Reichstag folgendes einfache und schlichte Programm mit auf den Weg:

Unsere Vertreter werden vor allem viel schweres Gepäck und viel unnützes Paradezeug daheim lassen müssen, indem sie, agmine expedito, wie unsere Garden bei Trautenau, sich anschicken, auf den Wällen der particularistischen Vorurtheile die hohenzollernsche Einheitsfahne aufzupflanzen. Es werden daheim bleiben müssen die fertigen, allezeit unfehlbaren Systeme, die Theorien über den bestmöglichsten Bundesstaat. In die Rumpelkammer mit der Silbenstecherei, der Paragraphen- und

Kleinwirthschaft, mit dem pedantischen Redecultus in jeder Gestalt. Vor allem aber behalte die deutsche Sentimentalität und die deutsche Gemüthlichkeit das ihr zustehende Plätzchen am Theetisch und am Kamin der süßen Heimat inne. Dagegen wünschen wir jenen nüchternen, praktischen Sinn, der, unbeschadet hoher und höchster Ziele, eine unmittelbare und volle Hingabe an das Nächste ermöglicht.

Zur Ergänzung seiner ersten Broschüre hielt es Kreyßig für nöthig, eine zweite zu schreiben (Nr. 17), um einige Postulate des Liberalismus, die dort unter Orgelton und Hochenklang verstummten, wieder hörbar zu machen:

Wir Liberalen alle würden dem Lande einen schlechten, den schlechtesten Dienst aber der Regierung erweisen, wenn wir in diesem entscheidenden Wendepunkte unserer Geschichte unsere Grundsätze verleugneten, wie es auf der andern Seite unsere Pflicht ist, unsere Liebhabereien, unsere persönlichen Antipathien zu opfern und die Irrthümer unserer Taktik einzugestehen und zu verbessern. Denn jene Grundsätze sind einmal unabänderlich der Lebensathem des deutschen Einheitsstaates, den zu schaffen die preußische Regierung durch ein unentrinnbares Verhängniß von jetzt ab gedrängt wird. Weder einzelne noch Parteien können an diesem Gesetze auf die Dauer das mindeste ändern, und Graf Bismarck, mit alle seinem Genie, hat nur zwischen ihm und dem Mislingen seines Werks zu wählen. Es versteht sich, daß wir von persönlichen und augenblicklichen Erfolgen dabei vollständig absehen, denn es fällt uns nicht ein, derselben für den jetzigen Lenker der preußischen Politik für maßgebend zu halten. Wer solche Arbeit macht, ist weder mit Zeitgenuß noch mit Fürstengunst zufrieden zu stellen.

Das politische Ideal der Zukunft fällt für Kreyßig mit dem pädagogischen zusammen; es heißt ganz einfach: „Pflege der Volksbildung, der Sittlichkeit und der Intelligenz, der geistigen und körperlichen Kräfte des heranwachsenden Geschlechts.“ Die Aufgabe für alle, die es ehrlich meinen mit Fortschritt und Freiheit, ist nach Kreyßig's Ansicht die Gewissenspflicht, nicht nur durch Klagen über Ueberbürdung und durch parlamentarische Opposition, sondern weit mehr durch redliche und energische Förderung der nationalen Bildungsinteressen dem übermäßigen Anwachsen des Kriegsbudgets entgegenzuarbeiten. Dann wendet sich der Autor gegen die Regulative, namentlich gegen das Regulativ für Seminare und entwirft ein wenig schmeichelhaftes Bild des „neupreußischen normalen Regulativseminaristen“. Außerdem weist er auf die enorme Wichtigkeit des Turnwesens für die weitere Entwickelung des Heerwesens hin und verlangt, daß die Militärbehörden der Sache die gebührende Aufmerksamkeit widmen. Sein letztes Postulat ist die Sicherung und Ausdehnung der Selbstverwaltung in Gemeinde und Kreis. Wenn der Verfasser am Schlusse die Faustverse citirt:

Vernunft fängt wieder an zu sprechen
Und Hoffnung wieder an zu blühn —

so möchten wir doch geltend machen, daß die Vernunft glücklicherweise schon früher gesprochen und die Hoffnung schon früher geblüht hat. Man sollte glauben, vor dem Nikolsburger Frieden hätten wir in einem barbarischen, unvernünftigen und verzweifelten Zeitalter gelebt. Doch wir dürfen nicht vergessen, daß der Verfasser dieser Broschüren auch ein Commentator Shakspeare's und deshalb an eine gewisse Ueberschwenglichkeit des Stils gewöhnt ist.

18. Trostbriefe für Hannover. Von einem Alt-Hannoveraner. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dieser Schilderung hannoverscher Zustände kann man nicht nachsagen, daß sie eine der Welfendynastie freundliche Gesinnung athmet. Das Bild, das sie entwirft, ist kein rosenfarbenes. Gleichwol hält sie sich von gehässigen Uebertreibungen frei. Die Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: „Welfische Ideen und Welfenpolitik“; „Welfische Könige in England“; „Hannover unter eigenen Königen“; „Staatsdienerthum“; „Universität, Geistlichkeit, Militär, Freimaurer“; „Adel“; „Der letzte Versuch der hannoverschen Ritter“; „Bürger und Bauer“. Das Ganze ist ein Abdruck aus der „Kölnischen Zeitung“ in vermehrter und verbesserter Ausgabe. Der Verfasser sucht den Nachweis zu führen, daß das Unglück für Hannover nicht zu groß sei, wenn an die Stelle der Welfen agnatischer Linie Welfen-Zollern cognatischer Linie über Hannover herrschen, daß indeß die Katastrophe wesentlich den welfischen Ideen zu verdanken ist, welche die Grundlage der Weltanschauung Georg's V. bildeten, und seiner welfischen Politik, welche er sich auch als angestammt und den Landen anklebend dachte. Die Grundzüge dieser Politik finden sich in des Archivars Schaumann „Handbuch der Geschichte der Lande Hannover und Braunschweig“, dessen Verfasser eigentlich der König selbst war. Einer dieser Grundzüge ist: „die Welfendynastie ist die älteste unter allen Dynastien“, ein anderer: „eine höhere Vorsehung hat stets mit schützender und erhaltender Hand über dem Welfenhause gewacht“, ein dritter: „die geographische Lage beruft Hannover zur Führerschaft der deutschen Flotte“. Diesen Grundzügen gegenüber lassen sich die Grundanschauungen des Verfassers dahin resumiren: da die Einigung Deutschlands eine Nothwendigkeit ist, eine größere Nothwendigkeit als die Existenz der Welfenherrschaft in Hannover, so müssen wir uns in diese Nothwendigkeit fügen. Deutschland kann die Welfen entbehren, es kann aber Preußen nicht entbehren:

Hannoveraner, laßt euch nichts vormachen von einer glorioſen Vergangenheit, die eine Unterwerfung unter Preußen nicht dulde. Als hannoversches Volk haben wir solche nicht. Die Hannoveraner haben aber, wo sie in englischem Solde waren, namentlich auch als deutsche Legion, wacker gekämpft, wie sie bei Waterloo sich brav unter Wellington geschlagen haben. Außerdem aber sollen wir nicht Preußen unterworfen werden, wir sollen vielmehr Preußen werden, wir sollen mit einem Volke vereinigt werden, dem Deutschland 1813 allein seine Rettung verdankte. Betrachten wir uns mit den tapfern Hessen und Nassauern als Element, das neues deutsches Blut in die preußischen Adern bringt und märkisch-pommersches Junkerthum mit den Rheinländern und Westfalen haßt und, wo es nöthig, mit ihnen und den Braunschweigern und Sachsen gemeinsam bekämpfen wird.

19. Das preußische Regiment in Schleswig-Holstein von Gustav Rasch. Kiel, Schröder und Comp. 1866. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Es ist erstaunlich, wie rasch manche Bücher veralten; sie bekommen Runzeln ins Gesicht wie die Zwerge. Die Schrift von Rasch ist vor dem letzten Kriege geschrieben und richtet ihre Spitze gegen die jetzt längst zur That-

sache gewordene „Annexion" Schleswig-Holsteins durch Preußen. Rasch reist von Stadt zu Stadt, um der Stimmung an den Puls zu fühlen, findet überall antipreußische Gesinnungen und bezeichnet die wenigen preußisch Gesinnten mit dem Kainszeichen. Am Schluß gibt er ein statistisches Verzeichniß der „Preußischen" in Holstein, deren Zahl sich auf einige sechzig beläuft. Wie klingt das alles jetzt so nichtssagend und veraltet! Wie wirft ein einziger großartiger Umschwung die Parteien durcheinander! Ein fait accompli, gegen das sich nicht mehr ankämpfen läßt, muß jeder hinnehmen. Rasch geißelt die politischen Wetterfahnen, die, aus den augustenburger Preßbureaux hervorgegangen, sich in Anhänger Preußens verwandeln. Will er jetzt noch die Mehrheit der Bevölkerung anklagen, wenn sie sich dem preußischen Regiment nicht nur fügt, sondern auch seine nationale Bedeutung anerkennt? Im übrigen enthält das Buch manchen pikanten Beitrag zur Charakteristik der thatsächlichen Zustände, manchen Nachtrag zur Schilderung der Dänenherrschaft. Auch wird mit Recht manches Verfahren der preußischen Regierung getadelt, welches nicht geeignet war, die Sympathien der schleswig-holsteinischen Bevölkerung zu erwecken. Daß Rasch als Anhänger der deutschen „Föderativrepublik" auch mit dem jetzigen Norddeutschen Bunde keine Sympathien haben wird, ist selbstverständlich. Doch werden derartige Theorien, gegenüber dem mit großen Zügen sich ankündigenden Gang der Geschichte, immer mehr in das Gebiet des Dilettantismus verwiesen und haben nur noch als politische Steckenpferde eine Bedeutung für den, der auf ihnen herumreitet.

20. Deutsche Antwort auf eine nassauische Frage von August Belde. Wiesbaden, Limbarth. 1866. Gr. 8. 4 Ngr.

Diese Schrift enthält Trostbriefe für die Nassauer, wie die unter Nr. 18 besprochene Trostbriefe für die Hannoveraner enthält. Doch ist sie vor der Einverleibung Nassaus in den preußischen Staat geschrieben, der sie das Wort redet Die nassauische Kriegsherrlichkeit und Handelspolitik, die „entnervende Herrschaft dynastischer Interessen und einseitiger Sonderbestrebungen" wird mit scharfen Zügen geschildert, nicht minder der Fluch der Spielbanken mit der sich an sie anschließenden wirthschaftlichen Corruption. Das Schriftchen schließt mit den Worten:

Das Volk Nassaus besitzt alle diejenigen Eigenschaften, welche die Voraussetzungen einer glücklichen ökonomischen Entwickelung sind. Wenn es den richtigen Gebrauch davon bisher nicht zu machen verstand, so trifft es selber die geringste Schuld. Die Schätze seines Bodens sind unermeßlich. Sie harren des vollen Aufschlusses. Sein Beamtenstand ist, wie systematisch auch die Regierung an seiner Corruption gearbeitet haben möge, im großen und ganzen von diesen Einflüssen unberührt geblieben und darf das Lob ebenso einsichtsvoller, wie fleißiger und treuer Pflichterfüllung für sich in Anspruch nehmen. Sein öffentliches Leben ist erstarkt im nimmer rastenden Kampfe gegen eine in systematischer Feindseligkeit gegen Preußen verblendete Regierung, und seine in langjähriger Kammerthätigkeit gebildeten Führer brauchen in Hinsicht auf Talent und Charakter, politischen Takt und rednerische Begabung den Vergleich nicht zu scheuen. Dies alles und wol auch noch anderes hoffen wir mitzubringen. Mögen die Hoffnungen Preußens mit den unsern sich erfüllen!

Der Norddeutsche Bund selbst hat in folgenden drei, in ihrer Richtung allerdings diametral auseinanderlaufenden Broschüren bereits seine Commentatoren gefunden:

21. Der Norddeutsche Bund und die Verfassung des deutschen Reichs von J. L. Tellkampf. Zweiter Abdruck. Berlin, Springer. 1866. Lex.-8. 6 Ngr.
22. Ueber den Norddeutschen Bund von H. von Brucken, genannt Fock. Berlin, Stilke und van Muyden. 1866. Gr. 8. 7½ Ngr.
23. Das norddeutsche Reich. Eine politische Studie. Berlin, Eichhoff. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Achse, um welche alle diese Auseinandersetzungen rotiren, ist das Verhältniß von Einheitsstaat, Bundesstaat und Staatenbund. Nehmen wir an, daß die süddeutschen Staaten in ein freies Bundesverhältniß zu dem Norddeutschen Bunde treten; so bieten die deutschen politischen Zustände Beispiele zur Erläuterung aller drei staatsrechtlichen Begriffe. Einen mächtigen Schritt zum Einheitsstaat hat Preußen durch die Annexionen von Hannover, Kurhessen, Schleswig-Holstein u. s. w. gethan. Wäre es auf diesem Wege weiter fortgeschritten, so müßte, was den einen bedrohlich, den andern erfreulich scheint, zuletzt Preußen und Deutschland verschmelzen. Dabei ist es eine müßige Frage, ob Deutschland in Preußen oder Preußen in Deutschland aufgeht. Ein Preußen, das ganz Deutschland umfaßt, ist eben das alte Preußen nicht mehr, sondern das neue Deutschland. Es wird dann den consequentesten Einheitsmännern nicht schwer fallen, ihre schwarz-roth-goldenen Phantasien in schwarz-weiße zu verwandeln. Nur diejenigen haben ein Recht zu protestiren, welche eine deutsche Föderativrepublik nach dem Vorbild der Schweiz oder Nordamerikas für das Endziel unserer geschichtlichen Entwickelung ansehen.

Preußen hat indeß auf dem Wege zum Einheitsstaat plötzlich halt gemacht und den Norddeutschen Bund begründet, in welchem es freilich seine Bundesgenossen mit den Flügeln überdeckt und überschattet, wie die Henne die Küchlein, der aber doch durch sein einheitliches Parlament sich als ein Bundesstaat kennzeichnet. Eine Verbindung dieses Bundesstaats mit den süddeutschen Staaten würde dagegen zunächst das Gepräge eines Staatenbundes tragen.

Der Verfasser der ersten Broschüre (Nr. 21), der rühmlich bekannte Staatsrechtslehrer Tellkampf, früher bereits Mitglied einer gesetzgebenden Versammlung Nordamerikas, in Deutschland als Mitglied der frankfurter Nationalversammlung, liberales Mitglied des preußischen Herrenhauses vielfach genannt, sieht die Lösung des staatsrechtlichen Problems unserer deutschen Politik darin, daß die Zwischenstufe eines Staatenbundes zwischen Nord- und Süddeutschland vermieden und beide zusammen in einen durch ein Parlament geeinigten Bundesstaat aufgenommen werden. Für diesen Bundesstaat empfiehlt er die fertige Reichsverfassung als Grundlage mit den Aenderungen, die den neuen veränderten Zuständen angemessen seien; er sucht nachzuweisen, daß die Bestimmungen der Reichs-

verfassung über das Reichsoberhaupt, über die Landmacht und Kriegsmarine, über die Grenzen der von den einzelnen Staaten der Centralregierung zu übertragenden Rechte u. s. w., theils noch immer zweckentsprechend, theils den Grundzügen der neuen Bundesverfassung durchaus verwandt sind. In Bezug auf die in der Reichsverfassung enthaltenen „Grundrechte" des deutschen Volks spricht er sich in folgender Weise aus:

Die Feinde der Verfassung behaupten, daß diese in zu reichem Maße gegeben seien; hiergegen ist jedoch zu bemerken, daß sie ein ähnliches Maß von Freiheitsrechten enthalten, als die Verfassung in England und in Belgien gewährt, und daß sich damit recht gut regieren läßt, freilich nur von guten Staatsmännern. Das Wichtige und Entscheidende bei diesem Punkte liegt in dem Umstande, daß Süddeutschland nach den Erklärungen seiner Landtage nur auf freiheitlicher Basis sich mit dem norddeutschen Bundesstaate vereinigen wird. Diese Einigung kann nur freiwillig sein; soll diese ermöglicht werden, so muß die deutsche Reichsverfassung ihnen ein so großes Maß von Freiheit bieten, daß diese Freiheit sie den Particularismus der einzelnen Staaten vergessen läßt. Nur auf freiheitlicher Grundlage kann Deutschland dauernd geeinigt werden. Seine ganze jetzige Cultur verlangt diese Basis. Die Einheit ist im Interesse der Vertheidigung dem Auslande gegenüber höchst wichtig, und diese läßt sich vorübergehend durch Militärgewalt herstellen; aber dieser Einheit wird die Nation nicht auf die Dauer die geistige Freiheit, ihr höchstes Gut, opfern wollen. Die annectirten Länder ebenso wol als Süddeutschland kann man nur durch Gewährung der Freiheit neben der Herstellung der Einheit für die Dauer gewinnen. Denn nur die liberale Partei in diesen Staaten begünstigt die Einheit; die dortige sogenannte conservative Partei strebt particularistisch nach Wiederherstellung der Trennung und Sonderstellung. Die Bevölkerung dieser Länder erhält mit der Reichsverfassung ein freies, großes, mächtiges Vaterland, eine wahre Unabhängigkeit, wogegen sie die bisherige Machtlosigkeit gern aufgeben wird.

Zu den nothwendigen Aenderungen der Reichsverfassung rechnet Tellkampf die Verwandlung des suspensiven Vetos in ein absolutes.

Der Aufsatz: „Das künftige deutsche Parlament", welchen Tellkampf auf den Wunsch des Königs Friedrich Wilhelm IV. ausgearbeitet hat, sucht das Verhältniß der Centralregierung zu den Einzelstaaten nach nordamerikanischem Vorbild zu ordnen. In dem Schlußaufsatz empfiehlt Tellkampf noch einmal die Reichsverfassung im Gegensatz zu dem erfurter Entwurf zur Berücksichtigung bei der Neugestaltung Deutschlands.

Das Schriftchen ist sachlich, gediegen und energisch bei aller Einfachheit.

Die Schrift H. von Brucken's (Nr. 22) ist in ihrer Tendenz der von Tellkampf durchaus entgegengesetzt. Der Autor erklärt sich entschieden gegen den Bundesstaat und will auch den Norddeutschen Bund als Staatenbund organisirt wissen; das Abtreten gewisser Rechte seitens der Einzelstaaten will ihm nicht einleuchten; er findet darin die Gedanken wieder, welche der ganzen in der frankfurter Reichsversammlung sich darlegenden Richtung angehören:

Es ist ein theilweises Auflösen und Verstümmeln der kräftigern und kräftigsten Individualitäten, um daraus ein vermeintlich großes Ganzes zu schaffen, das aber in der Gemeinschaft aller durch dasselbe umfaßten verstümmelten staatlichen Individuen absolut unmöglich ist.

Der eifrige Staatenbundsmann erklärt sich mit gleicher Entschiedenheit wie gegen den Bundesstaat auch gegen das directe Wahlrecht, indem er im Einklang mit dem Motiv zum erfurter Wahlgesetz, das in Frankfurt beschlossene Wahlgesetz für destructiv und absolut schädlich erklärt, weil es das gesammte Gewicht der Ausübung der höchsten politischen Rechte der Nation aus dem Kern derselben heraus lediglich in die Massen verlegt und die öffentliche Wahlhandlung durch die Einführung heimlicher Abstimmung mittels der Stimmzettel ohne Unterschrift zu einem breiten Felde der politischen Intrigue macht. Die Polemik Brucken's gegen das allgemeine Wahlrecht erscheint uns unhaltbar. Das indirecte Wahlrecht, noch dazu mit der Servianischen Klasseneintheilung, welche Manteuffel für Preußen erfunden, ist ein complicirter Mechanismus, welcher dem einzelnen sein Recht und seine Freude an der Ausübung dieses Rechts verkümmert. Es entspricht dem einfachen Sinn, daß jeder den Abgeordneten wählt, durch den er sich vertreten wünscht, und nicht einen dritten, der sich dazwischenschiebt. In der That bedarf es keiner künstlichen chemischen Destillation, um als Product einen Abgeordneten hervorzurufen. Der „Wahlmann" ist eine Erfindung jener Staatsweisheit, welche gleichsam an die Thür der Verfassung nicht genug Gewichte hängen kann, damit sie gelegentlich nicht zu rasch aufgerissen und zugeschlagen wird.

Brucken wünscht für seinen Staatenbund nichtsdestoweniger eine Vertretung, die aber mit einem einheitlichen Parlament so wenig Aehnlichkeit wie möglich haben soll:

Die Realisirung dieser Vertretung braucht auch durchaus in keiner Weise in einer Art zu erfolgen, die die gemeinsame Versammlung principiell von den Vertretungen der einzelnen Länder trennt und sie ihnen entgegensetzt, wenn ein anderer Weg, das Gemeinsame gemeinschaftlich zu behandeln, sich als vortheilhaft erweist. Dieser Weg kann sich darin finden, daß die verschiedenen Landtage aus ihrer Mitte Wahlen vornehmen, und diese Delegirten demnächst als Abgeordnete zusammenkommen. Es kann aber auch geschehen durch den Zusammentritt aller Landtage der verbündeten Staaten zur Berathung der gemeinsamen Angelegenheiten.

Die Stimme dieses Predigers wird indeß verhallen wie eine Stimme in der Wüste. Der Gang der Ereignisse weist nach der entgegengesetzten Seite hin.

Mit Recht erklärt sich der Verfasser der dritten Schrift (Nr. 23), der die Kleinstaaterei in Deutschland, obgleich sie auf eine Fülle strotzenden Lebens zurückweist, doch für eine Misbildung hält, gegen den Föderativstaat, dessen nothwendige Voraussetzungen, die annähernde Machtgleichheit der Bundesglieder und das allen gemeinsame Gefühl der Unzulänglichkeit ihrer Einzelkräfte, in Deutschland fehlt. Er macht dem preußischen Abgeordnetenhause den Vorwurf, es habe sich eines starren Particularismus schuldig gemacht, indem es sich dafür entschied, dem Norddeutschen Reichstag nur eine berathende Stimme einzuräumen. Der Verfasser verlangt ein norddeutsches Reich, keinen Norddeutschen Bund. Seine Losung ist: Preußen muß Deutschland werden. Er verlangt das allgemeine Stimmrecht als entsprechend der allgemeinen Wehrpflicht.

Ueber das Verhältniß der Politik zur Poesie spricht er sich in folgender Weise aus:

Die Blüte von Kunst und Wissenschaft ist durch andere Ursachen bedingt, als das national-politische Aufstreben eines Volks. Es war naturgemäß, daß der Schwerpunkt der künstlerischen Leistungen des deutschen Geistes in Regionen fiel, die von dem Schauplatze politischer Thaten entfernt waren. Dem Norden, dem preußischen Staate lag in demselben Zeitraume die Lösung anderer Aufgaben, lag eine harte politische Arbeit ob, die der freien künstlerischen Entfaltung freilich abhold ist. Und liegt uns diese politische Arbeit nicht heute noch und heute in hochgesteigertem Maße ob? Liegt uns nicht ob, unsere Brüder in Süd- und Mitteldeutschland herbeizurufen, ja ihnen im Nothfall einen Theil unserer Arbeit aufzudringen? Oder sollen wir, wenn dabei unsere Poesie, unsere Kunst, unsere Philosophie Einbuße erleiden, unsere politischen Aufgaben hinterdrein werfen? Wahrlich, nicht eher wird die deutsche Nation eine neue Blütezeit der Poesie erleben, bis nicht ihr brennendstes Bedürfniß, das der machtvollen Einheit, befriedigt ist. Das Höchste hat unsere Poesie noch nicht geleistet; niemand, der die englische Literatur kennt, kann die Gestaltenarmuth der unserigen entgehen; mit Recht klagt man, unsere classische Literatur sei nicht national — schaffet eine Nation, so wird euch das übrige alles zufallen.

Wir nehmen hier nur Act von dem Zugeständniß, daß die deutsche Poesie noch nicht das Höchste geleistet habe — eine Ueberzeugung, die sich, trotz der Abgötterei, die mit jedem Schnitzel aus der Mappe unserer Classiker getrieben wird, doch in immer weitern Kreisen Bahn bricht und der fortstrebenden Literatur zur Ermuthigung dienen mag. 17.

Ein Campagnejournal Blücher's.

Blücher's Campagnejournal der Jahre 1793 und 1794. Herausgegeben von Emil Knorr. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Nach dem Frieden von Basel, als der General Blücher die zur Bezeichnung der Demarcationslinie bestimmten Truppen commandirte, benutzte er seine Muße zu Münster, um dasjenige, was im Laufe der beiden Feldzüge von 1793 und 1794 in seinem Beisein und besonders unter seiner eigenen Führung geschehen, zu Papier zu bringen, weil er „manche Relations, Zeitungsberichte und Aufsätze gelesen, wovon ein großer Theil mit Prahlerei, Unwahrheit und Unsinn angefüllt war". So entstand dies Campagnejournal. Wie es mit seinem Schreiben bestellt war, ist bekannt. Er machte nie ein Hehl daraus, daß ihm der Mangel an wissenschaftlicher Bildung störend sei. Noch in seinen letzten Jahren sagte er zu Gneisenau: „Was hätte aus mir werden können, wenn ich etwas gelernt hätte!" Und als ihm dieser lachend erwiderte: „Was hätten Durchlaucht denn noch mehr werden können, als Sie jetzt wirklich sind?", sagte er: „Kinder, ich weiß nur zu gut, wie es mit mir ist. In meiner Jugend hab' ich mich um gar nichts bekümmert, anstatt zu studiren, hab' ich gespielt, getrunken, mit den Weibsleuten mich abgegeben, gejagt und sonst lustige Streiche verübt. Daher kommt's denn, daß ich jetzt nichts weiß. Ja, sonst wär' ich ein ganz anderer Kerl geworden, das könnt Ihr mir glauben, aus mir hätte etwas werden können." Bei Abfassung des Campagnejournals, obwol es nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur für die Offiziere seines Regiments und wenige Freunde bestimmt war, glaubte er, daß seine Schreibweise dem Werke schaden könne, und ließ dasselbe von seinem Adjutanten Grafen Goltz und dem Kriegsrath Ribbentrop (dem spätern Generalintendanten der Armee) überarbeiten. Wir bedauern das. Die Originalität, die uns in allen übrigen von ihm selbst ausgegangenen Schriftstücken erfreut, ist dadurch verloren gegangen. Doch hat der Inhalt dadurch an seinem Werthe nichts eingebüßt. Das Journal wurde dann in der Decker'schen Officin gedruckt und ist nicht in den Buchhandel gekommen. In militärischen Kreisen dem Namen nach wol bekannt, von sehr wenigen gelesen, da es auch in den Militärbibliotheken selten ist, nur von Kriegsschriftstellern hier und da benutzt, ist es dem Volke, dessen populärster Held Blücher geworden, ganz unbekannt geblieben. Und es gibt uns doch das Bild desselben, wie es sich später in seiner glorreichen Laufbahn als Oberfeldherr dargestellt hat, schon 18—20 Jahre früher aus untergeordneter Stellung in all seinen Zügen. Außerdem ist es bei der Treue und Wahrhaftigkeit, sowie bei der Bescheidenheit des Verfassers, die sich nach viel höhern Thaten bekundet hat, von großem Werth für die Geschichte jenes Kriegs. Der Herausgeber, welchem ein Freund in Hamburg ein Exemplar des „Campagnejournal", in dessen Besitz er zufällig gekommen war, geschenkt hatte, und zwar ein Correcturexemplar, verdient daher unsern vollen Dank für die Veröffentlichung, er wird sich dadurch noch einen schönern Dank verdienen, indem er den Ertrag den Tapfern zugewiesen hat, welche in dem jetzt beendigten Kriege zu Siechen und Krüppeln geworden sind.

Das Journal beginnt mit dem Ausmarsch des damaligen Husarenregiments Graf von der Goltz (früher Belling, jetzt Blücher'sche Husaren) aus Berlin am 12. Januar 1793. Oberst Blücher befand sich beim ersten Bataillon, das der Chef selbst führte, während das zweite unter dem Obersten und Commandeur von Dehrmann stand. Die Husarenregimenter, zehn Escadrons stark, waren in zwei Bataillone getheilt, doch nicht alle Cavalerieregimenter, wie eine Note unsers Buchs angibt, da die Kürassiere und einige Dragonerregimenter nur fünf Escadrons hatten. „Am 22. Februar rückten wir in Preußisch-Geldern ein, das Bataillon erhielt Ordre, die Gewehre zu laden, und von diesem Tage an nahm unser wirklicher Felddienst seinen Anfang." Wir können unsern militärischen Lesern nur dringend rathen, diesen Felddienst eingehend zu studiren, sie werden auch nach dem eben beendigten Kriege noch viel daraus lernen. Aber auch dem größern Leserkreise empfehlen wir die Einzelheiten des Buchs, nicht blos um Blücher in seiner ganzen kriegerischen Eigenthümlichkeit daraus kennen zu lernen, sondern auch um der Erzählung selbst willen. Der Herausgeber sagt mit Recht: „Man fühlt es beim Lesen des Buchs, daß überall, in jeder Zeile, in jedem Worte die reine, lautere Wahrheit steht, man wird beim ersten Bericht der blutigen Schlacht

wie beim launigen Scherz überſprudelnden Huſarenmuthes angeheimelt von deutſcher Treue und Zuverläſſigkeit.“ Und wenn man dies Buch geleſen hat mit all ſeinen ſiegreichen Thatſachen, dann bete man noch den Unſinn nach, daß unſere deutſchen Kerntruppen den begeiſterten Freiheitskämpfern Frankreichs nicht hätten widerſtehen können! Wären die Feldherren der Verbündeten dem „Huſarengeneral“ Blücher an Thatkraft ähnlich geweſen, der Krieg hätte anders geendet.

Der Herausgeber hat Blücher's Hervortreten in jenen Jahren trefflich charakteriſirt:

Der rege Geiſt im allgemeinen, ſein munterer und dabei gelaſſener Sinn, ſeine kurze Entſchloſſenheit, gepaart mit ſicherm Blick und ſelten zu überliſtender Klugheit, der unerſchütterliche Gleichmuth in Gefahr und der unbeugſame Wille ließen in ihm ſchon damals den Mann erkennen, dem man ſeine Führung getroſt und mit Zuverſicht anvertrauen dürfe. Sein Ruf als tüchtiger Führer wurde von Vorgeſetzten und Untergebenen gleichmäßig anerkannt, noch mehr, er drang hinüber bis zum Feinde. Blücher erwarb ſich in den Rheinfeldzügen den Ruf eines neuen Ziethen, er hieß ſchon damals beim Feinde kurzweg der „Huſarengeneral“. Aus dem Bewußtſein, kein anderes Ziel zu haben als den Sieg, ging die charakteriſtiſche Art der Ausführung ſeiner Unternehmungen hervor. Ueberall kennzeichnen ihn ſchneller Entſchluß, überwältigende That, unaufhaltſames Verfolgen des geſteckten Ziels. Im Glücke mäßig, im Unglück gefaßt, voll unerſchütterlichen Vertrauens auf eine ſich günſtiger geſtaltende Zukunft, ſtrebt er ſtets „Vorwärts“, reißt ſo in ſeiner einfach menſchlichen Weiſe ſeine Umgebung, die ſich ihm innig und in unbegrenzter Zugehörigkeit anſchließt, mit bis zum begeiſterten Wirken. So war er beim erſten Erſcheinen auf der Bahn ſeines Heldenlebens, ſo blieb er bis zum Ende.

Manchem militäriſchen Leſer wird die ſchlichte Erzählung ſo raſtlos ſich drängender Unternehmungen, welche dem Feinde bei Tag und Nacht durch Ueberfälle, Verſtecke, Handſtreiche aller Art keine Ruhe ließen, den Eindruck machen, als ſeien die heutigen Huſaren ihren Vorfahren nicht mehr ähnlich, zu einer ſolchen Kriegsthätigkeit gar nicht mehr fähig. Die ſpätern Kriege bieten allerdings keine ſolchen Erſcheinungen mehr, in dem letzten haben weder die preußiſchen noch die vorher ſo gerühmten ungariſchen Huſaren ähnliche Erfolge aufzuweiſen. Das liegt aber nicht darin, daß ſie nicht mehr fähig wären, ſolche zu erringen, ſondern in der völlig veränderten Kriegführung, die, mit großen Heeresmaſſen in raſchen Operationen zu entſcheidenden Schlägen drängend, keine längern Pauſen mehr geſtattet — denn nur in dieſen, bei kleinern, getrennt ſtehenden und langſam operirenden Heertheilen findet der Kleine Krieg ſeinen Platz. So war es ſchon in den Kriegen Napoleon's I., wo der Kleine Krieg erſt hervortrat, als der Große Krieg 1813 längere Zeit auf Einen Schauplatz gebannt blieb; ſo 1859 in Italien und nun 1866 in Böhmen und Mähren. Es können aber ſtets wieder Verhältniſſe eintreten, welche den leichten Truppen Unternehmungen des Kleinen Kriegs zuweiſen; wie dieſer zu führen iſt, mögen ſie aus Blücher's „Campagnejournal“ lernen. Blücher war damals ſchon 50 Jahre alt, aber an Körperkraft und Gewandtheit noch ein Jüngling. Wie mannhaft ſetzt er überall ſelbſt ſein Leben im Handgemenge ein, das iſt ſeine Luſt noch bis zuletzt geblieben. Er erzählt das ſo anſpruchslos, für ihn lag darin nichts Beſonderes, es verſtand ſich von ſelbſt. Mitunter finden ſich köſtliche Reiterſtücklein, die er ausgeführt, auch humoriſtiſche. Hören wir eins davon, zugleich zur Probe ſeiner Darſtellung:

Kaum war der Prinz fort, als verſchiedene feindliche Cavalerieoffiziere, die wahrſcheinlich ihre Kühnheit zeigen wollten, wild auf uns losgeſprengt kamen; ich ſagte zu einigen Offizieren meines Regiments, die um mir waren, wir wollten, um dieſen Herren noch mehr Muth einzuflößen, ſachte zurückreiten und dann plötzlich umkehren und auf ſie losfahren. Dies geſchah; denn als ſie ſich uns bis auf 30 Schritt genähert hatten, wandten wir raſch unſere Pferde um und ritten mit verhängten Zügeln auf ſie los, wodurch ſie dermaßen decontenancirt wurden, daß ſie eiligſt die Flucht ergriffen und bei ihrem ängſtlichen Umſehen nur unſer demüthigendes Gelächter hören mußten; beſchämt verloren ſie ſich in ihrer Menge. Um unſerer Gegner noch mehr zu ſpotten und ihnen zu zeigen, wie wenig mich ihre Neckereien beunruhigten, ließ ich 12 Trompeter bis zu meinen Flanqueurs vorkommen und Aufzüge (Märſche) blaſen; ſie ſtellten hierauf ihr einzelnes Schießen ſogleich ein und die Muſik amüſirte ſie ſo, daß ſich die franzöſiſchen Offiziere ihr immer mehr näherten; um nun gegenſeitig höflich zu ſein, befahl ich, daß meine Leute nicht auf ſie ſchießen ſollten, ſie wurden daher um ſo unbeſorgter und hörten mit Aufmerkſamkeit zu. Nachdem der Spaß einige Zeit gedauert hatte, nahm ich den Hut ab und ritt fort; alle dankten wiederholentlich auf gleiche Weiſe und riefen: „Adieu, Général, jusqu'à demain!“

Blücher's Urtheil über andere iſt immer ſchonend, ſelbſt wo er ſcharf zu tadeln hätte. Fremdes Verdienſt aber, ſowol von Vorgeſetzten wie Untergebenen, erkennt er mit den wärmſten Worten an, und wo daſſelbe gar verkleinert worden, da ſpricht er derb. So ſagt er von der Schlacht bei Kaiſerslautern: „Der Erbprinz von Hohenlohe erwarb ſich durch dieſe Schlacht einen unvergeßlichen Ruhm. Wenn deſſenungeachtet ſeine Neider den Werth dieſes Siegs herabzuſetzen ſuchen, indem ſie ſagen, die Affaire ſei zur Unzeit engagirt worden, ſo kann ich darauf nur erwidern, daß es zu wünſchen wäre, es hätten manche weniger calculirt und mehr geſchlagen. Für Preußens Truppen iſt es am angemeſſenſten, den Feind anzugreifen, wenn er ihnen nahe iſt.“ Das haben ſie auch überall und in unſern Tagen wieder gethan.

Das Regiment, welches Blücher ſeit dem Juli 1794 als General und Chef befehligte, konnte mit Stolz auf ſeine zwei Feldzüge gegen die Franzoſen ſehen; denn es hatte 9 Kanonen, 2 Haubitzen, 12 Munitionswagen und 6 Fahnen erobert; einen General, mehrere Oberſten, 142 Offiziere, 3129 Mann zu Gefangenen gemacht und 744 Pferde erbeutet. Auch in dem Kriege von 1866 hat es ſeinem verſtorbenen Chef Ehre gemacht; Blücher's noch lebende Tochter ſchenkte einigen Huſaren, die ſich beſonders ausgezeichnet, eine Summe von 200 Thalern. Den echten Huſarengeiſt in der Truppe zu beleben, iſt aber beſonders dieſes „Campagnejournal“ geeignet.

Karl Guſtav von Bernek.

Theatermemoiren.

1. Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von Eduard Genaſt. Vierter Theil. Leipzig, Günther. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von dem inzwiſchen verſtorbenen ehemaligen weimariſchen Hofſchauſpieler Eduard Genaſt iſt ein vierter Theil ſeiner Memoiren dieſes Werks erſchienen. Konnte ſchon der dritte Theil uns nicht das Intereſſe der frühern einflößen, ſo kann es noch weniger dieſer letzte, der uns mehrentheils wie ein dürftiges Notizenwerk anmuthet und nur noch in wenigen einzelnen Stellen mit Auslaſſungen über künſtleriſche Gegenſtände unſere Theilnahme in Anſpruch zu nehmen im Stande iſt. Was uns der alte, jetzt verſtorbene Herr über ſeine letzten Kunſtreiſen, die dabei erworbenen Eindrücke und Erfolge erzählt, was wir über Wien, ſein öffentliches Leben und Kunſttreiben erfahren, was er uns von Breslau und ſeinen dortigen Freunden, von Dresden, Leipzig, ſeinen etwaigen Badeaufenthalten vorplauſcht, das ſind alles Sachen, die im Kreiſe der Familie und guter Freunde wol am Platze ſein mögen, aber für ein Buch doch als zu geringfügig, perſönlich und dürftig gelten müſſen. Auch die Mittheilungen über die weimariſchen Revolutiönchen und officiellen Feſttage können, die einen als zu flüchtig und oberflächlich geſchildert, die andern als zu breit und ſalbungsvoll gegeben, für den großen Leſerkreis keinen beſondern Werth erlangen.

Anziehend iſt, was Genaſt über Liſzt's Aufenthalt und Wirkſamkeit in Weimar und über die Aufführung Wagner'ſcher Opern während dieſer Zeit mittheilt. Darin bekundet ſich der Künſtler, der Muſikkenner und Dramaturg. Sein Urtheil über die ihrerzeit berühmte Tänzerin Lucile Grahn bedünkt uns etwas zu abſprechend und kurz; über Henriette Sontag wird leichthin geplaudert, und wenn in dieſen Plaudereien uns in umſtändlichſter Weiſe mitgetheilt wird, daß der Verfaſſer derſelben ſich bei der Bekränzung der Sängerin nicht zu erinnern vermochte, ob die Verſe:

> Wer den Beſten ſeiner Zeit genug gethan,
> Der hat gelebt für alle Zeiten —

von Goethe oder Schiller herrühren, ſo iſt dieſer Beleg der Unbewandertheit in den weimariſchen Claſſikern zwar ein ehrliches, aber ganz ungehöriges Eingeſtändniß, das beſſer verſchwiegen worden wäre.

Die Mittheilungen über die Gaſtſpiele von dem franzöſiſchen Sänger Roger, von Dawiſon, Johanna Wagner und Marie Seebach laſſen ſich leſen und bieten zuweilen dramaturgiſche Bemerkungen, welche nicht völlig ohne Werth ſind. Ueber den Carlos in „Clavigo", über den Shylock, über den Romeo in der Oper „Montecchi und Capuleti", über Lucrezia Borgia, die Julia Shakſpeare's und das Gretchen in „Fauſt" werden Anſichten zum beſten gegeben, die uns erkennen laſſen, daß Genaſt jedenfalls ein denkender und geiſtvoller Schauſpieler war. In ſeinen Ausſprüchen über Seydelmann ſcheint er uns nicht ganz gerecht. Von dieſem zu behaupten: er habe mehr nach Effecten gehaſcht als Dawiſon, namentlich als Carlos im „Clavigo" das gethan, iſt ein entſchiedener Misgriff und ein Verkennen jenes großen zuerſt genannten Künſtlers. Seydelmann verſäumte keinen Effect; aber er haſchte nicht danach auf Koſten der Wahrheit und des Kunſtwerks. Das haben ſpätere Darſteller weit mehr gethan, ohne doch zugleich ebenſo große Erfolge zu erzielen wie jener, der entſchieden der bedeutendſte Schauſpieler nach Ludwig Devrient geweſen.

In den letzten Kapiteln des Buchs werden die Feſttage Weimars bezüglich der Errichtung der Wieland-, Goethe- und Schiller-Statuen beſprochen und in dieſen Beſprechungen neben einigen bedeutſamern charakteriſtiſchen Zügen auch viele bereits bekannte mitgetheilt. Die Begegnung, die Genaſt ſelbſt in ſeiner Jugend mit Wieland gehabt und welche er hier erzählt, hat er, wenn wir uns recht erinnern, beinahe wörtlich ſchon in einem frühern Theile zum beſten gegeben.

Das vorletzte Kapitel bringt die Schilderung von Genaſt's funfzigjährigem Jubiläum in einem Aufſatze, den der „Theaterdiener" von Entſch gebracht, und das Schlußkapitel endlich eine ziemlich ſchmeichelhafte Würdigung der Bühnenmitglieder Weimars in Genaſt's letzter Zeit.

2. Autobiographie von Karl Gollmick. Nebſt einigen Momenten aus der Geſchichte des frankfurter Theaters. Drei Theile. Frankfurt a. M., Adelmann. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfaſſer vorſtehend genannten Werks, der am 14. März 1796 zu Anhalt-Deſſau geboren war, iſt gegen Ende des vorigen Jahres in Frankfurt a. M. geſtorben, wo er lange Zeit im Theaterorcheſter und zugleich als Schriftſteller thätig geweſen iſt. Kleine Gedichte, namentlich recht artige Gelegenheitsverſe, Theaterſtücke und kunſthiſtoriſche Mittheilungen blieben vorzugsweiſe die Felder, auf denen er ſich gern und mit Vorliebe bewegte. Etwas von poetiſcher oder literariſcher Bedeutſamkeit hat er freilich nicht geſchaffen; denn über das Dilettantiſche kam er mit ſeiner Begabung nicht hinaus; wol aber iſt ihm einzuräumen, daß er überall ein tüchtiges, braves Weſen und eine durchaus ehrenwerthe Geſinnung zu Tage legte: Dinge, die wir auch in ſeiner Selbſtbiographie wiederzufinden volle Gelegenheit haben.

Er ſchildert uns in kurzen Zügen das Leben und die Schickſale ſeines Vaters, der ehedem ein Sänger von Ruf, ſpäter als Geſanglehrer ein dürftiges Daſein friſtete und wol ganz in Elend verkommen wäre, wenn ſeine Kinder nicht liebend für ihn geſorgt hätten. Dann geht der Autor auf ſein eigenes Kinderleben über, das ein ziemlich bewegtes war, da er den Aeltern in verſchiedenen Engagements gefolgt iſt. Den erſten einigermaßen klaren und bleibenden Eindruck empfing er von Köln, wo ſein Vater ihn einige Zeit in Penſion gegeben und in welcher Stadt die ſpäter ſo berühmte Henriette Sontag ſeine Spielgenoſſin war. Dann kam er nach Würzburg, wo er das Gymnaſium beſuchte und eine Kinderfreundſchaft mit Karoline Lindner, der nachmaligen genialen Schauſpielerin, ſchloß, welche durch das ganze Leben beider ausgedauert hat. Hierauf ſiedelte er nach Kaſſel über, wo er noch etwas von den Orgien König Jérôme's miterlebte und gleich

danach überstand er in Strasburg die Blokade, welche 1815 diese Stadt von den Deutschen aushalten mußte.

Da sich früh bei ihm eine Begabung für Musik bekundete und er verschiedene Instrumente mit gutem Geschick spielte, so hatte er jung angefangen, sich an musikalischen Aufführungen zu betheiligen und Unterricht zu geben. Auf seinen Kreuz- und Querzügen auch nach Frankfurt gekommen, trat er hier als Paukenschläger ins Orchester und behauptete diese Stelle, bis er 1857 pensionirt wurde und von da an einzig der Muße und Ruhe lebte.

In dieser letzten Zeit begann er denn auch seine kleinen Denkwürdigkeiten niederzuschreiben, wie sie jetzt vor uns liegen und wie sie sich ganz leicht und gefällig lesen lassen, dabei zugleich aber auch den deutlichsten Beleg seines schriftstellerischen Dilettantismus geben.

Karl Gollmick's „Denkwürdigkeiten" sind nämlich nichts als ein plauderhaftes vom Hundertsten ins Tausendste Kommen. Nirgends bleibt er recht bei der Stange, nichts führt er genügend und befriedigend aus. Alles ist Stückwerk und Bruchstück darin: die geschichtlichen Aufzeichnungen über die frankfurter Bühne, die Mittheilungen über künstlerische Vorgänge und die Angaben über artistische Capacitäten, deren er viele kennen zu lernen so glücklich war. Ueber den berühmten Romanschriftsteller Spindler; über den unsterblichen Componisten der „Jessonda", Ludwig Spohr; über den trefflichen Darsteller Julius Weidner; über den bekannten Musikverleger Hofrath A. André; den Componisten Wilhelm Speier; über den Kapellmeister Karl Guhr; über die Sängerinnen Elise Lutzius und Sophie Löwe (spätere Fürstin Liechtenstein); über Louis Schnyder von Wartensee, Franz Abt, Richard Wagner; über die Schriftsteller Eduard Duller, Roderich Benedix, Albert Lortzing und manche andere künstlerische Persönlichkeit, die unser Interesse in Anspruch zu nehmen durchaus angethan ist, spricht sich unser Memoirler aus, ohne daß indeß ein solches Aussprechen über irgendeine Erscheinung als von nachhaltigem Werthe erklärt werden könnte. Gollmick bleibt überall an den kleinen Dingen hängen, ohne den Blick für das Große und Ganze zu gewinnen. Er ist wie ein Hamster im Kornfeld, der nie über die vor seinen Augen wogenden Aehren hinaus- und in die Ferne sieht. Er verliert sich stets im Nebensächlichen und Unbedeutenden, sodaß das, was er gibt, nur der Kleinkram des Lebens wie der Kunst ist. Seine „Autobiographie" darf nahezu als Beispiel angeführt werden, wie man seine Memoiren nicht schreiben soll. Es sind alles nur Notizen, nur kleine Mittheilungen dazu, denen die ordnende Hand, der logische Zusammenhang, das geistige Band gebricht. „Splittererinnerungen aus meinem Leben" hätte der Verfasser seine Aufzeichnungen nennen sollen. Eine wirkliche, irgendwie geregelte und abgeschlossene Lebensschilderung bietet das Werkchen jedenfalls nicht. Es ist in Lauf und Zusammenstellung nur locker gefügt, ja oft geradezu sprunghaft. Es hat keinen Faden und keinen Stil.

Gollmick hat das selbst gefühlt und läßt dieses Gefühl auch oft genug zum Durchbruch kommen. Er war unter allen Umständen ein braver, in der Schule des Lebens gesetzter Charakter, aber kein wirklicher Schriftsteller von Talent.

Feodor Wehl.

Philosophisches.

Die Wissenschaft des Wissens und Begründung der besondern Wissenschaften durch die allgemeine Wissenschaft, eine Fortbildung der deutschen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Plato, Aristoteles und die Scholastik des Mittelalters von Wilhelm Rosenkranz. Erster Band. München, Weiß. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Bekanntlich pflegen die Seefahrer aus gewissen Zeichen, die sich ihrem Blicke darbieten, aus Pflanzen, die an ihrem Schiffe vorbeischwimmen, aus Vögeln, die darüber hinwegfliegen, den Schluß zu ziehen, daß Land in ihrer Nähe sein müsse. Und sie täuschen sich in der Regel nicht. Uns sollte etwas Aehnliches begegnen. Wir haben, nach langer Fahrt, in der letzten Zeit auf dem Gebiete der Philosophie aus einzelnen Broschüren, Monographien, Beiträgen, von denen einige von tiefster Bedeutung waren und auf eine außerordentliche Zukunft ihrer Verfasser hindeuteten, einen ähnlichen Schluß gezogen. Wir gelangten durch jene Schriften zu der Vermuthung, daß nächstens Land kommen müsse. Hier ist es. Wir lassen es noch dahingestellt, ob das Ganze obigen Werks nur eine Insel von bedeutendem Umfang, ob ein Welttheil, ob eine Welt für sich — in diesem Falle also wirklich System — sein werde. Wir müssen erst die Vollendung dieses Werks abwarten. So viel aber ist gewiß, Land ist es und zwar ein sehr anlockendes, fruchtbares Land, welches neue Aussichten eröffnet und schon jetzt manche Ausbeute gewährt. Der Verfasser führt seine Schrift durch mit vorherrschender Bezugnahme auf Plato, Aristoteles und die mittelalterliche Scholastik. Man muß es ihm jedoch zugestehen, daß er auch den Scholastikern gegenüber sich mit seinem Philosophem durchaus unabhängig verhält und freie Kritik walten läßt. Man lasse ja die Vorrede nicht unbeachtet! Sie bringt auch für unsere Zeit sehr wichtige Aussprüche. Die edelste Freisinnigkeit, welche stets nur die Erforschung der Wahrheit im Auge hat, ist der Grundcharakter des ganzen Werks, wie denn auch die Geschichte der Philosophie und ihrer einzelnen Systeme mit Gerechtigkeit in Betracht gezogen wird, obwol der Autor bei aller Bescheidenheit, die ihm eigen ist, mit dem Bewußtsein verfährt, hier ein neues System aufzustellen.

Die beiden Hauptabschnitte sind: „Analytik" und „Synthetik". Der erste Band des Werks gibt aus der Analytik „die Lehre von den Elementen des Wissens", der zweite wird das Weitere der Analytik und die Synthetik entwickeln. Schon das Inhaltsverzeichniß bekundet, wie scharf und folgerichtig geordnet das ganze Verfahren des Denkers ist, und wie er einen Aufbau und Organismus gewinnt, der von seiten des Lesers eine außerordentliche Aufmerksamkeit verdient. Man muß der ganzen Arbeit in jeder Hinsicht das Zeugniß der höchsten Solidität geben; hier begegnen wir keiner Phrase, keiner Ueberwucherung durch bloße Einfälle und subjective Bemerkungen,

ſodaß da, wo die Unterſuchung eine um etwas veränderte Diction nöthig macht, die Wirkung um ſo größer iſt. Wir dürfen hier leider nicht auf das Detail dieſer ſchätzenswerthen Arbeit eingehen, da ſolches für den Zweck d. Bl. nicht geeignet wäre, nur einiges wenige zu bemerken ſei noch geſtattet.

Wenn der Verfaſſer S. 9 bemerkt, daß die Vernunft, als „der höchſte Vorzug des Menſchen, in dem Vermögen der Selbſtbeſtimmung beſtehe", ſo können wir ihm nicht beiſtimmen, ſondern müſſen darin eine Erklärung der Freiheit finden, wie er denn auch ſogleich auf dieſe übergeht. Wie unſer Autor ein reiches Wiſſen auf allen Gebieten beſitzt, ſo iſt er auch mit der heutigen Naturwiſſenſchaft gründlich vertraut, ſodaß er ihrer Anmaßung, Einſeitigkeit, Denkſchwäche und Schroffheit mit ſiegreichem Erfolg Rede ſteht, aber auch Beweis auf Beweis gibt, wie tüchtig und exact er in die Erſcheinungen der Natur einzudringen weiß, wie ſorgfältig er beobachtet hat. Höchſt beachtenswerth iſt, was er ſchon S. 44 darüber ſagt, ferner S. 192 in den „Phyſiologiſchen Erörterungen", denen ſich die ſcharfſinnige und glänzende Deduction und Analyſe der fünf Sinne anſchließt. Ebenſo umſichtig, unterrichtet und doch völlig ſelbſtändig in ſeinem Denken und Forſchen verhält er ſich zum Poſitiven aller andern Wiſſenſchaften, bis er ſich als echten, wahrhaft fördernden Philoſophen vollends in der Ideenlehre (S. 282) uns zu erkennen gibt, der auch hier, ungeachtet fortdauernd ſtreng ſyſtematiſcher Entwickelung, uns durch Klarheit befriedigt, durch neue Geſichtspunkte bis zum Schluſſe überraſcht.

Nun müſſen wir an dieſer reſpectabeln Leiſtung freilich eine Ausſtellung machen. Sie betrifft allerdings nur die Außenſeite. Jedes wiſſenſchaftliche Werk, welches ſich bis zu den Ideen erhebt, ſollte uns auch die innerſte Einheit von Inhalt und Form ungeſtört vergegenwärtigen. Der Verfaſſer bleibt das nicht ſchuldig, wol aber ſchwächt er den Eindruck ſeiner Darſtellung durch die umfangreichen Anmerkungen, welche unterhalb des Textes fortgehen. Es iſt dies die jedenfalls unſchöne Weiſe einer frühern Zeit, die ſehr leicht vermieden werden konnte. Wie kann ein großartiges, herrliches Bauwerk — hier iſt es ſogar ein neues Lehrgebäude — auf unſere Anſchauung einen vollendeten Eindruck machen, wenn wir überall noch den Schutt, die Baumaterialien umherliegen, ja Stangen und Breter des Gerüſtes uns Fenſter, Säulen und Pfeiler des architektoniſchen Werks verdecken ſehen?

Wir ſind ſehr geſpannt auf den zweiten Band, um in dem Ganzen eine Weiterführung der Philoſophie zu begrüßen.

Alexander Jung.

Feuilleton.

Bodenſtedt's Shakſpeare-Ueberſetzung.

Von der von Friedrich Bodenſtedt herausgegebenen neuen Ueberſetzung von „William Shakſpeare's Dramatiſchen Werken" (Leipzig, F. A. Brockhaus), an der ſich außer Bodenſtedt auch Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeiſter, Paul Heyſe, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. betheiligen, liegen jetzt die beiden erſten Bändchen vor, welche den „Othello" in einer Ueberſetzung von Bodenſtedt und den „König Johann" in einer Ueberſetzung von Gildemeiſter bringen. Indem wir uns eine eingehendere Würdigung dieſer Ueberſetzungen vorbehalten, erwähnen wir nur noch, daß willkommene Einleitungen jedes einzelne Stück nach ſeiner hiſtoriſchen Geneſis und ſeinen äſthetiſchen Verdienſten würdigen. Die Einleitung Bodenſtedt's zu „Othello" iſt zwar lebendig geſchrieben, doch zu ſehr im Stil der Apotheoſe gehalten und ohne jedes kritiſche Streiflicht, zu welchem doch „Othello" mannichfache Veranlaſſung bietet. Dagegen ſchickt Gildemeiſter ſeiner Ueberſetzung des „König Johann" eine allgemeine Kritik der Shakſpeare-Hiſtorien voraus, welche durchweg treffend iſt und mit das Beſte enthält, was bisher über dies Thema geſagt wurde. Er erwähnt die vorſhakſpeare'ſchen Theaterſtücke und fährt dann fort:

„Shakſpeare, als er für ſein Theater zu arbeiten anfing, fand dieſe Gattung von Stücken und die Nachfrage nach dieſer Gattung vor. Er lieferte, was Publikum und Theaterkaſſe verlangten; er arbeitete nach den vorhandenen rohen Vorbildern; er ſchöpfte aus den nämlichen trüben Quellen; er fügte ſich den Feſſeln, welche der populäre Geſchmack und die populäre Tradition ihm anlegten; er acceptirte den überlieferten Stoff und ſelbſt bis zu einem gewiſſen Grade die Vortragsweiſe ſeiner Vorgänger; er producirte mit einem Worte recht eigentlich als Bühnenlieferant. Aber er producirte allerdings zugleich als dramatiſches Genie erſten Ranges. Er dramatiſirte die engliſche Geſchichte, wie die großen italieniſchen Meiſter die kirchliche Legende gemalt haben, welche auch von den handwerksmäßigen Fabrikanten nur durch die Höhe ihrer Kunſt ſich unterſchieden, übrigens aber das Conventionelle in der Darſtellung und eine Zeit lang auch den Stil mit den gewöhnlichſten Pinſelern gemein hatten. Heutzutage wäre es nicht denkbar, daß ein Dichter von der höchſten Begabung für längere Zeit in ſolchen Verhältniſſen, z. B. als Theaterdichter einer pariser Vorſtadtbühne, verharrte; das Zeitalter der Eliſabeth war in dieſem Punkte vom 19. Jahrhundert grundverſchieden und geſtattete es Shakſpeare, ſeiner Nation einen Cyklus von Dramen zu geben, wie ihresgleichen keine andere Literatur aufzuweiſen hat, und wie ſie wahrſcheinlich nie hätten entſtehen können ohne dies Zuſammentreffen einer unbefangenen, derben Freude an dem nationalen Stoffe und einer großartigen individuellen Dichterkraft.

„Es bedarf keines Nachweiſes, wie Shakſpeare ſeine Vorgänger auf dieſem Gebiete unermeßlich überragt, wie er die alten Geſchichtsbilder mit dem höchſten Ausdrucke individuellen Lebens erfüllt und die Begebenheiten in natürliche Conſequenzen menſchlicher Leidenſchaft verwandelt, oder wie er die plumpen Späße des Clowns zu komiſchen Charakteren von ebenſo wunderbarer Mannichfaltigkeit wie Lebenswahrheit erhebt: alles dies liegt hinreichend zu Tage. Eher verdient die entgegengeſetzte Seite des Verhältniſſes eine Hervorhebung, diejenige nämlich, wo Shakſpeare's Kunſt ſich mit den ältern Erzeugniſſen berührt, wo ſie die Spuren ihrer Entſtehung und der Umgebungen, unter denen ſie groß geworden iſt, noch an ſich trägt. Dahin gehört: die namentlich in den Erſtlingsſtücken hervortretende Neigung zu rhetoriſcher Uebertreibung und zu geſuchter Ausdrucksweiſe; die Gleichgültigkeit gegen das, was wir Compoſition nennen würden; die Kühnheit, mit welcher weitgreifende Entwickelungen in kurze Scenen zuſammengedrängt werden; die ſorgloſe Behaglichkeit, mit welcher hinwiederum ohne weſentliche Förderung der Handlung einzelne Epiſoden, namentlich komiſche, ſich entfalten. Manches für uns Anſtößige oder doch Befremdliche wird daraus ſich erklären, daß der Dichter gewiſſe Scenen und Züge vorführen mußte, weil ſie einmal dem Publikum bekannt waren und daher nicht fehlen durften, ebendeshalb aber auch den Zeitgenoſſen durchaus verſtändlich und in der Ordnung erſchienen. Ueberhaupt muß man ſich immer vergegenwärtigen, daß der Stoff dieſer hiſtoriſchen Dramen, wie

gesagt, den Zuschauern völlig geläufig war, und daß sie deshalb bequem dem Genusse der Darstellung sich hingeben konnten, auch wo, durch die Natur des Gegenstandes gezwungen, der Dichter starke Zumuthungen an ihre Phantasie stellte.

„Die hergebrachten Schulregeln von dem «Aufbau» eines Dramas wird man diesen Stücken gegenüber wol beiseitelegen müssen. Im gewöhnlichen Sinne sind sie keine Dramen, d. h. einheitliche Handlungen, sondern Cyklen von dramatischen Scenen, welche ihren Zusammenhang untereinander oft nur dadurch erhalten, daß in ihnen die nämlichen Personen handelnd oder leidend auftreten. Es ist eine Gattung für sich, welche nur ihre eigenen Gesetze anzuerkennen hat. Man wird finden, daß bald ein einzelner Act, ja ein einzelne Scene ein abgeschlossenes Ganzes für sich bildet, bald wieder ein ganzes Stück nicht ausreicht, um vollständig das darzustellen, was der Dichter darstellen will, sondern daß eine ganze Reihe von Dramen erforderlich ist, um Keim, Wachsthum und Erfüllung der Schicksale, um die es sich handelt, zu veranschaulichen."

Auch die Darstellung des „König Johann" ist eine nicht blos reproducirende, sondern kritisch eingehende. Die Noten am Schluß in beiden Bändchen sind nicht allzu zahlreich, sondern beschränken sich auf die für das Verständniß nothwendigen Erläuterungen. Eine allgemeine Einleitung hat der Herausgeber seinem Unternehmen nicht vorausgeschickt; wir sind daher an das buchhändlerische Programm gewiesen, welches die Aufgaben einer neuen Shakspeare-Uebersetzung in folgender, der Zustimmung würdigen Weise formulirt: „Ohne ein Bild oder einen Gedanken des Originals zu verwischen, Shakspeare so wiederzugeben, als ob er in deutscher Sprache gedichtet hätte; dem Geiste, der Farbe, dem Tone des Originals näher zu kommen, als es Schlegel, bei all seinen glänzenden Verdiensten im einzelnen, in Bezug auf den Gesammteindruck gelungen ist." Hoffen wir, daß dies von den besten Kräften und klangvollsten Namen deutscher Uebersetzungskunst getragene Unternehmen gleichen Anklang bei dem Publikum wie bei dem Theater finden werde.

Vom deutschen und französischen Theater.

Am wiener Burgtheater ist ein neues geschichtliches Lustspiel: „Der Statthalter von Bengalen", mit durchgreifendem Erfolg in Scene gegangen. Der Held des Stücks ist der geheimnißvolle Verfasser der „Juniusbriefe", Sir Francis. Scenen aus dem englischen high-life, politische Intriguen und der Hintergrund einer ostindischen Staatsfrage lassen die geistige Atmosphäre des Stücks einigermaßen verwandt mit der von „Pitt und Fox" erscheinen. Hierin mag der Grund liegen, daß die meisten wiener Blätter dem Herausgeber d. Bl. die Autorschaft des neuen Lustspiels zuschoben. Derselbe erklärt indeß hiermit, daß ihm dasselbe nur aus den Zeitungen bekannt ist und daß er nicht den geringsten Antheil an der Verfasserschaft hat. Nach seiner Ansicht ist entweder Heinrich Laube oder Joseph Weilen der Verfasser, dessen Pseudonym C. Franz offenbar eine ironische Bedeutung hat; der Name, welcher für die Anonymität des Lustspielhelden die Lösung enthält, soll, ins Deutsche übersetzt, die Anonymität des Lustspieldichters maskiren. Daß ein in Oesterreich lebender Dichter der Autor ist, darauf möchten doch wol auch die zahlreichen politischen Beglichkeiten hinweisen, welche das Stück nach der Angabe der Zeitungen enthält, die blitzartig einschlugen und dem Anschein nach hier nicht aus zufälligem Zusammentreffen und ungesuchten Parallelen hervorgegangen, sondern absichtlich hineingearbeitet sind. Das Stück ist, außer in Wien, jetzt an einigen österreichischen Provinzbühnen zur Aufführung gebracht worden und hat sich noch an den deutschen Bühnen zu bewähren, welche allerdings alle jene Anspielungen auf die innern österreichischen Zustände verloren gehen. Doch rühmt man dem Lustspiel effectvolle und drastische Situationen nach, die überall zünden müssen. Auch hat offenbar die Gattung, der es angehört, für die deutsche Lustspielmuse eine hervorragende Bedeutung; denn in dem historisch-politischen Lustspiel, welches dem Erwachen unsers öffentlichen Geistes entspricht, liegt an und für sich schon ein tieferer Gedankeninhalt, als in dem modernen Conversationsstücke, dessen Themata und Schablonen etwas abgeblaßt sind, sobald es nicht ebenfalls durch sociale und politische Gedanken ein reicheres Leben erhält.

Bauernfeld's Lustspiel: „Aus der Gesellschaft", dem dies Lob ertheilt wird, hat sich auch in Berlin an der Friedrich-Wilhelmstadt bewährt, obgleich hier die socialen Lebensfragen, welche die wiener aristokratischen Kreise bewegen, bei weitem mehr zurücktreten. Ebenso wie das Stück eines österreichischen Lustspieldichters an der zweiten berliner Bühne, hat das Stück eines preußischen an der zweiten wiener Bühne einen günstigen Erfolg gehabt. Wir meinen das heitere Lustspiel von Putlitz: „Spielt nicht mit dem Feuer", ein Lieblingsstück des berliner Hoftheaters. Im übrigen sind die Novitäten fast auf allen deutschen Bühnen in der Wintersaison sehr in den Hintergrund getreten, man begnügte sich meistens mit kleinern Stücken und älterm Vorrath.

In Paris hat die Aufführung von Ponsard's „Galilei" am Théâtre français stattgehabt, nachdem alle entgegenstehenden Schwierigkeiten überwunden waren. Man hatte vorher in dem Stücke mehr Tendenz gewittert, als bei der Aufführung zu Tage trat. Das Stück, welches das letzte des todkranken Vertreters der neoclassischen Richtung zu sein scheint, ist mit einer Einfachheit angelegt, deren sich Corneille und Racine nicht zu schämen brauchten. Doch tadelt man, daß die historische Würde Galilei's durch die Erfindung des Dichters beeinträchtigt worden ist, indem die episodische Liebe der Tochter des Helden zu einem entscheidenden Motiv erhoben wurde. Das Drama soll übrigens im ganzen einen Ernst des Gedankens athmen, der nur zu sehr mit astronomischen Betrachtungen versetzt ist, um nicht hin und wieder die lebendige Wissenschaft, mit der es die Poesie allein zu thun hat, in todte Gelehrsamkeit aufgehen zu lassen. Die Aufnahme des Dramas war eine achtungsvolle, keine enthusiastische.

Eine gleiche Wendung des französischen Geistes zu gediegenerm Ernst bezeichnet das neue Stück des jüngern Dumas: „Les idées de Madame Aubry", das am Gymnase mit nachhaltigem Erfolg in Scene ging. Der Schöpfer des Lorettendramas verläßt mit diesem Stück den schlüpfrigen Boden, auf dem er sich bisher bewegte; und wie er früher das schmachtende Laster verherrlichte, so feiert er jetzt die opferlustige Tugend. In der That soll das Stück eine gewisse tugendhafte Ueberschwenglichkeit athmen, welche Paris in einen wahren Rausch der Sittlichkeit versetzt. Um gerecht zu sein, muß man freilich anerkennen, daß Marguerite Gautier auch schon so tugendhaft und edelmüthig war, wie es sich irgend mit der zweideutigen Lebensstellung einer Lorette verträgt.

Bibliographie.

Klapp, M., Wiener Bilder und Büsten. Troppau, Kolck. 8. 1 Thlr.

Ponson du Terrail, Pariser Dramen. 1ste Abth. Die geheimnißvolle Erbschaft. 1ste bis 8te Lief. Wien. 8. à 4 Ngr.

Richter, K. T., Das Recht der Frauen auf Arbeit und die Organisation der Frauen-Arbeit. Ein Vortrag. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Samberger, C. M., Dur und Moll. Dichtungen. Bamberg, Reindl. 1866. 16. 12½ Ngr.

Wichmann, H. D., Der deutsche Handel und die beabsichtigte deutsche Kriegsflotte. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 3 Ngr.

Widmann, J. V., Arnold von Brescia. Trauerspiel. Frauenfeld, Huber. Gr. 16. 24 Ngr.

Wiskowatoff, P. v., Jacob Wimpheling. Sein Leben und seine Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Humanisten. Berlin, Mitscher u. Röstell. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wolfram, L., Ein Goldkind. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Wolzogen, A. Freih. v., Peter von Cornelius. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Zerfall Oestreichs. Von einem deutschen Oestreicher. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die interessantesten

Criminalgeschichten aller Länder

aus älterer und neuerer Zeit.

Eine Auswahl für das Volk

aus dem „Neuen Pitaval".

Umgearbeitet und herausgegeben von **Anton Vollert.**

Erster Band. 8. Geh. 15 Ngr.

Die hiermit beginnende Auswahl der merkwürdigsten Criminalfälle aus dem bekannten Sammelwerke „Der Neue Pitaval" wird das Beste dieses bändereichen Werks in zeitgemäßer populärer Bearbeitung darbieten. Hierdurch sowie durch den außerordentlich billigen Preis, welchen die Verlagshandlung gestellt hat (15 Ngr. für jeden Band im Umfange von ungefähr 20 Bogen), erhält das größere Publikum Gelegenheit, sich eine Galerie der spannendsten und lehrreichsten Bilder aus dem Gebiete menschlicher Verirrungen und Verbrechen zur Lektüre anzuschaffen.

Der soeben erschienene erste Band ist nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kampf und Untergang

des

Melanchthonismus in Kursachsen

in den Jahren 1570 bis 1574

und die Schicksale seiner vornehmsten Häupter.

Aus den Quellen des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden bearbeitet von

Dr. phil. **Robert Calinich,**

Diakonus in Chemnitz.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Grund der Originalacten im Hauptstaatsarchiv zu Dresden sowie der von den wittenberger Lehrern und ihren Gegnern ausgegangenen Schriften gibt der Verfasser hier zum ersten male eine parteilose und klare Darstellung der Kämpfe, welche mit dem Anathema der Melanchthonischen Lehrrichtung, ihrem Ausschluß aus Kursachsen und der Verurtheilung ihrer Träger und Verfechter endeten. Die Geschichte jener kirchlichen Bewegung wird dadurch in gründlicher Weise aufgehellt; namentlich wirft der Proceß gegen die Häupter der bekämpften Richtung (M. Schütz, Dr. Stößel, Dr. Cracau, Dr. Peucer) mit seinem tragischen Ausgange interessante Schlaglichter auf den Geist und die Leidenschaften der damaligen Zeit. Das Buch ist von gleichem Interesse für die theologische Welt, besonders in den sächsischen Landen, wie für Historiker und alle Freunde der Geschichte.

Das „Literarische Centralblatt" (Jahrgang 1867, Nr. 9) beginnt eine Besprechung des Werks mit den Worten: „Die hier angezeigte Arbeit des Hrn. Dr. Calinich rechnen wir unbedenklich zu den beachtenswerthesten reformationsgeschichtlichen Werken, welche in den letzten Jahren erschienen sind."

Preisermässigung werthvoller Werke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der darüber soeben ausgegebene Katalog besteht aus folgenden fünf Abtheilungen:

I. **Abtheilung:** 1. Bibliographie. Encyklopädische Werke. Literatur- und Sprachwissenschaft. Zeitschriften. — 2. Griechische und römische Philologie. Alterthumswissenschaft. Orientalia. — 3. Theologie. Philosophie. — 4. Pädagogik. Wörterbücher. Grammatiken. Lehrbücher. Jugendschriften. — 5. Geographie. Länder- und Völkerkunde. Reisen.

II. **Abtheilung:** 1. Rechtswissenschaft. Staatswissenschaften. — 2. Geschichte. Memoiren und Biographien.

III. **Abtheilung:** 1. Medicin. Naturwissenschaften. — 2. Mathematik. Militärwissenschaften. Technologie. Baukunst. — 3. Handelswissenschaften. Haus- und Landwirthschaft. Forst- und Jagdwissenschaft.

IV. **Abtheilung:** Deutsche schöne Literatur: 1. Erläuterungsschriften. Gesammelte Werke. Briefwechsel. Kunstliteratur. — 2. Altdeutsche Literatur. — 3. Romane und Erzählungen. — 4. Gedichte. — 5. Dramatisches.

V. **Abtheilung:** Ausländische Literatur in den Originalsprachen und in Uebersetzungen.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

☞ **Die Preisermässigung besteht nur für einige Zeit. Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt gewährt.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mechanik.

Ein Lehr- und Handbuch zum Gebrauche an Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Privatstudium von

Dr. **Julius Wenck,**

Director der herzoglichen Gewerbeschule in Gotha.

Mit 175 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In vorliegendem Buche werden die Lehren der Mechanik so leichtfaßlich als möglich und mit Anwendung von nur so viel Mathematik dargestellt, als bei jeder guten gewerblichen Lehranstalt und Realschule vorausgesetzt werden kann. Es ist für die Hand der Schüler an Gewerbe- und Realschulen bestimmt, eignet sich aber auch vortrefflich zum Selbstudium für Maschinenbauer, Bautechniker und alle, welche mit den theoretischen Gesetzen der Mechanik sich vertraut machen wollen. Zur Erläuterung der vorgetragenen Lehren sind überall ausgeführte Beispiele und Figuren in Holzschnitt hinzugefügt.

Das „Pädagogische Archiv" (Jahrgang 1867, Heft 1) sagt darüber unter anderm: „Das vorliegende Werk ist eine sehr erfreuliche Erscheinung. Es empfiehlt sich durch seine klare Darstellung, welche für volle Beherrschung des Stoffs Zeugniß ablegt, und durch seine praktische, namentlich zum Privatstudium geeignete Einrichtung, indem durch vielfache Beispiele gezeigt wird, wie die gewonnenen Gesetze ihre Verwendung finden. Wir empfehlen daher das Werk recht sehr den Lehrern an Gewerbeschulen als zur Einführung wohl geeignet; desgleichen machen wir unsere Herren Collegen an Realschulen auf dasselbe aufmerksam, da sie viel auch hier Verwendbares finden werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 18. April 1867.

Inhalt: Der erste Band von Karl Gutzkow's Roman „Hohenschwangau". Von **Rudolf Gottschall.** — Neuere lyrische und epische Dichtungen. Von **E. Hersfurth.** (Beschluß.) — Zur musikalischen Literatur. — Zur Geschichte des nordamerikanischen Kriegs. Von **Karl Gustav von Berneck.** — Ein altes Reichsstift. Von **Heinrich Rückert.** — **Feuilleton.** (Ein „Hamlet" ohne „Geist"; Männeremancipation; Literarische Notizen; „Braunschweigisches Namenbüchlein.") — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Der erste Band von Karl Gutzkow's Roman „Hohenschwangau".

Mit Freuden begrüßen wir das erste Lebenszeichen eines hochverdienten Autors nach seiner Wiedergenesung von schwerer Erkrankung. Dieses Lebenszeichen liegt uns vor in dem ersten Bande eines neuen Gutzkow'schen Romans:

Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567. Von Karl Gutzkow. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Um so größer darf die Spannung auf dieses neue Werk sein, als wir einen so vielbewährten und so vielseitig thätigen Autor jetzt zum ersten male das Gebiet des geschichtlichen Romans betreten sehen. Selbstverständlich hat die Kritik nach dem ersten Bande eines mehrbändigen Dichtwerks nicht entfernt das Recht, mit der Miene eines Rhadamanthos zu Gericht zu sitzen, um so weniger, als dieser erste Band nirgends das Stadium der Exposition überschreitet und von drei verschiedenen Seiten her Fäden anspinnt, deren Verschlingung und Kreuzung erst dem Fortgang des Romans überlassen bleibt. Es kann sich nur um einen allgemeinen Orientirungsversuch handeln und um eine oder die andere Andeutung über die Behandlungsweise des Autors.

Ueber die erste Anregung zu dem Roman, die theils historischer, theils landschaftlicher Art war, spricht sich Gutzkow selbst in folgender Weise aus:

Schon vor länger als zwanzig Jahren ermunterte mich Joseph Freiherr von Hormayr, ein Lebensbild auszuführen, das ich ihm bei zufälliger Darlegung des Eindrucks seiner eben damals neu erschienenen „Goldenen Chronik von Hohenschwangau" als einen dankbaren Stoff für dramatische Behandlung bezeichnet hatte. Der betreffende Vorgang gehörte den wechselnden Schicksalen jener Burg an, deren Verherrlichung sein Buch gewidmet war. Auch bei mir unterstützte die erhebende Erinnerung an den erstmaligen Besuch der so malerisch gelegenen Feste meinen Plan, der indessen, wenn ich ihn auch mit voller Hingebung an die Schönheit und Ehrwürdigkeit der vom damaligen Kronprinzen von Baiern, Maximilian, geschmackvoll wiederhergestellten alten Burg ausgeführt haben würde, doch von einigen Gesichtspunkten, unter denen Hormayr seinen Gegenstand auffaßte, fernab lag. Um dem hohen Burgherrn, der sich späterhin um die Erneuerung alter Zeiten noch in so mannichfach und dauernd denkwürdiger Weise verdient machen sollte, durchaus nur Willkommenes zu bieten, hatte der Chronist alle Blumen der Romantik über den schönen Marmorhügel gebreitet, auf welchem sich die wiederhergestellte Feste erhebt. Sogar die Sage vom Schwanenritter, die ihre ganz bestimmte Heimat am Niederrhein hat, verpflanzte Hormayr auf den allerdings märchenhaft anziehenden, an sich der schönsten Sagengebilde würdigen kleinen „Alpsee", den blanken Naturwappenschild der Burg, dessen Verbindung mit dem Indischen Ocean und dem heiligen Montsalvatsch jedoch neuerdings nur eine münchener Theaterdecoration aus dem „Lohengrin" hat glaubhaft machen können.

Die Burg Hohenschwangau selbst ist nicht so indiscret, schon in diesem ersten Bande in den Vordergrund zu treten; es werden von dem Autor nur gleichsam die Wegweiser aufgerichtet, die von verschiedenen Seiten auf dieselbe hinweisen. Zuerst führt uns Gutzkow in die alte Reichsstadt Augsburg und zwar in die Ketzergasse, wo vor den Mauern des Benedictinerklosters das unruhige Volk auf- und niederwogt. Man hatte aus dem Innern des Klosters einen herzzerreißenden Hülferuf gehört und wollte sich gewaltsam den Weg in das Heiligthum des Klosterfriedens bahnen. Zur rechten Zeit, als schon von der andern Seite die Scharwache unter Trommelschlag vom Rathhause anrückte, traten zwei Benedictinermönche, darunter der Bruder Koch, aus dem Kloster entlassen, zum Thor heraus. Die Menge begleitet diesen Vorfall mit mancherlei Glossen und Erklärungsversuchen; die Bewegung, welche die Reformation in den Geistern hervorgerufen, tritt uns in diesen lebendig gehaltenen Volksscenen alsbald frisch und warm entgegen. Mittenhinein in diese den klösterlichen Vorgängen zugewendeten Volksmassen versetzt der Dichter eine andere Gruppe, die ihren eigenen Mittelpunkt hat. Es ist der Abschied eines jungen Kaufmanns, Ottheinrich Stauff, von einem befreundeten Meister, einem Altgesellen und andern Mitgliedern des ehrsamen Schneidergewerks. Ottheinrich Stauff war im Geschäft eines reichen augsburger Patriciers Paumgartner und sollte in mehrfachen Aufträgen desselben nach Venedig und Italien reisen. Stauff kündigt sich alsbald an als der epische Held des Romans, als ein Jüngling, dessen Entwickelungs- und Bildungsgeschichte die Cultur-

elemente der bewegten Zeit in ſich widerſpiegelt. Wir folgen ihm, wie er den Kaufmann Hunold beſucht, deſſen Tochter Regina ſich wider den Willen der Aeltern in Venedig mit Antonius, dem Sohne Paumgartner's, verheirathet hatte, der das dortige Comptoir der Handlung leitete. Bei ſeiner Rückkehr von Hunold, den er nicht zu Hauſe getroffen, findet unſer junger Held die beiden Benedictiner an einer Zechſtätte, den Becher in der Hand, im luſtigen Verkehr mit den Augsburgern. Seiner Inſpiration folgend hält er ihnen eine reformatoriſche Strafpredigt voll jener religiöſen Ergüſſe, wie ſie damals in der aufgeregten Zeit auch bei dem Laien keine Seltenheit waren. Wir finden dieſen Zug der Introduction höchſt charakteriſtiſch nicht nur für den Helden, ſondern für das ganze Zeitalter, welches weſentlich durch den auch über das Laienthum kommenden Geiſt der Offenbarung gekennzeichnet wird. Eine andere charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit des Reformationszeitalters, das Erwachen der Humaniora, tritt uns nicht lange darauf in der Unterredung zwiſchen Peutinger und Paumgartner in liebenswürdiger Weiſe entgegen.

Die Scenen im Hauſe des Raths, welche der Abreiſe ſeines Sohnes David und des jungen Ottheinrich Stauff vorhergehen, bilden offenbar die Glanzpartie des erſten Bandes. Hier iſt die anſprechendſte Niederländerei der Schilderung in der genrebildlichen Darſtellung des Patricierhauſes und des innern Familienlebens in demſelben vereinigt mit anziehenden geſchichtlichen Perſpectiven, alles gehalten im Rahmen des treuherzig-alterthümlichen Stils. Die Großmutter, die kleine Gundula, in der ſich Naivetät und patriciſches Bewußtſein ſo anſprechend vereinigen, der lauernde Laux Beichling, das Studentlein der kleine David, vor allem aber der Patricier ſelbſt als Mittelpunkt weitreichender, für Staat und Kirche wichtiger Verbindungen heben ſich mit ſcharfen Profilen hervor. Als Probe für die Darſtellungsweiſe theilen wir die folgende kleine Tiſchſcene aus dem Hauſe des Rathes Paumgartner mit:

Das gewöhnliche Speiſezimmer des Hauſes lag zu ebener Erde. Fanden ganz beſonders große Gaſtereien ſtatt, ſo wurden dazu die obern Säle eingerichtet. Aber man konnte ſich nichts Einladenderes denken, als ſchon die vom Hoflicht beleuchtete kleinere Speiſehalle unten. Eine Grotte ſchien der kleine Saal, ſo zierlich waren ſeine Wände mit bunten Steinen, Muſcheln und Schneckenhäuſern ausgelegt. Das kühlſte Waſſer plätſcherte während des Eſſens aus Muſcheln, auf denen in jeder Ecke des Zimmers kunſtvoll aus Metall gebildete Tritonen zu blaſen ſchienen. Bei Tiſch ſaß dem Rath die Mutter gegenüber, gewohnt, aus dem Auge des Sohnes abzuleſen, was ihm begehrens- oder empfehlenswerth erſchien, da einen ſilbernen Becher herablangen zu laſſen vom Credenztiſch, der mit den köſtlichſten Gefäßen, ſilbernen und kryſtallnen, mit herrlichen Majolikaſchüſſeln und florentiniſchen Speiſewärmern, Unterſetzern aller Art und Weinkühlern beſetzt war, oder dorthin zu winken, daß eine Speiſe im Kreiſe noch einmal umgehe und die Gäſte durch öfteres Angebot geehrt wurden. „Vergißt du, daß dein Bruder heute abreiſt und du ihn vielleicht in Jahren nicht wiederſiehſt?“ ſagte die Großmutter zu Gundula, die Miene machte, ſich zu Ottheinrich Stauff zu ſetzen. Ganz wie zufällig und dennoch nur nach Gundula's Anordnung hatte ſich dies ſo getroffen. Ueber und über erglühte ihr Antlitz. Glücklicherweiſe konnte daran das Rubin der gemalten Fenſterſcheiben ſchuld ſein. Gundula gehorchte und ſetzte ſich zum Bruder. Sie ſchien weit weniger über die Trennung von dieſem zur Trauer geſtimmt, als über die von Ottheinrich. Letzterer war ſoeben erſt zur Annengaſſe zurückgekehrt. Die Zwiſchenzeit hatte er auf dem Contor, hinterher mit Beſorgung noch einiger Anſchaffungen für die Reiſe zugebracht. Ueber den Vorfall mit den Mönchen wurde geſchwiegen. Doctor Rupilius, der links und rechts die jungen paduaniſchen Abiturienten neben ſich ſitzen hatte, war ein von Kopf bis zu Fuß, vom Käppchen, das den kahlen Scheitel bedeckte, bis hinunter zu den Schuhen ſchwarzgekleidetes ſpindeldürres Männlein, mit einem langen, ziegelſteinartig gezogenen, weißen Kinnbart. Neben ſeinem Amt als Alleswiſſer nahm er die Stelle ein, die damals und ſpäter an Höfen die Hofnarren bekleideten. Sogleich bei Beginn des Mahles tauchte er ſeine lange, weiße Bartſchaufel in die Suppe, ohne dabei eine Miene ſeines gravitätiſchen Antlitzes zu verziehen. In der offenbar mit Bewußtheit durchgeführten Abſicht, die zum beſſern Genuß eines Mahls willkommene Heiterkeit, trotz des bevorſtehenden Abſchieds, befördern zu helfen, zog er den Bart wieder aus dem Teller heraus, trocknete ihn, nicht etwa mit der Handzwehle von blendendweißem Linnen, ſondern nahm dazu ein Stück Brot, das er dann ſorgfältig wieder mit einem ernſten: „Schad' um die gute Mandelſuppe!“ in den Mund ſteckte. Die feinern Begriffe der Wohlanſtändigkeit waren damals noch wenig ausgebildet. Es genügte, daß Rupilius Gelächter hervorbrachte, wodurch die Peinlichkeit des letzten Mahls vorm Scheiden gehoben wurde.

Die Aufträge, welche der Rath dem jungen Ottheinrich vor ſeiner Abreiſe ertheilt, laſſen ſich mit den in einen Teppich gewirkten Fäden vergleichen, welche nach allen Seiten auseinander- und zuſammenlaufend zuletzt doch ein Geſammtbild geben und zwar ein Bild des politiſchen Panoramas, welches gleichſam die Handlung umfaßt. Die Buntfarbigkeit dieſes hiſtoriſchen Gobelins bietet auf den erſten Anblick etwas Verwirrendes und Zerſtreuendes. Auch die freierfundene Haupthandlung des Romans wird hier bereits in ihren allgemeinen Umriſſen angedeutet; wir erhalten gleichſam die Cadres der von der dichteriſchen Phantaſie angeworbenen Hülfstruppen. Das Zutrauen, welches der Rath in Ottheinrich ſetzt, muß groß ſein, ebenſo groß, wie das Zutrauen, welches der Autor in die Aufmerkſamkeit und das Gedächtniß der Leſer ſetzt, denn beides iſt in hohem Maße erforderlich, um die beträchtliche Menge dieſer geheimen Aufträge und die zahlreichen Beziehungen, in welche ſie verwebt ſind, nicht aus dem Sinne zu verlieren.

Zunächſt handelt es ſich um den jüngſten Sohn des Rathes, David, und die Anordnung ſeiner Studien in Padua; dann um den andern Sohn, Antonius, über deſſen eheliche Verhältniſſe die trübſten Gerüchte umlaufen. Hierauf wird dem jungen Ottheinrich ein diplomatiſcher Auftrag von großer Wichtigkeit mitgetheilt, deſſen Motivirung einen Excurs über ungariſche und böhmiſche Geſchichte nothwendig macht und auf weitverzweigte Verhältniſſe hinausweiſt. Eine Maitreſſe des verſtorbenen jungen Ungarkönigs Ludwig, die ſich mit ihrem Sohne nach Venedig geflüchtet, Beatrice Piſani, bildete dort den Mittelpunkt von Intriguen, die auch nach ihrem und des Sohnes Tode an der damals durch Europa wandernden Seuche ihren Fortgang nehmen. Dieſer Tod wurde nämlich von den Gegnern des Hauſes Habsburg in Abrede

gestellt; es hieß, Beatrice und ihr Sohn lebe noch. Der Ungarkönig Zapolya, der unvermählt war und aus einer frühern Ehe keine Kinder hatte, soll diesen Sohn, einen Urenkel des großen Matthias Corvinus, adoptiren, und sie lassen für denselben ein untergeschobenes Kind erziehen. An den Rath Paumgartner ist vom habsburger Hofe aus die Weisung ergangen, durch seine Verbindungen in Venedig Erkundigungen einzuziehen, ob Beatrice Pisani und ihr Kind in Wahrheit des Todes verblichen sind, und wenn dies der Fall sei, zu ergründen, von wo die Gelder kommen, die den betrügerischen Handel mit dem falschen Prätendenten unterstützen, in wessen Pflege sich dieser befinde. Den Auftrag gibt er dem jungen Kaufmann mit auf den Weg, nicht ohne die Andeutung, daß der brandenburger Hof in Onolzbach verdächtig sei, diese Händel zu befördern. Ein anderer Auftrag betrifft das Schloß Hohenschwangau, eine reichsunmittelbare, fast fürstliche Herrschaft, nach deren Besitz der Ehrgeiz des augsburger Rathsherrn geht. Die Ritter von Schwangau sind ihm verschuldet und durch die Gnade des Kaisers, dem er durch Ausspürung der venetianischen Intriguen zu dienen sucht, hofft er, daß ihm die Lehen auf Hohenschwangau zuertheilt werden. Ottheinrich soll nun auf der Durchreise das Anwesen dort nach allen Richtungen hin prüfen und schätzen.

Wenn auch die Fülle dieser Aufträge anfangs den Eindruck einer gewissen Ueberbürdung macht, die auch auf den Leser drückt, so eröffnen sie doch auch wieder weite Perspectiven, welche auf den Fortgang der Handlung gespannt machen. Der Leser rückt sich hier gleichsam seine Brille zurecht, damit nichts von den kommenden Dingen ihm entgehe. Was aber zunächst kommt, ist eine recht lebendige Schilderung, die weder in die Vergangenheit zurück-, noch in die Zukunft hinausweist, sondern uns frischerlebte Gegenwart vorführt. Der Abschied des jungen Patriciersohnes und sein Fortritt unter dem Geleite der Freunde wird uns mit anziehenden Farben geschildert:

Die alte Römerzeit hatte die Sitte, daß sich Vornehme mit einer sogenannten Clientel umgaben. Das ganze Mittelalter hindurch erhielt sie sich bei Reichen und Mächtigen. Wie sich die stolzen Patricier Roms und die Emporkömmlinge der römischen Ritterschaft nicht anders erblicken ließen, als in Begleitung von ärmern Verwandten, Schmeichlern, und wie sie ohne diesen Anhang, der sie auf dem Forum, beim Besuch der Tempel, auf Schritt und Tritt in den Straßen Roms umgab, nicht geglaubt haben würden, mit Macht und Ansehen auftreten zu können, so geschah es auch bei den Kaufleuten von Florenz, Venedig, Augsburg, daß sie bei Anlässen, wie diesem jetzigen, jedem Verwandten gezürnt haben würden, der geehlt hätte, jedem vom gewährten Credit des Hauses Abhängigen, jedem Kaufmann, jedem Zünftigen, der ja, wenn er in ner einen Sphäre zu dienen hatte, seinerseits ebenfalls wieder n der andern herrschen mochte —! Nur die Fugger hatten sich, vie bei dem Geist, der zwischen beiden so nahe verwandten familien obwaltete, vorauszusehen, durch ihre Trauer entschuligen lassen. Vorm Hause umgab die drei hochbepackten Taxis'chen Gäule ein Troß von mehr als einem Dutzend anderer ugendlicher Reiter auf schmuckvoll gezäumten Rossen. Licht, Glanz, Farbe — Gold, Silber und Edelsteine leuchteten im Hause und vor dem Hause. Die auf den Schabracken eingeflickten Wappen, die zwischen den Ohren der Thiere angebrachten bunten „Fiocchetti", welche, nach strengen städtischen Luxusgesetzen, nicht jedermanns Gaul tragen durfte, ließen in den Reitern die jungen Hoffnungen der Aristokratie Augsburgs erkennen, der Aristokratie der alten Geschlechter und der neuerblühenden aus der Kaufmannsstube. Die Jünglinge waren aufs zierlichste, nach der neuesten spanisch-burgundischen Mode gekleidet; die buntfarbigen Röcke und Beinkleider über und über geschlitzt, die Stiefel von feinstem Leder aus Cordova, die Sporen mächtig groß nach türkisch-ungarischen Mustern. Hier harrten die Brüder der Philippine Welser, die Brüder der Jakobine Jung; einige Anverwandte der Rehlinger, der Rem, Imhof, Langenmantel, sowol derer aus der Sippe der Langenmantel „mit dem Sparren", wie jener andern der Langenmantel, die sich vom „doppelten R" nannte. Lukas Rem, der gebrechlich war, hatte seinen Diener Leonhard Hofmann, einen Nürnberger, den Ottheinrich von den Tuchern her kannte, mit Briefen für seinen Sohn in Padua geschickt, der ebenfalls beim Exrector der Universität Leipzig, dem Magister Muschler, in Pension war. Anton Fugger schickte einen seiner Buchhalter, Ulrich Schwarz, einen närrischen Kauz, der seit dem Tage, wo ihn Kaiser Maximilian's Hofnarr Kunz von der Rose als „Buben" für einige Wochen in seine Dienste genommen hatte, der Lustigmacher der augsburgischen Kaufmannsstube wurde. Trotz der Fugger'schen Trauer saß er possenhaft gekleidet wie ein Hanswurst zu Roß. Mit hin- und herfunkelnden Aeuglein musterte der Rath, wer sich zur schuldigen Reverenz eingefunden hatte.

Mit diesem Ausritt schließt das erste Buch; das zweite versetzt uns in die kleine fränkische Reichsstadt Windsheim, zu dem ehemaligen Kanzler des Markgrafen Georg von Brandenburg, Georg Vogler, der früher in den bamberger Landen die Regierung geleitet und die Reformation mit großer Entschiedenheit durchgeführt hatte, dann aber seinen Gegnern erlegen war, welche ihn eigenmächtiger Regierung beschuldigten sowie daß er zum Nachtheile seines Herrn mit den Agenten zu Berlin, vorzugsweise mit Albrecht von Preußen in Königsberg conspirirt habe. Ueber den Hof von Onolzbach, den Charakter des Markgrafen Georg, über die Verhältnisse der Ritter von Grumbach erhalten wir mancherlei Aufschlüsse, welche allerdings etwas in Kleinkram verzettelt, doch wieder für eine andere Partie des Romans von Wichtigkeit sind. In Jutta, der Tochter Vogler's, tritt uns ein anderes scharf umrissenes weibliches Charakterbild entgegen. Dann betritt in Argula von Grumbach die dem Anschein nach zur Heldin des Romans bestimmte weibliche Gestalt die Bühne. Auch ihre biographische Skizze ließ sich nicht entwerfen, ohne daß uns der Autor in die verwickelten Familienverhältnisse der Stauff und der bairischen Herzoge einweiht. Argula's reformatorischer Eifer, ihr Besuch bei Luther, ihr Interesse für den jungen Tischlersohn Ottheinrich Stauff, der ihren Namen trägt, beleben das letzte Kapitel dieses Bandes des Romans.

Dieser ganze erste Band ist Exposition, eine nach allen Seiten hin weit ausgreifende, die verwickeltsten Fäden schlingende Exposition. Eine Fülle von Gestalten und Beziehungen dringt auf uns ein. Das Gemälde der großartigen deutschen Reformationszeit entwickelt sich nach vielen Seiten hin zu einem Weltpanorama. Doch gilt es für den Leser festes und unverrücktes Standhalten, um bei der Bestürmung durch so mannichfaltige Eindrücke nicht den alles beherrschenden Blick zu verlieren. Die

folgenden Bände werden zeigen, inwieweit sich das Nebeneinander von Roman und Geschichte, wie es schon der Titel ankündigt, doch als ein künstlerisches Ganzes behauptet. Seine fleißigen historischen Studien hat der Dichter in den Anmerkungen niedergelegt, die wir bei einem Roman lieber missen würden. Die Gefahren indeß, welche dieser allzu treuen Hingabe an das Geschichtliche drohen, hat der Dichter selbst erkannt. Gleichwol meint er, daß der Sinn für geschichtliche Wahrheit dies verlange: „Die Geschichtsdarstellung selbst hat eine Vollendung erreicht, die den Wettkampf mit dem Dichter herausfordert, jedenfalls ihm in seinen alten Freiheiten Abbruch thut. Denn des Dichters Zauberstab, der ein vergangenes Leben wie gegenwärtig wieder heraufzubeschwören vermag, wird schon seit lange von den Meistern der historischen Kunst selbst geschwungen." Der Stoff schwebte ihm anfangs als Dramenstoff vor, doch dann entschied er sich für die Form des geschichtlichen Romans:

Hier brauchten nicht alle Rechte der Phantasie und poetischen Combination, dem Wortlaut der Geschichte gegenüber, veräußert zu werden. Sie gewannen aber auch zugleich günstigere Gelegenheit, sich mit der Geschichte in gebührender Ehrlichkeit abzufinden. Ein gewissenhafter Sinn, wie sogar die jetzt beliebte Ausnaschung der Geschichte zum Behuf historisch sein sollenden Lesefutters beweist, wird sich bald auf dem Geständniß betreffen, daß alles, was die Willkür erfindet, gegen ein wirklich Geschehenes zurücktritt. Wie man auch den geschichtlichen Hinter- und Untergrund einer solchen Arbeit anlegen möge, man steht zuletzt an dem reinen unverfälscht fließenden Quell der Geschichte wie gebannt. Jede gefundene Thatsache reizt nur wieder zu neuem Suchen. Der Zauber der Vergangenheit ist so bestrickend wie der — der Zukunft! Alte Dinge mit neuen zu vergleichen, Zustände, die gegenwärtig in gebieterischer Machtentfaltung vor uns ausgebreitet liegen, in ihren ersten Anfängen zu belauschen, im Vergänglichen, das uns oft unser Leben wie den Traum unheimlicher Dämonen erscheinen lassen möchte, dem bleibenden, immer wiederkehrenden Guten, dem eigengeartet Menschlichen nachzuspüren, was kann fesselnder, beglückender sein und auf einer gewissen Höhe der Weltbetrachtung und — Weltverachtung erhebendern Trost gewähren! Das Studium der Geschichte versetzt uns zu jeder Zeit in jenes dunkle stille Thal Josaphat, wo sich einst die Gräber öffnen sollen, die Posaune des Gerichts (mirum spargens) alles Schlummernde wach ruft, Steine und Säulen sich beleben, Ruinen zu herrlichen Tempeln wieder neu zusammenfügen werden. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." Dem endlichen Ergebniß der Verquickung des in solcher Weise Gefundenen mit den Eingebungen der Phantasie drohen allerdings zwei ernstliche Gefahren. Verräth ein poetisches Werk, daß es auf Studien gebaut ist, die gleichsam unabhängig vom nächsten zu behandelnden Stoff schon aus Lust an historischen Dingen überhaupt und wol gar aus einer Stimmung angestellt wurden, die ungefähr einem Ueberdruß an allem Erfinden und Gaukeln der Phantasie gleichkommen möchte, so kann einmal die Masse des Geschichtlichen so anwachsen, daß ihre Ueberfülle die Ausführung des nächsten poetischen Zwecks behindert. Anderntheils kann sie in gefährlicher Weise die Mitarbeiterschaft des Kenners und eine Kritik herausfordern, auf welche die nächste, doch nur belletristische Absicht, bei aller Neigung, gründlich zu verfahren, in solcher Strenge nicht gefaßt war.

Wenngleich der historische Roman eine strengere geschichtliche Haltung verlangt als das historische Drama, so hat er doch dem Historiker gegenüber nicht jedes einzelne Datum zu bewähren, sondern nur das culturgeschichtliche Gesammtbild. Wie hat Walter Scott in seinem „Kenilworth" die historischen Daten verrückt — und doch, gibt es ein treueres Gemälde von dem Hofleben Elisabeth's und ihrer Zeit?

Daß das Nebeneinander von Roman und Geschichte ein gleichgiltiges sein solle, ist offenbar auch Gutzkow's Ansicht nicht, obgleich in der That an einzelnen Stellen dieses ersten Bandes die Geschichte fast zu selbständig aus dem Rahmen des Romans heraustritt. Wir glauben das Verhältniß von Roman und Geschichte am besten als eine Art von Endosmose bezeichnen zu können, indem der Roman wie eine Pflanze die Flüssigkeit der ihn umgebenden Geschichte in sich einsaugt und dieselbe dann für ihren selbständigen vegetativen Proceß verarbeitet.

In Erwartung, wie Gutzkow seine schwierige Aufgabe, schwierig durch die Bewältigung einer so bedeutenden Stofffülle, fernerhin lösen wird, erfreuen wir uns inzwischen an den gelungenen Einzelbildern des ersten Bandes, an dieser trefflichen Genremalerei der Reformationszeit, und heben anerkennend hervor, wie der Stil der Darstellung, ohne alle die funkelnden Lichter des Esprit, durch welche sich Gutzkow's moderne Culturromane auszeichnen, gleichsam mit dem Geiste der Zeit, welche der Autor schildert, gesättigt ist und in alterthümlich treuherzigen Formen oft den Ton einer Naivetät trifft, welcher bisher den Werken des geistreichen Autors ferner zu liegen schien.

Rudolf Gottschall.

Neuere lyrische und epische Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 13.)

Von dem Verfasser dieser Mahnrufe an das deutsche Volk liegt auch noch ein lyrisches Epos vor:

10. Maria Antoinette. Eine episch-lyrische Dichtung von Friedrich Wilhelm Helle. Wien, Seidel und Sohn. 1866. 12. 20 Ngr.

Dieses der Frau Jenny Glaser gewidmete Werk, welches nicht blos eine Apotheose der Maria Antoinette, sondern zugleich die Verherrlichung des Hauses Habsburg sich zum Ziel gesteckt hat, hält sich von der negativen polemischen Richtung, welche bei den Mahnrufen so unangenehm auffällt, frei, und ist deshalb eher geeignet, die guten Seiten des Verfassers: ein warmes Gefühl für den Gegenstand seiner Dichtung und große Leichtigkeit der Form und Ausdrucksweise, hervortreten zu lassen. Es mangelt dem Autor jedoch die künstlerische Gestaltungskraft, und macht deshalb, auch abgesehen davon, daß das von ihm gezeichnete Idealbild von dem historischen Urbilde doch etwas zu verschieden ist, das Ganze den Eindruck der Ueberladung und Verworrenheit, welche durch einzelne unmotivirte Episoden, z. B. die Unterhaltung der Maria Theresia mit dem „Seher und Propheten", welcher als Hofastrolog das tragische Geschick der jungen Fürstenbraut schon vor ihrer Vermählung in den Sternen gelesen hat, noch vermehrt wird. Auch fehlt es den einzelnen Bildern an Klarheit, der

Gedanken und der Ausdrucksweiſe an Präciſion, wovon ſich faſt auf jeder Seite Beiſpiele finden, ſo 59:

Verſailles umfängt der Traum der Nacht,
Mit dumpfer Stille, wie vor der Schlacht,
Wenn Kämpfe ſich und Tod bereiten,
Beim Morgenſtrahl um Blut zu ſtreiten.
Die Luft durchhaucht ein ſchwülles Ahnen
Und dunkle Stimmen herniedermahnen!

Hier iſt doch der Streit „der Kämpfe mit dem Tod" ebenſo unklar gedacht, wie die „herniedermahnenden dunkeln Stimmen". So gilt denn im ganzen von dieſem Epos das Goethe'ſche Wort: „Es werden jetzt Productionen möglich, die Null ſind, ohne ſchlecht zu ſein: Null, weil ſie keinen Gehalt haben, nicht ſchlecht, weil eine allgemeine Form guter Muſter den Verfaſſern vorſchwebt!"

Rein lyriſch ſind dagegen folgende Gedichtſammlungen:

11. Gedichte von Karl Otto von Franſecky. Darmſtadt, Würtz. 1865. 16. 20 Ngr.
12. Gedichte von Friedrich Karl Schubert. Augsburg, Rieger. 1866. Gr. 16. 22½ Ngr.
13. Herzensgrüße von Heinrich vom Sunde. Berlin, Haude und Spener. 1865. Gr. 16. 20 Ngr.

Wenn K. O. von Franſecky (Nr. 11) von ſeinen Liedern ſagt, ſie ſeien beinahe ein Stück von ihm ſelbſt:

Ein Stück von meinem Leben ſchier
Iſt jenes dort und dieſes hier! —

in ähnlicher Weiſe, wie Goethe den „Torquato Taſſo": „Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch" nennt, ſo iſt dies wol die beſte Empfehlung für die Gedichte, welche in der That nichts Anempfundenes, ſondern eine reiche Fülle warmen und tiefen Gefühls, namentlich in den „Blättern der Liebe" und in der Abtheilung „Mutter und Kind" enthalten. Einzelne Gedichte dieſer letztern Abtheilung, z. B.: „Der kleine Deſerteur", „Am Chriſtfeſt", ſind allerliebſte kleine Genrebildchen aus der Kinderſtube, ſo lebensfriſch, als ob ſie der Griffel von Oskar Pletſch gezeichnet. Auch unter den „Bunten Blättern" und in den Abtheilungen: „Aus dem Leben und für das Leben" und „Aus Sage und Geſchichte", finden ſich viele ſehr anſprechende Gedichte, von denen wir „Regel", „Nächtliches Feſt", „Der Junker von Schlebuſch" als beſonders gelungen hervorheben. Aus dieſer anſpruchsloſen Sammlung anmuthiger, auch in der Form faſt tadelloſer Dichtungen möge folgendes Blatt als Probe hier eine Stelle finden:

Nur Einmal dringt ins Menſchenherz
Der Liebe volle Seligkeit,
Nur Einmal blüht im Liebesſchmerz
Der Lenz für eine Lebenszeit.

Ob mancher auch von Liebe ſpricht,
Die nochmals ihm das Herz durchzückt,
Iſt's doch die rechte Liebe nicht;
Die erſte Lieb' allein beglückt!

Sie iſt als wie ein Liederſchall
Voll wunderbarer Harmonie;
Die zweite gleicht dem Widerhall
Der halbverklungnen Melodie.

Nur Einmal dringt ins Menſchenherz
Die volle Liebesſeligkeit,
Nur Einmal blüht im Liebesſchmerz
Der Lenz für eine Lebenszeit!

Die „Gedichte" von F. K. Schubert (Nr. 12) beginnen mit einer Widmung an Rückert, welcher dem Verfaſſer wiederholt, namentlich nach Herausgabe des hiſtoriſchen Dramas „Moritz von Sachſen", freundliche Aufmunterung hat zutheil werden laſſen, und mit einem Nachruf an Rückert ſchließen ſie. Und in der That erinnern auch die beſſern dieſer Gedichte, namentlich das hübſche „Trinklied", ſowie einige „zerſtreute Blätter" aus „Liebesluſt und Leid", z. B.: „Mein Lieben iſt das Edelweiß", „Abends ſaß ich einſt allein", ſowie das Sonett „Frühlingsleben", an Rückert, wenngleich im übrigen die mehrfach hervortretende Schwerfälligkeit des Ausdrucks, das mühſame Ringen mit der Geſtaltung eines poetiſchen Gedankens gerade mit der ſpielenden Leichtigkeit Rückert's eigenthümlich contraſtirt. Alle Gedichte Schubert's durchweht jedoch ein ernſtes Streben nach dem Idealen und macht deshalb die Sammlung im ganzen einen wohlthuenden Eindruck.

Dem als Anhang beigefügten lyriſch-dramatiſchen Gedicht: „Feodor Flamming", fehlt es an wirklichem dramatiſchen Leben; die etwas gedehnten Dialoge ſind nicht frei von Schwulſt, während andererſeits der Ausdruck zuweilen trivial wird; ſo wird z. B. der wüthende Wilhelm von dem ſehr zahmen Inquiſitor, Pater Joſeph, mit den Worten zur Ruhe vermahnt:

Ihr fallet aus des Anſtandes Geleiſen!

Auffällig iſt auch noch der häufig wiederkehrende Gebrauch von „vor" ſtatt „bevor", z. B.:

Vor ihnen noch ein neuer Streich gelänge,
Vor ſie zu neuem Frevel ſich geſchart,
Will er . . . .

ſowie die ſüddeutſche Flexion „ſchlagt, haltet, tragt", für „ſchlägt, hält, trägt".

Der pſeudonyme Verfaſſer der „Herzensgrüße" (Nr. 13) ſcheint ſich dagegen den Grafen Platen, den Sänger mit „den männlich mahnend milden Mienen, begraben in der Stadt der Apfelſinen" als Vorbild gewählt zu haben, freilich erreicht er dies Vorbild nicht in dem Ebenmaß und der Reinheit der Form, ſondern höchſtens in dem ausgeſprochenen Haß gegen jede Kritik, der wol aus dem Bewußtſein entſpringt, daß die Kritiker nicht in das reichlich geſpendete Eigenlob einzuſtimmen und bei der Durchſicht dieſer Lieder die Frage: „Iſt's nicht niedlich?" nicht ſo getroſt, wie der Autor auf S. 11 zu bejahen vermögen. Dieſe Dichtungen, welche den Eindruck großer Unreife machen, erinnern nicht an Platen, ſondern — freilich in wenig glücklicher Weiſe — an Heine; die „Liebesklänge" namentlich ſind eine ſchwache Nachahmung des „Buchs der Lieder", aus dem ſich auf jeder Seite Reminiſcenzen vorfinden. Goethe ſagt einmal in ſeinen „Maximen und Reflexionen": „Alles Lyriſche muß im ganzen ſehr vernünftig, im einzelnen ein bischen unvernünftig ſein"; allein es iſt doch gewiß eine misverſtändliche Auffaſſung

des letztern Theils dieses Spruchs, wenn dem Publikum Sentenzen und Verse geboten werden, wie folgende:

Ah glücklich, wer unglücklich liebt im Lenze!

Oder:

Unfried' und Sorge schnaubet mit Extrazug
Ihm immer nach —

Oder:

Und kauen wir wieder das Tagesgeklatsch,
Ergründen gelehrteste Fragen,
So wird von alle dem geistigen Quatsch
Verdorben der leibliche Magen!

Oder:

Die kleinen Blumenkinder
Spazieren stehn im grünen Gras,
Und denken, ich weiß selbst nicht was!

Solche Dichtungen wirken, wie der Verfasser sich rühmt, sogar auf Busch und Strauch, denn

Ich habe die grünen Kerle
Ganz melancholisch gemacht!

Und so weiter mit Grazie — oder vielmehr leider ohne Grazie — in infinitum. Wenn sich dazwischen auch einmal ein niedlicher Einfall in ansprechende Form gekleidet vorfindet, z. B. das Gedicht „An die Cigarre", „Die Schneejungfrau", so vermögen dieselben doch die Herausgabe der ganzen Sammlung nicht zu entschuldigen.

Zum Schluß noch drei Werke deutscher Dichtung, die nur das Gemeinsame haben, daß sie von der Südseite der Mainlinie stammen:

14. Eichen und Rosen. Gedichte von Wilhelm Opel. Offenbach, Strauß. 1866.
15. Funken. Poetische Versuche von Leonhard Wolff. Rothenburg a. d. T., Beck. 1864.
16. Heliotrop. Ein deutscher Liederstrauß von Albert Rheiner. Stuttgart, Schober. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wenn von den unter dem Titel: „Eichen und Rosen" erschienenen Gedichten von Wilhelm Opel (Nr. 14) nach der Absicht des Verfassers die rein lyrischen als Rosen, die epischen als Eichen bezeichnet werden sollen, so läßt sich bei der Durchsicht dieser Sammlung nicht verkennen, daß in dem vollen Eichenkranze nur hier und da sich eine spärliche Rosenblüte findet. Denn die poetische Begabung des Verfassers ist mehr epischer als lyrischer Natur, und in dem ganzen Buch nicht ein eigentliches Lied enthalten. Dagegen sind viele der Balladen und Romanzen, z. B. „Des Pfalzgrafen Töchterlein", „Die Geschichte vom braven Schweppermann", „Die Kämpfe mit dem Sterner- und Minnebunde des aufständischen Adels" sehr ansprechend und bekunden in erfreulicher Weise das Talent anschaulicher lebendiger Schilderung. Für größere Compositionen reicht dasselbe allerdings nicht ganz aus, wie die den Schluß der Sammlung bildende Dichtung in neun Romanzen: „Die Brautfahrt des Longobardenkönigs Autharis", erkennen läßt, welche eine etwas matte und farbenblasse Copie von Kinkel's „Otto der Schütz" enthält. Am gelungensten sind in derselben die Naturschilderungen, in denen auch manche der übrigen Gedichte, z. B. die „Orenokofahrt", sich auszeichnen, zuweilen darin aber auch, wie bei dem Hymnus „An die Edeltanne" mit dem botanischen Refrain „Abies pectinata", des Guten etwas zu viel thun. Am schwächsten sind die Sprüche und Epigramme, bei denen meistens die Pointe fehlt.

Der Verfasser der „Funken", Leonhard Wolff (Nr. 15), welcher im Vorwort erklärt: nur „Neigung, nicht Beruf zu zeitweise dichterischer Beschäftigung" habe diese poetischen Versuche veranlaßt, hat anfangs nur drei rothenburger Geschichten herausgeben wollen, später aber, um den Raum zu füllen, noch ein Dutzend Gedichte hinzugefügt, und wenn er das Ganze jetzt als Funken bezeichnet, so erläutert er in großer Bescheidenheit diesen Titel unter anderm auch mit folgendem Grunde:

Funken nenn' ich sie, weil Funken
Nöthig sind zum Tabackrauchen,
Und man kann im schlimmsten Falle
Sie als Fidibusse brauchen!

Allein dies für den engen Kreis des rothenburger Localpatriotismus bestimmte Büchlein ist besser als manche anspruchsvollere, dem ganzen deutschen Vaterlande gewidmete Genosse. Allerdings sind die beiden nach einem Märchen von Musäus und nach einer Erzählung aus der rothenburger Chronik bearbeiteten dramatischen Stücke nur dialogisirte Bluetten ohne wirkliches dramatisches Leben; die — ebenso wie die Novelle aus Rothenburgs Vergangenheit: „Das Kätzchen von Vorbach" — mit etwas zu behaglicher Breite ausgesponnen werden. Allein die Figur des „Geigenfriedel" in der letztern, an ein Localsprichwort anknüpfenden Erzählung, welche mit einer speciellen Topographie von Rothenburg an der Tauber und seiner nächsten Umgebung beginnt, ist mit einem gesunden, naturwüchsigen Humor gezeichnet, und bekundet sich letzterer auch in den beiden ansprechenden Dialektdichtungen: „D'Hocker" und „Der Zwetschgebaam", während die übrigen poetischen Versuche unbedeutend und theilweise matt sind.

Endlich, last not least, nämlich im Volumen: „Die Heliotropen", von Albert Rheiner (Nr. 16), ein starker, enggedruckter Octavband von 260 Seiten. Und da jeder Autor doch an das Publikum die Anforderung, das Gedruckte auch zu lesen, stellt — eine Anforderung, welche wenigstens der Recensent zu erfüllen verpflichtet ist —, so vermag letzterer in den Schlußworten des Prologs:

So nehmt ihn hin, den Kranz von Heliotropen,
Die Liebe hat, die Demuth ihn gewoben! —

keine Demuth, sondern nur den Muth eines bisher wol unerhörten Reims zu erkennen. Und in der That wäre die Wanderung durch diese endlose Papierwüste, in der nur selten ein ansprechendes oder doch erträgliches Gedicht (wie z. B.: „Blaue Augen", der „Sonettkranz an Philemon" und das Monodrama „Galilei") als Erquickung spendende Oase erscheint, gar zu trübselig, wenn nicht häufig durch die unwillkürliche Komik einzelner Stellen die Langeweile verscheucht würde. Denn in Form und Inhalt bietet diese Gedichtsammlung dem unbefangenen Leser manche kleine Erheiterung. Wie erinnert z. B. folgende Construction an ein erlauchtes Vorbild:

Beraubt von der mächtigen Erscheinung,
Stürze zur Erd' ich zurück,
Ahnend — kaum es zu sagen wagend — fürchtend es zu denken — und doch.

Als Preisaufgabe könnte es ferner gestellt werden, folgende dithyrambische Ergüsse (S. 124): „Wo ist der Anfang! Wo der Uebergang von der Materie zum Gedanken? Oder gibt's nicht solchen Uebergang, und ist Materie ewig theilbar in Materie? Doch was ist Urmaterie?" Und (S. 137): „Und wenn von hier aus bis zur Sonne die Zahlen reihen würdest enge aneinander; und ebenso hin bis zum Sirius, und diese als Maß zu jenen setztest, und dieses alles Lichtjahre, Sonnenjahre wären: sie schwänden hin zu nichts im Ocean der Ewigkeit, der Unendlichkeit" — in vierzeilige Strophen abzutheilen, wie es der Verfasser, der auch gelegentlich von „silberblauen Locken des Meers" und von „verlassenem Volke" spricht, gethan hat. Mit der grausen Erhabenheit des Schwungs der „Grabesphantasie" (S. 105):

Da tanzen Geister mit flinker Wade
Eine gar lustige Galopade.
Skelette ohne Schädel, ohne Arme schweben
Einher mit Leichen halbverwest, die kürzlich aufgehört zu leben —

und der pathologischen Beschreibung der Cholera (S. 21):

Aus blauen Ringen das Auge stiert,
Erdfahl die Wange, der Mund beschmiert
Mit ächzend erbrochenem Geifer —

contrastirt anmuthig die zarte Paraphrase des Goethe'schen Spruchs: „Erlaubt ist, was sich ziemt!" (S. 181):

Sittlichkeit friedlich die Herzen schmückt
Und der Mensch nur, er weiß, was sich ziemt und schickt,
In Anstand ist Menschenthums Zierde.
Anständigkeit, Takt ja der Mensch nur kennt,
Ja großer Kluft er vom Thiere ihn trennt,
Unterscheidend die niedre Begierde! —

oder die unbestreitbare Wahrheit (S. 117):

Nicht als Biber sind wir von Gott geschaffen,
In der Höhle zu leben stets!

Die Balladen und Romanzen, z. B. „Der birschende Jüngling", den der Lämmeraar holt u. s. w., scheinen als Text zu neuruppiner Bilderbogen bestimmt zu sein, und die Gedankenlyrik der „Sentenzgedichte" ist eine unverdauliche Mischung von Barockem und Trivialem. In diesen „Heliotropen" ist, als Pendant zum Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser, Hegel in den Brocken gesetzt, bis einst seine Wiederkehr das Deutsche Reich von „Zopf, Perrüke und Ziegenfuß" befreien soll (S. 81):

Tief in des Brockens Felsenleib
Der Vater Hegel lieget,
Zur Strafe ward für sein Geschreib
Er eingesperrt zum Zeitvertreib
Im Brocken felsumschmieget!

Solche Poesie möchte dem Leser den Geschmack an den Novitäten der deutschen Lyrik gänzlich verleiden, wenn er sich nicht mit dem Spruche trösten könnte:

Willst du dich der Rosen freuen,
Duftig süß und farbenreich,
Darfst du nicht die Dornen scheuen —
Brich sie mit der Ros' zugleich!

E. Herrfurth.

Zur musikalischen Literatur.

1. Musikalisches Skizzenbuch. Von Ludwig Nohl. München, Merhoff. 1866. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein eigenes Geschick waltet über der musikalischen Schriftstellerei. Gerade über die Musik, über diese am meisten vom praktischen Leben abgewandte Kunst, glaubt jeder Dilettant etwas veröffentlichen zu können, und die Wagner'sche Richtung ist bei der kundgegebenen Auffassung dieses Tonsetzers von der Musik erst recht dazu geeignet, eine Menge solcher musikalischer Misgeburten ans Tageslicht zu fördern. Es ist allerdings wahr, unsere Kunst muß sich mehr gefallen lassen als jede andere. Jeden Tag wird sie in den Theatern, in den öffentlichen Localen, in den Gassen mit Füßen getreten, lauter als in irgendeinem andern Fache erhebt der Dilettantismus seine Stimme und beherrscht den Markt des Musikalienhandels fast ausschließlich, sodaß von den Tausenden von Werken, welche jährlich aus den Notenstechereien hervorgehen, sieben Achtel nur für den Bedarf der großen dilettantisirenden Menge berechnet sind und auf gar keinen künstlerischen Werth Anspruch machen können. Dieser überwiegende Einfluß des Dilettantismus zeigt sich auch in dem Absatz der verschiedenen Musikzeitungen, und darum darf es nicht verwundern, wenn auch in dem Fache der Fabrikation von Büchern über Musik diesem allgemeinen Zuge gehuldigt wird. Popularität ist ja überhaupt das Feldgeschrei modernen Verlags, und man mag sich denken, welche sonderbaren Erscheinungen aus dieser Berührung der kalt berechnenden Speculation und der idealsten aller Künste hervorgehen.

Vorliegendes, über 300 Seiten starkes Buch enthält eine Sammlung von größern und kleinern Aufsätzen, zum Theil Vorträge, welche meistens schon früher in Zeitschriften abgedruckt erschienen sind, und welche der Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, gesammelt hat, weil er ihnen die Kraft zutraut, auch fernerhin manchen Musikfreund zu erfreuen und anzuregen, wie sie diese Fähigkeit bereits bewiesen und deshalb sogar theilweise Nachdruck erfahren hätten. Die Ansprüche des Autors sind also sehr bescheiden, und wollen wir ihm deswegen seine Freude nicht verderben, um so weniger, da ja der Bedarf des Büchermarkts so verschieden ist. Nohl versteht es, einem zuhörenden großen Publikum die Oberfläche der Dinge in pikanter Weise zur Anschauung zu bringen und den Mangel tiefer, aus eigener musikalisch-schöpferischer Befähigung hervorgegangener Erkenntniß durch blendende Schlagwörter zu verdecken. Gleich der erste, „Ueber Geschichte und Aesthetik der Tonkunst" betitelte, als Einleitung sich gebende Aufsatz, welcher die Bedeutung der Musik, „der Kunst, welche in der heutigen Welt wol die größte praktische Bedeutung hat, weil sie das originalste Erzeugniß der modernen Empfindungsweise ist", gegenüber andern geistigen Bestrebungen feiert, strotzt davon. „Leibniz und Newton", heißt es unter anderm, „gehören der besondern Geschichte ihrer Wissenschaften an, sind Vorläufer, Vorarbeiter des Höchsten; Bach und Händel sind directe Verkünder, Propheten des Ewigen in voller

Majestät, und darum gehören sie der Weltgeschichte an.“ Weiterhin liest man, daß der gewaltige Napoleon an Größe des Geistes und durchdringender Wirkung seiner Ideen nur Einen Mann seiner Zeit neben sich geduldet, und dieser eine war Beethoven. Keiner der Männer, die in unserm Jahrhundert an der Spitze des ewigen Fortschritts der Menschheit stehen, haben diese Gewaltigen erreicht. „Wie Napoleon mit seinen Sansculotten den Sinn der Freiheit und das Bewußtsein, daß der Mensch zur selbstthätigen Regelung auch seiner socialen und politischen Verhältnisse zu wirken berufen, so rief Beethoven mit seinen großen Symphonien das Gefühl der persönlichen Würde und Kraft in Millionen Herzen wach.“

Wir führen diese Stelle an, um zu zeigen, für welche Art von Publikum diese Skizzen berechnet sind. Die nüchterne Wahrheit liegt erstens darin, daß die Kunst im Gegensatz zur Wissenschaft rein individuell producirt, und ihre unmittelbare augenblickliche Wirkung auf einen viel größern Kreis ausübt als letztere; ferner darin, daß die Tondichtkunst, ein Gemisch von Phantasie und Combination, eben deswegen dem deutschen Idealismus am meisten zusagt und daher von ihm in vollendetster Weise cultivirt wird.

Folgendes ist der Inhalt der andern Aufsätze: 2) „Die Homophonie der alten Welt“; 3) „Die Polyphonie des Mittelalters“ (beide historisch); 4) „Bonn zur Zeit Beethoven's“ (die Forschungen Thayer's haben darüber ausführliches Licht verbreitet); 5) „Mozart's Tod“; 6) „Mozart's dramatische Meisterwerke“. Vom „Don Juan“ heißt es: „Er enthüllt die Tiefe und die Fülle des innern Menschen in solcher Vollendung, daß ihm schlechterdings nichts anderes überlegen ist. Erst «Don Juan» schließt darum auch der gesammten Menschheit Seiten ihres eigensten Wesens auf, die sie vorher nicht kannte. Erst hier wird denn auch die Melodie, jenes unerreichte Mittel zur Aussprache der persönlichsten Empfindungen, eben ganz und gar zu diesem Mittel, das keinen andern Zweck kennt als diesen.“(?) 7) „Joseph Haydn und die Instrumentalmusik“; 8) „Mozart's Aloysia“ (die von Mozart zuerst geliebte Schwester seiner Frau und damals berühmte Sängerin); 9) „Beethoven's Tod“. Ueberraschend ist am Schluß dieses Aufsatzes das plötzliche Hereinziehen Richard Wagner's, welcher (sagt der Verfasser) der Tonkunst unserer Tage den Stempel seines Genius aufdrückte, und durch dessen „Tristan und Isolde“ jene Sprache des klar bestimmten Empfindens, die sich in tausend Keimen bei Beethoven findet, jetzt endlich zur vollen Wirksamkeit gelangt und der Kunst für immer zu eigen geworden sei.

Was sich nur der Verfasser unter dergleichen Redensarten denken mag! Man sieht, Nohl segelt mit allen Winden.

2. Mozart als Klaviercomponist. Von Franz Lorenz. Breslau, Leuckart. 1866. Br. 8. 12 Ngr.

„Der außerordentlichste aller Künstler der Neuzeit an genialer Begabung war widerspruchslos Mozart; nicht minder außerordentlich aber war das Geschick, das ihm hienieden als Mensch und Künstler beschieden gewesen. Kepler's Los ausgenommen gibt es doch wahrlich auf dem ganzen weiten Geschichtsfelde der christlichen Aera schlechterdings nichts, was sich mit Mozart's Geschick vergleichen läßt.“ So beginnt das 60 Seiten starke Schriftchen. Der Verfasser muß indeß später selbst zugeben, daß Mozart, was man zu sagen pflegt, kein Geld zu halten vermochte (und es floß ihm nicht so spärlich zu, wenn auch nicht im Verhältniß zu seiner aufreibenden Thätigkeit). Der geringe Werth der Mozart'schen Klaviersonaten u. s. w. wird nach Jahn dem Umstande zugeschrieben, daß er dieselben für Unterrichtszwecke, namentlich für Schülerinnen verfaßte. Höher standen seine Klavierconcerte.

Ist es aber nicht spaßhaft, wenn noch eine Erklärung dafür gesucht wird, daß Mozart, der in der Oper seinen Gipfelpunkt erreichte und binnen so kurzer Lebensfrist, wie ihm zugemessen war, Hunderte von Werken producirte, nicht in allen gleiche Kraft entwickeln konnte? Auch war die Zeit für die Ausbildung der Klaviercomposition eben noch nicht gekommen. Hätte Mozart 20 Jahre später gelebt, so würde er überhaupt ganz andere Instrumentalmusik verfaßt haben, als wir von ihm besitzen. Das Schriftchen ist vom Verfasser wol mehr zu seiner eigenen Ergötzung verfaßt. Mozart's Lebensverhältnisse sind bekannt genug, und die beste Kritik seiner Werke sind die seines Nachfolgers Beethoven.

3. Musikerbriefe. Eine Sammlung Briefe von C. W. von Gluck, Ph. E. Bach, Jos. Haydn, Karl Maria von Weber und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Nach den Originalen veröffentlicht von Ludwig Nohl. Leipzig, Duncker und Humblot. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Misbrauch, welcher mit der Veröffentlichung von Briefen berühmter Männer der Kunst getrieben wird, ist schon vielfach Gegenstand der Kritik gewesen. Es ist zwar wahr, daß die äußern Verhältnisse in hohem Grade entscheidend für die Entwickelung des Künstlers zu sein vermögen, und wenn die Veröffentlichung blos solche Documente beträfe, welche über das innere und äußere Leben hervorragender Männer aufklärende Mittheilungen geben, so wäre dergleichen als authentisches Material höchst dankbar aufzunehmen. Die Speculation auf dem literarischen Markte begnügt sich indeß bekanntlich damit nicht, sondern schickt jeden Papierwisch, welchen ein berühmter Mann mit ein paar Worten beschrieben hat, als wichtige, unvergängliche Offenbarung in die Welt hinaus. Es kann dabei natürlich nicht ausbleiben, daß solche Veröffentlichungen manchmal einen für den Briefschreiber keineswegs besonders günstigen Eindruck hinterlassen. Jeder, und sei er auch der Größte in seinem Fache, ist zunächst eben Mensch, und der Kampf um die Existenz und um das Emporkommen gereichen dem Künstler zur besondern Entschuldigung.

Die in vorliegender Sammlung mitgetheilten Briefe Gluck's sind aus andern Veröffentlichungen längst bekannt, jedenfalls indeß hinsichtlich ihres Inhalts die bedeutendsten der ganzen Sammlung, da sie meistens seine Kunstanschauungen wiedergeben und zur Veröffentlichung bestimmt waren. Wer kennt nicht seine Widmungen der „Alceste“

und von „Paris und Helena"; seine Artikel gegen Laharpe und andere Gegner seiner pariser Triumphe? Freilich gibt es dessenungeachtet viele, welche über Gluck reden, ohne eine seiner großen Opern wirklich gehört zu haben. Doch dergleichen gehört ja überhaupt, man möchte sagen zum guten Ton.

Noch entsinne ich mich aus meiner Jugend des ersten Anhörens einer Gluck'schen Oper, und zwar der vollendetsten: der „Iphigenie in Tauris". Die Schaubühne, wo sie aufgeführt wurde, war das alte Opernhaus in Berlin, dessen einfacher, prunkloser Saal so ganz zu dem Werke paßte. Welche Wirkung diese so wahr empfundene, charakteristisch instrumentirte Musik auf das jugendliche Gemüth hervorbrachte! Der Sturm, die düstern Gesänge der Priesterinnen, die Furienscenen, der Wahnsinn Orest's, die zarte Tröstung des Pylades, der Schmerz Iphigeniens — welcher Ausdruck, welche Zeichnung! Dazu der meisterhafte Text! Nächst „Iphigenie in Tauris" stellen wir Gluck's „Armida" am höchsten oder gleich hoch. Mit Recht sagt Gluck in seinem Briefe an Bailly du Rollet (S. 36), welcher sich dahin geäußert hatte, daß nichts jemals den Werth der „Alceste" erreichen würde: „Ich gestehe Ihnen, daß ich mit dieser Oper («Armida») meine Laufbahn gern beschließen würde. (Indeß folgte ihr «Iphigenie in Tauris».) Es gibt eine Art von Feinheit in der «Armida», die in der «Alceste» nicht ist; denn ich habe das Mittel gefunden, die Personen sprechen zu lassen in der Art, daß Sie sogleich nach ihrer Art, sich auszudrücken, erkennen werden, ob es Armida sein wird, die spricht, oder eine andere. Ich muß schließen, sonst würden Sie glauben, ich sei ein Narr oder Charlatan geworden."

Gibt es in der That einen charakteristischern Ausdruck in der gesammten Opernmusik, als derjenige, welcher im ersten Act die Rolle der Armida so scharf den andern Personen gegenüber markirt und durch eigenthümliche Sprödigkeit und Herbheit die spätere Verzauberung der Zauberin selbst desto mehr hervortreten läßt? Wo aber wird „Armida" noch aufgeführt?

Den Schluß der Briefe Gluck's macht sein Testament. Bekanntlich war Gluck nicht blos groß in seiner Kunst, sondern ein ebenso lebenskluger Mann. Das beweist seine reiche Heirath, eine Erscheinung, welche bei Musikern jener Zeit selten war.

Von Philipp Emanuel Bach, der in seiner gleichfalls mit abgedruckten Selbstbiographie gesteht: „Unter allen meinen Arbeiten, besonders für Klavier, sind blos einige Trios, Solos und Concerte, welche ich mit aller Freiheit und zu meinem eigenen Gebrauch gemacht habe", finden sich einige nichtssagende Briefe abgedruckt.

Desto größer ist die Sammlung Haydn'scher Schriftstücke, großentheils Geschäftsbriefe an die Handlung Artaria in Wien. Die Forderung von 24 Dukaten für ein Klaviercapriccio (1789) zeigt, daß die damaligen Honorare denn doch nicht so schlecht ausfielen. Einem pariser Verleger bot Haydn im Jahre 1784 drei Symphonien für 15 Dukaten an. Haydn's berühmter Name mußte auch für Symphonien von Gyrowetz herhalten, welche unter jenes Namen in die Oeffentlichkeit gelangten. Ein großer anderer Theil der Briefe ist an eine eifrige Musikfreundin und Verehrerin Haydn's, an eine Frau Dr. Genzinger, gerichtet. Daß der jeweilige kurze Aufenthalt in Wien, der Umgang und die Huldigungen der dortigen Musikfreunde und das angenehme Leben in der Hauptstadt dem Meister das öde Estoras in Ungarn auf Augenblicke unerträglich machten, davon legt der Brief S. 114 lautes Zeugniß ab: „Ich wurde in drei Tagen um 20 Pfund magerer", schreibt er unter anderm, „denn die guten wiener Bisserl verloren sich schon unterwegs." Freilich mußte der Abstich in geistiger und materieller Hinsicht grell sein, um so mehr, als Haydn, so oft auch der Fürst nach Wien reiste, nie die Erlaubniß erlangen konnte, nur auf 24 Stunden Wien besuchen zu dürfen. Eine günstigere Wendung nahm Haydn's Geschick bekanntlich erst seit seiner ersten londoner Reise, worüber auch sein Tagebuch mitgetheilt wird.

Die nun folgenden zahlreichen Briefe von Karl Maria von Weber beginnen mit 1800 und reichen bis 1825. Der erste (unbeantwortet gebliebene) Brief ist an Artaria in Wien, und bietet ein neues lithographisches Verfahren und einige leichte Klaviercompositionen an. Schwacher Beginn eines später so weithin strahlenden Gestirns! Der zweite Brief, an Nägeli, vom Jahre 1810 spricht sich unter anderm sehr ungünstig über Beethoven's Compositionen aus, läßt nur seine frühern Arbeiten gelten und erklärt seine spätern für ein verworrenes Chaos, ein unverständliches Ringen nach Neuheit, aus dem einzelne himmlische Genieblitze hervorleuchten, die zeigen, wie groß er sein könnte, wenn er seine üppige Phantasie zügeln wollte.

In einem uns vorliegenden, bisher nicht veröffentlichten Briefe Spohr's an eine leipziger Verlagshandlung aus gleicher Zeit spricht sich dieser Zeitgenosse Beethoven's noch härter über denselben aus, namentlich über seine Leonoren-Ouverture, über die Quartette op. 59 u. s. w. Dergleichen Irrthümer werden sich zu allen Zeiten wiederholen. Bekanntlich war Weber auch als Schriftsteller thätig; kein Wunder daher, daß er bei seinem herumziehenden Virtuosenleben auf den Einfall kam, ein Noth- und Hülfsbüchlein für reisende Tonkünstler zu verfassen, welches alle musikalischen Verhältnisse der verschiedenen Städte enthalten sollte. Die meisten der mitgetheilten Briefe lauten an seinen Freund Gänsbacher. Der letzte Brief, an den Clarinettisten Bärmann in München, datirt vom 9. August 1825.

An ebendenselben Meister auf der Clarinette ist auch ein großer Theil der 30, nichts Besonderes enthaltenden Briefe von Mendelssohn-Bartholdy gerichtet, mit denen das Buch schließt. 32.

Zur Geſchichte des nordamerikaniſchen Kriegs.

Drei Jahre in der Potomac-Armee oder eine Schweizer-Schützencompagnie im nordamerikaniſchen Kriege, von Rudolf Aſchmann. Zürich, Meyer. 1865. 8. 20 Ngr.

Ein friſches, anſprechendes Soldatenbuch. Es will keine Geſchichte des großen Kriegs ſein, ſondern nur eine ſchlichte Erzählung derjenigen Begebenheiten, an denen die Schweizertruppen im amerikaniſchen Dienſte, unter die ſich der Verfaſſer auch hat anwerben laſſen, theilgenommen, der Erlebniſſe, welche dieſelben betroffen haben. Der Verfaſſer ſagt:

Es war eine harte Schule, unſer Regiment kam buchſtäblich drei Jahre lang unter kein Dach, elende Zelte hatten ſolche zu erſetzen, während der Boden oft tief gefroren oder mit Koth und Waſſer bedeckt war. An nahezu vierzig Schlachten und Gefechten nahmen wir theil, an Schlachten, die mehrere Tage dauerten und oft Zehntauſende von Opfern hinwegraffte. Auch können ſogar die Krim- und italieniſchen Feldzüge nicht mit den unſerigen verglichen werden; denn ſelbſt ſolche Tapfere, die jene mitgemacht hatten und nun auch bei uns dienten, ſtaunten darüber, wie es möglich ſei, ſo vieles Uebermenſchliche zu ertragen.

Der amerikaniſche Krieg muß freilich mit einem andern Maßſtabe gemeſſen werden als jeder andere: die Natur und ungeheuere Ausdehnung des Kriegstheaters, die eigenthümlichen Verhältniſſe der Wehrverfaſſung, aus denen die Heere, welche ſich bekämpften, hervorgingen, die Zuſammenſetzung der letztern, ihre Organiſation und wahrhaft empörende Verwaltung und die Art der Kriegführung, welche in der erſten Zeit nur ein rohes Experimentiren mit den armen Soldaten war, bedingen eine äußerſt vorſichtige Kritik. Es iſt hier kein Anlaß dazu, wir haben es nur mit einer anſpruchsloſen Erzählung von Kriegserlebniſſen zu thun, aus denen ſich gar oft die Kritik der elenden Truppenführung von ſelbſt ergibt.

Daß der Krieg urſprünglich nicht für die Abſchaffung der Sklaverei, wie der Verfaſſer annimmt, ſondern nur, um die Südſtaaten aus ihrer Seceſſion in die Union zurückzuzwingen, von den Nordſtaaten unternommen wurde, iſt ja wol nicht mehr zu beſtreiten. Wie aber jeder Krieg über ſeine anfänglichen Ziele hinaus und oft zu weit höhern Reſultaten führt — der deutſche Krieg von 1866 hat es wieder beſtätigt —, ſo auch der amerikaniſche Seceſſionskampf, und wir haben ſeine edeln Conſequenzen für den Fortſchritt der Humanität mit Freuden begrüßt, wenn dieſer auch noch viele Hinderniſſe zu überwinden hat.

Der Verfaſſer erzählt ehrlich und wahr, mit ſchweizer Freimuth, und hält auch ſeinen Landsleuten gegenüber mit den Erfahrungen nicht zurück, die er im Kriege gemacht hat. So berichtet er, daß ſein Regiment unter einem Oberſten geſtanden, der nie Militär geweſen und ſeine Stellung nur dem Einfluß guter Freunde und der Gunſt des Präſidenten verdankt habe, daß man ihnen eine vortreffliche Waffe verſprochen und ſie dann mit ſchlechtern Gewehren habe abfinden wollen, die ſie aber nicht angenommen, ſodaß ſie, am 20. Auguſt in den Dienſt der Union eingeſchworen, den ganzen Winter bei Waſhington campirt hätten und dann im Frühlinge doch ohne Schußwaffen ausmarſchirt ſeien, die ihnen erſt unterwegs zugekommen. Nur zwei Compagnien hatten eigene G[e]wehre; dieſe wurden kurz nach ihrer Ankunft über den Potomac geſchickt, wo öfters Vorpoſtengefechte vorfielen. Sie erwieſen ſich aber ſo untüchtig, daß ſie wieder zurückgezogen werden mußten. Der Verfaſſer bemerkt ſehr richtig: „Man machte bei dieſem Experiment deutlich die Erfahrung, daß Muth einzig den Sold doch nicht ausmacht und daß nothwendig gehörige Schulen die Wehrmänner in den Dienſt einweihen müſſen. Die vielen Schweizer, die man ſo oft über die lange ſchwerliche Dienſtzeit klagen hört, mögen es an dieſem kleinen Beiſpiele lernen.“ Auf die Generale und ihre Fehler läßt er manchen Geiſelhieb fallen; wer die Geſchichte jenes Kriegs kennt, wird ihm beiſtimmen. Sein „einfachen Soldatenverſtande“, wie er ſagt, war oft klar, was den Generalen verborgen blieb, beſonders wenn ſie durch glückliche Zufälle in Siegestaumel verſetzt waren. Die Beeinfluſſung von Waſhington aus trug auch dabei, ſie zu hemmen. Wir leſen hier mehrere Beiſpiele davon. Der Verfaſſer ſpricht zuweilen ſehr bitter:

Es bemächtigte ſich der Soldaten wegen des miſslungenen Feldzugs, welcher mit ſo großen Strapazen verbunden war, eine große Erbitterung, welche zu allerlei Exceſſen führte. Vergebens waren alle unſere anſtrengenden Märſche, unſere blutigen Kämpfe, unſer Hunger, unſere Entbehrungen geweſen. Die Menge von Verwundeten und Todten hatten ihr Blut umſonſt vergoſſen. Die Gefühle, die in uns auftauchten, ſind nicht zu ſchildern. An wem lag die Schuld des Miſslingens? Einen legten ſie dem Generale (Pope) bei, die andern ſuchten ſie in Waſhington.

MacClellan, zu dem die Truppen das größte Vertrauen hatten, war vom Oberbefehl entbunden worden. Burnſide unternahm im Winter mehrere unglückliche Expeditionen, welche freilich zumeiſt durch die grundloſen Wege vereitelt wurden — das mußte er aber vorher wiſſen. Bei einer derſelben, für welche er den Sieg in ſeinem Tagesbefehle ſchon im voraus verkündigt hatte, blieb die Armee, wie der Verfaſſer berichtet, buchſtäblich im Kothe ſtecken und kehrte nach zwei Tagen in einem ſchrecklichen Zuſtande wieder in ihre Winterblockhäuſer zurück. Auf Burnſide kam Hooker, der die Schlacht von Chancellorsville verlor. „Das Schrecklichſte bei dieſer Schlacht war,“ ſchreibt Aſchmann, „daß ein großer Theil der Wälder, wo gekämpft wurde, in Brand gerieth, wobei viele Verwundete, die ſich nicht fortſchleppen konnten, durch Feuer umkamen.“ Man muß dieſe aufrichtigen Schilderungen leſen, um ſich einen Begriff von den ungeheuerlichen Gefechten und Schlachten zu machen, die oft im undurchdringlichen Dickicht des Waldes geliefert wurden: zu ſehen ſind ſie darum doch nicht. Einen andern Charakter trägt die Schlacht von Gettisburg, in welcher Meade der nach Hooker den Oberbefehl erhalten, die Angriffe der Südlichen zurückſchlug, obwol auch mit keinem größern Erfolge, als daß ſie ſich aus ihrer Stellung eine halbe Meile zurückzogen. Als Lee dann aber mit Zurücklaſſung vieler Verwundeten und der meiſten Gefangenen, die er in der Schlacht gemacht hatte, nach einigen Tagen abmarſchirte, konnte dies als Geſtändniß einer gründlich

Niederlage gelten. Die dreitägige Schlacht hatte ihn 30000, den Nördlichen 20000 Mann gekostet.

Während des folgenden Winters, dessen Lagerleben der Verfasser unsers Büchleins sehr hübsch beschreibt, erhielt Grant den Oberbefehl über alle Armeen des Nordens und nahm sein Hauptquartier bei der vom Potomac. Aschmann's Compagnie — er war jetzt zum Hauptmann aufgestiegen — zählte noch 26 Mann. „In den meisten andern Compagnien und Regimentern herrschte ungefähr das gleiche Verhältniß.“ Warum dann keine neue Formation in stärkere, leistungsfähige Truppentheile? „Noch 3½ Monate hatten wir jetzt zu dienen, und alle gaben sich der süßen Hoffnung hin, wol auch diese kurze Zeit noch glücklich durchzubringen. Mit freudiger Aengstlichkeit fing man schon an, die Tage und Wochen zu zählen, die zwischen jetzt und dem glücklichen Augenblicke lagen, wo wir aus diesem gefahr- und mühevollen Leben erlöst und den lieben Unserigen und dem Privatleben wieder zurückgegeben würden.“ Wir theilen diese Stelle als einen Beweis für die seltene Aufrichtigkeit des Verfassers mit. Einen solchen Krieg hatten sich freilich wol alle nicht gedacht, welche Handgeld nahmen. Von den 26 Mann kehrten übrigens nach 3½ Monaten nur 12 Mann nach Neuyork zurück, denn die Compagnie sollte in dieser kurzen Spanne Zeit noch an 18 Gefechten theilnehmen. Der Maßstab für die Zeit im Kriege und was unter einer Spanne zu verstehen, wird sich aber nach dem dreißigtägigen Kriege von 1866 etwas verändern. Interessante Scenen lesen wir aus der dreitägigen Schlacht bei Wildernеß (bezeichnend zuweilen auch „in der Wildniß“ genannt). „Artillerie konnte dabei der dichten Waldungen wegen gar nicht gebraucht werden. Furchtbar war das Gekrache des ununterbrochenen Kleingewehrfeuers der in meilenlangen Linien sich gegenüberstehenden Armeen. Tausende fielen auf beiden Seiten, ohne daß ein Entscheid herbeigeführt werden konnte.“

Auf dem linken Flügel wichen einige Regimenter, deren Dienstzeit in wenigen Tagen zu Ende ging — eine Illustration des Werbesystems! Der Feind brach hier ein, beschoß die nebenstehende Division in der Flanke und diese stürzte, von panischem Schrecken ergriffen, nach den Schanzen zurück, welche hinter der Armee aufgeworfen waren. Am dritten Tage, da früh morgens auf der ganzen Linie kein Schuß zu hören, geht eine Division zum Recognosciren vor. „Ungefähr 20 Feiglinge, welche während der zweitägigen Schlacht, von ihren Regimentern entfernt, sich im Rücken der Armee herumgetrieben und daselbst von der Prososwache aufgefangen waren, hatten vor uns herzumarschiren. Wir erhielten Befehl, im Falle eines feindlichen Angriffs, einen jeden dieser Gefangenen, der zu entweichen Miene mache, auf der Stelle niederzuschießen.“ Zuletzt stand man sich, ohne daß ein Theil angriff, gegenüber und beschoß sich nur. „Im Laufe des Nachmittags wurde das Feuer beiderseits schwächer und bald begannen die Soldaten sogar, sich zur Belustigung anstatt mit Kugeln, mit Ladestöcken der in Menge umherliegenden Gewehre zu beschießen. Diese Geschosse flogen mit einem Gezische, dem einer Bombe ähnlich, durch die Luft und wurden jedesmal von beiden Seiten mit Jauchzen und Gelächter empfangen.“ Beiläufig gesagt, spricht der Verfasser an andern Stellen oft von Bomben, womit er im Feldkriege natürlich Granaten meint. Schließlich zog der Feind wieder ab, was erst ausgekundschaftet wurde und großen Jubel erregte. Eine Niederwerfung des Gegners kann man das freilich nicht nennen. So liefen aber die meisten Schlachten aus und konnten bei der durch die Verhältnisse bedingten Taktik der beiden Heere nicht anders auslaufen.

Lese man nur hier die Ueberrumpelung der feindlichen verschanzten Position in der Schlacht von Spottsylvanien, welche 200 Schritt hinter einem unbesetzten Walde genommen war, und den „Freudentaumel“ des Bancock'schen Corps, das sie genommen. Der Feind in wilder Flucht, seine Kanonen, die nun erobert, umgekehrt, von den Soldaten, die nichts verstanden, geladen mit beliebiger Munition, die sich fand, und da keine Zünder vorhanden, Pulver auf die Zündlöcher gestreut und mit brennendem Papier abgebrannt! Ein herrliches Soldatenspiel! Wir wiederholen es aber, daß jener Krieg nicht mit dem Maßstabe der Kriegskunst gemessen werden darf, und sind nicht so befangen in einseitigen Auffassungen, um nicht die Großartigkeit anzuerkennen, mit welcher der Norden, gestützt auf seine unerschöpflichen Hülfsmittel, ihn geführt hat. Nur wolle man diesen Krieg im wahren Interesse der Humanität nicht als eine Verherrlichung des Milizsystems anführen!

Der Verfasser der kleinen Schrift, so nahe dem Ziele seiner Entlassung, hatte noch ganz zuletzt das Unglück, schwer verwundet zu werden, sodaß ihm ein Bein amputirt werden mußte. Um so mehr erkennen wir die Frische und den guten Humor an, mit welchem er seine Erlebnisse erzählt hat, ohne die traurige Katastrophe ahnen zu lassen. Nur zuletzt klingt das Gefühl derselben durch, als er von dem Rest seiner Compagnie spricht. „Sie freuten sich alle, wieder friedliche Bürger zu sein, und soviel ich bisjetzt erfahren, hat noch keiner sich entschlossen, wieder drei Jahre in den Krieg zu gehen.“

Karl Gustav von Berneck.

Ein altes Reichsstift.

Chronik des ehemaligen Reichsstiftes Kaisersheim (Kaisheim) nebst einer Beschreibung der Kirche. Mit 5 Tafeln Abbildungen zur Beschreibung der Kirche und einer Ansicht von Kaisheim verfaßt von Martin Scheidler unter gütiger Mitwirkung mehrerer Freunde. Nördlingen, Beck. 1867.

Ehemals, d. i. vor etwa 15—20 Jahren, als man noch von Augsburg nach Nürnberg auf der Heerstraße wanderte, die bei Donauwörth die Donau überschritt und von da an allmählich den breiten Plateaurücken hinanstieg, welchen unsere Geographen Fränkische Alp getauft haben, wurde die etwas nüchterne Eintönigkeit des Wegs hinter Donauwörth durch das Bild des Klosters Kaisersheim eigenthümlich unterbrochen. In einer flachen, wenig geneigten Mulde, die weder durch ihre nähere noch fernere Staffage irgendeinen Zug landschaftlicher Schönheit

darbietet, mußten zuerſt eine Menge ſtattlicher Teiche, einer immer etagenförmig über dem andern gelegen, das durch die Monotonie der Scene abgeſpannte Auge des Wanderers anregen. Wer in dieſen Dingen einige Erfahrung beſaß, konnte ſich ſagen, daß dieſe Waſſerbecken nicht der Natur, ſondern der Kunſt ihre Entſtehung verdankten und daß nur ein großes Kloſter für ſeinen Fiſchbedarf ſo großartige Anſtalten zu treffen die Mittel, die Conſequenz und auch die behagliche Zuverſicht auf die ſtetige Dauer ſeines Daſeins und ſeines Appetites beſeſſen haben könne. Einige Windungen der Straße weiter erhob ſich, auch aus den beſcheidenſten Umgebungen gewöhnlicher Ackerfelder und bäuerlich-einfacher Gartenſtücke, eine unendliche und zugleich durch Thürme, Erker und Ausbaue aller Art reichgegliederte Façade nicht eines einzelnen Hauſes oder Palaſtes, ſondern eines ganzen Conglomerates von Häuſern, Paläſten und Kirchen, überragt von einer Anzahl ſtattlicher Thürme, alles umſchloſſen von einer ſchützenden Mauer, die freilich mehr ſymboliſch als wirklich das Andringen der Außenwelt von dem geweihten Frieden der innern Räume abzuhalten befähigt war. Wie die meiſten ähnlichen Denkmale einer nach Zahlen noch nicht ſo lange verſchwundenen, für unſer Gefühl ſo ganz und gar verſunkenen Zeit, machte auch dieſe Kloſterſtadt, denn ſo darf man ſie und viele ihrer Schweſtern wol nennen, den ödeſten und peinlichſten Eindruck, den es auf der weiten Welt nur geben kann: den einer Halbruine, die es nicht zum Leben und nicht zum Sterben bringen kann. Nothdürftig nicht vor dem Verfall, aber doch vor dem Zerfall geſchützt, bergen die einſt ſo prachtvollen Räume die traurigſte und jammervollſte Bevölkerung: einige hundert Zuchthäusler; denn die ehemalige reichsunmittelbare Abtei Kaisheim iſt jetzt eine königlich bairiſche Strafanſtalt, dazwiſchen einige Dutzend von Langeweile faſt verzehrter bairiſcher Soldaten als Wachtmannſchaft des Ortes, der, wie man hätte glauben ſollen, ſich durch ſeine einſame und abgeſchiedene Lage ſelbſt am beſten bewachte.

Daß hier ein mächtiges und großes Daſein dereinſt ſich ausgelebt habe, dieſer Eindruck konnte auch dem einfachſten Sinne bei dem Anblick des Ganzen nicht entgehen, obgleich nur wenige, die hier vorüberzogen, vorher den Namen des Ortes gehört haben werden, weil er ſo ganz aus der Gegenwart verſchwunden iſt und das, was ihn mit der Gegenwart verbindet, zu demjenigen allein Beziehung hat, was man als ihre Nachtſeiten am liebſten nicht ſieht oder in Stillſchweigen begräbt. Seitdem nun vollends die Eiſenbahn in einem weiten Bogen von Donauwörth nach Nördlingen Kaisheim ganz beiſeitelläßt, iſt es noch mehr verſchollen und zu einer bloßen Localberühmtheit geworden, von der man jenſeit des Kreiſes von einer oder zwei Meilen nichts mehr ſprechen hört.

Um ſo dankenswerther iſt die Wiederauferſtehung, die es durch die Hand eines fleißigen Kenners und Forſchers in ſeiner Geſchichte erlebt. Zwar iſt kaum anzunehmen, daß ſeine Arbeit außerhalb der Zunft der eigentlichen Hiſtoriker oder außerhalb des Rayons, der durch unmittelbare Anſchauung und Berührung ein Intereſſe an dem Orte ſchon mitbringt, geleſen werden wird, obgleich ſie es in vieler Hinſicht wol verdiente. Denn dieſe Kloſtergeſchichte bietet zwar wenig Züge von allgemeinem weltgeſchichtlichen Intereſſe, aber deſto mehr von menſchlichem oder culturgeſchichtlichem. Denn Kaisheim iſt nur gelegentlich zur Mitleidenſchaft an den großen Haupt- und Staatsactionen des Mittelalters und der Neuzeit gezogen worden und hat dieſe zweifelhafte Ehre z. B. im Bauernkriege, im Dreißigjährigen, im Spaniſchen Erbfolgekriege und in den Revolutionskriegen am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts ſchwer büßen müſſen, wie es ja überall und immer das Schickſal der ſchwachen und doch behäbigen Exiſtenzen iſt, die ſich in gewöhnlichen ruhigen Zeiten eines ſtillbeſchaulichen Glücks erfreuen, wodurch ſie den Neid der andern, von der Bewegung und den harten Anforderungen größerer Zuſtände geplagten Leute erregen. Aber jeder Windſtoß reicht eben hin, ein ſolches Daſein, das nun einmal nicht für unſere ſchlechte Erde beſtimmt zu ſein ſcheint, bis in ſein Mark zu erſchüttern, und ein Sturm iſt für ſie der Tod ſelbſt, während er für die andern nur eine geſunde Belebung der Kraft bedeutet.

Die äußern Umriſſe der Ortsgeſchichte ſind die gewöhnlichen ſolcher klöſterlichen Stiftungen. Ein frommer Graf, der Grundherr der Umgegend, hält es auf Antrieb ſeiner noch frömmern Gemahlin zu ſeinem Seelenheil für nöthig, ein möglichſt ſtattliches Kloſter zu bauen, in dem er und die Seinen ihre Ruheſtätte und ihre Pflege nach dem Tode gegen die Gefahren und Leiden des Fegfeuers finden. Das Kloſter wird ſelbſtverſtändlich mit dem jeweiligen Modeorden der Zeit beſetzt, denn man will das Beſte thun, das ſich thun läßt. So hier, wo die Gründung 1133 erfolgte, müſſen natürlich die frommen Brüder von Citeaux, die Ciſtercienſer, einwandern. Darauf folgen Schenkungen aller Art, erſt ein Nothbau des Hauſes und der Kirche und dann mit wachſendem Reichthum und Selbſtgefühl immer ſtattlichere Anlagen, bis in der Mitte des 14. Jahrhunderts der koloſſale Bau der noch jetzt ſtehenden Kirche den Zenith des Gedeihens bezeichnet. Mittlerweile aber erhoben ſich Gefahren von allen Seiten, böswillige neidiſche Nachbarn und der Geiſt der Zeit, der den idealen Schutz der Weihe des Ortes nicht mehr reſpectirt, ſondern nur realere Mächte anerkennen will, verbinden ſich miteinander, um dem wehrloſen Lamme gegenüber die Rolle hungriger und erbarmungsloſer Wölfe zu ſpielen. Beſonders waren es die bairiſchen Herzoge, die unter dem Anſpruche der ihnen gebührenden Schutz- und Schirmherrſchaft den Aebten und dem Convente das Leben jahrhundertelang ſo ſauer als möglich machten. Sie beriefen ſich auf ihre Eigenſchaft als Rechtsnachfolger der inzwiſchen ausgeſtorbenen Grafen von Lachsgmünd, der Stifter des Kloſters; das Kloſter dagegen nahm, wie ſeine Genoſſen, den unmittelbaren Schutz des Reichs in Anſpruch. Leider war nur dieſer letzte ein Nebelgebilde hier wie überall, wo man ihn hätte brauchen können, während die Reiſigen der Baiern reale und nahe Mächte bedeuteten. Es half dem Kloſter wenig, daß es ſeinen hiſtoriſch allein berechtigten Namen Kaisheim, von dem

Flüßchen, das in der Nähe vorbeifließt, in Kaisersheim änderte, um damit symbolisch seine Stellung zu begründen; ebenso wenig, daß es für gutes Geld schockweise kaiserliche Privilegien, Inhibitorien u. s. w. erwirkte. Sie waren hier wie anderwärts gerade so viel werth, als das Pergament, auf dem sie ausgefertigt wurden. So schleppte sich das Dasein des Klosters zwischen ewigen, unleidlichen Plackereien und kurzen Fristen der Erholung hin, bis eigentlich erst mit dem Confessionswechsel der bairischen Linie, die damals in Neuburg regierte und als solche die Schutzgerechtigkeit beanspruchte, eine Abklärung der Verhältnisse begann. Das was anfangs zum völligen Untergang des durch den Bauernkrieg beinahe schon vernichteten Klosters führen zu müssen schien, wurde seine Rettung. Denn der Regent von Neuburg, der Pfalzgraf Ottheinrich, später als Kurfürst von der Pfalz noch oft genannt, wurde durch das Strafgericht, das Karl V. 1548 nach der Niederwerfung des Schmalkaldischen Bundes über seine politischen und religiösen Gegner ergehen ließ, gleichfalls hart betroffen. Unter den Bedingungen seiner Restitution war auch die, daß er und sein Haus auf alle angeblichen Rechte über Kaisersheim verzichteten. Zwar hörten auch später die Versuche, auf Schleichwegen und allmählich das wieder zu gewinnen, was auf einmal und durch einen Gewaltspruch verloren worden, nicht ganz auf, aber sie kamen in den nach und nach doch gefestetern öffentlichen Zuständen der Neuzeit nicht mehr die Gefahr bringen, wie einst in den Zeiten schrankenloser und ungeschlachter Selbsthülfe. So wurde Kaisheim wirklich Reichsstand und bezahlte die Ehre und den Vortheil, auf der schwäbischen Prälatenbank zu sitzen, nach seiner stillen Herzensmeinung zwar oft allzu theuer mit einem unverhältnißmäßig hohen Reichsmatrikelanschlag, mit angeblich freiwilligen Gaben und Steuern an das Reichsoberhaupt und allerlei Expressungen von seiten untergeordneter Diener desselben; aber es war doch frei und reichsunmittelbar und ist es bis zu seiner Säcularisation 1802 geblieben, wo es an Baiern fiel. Damals wurde es so behandelt, wie alle andern Klöster, denen dasselbe Schicksal den Untergang brachte, d. h. es wurde unter Anwendung gewisser Rechtsformalitäten unmethodisch aber gründlich ausgeplündert und nur die nackten Wände übriggelassen. In diese zogen bald darauf Kapuziner ein, aber sie schienen hier nicht recht zu gedeihen, und so wurde denn im Jahre 1816 der letzte Schritt zur vollständigen Profanation der heiligen Mauern gethan, indem ein Zuchthaus in sie installirt wurde, das, wie schon bemerkt, bis auf diesen Tag noch darin besteht und dem Namen des Ortes eine ominöse Bedeutung im Volke weit und breit gegeben hat, während die Gebildeten nur selten davon sprechen hören.

Eine unübersehbare Menge sitten- und culturgeschichtlich interessanter Züge ist in diesen äußern Rahmen der Ortsgeschichte eingespannt. Nur schade, daß die Angabe der Quellen durchweg nicht genügend ist, um sie für den wissenschaftlichen Forscher brauchbar und verwerthbar zu machen. Man möchte doch etwas mehr von jenen „alten" Chroniken oder den „Urkundenverzeichnissen" wissen, aus denen sie entnommen sind, als blos die schlichte Angabe, daß sie daraus entnommen sind. Es wäre schon ein Gewinn, wenn nur wörtliche Auszüge, nicht Uebersetzungen oder Paraphrasen, geboten wären, oder noch mehr vollständige Urkunden, soweit sie nicht anderwärts schon gedruckt sind. Auch verlangt man meist nach größerer Ausführlichkeit, nicht blos nach einem dürftigen Resumé, das doch im wesentlichen mit dem identisch sein muß, was anderwärts in ähnlichen Lebensgestaltungen sich erzeugt hat. Denn gerade das individuelle Detail ist ja das einzige, was in solchen Dingen lehrreich und genußreich sein kann: das allgemeine Schema ist jedem zur Genüge geläufig.

Eine recht dankenswerthe Zugabe ist der kunsthistorische Anhang, die Beschreibung der Kirche, von der Hand eines Baubeamten gemacht, der sich, obgleich er seine Arbeit bescheiden genug gleichsam nur als eine abgedrungene bezeichnet, doch als ein genügend gebildeter Kenner der mittelalterlichen Architektur erweist und dabei schlicht und anschaulich darzustellen weiß. Die artistischen Beigaben erhöhen noch die Brauchbarkeit dieser musterhaften Arbeit; auch sie überraschen zuerst durch ihr schlichtes Aeußere, aber man wird nicht verkennen, daß sie vortrefflich gezeichnet sind, wenn auch etwas dürftig im Steindruck behandelt. Dies gilt von dem großen Grundriß der Kirche, wie von den Steinsculpturen aus ihr, weniger von dem Aufriß und der Totalansicht. Die Kirche ist eine der großartigsten und originellsten Schöpfungen aus der Höhezeit der Gothik, Mitte und zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Eigenthümlich contrastirt in ihr das Streben, die glänzenden Kunstmittel einer überreich damit ausgestatteten Periode einigermaßen mit der Schlichtheit und Strenge in Harmonie zu bringen, die zu den Grundgesetzen der Kirchenbauten des Cistercienserordens gehörte. So ist auch hier jede prunkende Thurmanlage, als ausdrücklich streng verpönt, an der Façade vermieden, dafür aber in einem ursprünglich reich ausgestatteten Mittelthurm der eigentlich nur erlaubte einfache Dachreiter zeitgemäß metamorphosirt. Ihm zu Liebe mußte ein ebenso reicher und großartiger Kreuzbau die eigentlich auch nur erlaubte Einförmigkeit des Langhauses unterbrechen, und in nothwendiger Folge davon die Einschiffigkeit des Chors durch einen wahrhaft prunkenden doppelten Umgang illusorisch gemacht werden. Dieser doppelte Umgang, d. h. zwei Reihen von Kreuzgewölben, die auf originell geformten Säulen ruhen, gibt dem Chor für das Auge fünf Schiffe. Er ist einzig in seiner Art, schon durch die Säulenstellung in der Mitte, aber auch dadurch, daß er gar nicht dazu dient, einen Kapellenkranz nach dem System der französischen Kathedralen oder des Kölner Doms mit dem Chor zu verbinden. Er hat keine Kapellen, sondern ist blos um seiner selbst willen da: ein Zeugniß luxuriirender Phantasie des Baumeisters, das uns doppelt bedauern läßt, daß wir keine Spur von seinem Namen und seiner Person zu entdecken vermögen.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Ein „Hamlet" ohne „Geist".

Oswald Marbach hat neuerdings in Leipzig einen Vortrag gehalten über „Die zeitgemäße Umbildung älterer dramatischer Meisterwerke, nachgewiesen an Shakspeare's Hamlet". Er besprach die Frage, warum die ältern Meisterwerke nicht mehr mit Erfolg auf die Bühne gebracht werden: eine Frage, die sich nach unserer Ansicht in dieser Weise durchaus nicht aufwerfen läßt, da die ältern Meisterwerke es doch immer noch über einen succès d'estime hinausbringen. Marbach meint, der Grund liege nicht, wie man angeführt, in dem Mangel des poesieliebenden Publikums, nicht an dem Materialismus unserer Zeit (haben doch gerade in den materiellsten Perioden der Geschichte die Künste recht geblüht), sondern in der Art der Zurechtlegung der ältern Werke für unsere Schaubühne, an deren Uebertragung. Man habe ins Deutsche angemessen der fremden Sprache übertragen und so unsere Muttersprache oft mishandelt. Daher seien jene Meisterwerke dem deutschen Volke unverstanden geblieben. (?) Man habe ferner auf die Bühne selbst bei Einrichtung älterer Stücke Rücksicht zu nehmen, da diese bezüglich der Scenerie und Maschinerie doch eine ganz andere sei, wie zur Zeit, da jene Werke geschaffen wurden. Ein Shakspeare-Stück z. B. müsse zur Aufführung auf unserer Bühne erst in dichterische und echt deutsche Sprache nach den uns zu Gebote stehenden Mitteln übertragen und den Lebensanschauungen unsers Volks angepaßt werden. So weit stimmen wir mit dem Redner überein. Daß wir Shakspeare mit Haut und Haar nicht auf unserer Bühne vertragen, ist eine ausgemachte Thatsache. Die Bühne gehört dem Volke und dem Jahrhundert an. Beide verlangen bei öffentlichen Aufführungen gebieterisch ihr Recht. Der treue Cultus des Genius mag der Uebersetzung und dem Privatstudium überlassen bleiben. Auch ist die Thatsache anerkannt; denn nirgends wird Shakspeare so gegeben, wie seine Dichtungen vorliegen, sondern stets mit durchgreifenden, oft sogar störenden Abänderungen. Die Schwierigkeit liegt nur darin, hier die richtige Grenze einzuhalten. Wir haben für die Bühne eine musterhafte Shakspeare-Einrichtung, die leider vielfach verketzert worden ist, Schiller's Macbeth-Uebersetzung. Sie wird dem Shakspeare'schen Genius in allem Großen und Wesentlichen vollkommen gerecht — was darin fehlt, ist nur geschmackloser Kleinkram und Plunder, der nicht auf unsere Bühne gehört, Shakspeare'scher Haut-goût für die Enthusiasten von Fach, aber Caviar für das Volk des 19. Jahrhunderts. In gleichem Geist ist die vorzügliche Bearbeitung der Shakspeare-Historien von Franz Dingelstedt verfaßt, wie sie in Weimar mit großem Erfolg zur Aufführung kam. Dennoch gibt es für die Modernisirung Shakspeare's doch eine Grenze; und uns will scheinen, als ob Marbach diese in seinen Aneignungen der Dramen des großen Dichters, wie z. B. in seiner Neudichtung von „Romeo und Julie", überschritten habe. Wenn er uns jetzt ankündigt, daß er, weil man alles, was den Vorstellungen unserer Zeit nicht gemäß sei, vermeiden müsse, den „Geist" im „Hamlet" weggelassen, aber in geeigneter, unserm Gefühl nicht widerstrebender Weise ersetzt habe, so will uns abermals scheinen, als ob ein „Hamlet" ohne „Geist" doch ein allzu sehr modernisirter Hamlet sei. Uns fällt dabei der Goethe'sche Walpurgisspruch ein: „Verschwindet doch, wir haben ja aufgeklärt!" Dem alten Shakspeare kann man schon seine Geister lassen. Sind die „Geister" auch in dieser jenseitigen Gestalt doch nicht so unmodern, wie es scheint! Wir erinnern nur an Home's „Klopfgeister", die selbst in den Tuilerien eine Rolle gespielt haben.

Männeremancipation.

Von Eduard Loewenthal's Zeitschrift: „Der Cogitant", die neuerdings unter dem Titel „Deutsche Rundschau" erscheint, liegt uns eine Zahl von Nummern vor mit vorwiegend polemisch-kritischem Inhalt, in welchem das vom Herausgeber entwickelte „System des Naturalismus" eine hervorragende Stelle einnimmt. In ihnen findet sich auch ein kecker Artikel von Jeanne Marie von Gayette über „Männeremancipation", eine Entgegnung auf ein in der „Gartenlaube" erschienenes Gedicht von Paul Heyse: „Frauenemancipation." Uns fiel dabei die Riesenfeder ein, welche das Motto der pariser Damenzeitung „Colombine" bildet und mit welcher wie mit einem Besen das erbärmliche Männergeschlecht beiseitegefegt wird. In Bezug auf den „italienischen Salat von schönwissenschaftlichen Vorträgen", mit welchem die Frauen tractirt werden, meint Frau von Gayette: „Wollte eine Frau einmal einen Vortrag in der Weise halten, wie wir deren viele von gelehrten Perrükenstöcken haben abnäseln hören, sie wäre für alle Zeiten dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen." Ferner ist sie der Ansicht, daß die Männer mit den Frauen oft auch „den Mangel des Denkens" gemein hätten. Sie findet es anmaßend, daß der Mann keinen Tabacksmund küssen will, dem schönen Geschlecht aber solches zugemuthet wird, wozu beim Manne noch der eingeräucherte Bart und der Schnupftabacksduft sich gesellen. Daß „in dem Bart etwas Besonderes, wenn auch nicht die Philosophie stecken müsse, zu dieser Vermuthung dürfte man zuweilen veranlaßt sein, wenn man wahrnimmt, wie in großen Verlegenheitsmomenten am Barte gezupft und gedreht wird, und unwillkürlich denkt man bei solchem Anblick: denn wahrlich, wo Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit der Bart sich ein." Ihre Philippika schließt Frau von Gayette in der folgenden kräftigen Weise ab: „Nachdem man so viel »zum Grauen aller Engel« auf dieser Erde über die Emancipation der Frauen gesprochen, dürfte es an der Zeit sein, die Emancipation der Männer einmal ins Auge zu fassen: diese Emancipation von suffisanter, politischer Freiheitsspielerei, von schleichender Rechtverdreherei, von träger Indifferenz bei den wichtigsten Zeitfragen, von schleppender Nonchalance im Geschäft bei seiner Besoldung, von anmaßender Flegelei und specifischer Grobheit bei Gelegenheiten, wo auf dem Posten gefällig und hülfreich zu sein Pflicht wäre, vom Wirthshausschlendrianleben, vom gedankenlosen Kartenspiel, vom Schuldenmachen und so viel tausend Dingen mehr, von Vorurtheilen, faden Complimenten, armseliger Ueberhebung u. s. w. Es fehlt aber an emancipirten Männern; die meisten lassen sich von den Frauen, die sie so gering halten, daß sie ihnen das Recht der Emancipation nicht zugestehen und die Fähigkeit des Denkens absprechen, berücken, beschwatzen, bethören, kurz — regieren. Der Mann soll aber frei sein von dergleichen Einflüssen, er soll sein eigenes Urtheil, seinen eigenen Willen, seine freie Selbstbestimmung sich erhalten, aber nicht — wie die bedeutendsten Männer der Geschichte es bestätigen und es sich im täglichen Leben wieder und immer wieder bewahrheitet, den Ränken und Cabalen der Weiber zum Opfer fallen. Erst wenn die Männer sich emancipirt haben werden, wollen wir wieder das Thema der Frauenemancipation aufnehmen."

Wir nehmen Act von der Thatsache, daß die Frauen es jetzt für eine Beleidigung halten, wenn man von ihrer Emancipation spricht oder sich für dieselbe interessirt. Früher war das anders — doch tempora mutantur. Allerdings verstand man auch früher unter Frauenemancipation etwas anderes als heutzutage, wo es sich dabei um ihre geistige Erziehung, um das Recht der Arbeit u. dgl. m. handelt. Daß die Frauen einer „geistigen Kräftigung" wenig bedürftig sind, beweist am schlagendsten der Kraftstil, den Frau von Gayette schreibt.

Literarische Notizen.

Die Verlagsbuchhandlung von Eduard Kummer in Leipzig veranstaltet die Herausgabe einer Auswahl Kotzebue'scher Dramen, von der bisjetzt vier Bände erschienen sind. Kotzebue

ist als Lustspieldichter keineswegs so veraltet, wie man im allgemeinen glaubt, und das Veraltete in seinen Stücken nicht so unausrottbar, daß eine Modernisirung derselben so große Schwierigkeiten böte. Vor allem hat er Geist und Witz und viel satirische Schärfe: Vorzüge, welche dem weit hausbackener gewordenen modernen Conversationsstück zum großen Theil fehlen. Die Kummer'sche Ausgabe wird zehn bis zwölf Bände umfassen.

Friedrich Halm's „Wildfeuer", eine Dichtung, die bereits in seine gesammelten Werke aufgenommen worden ist, liegt jetzt in einer neuen Auflage in selbständigem Abdruck vor (Wien, Gerold Sohn). Der Erfolg, den das Stück am Burgtheater und an den andern österreichischen Bühnen davongetragen hat, sichert demselben um so mehr ein Lesepublikum, als gerade in Oesterreich die im übrigen Deutschland fast ausgestorbene Sitte, Dramen auch zu lesen, noch in weitesten Kreisen verbreitet ist.

Von der „Neuen Allgemeinen Zeitschrift für Theater und Musik" (Leipzig, Rhode), die unter der Redaction von Josef von Arnold erscheint, liegen uns bisjetzt 14 Nummern vor, welche alle tüchtiges Streben und gediegene Haltung bewähren und sich von den gewöhnlichen, nur den Tagesinteressen huldigenden Reclameblättern vortheilhaft unterscheiden. Die dramaturgischen Reformartikel von F. Ludwig und die ästhetischen von Sandbank sind auch in Separatabdrücken erschienen, auf welche wir zurückkommen werden.

Ferdinand Freiligrath, der Dichter des „Löwenritt", ein phantasiereicher und formgewaltiger Poet, der unserer neuen Dichtung zur Zierde gereicht, hat seine kaufmännische Stellung neuerdings verloren und scheint jetzt ohne äußern Halt auf den Wellen des londoner Lebens umherzutreiben. Man denkt daran, ihm eine Pension in Form einer Nationalbelohnung zuzuwenden. Möge diese in London zuerst hervorgetretene Idee in ganz Deutschland lebhafte Theilnahme finden! Möge man überhaupt danach trachten, den wahrhaft begabten Talenten die volle Muße zu dichterischer Thätigkeit zu sichern! Alle andern Bestrebungen, die Presse zu heben, müssen hiergegen zurücktreten. Freiligrath ist ihrer durchaus nicht müßig. Mit Freuden haben wir seinen Namen unter den Shakspeare-Uebersetzern begrüßt, welche unter der Fahne von Bodenstedt eine neue Aneignung des großen britischen Dichters unternehmen.

„Braunschweigisches Namenbüchlein."

Die Literatur der Namenbüchlein scheint sich zu mehren. Wenn das so fortgeht, wie in den letzten Jahren, so wird jede Stadt im deutschen Vaterlande sich in kurzer Frist eines gelehrten Adreßbuchs zu erfreuen und zu rühmen haben. Für die lexikalische Verwerthung der Einwohnernamen moderner Städte hat Hoffmann von Fallersleben bisjetzt das meiste gethan. Im Jahre 1843 gab er ein breslauer Namenbüchlein heraus, dann folgte 1852 ein hannoverisches und 1863 ein kasseler Namenbüchlein, und jetzt liegt von ihm der vierte ähnliche Beitrag zur Namenkunde vor: „Braunschweigisches Namenbüchlein. Einwohnernamen der herzoglichen Haupt- und Residenzstadt Braunschweig, nach ihrer Bedeutung geordnet und erläutert" (Braunschweig, Wagner, 1867). In der Einrichtung hat sich der Verfasser im allgemeinen seinen vorausgehenden Namenbüchlein angeschlossen. Hier und da sind gelehrte Nachweise gegeben, doch fehlen sie öfter, wo man sie gerade brauchen könnte. Die Lektüre eines solchen Namenbüchleins ist gewiß recht unterhaltend und wird auch manchem zur Belehrung dienen. Eine eigentlich wissenschaftliche Bedeutung aber haben sie nicht, sobald nicht bei den schwierigern Namen die frühern Formen gegeben sind. Damit soll nicht gesagt sein, daß derartige Sammlungen rein überflüssig wären. Nur meinen wir, daß Namen, welche als Appellativa von jedem sogleich verstanden werden und die sich so unendlich oft in allen Orten wiederholen, in solchen Zusammenstellungen auszuschließen sind.

Bibliographie.

Beckmann, F., Bemerkungen zum Prolog und zur Parodos des äschyleischen Agamemnon. Braunsberg, Peter. Gr. 8. 6 Ngr.

Büchting, A., Bibliographische Nachweisungen aus dem deutschen Buchhandel. 1ster Jahrgang. Nordhausen, Büchting. 1866. 8. 10 Ngr.

Conrad, A., Die Donnereiche. Geistliches Schauspiel. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 7½ Ngr.

Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Eine Auswahl für das Volk aus dem „Neuen Pitaval". Umgearbeitet und herausgegeben von A. Volkert. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Cumming, J., Der nahe bevorstehende Untergang der Welt, oder: Das Tönen der letzten Trompete und das letzte Weh. Altona, Verlagsbüreau. 8. 5 Ngr.

Der Ausgleich mit Ungarn. Vom österreichischen Standpunkte beleuchtet. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Förstemann, T., Zur Geschichte der preußischen Monarchie. Kaiserliche privilegia de non appellando für die Reichslande der brandenburgischen Hohenzollern. — Königl. polnisches privilegium de non appellando für das Herzogthum Preußen = privilegium Lubliuense. — Bildung des Höchstgerichts ꝛc. Eine Quellenarbeit. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 20 Ngr.

Freitag, G., Die Erschaffung der Künstler. Gedicht. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 1 Ngr.

Fricker, K. V., Vom Staatsgebiet. Tübingen. Gr. 4. 10 Ngr.

Friedrich, J., Kirchengeschichte Deutschlands. 1ster Bd. 1ster Thl. Die Römerzeit. Bamberg, Reindl. Lex.-8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Galen, P., Jane, die Jüdin. Erzählung. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Großpreußen und die Union der evangelischen Kirche in Deutschland. Briefe eines süddeutschen an einen norddeutschen Kirchenmann von H. v. H. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 20 Ngr.

Grünhagen, Breslau nach der preußischen Besitzergreifung. Ein Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Hamerling, R., Ahasverus in Rom. Eine Dichtung in 6 Gesängen. 2te, durchgehends verbesserte Aufl. Mit einem Epilog an die Kritiker. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 1 Thlr.

Handjakob, H., Die Grafen von Freiburg i. B. im Kampfe mit ihrer Stadt oder Wie kam die Stadt Freiburg i. B. an das Haus Oesterreich. Eine historische Abhandlung. Zürich, Woerl. Br. 8. 12 Ngr.

Harbertz, H., Wilde Ranken. Gedichte. Emden, Haynel. 16. 22½ Ngr.

Herbert, L., Nikolaus und Metternich. Roman und Geschichte. 2te Abth.: Metternich. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. à Abth. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hebbel's, F., sämmtliche Werke. 6ter Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1866. 8. 1 Thlr.

Herold, J., Ave Maria. Maiandacht in Liedern. Zürich, Woerl. 16. 4½ Ngr.

Kayserling, M., Geschichte der Juden in Spanien und Portugal. 2ter Thl.: Geschichte der Juden in Portugal. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 Thlr.

Keferstein, H., Gedenkblätter aus Diesterweg's Schriften. Leipzig, Klinkhardt. 8. 5 Ngr.

Kind, K. T., Gedichte. Manuscript für Freunde. Leipzig, Klinkhardt. 8. 22½ Ngr.

Kinkel, G., Friedrich Rückert. Festrede. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 6 Ngr.

Köhler, K. F., Die Refügiés und ihre Kolonien in Preußen und Kurhessen. Beitrag zur Geschichte. Gotha, F. A. Perthes. 8. 12 Ngr.

Kotzebue, A. v., Auswahl dramatischer Werke. 41er Bd. Leipzig, Kummer. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Krisis des Jahres 1866. Aktenstücke, die Vorgänge in Deutschland und Italien betreffend. Hamburg, O. Meissner. Hoch 4. 1 Thlr.

Landerstein, A., Die Landtagskandidaten. Lustspiel. Zürich, Woerl. 8. 6 Ngr.

— — Ein gemüthlicher Mensch. Soziales Charakterbild. Zürich, Woerl. 8. 10 Ngr.

Landgraff, T., Ueber ein deutsches Bürgerrecht. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 4 Ngr.

Lutze, A., Der alte Fritz oder eine Schuld und ihre Sühnung. Dramatische Skizze. Cöthen, Verlag der Lutze'schen Klinik. 8. 7½ Ngr.

Malortie, C. Baron, Ein Blick in die mexikanischen Wirren vom demokratischen und sittlichen Standpunkt. Mannheim. Gr. 8. 3 Ngr.

Marlitt, E., Geheimniß. Roman. Leipzig, Keil. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Philippson, L., Jakob Tirado. Geschichtlicher Roman aus der 2ten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 1 Thlr.

Rönne, L. v., Friedrich v. Rönne, preußischer Minister-Resident und im Jahre 1849 deutscher Reichsgesandter bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hauptzüge aus seinem Leben und dessen Abhandlung über die Verfassung der Vereinigten Staaten. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schücking, L., Eine Künstler-Leidenschaft. Novelle. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr.

Weiß, J. H., Studien über die Sprache der Mischna. Wien. Gr. 8. 1 Thlr.

Werther, C. A., Lebens-, Seelen- und Geisteskraft oder die Kräfte der organischen Natur in ihrer Einheit und Entwickelung. 2ter Thl. Der Mensch als geistiges Individuum nach seiner Bildung und Entwickelung auf Grundlage der Natur. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Zezschwitz, C. A. G. v., Ueber die wesentlichen Verfassungsziele der lutherischen Reformation. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Alle Bücherkäufer werden auf den soeben ausgegebenen

Katalog werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig

zu bedeutend ermässigten Preisen,

welcher in fünf Abtheilungen eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthält, besonders aufmerksam gemacht.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

Die Preisermässigung besteht nur für einige Zeit. Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt gewährt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der schönen Literatur in Spanien.

Von **Georg Ticknor.**

Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von Nicolaus Heinrich Julius.

Supplementband,

enthaltend die wesentlichern Berichtigungen und Zusätze der dritten Auflage des Originalwerks,

bearbeitet von **Adolf Wolf.**

Mit einer Vorrede von **Ferdinand Wolf.**

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser soeben erschienene Supplementband wird allen Besitzern des bekannten Werks als unentbehrliche Ergänzung willkommen sein. Gleichzeitig wurde von dem 100 Bogen umfassenden Hauptwerk (zwei Bände) eine neue **wohlfeile Ausgabe** zum Preise von nur 4 Thlr. 15 Ngr. (gegen 9 Thlr. der frühern Ausgabe) veranstaltet.

Ticknor's Werk ist **die erste vollständige Geschichte der spanischen schönen Literatur**, und die deutsche Bearbeitung desselben hat durch zahlreiche, vom Herausgeber und von Professor Dr. Ferdinand Wolf herrührende Nachträge und Zusätze noch mannichfache Vorzüge vor dem amerikanischen Original sowie vor der spanischen Uebersetzung voraus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Ackerbaukrisen und ihre Heilmittel.

Ein Beitrag zur Wirthschaftspolitik des Ackerbauschutzes von

Dr. **Karl Fraas.**

8. Geh. 1 Thlr.

Vorliegende mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtige missliche Lage der Landwirthschaft verfaßte Schrift des bekannten Verfassers verbreitet sich nicht nur über das Wesen und die Geschichte der Ackerbaukrisen in älterer und neuerer Zeit, sondern sucht auch die Mittel zu deren Abhülfe auf, und zwar sowol die Staatshülfe (Wirthschaftspolitik) als die Selbsthülfe (erhöhte Thierproduction; Vervollkommnung der landwirthschaftlichen Technik; Kunstdünger und Alluvion; Cultur der Steigerung; Association im Grundbesitze).

Der reiche Inhalt der Schrift wird ebenso den Landwirth wie den Nationalökonomen interessiren.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Dr. **R. Virchow** u. Dr. **Fr. v. Holtzendorff.**

II. Serie (Jahrgang 1867).

Soeben erschien **Heft 25** (II. Serie 1. Heft):

Die Stadtverwaltung der City von London.

Von

Prof. Dr. **Rud. Gneist.**

3¼ Bogen gr. 8. **Abonnements-Preis 5 Sgr.**, einzeln 10 Sgr.

Dieses neue Heft sowie der ausführliche **Prospect** über die **zweite Serie** dieser mit allgemeinem Beifall von allen Schichten des Publikums aufgenommenen „**Sammlung wissenschaftlicher Vorträge**" ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im einzelnen kündigen wir vorläufig für die **zweite Serie** von 24 Heften (die **Hefte 25—48** umfassend) nachfolgende Vorträge an:

Prof. Dr. Gneist: Die Stadtverwaltung der City von London. — Dr. Schuhmacher: Das Rettungswesen zur See. — Prof. Dr. John: Die Todesstrafe. — Dr. Wuttke: Die Kunst im Reformationszeitalter. — Dr. Trautwein v. Belle: Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. — Stadt-R. Zelle: Waisenpflege und Waisenkinder in Berlin. — Prof. Dr. Wattenbach: Algier. — Prof. Dr. Endemann: Die geschichtliche Entwickelung der Handelsgesellschaften. — Dr. Nissen: Pompeji. — Prof. Dr. v. Holtzendorff: Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen. — Prof. Dr. Alex. Braun: Ueber die Eiszeit der Erde. — Prof. Dr. Otto Weber: Ueber schmerzstillende Mittel im Allgemeinen und Chloroform insbesondere. — Prof. Dr. Jul. Kühn: Ueber die Ursachen der Pflanzenepidemien. — Prof. Dr. v. Gräfe: Ueber Sehen. — Prof. Dr. v. Seebach: Ueber Vulkane. — Prof. Dr. Virchow: Ueber Nahrungs- und Genussmittel. — Ingen. Perels: Ueber die Bedeutung des Maschinenwesens für die Landwirthschaft. — Prof. Dr. Oppenheimer: Ueber den Einfluss des Klimas auf den Menschen.

Ausserdem haben die Herren Prof. Häckel und Prof. Dr. Kuno Fischer in Jena, Dr. Gerstäcker, Stadt-Ger.-Rath Twesten, Dir. Dr. Gallenkamp in Berlin, Prof. Rütimeyer in Basel, Prof. Bolley in Zürich, Prof. Eisenlohr in Carlsruhe, Prof. de Bary in Freiburg u. a. ihre Mitwirkung zugesagt.

Im Abonnement auf 24 Hefte kostet **jedes Heft nur 5 Sgr.**; der Einzelpreis eines Heftes wird circa 8—10 Sgr. sein.

Der **Subscriptionspreis** für die neue II. Serie 1867 (Heft 25—48) ist demnach, gleichwie die I. Serie 1866 (Heft 1—24), **4 Thlr.**

Berlin, März 1867.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 17. — 25. April 1867.

Inhalt: Skizzen aus deutſchem Volksleben. Von **Rudolf Gottſchall.** — Zur religiöſen Frage der Gegenwart. Von **Moritz Carriere.** — Unterhaltungsliteratur. Von **Otto Spielberg.** — Die Thiere des Waldes. — **Feuilleton.** (Der echte pariſer Dichter; literariſche Notizen.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Skizzen aus deutſchem Volksleben.

Es gibt eine eigenthümliche Art von Entdeckungsreiſen, welche weder den unermeßlichen Spiegel des Tſadſee, noch die Waſſerfälle des Zambeſe, noch die ſchwimmenden Eisberge der Barrowſtraße aufſuchen, welche mit keinen Beſchwerden und Gefahren verknüpft ſind und den Entdeckern keinen großen Namen erwerben, deren Verdienſt wir indeß bei alledem nicht gering anſchlagen wollen. Es ſind die Entdeckungsreiſen in der eigenen Heimat, die uns oft fremder iſt als die Weltferne, es ſind die Forſchungen über Land und Leute in dieſem oder jenem Gau unſers Vaterlandes, an den Ufern dieſes oder jenes Stroms, in den Waldhügeln eines oder des andern Gebirgsſtocks: Forſchungen, die uns erquicklicher anmuthen als die Beobachtungen durch das Waggonfenſter, für welche Wälder und Felder, Dörfer und Städte nur eine vorüberfliegende Scenerie bilden. Ein ſolcher Entdeckungsreiſender darf freilich nicht blos mit dem Fernrohr bewaffnet ſein; er muß mit dem Mikroſkop umzugehen wiſſen. Ohne die Welt des Kleinen aufzudonnern, muß er ihr die gezierende Bedeutung ſichern; denn ſie gibt ihm die vollen und friſchen Farben zu einer Darſtellung deutſcher Landſchaft und deutſchen Volkslebens. Der überraſchende Reichthum Deutſchlands an Naturſchönheiten, an charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der Sitte, an geſchichtlichen Denkwürdigkeiten und an Stätten, welche die Sage und Dichtung geweiht hat, tritt am meiſten hervor, wenn wir eine beſtimmte Landſchaft innerhalb enger Grenzen nicht aus der Vogelperſpective ins Auge faſſen, ſondern in ihr heimiſch zu werden ſuchen durch eingehende Studien an der Hand eines erprobten Führers. Hierin iſt in der That noch viel zu thun. Unſere meiſten Flußpanoramen ſind zu ſehr vom Dampfſchiff aus aufgenommen, zu ſehr auf den Horizont des Reiſenden berechnet, der auf dem Verdeck, eine Cigarre im Mund, die Berge und Burgen an ſich vorübertanzen läßt, oder gar bei einem Diner nur durch das Kajütenfenſter, zwiſchen Braten und Mehlſpeiſe, irgendeine aufdringliche Merkwürdigkeit am Ufer erhaſcht. Selten wird ein Panorama geſchrieben, wie es Heinrich Smidt im vorigen Jahrgange von „Unſere Zeit" von der Niederelbe entworfen hat, ein Panorama, welches die ganze Landſchaft gleichſam bis in ihre verborgenſten Falten enthüllt und uns zugleich von dem Fluß- und Seeleben die anſchaulichſten Bilder entwirft. Auch iſt dies keine leichte Aufgabe; denn es gehört dazu großes Beobachtungstalent und die genaueſte Sachkenntniß.

Ein Reiſender, der dieſe beiden Eigenſchaften in hohem Maße beſitzt und bewährt hat, iſt J. G. Kohl. Mag er uns Steiermark oder die Oſtſeeprovinzen, die ſüdruſſiſchen Steppen oder die Marſchen von Schleswig-Holſtein ſchildern — überall erhalten wir ein klares, anſchauliches Bild auf der breiten Grundlage der gegebenen Verhältniſſe und Zuſtände, nirgends macht der Reiſende Anſpruch auf den Ruhm eines „geiſtreichen" Touriſten, der ſich in neueſter Zeit allzu leicht durch einige ſchimmernde oder hin- und herflunkernde Bemerkungen erreichen läßt. Kohl gibt durchaus ſachliche Darſtellungen von Land und Leuten; er ſchildert in gleicher Weiſe, wie ein Entdeckungsreiſender in fremden Ländern zu ſchildern pflegt, der uns das Unbekannte näher rücken will. Offenbar liegen die Hauptmängel unſerer Erkenntniß weniger in dem Bereich des Unbekannten, als in dem des Bekannten; denn bei genauer Forſchung erweiſt ſich das Bekannte in der Regel als ein Halbbekanntes oder in ſeinem Weſen gar nicht Erkanntes. Die ſogenannte allgemeine Bildung iſt ein Schwamm, der nach der einen Seite alles auffaugt, aber auch nach der andern alles verwiſcht. Von den wenigſten Dingen haben wir ſichere Contouren in unſerm Kopfe, und eine reichere Detailkenntniß dient in der Regel nur dazu, dieſe Contouren nicht blos auszufüllen, ſondern auch zu berichtigen. In der Beſchreibung fremder Länder geben ſich nun die Darſteller Mühe, die tabula rasa unſerer Erkenntniß auszufüllen, indem ſie die uns fremden Erſcheinungen möglichſt ſachlich mit allen ihren Merkmalen vor unſere Phantaſie und Erkenntniß führen. Wird aber das Näherliegende geſchildert, ſo wird das als bekannt vorausgeſetzt, was den eigentlichen Kern der Schilderung ausmacht, und nur hier und dort etwas herausgegriffen, was dem Erzähler vielleicht Veranlaſſung zu

einer pikanten Beleuchtung gibt oder ihn als einen geistreichen Kopf erscheinen läßt. Das ist Kohl's Verdienst, daß er auch bei dem anscheinend Bekannten die Sache festhält und durch eine Fülle von Details erläutert. Nachdem er so die deutschen Ströme, wie den Rhein und die untern Gegenden der Weser, Elbe und Ems, geschildert, führt er uns jetzt in ein deutsches Gebirge, den Harz, und gibt uns daneben eine kleine Monographie einer nicht minder von Sage und Dichtung gefeierten Localität einer nördlichen Hansestadt — des bremer Rathskellers.

1. Deutsche Volksbilder und Naturansichten aus dem Harze. Von J. G. Kohl. Hannover, Rümpler. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Der Raths-Weinkeller zu Bremen von J. G. Kohl. Bremen, Kühtmann und Comp. 1866. 8. 1 Thlr.

Neues aus dem Harz — es klingt verwunderlich! Der Harz, in den Goethe seine „Walpurgisnacht" verlegt hat, welchem Heine seinen schriftstellerischen und dichterischen Ruf verdankt; der Harz, den Pröhle zu seiner Specialität erkoren und welchem er eine Sage nach der andern entlockt; dies modische Touristengebirge, in welches sich alljährlich und seit den Eisenbahnen in wachsender Flut der Strom der naturdurstigen Berliner, der lebensmüden Priesnitzer und Ukermärker wälzt — sollte noch unerforschte Schätze der Erkenntniß in seinem Innern bergen, noch einem Spaziergänger und Weltfahrer Stoff zu umfassender Schilderung, zu einem dicken Bande liefern? Ein solcher Gedanke erscheint doch unfaßbar wie das Brockengespenst! Ja wäre es noch eine Schriftstellerin — die haben immer so unglaublich viel zu sagen, denen fällt stets etwas Neues auf und ein, die müssen produciren, sei es auch nur im geistreichen Stil jener Schönen der Goethe'schen „Walpurgisnacht", der ein rothes Mäuschen aus dem Munde springt. Es regt sich doch, es lebt, es kommt doch immer etwas zu Tage! Doch ein gediegener, solider Schriftsteller sollte noch etwas anderes als taubes Erz aus den ausgeplünderten Bergen des Harzes nach Hause bringen? Freilich, wer von dem Kohl'schen Werke eine Schilderung des Zwölfpfundhotels in Thale, der Aussichten von der Roßtrappe und dem Hexentanzplatz, des Badelebens in Suderode und Alexisbad, der Biels- und Baumannshöhle, der Selke und Ilse erwartet — der würde sich sehr enttäuscht fühlen, da dasselbe nicht die geringste Aehnlichkeit mit einem Fremdenführer im niedern oder höhern Stil hat und durchaus kein photographisches Album aller Merkwürdigkeiten dieser Waldberge darbietet. Daß Kohl die Schilderungen dieser Art durchaus vermieden hat, ist ein offenbarer Vorzug seines Werks, das sich dem Anschein nach ganz in allgemeiner Charakteristik bewegt, in der That aber eine sorgfältige Beobachtung aller einzelnen Züge des Volks- und Naturlebens enthält, an denen die Touristen gewöhnlichen Schlags antheillos vorübergehen.

Der erste Abschnitt: „Ueber unsere Freude an den Bergen und Thälern", enthält sinnvolle Betrachtungen und Schilderungen der landschaftlichen Schönheiten des Gebirgs. Hier erfahren wir in der That wenig Neues, aber das Bekannte ist in ansprechender Weise dargestellt. Es ist Landschaftsmalerei in Worten, denen die Farben der Palette nicht zu fehlen scheinen. Wir wählen als Beispiel die folgende Schilderung:

Sogar das sogenannte „schlechte Wetter" hat dort seine Reize. Die Wolken dienen den Bergen zur Verbrämung. Sie sitzen auf den Gipfeln wie Pelzmützen auf dem Haupte eines Greises. Sie hängen sich an ihre Spitzen wie Flaggen an einen Thurm. Mitunter, wenn viele solcher Nebelflaggen ausgesteckt sind, sieht es aus, als ob alle Bergpyramiden rauchten wie die Schornsteine einer Stadt. Die Wolken breiten ihre Fittiche über die Thäler aus wie riesige Vögel. Sie wölben sich in bauschigen Bogen über den Eingängen der Bergthore. Sind es nur vereinzelte kleine Wolkenlappen, so ziehen sie wol zerstreut in den geräumigen Thälern umher, gleich verirrten Schafen, schwingen sich wie Luftballons von der Sonne vergoldet an den Abhängen der Höhen hinauf und hinab. Es sieht aus, als hätte die Erde einen der Himmlischen zum Gefangenen gemacht. Senken sie sich, wie es zuweilen geschieht, in Masse ganz weit herab, so füllen sie die Tiefen wie ein ausgetretenes Meer, aus dem die Berge wie Oasen oder Inseln fröhlich und sonnig emporragen. Man klimmt über einige der großen Bergstufen empor und hat bald das ganze Meer unter sich, das den Thalgrund und die Ebene wie eine milchweiße Flut bedeckt. Wundervoll ist es dann, der allmählichen Entschleierung der Natur, dem Spiel der Gewölke und den unzähligen Phasen ihrer lockern Gestaltungen und ihrer launenhaften Bewegungen, die überall so geräuschlos und stille vor sich gehen, zuzuschauen. Sie sind fast so unbeschreiblich wie die Wechsel der Töne einer Aeolsharfe. Mitunter macht sich dieser Vorgang ganz langsam. Die Nebelmasse, die gegenüber lag, verdünnt sich und vergeht allmählich, bis du anfängst, hinter ihr hohe und dunkle Gestalten zu gewahren. Es mag sich da etwas abklären und gebären. Du erkennst noch nicht genau, was es sei. Es ist, als wenn Thäler und Berge ihre Morgentoilette vor deinen Augen machten. Wenn wieder ein Schleier fällt, nimmst du endlich deutlich die Umrisse wahr. Siegend bricht die Sonne in den Wald. Es tritt dir ein schön geschmückter Berg mit Bäumen und Waldung, dessen Nähe du nicht ahntest, aus dem Nebel entgegen. Noch immer umgibt ihn ein ganz zarter und feiner Brodem, dessen schließliche und völlige Verdampfung du fast bedauerst, wenn nun das fertige Gebilde klar und fest vor dir steht. Zuweilen dagegen geht es ganz rasch. Ein plötzlicher Wind blies in den Duft und Dunst hinein, räumte auf einen Hauch alles hinweg. Es eröffnet sich in dem Wolkengemäuer ein weites Loch und du siehst, als wäre es ein Zauberbild, durch dasselbe eine liebliche sonnige Landschaft mit ihren Städtchen, ihren Gärten und einem Stück ihres Flusses in Wolken eingerahmt. Man glaubt, wie aus einem Fenster des Himmels eine Partie der lieben Erde wieder zu erblicken, die man verloren hatte.

Der zweite Abschnitt enthält eine treffliche „Charakteristik der Harzgebirgslandschaft", ihres Bodens, der Pflanzen, Thiere und des Menschen. Mit dem dritten Abschnitt beginnen die eigentlichen Volksbilder. Zuerst wird uns „Der Bergmann und seine Werke" vorgeführt. Die Bergleute bilden überall und so auch im Harz eine besondere Bevölkerungsklasse. Die alten Niedersachsen entdeckten zwar zuerst die unterirdischen Schätze ihrer Berge und fingen auch an, sie am Rande des Gebirgs bei Goslar auszubeuten. Doch konnten sie nicht recht damit fertig werden, und die damaligen deutschen Kaiser beriefen Bergleute aus Franken. Diese fremden Colonisten, denen in späterer Zeit mannichfacher Nachzug folgte, erhielten Privilegien und Freiheiten, die unter dem Namen „Harz-

gerechtsame" bis in dies Jahrhundert fortgedauert haben, neuerdings aber wesentlich beschränkt worden sind. Die Freiheit von der Kriegslast, das freie Holz, die freie Jagd, die freie Weide finden sich meist nur noch in den Ueberlieferungen der alten Chroniken. Dagegen haben sich die Bergleute den alten süd- und mitteldeutschen, fränkischen Dialekt bewahrt und bilden hier mitten in der niederdeutschen Mundart eine eigenthümliche kleine Sprachinsel. Manche reden in ihren Familien plattdeutsch, bedienen sich aber unter der Erde immer noch des alten fränkischen Dialekts. Auch mit den Bergoffizieren reden sie fränkisch und auch diese ertheilen ihre Befehle in demselben Idiom, das mit den vielen technischen Ausdrücken des harzer Bergbaues gleichsam verwachsen ist! Kohl unterwirft bei dieser Gelegenheit diese technischen Ausdrücke einer Analyse und empfiehlt einige davon, wie das Wort „Geleuchte" für alles, was brennend leuchtet, auch dem gewöhnlichen Sprachgebrauch. Der Opfermuth der harzer Bergleute wird durch eine Schilderung des letzten großen klausthaler Grubenbrandes in das schönste Licht gesetzt. Nach den Leistungen der Bergleute in der Tiefe wird noch die Rolle, welche die oberirdischen Bergmannsarbeiten in der Landschaft spielen, ins Auge gefaßt; die Schilderung der „Silberhütten" bringt einen melancholischen Zug in das Gemälde des Harzlebens:

Trüben die Pochwerke nicht selten den Fischen das Wasser, so verderben, was noch viel schlimmer ist, die Silberhütten den Menschen die Luft. Das Gold und Silber, das, wenn es in Curs kommt, so vielfach unser Leben und Herz vergiftet, ist schon in der Erde von der Natur mit Giften: Arsenik, Schwefel und andern schädlichen Dingen verbunden, die ihnen auf den Hütten abgetrieben werden. Beständig sind diese daher in ein graues und gelb gefärbtes Gewölk von Schwefel-, Blei- und Arsenikdämpfen, die langsam und träge umherschleichen, umgeben. Der Wind, wenn er sich aufmacht, führt die Rauchwolken im Thale hin, und dort haben nicht einmal die Kräuter und Bäume sie ertragen können. Rings umher und hoch hinauf sind die Bergabhänge pflanzenlos, kahl und öde, und zeigen eine so traurige Farbe wie der Rauch selbst. So weit dieser reichen kann, sieht man weder Gräser für das Vieh, noch Büsche und Bäume für die Vögel gedeihen, es ist alles wie verwüstet. Man sagt, daß diese Verwüstung nicht nur unmittelbar durch die Einwirkung der flüchtigen Gifte auf die Athmungsprocesse der Pflanzen, sondern besonders auch dadurch bewirkt werde, daß die Dämpfe in den Boden eindringen, dort die in ihnen noch enthaltenen Metalle und andern Stoffe absetzen, das Erdreich damit erfüllen und zugleich mit einer harten Kruste überziehen, welche die feinen Wurzeln der Pflanzen nicht durchbohren können. Vor allem aber mitten im Centrum und in der Quelle dieser Dünste, in dem Hüttenwerke selber, lauft der Tod. Man sieht dort die blassen und magern Gestalten der armen Hüttenleute einherschleichen, die mit eigenthümlichen und schrecklichen Krankheiten zu kämpfen haben, die durchschnittlich in ihrem vierzigsten Jahre sterben und von deren Zuständen und Schicksalen man an Ort und Stelle selbst gegen den Unbetheiligten nicht einmal recht laut zu reden wagt. Doch ist es erfreulich zu bemerken, daß auch hier der humane Geist der Neuzeit manches zur Aufheiterung dieser giftigen Silberhütten gethan hat. Man baut heutigentags diese Werkstätten viel zweckmäßiger als ehemals, geräumiger, luftiger, sucht durch Verbesserung und Erneuerung des Bodens solche Bäume, welche die dortige Atmosphäre einigermaßen ertragen können, in der Nähe der Hütten heranzuziehen, und schafft breite Plätze zwischen den Gebäuden. Fast auf jedem dieser centralen Plätze der weitläufigen Etablissements sieht man jetzt mitten in der räucherigen Luft eine neuerdings angelegte Wasserfontaine spielen, die mit ihrer weitausgreifenden und reichlich sprudelnden Garbe etwas Leben und Frische in diese Sitze der Krankheit und des Todes, bei deren Anblick einem sonst der Schiller'sche Spruch: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual", so recht aufs Herz fiel, verbreitet.

In seinem Bestreben, die Bewohner des Harzes bei ihrer Arbeit aufzusuchen, kommt Kohl dann zu den Waldarbeitern, die sich wie die Bergleute in gewissen Orten vorzugsweise eingenistet haben, wie z. B. in dem merkwürdigen Dorfe Lerbach in einem Nebenthale der Söse, in dem wunderlichen Dorfe Wolfshagen in einem Seitenthale der Innerste bei Goslar u. a. Kohl schildert uns die wachsende Ausbreitung der Fichte im Harz, die Buchenhaine des Unterharzes, die Saatkämpen, Haie, Culturen, Dickungen und die Arbeiten der Waldleute bei den verschiedensten Proceduren der Waldwirthschaft. Zu ihnen gehören z. B. die „Arbeiten in der Luft", das Herbeischaffen des Tannensamens, das mühsam und gefährlich ist, weil die Tannen ihre Früchte oben in den Wipfeln haben, sodaß sie nur durch die kühnsten Kletterkünste erreichbar sind. Um der Körner der Tannenzapfen habhaft zu werden, bedient man sich der sogenannten Klänganstalten oder Klängeleien. Leichtere Arbeiten sind das Besäen der Kämpe und das Verpflanzen der zweijährigen Saatbäume aus dem Kamp in den Hai. Zu den schwersten Arbeiten gehört das Blockrücken, das Hervorholen der kolossalen Stämme, die von den Waldarbeitern gefällt sind, aus unzugänglichen Schluchten und andern Orten und das Hervorrücken derselben an die Wege, wo sie mit Wagen und Pferd weiter transportirt werden können. Ein vielseitiges Bild menschlicher Thätigkeit gewährt auch der Blick auf die Waldindustrie, auf die Sägemühlen und Schindelschneidereien, auf die Holz-Papiermühlen, „in welchen die Fichten, Kiefern und Tannen mit Hülfe von Sägen und Reiben mit großer Rapidität zu Mus und Brei zerfeilt, zerkleinert und nach vielen Reinigungs- und Waschungsprocessen mit Wasser zu dünnen Papierbogen verwandelt werden". Andere Werkstätten dienen zur Producirung von Eimern, Schaufeln, Mulden und zahlreichen Hausgeräthschaften, zu Holzschnitzereien, zu Eimer- und Spinnraddrechselei en. Die im Walde hausenden und herumziehenden Besenbinder bilden einen halb nomadischen Theil der Harzbevölkerung. Ein ganz verbotenes Gewerbe betreiben die Harzstuffer oder Harzpulker, die das Kolophonium oder Harz aus den Bäumen holen, mit ihren Messern und Meißeln die Rinden der kräftigsten Fichten aufreißen und sogenannte Gallen oder Oeffnungen bilden, aus denen das im Baste circulirende Harz hervorquillt.

Eine andere Staffage der Harzlandschaft bilden die Köhler mit ihren Meilern. Kohl wundert sich, daß noch kein Dichter den Köhlern und ihren Verrichtungen ein ähnliches Gedicht gewidmet hat wie unser Schiller dem Glockenmeister und dem Glockenguß, oder wie der amerikanische Dichter Longfellow dem Schiffer und dem Schiffs-

bau. In der That erwecken ſolche Anſiedelungen der Köhler, ſolche Köthen mit den daneben ſchmauchenden Meilern das Gefühl tiefer Waldeinſamkeit. In der Regel bebrennt ein Köhler fünf bis ſechs ſolche Köthen. Die von ihnen erfüllte Waldſtrecke trägt den Namen Kohlhai. Die Meiler ſind ſehr ſchwierig zu behandeln; Kohl bringt hierüber folgende Mittheilungen:

Das Feuer innerhalb eines großen, oft 100 Malter Holz enthaltenden Meilers ſo zu leiten, oder, wie die Köhler ſagen, „zu regieren", daß es alle Theile der Maſſe gleichmäßig und eine nach der andern durchhitze, daß es ſtets bei einer glimmenden und ſchwehlenden Glut bleibe, daß es nirgends zu einem flammenden Brande komme, iſt eine Kunſt, über die man ſchon umſtändliche Tractate geſchrieben hat und die den armen Köhlermeiſtern nicht wenig Kopfbrechens verurſacht. Trotz aller Vorſicht iſt das Feuer, dies Naturkind, oft eigenſinnig genug und will auf ſeiner eigenen Spur wandeln. Es arbeitet ſich nicht ſelten verſteckte Kanäle und Luftlöcher durch den dicken, feuchten Erd- und Raſenmantel, mit dem man den Meiler bedeckt hatte, und namentlich, wenn ein Sturm ihnen die Hand reicht, da iſt die Gefahr nicht gering, daß die Flammen herausbrechen und ſtatt das Holz langſam, wie ſie es ſollten, in Kohlen zu verwandeln, es ſchnell zu Aſche verzehren. Ja mitunter, namentlich wenn das Werk nicht ganz regelrecht und kunſtgemäß gebaut war, und wenn man den in den 100 Maltern entwickelten Dämpfen und Gaſen nicht rechtzeitig Luft gab, zeigt ſich der Meiler, wie die Köhler ſich ausdrücken, „aufrühreriſch". Es entſtehen in ihm bei überhandnehmender Glut plötzliche Erſchütterungen, ſogenannte „Bebungen". Die koloſſale Klotzpyramide wird auf einmal lebendig. Der Meiler ſchüttelt ſich wie ein Pferd, explodirt mit Lärm und Gekrach, wirft ſeinen ganzen Erdmantel ab und lodert plötzlich in hellen Flammen empor. Zuweilen ſind ſchon bei ſolchen Gelegenheiten nicht nur auf des armen Köhlermeiſters Koſten ſeine Meiler niedergebrannt, ſondern ſogar auch auf des Königs von Hannover Koſten ganze Waldſtrecken in Brand gerathen. Die alten drakoniſchen Waldgeſetze des Harzes bedrohten ehemals die armen Köhler für ihre Unachtſamkeit „mit ſchwerem Gefängniß", ja „mit Leib- und Lebensſtrafen". Und auch jetzt iſt noch immer der Geldſchaden oder die Abſetzung aus ihrem Amte und „die Ausweiſung aus dem Walde" hart genug für ſie. Und ſolche Unglücksfälle zu vermeiden, müſſen ſie nun an dem Mantel der Meiler fleißig arbeiten und flicken. Wo ſich ein Durchbruch oder ein ſogenanntes „Rißloch" zeigt, muß es verſtopft, wo der Regen etwas abwuſch, muß wieder nachgeholfen werden. Auch klopfen ſie beſtändig mit ihrem ſogenannten „Wehrhammer" an ihre Meiler, um an dem Tone zu hören, ob inwendig alles richtig, oder ob daſelbſt nicht etwa eine Lücke oder ein „Aſchenbrand" entſtanden ſei, wie ein Weinküper an ſein Weinfaß pocht, um zu hören, wie weit es voll iſt. Hat ſich der Wind nach Oſten gedreht, ſo muß man die Luftlöcher auf dieſer Seite verſchließen, aber auf der entgegengeſetzten neue einſtoßen. Iſt in der mittlern Achſe des Meilers bei dem ſogenannten „Quendelſtabe", wo man das Ganze angezündet hat und wo immer die meiſte Glut concentrirt iſt, das Holz zu Aſche verbrannt und ein leerer Raum entſtanden, ſo muß man hier neue Klötze nachſtopfen und den ſtets hungerigen und verdauungsluſtigen Magen des Meilers Tag und Nacht füttern, damit er immer gefüllt ſei und nicht begierig den ganzen Reſt verzehre. Waſſer und feuchtes Erdreich muß man ſtets bei der Hand haben, um den Panzer, der die Glut in ſich zuſammenhält, zu ſtärken.

Aehnliche Schilderungen, die, um das Lieblingslob der modernen Romandichtungen auf dieſelben zu übertragen, realiſtiſche Tüchtigkeit athmen, entwirft Kohl von dem Heerden- und Hirtenleben, von den Vogelfängern und Führern des Harzes, von den Arbeiten und Wanderungen der Frauen im Gebirge. Wir erfahren da unter anderm, daß der Hirtenknabe, den Heine als einen König beſungen hat, den wenig poetiſchen Namen „Enke" führt, daß es nur vier Menſchen am Harz gibt, welche die Heerdenglocken gut zu ſchmieden und richtig zu ſtimmen verſtehen, und zwar vier Schmiede in Suderode, dieſer berliner Sommercolonie; daß das „Ochſenſtoßen", der Kampf der Ochſen um die Obergewalt für den Sommer, eine Art politiſches Vergnügen aus dem Bereich der Thierſtaaten, in großen Orten, wie Klausthal und Andreasberg, als eine öffentliche Feſtvorſtellung am Sonntag vor den geladenen Gäſten der Umgegend vor ſich geht. Wir erfahren ferner die genauen Details des Vogelfangs im Harz, mit Leimruthen und Netzen auf dem Vogelherde, welches letztere Vergnügen bekanntlich Heinrich der Finkler betrieb, als die Reichstagsdeputirten kamen. Es wird uns Näheres von den Sitten des Finkenvölkchens mitgetheilt. Dieſe Hauptſänger der Harzwaldungen bieten manche Analogien mit den Dichtern, die ſich von ſelbſt aufdrängen, nachdem Uhland den „deutſchen Dichterwald" in Schwung gebracht. Es gibt große Unterſchiede des Talents unter den Finken, hochbegabte und vernachläſſigte Geſchöpfe:

Da nicht nur hier und da einzelne Individuen ſich hervorthun, ſondern zuweilen auch ganze Striche, Thäler, Provinzen durch den vortrefflichen Geſang und den ausgezeichnet muntern Geiſt der in ihnen einheimiſchen Finken bei den Liebhabern berühmt geworden ſind, ſo erſieht man daraus ferner, daß es, wie bei den Menſchen, ſo auch bei den Thieren, auf der einen Seite Böotiergeſchlechter und auf der andern von Haus aus mit Witz und Geiſt ausgeſtattete Athenienſer gibt.

Die harzer Vogelfänger kennen die Unterſchiede in den Leiſtungen der einzelnen Talente ſehr genau. Die ſchlechten Sänger nennen ſie „Latſcher", ein Ausdruck, der auch von der Kritik zu adoptiren wäre; denn wie viele „Latſcher" gibt es im deutſchen Dichterwalde!

Eine anſprechende Schilderung entwirft Kohl von den Frauen des Harzes, den mit dem „Graszettel" ausgerüſteten Leſeholz- und Beerenſucherinnen. Wie allerliebſt iſt das folgende Genrebild:

Auf einem meiner einſamen Spaziergänge in einem der hübſchen Waldthäler des Harzes begegnete mir eines ſchönen Morgens unter anderm eine, die ich hätte malen mögen. Es war eine junge Frau, welche die ihr auf ihrem „Graszettel" gegebene Erlaubniß bemerkenswerth eifrig benutzt hatte. Sie war mit einer ganzen Ladung friſchduftender Waldproducte bepackt. Auf dem Rücken trug ſie einen ſchweren Korb mit Gras, das ſie auf den Aengern geſchnitten hatte und das für ihre Milchkuh beſtimmt war, die, wie ſie mir ſagte, krank im Stalle ſei und nicht mit der Dorfheerde hinauskönne auf die Gemeindetrift im Walde. Oben darauf hatte ſie einen dicken Bündel ſorgfältig und feſt zuſammengeknüpften Leſeholzes mit etwas Moos darüber. Unter dem linken Arme trug ſie, in ein rothes Tüchlein gewickelt, ein Büſchel beſonderer Kräuter. Dieſe, ſagte ſie mir, ſeien für ihr naſchhaftes „Hippelchen", ihre Hausziege, beſtimmt, welchem Leckermaule ſie immer etwas Apartes mitbringen müſſe. In der Rechten aber hielt ſie einen Strauß ſchöner blauer und gelber Blumen, die ſie ihrem Töchterchen heimtragen und ins Glas ſtellen wollte, und endlich hatte ſie noch in den Falten ihres Kopftuchs hinten im Nacken, wo ſie hier im Lande dergleichen gewöhnlich verbergen, einen Strauch friſcher und reifer Erdbeeren eingeklemmt. Als ich fragte, für

wen denn diese Beeren seien, sagte die sorgsame Hausmutter, die im Walde an alle Hausmitglieder gedacht, für jeden gesorgt hatte, die habe sie für ihr Büblein gepflückt, der noch ein Säugling sei, und der, wenn sie nach Hause käme, wohl wüßte, wo ein kleiner Leckerbissen für ihn zu finden sei und ihr die Beeren gemeiniglich, über die Schultern kletternd, vom Kopfe wegnasche. Als ich das auf die besagte Weise geschmückte Harzweib mir ansah, gedachte ich jener raffinirenden Musiker, wie man sie ehemals wol auf unsern Märkten zu sehen bekam, und die in einer Person ein ganzes Orchester vorstellten, indem sie in den Händen eine Trommel rührten, mit dem Kopfe ein Schellenspiel in Bewegung setzten, mit dem Munde die Hirtenflöte bliesen, und mit den Füßen die an ihnen befestigten Becken schlugen. Allerdings aber gefiel mir das Bild des Blumen-, Kräuter- und Früchte-Orchesters, welches Sorgfalt und Liebe in einer und derselben Person hier zusammengebracht hatte, unvergleichlich viel besser.

Eine Reihe von Genrebildern enthalten auch die „Scenen und Skizzen aus einem Bergdorfe am Fuße des Brocken", kleine Federzeichnungen, die auf einen gewissen künstlerischen Effect hin gearbeitet und in welche allerlei locale Daten mit Geschick verwebt sind.

Den Schluß des Werks bildet eine „Darstellung der Brockenkuppe" in geologischer, botanischer und pittoresker Hinsicht. Wenn Kohl das bekannte Brocken-Schneeloch auf der Nordseite des Bergs „vermuthlich das einzige perennirende Schneemagazin in ganz Deutschland nordwärts der Donau" nennt, so möchten wir doch an die Schneegruben und die Teichränder des Riesengebirgs erinnern. Von dem bekannten „Brockengespenst" gibt Kohl folgende Schilderung:

Liegen die Nebelwände besonders wasserschwer und dicht im Osten aufgehäuft, während es im Westen bei Sonnenuntergang klar blieb, und sind auch noch andere Umstände günstig, so zeigt sich dann wol die Fata-Morgana des Harzes oder das berühmte „Brockengespenst", wobei sich die Figur des Beschauers, seine Häuser und die andern auf ihm stehenden Gegenstände, sowie auch die auf ihm wandelnden Menschen in riesenartigen Schattenrissen auf den Wolken projiciren. Nur selten freilich entsteht dabei, je nach der Stellung der Wolken und nach der Gunst der Umstände, ein vollständiges Porträt, eine ganze Gruppe von Figuren. Häufiger erblickt jeder Beschauer nur den Schattenriß seiner eigenen Gestalt. Und noch gewöhnlicher ist es, daß blos ein Theil derselben erscheint, bald ein großer Kopf, bald eine riesige sich durch die Wolken bewegende Hand oder ein Arm. Da die Grundlage dieser Nebelbilder, die Wolken, stets sich umgestalten und verändern, näher rücken oder sich rasch entfernen, so scheinen daher auch die Figuren bald kleiner, bald größer, und nehmen oft ganz gigantische Proportionen an. Ein emporgeschwenktes Schnupftuch wird im Schatten so breit, wie das Segel eines Dreimasters. Ist die Nebelwand ganz besonders dicht und wässerig und die Sonne gegenüber ganz besonders klar, so sieht jeder Beschauer einen eigenen Schatten, jedoch nicht den der übrigen Dinge und Personen, von Regenbogenstrahlen wie von einem Heiligenschein umgeben. Zuweilen gehen dabei diese Heiligenscheine in Nebelbilder in Form von Kreuzen oder Sternenbildern auseinander, zuweilen auch schießen sie nur in lange parallele Glanz- und Farbenlinien 1000 Ellen weit über das Nebelmeer dahin, wie buntgefärbte Straßen oder wie gerade gestreckte Regenbogen.

Zwischen dem Brocken und dem bremer Rathskeller, welchen J. G. Kohl in seiner zweiten Schrift schildert, gibt es einen sehr gern gesehenen Vermittler: Heinrich Heine in seinem „Buch der Lieder". Er hat dem Harz seine duftigsten Lieder, dem bremer Rathskeller eine seiner genialsten Phantasien gewidmet. Zu dieser Phantasie giebt Kohl einen gründlichen Commentar; denn wer da nicht wissen sollte, was die Rose im Rathskeller zu Bremen bedeutet, die schöner duftet, als die Rose von Saron, die „heiligrothe, prophetengefeierte", und wer von den „zwölf Aposteln, den heiligen Stückfässern", sich kein klares Bild zu machen weiß, der findet bei Kohl das Material zu den inhaltreichsten Noten, mit deren Hülfe sich die Scholiasten der Zukunft, die Erklärer des deutschen Aristophanes, ein hochgelehrtes Ansehen geben können.

Das alte Rheinweinmonopol des Kellers, die Weinabgaben, die in den Weinkeller gingen (das Bodengeld, die Weinaccise, die Consumtion, die Weinkrug-Gerechtigkeit, die Strafgelder und die Lagermiethe), die Weinherren, die Kellerhauptleute und ihre Knechte, die Arten der Weine und andern Getränke im Keller: das ist eine Folge von Bildern, die uns altreichstädtisches Wesen und Treiben nach verschiedenen Seiten enthüllt und uns dabei hin und wieder manches Curiosum vorführt. Ueber den Sect Falstaff's erhalten wir folgende Aufklärung:

Zu derselben Zeit der Königin Elisabeth und Shakspeare's fängt auch der „Sect" an, in England eine große Rolle zu spielen, und bald darauf (im Anfange des 17. Jahrhunderts) erscheint er dann auch unter den Weinen des bremer Kellers. Die alten bremer Kellermeister nennen ihn gewöhnlich „Seck" oder „Secq", eine Schreibart, die (wie beim Malvasier oder Malmesey) ganz mit der englischen Schreibart „Sack" zusammenfällt, und mithin wieder darauf hinzudeuten scheint, daß wir das Getränk zunächst über England bekamen. Die allgemeine deutsche Schreibart ist jetzt „Sect", während die Engländer bei „Sack" geblieben sind. Man glaubt, daß ursprünglich der Xeres unter diesem Namen aufgetreten sei. Jetzt wird damit ein süßer Wein bezeichnet. Man hat den Namen auf verschiedene Weise abgeleitet. Gewöhnlich nimmt man ihn als eine Abkürzung von vino seco (trockener Wein), was so viel heißen soll als Wein, der aus halbtrockenen Trauben gekeltert wurde. Andere meinen, es sei vino sacco (Sackwein), d. h. ein Wein, der zur bessern Abklärung durch einen leinenen Sack gelassen wurde, darunter zu verstehen. Andere haben wieder gemeint, daß der Wein seinen Namen von der Stadt Xeque in Marokko empfangen habe, von welcher die Rebe zu den Canarischen Inseln und dann auch nach Spanien verpflanzt sei. In der Mitte des 18. Jahrhunderts findet sich im bremer Keller sowol Canarii-Secq als auch Xeresse-Secq.

Der interessanteste Abschnitt des Werkchens ist die Beschreibung der Kellerräumlichkeiten, von denen eben der Rose- und Apostelkeller sich des meisten Rufs erfreuen. Die berühmte sogenannte „Rose" ist ein Raum von 40 Fuß Länge und etwa 20 Fuß Breite, in welchem die ältesten und kostbarsten Weine des Kellers aufbewahrt werden. In der Mitte des Plafonds dieses Raums befindet sich eine kolossale Rose, die jetzt auf einem etwas erhabenen Rund, einer Art Schild, gemalt ist. Der Rosenkeller ist übrigens reichlich mit poetischen Ergüssen in lateinischer und deutscher Sprache geschmückt. Um das kolossale Rosenbild herum läuft ein lateinischer Spruch, der es erklärt, warum die Rose, die Blume der Venus, in die Höhle des Bacchus gemalt wird:

Causa quod absque auro frigeat ipsa Venus.

Ein anderer Spruch mahnt zur Verschwiegenheit.

Amor hat die Rose, die Blume der Venus, dem Harpokrates (dem Gotte der Verschwiegenheit) gewidmet, ein dritter empfiehlt diese Gaben des hochbejahrten Bacchus den Greisen und mahnt die Jünglinge, davon fern zu bleiben.

Im übrigen ist der Rosekeller äußerst schmucklos und ebenso auch die Fässer, in denen die alten Weine schlummern. Es sind deren jetzt 12. Bis zum Jahre 1840 waren es 14. Damals zog man den Inhalt von zweien von ihnen auf Flaschen, und legte sie nicht wieder an. Jedes Faß faßt ungefähr 5 Oxhoft, sodaß also jetzt etwa 60 Oxhoft von diesen ältesten Weinen vorhanden sind. Die Fässer selbst haben kein großes Alter. Denn sie sind schon oft morsch geworden und dann durch andere ersetzt worden. Bei solchen Gelegenheiten nahm man aber keine ganz neuen Fässer von frischem Holze, wählte vielmehr solche, auf denen schon ein ähnlicher alter Wein gelagert hatte, und die seinen Duft schon angenommen hatten. Die Roseweine werden, um sie möglichst selten zu stören, nicht so oft aufgefüllt, wie die jüngern Weine. Während man diese alle Monate auffüllt, geschieht es in der Rose nur alle sechs Wochen. Sämmtliche Roseweine sind Rüdesheimer, und man nimmt zu ihrer Auffüllung einen möglichst ähnlichen und auch im Alter zunächststehenden Rüdesheimer aus andern Partien des Kellers. Dieser eignet sich alsbald die Qualitäten des ältern Gewächses, mit dem er sich vermischt, an, und dasselbe bewahrt daher immer seinen zweihundertjährigen Charakter und Geist.

Der Keller, „wo die zwölf Apostel, die heil'gen Stückfässer, schweigend pred'gen und doch so verständlich für alle Welt", wird uns in folgender Weise beschrieben:

Der Apostelkeller ist dem der Rose ähnlich, nur etwas kleiner und niedriger als dieser. Er grenzt an sie und liegt wie sie sehr versteckt im Hintergrunde des Kellers in seiner nordöstlichen Partie. Er enthält ebenfalls einen Theil der kostbarsten und gepriesensten Weine des Kellers, die sogenannten Apostelweine, die gleichfalls in 12 Fässern aufbewahrt werden. Diese Weine sind durch die Bank etwa 100 Jahre jünger als die Roseweine. Der älteste ist jetzt aus dem Jahre 1718. Es sind darunter sowol Hochheimer als auch einige Rüdesheimer. Jedes Faß (à 5 Oxhoft) trägt den Namen eines der 12 Apostel und hat seit alten Zeiten einen eigenthümlichen Charakter bewahrt. Am meisten geschätzt wird der Judas Ischariot, und obgleich Kenner daran zweifeln wollen, daß er den ihm zugeschriebenen Vorrang verdiene, so ist es doch ausgemacht, daß er vorzugsweise oft vom Senate zu Haupt-Ehrengeschenken gewählt wurde. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts bekam der Herzog von Wellington eine Partie Judas-Wein zugesandt.

Die Sitte der „Ehrengeschenke" hat sich im bremer Rathskeller bis in dies Jahrhundert hinein erhalten, während sie in vielen andern Rathskellern schon längst erloschen ist, z. B. in dem von Augsburg seit 1544. Dem alten Fritz wurden öfter Kisten alten Rheinweins zugesendet, so z. B. 1756 bei Eröffnung des Siebenjährigen Kriegs. Die unwillkommensten Weinliebhaber waren die Marschälle Napoleon's, welche auch den bremer Rathskeller annectirten und die man durch Weinkisten milde zu stimmen suchte. Bernadotte namentlich erhielt einmal 10 Kisten französischer, spanischer und portugiesischer Weine und dann noch mehrmals Kisten alter Rheinweine. Nachdem im Jahre 1811 die Republik Bremen dem französischen Kaiserreich incorporirt worden war, gingen Napoleon's Marschälle im Rathskeller nach ihrem Belieben ein und aus und die bremer Straßenbuben bekamen zuweilen Gelegenheit, den Vers zu singen:

Le Maréchal de France
A perdu la balance.

Verhehlen läßt es sich bei alledem jedoch nicht, daß das im Jahre 1814 erfolgende Triumphgeschrei über die Siege bei Leipzig und der bald nachher eintretende Einzug der russischen Befreier in die Stadt dem Rathskeller noch viel theurer zu stehen kam, als alle den Franzosen seit 1810 dargebrachten Ovationen zusammengenommen. Ein bremischer Herr berechnete, daß dieser Befreiungsjubel, bei dem man freilich mit Recht viel bereitwilliger als zur Franzosenzeit alle Zapfen laufen und alle Korke springen ließ, blos an Rheinwein dem bremer Rathskeller im Laufe eines Jahres (vom 15. October 1813 bis zum 30. October 1814) nahe an 10000 Thaler gekostet habe. Die russischen Generale Woronzow, Wintzingerode, Tettenborn, Stroganoff gaben Tractamente, bei denen die alten Rheinweine wie Weserwasser flossen. Auch der Herzog von Cambridge und der Herzog von Cumberland und der Kronprinz von Schweden bekamen ihre reichlich gefüllten Fäßlein, und ebenso wurde dem englischen Fregattenkapitän, der vor der Weser erschienen war, etwas Traubensaft aufs Salzwasser hinausgesandt.

Die gründlich gearbeitete Monographie von Kohl ist ein kleiner Beitrag zur deutschen Sitten- und Culturgeschichte, in welcher die Getränke Wein und Bier eine sehr wichtige Rolle spielen: ein Beitrag zu einer nationalen Diätetik. Denn wie die Diät der Einzelnen, ist auch die der Nationen von großer Wichtigkeit — und schon manches Volk ist zu früh vom weltgeschichtlichen Schauplatz abgetreten, weil es sich den Magen verdorben hatte.

Rudolf Gottschall.

Zur religiösen Frage der Gegenwart.

„Die freie Kirche im freien Staat" — diese Losung ist von Italien ausgegangen, dort erhob sie Abälard's Schüler, Arnold von Brescia, schon im Mittelalter und bestieg den Schelterhaufen in Rom; dort erhob sie in unsern Tagen Cavour, und einigte das Volk durch eine nationale und liberale Politik. In der Zwischenzeit haben wir Deutsche durch die Reformation, Philosophie und Geschichtsforschung, haben England und Frankreich durch ihre Revolutionen und Staatsmänner die Ausführung des Gedankens möglich gemacht. Die weltliche Herrschaft der Kirche, gegen die schon Dante im Mittelalter eiferte, sie geht nun auch ihrem Ende entgegen. Grund genug, daß auch bei uns neben der Arbeit, den deutschen Staat zu gründen, die religiöse Frage die Herzen und Geister beschäftigt.

Wir verzichten darauf, die ganze Schar der Bücher und Broschüren, die uns vorliegen, unsern Lesern zu mustern, und beschränken uns auf die, welche etwas Neues bieten oder die Sache fördern. Was sollen wir wohlgemeinte Vorträge von Pastoren besprechen, wenn diese die wissenschaftlichen Ergebnisse der Kritik unbeachtet lassen? Ob Pressensé's Buch über Jesus Christus, sein Zeit, sein Leben und seine Werke in Frankreich gepriesen und ins Deutsche übersetzt wird, uns kann seine erbauliche Paraphrase der Dogmen wenig helfen, sowenig wir wenn ein Hr. von Thünen in seinem „Chrästos" die Entstehung des Christenthums aus einer politischen Doctrin herzuleiten einen frischen Versuch macht. Wer die Forschungen unsers Jahrhunderts kennt, und sehen muß, wie

die Verfasser sie nicht kennen oder sich darüber hinwegsetzen, dem verzeihe man, daß er an ihnen vorübergeht.

Dagegen berichten wir zunächst über einige grundlegende Schriften allgemeiner Art, um dann zu speciellen Untersuchungen überzugehen.

1. Die reine Gottesidee des Christenthums. Das Wesen der Religion der Zukunft. Von F. Pécaut. Autorisirte deutsche Ausgabe. Wiesbaden, Kreidel. 1866. 8. 24 Ngr.

Der Verfasser geht von der Beobachtung aus, daß eine große Anzahl der Christen unkirchlich geworden, und folgert daraus, daß die alten Formeln und beengenden Einkleidungen abgelegt werden müssen, daß der Versuch nothwendig sei, die Wahrheit und das menschliche Gewissen unmittelbar einander gegenüberzustellen, zu untersuchen, ob die im Christenthum enthaltene reine und freie Gottesidee fähig sei, einer Religionsgemeinde zum Bande zu dienen. Daß wir Gott von ganzem Herzen und unsern Nächsten wie uns selbst lieben, das nannte Jesus das Gesetz und die Propheten; die Religion, in welcher er selber lebte, lehrte, starb, kraft welcher er den lebendigen Gott vergegenwärtigte, im Unterschiede von der byzantinischen oder römischen Dogmatik, ist der Ausgangs- und Zielpunkt für Pécaut. Ihre Grundzüge gibt er einleitend also an:

Gott als Vater der Menschen, die Menschen als Brüder in Gott; der Mensch als zur Heiligung berufen, d. h. zu der Pflicht durch ein beständiges Streben rein aus sich selbst heraus das menschliche Ideal als Nachbild des göttlichen sich zum Bewußtsein zu bringen und immer mehr in sich zu verwirklichen; dieses Werk der Heiligung als ein rein innerliches, gebiete, jeden Tag geweiht und erneuert durch die Reue, angetrieben und gefördert durch die überall gegenwärtige Gottesfurcht, in der Gemeinde der Brüder Ermuthigung, Unterstützung und gleichsam den geeignetsten Mittelpunkt alles Strebens findend und alle Seiten unsers sittlichen Wesens umfassend, ohne irgendeine willkürlich auszuschließen; das göttliche Erbarmen als unaufhörlich von dem Menschen die vollständige Erfüllung seines Berufs fordernd, das Böse mit seiner nothwendigen Strafe vergeltend, aber dem Menschen neue Prüfungen nur auflegend, damit er die in den frühern begangenen Fehler wieder gut machen könne, oder ihm neue Wirkungskreise eröffnend, damit er zu hellerm Verständniß seines Ideals gelangen, das höchste Gut deutlicher ahnen, und vollkommene Glückseligkeit wenigstens genießen könne; die Demuth als oberste Tugend, die aus dem Gefühl unserer Abhängigkeit und deren peinlichem Bewußtsein der Sünde entspringt, und die Liebe zu unsern Nebenmenschen, die gleich uns Kinder Gottes sind, gleich uns schwach und sündig, aber gleich uns zur Gottähnlichkeit berufen. Im tiefsten Innern der eigenen geistigen Natur finden wir, was die religiöse und philosophische Ueberlieferung der ganzen Menschheit bezeugt; mit einem Blick gewahren wir unsere endliche und die unendliche Vernunft, die Freiheit als ein wesentliches Element der sittlichen Persönlichkeit und als ein Unterpfand der Unsterblichkeit, das Streben nach dem Ideal und das Gefühl des Daseins von etwas Unendlichem und Unbedingtem, dem lebendigen Gott.

Die Thatsachen der Erfahrung, der innern wie der äußern, stehen für den Verfasser fest; wir können weder die Errungenschaften der Natur- noch der Geschichtskunde einfach aufgeben, wir können also nur noch an einen Gott glauben, dessen Wesen sich mit der Wirklichkeit der Welt, der Menschheit, mit der natürlichen und sittlichen Ordnung der Dinge verträgt. Deshalb erklärt er sich gegen das Widernatürliche, gegen Wunder, die äußerlich die Gesetze der Natur durchbrechen oder aufheben, aber für eine immerwährende Offenbarung Gottes im Gemüth und Gewissen, für eine fortwährende Weltregierung und Erziehung des Einzelnen wie der Menschheit. Die Ideen des Guten und Wahren verschmelzen ihm mit der Idee der Gottheit; sich aber bewußt zu sein und diesem Bewußtsein gemäß zu leben ist ihm das Wesen aller Religion. Es gilt die Menschen als Menschen zu behandeln und sie mit Wahrheit zu speisen, sagt der Verfasser, und weist auf die Predigten des Amerikaners Channing hin; er hätte auch die deutschen von K. Schwarz anfügen können. Er erörtert noch, wie ein gemeinsamer Gottesdienst an diese Principien angeschlossen werden könne. Er knüpft an den geschichtlichen Christus an und sagt:

Wenn ich die eigenen Reden Jesu lese, so fühle ich mich in die volle menschliche Wirklichkeit hineinversetzt; alles kommt frisch aus der Quelle des Gemüths, alles faßt sich zusammen in der Verehrung Gottes im Geist, in der Heiligung der Seele, in der vollen Ergebung in die göttliche Vorsehung, in der Reue des Sünders und der willigen Vergebung des himmlischen Vaters, in der Bruderliebe. So war die Religion Jesu beschaffen. Auch ist sie und ihr sittliches Leben keineswegs dem Erlöschen nahe. Sie entgeht allen Schiffbrüchen, in welchen die unvollkommenern Begriffe, die sich an die christliche Idee gehängt haben, nach und nach versinken. Sie überlebt das messianische Christenthum mit seiner Hoffnung auf die nahe Wiederkunft des Herrn in der Kirche der ersten Jahrhunderte, das metaphysische Christenthum der großen Concilien, das Christenthum der calvinistischen und lutherischen Synoden. Von ihr hat sich, genau betrachtet, fortwährend das christliche Volk genährt, das unfähig war, sich die Dogmen anzueignen, welche die Kirche ihm ins Gedächtniß prägte oder auf die Lippen legte. Und sie allein offenbart sich heute noch, indem sie sich mit dem Edelsten, was der Menschengeist hervorgebracht hat, verbindet, durch Werke der Liebe, durch wachsende Achtung vor der Menschenwürde, durch das immer tiefere, feinere Bewußtsein der Verpflichtung der Menschen füreinander, durch eine einsichtsvollere Theilnahme an den Verwaisten und Armen, Unwissenden und Verbrechern. Wenn auch das seitherige Kirchenthum auf allen Seiten zusammenbricht, so haben doch die christlichen Ideen und Gefühle noch niemals einen größern Einfluß ausgeübt.

Ich habe wiederholt in d. Bl. die religionswissenschaftliche Aufgabe der Gegenwart dahin formulirt: es gelte, die eigene Lehre Jesu mit den Ergebnissen unserer Natur- und Geschichtskenntniß ebenso zu verbinden, wie es die Kirchenväter mit dem Wissen der alten Welt gethan. Es ist klar, daß Pécaut hiermit übereinstimmt.

2. Das Evangelium der Wahrheit und Freiheit, gegründet auf das Natur- und Sittengesetz. Für Gebildete. Leipzig, E. H. Mayer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Nehmen wir diese Schrift als eine Darlegung der natürlich-sittlichen Verhältnisse der Menschheit, so können wir uns einverstanden und befriedigt erklären; anders dagegen stellt sich die Sache, wenn der Verfasser von den drei Kant'schen Ideen nur die mittlere, die Freiheit, festhält, aber die andern, Gott und Unsterblichkeit, nicht blos für entbehrlich, sondern für Hirngespinste ausgibt. Er sieht die Kluft zwischen Glauben und Wissen in unsern Tagen, und bemerkt, wie die Gläubigen keine Ahnung

haben von der innern ſtillen Macht der erkannten wiſſenſchaftlichen Wahrheit und von ihrer fortſchreitenden unwiderſtehlichen Einwirkung auf das Leben, während die Wiſſenſchaftlichen zu wenig die feſte lebenskräftige Herrſchaft des Gemüths mit ſeinen Hoffnungen und Wünſchen beachten. Es gilt alſo dahin zu ſtreben, daß die Wiſſenſchaft die nothwendigen Forderungen des Gemüths, des ſittlichen und religiöſen Geiſtes befriedige. Aber geſchieht dies dadurch, daß man das Gemüth zur Entſagung mahnt? Werden Hoffnungen dadurch befriedigt, daß man ſie aufgeben heißt?

Der Verfaſſer ſieht im Sittengeſetz das höchſte Naturgeſetz des menſchlichen Lebens; ich würde lieber ſagen, es ſei das höchſte Geſetz der menſchlichen Natur; denn das Naturgeſetz wirkt mit Nothwendigkeit, ſeine Erfüllung iſt ein Muß, ein unabänderliches Geſchehen; das Sittengeſetz aber iſt ein Soll, es gilt der Freiheit, der Selbſtbeſtimmung, deren Begriff allen Zwang ausſchließt und auf dem eigenen Willen der Perſönlichkeit beruht. Sie kann allerdings ihre Beſtimmung nicht erreichen, ihr Weſen nicht verwirklichen, wenn ſie das Sittengeſetz unerfüllt läßt; daſſelbe bleibt als das Wahre und Gute in ſeiner Allgemeingültigkeit beſtehen, auch wenn der einzelne es für ſich verleugnet; und es wird ihn richten, er wird ſeines Begehrens und Treibens als eines unheilvollen und nichtigen ſchon inne werden. Aber wäre das Sittengeſetz ein Naturgeſetz, ſo müßten wir ihm folgen, wie dem Zug der Schwere, und von Freiheit und Verantwortlichkeit wäre keine Rede. Mit Recht aber nennt der Verfaſſer die ſittliche Selbſtthätigkeit des Menſchen eine freigewollte, die den Zweck hat, etwas für uns und andere Wohlthätiges, das menſchliche Leben Förderndes hervorzubringen. Er hält darum an der Thatſache des freien Willens feſt, da das kein Vorurtheil ſein kann, worauf die Entwickelung der Menſchheit beruht; das wollende Subject wird durch ſich ſelbſt, nicht durch irgendeine Macht außer ihm beſtimmt. Er legt dann Gewicht darauf, daß man das Wollen und Vollbringen nicht trenne, da erſt in der Ausführung der Wille ſich bewährt und fortdauern muß, wenn ſie zu Stande kommen ſoll. Der Verfaſſer betont die Sittlichkeit der freien Arbeit; denn ſie geht über die thieriſchen Fähigkeiten hinaus, ſie bildet und formt die Natur nach den Gedanken und Zwecken der Menſchen, und producirt Dinge und Zuſtände, welche für das höhere geiſtige Leben erforderlich ſind. Die ſittliche Selbſtthätigkeit iſt darauf gerichtet, den natürlichen Menſchen, der als ſolcher ein ſehr ſchwaches, von der Natur abhängiges Weſen iſt, immer mehr über das Thier zu erheben zu einem ſelbſtbewußten, das Gute erkennenden und vollbringenden Culturweſen. Dies geſchieht durch perſönliche Bildung, durch Naturbildung für menſchliche Zwecke, durch Gemeinſchaftsbildung und Organiſation der Geſellſchaft. So wird der Arbeit wie der politiſchen Thätigkeit ihr ethiſcher Werth zuerkannt.

Der Verfaſſer betrachtet dann das Wohlwollen oder die Liebe, das Ehrgefühl und Gewiſſen in ihrer zur Sittlichkeit erziehenden Macht; er zeigt, wie das Gute unſer Leben erhöht und dadurch Freude gewährt, beſeligt; er macht zugleich darauf aufmerkſam, wie die Cultur das Wohlſein der Menſchen ſteigert, wie zwei Umſtände auf Glück und Unglück von entſcheidendem Einfluß ſind, die Wahl des Berufs und die Begründung der Familie. Der ſittliche Werth liegt ihm in den drei Momenten: der Liebe, der Erkenntniß des Guten und der Willensenergie; nur ihr Zuſammenwirken vollendet den Begriff des Guten. Er fordert, daß die Zweckbeſtimmung das Ideal verfolge und zugleich ſich auf dem Boden der Natur, der Wirklichkeit halte. Und danach entwickelt er die menſchlichen Pflichten auf eine unbefangene, echt humane Weiſe.

Wenn aber Selbſtvervollkommnung unſere Aufgabe ſein ſoll, ſo ſetzt dies einmal voraus, daß wir von Natur nicht ſind, was wir ſein ſollen, und daß die Idee des Vollkommenen und der Trieb nach ihm in uns liegen muß; wie aber das aus einer blinden Natur ſtammen, wie aus dem Leb- und Bewußtloſen Bewußtſein und Liebe, aus dem Unfreien die Freiheit kommen kann, das hat der Verfaſſer nirgends entwickelt. Hier aber führt die Thatſache der Sittlichkeit und des Sittengeſetzes auf einen geiſtigen Grund des Lebens, auf einen Geſetzgeber; das Princip des Seins muß ſelber das Gute, der Wille der Liebe ſein. Das iſt das ſelbſtbewußte Göttliche, das der Verfaſſer leugnet, obwol er ſich darauf beruft, daß auch Strauß den Glauben an eine geiſtige und ſittliche Macht fordere, die das Leben beherrſchen und deren Dienſt darum nur ein geiſtiger und ſittlicher, ein Dienſt des Herzens und der Geſinnung ſein könne. Aber er und Strauß ſtecken in dem ungeprüften Schulvorurtheil feſt, daß nur das Endliche ſelbſtbewußt, das Unendliche und Ewige aber, das Abſolute, das Vollkommene bewußtlos, willenlos, lieblos ſei. Damit hört es nothwendig auf, eine geiſtige, ſittliche Macht zu ſein und wird eine bloße Naturgewalt, und wie aus deren Dunkel das Licht, aus deren Nothwendigkeit die Freiheit ſich erhebe, dieſe Frage bleibt unbeantwortet. Die Wirklichkeit richtet ſich nicht nach den Formeln der Schule, darum wollen wir anders lieber von der Betrachtung der Thatſachen ausgehen und fragen, wie der Grund beſchaffen ſein müſſe, aus welchem eine Welt der Freiheit, des Denkens, der Liebe hervorgehen kann. Das Gegebene befriedigt den Menſchen nicht, er wird überall über daſſelbe hinausgewieſen, in Kunſt, Wiſſenſchaft, Religion ſucht er das Vollkommene zum Stückwerk des Endlichen. Aus dem, was wir thatſächlich erkennen, ſuchen wir Beſtimmungen für das Unbekannte, für das Unendliche, das uns in der Vernunft gegeben iſt, weil wir gar nicht vom Endlichen reden könnten, wenn wir daſſelbe nicht von der Idee des Unendlichen unterſchieden. Und wenn die Thatſachen der Wirklichkeit auf eine „geiſtige, ſittliche Macht“ hinweiſen, ſo können wir es nur bedauern und belächeln, wenn man uns das Schuldogma entgegenhält, daß Verſtand und Wille nur dem Geſchöpf, nicht dem Schöpfer, nur dem Beherrſchten, nicht dem Herrſchenden, nur dem Modus, nicht der Subſtanz zukommen. Das wahre Unendliche iſt das in ſich Eine, ſich ſelbſt Erfaſſende, Beſtimmende, keine todte Beſtim-

mungslosigkeit, sondern Gott der Lebendige, in welchem wir leben, weben und sind.

Auf dem Gebiete der Christologie erscheint uns zunächst eine Schrift von Heinrich Koenig beachtenswerth:

3. Was ist die Wahrheit von Jesu? Zeitfrage und Bekenntniß. Von Heinrich Koenig. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser ist nicht blos als Romandichter hochgeschätzt, seine vor mehrern Jahren veröffentlichten Lebenserinnerungen geben auch Zeugniß, wie er vom Kinderglauben sich zu selbständiger Mannesüberzeugung in äußern und innern Kämpfen durchgerungen und unter schweren wie heitern Erfahrungen die religiösen Gefühle mit den Ergebnissen der Wissenschaft für sich in Einklang zu bringen getrachtet hat. So nahm er als Greis die neuern Forschungen über das Urchristenthum und seine Geschichte ernst und eifrig durch, und stellte danach die vorliegende Schrift als sein Bekenntniß zusammen. Er eignet dabei das Wort von Immanuel Kant sich an: „Ich habe meine Seele von Vorurtheilen gereinigt, ich habe eine jede blinde Ergebenheit vertilgt, welche sich jemals einschlich, um manchem eingebildeten Wissen Eingang in mir zu verschaffen; jetzt ist mir nichts angelegen, nichts ehrwürdig, als was durch den Weg der Aufrichtigkeit in einem ruhigen und für alle Gründe zugänglichen Gemüthe Platz nimmt."

Koenig betrachtet die Geschichte als eine Fortsetzung der Schöpfung, er sieht in beiden eine emporsteigende Entwickelung und fühlt sich nur dann befriedigt, wenn er als deren Urgrund nicht eine blinde Substanz, ein Gesetz oder eine Idee annimmt, sondern ein Wesen oder einen Geist, der sich selbst besitzt und für sich ist. Koenig wandert durch die Mythenwelt der Vorzeit und gewahrt, wie das Bewußtsein der Sündhaftigkeit in unserm Geschlecht die Sehnsucht der Versöhnung, der Einigung göttlicher und menschlicher Natur erweckt. Er fühlt sich besonders in Indien angeheimelt und fragt, ob man die Vedas neben oder über die hebräischen Psalmen stellen soll; ich glaube, man wird die Classicität der Israeliten auf diesem Gebiet anerkennen müssen, und wenn er mit E. Burnouf in den Psalmen „einen düstern Geist, gehüllt in Wettern" erblickt, so möchte ich an die gewaltigen Laute des Gottvertrauens und an die erhabenen Stellen erinnern, welche die Herrlichkeit der Welt preisen. Und wenn er weiß, daß dem Buddhistenthum die Welt der Vielheit und des Werdens unwahr, vergänglich und nichtig ist, wie mag er dann ihr Gegentheil, Nirwana, für das Nichts nehmen? Man thut es allerdings gewöhnlich, aber es ist das eine, ewige, ungetheilte Sein, seine Ruhe und Seligkeit gegenüber der ängstvollen Unruhe der Sinnlichkeit, wie ich das ausführlich im Zusammenhang der Geschichte des indischen Geistes nachgewiesen. („Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung", I, 453, 462 fg.)

Freiheit des Geistes und Liebe des Herzens sind für den Verfasser der Kern von Jesu Lehre, und das Leben des Heilands ist ihm die vorbildliche Darstellung derselben. In klaren Linien, mit warmen Farben malt er seine Studie des Christusbildes. Wir folgen ihm gern, wenn er gegen das naturwidrige Mirakel eifert und sich gehoben fühlt vom Walten der Vorsehung innerhalb der Weltordnung auf den Höhen der Geschichte. Doch der Gebrauch, den er von den Essenern als Gehilfen und Bundesbrüdern Jesu einigemal macht, ist mir störend; das Hellenische in Jesu, das Strauß so schön nachgewiesen, stimmt nicht mit der orientalischen Weltflucht jener Männer, und ihr gelegentliches Erscheinen, wie es Koenig annimmt, entbehrt der geschichtlichen Begründung.

Hat Koenig sich in friedlicher Weise mit der Tübinger Schule, mit Strauß, Renan, Schenkel auseinandergesetzt, so begegnet uns eine scharfe, aber in würdiger Weise gehaltene Kritik derselben in der Schrift:

4. Die modernen Darstellungen des Lebens Jesu. Vier Vorträge, im evangelischen Verein zu Hannover gehalten von Gerhard Uhlhorn. Hannover, Meyer. 1866. Gr. 8. 12 Ngr.

Manche Willkürlichkeiten, Unzulänglichkeiten und Widersprüche bei Renan und Schenkel werden hervorgehoben und am Ende das Facit gezogen:

Ist Renan's „Leben Jesu" ein Roman, so ist Schenkel's „Charakterbild Jesu" eine Parteischrift, in der die Gegner des Herrn so gezeichnet werden, daß sie den Gegnern Schenkel's, d. h. wie er sie sich vorstellt, aufs Haar ähnlich sehen, und in der dem Herrn solche Worte in den Mund gelegt werden, daß man sieht, er streitet unmittelbar für Schenkel und seine Partei. In jedem dieser Christusbilder spiegelt sich das Bild dessen, der es gemacht hat, in Renan's Christus das Bild des leichten, geistreichen, zu Zeiten liebenswürdigen, zu Zeiten frivolen Franzosen, in Schenkel's Christus das Bild des kirchlichen Agitators, und in Strauß' Christus das Bild des doctrinären Gelehrten, der die ganze Welt auf eine Schlußfolgerung baut.

Freilich würde man sehr irren, wenn man das Wahrheitskörnchen, das in diesen Sätzen liegt, für die ganze Wahrheit über diese Bücher nehmen wollte. Und es ist gegen die Erfahrungen unserer Zeit, wenn Uhlhorn den Mythus aus den Evangelien ausschließen will, indem er sagt: „Erst wenn das wirkliche Bild einer geschichtlichen Person durch Zeitferne verdunkelt und nur noch ein allgemeiner Eindruck ihrer Erscheinung zurückgeblieben ist, erst dann ist eine Sagenbildung in größerm Maßstabe möglich." Bilden sich etwa jetzt Sagen über Napoleon I., oder ist nicht vielmehr Garibaldi der Held des Mythus in unserm Jahrzehnt, während die Napoleonslegende durch die deutsche und französische Kritik bereits aufgelöst wird, nachdem sie sich vor 40 und 50 Jahren gebildet hatte?

„Wer die Wunder leugnet, der hat keinen Gott mehr", spricht Uhlhorn offen aus. Freilich ist ihm jedes göttliche Wirken und Walten auch innerhalb der Naturordnung ein Wunder, z. B. die Bekehrung und sittliche Wiedergeburt eines Menschen; und ein Gott, der nicht thätig sein könnte, wäre allerdings nur ein Götze oder Gedankending. Aber Uhlhorn hat eine seltsame Vorstellung von den Gesetzen der Welt. Wenn ein Mensch Disteln und Dornen ausreutet und Weizenkörner säet oder Reben pflanzt, so entsteht allerdings Getreide und Wein, wo früher keine waren, und es ist dies keine Störung der

Naturordnung, weil der Mensch sich ganz ihren Stoffen, Gesetzen und Kräften anschließt und alles nach ihnen geschieht. Aber wenn ein Zauberwort Wein und Brot hervorruft, die nicht an der Rebe und auf dem Halm gewachsen sind, nicht gegoren haben oder gebacken wurden, so fragt Uhlhorn: „Ist es eine Störung, daß etwas Wein da ist, der nicht aus Trauben gekeltert wurde?" — Ja, es ist eine Störung, es widerspricht dem Begriffe des Weins, der die Traube wie die Gärung voraussetzt. Der Arzt, der den kranken Organismus durch natürliche Mittel gesund macht, stört den Naturverlauf nicht; aber der Wunderthäter thut es, welcher durch ein Machtwort die Seele in den verwesenden Leichnam zurückruft. Das Wunder ist seinem Begriff nach das außerordentliche, nicht das neue, höhere Leben innerhalb der Weltordnung; nimmt man es in diesem Sinne, dann allerdings zeugt es von dem lebendigen Gott, aber es ist etwas ganz anderes als die Wunder der Orthodoxie. Gern wiederholen auch wir, was ein denkender Naturforscher, Agassiz, sagt:

Jedem der Ueberlegung fähigen Geiste muß aus dem Studium der Natur die Ueberzeugung entgegentreten, daß die wechselseitigen Beziehungen so vieler Eigenthümlichkeiten in der Structur, in den embryonalen, geologischen und geographischen Verhältnissen des Thierreichs von einem überlegenden Verstande geordnet sind. Aus den Erscheinungen der unorganischen Natur und ihren Wechselverhältnissen zur organischen läßt sich ebenfalls nachweisen, daß alles dies von einem überlegenden Geiste herrührt, der alle Raum- und Zeitverhältnisse nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umspannt. So brechen wir für immer mit der trostlosen Theorie, welche uns stets nur auf die Gesetze der Materie verweist und uns von allen Wundern der Schöpfung ohne Gott Rechenschaft geben und an ein unvermeidliches Verhängniß binden will.

Und mit dem Schlusse von Uhlhorn's Buch können auch wir uns befriedigen: „Die beste Apologie des Lebens Jesu ist das Leben eines Christen, in dem Jesus lebt."

Was dies heißt, erörtert eine andere Schrift:

5. Ueber die sittliche Entwickelung Jesu von Georg Längin. Elberfeld, Friderichs. 1866. 8. 15 Ngr.

Sie stellt sich auf den menschlichen Standpunkt, und schildert, wie Jesus in der Beziehung zur eigenen sinnlichen Natur sowie zur Außenwelt, in innern Kämpfen wie im Streit mit den Ideen und Mächten seiner Zeit erstarkt und durch Wachsthum im Guten zur Vollendung herangereift ist. Sie erkennt ein Wunder an, das der schöpferischen Persönlichkeit, das Geheimniß des Genius; er ist etwas Ursprüngliches, das nicht aus dem natürlichen Zusammenhange der Dinge erklärt werden kann, sondern auf die schöpferische Kraft des welteinwohnenden Gottes zurückweist. Der Verfasser zeigt, wie auch die Weite des Blicks und die Freiheit des Geistes nur der Anlage nach gegeben sein kann, aber durch eigene Thätigkeit gewonnen und gebildet werden muß, und wie Jesus von den Verhältnissen, die ihn umgaben, bald gefördert und bald zum Widerstand und zur Ueberwindung aufgerufen ward; er ist der Menschensohn, in welchem der göttliche Gedanke von der Menschheit, ihr Urbild, verwirklicht ist, in dem deshalb die Menschheit hineinreicht in die Tiefen der Gottheit.

Von solchem Christusbilde begeistert, redet auch Hanne, Professor und Prediger zu Greifswald, in seinem

6. Anti-Hengstenberg. Drei protestantische Briefe nebst einem Anhang protestantischer Thesen von J. W. Hanne. Elberfeld, Friderichs. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Er sagt:

Wie kleinlich erschien mir fortan dem in der sittlich-religiösen Vollendung Jesu sich offenbarenden Abglanz der göttlichen Liebe, diesem Wunder aller Wunder, das unmittelbar durch sein Dasein für seine Wahrheit und Wirklichkeit spricht, wie kleinlich erschien mir dem gegenüber ein ängstliches Fragen nach der Möglichkeit gewisser einzelner, der sinnlichen Sphäre seines Lebens angehöriger Wunderbegebenheiten. Ich lenkte den Blick auf das menschliche Werden des Erlösers, und erkannte immer klarer, wie eben in seiner echt menschlichen Entwickelung sich das Ringen, Kämpfen, Siegen der gottverwandten Menschheit abspiegelt; ich erkannte in ihm die Blüte des geschichtlichen Entwickelungsprocesses der Menschheit auf religiösem Gebiete, die innerste centrale Selbsterschließung des gotterfüllten Menschengeistes.

Auch Hanne fordert unbedingte Selbständigkeit des vernünftigen Denkens und die Bewährung der religiösen Lehre im eigenen Gewissen. Er fordert, daß die Kirche Schritt halte mit der Fortentwickelung sämmtlicher innerer und äußerer Erfahrungen der Menschheit, daß sie sich in Einklang setze mit der Cultur der Gegenwart. In diesem Sinne stellte er seine auch hier wieder abgedruckten 27 protestantischen Thesen auf, die den Zorn Hengstenberg's auf sein Haupt lenkten.

Die Anerkennung der menschlichen Freiheit im religiösen wie im staatlichen Leben ist der Sieg der christlichen Bildung. Dies Wort ist der Kern eines wenig umfangreichen, aber gedankenvollen und einsichtig klaren Hefts:

7. Die christliche Gesellschaftsordnung und die neue Zeit. Von J. Spörlein. Nördlingen, Beck. 1866. Gr. 8. 7½ Ngr.

Im Heidenthum war die Religion Staatssache; Christus aber sprach: „Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist." Und die ihr Leben wegen des christlichen Namens hingaben, sie starben nicht nur als Zeugen ihres Glaubens, sondern auch zur Bestätigung dieses Gebots. Sie starben für die Unterscheidung des religiösen und staatlichen Lebens, für die Selbständigkeit beider Gewalten, für die Unabhängigkeit der Religionsübung von der weltlichen Macht, für die von Gott verliehene freie Persönlichkeit des Menschen. Die Freiheit des Staatslebens besteht darin, daß die Bürger an der gerechten vernünftigen Ordnung des Gemeinwesens theilnehmen und so nach eigener Selbstbestimmung regiert werden; dazu gehört nicht blos Verstandesbildung, sondern auch eine sittliche Kraft, welche sich mit dem Gedanken verbindet, daß man sich um des Gewissens willen der bürgerlichen Ordnung füge. Je inniger die Völker von dieser christlichen Gewissenhaftigkeit durchdrungen sind, desto empfänglicher werden sie für staatliche Freiheit.

Ich schließe diesen Ueberblick über die religionswissen-

schaftliche Literatur mit der Hinweisung auf ein ganz vortreffliches Büchlein:

8. Die Aufgaben des Christenthums in der Gegenwart. Vier öffentliche Vorträge im Protestantenverein zu Karlsruhe von Bluntschli, Holtzmann, Rothe, Schenkel. Elberfeld, Friderichs. 1866. Br. 8. 15 Ngr.

Bluntschli bespricht die kritische Theologie und das Glaubensbedürfniß der heutigen Welt vom Standpunkte des Nichtgeistlichen. Er vertheidigt die volle Freiheit der Forschung, er freut sich der Arbeiten und Erfolge auf dem Felde der Philosophie, der Naturwissenschaft, der Geschichte.

Der Fortschritt in der Wahrheit kann nicht ein Verderben sein, da Gott die Wahrheit ist. Wenn Gott, wie das religiöse Gefühl so gern glaubt, die Weltgeschichte leitet, so ist sicher auch diese großartige und segensreiche Entwickelung der Wissenschaft nicht wider seinen Willen vollzogen worden.

Das Dogma ist das Werk der Schule, Jesus selber hat kein Dogma gelehrt, aber eine lebendige Religion geübt und in die Welt gebracht. Bluntschli betrachtet die Ideen, welche vordem die Menschheit zum Glauben bewogen haben: die jüdische Messiasidee, die hellenische Idee des Gottes in Menschengestalt, die germanische Ehrfurcht vor der Culturbedeutung des Christenthums und das Verlangen nach Wundern, die Autorität der mittelalterlichen Hierarchie, die reformatorische Verehrung der Bibel; die Gegenwart verspürt vornehmlich die Hoheit des Geistes Jesu und hat Sinn für seine sittliche Größe, Verständniß für die welthistorische Bedeutung seiner Mission; die Erhebung der Menschen zu der Kindschaft Gottes führt ihm jetzt seine Anhänger zu. Die heutige Welt ist weniger christgläubig als in frühern Zeiten, aber wenn man auf den Geist und die Werke achtet, ist sie christlicher geworden.

Holtzmann bespricht die Entstehung der Evangelien, und gibt die Hauptzüge dessen, was jetzt als Ergebniß so vieler kritischer Kämpfe betrachtet werden kann. Jesus hat sich selber dargestellt in Worten und Werken; die mündliche Ueberlieferung seiner Reden, seiner Thaten und seines Todes wie seiner Auferstehung genügte den ersten Christen. Als sie aber sich außerhalb Palästinas verbreiteten, entstand unter den schreiblustigen Griechen eine neutestamentliche Literatur. Unsere Evangelientexte sind bereits eine zweite Schicht derselben; die erste waren voneinander getrennte Aufzeichnungen einmal der Reden, dann der Begebenheiten. Daraus ward, um das Jahr 70, in Judäa unser Matthäus-Evangelium zusammengefügt; in Rom folgte das für Heidenchristen berechnete Werk, das nach Marcus heißt, und gegen Ende des 1. Jahrhunderts der Lucas. Diese drei Darstellungen liegen bis die Mitte des 2. Jahrhunderts den Schriften der apostolischen Väter zu Grunde. Von da an begegnen uns Sprüche, die einen neuen Ton anschlagen, und von 180 an wird deutlich von einem vierten Evangelium geredet und dasselbe auf Johannes zurückgeführt. Es geht von einer Idee aus und weist bei allen Erzählungen darauf hin, wie sich Gedanken in ihnen verkörpern.

Richard Rothe bespricht die Lehre von der Person Jesu Christi. Jesus steht einmal als geschichtliche Thatsache da, einzigartig, eine Menschenerscheinung, eine Persönlichkeit und ein Geschick so eigenthümlich, daß Rousseau gesagt hat, sie sei durchaus unerfindbar gewesen. Ein Menschenleben, das ganz ein Leben der Frömmigkeit ist; ein Mensch, der Gottes unbedingt gewiß ist: er setzt alles an ihn und für ihn ein, seine ganze Person, sein ganzes Dasein bis zum letzten Blutstropfen. Das Leben Jesu ist die Erscheinung der Religion selbst; das ist die Geschichtsthatsache, vermöge welcher ein Christenthum in der Welt ist. Jesus bezeugte, daß sein Selbstbewußtsein eins war mit Gott dem Vater. Die Thatsache wollte verstanden, begriffen, erklärt werden. Das versuchten die Kirchenväter, daher die Dogmen und ihre Formeln. Was sie ausdrücken wollen, sind keine Hirngespinste, sondern große und heilige Thatsachen, beides, der Weltgeschichte und der individuellen frommen Erfahrung. Die Männer der Aufklärung haben das Ungenügende der Dogmen dargethan, aber es entging ihnen, daß hinter diesen abgeschmackt aussehenden Lehrsatzungen gewaltige Realitäten standen, für welche jene nur der verfehlte wissenschaftliche Ausdruck sind. Die kirchliche Schule will aber die alten Formeln festhalten. Nun tritt ihren Restaurationsversuchen eine freie Theologie gegenüber, die unter feierlicher Anerkennung der Thatsache, welche den von der alten Kirche geschaffenen Dogmen zu Grunde liegen, diese Formeln selbst unumwunden ablehnt. Es ist moralisch unmöglich, unsere christliche Frömmigkeit von Gedanken zu nähren, die heutzutage für den klar und deutlich Denkenden Ungedanken sind. Die Erklärungsversuche, die das Alterthum über Christus aufstellte, sind von der Kritik aufgelöst; aber die Geschichtsthatsache steht felsenfest im Mittelpunkte der Weltgeschichte.

Die Aufgabe der protestantischen Kirche in der Gegenwart, wie Schenkel sie faßt, ist der Glaube an die befreiende Wahrheit, an den lebendigen Christus; die Kirche soll sich auf das Gemeindeprincip aufbauen, die Freiheit in Gott und mit Christus zum Banner, die Liebe zum Wahlspruch haben. **Moriz Carriere.**

Unterhaltungsliteratur.

Wo kommen all die Tausende von Romanen hin, die alljährlich von leipziger Commissionären verpackt und nach allen Gegenden der Windrose verschickt werden? Es ist erstaunlich, was seit einem Decennium an belletristischen Werken producirt worden, und noch immer sind die Schnellpressen-Cylinder in Bewegung und schütten wie aus einem Füllhorn „Originalromane" und Uebersetzungen englischer und französischer Fabrikate auf die Ladentische der Sortimenter aus. Das Romanschreiben ist wirklich schon der Kategorie der Accordarbeiten gleichgekommen; für einen Thaler so und so viel Bogen! Ein gewisser Schriftsteller in Regensburg liefert einen Druckbogen Romanstoff für circa 16 Schillinge Hamburger Courant sogar! Wie es bei solchen Preisen mit der „Erfindung", mit der „Originalität der Idee", mit Stil und Gehalt

ſteht, kann man leicht errathen. In Hamburg z. B. ſchleudert man Früchte des Geiſtes buchſtäblich für eine alte Hoſe hin; es gibt Verleger, die Roman- und Novellenmanuſcripte wie Waare aufhäufen, ſie als Waare bezahlen und nicht im mindeſten Unterſuchungen anſtellen, ob das Gekaufte eigene Production oder geſtohlenes Gut iſt! Manche verleitet das Billigkeitsprincip zu Ankäufen von Manuſcripten, deren Echtheit ſie wenig unterſuchen. Daher wäre eine, literariſchen Diebſtahl überwachende Cenſur, wie Alexander Jung in Königsberg und der Verfaſſer dieſer Zeilen im Verein ſie auszuüben geſonnen waren, bei der überſchwenglichen Productivität unſerer Schöngeiſter ganz am Platze — eine Cenſur, die ſchon vor dem Druck der Werke den Rothſtift an die Manuſcripte ſetzte und unterſuchte, inwieweit das zu Druckende die Buchdruckerſchwärze verdiene. Jeder Verleger, wenn er ſich nicht ſelbſt zum Mitſchuldigen am unrechten Erwerbe des Geiſteskindes machen will, hätte dann ſeine zu verlegende Waare dem Cenſor einzuſenden. Er und das Publikum hätten dann die Gewißheit, daß das, was gedruckt, reſp. verlegt wird, getroſt mit dem Prädicat „original" zu bezeichnen iſt.

Eine ſolche Cenſureinrichtung gehörte wirklich zu den „tiefgefühlten Bedürfniſſen", zu tiefgefühltern, als die gute Hälfte der belletriſtiſchen Literatur ſelbſt iſt. Wir haben Urſache, wenn wir der Quellenangabe jedes berliner Poſſenfabrikanten nicht trauen und manche Schriftſteller in Berlin geradezu für Plünderer franzöſiſcher Originale erklären!

Hier liegen Theile einer „Bibliothek deutſcher Original-Romane" vor uns, deren Inhalt aus alten Geſchichten, alten Bildern, alten Redensarten beſteht. Es ſind Band 14, 15 und 16 des einundzwanzigſten Jahrgangs des „Album":

1. Am Hofe von Rom. Hiſtoriſcher Roman aus der Neuzeit von A. v. L. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1866. 8. 1 Thlr.

Von Originalität der Sprache, des Gedankengangs — letzterer iſt in allen drei Bänden nicht zu finden —, von künſtleriſcher Durchführung des Erzählungsfadens, von Spannung, von Logik, Charakterzeichnung u. ſ. w. nicht die geringſte Spur! Ein Machwerk haben wir vor uns, das nur unter der Firma eines anſtändigen Mitarbeiterkreiſes, wie ihn der Titel des „Album" aufweiſt, die Leihbibliotheken zum Ankauf verlocken kann. Schon der Stil zeugt von einer Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit, die den Verfaſſer die gröbſten Verſtöße wider den Periodenbau machen laſſen. Es liegt eine Haſt in jedem Kapitel, die ſchnell zum nächſtfolgenden drängt, ſodaß wir Kapitelende aufgetiſcht bekommen, die — wir bitten den Ausſpruch in ſeiner ganzen Bedeutung aufzufaſſen — ohne Sinn und Verſtand zuſammengeleimt und abgeriſſen worden. Aus Zuſammenleimereien beſteht überhaupt der ganze Roman. Räuberaffairen, Gefangennehmungen, Kloſtergeſchichten, Liebeserklärungen, Rettungen der Unſchuld u. ſ. w. bilden den Inhalt, und zwar ſind all die Begebenheiten auf ſo unmotivirte Weiſe aneinandergereiht, daß, wenn nicht der hiſtoriſche Hintergrund dem „Hofe von Rom" Farbe und Phyſiognomie verliehe, der Leſer ſich Gewalt anthun müßte, ſich durch den erſten Band hindurchzuwinden. Die Hauptfigur der Erzählung iſt der Papſt Pius IX. A. v. L. führt ihn uns im erſten Bande als Lieutenant Graf Maſtai vor, der in ein hübſches Mädchen verliebt iſt, aber nicht recht weiß, wo er in ſeinem Lieben den Anfang machen ſoll. Um mit Antonelli ein Zuſammentreffen zu arrangiren, läßt A. v. L. den künftigen Papſt — Räubergefechte beſtehen! Um der „Melanie" ſeine Liebe zu erklären, läßt der Verfaſſer den Bruder des Mädchens den Sprecher ſpielen, und der Bewerber wohnt dem Geſpräche (damit meint A. v. L. die Heirathsangelegenheit) zwiſchen Bruder und Schweſter lächelnd bei! Dem Verfaſſer ſcheint jegliche Menſchenkenntniß abzugehen, ſonſt würde er wiſſen, daß ein aus tiefſter Seele Liebender niemals Phraſentöne anſchlägt, wie wir ſie von Maſtai hören, als er von dem Bruder der Melanie die Zuſage ſeiner Verheirathung mit ihr erhält. Maſtai ſpricht: „Sie machen mich unausſprechlich glücklich! Wollen Sie aber meinem Glücke die Krone aufſetzen, ſo laſſen Sie mich in dieſer feierlichen Stunde das Jawort auch noch von den Lippen Melanie's ſelbſt vernehmen!" Auf dieſe Phraſen antwortet der Bruder ganz hausbacken: „Das finde ich nicht mehr als billig!"

Aber wozu Citate anführen? Wozu den zweiten und dritten Band mit dieſer ſelben Zeilenlänge durchmeſſen? In dürren Worten geſagt: der A. v. L.'ſche Roman iſt Leſefutter der gewöhnlichſten Sorte! Wir begreifen nicht, wie ein Verleger, der ſonſt ſo manchen tüchtigen Autor in ſeinem „Album" vertreten hat, damit gen Producten ſeine Bibliothek öffnen kann. Ueberhaupt können wir es nicht billigen, daß die Hyperproduction ſo ſyſtematiſch ermuthigt wird. Dies geſchieht auch von vielen andern Verlegern — ſie überſchwemmen die Literatur und das Publikum mit culturhiſtoriſchen und ſonſtigen Romanen, die, wie die Heribert Rau'ſchen, keinen andern Werth haben, als daß ſie ſich an eine Hiſtorie oder die Biographie einer Berühmtheit anlehnen und ſo auf der Krücke des geborgten Materials fünf bis ſechs Bände lang fortpumpeln. Macht einen Scheiterhaufen und legt ganze Haufen derartiger Bände darauf; laßt ſie brennen, bis kein Umſchlag mehr zu ſehen, wir haben außer ihnen noch Maſſen von beſſern Producenten, die uns reichlich Erſatz bieten. Wir haben Habicht, Spielhagen, Corvinus, wir haben Gutzkow, Schücking, Freytag und Willkomm und noch hundert andere, die in ihren Schöpfungen wenigſtens einen edeln Zweck verfolgen, geiſt- und gemüthverhebend auf Volk und Zeit wirken.

2. Lord Byron. Romantiſche Skizzen aus einem vielbewegten Leben von R. Th. Zianitzka. Erſter bis vierter Band. Manheim, Schneider. 1867. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Dieſes Buch iſt noch leichtſinniger zuſammengeſchrieben als der Roman von A. v. L. Das Material, welches die Dame aus Memoiren und Biographien gezogen, iſt ihr förmlich unter den Händen entſchlüpft, und ſo haben wir in Byron einen Menſchen vor uns, der wenig oder gar keine Portraitähnlichkeit mit dem großen Dichter

hat. Die komiſchen und romantiſchen Seiten aus ſeinem Leben zog die Verfaſſerin in allertrockenſter Kürze heraus, verwebte dieſe mit Unwahrſcheinlichkeiten und alltäglichen Stadtklatſchereien und machte ſo ein Sammelſurium daraus, das im Leſer für Byron, den Dichter, nicht das mindeſte Intereſſe erweckt. Sie ſtellt Byron in einem Lichte dar, wie wenn er eine Species von Unhold geweſen wäre, und weiß in ihrer rein proſaiſchen Lebensanſchauung nicht, daß eine den Widerſpruch der Welt in ſich auskämpfende Byron-Seele in keinem andern Körper wohnen konnte, als den ihm die Laune der Natur gegeben. Byron ohne ſeine ſtürmiſche Lebensweiſe wäre nie ein großer Poet geworden — erſt das wilde Toben in ſeiner Bruſt, erſt das Ringen mit Himmel und Hölle, erſt das Sichberühren ſeines genialen Geiſtes mit den Werkeltagsnaturen gab ihm die Stoffe zu ſeinen Schöpfungen, gab ihm den Rhythmus, den Anſtoß. Keinen Stein auf ſeine Lebensweiſe, ſie war ihm unentbehrlich, wenn wir einen Byron haben wollten. Die Zianitzka ſcheint engliſche Lebensart gar nicht zu kennen (ſie ſchreibt auch Pudding mit Einem d), ſonſt würde ſie nicht Byron's Privatcharakter in den Staub gezogen, vielmehr geſehen haben, daß eines Engländers Sitte von der ſeines großen Landsmannes nicht viel verſchieden iſt. Rathen möchten wir allen Romanſchreibern, die aus Tagebüchern, Biographien und Briefen ſchöpfen, wie die Zianitzka, ſich eingehenderer Studien befleißigen zu wollen und nicht eher das oberflächlich Durchſtöberte in romanhafter Gewandung zu Papier zu bringen, als bis ſie ſich ein klares und vollſtändiges Bild vom Ganzen gemacht haben. Romantiſche Zuthaten mögen immerhin ſtattfinden, aber ſie müſſen auch eine künſtleriſche Formirung, einen pſychologiſch wahren Anhalt haben, ſonſt werfen wir einen Roman als Frucht gewöhnlicher Tagelöhnerei beiſeite, wie die „Romantiſchen Skizzen" der Zianitzka. Die Frau iſt erſtaunlich fruchtbar!

Bedeutend beſſer in Form und Inhalt ſind:

3. Die letzten Thränen. Roman von Karl von Keſſel. Illuſtrirt von W. Schröter. Leipzig, Purfürſt. 1866. Br. 8. 15 Ngr.

Ein junger Arzt, der in eine Landrathstochter verliebt iſt, wird von einem adelichen Nebenbuhler verfolgt; eine frühere traurige Affaire aus ſeiner Studentenzeit ſtürzt den Arzt ins Unglück, der Nebenbuhler benutzt Vergeſſenes als Waffe, verbindet ſich mit einem Landſtreicher, der den Arzt als einen unentdeckten Mörder anklagt, und beide führen ſein Verderben herbei. Er irrt als Flüchtiger einem fernen Orte zu, und dort findet ihn ſeine frühere Geliebte unter einem Baume liegend, erfroren, über dem Geſicht „zwei dicke Thränen" hangend. Der Schluß iſt etwas zu gewagt, die Todesart des Arztes hätte der Verfaſſer in eine beſſere Form kleiden müſſen. Die Geſchichte iſt im übrigen hübſch erzählt; ſaubere Form zeichnet, wie alles von Keſſel, auch dieſen kleinen Roman aus, der nebenbei noch mit recht anſprechenden Illuſtrationen von W. Schröter verziert iſt. Nur die Figur des ehemaligen Studenten und ſpätern Landſtreichers iſt zu carikirt, dagegen Herr von Carlsdorf, der Nebenbuhler, ausgezeichnet gelungen. Adeliche Porträts gelingen Keſſel überhaupt ſtets am beſten. Auch die Zeichnung des Arztes iſt nicht ganz naturgetreu. Melancholie, entſprungen einem frühern Vergehen, an welchem man wenig Schuld gehabt, iſt nie von ſo folgenreicher Tragweite, wie ſie in dem Arzte zu Tage trat. Sie kann zu einer Reue führen, aber nie zu einer leiblichen und geiſtigen Kaſteiung, die ſelbſt gegen die heiße Liebe der Landrathstochter unempfindlich machte. Es ſteckt dann ſchon Schwärmerei dahinter, die aber bei einer geiſtig ſo geweckten Natur, wie der Arzt war, nicht geſucht werden konnte. Der Mangel pſychologiſcher Kenntniß iſt ſehr vielen Romanſchriftſtellern vorzuwerfen; ſie werfen ihre Charaktere aufs gerathewohl aufs Papier, malen ein Stück Landſchaft dazu; ob dieſe zu jenem, oder jene zu dieſem paſſen, wird nicht lange unterſucht, denn die ganze Exiſtenz des Werks iſt doch nur eine ephemere, es kommt ja nur auf einmalige Unterhaltung an, denkt der Romanſchreiber, und kritzelt darauf los; daher die Maſſe — Leſefutter, denn Romane werden doch die Herren Fabrikanten unſerer Tage ſchwerlich ihre Geiſteskinder nennen, wenn ſie dieſelben mit den Producten eines Charles Sealsfield oder Karl Gutzkow vergleichen.

Otto Spielberg.

Die Thiere des Waldes.

Die Thiere des Waldes. Geſchildert von A. E. Brehm und E. A. Roßmäßler. Mit Abbildungen nach der Natur von T. F. Zimmermann. Leipzig, C. F. Winter. 1863—66. Lex.-8. In Lieferungen zu 24 Ngr.

Es war ein glücklicher Gedanke inzwiſchen verſtorbenen Roßmäßler, als er vor einigen Jahren ſich entſchloß, den deutſchen Wald zu ſchildern. Hatte man in der letzten Zeit angefangen zu erkennen, daß der Wald nicht blos die Forſtleute angehe, daß vielmehr ein großer Theil unſers Nationalwohlſtandes und unſerer Volkseigenthümlichkeit von ſeiner Erhaltung abhänge, ſo konnte auch Roßmäßler ſeine Schrift nicht blos an die officiellen Pfleger des Waldes adreſſiren, ſondern ſich zugleich an das größere deutſche Publikum wenden, um ihm als kundiger Führer in unſere Wälder zu dienen und ihm deren Pflege mit Eifer ans Herz zu legen.

Das vorliegende Werk ſoll ein Seitenſtück dazu ſein; es ſoll die in jenem Werke vorgeführte Scene beleben. Die Namen der zu dieſem Zwecke zuſammengetretenen beiden Männer bürgen dafür, daß das Werk eine gründliche, ſorgfältig ausgeführte Arbeit iſt; dennoch aber ſcheint es uns, als ob die Verfaſſer vielleicht gut gethan hätten, nach einem andern Plane zu verfahren. Der erſte Band — urſprünglich ſollte das Buch mit dieſem abgeſchloſſen ſein — enthält die Schilderung der Waldthiere, ſoweit ſie Wirbelthiere ſind. Es werden uns hier in anſprechender, leicht lesbarer Darſtellung die einzelnen Thiere nach Form, Farbe, Lebensweiſe, Fortpflanzung u. dgl. vorgeführt. Wir vermiſſen dabei aber ein Eingehen auf Beziehungen, die nicht rein naturgeſchichtlich ſind. Unſers

Erachtens hätten die national-ökonomischen und socialen Fragen, welche sich namentlich an unsere Jagdthiere knüpfen, nicht gänzlich außer Acht gelassen werden sollen; auch würden wir gern geschichtliche Notizen über das Aussterben und allmähliche Verdrängtwerden so mancher Thierart aus unsern Wäldern im Buche gefunden haben. Sie würden dazu beigetragen haben, uns das Bild des deutschen Waldes in seiner ursprünglichen, naturwüchsigen Gestalt vor Augen zu führen. Welche Vorstellung von dem Wildreichthum früherer Zeiten gewährt z. B. die einfache Notiz, daß man im 16. Jahrhundert jährlich zwölf Centner Salz zum Einsalzen des im Solling geschossenen Wildes für die Hofküche in Wolfenbüttel bedurfte? Gerade diese Beziehungen des Menschen zur Thierwelt des deutschen Waldes darzustellen, hätte eine Hauptaufgabe des Werks sein sollen, wenn es nicht den Eindruck eines bloßen Auszugs aus einer allgemeinen Naturgeschichte machen soll, der so entstanden ist, daß man eben alle die Formen übergangen hat, welche im Walde nicht vorkommen.

Der zweite Band, zu dessen Herausgabe die Verfasser sich erst später entschlossen haben, wird die niedern Thiere des Waldes zur Darstellung bringen, jene kleinen Gäste, die der Laie so leicht übersieht, die aber, wenn günstige Witterungsverhältnisse ihre Vermehrung begünstigen und der Forstmann in seiner Aufmerksamkeit auf sie und in dem unaufhörlichen Kriege gegen sie etwas lässig geworden ist, durch die immense Zahl ihrer Individuen zu den bedenklichsten Katastrophen für den Wald Veranlassung geben können. Wer hat nicht von der furchtbaren Verheerung gehört, welche der Borkenkäfer gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in den Waldungen des Harzes anrichtete, und wie oft lesen wir noch jetzt von dem Ueberhandnehmen der Nonne (Liparis dispar), welche Kiefern, Fichten, und sogar auch Laubholz angreift. Eine naturwahre Schilderung dieser, fast möchten wir sagen, bedeutendsten aller Waldthiere ist darum sicher ein dankenswerthes Unternehmen, und wir freuen uns sagen zu können, daß dieselbe dem Verfasser — wir glauben auf die alleinige Thätigkeit Roßmäßler's dabei rathen zu dürfen — ausgezeichnet gelungen ist und wesentlich dazu beitragen wird, das Interesse an der wunderbaren Welt der Insekten und ihrer Entwickelungsgeschichte zu verbreiten und zu mehren.

Ausgezeichnete Stahlstiche und Holzschnitte zieren das Buch; besonders sind die des zweiten Bandes, welche Insekten und deren Entwickelungszustände darstellen, von großer Klarheit. 33.

Feuilleton.

Der echte pariser Dichter.

Wer ist der eigentliche pariser Dichter, ist es Victor Hugo oder Paul de Kock, Béranger oder Alexandre Dumas, Sardou oder Barrière? Nicht errathen! sagt die ultramontane Sphinx, die dies Räthsel aufgibt, Louis Veuillot in seinen „Odeurs de Paris". „Es gibt seit Voltaire nur einen wahrhaften pariser Dichter: das ist nicht Béranger, der im wesentlichen nur ein Dichter der Vorstädte und des „Havinismus" (so bezeichnet Veuillot den Liberalismus des Siècle) ist; es ist Heinrich Heine, Deutscher von Geburt, Franzose aus freier Wahl, Jude von Abstammung, der zum Protestantismus überging, niemand wußte warum, dann wieder Jude aus Instinct wurde, sich für einen Theisten hielt oder dafür ausgab, im Grunde aber lebte, schrieb und starb als Blasphemist und Atheist, ohne je dafür irgendeinen Grund anzugeben. Er ist vorzugsweise der pariser Poet und, was das Wunderbarste ist, ein lyrischer Dichter und ein großer Dichter. Nichtsdestoweniger ist er auch Deutscher und hat als solcher eine kleine Vorliebe für Sauerkraut und Bücklinge und für ranzige alte Pomade à la fleur bleue. Wer hätte das Jahr 1830 durchgemacht und sich vollkommen von dem «Blau» freimachen können? Aber Heine verdankt es derselben Eigenschaft deutscher Abstammung, daß er in vertrautem Umgang lebt mit dem Gedanken und mit der Kunst, die ihn persönlich noch mehr als Musset vor den Umarmungen niedriger Popularität schützen. So cynisch wie man nur sein kann, ja noch etwas mehr, hält er doch die «Canaille» in Entfernung und behält Fühlung mit ihr nur durch seine Schüler. Er hat deren viele. Seine Werke, wenig vom Publikum gelesen, sind das Breviarium der Schöngeister der «kleinen Presse». Von dorther nehmen sie ihren «Ton». Seine übergroße Unanständigkeit hindert daran, ihn nachzuahmen oder zu citiren, aber er «begeistert». Vapereau, der Franzose ist wie Jocrisse, will, aus nationaler Selbstliebe, nicht, daß man Heinrich Heine mit Voltaire vergleicht. Und doch verdient Voltaire nicht, ihm verglichen zu werden, weder als Dichter, noch vielleicht auch als Pariser. Voltaire war nicht weniger unverschämt gegen Gott, gegen das Vaterland, gegen die Menschen, nicht weniger unfähig, Respect zu haben vor allem Respectabeln, nicht einmal vor sich selbst. Außerdem haben sie in Genie, Sitten und Erlebnissen viel merkwürdig Uebereinstimmendes. Von diesen beiden vollkommenen Parisern lebte der eine nicht in Paris, der andere war da nicht geboren, und der pariser Geist zeigt sich so vollkommen bei Heine, dem er nur eingeimpft worden, wie er bei Voltaire trotz seiner Verbannung unzerstörbar blieb. Alle beide sind freiwillig ins Exil gewandert, aus Furcht vor Feinden jeder Art, die ihr Talent ihnen gemacht hat. Alle beide erhielten Pensionen im Ausland, um das Vaterland zu beschimpfen, das sie verleugnen. Heine gibt sich für einen Franzosen, Voltaire für einen Preußen aus. Heine erhält eine Pension von Ludwig Philipp, wie Voltaire eine vom König von Preußen erhält, und wie Voltaire unaufhörlich die Franzosen beschimpft, die er «Welsche» nennt, so schimpft Heine, wie ein Welscher, mit Vorliebe auf die Deutschen. Im Grunde ist der eine weder Franzose, noch der andere Deutscher: sie sind Pariser. Paris ist an und für sich ein Vaterland, und der wahre Pariser von Geist und Herz kümmert sich wenig um alles übrige, selbst um die Banlieue. In der That, dieser Heine hatte beträchtlich viel Geist. Um genug zu haben, fehlte ihm nur etwas — er mußte sich mehr davor hüten, zu viel zu haben. Doch dieser Fehler schadete seinem Ruhm nicht in der pariser Literatenwelt, wo Ueberfluß an Geist gerade nicht der Fehler ist, der am meisten in die Augen fällt." Weiterhin kritisirt der moderne pariser Abraham a Sancta Clara, dessen Werk wie ein von Geist und Grobheit sprühender Schwefelregen über das neue Sodom und Gomorrha betrachtet werden kann, die Studie Theophile Gautier's über Heinrich Heine, und schließt seine Darstellung des „echten pariser Dichters" mit einer Schilderung seiner Krankheit und seines Todes, die nach seiner Ansicht die schauerlichste Episode in der ganzen Literaturgeschichte bilden.

Literarische Notizen.

Aehnlich wie die Shakspeare-Gesellschaft ein „Shakspeare-Jahrbuch" herausgibt, dessen zweiter Jahrgang eben erschienen ist, wird auch die Dante-Gesellschaft ein „Dante-Jahrbuch" veröffentlichen, zu welchem Beiträge in großer Menge eingelaufen sind. Auch bisher ungedruckte Uebersetzungen der „Divina commedia" und der Canzonen sollen zum Abdruck kommen. Das vor kurzem in d. Bl. besprochene „Dante-Album" Gerelli's beweist, wie auch die bildende Kunst fortwährend neue Anregungen aus dem Dichtwerke des großen Florentiners schöpft. Daß unser sonst an lyrischer Miniatur fast allein Geschmack findendes Publikum auch dem ernst-gewaltigen Dichter des Mittelalters eine solche Theilnahme schenkt, das zeugt von dem „verschönernden Rost der Jahrhunderte". Denn wenn irgendein großer Dichter unserm Modegeschmack, der sich von allem, was plastische Strenge und Gedankenreichthum athmet, abwendet, ins Gesicht schlägt, so ist es Dante.

Von F. Kreyßig's „Geschichte der französischen Nationalliteratur" (Berlin, Nicolai) ist eine dritte verbesserte und vermehrte Auflage erschienen. Das Werk ist bis auf die neueste Zeit fortgeführt und hat im einzelnen eine Reihe von Verbesserungen erfahren. Es ist auf den Schulunterricht, und zwar auf eine Verbindung des sprachlichen und literarischen, berechnet, wie die unter dem Text angegebenen Vocabeln beweisen, welche eine Uebersetzung desselben ins Französische erleichtern sollen. Die Darstellung der neuesten Literatur ist im ganzen unparteiisch; dies gilt namentlich von der Charakteristik Victor Hugo's. Unter den erfolgreichen Vertretern der dramatischen Literatur, welche den innersten Bedürfnissen des Publikums zu genügen vermochten, vermissen wir Victorien Sardou.

Zu der Ticknor'schen „Geschichte der schönen Literatur in Spanien", deutsch herausgegeben von Nikolaus Heinrich Julius (Leipzig, Brockhaus), ist ein Supplementband von Adolf Wolf, mit einer Vorrede von Ferdinand Wolf erschienen. In diesem Bande sind die Berichtigungen und Zusätze der letzten englischen Originalauflage nachgeliefert. Wie reichhaltig dieselben sind, beweist der Umfang des Bandes.

Im Anschluß an seine frühern Werke über Costümkunde gibt Hermann Weiß jetzt eine „Costümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht und des Geräths vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart" (Stuttgart, Ebner und Seubert) mit Illustrationen lieferungsweise heraus, welche in Bezug auf Brauchbarkeit und fleißige Durcharbeitung seinen frühern Werken ebenbürtig ist.

Der Lieferungsroman, der in der Regel auf die Verdauungsfähigkeit des allergrößten Publikums speculirt, steht nach wie vor in Blüte. Ernst Pitawall gibt ein romantisches Lebensbild von „Friedrich dem Großen" (Berlin, Große), wie er auch „Maria Stuart" (ebendaselbst) heftweise verarbeitet, wobei die Phantasie der Leser durch einige Prämienbilder unterstützt wird. Eins dieser Bilder stellt „Maria Stuart, überrascht bei der Nachttoilette", vor. C. Homburg verdeutscht „Neue pariser Geheimnisse" (Manheim, Schneider), die, dem Programm gemäß, ein volles Gemälde des Treibens der großen Weltstadt liefern sollen. Otfried Mylius veröffentlicht „Neue londoner Mysterien. Ein Sittengemälde aus der Gegenwart" (Stuttgart, E. Ebner).

Von Stephan Milow's anmuthenden „Gedichten" ist eine zweite vermehrte Ausgabe erschienen (Heidelberg, Weiß).

Der Herausgeber des „Neuen Pitaval", Anton Bolfert, veranstaltet eine Auswahl aus demselben für das Volk unter dem Titel: „Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit" (Leipzig, Brockhaus, 1867). Diese Auswahl ist gemäß den Bedürfnissen der Gegenwart und eines weitern Publikums umgearbeitet. Der erste Band erzählt den Proceß gegen Warren Hastings, den berüchtigten Halsbandproceß, den Proceß gegen Barthélemy Roberts und seine Flibustier, den Proceß der Giftmischerin Ursinus, den Justizmord an Joseph Lesurques und die tragisch-burleske Geschichte des falschen Martin Guerre. Das Werk bietet jedenfalls einen reichen Unterhaltungsstoff und schildert vieles historisch Interessante und psychologisch Fesselnde.

Bibliographie.

Alberti, Der letzte Bürgermeister der freien Stadt Frankfurt a. M. Charaktergemälde. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 8. 7½ Ngr.

Behringer, E., Das Morgenopfer der Natur. Eine kleine Frühlingsgabe. Würzburg, Stuber. 8. 6 Ngr.

Bräm, A., Der Orient in seiner Bedeutung für die Christenheit unserer Tage. Vortrag. Moers, Spaarmann. 8. 2½ Ngr.

Das Budgetrecht des Reichstages. Von einem Conservativen. Berlin, Stille u. van Muyden. Gr. 8. 5 Ngr.

Charakterbilder der Erd- und Völkerkunde. Mit kurzen erläuternden Texten der Zeitschrift Globus entnommen. 1ste Lief. Hildburghausen, Bibliogr. Institut. Hoch 4. 10 Ngr.

Delff, H. L. H., Cäcilie, oder von der Wahrheit des Uebersinnlichen. Ein Gespräch nebst einem Nachwort. Husum, Delff. Gr. 8. 22½ Ngr.

Egan, P., Violetta oder die Tochter des Gefangenen. Illustrirter historischer Roman. 1ste bis 7te Lief. Berlin, Humburg u. Comp. Gr. 8. à 4 Ngr.

Ewald, A., Nach 15 Jahren. Ein Strauß Geschichten. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Frischbier, H., Preußische Volksreime und Volksspiele. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Gefahren der gegenwärtigen sozialen Verhältnisse und ihre Gegenmittel. Ein sozial-politischer Vortrag von R. München. 8. 2 Ngr.

Genast, W., Der Köhlergraf. Roman. 4 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Harleß, G. C. A. v., Aus Luther's Lehrweisheit. Ein Brevier für Geistliche und Laien. München, Kaiser. 8. 22½ Ngr.

Haupt, O., Matthias Claudius. Auswahl aus seinen Schriften. Posen, Merzbach. 8. 3 Ngr.

Horn, M., Schatten und Licht. Erzählungen und Skizzen. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Huber, A., Die Ecclesia Petena der Salzburger Urkunden, als Einleitung zur Geschichte der Verbreitung des Christenthums in Südostdeutschland. Wien, Gerold's Sohn. 1866. Lex.-8. 15 Ngr.

Jacoby, J., Kant und Lessing. Eine Parallele. Rede. Königsberg, Theile. Br. 8. 5 Ngr.

Unsere Ideale. Ein Büchlein von der Freiheit. Bremen, Heyse. Gr. 8. 10 Ngr.

Unsere Lage und unsere Pflicht. Ein deutsches Wort an's bayerische Volk. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Ngr.

Losch, P., Churfürst Max I. von Bayern. Episches Gedicht. München, Manz. Gr. 8. 20 Ngr.

Maeder, D., Ein Wort über aargauische Ortsnamen. Aarau, Christen. 8. 6 Ngr.

Marr, W., Es muß Alles Soldat werden! oder die Zukunft des norddeutschen Bundes. Ein Phantasiegemälde. Hamburg, Schardius. 8. 4 Ngr.

Möbius, P., Friedrich Rückert ein deutscher Dichter. Festrede zur Leipziger Rückertfeier. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Plochmann, R., M. Joh. Adam Leonh. Reiz, evangelischer Pfarrer in Markbreit von 1701—1753. Ein Lebensbild, zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus in Franken. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 24 Ngr.

Ranke's, L. v., sämmtliche Werke. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Rathhaus zu Bremen. Mittheilungen über die Geschichte seines Baues. Herausgegeben von der Abtheilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Alterthümer. Bremen, Müller. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Reumont, A. v., Geschichte der Stadt Rom. In 3 Bdn. 1ster Bd. Berlin, v. Decker. Lex.-8. 5 Thlr.

Robiano, L. Gräfin v., Anna Boleyn. Historischer Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Rost's, A., dramatische Dichtungen. 1ste Lief.: Ludwig der Eiserne oder das Wundermädchen aus der Ruhl, romantisches Volksschauspiel. Weimar, Panse. Gr. 8. 6 Ngr.

Roth v. Schreckenstein, K. H. Freih., Wolfgang Graf zu Fürstenberg, Landhofmeister des Herzogthums Wirtemberg als oberster Feldhauptmann des schwäbischen Bundes im Schweizerkriege des Jahres 1499. Wien, Gerold's Sohn. 1866. Lex.-8. 14 Ngr.

Schenkel, D., Christenthum und Kirche im Einklange mit der Culturentwickelung. 20 Betrachtungen. 2te Abth.: Das Christenthum der Vergangenheit und der Gegenwart. Wiesbaden, Kreidel. Gr. 8. 2 Thlr.

Schmidt, M., Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde. 3tes Bdch. — A. u. d. T.: Brigitta. Ein Lebensbild. München, Manz. 8. 20 Ngr.

Deutsche Volksbücher. 1stes Bdch.: Der Kampf um Deutschland 1866. Leipzig, Kunze. 8. 5 Ngr.

Heitere militärische Vorträge. Herausgegeben vom Landwehrmann Schmunzel. Berlin, Schlesier. 16. 4 Ngr.

Wahlspruch des Königs Maximilian II. von Bayern. Zur Beherzigung in unseren Tagen empfohlen von einem Patrioten. München, Fritsch. Gr. 8. 6 Ngr.

Werder, B. v., Erlebnisse eines Johanniter-Ritters auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen. Halle, Mühlmann. 8. 12 Ngr.

Wirtgen, P., Zum Andenken an Prinz Maximilian zu Wied, sein Leben und wissenschaftliche Thätigkeit. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Pariser Weltausstellung.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig:

Illustrirter Katalog
der
Pariser Industrie-Ausstellung von 1867.

Mit erläuterndem Texte
von
Dr. Wilhelm Hamm,
k. k. Ministerialrath im österreichischen Handelsministerium.

In 12–15 Lieferungen. Gr. 4. Mit ca. 1500 Abbildungen.

Erste Lieferung. Preis 20 Sgr.

Dieses Werk soll die Aufgabe lösen, die hervorragendsten Erzeugnisse der Kunst- und Gewerbeindustrie, welche sich auf der Pariser Ausstellung befinden, durch Bild und Wort zur Darstellung zu bringen, und so die eigentlichen Resultate der Ausstellung für alle Zeiten festzuhalten und zum Gemeingut zu machen. Die industriellen Kunstwerke aller Nationen und aller einzelnen Zweige, soweit dieselben überhaupt zur Abbildung geeignet sind, werden in dem Werke gerechte Würdigung finden. Sein Zweck ist demnach vorzugsweise ein praktischer, indem es für jeden Künstler, Industriellen und Gewerbtreibenden ein unübertreffliches Muster- und Nachschlagebuch bilden wird, welches in seinen zahlreichen Abbildungen der gelungensten Werke eine Fülle von Anregungen, neuen Gedanken und guten Formen, dem Lernenden und Strebenden zur Nacheiferung vorzuführen berufen ist. Dass der „Illustrirte Katalog" daneben ein Gedenkbuch sein wird für alle Besucher der grossen Ausstellung, während es den Nichtbesuchern einen trefflichen Ueberblick derselben gewährt, ist in seiner Bestimmung selbstverständlich eingeschlossen. Die Bearbeitung des Textes ist der bewährten Leitung des Herrn Dr. W. Hamm übertragen, wodurch die Gewähr geboten ist, dass das Werk auch einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der Industrie bilden wird. Eine Reihe von Essays, welche als Text neben der Erläuterung der Abbildungen hergehen, werden das gesammte Gebiet des Kunstgewerbes, seiner Materialien und Methoden behandeln; als Einleitung geht denselben eine übersichtliche Darstellung voraus über den Charakter und die Ziele der Weltausstellung. Der „Illustrirte Katalog" bildet daher ein so vielseitiges Ganzes, dass derselbe auch selbst für denjenigen Theil des Publikums, welcher sich nicht direct an der industriellen Entwickelung unserer Zeit betheiligt, durch die geistige Anregung und Unterhaltung für das Auge, welche er bietet, ein lebhaftes Interesse gewähren wird.

Der „Illustrirte Katalog" erscheint in 12—15 monatlichen Lieferungen zum Preise von je 20 Sgr., jede Lieferung mit etwa 100 Abbildungen in Holzschnitt.

Alle Buchhandlungen führen Bestellungen aus und sind in den Stand gesetzt, die erste Lieferung vorzulegen.

Gutzkow's Roman „Hohenschwangau".

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig der zweite Band sowie die zweite Auflage des ersten Bandes von

Hohenschwangau.
Roman und Geschichte. 1536—1567.
Von
Karl Gutzkow.
Preis des Bandes 1 Thlr. 15 Ngr.

Gleichzeitig mit dem zweiten Bande erscheint eine zweite Auflage des ersten Bandes, da die erste starke Auflage binnen wenigen Wochen vergriffen war: gewiß der beste Beweis des lebhaften Interesses, womit dieses Werk überall im deutschen Publikum aufgenommen wird.

Der Roman spielt im Zeitalter der Reformation und wurde vom Verfasser nach der malerisch am Fuß der Alpen gelegenen Burg gleichen Namens benannt, weil die darin vorgeführten Begebenheiten sich geschichtlich an dieselbe anknüpfen. Kaiser und Reich, Fürsten und Städte, Wissen und Leben deutscher Nation kämpften in jener Zeit um dieselben Güter, welchen noch heute der Lebenskampf des deutschen Volks gilt. Ist es demnach schon an sich ein höchst bedeutender und fesselnder Stoff, der hier dem Leser geboten wird, so entfaltet er sich unter des Verfassers Hand zu einem farbenfrischen, großen culturhistorischen Gemälde, sodaß dieser neue Roman sich den berühmten Schöpfungen des Autors, den „Rittern vom Geiste" und dem „Zauberer von Rom", ebenbürtig an die Seite stellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.
Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.
Begründet von
J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis).
Fortgeführt von Dr. **A. Bollert.**
Neue Serie. Zweiter Band. Erstes Heft.
8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Karl Friedrich Masch, sein Räuberleben und seine Genossen. (Preußen. 1856—64.) — Benedict Accolti. (1565).

Der Proceß, welcher den Hauptinhalt dieses Heftes bildet, hat in den Annalen des Criminalrechts neuester Zeit eine unerhörte, schreckliche Berühmtheit erlangt. Karl Masch verübte mehr als 300 gewaltsame Diebstähle, legte sechsmal Feuer an und beging zwölf verschiedene Mordthaten. Der Schauplatz seiner Verbrechen war die Neumark, Pommern und die preußische Hauptstadt mit ihrer Umgegend.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint eine

Neue wohlfeile Ausgabe des
Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon
in 70 Heften zu 5 Ngr.

Probehefte und Prospecte dieses anerkannt trefflichen, über 2000 Abbildungen enthaltenden Werks sind in jeder Buchhandlung gratis zu haben, wo auch Subscriptionen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 18. — 2. Mai 1867.

Inhalt: Zwei deutſche Kaiſerdramen. Von Rudolf Gottſchall. — Der Krieg von 1866. Von Karl Guſtav von Berneck. — Angelus Sileſius. Von Reinhart Sölner. — Zur Ueberſetzungsliteratur. Von David Aſher. — Feuilleton. (Louis Veuillot über Alexander von Humboldt; Wilhelm Mannhardt's Quellenſammlung für eine germaniſche Sittenkunde.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zwei deutſche Kaiſerdramen.

1. Stauf und Welf. Ein hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen. Von Albert Lindner. Jena, Coſtenoble. 1867. 16. 24 Ngr.
2. Kaiſer Heinrich der Vierte. Zweite Abtheilung: Heinrich's Tod. Trauerſpiel in fünf Acten von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Weiß. 1867. 8. 20 Ngr.

„Stauf und Welf" (Nr. 1), das zweite Stück des preisgekrönten Dichters Albert Lindner, das, wie es ſcheint, älter iſt als „Brutus und Collatinus", behandelt denſelben Stoff, den Grabbe in ſeinem erſten Hohenſtaufendrama, „Kaiſer Friedrich", dramatiſirt hat, nur mit dem Unterſchied, daß Grabbe ſeinen Stoff noch mehr als Hiſtorie erfaßt hat, indem er nicht blos den Kampf Friedrich Barbaroſſa's mit Heinrich dem Löwen, ſondern auch den Conflict mit dem Papſt Alexander, ja ſelbſt die ſich anknüpfenden Beziehungen mit Sicilien durch die Ehe des Prinzen Heinrich mit Konſtanze in ſein Drama mitverwebt hat. Obwol Grabbe ſich gegen die Shakſpeare'ſchen Hiſtorien erklärte, weil ſie nur verzierte Chroniken ſeien, konnte er doch das Weſen der Hiſtorien nicht überwinden. Lindner hat hierin Grabbe corrigirt, wie überhaupt ſein Stück als eine editio castigata der Grabbe'ſchen Dichtung erſcheint. Obwol die Lindner'ſche Compoſition locker genug iſt, ſo hat ſie doch mehr Einheit, weil der Kampf zwiſchen Welf und Stauf, der Conflict zwiſchen dem Löwen und dem Rothbart, durchweg den Mittelpunkt der Dichtung bildet. Ja, eine Liebesepiſode zwiſchen dem Sohne des Welfen und der Staufin Agnes fällt an und für ſich aus dem Grundthema des Dramas nicht heraus, obwol ſie in ihrer ſchwächlich ſentimentalen Haltung einen modern larmoyanten Zug in den großen hiſtoriſchen Conflict bringt und mehr an den Ton erinnert, den Raupach in ſeinen Hohenſtaufen anzuſchlagen pflegt. Ueberhaupt iſt Lindner's „Stauf und Welf" theatraliſch geſchickter; er iſt bühnengerecht und gemahnt oft an eine Bühneneinrichtung des Grabbe'ſchen Stücks, deſſen lakoniſch-wilde Schlacht- und Volksſcenen mit ihrem Durcheinander die Phantaſie auf die Schlachtfelder, aber nicht auf die Bühne verſetzen, von deren Bedingungen ſie gänzlich abſehen.

Dafür iſt aber in der Grabbe'ſchen Dichtung eine Größe der Charakteriſtik, eine impoſante Majeſtät des hiſtoriſchen Freskenſtils, welche Lindner weſentlich verwäſſert hat und an welche er nur dann heranreicht, wenn er — Grabbe ab- und ausſchreibt.

Denn in der That handelt es ſich hier nicht um eine müßige Parallele zwiſchen zwei Dichtungen, die denſelben hiſtoriſchen Stoff behandeln und daher nothwendig dieſelben Situationen behandeln müſſen. Die Zerſtörung Mailands, der Kniefall Friedrich's vor Heinrich, die Schlacht bei Legnano, die Acht des Welfen, die Kämpfe in Deutſchland, die Verbannung Heinrich's — das ſind die gegebenen Factoren, mit denen jeder Autor rechnen muß, der dieſen Stoff behandelt, und wir wollen nicht einmal den Ton darauf legen, daß der in beiden Dramen durchmeſſene Zeitraum genau derſelbe iſt und für beide der beſchloſſene Kreuzzug nach Jeruſalem das Ende bildet. Doch was die Originalität eines Dramas ausmacht: das iſt die Eigenthümlichkeit der dichteriſchen Behandlung, die namentlich wieder in den entſcheidenden Hauptſcenen das Gewicht eines ſelbſtändigen Talents in die Wagſchale werfen muß; das iſt die Stimmung, der Gedankengang, der Ausdruck des Affects. Und nun müſſen wir leider conſtatiren, daß Lindner noch in höherm Grade, als er in „Brutus und Collatinus" die „Lucrèce" von Ponſard geplündert hat, in „Stauf und Welf" die alte Grabbe'ſche Tragödie plündert, die leider ſchon ſo vergeſſen iſt, als müßte eine antiquariſche Gelehrſamkeit ſie aus dem Schutte der Jahrhunderte herausgraben.

Facta loquuntur. Die folgende Blumenleſe wird den eifrigſten Anhänger Lindner's überzeugen, daß er mehr als alle andern neuen Dichter Shakſpeare hierin nacheifert, dem bekanntlich Robert Greene auch ſeine Plagiate zum Vorwurf macht. Wir ſchlagen die Scene auf, die im kaiſerlichen Lager auf den Roncaliſchen Feldern ſpielt. Bei Lindner unterhalten ſich Veldeck und Ranzow, bei Grabbe Wilhelm und Landolph.

Bei Grabbe heißt es:

Wilhelm. Die Freude lacht dir ja aus dem Geſicht.

Landolph. Ich habe endlich ein bischen Haſer für die Lieſe aufgetrieben.

In der freien Lindner'schen Ueberſetzung ſagt Ranzow:

Du könnteſt auch ſagen: Verſtimmt wie mein Schimmel, der kein Haferkorn wieder ſah, ſeit wir Tirol hinter uns haben.

Weiterhin im Verlauf des Geſprächs, in das ſich auch andere miſchen, ſagt Giſo bei Grabbe:

Wahrlich, er nennt ſich der Löwe und er iſt es. Auf dem letzten Kreuzzuge, wo es uns ſo übel ging, im ſyriſchen Sande, lag ein Löwe in der Sonne; ernſt, die Augen offen, zwei Spiegel der Wüſte, unregſam und doch zum Sprunge bereit. Seh' ich den Herzog, fällt mir ſtets das edle Thier ein.

Dieſe Stelle heißt bei Lindner:

In Syrien ſah ich einen Löwen, den die Jäger geſtellt hatten. Sechs gemeſſene Fuß hin und ſechs Fuß zurück, ſo ſchritt er im Sande und peitſchte die Flanken mit ſeinem Schweif. Das fällt mir ein, wenn ich den Herzog dort gehen ſehe.

Das erſte bedeutendere poetiſche Stück iſt in beiden Dramen der Monolog des Welfen, bei Grabbe von glorioſer Herrlichkeit, von einem dichteriſchen Schwung, über den ſeit Schiller kein zweiter Dichter gebot, bei Lindner auch eine Perle des Dramas, nur ſchade — der Epigone hat ſich ganz mit fremden Federn geſchmückt und die Grabbe'ſchen Gedanken und Bilder nur etwas anders zuſammengeſchoben. Grabbe:

Seh' ich's endlich?
Und ſtrahlt er wieder wild in Mitternacht,
Der Stern des Welfen? Er iſt ein anderer,
Als der von Waiblingen! Sie ſtiegen beide,
In fabelhafter Vorzeit Dämmerung
Mit wundervollem Glanz aus Deutſchlands Boden,
Und ſtiegen immerdar, Jahrhunderte
Hindurch, bis zu des Aethers letzten Gipfeln,
Ein zweites Paar der Dioskuren —
Nun nahen ſie im Scheitelpunkt zuſammen
Und einer muß ſich beugen oder muß
Erlöſchen, oder beide müſſen ſich
Zerſtören! —
Deinen Sturm ſpür' ich, Geſchick!
Er weht durch Friedrich's und durch mein Geſchlecht!
Wie zwei Kometen treibt er unausweichlich
Einander uns entgegen, jeder flammend
Von Wetterſtrahlen und Vulkanen.

Lindner:

Ich ſpür' es nahn! Den Horizont umzieht
Ein fahler Wetterſchein, und des Geſchicks
Sturmfinger klopft ans Sachſenhaus, ans Haus
Der Ghibellinen: ein Kometenpaar,
Das weitgeſchwift am Nord- und Süderhimmel
Germaniens die ſtolze Bahn begonnen,
Und bebend ſieht die Welt, daß ihre Gleiſe
Im Scheitelpunkt dies Paar des Grauſens werden
Zuſammentreiben. Ob ſie friedlich dort
Einander kreuzen? Ob der Leiber Prall
Die Welt aus ihren Fugen treibt — wer kündet's?

Grabbe:

Das nimmt kein Ende! Grundlos dämmert es
In ſeinem Auge, nie wird es geſättigt.
Hoch über Mailands Trümmer, Romas Kuppeln weg
Bis zu des Aetna Flammenhöhn, bis zu
Den Pyramiden und Jeruſalem
Schweift ſchon ſein Blick.

Lindner:

Deine Blicke ſchweifen
Schon über Mailand und Sicilien,
Ruhn auf der Pyramide, deren Kuppe
Die gelbe Wüſtenſonne ſengt, und ſehn
Die Palmen Tadmors ſich in Ehrfurcht neigen
Der deutſchen Krone.

Nichts als verwäſſerter, durch umſchreibende Zuſätze verhunzter Grabbe!

In der folgenden Scene ſagt Lindner's Friedrich v. Hohenzollern:

Im ſchönen Schwaben ſchaun ſich unſre Burgen
Freundſchaftlich Aug' in Auge, jedem Wetter
Zum Trotz.

Dieſe Stelle iſt auch bei Grabbe vorhanden, wenn ſie auch erſt im zweiten Act vorkommt. Sie lautet hier:

Schon dein Name
Erinnert mich an meinen, und der Burg
Der Hohenſtaufen liegt im Schwabenland
Die Burg der Hohenzollern gegenüber!
Gewitterwolken ziehn oft über beide;
Doch keine beugt davor die Scheitel!

Eine der wirkſamſten Scenen der Lindner'ſchen Dichtung iſt die Scene zwiſchen dem Kaiſer und dem Cardinal, den gnadeflehenden Mailändern und der hinzukommenden Kaiſerin Beatrix. Die Wirkung dieſer Scene beruht auf dem Contraſt zwiſchen dem Fluch des Cardinals und der gnadebringenden Erſcheinung der ſchönen Frau. In dieſer Anordnung beruht auch der Werth der dichteriſchen Erfindung. Nun findet ſich das alles bei Grabbe wie bei Lindner, nur iſt das theatraliſche Arrangement bei dem letztern geſchickter und er benutzt den Contraſt zu einem wirkſamen ſceniſchen Actſchluß, während die neue aber reiche Muſe von Grabbe, unkundig dramatiſcher Oekonomie und theatraliſcher Wirkung, ſolche Züge ordnungslos verſtreut im ſtolzen Gefühl ihres Reichthums. Man kann daher ſagen, Lindner habe Grabbe nicht zu geſchickt für die Bühne eingerichtet.

Daß der Cardinal bei beiden Dichtern ziemlich daſſelbe ſagt, bei Grabbe z. B.:

Wer iſt der Größere,
Der Kaiſer oder Gott! Und iſt der Papſt
Nicht Gottes Stellvertreter auf der Erde?
Die Hoheit all, die eures Kaiſers Haupt
Umſchwebt, iſt ein geborgtes Licht! Es iſt
Der Papſt die Sonne, und der Kaiſer nur der Mond —

und bei Lindner:

Was iſt der Kaiſer? Ueber ihm ſteht Gott,
Drum auch der Papſt, der Gottes Stellvertreter.
Sowie der Mond nur durch die Sonne leuchtet,
So borgt die Krone nur den Glanz von uns,
Der dich mit Hochmuth ſchwellt —

das möchte noch hingehen; denn es handelt ſich um die bekannten Lehren der Kirche. Auffälliger ſchon iſt es, daß bei beiden Dichtern Wittelsbach mit dem gezogenen Schwert auf den Cardinal losfährt. Bei Grabbe mit den Worten:

Pfaffe, Hund!
Du haſt dich todtgeſchwatzt und tauſendfach
Büß' jetzt dein Schmähen —

die bei Lindner lauten:

Die Kron' ein Lehn? Das Beneſiz, du Hund,
In deinen Bauch! Du haſt dich todtgeſchwatzt.

Worauf der Grabbe'sche Cardinal sagt:

Heil, mir winkt die Märt'rerkrone! —

und der Lindner'sche:

Mein Heil in Christ! Mir winkt die Marterkrone!

Wir kommen jetzt zu der wichtigsten Scene des Dramas, welche den Kniefall des Kaisers vor dem Welfen und den Abfall des letztern darstellt, und die, weil sie den Höhepunkt der Krisis enthält, von Lindner kunstgerecht an den Schluß des dritten Actes verlegt ist. Wo Lindner in dieser Scene mit eigenen Mitteln arbeitet, erreicht er bei weitem nicht den grandiosen Schwung der Grabbe'schen Muse, welche den Kaiser und den Herzog wie zwei Giganten aufeinanderstoßen läßt, die Größe ihrer Standpunkte mit frappanten Zügen skizzirt und dabei einen wunderbaren Hauch deutscher Treuherzigkeit und Gemüthstiefe über den Conflict der beiden Gewaltigen auszubreiten versteht. Im einzelnen ist wieder vieles von Grabbe entlehnt, wie die Worte: „Greift den Braunschweig", das: „Hie Welf, hie Waiblingen" der kämpfenden Parteien, das friedenstiftende Dazwischentreten der Kaiserin, wenn auch das Arrangement der Scene bei Lindner wieder ein geschickteres ist, namentlich mit Rücksicht auf die Steigerung und den Abschluß. Am meisten frappirt wieder das folgende Plagiat. Friedrich sagt bei Grabbe:

Vom Himmel stürzet, Sonnen! Alpen,
Schmelzt hin wie Schnee, wenn's thaut im Lenz! Erdball
Erbebe! Felsen, löst euch auf in Rauch
Und Dampf — denn heut vergeht die deutsche Treue —

bei Lindner:

Stürzt von dem Himmel, Sonnen! Beugt, ihr Alpen,
Die Häupter in das Meer! Komm wieder, Chaos;
Denn heut vergangen ist die deutsche Treu'.

Wenn ein Dichter auf den Höhenpunkten des Pathos und der dramatischen Situation, in denen er seine ganze eigene Kraft entwickeln muß, derartige Anleihen macht, so hat man ein Recht, ihn eines unerlaubten Plagiats zu beschuldigen, welches vom entschiedenen Mistrauen auf seine eigene Befähigung zeugt.

Die zwei letzten Acte sind Lindner's eigene Arbeit, hier hat er das Grabbe'sche Vorbild aufgegeben. Dafür sind diese Acte auch bei weitem schwächer; ja der Stil in denselben ist ein wesentlich veränderter. Eine sehr bedenkliche Sentimentalität macht die Charaktere der Helden verwaschener und die Liebeslyrik gemahnt wie poetisches Lavendelwasser. Bisweilen drücken sich die deutschen Helden sehr humanistisch-heidnisch aus. So sagt Prinz Heinrich etwas komisch:

Ich weiß nicht, Agnes, ob ein Gott mich treibt,
Doch was mich treibt, das duldet kein Bedenken —

und der alte Löwe zeigt seine Gymnasialbildung in den Versen:

Kopfüber schießt der Wagen, der den Gott
Vernunft von seinem Lenkersitz verlor,
Und setzt die Welt in Brand, wie Phaëton!

Es ist wahr, bei Grabbe fährt die Handlung in den letzten Acten noch mehr auseinander als bei Lindner; doch die Begegnung zwischen Friedrich und Heinrich auf dem Schlachtfelde ist bei weitem großartiger als die, mehr an Raupach erinnernde Reichstagsscene bei Lindner, in welcher das persönliche Empfinden zu sehr hinter der ceremoniösen Feierlichkeit zurücktritt und den prophetischen Ergüssen des Welfen von der Mannesherrlichkeit seines Geschlechts hat das Lindner'sche Drama nichts von gleicher imposanter Wucht des Gedankens entgegenzusetzen. Wie historisch mächtig ist diese der Zukunft zugewendete Mission, wie schwächlich sentimental dagegen die Träumerei Heinrich's bei Lindner, als er die anmuthige Staufentochter Agnes erblickt:

Ich bin ein Knabe noch zu Ravensburg,
Die Kinder hör' ich, die den Christ verkünden.
Dies Bäumchen dort hat meine Mutter mir
Beschert zur Weihnacht, Pfeil und Bogen schenkte
Der Vater mir, dazu ein zierlich Roß.
(Erblickt Agnes.)
Sieh, was da kniet! Das ist gewiß der Cherub,
Der von dem Christkind niederbringt die Gaben.
Denn diese holde Lichterscheinung stammt
Von unsrer Erde nicht. Ich denk', so ist's.
Ich war noch nie ein Herzog, kannte nie
Den Kaiser Friedrich, hab' ihn nie verlassen.
Das war geträumt. Ich bin ein Knabe noch.
Verschwinde nicht und bleibe du bei mir,
Du sel'ges Wesen, schau' mich immer an,
So weicht der böse Traum und ich gesunde.

Das ist ein Löwe, schwächlich geworden wie ein Weihnachtslämmchen, mit dem die Kinder spielen!

Auch in den nicht abgeschriebenen Theilen des Lindner'schen Schauspiels stößt man auf Talentproben, doch ebenso oft auf gewaltthätige Aneignungen Grabbe'scher Kraft, denen dennoch die geniale Bildlichkeit Grabbe's unerreichbar bleibt. Was wir schon an „Brutus und Collatinus" rühmten, ein gewisses theatralisches Geschick und das richtige Gefühl für den scenischen Effect — das kann man auch an „Stauf und Welf", namentlich an den ersten Acten rühmen. Doch hat man recht, gegen ein Talent mistrauisch zu sein, das so gegen den Brauch des Landes und der Zeit einem verstorbenen Dichter seine Glanzfedern ausrupft, um sich damit zu schmücken.

Talentvoller als Albert Lindner ist Ferdinand von Saar, der soeben den zweiten Theil seiner Bilogie: „Kaiser Heinrich der Vierte" (Nr. 2), hat erscheinen lassen. Wir haben den ersten Theil mit Anerkennung in Nr. 38 d. Bl. f. 1865 besprochen. Was Saar vor Lindner voraushat, ist nicht nur die mannhafte Selbständigkeit eines auf eigenen Füßen stehenden Talents und die damit zusammenhängende Gleichmäßigkeit des dramatischen Stils, der nicht seinen Trödel vom Jahrmarkt der Literatur zusammenkauft, sondern auch ein viel schärferer Sinn für dramatische Architektur.

Das vorliegende Stück: „Heinrich's Tod", behandelt den Kampf Heinrich's IV. mit seinem Sohne, jenem heuchlerischen Heinrich, der ihm die Krone theils mit den Waffen in der Hand abtrotzte, theils hinterlistig abschmeichelte. Dieser Conflict hat eine über das blos Historische hinausgehende tragische Bedeutung. Sein Schema wiederholt sich in dem Kampf Friedrich's II. mit seinem Sohne — und auch dieser Stoff hat ein so

dramatiſches Leben, daß von allen Hohenſtaufentragödien Raupach's diejenige, die ihn behandelt, entſchieden den Vorzug verdient.

Der erſte Act des Saar'ſchen Dramas enthält die Expoſition, die zwar angemeſſen, aber etwas zu weitſchweifig iſt. Namentlich ſind in der Scene zwiſchen dem Kaiſer und dem Abt die hiſtoriſchen Excurſe ermüdend, welche der Dichter für nöthig hielt, um die innere Verbindung zwiſchen dem erſten und zweiten Theile ſeines Werks herzuſtellen. Die Liebesepiſode zwiſchen Agnes und Hohenſtaufen iſt zwar friſch gehalten und hat einen gewiſſen innern Reiz; doch kündigt ſie ſich von vornherein zu ſehr als Epiſode an, wie ſie denn auch im Verlauf des Stücks keine tiefer eingreifende Bedeutung gewinnt. Heinrich der Sohn erſcheint bereits in der Maske der Verſtellung dem Kaiſer gegenüber, aber nicht dem Publikum. Im zweiten Act wirft er die Maske ab und verlangt vom Vater die Thronentſagung. Kaiſer Heinrich iſt durch einen Traum, der ihm Heinrich als Verräther zeigt, ſchon in düſter ahnungsvolle Stimmung verſetzt, als des Sohnes Boten kommen und ſeine Forderung ihm überbringen. Ein dramatiſches Seelengemälde wird uns hier entrollt, in welchem der Wechſel der Affecte mit großer Energie gezeichnet iſt. Die Abgeſandten, Ballenſtädt und Sommereſchenburg, drohen, daß der Sohn gegen den Vater die Waffen ergreifen werde:

Kaiſer.

So! ſo! ſo! Nun, dann ſeid ihr frei — ganz frei!
Ich will ihm nicht entziehn zwei wackre Kämpen.
Spornt eure Roſſe zu beſchwingtem Ritt —
Nein, reitet ſacht, damit euch Odem bleibe,
Dem König meine Antwort zu vermelden.
Sagt euerm König — merkt wohl auf, ihr Herrn! —
Daß uns, obgleich wir dreimal in den Bann
Gethan; ob auch der Heil'ge Stuhl zu Rom
Rechtfertigt und beſchützt die Unnatur,
Den Treubruch heiligend und den Verrath:
Durch Gotteshülfe noch ſo viele Männer
Getreu verbleiben werden (deren jeder
Der Krone würd'ger iſt als euer König),
Um unſern ungerathnen Sohn zu züchtigen
Und ſeine Helfershelfer zu verderben!
Nun geht! Mir aus den Augen! Fort!
(Ballenſtädt und Sommereſchenburg ab — indem er Hohenſtaufen an die Bruſt fällt.)
Mein Traum! Mein Traum! — Mein Traum!
(Pauſe.)
Nun brich zuſammen, du erlogne Kraft,
Entball' dich, Fauſt, und rauf' mein graues Haar!
Zornruf der Lippe werde Klaggeſtöhn!
Du meines Augs entrüſtungsvoller Blitz
Verwandle dich in ſalz'ge Thränenflut
Und ſtröme, ſtröme, bis du mich ertränkt!

Hohenſtaufen.

Mein gnäd'ger Kaiſer, du —

Erlung.

Herr, faſſe dich —

Kaiſer.

Ich ſoll mich faſſen, wenn das Unfaßbare
Einſtürmt auf mich? Auch er! Auch er! Auch er!
Iſt denn ſo wirr die Ordnung der Natur?
Konnt' ſich ein Leu je Krokodile zeugen
Und Schlangen? Warum ich mir ſolche Söhne?!
Zum zweiten mal wird mich die Welt jetzt ſehn
Im Kampf mit meinem eignen Fleiſch und Blut.
O! O!

Erlung.

Herr —

Kaiſer.

Warum fiel ich denn nicht nieder
Vor dieſen ſchurk'ſchen Sachſen auf die Knie,
Ihr Herz durch jammervollen Anblick ſchmelzend?
Und flehte nicht: Ihr guten, edeln Herrn
Erwirkt mir das Erbarmen meines Sohns!
Seht an mein graues Haupt! Wie lange wird's
Sich drehn noch auf dem morſchen Rumpf. Er ſoll
Die Kron' mir laſſen noch die Spanne Zeit,
Als Spielzeug meines kind'ſchen Alters nur,
Zum Scheine nur; — ich trenne gern die Macht
Und die Gewalt von ihr und geb' ſie ihm.
Hätt' ich dies ſollen? — Oder beſſer noch,
Reumüthig an die Bruſt mir klopfend ſagen:
Da habt ihr ſie und bringt ſie meinem Sohn,
Dem höchſtgerechten Richter meiner Sünden!
Als Schuld'ger krümm' ich mich vor ihm im Staub
Und harre nur, bis mich ſein Fuß zertritt!
Hätt' ich dies ſollen? Sagt! Hätt' ich dies ſollen? —
Ihr ſchweigt? Ihr ſprecht nicht? Ja, euch ſtockt das Wort,
Nicht blos das Wort: nein, der Gedanke auch,
Der dumpfen Schmerzes das Gehirn durchwühlt,
Weil es für ihn noch kein Geleiſe hat! —
Auch er! Auch er! Nein, nein, nicht ſo! Blos er! —
Nun reiß in Fetzen, Welt, das Buch der Laſter,
Durchſtreich der Frevel und Verbrechen Liſte,
Zertrümmere die Tafeln des Geſetzes:
Vor dieſer Schandthat wandelt ſich in Unſchuld,
In fleckenloſe Tugend, was bisjetzt
Mit Abſcheu und mit Grauen dich erfüllt!
(Sinkt in einen Stuhl.)

Niemand wird in dieſer Scene den ohne Ueberſpanntheit, ohne das Aufgedonnerte der ſhakſpearomaniſchen Phraſe doch machtvoll daherflutenden Stil des dramatiſchen Affects verkennen, auf dem die Bühnenwirkungen im beſten Sinne des Worts beruhen. Leider bringt ſich der Dichter durch eine epiſodiſche Schlußſcene zwiſchen Agnes und Hohenſtaufen, die ins Sentimentale verläuft, um die berechtigte Wirkung der vorausgehenden Situation und verſtößt gegen die Grundregel dramatiſchen Aufbaus, daß am Schluſſe eines Actes ſich in Fracturſchrift ſeine Bedeutung für den Fortgang der Handlung zuſammenfaſſen müſſe.

Der dritte Act enthält nach einer kurzen Introduction, in welcher das Publikum in die Plane Heinrich des Sohnes eingeweiht wird, die Hauptſcene zwiſchen dieſem und dem Vater, die in der That als ein kleines Drama für ſich betrachtet werden kann und dem Talent des Verfaſſers ein glänzendes Zeugniß ausſtellt. Heinrich kommt, um des Vaters Herz geſchmeidig wie die Schlange zu umſtricken; er fleht um Vergebung für ſeine Miſſethat. Der Zorn und das Mistrauen des Vaters werden ſchwer durch das heuchleriſche Komödienſpiel des Sohnes entwaffnet, der ſich mit dem Schwert zu erſtechen droht. Doch zuletzt ſiegt Vertrauen und Rührung! Die Truppen

sollen entlassen und in Ingelheim das Fest der Versöhnu gefeiert werden.

Auch der vierte Act bildet wie der dritte eine große Scene mit kurzer Einleitung, die Scene des Glücksumschlags, wo der betrogene Kaiser im Thronsaal zu Ingelheim grausam enttäuscht die Versöhnungsfarce des Sohnes erkennt. Die Scene, wo Heinrich düster auf dem Throne steht und der Kaiser arglos im vollen Ornat erscheint, ist von dramatischer und gewiß auch theatralischer Wirkung. Des Kaisers Thronentsagung erinnert an Richard's II. Verzicht auf die Krone gegenüber dem trotzigen Usurpator Bolingbroke, nur daß hier der Conflict dadurch verschärfter ist, daß Vater und Sohn sich in solcher Weise gegenüberstehen. Durchaus rührend und ergreifend und von poetischem Vollgehalt sind hier des alten Kaisers Reden. Der fünfte Act tönt etwas matt aus. Der Kaiser ist todt; es sind nur Striche im Charaktergemälde des Sohnes, denen die letzten Scenen gewidmet sind. Doch nicht der Charakter, sondern die Handlung ist des Dramas eigentlicher Kern, wie schon Aristoteles richtig erkannt hat. Dem fünften Act fehlt die dramatische Katastrophe.

Der Charakter des Sohnes, der das eigentliche dramatische Agens des Stücks ist, steht für die darstellende Kunst fast in einer Linie mit dem eines Franz Moor. Dadurch gewinnt das Drama einen unsympathischen Charakter. Handelnd tritt nur dieser freche, schamlose Heuchler und Betrüger auf, während der alte Kaiser, mit dem wir trotz seiner Schwächen warme Sympathien empfinden, als bedauernswerther Dulder immerfort die ganze Tücke des Schicksals über sich ergehen lassen muß. Der Verfasser hat versäumt, zu Gunsten des Sohnes ein Gewicht in die Wagschale zu werfen, das nicht so fern lag, das Gewicht eines historischen, wenn auch noch so zweifelhaften Rechts. Wenn den Sohn nicht blos der Ehrgeiz trieb, der kein anderes Ziel hat als die Krone, sondern etwa das Streben, die langen Irrungen zwischen dem Reich und der Kirche zum Segen des erstern zum Abschluß zu bringen, oder ein anderes Motiv von nationaler Bedeutung: so wurde der Conflict vertieft, indem die Berechtigung an die beiden kämpfenden Parteien vertheilt wurde, während jetzt auf der einen Seite nur das himmelschreiende Unrecht steht. Doch abgesehen von diesen Ausstellungen zeugt das Saar'sche Drama von einem markigen und schönen Talent. Möchte der Dichter bald einen modernen Stoff behandeln — die Bühne der Gegenwart lebt einmal auf gespanntem Fuß mit den deutschen Kaisern. Doch erst auf der Bühne bewährt und bildet sich des Dramatikers Talent. Rudolf Gottschall.

Der Krieg von 1866.

Es ließ sich erwarten, daß der in seinem Verlaufe wie in seinen Folgen so wichtige Krieg im Hochsommer 1866 eine reiche Literatur hervorrufen würde; die Zahl der bisjetzt erschienenen Schriften ist auch wirklich sehr groß, doch können nur wenige darunter auf Bedeutung Anspruch machen. Eine vollkommene Geschichte dieses Kriegs läßt sich noch gar nicht schreiben. Die Thatsachen liegen zwar vor und ihr Zusammenhang läßt sich im allgemeinen nachweisen; aber so vieles ist doch nicht genügend aufgeklärt, die Triebfedern manches Entschlusses, die mitwirkenden Einflüsse sind noch in Dunkel gehüllt, auch die bisjetzt veröffentlichten officiellen Berichte von beiden Seiten so ungenügend, daß zu einer durchaus wahrheitsgetreuen, unparteiischen Darstellung und einer gerechten Kritik der Kriegshandlungen noch die nothwendigen Grundbedingungen fehlen. Indessen kann das Publikum, das nach den Zeitungsberichten endlich eine zusammenhängende Schilderung lesen will, nicht darauf warten, bis die Generalstäbe hüben und drüben mit ihren großen Werken fertig sind, in denen sie wahrscheinlich auch der Welt nicht alles sagen werden, wie und warum es so und nicht anders gekommen ist. Den Thatsachen frisch auf dem Fuße folgende Schriften haben also ihre volle Berechtigung und wir wollen für unsere Leser die uns bisjetzt vorliegenden besprechen.

An die Spitze stellen wir eine kleine Schrift, die wegen ihrer Kürze und Klarheit zur Orientirung am meisten zu empfehlen ist und als das Werk eines ältern, einsichtsvollen Militärs auch im Auslande viel Beachtung gefunden hat, sodaß sie schon in fremde Sprachen übersetzt worden; in die französische sehr gelungen von Furcy Raynaud, Lieutenant an der Schule von St.-Cyr:

1. Preußens Feldzüge gegen Oesterreich und dessen Verbündete im Jahre 1866 mit Berücksichtigung des Kriegs in Italien. Nach dem innern Zusammenhange dargestellt von A. Borbstaedt. Mit vollständiger Ordre de Bataille der preußischen, österreichischen, sächsischen u. s. w. Armee. Fünfte umgearbeitete und in den militärischen Details erweiterte Auflage. Berlin, Mittler und Sohn. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser hat versucht, ein Gesammtbild der entscheidungsschweren Kämpfe des Jahres 1866 im engern Rahmen zusammenzufassen, um den Ueberblick zu erleichtern, gleichzeitig aber auch, „um darzuthun, daß Preußens Siegeserfolge nicht das Resultat von Zufälligkeiten oder vereinzelter Glückserfolge waren, sondern vielmehr dadurch erstritten wurden, daß eine ebenso gewandte als energische Politik auf das kräftigste unterstützt wurde durch hohe militärische Intelligenz in der Leitung des Kriegs, sowie endlich durch die unüberwindliche Bravour und die bewundernswürdige Leistungsfähigkeit der preußischen Truppen". In diesen Worten ist der Standpunkt bezeichnet, den der Verfasser einnimmt. Er sagt noch ausdrücklich, daß sein kleines Werk nicht für militärische Fachmänner, sondern für alle geschrieben sei, welche eine genauere Einsicht in die großartigen kriegerischen Verhältnisse und Begebenheiten gewinnen wollen, als dies durch bloße Zeitungslektüre möglich ist. Wir glauben aber, daß auch Militärs die Schrift nur mit großer Befriedigung lesen werden; denn sie schildert die Veranlassung des Kriegs, vom preußischen Standpunkt natürlich, die Kriegsrüstungen, den definitiven Bruch zwischen Preußen und Oesterreich und die gegenseitigen Streitkräfte, nebst ihrer Vertheilung, ganz vortrefflich, bespricht dann den Operationsplan klar und

einfach und stellt endlich die Kriegsbegebenheiten correct und anschaulich dar. Männer vom Fach werden die Gediegenheit des Werks also in gleichem Maße anerkennen, wie der größere Leserkreis, welchen der Verfasser dabei im Auge gehabt hat. Weitschweifige Raisonnements liebt er nicht, er weiß aber die Thatsachen immer so hervorzuheben, daß sie in das rechte Licht treten. So die bewundernswürdige Präcision und Schnelligkeit der preußischen Mobilmachung, welche in dem Zeitraume von 14 Tagen die gesammte Kriegsarmee schlagfertig aufstellte, sodaß mit der Concentration begonnen werden konnte. Das preußische Heer kennzeichnet der Verfasser mit Recht als die Blüte und Hoffnung des Landes, in Wahrheit das Volk in Waffen, weil in ihm alle Stände der Arbeit, der Kunst und Wissenschaft reichlich vertreten sind: „Es birgt daher ein werthvolleres Material in sich, als die meisten fremden Armeen, welche es dem Gebildeten und Wohlhabenden gestatten, sich von der Militärpflicht loszukaufen; seine Verluste im Kriege wiegen daher für das allgemeine Volkswohl bei weitem schwerer, als dies in Heeren der Fall ist, welche fast ausschließlich aus dem Proletariat gebildet werden." Ende Mai hatten die verschiedenen Corps ihre Aufstellung an den bedrohten Landesgrenzen genommen. „Hätte Preußen in der That die Absicht gehabt", sagt der Verfasser, „einen Angriffskrieg gegen Oesterreich zu unternehmen, wie ihm von Oesterreich vorgeworfen und es leider auch im eigenen Vaterlande hin und wieder geglaubt wurde, so wäre hierzu Anfang Juni der verlockendste und allergünstigste Moment gewesen, da es Oesterreich, trotzdem dieses seine Rüstungen an sechs Wochen früher begonnen, in Kriegsbereitschaft der Armee weit überholt hatte." Wir fügen hinzu, daß allerdings damals von manchem General, der nur militärische Rücksichten kannte, zu einer raschen Offensive gerathen worden ist, der König aber entschieden nur an Vertheidigung gedacht hat, so lange noch Hoffnung war, den Frieden zu erhalten. Bei der Darstellung der Begebenheiten greift das Werk, nachdem es den zum Kriege führenden Bundesbeschluß und die Besetzung von Hannover, Kurhessen und Sachsen besprochen, etwas vor, indem gleich die Katastrophe von Langensalza erzählt wird, mit aller Achtung, deren die tapfere und treffliche hannoversche Armee werth ist. „Sie fiel ihrer militärischen Pflichttreue zum Opfer, und zwar dem allerschmerzlichsten, das einer braven und tüchtigen Armee auferlegt werden kann." Das ist der Ausdruck dessen, was man in dem ganzen preußischen Heere darüber denkt und fühlt. Preußens Feldzug gegen Oesterreich wird hierauf bis zur Schlacht von Königgrätz, dann der Feldzug der Mainarmee bis zum 16. Juli und der Krieg in Italien dargestellt. Diesem folgt die Uebersicht der Neuformationen und Heeresverstärkungen im Laufe des Kriegs, worauf die Operationen der preußischen Hauptarmee nach der Schlacht von Königgrätz bis zur Donau, der Feldzug in Süddeutschland und endlich die Friedensschlüsse zur Schilderung kommen. Diese Anordnung des Stoffs ist sehr zweckmäßig, über die Vorzüge der Darstellung haben wir uns bereits ausgesprochen. In der fünften Auflage sind alle neuerdings erschienenen Quellen benutzt, viele Abschnitte umgearbeitet und die militärischen Details erweitert worden. Wir können das Werk aus wahrer Ueberzeugung nur empfehlen. Eine dankenswerthe Beilage ist die Ordre de bataille, sowol der preußischen und österreichischen Armee, als auch der deutschen Bundesgenossen Oesterreichs. Der militärische Leser bedarf ihrer, aber auch dem Nichtmilitär wird sie zum bessern Verständniß der Kriegsbegebenheiten dienen.

2. Der Krieg von 1866 in Deutschland und Italien, politisch-militärisch beschrieben von W. Rüstow. Mit Kriegskarten. Vier Abtheilungen. Zürich, Schultheß. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 3 Ngr.

Von allgemeinern Gesichtspunkten ausgehend nimmt dies Werk einen andern Standpunkt ein als das vorige, gelangt aber in vielem zu gleichen Resultaten und verdient, wie sich bei dem Rufe des Verfassers erwarten ließ, große Anerkennung. Wie schon beim dänischen Kriege (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1865) hat Rüstow die Geschichte des Kriegs von 1866 mitten im Lauf der Ereignisse begonnen: ein Unternehmen, das nur ein Schriftsteller von Rüstow's geistiger Begabung, der keine „politische Eintagsfliege" ist, sondern aus Thatsachen der Gegenwart die nothwendig folgenden vorherzusehen vermag, wagen kann. In der Einleitung geht er natürlich vom Wiener Frieden aus und gibt die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen über die Elbherzogthümer, die preußischen Februarforderungen, an welche die Cession der Herzogthümer an einen eigenen Souverän geknüpft werden sollte, die Ablehnung derselben und den Gasteiner Vertrag, der sich bald als zwecklos erwies. Der Notenwechsel über den Gegensatz in der getrennten Verwaltung der Herzogthümer „erklärte den Antagonismus zwischen Oesterreich und Preußen zu Protokoll. Bismarck schwieg. Man wußte, daß er nun handeln werde." Der Verfasser weist nach, wie Preußen die ganz natürliche Allianz mit Italien geradezu auf der Hand hatte. Oesterreich, welches stets eine große Zeit braucht, um seine Armee mobil zu machen, begann zu rüsten; schon im Februar 1866 wurden alle Vorbereitungen getroffen, auch Verständigungen mit den einzelnen und befreundeten Mittel- und Kleinstaaten gesucht. Von der österreichischen Note vom 16. März an die letztern war zur Zeit, als Rüstow die erste Abtheilung seines Werks schrieb, noch nichts in die Oeffentlichkeit gekommen, doch ist ihr Wortlaut, der über Oesterreichs Absichten keine Zweifel läßt, jüngst bekannt geworden.

Die Hauptvertreter des deutschen Particularismus, der dynastischen Zersplitterung Deutschlands, welche ihre Spitze stets gegen Preußen kehrt, das sie bekämpft, nennt Rüstow Baiern, Sachsen und Hessen-Darmstadt, oder, „um es präciser zu sagen, die Herren v. d. Pfordten, Beust und Dalwigk". Er erzählt nun den neuen Notenwechsel, den die Rüstungen hervorriefen, und schildert, seinen Bericht unterbrechend, die Streitkräfte, welche den Krieg zu führen hatten, dem man zutrieb. Der italienischen Armee, die er selbst hat entstehen sehen und in ihrer Entwickelung

noch immer aufmerksam beobachtet, widmet er eine besondere Kritik. Was er über die Freiwilligen vorhersagt, hat sich im Verlaufe des Kriegs als sehr richtig bewährt:

Wir vermuthen, daß den Erwartungen keineswegs entsprochen werde. Die Regierung, statt, solange sie das Heerwesen noch nicht auf einen Standpunkt erheben konnte, der allen Bedürfnissen genügt, tüchtige Elemente für ein künftiges Freiwilligencorps, insbesondere an Offizieren heranzubilden und dadurch ihre Ehrfurcht vor dieser Art militärischer, nationeler Betheiligung zu zeigen, hat alles Mögliche seit 1860 gethan, das Freiwilligenwesen bei Volk und Armee zu discreditiren. Und mit einem entwürdigten, absichtlich in der öffentlichen Meinung herabgesetzten Institut dieser Art wird man der Regel nach wol nichts ausrichten.

So ist es auch gekommen. Wir glauben aber nicht, daß die Schuld allein die Regierung trifft. Nach der Uebersicht der Streitkräfte der betheiligten Parteien kehrt der Verfasser zu dem „nicht angenehmen, aber nothwendigen Geschäfte zurück, die Entwickelung der Dinge bis zum Ausbruch des Kriegs zu verfolgen". Ueber den preußischen Bundesreformvorschlag sagt er:

Sicherlich waren diese Gedanken gute und tüchtige, aber der unbefangene Beobachter konnte sich nicht verhehlen, daß sehr verschiedenartige Interessen in dieser Angelegenheit einander gegenüberstanden und daß die wahrhaft nützliche Reform wol in keinem Falle ohne Anwendung der Gewalt werde erreicht werden können. Wer sich dies klar machte, mußte annehmen, daß der Reformvorschlag des Grafen Bismarck eher ein neues Element des Kriegs herzutrage, als ein solches entferne.

Es folgte darauf wieder eine Aeußerung und Rückäußerung der beiden Großmächte über die schleswig-holsteinische Sache, der Versuch von Frankreich, England und Rußland, auf einer Conferenz über dieselbe, sowie über die Maßregeln zur Beruhigung Italiens und die Bundesreform zu verhandeln, bis der 1. Juni durch den österreichischen Antrag am Bunde, daß dieser über die schleswig-holsteinische Frage beschließe, und die einseitige Einberufung der holsteinischen Stände den Bruch des Gasteiner Vertrags herbeiführten. Der Verfasser nennt die gegenseitigen Beschuldigungen und Erklärungen der Großmächte am Bundestage außerordentlich lehrreich für die Völker, die etwas lernen wollen. Mit dem Einmarsch der Preußen in Holstein, dem Rückzug der österreichischen Brigade und der schleunigen Abreise des Prinzen von Augustenburg trat Schleswig-Holstein vorläufig in den Hintergrund. Die großen allgemeinen Verhältnisse, die großen „Unzuträglichkeiten des Deutschen Bundes erscheinen nun rein und frei auf der Bühne". Ueber den österreichischen Antrag auf Mobilmachung der gesammten Bundesarmee mit Ausschluß der von Preußen zu stellenden Corps und die schleunige Abstimmung des Bundestags sagt Rüstow:

Wer erinnert sich nicht der vielen Jahre, welche der Bund brauchte, um zu dem Executionsbeschluß gegen Dänemark zu gelangen! Und wer sich dessen erinnert, der kann kaum meinen, daß es die schlechten Eigenschaften Preußens waren, welche diese ehrenwerthe Gesellschaft zu so enthusiastischer Eile entflammte! Ehe noch der 14. Juni herankam, entsendete Bismarck einen definitiven Reformvorschlag an die deutschen Regierungen. Es war Faustschlag gegen Faustschlag. Während Oesterreich den Bundeskrieg gegen Preußen beschließen lassen wollte, wollte Preußen Oesterreich aus dem Bunde hinauswerfen.

Die Abstimmung am 14. Juni entschied aber durch die bekannte Eigenmächtigkeit des Lippe-Schaumburg'schen Gesandten gegen Preußen, welches diesen Beschluß für Bundesbruch und den Bund dadurch für aufgelöst erklärte. Als ganz vortrefflich bezeichnen wir die Feststellung der Kräfte für den ausbrechenden Krieg, welche der Verfasser zu ermitteln versucht, und die Betrachtung der Lage Preußens gegen die entschieden feindlichen oder unsichern Staaten, welche bei einer Operationsfronte gegen Oesterreich an der Mainlinie seinen Rücken oder seine Verbindungen bedrohten; ferner die Erwägung der Vortheile, welche für jede der großen kriegführenden Parteien in die Wagschale fielen.

Diese militärischen und politischen Betrachtungen sind vor den Ereignissen niedergeschrieben, und letztere haben ihnen später größtentheils recht gegeben. Ueber Frankreich sagt der Verfasser: „Daß es ein starkes, einiges Deutschland nicht will, haben alle Politiker Frankreichs, welcher Partei sie sonst angehören mögen, zum Ueberdruß oft gesagt. Dies schließt aber nicht aus, daß Frankreich eine Vergrößerung Preußens in gewissem Maße gern sehe." Nach den Resultaten, welche aus jenen Betrachtungen gewonnen, geht das Werk nun zur Schilderung der Ereignisse über und knüpft überall treffende Bemerkungen an. So gibt ihm die Zerstörung der Elbbrücke bei Riesa, die er mit starken Worten als völlig zwecklos tadelt, Gelegenheit, über den höchstmöglichen Schutz der menschlichen Arbeit, besonders der großen Verbindungswege, im Kriege beherzigenswerthe Worte zu sagen. Von der braven hannoverischen Armee heißt es: „Was läßt sich nicht mit solchen Soldaten machen! Ist es nicht schrecklich, solche Kraft und Tüchtigkeit, die wahrhaftig nicht auf der Oberfläche gemachter Disciplin schwimmen kann, durch die Kleinstaaterei vergeuden zu sehen?" Die Darstellung des Kriegsschauplatzes, welche wir am Schlusse der ersten Abtheilung lesen, ist ebenso klar und gelungen, wie alle frühern in Rüstow's Werken; um den Geist der Charakteristik zu kennzeichnen, heben wir für unsere militärischen Leser folgende Stelle hervor:

Das Spiel militärischer Kräfte auf einer umfaßten Basis ist, wenn diese gut vorbereitet wurde, verhältnißmäßig leicht; viel glänzender kann dasselbe werden von einer umfassenden Basis aus gegen die umfaßte; aber freilich, damit es glänzend werde, muß das militärische Genie auftreten, und selbst das Genie des einzelnen Mannes, des Führers, selbst des größesten, genügt nicht; hier wird vielmehr die Lebenskraft der ganzen Armee vom höchsten bis zum niedersten in Anspruch genommen.

Der Krieg von 1866 hat den Beweis dieser Wahrheit wenigstens durch eine der kämpfenden Armeen geführt. Von der Kunst der Darstellung, welche Rüstow besitzt, absichtlich aber oft nicht anwendet, gibt der Eingang zur zweiten Abtheilung Zeugniß:

Während auf dem nordwestlichen Operationstheater die Preußen acht Tage lang vom 16. Juni ab, nur durch die Beine der Soldaten Großes gewonnen, der Rücken frei und die Fronte klar gemacht wurde, herrschte auf den beiden andern Operationstheatern zuerst die Spannung, dann die Bewegung, welche

dem Sturme vorhergeht. Aber noch sind im Nordwesten die Hannoveraner, obwol aus ihrem Lande getrieben, nicht zur Capitulation gezwungen, als im Süden das Gewitter losbricht. Es erfolgt ein einziger Schlag, dann sinken hier die Heere in Ruhe zurück. Kaum haben sie sich gesammelt und angemessene Räume zwischeneinander gelegt, da wird es im Nordosten lebendig. Hier folgt blutiges Treffen auf blutiges Treffen, die siegreichen preußischen Heere schließen sich, kaum sind drei Tage vergangen, zu einer gewaltigen Masse zusammen, und stürzen sich auf den Höhen von Königgrätz auf die österreichische Armee, welche gleichfalls zusammengeballt hat, was für ihren Feldherrn verfügbar war. Die Preußen vervollständigen den Sieg, der durch zehn Hauptgefechte vorbereitet ist, durch die gewaltige Schlacht und drohen rastlos den kaiserlichen Scharen bis an die Ufer der Donau zu folgen. Unter der Wucht des Eindrucks von Königgrätz entschließt sich der Kaiser von Oesterreich zu einem dieser diplomatischen Versuche, die nur aus der Leidenschaft eines überwiegenden Hasses erklärt werden können. Er will Venetien, das er bisjetzt siegreich behauptet hat, nicht an Italien, aber an Napoleon abtreten, um damit einen Waffenstillstand zur Sammlung und Stärkung und womöglich einen Bundesgenossen gegen Preußen zu gewinnen. Aber der Schlag wirkt mindestens vorerst nicht, die Preußen folgen nicht blos den Straßen nach Wien, auch auf dem nordwestlichen Operationstheater haben sie unterdessen ihre ursprünglich für mannichfache Nebenaufgaben getheilten Kräfte vereinigt und gehen nun auch hier entschlossen zum Angriff auf die Baiern und andere Reichsvölker über. Dies sind die allgemeinen Umrisse des Bildes, welches wir jetzt auszuführen haben.

Die Ausführung kritisirt zunächst aufs schärfste Lamarmora's Feldzug, in welchem sich das „Unglaubliche ereignete, daß sich die Schlacht von Custozza von 1848 mit demselben Ausgange wiederholte". Ueber den Beschluß, das die Festungen trennende Dreieck auf den Höhen des Kranzes an der Südseite des Gardasees zu besetzen, sagt Rüstow:

Ein Dreieck gegen ein Viereck! Ist das die Kriegskunst? Warum sollten wir es dann nicht einmal auch mit dem Fünfeck, etwa mit dem Pentagramma versuchen, welches den Mephistopheles verhindert, Faust's Zimmer zu verlassen?

Er geißelt dann die Geheimnißkrämerei und das Spiel, welches auch 1866 wieder mit den sogenannten Kriegsplanen getrieben worden ist:

Nicht die Geheimnißkrämerei, sondern die Oeffentlichkeit der Mittheilung ist heute, richtig angewendet, das Mittel der Täuschung. Nur ein Feldherr, der um mehrere Jahrhunderte hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist, kann diese einfache Wahrheit verkennen. Nur der unglückliche Dualismus, welcher zwischen Staatsmann und Feldherrn, Bürger und Soldat bis heute in ganz Europa — ohne irgendeine Ausnahme — aufrecht erhalten worden ist, macht es möglich, daß in der Presse dem Augurenthum in der Kriegskunst noch heute ein Altar gewidmet ist, welcher mit viel größerm Rechte dem Gotte des Blödsinns gewidmet sein würde.

Nimmt der Verfasser also auch die Schweiz nicht aus? Wir sind aber mit ihm einverstanden, daß es ein Unsinn ist, wenn in der europäischen Presse behauptet worden, Lamarmora habe 18 Jahre an seinem Feldzugsplane gearbeitet und darum müsse er gut sein. Die Ereignisse bewiesen nur zu bald das Gegentheil. Rüstow, der jedenfalls dort noch Verbindungen hat, bringt interessante Details darüber. Nach der Schlacht von Custozza trat in Italien Ruhe ein, der Verfasser wendet sich daher dem böhmischen Kriegstheater zu. Er nimmt Benedek, der zum Sündenbock der Niederlage geworden, gegen manchen Vorwurf in Schutz:

Wir wissen nicht, welchen bessern Mann die österreichische Regierung für das Commando der Nordarmee hätte finden können. Aber ein Mann allein kann doch unmöglich alles besorgen, er muß unterstützt sein. Und daran fehlte es. Die Bildung, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welche in der preußischen Heeresdisciplin Wunder thun und den Feldherrn durch die Thätigkeit seiner Untergebenen ersetzen, wo auch der Feldherr gänzlich fehlt — diese Dinge fehlten in Oesterreich.

Henickstein, der Chef des Generalstabes und der Generalquartiermeister Krismanich werden ziemlich ungenirt besprochen. Den letztern nennt Rüstow einen bequemen Mann, einen türkischen Pascha; von ersterm sagt er:

Diesem Manne ist es vorgeworfen worden, daß er jüdischer Abkunft sei. Das ist nun gar nicht zu leugnen. Der Großvater des Freiherrn war der Jude Hönig, welcher mit einem Schuh und einem Stiefel und mit einem Sack auf dem Rücken, in welchem er altes Leder sammelte, zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs in Lemberg einwanderte; schon 1784 aber erhielt er den österreichischen Adel, freilich nur eine Zulage zu dem viel ältern jüdischen, den er besaß, zumal er dem Stamme Levi angehörte. Henickstein ist ein sehr geistreicher witziger Mann, aber von jenem zersetzenden Geist und Witz, welcher allerdings seine Abkunft verräth, folglich mehr Kritiker und Zerstörer als Ordner und Schöpfer, folglich so wenig als möglich brauchbar zum Chef des Generalstabes einer großen Armee, die zu positiver Thätigkeit bestimmt ist. Er und Benedek begegneten sich eigentlich in keinem Punkte und deshalb schätzten sie einander. Sie verstanden einander nicht im mindesten. Henickstein hat aber die Gabe geistreicher Schmeichelei und der Feldzeugmeister Benedek ist der Schmeichelei keineswegs unzugänglich, wie man das bei einer Menge von sehr tüchtigen positiven, aber darum eben zu naiven Menschen findet.

Der durch die ganze Kriegslage vorgezeichnete Kriegsplan der gegen Preußen verbündeten Mächte wird als eine große Rechtsschwenkung mit beweglichem rechten Flügel gedacht. Als sich der Angriff Benedek's verzögerte, und allgemeine Ungeduld darüber sich äußerte, „wies die officiöse Presse, auch die militärische, auf einen dunkeln, aber ganz unfehlbaren Kriegsplan" hin; der Grund der Zögerung lag aber darin, daß trotz der langen Zeit, welche die Rüstung nun schon dauerte, wiederum noch nichts völlig fertig vorbereitet war. Noch übler sah es in Baiern und den Ländern des 8. Bundescorps aus. Das Resultat war: Benedek konnte zu der Zeit, wo er es vernünftigerweise gesollt hätte, die Offensive nicht ergreifen. „Es unterliegt keinem Zweifel", heißt es weiter, „daß Oesterreich Zeit gewinnen konnte, wenn es nicht allzu frech bei seinem Bundestag gegen Preußen vorging, wenn es dieses nicht in den Krieg, vorzeitig für Oesterreich, hineintrieb. Ein wüthender Haß verblendete alle, und zwar auf die allerübelste von allen Weisen: er ließ diese Leute Preußen verachten."

Die Absichten und Plane der Preußen, als sich das Obercommando für die Offensive entschieden hatte, werden mit gerechter Anerkennung besprochen; auch die Gründe welche dazu bestimmten, weiß Rüstow mit Scharfsinn zu erkennen. Die Demonstration des 6. Corps gegen Oesterreichisch-Schlesien nennt er sehr gut berechnet; daß sie nicht wirkte, lag in Umständen, die man nicht voraussehen

konnte. Er weist nach, daß Benedek, wenn er rechtzeitig gerüstet war, durch Sachsen auf Berlin vordringen mußte, was freilich nicht in der Absicht lag, vielleicht um Sachsen zu schonen.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht tritt das Werk in die Action und schildert den überraschend schnellen und glänzenden Sieg der Preußen, von dem er sagt, daß er alles überstrahle, was in diesem ganzen Jahrhundert in den Kriegen vorgekommen ist. Diese Kriegführung mußte bei Rüstow's energischem Charakter seine volle Sympathie gewinnen. Daß die Operationen, Gefechte und Schlachten nach den zur Zeit zugänglichen Materialien mit gediegener Sachkenntniß geschildert sind, daß der Leser manche treffende strategische und taktische Bemerkung eingefügt finden wird, können wir ihm verbürgen.

Ueber die falschen Nachrichten, die in jedem Kriege verbreitet werden, sagt der Verfasser, daß so unverschämt, wie in dem jüngstvergangenen, noch nie gelogen worden. Die österreichische Presse hätte doch, wenn die Journalisten eine Karte betrachteten, über ihre eigenen Telegramme stutzig werden müssen, da jeder Sieg eines österreichischen Corps dasselbe um einen mäßigen oder auch unmäßigen Tagmarsch zurückbrachte; am auffallendsten sei aber die Geistlosigkeit und flagrante Unkenntniß der militärischen Blätter Wiens gewesen. Benedek's Telegramm vom 30. Juni, das die Concentration bei Königgrätz dem Zurückweichen Clam's und der Sachsen schuld gibt, nennt Rüstow schon damals unwahr. Die kriegsgerichtliche Untersuchung hat das später festgestellt und Clam-Gallas in seiner Veröffentlichung auch unverhohlen gesagt. Er hatte 60000 Mann gegen 120000 Preußen, die er nicht positiv schlagen, nur aufhalten, allerdings länger aufhalten konnte, als er gethan.

Was hat aber Benedek — fragt Rüstow — mit der Hauptmasse seiner Kräfte vom 26.—30. Juni gegen die Armee des Kronprinzen von Preußen gethan, mindestens 120000 Mann mit 500 Geschützen gegen 90000 mit 300 Geschützen? Siegte Benedek etwa mit dieser Uebermacht? Keineswegs! Eins seiner Corps nach dem andern ließ er von den Preußen schlagen. Nicht einmal brachte er eine entschiedene Uebermacht vor! Diese sämmtlichen einzelnen Niederlagen der Hauptarmee, nicht das Zurückweichen von Clam-Gallas, waren der Grund, welcher Benedek zwang, seine Armee rückwärts zu concentriren.

Im Volke wird leider der böhmische Graf noch immer als der Sündenbock betrachtet. Man hat gesagt, Benedek, weil er nicht zum Hochadel gehöre und Protestant sei, habe an hoher und höchster Stelle alle Schuld aufgebürdet bekommen; wollen wir gerecht sein, so müssen wir dagegen bemerken, daß Clam-Gallas umgekehrt manche feindliche Volksdemonstration erdulden muß, weil er ein Glied der hohen Aristokratie ist, die nun einmal als Stütze des alten Systems und Hemmniß neuer gedeihlicher Entwickelung des Kaiserstaats angesehen wird.

Die Stellung Benedek's bei Königgrätz unterwirft Rüstow einer scharfen Kritik, sie ist auch andererseits verurtheilt worden. Wir empfehlen, was der Verfasser über die Schlacht und die wahren Ursachen des Siegs, auch was er gegen die Eintheilung eines Heers in zwei Haupteinheiten, zwei Armeen sagt. Sehr gut und klar ist die Schlacht geschildert; Rüstow verlor hier einen Bruder, der andere fiel am folgenden Tage auf dem westlichen Kriegsschauplatze bei Dermbach gegen die Baiern. Beide waren Stabsoffiziere in der preußischen Armee; der jüngste, Cäsar, auch als Militärschriftsteller bekannt; wir haben Gelegenheit gehabt, diesen in seinem Wirken an der Kriegsschule zu Erfurt zu würdigen, und achten die Pietät des Bruders, welcher beiden Gefallenen in seinem Werke ein ehrenvolles Gedenkwort geweiht hat. Bei Besprechung des Eindrucks und der Folgen der Schlacht von Königgrätz weist der Verfasser mit Genugthuung darauf hin, daß er bereits in seiner „Geschichte des deutsch-dänischen Kriegs von 1864", zuerst in einer Zeit, wo noch kein Mensch daran dachte, es als eine Pflicht Preußens hingestellt, die Elbherzogthümer mit seinen Ländern zu vereinigen, daß er sich entschieden für den Weg erklärt, den Preußen jetzt genommen und daß es gut sein würde, sich mit der Mainlinie zu begnügen, wenn sonst nichts zu haben sei (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1865):

Durch den Gang des Kriegs ist erheblich mehr erreicht worden: der vorläufige Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, also die Aufhebung des verderblichen Dualismus, den zwei Großmächte in Deutschland in dasselbe hineintragen mußten, stets fähig einander im Guten zu hindern, niemals fähig, Deutschland zum Guten zu verhelfen. Die Schlacht von Königgrätz hat Deutschland ein natürliches Gravitationscentrum gegeben.

Der Besorgniß in Süddeutschland, daß diese „preußische" Einheit eine der Freiheit schädliche Centralisation werden könne, tritt er mit folgenden Worten entgegen:

Man vergißt, daß die Decentralisation im Blute der germanischen Völker liegt und daß ein wenig centralistischer „Despotismus" ihnen nichts schaden kann, weil er nie bis zur abtödtenden Verderblichkeit durchdringen wird. Die preußische Regierung würde niemals auf den Gedanken kommen, auf welchen seinerzeit die piemontesische kam — sogar die Ammenmilch in Italien piemontesisch unificiren zu wollen. In den preußischen Provinzen, welche schon seit 1815 zu einem Staat verschmolzen sind, herrschen heute noch sehr verschiedene Rechte, die den einzelnen gefallen, dem Staate nichts schaden.

In der Analyse der neuen Lage, welche durch die Abtretung Venetiens an Napoleon und dessen von Oesterreich angerufene Einmischung geschaffen worden, heißt es unter anderm:

Was war der Schritt Oesterreichs anders, als die verwirrendste Anrufung Napoleon's, sich in die deutschen Angelegenheiten zu mischen? Wie dem Augustenburger sein wimmernder Brief an Napoleon auch bei der größten Zahl seiner ursprünglichen Anhänger mehr als seine sonstigen Eigenschaften schadete, so schadeten jetzt wieder Oesterreich seine Transactionen vom 4. Juli mehr als alle seine andern Fehler. Wir sprechen hier in vollständigster Kenntniß der Sache; auch in Süddeutschland, selbst in Schwaben, welches sich in den wüthendsten Preußenhaß hineingeredet hatte, blieben Oesterreich nur wenig Bundesgenossen.

Die dritte Abtheilung enthält die Ereignisse auf dem nordwestlichen (westdeutschen) und auf dem südlichen (italienischen) Operationstheater im Laufe des Juli. Auch hier sind die Verhältnisse und Einflüsse, sowie die Persönlichkeiten in freimüthigster Weise besprochen, wie es der nach allen Richtungen hin unabhängige Standpunkt

des Verfassers erlaubt. Er klagt die Persönlichkeiten nicht überall an, sondern sucht „jedermann von der großen Wahrheit zu überzeugen, wie die einzelnen Personen, obwol nicht vom Erfolge begünstigt, schuldlos dastehen können, während der unglückliche Bundeswirrwarr eine kräftige und tüchtige Nation wie zu falschem Thun so zu unverdienter Niederlage verurtheilte". Den Prinzen Alexander von Hessen behandelt er allerdings nicht so glimpflich. Eingehend werden die Ereignisse in Italien dargestellt, wo er die Regierung und Lamarmora nicht schont, und die unendlich geringen Erfolge Garibaldi's daraus erklärt, daß er selbst physisch geschwächt war, seinen großen persönlichen Einfluß nicht spielen lassen konnte und das Freiwilligeninstitut in den Augen der Armee herabgesetzt und möglichst schlecht ausgerüstet fand. „Garibaldi war schlecht unterstützt, offenbar von miserablen Intriguanten umgeben." Die genaue Schilderung der Schlacht von Lissa leitet der Verfasser mit Worten ein:

Während die oben erzählten Ereignisse sich zu Lande zutrugen, ward ein Seekampf geliefert, wie ihn die Geschichte noch nicht gesehen hat und in welchem das in Böhmen so unglückliche, wider aller Erwarten so schnell aus dem Felde geschlagene Oesterreich einen der glänzendsten Siege errang, die auf dem Meere jemals vorgekommen sind.

Dem Admiral Persano werden dann bedeutende Fehler nachgewiesen, besonders daß er sich auf das Widderschiff Affondatore begeben, dies aus der Schlachtordnung zurückgezogen und damit als Reserveschiff behandelt habe, wodurch er sich der Uebersicht beraubte und dadurch die Leitung erschwerte, andererseits aber auch ein Schiff, von dem große Wirkungen erwartet wurden, unthätig hielt. Die italienische Holzflotte in zweiter Linie nahm so gut wie gar nicht am Kampfe theil. Dies fällt um so mehr auf, als der österreichische Admiral wirklich einen vortrefflichen Gebrauch von seinen Holzschiffen in ihrer Verbindung mit den Panzerschiffen machte. Es war das erste mal, daß in einer Seeschlacht sich die neuern Streitmittel des Seekriegs gegenüber befanden. Rüstow schildert die Schlacht in ihren einzelnen Momenten. Wenn das Gericht, das jetzt über Persano zusammengetreten ist, dieselben Anschauungen gewinnt, möchte an seiner Verurtheilung nicht zu zweifeln sein.*) Zum Schluß der Abtheilung wird noch Cialdini's Vorrücken in Venetien bis zum Waffenstillstande berichtet und das Auftreten der italienischen Regierung nach allen Seiten hin unzuverlässig genannt. Lamarmora's Depeschen an Garibaldi und Cialdini über die Niederlage von Custozza, die er ein nicht gut zu machendes Unglück (disastro irreparibile) nennt, sind nach Rüstow's Angabe neuerdings von den Gegnern des verunglückten Feldherrn eifrig angegriffen worden, während er sie in Abrede stellt.

Die vierte Abtheilung führt die Geschichte des Kriegs zu Ende und knüpft daran noch manche Bemerkung über taktische und strategische Verhältnisse, welche Lesern vom Fach interessant sein werden. Rüstow's Werk ist bisjetzt das einzige geblieben, das den gewaltigen Stoff nicht in allzu engem Rahmen ausgearbeitet hat. Wir hätten freilich gewünscht, daß der Verfasser mehr Materialien hätte benutzen können, als ihm mitten im Strome der Begebenheiten zu Gebote standen. Eine zweite Auflage wird jedenfalls wesentliche Erweiterungen und auch manche Berichtigung bringen. **Karl Gustav von Gerneck.**

*) Diese Verurtheilung ist inzwischen erfolgt. D. Red.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Angelus Silesius.

Die große geistige Bewegung des 16. Jahrhunderts hatte in Deutschland nach dem wormser Reichstage andere Wege eingeschlagen, als die Mehrzahl ihrer Förderer und Träger bezweckte. An die Stelle der völlig freien Forschung, des Grundprincips der Reformation, war ein neuer Autoritätsglaube getreten; der Freiheitsenthusiasmus der ersten Jahrzehnte niedergedrückt durch rücksichtslose Maßregeln der Fürsten und der wissenschaftliche Eifer des humanistischen Zeitalters erstickt durch die von oben begünstigte Orthodoxie der lutherischen Theologen. In einer Zeit, welche selbst die akademischen Tanz- und Fechtlehrer auf die Glaubenssätze der Concordienformel glaubte verpflichten zu müssen, konnte die Freiheit der Wissenschaft nicht gedeihen; das fromme Gemüth fand keine Nahrung in dem fanatischen Pastorengezänk. Während die ersten großen Erfolge der Reformation durch den volksthümlichen Charakter ihrer Häupter bedingt waren, ward der Ausbau des Gebäudes von Fürsten und den Theologen und Juristen der Höfe versucht. Von großer Wichtigkeit war diese kirchliche und politische Gegenströmung für die Entwickelung des deutschen Schriftthums. Nach Form und Inhalt hin erfuhr dasselbe Veränderungen, welche Ursache des unselbständigen Charakters unserer Literatur im 17. Jahrhundert waren. Der Krieg gegen die Volkspoesie begann. Der Pfarrer eiferte gegen sie von der Kanzel und dichtete, um diese „Zotenlieder" zu verdrängen, geistliche Gesänge auf ihre Melodien. Nur einige Städte Süddeutschlands sahen noch bis in das 17. Jahrhundert hinein auf ihren Marktplätzen Aufführungen von Fastnachtsspielen. Die gelehrten Schulschauspiele verstand das Volk nicht, auch wenn sie in deutscher Sprache geschrieben waren, und bei den Vorstellungen der englischen Komödianten ergötzte sich das große Publikum fast nur an dem Gelärm der Zwischenactsmusik und an den Späßen des Pickelherings. Die Lyrik des 15. Jahrhunderts war gesungen, die Dramen dieser Zeit waren aufgeführt worden. Das ausgehende 16. Jahrhundert schrieb Lieder und Schauspiele zum Lesen. Der Adel und die Zunft der Gelehrten bestimmte jetzt nicht mehr blos die politischen und kirchlichen Verhältnisse, sondern auch die Literatur und machte die Poesie höfisch und pedantisch. Da aber jeder Gelehrte zugleich ein sattelfester Theologe war und jeder Edelmann sich zu der am Hofe herrschenden Orthodoxie bekennen mußte, so war ein weniger religiöser als dogmatischer Charakter des damaligen Schriftthums sehr natürlich. Während in den Kirchenliedern, Streitschriften, Dramen und Schwänken der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts volksthümliche Form, Schwung, jugendliche Begeisterung zu finden ist, während die Literatur

jener Zeiten die das Volk bewegenden Ideen zum Ausdruck brachte, und der Dichter aussprach, was Tausende mit ihm dachten und fühlten, herrscht in den literarischen Producten der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein erbärmlich kleinlicher Subjectivismus, ein eitles Prunken mit dem „Ich". Der frische, lebendige Quell der Poesie war versickert in dem Sande der Dogmatik; dem Volke war ebenso sehr der Sinn für die Dichtkunst, wie der Sinn für Politik genommen und ein starrer religiöser Indifferentismus an die Stelle der gemüthstiefen Erregtheit in der ersten Periode des Reformationszeitalters getreten.

Die Reaction gegen diese Herrschaft der Form und Formel, gegen diese Buchstabengläubigkeit sollte nicht ausbleiben. Manches fromme Gemüth suchte in den Schriften eines Tauler, Eckart die Nahrung, welche ihm die polemische Richtung der damaligen theologischen Literatur nicht bieten konnte; viele Geister neigten sich zur Mystik. So bildete sich eine stille Gemeinde außerhalb der verschiedenen christlichen Kirchen, nicht im Gegensatze zu ihnen. Protestanten, Reformirte und Katholiken vereinigten sich in dem Glauben, daß nach Ertödtung der Sinnlichkeit die Gottheit in ein unmittelbares Verhältniß zur Menschenseele trete und daß des Menschen Streben auf eine Wiederherstellung der ursprünglichen, aber durch Raum und Zeit aufgehobenen Einheit seiner Seele mit der göttlichen Seele gerichtet sein müsse. Schwenkfeldt, Valentin Weigel, Jakob Böhme vertraten auf protestantischer Seite diese neue Theosophie; in Liedern lehrten sie der lutherische Johann Frank, der reformirte Neander, die katholischen Priester Spee und Balde und die Convertiten Angelus Silesius und Knorr von Rosenroth. Im Mittelalter hatte der Südwesten Deutschlands die Hauptvertreter der Mystik aufgewiesen; das 16. und 17. Jahrhundert ließ dieser Religion des Gemüths und der Phantasie vorzugsweise im Osten Pflege angedeihen. Ihren Vertretern blieb Kampf und Anfeindung nicht erspart und es waren hauptsächlich die lutherischen Geistlichen, welche in der widerwärtigsten Polemik diese „falschen Propheten" anzriffen und, sich nicht begnügend mit Kanzelgeschrei, die Staatsgewalt gegen die neuen Ketzer anriefen, um durch Gefängniß und Verbannung die abtrünnigen Geister zur Rückkehr in den Schos der alleinseligmachenden protestanischen Kirche zu zwingen. Kein Wunder daher, daß nancher Anhänger der erneuten Mystik sich dem Katholicismus zuwandte, dessen sinnlich-schöner Cultus den Forderungen des Gemüths Rechnung trug und den abweichenden Meinungen größere Toleranz entgegenbrachte als die damals herrschende Richtung der protestantischen Theologie.

Der görlitzer Philosoph Jakob Böhme und der chlesische Dichter Johann Scheffler sind die bekanntesten Vertreter der nachreformatorischen Mystik; beider Leben nd Denken haben verschiedene Monographien zu beleuchten ersucht. Der häufige Fehler monographischer Darellungen, den Helden aus dem geschichtlichen Entwickelungsnge herauszureißen und ihn nicht als bedingte, sondern s originelle Persönlichkeit darzustellen, ist aber Ursache gewesen, daß wir über den Zusammenhang der Mystik des 16. Jahrhunderts mit der des Mittelalters unaufgeklärt geblieben sind. Ein wesentliches Verdienst hat sich in dieser Hinsicht Franz Kern durch seine literarhistorische Untersuchung erworben, indem er mit Scharfsinn und Belesenheit die Schriften des Meister Eckart als Hauptquelle der religiösen Ansichten des Angelus Silesius nachwies:

Johann Scheffler's Cherubinischer Wandersmann. Eine literarhistorische Untersuchung von Franz Kern. Leipzig, Hirzel. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Johann Scheffler, oder wie er sich mit latinisirtem Namen nannte, Angelus Silesius, war 1624 zu Glatz von evangelischen Aeltern geboren und starb 1677 als katholischer Priester in Breslau. Unter den Dichtern nach Opitz nimmt er eine hervorragende Stellung ein; neben Logau die erste unter den Epigrammatikern. Jener, sein älterer Zeitgenosse, hatte in mehr als 3500 Sinngedichten vorzugsweise die socialen und politischen Gebrechen seiner Zeit gegeisselt; Scheffler wollte in seinen „geistreichen Sinn- und Schlußreimen zur göttlichen Beschaulichkeit anleiten". Sein Geist bewegt sich außerhalb der verständig-gelehrten Richtung, welche die vorangegangene Zeit und besonders Opitz' Muster der deutschen Poesie des 17. Jahrhunderts gegeben hatte; die Form seiner Dichtungen läßt den Einfluß der Opitz'schen Schule nicht verkennen. Martin Opitz hatte sich selbst zwar nur in epigrammatischen Nachbildungen versucht, in seinen eigenen Gedichten jedoch Sentenzen und zugespitzte Antithesen mit solcher Vorliebe und auch mit solchem Geschick angewandt, daß an seinem Vorbilde gerade in Schlesien sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Epigrammatikern schulte. Logau's „Reimsprüche" behandeln die Form mit größerer Freiheit als Scheffler's Epigramme, welche sämmtlich in dem durch Opitz zur Herrschaft gelangten Versmaße des Alexandriners geschrieben sind.

Seine religiösen Ansichten trägt Scheffler mit dichterischer Begeisterung vor, oft unklar, schwülstig und in geschmacklosem Ausdruck, nie aber mit Gelehrsamkeit prunkend. Seine Sinngedichte zeigen ebenso wie seine Lieder einen wunderbar tiefsinnigen, über das Irdische sich erhebenden Geist; ein Gemüth, das hier in Sünden trauert, dort in der Gewißheit des Einsseins mit der Gottheit stolz sich aufrichtet; einen Glauben, welcher das Ringen des Verstandes nach Erkenntniß der Wahrheit verachtet, weil er die Wahrheit in sich selbst zu besitzen wähnt. An einzelnen Stellen offenbart sich der pantheistische Grundzug seiner religiösen Ueberzeugung; an andern sucht der Dichter mit diesen die Dogmen der Kirche in Einklang zu bringen. Die Verse sind ohne Ordnung hingeschrieben, wie die Gedanken in der Seele aufgetaucht, und gerade diese Systemlosigkeit bietet einen nicht geringen Reiz. Franz Kern hat die Epigramme des „Cherubinischen Wandersmanns" unter gewisse Kategorien gebracht und in lichtvoller Darstellung die Hauptzüge der Mystik Scheffler's dargelegt. Die angeführten Parallelstellen aus den Schriften Meister Eckart's beweisen, wie der schlesische Dichter von

dem großen Prediger des 14. Jahrhunderts nicht blos Gedanken, sondern nicht selten sogar den wörtlichen Ausdruck empfangen habe. Dennoch möchten wir nicht der Ansicht des Verfassers beitreten, daß alle jene Epigramme, zu denen sich sinnverwandte Sprüche in Eckart's Schriften gesellen, auf letztere als ihre directe Quelle hinweisen. Es gibt gewisse Grundideen, welche allen Mystikern gemeinsam sind, bei jedem oft in demselben Ausdrucke wiederkehren. Diese Axiome verarbeitete denn auch Scheffler; für sie würden aber ebenso wol Tauler's Schriften und die deutsche Theologie, als Meister Eckart Parallelstellen bieten können. So führt Franz Kern selbst (S. 47) ein Bild an, welches von Eckart, der „Deutschen Theologie" und Scheffler angewendet worden ist. Letzterer spricht von den beiden Arten des Erkennens, von einem göttlichen, übersinnlichen und einem an Raum und Zeit haftenden, wenn er spricht:

Zwey Augen hat die Seel': ein's schauet in die Zeit,
Das andre richtet sich hin auf die Ewigkeit.

Meister Eckart drückt denselben Gedanken folgendermaßen aus:

Die meister sprechent, diu sêle habe zwei antlüte, unde daz ober antlüte schouwet alle zit got unde daz nider antlüte sihet etwaz herabe unde daz berihtet die sinne, unde daz oberste antlüte daz ist daz oberste der sêle, daz stêt in ewigkeit, und enhât niht ze schaffenne mit der zit und enweiz niht von der zit und von dem libe.

Aehnlicher noch dem Scheffler'schen Spruche ist eine Stelle in der „Deutschen Theologie" („Theologia, deutsch. Herausgegeben von Pfeiffer", Stuttgart 1851), wo hinzugefügt wird, das linke Auge, das in die Zeit und die Creatur gerichtete, musz sich glich hälden, als ob es tôt si, sonst könne die Seele nicht mit dem rechten in die Ewigkeit sehen. Vgl. das Epigramm:

Die Seele, welche Gott das Herze treffen will,
Seh' nur mit Einem Aug', dem rechten, auf das Ziel.

Diese merkwürdige Wiederkehr desselben Bildes bei drei zu ganz verschiedenen Zeiten lebenden Mystikern hätte Kern auf den Gedanken bringen können, daß gewisse Ideen, Bezeichnungen und Gleichnisse sich unter den mystischen Denkern fortgeerbt haben und ihr Gemeingut geworden sind, und daß man wol bei Scheffler und Eckart sinnverwandte Sätze finden könne, ohne aber daraus den Schluß auf eine directe Entlehnung ziehen zu dürfen. Ueberhaupt scheint der Verfasser vorliegender Monographie durch die Annahme eines bestimmenden Einflusses der Eckart'schen Mystik auf Scheffler zur Verkennung des Einflusses verleitet worden zu sein, welchen Tauler, die „Deutsche Theologie", Ruysbroek u. a. auf Angelus Silesius ausgeübt haben. In der Vorrede zum „Cherubinischen Wandersmann" spricht Scheffler selbst davon, wie viel er „diesen Lehrern der geheimen Gottesweisheit" verdanke. Auffallen muß es, daß in dieser Vorrede Eckart's keine Erwähnung gethan ist.

Die echt historische Unparteilichkeit, mit welcher Franz Kern die confessionelle Stellung Scheffler's beurtheilt, ist sehr anerkennenswerth. Nach Gervinus' Vorgang, „der statt zu einer ruhigen, vorurtheilslosen Kritik zu gelangen, wie von persönlichem Unwillen ergriffen höhnend und spottend über den von der evangelischen Lehre abgefallenen Dichter sich äußert", haben die meisten protestantischen Literarhistoriker über Scheffler den Stab gebrochen, während die Romantiker und Katholiken in ihm „einen der größten Dichter Deutschlands" erblickten. Wir begreifen, daß eine protestantische Geschichtschreibung im Hinblick auf die Apostasie Scheffler's dessen Dichtungen, die so sehr abweichen von den Dogmen seiner Zeit, ungünstig beurtheilt hat; wir halten zugleich aber jede Beurtheilung historischer Persönlichkeiten für eine unwissenschaftliche, wenn dieselbe in Vorurtheilen einen andern Maßstab sucht, als die Geschichte selbst bietet. **Reinhart Zöllner.**

Zur Uebersetzungsliteratur.

Chaucer's Canterbury-Geschichten. Uebersetzt von Wilhelm Hertzberg. Drei Theile. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1866—67. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Nicht nur die „Bibliothek ausländischer Classiker", sondern auch die deutsche Literatur ist durch diese Uebersetzung um ein schönes Werk bereichert worden. Als John Saunders vor etwas mehr als 20 Jahren den englischen Dichtervater seinen Landsleuten durch eine sonderbar zugestutzte Bearbeitung zugänglich zu machen versuchte, da fragte er in seiner Einleitung:

Sollen wir denn warten, bis unsere deutschen Brüder uns gelehrt haben werden, Chaucer zu lesen, wie sie schon viel dazu gethan haben, uns Shakspeare verständlich zu machen? Es scheint fast so; denn wirklich sind unsere festländischen Wohlthäter bereits zur Aufgabe gerüstet. Die neueste „Foreign Quarterly Review" berichtet nämlich, daß die Riesenarbeit der Uebersetzung soeben von Eduard Fiedler vollbracht worden, und er habe nicht nur mit großem Erfolge Chaucer's Sprache und Stil nachgeahmt, sondern auch so viel von dessen Geist in seine Uebersetzung hineingetragen, daß es nicht überraschen würde, wenn Chaucer bald die Bewunderung und Aufmerksamkeit unserer britischen Brüder mit Shakspeare theilte.

Die Nachricht war falsch; denn Fiedler hatte seine Arbeit nicht vollendet. Blos der erste Band, 5 von den 23 Erzählungen nebst einer „Einleitung zu Chaucer's Leben und Werken" enthaltend, war erschienen. Ob der Verfasser darüber gestorben oder aus Mangel an Theilnahme seitens des deutschen Publikums die Fortsetzung seines Werks aufgegeben, wissen wir nicht. Wir vermuthen, ersteres war der Grund, da das Werk im Buchhandel vergriffen ist und wir nur durch einen glücklichen Zufall unlängst in Besitz eines Exemplars gelangten. Soweit es reicht, verdient es jedenfalls ein ehrenvolles Andenken. Die Prophezeiung der „Foreign Quarterly Review" konnte indessen nicht in Erfüllung gehen, da die Uebersetzung nur Bruchstück geblieben war. Es war auch wol nur eine Hyperbel, deren sich die „Review" bei der Gelegenheit bediente; denn mit Shakspeare kann Chaucer den Vergleich freilich nicht aushalten, wol aber war er sein eigentlicher und bedeutendster Vorläufer, wie er überhaupt die typischen Grundzüge und Kennzeichen der englischen Literatur in sich vereinigt.

Bei der nicht zu verkennenden Schwierigkeit nun, den Dichter in seiner allerdings zum großen Theil veralteten

Sprache im Urtext zu verstehen, was selbst nur wenigen seiner Landsleute möglich sein möchte, ist eine Verdeutschung gewiß ein sehr dankenswerthes Unternehmen gewesen, schwerlich aber hätte es bessern Händen anvertraut werden können, als dem längst bewährten Uebersetzer Tennyson's, der sich übrigens, wie man aus der gründlichen und kritisch werthvollen Einleitung deutlich ersieht, ja wie er uns im Vorwort ausdrücklich mittheilt, bereits seit Jahren mit dem Dichter beschäftigt hat. Die vorliegende Arbeit selbst, die er „nicht ohne Scheu" endlich veröffentlicht, hatte er die vollen neun kanonischen Jahre in seinem Pult bewahrt. Die Ausführung entspricht denn auch dieser sorgfältigen Vorbereitung. Die Verse, dem Metrum Chaucer's folgend, sind so glatt und wohlklingend, wie das Original selbst, und bei aller „Sinnestreue" ist der deutsche Ausdruck stets fließend. Der Grund der Scheu aber, mit welcher er die Uebertragung veröffentlicht, liegt in der Schlüpfrigkeit der komischen Erzählungen des englischen Dichtervaters. „Aber die Erwägung siegte", sagt Hertzberg im Vorwort, „daß ohne sein (des Uebersetzers) Dazwischentreten nicht nur unserm Volke die Freude an den urkräftigen Schöpfungen eines Originalgenies, sondern auch den Geschichtsfreunden eine der reichsten Fundgruben für das mittelalterliche Culturleben wahrscheinlich noch lange versagt und verschlossen bleiben würde." Was nun aber im Original den Eindruck der Naivetät macht, das erscheint in unserm decenten Hochdeutsch plump und unflätig. Der Uebersetzer hat daher gethan, was unter den Umständen geboten war: wo die Ursache ein wesentliches Element der Fabel bildete, hat er sie umschrieben, wo nicht, den betreffenden Vers weggelassen, und beides nur, wo sexuelle Verhältnisse ins Spiel kamen.

Der Uebersetzung geht eine kritisch sehr werthvolle Einleitung über Chaucer's Zeitalter, Leben und schriftstellerischen Charakter voran, die in möglichster Gedrängtheit alles bietet, was wir vom Dichter wissen und was eine schärfere Kritik der neuern Biographen über ihn und seine Werke ermittelt hat. Chaucer hat nämlich auch das mit Shakspeare gemein, daß über seinen Lebensumständen, wenigstens bis zu seinem spätern Mannesalter, ein Dunkel schwebt, ja in mancher Hinsicht ein noch größeres als über denen des jüngern Dichterfürsten. Denn von Chaucer ist weder der Geburtsort noch das Geburtsjahr mit Sicherheit anzugeben. Für den erstern nahm man zwar bisher nach Chaucer's eigener Aussage London an. In dem ihm zugeschriebenen „Testament der Liebe" heißt es nämlich: „Die Stadt London, in welcher ich aufgewachsen bin, ist mir werth und theuer; und ich liebe diesen Ort inniger, als irgendeinen andern auf Erden, wie jedes lebende Wesen eine Vorliebe für seinen Geburtsort hat." Hören wir nun aber Hertzberg:

Chaucer ist aller Wahrscheinlichkeit nach in London geboren, wo im 13. und 14. Jahrhundert mehrere Bürger seines Namens und daher doch wol derselben Familien ansässig waren. Die Sache würde durch sein eigenes Zeugniß im „Testament der Liebe" außer allem Zweifel sein, wie es ebenso zweifellos wäre, daß diese unter seinem Namen gehende Schrift in der uns vorliegenden Form wirklich von Chaucer verfaßt, oder daß, wenn sie von ihm verfaßt war, unter dem in der ersten Person dort geführten Erzähler (sic) wirklich unser Dichter zu verstehen sei.

Sir H. Nicolas, der neueste Biograph Chaucer's, war der erste, der das ganze Buch „als schwerverständlich" beiseiteschob. Hertzberg führt später die gegen Chaucer's Autorschaft der gedachten Schrift sprechenden Gründe an und schließt mit der Hoffnung, daß „damit die fernere Berufung auf sie als eine Quelle für Chaucer's Biographie abgethan sein werde". So bleibt uns also für den Geburtsort des Dichters nur eine Wahrscheinlichkeit. Was nun das Geburtsjahr betrifft, so wurde früher in auffällig unkritischer Weise das Jahr 1328 dafür gehalten. Man hatte sich für diese Angabe auf die Inschrift seines Grabsteins, nach welcher er am 25. October 1400 in einem Alter von 72 Jahren gestorben wäre, berufen. Gegen das angeführte Jahr spricht aber die zuerst von Godwin veröffentlichte Urkunde einer gerichtlichen Zeugenaussage Chaucer's vom Jahre 1386, in welcher der Dichter erklärt, er sei 40 Jahre und darüber alt (XL ans et plus). Der genannte Biograph hatte aber diese Urkunde erst, nachdem sein Werk bereits gedruckt war, geprüft; um nun nicht diejenigen Stellen in seiner Biographie, welche dadurch unrichtig gemacht wurden, streichen oder ändern zu müssen, war er unehrlich genug, gegen die von ihm selbst beigebrachte Evidenz anzukämpfen, und stellte die absurde und lieblose Vermuthung auf, der Dichter habe aus Eitelkeit beschworen, er sei erst 40 Jahre oder so alt, während er in Wahrheit 58 Jahre alt war.

So pflanzte sich das unrichtige Geburtsjahr durch alle Biographien von Speight bis Campbell fort und ging von diesen in die landläufigen Literaturgeschichten über. Erst Turner wagte es, das Jahr 1340, und Hippisley, 1345 als das Geburtsjahr Chaucer's anzunehmen. Entschiedener als beide aber focht Fiedler die Autorität der Grabinschrift an und wies auf ihren Widerspruch mit dem unabweisbaren juridischen Document hin. Wie Hippisley schob auch er das Geburtsjahr bis 1345 hinauf. Nach genauer Prüfung aller Umstände jedoch schließt sich Hertzberg der Annahme Turner's (ohne jedoch diesen zu nennen) an und stellt das Jahr 1340 als dasjenige hin, durch welches allein erst die Zweifel gelöst werden, die sich bei der hergebrachten Jahreszahl aufdrängen. So werden in dieser verdienstvollen Einleitung noch manche dunkle Punkte in Chaucer's Biographie aufgehellt, bei denen wir jedoch nicht länger verweilen können. Es mag genügen, sie allen, die sich specieller mit der englischen Literatur beschäftigen, als das Beste, was wir, Deutsche sowol wie Engländer, über den englischen Dichtervater besitzen, zu empfehlen. Ebenso wenig können wir hier auf Hertzberg's treffliche Bemerkungen über Chaucer's Charakter als Dichter, über sein Verhältniß zu seinen englischen und französischen Vorgängern und Nachfolgern, über sein Metrum, seine Originalität, seine Gelehrsamkeit, sein Genie, seine Bedeutung und Größe, welche

letztere er mit Recht als keineswegs nur eine hiſtoriſche und relative angeſehen haben will, des Nähern eingehen. Nur ſeine Parallele zwiſchen Chaucer und Boccaccio, mit dem er der äußern Form nach die meiſte Verwandtſchaft hat, wollen wir hier anführen, um das Vorurtheil, das man in Deutſchland ſo lange gegen den engliſchen Dichter gehegt zu haben ſcheint, auch unſererſeits beſeitigen zu helfen.

Boccaccio iſt bei ſeiner blendenden und gleichmäßig geſeilten, niemals plumpen Diction dennoch im Herzen laſciv. Er iſt ſchlüpfrig, lüſtern und darum wirklich unſittlich und gefährlich. Bei Chaucer dagegen iſt von Lüſternheit nirgends die geringſte Spur. Es kommt ihm nicht entfernt in den Sinn, ſich in verblümten, aber eben darum verführeriſchen Situationen zu ergehen, wie jener es mit Vorliebe thut. Er läßt zu Zeiten ein unſchickliches, ſehr unſchickliches Wort fallen, aber er iſt nie unſittlich. Man mag die betreffenden Stellen roh, ungeſchlacht, pöbelhaft nennen, der gebildete Anſtandsſinn mag dabei erſchrecken; die Unſchuld und Tugend iſt ſicher vor ihnen, ebenſo ſicher wie bei den groben Späßen Eulenſpiegel's und was ſonſt aus unſerer ältern deutſchen Volksliteratur in dieſelbe Rubrik gehört.

Schließlich können wir es uns nicht verſagen, unſern Leſern nach Voranſtellung des engliſchen Textes *) ein oder zwei Pröbchen aus der gewandten Ueberſetzung ſelbſt vorzulegen. Beide Stücke ſind dem Prolog entnommen, der bekanntlich zu den gelungenſten Partien des Werks gehört:

A merchant was there, with a forkèd beard;
In mottèly, and high on horse he sat;
And on his head a Flandrish beaver hat.
His bootes clasped fair and fetisly.
His reasons spake he full solemnèly;
Sounding alway th'increase of his winning;
He would the sea were kept for anything
Betwixen Middleburgh and Orèwell.
Well could he in exchanges shieldès sell.
This worthy man full well his wit beset,
There wiste no wight that he was in debt;
So stedfastly did he his governance,
With his bargains, and with his chevisance.
Forsooth he was a worthy man withal.

Ein Kaufherr dann in ſcheckigem Gewand
Kam hoch zu Roß; er trug 'nen Zwickelbart
Und einen Biberhut nach vläm'ſcher Art;
Die Stiefeln zugehakt, fein ſäuberlich;
Er ſprach voll Nachdruck und höchſt feierlich,
Stets blickte des Geſchäfts Bedeutung durch.
„Man müßte jedenfalls von Middelburg",
Meint' er, „bis Oriwell das Meer bewachen";
Viel Geld auch konnt' er an der Börſe machen,
Und ſeine Kunſt betrieb er höchſt gewandt.
Man ahnte nicht, wie ſchief es mit ihm ſtand;
So ſicher wußt' er ſein Geſchäft zu führen
Und Fordrung mit Credit zu balanciren.
Und in der That ein würd'ger Mann war dies.

*) Freilich nach zwei verſchiedenen Texten.

The Miller was a stout carl for the nones,
Ful big he was of brawn and eke of bones.
That proved wel, for over all there he came,
At wrestling he wolde bere away the ram.
He was short-shoulder'd, brode, a thikke gnarre,
Ther n'as no dore that he n'olde heve of barre,
Or breke it at a renning with his hede.
His berd as any sowe or fox was rede,
And thereto brode as though it were a spade;
Upon the cop right of his nose he hade
A wert, and thereon stude a tuft of heres,
Rede as the bristles of a sowes eres.
His nose-thirles blacke wer and wide:
A swerd and bokeler bare he by his side.
His mouth as wide was as a forneis.
— — — — — — — — —
Wel coulde he stelen corne and tollen thries;
And yet he hade a thoom of golde parde,
A white cote and a blew hode wared he:
A baggepipe wel coulde he blow and soune,
And therewithal he brought us out of toune.

Der Müller war ein Kerl von tücht'gem Mark,
Von Muskeln und von Knochen mächtig ſtark.
Das zeigt' er wohl: in jedem Ringerkreis
Trug er den Hammel ſtets davon als Preis;
Ein dicker Knorr, kurz, in den Schultern breit,
Hob jede Thüre aus mit Leichtigkeit,
Ja rannte ſie wol mit dem Schädel ein.
'Nen Bart hatt' er, ganz fuchsroth, wie ein Schwein,
Breit wie ein Spaten unten abgeſchnitten,
Und recht auf ſeiner Naſenſpitze Mitten
Stand eine Warze, Haare drauf, genau
Wie Borſten an den Ohren einer Sau.
Die Naſenlöcher waren ſchwarz und wild
Und an der Seite trug er Schwert und Schild.
Weit wie ein Ofen that ſich auf ſein Mund.
— — — — — — — —
Er ſtahl das Korn und nahm dreimal die Metzen.
Bei Gott, ſein Daumen machte Gold und Grütze,
Er ging in weißem Rock und blauer Mütze.
Den Dudelſack verſtand er gut zu blaſen
Und bracht' uns ſchier durch die Muſik zum Raſen.

Man ſieht wol auf den erſten Blick, daß die Ueberſetzung dieſes Engliſch noch ganz andere Schwierigkeiten bieten mußte als die eines neuen engliſchen Dichters. Hertzberg hat aber außer der glücklichen Beſiegung derſelben noch das Verdienſt, durch ſeine Uebertragung manche dunkle Stelle im Urtext beleuchtet und daher auch als Textkritiker ſeiner Aufgabe ſich gewachſen gezeigt zu haben. Auch die der Ueberſetzung angehängten Anmerkungen zeugen von ebenſo gründlicher Forſchung wie richtigem Takt in der Auswahl des Wiſſenswertheſten. Bei einer neuen Auflage wird hoffentlich dem ſehr empfindlichen Mangel eines Inhaltsverzeichniſſes abgeholfen werden.

David Aſher.

Feuilleton.

Louis Veuillot über Alexander von Humboldt.

Wir haben neulich das Urtheil mitgetheilt, welches Veuillot über den pariſer Ariſtophanes fällte; wir führen heute zur Ergänzung ſein Urtheil über Alexander von Humboldt an. Man kann ſagen, daß Heinrich Heine, Alexander von Humboldt und Giacomo Meyerbeer das Kleeblatt deutſcher Größen bilden, welche uns von den Franzoſen bis zu einem gewiſſen Grade ſtreitig gemacht werden. Das Urtheil des ultramontanen Feuilletoniſten iſt daſſelbe, welches ſeine Geſinnungsgenoſſen dieſſeits des Rheins, die Jünger Hengſtenberg's mit eingeſchloſſen, über den großen Naturforſcher hegen, nur mit dem Unterſchied, daß dieſe es nicht in ſo kecker Weiſe auszuſprechen wagen. Veuillot ſagt: „Wir haben die Correſpondenz des famoſen, des berühmten, des koloſſalen Alexander von Humboldt vor uns, der ſich

hundert Jahre lebte im Glanz des Ruhms, begünstigt von den Menschen, den Königen, dem Himmel und dem «Journal des débats». Diese Correspondenz gibt ihn uns in die Hand. Alexander von Humboldt war ein sehr großer Gelehrter — nur wußte er niemals, warum er auf Erden war. Er hatte viel Geist — schade nur, daß er ein Preuße war und es sich daher von selbst verstand, daß er viel Geist hatte. Er schrieb reizende Briefe — schade nur, daß er in hohem Grade ein echter Literat war und seine Briefe so sauber ausarbeitete, damit sie noch reizender wurden und man sie drucken konnte, und das ist auch geschehen. Er hatte ein hochschlagendes und stolzes Herz — schade nur, daß er Kammerherr des Königs von Preußen war, was ihn nöthigte, beständig seinen Rücken zu beugen und selbst sein Herz und selbst seinen Kopf. Er genoß die Huldigungen, welche ihm die Könige, die Prinzen, die Literaten und die Journale zollten — schade nur, daß er sie albern fand und daß selbst das «Journal des débats» ihm bisweilen widerwärtig wurde, wegen der Mitarbeiterschaft von Philarète Chasles, gegen den er eine Pique hatte. Er besaß Verdienst genug, um seine Stellung als Kammerherr geringzuschätzen und um des Hofes müde zu sein — schade nur, daß er ihn nicht entbehren konnte. Alles glückte ihm — schade nur, daß er sich sehr langweilte und starb mit Ekel am Leben und Furcht vor dem Tode.

„Man veröffentlicht nach seinem Tode, seinem Wunsche gemäß, diese Correspondenz, die er geschrieben hat, um wieder etwas aufzuerstehen, und sich zu zeigen, wie er war. Dies geschieht in der That; nur ersteht er nicht so glorreich auf, wie er gelebt hat. Sie wirft einige «aber» auf, sie flößt wenig Sympathie für den Menschen ein, sie macht viele Fragezeichen in Bezug auf den Philosophen und selbst einige in Bezug auf den Menschen." Veuillot theilt nun einige Stellen aus Humboldt's Briefen mit, namentlich diejenige, in welcher der greise Gelehrte seinen Lebensabend traurig nennt. „So", ruft Veuillot aus, „ein achtzigjähriges Leben, die schönste Begabung, zu erforschen und zu sehen, die schönsten Erfolge, die größten Ehren und nun langsam in der Fülle des Ruhms unterzugehen wie die Sonne im Meer: das ist ein trauriger Abend und ein verfehltes Leben!" Den Grund dieser Verdüsterung sieht Veuillot darin, daß Humboldt unwissend war, unwissend in Betreff des Heiligen und der Pflichten seiner Seele. Man kennt den Text zu diesen Melodien, sie haben auch in Deutschland oft genug uns in die Ohren geklungen. Doch Veuillot hat den Ruhm, sie mit der Dreistigkeit eines pariser Gamins uns vorzuträllern, mit der sich gelegentlich das salbungsvolle Pathos eines Bußpredigers vereinigt.

Wilhelm Mannhardt's Quellensammlung für eine germanische Sittenkunde.

Von Wilhelm Mannhardt's wichtiger und anregender Schrift: „Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur germanischen Sittenkunde", ist eine zweite vermehrte Auflage erschienen (Danzig 1866), wodurch aufs neue die Aufmerksamkeit auf die verdienstvollen Bestrebungen dieses Gelehrten hingelenkt wird, der sich bereits auf dem Gebiete der deutschen Mythenforschung durch verschiedene tüchtige Werke hervorgethan hat. Mannhardt beabsichtigt eine Quellensammlung von heimischen Volksüberlieferungen, auf welcher sich künftig die Culturgeschichte unsers germanischen Stammes aufbauen kann. Zunächst hat er eine Sammlung der agrarischen Gebräuche, vornehmlich der Erntesitten, in Aussicht und Angriff genommen. Als eine Probe der begonnenen Ausführung dieses Gedankens hat er die vorliegende Schrift veröffentlicht, in welcher der alte Volksglaube, daß ein im Getreide hausendes dämonisches Wesen, bald als Roggenwolf, bald als Roggenhund aufgefaßt, beim Kornschnitt gefangen werde, in seinen einzelnen Erscheinungen verfolgt und mit großer und umfassender Gelehrsamkeit dargelegt wird. Die mannichfache Hülfe, welche dem Verfasser aus allen Theilen Deutschlands für diese Untersuchung gespendet wurde, ist hier verwerthet und öfter im einzelnen hervorgehoben.

Mit dieser Schrift ist zugleich die erneute „Bitte" an die Freunde des Volkslebens verbunden, für den Sammler und Forscher über eine größere Reihe von formulirten Fragen Erkundigungen einzuziehen und ihm das Ergebniß ihrer Nachforschungen mit so vielen Einzelheiten wie möglich mittheilen zu wollen. Diese Fragen beziehen sich auf die Gebräuche bei der Ackerbestellung, dem Säen, dem Misten, bei der Heu-, Korn-, Hanf-, Flachs- und Kartoffelernte, beim Dreschen, beim Flachs- und Hanfbrechen. Mit diesen Gebräuchen sind bestimmte abergläubische Meinungen verbunden, auf welche besonders zu achten ist. Auch die Sagen, die sich an die agrarischen Gebräuche knüpfen, sind zu sammeln. Nicht minder die bestimmten Ausdrücke, Redensarten, sowie die Kinderspiele. Mannhardt bittet insbesondere, man möge bemerken, was ehemals Gebrauch war und was jetzt davon noch in Uebung ist. Auch ist darauf zu achten, daß jedesmal der Name und die Lage (Kreis oder Amt, Regierungsbezirk, Provinz) der Orte angegeben werde, wo die mitgetheilten Gebräuche vorkommen. Mannhardt gedenkt rühmend der dankenswerthen Beihülfe, die ihm schon zutheil geworden, aber er bedarf noch bei weitem mehr solcher Mittheilungen, wenn das Unternehmen vollständig werden soll. Möge das Werk von allen, die Lust und Gelegenheit dazu haben, thatkräftig unterstützt werden!

Bibliographie.

August, H., Ein Opfer von Königgrätz. Leipzig, Lißner. 8. 3 Ngr.

Bartsch, K., Die deutsche Treue in Sage und Poesie. Vortrag. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 5 Ngr.

Bengel, J. A., Offenbarungs-Gedanken. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 15 Ngr.

Bluntschli, Geschichte des Rechts der religiösen Bekenntnißfreiheit. Ein öffentlicher Vortrag. Elberfeld, Friderichs. 8. 10 Ngr.

Floß, H. J., J. Gildemeister und das Bonner Universitätsprogramm zum 3. August 1866. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 7½ Ngr.

Freese, J., Wozu leben wir? — und warum jetzt? Einladung zur Philosophie an Jedermann. Berlin. Gr. 8. 12 Ngr.

Freimund, J., Oesterreichs Zukunft entwickelt aus seiner Vergangenheit und Gegenwart. Brüssel. 8. 15 Ngr.

Gerstäcker, F., Unter Palmen und Buchen. 3ter Bd. Unter Palmen und Buchen. Gesammelte Erzählungen. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gustav vom See, Heimathlos. Roman. 4 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 6 Thlr.

Der Fürst von Hohenlohe und seine Gegner. Würzburg, Julien. Gr. 8. 6 Ngr.

Schultes, C., „Reklame!" Original-Roman. 2 Bde. Jena, Hermsdorf. 8. 2 Thlr.

— — Süd und Nord. Gesammelte Novellen. 2 Bde. Jena, Hermsdorf. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Schulz-Schultzenstein, C. H., Die Physiologie der Verjüngung des Lebens im Unterschiede von den dynamischen und den materialistischen Stoffwechseltheorien des Lebens und in ihrem Einfluß auf Gesundheitskultur, Erziehung und Unterricht. Berlin, Remak. Gr. 8. 20 Ngr.

Trocki, L. v., Die Entwickelung der Oper in Polen. Leipzig, Rhode. 8. 12 Ngr.

Usinger, R., Forschungen zur Lex Saxonum. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Vacano, E. M., Die Virtuosen. Eine deutsche Geschichte. Berlin, Lassar. 8. 1 Thlr.

Barrentrapp, C., Erzbischof Christian I. von Mainz. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Weber's illustrirte Katechismen. Belehrungen aus dem Gebiete der Wissenschaften und Künste. Nr. 60: Katechismus der Meteorologie. Von H. Greischel. Leipzig, Weber. 8. 15 Ngr.

Wickede, J. v., Die 25jährige Regierung des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Eine Volksschrift für Mecklenburg. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 20 Ngr.

Winckelmann's, J., Versuch einer Allegorie besonders für die Kunst. Aus des Verfassers Handexemplar mit vielen Zusätzen von seiner Hand, sowie mit inedirten Briefen Winckelmann's und gleichzeitigen Aufzeichnungen über seine letzten Stunden herausgegeben von A. Dressel. Mit einer Vorbemerkung von C. Tischendorf. Leipzig, Mendelssohn. 1866. Gr. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Zahn, A. v., Dürer's Kunstlehre und sein Verhältniss zur Renaissance. Leipzig, R. Weigel. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Zeit- und Lebensbilder. Neue Sammlung interessanter Novellen und Erzählungen. 1ter Bd.: Der Tag von Königgrätz. Von C. Schmeling. Berlin, Conrad. Gr. 16. 15 Ngr.

Zingerle, I. v., Bericht über die in Tirol angestellten Weisthümer-Forschungen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **Karl Friedrich Wilhelm Wander.**

In Lieferungen zu 8 Bogen. Jede Lieferung 20 Ngr.

Mit der soeben erschienenen funfzehnten Lieferung liegt der erste Band des mit Recht als ein deutsches Nationalwerk bezeichneten „Deutschen Sprichwörter-Lexikon" von Wander (A — Gothen) vollständig vor. Er kann in gehefteten oder gebundenen Exemplaren durch alle Buchhandlungen bezogen werden (was denen, welche den Bezug eines derartigen Werks in einzelnen Lieferungen nicht lieben, willkommen sein wird), während die Fortsetzung nach wie vor in der, die allmähliche Anschaffung so wesentlich erleichternden bisherigen Form — in Lieferungen zu 20 Ngr. — erscheint. Ein Prospect über das Werk ist gratis zu haben.

In einer ausführlichen Vorrede zum ersten Bande spricht sich der Herausgeber eingehend über das Werk und die von ihm befolgten Grundsätze aus; diese Vorrede ist nebst den sich daranschliessenden Verzeichnissen von hohem Interesse für alle Freunde der Sprachliteratur.

Das „Deutsche Sprichwörter-Lexikon" will den gesammten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörterschatz, den in der Literatur zerstreut niedergelegten wie den blos im Volksmunde lebenden, in alphabetischer Ordnung zusammenfassen (mehr als 80000 deutsche und 20000 fremde Sprichwörter). Es wird nicht nur die vollständigste, geordnetste und darum übersichtlichste, sondern vergleichungsweise auch wohlfeilste aller bisherigen Sprichwörtersammlungen sein. Der bekannte Herausgeber hat dem Werke den grössten Theil seines Lebens gewidmet.

In der „Allgemeinen Schul-Zeitung" sagt ein competenter Beurtheiler: „Mit jeder Lieferung wächst das Werk, wie äusserlich, so an innerm Gehalt und Werth. Dazu trägt theils die reichliche Beisteuer, deren sich der Herausgeber von theilnehmenden Gelehrten und Bekannten zu erfreuen hat, das Ihre bei, theils die erhöhte Sorgfalt für die Richtigkeit der angeführten zahlreichen Sprichwörter und hauptsächlich die Fülle der den Sprichwörtern beigegebenen Erklärungen, welche über den Ursprung, den Sinn und die Verwandtschaft derselben oft trefflichen Aufschluss geben."

Bücher zu ermässigten Preisen.

Alle Bücherkäufer werden auf den soeben ausgegebenen

Katalog werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig

zu bedeutend ermässigten Preisen,

welcher in fünf Abtheilungen eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthält, besonders aufmerksam gemacht.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Kataloges **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

Die Preisermässigung besteht nur für einige Zeit. Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt gewährt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit einem Grobian.

Herausgegeben von einem seiner Freunde.

Zweite Auflage.

Vermehrt mit einem Gespräch über

die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege.

8. Geh. 2 Thlr.

Dieses kurz vor dem vorjährigen Kriege erschienene Buch erregte so allgemeines Interesse, daß dasselbe binnen einigen Monaten vergriffen war und eine zweite Auflage nöthig wurde.

Ein bekannter deutscher Schriftsteller, der aus besonderen Gründen das Buch anonym erscheinen läßt, will in diesen „Gesprächen" unserer Zeit einen humoristischen Spiegel vorhalten, in dem die heutigen Menschen rückhaltlos nach ihrem eigentlichen Wesen erscheinen. Zugleich beleuchtet er aber auch in allen Hauptgebieten des Lebens die Ideale, nach denen die Zeit zu streben hat, und gibt für die wichtigsten Fragen der Gegenwart die Mittel an, sie zu lösen. Er empfiehlt sein Buch „den Ehrlichen, den Edeldenkenden und Muthigen — dem ganzen deutschen Volke".

Die vorliegende zweite Auflage ist vom Verfasser mehrfach verändert, namentlich aber durch eine 8 Bogen umfassende Zugabe vermehrt worden. Von dieser erschien gleichzeitig ein Separatabdruck unter folgendem Titel:

Neuestes Gespräch mit dem Grobian

Ueber die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege.

8. Geh. 15 Ngr.

Nicht nur den zahlreichen Lesern der ersten Auflage des Werks, zu welchem es den ergänzenden Abschluß bildet, wird dieses „Neueste Gespräch" willkommen sein; die originelle Art und Weise, wie der Verfasser den widerstreitenden Ansichten über die großen Fragen der Zeit, namentlich der Deutschland betreffenden, Ausdruck gibt, ist ganz geeignet, bei allen Parteien die lebhafteste Theilnahme zu finden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Jakob Friedrich Fries.

Aus seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt von

E. L. Th. Henke.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Fries hat nicht nur durch seine philosophischen Schriften, sondern auch durch seine akademische Wirksamkeit in den Jahren 1805—43, zuerst in Heidelberg, später in Jena, welche nur kurze Zeit infolge seiner Betheiligung am Wartburgfeste unterbrochen wurde, einen so hervorragenden Einfluß auf den Entwickelungsgang der neuern deutschen Philosophie ausgeübt, daß die vorliegende Darstellung seines Lebens und Wirkens sicherlich lebhaftes Interesse in vielen Kreisen erregen wird. Sie ist auf Grund der von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen und seines reichhaltigen Briefwechsels mit Freunden und Zeitgenossen, wie de Wette, von Savigny, Hase, Clemens Brentano, F. H. Jacobi, Reinhold, mit beiden Humboldt, Gauß u. a., von seinem Schwiegersohne Professor Dr. Henke in Marburg verfaßt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 19. — 9. Mai 1867.

Inhalt: Neue Romane von A. E. Brachvogel, Leo Wolfram und Otto Müller. Von **Rudolf Gottſchall.** — Der Krieg von 1866. Von **Karl Guſtav von Berneck.** (Beſchluß.) — Giacomo Leopardi. Von **Otto Spielberg.** — **Feuilleton.** (Die Generalverſammlung der Deutſchen Shakſpeare-Geſellſchaft in Berlin; Engliſche Urtheile über deutſche Schriften; Eine Studie über lateiniſchen und deutſchen Dichterausdruck.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Neue Romane von A. E. Brachvogel, Leo Wolfram und Otto Müller.

Wir glauben nicht, daß unſer hiſtoriſcher Roman auf einen grünen Zweig kommen wird, wenn er, wie in letzter Zeit, fortfährt, das große Muſter Walter Scott's zu vernachläſſigen und aus dem Vollen der Geſchichte heraus zu wirthſchaften. Dergleichen romanhaft aufgeputzte Biographien haben für das große Publikum gewiß ein Intereſſe; denn wen intereſſirte nicht die Geſchichte, zumal in ſchmackhafter Zubereitung, mit einiger poetiſcher Würze und kochkünſtleriſch ſervirt! Doch ſolche Werke haben kein Recht, ſich für hiſtoriſche Romane auszugeben, da ſie fortwährend gegen die Grundregeln des epiſchen Stils ſündigen. Sie geben uns keinen Ausſchnitt aus der Geſchichte, ſondern den ganzen Kreis; ſie erfinden keine ſpannende Handlung, in welche ſie die hiſtoriſchen Perſönlichkeiten verweben, während der Hauptheld dieſer Handlung eine freierfundene Geſtalt iſt; ſie ſuchen nur die großen Haupt- und Staatsactionen durch einige, oft geringe Zuthaten freier Erfindung und durch eine gewiſſe romanhafte Gruppirung für ihre Zwecke zurechtzumachen. Nirgends werden wir in dieſen Werken zu einem behaglichen Verweilen eingeladen; nirgends erfreuen wir uns jenes epiſchen Wohlſeins, das wir bei Homer und bei Walter Scott genießen, weil der Dichter uns mit den Perſonen und Dingen bis in ihre kleinſten Falten hin vertraut macht. Hier, im Gegentheil, iſt alles Sturm und Drang, raſtlos ſich überſtürzende Handlung; jedes Kapitel iſt bis über den Rand mit geſchichtlichem Inhalt angefüllt; es iſt ein unruhiges Kommen und Gehen der Helden, eine fortwährende Hetzjagd der Erſcheinungen. Bei dieſer Haſt kommt keine einzige Perſönlichkeit zu ihrem vollen Recht, zu eigenartigem Leben; auch von dieſer Dichtweiſe gilt der Spruch: „Die Todten reiten ſchnell!"

Solche Betrachtungen drängten ſich uns wieder auf bei der Lektüre des neueſten Brachvogel'ſchen Romans:

1. Hamlet. Roman von A. E. **Brachvogel.** Drei Bände. Breslau, Trewendt. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel hat Talent, das Talent der Skizze; es iſt manches in dieſem Roman, was wie ein genialer Wurf gemahnt; es fehlt ihm nicht an blitzartigen Anſchauungen und Parallelen, an Bildern, die mit kaleidoſkopiſcher Schnelle zu rührender oder erſchütternder Wirkung zuſammenſchießen; es finden ſich ſogar Situationen, die als dramatiſche Tableaux Berechtigung hätten. Doch das Ganze iſt in einer unruhig vibrirenden, allem epiſchen Stil hohnſprechenden Darſtellungsweiſe gehalten; drei bis vier Biographien, die faſt von der Wiege bis zum Grabe reichen, ſind zuſammengeſchweißt und an einer großen Zahl von Stellen miteinander verknotet. Die ganze Regierungsgeſchichte der Eliſabeth bildet den Rahmen der Handlung oder vielmehr die einzelnen Stationen derſelben; doch an keiner einzigen iſt uns eine wohlthuende Ruhe verſtattet. Immer hört man die Locomotive des Dichters mit ſchrillem Pfiff ans Vorwärts mahnen. So bietet die Rückſchau auf das durchgenoſſene Werk auch nur eine Fülle verworrener und ſich kreuzender Erinnerungen. Nirgends ein kryſtallklarer, ſich anmuthig fortſchlängelnder Strom der Erzählung, welche überall gleichſam über die Ufer tritt, ganze Gegenden unter Waſſer ſetzt und zuletzt den übeln Eindruck eines ſchwer zu durchwatenden Sumpfes hervorruft.

Der Roman hat zwei Helden, Eſſex und Shakſpeare. Die Thaten des einen werfen ihre Reflexe in die Phantaſie des andern; ſie geben den Stoff her, den der Dichter zu unſterblichen Werken geſtaltet. Die Tragödie des Lebens befruchtet die Tragödie der Kunſt. Das iſt an und für ſich ein geiſtreicher, der künſtleriſchen Ausgeſtaltung fähiger Grundgedanke, doch nur, wenn dabei der Goethe'ſche Spruch beherzigt wurde: „In der Beſchränkung nur zeigt ſich der Meiſter."

Leider hat der Dichter ſeine Aufgabe nicht mit der nöthigen Prägnanz erfaßt. Wie er ſich dieſelbe urſprünglich geſtellt, beweiſen die beifolgenden Zeilen aus dem dritten Bande:

> In Shakſpeare's Seele gärte es inzwiſchen fieberhaft. Sein Abſchied von Graf Robert war ihm geweſen, als wenn er ſein Liebſtes verloren hätte. Nun allein — von ſchweigender Nacht umgeben, tauchten ihm alle jene Bilder vergangener Stunden auf, in denen des Grafen Charakter mit ſeinen Licht-

und Schattenſeiten, ſeinen craſſen Gegenſätzen ihm offenbar geworden, die tollen Scenen alle im Eberkopfe und der Meermaid; was er bei Drake's Katze allda geäußert; was er im halben Wahnſinn vor der wilden Fahrt gen Rouen ihm enthüllt; ſein Benehmen bei der Widerſpenſtigen Zähmung und wie er ſich in ſeiner tiefſten Mannesſchmach ihm wieder verſöhnt hatte, endlich dieſe letzten unbegreiflichen Seelenkämpfe! Das alles drängte ſich ihm zu jener melancholiſch-träumeriſchen, philoſophiſch-verrückten und doch ſo ergreifend-wahren Geſtalt zuſammen, die im Gewand der Trauer oft genug vor ihm geſtanden und nun geiſterhaft in ſeinem Innern ein zweites unabhängiges Leben begann. Die Imagination wirkte bei der nächtigen Stille ſo tief und erſchütternd, ſo ahnungsbang und grauenvoll auf ihn, brachte ſein Blut ſo zum Sieden, daß er — unfähig zum Schlaf — ſeinen Phantaſien nachging. Plötzlich erinnerte er ſich der Anekdote von dem unglückſeligen Dänenprinzen Hamlet, „der, toll über ſeines Vaters Mord geworden, mit ſeinem Hauſe zu Grunde ging". Irgendwo in einer Chronik wol hatte er ſie vordem geleſen. Er ſchrie faſt laut auf über die Aehnlichkeit, welche er jetzt zwiſchen dieſer einfachen Erzählung und Eſſex' Charakter wie Lebensumſtänden fand, und ſein Hirn verwebte alsbald beides, baute im Spiele der Gedanken ein Doppeldaſein auf, in welchem Wirklichkeit und Sage, bittere Wahrheit und poetiſche Fiction ein wunderbares Durcheinander bildeten.

Dies „wunderbare Durcheinander", aus welchem Brachvogel die große Shakſpeare-Dichtung hervorgehen läßt, hat ſich leider in ſeinem eigenen Werke in Permanenz erklärt. Die hiſtoriſche Aehnlichkeit des Eſſex mit Hamlet beſchränkt ſich auf die muthmaßliche Ermordung ſeines Vaters unter Mitwiſſen der Mutter, die darauf den Lord Leiceſter heirathete. Damit nun Hamlet ganz nach Eſſex gedichtet ſein ſoll, wird Eſſex zu einem Hamlet gemacht, ſo ſehr auch die Geſchichte widerſprechen mag. Der tapfere Sieger von Cadiz, der Mann raſcher und leidenſchaftlicher Entſchlüſſe, hatte durchaus keine Aehnlichkeit mit dem träumeriſchen Dänenprinzen. Im erſten Bande beſtrebt ſich der Dichter nach Kräften, den Eſſex in das Hamlet'ſche Theatercoſtüm zu ſtecken, läßt ihm den Geiſt ſeines Vaters erſcheinen und waffnet ſeine Bruſt mit Rachegedanken. Als ſich aber ſpäter Hamlet und der hiſtoriſche Eſſex nicht mehr decken, läßt ſich der Dichter hierüber auch weiter keine grauen Haare wachſen; er ſchildert uns einfach in ſeinen Kriegsthaten und ſeinem Conflict mit Eliſabeth den Helden der bekannten Eſſex-Tragödien und fügt nur noch einmal eine überflüſſige Wahnſinnsepiſode ein, die uns nach Helſingfors und in das Boudoir der ſchönen Ophelia verſetzt.

Wenn er hier zu wenig thut, thut er auf der andern Seite zu viel. Nicht blos Eſſex erſcheint als Shakſpeare's Vorbild für den Hamlet — eine ganze Galerie geſchichtlicher Haupt- und Nebencharaktere tritt vor uns hin, die Modelle für das Atelier der Shakſpeare'ſchen Dichtungen, eine Menge von Scenen, die er in ſein Drama verwebt. Die nachtwandelnde Lätitia als Lady Macbeth, der Ritter Oldcaſtle mit ſeinen Genoſſen als Falſtaff und ſeine Schildknappen, die Bezähmung der Widerſpenſtigen u. ſ. w. — das wird uns alles als eine die Phantaſie des Dichters befruchtende Wirklichkeit vorgeführt. In dieſer Erweiterung liegt aber eine unkünſtleriſche Abſchwächung; wir erhalten den Eindruck eines in romanhaften Inhalt umgeſetzten Shakſpeare-Commentars, welcher einer ebenſo behandelten Regierungsgeſchichte der Eliſabeth parallel geht.

Hierzu kommt, daß der freundſchaftliche Verkehr zwiſchen Eſſex, Southampton und Shakſpeare in einer Weiſe geſchildert iſt, welche durchaus den Eindruck unhiſtoriſcher Entſtellung macht. Daß zwiſchen Eſſex und Shakſpeare, Southampton und Shakſpeare eine Freundſchaft beſtanden habe, wie zwiſchen Schiller's Carlos und Poſa, Jean Paul's Horion und Flamin iſt eine Erfindung unſerer Shakſpeare-Romane oder auch unſerer Shakſpeare-Kritiker, die ebenfalls manchen Roman verfaßt haben und deren poetiſche Ader, ſo gering ſie ſein mag, immer zur Unzeit hervorbricht. Die Sonette etwa ſo zu behandeln, wie man Goethe's „Dichtung und Wahrheit" betrachtet, als eine biographiſche Grundlage, iſt ein offenbarer Irrthum, den Delius am ſchärfſten nachgewieſen hat. Die tiefe Verachtung, in welcher der Schauſpieler damals ſtand, ſpricht ſich gerade in den Sonetten ſehr ſchlagend aus. Der Dichter mochte ſeine Freundſchaft zu Southampton noch ſo ſehr idealiſiren — es blieb doch in Wahrheit das Verhältniß des Clienten zum Patron, des Schützlings zu einem wohlwollenden, vielleicht verſtändnißinnigen Gönner:

> Ich bin dein Sklav und harre dienſtbereit
> Des Tags, der Stunde, welche du beſtimmſt,
> Und keine Pflicht macht koſtbar meine Zeit,
> Bis du in Anſpruch meine Dienſte nimmſt.

Der Romanſchriftſteller kann ſich nun wol freier bewegen als der Biograph Shakſpeare's und von dem Mythus Shakſpeare's manches in ſein Werk aufnehmen; doch gerade die culturhiſtoriſchen Vorausſetzungen des Zeitalters wollen wir unverſehrt wiederfinden. Das iſt die Treue, die wir vom geſchichtlichen Roman verlangen. Nun gewinnt aber auch bei dem Bruch derſelben in unſerm Roman die Poeſie äußerſt wenig. Der Shakſpeare Brachvogel's erinnert uns an „the busy body" in dem Luſtſpiel der Suſanne Centlivre, „Er mengt ſich in alles"; er iſt der Ueberall und Nirgends. Bei allen Haupt- und Staatsactionen iſt er eine Art von Thürſteher; allenthalben ſteckt er den Kopf herein, um Eindrücke zu empfangen, um ſich zu dramatiſchen Schöpfungen begeiſtern zu laſſen. Nur einmal greift er in die Handlung ein, als er den eingekerkerten Southampton von dem gefährlichen Actenſtück befreien hilft, das ſeinen Hochverrath bewieſen hätte; doch den Ruhm dieſer rettenden That theilt er mit einer rothen Katze.

Der eigentliche Held des erſten Bandes iſt der aus Schiller und Walter Scott bekannte Graf Leiceſter, der Stiefvater des jungen Eſſex. Daß die Geſchichte der Maria Stuart als eine Epiſode in dieſen Band mit eingeſchachtelt iſt, beweiſt nur die gänzlich unkünſtleriſche Compoſitionsweiſe des Autors, der den geſchichtlichen Rohſtoff in ſeinem Roman wie in einem Waarenmagazin aufſtapelt. Die Vergiftungsſcene in Schloß Kenilworth iſt ein melodramatiſches Effectſtück im Stil der Boulvardsdramatik. Das Schloß ſelbſt aber, ſowie der Held dieſer Scene erinnern uns zu Ungunſten des Brachvogel'ſchen Romans an Walter Scott's „Kenilworth". Welche

Weisheit der Compoſition, welche wohlerwogene Oekonomie und Steigerung, welche Spannung, welcher Effect, beides hervorgerufen durch künſtleriſche Beſchränkung und Concentration in dieſem Meiſterwerk! Und wie tritt in der wüſten Zerfahrenheit des Brachvogel'ſchen Romans von dieſem allen das Gegentheil hervor!

Einige Scenen, wie z. B. die einzige wahre Hamlet-Scene im Schloſſe zu Greenwich, wo dem jungen Eſſex zwar nicht der Geiſt ſeines Vaters, aber doch vor dem Porträt deſſelben die Königin Eliſabeth erſcheint, um ihm Kunde zu geben von der Vergiftung deſſelben durch Leiceſter, ſind frappant erfunden. Nach der Entdeckung ſchlummert Eſſex ein:

In derſelben Nacht, welche Leiceſter ſo ſchreckhaft abgekürzt wurde, war Eſſex nach furchtbaren Seelenkämpfen, finſterſten Betrachtungen und grauenvollen Erinnerungen ermattet eingeſchlafen. Beängſtigend waren ſeine Träume! Plötzlich faßte es ihn wie mit kalter Hand. Er, fuhr jäh empor und ſtarrte vor ſich. Da ſtand ſein Vater, weiß und glänzend in ſeiner Rüſtung, mit erhobener Hand im Mondlicht vor ihm und winkte! Er fühlte, daß er folgen müſſe. Er erhob ſich. Er ſchritt — und — vor ihm her die erzene Geſtalt durch Gänge, Corridore und öde Winkel. „Biſt du — meines Vaters Geiſt?" — „Ich bin's", ſagte traurig klagend das Phantom, „beſtimmt zu wandeln, bis dieſer mein gequälter Geiſt gereinigt, deiner Seele zu edlerm Leben ſich neu geſellt. Erlöſe mich, erlöſe dich, erlöſe England!" Laut auf ſchrie Eſſex, der Boden wich unter ihm. Als er erwachte, lag er vor ſeines Vaters Bild, die Kerzen brannten, Salisbury war ängſtlich um ihn beſchäftigt. „Mein theuerer, junger Herr, was ſchriet und weintet Ihr? Was ſpracht Ihr da für ſchreckhafte Dinge! Eben wollte ich Euch wecken, nach Tilbury zu gehen." — „Allmächtiger Gott, ich ſah meines Vaters Geiſt! O ſchweige, Gilbert, ich bitte dich, ſchweig! Er wird nicht von mir laſſen, ſo lange ich lebe!"

Das iſt Hamlet, wenn auch nur in der Phantasmagorie eines Traums! In den ſpätern Scenen zwiſchen Eſſex und Eliſabeth iſt hin und wieder dramatiſches Leben, doch in dieſer weiten biographiſchen Ausdehnung zerſplittert ſich das Intereſſe. Der Faden reißt immer wieder ab, hundert andere Fäden werden hineinverſchlungen. Erſt gegen den Schluß hin ſammelt ſich der Inhalt der bekannten Eſſex-Tragödien wieder zu größerer Geſchloſſenheit und Wirkung.

Wie Brachvogel's „Beaumarchais", zeigt auch ſein „Hamlet", obgleich er jenem Roman im ganzen durch geiſtreichere Haltung und minder craſſe Effectbuhlerei überlegen iſt, wie eine phantaſiereiche Begabung an dem Mangel jeder Kunſtbildung ſcheitert. Was Brachvogel fehlt, iſt etwas Unerſetzliches — die claſſiſche Schule.

Das beweiſt auch ſein Stil. Der Stil dieſes Romans hat nirgends jene Gelaſſenheit, welche für den allmählichen epiſchen Aufbau erforderlich iſt; er iſt fortwährend in einer prickelnden Unruhe und Gärung. Man merkt es der Feder des Dichters an, wie ſie nicht raſch genug ihre Effecte aus dem Tintenfaß herbeiſchleppen kann und ſich um den Satz nicht kümmert, der die Züge vergröbert und unrein macht. Dabei herrſcht eine gewiſſe melodramatiſche Ueberſchwenglichkeit des Tons vor, welche die Wirkungen einer Erzählung nicht hebt, ſondern verdirbt, und die Sprache an den unſaglichen Trivialitäten der höhern Leihbibliothekenphraſe leiden läßt. „Das Zuſammengeſunkene des Mannes, dem ſonſt in Ueberkraft ſich jede Muskel ſpannte", heißt es einmal von Eſſex. Das paßt auch auf den ungleichen Stil, der bald „zuſammengeſunken" iſt und dem ſich bald in Ueberkraft jede Muskel ſpannt.

Der Stil Brachvogel's hat in dieſem Roman eine beſondere Eigenſchaft; er opaliſirt altbritiſch, er ſhakſpearifirt! Der Stil Shakſpeare's iſt aber für den modernen Roman ſehr wenig geeignet; er iſt dramatiſch ſchwertſcharf, lyriſch-phantaſtiſch funkelnd, doch ohne alles epiſche Behagen, das ja auch den Dichtgattungen fremd war, in denen er Unſterbliches ſchuf. Brachvogel wollte das ganze Werk gleichſam in den Shakſpeare'ſchen Genius untertauchen; es ſollte ja uns gleichzeitig das Bild des Jahrhunderts und den Spiegel deſſelben zeigen, und zwar das Bild im Spiegel, dem er deshalb auch den eigenthümlichen Rahmen gab. Er vergaß nur, daß die Nachahmung des Shakſpeare-Stils dem deutſchen Drama verhängnißvoll geworden iſt und viele dramatiſche Misgeburten hervorgerufen hat, daß dieſe Nachahmung im Roman aber ganz unzuläſſig iſt. Was bei Shakſpeare ein ἅπαξ λεγόμενον, das wird bei ſeinen Nachahmern zur Phraſe. Die Balconſcene zwiſchen Gilianna und Southampton mag an „Romeo und Julia" erinnern; doch welch eine reflectirende Debatte über Ehe und Liebe erhalten wir hier ſtatt jener entzückenden Sprache des erwachenden Gefühls, und welche trivialen Phraſen, gleich dem Abklatſch eines friſchgemalten Bildes, von dem einige Farben hängen geblieben, werden uns hier aufgetiſcht:

Das Schlimmſte, Herzensfreund, was uns ja treffen kann, iſt, daß wir liebend dulden, duldend ſehnen und ſehnend ſchweigen! O das iſt ſelbſt ſolch unbeſchreiblich Glück, daß es das Leben ſchön macht, wie den Traum der Sommernacht, den wir jetzt träumen! Mit Feenfingern laß die hitze Stirn dir kühlen, laß durch Küſſe alle die trotzigen Geiſter eingeſchläfert ſein! Ein Mondſtrahl, der mein einſam Fenſter trifft, bringt mir ja deinen Gruß! Jede Blüte haucht mir das Wörtchen Liebe zu! In alles rings leg' ich zauberiſch einen Sinn, und wär's die Fliege an der Wand, und dieſer Sinn biſt du. So kürz' ich mir mit Millionen Geiſtern, die meiner Liebe roſige Kinder ſind, die Zeit! Sie fliegt dahin, wir aber — bleiben immer! Fort, fort, mein Schatz, Aurora erhaſcht dich ſonſt!

Der zauberiſche Sinn, den dieſe Julie ſelbſt in die Fliege an der Wand legt, in welcher ſie ebenfalls den Geliebten erblickt, muß doch als ein Unſinn erſcheinen, mit dem die vollkommen neue Behauptung harmonirt: „Die Zeit fliegt dahin, wir aber — bleiben immer!" An ſolchem Unſinn iſt der Roman überreich. Aus dem eben angeführten Beiſpiel wird man noch eine Eigenthümlichkeit der Diction erkennen, die faſt in allen Dialogen wiederkehrt — eine iambiſch gärende Proſa, die zwiſchen Jamben und Choliamben wechſelt, bald einen reinen Fünffüßler herausſchält, bald allerlei Unſcandirbares als Schale daran hängen läßt. Beſonders Eſſex ſprudelt faſt immer ſolche halbausgegorene Jamben hervor:

Verflucht iſt, wer auf Fürſtenherzen traut!
Verflucht, wer glaubt, es wohne echte Liebe
Und Feſtigkeit im Buſen einer Frau,

Die mit dem Hermelin sich auch zugleich
Mit schmeichelnder Ehrlosigkeit, als ewiger Krankheit ihres Lebens umgab!
Du hast mein Herz zerschlagen, Königin!
Mein — Kopf steht dir zu Diensten, sonst — nichts mehr!

So schwankt die Diction seekrank zwischen Jamben und Prosa, bis zu dieser fraglos komischen Schlußwendung.

Aehnlich sagt Elisabeth:

Nun, nimm den Ring und mit ihm meinen Schwur!
Thu' Unheilvolles, Unglückseliges, Falsches,
Was du auch magst, hass' und verrathe mich,
Bei dieses Ringes Mord an meiner Mutter; (!)
Nie soll mein Zorn und Argwohn je dich treffen,
Und wenn die Leidenschaft mich je verleitet,
An dir, an meinem Freunde, meinem Sohn zu zweifeln,
Zeige oder sende diesen Ring mir nur!
Und meine Königsscham (!) wird meinen Irrthum
Dir abbitten!

An sprachlichen Incorrectheiten ist kein Mangel in dem Roman. In Frankreich schützt eine gewisse conventionelle Form selbst die geringe Begabung vor schülerhaften Verirrungen und drückt ihr das Siegel einer gewissen äußern Reife auf, während in Deutschland selbst größere Begabungen oft eine unglaubliche Unreife und Formlosigkeit zeigen, weil hier jeder Autor auf seine Façon selig werden will. Glückliche Gedanken und Intentionen, Phantasie und Geist, die oft genial aufblitzen, hier und dort anziehen und fesseln, können, wie in dem vorliegenden Roman, kein Ganzes schaffen, weil sie den Wust eines massenhaft aufgethürmten Stoffs nicht beherrschen und sich in einen oft ungeregelten Schwulst des Ausdrucks verlieren.

Ganz nach seiner Façon will auch Leo Wolfram, der Autor des folgenden Romans, selig werden:

2. Verlorene Seelen. Roman von Leo Wolfram, Verfasser der Dissolving views. Drei Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Auch dieser Roman darf nicht Anspruch auf die Bezeichnung eines epischen Kunstwerks erheben, obgleich er bei weitem einheitlicher gearbeitet ist, viel mehr zu spannen weiß und in einzelnen Theilen den Anforderungen des epischen Stils durch ruhiges Verweilen, durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Schilderung mehr entspricht. Doch auch in ihm ist zu viel Improvisation und spielerische Genialität; eine gewisse Wandelbarkeit in der Gesinnung des Autors läßt Motive gleichgültig fallen, auf die anfangs großes Gewicht gelegt, schiebt Persönlichkeiten beiseite, für die uns ein regeres Interesse eingeflößt wurde und vergißt bei dem etwas eiligen Abschluß, der nur den Helden und die Heldin berücksichtigt, allen übrigen Mitspielenden gerecht zu werden.

Auch verlangen wir von einem solchen Roman insoweit eine künstlerische Einheit der Stimmung, daß die Ouverture uns nicht Tonfigurationen und Melodien vorführt, die aus dem Werke selbst wenig mehr herauszuhören sind. Der Roman ist ein Klosterroman, vielleicht, wie man von dem Verfasser der „Dissolving views" erwarten darf, an einzelne, in Oesterreich bekannte Thatsachen anknüpfend. Die Intriguen, um die zerrütteten Finanzen eines Klosters wieder in Ordnung zu bringen, Erbschleichereien, raffinirter Diebstahl und Betrug bilden den Mittelpunkt der Handlung, welche eine gewisse ideale Bedeutung in der Emancipation des Helden, eines reichen Grafen, der dem Klerus angehört, von den Schranken der Kirche, in seiner Errettung aus dem Klostergefängniß, in seiner Hingabe an eine innige Liebe findet.

Das ist der Inhalt des Romans — und worin besteht seine Ouverture? In einer Badescene, welche, nach dem Recht des Dichters, nicht wie ein Gemälde, nur eine Gruppe zeigt, sondern zwei weibliche Wesen in wechselnden Attituden und dramatischer Bewegtheit, nach allen Regeln von Lessing's „Laokoon", eine Art plastischer Gruppirung auf poetischer Drehscheibe, üppig anregend durch eine gewisse Naturwahrheit und realistische Treue der Schilderung. Es ist jedenfalls eine eigenthümliche Introductionsweise, uns die beiden Heldinnen des Romans gleich in ihrer hüllenlosen Schönheit zu zeigen, die dunkelblonde Broni mit dem bräunlichen Nacken, den vollen und kräftig modellirten Schultern und Armen, den reichen, dunkelblonden, um den Kopf gewundenen Flechten, und die vornehmere Stephanie mit den bläulichschwarzen aufgelösten Haaren, mit den blütenweißen, zarten Gliedern, mit der edeln Stirn und den blassen Wangen. Es ist gegen die Convention des Romans, die Leser gleich von vornherein eine so vertraute Bekanntschaft mit den Heldinnen machen zu lassen. Von der Art, wie der Autor diese Gruppe nun belebt und in Action versetzt, möge die folgende Schilderung ein Beispiel geben:

Verschlungen, wie früher, legten sie den Weg zurück. Der feine Sand, mit welchem der Boden bedeckt war, enthielt zwar nur wenig erdige Bestandtheile, doch waren dieselben durch die raschen Bewegungen der Badenden eine Viertelstunde lang so gründlich aufgewühlt worden, daß das Wasser etwas getrübt war und die Steine, welche als Stufen zum Ersteigen des Ufers dienten, nicht so klar zu unterscheiden waren wie früher. Broni kannte jedoch genau ihre Lage und Form. Sie führte Stephanie dicht vor dieselben hin und schwang sich mit Leichtigkeit auf den Rand der Platte. Dann wendete sie sich schnell um, faßte mit beiden Händen jene Stephaniens und sagte: „Heben Sie den rechten Fuß, Sie treffen auf einen festliegenden Stein — dann den linken — die zweite Stufe ist gerade unter der überhängenden Wurzel hier, dann sind Sie mit einem Ruck oben." — „Ich sehe nichts — mich schwindelt", antwortete Stephanie, „laß mich nur nicht los — ich treff' es schon." Der erste Schritt gelang, Broni erschrak, als sie den Glanz der schwarzen Augen plötzlich sich trüben sah und den Gegendruck der Hände aufhören fühlte, doch hatte der Fuß, wol mehr zufällig, auch die zweite Stufe glücklich gefunden und im nächsten Augenblicke war mit einer schnellen und kräftigen Bewegung des Mädchens die schöne, zitternde Gestalt auf das Ufer gehoben. Nun brach sie aber in sich zusammen, so plötzlich, daß Broni sie durch das Umschlingen mit ihren Armen eben noch vor dem Falle schützen konnte. Die Augen schlossen sich und der letzte Tropfen Bluts schien aus den Wangen und Lippen gewichen. Broni hatte sich, die Bewußtlose haltend, niedergelassen, und das Haupt und der Oberkörper derselben lagen nun im Schoße des sich über sie beugenden Mädchens, welches einige Minuten lang sich bemühte, durch Reiben der Pulse an Schläfen und Armen, und durch Liebkosungen, über deren augenscheinliche Wirkungslosigkeit der Arzt gelächelt hätte, die Ohnmächtige zu sich zu bringen. Nur Minuten währte die

peinliche Lage, aber sie würde dem Künstler, den sein glücklicher Stern in diese Wildniß geführt hätte, genügt haben, um sich die wundervoll reizende Gruppe so einzuprägen, daß er sie in den ersten einsamen Stunden in seinem Atelier in kühner Skizze auf die Leinwand werfen könnte.

Diese Schilderungen sind indeß keineswegs naiv und absichtslos; der Verfasser speculirt damit auf den Geschmack derjenigen Leser, welche an derartigen Cabinetsstücken und Nuditäten Gefallen finden. Jedenfalls sind wir in eine gewisse Rococostimmung versetzt, die Ueberraschung der beiden Mädchen durch den Helden des Romans, den Geistlichen Eugen, so schamhaft sich dieser benimmt, trägt nicht dazu bei, uns auf andere Gedanken zu bringen, und wenn der Geistliche, der, den Blick abwendend, sein Riechfläschchen zu der anmuthigen Gruppe gelegt hatte und von fern auf Auskunft wartete, ob es geholfen, auf den Zuruf entgegnet: „Seien Sie künftig vorsichtiger"; wenn darauf Stephanie zu Broni sagt: „Wenn sich dies auf den Mangel eines Riechfläschchens bezieht, so mag es hingehen; wenn er's aber auf das Baden im Freien gemeint hat, so ist's eigentlich eine salbungsvolle Impertinenz. Er hat doch bei Gott nicht zu klagen" — so wird hiermit ein so frivoler Ton angeschlagen, daß wir ein Recht haben, einen Roman im Stil des Crébillon und Louvet zu erwarten. Um so auffallender ist es, daß im spätern Fortgang des Romans, einige ganz unbedeutende Episoden ausgenommen, wie Swatek's Hochzeitnacht, dieser Ton gar nicht mehr wiederkehrt, daß es durchweg ernst und sittlich in demselben zugeht und die dem Anschein nach so frivole Stephanie sich als eine tieffühlende ernstgesinnte Frau zeigt. Daher erscheint uns diese erste Badescene als ein Fehler nicht in moralischer, sondern in ästhetischer Hinsicht, weil hier am Anfang ein allzu pikantes Gewürz verbraucht wird, welches der Autor später zu seine Gerichte zu thun verschmäht.

Romane wie „Der Verfluchte" und ähnliche haben neuerdings den Klosterroman in Mode gebracht. Die österlichen Intriguen und jesuitischen Vermögensspeculationen hat Eugen Sue im „Ewigen Juden" zuerst mit sicher Erfindungsgabe geschildert; es ist ihm viel nachgezeichnet und nachgemalt worden. Was aber den geistigen Inhalt derartiger Stoffe, die geistige Emancipationsfrage betrifft, so hat Gutzkow im „Zauberer von Rom" dieselbe wol aufs tiefste erfaßt, und bei der Fülle von Tönen, die er angeschlagen, wird man einen oder den andern wol aus jedem Roman heraushören, der das gleiche Thema behandelt. So klingt der Held der „Verlorenen Seelen", Eugen, etwas an Bonaventura an, nur daß er von Haus aus als entschiedener Freigeist aus dem Bann der Kirche ausgedrängt. Der Freigeisterei des Geistes und Herzens und ihrer Aussprache hat der Verfasser im Verlauf des Romans einen beträchtlichen Raum gegönnt. Diese Reflexionen und Gespräche sind meistens geistreich, nur hin und wieder in sprachlicher Form etwas rauh und unbeholfen. Dies gilt namentlich von den Angriffen Eugen's auf das Cölibat im ersten Bande. Dagegen ist der Nachhymnus im letzten Bande, den Eugen bei seiner Fahrt durch dem Strafkloster anstimmt, schwunghaft und edel.

Wir suchen indeß die Vorzüge des Romans mehr auf der Seite der Intrigue und der Erfindung. Es sind namentlich zwei Verwickelungen, die durchaus spannend dargestellt sind und nirgends den Eindruck machen, als befinde sich die Phantasie und der Scharfsinn des Verfassers in Verlegenheit, wie er den selbstgeschürzten Knoten lösen solle. Der Diamantendiebstahl mit allen Vorbereitungen dazu über und unter der Erde zeigt vom eifrigsten Studium des „Pitaval" und ist mit einer gewissen criminalistischen Bravour entworfen und durchgeführt. Auch entspricht die Art und Weise, wie die Leser dabei in der schwebenden Pein der Erwartung gehalten und allmählich erst über den wahren Zusammenhang der Begebenheiten aufgeklärt werden, ganz der berechtigten Methode der Romandichtung, welche unsere Spannung gerade in Bezug auf die Räthsel der Vergangenheit wach zu halten hat. Lustspielartiger ist der zweite Vorgang, die Befreiung Eugen's aus dem Klosterkerker, eine Heldenthat seines Freundes, des wackern Vorturners. Auch das ist wieder trefflich erzählt, die Begebenheit selbst klar und anschaulich, während die Motive in jenem Zwielicht bleiben, das sich erst später vollkommen erhellt. Daß Leo Wolfram episch zu schildern weiß, zeigt auch die Darstellung der Ueberschwemmung und der Scene am Mühlwehr. Hier ist ein durchaus einfacher, in vieler Hinsicht alltäglicher Vorgang unserer Phantasie bedeutsam gemacht durch eine Darstellung, welche das scharf hinblickende Auge des Erzählers bekundet und die Natur gleichsam in dramatische Action versetzt. Auch das Gaukelspiel am Muttergottesbild ist lebendig geschildert und mit Gewandtheit motivirt.

Bei so vielen Vorzügen fehlt dem Roman indeß doch die künstlerische Haltung. Es ist vieles ungleich und uneben gearbeitet, die harmonische Verschmelzung, die Mitteltinten fehlen; in den Charakteren zeigen sich unvermittelte Sprünge. Die Vorliebe für das Pikante und Grelle überwiegt zu sehr; der Stil ist oft glänzend, oft schwerfällig und mit Fremdwörtern überladen. Jedenfalls aber ist der Roman interessant und der Autor hat Talent.

3. Der Wildpfarrer. Historischer Volksroman von Otto Müller. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Was den beiden vorausgehenden Romanen fehlt: die gleichmäßige Bewegung des epischen Stils, sein sich in aller Fülle ausbreitendes Behagen, das tritt in Otto Müller's Roman: „Der Wildpfarrer", von Haus aus unverkennbar hervor. Hier ist keine Ebbe und Flut, kein Zögern und Ueberhasten. Die Scene der Handlung, die beiden feindlichen Dörfer, der Wald und das Försterhaus, der Steinbruch mit den verhängnißvollen Wasserlöchern, der Jungfernhof, die orlauer Pfarrwohnung mit ihren Bienenstöcken — damit weiß der Autor uns so vertraut zu machen, daß uns alle diese Stätten anheimeln, als wenn wir hier zu Hause wären. Dies kann durch bloße Beschreibung nie gelingen, nur durch eine dichterische Belebung, welche irgendein menschliches Geschick aus alter oder neuer Zeit an diese Oertlichkeiten bindet. So erst werden sie poetisch prägnant und dem Bereiche einer

trockenen Topographie entnommen. Umgekehrt ſchwebt dann erſt die Handlung des Romans nicht mehr in der Luft, wenn wir heimiſch ſind auf dem Boden, auf dem ſie ſich bewegt. Das Epos verlangt die klarſte Anſchaulichkeit der äußern Welt, während das Drama ſich in Bezug auf dieſelbe mit Andeutungen begnügen kann. Auch in dem Roman iſt eine ſkizzirte und ſpringende Schilderung der Oertlichkeiten oder eine theatraliſche Angabe der Decorationen, wie wir ſie z. B. bei Brachvogel finden, ein offenbarer Fehler. Nach dieſer Seite hin liegen die Vorzüge des Müller'ſchen Romans.

Es ſteht damit im Zuſammenhang, daß Müller's Stil im ganzen das weit Ausholende, epiſch Behagliche beſitzt, wodurch wir in jene gelaſſene Stimmung verſetzt werden, welche, bei aller Spannung auf den Verfolg der Begebenheiten, doch das einzelne Bild nicht überſpringt, ſondern auch dieſem eine volle Theilnahme ſchenkt. Der narkotiſche Reiz, der in der Häufung des Abenteuerlichen und draſtiſch Spannenden liegt, iſt eigentlich keine aus den organiſchen Grundbedingungen des Epos hervorgehende Wirkung; er gehört der Treibhausblumiſtik der modernen Romanfabrikation an. Wol ſoll ſich die Spannung allmählich ſteigern im Fortgang des Romans, doch nie bis zu jenen Ueberſtürzungen, die uns zu einem ängſtlichen Hinblick auf das Ziel verleiten und uns die Schönheiten des Wegs vergeſſen laſſen. Wenn wir dieſe Vorzüge des Müller'ſchen Stils anerkennen, ſo müſſen wir doch auf der andern Seite hervorheben, daß er bei aller epiſchen Gleichmäßigkeit uns nicht dem Stoffe überall gleichartig zu ſein ſcheint. Was uns Müller erzählt, iſt eine Dorfgeſchichte, wenn auch mit ſagenhaftem Hintergrund und ſchließlich eingreifenden geſchichtlichen Ereigniſſen. Dafür erſcheint uns aber der Ton im ganzen zu hoch gegriffen. Namentlich fehlt der Liebe zwiſchen Paul und Juſtine alle ruſticale Naivetät — die Darſtellung erinnert gerade hier oft an die Sentimentalität abgegriffener Stammbuchblätter. Der Autor hat dies gefühlt — er hat aus ſeinem Helden Paul den Sohn eines Schullehrers gemacht, der ſogar die Univerſität beſucht hat. Dadurch kommt aber etwas Zweifelhaftes in dieſe Geſtalt. Paul bewegt ſich fortwährend im Kreiſe bäueriſcher Intereſſen, wo der Anflug akademiſcher Bildung verloren gehen muß. Wir können uns von dem Helden kein klares Bild machen; wir wiſſen nicht einmal, ob derſelbe in der bäueriſchen Jacke oder in ſtädtiſcher Kleidung einhergeht. Der „Burgſchulze" iſt einer jener egoiſtiſchen, tiefſchlauen Bauerncharaktere, wie ſie in den Dorfgeſchichten zu den ſtehenden Figuren gehören, ein wohlangelegtes und conſequent durchgeführtes Charakterbild. Ein wahrhaft idylliſcher Charakter iſt indeß nur der Pfarrer von Orlau, der jenes „Vollglück in der Beſchränkung" athmet, in dem nach Jean Paul das Weſen der Idylle beſteht. Die Begegnung dieſes Pfarrers mit der Hofbäuerin Agathe, einer ebenfalls trefflich gezeichneten originellen Dorffigur, welche altjüngferlich die Liebeserinnerungen ihrer Jugend mit einer faſt geſpenſtigen Treue pflegt, iſt von echt idylliſchem Reiz:

Schon hatte der kleine Herr im ſchwarzen Rock, der ſchwarzen Kniehoſe und den ſchwarzen Strümpfen dort an der Waldeck ſie erkannt, eben da ſie vom Wege ab unter die Fichtengruppe trat, und nach wenigen Minuten ſagte eine freundliche Stimme: „Schönen guten Abend, Jungfer Silberin! So ſpät noch hier ganz allein im Walde, da ſchon überall in den Ortſchaften der Abendſegen geläutet wird?" — „Ach, der Herr Laber von Orlau! Grüß' Sie Gott viel tauſendmal, lieber Herr Pfarrer, wo kommen denn Sie noch ſo ſpät her?" rief ſie überraſcht und drückte dem geiſtlichen Herrn mit Herzlichkeit die Hand. „Das hätte ich mir auch nicht träumen laſſen, Sie nach der langen Zeit heute auf dieſem Platze wieder zu ſehen!" — „Ich bin ſchon ſeit dem Vormittag auf den Beinen", ſagte der Pfarrer, indem er den niedern Hut mit der breiten Krämpe lüftete und ſich mit dem Taſchentuch die feuchten Silberhaare und das vom raſchen Gang ganz erhitzte Geſicht abtrocknete. Dann zog er ſeine ſilberne Uhr hervor und ſagte: „Schon halb ſieben Uhr und ſeit zehn auf dem Marſche, macht mit der kurzen zweimaligen Raſt in Verſtadt und Hungen gewiß acht volle Wegſtunden — in meinen Jahren ſchon eine tüchtige Tour! Komm Sie, Jungfer Silberin, unſer Weg führt uns eine Strecke weit zuſammen und auch ich freue mich herzlich der ſeltenen Begegnung." — „Das iſt freilich ein tüchtiger Marſch geweſen, zumal für —" — „Nur heraus mit der Sprache, Sie meint: für Leute von unſerm winzigen Kaliber!" fiel ihr der Pfarrer lachend ins Wort. — „Wachſen thun wir freilich alle beid' nicht mehr!" plauderte die kleine Tante in ihrer muntern Laune. „Aber es iſt doch ein anderes, klein ſein wie der Herr Pfarrer mit ſolchem Verſtande, ſolcher Gelehrſamkeit, und klein ſein wie eine dumme unwiſſende Bäuerin. Aber, wenn ich fragen darf, war's ein Amtsgang, der den Herrn Pfarrer ſo weit durch die Wetterau geführt hat, oder nur ſo ein Frühjahrsausflug zu guten Freunden und Bekannten?" — „Beides, wie Ihr wollt", verſetzte Laber. „Aber doch eigentlich mehr das erſtere, wozu mir allerdings der ſchöne Frühlingstag ganz willkommen war. Leider hab' ich den weiten Weg zu ſo vielen guten Freunden und Bekannten ganz umſonſt gemacht." — „Wie? Sie fanden keinen zu Hauſe?" fragte Agathe verwundert. — „Keinen ſo, wie ich ihn zu finden hoffte", ſeufzte der Pfarrer mit ſchmerzlichem Lächeln. „Ach! es iſt gewiß eine böſe Zeit, wenn ſelbſt die Beſten ſie zur Ausrede nehmen, wo es gilt, ſeinem Nebenmenſchen zu helfen." — „Ihnen?" rief die Hofbäuerin beſtürzt und ſah ihn groß an. „Wer wollte Ihnen ſeine Hülfe verſagen, ſolang er noch helfen und eine Hand regen kann? Das müſſen ſchöne Freunde ſein! Aber ich ſehe, der Herr Pfarrer treibt nur ſeinen Spott mit mir alten dummen Närrin! Denn wer ſelbſt jederzeit ſo großmüthig und barmherzig geſinnt iſt und faſt alles mit vollen Händen zur Linderung fremder Noth dahingibt, der braucht — mit Verlaub, daß ich's ſo dreiſt herausſage — nicht die halbe Wetterau nach fremder Hülfe zu durchlaufen. O Jemine! Wie ſtaubig ſehen des Herrn Pfarrers Schuhe aus und fingersdick ſitzt Ihnen ſogar der Staub auf Aermel und Rockkragen!" Sie wollte ihm bei dieſen Worten zuvorkommend den Staub abklopfen, er aber wehrte es ihr freundlich und ſagte: „Beileibe, Jungfer Silberin, daß Sie mir meine kleinen, müden Bienen nicht aufjagt, die ſich drunten am blühenden Rapsfeld an mich gehängt haben, um ſo bequemer mit ihrer Laſt nach Hauſe zu kommen. Sieht Sie denn nicht, daß das auf meinem Rock kein Staub iſt und auch, mit Permiß zu ſagen, kein Dreck, ſondern lauter fromme reinliche Immen!" — „Ach! das iſt wieder ein Uhz vom Herrn Pfarrer — doch nein, weiß Gott, es ſind Immen, lebendige Immen, die ich in der halben Dunkelheit für Staub anſah!" rief Agathe, ganz überraſcht von dieſer ſonderbaren Täuſchung. „Aber wiſſen denn auch die kleinen Honigvögel, daß Sie der Herr Pfarrer von Orlau ſind, der ſelber im Pfarrgarten ſo viele ihres Geſchlechts züchtet?" — „Es ſind von meinen eigenen Bienen, fremde thäten's nicht, die mir auf ihrem Heimflug begegneten und ſich mir auf den Rock ſetzten", belehrte ſie der kleine freund-

sche Pfarrherr. „Stundenweit kann ich an solchen schönen Abenden durchs Feld wandern, und sie erkennen mich als ihren guten Freund, setzen sich auf, fliegen auch wol wieder fort und andere kommen, als wollten sie sagen: Da sind wir auch, siehst du, wie fleißig wir überall für dich Wachs und Honig einsammeln, daß du auch deine große Mühe mit uns zur Winterszeit nicht umsonst hast."

Auch im Fortgang des Gesprächs liegt viel Naivetät. Sonst treten die naiven Scenen mehr zurück. Einiges ist ganz im Stil Jeremias Gotthelf's gehalten, von rusticaler Derbheit, wie der kühne Ritt der orlauer Dorfjunker nach Wolfsheim und der Mistjauchengruß im Jungfernhof.

Unser Dorfepos hat indeß auch seine mythologische Göttermaschinerie. Der alte „Wildpfarrer" spukt mehr im Hintergrund, verliert indeß seinen ganzen sagenhaften Zauber, wenn der junge Förster ihn zu einer Feuerwerkskomödie benutzt. Dagegen greift die heilige Ottilie mit dem versiegelten Haupt in ihrer Lade gewichtig in die Handlung ein. Die Erfindung des Dichters mag sich hier an Thatsächliches anlehnen, jedenfalls aber hat dies Thatsächliche etwas barock Absonderliches, was für die dichterische Gestaltung spröde ist. Daß eine Heilige in der Lade als die Schutzpatronin der Zwietracht zweier Dörfer von beiden gepflegt wird und von dem einen „Centenar" immer zum andern, aus dem einen Dorf in das andere hinüberwandert — dafür bietet die ganze Legendengeschichte keine Analogien. Es ist dies ein jedenfalls verwickelter Aberglaube, der deshalb für unser Gefühl etwas Abschmeckendes hat, so glücklich auch die Erfindung des Dichters mit dieser Lade zu operiren weiß und so spannende Scenen er an den Verkauf und den Raub derselben knüpft.

Die hereinbrechenden Kriegsunruhen, die Flucht der Franzosen u. s. w. sind lebendig geschildert. Doch tritt der Befreiungskrieg eigentlich als ein deus ex machina in unsere Idylle, um ihr durch die Füsillade des Burgschulzen einen gewaltsamen Abschluß zu geben. Die geschichtliche Katastrophe löst in etwas äußerlicher Weise Verwickelungen, die, geschürzt durch den Aberglauben des Volks, einer andern Lösung harrten.

Trotz dieser Ausstellungen ist Otto Müller's Roman empfehlenswerth wegen der Vorzüge der epischen Darstellung und seines Reichthums an origineller und spannender Erfindung.

Rudolf Gottschall.

Der Krieg von 1866.

(Beschluß aus Nr. 18.)

Unter den kleinern Schriften, auf deren eingehendere Besprechung wir verzichten müssen, finden sich nicht wenige, welche den ganzen Krieg in kurzer Darstellung erzählen, neben ihnen einige, zum Theil gelungene Monographien, auch Berichte von Zeitungsreferenten oder Männern, welche sich der Krankenpflege, leiblich und geistig, gewidmet haben. Wir nennen, zur ersten Kategorie gehörig, in unserer fortlaufenden Nummerfolge:

3. Vollständige Geschichte des preußischen Kriegs von 1866 gegen Oesterreich und dessen Bundesgenossen, von seiner ersten Entstehung an, in zusammenhängender übersichtlicher und populärer Darstellung nach den besten Quellen und unter Benutzung der amtlichen Berichte. Von Karl Winterfeld. Ein Gedenk- und Erinnerungsbuch für alle Zeitgenossen und Mitkämpfer. Mit 2 Karten, 8 Uebersichtskarten und Schlachtplänen und vielen Abbildungen. Sechzehnte unveränderte Auflage. Berlin, Hempel. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Geistreich geschrieben, was die politischen und allgemeinen Verhältnisse betrifft, hat dies Werkchen, das 2 Karten in Farbendruck, 8 Uebersichtskarten und Schlachtpläne, nebst vielen Abbildungen, besonders der Heerführer enthält, einen starken Absatz gefunden. Eine ausreichende Einsicht in die militärischen Verhältnisse fehlt jedoch, daher die Darstellung der Kriegsbegebenheiten mangelhaft ausgefallen ist.

4. Der Krieg Preußens gegen Oesterreich und seine Verbündeten und der Krieg in Italien im Jahre 1866. Mit Benutzung amtlicher Quellen dargestellt von Karl von Kessel. Berlin, F. Schulze. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Die amtlichen Quellen sind wol nur als Reclame auf den Titel gesetzt. Wären sie benutzt worden, so hätten sich doch in der sonst anzuerkennenden Darstellung nicht Unrichtigkeiten eingeschlichen, wie z. B. daß die Sachsen sich bei Pardubitz (!) mit den Oesterreichern vereinigt haben sollen, daß die Brigade Kalik, welche aus Holstein nach Böhmen gerückt war (zum 1. Armeecorps), beim 8. Bundescorps gewesen sei (verwechselt mit Neipperg) u. s. w. Der Krieg in Italien ist sehr kurz abgefertigt, das Treffen von Langensalza aber gut erzählt.

5. Die Kriegsbegebenheiten des Jahres 1866 in Deutschland und Italien. Von einem Landwehroffizier. Berlin, Sacco Nachfolger. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Zeitungsbericht herrscht auch in dieser Schrift vor, sonst ist sie gut geschrieben. Etwas mehr Gerechtigkeit gegen den Feind hätten wir zu finden gewünscht.

6. Der deutsche Krieg im Jahre 1866. Nach den besten Quellen dargestellt von H. von B. Mit 6 Porträts, 2 Karten und 3 Beilagen. Dritte Auflage. Elbing, Neumann-Hartmann. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

In der Vorgeschichte etwas zu weitläufig für den Raum, den das Werk einnehmen will, sind die Thatsachen doch gut und richtig erzählt, auch durch Karten erläutert. Umgekehrt, in dem politischen Theile kurz, eingehender dagegen in alle militärischen Verhältnisse ist:

7. Preußens Feldzug 1866 vom militärischen Standpunkte. Nach den bisjetzt vorhandenen Quellen von G. von G. Mit Karten und Schlachtplänen. Dritte Auflage. Berlin, Hempel. 1866. Lex.-8. 1 Thlr.

Der Verfasser schildert sehr zweckmäßig zuerst die Heere in allen ihren Organisationsverhältnissen und dann die kriegerischen Ereignisse, an deren Darstellung er viele allgemeine militärische Bemerkungen knüpft, die von Studien und gesundem Urtheil zeugen. Eingedruckte Zeichnungen der Stellungen und gut gezeichnete Karten, auch

ein Operationsplan bis zur Schlacht bei Königgrätz werden den Lesern sehr willkommen sein.

Als ein Gedenkbüchlein für Schule, Volk und Heer hat Richard Baron, der schon durch mehrere patriotische und populäre Schriften bekannt ist, herausgegeben:

8. Preußens Krieg gegen Oesterreich und dessen Verbündete im Jahre 1866. Von Richard Baron. Oppeln, Reisewitz. 1866. 8. 5 Ngr.

Wir finden es für seinen Zweck vollkommen geeignet und sind damit einverstanden, was der Verfasser über den „allzu tief herabgestimmten Volkston" sagt, den er absichtlich vermieden hat. „Auch das Volk liebt es, daß zu ihm in der — wenn nur einfachen und verständlichen — Sprache der Gebildeten gesprochen werde." Er weiß das aus eigener Erfahrung, auch wir haben uns mit dem Gevatterton, der in manchen Schriften für das Volk angeschlagen ist, nie befreunden können; er soll populär sein und ist entschieden falsch. Eine genaue Schilderung der Vorgänge auf den Schlachtfeldern darf in dem Gedenkbüchlein nicht erwartet werden: „Das gehört der Kriegsgeschichte und den Fachmännern an." Dafür wirft es gleich im zweiten Kapitel einen Blick auf die Stimmungen, Bewegungen und Vorgänge im Vaterlande, und schildert dann im dritten „Preußens große Woche 27. Juni bis 3. Juli" nach den amtlichen Nachrichten, im vierten die Folgen der Schlacht bei Königgrätz bis zum Frieden. Einige patriotische Gedichte in guten Versen folgen als Anhang.

Von österreichischer Seite wünschten wir, im Interesse unparteiischer Feststellung der historischen Wahrheit auch recht viele Schriften über den Krieg von 1866 anzeigen zu können, damit es nicht, wie früher vom Siebenjährigen, wieder heiße, derselbe sei, gleich den Punischen, nur von einer Seite beschrieben. Es ist aber außer vielen Aufsätzen in den Journalen und den „Kritischen Bemerkungen über den Krieg von 1866" (Leipzig, O. Wigand) wenig erschienen, das besonders hervorgehoben zu werden verdiente. Nach unserer Ansicht ist das Beste:

9. Feldzug der Nordarmee und ihre Kämpfe vom 23. Juni bis 22. Juli 1866. Nach allen vorhandenen Quellen bearbeitet von einem Fachmanne. Wien, Gerold's Sohn. 1866. 8. 12 Ngr.

Wir erkennen es als einen Vorzug dieser Schrift an, daß sie besonders objectiv, ruhig und leidenschaftslos gehalten ist und darum bei der Wahrheit bleibt. Diese trifft freilich die Bundesgenossen Oesterreichs unangenehm genug. „Man kann frei behaupten, daß durch die beispiellose Kriegsuntüchtigkeit unserer Verbündeten es Preußen möglich geworden ist, mindestens 100000 Mann mehr gegen Oesterreich aufzuwenden." Die Zahl ist etwas hoch gegriffen, in der Sache hat er recht. Wir erfahren ferner, daß es Benedek aufgetragen war, den Krieg nicht nach Sachsen zu spielen. Unsere früher ausgesprochene Ansicht wird dadurch bestätigt. Dem Feldherrn wurde dadurch freilich seine beste Operationslinie versperrt. Die überlegene Manövrirkunst und bessere Führung der Preußen erkennt der Verfasser offen an. Wie es drüben zuweilen ging, ersehen wir aus mancher Schilderung. Bei Gitschin hat das 18. Jägerbataillon mehrere Stunden lang auf das 34. (österreichische) Infanterieregiment gefeuert! Bei Chlum wurde ein Bataillon von eigenen Ulanen attakirt und zersprengt! Wir lesen überhaupt interessante Aufklärungen über manchen Vorfall. Eins nur wird ignorirt: die Erfolge der preußischen Cavalerie. Die der Infanterie mit ihrem Zündnadelgewehr sind nun einmal nicht zu leugnen, ihre hochgerühmte Cavalerie möchten die Oesterreicher aber gern noch aufrecht halten. So erzählt ein Fachblatt, der „Kamerad": bei Trautenau sei das litauische Dragonerregiment von Windischgrätz-Dragonern beinahe aufgerieben worden, während von dem erstern in einer preußischen Zeitung mit einer nicht eben löblichen Parlamentsphrase berichtet wurde: es sei über die berühmten Windischgrätz-Dragoner „zur Tagesordnung übergegangen" und diese vom Schlachtfeld verschwunden. Auch unser Werk behauptet: bei Nachod habe die österreichische Kürassierbrigade die preußische Cavalerie geworfen und nur nachher, in das Infanteriefeuer gerathen, ihre beiden Standarten verloren. Allerdings hat sie zwei preußische Escadrons, welche General Löwenfeld ihr entgegenwarf, um das Debouchiren seiner Infanterie zu sichern, zurückgejagt, ist aber später durch die bekannte glänzende Attake zweier preußischen Regimenter geworfen worden und hat dabei ihre Standarten verloren! So wird auch des mörderischen und großartigen Cavaleriegefechts am Ende der Schlacht bei Königgrätz, in welchem die österreichische Cavalerie schließlich unterlag und in die Flucht getrieben wurde, mit keiner Silbe erwähnt. Darum wird es aber doch nicht anders! Abgesehen von diesen Auslassungen ist aber das kleine Werk vom allgemeinsten Interresse.

Anscheinend officiös hat ein Artikel in der „Oesterreichischen Militärzeitschrift" eine Darstellung der bairischen Kriegführung gegeben, wir können ihn auch wegen des offenen Geständnisses begangener Fehler nur empfehlen, haben es hier aber nur mit selbständig erschienenen Schriften zu thun und müssen uns bei diesen auch versagen, die gegenseitigen Anklage- und Vertheidigungsschriften näher zu beleuchten. Aus der Kreuzerliteratur erwähnen wir noch:

10. Die Baiern im deutschen Kriege von 1866. Nach mündlichen und schriftlichen Nachrichten für seine Freunde im Civil- und Militärstande erzählt von A. v. Z. Sechzehnte verbesserte Auflage. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 1866. Gr. 8. 2 Ngr.

Von irrthümlichen Angaben nicht frei, einige Niederlagen der gegen Preußen verbündeten Mächte zu Siegen stempelnd (z. B. Münchengrätz, Nachod, Kissingen), gibt das Schriftchen doch im ganzen der Wahrheit die Ehre und klagt nur über die Oberleitung. Seien wir aber gerecht! Die Oberleitung der Bundestruppen des 7. und 8. Corps war bei der Zusammensetzung des letztern nur illusorisch, Einheit des Befehls gar nicht vorhanden, weil — der Befehl nicht respectirt wurde.

Ueber die Schlacht von Königgrätz sind mehrere Monographien erschienen, unter denen wir besonders die „von einem alten Militär" (Berlin, Matthies), und die von „H. v. B.", dem Verfasser des oben unter Nr. 5 genannten Werks, auch in demselben Verlage publicirt, als gelungen bezeichnen können; erstere auch für Laien in der Kriegskunst sehr verständlich. Eine anziehende Lektüre bietet die kleine Schrift:

11. Antheil des 2. Magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 27 an dem Gefecht bei Münchengrätz am 28. Juni 1866 und an der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866. Von Franz von Zychlinski. Aus dem Briefe an einen Freund. Zweite Auflage. Halle, Fricke. 1866. 16. 15 Ngr.

Wer den Berichten über die Kriegsereignisse im Detail gefolgt ist, weiß, welchen ruhmvollen Antheil das genannte Regiment an der Entscheidungsschlacht genommen, welche ungeheuern Verluste es im vielstündigen Kampfe um das Waldterrain bei Benatek erlitten und wie sein Ausharren (es gehörte zur Division Fransecky) zum Siege beigetragen hat. Der Führer desselben erzählt das in frischer und ansprechender Weise, er selbst wurde verwundet und konnte der Schlacht nicht bis zu Ende beiwohnen. Es war seine Gewohnheit, sich im Kriege, wo die strenge Kleiderordnung nachläßt, täglich, wenn es möglich war, mit einer frischen Blume im Knopfloch zu schmücken: am 3. Juli pflückte er sich eine Rose dazu und seine Untergebenen folgten dem Beispiele. Der Schloßgarten von Cerekwitz wurde, gewiß zum Leidwesen der liebenswürdigen Besitzerin, die wir vor einigen Jahren persönlich kennen gelernt, vollständig seines reichen Flors beraubt und das Regiment ging mit Rosen geschmückt in die Schlacht, wie die alten Spartaner mit Kränzen.

Als ein halbofficielles Werk und Vorläufer des größern allgemeinen, das der preußische Generalstab in Arbeit hat, kann gelten:

12. Die Theilnahme der zweiten Armee unter dem Oberbefehl Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Preußen am Feldzuge von 1866. Mit zwei Plänen. Zweite Auflage. Berlin, Bath. 1866. 16. 7½ Ngr.

Der Verfasser, Major von Verdy du Vernois, hat dem Kriege im Generalstabe des Kronprinzen beigewohnt und berichtet daher durchaus competent über alles, was bei der zweiten Armee seit deren Aufstellung in Schlesien angeordnet, ausgeführt worden und vorgefallen ist. Wir ersehen daraus die erste Dislocation der Corps bei Landshut, Waldenburg, Striegau und Hirschberg Anfang Juni, und den Abmarsch in die starke Stellung bei Neiße in Folge der Nachrichten, welche von der österreichischen Armee eingelaufen waren. Von dieser befand sich nur ein einziges Corps in Böhmen, die übrigen sechs in Oesterreichisch-Schlesien und Mähren, bedrohten also Oberschlesien. Als dies Gros jedoch seinen Linksabmarsch nach Böhmen begann, erhielt der Kronprinz vom König am 19. Juni den Befehl, nur ein Corps an der Neiße zu lassen, das erste sofort auf Landshut zu dirigiren, die andern aber derartig aufzustellen, daß sie entweder mit dem ersten gemeinschaftlich die Offensive mit der ersten Armee nach Böhmen ergreifen oder, wenn nöthig, das Corps an der Neiße verstärken könnten. Diesem Befehl folgte am 22. Juni telegraphisch ein zweiter: gemeinschaftlich mit der ersten Armee die Offensive in der Richtung auf Gitschin zu ergreifen, das 6. Corps blieb zurück, um eine Demonstration gegen die österreichische Grenze auszuführen. Die Corps wurden nun, um westlich der Grafschaft Glatz in Böhmen einzubrechen, in Bewegung gesetzt, ihre Gesammtstärke betrug 125000 Mann. Es wird uns mitgetheilt, was man damals im Hauptquartier vom Feinde wußte oder ihm nachrechnen konnte, auch die Schwierigkeiten, welche die Armee zu überwinden hatte, werden angegeben. Darauf wurden die Maßregeln für die Operationen begründet. Wir erhalten in dem kleinen Werke nur authentische und darum werthvolle Mittheilungen über die Anordnungen der Märsche und Gefechte der zweiten Armee, über die Theilnahme derselben an der Schlacht bei Königgrätz, welche durch das Eingreifen des Kronprinzen entschieden wurde und über die fernern Operationen bis zum Waffenstillstande. Die Gefechte sind mit vielem taktischen Detail klar und sicher geschildert, die Darstellung in einfacher und würdiger Sprache abgefaßt. Wir können nur wünschen, daß der Verfasser, welchem bedeutende Kenntnisse zu statten kommen, bald mit einem größern kriegsgeschichtlichen Werke unter seinem Namen hervortrete. Wie wir hören, wird auch über die erste Armee bald eine ähnliche Schrift, wie die vorliegende, erscheinen.

In zweiter Auflage liegt eine interessante Monographie vor, die wir gleich hier einfügen:

13. Die Hannoveraner in Thüringen und die Schlacht bei Langensalza. Eine Episode aus der neuesten Kriegsgeschichte. Von einem unparteiischen Augenzeugen mit Benutzung der zuverlässigsten Nachrichten. Zweite, berichtigte und vervollständigte Auflage. Mit Schlachtplan und Uebersichtskarte. Langensalza, Klinghammer. 1866. Gr. 8. 25 Ngr.

Das Schicksal der braven, in jeder Hinsicht trefflichen Armee, welche durch eine verblendete, unheilvolle Politik eine so traurige Katastrophe erleben mußte, hat überall, auch im preußischen Heere, eine große Theilnahme gefunden, sodaß eine unparteiische Schrift über die Ereignisse, welche zur schließlichen Auflösung derselben führten, nur willkommen sein kann. Nach Unparteilichkeit hat der Verfasser redlich gestrebt, um nach allen Richtungen hin der Wahrheit die Ehre zu geben. Er selbst sagt, daß die erste Auflage seiner Monographie, „die inmitten der fluctuirenden Begebenheiten mit fliegender Hand geschrieben wurde, sich nicht schmeicheln darf, durchweg das Rechte und Wahre getroffen zu haben"; uns hat dieselbe nicht vorgelegen, doch ist uns allerdings gesagt worden, daß die Schrift mehr nach der preußenfeindlichen Seite gravitire. In der zweiten Auflage finden wir das durchaus nicht; daß der Verfasser die Mittheilungen, die ihm hannoverscherseits gemacht worden sind, aufgenommen hat, ist nur gerecht: audiatur utraque pars. Berichte zweier Gegner stimmen nie überein, selbst die militärische Kritik, welcher viele Anhaltpunkte für Schlußfolgerungen zu

Gebote stehen, kann aus den widersprechenden Angaben nicht immer die Wahrheit feststellen. Der Verfasser, der nicht Militär ist, erhebt nur den Anspruch, daß es ihm darum zu thun ist, eine der interessantesten Episoden der neuesten Zeitgeschichte wahrheitsgetreu zu schildern. Er verzichtet darauf, überall mit einem freundlichen Gesicht empfangen zu werden, weiß aber, „daß in aufgeregten Zeiten derjenige sich zwischen zwei Stühle setzt, der es jeder Partei recht machen will". Am übelsten wird sein Buch daher von den Hofkreisen und den unbedingten Anhängern König Georg's empfangen werden, denn er äußert sich über dessen Gebaren und die Politik seiner Regierung allerdings sehr ungünstig. „Galt es doch auch, in einem solchen Zeitbericht die öffentliche Meinung zum Ausdruck zu bringen! Es würde ein Verrath am Richteramte der Geschichte sein, wenn sie geflissentlich todtgeschwiegen werden sollte." Aus dem reichen Inhalt des Werks gestattet uns der Raum nur einiges hervorzuheben, das zur Charakteristik der Personen und Ereignisse dient. Ehe der König seine Hauptstadt verließ, mußte ihm der Hofprediger das heilige Abendmahl reichen. Dabei fragte der Monarch seinen geistlichen Gewissensrath, ob es wol Gottes Wille sei, daß er den vierhundertjährigen Rechten seiner Krone entsage? Als der Hofprediger darauf erwiderte: wenn durch eine solche Entsagung diejenigen Pflichten verletzt würden, die er seinem Volke schuldig sei, so könne Gott kein Wohlgefallen daran haben; handle es sich aber nur um persönliche Vortheile und könne er mit seiner Entsagung dem Volke nützen oder es vor Schaden bewahren, so müsse er sich fügen, wenn es ihm auch noch so schwer ankomme: da wurde der geistliche Herr in Ungnaden verabschiedet, wie vorher auch die Deputation der städtischen Collegien, denen er die historisch gewordene Erklärung gab, er könne als Christ, als Monarch und als Welf nicht anders handeln. Es waren viele Persönlichkeiten, welche mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, den österreichischen Einfluß auf das Gemüth des Königs fortwährend geltend machten; Graf Ingelheim, der österreichische Gesandte, wußte jede Verständigung mit Preußen durch die stereotype Redensart zu hintertreiben: „Majestät, nur nicht nachgeben! Ihre Welfenehre duldet keine Unterwerfung, und mein Herr und Kaiser schützt Sie." Nach einem viertägigen Aufenthalt in Göttingen, der nothwendig war, um die in ihren Quartieren durch den Einmarsch der Preußen überraschte Armee erst zu organisiren, brach der König mit ihr gegen Eisenach auf, um zur Vereinigung mit den Baiern durchzubrechen. Hier, wie bei vielen andern Gelegenheiten, weist der Verfasser die musterhafte Disciplin und Ordnung der Hannoveraner durch Thatsachen nach; wir wissen, daß dieses Lob ein wohlverdientes ist. Am 21. Juni kam die Armee nach Heiligenstadt. „Unter den Truppen, wenn sie auch nicht entmuthigt waren, schien ein gedrücktes Gefühl zu herrschen. Die Offiziere haschten nach jedem Zeitungsblatt, dessen sie habhaft werden konnten, und wiegten sich in süßen Träumen vom siegreichen Vorschreiten der österreichischen und auch der bairischen Bundesgenossen. Die Soldaten betrugen sich anständig. Nirgends ein roher Excess oder eine barsche Zudringlichkeit, aber auch kein fröhlicher Gesang oder irgend ein Zeichen innern und äußern Behagens." Um die Hannoveraner über die eigentliche Stärke der Macht, die ihnen die thüringischen Pässe verlegen sollte, zu täuschen, fuhren die preußischen Bahnzüge, zumal am 24. Juni, zwischen Eisenach und Mechterstedt ununterbrochen hin und her, immer mit denselben Truppen. Die Wagen, welche von Eisenach kamen, schienen leer, die Soldaten mußten sich niederdrücken, auf der Rückkehr aber zeigten sie sich an den Fenstern mit lautem Hurrah, als sei es frischer Zuzug von Erfurt. Ob dies Spiel seinem Zweck erreicht hat, steht dahin; die Hannoveraner rückten nicht nach Eisenach, sondern nach Langensalza. Den Einwohnern der Stadt, wie den Mitgliedern des Magistrats, „die eine fast übermenschliche, mit zahllosen Mühen und Sorgen verknüpfte Aufgabe mit seltenem Opfermuth und ehrenhaftem Erfolge gelöst", wird in der Schilderung der Leiden und Leistungen der Stadt eine gerechte Anerkennung zutheil. König Georg wohnte am Johannisfeste dem Gottesdienste in der Bergkirche zu Langensalza bei. „Ungleich tiefer, als das Gebet des Predigers, daß Gott die Herzen der Fürsten und Völker mit Gedanken des Friedens und der Versöhnung erfüllen möge, schien ihn das Hoch zu berühren, das ein langensalzaer Bürger auf seinem Rückgange aus der Kirche dem König zurief. Denn als das leicht erregte Volk in diesen Ruf einstimmte, neigte er sich nach allen Seiten und sagte zu seinem Gefolge: „Es sind doch gute Leute, die Langensalzaer. Schont mir Langensalza." Die gute Stadt sollte aber noch schwere Tage sehen. Ueber die Verhandlungen, welche mit den spätern Erklärungen des Herzogs von Koburg und den neuesten officiellen Veröffentlichungen übereinstimmend erzählt werden, heißt es:

Wozu aber diese bandwurmartigen Verhandlungen, wozu diese zweideutige Zauberpolitik? Der König von Hannover schien von zwei sich widerstrebenden Mächten befangen zu sein, abgesehen von den kaum glaublichen Berichten, daß in seinem geheimen Rathscollegium ein Zahnarzt, ein Musikus und ein Leibfriseur, die seinen selbstherrlichen Ansichten zu schmeicheln verstanden, die Hauptrolle spielten. Auf der einen Seite der österreichische Einfluß, welchen der Hofadel, insonderheit der katholische, repräsentirte, und auf der andern Seite die nüchterne Berücksichtigung der thatsächlichen Verhältnisse, die im Kronprinzen und einigen Generalstabsoffizieren warme Vertreter gefunden haben soll. Daher die rath- und thatlose Unschlüssigkeit im hannoverschen Hauptquartier. Tagelang waren gleichsam die Thüren kaum angelehnt, durch welche die Hannoveraner nöthigenfalls mit klingendem Spiel hindurchmarschiren konnten, um mit einem forcirten Marsche von kaum 12 Stunden die Baiern zu erreichen. Statt dessen ein zweckloses Hin- und Herziehen der gehetzten Truppen.

Alles um Zeit zu gewinnen in Hoffnung auf die Baiern. Diese blieben jedoch aus und die Hannoveraner klagten nachher bitter, sie seien verrathen und verkauft worden. Unsere Leser werden die gegenseitigen Anschuldigungen aus den Zeitungen wol noch im Gedächtniß haben. Jedenfalls konnten die Hannoveraner im richtigen Moment durchbrechen, aber ebenso auch die Baiern ihnen zu Hülfe kommen. Beides geschah nicht, vielmehr kam

es, nachdem der König von Hannover auch noch im letzten Moment die ehrenvollsten Bedingungen, die ihm seinen Thron sicherten wie den andern Fürsten des spätern Norddeutschen Bundes, zurückgewiesen hatte, zum Treffen bei Langensalza. Der Verfasser hat dasselbe von einem Hügel außerhalb des Schlachtfeldes mit eigenen Augen gesehen. „Aber es war doch nur ein verworrenes Bild, das sich vor unsern Augen bewegte!“ Das ist für den Zuschauer fast immer der Fall. Aus den zuverlässigsten Berichten, die er gesammelt, hat er dann, mosaikartig zusammengefügt, ein übersichtliches Gemälde der Schlacht geschaffen, „keiner Partei zu Lieb und keiner zu Leide“. Eine detaillirte Darstellung der dem Verfasser genau bekannten Oertlichkeit bildet den Grund des Gemäldes, welches den Gang des Treffens im allgemeinen und viele Scenen dem Leser lebendig vor Augen führt.

Ueber die vielbesprochenen Angriffe auf die preußischen Quarrées sind die beiderseitigen Angaben aufgenommen; sie lassen sich vermitteln. Daß hannoversche Reiter in ein oder das andere Viereck eingedrungen sind, trotz der bedeutenden Verluste, ist gewiß; gesprengt scheint aber doch keins geworden zu sein. Wir finden es natürlich, daß die Hannoveraner das Unglück ihrer Capitulation durch den Trost, daß sie unbesiegt nach der Schlacht die Waffen haben strecken müssen, zu lindern suchen und einen oder den andern Erfolg vergrößern; die Preußen dagegen, welche bei Langensalza gegen mehr als doppelte Uebermacht nicht siegen konnten, schmälern dem Gegner den Ruhm, so viel es angeht. Wir geben dem Verfasser recht, daß der an Siegen und Ehren so reichen preußischen Armee keine Perle aus der Krone fallen wird, wenn ein kleines Corps derselben auch einmal besiegt ward. Ob dies Corps das Treffen bei Langensalza liefern mußte, ist eine andere Frage. Der König von Hannover, der in einer Vertiefung während der Schlacht gehalten, ritt über die Walstatt nach Langensalza zurück, wo er abends zum dritten male seinen Einzug hielt. „Man erzählte, daß seine lichtlosen Augen sich mit Thränen gefüllt bei dem Aechzen und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden und den haarsträubenden Schilderungen seines Thronerben, der schluchzend über all den Jammer die Hände gerungen habe.“ Die beiderseitigen Verluste waren im Verhältniß zur Truppenzahl sehr groß.

Der Verfasser erzählt noch viele erschütternde und ergreifende Züge; auch hier bewies sich, wie in Böhmen, daß der Feindeshaß nach dem Blutbade in schöne menschliche Bruderliebe übergegangen ist. „Der König, der, weil er sichtlich die Nähe der erregten Menschen scheute, im Dunkel der Nacht am Arme seines Sohnes sämmtliche Lazarethe besuchte, erkannte die Opferwilligkeit in der Pflege mit der stereotypen Redensart an: «Ich danke für die Pflege, die Sie meinen Verwundeten angedeihen lassen.» Weiter nichts. Er sah ja das Elend nicht, das ihm entgegengrinste.“ Der Verfasser nennt viele von den edeln Frauen und Mädchen, welche sich in dem Samariterdienste ausgezeichnet haben. Er schildert dann die Capitulation und deren Ausführung — wer kann es den Tapfern verdenken, daß diese Erinnerung sie noch lange mit bitterm Schmerze füllen wird! „Für seinen König muß das Volk sich opfern!“ sagt Dunois. Bei Langensalza ist dies Opfer auf die Spitze getrieben worden: nur für den König und — vergebens!

Auf eine Schrift wollen wir aber noch aufmerksam machen, weil sie eine vortreffliche Charakteristik des gekrönten Heerführers enthält:

14. König Wilhelm im Jahre 1866. Von L. Schneider. Berlin, Schweigger. 1866. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser, welcher dem Hofe schon eine längere Reihe von Jahren nahe gestanden hat, ist vielleicht mehr als jeder andere berufen und befähigt, ein treues Charakterbild des Königs Wilhelm zu geben; er thut es mit Treue und Wahrhaftigkeit. Wer den König kennt, weiß auch, daß er bis in sein Privatleben hinein keiner schmeichlerischen oder verschönernden Darstellung bedarf, sondern nur der unparteiischen Wahrheit. Was schon seine Mutter, die unvergeßliche Königin Luise, im Jahre 1808 von ihrem damals elfjährigen Sohne an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg Strelitz, schrieb, hat sich vollkommen bestätigt: „Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm.“ Wie dieser ging ein anderer Wunsch der hochsinnigen Fürstin: ihre Kinder zu wohlmeinenden Menschenfreunden zu erziehen (an den Professor Heidenreich in Leipzig geschrieben), in Erfüllung, vorzüglich aber derjenige, welchen sie während der Unglückszeit Preußens in einem Briefe ausgesprochen: „Ich wünsche, daß die Welt von mir sagen möge: sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben.“

Das Lebensbild des Königs Wilhelm in der vorliegenden Schrift gibt uns keine vollständige Biographie, sondern nur, was ihr Titel verspricht und auch das nicht in geordneter chronologischer Reihenfolge. Wie sich dem Verfasser im Gange seiner Darstellung Charakterzüge und Gedanken, an die Ereignisse geknüpft, bieten, schildert er sie und spricht sie aus, mit der Lebendigkeit und Gewandtheit, die seiner Schreibweise eigen ist; das Ganze gewinnt dadurch an Frische und die Lektüre an Interesse. Er sagt selbst:

Unwillkürlich, aber auch sehr verzeihlich, haben die neuesten Begebenheiten mit ihren überwältigenden Eindrücken — wir schreiben dies mitten unter den Vorbereitungen zum Siegeseinzug der Truppen in die Hauptstadt nieder — von der Regel abgeführt, eine Lebensgeschichte mit der Geburt und Jugendzeit zu beginnen, und die Schilderung ist gleich in den Abend eines Fürstenlebens hineingerathen, wo alles Sieg, Erfolg und Anerkennung ist, nachdem es jahrelang vorher mit alledem nicht recht fort wollte. So mag es denn auch bei der einmal eingeschlagenen Richtung bleiben und erst von dem gesprochen werden, was geworden ist, um dann erst zu sehen, wie es gerade so hat werden können und müssen.

Die Darstellung der politischen Ereignisse nimmt stets, wie der Zweck des Buchs verlangt, den König zum Mittelpunkt und erzählt manches, was nicht allgemein bekannt geworden ist. Einige Betrachtungen, die der

Verfaſſer ſelbſt von ſeinem Standpunkte darankniipft, ſind ſehr treffend:

Man hört oft aus Oeſterreich: wir haben die Preußen unterſchätzt! Ein ſehr ſchwächliches Bekenntniß, wenn man Geſandte und Militärbevollmächtigte in Preußen hält, eben erſt mit denen zuſammengefochten hat, gegen die man fechten will, und auch Gelegenheit hatte, bei den Durchmärſchen das Land kennen zu lernen, das man mit Krieg überziehen will. Da iſt es denn doch beſſer, wenn man nachher ſagen kann: wir haben unſern Gegner überſchätzt, wie dies in der That in Preußen vor dem Kriege mit der öſterreichiſchen Armee geſchehen iſt.

Ueber die Stellung der Landwehr ſagt der Verfaſſer, der ſelbſt in der Landwehr gedient hat und den weitverbreiteten „Soldatenfreund" herausgibt:

Kein Theil des Heers hat es weder damals (1813) noch jetzt allein gemacht, und ſo muß es auch ſein, wenn die Armee ein Ganzes ſein und bleiben ſoll. Wo ſind die Lügen und falſchen Vorausſetzungen geblieben, die dem Könige eine Abneigung gegen die Landwehr oder eine Geringſchätzung derſelben unterſchoben! Der König hat durch ihre Zuſammenberufung, durch ihre Märſche bis Prag und an den Main bewieſen, daß er vollkommenes Vertrauen in ſie ſetzt, ihr aber nicht zumuthen will, gleich anfangs ins Feuer zu gehen, weil ſie ein dem Vaterlande in jeder Beziehung zu theures Material iſt, welches der Patriotismus wol in der höchſten Noth aufs Spiel ſetzen, aber nicht unnütz opfern darf.

Eine Geſchichte des kurzen und ſo erfolgreichen Kriegs zu ſchreiben, erklärt der Verfaſſer nicht für ſeine Abſicht, hält ſie auch überhaupt, wenn ſie gut ſein ſoll, vor einigen Jahren nicht möglich. Wir haben dieſelbe Anſicht bereits ausgeſprochen und deshalb eine höchſt ehrenvolle Aufforderung, die wir zur Abfaſſung eines umfaſſenden Werks über dieſen Krieg erhielten, ablehnen zu müſſen geglaubt. Wol aber ſtellte ſich der Verfaſſer die Aufgabe, das, was der König während des Kriegs als wirklicher Kriegsherr geleiſtet hat, für einen künftigen Geſchichtſchreiber des Monarchen aufzubewahren: und er konnte das als Augenzeuge. Wir geben nur noch die folgende Schilderung:

Für ſeine perſönliche Bedienung nahm der König ſo wenige Perſonen als nur irgendmöglich mit, und konnte es, weil er ſelbſt für ſeine Perſon ſo wenig Bedürfniſſe hat. Von früh morgens bis ſpät abends angezogen, kennt er keine andere Bequemlichkeit in der Kleidung, als höchſtens ein Aufknöpfen des Militärüberrocks in ſeinem Arbeitszimmer. Es iſt alles ſo genau geregelt und der König macht die meiſten Dinge ſo ausſchließlich ſelbſt, daß gar keine Hülfe nöthig wird. Es wurden daher nur ein Kammerdiener, ein Garderobier und zwei Leibjäger mitgenommen, welche aber auch während des ganzen Feldzugs nicht abgelöſt wurden, wie das ſonſt im gewöhnlichen Dienſt zu geſchehen pflegt. Da der König ſo wenig für ſich ſelbſt braucht, man eigentlich in allen vorkommenden Fällen ſchon weiß, was wol befohlen werden kann, und die Befehle nie hart oder unfreundlich gegeben, Verſehen auch nie mit einem heftigen Worte oder erzürnt gerügt werden, ſo iſt der Dienſt bei der Perſon des Königs ein leichter und war es auch während des Feldzugs, obgleich er oft unter den erſchwerendſten Umſtänden geleiſtet werden mußte. Die ſich immer gleichbleibende milde Ruhe des Königs läßt auch keine Unruhe um ihn her aufkommen, und es geht eben alles, wie man zu ſagen pflegt, am Schnürchen. Viele Dinge, die leicht ein anderer thun könnte, thut der König bei ſeiner Gewöhnung an ſtrenge Ordnung ſelbſt, ſo z. B. das Auspacken und Einpacken ſeiner ſämmtlichen Papiere in die für Reiſen beſtimmten Portefeuilles, und dies geſchah auch während des Feldzugs bei jedem Wechſel des Hauptquartiers, ja ſelbſt am Schlachttage von Königgrätz.

Mögen unſere Leſer dann den greiſen König bis zu dieſer Schlacht und dann bis vor Wien zu der großen Heerſchau ſeiner ſiegreichen Truppen begleiten.

Bei der jetzigen Vorliebe für Illuſtrationen fehlt es auch nicht an illuſtrirten Werken über den letzten Krieg. Weber in Leipzig läßt eine „Illuſtrirte Kriegschronik, Gedenkbuch an den Feldzug von 1866 in Deutſchland und Italien" erſcheinen, welche in 20 Lieferungen 200 Illuſtrationen bringen ſoll. Für die Jugend bearbeitet von Hoffmann iſt „Preußens Krieg für Deutſchlands Einheit, Gedenkbuch an das glorreiche Jahr 1866 in Wort und Bild". Unter dem Titel: „Krieg und Frieden", iſt als beſonderer Abdruck aus der „Welt der Jugend" (Leipzig, Spamer), eine Charakteriſtik der deutſchen Heere vor dem Jahre 1866 und eine kurze Geſchichte des deutſchen Kriegs 1866 herausgegeben worden. Bei Weiſe in Stuttgart erſcheint eine „Illuſtrirte Kriegsgeſchichte des Jahres 1866", deren Text von W. Zimmermann, dem Verfaſſer der „Geſchichte des Bauernkriegs" und der „Geſchichte der Hohenſtaufen" als die „erſte unparteiiſch behandelte, vom Standpunkte des Geſchichtſchreibers aufgefaßte Schilderung der jüngſten Ereigniſſe" angekündigt wird. Wir gönnen allen Illuſtrationsfreunden das Vergnügen des Bilderbeſehens, müſſen aber doch als alter Soldat bemerken, daß mit wenigen Ausnahmen die Kriegsſcenen herzlich mangelhaft dargeſtellt ſind, ſo gut ſie auch gezeichnet ſein mögen. Die Künſtler, was man ihnen nicht verdenken kann, ſahen die Gefechte nur von fern oder gar nur im Geiſte und verſtanden nichts vom Soldatenweſen. Darum vorherrſchend Marſch-, Bivuaks-, Einzugs-, Lazarethbilder, und nur wenige, meiſt höchſt ſonderbare Gefechtsbilder. Bringen doch auch die Kunſtausſtellungen manches Schlachtgemälde, das unwahre, ja unmögliche Dinge darſtellt.

Wir ſchließen vorläufig mit dieſer Ueberſicht. Werke, die uns nur aus Ankündigungen bekannt geworden ſind, aber noch nicht vorgelegen haben, behalten wir einer ſpätern Beſprechung vor. Von den Berichterſtattern großer Zeitungen, welche theils mit Bewilligung in den Hauptquartieren ſich während des Kriegs aufgehalten, theils auf eigene Hand den Kriegsſchauplatz beſucht haben, ſind nachträglich auch einige ihrer während des Kriegs verfaßten Correſpondenzen zuſammengeſtellt im beſondern Abdruck erſchienen. Sie haben jetzt natürlich an Intereſſe verloren, den meiſten fehlt auch das rechte militäriſche Verſtändniß: das große Zeitungspublikum wird das nicht vermißt haben, wenn die Berichte nur lebhaft und pikant geſchrieben waren; ſie haben mitten im Laufe der Begebenheiten ihren Zweck erfüllt, einen bleibenden Werth können dieſelben nicht beanſpruchen, wenn auch einige, wie z. B. die der „Times", immerhin als Beiträge zu einer künftigen umfaſſenden und unparteiiſchen Bearbeitung dieſes, mit keinem frühern vergleichbaren Kriegs benutzt werden mögen.

Karl Guſtav von Berneck.

Giacomo Leopardi.

Gedichte von Giacomo Leopardi. Verdeutsch in den Versmaßen des Originals von Robert Hamerling. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1866. 8. 7 Ngr.

Leopardi repräsentirt in der italienischen Literatur den Nikolaus Lenau'schen Weltschmerz. Alles ist nichtig! klingt uns aus jedem seiner Gedichte entgegen; es ergreift uns eine Wehmuth um unser eigenes Dasein; der Dichter schildert es so nackt, so elend, so liebeleer, daß wir es mit ihm für eine glückliche Spanne Leben hingeben möchten. Mit bleiernen Flügeln ruht das Trübe, das Unglückschwangere auf üppigen Feldern, auf blendenden Naturschönheiten; in jedem Abgrund lauert es, in welchen der Dichter blickt; hoch mit den Wolken zieht es, tief zagt es an jeglicher Creatur. Der Dichter flieht das Leben in seiner Tagesgrellheit, er sucht die Nächte auf, die Einsamkeit: er beklagt versunkene Jugend, verlorene Liebe; das Herz ist ihm so voll, der Kopf ist ihm so schwer, verschleiert hängt der sonnige Himmel darüber: : Gott, mach' diesem Elenddasein bald ein Ende! seufzt der Dichter; in Trauergesängen blutet tropfenweise sein Herz, er verliert die Kraft der Selbstbeherrschung, er weiß sich vor Melancholie nicht zu retten; er sehnt die Stunde der leiblichen Auflösung herbei — sie kommt und Leopardi ist glücklich! In der letzten Stunde lächelt sein Gesicht voll himmlischer Verklärung; der Erdenschmerz ist überwunden; war es auch nur ein eingebildeter, genug, er stachelte Leopardi zu Tode. In Nikolaus Lenau steckt viel Affectation, bei Leopardi ist alles Ausgesprochene einer glühenden Seele, einem feindenkenden Kopfe entsprungen. Es liegt ein magischer Zauber über seinen Dichtungen, ein seliges Entzücken, wie es einen Todten in seiner letzten Stunde überkommen mag. Wir fühlen mit ihm, wir denken mit ihm, und doch mögen wir ihm nicht in seinem einsamen Brüten, wenn er hoch auf Felsen oder tief im grünen Thale sitzt und mit Blumen und Sternen spielt, Gesellschaft leisten. Wir gehen ihm aus dem Wege, wie einem, der uns bei jeder Begegnung an etwas erinnert, das wir gern erst in unserer letzten Lebensstunde hören möchten.

Robert Hamerling hat es verstanden, den unglücklichen Dichter in seinen Schöpfungen so wiederzugeben, daß wir seine Arbeit wie ein Original lesen. Die Literaturfreunde werden ihm dies zu danken wissen; solcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der Hamerling bei der Uebersetzung zu Werke ging, können sich wenige Uebersetzer rühmen.

Otto Spielberg.

Feuilleton.

Die Generalversammlung der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft in Berlin.

Dem Gesetz der Gravitation folgend, welches die Hauptstadt von Norddeutschland auch zum Mittelpunkt der geistigen Interessen macht, hatte die Deutsche Shakspeare-Gesellschaft ihre diesjährige Generalversammlung auf den 23. April nach Berlin ausgeschrieben, um womöglich den Kreis ihrer Theilnehmer in dieser Stadt selbst und durch die Anregungen einer weitverbreiteten und vielgelesenen Presse auch in Preußen zu erweitern. Da blos geschäftliche Verhandlungen nicht die gewünschte Anziehungskraft ausgeübt hätten, so eröffnete Prof. Ulrici die Sitzung durch einen längern Vortrag „Ueber Shakspeare's Fehler und Mängel", ein Thema, das in neuester Zeit durch das Werk von Rümelin und ähnliche in der Presse hervortretende Anschauungen in den Vordergrund gerückt worden ist. Ulrici hob den Unterschied hervor, der zwischen den Fehlern des Genies und den Fehlern der Stümper vorherrscht, verhielt sich aber im ganzen mehr abwehrend gegen die Anklagen, die neuerdings gegen den britischen Dichter erhoben worden sind. Aus seinem Vortrage ging wenigstens die erfreuliche Thatsache hervor, daß auch die Shakspeare-Gesellschaft eine unbefangene Würdigung Shakspeare's wolle und nicht einen in einseitiger Apotheose bornirten und fixirten Cultus. Der in der Generalversammlung an die Mitglieder ausgetheilte zweite Jahrgang des „Shakspeare-Jahrbuch", auf den wir näher zurückkommen werden, enthält freilich einige Abhandlungen, welche auf die entgegengesetzte Tendenz der Gesellschaft schließen lassen, indem die Abwehr jener Auffassung, die einen modernen, durch den Geist der Gegenwart geläuterten Shakspeare-Cultus verlangt, an das Fanatische streift.

Die geschäftlichen Verhandlungen drehten sich wesentlich um die neue Shakspeare-Uebersetzung oder vielmehr um die Erneuerung der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung, welche unter Leitung Ulrici's und des Vorstandes und unter der thätigen Theilnahme von Leo, Elze, Hertzfeld, Alexander Schmidt u. a. im Verlag der G. Reimer'schen Buchhandlung in Berlin erscheinen soll.

Es ist bekannt, daß gleichzeitig von zwei Vorstandsmitgliedern, Bodenstedt und Dingelstedt, zwei neue Uebersetzungen der Shakspeare'schen Dramen herausgegeben werden und zwar die erstere, bereits öfter in d. Bl. erwähnte, im Verlag von F. A. Brockhaus unter Mitarbeiterschaft von Otto Gildemeister, Paul Heyse, Ferdinand Freiligrath u. a.; die zweite im Verlag der Meyer'schen Buchhandlung in Hildburghausen unter Betheiligung von Wilhelm Jordan, Adolf Seeger u. a. Da der Vorstand mit einem fait accompli vor die Versammlung trat, so konnte an den Thatsachen nicht mehr gerüttelt werden, sowenig auch ein Theil der Anwesenden die Nothwendigkeit einsah, daß gerade die Umarbeitung der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung von der Gesellschaft monopolisirt würde. In der That sind die Schwierigkeiten einer solchen Umarbeitung größer, als es auf den ersten Anblick scheinen mag. Das Gelungene und das Mislungene sind in ihr so innig verschmolzen, daß die Correctur des einzelnen, die nicht blos Shakspeare-Gelehrsamkeit, sondern das höchste sprachschöpferische Talent verlangt, leicht dem Ganzen durchaus fremdartige Lichter aufsetzen kann, abgesehen von den doch unvermeidlichen Irrthümern, welche durch die Hyperkritik der neuen Textrevisionen hervorgerufen werden und die an jene Verbesserungen des seligen Ballhorn erinnern dürften, der dem Hahn der Fibel die Sporen anmalte. Wenn der Schlegel'sche Text sich eingebürgert hat, so hat er sich eben mit seinen Vorzügen und Fehlern eingebürgert; man kann seine Kleckse nicht radiren, ohne den ganzen Text zu zerreißen und zu durchlöchern. Die Aufgabe ist eine durchaus schwierige und erheischt die größte Vorsicht ja, wir möchten sagen, Inspiration.

Wie dem auch sei, man durfte erwarten, daß die Generalversammlung sich einem Antrage anschließen würde, der auch für die andern beiden Uebersetzungen eine Anerkennung der Gesellschaft verlangte. Waren sie doch aus ihrem Schoße hervorgegangen, geleitet von zwei namhaften Dichtern, sodaß sie die Tendenz der Gesellschaft in jeder Weise würdig vertraten. Indem die Generalversammlung einen derartigen Antrag

ablehnte, verwandelte sie die Gesellschaft in eine Art von literarischer Seehandlung, welche ein monopolisirtes Geschäft treibt, statt sie zum geistigen Mittelpunkt einer vielseitigen Thätigkeit, zum A und O, zum Anfang und Ende aller deutschen Shakspeare-Bestrebungen zu machen.

Die Redaction des „Shakspeare-Jahrbuch", welche Bodenstedt niedergelegt hatte, war vom Vorstande dem Prof. Karl Elze anvertraut worden, der als einer der rüstigsten deutschen Shakspeare-Kämpen bekannt ist. Noch erwähnen wir, daß die Zahl der Mitglieder von 130 auf 160 gestiegen ist. Ein weiterer Zuwachs wird nicht ausbleiben, wenn die Gesellschaft ein frisches und kräftiges Eingreifen in das Leben der deutschen Bühne und der deutschen Dichtung, eine Förderung aller Bestrebungen vertritt, welche in Shakspeare's Geist, aber beileibe nicht in der Nachahmung seiner zum Theil unreifen und veralteten Bühnenformen, nicht in der Nachäfferei seines Räusperns und Spuckens eine Verjüngung unsers deutschen Theaterwesens zu erreichen suchen.

In diesem Geist war der Toast gehalten, welchen der Herausgeber d. Bl. bei dem Festmahl der Shakspeare-Gemeinde in Arnim's Hotel ausbrachte und den wir hier, zur Ergänzung unserer Mittheilungen folgen lassen:

Wir feiern heut den großen Briten,
Den Dichter mit dem Sonnenflug,
Der unsrer Zeit vorausgeschritten,
Und doch nur ihren Spiegel trug;
Der nur in seines Volkes Herzen
Den Quell der ew'gen Werke fand,
Um seine Thaten, seine Schmerzen
Des eignen Lorbers Kränze wand.
In Deutschland auch ein Herr der Geister,
Ein Leitstern für geborne Meister,
Ein Irrlicht für den Schwarm der andern,
Die blindlings seine Pfade wandern.

Die deutsche Bühne hob die Schwingen
Im Hauche seiner Schöpferkraft;
Es war ein freudiges Gelingen
Im Sturm und Drang der Leidenschaft.
Da flog des jungen Schiller Aar
Empor zum hohen Horst des Briten;
Da war auf Goethe's Lichtaltar
Aus ihm ein Strahl herabgeglitten,
Bis hell in priesterlicher Hut
Auflodert die verwandte Glut.

Doch jetzt — im Qualm der Bühnenlichter
Sich zu behagen ist es Brauch;
Die Flamme gibt der eine Dichter,
Die andern alle nur den Rauch.
Vom Avon singt der Silberschwan
Wie Ariel im Sphärentone.
Du, deutsche Dichtung, trägst die Frone
Und hackst das Holz wie Caliban.

Doch nein, zerbrich die Sklavenhast,
Vertrauend auf die eigne Kraft!
Tritt mit dem Briten in die Schranken,
Du hast, wie er, ein Vaterland!
Gott blies — und die Armaden sanken,
Gott rief — das deutsche Reich erstand.
Auf wuchs es unter Sturmestosen,
Gewaltig drang der Aar zum Licht;
Die rothen und die weißen Rosen
Mit blut'gen Leichen fehlten nicht.
Folgt Krieg dem Krieg auf blut'ger Spur
Und schüttelt unerwünschte Lose,
So schlummert noch ein Azincourt
In unsrer nächsten Zukunft Schose.

Nacheifernd in die neuen Bahnen
Trag, deutsche Bühne, deine Fahnen!
Doch vor des Briten Angedenken,
Da mögst du sie in Ehrfurcht senken!
Des Meisters Stern, des Schicksals Gunst
Sei hold der deutschen Bühnenkunst.
Sie lebe hoch!

Unter den Mitgliedern des Vorstandes vermißte man mit Bedauern Bodenstedt und Dingelstedt; anwesend waren Ulrici, Delius, Elze und Leo. In der Gesellschaft bemerkte man Senator Dr. Gildemeister aus Bremen, Freiherrn von Loën aus Dessau, Freiherrn Gisbert von Vincke aus Frankfurt a. M., Dr. Eduard Brockhaus aus Leipzig, den Generalintendanten von Hülsen, Director Düringer und zahlreiche Vertreter der berliner Presse. Die Kronprinzessin von Preußen, die ebenfalls Mitglied der Gesellschaft ist, war durch die Hoffestlichkeiten verhindert worden, ihr beizuwohnen. Die berliner Hofbühne gab vier Shakspeare-Vorstellungen hintereinander: „Viel Lärmen um nichts", „Sommernachtstraum", „Bezähmung der Widerspenstigen" und „Richard III.", um der anwesenden Shakspeare-Gelehrsamkeit die theatralischen Honneurs zu machen.

Englische Urtheile über deutsche Schriften.

Der letzten Rückschau der „Saturday Review" auf die neusten Erscheinungen der deutschen Literatur entnehmen wir Folgendes: „Wolfgang Menzel, der nun einmal Wolfgang Menzel ist, hat nothwendigerweise eine Geschichte*) im Geiste einer Parteibroschüre geschrieben. Vielleicht jedoch ist dieser Ausdruck unpassend, denn es ist nicht klar, ob dieser beißende Schriftsteller irgendeine Partei außer sich selbst vertrete. Er ist ein deutscher Veuillot oder Brownson, der zu grillenhaft und selbständig ist, um bei den Anhängern seiner eigenen Grundsätze beliebt zu sein und fortwährend das Gelächter der Gegner durch seine widersinnigen Aussprüche erregt. Gleich jenen Schriftstellern wiederum besitzt er wirkliche Originalität und große Geistesschärfe, und man kann oft mehr aus seinen seltsamen Auslassungen als aus manchem gelinden Widerhall der vox populi lernen. Der leitende Gedanke, den der jüngste Kampf ihm eingegeben hat, ist, diejenigen Sünden und Mängel Oesterreichs aufzusuchen, welche die Vorsehung dafür entschuldigen können, daß sie die Niederlage einer so hervorragend conservativen Macht zugelassen hat. Daher ein bissiges Kapitel, in welchem die Irrthümer der österreichischen Staatsmänner schonungslos bloßgelegt werden und die merkwürdige Entdeckung verkündet wird, daß der scheinbar absolutistische Staat in der That viel zu freisinnig sei, da die politischen Meinungen des Volks gänzlich von den Juden gebildet werden. Preußen, im Gegentheil, sei ganz gut, so lange wenigstens der Graf Bismarck bei der Hand sei, die Freisinnigen in Ordnung zu halten. Wir bedauern zu bemerken, daß Menzel's Vaterlandsliebe von der engherzigen und anmaßenden, unter seinen Landsleuten freilich nur zu gewöhnlichen Art ist. Die deutsche Einheit erscheint ihm nur werthvoll als nothwendige Bedingung zum deutschen Reiche. Elsaß, Lothringen, ja sogar Belgien werden alle, ohne die geringste Rücksicht auf die Wünsche ihrer Bewohner, für Deutschland in Anspruch genommen. Jeder geborene Schleswiger, Posener oder Istrier, der sich etwa unbesonnen einbilden sollte, daß das, was für Deutsche gut ist, es auch für ihn sein müsse, kann von Menzel lernen, daß Unabhängigkeit etwas sei, was sich weder mit Dänen, noch mit Italienern, noch mit Polen verträgt."

Vom sechsunddreißigsten Theil des „Neuen Pitaval" (Leipzig, Brockhaus, 1867) sagt die „Review", er werde für englische Leser besonders wegen seiner erschöpfenden Berichte über die Palmer- und Müller-Fälle von Interesse sein. „Nach der Flut von patriotischen Declamationen über den letztern Gegenstand ist es befriedigend, einen erfahrenen deutschen Rechtskundigen zu finden, der seine volle Ueberzeugung von Müller's Schuld ausspricht."

Das in demselben Verlag erschienene Werk: „Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen", von J. H. Fichte, wird in folgender Weise besprochen: „Immanuel Fichte's Abhandlung über die Seelenfortdauer ist hauptsächlich wegen des Versuchs bemerkenswerth, diesen Glauben aus der Thatsache der providentiellen Regierung der Welt herzuleiten. Ueber den

*) „Der deutsche Krieg im Jahre 1866" (Stuttgart, Krabbe).

letztern Punkt schreibt der Verfasser klar, kräftig und sogar sehr schön. Nachdem er das Vorhandensein eines leitenden Zwecks, der in der Geschichte der Menschheit sich zeigt und verwirklicht, nachgewiesen, behauptet er, es sei die Vervollkommnung des Einzelnen sowol wie die der Gattung beabsichtigt, und es seien daher eine weitere Hinausführung und dauerndere Bedingungen nöthig, als sie die gegenwärtige Beschaffenheit des Individuums zulasse. Die dem Menschen verliehenen Fähigkeiten deuten auf ein größeres Feld für ihre Anwendung hin; räumt man dies nicht ein, so ist das Leben ein unbefriedigendes Bruchstück, und das Meisterstück der Natur das einzige Verfehlte unter ihren Werken."

Von den andern dortigen Besprechungen heben wir nur noch die von E. Zirngiebel's Biographie Jacobi's *) heraus, über welche es heißt: „F. H. Jacobi ist eine zu anziehende Gestalt in der Geschichte der Philosophie, um nicht eine Biographie zu verdienen; allein die Aufgabe ist schwierig, ja vielleicht unmöglich mit Erfolg zu lösen. Die erforderlichen Materialien sind nicht mehr vorhanden, und viele der wichtigern Ereignisse können nur im Umriß dargestellt werden. Wir wissen, daß Jacobi viele Wechselfälle des Schicksals erlitt; die Ursachen und begleitenden Umstände derselben aber sind im allgemeinen äußerst dunkel. Zirngiebel hat wenig neues Licht auf den Gegenstand geworfen; in der That scheinen seine Forschungen auf die Erklärung und Beurtheilung der Jacobi'schen Philosophie sich beschränkt zu haben. Dagegen läßt sich freilich nichts einwenden; doch wäre es besser gewesen, er hätte den biographischen und philosophischen Theil seines Werks strenger auseinandergehalten. Jetzt aber müssen wir uns durch verschlungene Dickichte metaphysischer Untersuchungen hindurcharbeiten, um etwas zu finden, was sich am Ende kaum der Mühe verlohnt. Jacobi's Stellung in der Geschichte der Philosophie ist fast eine vereinzelte. Die meisten Philosophen sind von der Hoffnung, das Räthsel des Weltalls zu lösen, zur Speculation angeregt worden. Jacobi indessen philosophirte gleich Hume, um die Unmöglichkeit einer solchen Lösung nachzuweisen, nur daß er, hierin Hume unähnlich, den Forscher auf den Glauben hinwies. Unter Glauben jedoch verstand er nicht etwa die Annahme von irgendetwas, das der Vernunft widerspricht oder unvereinbar mit ihr ist; ebenso wenig aber würde er, trotz seinem Zweifel an der Zulänglichkeit der menschlichen Fähigkeiten, mit einigen neuern Denkern behauptet haben, daß sie durchaus unzuverlässig seien."

*) „F. H. Jacobi's Leben, Dichten und Denken. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur und Philosophie, von E. Zirngiebel" (Wien, Braumüller, 1867).

Eine Studie über lateinischen und deutschen Dichterausdruck.

Bei aller Uebereinstimmung des lateinischen und deutschen Sprachgeistes, welche ihren Grund in der gemeinschaftlichen Abstammung, in der Urverwandtschaft findet, treten in beiden Sprachen so große Verschiedenheiten des Ausdrucks und sonach der Anschauung, des Denkens und Empfindens hervor, daß dadurch vor allem die dichterische Sprache wesentlich bedingt wird, weil sie dem sinnlichen Elemente nachstreben muß. Diese sprachlich-ästhetische Seite berührt ein kleines Schriftchen, eine Studie von Hermann Frommann: „Verschiedenheiten des Geschmacks im poetischen Ausdruck bei lateinischen und deutschen Classikern" (Jena, Frommann, 1866). Der Verfasser ist Satiriker, mehr noch Humorist, was nicht blos in der mehr schalkhaften als boshaften Einleitung, sondern auch in der Ausführung des einzelnen öfters köstlich hervortritt. Ob die Verschiedenheiten im dichterischen Ausdruck, wie sie Frommann aus den classischen Schriften nachzuweisen sucht, gerade auf der Verschiedenheit des Geschmacks beruhen, ist eine psychologische Frage, die wir hier nicht verfolgen können. Das Schriftchen Frommann's zerfällt in zwei Theile. Zuerst wird die Neigung der lateinischen Dichter in Betracht gezogen, das dichterische Bild und überhaupt die Phrase in stark sinnlicher Weise zum Ausdruck zu bringen. Umgekehrt ist auch die lateinische Wendung die schwächere, farblosere. Die kleine Studie hat uns nicht allein wegen der vielen hübschen Beobachtungen und treffenden Einfälle wohl behagt, sondern auch wegen des in unserer grämlichen Zeit so seltenen Humors, der das Ganze durchzieht, in heitere Stimmung versetzt. Wir können solche Wirkung verspüren, weil wir in Sachen der classischen Philologie unparteiisch sind. Ob der Verfasser auch bei seinen Fachgenossen und Collegen denselben Erfolg erzielt und ebenso gnädig beurtheilt wird, möchten wir allerdings stark in Zweifel ziehen. Eins fehlt der Studie: die wissenschaftliche Betrachtung des Deutschen. Der heutige Sprachzustand wird als der allein maßgebende, als den deutschen Geschmack repräsentirende hingestellt. Um einige Fälle herauszugreifen, so wollen wir daran erinnern, daß, wenn die Römer anstatt „Laub" sagen das „Haar der Bäume" (nemorum coma), ihnen unsere Altvordern gleichkamen in dem Ausdruck loupvahs, welches wörtlich „Laubhaar" bedeutet. Frommann sagt: Bei den lateinischen Classikern „beißen" außer Kälte, Hitze und Wind auch Sorgen, Vorwürfe, Schmerzen und Scherze. Zwar sprechen auch wir von beißendem Spott, aber ohne persönliches Object. Wir können nicht sagen: „Ich werde von Spott, Schmerz, Sorgen u. s. w. gebissen." Das ist jetzt allerdings der Fall, aber früher wurde „beißen" auch in bildlicher Beziehung gebraucht, es wurde gesagt vom Kummer, Ungemach, auch kommt vor: das Schwert beißt. Auch wo der lateinische Ausdruck der schwächere ist im Gegensatz zum neudeutschen Sprachgebrauch, stimmt das ältere Deutsch mit dem Lateinischen überein. Unser „viel" ist schwächer und allgemeiner geworden, als das Wort ursprünglich war, und darum erscheint uns die häufige Anwendung des lateinischen multus matt. Bei Beurtheilung der Wortbedeutung darf nie die allgemein gebrauchte das Kriterium abgeben. Aber trotz dieser Ausstellungen, die wir zu machen haben, wollen wir bekennen, daß die kleine Schrift uns in mancher Beziehung angeregt hat. Wir empfehlen sie angelegentlichst, und hätte der Verfasser die lateinischen Citate gleich wörtlich deutsch übersetzt, so würden auch die Frauen sich an seiner Studie ergötzen können.

Bibliographie.

Aus dem Nachlasse Varnhagens von Ense. — Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a. Nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. 2te Aufl. Vermehrt mit einem Gespräch über die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Henke, E. L. T., Jakob Friedrich Fries. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Kittlitz, R. Freih. v., Schleiermacher's Bildungsgang. Ein biographischer Versuch. Leipzig, Engelmann. 8. 27½ Ngr.

Klein, J. L., Heliodora. Trauerspiel. Berlin, Haude u. Spener. 8. 20 Ngr.

Kollonitz, Gräfin Paula, Eine Reise nach Mexico im Jahre 1864. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lehmann, H. F. J. G., Der Tugendbund. Aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers herausgegeben von A. Lehmann. Berlin, Haude u. Spener. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der preußische Liberalismus und das norddeutsche Parlament. Votum eines Kleinstaatlers zur gegenwärtigen Lage. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Ludwig, F., Das deutsche Theater. Leipzig, Rhode. 8. 10 Ngr.

Pagenstecher, H. A., Die Insel Mallorka. Reiseskizze. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Pauli, R., Simon von Montfort, Graf von Leicester, der Schöpfer des Hauses der Gemeinen. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Peter, A., Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. 2ter Bd. Sagen und Märchen, Bräuche und Volksaberglauben. 1ste bis 3te Lief. Troppau, Schüler. 8. à 7 Ngr.

Placzek, B., Im Grun. Gedichte. Wien, Herzfeld u. Bauer. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Rebe, Maria, Im Wein ertrinken mehr als im Wasser. Fünf Erzählungen. Straßburg, Wwe. Berger-Levrault u. Sohn. 8. 4 Ngr.

Vondel, J. van den, Gysbrecht van Aemstel. Trauerspiel aus dem Jahre 1637. Aus dem Holländischen übertragen durch G. H. de Wilde. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

Vierter Band.

Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech.

Erster Theil. Êrec der Wunderære.

Hartmann von Aue ist einer der hervorragendsten Dichter des Mittelalters, und sein „Êrec" gehört zu den bedeutendsten epischen Dichtungen der deutschen Literatur. Der diese Dichtung enthaltende vierte Band der „Deutschen Classiker des Mittelalters" wird daher gewiss eine gleich günstige Aufnahme finden, wie sie den ersten drei Bänden dieser Sammlung zutheil geworden.

Der I.—III. Band enthalten:

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.
II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch.
III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben erschien Heft 27 der „**Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge**", herausgegeben von **Rud. Virchow** und **Fr. v. Holtzendorff**:

Sehen und Sehorgan.

Vortrag von

Prof. Dr. **A. von Graefe.**

48 Seiten. Mit 5 Holzschnitten. 10 Sgr.

Ferner erschien soeben Heft 25 und 26:

Rud. Gneist, Die Stadtverwaltung der City von London. 10 Sgr.

Fr. von Belle, Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. 7½ Sgr.

☞ Im Abonnement **jedes Heft nur 5 Sgr.**

Der ausführliche Prospect ist in jeder Buchhandlung zu bekommen.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die häusliche Erziehung.

Von Sigismund Stern.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

An die Väter und Mütter wendet sich vorzugsweise diese Schrift; mit ihnen will der Verfasser über Aufgaben und Mittel der Erziehung überhaupt und der häuslichen Erziehung insbesondere sich verständigen. Der Natur in ihrem Selbstentwickelungsgange folgend, behandelt er mit Wärme und Klarheit die wichtigsten Fragen der häuslichen Erziehung in geordnetem, übersichtlichem Zusammenhange, sodaß jeder Leser aus dem gehalt- und gemüthvollen Buche — das sich namentlich auch zu Geschenken eignet — die fruchtbarsten Anregungen schöpfen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht.

Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung.

Von Julius Rodenberg.

Mit Beiträgen von Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, H. S. Oppenheim, William Reymond, Alfred Woltmann.

8. Elegant cartonnirt. 23½ Bogen. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Der reiche Inhalt dieses soeben ausgegebenen Buchs rechtfertigt die hohen Erwartungen, die ein neues Werk von Julius Rodenberg erregt. Dasselbe ist nicht nur der kundigste und vielseitigste Begleiter für Reisende zur Ausstellung, sondern auch eine fesselnde Lektüre für jeden, der Paris kennt oder dessen gegenwärtige Physiognomie im treuen Spiegelbilde betrachten will. Es bildet ein Seitenstück zu des Verfassers aus Anlaß der londoner Weltausstellung 1862 in mehrern Auflagen erschienenem Werke „Tag und Nacht in London", und wird gewiß ebenso zahlreiche Leser finden wie dieses.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Natur und Geschichte.

Welt- und Geschichtsbilder von

Karl Biel.

Erster Band.

Die Sternenwelt und ihre geschichtliche Entfaltung.

Erste Abtheilung.

Der Fixsternhimmel.

8. Geh. 2 Thlr.

Der vorliegende Band enthält eine in sich abgeschlossene Darstellung des gegenwärtigen Wissens von der Fixsternwelt, wie es sich im Lauf der Jahrhunderte geschichtlich entwickelt hat. Der Verfasser beginnt damit die Ausführung des Plans, den er in seiner früher erschienenen Einleitungsschrift: „Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze" (Preis 20 Ngr.) dargelegt hat, nämlich durch eine historische Behandlung der Naturwissenschaften den Zusammenhang und die innere Einheit der gesammten menschlichen Erkenntniß allgemeiner zur Anschauung zu bringen. Das in der verschiedensten Weise anregende Werk verdient ebenso die Beachtung der wissenschaftlichen Kreise wie des größern Publikums.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Neue wohlfeile Ausgabe in 70 Heften zu 5 Ngr.

Der um ein Drittheil verminderte Preis der neuen wohlfeilen Ausgabe dieses anerkannt trefflichen Werks macht dasselbe den weitesten Kreisen des deutschen Publikums zugänglich. Vom März d. J. an erscheinen monatlich 3 Hefte. Das Werk ist aber auch in 7 Bänden nach und nach oder auf einmal, geheftet oder gebunden, sofort zu beziehen. Ein Probeheft, mit Proben der Abbildungen und des Textes, sowie ein Prospect ist in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 16. Mai 1867.

Inhalt: Zur deutschen Culturgeschichte. Von **Rudolf Gottschall.** — Chile und Westargentinien. Von **Wilhelm Bentheim.** — Zur Dramatik der Gegenwart. Von **Otto Spielberg.** — Vom Büchertisch. — **Feuilleton.** (Für Ferdinand Freiligrath; Eine „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts".) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Zur deutschen Culturgeschichte.

Deutschland im 18. Jahrhundert. Von Karl Biedermann. Zweiter Band. — A. u. d. T.: Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert. Zweiter Theil: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts. Erste Abtheilung: Von Gellert bis mit Wieland. Leipzig, Weber. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erst in neuester Zeit, nachdem die Geschichtschreibung lange genug nur die disjecta membra der Nationen zur Schau gestellt hat, beginnt sie ein Volk als ein einheitliches Ganzes zu betrachten und die politische Geschichte nur als eine seiner Lebensäußerungen, die in der Geschichte seines gesellschaftlichen, geistigen und sittlichen Lebens ihre nothwendige Ergänzung findet. Wenn man Cultur- und Literaturgeschichte bisher nur nebenbei im Anhang zur eigentlichen Weltgeschichte behandelt hat, so treten diese jetzt immer mehr mit dem Anspruch auf Gleichberechtigung auf. Ja selbst die Sonderung zwischen Cultur- und Literaturgeschichte läßt sich nicht länger aufrecht halten, da man den innigen Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen beiden immer klarer erkennt.

Einer unserer tüchtigsten Culturhistoriker, Karl Biedermann, hat bereits vor Jahren begonnen, ein allseitig umfassendes Gemälde des deutschen Lebens im 18. Jahrhundert zu entwerfen, gleichsam ein Kreisbild, in welchem der nationale Geist den Mittelpunkt bildet und Literatur, Politik u. s. w. als ebenso viele von ihm auslaufende, gleichgemessene Radien erscheinen. Der erste Band seines Werks: „Deutschland im 18. Jahrhundert" und der erste Theil des zweiten Bandes sind bereits in den Jahren 1856—58 erschienen und haben damals in Nr. 20 d. Bl. f. 1858 eine eingehende Würdigung gefunden. Sie schildern Deutschland vorzugsweise nach der Seite seiner politischen Zustände, während der zweite Theil des zweiten Bandes die Entwickelung der Literatur darstellt. Doch umfaßt die erste Abtheilung desselben, wie der Verfasser in der Vorrede selbst sagt, nur eine Gruppe von Erscheinungen, die nach dem gewöhnlichen ästhetischen Maßstabe heutzutage nur noch ein untergeordnetes Interesse zu beanspruchen hat, nämlich die Dichter der Empfindsamkeit: Gellert, Gleim, Klopstock und ihre Kreise; sodann den Gegenpol dieser Richtung, den Wieland'schen Epikurismus. Der Verfasser fährt fort:

> Indessen hatte ich es hier mit diesem blos ästhetischen Maßstabe nicht zu thun. Mein Bestreben ging gerade dahin, mit der culturgeschichtlichen Behandlung auch der sogenannten schönen Literatur — von der zwar auch bisher schon viel die Rede, aber thatsächlich noch wenig zu spüren gewesen — wirklichen Ernst zu machen. Ich habe versucht, eine jede dichterische Thätigkeit sowol nach ihren erregenden und bestimmenden Ursachen, wie nach ihren Rückwirkungen auf die allgemeine Bildung und Stimmung des Volks mit dem gesammten Culturleben ihrer Zeit in einen möglichst innigen, organischen Zusammenhang zu bringen. Von dieser Seite boten schon die hier behandelten Abschnitte mancherlei ausgiebige Gesichtspunkte. Zu nicht geringer Ermuthigung bei der Inangriffnahme der folgenden, bedeutsamern, aber auch schwierigern Abschnitte unserer Literaturgeschichte würde es mir gereichen, wenn eine unbefangene, eingehende Kritik sich über die Richtigkeit und Fruchtbarkeit dieser von mir angewandten Methode zustimmend äußerte.

In der That fällt aus dieser Methode der Darstellung manches neue Licht auf die Entwickelung unserer Literatur selbst. Die deutsche Literaturgeschichtschreibung hat selbstverständlich auch bisher die Einflüsse nicht ignoriren können, welche die politischen Haupt- und Staatsactionen, die Rechtszustände, die Volkssitte auf die Literatur ausüben; doch sie hat sich mit der Darstellung derselben in meist oberflächlicher Weise abgefunden. Noch weniger hat sie den ästhetischen Maßstab zur Geltung gebracht, sondern oft die unbedeutendste Curiosität zur größten Wichtigkeit aufgedonnert. Sie ging in ihrer Selbstgenugsamkeit so weit, daß man die sich in den Schwanz beißende Schlange als ihr eigentliches Symbol betrachten konnte. Die Werke und Leistungen verschwanden hinter den Vor- und Nachreden; man schilderte weniger die schaffende als die plaudernde Literatur, die sich fortwährend selbst kritisirt und diese Kritiken wieder der Kritik unterwirft und so mit Grazie in infinitum. Man glaubte damit die höchste Objectivität zu erreichen; es war gleichsam die Selbstbewegung der Literatur, die sich in einem unbefangenen Medium spiegelte. Wir haben indeß von der Aufgabe der Literaturgeschichte einen andern

Begriff; wir halten den äſthetiſchen Maßſtab für höchſt wichtig, weil durch ihn allein das Weſentliche und Unweſentliche geſondert werden kann, denn das Gedächtniß der Leſer mit einer Fülle gleichgültiger Namen und all den Titeln geiſtloſer Productionen zu beſchweren, welche längſtverdienter Vergeſſenheit hätten anheimfallen ſollen; ſie von Werk zu Werk mit fortzuſchleppen, blos weil ſie einmal exiſtirt haben, mag ihr Recht zur Exiſtenz auch ſchon damals ein ſehr fragliches geweſen ſein: das kann doch unmöglich als ein Verdienſt der Literaturgeſchichte betrachtet werden, deren Aufgabe vielmehr ſein muß, die Spreu vom Weizen zu ſondern, ohne die erſtere den Leſern ins Geſicht zu blaſen. Dieſe kritiſche Ausſcheidung ſollte ein der geſchichtlichen Darſtellung vorausgehender Act der Privatthätigkeit ſein. Wann werden die Deutſchen einmal lernen, zu unterſcheiden, was ins Atelier und was vors Volk gehört!

Die Culturgeſchichte hat ein ausgedehnteres Recht als die Literaturgeſchichte, auch das äſthetiſch Werthloſe zu berückſichtigen, ſobald es die deutlich ausgeprägte Signatur des Zeitalters trägt, ſelbſt wenn es nur ſeine Verkommenheit in markirter Weiſe zur Schau ſtellt. Gleichwol kann auch ſie des äſthetiſchen Maßſtabes nicht entbehren. In der That hat auch Biedermann denſelben oft und ſtets mit Geſchick und Geſchmack zur Anwendung gebracht.

Der vorliegende Halbband zerfällt in zwei Abſchnitte, von denen der erſte die Vertreter der Empfindſamkeit: Gellert, Gleim, Klopſtock, der andere die Vertreter des Epikurismus: Wieland und ſeine Schule, darſtellt. Wenn der Verfaſſer es hier auch zunächſt mit der Schilderung von geiſtigen und literariſchen Richtungen zu thun hat, ſo iſt er doch weit entfernt von jener abſtracten Darſtellungsweiſe, für welche die Perſönlichkeiten nur als Ziffern gelten, mit denen eine beſtimmte Summe, ein gewiſſes Product erzielt wird. Die Auflöſung und Verflüchtigung der individuellen Bedeutung in ſolcher Weiſe iſt nirgends ungerechtfertigter als auf dem Boden der Kunſt, alſo auch der Dichtkunſt, weil dieſe keine andern Träger hat, als die perſönliche Begabung, als das Talent und Genie, und alle großen, weitreichenden Wirkungen hier nur von dieſen ausgehen können. Es iſt daher nichts verfehlter als eine Literaturgeſchichtſchreibung, welche ſich für zu vornehm hält, dichteriſche Charakterköpfe zu zeichnen, als ob ſie damit auf das Gebiet einer niedrigſtehenden Detail- und Kleinmalerei ſich verirre und welche immer mit vollen Segeln einherfährt, immer ins Allgemeine untertaucht, Richtungen analyſirt und Gruppen zuſammenſtellt. Biedermann iſt weit entfernt von dieſer vornehmen Art, die Literaturgeſchichte grau in grau zu malen; er ſucht die perſönliche Eigenthümlichkeit der Dichter in ihrem Quellpunkt zu erfaſſen und lebensvoll darzuſtellen; ja die Porträts von Gellert, Gleim, Klopſtock und Wieland ſtehen hier, beſtimmend und beſtimmt, in der Mitte der dargeſtellten Culturentwickelung, ſind mit großer Liebe ausgemalt und mit neuen, oft frappanten Reflexen beleuchtet. Hierin hat Biedermann mehr Verwandtſchaft mit Hettner als mit Julian Schmidt, bei welchem ſich ſelten das zuſammenhängende Charakterbild eines Dichters findet. So oft die Literaturgrößen des vorigen Jahrhunderts auch ſchon in eingehender Weiſe geſchildert worden ſind, man wird die Darſtellung Biedermann's doch mit Intereſſe leſen, weil ſie dieſelben uns von einer andern Seite, wir möchten ſagen in ihrem culturgeſchichtlichen Profil zeigt, während ſie bisher mehr en face, mit ihrem der Dichtkunſt zugewendeten Angeſicht aufgefaßt wurden.

Biedermann beginnt mit einer Charakteriſtik der neuen literariſchen Schule, die aus der Gottſched'ſchen hervorgegangen war. Er rühmt den ſchlichtern, ungekünſtelten, ſozuſagen mehr bürgerlichen Ton ihrer poetiſchen wie ihrer proſaiſchen Erzeugniſſe, ihre Abwendung von dem Bombaſt höfiſcher oder heroiſcher Dichtung im ſteifen Stil, ihre Befreundung mit den Intereſſen des gewöhnlichen Lebens, mit dem Bildungsſtande der bürgerlichen Mittelklaſſen. Das Conventionelle mit ſeiner Unnatur verſchwindet mehr und mehr ſowol in der Wahl der Stoffe als in der Behandlungsweiſe. Die äußern Veranlaſſungen dieſes Umſchlags in der Literatur werden hierauf nachgewieſen: in Frankreich die wachſende Oppoſition des bürgerlichen Geiſtes gegen die alles erdrückende Herrſchaft des Hofs und der bevorrechteten Klaſſe, in England das Verſchwinden des gleichen höfiſch-ariſtokratiſchen Geiſtes und der Durchbruch des altengliſchen mit ſeiner unzerſtörbaren Gefühlsinnigkeit; in Deutſchland das Regiment bürgerlich-einfacher Fürſten, eines Friedrich Wilhelm I. und des zweiten Friedrich Auguſt von Sachſen, der mit dem maßloſen höfiſchen Prunk des erſten durchaus nicht zu wetteifern vermochte. In der Charakteriſtik der Hauptheilnehmer der neuen Schule wird beſonders Elias Schlegel mit Recht hervorgehoben und in ähnlichem Sinn ein Vorläufer Leſſing's auf dem dramatiſchen Gebiete genannt, wie Günther ein Vorläufer Goethe's auf dem lyriſchen. Im Luſtſpiel, meint Biedermann, ſtellte der unvollkommene Zuſtand der damaligen deutſchen Geſellſchaft ihr vor die verhängnißvolle Alternative, entweder, indem er die deutſchen Sitten wahrheitsgetreu ſchilderte, langweilig und trivial oder, wenn er ſich beſſere Meiſter im Auslande ſuchte, ſeinem Ideal eines ſelbſtändigen nationalen Theaters untreu zu werden.

Leider iſt der Zuſtand der deutſchen Geſellſchaft noch immer ſo unvollkommen, daß dieſe Alternative auch für die Luſtſpieldichter unſerer Gegenwart fortbeſteht. Unſere deutſchen Familienſtücke ſind langweilig und trivial, weil ſie aus unſerm philiſtröſen kleinbürgerlichen Leben herausgeſchrieben ſind, und wo ein Luſtſpiel mit weitern Perſpectiven auftritt, da iſt in der Regel das franzöſiſche Vorbild nicht ſo fern, dem es nachgedichtet worden.

Mit Vorliebe hat Biedermann uns den ſchüchternen Altvater der neuern dichteriſchen Satire, Rabener, geſchildert, ohne den ſpießbürgerlichen Charakter ſeiner Werke verwiſchen zu wollen. Rabener iſt von Gervinus ſehr ſtiefmütterlich behandelt und von Julian Schmidt ganz beiſeitegeſchoben worden. Beide ertheilen Liscow den Preis; Biedermann betont dagegen mit Hettner die größere cultur-

geſchichtliche Bedeutung der Rabener'ſchen Satiren, indem ſich Liscow mit wenigen Ausnahmen auf das Gebiet rein literariſcher oder gelehrter Intereſſen beſchränkte, höchſtens von da aus einen Streifzug gegen die Orthodoxie begann, Rabener aber auf die Gebrechen der Zeit, des bürgerlichen und ſelbſt des politiſchen Lebens wenn auch noch ſo ſchüchterne Streiflichter der Satire warf:

Es war ſchon ein Großes, wenn die junge literariſche Schule, Rabener voran, die Nation — und zwar nicht blos die Gelehrten und Literaten, ſondern den ſchlichten Bürger — daran gewöhnte, über die Erſcheinungen des ihn umgebenden Lebens ſelbſtändig nachzudenken und zu urtheilen, unter Umſtänden auch zu ſpotten und zu lachen. Wie ſchüchtern dieſer Spott, wie befangen dieſes Lachen noch ſein mochte, es war doch ſeit langer Zeit wieder die erſte entſchiedenere Regung eines freiern Selbſtbewußtſeins des Menſchen und des Bürgers, des Bewußtſeins, mehr zu ſein, als eine bloße Gliederpuppe oder ein auf Commando der Obern handelnder Sklav; es war mindeſtens der Anfang einer öffentlichen Meinung, wenn auch zunächſt nur für den kleinbürgerlichen und geſelligen Privatverkehr der Menſchen. Zwar blieb noch ein weiter Weg zurückzulegen von jener geheimen Genugthuung, welche der in ſeinem Rechte Gekränkte, im Handel und Wandel Uebervortheilte, in der Geſellſchaft vor dem reichen Emporkömmling ſchnöde Zurückgeſetzte empfand, wenn er den ungerechten Richter, den unehrlichen Kaufmann, den an Verſtand armen Geldſtolzen von der Satire gegeiſelt ſah, bis zu jener vollſtändigern und wirkſamern, wo Gerechtigkeit und Gleichheit durch das Gericht der öffentlichen Meinung ihren vollen Triumph feiern; allein es war doch immer ſchon ein erſter Schritt auf dieſer Bahn, und ein geſelliger Zuſtand, wo man dieſe Grundſätze der Gleichheit und Gerechtigkeit, wenn auch nur erſt in ſchüchternen Andeutungen oder verſteckten Gleichniſſen, zu predigen, die ihnen entgegenſtehenden Handlungen dem Spotte oder der Verachtung preiszugeben wagte, bezeichnete ſich eine wieder aufſteigende Bewegung aus der tiefen Dumpfheit, Geiſtesträgheit und Unfreiheit, worin das deutſche Volk ſo lange gelegen hatte.

Eine umfaſſende und treffliche Darſtellung widmet Biedermann dem damals ſo gefeierten Gellert, und wenn irgendwo zeigen ſich in dieſer Charakteriſtik die eigenthümlichen Vorzüge, welche die innige Verbindung der Cultur- und Literaturgeſchichte zur Folge hat. Die ganze Darſtellung unſers Autors kann als ein Beweis für die Behauptung Koberſtein's gelten, daß Gellert gerade deshalb, weil ſein Geiſt ſo und nicht anders organiſirt war, und allein durch die Mittel, über die er gebieten konnte, den großen Einfluß auf ſeine Zeitgenoſſen, wie ſie einmal waren, gewonnen habe. Dazu muß man die Zeitgenoſſen an und für ſich und in ihren Beziehungen zu Gellert kennen lernen. Alles hierhergehörige Material hat Biedermann mit großem Fleiße geſammelt und lichtvoll geordnet. Mit dem Dichter Gellert, vom äſthetiſchen Standpunkte aus betrachtet, wird ein ſehr ſummariſcher Proceß gemacht:

In der äſthetiſchen Form ſeiner Schriften allein konnte der Zauber, den Gellert auf einen ſo großen Theil ſeiner Zeitgenoſſen ausübte, nicht liegen. Sein Stil hat zwar etwas Leichtes, Gefälliges, Natürliches, was vortheilhaft gegen die ſteife Umſtändlichkeit und Breite der Gottſched'ſchen Schule abſticht; allein er iſt weder beſonders gedankenreich und tief, noch beſonders witzig. Seine Schalkhaftigkeit nimmt ſich bisweilen etwas froſtig aus, und ſeine Art, geſprächig zu ſein, fällt nicht ſelten ins Geſchwätzige. Seine Fabeln ſind nicht durchgängig beſſer, als die von Hagedorn oder Lichtwer, und zum Theil weniger gut, als die ältern Muſter, die er nachahmte. Seine Komödien ſind arm an Erfindung, breit und langweilig in der Auseinanderſetzung und meiſt ziemlich gewöhnlich in der Charakterzeichnung. Sein Roman zeigt allerdings einen bedeutenden Fortſchritt über die rohen Erzeugniſſe dieſer Gattung, woran ſich ein paar Jahrzehnte früher das deutſche Publikum ergötzte; allein die künſtleriſche Compoſition darin iſt dürftig, der Gang der Handlung mehr auf die blos äußerliche Spannung der Neugier berechnet, als nach organiſchen Geſetzen innerer Entwickelung geſtaltet. Manche zeitgenöſſiſche Kritiker, betroffen über die ungeheuern Erfolge Gellert's, waren nicht abgeneigt, dieſe Erfolge geradezu aus der Mittelmäßigkeit ſeines ſchriftſtelleriſchen Talents zu erklären, die, wie ſie meinten, der breiten Maſſe des Publikums das Liebſte ſei, weil ſie ihr am wenigſten zumuthe, weil ſie von ihr am leichteſten gefaßt und verſtanden werde.

Deſto eingehender dagegen wird ſeine Lebensanſchauung in ihren Bedingungen und ihren Wirkungen auf das deutſche Volk gewürdigt, das außerordentliche Anſehen, deſſen ſich Gellert erfreute, durch eine Fülle anekdotiſcher Mittheilungen erläutert. Der Standpunkt Gellert's war der des rein menſchlichen Empfindens, „eines guten empfindlichen Herzens", ein Standpunkt, der damals vielfach reformatoriſch gegen die Unnatur, die falſche Scham, den Zwang der Gewohnheit und die ſklaviſche Abhängigkeit von fremder Autorität wirken mußte. Gellert's ſittenreine, hingebende Perſönlichkeit, die im Leben die empfohlenen Maximen bewährte, trug viel zum durchgreifenden Erfolg dieſer Weltanſchauung bei. Hierzu kam, daß Gellert ein unermüdlicher Correſpondent war und alle Fragen beantwortete, die auch in Bezug auf praktiſche Lebensverhältniſſe an ihn gerichtet wurden. Der Briefwechſel Gellert's mit Demoiſelle Lucius, Fräulein von Schönfeld, Rabener u. a. ſchüttet einen ganzen derartigen Fragekaſten vor uns aus. Dieſe Fragen erſcheinen uns zum Theil ſehr trivial; z. B.:

Welche Lektüre die für Geiſt und Herz fruchtbarſte ſei? Ob man wohl thue, viel mit andern zu verkehren, oder mehr mit ſich allein? Ob das viele Briefſchreiben als eine bildende Beſchäftigung zu billigen, oder wegen des Zeitverluſtes, den es verurſache, zu beſchränken ſei? Was für ein Frauenzimmer mehr zu empfehlen, Bildung des Geiſtes durch das Leſen von Büchern, oder Betreibung der Hauswirthſchaft? Ob man ſich einem größern Hange zur Schwermuth, zur Empfindſamkeit, zur Schwärmerei überlaſſen dürfe, und wie weit?

Doch Gellert war der Mann, derartige Fragen, die heutigentags einen Philoſophen und Literaten zur Verzweiflung bringen würden, in liebevoll eingehender Weiſe zu beantworten. Die große Seichtigkeit der damaligen Geiſtesbildung tritt in ihnen recht ſchlagend hervor. Gellert's Talent hatte nichts Ueberfliegendes — daher ſeine ſo weit ſich verbreitende Wirkung. Biedermann ſchildert uns weiterhin Gellert's Anſichten über Ehe, Familienleben, Erziehung und Beſtimmung des Menſchen, ſeinen religiöſen Standpunkt und ſeine freimüthigen und humanen Aeußerungen über die Standesverhältniſſe. Gellert nannte den Vorzug, adelich geboren zu ſein, ſehr gering, wenn man ihn vernünftig betrachtet; er meinte, was geht den Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an; er hatte den Muth auszuſprechen, daß der Reitknecht, der

seines Herrn Vieh getreu in Acht genommen, mehr Verdienst habe, als der Held, „der drei Könige bekrieget und in sieben Schlachten stets gesieget"; ja er nimmt sich sogar der Juden an, er schildert in der „Schwedischen Gräfin" einen tugendhaften edeln Juden, der vom Grafen und der Gräfin fast auf dem Fuße der Gleichheit behandelt wird. Es sind dies die ersten schüchternen Verkündigungen jenes Princips der Humanität, welches später von unsern großen Classikern in so glänzender Weise vertreten wurde.

Doch auch die Schattenseiten und Mängel der von Gellert versuchten socialen und sittlichen Reform verschweigt Biedermann nicht. Hierzu rechnet er den gänzlich unpolitischen Charakter der Gellert'schen Lebensphilosophie, den am schlagendsten Mauvillon mit den Worten bezeichnet: „Wenn das Vaterland der Vertheidiger bedarf, so kann es die durch Gellert's Schwachheit angesteckten Seelen nicht brauchen." Selbst ein gewisses pietistisches Element ist hin und wieder an Gellert zu bemerken, noch mehr an seinen Anhängern. Eine krankhafte Ueberreizung, Beunruhigung und Unsicherheit des ganzen Gemüthslebens, ein eitles Selbstgenügen und Schönthun mit den eigenen Empfindungen trat zu sehr in den Vordergrund. Von der Schönseligkeit, die namentlich in empfindsamen Freundschaften sich geltend machte, erhalten wir zahlreiche Proben, die Biedermann aus Gellert's Briefwechsel mittheilt.

Derselbe Cultus der Freundschaft wurde von der halleschen Dichterschule gepflegt, die sich mehr heiter und unbefangen in sinnlich-geistigem Behagen auslebte. Auch von dem Meister vom Stuhl dieser poetischen Freundschaftsloge, dem ehrwürdigen Gleim, entwirft Biedermann ein ansprechendes Charakterbild. Er theilt auch vollständig das Inventarium des halberstädter Freundschaftstempels, der Gemälde und des handschriftlichen Nachlasses von Gleim mit. Man ersieht daraus, wie groß der Kreis war, den „der preußische Grenadier" um sich zu versammeln wußte.

Daß Gleim es nicht blos bei poetischen und brieflichen Versicherungen der Freundschaft bewenden ließ, sondern seinen Freunden auch mit thatkräftiger Unterstützung gelegentlich unter die Arme griff, gereicht ihm zur Ehre und machte aus ihm einen Patron und Patriarchen der zeitgenössischen Literatur. Gleichwol fehlte dieser Poesie und der ganzen Freundschaft selbst der tiefere Inhalt. Das Unbedeutendste, das in diesem Kreise vorging, wurde zu einem wichtigen Ereigniß gestempelt. Dann haschte man wieder mit hastiger Ungeduld nach Neuem, um Abwechselung in das geistige Leben zu bringen; doch gerade hierin zeigte sich seine Aeußerlichkeit und Unwahrheit:

> Mit Recht ward es schon von Zeitgenossen als auffällig bemerkt, daß ein und derselbe Dichter heute in den muntern Klängen der Anakreontischen Muse sich erging, morgen den schwermüthigen Ton Young'scher Nachtgedanken anschlug, bald die schlichte Denk- und Redeweise der niedrigen Volksklassen zu treffen sich anstrengte, und wieder ein anderes mal die dunkle und geheimnißvolle Sprache des Koran dergestalt nachahmte, daß er sogar den Gebildeten fast unverständlich blieb.

Nicht anders im Persönlichen. Wenn wir sehen, wie Gleim mit der gleichen Glut für den kritisch-nüchternen Lessing und für den idealistisch-überfliegenden Fr. Jacobi schwärmt, wie er Klopstock als den erhabensten der Menschen verehrt, aber auch mit Wieland, dem directesten Widerspiel Klopstock'scher Weltauffassung, in der zärtlichsten Freundschaft lebt, wenn wir in seinem Freundschaftstempel Lavater neben Nicolai und Biester, Gellert neben Heinse und Bürger erblicken, so fällt es schwer, an einen wirklichen, tiefern Geistes- und Seelenverkehr des Mannes mit so ganz verschieden gearteten Naturen zu glauben. In dem unersättlichen Haschen nach immer neuen Bekanntschaften und Freundschaften, in der leidenschaftlichen Art, womit Gleim seine Freunde in die engbemessenen Cirkel seines Empfindens, Denkens und Thuns beinahe gewaltsam hineinzwingt, in der fieberhaften Reizbarkeit, die heute außer sich geräth, weil ein erwarteter Brief oder Besuch eines Freundes ausbleibt, wol gar über Gefühllosigkeit, Verrath, Bruch der Freundschaft jammert, und morgen hoch aufjubelt, wenn der gestern als ungetreu verklagte Freund wieder schreibt oder selbst kommt, in alledem können wir nichts anderes erblicken, als die natürliche Folge des Mangels an inhaltreichern, den ganzen Menschen wirklich ausfüllenden Lebensinteressen und der dadurch erzeugten krankhaften Ueberreizung und Verzärtelung des individuellen Empfindungslebens.

Sehr eingehend und mit Liebe entworfen ist das Gesammtbild des Sängers der „Messiade", in dessen Charakteristik das ästhetische Moment glücklich mit dem culturgeschichtlichen verwebt ist. Welche Stimmungen der Zeit auf Klopstock's Dichtungen einwirkten und welche wiederum durch dieselben hervorgerufen wurden — das wird mit feiner Spürkraft von Biedermann erforscht und mit großer Klarheit auseinandergesetzt. Der Fortschritt der Klopstock'schen Lebensanschauung wird in die tiefere Naturempfindung gesetzt, welche die bisherige Naturbetrachtung verdrängte, und in die größere Vertiefung und religiöse Weihe, die Klopstock der Behandlung der moralischen Verhältnisse der Menschen gab. Die warme und aufrichtige Hingabe an eine wahre, innige Herzensneigung trat an die Stelle der bisherigen, halb leichtfertig galanten, halb nüchternfrostigen oder ascetisch spröden Zeitstimmung. Auch ein gewisser politisch-geschichtlicher Sinn für das Allgemeine war bei Klopstock schon früh sichtbar; dieser Zug begleitete ihn durch sein ganzes Leben und wuchs mit dem zunehmenden Alter. Auffallend und vielleicht durch einige von Biedermann erzählte Jugenderlebnisse erklärbar ist des Dichters tiefe und dauernde Abneigung gegen preußisches Wesen. Friedrich's Genie bewunderte er zwar, doch die Unchristlichkeit des preußischen Königs und die Vorliebe, die dieser für die „artige und zierliche Weise" der Franzosen hegte, stieß ihn wieder ab. Sogar jene jugendlichen Ausbrüche der Bewunderung merzte er wieder aus seinen Gedichten aus, indem er eine auf Friedrich gedichtete Ode nachher zu einem Lobgedicht auf Heinrich den Vogler umarbeitete. Klopstock warf in seiner Ode „Kaiser Heinrich" Friedrich zum Troß der andern verdienst- und ruhmlosen Fürsten und schleuderte eine Rachode gegen den König, als dieser die deutsche Literatur mit Verachtung behandelt hatte. So fehlte für Klopstock's patriotischen Drang von vornherein ein Anhalt in der Wirklichkeit.

Dieser Patriotismus selbst aber ging zu weit, wenn

er die deutſchen Fürſten damals als Hermanne und ihre Heere als Cherusker verherrlichte, während er von dem einzigen Fürſten und dem einzigen Heere, die eine ſolche Bezeichnung verdienten, nichts wiſſen wollte. Biedermann findet die verderblichen Folgen dieſes vagen Patriotismus für die Geſammtbildung des deutſchen Volks darin, daß man ſich gewöhnte, in hochklingenden Gemeinplätzen und großen Worten, in Anrufungen einer längſt dahingeſchwundenen nationalen Größe thatenlos zu ſchwelgen, ſtatt an die Schäden der Gegenwart die beſſernde Hand zu legen, und daß man, wie Klopſtock, die politiſche und geiſtige Größe der Nation miteinander verwechſelte, in der letztern einen Erſatz für die erſte fand und überzeugt war, das deutſche Volk, ein Volk von Denkern und Dichtern, habe nicht nöthig, eine Nation im politiſchen Sinne zu ſein. Ueber Klopſtock's humanitäre Grundanſchauung, ſein Apoſtelthum der Bürger- und Menſchenrechte, über den Einfluß, den die franzöſiſche und amerikaniſche Revolution auf Klopſtock ausübte, wie er der erſtern anfangs zujubelte und ſpäter ſein Anathem auf ſie ſchleuderte, finden wir bei Biedermann eingehende Aufſchlüſſe.

Zu bedauern bleibt es, daß der Verfaſſer die Darſtellung von Klopſtock's Jugendleben nicht kannte, die David Strauß in der Neuen Folge ſeiner „Kleinen Schriften" gegeben hat (vgl. Nr. 24 d. Bl. f. 1866). „Wie ſchade", ruft Biedermann in einer Note aus, „daß David Strauß den Verſuch, Klopſtock monographiſch zu bearbeiten, aufgegeben hat! Von ſeinem feinen und pſychologiſchen Blick wären gewiß werthvolle Aufſchlüſſe über ſolche und ähnliche Partien in Klopſtock's Leben (wie ſein Verhältniß zu Fanny) zu erwarten geweſen." In Bezug auf dieſes Verhältniß hat Strauß in der That in der „Jugendgeſchichte Klopſtock's" manche feine pſychologiſche Aufklärung gegeben; doch trifft auch Biedermann annähernd das Richtige.

Den Schluß des Halbbandes bildet ein Charaktergemälde von Wieland, welcher den Umſchlag der Empfindſamkeit in den Epikurismus an ſich ſelbſt durchgemacht hatte. Daß auch Klopſtock einmal nicht ſo fern davon war, das beweiſt ſein „unheiliger Wandel" in Zürich, wo er, auf Conto der andächtigen Bewunderung, die man gegen den Sänger des „Meſſias" hegte, den Mädchen ſo viele Küſſe als möglich raubte. Doch zog er ſich, nach derartigen Ausfällen ins profane Gebiet, immer wieder in ſein transſcendentes Hauptquartier zurück. Anders war es bei Wieland, der nach dem Abfall von ſeinen heiligen Jugendidealen zeitlebens im Lager der weltlich Geſinnten verharrte. Seine heftigen Ausfälle auf die Anakreontiker hat er ſpäter dadurch geſühnt, daß er an ihre Spitze trat und dem Anakreon dabei einen frivol-philoſophiſchen Aufputz gab. Der früher von ihm angegriffene Uz erſcheint dem ſpätern Wieland gegenüber noch immer als ein Säulenheiliger.

Dieſe Wendung in Wieland's Lebensanſchauung wird von Biedermann nach ihren äußern und innern Urſachen unterſucht und erklärt, ſeine literar- und culturgeſchichtliche Bedeutung ſcharf beſtimmt. Mit Recht macht Biedermann darauf aufmerkſam, daß bei ſeinen ſinnlichen Schilderungen nicht das ganze tiefſte Weſen des Dichters, ſondern nur der kalte berechnende Verſtand betheiligt ſei:

Wieland hatte dem Vorwurf der Schlüpfrigkeit ſeiner Schriften die Reinheit ſeines Lebenswandels entgegengehalten, dabei aber nur nicht bedacht, daß, indem er ſich ſo als Menſch rechtfertigte, er ſich als Dichter ſelbſt anklagte, indem er ſeine Darſtellungen des Mangels innerer Wahrheit zieh. Daher ſind auch die Helden und Heldinnen ſeiner Romane nicht überkräftige, vollblütige Naturen, die ein unwiderſtehlicher innerer Drang dem ſinnlichen Lebensgenuß in die Arme treibt, vielmehr entweder kühle, reflectirende Charaktere, welche ſich ein Mittelmaß ſinnlich-geiſtigen Behagens, zwiſchen dem Zuviel und dem Zuwenig, mit nüchterner Bedachtſamkeit zurechtlegen, wie Danaë und Muſarion; oder lockere Geſellen, die ihre Luſt daran haben, durch Verführung anderer die Schwäche der menſchlichen, ganz beſonders der weiblichen Natur, und die Verkehrtheit deſſen, was man Tugend, Enthaltſamkeit nennt, zu beweiſen — wie Ithiphall und jener Fahrende Ritter im „Neuen Amadis", der förmlich darauf auszieht, hundert Schöne zu beſiegen, um mit ihren Bildniſſen die hundert Felder ſeines Fächers zu ſchmücken; oder endlich Perſonen, deren ſcheinbar abgetödtete Sinnlichkeit durch allerlei Lockungen und Gelegenheiten zum Sündigen noch einmal aufgeſtachelt wird, wie der Grottenheilige in eben jenem Roman und der Eremit in der „Waſſerkuſe", kurz, abgezogene, ausgeklügelte Schemen, Verkörperungen eines Princips, einer Theorie, nicht wirkliche Geſtalten von Fleiſch und Blut.

Fälſchlicherweiſe, meint Biedermann, wurde Wieland als Dichter und Philoſoph der Liebe geprieſen; dagegen iſt er der Urheber des „Epikurismus als Doctrin" in der deutſchen Literatur: eine Richtung, die durch Heinſe, F. H. Jacobi und Thümmel weiter fortgebildet wurde. Ob F. H. Jacobi mit Recht der Platz unter den Jüngern Wieland's angewieſen wird, erſcheint uns indeß fraglich. Der heiße Lebensdrang in „Allwill's Briefſammlung" pulſirt auch in den Jugendwerken der Stürmer und Dränger. Ganz abgeſehen von den ſittlichen Einſchränkungen, die Jacobi betont, liegt ihm doch die Wieland'ſche Frivolität und Lüſternheit fern.

Das Biedermann'ſche Werk verdient ſchon wegen ſeiner mit künſtleriſcher Haltung und einheitlichem Guſſe durchgeführten Charaktergemälde hohes Lob in einer Zeit, in welcher die Literarhiſtoriker die einzelnen Dichter auf das grauſamſte zu zerhacken pflegen und dann aus dieſen disjectis membris poëtae ein Hâché bereiten, unter irgendeinem hochtönenden Namen ihres philoſophiſchen Küchenlateins, zur Bewunderung nicht etwa der Poeten, ſondern der eigenen feinſchmeckenden Koch- und Zubereitungskunſt.

Rudolf Gottſchall.

Chile und Weſtargentinien.

Reiſen durch Chile und die weſtlichen Provinzen Argentiniens. Von Auguſt Kahl. Natur- und Sittenſchilderungen, mit beſonderer Bezugnahme auf das volkswirthſchaftliche Leben jener Nationen. Berlin, Gaertner. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.

Wie Amerika ein aus zwei Halbinſeln zuſammengeſetzter Continent iſt, ſo ſcheint ihm auch die Aufgabe beſchieden zu ſein, das große Experiment republikaniſcher Entwickelung in doppelter Geſtalt durchzuführen, in Nordamerika durch die germaniſche, in Südamerika durch die ſpaniſche Raſſe, und zwar hier zumeiſt in dem entfern-

testen, von Nordamerika wie von Europa am meisten abgewandten Theile, in Chile und der Argentinischen Conföderation. Diese beiden Länder haben im spanischen Amerika entschieden am meisten Fortschritt gemacht.

Das vorliegende Werk, das uns durch die vom Verfasser bereisten centralen Theile Chiles und den Nordwesten Argentiniens geleitet, gewährt uns nun einen recht deutlichen Einblick in jene wichtigen Regionen. Uns ist zwar neuerdings viel wissenschaftliche Belehrung über Chile und Argentinien zutheil geworden. Ueber das Land enthalten namentlich die seit 1843 in Santiago monatlich erscheinenden „Annales de la Universidad de Chile" fortwährend eine solche Menge von werthvollen geographischen und statistischen Mittheilungen, daß Chile bald mit zu den bekanntesten Ländern der Welt gehören dürfte. Ueber Argentinien haben wir die vortrefflichen Werke von de Mouſſy („Description géographique et statistique de la Confédération Argentine", 2 Bde., Paris 1861) und Burmeister („Reisen durch die La-Plata-Staaten", 2 Bde., Halle 1861), deren Routen auch größtentheils mit denen des Verfassers zusammenfallen. Allein alle diese Arbeiten beschäftigen sich zunächst mit physisch-geographischer, naturwissenschaftlicher, statistischer Forschung; der Verfasser hat dagegen zunächst das praktische Leben, die socialen und Verkehrsverhältnisse ins Auge gefaßt, und da wir bisher noch keine solchen, aus eigener Anschauung eines Deutschen geschöpften Schilderungen derselben gehabt haben, so hat das vorliegende Werk eine Lücke in unserer Reiseliteratur ausgefüllt.

Kahl machte, ehe er seine größere Reise nach Argentinien antrat, einen Ausflug nach Pichuncavi, einem einige Meilen nördlich von Valparaiso an der Küste gelegenen Ort. Der Weg dorthin war interessant durch jenen steten Wechsel von öden Höhenzügen, wilden, bewaldeten Quebradas und freundlichen, fruchtbaren kleinen Thälern, durch welchen sich die Landschaft des mittlern Chile im Norden des Chacabucogebirgs so wesentlich von der im Süden dieses Gebirgs unterscheidet, wo die sogenannte Longitudinalebene sich durch das ganze Land bis zum Meerbusen von Reloncavi hindurchzieht. Nachdem der Reisende von Valparaiso aus über die ersten Höhen geritten war, gelangte er nach Viña del Mar, jetzt ein schönes, fruchtbares Thal, das in frühern Jahren ganz versandet und vernachlässigt war, wo aber, seitdem die Eisenbahn hier durchführt, sich sowol fremde wie auch einheimische Unternehmer eingefunden haben. Der Boden wurde gereinigt, und wo sich früher im Winter ein trüber Fluß und im Sommer eine versandete Ebene befand, sieht man jetzt die reizendsten Landsitze, bebaute Felder, Gärten, Alleen. Jenseit des Flusses Viña del Mar erhebt sich dann eine neue Hügelreihe, eine rauhe, felsige Einöde von vier Leguas Breite, wo man keinen Ackerbau, nur hier und da eine magere Schafheerde und einzelne ärmliche Bauernhütten sieht, bis man in das Thal des Concon gelangt, welcher, während des Winters ein reißender Strom und während des Sommers ein ruhig fließendes Bächlein, den Boden reichlich bewässert. Das tief liegende Thal erscheint doppelt reizend, da es sich nach der Reise über die kahle Höhe, in seiner ganzen Fruchtbarkeit prangend, plötzlich dem Blick enthüllt. Das Dorf Concon besteht jedoch nur aus einigen dreißig, meist armseligen Ranchos, welche eine krumme Gasse bilden, die sich fast eine halbe Legua in die Länge zieht, da die einzelnen Hütten durch Gemüsegärten und oft durch Saatfelder getrennt liegen. Die Gemüsegärten und Felder schienen in guter Ordnung. Große Landstrecken, die sich weit in die Vega (Thal) hinaus erstreckten, waren mit Mais, beschränktere Stücke Landes mit Weizen bestellt. Die Melonen, welche in Chile so besonders ausgezeichnet sind, befanden sich in voller Blüte und versprachen zum nächsten Monat eine reiche Ernte. Ganze Felder waren von diesen Früchten bedeckt. Mit Gemüse schien man reichlich bedacht. Kartoffelfelder sah man überall, wie fast alle europäischen Küchengewächse. Auch Fruchtbäume fanden sich in reicher Anzahl; mit gleicher Fruchtbarkeit wuchsen unser nordischer Apfel und Birne, wie die südliche Feige und Orange. Fast in jedem Fruchtgarten stehen sie harmonisch vereint. Auch der Zagallo, das Lieblingsessen der Chilenen (eine Art Kürbis, Cucubita Hisp.), darf nicht unerwähnt bleiben. Bei dieser Fruchtbarkeit ihrer Vega sind die Bewohner Concons, so armselig auch ihre Ranchos aussehen, wol im Stande, sich nicht allein anständig zu ernähren, sondern auch Ersparnisse zu machen. Valparaiso ist nahe gelegen, und sie finden dort einen reichen Markt für ihre Gemüse und Früchte.

In ähnlicher Weise ging es nun weiter über öde Höhen und durch fruchtbare Quebradas und Thäler bis Pichuncavi, einem Flecken mit 800 Einwohnern in einem weiten fruchtbaren Thale. Von Valparaiso 17 Leguas und nur 2 Leguas von der Meeresküste entfernt, werden seine Producte mit Leichtigkeit nach jener Stadt befördert und dort wegen der geringen Transportkosten billig angeboten; sie erzielen somit auch immer eine bereitwillige Annahme. Diese Producte bestehen größtentheils in Getreide und auch in Früchten und Gemüsen, namentlich getrockneten Birnen und Pflaumen. Der Ackerbau wird mit Thätigkeit und Erfolg betrieben; jedoch ein trockenes Jahr bringt oft große Misernte, da die Bewässerung des Bodens hier noch dem Regen überlassen bleibt. Die Viehzucht beschränkt sich auf zahlreiche Schafheerden, meistens Merinos; es gibt Bauern, die Heerden von mehr als 2000 Schafen besitzen. Ein Theil der Wolle wird zu Ponchos oder Mantas*) und gröbern Stoffen verarbeitet. Zu den Mantas wird besonders die feinere Merinowolle gebraucht. Wenn sie gut gearbeitet sind, werden sie oft bis zu zwei Goldunzen verkauft. Der Haupttheil der Wolle wird nach Valparaiso oder Quillota zu Markte gebracht. In letzterer Zeit, nachdem Quillota mit Valparaiso durch die Eisenbahn verbunden ist, ziehen viele Bauern den Markt Quillotas dem Valparaisos vor,

*) Ein im länglichen Viereck geschnittenes Stück Zeug mit einer Oeffnung in der Mitte, eben groß genug, um den Kopf durchzustecken, bildet dieses Kleidungsstück.

da ersteres nur 10 Leguas von hier entfernt ist. Nicht unerhebliche Ausfuhrartikel nach Valparaiso liefern auch die in der Umgegend bestehenden zahlreichen Muschel- und Steinkalk- und Ziegelbrennereien. Der Anblick des Ortes mit seinen Pappelwäldchen und seiner Umgebung von Wiesen und Gärten ist interessant; aber dringt man etwas weiter ein, so wird dieses Interesse durch die Unreinlichkeit, sowie auch die unordentliche Bauart der Häuser sehr vermindert. Der Blick des Eintretenden fällt zunächst auf eine breite Straße, die, mit allem Unrath gefüllt, alsbald ihn antreibt, seinem Pferde die Sporen zu geben, um so rasch wie möglich hindurchzukommen.

Von Pichuncavi wurde ein weiterer kleiner Abstecher nach den benachbarten Goldseifen in der Quebrada del Guindo gemacht. Diese Seifen befinden sich an dem Ufer eines Bachs, welcher die Sohle der Quebrada durchfließt. Da man sich sehr primitiver Waschwiegen bediente, so war der Waschproceß zeitraubend und gewährte nur Mineros indianischer Abstammung einen kärglichen Unterhalt; neuerdings hat man jedoch verschiedene andere Waschsysteme, namentlich californische Longtombs in Anwendung gebracht und, wie es scheint, bessere Erfolge erzielt. Mehrere Mineros hatten sich zu einer Gesellschaft vereinigt, welche Tiefbaue mit regelmäßigen Stollen abgeteuft und Wasserleitungen von mehrern Leguas Länge angelegt hatten. Hierbei waren die größten Schwierigkeiten zu überwinden, lange Strecken lockern Sandbodens mit Lehm zu verdichten, über die Erdrisse gewaltige ausgehöhlte Baumstämme, durch welche das Wasser rinnt, zu legen. Die benachbarte Hacienda Catagilco besaß 3000 Kühe, 800 Stuten und 400 Hengste; auf einem Alfalfa (Luzernen-) Felde wurden kranke und neu angekaufte magere Thiere zur Mästung gehalten.

Auf dem Rückwege nach Pichuncavi war der Reisende Zeuge einer Scene, bei der sich die wilde, indianisch-spanische Natur der untern Volksklassen in Chile aufs entsetzlichste offenbarte: eines Messerzweikampfs zwischen einem jungen Vaquero (Hirten) und einem Minero, der infolge einer geringfügigen Beleidigung stattfand. Der Verfasser erzählt:

Der Kampf sollte jetzt beginnen: im weiten Halbkreis umstanden die Mineros die beiden bis auf die Unterkleider entblößten Kämpfer. Ein vier Ellen langer lederner Riemen, dessen Enden um die Hüften der beiden Gegner geschlungen waren, verband diese. Keiner sollte der Wuth des andern entfliehen. In ihren Händen blitzte das scharfgeschliffene spitze Messer. Sobald sich die Männer zurückgezogen, die ihnen die Riemen um die Hüfte befestigt, stürzten sie mit hocherhobenem Messer aufeinander zu, ohne ein Signal abzuwarten. Die Wucht des ersten Stoßes riß beide zu Boden. Wie zwei Verzweifelte rangen sie dort, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben. Unmöglich konnte man erkennen, wer oben, wer unten lag, so rasch folgte Bewegung auf Bewegung, Stoß auf Stoß. Zuweilen erkannte man das Blitzen eines Messers, zum Stoße erhoben, aber blitzschnell wurde es von der andern Klinge aufgefangen. Es währte nicht lange, bis sich eine Blutlache unter den Kämpfenden bildete; langsam bahnte sich der Blutstrom durch den Sand seinen Weg. Nach einigen Minuten hörte das Ringen plötzlich auf; beide Kämpfer, scheinbar von dieser furchtbaren Anstrengung ermattet, starrten einander an: einen scheußlichen Anblick boten diese Körper, von Kopf bis zu Fuß mit Blut und Staub bedeckt. Die Umstehenden traten näher, um sie auseinanderzubringen, aber nur einen Moment hatte diese Ruhe der beiden Elenden gedauert. Das gräßliche Ringen hatte wieder begonnen. Die Mineros schienen jetzt an dem Blutschauspiel genug zu haben, andererseits mochten sie auch wol von dem herzzerreißenden, krampfhaften Geschrei der Mutter, die fortwährend nach ihrem Sohn rief und den ehernen Cirkel, der den Kampfplatz umgab, vergebens zu durchbrechen suchte, gerührt sein, genug, sie eilten jetzt, um die Streitenden zu trennen, aber zu spät — wieder sahen wir ein Messer aufblitzen, hoch zum Stoße ausholen, aber keine Klinge wehrte es, und tief bohrte es sich in die Brust eines der Unglücklichen. Ein heller rother Blutstrahl schoß empor. Schaudernd wandte ich mich ab, der Kopf schwindelte mir, kaum erreichte ich die Hütte, wo ich mich kraftlos auf einen Sessel niederließ. Der Kampf war beendet. Mein Freund rief mich wieder hinaus. Eine Gestalt, durch Schmutz und Blut ganz unkenntlich, suchte sich zu erheben, aber es gelang ihr nur mit Hülfe eines Mannes, in welchem ich den alten Vaquero erkannte. Der Verwundete war sein Sohn. Sein Feind lag auf dem Boden ausgestreckt, seine Freunde unterstützten ihn, aber er sollte sich nicht wieder erheben. Sein Röcheln wurde allmählich schwächer, seine Glieder streckten sich im letzten Todeskampf.

Nach Valparaiso zurückgekehrt, begab sich der Reisende dann auf seinen größern transandinischen Zug. Der Weg führte zunächst durch die herrliche Vega von Quillota, jene weite, flache Tiefebene, welche sich im Norden des das südchilenische Küstengebirge mit dem Hauptstock der Cordilleras verbindenden Chacabucogebirgs von den Cordilleras westwärts bis zum Meeresufer hinunterzieht und einen Haupteinschnitt in der orographischen Bildung des Landes ausmacht. Der Fluß Aconcagua, der die Vega durchströmt, bewässert das ganze Jahr hindurch den niedrigliegenden Boden und befähigt ihn zur fruchtbarsten Cultur und üppigsten Vegetation. Dort, wo sich die größern Städte finden, deren die Vega drei enthält, Quillota, San-Felipe und Santa-Rosa, wo die Kunst der Natur zu Hülfe kommt, verdoppelt sich dieser Reichthum der Vegetation.

San-Felipe, die Hauptstadt der Provinz Aconcagua, liegt in der Mitte der Vega am rechten Ufer des Flusses. Mit ihren weißen Häusern, ihren Baumgruppen, ihren weiten Weingärten gewährt sie einen anmuthigen Anblick und wird wol nicht mit Unrecht la perla de la Vega genannt. Das Innere der Stadt entspricht ihrem Aeußern. Sie ist in regelmäßige Vierecke von 411 Fuß Länge und Breite, Quadras genannt, eingetheilt. Die reinlichen, regelmäßigen Straßen, mit großen und weiten, wenn auch größtentheils unsymmetrisch gebauten Häusern besetzt, lassen auf wohlhabende Bewohner schließen. Die Fahrwege sind breit, mit Grand bestreut; zu beiden Seiten laufen breite, gutgepflasterte Trottoirs hin, die Hauptstraße führt zur Alameda an der Ostseite der Stadt, die den Einwohnern mit ihren weiten Alleen einen angenehmen Spaziergang darbietet. Verschiedene Kirchen, sowie die noch unvollendete Kathedrale in der Hauptstraße zeugen von Pracht und Geschmack. Die Häuser sind, wie meistentheils in den chilenischen Städten, größtentheils von getrockneter Erde aufgeführt; selten sieht man welche

von Holz erbaut und noch seltener von Mauersteinen. Kahl erhielt im Hôtel-de-Paris, einem von einem Franzosen etablirten und gänzlich auf europäischem Fuße eingerichteten Gasthause ein luxuriös ausgestattetes Logis.

Der Handel San-Felipes ist bedeutend. Die Umwohner vieler Meilen bringen hier ihre Producte zu Markt: Wolle, Ponchos, Lederzeug, Vieh, Getreide, Wein, und beziehen dafür ihre Bedürfnisse; aus Argentinien kommen monatlich Tausende von Maulthieren, Producte zu bringen und zu holen. Die Menge der Tiendas (Kaufläden von Zeugen) und Deshaschis (Kaufläden von Colonialwaaren) zeugt von großem Consum. Mehrere Gerbereien machen sehr gute Geschäfte, indem das Leder derselben gewöhnlich noch dem berühmten tucucuaner vorgezogen wird. Ein sehr lucratives Geschäft wird mit den weiten Alfalfaweiden, die außerhalb der Stadt gelegen sind, getrieben. Die Treiber der von Argentinien kommenden Viehheerden, die oft viele Tausende von Köpfen zählen, lassen gewöhnlich in Santa-Rosa oder hier ihre ermüdeten und von der Reise über die Andes abgemagerten Thiere ein bis zwei Monate ruhen, um ihnen vor dem Verkauf in Santiago oder Valparaiso ihre Kraft und ihr Fett wieder zu ersetzen. Eine Alfalfawiese, 4—5 Quadratcuadras groß, wird für 48 spanische Thaler und in trockenen Zeiten oft für das Doppelte vermiethet. Neuerdings sind zwischen San-Felipe und Santa-Rosa reiche Silber- und Kupferadern in geringer Tiefe entdeckt worden, die man mit Erfolg in Angriff genommen hat.

Kahl gibt die Einwohnerzahl von San-Felipe auf 22000 an, was jedoch irrthümlich ist, da dieselbe nach neuern officiellen Angaben nur 8000 beträgt; er dürfte daher wol die Einwohnerzahl der Stadt mit der des Departements San-Felipe verwechselt haben, welche letztere sich jedoch nach officiellen Angaben von 1863 auf 29000 beläuft.

Santa-Rosa de los Andes, der letzte bedeutere Ort in der Vega, hat die größte Aehnlichkeit mit San-Felipe. Von gleichem Umfang bietet diese Stadt ganz dasselbe Bild des regen Verkehrs und der Ordnung, auch in der Form der Häuser, der Straßen und der Eintheilung in Quadrate. Auch die umgebende Landschaft ist im allgemeinen gleich, nur ist das Thal hier bedeutend schmäler, weshalb auch der Ackerbau hier geringere Ausdehnung hat. Die Einwohnerzahl von Santa-Rosa gibt Kahl auf 24000 an, während andere neuere Schätzungen für die Stadt selbst nur 4000, für das Departement gleichen Namens aber 29400 angeben.

Nun ging der Weg hinauf ins Gebirge und über den Cumbre- oder Uspallatapaß, 12000 Fuß hoch. Es war ein sehr kühner Ritt, da der Reisende blos von einem Führer begleitet wurde, und der Uebergang nicht nur an sich immer mit ernstlichen Schwierigkeiten verknüpft ist, sondern auch die Straße von verwegenen Räuberbanden heimgesucht wird. Nach mancherlei Fährlichkeiten und nach zwei Nachtlagern auf den Anden kam der Reisende jedoch wohlbehalten in Uspallata in Argentinien an.

Des Verfassers allgemeine statistische Ausführungen sind von geringerm Werth, da seine Daten meistens zu alt sind; die Ziffern vom Jahre 1852 her, die er meistens gibt, sind wenig brauchbar bei einem Lande wie Chile, das doch kein China, sondern ein Land ist, das schnellen Fortschritt macht. Kahl bestätigt die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens. Weizen ist die Hauptfrucht; der chilenische Weizen wird an Güte von wenigen Ländern in Südamerika, an Ergiebigkeit von keinem übertroffen. In der Vega von Quillota trägt der Weizen 50 — 60 Fanegas (zu 5,430626 Kubikzoll oder 157 Pfd.) pro Quadra. Dies ist ein Erträgniß von ungefähr 80 für 1; im südlichen Longitudinalthal ist aber mitunter 100 für 1 und sogar 120 für 1 vorgekommen. Nächst Weizen wird Mais am meisten gebaut; derselbe wächst in Stauden von $4\frac{1}{2}$ — 5 Fuß Höhe, welche 4 — 10 Kolben tragen. Auch Gerste und die französische Bohne werden in Menge geerntet und ins Ausland geführt. Einen großen Aufschwung erhielt der chilenische Ackerbau durch die Eröffnung des californischen Marktes. Die Preise verdoppelten sich plötzlich; anfänglich wurden mehrere Ladungen zu auffallend hohen Preisen verkauft. Dies ermöglichte jedoch die Concurrenz der östlichen Theile der Vereinigten Staaten, obgleich dieselben ihr Getreide um Cap-Hoorn zu senden hatten. Als dann später Californien nicht nur seine eigenen Bedürfnisse erzeugte, sondern auch schon binnen wenigen Jahren zur Ausfuhr bereit war, hörte der Export nach Californien fast gänzlich auf, wogegen Chile seinen Markt nach Bolivien, Peru, Australien, Neuseeland, die La-Plata-Staaten, Brasilien erweiterte; ja nach England gehen mitunter Getreideladungen ab.

Die Viehzucht erweist sich zwar meistens als ein vortheilhaftes Geschäft, steht aber hinter dem Ackerbau wesentlich zurück, namentlich in Vergleich mit Argentinien, dem Lande der Viehzucht. Der durchgängig hohe Werth des Bodens in Chile erlaubt nicht, der Viehzucht die ihr nöthigen großen Landstrecken zu überweisen, dann grassiren auch in den trockenen Jahren, in denen oft das Gras gänzlich verschwindet, Seuchen unter dem Vieh, welche dieses zu Hunderten und Tausenden hinwegraffen.

Die großen Hacendados haben meistens auf ihren Gütern vortreffliche Straßen, in denen oft die größten Terrainschwierigkeiten zu überwinden waren, prachtvolle meilenlange Wasserleitungen und andere großartige Bauten angelegt. Dies erklärt sich dadurch, daß dem Hacendado sehr große Arbeitskräfte zu Gebote stehen, und erinnert daran, daß, wenn auch das Land im allgemeinen sich in einem blühenden Zustande befindet, dies doch keineswegs von dem Volke als solchem zu sagen ist. Der größte Theil des Bodens war ursprünglich von der spanischen Krone in sehr ausgedehnten Strecken einzelnen Familien der Conquistadoren und Pacificadoren oder den Kirchen oder geistlichen Orden verliehen. Die viele Quadratmeilen großen Haciendas (Landgüter) bildeten Majorate, die weder ganz noch theilweise veräußert werden durften, solange ein Glied der Familie lebte. Auf den Haciendas wurde die Wirthschaft mit Inquilinos

(Fronbauern oder Häuslingen) betrieben, die, in einem an Leibeigenschaft grenzenden Verhältniß stehend, die härtesten Frondienste leisten mußten. Wenn nun auch im Jahre 1828 die Aufhebung der Majorate stattfand, so hat dies doch nur den Erfolg gehabt, daß das große Kapital sich an der Landwirthschaft betheiligen und großartige Meliorationen einführen konnte, wodurch der Werth der Güter ganz außerordentlich stieg. Das Verhältniß der Inquilinen ist im wesentlichen dasselbe geblieben, wie nun auch von Kahl bestätigt wird. Die Inquilinen müssen noch immer die härtesten Frondienste leisten. Während sie dem Hacendado seine Felder bestellen oder an seinen Bauten arbeiten, erhalten sie von ihm Beköstigung, die täglich aus zwei Eimern Bohnen per zwölf Mann nebst etwas Salz und Fett besteht. Bohnen ohne irgendeine andere Zugabe als einmal in der Woche einige Stücke Charqui (gedörrtes Fleisch) bilden überhaupt das fast einzige Mittagsmahl der Arbeiter. Der gewöhnliche Arbeitslohn ist 1 Real per Tag nebst der Beköstigung oder 2 Real ohne dieselbe.

Der Werth des Bodens hat im mittern Chile, wo er sogar auf dem Lande 5—600 Pfd. per Quadratquadra beträgt, eine Höhe erreicht, wie er im Verhältniß zur Production wol nicht mehr höher steigen kann. Es werden oft unglaubliche Preise erlangt. Der Grund hiervon liegt aber keineswegs in der Entwickelung des Ackerbaus, sondern in der Abneigung der großen Landbesitzer, auch den kleinsten Theil ihres Besitzes zu veräußern; selbst Pächter nehmen sie nur unter schweren Bedingungen an. Die Hacendados bilden die Kaste der Güteraristokratie, die den Grundstein ihrer Macht, den Landbesitz, eifrig bewacht und dadurch nicht allein den Werth des Bodens auf eine unnatürliche Höhe treibt, sondern auch der Landescultur bedeutenden Schaden durch Entziehung eines so großen Theils des Bodens zufügt.

Wilhelm Bentheim.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Dramatik der Gegenwart.

Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke. Sechster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1866. 8. 1 Thlr.

Wir beschränken uns in dieser Besprechung lediglich auf Hebbel's „Dramatische Fragmente"; die vollendeten Dramen im ersten bis fünften Bande und der „Demetrius" im sechsten Bande wurden bereits von anderer Seite in (letzterer in Nr. 10 d. Bl. f. 1865) besprochen. Der „Moloch", ein Tragödienbruchstück aus dem Jahre 1849, schildert des Menschen Dasein in seinen Uranfängen; die Erdensöhne sind noch Bestien, sie schlagen sich untereinander todt, leben von Wurzeln und „rothen Beeren", wohnen in Höhlen und glauben noch an keinen Gott. Dem letztern Bedürfniß will ein „uralter Greis" (Hieram) abhelfen; er, der weit über das Meer geschwommen kam, errichtet unter Beihülfe eines Hohepriesters (Rhamnit) im Lande der wilden Urdeutschen ein Götzenbild (Moloch). Donnerwetter brechen aus, richten schreckliche Verwüstungen an, reißen Bäume aus ihren Wurzeln, nur der eiserne Moloch bleibt stehen. Allerlei Volk kommt herbeigeströmt, darunter ein Königssohn; Erstaunen ergreift den einen wie den andern beim Anblick des feurigen Götzen; man fällt vor ihm auf die Knie und bringt dem unbekannten Gotte seine Ehrfurcht dar. Um zu zeigen, daß er des letztern alleiniger Prophet und über das Leben anderer zu verfügen habe, sticht Hieram den Hohepriester vor allen Versammelten todt; zugleich zückt er das Schwert auf die eigene Brust: „Soll ich auch sterben?" fragt Hieram den Moloch; dessen Stummbleiben gilt ihm als „Nein!" und nun ist der junge phantastische Königssohn und das Volk auch für seine Person mit Ehrfurcht erfüllt. Hieram ist damit nicht zufrieden, er verlangt auch von dem regierenden Könige, dem Vater Teut, unbedingte Unterwerfung. Dieser kennt aber nichts Höheres als sich, den Ueberwinder der Bären und Wölfe. Er glaubt nur an seine eigene Kraft und an sein Schwert. „Dieses muß dem Könige entrissen werden!" sagt Hieram, und der für den neuen Gott begeisterte Königssohn ringt mit dem Vater um des Schwertes Preis. Der Sieg fällt dem Sohne zu; der alte König liegt am Boden, das Schwert wird ihm genommen und zu des Molochs Füßen gelegt. Der Vater fühlt sich durch die Niederlage entehrt, er wandert ins Exil, d. h. er kriecht in eine Höhle und schwört, so lange ohne Licht und Luft zu leben(!), bis er sich an seinem Sohne gerächt.

Der junge Teut übernimmt die Herrschaft unter dem Einflusse des von Moloch inspirirten geheimnißvollen Greises. Das Land blüht und ist fruchtbar; das Volk segnet den neuen Gott; Teut, der junge König, aber möchte gern den Schleier gelüftet sehen, der den Greis und Moloch verhüllt. Ersterer verbot, daß niemand in der Nacht bei Todesstrafe den Ort betreten dürfe, wo Moloch stände, denn dies wäre die Zeit, wo er mit ihm spräche. Neugierde treibt Teut an den verbotenen Ort, und was sieht er? Moloch steht so ruhig wie immer da und Hieram liegt auf der platten Erde vor ihm und — schläft! Diese Entdeckung entnüchtert den gläubigen König mit einem Schlage; er sieht in dem Moloch einen argen Betrug; Hieram gesteht dies ein, indem er sagt: „Was ich that, geschah zu Euerm Besten!" Moloch wird zertrümmert, Hieram ermordet sich, der junge König fühlt Reue um seinen Vater, holt ihn aus der Gefangenschaft; doch statt daß dieser seinem Sohne flucht und Rache an ihm nimmt, wie er zuerst geschworen, ist er vielmehr erstaunt über alle die Veränderungen im Lande. Man reicht ihm edeln Wein und Früchte, deren Existenz er nie geahnt und die jetzt alle in seinem Lande wuchsen. „Nein", sagt er, „das hätten wir ohne einen Gott nicht erreicht!" Er betet nun selbst Gott an und dankt ihm für die Segnungen, die er dem Lande zukommen ließ.

Der Dichter hat in seinem „Moloch" den Kampf der rohen Menschenkraft mit unsichtbaren Mächten darzustellen versucht, ist aber mitten im Schaffen stecken geblieben, da die Ungeheuerlichkeit des Inhalts ihn von vornherein eine Aufführung des Stücks unmöglich erscheinen ließ. Er läßt die Bären „froh blicken", wenn's ihnen glückt, den

Menſchen entwiſchen zu können. Die Blume trinkt der Sonne Licht, und „kocht es ſtill zur Farbe aus“. Den jungen Teut läßt Hebbel ſagen:

Er rang mit meinem Vater, dieſer hat
Ihm was im Leib entzweigedrückt. Er hinkt
Seit jenem Tag.

Geh', ich bin durſtig! Bring' mir einen Trunk!

Auf dieſe Vaterworte antwortet Teut junior:

Erſt kniee, und ich gebe dir mein Blut!

Derartige beſtiale Aufopferungen gehören weder in Gedanken noch in der That auf die Bühne.

Die weiblichen Charaktere haben bei Hebbel immer etwas Hartes, Rauhes. So läßt er Theoda, ein junges Weib, das Teut im ſtillen liebt, „krampfhaft“ wider ihn die Hände „ballen“.

Der junge Teut, der ſeinen Vater zum Schwertniederlegen zwingen will, ſpricht:

Her mit deinem Schwert!
In deiner Väter Namen fordre ich's,
Sie ſtehen hinter mir und treiben mich!
Ich that, was ſie geboten, und du ſollſt
Wie ich gehorchen, denn du biſt ihr Sohn,
Wie ich der deinige, und was ich dir,
Das biſt du ihnen ſchuldig.

Hebbel hat an dieſer Stelle vergeſſen, daß des jungen Teut Worte von ſeinen Thaten ganz verſchieden ſind. Er ſagt, daß er ſeinem Vater Gehorſam ſchuldig wäre, und doch läßt ihn der Dichter rebelliſch werden. Derartige Widerſprüche finden wir oft bei Hebbel und entſchuldigen es auch, da ihm überhaupt die Klarheit fehlte, da er das Originelle, Geniale in Contraſten, im Herbeiholen der heterogenſten Dinge ſuchte. Der König fordert ſeinen Sohn zum Kampfe heraus und dieſer antwortet auf des Vaters Worte: „Nimm mir's ab!“ (das Schwert) mit der Phraſe, der erſt ſpät die That folgt: „Das wird geſchehn!“

Am Schluſſe begegnen wir noch der häßlichen Stelle:

Doch muß ich ihn
Noch härten, muß das Herz in ſeiner Bruſt
Ausbrennen, dies Geſchwür vom Weibe her.

Das ganze Bruchſtück hinterläßt einen unerquicklichen Eindruck; es ſind alles roh angelegte Charaktere, die beim Leſen etwas von dem urgermaniſchen Anſtrich gewinnen, ein Darſtellen auf der Bühne aber würde ſie zu carikirten „Menſchenfreſſern“ herabſetzen, in deren Rollen die berliniſch, ſächſiſch oder ſonſtwie redenden Urenkel auf den Bretern der Thalia eine höchſt komiſche Stellung einnehmen würden. Hebbel's Abſicht, im „Moloch“ die erſten Geiſtesregungen, das erſte Lallen eines kaum geborenen Volks darzuſtellen, war inſofern eine verfehlte, als er die Auftretenden eine Sprache ſprechen läßt, die den erſt nach Jahrtauſenden vollendeten Läuterungsproceß in dialektiſcher Schärfe und Geiſtreichigkeit bei den Moloch-Charakteren bereits durchgemacht. Dem Fragment fehlt die Natürlichkeit von Anfang bis Ende; es iſt ein Kind der Dichterlaune mit all deren Ungeheuerlichkeiten, eine Fehlgeburt des Kraftgenialen. Hebbel liebt das Chaos, den Urzuſtand, er wühlt wie wahnſinnig in den Knochengerippen der Seltſamkeiten herum; ſeine Helden zapfen ſich mit wahnhaft dämoniſcher Luſt das Herzblut ab. Hebbel zieht die Gemüthswelt in die Kreiſe des Bizarren hinein, und ſelbſt in ſeinen Gedankenſprüngen ſpiegelt ſich vornehmlich das Verzerrte, Gemein-Erhabene und die in übermäßiger Kraftanſtrengung ſich ergötzende Leidenſchaft ab. Es iſt wahr, es liegen viel ſcharfe und ſchneidende, mit claſſiſcher Kürze ausgeſprochene Gedanken in Hebbel's Werken, er iſt ein Genie in Plaſtik und dramatiſcher Geſtaltung, es liegt etwas Gigantiſches, Großartiges in ihm, das um ſeiner ſelbſt willen bewundert werden muß, nicht aber auf die Bühne gebracht werden darf, denn es fehlt ihm jeder ideale Anflug eines feinſinnigen Dichtergemüths. Hebbel hat die Hölle in Rebellion verſetzt und das Grauenhafte bei den Haaren über die Kunſtbreter geſchleift — „groß und abſcheulich!“ Das iſt Hebbel!

Das zweite Fragment des ſechsten Bandes heißt: „Die Schauſpielerin.“ Der Dichter perſonificirte darin betrogene Liebe, die an der geſammten Männerwelt rächt, was ein einzelner verbrochen. Die Figur des Bedienten Kaspar, der in ſeines Herrn Commodenſchub lange Finger macht, iſt köſtlich gezeichnet. Wir bedauern, daß Hebbel von drei Acten nur einen vollendet. Ein bedeutendes Werk wäre das Drama: „Die Dithmarſcher“ geworden, die daraus angeführte Scene ſprach uns inniger und ergreifender an, als das aus „Blut und Eiſen“ zuſammengepappte Rieſendrama: „Die Nibelungen.“ Ein allerliebſtes Genrebild iſt das einactige Luſtſpiel: „Zu Nationen unter einem Dache.“ Hier ſchildert der Dichter die gutmüthige Michelei des Deutſchen, der ſich bei einem Recht, das ihm zuſteht, trotz alledem in die Enge treiben läßt. Auch das infolge einer Wette entſtandene Bruchſtück: „Struenſee“, iſt ſo voll anziehender Stellen, daß wir offen geſtehen müſſen, wir ſchenken den „Dramatiſchen Fragmenten“ Hebbel's größern Beifall, als manchem ſeiner fertigen Dramen. Die kleine Epiſode zeichnet zutreffend den Charakter der in ihr handelnden Perſonen, daß wir nicht umhin können, dem Leſer das Ganze zum beſten zu geben:

Garten bei Chriſtiansburg.

König Chriſtian und Ole Güldenſtern treten auf.

Chriſtian.

Nun, Güldenſtern? Was biſt du ſo verzagt?
Was blickſt du ſcheu? Das iſt ein ſchöner Stein,
Den du da aufgehoben haſt, zum Schleudern
Ganz, wie gemacht, warum denn wirfſt du nicht?
Wir gingen dir voran, wir zeigten dir,
Wo es am beſten klingt! Nun, noch einmal!
(Er wirft eine Fenſterſcheibe ein.)
Dort ſchläft die Königin! Die wird erſchrecken!
Zum Teufel, warum lieſt ſie deutſche Bücher
Bis Mitternacht! Wir ſind hier Herr und König
Und thun, was uns gefällt. Kein Menſch ſoll ſchlafen,
Sobald wir wachen! Nun? Noch immer nicht?

Güldenſtern.

Gleich! Gleich!

Chriſtian.

Warum nicht jetzt?

Güldenſtern.

Graf Reventlow —

Chriſtian.

Graf Reventlow! Ei was, der alte Bär
Liegt noch in ſeinem Bett von Eiderdunen
Und träumt —

Güldenſtern.

Dort ſteht er ja! Auf der Terraſſe!
Schiebt ſeine weiße Mütze hin und her
Und ſieht uns zu!

Chriſtian.

Das ſagſt du mir erſt jetzt!
Du biſt ein Freund! Sah er's!

Güldenſtern.

Den Wurf ins Fenſter?
Er mußte wol!

Chriſtian.

So wirfſt du auch! Ich will's
Allein nicht ſein! Bei meiner Majeſtät!
Du wirfſt!

Güldenſtern.

Gut! Nach dem Baum! Der Baum trägt Birnen!
(Wirft.)

Chriſtian.

Eins! Zwei! Das nenn' ich treffen! Ja, du biſt
Mein Meiſter! Ich — (ſehr laut) ich war recht ungeſchickt!
Ich meinte hier den Baum und traf das Fenſter!

Güldenſtern (leiſe).

Brav, Chriſtian! So machte ich es auch
Als ich noch in der Lehre war!

Chriſtian.

Du Schlange!
Wie gut du ſtichſt! Doch, du haſt recht! Man ſollte
Vor uns ſich fürchten und wir fürchten uns!
Ei, das iſt höchſt verkehrt! (Nimmt einen Stein auf.) Ja, du
haſt recht!
Du trägſt die Krone Dänemarks, wem rollt
Das Blut des heil'gen Kanut in den Adern?
Sind wir es, oder iſt's ein Reventlow?
Wir werden's zeigen! (Er wirft den Stein ins Fenſter.) Unſre
Ahnen haben
Auch nicht gehandelt! (Sehr laut zu Reventlow.) Guten Mor-
gen, Vetter!
Nicht wahr? Die Reventlowe ſchnallten doch
Den Söhnen Odin's in den dän'ſchen Schlachten
Die Sporen an? (Zu Güldenſtern.) Nun du! Der König ſoll
Für alle ſorgen, das iſt ſeine Pflicht,
So ſorgen wir denn heute für den Glaſer! —
Er geht! Nun wird's was geben!

In dieſer Scene katzbalgt ſich philiſterhafte Furcht mit Herrſchereitelkeit in einem Königskopfe. Es klingt ſo echt Chriſtianiſch: Güldenſtern ſolle auch einen Stein ins Fenſter werfen, damit, wenn Reventlow den königlichen Knabenſtreichen verborgen zugeſehen, Se. Majeſtät bei etwaigem Bekanntwerden derſelben nicht allein ſchuldig ſeien: „Ich will's allein nicht ſein! Bei meiner Majeſtät!"

Den Schluß des ſechsten Bandes bildet der Anfang eines dramatiſchen Gedichts: „Chriſtus", der ſeinem ganzen Inhalt nach aber ſo unbedeutend iſt, daß der Herr Herausgeber beſſer gethan, wenn er denſelben der Sammlung nicht einverleibt hätte. In einer den Fragmenten vorangeſtellten Einleitung läßt ſich Prof. Emil Kuh mit der ihm eigenen Gewiſſenhaftigkeit und Scharfſinnigkeit über die Entſtehung und das Weſen der einzelnen Schöpfungen ſeines dahingeſchiedenen Freundes aus. Kuh verdient den Dank jedes Hebbel-Leſers, denn er hat ſich ſeiner Aufgabe, Hebbel dem Verſtändniß des Publikums näher zu bringen, in einer Weiſe entledigt, die wahrhaft pietätvoll für den Verſtorbenen und von Verdienſt für den Literaturfreund iſt.

Otto Spielberg.

Vom Büchertiſch.

1. Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge herausgegeben von Rudolf Virchow und F. von Holtzendorff. Berlin, Lüderitz. 1866. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Den einzelnen der Geſellſchaft, den Gelehrten dem Volke, die Wiſſenſchaft dem Leben wiederzugeben in immer erhöhterm Maße, aus den zerfallenden Stücken der Stände und Berufe, der materiellen und geiſtigen Stufen eine beſeelte Gemeinſchaft zu bilden: iſt das Programm, welches in Berlin von einer Coalition der gediegenſten praktiſchen, wiſſenſchaftlichen und literariſchen Kräfte ins Werk geſetzt wird. Als theilweiſe leitender Aufſatz im Sinne dieſer Beſtrebungen kann betrachtet werden:

Heft 14: Volksbildung und Wiſſenſchaft in Deutſchland während der letzten Jahrhunderte von Jürgen Bona Meyer.

Dieſe Schrift von Jürgen Bona Meyer gibt eine Ueberſicht des Bildungsgangs, den der deutſche Geiſt in Bezug auf die Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts, der Forſchung und Gelehrſamkeit in den letzten Jahrhunderten genommen hat. Bekanntes wird mit beredten Worten und in klarem Vortrage ausgeführt, welcher allgemeine Zuſtände durch einen ſchlagenden Fall zu beleuchten und die Folge der Thatſachen nach innern Beziehungen zu ordnen weiß. Aus der rückblickenden Betrachtung wird die Summe gezogen, daß nunmehr die Heranziehung des Volks über den Kreis der Schule hinaus fortgeſetzt werden und ein unaufhörlicher Strom der Mittheilung zwiſchen den Höhen der Wiſſenſchaft und der breiten Grundlage des Volkslebens in Bewegung gerathen muß. Vorurtheile der Gelehrten, denen die Mittheilung zu ſchwierig, das Volk zu unempfänglich, die Gefahren der Halbbildung zu naheliegend dünken, werden widerlegt, Vorwände der Lauheit und Vornehmheit abgewieſen und der Nutzen, den die Behandlung der Wiſſenſchaft ſelbſt aus dieſer Annäherung zum Leben gewönne, zum Sporn benutzt. Möge es gelingen, dieſem Programm den gehörigen Ausbau in der Praxis und die Erhebung in ein methodiſches Zuſammenwirken des geſammten Volksgeiſtes zu erringen.

Zu derſelben Sammlung gehören:

Heft 13: Ueber die erſte Entſtehung organiſcher Weſen und deren Spaltung in Arten. Von Auguſt Müller.

Dieſes Heft gibt im weſentlichen die neuerdings in Aufnahme gekommene Darwin'ſche Theorie von der Entſtehung der Arten. Was über die freie Entſtehung von organiſchen Weſen vorangeſchickt iſt, geht zurück auf die Annahme organiſcher Keime, welche im Luftraum vorhanden ſein müſſen, mögen ſie nun Reſte aufgelöſter Organismen oder Neubildungen aus anorganiſchen Elementen ſein. Die Urzeugung iſt dadurch wieder hergeſtellt,

wenn auch nicht in dem Sinne einer Hervorbringung aus Nichtvorhandenem.

Heft 15: Ueber den Kreislauf des Kohlenstoffs in der organischen Natur. Von Adolf Baeyer.

Hier finden wir keine aus den Lehrbüchern der Chemie geholte Angabe der Merkmale des Kohlenstoffs und seiner Verbindungen, sondern man möchte sagen eine Geschichte und Charakteristik dieses Elements von seinem urweltlichen Auftreten als Kohlensäure, die zur Bildung der Pflanzenwelt in hohem Grade mitwirkte, bis zu seiner ausgedehnten Verwendung im Haushalt der Natur und Menschheit in unsern Tagen.

Zwei anziehende Biographien sind ferner:

Heft 12: Heinrich Zschokke. Von Emil Zschokke.
Heft 16: Albrecht Dürer. Von Herman Grimm.

Während das Leben Zschokke's mehr an dem Faden äußerer Ereignisse dargestellt ist, hebt Grimm bei Dürer treffend das nationale Colorit heraus.

Zur Populärliteratur gehören auch folgende zwei pädagogische Werke:

2. Die häusliche Erziehung. Von Sigismund Stern. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Der Kinderadvocat. Von H. v. O., geb. v. St. Berlin, Hertz. 1866. 8. 15 Ngr.

Das erstere Werk stellt sich den Zweck, den Aeltern eine klare, aus der Natur der sich entwickelnden Kindesseele geschöpfte Anleitung zu geben, wie sie lenkend und verhütend, entfaltend und zurückhaltend je nach Alter, Geschlecht und Individualität ihrer Kinder zu verfahren haben, um das Ziel der Erziehung: „den werdenden Menschen seinem eigenen Ideal entgegenzuführen", zu erreichen. Ueber das Ziel der Erziehung läßt sich streiten, jedoch von seinem Standpunkte aus hat Stern mit geschmackvoller Aneignung des in pädagogischer Literatur und Praxis dazu brauchbaren Materials eine beachtenswerthe, jedenfalls mit Wärme und in ansprechender Form geschriebene Darstellung gegeben. In zweierlei besteht die Wirksamkeit der Familie, die sie vor der Schule voraushat: sie entwickelt den Charakter, der in der Schule nur von theoretischer Seite gebildet werden kann, und das Gefühl, und ist ferner die günstigste Stätte für Entwickelung der Individualanlagen, welche in der abstract menschlichen Schulerziehung leicht verloren gehen.

Von ähnlichem Gehalt ist auch „Der Kinderadvocat". Er wendet sich vornehmlich an das Mutterherz, unter dessen tropischer Zone allein das Paradies des Kindesalters aufzublühen vermöge. Zugleich ein Schachzug gegen die kinderscheue Emancipation.

Von der Schulbuchliteratur haben wir anzuzeigen:

4. Leitfaden der Poetik für den Schul- und Selbstunterricht. Von Otto Sutermeister. Zürich, Schultheß. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine geschmackvolle Destillation fremder Gedankenarbeit. Was nur die Schule mit diesem Fachwerk von Definitionen und Eintheilungen anfangen soll? Der einzig richtige Weg zur ästhetischen Erziehung ist doch nur Sättigung mit classischen Mustern und deren Analyse. Für den Selbstunterricht können die fortwährenden Gänsefüße nur den Appetit nach der Quelle wecken oder höchstens die Stelle eigener Excerpte vertreten. In dem einzigen Fall bleibt Sutermeister originell, wo er sich selbst citirt. Beispiele wie:

Mit Wärme lies und sprich, und mit des Geistes Hauch,
Denn wo der Ausdruck fehlt, da fehlt der Eindruck auch —

zeigen, wo seine Begabung liegt.

Immer noch hätte aus diesem Büchlein Belehrung schöpfen können der Verfasser von:

5. Die heilige Elisabeth von Thüringen. Ein episches Gedicht von Karl Berthold. Paderborn, Junfermann. 1866. 8. 1 Thlr.

Zu einem epischen Gedicht fehlt diesem Werk nichts weniger denn alles. Knittelreime und Reminiscenzen sind doch wahrlich nicht dazu angethan, Chronik zur Poesie umzuschaffen. Die naive Zeit- und Naturbeherrschung der Legende in die trockene Verständlichkeit eines Lebensgangs von der Puppe bis zum Grabstein auszubreiten, zeigt doch wenig Einsicht in das Wesen der Poesie. Die zwischengesäeten Moralsätze haben zwar ihre Berechtigung, verfehlen aber die Stelle.

Aesthetische und literarhistorische Kleinmünze sind ferner:

6. Von der Kunst. Von Joseph Ritter von Führich. Erstes Heft. Wien, Sartori. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

Kunstphilosophie eines Neuscholastikers.

7. Moses Mendelssohn, als Urbild von Lessing's Nathan dem Weisen. Ein Vortrag von Friedrich Albrecht. Ulm, Gebr. Nübling. 1866. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Titel gibt den Inhalt, der noch durch Anführungen aus Boccaccio, woher bekanntlich Lessing die Fabel des „Nathan" schöpfte, und aus dem „Nathan" selbst erweitert ist. Auch wird bei Anführung des Zwiegesprächs zwischen Saladin und Sitta ein gutes Wort eingelegt für Wechselheirathen zwischen den Angehörigen verschiedener Confessionen.

8. Molière in Deutschland. Von Paul Lindau. Wien, Hilberg. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Ein Plaidoyer im Causerieſtil für den mehr genannten als gekannten héros comique français, und nebenbei ein panégyrique der Graf Wolf Baudissin'schen Molière-Uebersetzung.

Mehr philologisch sind:

9. Der Grâl und sein Name. Von Paulus Cassel. Berlin, v. Decker. 1865. Gr. 8. 7½ Ngr.

Cassel beginnt hier eine Untersuchung über das Wesen und die Literatur der Sage vom Grâl, wie sie zuvörderst im „Parzival" von Wolfram von Eschenbach auftritt, der den Grâl als einen wunderbaren allnährenden und tränkenden Stein beschreibt. Den Namen Gral leitet Cassel von gradilis ab, und demnach ist der Grâl, das Brot, das in der Sage der Stein dem Volke zur Speisung gibt, sprachlich nichts anderes als die panes gradiles, bekanntlich tägliche Brotspenden, welche in der römischen Kaiserzeit dem Volke, wegen des Andrangs von einer Erhöhung (gradus) aus, geboten wurden. Es liegt nahe, daß dieser Vorgang aus der Volks- und Staats-

sitte in die kirchliche und poetische Symbolik übertragen wurde.

10. Ueber die Cäsur und ihre Bedeutung für den Rhythmus. Ein Beitrag zum Verständniß der antiken Versmaße. Zweite verbesserte Auflage. Von Berthold Suhle. Berlin, Weber und Comp. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

An Stelle der landläufigen Definition der Cäsur: Durchkreuzung des Metrums und der Sprache oder des Vers- und Wortfußes, gibt Suhle die Definition: „Abschluß einer rhythmischen Einheit innerhalb des Verses." Der Hauptton liegt hier auf dem Begriff der rhythmischen Einheit, welche gebildet wird „durch jeden Theil eines eurhythmischen Verses, der ohne Absatz der Stimme gesprochen werden kann". Soweit ist die Cäsur ein Ausdruck für die physischen Schranken beim Sprechen; die ästhetische Bedeutung der Cäsur besteht in dem Reiz des Rhythmenwechsels, indem sie vom fallenden zum steigenden Rhythmus überführt und umgekehrt.

Gute Reflexionen enthält ein philosophisches Schriftchen:

11. Das Wort „a priori". Eine neue Kritik der Kant'schen Philosophie. Frankfurt, Hermann. 1866.

Eine philologisch-historische Arbeit ist:

12. Politische Geschichte des dorischen Argos. Von Schneiderwirth. Programm 1865—66 des katholischen Gymnasiums in Heiligenstadt. 4.

Ist nicht viel mehr als eine genaue Zusammenstellung aller auf die Geschichte einer namhaften Stadt bezüglichen Daten in den alten Schriftstellern. Von historischer Form hat dieses Schriftchen wenig; der einzige Gedanke, der die Masse der Thatsachen beherrscht, ist die Erklärung derselben aus Kirchthurminteressen. Mag der Stoff keine andere Beleuchtung zugelassen haben, jedenfalls sind Chronik und Geschichte zweierlei.

Aristoteliker und Specialisten der Poetik machen wir auf folgende Dissertation aufmerksam:

13. Die Katharsis des Aristoteles und der Oedipus Coloneus des Sophokles. Von Paul Graf York von Wartenburg. Berlin, Hertz. 1866. Gr. 4. 15 Ngr.

Die Frage, was die Katharsis (Reinigung) der Leidenschaften, wie sie Aristoteles als Zweck der Tragödie hinstellt, zu bedeuten habe, hat in der deutschen Literatur viel Staub aufgeworfen. Lessing brachte und löste sie zuerst, und seine Erklärung: „Maß in Leidenschaft", wurde durch die ganze spätere Zeit für die Aesthetik maßgebend, welche aus dem „Maß" allmählich „Läuterung", „Erhebung" und schließlich „Versöhnung" als Ziel der Tragödie herausſublimirte. Seit einem Jahrzehnt wird diese Auslegung verdrängt durch eine Untersuchung von Bernays, der als den einzig richtigen Sinn der Katharsis: „Beruhigung durch Ekstase", hinstellt. Neben vielen Anfechtungen, die sie erlitt, hat diese Ansicht auch namhafte Vertreter gewonnen, und der Verfasser obiger Dissertation handelt gleichfalls in ihrer Fährte. Nur konnte sich, wer die Begründung dieser Ansicht prüfte, nicht verhehlen, daß sie zwar philologisch allen Schein für sich hat, in der Anwendung aber mit allem, was wir über die menschliche Seele wissen, in trostlosem Widerspruch steht. Wer wird es Hrn. Bernays aufs Wort glauben mögen, daß unter allen Affecten, welche das menschliche Gemüth zerrütten können, gerade Mitleid und Furcht die nachhaltigsten und universellsten seien? Daß also darum die Tragödie berufen sei, den Schatten, den diese Affecte fortwährend in unser Gemüth würfen, durch gesteigerten Hervorruf dieser Affecte zu lichten? Solche Gedanken kann man zwar in einen syntaktischen, aber keinen logischen und realen Zusammenhang bringen. Diese Schwäche der Bernays'schen Interpretation zu heben, sind manche Versuche gemacht worden; geistvoll durchgeführt, obwol gleichfalls von fraglichen Voraussetzungen ausgehend, ist nun auch die Behandlung dieser Frage durch York. Dieser geht bei seiner Deutung der tragischen Katharsis auf eine historisch eingetretene Entzweiung des griechischen Gottesbewußtseins zurück, deren unsagbare Schmerzlichkeit durch die orgiastischen Ekstasen im Bacchus-Cultus und folglich auch in der aus dem Bacchus-Cultus sich entwickelnden Tragödie durch die Ekstase der Trauer überwunden werden sollte; die Gottversöhnung, welche das Christenthum brachte, gab auch der Tragödie andere Ziele.

Wir finden diese Begründung zu weit hergeholt, und entnehmen aus ihr nur die Anregung, eine getrennte Untersuchung über ekstatische Seelenzustände anzustellen, die aber, vorläufig selber ein X, ein anderes X selbstverständlich nicht lösen können. Einen vernachlässigten Punkt, in dem vielleicht die Lösung der „Katharsisfrage" stecken mag, hebt York zufällig in einer Anmerkung hervor, wo er sagt, daß „wie in dem Bacchus-Cultus, so in der Tragödie die Musik ein vorzügliches Mittel zur Herbeiführung der Ekstase oder(!) Katharsis", gewesen sei. Unsere eigene unmaßgebliche Ansicht legt hierauf das Hauptgewicht. Denn Aristoteles spricht, wo er sein eigener Interpretator ist, nur von einer Katharsis durch Musik; er erwähnt nur kathartische Harmonien und kathartische Lieder, in denen man freilich nach griechischer Weise nie Text vom Gesang trennen darf. Die kathartische Musik hat nach Aristoteles' eigenen Worten die Macht, die Affecte „sanft zu lösen". Und diese, die affectlösende Musik, empfiehlt Aristoteles noch ausdrücklich für die Theater, wenigstens für den gebildeten Theil des Publikums; der Pöbel, meint er, bedarf drastischerer Compositionen zu seiner Unterhaltung. Wenn wir nach diesen einzig unbestrittenen und genug deutlichen Angaben von Aristoteles selbst uns richten, und ferner den Zusammenhang der ganzen Philosophie des Aristoteles als maßgebend für die Auffassung der vereinzeltsten Gedanken desselben erachten, so wird sich die Bernays-York'sche Auslegung der Katharsis nach der musikalischen Seite hin modificiren müssen.

Ohne uns hier eine eingehendere Darlegung unserer Auffassung zu gestatten, summiren wir die Aristotelische Begriffs- und Zweckbestimmung der Tragödie dahin: daß die Tragödie, soweit sie Darstellung unsers schicksalvollen Lebens ist, allerdings die Ekstase unserer Mitleids- und Furchtaffecte im Auge hat; aber soweit sie Darstellung an sich, nicht Wirklichkeit selbst ist, alle Reize der Fabel,

Sprache, Ausstattung und vornehmlich den „Trost in Tönen" anwendet, um die erregten Affecte in sinnliches und ästhetisches Wohlgefühl überzuleiten. Hierdurch schwindet der Widerspruch in der Bernays-York'schen Fassung: „Beruhigung durch Ekstase", indem die Glieder auseinandertreten und verschiedene Ursachen zu den verschiedenen Wirkungen gefunden sind. Endlich müssen wir noch auf die Naivetät aufmerksam machen, mit welcher trotz der Anerkennung von Franz Ritter's gründlichen Untersuchungen der Text der Poetik stillschweigend noch immer als ganz, echt und durchweg incorrupt cultivirt wird.

14. Wegweiser für Freunde der Poesie. Eine Erläuterung der Formen und Gattungen der Dichtkunst und eine Schilderung und kurzgefaßte Biographie ihrer wichtigsten Vertreter in alphabetischer Anordnung. Von Ferdinand Pauli. Leipzig, Matthes. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

Vor diesem Wegweiser muß man warnen. Die ästhetischen Begriffsbestimmungen sind durchaus oberflächlich, desgleichen die Charakteristik der großen Dichter. Die Neuzeit ist allerdings berücksichtigt; doch zeigt sich gerade den namhaftesten Talenten gegenüber hier ein kleinmeisterlicher, hämischer Ton, während sich das Coteriewesen in der Aufnahme einiger ganz untergeordneter Größen verräth.

15. Der freie Mensch. Rück- und Vorschau eines Staatsgefangenen. (Johann Jacoby.) Berlin, Springer. 1866. 8. 10 Ngr.

16. Kant und Lessing. Eine Parallele. Rede zu Kant's Geburtstagsfeier, gehalten von Johann Jacoby. Zweite Auflage. Königsberg, Theile. 1867. Br. 8. 5 Ngr.

Jacoby's klarer Kopf und energischer Charakter spiegeln sich in diesen beiden philosophischen Schriften. Die erste erinnert nur dadurch an die Tagespolitik, daß der Verfasser sie im Gefängniß niedergeschrieben hat. Es ist eine Exegese zum Evangelium Spinoza, welches durch Parallelstellen aus Plato und Aristoteles, Goethe und Schiller, Lessing und Jean Paul, Fichte und Herbart, Hegel und Feuerbach erläutert wird. Das Büchlein ist in knapper Form höchst inhaltreich und anregend, indem jeder Schlag in demselben tausend Verbindungen schlägt. Es ist nicht für solche geschrieben, die im Selbstdenken träge sind, sondern für diejenigen, die einen solchen geistigen Extract flüssig zu machen wissen.

Die Festrede an Kant's Geburtstag zeichnet sich ebenfalls durch die Klarheit und Bestimmtheit aus, die wir von diesem Autor gewöhnt sind. Derartige Parallelen arten leicht in Spielereien des Witzes aus. Dies ist bei Jacoby nicht der Fall; von ihm wird nur das sachlich Treffende berührt. Der Vergleich zwischen der Kritik Lessing's und Kant's ist durchaus schlagend. Auch ihre Stellung zur Folgezeit wird als eine rühmliche gewürdigt, indem sie einen Keim gepflanzt, der erst in unsern Tagen zu reifen beginnt — das edle freie Menschenthum.

17. Die Wahrheit in ihren Hauptzügen dargestellt von Prutz. Leipzig, Förster und Findel. 1866. 8. 1 Thlr.

Eine dankenswerthe speculative Monographie, die recht verständlich geschrieben ist, mit sauberer Hand ihren Gegenstand anfaßt, mit scharfer Sonde in seine Einzelheiten dringt, und die Lebendigkeit der Untersuchung dadurch noch erhöht, daß sie auf die Standpunkte anderer Denker eingeht, mit einigen sogar einen kleinen Krieg unterhält. Wenn die Ausbildung der Dialektik in neuerer Zeit wieder durch wahrhafte Meister uns auch mit mancher derartigen beschenkt hat, welche uns die Objecte allmählich von allen ihren Seiten zeigt, von jeder Seite aber so, wie der Gegenstand nicht sein kann, sodaß wir von seinem Wesen auch nichts kennen lernen, so führt der Verfasser seinen dialektischen Proceß mit wirklichen Ergebnissen. Wir können ihm manches in seinen Behauptungen nicht zugeben, aber wir müssen es ihm einräumen, daß er uns nahe bringt, wie es sich mit der Wahrheit verhält. Zum Schlusse schenkt er uns noch Andeutungen zu einer Philosophie des Schönen, welche, wie das ganze Buch, sehr anregen werden.

Feuilleton.

Für Ferdinand Freiligrath.

Eine Nationalbelohnung für Ferdinand Freiligrath — das ist der Ruf, der einstimmig an den Ufern des Rheins wie an der Spree und Donau ertönt! Und wer würde nicht freudig einstimmen in diesen Ruf, der zugleich beweist, daß unsere deutsche Literatur eine über alle politischen Configurationen hinübergreifende Einheit bildet? Der Dichter des „Wüstenritt" hat unserer Lyrik einen kosmopolitischen Horizont eröffnet, nicht blos neue Perspectiven, sondern auch neue Formen geschaffen — reichere Formen, fähig den weltweiten Inhalt des modernen Lebens in sich aufzunehmen; er verstand, ohne gegen Lessing's „Laokoon" zu verstoßen, lebendig und glühend zu schildern, und erreichte eine Höhe der Anschaulichkeit, durch welche viele seiner Gedichte unserer Nationalliteratur für immer als unverwellliche Zierden angehören. Seine Muse war exotisch, doch seine Gesinnung deutsch. Darum — eine Nationalbelohnung für Ferdinand Freiligrath!

Der erste von Barmen ausgehende Aufruf für den Dichter lautet: „An die deutsche Nation. Für Ferdinand Freiligrath, für den edeln Dichter eines großen Volks, ertönt unser Ruf. Sein Name ist bekannt, so weit die deutsche Zunge klingt, denn seine Lieder leben im Herzen unsers Volks. Sein Lebenslauf ist kein froher und sorgenfreier gewesen. Nach den Jahren der Bewegung, die auch ihn aus dem Stilleben herausrissen, die seinen regen Geist mächtig erfaßten, war er gezwungen, das Brot der Verbannung zu essen. Ein bitteres Los für einen deutschen Dichter! Auf englischem Boden gelandet, belastet mit der Sorge um eine zahlreiche Familie, begann sein Kampf um die Existenz. Er hat ihn tapfer durchgeführt. Indem er sich seinem Berufe, seinen Pflichten gegen Weib und Kind ausschließlich widmen mußte, lehnte er seine Leier an die Seite, und nur selten noch entlockte er ihr Töne, die dann aber hinüberklangen über den Kanal und Widerhall fanden im deutschen Lande. So hat er die Herzen unserer Jugend entflammt, so hat er in unser aller Brust zu erhalten gewußt die Frische und Begeisterung für das Gute, Edle und Schöne, ohne welche der Genius unsers Volks das hohe Ziel der Größe unsers Vaterlandes, welches heute nicht allein mehr in unsern Hoffnungen lebt, niemals erreichen würde. Das Ziel, nach dem er unter angestrengter Arbeit strebte, hat er nicht erreicht. Nach fast zwanzigjährigen Mühen und Sorgen auf fremder Erde, am Abend seines Lebens stehend

schaut er in eine ungewisse, unsichere Zukunft. Da wenden wir uns an die deutsche Nation. Ihre Pflicht ist es, dem ergrauten Dichter die Lebenssorgen zu erleichtern und ihm dadurch den Dank und die Anerkennung seines Vaterlandes darzubringen. Wie oft ist unserm Volke vorgeworfen worden, daß es die Todten zu feiern, den Lebenden nicht zu huldigen weiß. Die eigenen Worte Freiligrath's rufen wir ihm zu:

O lieb', solang' du lieben kannst!
O lieb', solang' du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

„Es sei ein Weck- und Mahnruf!

„Die Unterzeichneten, persönliche Freunde des Dichters aus dem Wupperthal, in welchem er einige Jahre seines Lebens verbrachte, sind zunächst zusammengetreten, um die Initiative zu einem Nationalgeschenke für Freiligrath zu ergreifen. Sie fordern die Freunde und Verehrer des Dichters auf, in allen Städten Specialcomités zu gleichem Zwecke zu bilden, oder sich dem hiesigen Comité anzuschließen. Zugleich ersuchen wir alle Zeitungsredactionen um gütigen Abdruck dieses Aufrufs und um Entgegennahme von Beiträgen. Wir hoffen somit in den Stand gesetzt zu werden, dem verdienten Manne zu seinem Geburtstage im Sommer oder spätestens zu Weihnachten einen ansehnlichen Fonds übergeben zu können — im Auftrage der Geber und im Namen des deutschen Volks. Barmen, im April 1867. F. A. Boelling. Ludwig Elbers. Ernst von Eynern. Reinh. Neuhaus. Emil Rittershaus. Ed. Schink. Karl Siebel."

Der Aufruf war begleitet von einem Gedicht von Emil Rittershaus, dessen Muse neuerdings stets mit der Sammelbüchse erscheint, doch nicht um mit den Hellern der Wohlthätigkeit zu klimpern, sondern um für edle Zwecke zu wirken. Wir sahen sie das letzte mal als Diakonissin mit dem Johanniterkreuz — einmal erscheint sie als lautrufender Ruhmesherold. Sie mahnt das deutsche Vaterland, den deutschen Dichter an seinen Busen zu ziehen:

Er blieb dir treu in jeglichem Gedanken,
Dir schlägt sein Herz, wie es dir immer schlug.
O, hol' ihn heim! Noch wachsen Rebenranken
Und Saaten in dem deutschen Land genug.
Ruf' ihn zurück, der lang an Babels Bächen
In stummem Leid gerungen und geschafft!
Ruf' ihn zurück, eh' ihm die Jahre brechen
Die ungebeugte, frische Manneskraft!

Er hat gebaut dir hohe Liederdome,
Sein ganzes Leben galt dir einzig nur!
O, ruf' ihn heim vom gelben Themsestrome,
Bau' ihm ein Hüttchen auf der deutschen Flur.
Gib endlich Ruh' dem alten Ruhelosen!
Nicht sei sein Grab dereinst an fremdem Strand.
O, flecht' zum Lorber nun des Glückes Rosen
Ums Haupt des Dichters, deutsches Vaterland!

Bereits hat der Aufruf nach den verschiedensten Seiten hin ein erfreuliches Echo gefunden. In Wien hat sich der Journalistenverein „Concordia" mit einer warmen Anerkennung von Freiligrath's dichterischen und patriotischen Verdiensten an die Spitze der Unternehmung gestellt. In Berlin hat Karl Frenzel in dem Verein „Presse" die Sache in Anregung gebracht. Er schlägt vor, ein großartiges Volksfest zu veranstalten, dessen Einnahme dieser Ehrengabe zugeführt werden soll. Der Friedrich-Werdersche Bezirksverein hat bereits eine Commission gewählt für eine dem Dichter Freiligrath zu überreichende Ehrengabe und die Bezirksgenossen zu freiwilligen Beiträgen aufgefordert. Diese Commission wird mit den Delegirten anderer Bezirksvereine über den Frenzel'schen Vorschlag in nähere Berathung treten. Wir hoffen, die Nationalbelohnung für Freiligrath wird die Nationalbelohnung für Lamartine beschämen!

Eine „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts".

Im Anschluß an drei bereits begonnene Verlagsunternehmungen der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig: „Deutsche Classiker des Mittelalters", herausgegeben von Franz Pfeiffer; „Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts", herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann, und „Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts", von denselben Herausgebern will dieselbe Verlagsbuchhandlung nächstens unter dem obenstehenden Titel eine Bibliothek der neuern deutschen Nationalliteratur beginnen, um in solcher Weise das gesammte Feld unserer Literatur zu umfassen. Sie will in diese Bibliothek alles aufnehmen, was durch entschiedene Bedeutung in dem Entwickelungsgange des deutschen Schriftthums eine hervorragende Stelle einnimmt, zugleich aber auch seines bleibenden Werths wegen auf die Theilnahme der Gegenwart rechnen kann. Nach dem Programm werden von Haller, Hagedorn, Gleim, Gellert, Uz bis zu Chamisso und Platen, Heine und Börne die bekanntesten Dichter und Schriftsteller Berücksichtigung finden, und zwar mit ihren Hauptwerken, für deren geschmackvolle Auswahl namhafte Herausgeber, die außerdem Einleitungen und wo nöthig erläuternde Anmerkungen dazu geben, Sorge tragen werden.

Wir haben es hier mit Autoren zu thun, mit denen sich unsere Gegenwart noch in einem meist ununterbrochenen Zusammenhang fühlt. Auch erwirbt sich diese Nationalbibliothek unleugbare Verdienste, neben und gegenüber den Literaturgeschichten und Anthologien. Unsere außerordentlich verbreiteten Literaturgeschichten haben einen großen Fehler; sie machen unsere Literatur zu einem großen Père Lachaise mit zahlreichen, oft sehr schönen Monumenten und Grabsteinen und lesenswerthen, bezeichnenden Inschriften. Doch man liest diese Inschriften und begnügt sich damit; nur selten liest man die Bücher der hier verewigten Todten. Man weiß ja genug aus den Epitaphen; man kennt sie, als hätte man sie von Angesicht gesehen. Die Anthologien dagegen geben uns kein Gesammtbild, nur einzelne fliegende Blätter der Dichtung, die höchstens für ein Album genügen. Die Nationalbibliothek wird vor beiden den einen großen Vorzug voraushaben: sie wird bewirken, daß unsere Dichter wieder gelesen werden. Denn wer behaupten wollte, daß dies der Fall sei, nicht blos bei Gleim und Hagedorn, sondern selbst bei Klopstock und Wieland, der würde sich einer auffallenden Ueberschätzung unsers literarhistorischen Eifers schuldig machen. Gibt es doch namhafte Dichter der Gegenwart, die gleichsam schon in der Wiege ihren Stern unter dem Mantel tragen und ein selten gelüftetes, unfreiwilliges Incognito bewahren, die man nur dem Namen nach kennt. Die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur" wird ihr Scherflein beitragen zu dem empfehlenswerthen Zweck, daß das deutsche Volk seine Dichter nicht blos feiert, sondern auch liest.

Bibliographie.

Illustrirter Katalog der Pariser Industrie-Ausstellung von 1867. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. Hoch 4. 20 Ngr.

Kübel, R., Das alttestamentliche Gesetz und seine Urkunde. Ein Beitrag zum Verständniß seiner Stellung und Bedeutung in der Entwicklung der göttlichen Offenbarung. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 10 Ngr.

Reiff, F., Ueber die Hegelsche Dialektik. Tübingen. 1866. Gr. 4. 12 Ngr.

Rodenberg, J., Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung. Mit Beiträgen von Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, H. B. Oppenheim, William Reymond, Alfred Woltmann. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schneider, L., Unsterblichkeitslehre des Aristoteles. Passau, Elsässer u. Waldbauer. Gr. 8. 18 Ngr.

Schopenhauer, A., Ueber den Willen in der Natur. Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage, herausgegeben von J. Frauenstädt. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe von

Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.,

nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von

Varnhagen von Ense.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Vorliegende neue Sammlung von Briefen aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense vervollständigt in vielen Beziehungen das Bild der Persönlichkeiten, die in diesen brieflichen Mittheilungen ihr innerstes Wesen enthüllen. Wilhelm von Humboldt tritt zum ersten male als Jüngling in Freundschaftsbriefen an Henriette Herz vor den Leserkreis; Chamisso in inniger Beziehung zu einer Französin, Ceres Duvernay; Prinz Louis Ferdinand und seine Geliebte Pauline Wiesel von gegenseitiger Leidenschaft ergriffen. Bisher ungedruckte Briefe von Rahel, Ludwig Tieck, Stägemann, Staatsminister von Beyme, Feldmarschall Gneisenau, Staatsminister Haugwitz, dem räthselhaften Grafen von Saint-Germain, Friedrich Rückert u. a. schließen sich an. Varnhagen's eigene Aufzeichnungen werfen die pikantesten Streiflichter auf die vorgeführten Personen und Zustände.

Guizot's Memoiren vollständig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.

Par **M. Guizot.**

Édition autorisée pour l'étranger.

8 Bände. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit dem soeben erschienenen achten Band liegen die Memoiren des berühmten Staatsmannes vollständig vor. In diesem Band behandelt der Verfasser die parlamentarischen Kämpfe in den Jahren 1840—48 bis zum Ausbruch der Revolution und gibt vielfache Enthüllungen aus der innern Entwickelungsgeschichte jener wichtigen Epoche; ebenso liefert er interessante Beiträge zur Geschichte Italiens, Spaniens und der Schweiz.

Guizot's Memoiren sind von der Kritik einstimmig als eine der werthvollsten Erscheinungen der historischen Literatur unserer Zeit anerkannt worden, und werden nach ihrem gegenwärtigen Abschluss gewiss noch zahlreiche neue Leser finden.

Verlag von Fr. Frommann in Jena.

Allerlei

Geschichten aus Tirol

von

Adolf Pichler.

21½ Bogen. 8. Preis 1½ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Romane

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar.

Wohlfeile Ausgabe.

44 Bände. 8. Geh. Preis jedes Bandes 10 Ngr.

Inhalt:

1.—3.	Band.	**Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke.** Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zweite Auflage. Drei Theile.
4.—6.	„	**Kleinere Erzählungen.** Drei Theile.
7.	„	**Die Ehe.** Eine Erzählung.
8.	„	**Die Schutzlosen.** Eine Erzählung.
9.—11.	„	**Schuld und Unschuld.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
12.—14.	„	**Zwei Familienmütter.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
15.—17.	„	**Blätter aus dem Frauenleben.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
18.—20.	„	**Die Kinder der Arbeit.** Eine Erzählung. Drei Theile.
21.—23.	„	**Wilhelm Stjernkrona.** Oder: **Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal?** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.
24.—25.	„	**Die Frau eines eiteln Mannes.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
26.—27.	„	**Die Witwe und ihre Kinder.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
28.—29.	„	**Ein Opfer der Rache.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
30.—31.	„	**Die Emancipationswuth.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
32.—34.	„	**Die Arbeit adelt.** Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zweite Auflage. Drei Theile.
35.	„	**Mathilde** oder **Ein gefallsüchtiges Weib.** Eine Erzählung. Zweite Auflage.
36.—39.	„	**Der Rechte.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Vier Theile.
40.—41.	„	**Die Leidenschaften.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Zwei Theile.
42.—44.	„	**Gold und Name.** Eine Erzählung. Zweite Auflage. Drei Theile.

Um die beliebten Romane der schwedischen Schriftstellerin Marie Sophie Schwartz, welche wegen der darin enthaltenen edeln Darstellungen des häuslichen Lebens und der vorwaltenden sittlichen Tendenz die allgemeinste Verbreitung in deutschen Familien verdienen, dem Privatbesitz zugänglicher zu machen, wurde diese wohlfeile Gesammtausgabe derselben zum Preis von nur 10 Ngr. für den mit großer Schrift gedruckten Octavband veranstaltet. Dieselbe ist nun abgeschlossen und kann vollständig oder auch in einzelnen Bänden durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 23. Mai 1867.

Inhalt: Pariser Skizzen. Von **Rudolf Gottschall.** — Neue Romane. — Chile und Westargentinien. Von **Wilhelm Bentheim.** (Schluß.) — Kriegsgeschichtliches. Von **Karl Gustav von Berneck.** — **Feuilleton.** (Pariser Wegweiser; Literarische Notizen; Der erfurter Teppich mit Bildern aus der Geschichte Tristan's und Isolde's.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Pariser Skizzen.

Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung. Von Julius Rodenberg. Mit Beiträgen von Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, H. B. Oppenheim, William Reymond, Alfred Woltmann. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Weltstadt Paris bleibt immer, welche politische Conjuncturen auch über ihr schweben mögen, die Circe der modernen Welt, deren Lockungen sich schwer widerstehen läßt, und zugleich die Sphinx, welche ihr immer neue Räthsel aufgibt. Mit ihren Moden und mit ihren Meinungen beherrscht sie den Erdkreis. Meinungen sind die Moden des Denkens — und wie rasch wechselt Paris gerade damit! Es ist noch immer nicht entschieden, wie sich die Moden und die Meinungen bilden und in welchem Atelier sie zuerst verfaßt werden. Doch man kennt die Modedamen, welche zuerst eine neue Mode zur Schau tragen und in Schwang bringen, nicht ohne dafür den Profit des feinsten Gratishuts und der pomphaftesten Gratiskrebe zu genießen — und ebenso kennt man die Männer der Feder, welche zuerst eine Meinung zur Schau tragen und in Schwang bringen, ebenfalls nicht ohne nachweisbaren Profit, bestehe er auch nur in dem erhöhten Absatz ihrer Zeitungen! Eine solche Modedame der Presse ist gegenwärtig Emile Girardin! Nachdem er lange das weiße Friedensgewand getragen, kehrt er es plötzlich um und das blutrothe Futter kommt ans Licht, und statt der Palme trägt er die Kriegsposaune in der Hand!

Moden und Meinungen — Paris weiß sich die Initiative zu wahren: die politischen Revolutionen sind verkommt — dafür wirkt die Weltstadt auf die gesellschaftlichen Sitten Europas. Und während sie den größten Friedenspalast, die eiserne Rotunde des Champs du Mars baut, während sie an Friedenshymnen Preise ertheilte, ganz ein großer Theil der Presse Hymnen des Kriegs. Mit Spannung blickt Europa stets auf diese geheimnißvolle Sphinx mit dem buhlerischen Lächeln und den zerfleischenden Tatzen.

Das pariser „Skizzenbuch" von Rodenberg sollte den friedlichen Besuchern der Weltstadt ein willkommener Wegweiser sein und wird seine Mission um so mehr erfüllen, nachdem der Fremde wieder gesichert ist. Das Buch ist kein blos praktischer Fremdenführer mit einer Fülle trockener Angaben und Notizen und in systematischer und erschöpfender Weise abgefaßt; es ist aber ebenso wenig ein aus einer Mosaik von Feuilletons bunt und willkürlich zusammengesetztes Sammelwerk. Die Behandlung ist zwar durchweg lebendig und anregend, aber keineswegs blos ein feuilletonistisches Nippen an den Blüten des Esprit. Das Stoffliche ist von gleicher Wichtigkeit wie die Darstellungsweise. Das Werk ist durchweg inhaltreich, nur daß die trockene Thatsache stets in irgendeine Beleuchtung gerückt ist, welche ihr eine höhere als die topographische oder statistische Bedeutung sichert. Dies ist keine müßige Vergeistigung des Stoffs — derartige Anregungen eröffnen erst das rechte Verständniß für die Anschauungen, die eine fremde Weltstadt uns bietet. Wir sprechen nicht einmal von jenem Theil des Publikums, welcher sich gern „vordenken" läßt, weil er dies nicht aus eigenen Mitteln bestreiten kann oder zu träge ist, es zu thun; auch diejenigen, die an Selbstdenken gewöhnt sind, bedürfen oft des Anstoßes durch eine Parallele, durch einen Hinweis, durch eine Gedankencombination, die sie dann selbst in reichem Maße fruchtbar machen; sie bedürfen des ersten „Schlags", der dann „tausend Verbindungen" schlägt. Ein Skizzenbuch aus Paris kann natürlich nicht erschöpfend sein; doch bei einigermaßen geschickter Gruppirung kann es den ganzen Kreis des pariser Lebens beschreiben, wenn es auch hier und dort rascher forteilt und an andern Punkten länger verweilt. In der That schildert uns das Buch von Rodenberg das ganze Farbenprisma, in welchem sich der Strahl des nationalen Lebens im Mittelpunkt der Hauptstadt bricht: bildende Kunst, Theater, Oper und Presse, die Bälle, die Börsenmänner und die Blusenmänner, das Paris der Armen und Elenden, die Damen der Halle und ihre Gevattern, selbst das unterirdische Paris und die Todten. Bei aller Reichhaltigkeit des vorgeführten Stoffs läßt die Unerschöpflichkeit des wirklich vorhandenen doch immer noch einige fromme

Wünſche übrig. So vermiſſen wir eine Darſtellung des „neuen Paris“ im Zuſammenhang, ſo viele Streiflichter auch der erſte Artikel von Rodenberg auf daſſelbe wirft; man begreift das Weltwunder der neuen, aus der alten heraus- und in ſie hineingebauten Weltſtadt nur, wenn man mit topographiſcher Genauigkeit den endlos hingeſtreckten Linien der neuen Straßenfluchten folgt und die Pracht- und Rieſenbauten des second empire nebeneinander aus der Erde wachſen ſieht. Das Buch iſt nicht blos für pariſer Reiſende beſtimmt; man ſoll es auch mit Nutzen am häuslichen Herd in Deutſchland leſen, und es verdient in der That als eine pikante und lehrreiche Lectüre allen empfohlen zu werden, welche ſich für Paris und für franzöſiſche Zuſtände intereſſiren. Und wer intereſſirte ſich nicht dafür? Paris verſteht es ja, ſich immer von neuem intereſſant zu machen.

Rodenberg hat drei Artikel allein unterzeichnet: „Die vierundzwanzig Stunden von Paris“, „Das unterirdiſche Paris und die Todten“ und „Der Winter in Paris“. Er bewährt jene außerordentlich lebendige Darſtellungsweiſe, die wir ſchon aus ſeinen londoner Skizzen und Romanen kennen. Sein Stil hat etwas von einer Elektriſirmaſchine; etwas Funkenſprühendes und Treffendes. Bild auf Bild entrollt er mit einer funkelnden Geſchwindigkeit; es blitzt nur ſo von Parallelen, von geſchichtlichen Rückblicken und Fernblicken, von Anſpielungen und Bezüglichkeiten, von warmen dichteriſchen Reflexen und frappanten maleriſchen Linien. Der um die Uhr wandelnde Zeiger theilt ihm im erſten Artikel ſeinen Stoff in den Rahmen der Stunden; wir ſehen das pariſer Leben ſich von einem Morgen zum andern in ſeinem ganzen Tageslauf vor uns entfalten. Die Kunſt der Darſtellung muß ſich darin zeigen, daß für jede Tageszeit diejenige Gegend von Paris ins Auge gefaßt wird, in welcher dann das pariſer Leben ſeine am meiſten charakteriſtiſchen Seiten entfaltet. So erhalten wir nicht eine Folge loſer Genrebilder, ſondern zugleich ein möglichſt vollſtändiges Geſammtbild der Stadt. Der Ausgangspunkt der Schilderung iſt das berühmte Grand-Hôtel des Boulevard des Capucins:

Neun Uhr morgens. Wir treten aus einer von den drei hohen Pforten des Grand-Hôtel. Was iſt das Grand-Hôtel? Ein Palaſt, in welchem (zumal ſeit der letzten Reduction) die Könige von Europa Platz hätten; eine Welt im Kleinen, ein Gaſthof mit 700 Zimmern, 60 Kellnern, 30 Köchen, 25 Wäſcherinnen und einem Heer von Pförtnern, Grooms, Stubenmädchen, Hausknechten. Ein Gaſthof — was ſag' ich? Eine Stadt, in die Höhe gebaut, anſtatt in die Breite; keine ganz kleine Stadt, denn ſie zählt durchſchnittlich — 1200 Einwohner. Dieſe Stadt hat ein Telegraphenbureau, eine pneumatiſche Eiſenbahn und ein Poſtamt; ſie hat ihr eigenes Café, ihren eigenen Cigarrenladen, ihren eigenen Optikus und Friſeurſalon, ihr eigenes Schneideratelier, in welchem auch, wie der gütige Inhaber uns ſofort nach der Ankunft zu wiſſen gibt, „Staatsuniformen geſtickt werden“; ſie hat ihre eigene Buchhandlung und — großer Gott, was hat ſie nicht? — ſie hat ihre eigene Zeitung: „La Gazette des Étrangers“, geſchrieben und gedruckt im Hotel und redigirt von jenem famöſen Henri de Pène, berühmt als Schriftſteller, berühmter als Duellant. Doch fürchtet euch darum nicht vor ſeiner Zeitung: ſie iſt ſehr witzig, ſehr amüſant, und wird euch an jedem Morgen, noch feucht von der Preſſe, gratis durch die Stubenthür geſteckt. Die Stadt, in welcher alle dieſe Wunderdinge geſchehen, hat fünf Stockwerke, jedes Stockwerk hat drei Quartiere (Quartier de Scribe, Quartier du Boulevard, Quartier de l'Opéra) und alles zuſammen 15 Straßen, an deren Ecken Blechſchilde die Namen und Nummern angeben, wie in jeder andern Stadt. Aber welch ideale Straßen ſind dies! Mit Teppichen belegt, mit Spiegelwänden decorirt, behaglich erwärmt im Winter, angenehm ſchattig im Sommer, voll Unterhaltung am Tage, voll Licht, wie ein Ballſaal, die ganze Nacht. Nun denkt ihr wol: wie groß wird der Lärm ſein, den die 1200 Menſchen in den 15 Straßen machen! Aber das iſt es genau, was ſie nicht thun. Denn nun kommt von allen Wundern das größte: die Ruhe. Kein Hausknecht oder Koffer, groß und ſchwer und bepackt wie die Arche Noah, poltert über die Stiegen; kein Kellner ruft und läuft, kein Menſch geht in dieſem Hotel: geräuſchlos fährt alles durch himmelhohe Verſenkungen auf und nieder, aus den unterirdiſchen Küchen und Kellern bis ans Dach, aus einem Stockwerk ins andere. Der elektriſche Telegraph thut den Reſt — und, ihr wißt es ja: der Reſt iſt Schweigen! Säle, von der Pracht eines Fürſtenſchloſſes, öffnen ſich vor den erſtaunten Blicken, mit perſiſchen Teppichen und Plafondmalereien, mit Sammt und Gold, mit Marmor und Mahagoni; ein unüberſehbarer Luxus von Zeitungen bedeckt die Tiſche; die Sprachen aller Nationen werden geredet, aber leiſe, kaum hörbar, damit einer den andern nicht ſtöre; das Gemurmel der ganzen Welt iſt um euch, wie das Rauſchen der Meereswoge, wenn ſie an den Strand ſchlägt; vor euch, in der Cour de l'honneur unter glasgedeckter Halle, vor breiten Sandſteinſtufen, die mit hohen Oleandern beſetzt ſind, rollen ſtattliche Carroſſen ab und an; hinter euch, in einem zweiten Saale, bauen ſich auf endloſen Tafeln, mit dem feinſten Leinen behängt, mit dem koſtbarſten Porzellan bedeckt, ſchwere Silberaufſätze für das Diner auf.

An dieſe Schilderung reiht ſich ein Seitenblick auf das kleine Leſecabinet der Paſſage de l'Opéra, das wol jedem deutſchen Weltfahrer als eine freundliche Ruheſtation auf ſeinen Wanderungen durch die Weltſtadt bekannt iſt. Hier kann er ſich bei der Lektüre deutſcher Zeitungen in ein deutſches Café zurückträumen — ſo oft ihm nämlich das Miniſterium des Innern dieſen Genuß verſtattet. Während die engliſchen Zeitungen, die bekanntlich kein Blatt vor den Mund nehmen, mit der größten Regelmäßigkeit ankommen und ausliegen, werden die deutſchen fortwährend confiscirt; ja bei einigen, wie bei der „Kölniſchen“, der man doch keinen Haß gegen den Napoleonismus vorwerfen kann, erklärt ſich dieſer „confiscible“ Zuſtand oft wochenlang in Permanenz. Die Beſucher des Leſecabinets, von denen einige durch Privatconnexionen bei den Geſandtſchaften vollſtändige Exemplare der einen oder der andern Zeitung erhalten, haben tiefgehende Studien angeſtellt, um das geheimnißvolle Geſetz dieſer Störungen zu ergründen. Doch vergebens! Die Kepler und Newton der journaliſtiſchen Sternwarte kamen zuletzt zu dem Reſultat, daß dieſe gar nicht über den Horizont aufſteigenden Sterne durch ein Attractionscentrum zurückgehalten würden, das ſich jeder wiſſenſchaftlichen Berechnung entziehe. Man kann nur vermuthen, daß irgendein Beamter des Miniſteriums in Makulatur ſpeculire und dabei beſonders die durch ihr Format und ihre Maſſe reſpectabeln Blätter wie die „Kölniſche Zeitung“ begünſtige.

An das „neue Paris" knüpft Rodenberg folgende Betrachtungen:

Paris brauchte 1850 Jahre, um die erste Million zu überschreiten: es brauchte nur noch die folgenden 16, um die zweite zu erreichen. Das ist die Kritik der jüngsten Geschichte von Paris. Wenn man die Neubauten in eine gerade Linie stellen könnte, so würden sie die Länge von 15 deutschen Meilen ergeben. Diese Riesenlinie würde sich zusammensetzen aus 200 neuen Boulevards und Straßen, 8 neuen Kirchen, 80 neuen Schulen, 12 neuen Brücken, den Centralhallen, dem neuen Tempel, 4 neuen Schlachthäusern, 22 neuen Squares und 3 neuen Parks mit 50000 neuen Bäumen: das, meine Herrschaften, ist das neue Paris! Ich erinnere mich aus London eines alten jüdischen Männleins, das schlug in die Hände und wunderte sich immer aufs neue und rief jedesmal, so oft es über die große Brücke ging und die großen Schiffe, die großen Häuser und die großen Straßen sah: „Gott soll uns bewahren, was mag dies London wol gekostet haben!" Für London wäre dies schwer zu sagen, denn in London gibt es keinen Seinepräfecten. Hier in Paris aber weiß man ganz genau, was Paris, nämlich das neue, gekostet hat: anderthalbtausend Millionen Francs in 15 Jahren! Niedergerissen wurden 16515 Häuser, dafür entstanden aber 20311 neue — die meisten davon große, pompöse Gebäude mit reichen Façaden und Altanen, mit steinernen Treppen und Stuck an den Wänden, mit hohen Salons und koketten Boudoirs, mit Marmor und Bronze in vielen, mit Wasser und Gas in allen; fünf Stock hoch, und „au cinquième" nicht selten noch von Grafen und Gräfinen bewohnt. Die Großartigkeit dieser Schöpfungen ist es, welche den Tadel verstummen macht.

Unserm Autor ist bei den Streiflichtern, die er auf einzelne neue Straßen wirft, indeß ein Irrthum passirt. Er nennt die Rue de Lafayette „jene breite stundenlange Straße, welche schnurgerade von der Place de la Trône, dem Kernpunkt der äußern Boulevards, bis mitten in das Herz der innern Boulevards läuft, alle Hindernisse vor sich niederwerfend, mit einer Kaserne beginnend, an der neuen Oper mündend". Nun beginnt aber die Rue de Lafayette, wie wir aus eigenem Augenschein wissen, da wir dieselbe in topographischem Eifer von Anfang bis zu Ende durchmessen haben, keineswegs an der Place de la Trône, sondern in la Villette, nicht weit von der Butte du Chaumont, von wo aus man nur über die äußern Boulevards mit einer vollkommenen Schwenkung und nach einem halbstündigen Spaziergang an die Place de la Trône gelangen kann.

Sehr ansprechend schildert Rodenberg die diplomatische Idylle des Quai d'Orsay und der Rue de Lille, das Hotel des Ministeriums des Auswärtigen, das Palais der Ehrenlegion, das preußische und österreichische Gesandtschaftshotel. So führt er uns weiter Stunde für Stunde, in das Palais Bourbon zu den Deputirten, in die Hallen des Justizpalastes, in die Börse, in die Elyseischen Felder und auf das Marsfeld, macht uns mit der kleinen Presse bekannt und zeigt uns einen Sonnenuntergang, während er oben auf dem Thurm St.-Jacques la Boucherie das Panorama von Paris unter sich ausgebreitet sieht. Wir diniren dann mit ihm bei den trois frères Provençaux im Palais-Royal, wandern über die schimmernden Boulevards, nachtwandeln mit dem Club der Nachtwandler, von dem wir eine pikante Schilderung erhalten, und begrüßen noch in früher Morgenstunde die erleuchteten Fenster des Jockeyclubs.

Eine andere Wanderung treten wir im Schlußkapitel des Werks: „Das unterirdische Paris und die Todten", an der Hand des Herausgebers an. Zwar das neue unterirdische Paris mit seinen Straßen und Hausnummern und seinen Bewohnern wird uns nur mit flüchtigen Streiflichtern beleuchtet. Desto eingehender verweilt Rodenberg bei der Todtenstadt von Paris, die Wanderung über die Kirchhöfe ist zugleich eine Wanderung durch die Geschichte Frankreichs. Der Südfriedhof, Cimetière du Montparnasse, ist der jüngste und am besten gepflegte von den drei Kirchhöfen, er macht den Eindruck eines Gartens, in welchem die schönen Blumen und die Bäume, die Cypressen, die Linden und Trauerweiden, fast die Gräber verdecken. Desto lärmender ist die Nachbarschaft. Neben diesem Friedhofe läuft die Rue de la Gaité hin, die Straße der Lustigkeit, in der die meisten Kneipen sind und auch bei Tag und Nacht die meisten Betrunkenen.

Hier ist das Cabaret de Richelieu und der beiden Edmonds; das Café der tausend Säulen und der wahren Freunde, und hier ist vor allem jenes berühmte Speiselocal „Californien", wo in einem langen, niedrigen und räucherigen „Saal" täglich 5000 Portionen gegessen werden. Die Gäste, die man dort antrifft, sind Bettler, Diebe, Lumpensammler, Arbeiter, Soldaten, Marktleute; diese haben Sitzplätze und bezahlen. Aber es gibt auch Kunden, die auf der Erde kriechen und nicht bezahlen, die, zwischen den Beinen jener, den Abfall sammeln und dasjenige, was sie nicht selbst davon verzehren, an die Barrièren tragen und ihren noch hungerigern Kameraden — verkaufen! Das Wörterbuch von „Californien" ist besonders reich an Ausdrücken, um zu sagen, daß jemand gestorben sei: „er hat seine Pfeife zerbrochen"; „er hat geklatscht"; „er ist geflohen"; „er hat den Geschmack des Brots verloren"; „er hat seine Zunge verschluckt"; „er hat sich in Bretter gekleidet"; „er ist fortgeschlüpft"; „er hat den Ball von der Bande abgespielt" (aus dem Billardspiel entnommene Metapher); „er hat seine Seele ausgespien".

Wir sehen, die Cabarets finden sich mit der Nachbarschaft des Kirchhofs so gut ab, wie nur irgend möglich, indem sie ihren Jargon auf denselben übertragen.

Interessant ist weiterhin die Schilderung der Morgue und des Père Lachaise. Für den dritten großen Friedhof des Montmartre plaidirt nur die eine Platte, die in einem Seitenweg unter hohen vereinzelten Bäumen liegt, mit zwei, drei trockenen Kränzen und der Inschrift: „Henri Heine."

Das Kapitel: „Die Börsenmänner und die Blusenmänner", schildert uns in sprechendem Contrast den Agent de Change aus dem säulengetragenen Tempel der Place de la Bourse und den Arbeiter des Faubourg St.-Antoine. Die Agents de Change sind ein käufliches Amt, wie beinahe alle Aemter unter der alten Monarchie waren und wie es heute noch die Notare, die Anwälte, die Gerichtsboten, die Auctionsvollstrecker sind. Der Gesammtbegriff für die Institution der Agents de Change ist das „Parquet", abgeleitet von ihrem Sitzungslocal. Die „Coulisse" ist der illegitime Halbbruder des Parquet. Ihre Blütezeit fällt in das letzte Jahrzehnt der Julidynastie, in das erste des Kaiserreichs. Die Coulisse versammelte

sich bei Tortoni. Als die Rente, die fremden Eisenbahnactien und der Crédit mobilier fielen, da begann die Verfolgung der Couliſſe von ſeiten der Agents de Change. Sie wurde von Tortoni vertrieben, die Hauptcouliſſiers ſelbſt vor Gericht geſtellt und zu Geldſtrafen verurtheilt. Gegenwärtig vegetirt die Couliſſe noch und treibt ihr Weſen vor der Paſſage de l'Opéra. In Betreff der Agents de Change erhalten wir folgende Mittheilungen:

Es gibt an der pariſer Börſe 60 Agents de Change, welche eine Corporation mit einem Ausſchuß von fünfen bilden, an deſſen Spitze der Syndikus ſteht. Früher galt als im ſtillen, wenn auch nicht ausdrücklich codificirte Praxis, daß alle Agents de Change ſolidariſch verpflichtet ſeien und dadurch dem Publikum große Sicherheit böten. Neuerer Zeit aber iſt das Inſtitut ſo wurmſtichig geworden, daß es für nöthig erachtete, die Theorie der Solidarität ausdrücklich zu dementiren. Vor 20 Jahren war die Stelle (charge) eines Agent de Change nach Umſtänden 3—500000 Francs werth; der Agent de Change war damals ein ſolider, vorſichtiger Mann, eine Art Reſpects- und Vertrauensperſon, ein Stück Notar und Kaſſenbeichtvater. Er bereicherte ſich zuverläſſig, aber allmählich und zog ſich nach 20—30 Jahren, mit Ehren und Schätzen beladen, zurück, ohne je etwas anderes als eine gedankenloſe, aber ſolide Vertrauensmaſchine geweſen zu ſein. In der Zeit jedoch, wo der Börſenſchwindel ſeiner Höhe zuſtrebte, veränderte ſich das alles. Die Chargen trugen jährlich ſo viel ein, daß der Kapitalwerth einer jeden von ihnen auf 2 Millionen ſtieg. Da nun kein einzelner das präſtiren konnte, ſo thaten ſich viele zuſammen, um eine Charge zu kaufen, und daraus, nachdem der „monde" ſelbſt in ſo und ſo viel Bruchtheile zergangen war, entſtand auch auf dieſem Gebiet die ſeitdem in allen Vaudevilles berühmt gewordene Figur des Viertelagenten, der in Wahrheit ſehr oft bis zum Achtelagenten herabatomiſirt wurde.

Dieſen Helden der Börſe wird nun der Arbeiter des Faubourg gegenübergeſtellt. „Es iſt die arbeitende Klaſſe", ſagt Eugène Pelletan, „welche lieſt und lauſcht; die Klaſſen, welche nichts zu thun haben, diniren und tanzen. Mittlerweile rückt der Zeiger auf der Uhr langſam vorwärts und eine neue Generation ſteigt herauf, deren Stirn mit einem Geheimniß gezeichnet iſt."

Der Arbeiter von Paris, der Proletarier iſt kein Mann roher Gewaltthätigkeit, und das Verbrechen hat weniger Macht über ihn als über irgendeinen ſeiner Brüder in andern großen Städten. Nicht ſeine Bildung im allgemeinen, aber ſein Selbſtgefühl iſt größer. Er trägt das Bewußtſein ſeiner Miſſion in der Bruſt. Er iſt ein ernſter, in ſich gekehrter Mann, der auf ſeine Stunde wartet und der ſeinen Charakter auf das Antlitz dieſes Faubourgs voll gedrängter Gaſſen und niedriger Häuſer (nil cupientium castra) geſchrieben hat, wie der blaſirte Finanzmann den ſeinigen an die vergoldeten Plafonds (aureum lacunar) der Champs Elyſées.

Ein vierter Aufſatz von Julius Rodenberg, in Gemeinſchaft mit William Reymond abgefaßt, ſchildert uns „Das Paris der Armen und Elenden", den Gamin, wie er ſich zum „Voyou" herausbildet, die Adminiſtration des Armenweſens (die Jahreseinnahme der General-Armenverwaltung beträgt 17,700000 Francs), die Hoſpize für Kinder und Greiſe, die 15 Hoſpitäler mit 7000 Betten. Ueber das neue Spital Hôtel-Dieu berichten die Zeitungen:

Das neue Spital Hôtel-Dieu, das auf der Seineinſel von Paris, der ſogenannten Cité, erbaut wird, bedeckt mit ſeinen Höfen einen Flächenraum von 22000 Quadratmetern. Es wird 716 Betten enthalten, die in 84 Sälen und Zimmern aufgeſtellt werden. Die Lüftung und Heizung wird durch eine Verbindung der beſten Methoden bewerkſtelligt. Die Heizung erfolgt zum Theil durch heißes Waſſer, zum Theil durch Waſſerdampf. Mit Ausnahme der Krankenſäle ſelbſt wird das ganze Gebäude mit Gas beleuchtet. Die Waſſerleitung und ein elektriſches Signalſyſtem gehen durch alle Theile der Anſtalt. Die Geſammtausgabe für das neue Hôtel-Dieu wird auf 21,400000 Francs veranſchlagt, nämlich 8,000000 für die Expropriation des Bodens, 12,400000 für den Bau und 1,000000 für die Einrichtung.

Man vergleiche damit, was noch Mercier in ſeinem „Tableau de Paris" ſagt:

Grauſame Barmherzigkeit, die unſerer Hoſpitäler! Der Arzt, der Chirurg werden bezahlt — zugegeben; die Medicin koſtet nichts: ich weiß es; aber man wird den Kranken in daſſelbe Bett legen mit einem Sterbenden, man wird ihm das Schauſpiel des Todes vor die Augen führen, während die Qualen des Schreckens ſchon ſeine Seele zerreißen; man wird ihn in eine mit fauligen Miasmen geſchwängerte Luft werfen ... Das Hôtel-Dieu! Und man wagt es ſo zu nennen!

Der Fortſchritt der Zeit auf dem Gebiete der Humanität iſt doch ein unverkennbarer!

Die Bettler und Lumpenſammler, die erſten illuſtrirt durch die Beſchreibung einer Bettlerhochzeit in der Kirche St.-Euſtache, die letztern durch einen Speiſezettel aus dem Quartier Mouffetard, die „Schutzengel", welche für ein Douceur die Betrunkenen nach Hauſe führen, die Cigarrenſtummel- und Brotrindenſammler, die Proletarier der Bohème, die geheime Polizei und die Diebsbanden, die Gefängniſſe von St.-Lazare und La Roquette — das ſind die zur Schau geſtellten, ſcharf beleuchteten Gruppen, welche uns der Aufſatz weiterhin vorführt.

In Gemeinſchaft mit Heinrich Ehrlich beleuchtet Rodenberg noch die muſikaliſchen Zuſtände von Paris, Opern, Concerte und Théréſa. Von der letztern wird uns ein pikantes Bild entworfen, nicht ohne dabei etwas die Polette Veuillot's zu benutzen, von deſſen ehelicher Verbindung mit Théréſa Albéric Second in ſeiner Jahresſchau das „Paris-Magazine" phantaſirt. Intereſſant iſt die folgende Anekdote:

Eine gewiſſe tonangebende Fürſtin hatte die Phantaſie, Théréſa's Wohnung zu ſehen. Sie wählt eine Stunde, wo Théréſa im Café chantant iſt, läßt ſich durch die Wohnung führen und gibt der Dienerin einen Napoleondor. Tags darauf erſcheint Théréſa bei der Fürſtin und läßt ſich melden. Die Fürſtin nimmt den Beſuch natürlich nicht an. Théréſa bittet um die Erlaubniß, das Hotel ſehen zu dürfen, von deſſen Pracht ſie ſo viel gehört habe. Die Fürſtin ertheilt die Erlaubniß, und beim Abſchied gibt Théréſa dem Diener, der ſie geführt — vier Napoleondor! Empört ſchreibt die Fürſtin der Sängerin des Alcazar, wie ſie ſich unterſtehen dürfe, einem ihrer Domeſtiken ein ſolches Geldgeſchenk zu machen? In der höflichſten Weiſe erwidert Théréſa: „Madame, Sie haben, um meine Wohnung zu ſehen, die doch ſo beſchränkt iſt, einen Napoleon gegeben; ſollte ich mich's nicht vier Napoleons koſten laſſen, um die Ihre zu ſehen, die wenigſtens viermal ſo ſchön iſt?"

Sehr ſtoffreich und mit vollkommenſter Beherrſchung des vorgeführten Terrains iſt der Aufſatz von Arthur Levyſohn: „Die pariſer Journale: wer ſie macht und wer ſie lieſt", abgefaßt. Wer ſich über Hrn. Limeyrac und Hrn. Boniface, über die „Liberté" und das „Siècle",

über den „Constitutionnel", das „Pays" und die „Patrie" näher unterrichten will, der findet in diesem Artikel die richtigsten Daten, allerlei pikante faits divers und treffende Charakterskizzen der Preßgrößen. Sehr anziehend ist namentlich die Schilderung der petite presse; der Lebenslauf des „Petit-Journal", das sich vom 1. Februar 1862 an bisjetzt in aufsteigender Linie bewegt hat und gegenwärtig fast 300000 Abnehmer zählt, wird uns in anziehender Weise erzählt. Wir erhalten ein klares Bild von Polydore Millaud, ehemaligem Bankier und Speculanten, jetzigem Eigenthümer des „Petit-Journal", wohnhaft in einem Palast, Place St.-George, mit vergoldeten Gittern und vergoldetem Dach, Hauptmitarbeiter seines Blatts als Verfasser der genialen Annoncen und Placate, die in grobkörnigem Humbug das Unglaubliche leisten; dann von Timothée Trimm (Leo Lespès), unerreicht in der Kunst, nach dem Herzen des niedern französischen Volks klar und verständlich zu schreiben.

Ein anderer hätte sich bei diesem Metier schon längst ausund abgeschrieben — Timothée ist heute noch derselbe, der er vor fünf Jahren gewesen. Und wie er im Leben noch immer, wie einst als Zuave, die grellen und brennenden Farben liebt, wie er sich von Anfang an bis auf den heutigen Tag durch seine Vorliebe für großcarrirte Westen und kolossale Busennadeln ausgezeichnet, so ist er auch auf seiner literarischen Domäne ganz der alte, gesundheitstrotzende, rothbäckige und doch sentimental-sammtpfotige Publicist geblieben, der es allmonatlich seinen Lesern ins Gedächtniß zurückruft, daß er nie im „Petit-Journal" jemand wissentlich zu nahe getreten. Sein Programm handelt natürlich de omnibus rebus et quibusdam aliis, und mit demselben heitern Ernst, mit dem er gestern die Bereitung der Limburgerkäse dem Verständniß seiner Bewunderer nahe zubringen, mit derselben hüpfenden Feierlichkeit weiht er heute sie in die Geheimnisse der preußischen Heeresorganisation, fordert er sie morgen auf, sich bei der Subscription auf das Voltaire-Denkmal, Kopf für Kopf 50 Cent., zu betheiligen, wobei er es nie unterläßt, ihnen die Worte: Civilisation, Gleichheit, Brüderlichkeit und dergleichen mehr, wohlemballirt an den Kopf zu werfen — kurz, er ist „le grand propagateur des lumières", wie ihn Sarcey jüngst in einer seiner „Conférences" spöttisch, aber richtig bezeichnet hat.

Der dritte im Bunde des „Petit-Journal" ist der große Romancier Vicomte Ponson du Terrail:

Der Roman, wie er namentlich sich in dem nie endenden Lebensgange des berüchtigten Roccambole darstellt, war eine Aneinanderreihung des Undenkbarsten, was je das fiebernde Gehirn eines phantastischen Romantikers ausgeheckt. Der Vicomte, der seine Leser zu packen und zu fesseln versteht wie keiner seiner Mitstrebenden, weiß genau, was er dem Straußenmagen derselben bieten muß, um ihn in angenehme Erregung zu versetzen, und so macht er denn, gleichzeitig mit beiden Händen schreibend, in allen möglichen und unmöglichen romantischen Verschlingungen, in nie dagewesenen Todesarten und Wiederbelebungsversuchen mit einer glücklichen Seelenruhe, die alltäglich gerade da abzubrechen versteht, wo „es" eben erst recht interessant zu werden anfängt. Zuerst „zog" der „Roccambole" nicht recht, und Monsieur Millaud — wir haben diese Nachricht aus erster Hand — schickte einen Abgesandten an den Vicomte mit dem Auftrag, er möge sich beeilen, seinen Roccambole abzuthun, das Publikum sei desselben müde. Gesagt, gethan: Roccambole war todt. Aber die Art, wie er starb, machte solch kolossale Sensation, daß die Haufen, die sich allabendlich um die Zeitungsstunde um das Verkaufsfenster des „Petit-Journal" auf dem Boulevard Montmartre (neben dem Aquarium des Bouillon-Duval) sammelten, mit gewaltiger Stimme schrien: „Roccambole! Roccambole!" Monsieur Millaud war in Verzweiflung; wieder ging ein Abgesandter an den Vicomte mit dem Auftrag: der Roman müsse fortgesetzt werden. „Aber wie? Der Held ist todt!" — „So lassen Sie ihn wieder aufleben!" Gesagt, gethan: der Held lebte wieder auf, am dritten Morgen erschien im „Petit-Journal": „Die Wiederauferstehung Roccambole's" (La résurrection du Roccambole). Das war die Zeit der höchsten Vogue für das „Kleine Journal".

Als Ergänzung zu dem Levysohn'schen Artikel kann der Aufsatz von Eugène Laur über das „pariser Feuilleton" gelten, Plaudereien über George Sand, Victor Hugo und andere namhafte Schriftsteller der Gegenwart. Levysohn selbst skizzirt uns noch die „Pariser Sommerbälle", den Ball Mabille, die Closerie des Lilas und die Tanzgärten des Montmartre, und zeigt sich mit den großen und kleinen „Cocottes" nicht minder vertraut wie mit der großen und kleinen Presse. Levysohn meint, daß diese Bälle den Stempel des echt Parisischen an sich tragen, „der uns aus der Ferne so tanhäuserlich anmuthet und der in der Nähe so viel von seinen eingebildeten Reizen verliert". Allerdings ist es diese Partie von Paris, die am meisten fernt; obgleich in der Nähe hier der pariser Genius sich gerade als die echte „Spottgeburt von Dreck und Feuer" zeigt.

Die „bildende Kunst in Paris" stellt Alfred Woltmann dar, compendiarisch, aber scharf und treffend. Er eifert gegen das neue Rococo des neuen Paris, wie es sich am neuen Louvre, in der neuen Oper, in der wüsten und zerfahrenen Architektur der Kirchen Ste.-Trinité und St.-Augustin ausprägt. Von der neuen französischen Malerei entwirft er eine kurze kunsthistorische Skizze, welche dem Hervorragenden durch treffende Charakteristik gerecht wird.

Die gelehrte Welt schildert uns Charles Marelle, die politischen Zustände H. B. Oppenheim mit Klarheit und Schärfe, ohne Uebertreibung.

Als zwei frische genrebildliche Skizzen erwähnen wir noch: „Der Winter in Paris" und „Die Damen der Halle und ihre Gevattern", von William Reymond und Rodenberg.

Es ist ein reicher Inhalt, der sich in dem Büchlein zusammendrängt. Die Mitarbeiter wollten nicht blos „geistreich" sein in Paris, nach Art der frühern Spaziergänger und Weltfahrer, die von Paris aus über alle Dinge der Welt schrieben, gleich als wäre diese Stadt ein Riesenteleskop, mit welchem man ganz neue Nebelflecke im Weltraum entdecke; sie wollten eine Fülle von Thatsachen zu ebenso gefälliger wie tiefeinschneidender Wirkung gruppiren. Dies ist ihnen in der That gelungen. Scheinbar springend folgt der Leser von Kapitel zu Kapitel der zwanglosen Führung. Dennoch baut sich ihm, hat er das Werk durchgelesen, ein sich ergänzendes Bild der ganzen Weltstadt in ihrem äußern, socialen und geistigen Leben auf. Jene Sprünge von Kapitel zu Kapitel erinnern an den Rösselsprung, der, hin- und herhüpfend, doch zuletzt alle Felder des Schachbrets berührt hat.

Rudolf Gottschall.

Neue Romane.

1. Die Ehefabrikanten. Komisch-socialer Roman von A. von Winterfeld. Vier Bände. (Siebzehnter bis zwanzigster Band des einundzwanzigsten Jahrgangs des „Album. Bibliothek deutscher Originalromane".) Leipzig, Günther. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Günther'sche Roman-Bibliothek, der wir schon manche schätzbare Beiträge zur Unterhaltungsliteratur verdanken, beschenkt das Lesepublikum — und die Literaturgeschichte dieses mal mit einem komisch-socialen Originalroman, einer Leistung, die wir um so mehr schätzen und um so dankbarer acceptiren, je seltener unsere Romanautoren sich auf das immerhin schwierige Feld originaler Komik wagen. Wir finden wol unter das Personal moderner Romane komische Figuren eingereiht, wol unter den Scenen einzelne von vorwiegend komischer Wirkung, aber einer der wichtigsten Elemente unserer Socialcultur, die Ehe und ihre „Fabrikation", in einem vierbändigen Werke rein komisch zu behandeln, war ein Unternehmen, das nur einem so gewandten, erfahrenen Schriftsteller, einem Mann von so viel Geist, Urtheil und feiner Beobachtungsgabe wie Winterfeld Aussicht auf glücklichen Erfolg versprechen konnte.

Wol kein schriftstellerisches Werk mislingt, selbst bei glücklicher Disposition und Anlage, späterhin leichter in der Durchführung als ein rein komisches und besonders der komische Roman. Der Lustspieldichter schafft stets, wenigstens soll er das, für die Darstellung auf den Bretern, und wir wissen, wie sehr es bei der Darstellung, bei der Realisirung der dramatischen Werke auf das Talent und den guten Willen des Schauspielers ankommt, wie Großes ein mimisches Genie aus einer scheinbar mager gehaltenen dramatischen Figur zu machen im Stande ist. Diesem ist das geschriebene Wort, das ihm der Autor bietet, gewissermaßen nur der Anhaltpunkt, nur das Samenkorn, nur der Impuls, und so haben wir oft gesehen, wie z. B. ein Seydelmann aus einem Worte eine ganze Scene zu machen im Stande war und uns alles sehen und erkennen ließ, was in dem komischen Romane mehr oder weniger Detailmalerei erfordert.

Und diese Detailmalerei ist es, die den komischen Roman so schwierig, wir möchten sagen, so undankbar macht, denn es bleibt bei der vorsichtigsten Anlage nicht aus, daß im Fortgange der Entwickelung Situationen behandelt werden müssen, die für die Komik ein spröder Stoff sind und die doch nur unter erheblichem Nachtheil für das Ganze übersprungen werden können. In dieser Hinsicht hat unser Autor Glück gehabt, und wir nennen deshalb sein Werk wenn auch kein Meisterstück ersten Ranges, doch aber eine durchaus gelungene Arbeit, eine Serie ineinandergreifender komischer Genrebilder, eine verdienstliche Satire auf die moderne Ehefabrikation, eine Satire, von der unsere Literarhistoriker unrecht hätten, in ihren Berichten nicht Notiz zu nehmen.

Das unbestreitbar Beste an Winterfeld's Buche ist das einleitende Kapitel: „Etwas über Frauen, Liebe und Ehe",

Paarweis sehn wir alle Dinge,
Paarweis selbst die Stäb' am Zaune —

und wir gestehen, daß wir dieses Kapitel nicht blos gern und wiederholt gelesen, sondern auch vorgelesen haben, besonders Ehecandidaten und angehenden Hagestolzen. Wie bedenklich wurden die einen und wie behaglich schmunzelten die andern im Gefühle geretteter Freiheit, wenn z. B. die vorwiegenden Erziehungsresultate unserer holden Sechzehnjährigen also geschildert werden:

Sie sprechen mit deutschem Accent ein bischen englisch und französisch oder vielmehr sie übersetzen so ihre Gedanken ziemlich wörtlich in eine dieser beiden Zungen; sie klimpern ein wenig auf dem Klaviere, singen sich zu eigenem Vergnügen und anderer Beängstigung ein dünnstimmig Liedchen; sie malen fromme Blumengesichter auf unschuldweißes Porzellan, drehen sich zierlich im Tanze, studiren mit tiefstem Verständniß und eisernem Fleiß die für sie so wichtigen Geheimnisse der Toilette und erlernen außerdem die Kunst der Liebenswürdigkeit, wobei sie leider nur zu oft die ursprüngliche Naturgabe der Liebenswerthheit für immer einbüßen. Die Frauen sind allerdings auch noch heutigentags die Repräsentantinnen und Bewahrerinnen reiner Liebe, feiner Sitte und holder Scham, aber der neue Zeitgeist und die socialen Verhältnisse haben diese alten schönen Eigenschaften übertüncht und übertünchen müssen mit Verflachung, äußerm Schein und einer gewissen, nothwendig gewordenen Komödianterei und Verstellungskunst, welche die Männer auf der einen Seite verlangen und auf der andern Seite streng tadeln. In einer Zeit, wo so viele falsche Edelsteine getragen werden, verliert der echte dadurch an Werth, daß man ihm seine Echtheit nicht glaubt, und aus Verstimmung darüber verwandelt er sich dann ebenfalls in einen unechten.

Man muß einräumen, daß es nicht wol möglich ist, sich mit mehr Hohn über die Ursachen weiblicher Unsitte auszusprechen. Aus „Verstimmung" sündigen die einen, aus „Neugierde" die andern, denn „Liebe ist Neugierde", wie ein frivoler Philosoph letzthin aufstellte, der im Irrgarten der Liebe ohne dauerndes Glück umhergetaumelt war und nun an dem schwachen Geschlechte seinen Verdruß nicht bitter genug auslassen konnte. Aus dem Korke, den er erhalten, flocht er die Weiden, die ihn bildeten, zu einer Zuchtruthe für das ganze Geschlecht zusammen, und wurde zugleich unbarmherzig und ungerecht. Und diese auf unglückliche eigene Erfahrungen begründete Misstimmung ist gegenseitig und ruft auf beiden Seiten jenen Groll gegen Ehe und Eheglück wach, der wieder zu so mannichfachem Unheil als Ferment wirkt.

Weiter fragt unser Autor:

Und was ist aus den minnesingenden Rittern des Mittelalters geworden? Legationssecretäre, Lieutenants, Referendare mit und ohne drittes Examen, Landjunker und Bummler ohne eine bestimmte tiefere Bedeutung. Eine schwächliche, kurzsichtige, rheumatische, dünnhaarige und blasirte Jugend ist emporgewachsen aus dem dürren Boden der nüchtern berechnenden, modernen Zeit, eine egoistische Jugend, die nur sich selber lebt und zu dem schönen Geschlecht nur durch Leichtfertigkeit oder Speculation hingezogen wird.

Wir behaupten keineswegs, daß das alles neu ist, aber wir finden es gut und zutreffend gesagt. Wir theilen daher den Lesern d. Bl. noch einige pointirte Stellen mit:

Die staatlichen und socialen Gesetze, welche der Mann machte, haben den Frauen eine einzige Carrière übriggelassen, das ist die Carrière der Ehe. Zu dieser Laufbahn wird die Frau

geboren und erzogen, zu dieser Laufbahn bildet sie sich selbst heran durch tiefgehende und umfassende Studien, und wenn sie reussiren will, braucht sie aufs nothwendigste die Eigenschaften, welche die raffinirte Blasirtheit der Männer gleichzeitig verlangt und verspottet: Eitelkeit, Putzsucht, Gefallsucht, Koketterie und Hang zu oberflächlichen Vergnügungen.

Man erkennt aus der Wiederholung dieser Anklage, die dem Verfasser vielleicht unbewußt entschlüpft ist, wie ernst er es mit derselben gemeint hat, und daß er eine Disputationsthesis aus ihr zu machen bereit ist. Wir halten es deshalb für unsere Schuldigkeit, ihm mit der Bemerkung entgegenzutreten, daß sein Satz für die Mehrzahl der großen Städte und leider für eine nicht geringe Anzahl von Erziehungsinstituten der weiblichen Jugend nicht unrichtig ist. Da wird das Mädchen allerdings zu dieser raffinirten modernen Tugend und bewußten Unschuld erzogen, die nicht sich selbst Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck und zwar zum Zweck der Ehe sind. Da ist ein Unwesen eingerissen, das der Verfasser nicht unrichtig zeichnet, wenn er fortfährt:

Auf diese Weise ist die Frau allerdings das Opfer unserer socialen Einrichtungen, und mit diesem Zertreten der weiblichen Interessen geht natürlich auch das schöne Verhältniß, das beglückende Zusammenleben mit dem Mann zum größten Theil verloren. Die Familienbande werden gelockert, die Ehe verliert ihre höhere Bedeutung. Namentlich in den höchsten und höhern Ständen ist diese Trostlosigkeit, die fast immer in das Extrem der Leichtfertigkeit umschlägt, am größten.

In Bezug auf die Gesellschaftskreise, die der Verfasser im Auge hat, müssen wir ihm, aber auch nur unter gewissen Einschränkungen, beipflichten. Berlin ist die Stadt, an die er wol zu ausschließlich denkt; sollte er aber nur in das Berlin hineingesehen haben, das aller Welt und vorzüglich dem literarischen Zugvogel bereitwillig seine Thüren öffnet? Sollte er nicht wenigstens ahnen oder gehört haben, daß es in der norddeutschen Metropole auch ein System von fest geschlossenen Kreisen gibt, in welche die Frivolität so wenig als der frivole Blick des kaustischen Beobachters eindringen? Sollte es auch für unsern Berichterstatter nur das Berlin geben, das Oesterreich nicht scheuen zu brauchen glaubte, das innerlich hohle, frivol-sentimentale Berlin, die Repräsentation der Gleisnerei in allen Dingen, die sich keinerlei ernste Aufgaben mit Aussicht auf Erfolg stellen? Im Jahre 1866 hat Berlin Erfolge erzielt, vor denen noch der Historiker nach hundert und aber hundert Jahren den Hut ziehen muß, und wer nach einer Richtung hin so sehr tüchtig ist, ist es auch nach andern Richtungen hin; Erziehung, Ehe, Sittlichkeit sind ihm nicht bedeutungslose Phrasen, über die zu spotten gestattet ist, sondern sie gelten ihm wirklich als Kernpunkte und Grundlage jeder andern Tüchtigkeit und müssen ihm als solche gelten. Ueber das Problem der Sittlichkeit ist besonders von dem sogenannten „jungen Deutschland" und seinen Nachtretern viel gefabelt worden. Die Herren haben sicher mehr geschadet als genützt und vor allem nicht einmal entfernt recht gehabt. Heute haben sie noch weniger recht als vordem. Wir sagen das in Bezug auf Berlin, das mancher nicht kennt oder nur äußerlich kennt, wie es sich bei Kroll und an andern Orten bunter Lustbarkeit und eitler Schaulust zeigt, selbst wenn er dreißig Jahre in Berlin gelebt hat. Für dieses innere, zukunft- und keimreiche Berlin hat der Verfasser, der sein Lustspiel dort spielen läßt, sein Auge und sein Buch doch zu wenig geöffnet. Wäre Berlin hinsichtlich der Ehe nur das, was der Verfasser sagt, so würden wir nicht mit der Zuversicht auf die von dort ausgehende weitere Entwickelung unserer vaterländischen Geschichte hinsehen dürfen, wie wir uns aus voller Ueberzeugung für berechtigt halten.

Vollends für die Provinz, für ihre Hauptstädte, kleinern Städte und für das platte Land hat unser Verfasser die Farben zu grell aufgetragen, und hat auch hier nur für jene Gesellschaft recht, die auf der Oberfläche schwimmt und deren Lebensdetails uns enthüllt sind, wenn wir nur auf einige Wochen in ihre Heimat verschlagen wurden. Nicht blos das Glück, auch die Tugend liebt die Verborgenheit, und beide sind in höherm Grade identisch, als der oberflächliche Beobachter zuzugeben geneigt sein möchte.

Wir wollen noch hören, wie unser Autor über das Hagestolzenthum spricht, indem wir jedem überlassen, das Seine dabei zu denken:

Man opfert leichtsinnig und ohne Bedenken die Liebe und das häusliche Glück dem materiellen Wohlleben und gibt seinen Kindern das schädliche Beispiel, einst ebenso zu handeln. Manche philosophische Köpfe aber suchen sich diesem Dilemma zu entziehen. Sie wollen nicht die Ehe zu einem Speculationsgeschäft machen und wollen auch aus verschiedenen Gründen ihre vierzig Jahre nicht an ein achtzehnjähriges Mädchen wagen, oder ebenso wenig ihre mühsam errungenen paarhundert Thälerchen (jährlich!?) mit einem solchen theilen, wobei ihnen natürlich die kleinere Hälfte zufallen würde. Aus diesen Philosophen bildet sich dann der glückliche Stand der alten Junggesellen, der edelsten Repräsentanten des Egoismus. Der Junggeselle will allerdings nichts empfangen, aber auch nichts abgeben; er will nicht beglückt werden, er will auch nicht beglücken, mit Ausnahme von seinem eigenen geliebten Ich. Aber es kommt eine Zeit, wo er alt und krank wird, wo er wol noch zu Bette geht, aber nicht mehr aufsteht von dem Schmerzenslager, und wo dann eine bezahlte Wärterin an seinem Kopfkissen sitzt, die ihn wol pflegt, aber nur mit den Händen, nicht mit dem Herzen. Dann mag wol die Reue durch seine Brust ziehen, dann mag er wol eine trostlose Leere empfinden; dann mag wol der Gedanke schwer in seine Seele fallen, daß er sein ganzes Dasein nur sich allein gelebt habe und daß er nun dafür auch allein sterben müsse, ohne eine liebende Hand zu haben, die ihm das brechende Auge zudrückt, ohne die warme Thräne des Schmerzes auf seiner erkaltenden Stirne zu fühlen. Mitleidslos packt man ihn in den Sarg, mitleidslos theilt man sich in seine Habe, und auf seinem Grabe blühen keine Rosen und Vergißmeinnicht.

In die Details des eigentlichen Romans können wir um so weniger eingehen, als die Natur dieser Romangattung es mit sich bringt, daß die Spannung des Geschichtsverlaufs von geringerer Wichtigkeit ist als die Komik der Scene für Scene sich erneuernden specifischen Bilder. Gesorgt ist natürlich dafür, daß das Auftreten jeder hervorragenden Person einen befriedigenden Schluß findet. Das Agens, das in alle begonnenen oder beginnenden ehelichen Verhältnisse des Buchs mehr oder

weniger entſcheidend eingreift, iſt eine verwitwete Commerzienräthin, eine leidenſchaftliche Eheſtifterin, bekannt bei allen Unverheiratheten und theils verehrt, theils gefürchtet: eine Perſon, die wir uns denken können, keine Marionette, keine Caricatur, wozu die Figuren eines rein komiſchen Romans, wie unſer Autor wol zugeben wird, nur zu leicht ausarten. Nachdem die edle, mehr burleske und dummdreiſte als komiſche Dame eine Reihe von ehelichen Bündniſſen geſtiftet, denen ein erträglich günſtiges Horoſkop zu ſtellen iſt, und andere verſchuldet hat, die nur Schein- und Afterehen ſind, wie die des alten Major a. D. Rumpel mit ſeiner ekelhaften dicken Köchin und Haushälterin, wird ſie ſelbſt wieder in den ehelichen Hafen geſteuert, gibt dann das Geſchäft der Eheſtifterei, dem doch nur das eigene gemüthliche und ſinnliche Bedürfniß zum Grunde lag, auf und wird noch eine ganz erträgliche Ehefrau. Der Junggeſelle, den ſie mit Hand und Herz beglückt, iſt wol die am meiſten komiſche Figur des Buchs, ein Herr Rarrer, der das R nicht ausſprechen kann, den alten Major deshalb nur „Wumpel" anredet und, dadurch in lächerliche Wuth verſetzt, ſeinen eigenen Namen vollends nicht auszuſprechen vermag.

Dieſer originelle Mangel führt zu Genrebildern, welche die glückliche Manier Winterfeld's im beſten Lichte zeigen. Ueberhaupt fehlt es ihm neben der erforderlichen Combinationskraft an Erfindung und Witz nicht, er iſt Herr ſeines Stoffs und auf dem Felde komiſcher Geſtaltung durchaus bewandert.

2. Eine Mutter. Roman im Anſchluß an die „Colonie", von Friedrich Gerſtäcker. Drei Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Gerſtäcker auf dem Gebiete des ſocialen Romans zu rühmen, hieße Eulen nach Athen tragen. Er iſt beſonders der leſenden Damenwelt bekannt und ſo beliebt, daß die Ankündigung eines neuen Werks von ihm ſchon Empfehlung genug iſt und daß die Kritik ſchweigen darf, und zwar ſchon deshalb, weil alle fernern Werke dieſes Autors den frühern wie ein Ei dem andern gleichen, auch wenn ſie nicht, wie bei „Eine Mutter", in directem Anſchluß an ältere Arbeiten ſich einführen. Begreiflich iſt es, daß ein Schriftſteller von dem Stoff und Stil nicht gern abweicht, durch die er ſich wie im raſchen Anlaufe die Gunſt des Publikums und die Achtung der Kritik erworben hat; aber die Kritik hat dann eben auch das Recht zu ſagen, dies Werk iſt über denſelben Leiſten geſchlagen wie die frühern, und wir können uns in Lob und Tadel nur wiederholen. Dieſe Theateraffairen kennen wir ſchon, wir wiſſen, daß ſo und nicht anders die Geſchichten zum Schluß gehen, daß überall das Alltagsleben in geſchmackvoller und feſſelnder Weiſe erzählt, daß mancher gute Einfall, manche kräftige Rüge, mancher richtige Wink eingeflochten wird. Oft leitet der Autor ſeine neuen Scenen und Acte durch Betrachtungen ein, als wäre er ſein eigener griechiſcher Chor und müßte uns auf den ſittlichen Standpunkt der Beurtheilung des Nachfolgenden heben. Wir leugnen nicht, daß Gerſtäcker darin meiſtens glücklich iſt; aber man kann des Guten auch zu viel thun und erlebt dann, daß die Leſerinnen mit zierlichem Finger über dieſe Excurſe hingleiten und erſt wieder anfangen weiter zu leſen, wo die eigentliche Geſchichtserzählung ihren Fortgang nimmt.

3. All' Zeit vorauf! Ein humoriſtiſches Genrebild aus dem neueſten Kriege in Schleswig-Holſtein von Stanislaus Graf Grabowski. Berlin, Conrad. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

Das humoriſtiſche Genre iſt auch durch dieſen kleinen Roman vertreten, der artig in den Details und in der Hauptſache treu dem Leben, den Erlebniſſen während des letzten Kriegs gegen Dänemark, nacherzählt iſt. Nur hätten wir gewünſcht, daß der Verfaſſer ſich weiter ausgedehnt und Momente von hiſtoriſcher Wichtigkeit, intereſſante Perſönlichkeiten, Land und Leute weniger flüchtig ſkizzirt hätte. Der Humor konnte immer zur gehörigen Zeit in ſein Recht eintreten, aber wir hätten uns bequem an manches erinnert, das bei der Flut der Ereigniſſe leicht dem Gedächtniß entſchwindet, und auch ſicher mancherlei Neues erfahren, wie es der Verfaſſer aus der Tagesgeſchichte aufgeleſen hatte. Es werden in der That zu wenig Mittheilungen von ſolchen Autoren gegeben, die ſelbſt mehr oder weniger in dieſe modernen Kriegsdramen verwickelt waren und wol die Zeit und das Zeug haben, ihre Erinnerungen in geſchmackvoller Form und doch mit treuer Anlehnung an das Factiſche mitzutheilen. Das wäre Unterhaltung genug, der Hiſtoriker ſogar müßte ihnen dankbar ſein, weil er aus ſolchen Memoiren manches benutzen könnte. Wie viel Intereſſantes hatte die Campagne von 1866 aufzuweiſen, und wie mager ſind bisher noch die Werke, in denen wir das alles, was zum Theil mündlich bekannt geworden iſt, auch für die ſpätere Zeit aufbewahrt zu finden gehofft hatten. Vielleicht werden die Werke in dieſem Genre noch erſcheinen; wir wollen uns gedulden und müſſen es. 15.

Chile und Weſtargentinien.

(Beſchluß aus Nr. 20.)

Sowie der Reiſende das Hochplateau von Uspallata, das 5500 Fuß über dem Meere die erſte Stufe des Oſtabhangs der Anden bildet, erreicht hatte, fiel auch ſofort das eigenthümliche argentiniſche Leben auf. Die weiten Wieſen, nur ſpärlich von unbedeutenden Getreidefeldern unterbrochen, ſind von zahlreichen Rindviehheerden, Pferden und Maulthieren bedeckt. Der Gaucho in ſeiner eigenthümlichen Kleidung, dem „Poncho" oder Mantel, dem „Chiripa", einem die Beinkleider erſetzenden viereckigen Stück Wollenzeug, das ſchräg um die Hüften geſchlagen wird, die „Botas de potro" oder Pferdeſtiefeln, die, aus dem einer geſchlachteten Stute abgezogenen und am Beine des Gaucho ſelbſt getrockneten Beinfell gemacht, die Zehen bloß laſſen, um zwiſchen der großen und der nächſtliegenden Zehe den Rand des Steigbügels einzukneifen, durchſtreift vom früheſten Morgen auf ſeinem Roſſe die Gegend, um das Vieh zu hüten. Wie der Geier, der über der Schafheerde ſeine Kreiſe zieht und, bevor er niederſtößt, ſich ſein Opfer ausſucht, umkreiſt

der Gaucho im weiten Bogen seine Heerde; mit geschwungenem Lasso, mit vorn übergebeugtem Körper scheint er gleichsam dahinzufliegen. Der Ort Uspallata ist ein allgemeiner Rastplatz sowol für die Tropas, die nach den sechs- bis achttägigen beschwerlichen Märschen durch die Einöden der Cordilleren, wie für diejenigen, welche von dem gleichfalls sehr beschwerlichen Marsche von Mendoza herauf hier ankommen. Bei dem bedeutenden Verkehr, der auf diesem Wege zwischen den reichsten Provinzen Argentiniens und Chiles herrscht, ist es daher kein Wunder, das weite Plateau größtentheils mit Alfalfaweiden bedeckt zu sehen. Dieselben sind für die Eigenthümer sehr einträglich; für jedes Thier wird 1 Real für 12 Stunden bezahlt, welcher Preis sich unter Umständen verdoppelt und verdreifacht.

Von hier ging es fortwährend durch tiefe Engschluchten mit Steilwänden, von welchen die 12 Leguas lange Quebrada de Villa Vicenzia die bedeutendste ist, nach Mendoza hinunter. Auf den Cerillos, der die Hochstufen berandenden Hügelreihe, erblickten die Reisenden endlich das herrliche Thal von Mendoza:

Noch zwei Leguas von Mendoza entfernt, sieht der vom Gebirge kommende, auf hohem Terrain stehende Reisende sich die Thürme der Stadt am Horizont abzeichnen; näher kommend, entfaltet sich ihm ein Panorama, dessen Pracht mit wenigem verglichen werden kann. Im Hintergrunde, am Fuße einer vereinzelt aus den Andes hervorspringenden Bergkette, der Sierra de Paramillos, lag die üppige Stadt. Jene Bergkette war mit Schnee bedeckt, die aufgehende Sonne gab ihr einen wunderbaren, glänzenden Schimmer. Rings um Mendoza breitete sich die sorgfältigste Cultur aus. Weite Saatfelder, dichte Baumgruppen, alles scheint ein großer üppiger Garten, aber klein im Verhältniß zur Unendlichkeit der Pampa.... Der dichte Staub, der sich auf dem Wege durch den lebhaften Verkehr erhob, die brennende Sonnenhitze, die uns trotz der Frühe des Tags aufs Hirn brannte, ließ uns sehnlichst baldige Ankunft wünschen. Endlich lenkten wir in eine Allee, bestehend aus einer doppelten Reihe italienischer Pappeln mit Cypressen untermischt, ein; das wilde Wachsthum der Pampa hörte hier gänzlich auf, selbst Getreide- und Gemüsefelder machten den Gärten, Hütten und Häusern Platz, die in einer unabsehbaren Reihe fortliefen. „Unabsehbar" ist für den ermüdeten Reisenden ein schweres Wort. Auch dauerte es noch eine gute halbe Stunde, bis wir die Stadt selbst erreichten. Durch die Chimba, eine der Vorstädte, gelangten wir endlich nach derselben, wo mich bald im bequemen Zimmer das Hotel-de-Paris ein wohlthuender Schlummer die gehabten Mühen vergessen ließ. Die Beschreibung Mendozas wäre hier nutzlos, es würde die Beschreibung einer gewesenen Stadt sein. Jenes Mendoza oder la bella Mendoza, wie die Poeten dieses Landes es mit Recht benannten und wie ich es kannte, existirt jetzt nur in Ruinen. Wo damals die hübschen Paläste, die Kirchen, der Dom und die Tausende von Häusern standen, wo sich damals die lange Reihe von Läden, die hübschen Cypressen- und Pappelalleen, die reichen Lustgärten hinzogen, existiren jetzt nur Trümmer. Das Erdbeben im März 1862 hat alles zerstört, kein einziges Gebäude in der Stadt blieb verschont, nach den authentischen Berichten sind 6000 Menschen, fast der dritte Theil der gesammten Bevölkerung, in jener Schreckensnacht umgekommen.

Doch gewährt die Natur der Umgegend so viele Vortheile, daß die Stadt trotz aller unterirdischen Gefahren bereits in raschem Wiedererstehen ist. Die Provinz enthält weite Strecken des fruchtbarsten Landes, welches durch seine hohe Lage den Vorzug eines kühlen, gemäßigten und gesunden Klimas vor vielen seiner Nachbarprovinzen voraushat. Die nahen Gebirge versorgen jene Strecken mit dem zur Befruchtung nöthigen Wasser, welches der Mendoziner durch Ableitung der Flüsse über Flächen von Hunderten von Quadratmeilen zu verbreiten weiß. Weizen, Gerste, Hafer, Mais gedeihen am besten hier in der ganzen argentinischen Republik. Auch ist es die erste und wichtigste Kornkammer des Landes. Die benachbarten Provinzen beziehen den bedeutendsten Theil ihres Getreides aus Mendoza. Dafür geben Tucuman und Salta Taback, Reis, Zucker; Rioja Mineralien und Cochenille; Rosario de Santa-Fé überseeische europäische Waaren. Von allen Provinzen, namentlich vom fruchtbaren Salta treffen zahlreiche Heerden Hornvieh, sowie Pferde und Maulthiere ein. Selbst die entfernte Provinz Buenos-Ayres sendet nebst überseeischen Gütern bedeutende Trupps Maulesel und Pferde. Der größte Theil dieser Producte geht nebst den eigenen Producten der Provinz, unter denen Rosinen, getrocknete Früchte, Seife, Talg und Schmalz hervorzuheben sind, nach Chile.

Von Mendoza führt uns der Reisende nach Salta im Nordwesten von Argentinien, 330 Leguas weit. Der Weg ging längs des Fußes der Cordilleren, in seinem südlichen Theile größtentheils durch öde Strecken. Rioja, ein Theil von Catamarca, Santiago del Estero, der Süden von San-Luis leiden Mangel an fließendem Wasser. Einzelne Oasen unterbrechen die Oede, die mitunter zur Wüste wird. Besonders ist der Strich unmittelbar am Fuße des Gebirgs hier dürre und rauh; man zieht ihn jedoch als Route vor, da die offene Pampa im Westen Argentiniens wegen der räuberischen Gauchobanden höchst unsicher ist. Die Dorfschaften auf ihrem Wege fanden die Reisenden meistens in einem gar kümmerlichen Zustande. Wiederholt mußten sie im Freien schlafen, weil die Ranchos zu elend waren, um darin übernachten zu können. Eine große, schöne Oase bildet die Umgegend der Stadt San-Juan in einem Umkreise von 25 Leguas um die Stadt. Hier finden wir den ganzen Reiz einer bebauten, üppigen, fruchtbaren Gegend. Durch die seltenen Lücken der den Weg einfassenden Trauerweiden, Alamos, und der hinter denselben stehenden dichten Hölzer erkennt man die sich weit in die Ferne ziehenden Weingärten, Kleewiesen, Getreidefelder, geschmückt mit anmuthigen, im leichten italienischen Stil gebauten Villas. Das betriebsame San-Juan treibt einen sehr bedeutenden Zwischenhandel. Von den peruanischen Ufern des Amazonenstroms bis zum Parana und Plata, von Lima und Cuzco bis in die unwirthbaren Ebenen des südlichen Argentinien bringen die san-juanischen Maulthier- und Carretentrupps, um die Producte der verschiedensten Zonen umzusetzen. Der Boden der Umgegend ist ungemein fruchtbar, vorzüglich gibt der Mais glänzende Resultate, doch haben die Kleewiesen eine um das Vierfache größere Ausdehnung als die übrigen Anpflanzungen. Die Alfalfaweiden sind für die Plätze im Innern das, was der Hafen für eine Seestadt ist. San-Juan muß Platz haben, um

die Tausende von Maulthieren, die monatlich ab- und zugehen, zu beherbergen und zu nähren, nicht einmal der zahlreichen Hornviehheerden zu gedenken, die auf ihrem Durchmarsche nach Mendoza sich nothwendig in San-Juan erholen müssen. Die San-Juaninos haben daher die Kleewiesen als die Grundpfeiler ihrer Wohlhabenheit kennen gelernt. Sie haben deshalb jene soviel wie möglich zu erweitern gesucht und zu diesem Zwecke keine Kosten noch Mühen gescheut. Vorzüglich sind es die Wasserleitungen, die von ihrem Fleiße Zeugniß geben. Der Fluß San-Juan, der die nördliche Seite der Stadt bespült, besitzt ein flaches, aber ausgedehntes, kaum 6 Fuß tiefes Bett, welches sich trefflich zu diesen Wasserleitungen eignet. Das Wasser wird dadurch der Stadt und ihren Umgebungen in einem Umkreise von 20 deutschen Meilen zugeführt. Die Stadt, nach Mouſſy in 704 Meter Meereshöhe gelegen, hat nach neuern Zählungen 17500 Einwohner ohne Einschluß der umliegenden Dorfschaften; die ganze Provinz zählt 64000 Einwohner. Die Bauart der Stadt gleicht der Mendozas und der chilenischen Städte. Sie ist, wie jene, in Quadrate von 140 Ellen Länge und Breite getheilt. Die Straßen sind breit, stellenweise gut gepflastert. Zu den Erwerbszweigen des Handels, der Viehzucht, des Acker- und Gartenbaus — das Land zeichnet sich namentlich durch seine getrockneten Früchte aus — sind neuerdings auch die des Bergbaus hinzugekommen. Im Pié de Palo, jenen durch seine von allen Seiten gleichförmig runde Gestalt bekannten hohen Berge im Norden der Stadt sind beträchtliche Silberadern und Kupfergänge entdeckt worden, die man bereits mit Erfolg ausbeutet.

Von der Oase von San-Juan gelangt man wieder in eine trostlose Wüste von 40 deutschen Meilen Breite. Erst in dem kleinen Dorfe Moquina, 30 Meilen von San-Juan, findet man wieder Obdach und Kleeweiden für die Maulthiere. Von hier zögen die Reisenden 20 Meilen westlich nach Jachal ins Gebirge, fortwährend durch ödes und rauhes Land mit wenigen fruchtbaren Strichen. Von Jachal, einem Städtchen mit 1600 Einwohnern, ging es wieder nördlich durch die Provinz Rioja. Zunächst kam man 30 Leguas weit durch rauhes Gebirgsland mit höchst gefahrvollen steilen Felsenpfaden. Die wenigen dortigen Einwohner leben größtentheils von Ziegen, die sie in Heerden von Tausenden halten. Dann gelangt man wieder an den Rand der Llanos (Ebenen) und nach und nach in besseres Land: Einschnitte, welche die Pampa in das Gebirgsland macht. Fußhoch bedeckt das üppige Gras den Boden, meilenweit wird der grüne Teppich durchwirkt von den verschiedensten Blumen. Zahllose Thiere belebten die Einöde, Kasuare, Martineta, Hasen, Hirsche, Viscacha (Cavia Acuschi L.). Kahl vermochte der Versuchung zur Jagd nicht zu widerstehen und wagte es, da seine Gefährten sich anzuschließen weigerten, sich allein fortzubegeben. Dies führte zu einem höchst gefahrvollen Abenteuer. Kahl verirrte sich und wanderte drei Tage und Nächte in der Wildniß umher. Dem sichern Tode, mit dem nicht blos Jaguar oder Klapperschlange, sondern noch mehr Hunger, Durst und Erschöpfung bedrohten, entkam er in der dritten Nacht dadurch, daß er ein in der Entfernung von drei Leguas angezündetes Wachtfeuer eines Carretenführers gewahrte, bei welchem er dann gastliche Aufnahme und Hülfe fand.

Im westlichen Rioja, einer innerhalb des Gebirgs gelegenen Hochebene, welche nun durchzogen wurde, besserte sich das Land sehr. Während das jenseit des äußern Gebirgs gelegene östliche Rioja, obgleich hier die Hauptstadt der Provinz liegt, jetzt, namentlich nachdem der Fluß Jancatina nur noch in regenreichen Jahren fließt, nur ein kärgliches Leben fristet, wird der fruchtbare Boden Westriojas von zahlreichen kleinen Strömen durchfurcht, an deren beiden Ufern sich Dörfer erheben, umringt von Getreidefeldern, Fruchtgärten und Wiesen. Die Bergwerke, welche sich in unmittelbarer Nähe dieser Dörfer befinden und mit bedeutendem, oft glänzendem Erfolge bearbeitet werden, mögen nicht wenig zu diesem Vorzuge des westlichen Theils der Provinz beitragen. Unter diesen Bergwerken zeichnen sich besonders die Silbergruben bei Chilecito aus, welches jährlich für 80000 Piaster Werth an Silbererzen exportirt.

In Catamarca fiel Kahl die im Verhältniß zu den südlichen Provinzen große Milde der Sitten auf, was er der hier vorherrschenden Pflanzennahrung, während in Rioja und weiter südlich Fleischnahrung vorherrscht, zuschreibt. Besonders ausgedehnt ist hier die Zucht des Algaroba oder Johannisbrotbaums; der größte Theil des Wegs führt durch Algarobawaldungen. Die Frucht wird auf die mannichfaltigste Weise zu den wesentlichsten Lebensbedürfnissen benutzt. Der Saft der Frucht gibt den allbeliebten Chicha (Branntwein), die getrocknete Schotenfrucht das gewöhnliche Brot; auch dient die Frucht sowol frisch in der Waldung wie getrocknet in ausgedehnter Weise zur Viehmästung. Das überaus schwere und harte Holz ist gleichfalls von großem Nutzen. Ungeachtet des Algaroba ist aber der Anbau der Cerealien in Catamarca von großer Wichtigkeit. Weizen und Mais gedeihen mit merkwürdiger Productionskraft. Bei Fiambala werden beide auf einer Höhe von 4000 Fuß gebaut und geben im Durchschnitt das fünfundvierzigste Korn. Auch eine schöne, große Kartoffel, von Chile eingeführt, wird in der Provinz allgemein gezogen. Der catamarkische Wein erfreut sich neben dem riojanischen eines guten Rufs in ganz Argentinien. Das Zuckerrohr wird in der Neuzeit mit großem Fleiße gebaut. Wichtige Exportartikel sind auch: getrocknete Feigen, getrocknete Pfirsichen, Melonen und Wassermelonen, die in Catamarca in üppiger Größe gedeihen, der Tomate. Der Hopfen wächst wild. Die Viehzucht steht dem Ackerbau weit an Bedeutung nach. Die Tembladera, eine noch unerklärte Krankheit, bei welcher das Vieh plötzlich von einem heftigen Erzittern befallen wird, bald ermattet zu Boden fällt und nach einigen Stunden unter heftigen Convulsionen verendet, sowie auch der Nillo, ein giftiges Kraut, richten unter dem Vieh große Verheerungen an. Die wichtigste Industrie der Provinz ist der Bergbau, besonders wird Kupfer mit

großem Erfolg ausgebeutet. Der Verfasser erwähnt einen der Geographie noch unbekannten thätigen Vulkan am Rio-Colorado im westcatamarqueniſchen Gebirge, deſſen Aſchenauswürfe und Lavaſtröme große Verheerungen angerichtet haben ſollen. Da Lavaſtröme ein in den andiſchen Vulkanen äußerſt ſeltenes Phänomen ſind, ſo iſt ſehr zu bedauern, daß er nicht Gelegenheit nahm, ſich von der Thatſache durch eigene Anſicht zu überzeugen.

Schließlich erblickte er dann die prachtvollen und großen Thäler der Provinz Salta. Zuerſt kam man in das von Calchaqui, jene reiche Ebene, die zwiſchen der Sierra de Aconquiga und der Cordillera de los Valles einen Flächenraum von 800 deutſchen Quadratmeilen einnimmt und eine üppige, faſt ſchon tropiſche Vegetation enthält, die ſich an den Seitenwänden des Thals hinauf allmählich in die der gemäßigten und kalten Zone verwandelt. Auf der nach Campbell 15000 Fuß hohen Sierra de Aconquiga gelangt man von der Zone der Palmen und des Zuckerrohrs in die des Weins, des Weizens, des Maiſes, dann in die der Gerſte, in die der Zwergbäume und Sträuche und ſchließlich in die der Mooſe, des ewigen Schnees. Die Thalſohle beſitzt die üppigſte Vegetation, die, theilweiſe von der Cultur unterſtützt, die Gegend zu einem wahren Paradieſe macht. Der Verfaſſer ſchildert den erſten Anblick des Thals von den ſüdlichen Bergen aus mit folgenden Worten:

Halt! rief ich mit lauter, bewegter Stimme meinen weiterreiſenden Gefährten zu, als eine Wendung des ſich ſenkenden Wegs uns plötzlich auf ein kleines Plateau brachte, welches ausdrücklich für den Schauenden von der Natur beſtimmt ſchien. Meine Gefährten ſahen ſich betroffen nach mir um, allein als ſie ihre Augen aufthaten und ihre Blicke über die Gegend ſchweifen ließen, ergriff auch ſie dieſes unbeſtimmte, bewegte, aber genußreiche Gefühl, welches durch die Anregung des Schönheitsſinns in faſt jedem Gemüth hervorgerufen wird. Dieſe liebliche Natur, jene bläulichen, ſchneegekrönten Bergketten, jene wilde Ebene, von Flüſſen und Wäldern durchzogen, durch cultivirte Strecken unterbrochen, unter denen man auf meilenweite Entfernung die weißen Wohnhäuſer der Bewohner des Thals entdeckte — jene nähern Baumgruppen, unter denen man Palmen, Cedern und in größerer Anzahl Orangenbäume erkennt —, dieſes mehr als liebliche Naturbild, von der aufgehenden Sonne beſchienen, von Tauſenden von Stimmen verſchiedenartiger Singvögel beſungen, ſpricht wie Muſik zu der Seele des Menſchen — rührt, erhebt und belehrt ihn.

Weizen, Wein und Reis machen gegenwärtig den Haupttheil der Cultur aus; doch könnten hier, wo faſt alle Klimate der Erde ſich vertreten finden, wo die verſchiedenartigſten Ackerboden, vom fetten Marſchboden bis zum Dünenboden, vorhanden ſind, alle Pflanzen mit faſt gleichem Erfolg gebaut werden. Auch die Thierwelt iſt eine ſehr reiche; unter anderm finden ſich in den Bergen zahlreiche Heerden von Vicuña und Guanaco. Das Thal von Calchaqui war vor Ankunft der Spanier dicht bevölkert, indem es der Hauptſitz der großen und kriegeriſchen Nation der Calchaqui war, welche, von den Peruanern zwar unterworfen, jedoch friedlich regiert, von den Spaniern jedoch, weil ſie ſich ihrem Syſtem, ihren eigenen Boden für ſie als Sklaven zu bearbeiten, nicht fügen wollten, nach einem Kampfe von länger als 120 Jahren gänzlich vertilgt wurden.

Von der Calchaqui-Ebene gelangte man über die Cordillera de los Valles in die große Ebene von Salta, welche ſich, rings von hohen Gebirgen umrahmt, bei einer Breite von 60 deutſchen Meilen auf drei Breitengrade erſtreckt. Ihre mittlere Höhe wird von de Mouſſy auf 1250 Meter angegeben. Ein reicher Humusboden, die zahlreichen Ströme, die ſich von den öſtlichen und weſtlichen Bergen ergießen, ein warmes aber mildes Klima machen die Ebene zu dem fruchtbarſten Theile Argentiniens. Ackerbau, Viehzucht und Handel ſind hier bereits zu hoher Bedeutung gelangt. Die Alfalfafelder ausgenommen, haben die Zuckerplantagen und die Maisfelder die größte Ausdehnung. Die Cultivirung des Rohrs trägt außerordentlich gute Rechnung. Man berechnet, daß die Reſiduen, die bei der Fabrikation des Zuckers übrigbleiben, allein fähig ſind, die Koſten des ganzen Etabliſſements zu decken, daß alſo der Betrag des gewonnenen Zuckers Nettoverdienſt iſt. Im Jahre 1857 gab man den Geſammtbetrag des producirten Zuckers auf 60000 Arroben und den des aus dem Rohre deſtillirten Branntweins auf 4000 Barriles an; gegenwärtig wird er auf das Vierfache angeſchlagen. Neben Zuckerrohr und Mais wird am meiſten gezogen: Weizen, Reis, Taback, ſchwarzer Pfeffer, Cayennepfeffer, Tomate, außerdem die verſchiedenſten Gemüſe und Obſtarten. In der Viehzucht vermag Salta mit allen ihren Schweſterprovinzen zu concurriren. In den die Ebene umgebenden Bergen finden die Thiere beſonderes Gedeihen. Die weſtliche Kette, die Sierra de los Valles, beſitzt theils weite Hochebenen, theils ſanft ſich neigende Abhänge, wohin ſich die Trockenheit, wie ſie in den ſüdlichen Gebirgen der Rioja und Catamarca herrſcht, nur ſelten erſtreckt, und die daher ein reiches Gras und dichte Algarobawälder beſitzen, in denen tauſend Köpfe Hornvieh, Maulthiere und Pferde gezogen werden. Der Viehſtand der weſtlichen Berge wird auf 1,300000 Köpfe Hornvieh geſchätzt. Dieſen Vortheilen geſellen ſich nun die Bergwerke in den Sierras, in welchen ein immenſer Reichthum verſteckt zu liegen ſcheint. Reiche Lager von Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eiſen ſind entdeckt; doch iſt die Ausbeute bisher noch nicht eine verhältnißmäßig bedeutende geweſen, weil Ackerbau, Viehzucht und Handel bisher Kapitalien und Arbeitskräfte der Salteños noch zu ſehr in Anſpruch genommen haben. Der Handel iſt ein ſehr bedeutender, da ſchon die geographiſche Lage Salta zum Stapelplatz für den Handel eines bedeutenden Theils der argentiniſchen und bolivianiſchen Republik macht. Nach Chile werden trotz der großen Entfernung und der Schwierigkeit der Päſſe zahlreiche Hornviehheerden, Gold, Silber, Kupfer, Taback, Reis exportirt und europäiſche Manufacturwaaren daher importirt. Der Handel mit Bolivien beſteht in dem Export von Maulthieren, Pferden, Mais, getrocknetem Fleiſch, Salz, Leder, Hölzern, Manufacturwaaren, und in dem Import von edeln Metallen, Quinaquina, Coca, Gewürzen und leichtem Silbergeld. Von den Provinzen Tucuman, Catamarca, San-Juan,

Mendoza und San-Luis bezieht Salta Zucker, getrocknete Feigen und anderes Obſt, Pferde und Maulthiere und verſorgt ſie dafür mit Leder, Taback, Reis, Farina und bolivianiſchen Thalern. Die Stadt Salta enthält 12000 Einwohner.

Eine ſehr dankenswerthe Beigabe iſt die Ueberſetzung eines Berichts über den Chaco von Cornelio Blyß, welchen dieſer in der Eigenſchaft eines zur Erforſchung jenes großen Tieflandes von der argentiniſchen Regierung nach dem Bermejo (Vermejo) abgeſandten Commiſſars dem Miniſter des Innern, Dr. Don Guillermo Rawſon (wie auffallend ſind alle dieſe engliſchen, reſp. amerikaniſchen Namen unter den argentiniſchen Beamten), erſtattet hat. Der Bericht hat großen wiſſenſchaftlichen Werth; denn das ausgedehnte, mit dem Namen Chaco bezeichnete, von den großen Flüſſen Bermejo und Pilcomayo durchſtrömte Tiefland zwiſchen dem Auslauf der chileniſch-argentiniſchen Anden und dem Paraguay war bisher ganz ſo unbekannt, wie das centrale Innere von Afrika, ſodaß es auf der Karte einen leeren Raum bildet, welcher eben nur durch die Worte „Chaco" und „wandernde Indianerſtämme" ausgefüllt wird. Ueber die Eingeborenen, die „wilden Chacoindianer", hatte man bisjetzt nur die fabelhafteſten Angaben, wie ſie ſich unter anderm noch in dem ſonſt ſo verdienſtvollen Page („Report on the exploration and survey of the river La Plata and tributaries", Waſhington 1856) finden; auch de Mouſſy's Angaben erweiſen ſich als unrichtig. Blyß hat nun während eines längern Aufenthalts am Bermejo über jene Eingeborenen nähere Auskunft erhalten. Danach wohnen im innern Chaco zwiſchen Bermejo und Pilcomayo die drei Völkerſchaften der Mataquajos, 10000, der Ocoles, 3000 und der Tobas, 7000 Perſonen ſtark. Sie leben in äußerſt dürftigen Zuſtänden faſt ausſchließlich vom Fiſchfang, ſind übrigens, mit Ausnahme etwa der Ocoles, gegen Weiße ganz freundſchaftlich geſinnt. Kahl theilt uns mit, daß in der innern Ebene große Maſſen von Meteoreiſenſtein, oft in Stücken von 10000 Pfund Gewicht, auf der Oberfläche des Bodens gefunden werden, was denn, wenn es ſich beſtätigt, wie auch die Maſſen Meteoreiſen in der Nähe von Liberia in Afrika, wol Bruchſtücke eines zerſprengten Meteoriten oder Planetoiden ſein würden. Sonſt erfahren wir leider über das Land ſelbſt auch hier nichts Näheres. Beklagenswerth bleibt es immerhin, daß ſo ausgedehnte, durch große Flüſſe reichlich befruchtete und eines milden Klimas ſich erfreuende Ebenen ſich nur im Beſitz elender Ichthyophagen befinden.

Wilhelm Gentheim.

Kriegsgeſchichtliches.

Militaria aus König Friedrich's des Großen Zeit. Bearbeitet von Ernſt Graf zur Lippe. Zum Beſten verwundeter preußiſcher Soldaten. Berlin, Mittler und Sohn. 1866. Gr. 8. 16 Ngr.

Der Verfaſſer des „Huſarenbuchs" (vgl. Nr. 42 d. Bl. f. 1863) übergibt den militäriſchen Leſern als neue Früchte ſeines Sammelfleißes aus gedruckten und ungedruckten Quellen — wie er ſelbſt im Vorworte ſagt — „einige Erörterungen, Analekten und Reminiſcenzen" unter dem Geſichtspunkte des königlichen Ausſpruchs in einer Inſtruction von 1781: „Es iſt Seiner Majeſtät Ambition, eine gute Armee zu beſitzen." Die Friedericianiſche Armee, ſagt der Verfaſſer, iſt bewundernswürdig im Kriege, nicht minder auch im Frieden. Wir ſind ſogar verſucht zu behaupten, daß dieſelbe bei ihrer friedlichen Emſigkeit beinahe noch muſtergültiger iſt als in ihrer kriegeriſchen Verwendung. Es dünkt uns kein Kleines, nach langem ruhmreichen Kampf mit faſt ganz Europa von neuem in ungeſchwächtem Eifer ſorgfältig den Frieden als eine Vorſchule des Kriegs zu betrachten. Der große König lehrte ſeinem Heere auch dieſe ſchwere Kunſt. Ueber jene Zeit, namentlich die Beziehungen des Königs zu ſeiner Armee, iſt eine reiche Literatur und noch viel reicheres Material in den Archiven vorhanden. Graf zur Lippe hat daraus eine Fülle von Details und perſönlichen Einzelheiten zuſammengeſtellt, und man muß ihm zugeſtehen, daß er immer das Intereſſante zu finden und geſchickt in ſeine Moſaik einzufügen weiß. Nach einer kurzen Einleitung beſpricht er Friedrich's Beziehungen zum Mannſchaftsſtand, beſonders ſeine Sorge für kranke und verwundete Soldaten, die er mit vielen Thatſachen belegt. Weniger einverſtanden wird man mit ihm ſein, „daß jeder Soldat der Armee Friedrich's des Großen den Feldherrnſtab in der Patrontaſche getragen", wie in den Reglements von 1743 zu leſen. Er führt die betreffende Stelle nicht an, ſie lautet: „Ein Nichtedelmann von offenem Kopf, großen Meriten und gutem Exterieur kann nach zwölfjähriger Dienſtzeit zum Offizier vorgeſchlagen werden." Ob das ein Beweis für jenen Satz iſt? In einem Armeebefehl vom 5. Februar 1778 heißt es allerdings: „Sollten ſich mank (unter) den Unteroffiziers welche ſo hervorthun, daß ſie ſich ſehr diſtinguiren, ſo ſollen ſie nicht allein Offiziere werden, ſondern auch eines Adelspatents ſich verdient machen." Mehrere Gemeine ſind auch bis zu den höchſten Offizierchargen aufgeſtiegen, und der Verfaſſer führt einige derſelben an, aber durch dieſe ſeltenen Ausnahmen wurde die Regel nicht geändert.

Als biographiſche Artikel ſind: „Lothenius, der königliche Leibarzt und Generalſtabsmedicus", und „Prinz Heinrich, Zögling des großen Oheims", eingeſchoben. Erſterer war ein höchſt verdienter Mann, deſſen Name leider in der ärztlichen Welt jetzt ziemlich vergeſſen iſt; letzterer der Lieblingsneffe des Königs, von dieſem erzogen und herangebildet, aber ſchon in ſeinem zwanzigſten Jahre geſtorben. Der König ſchrieb darüber an ſeinen Bruder Heinrich in einem thränenbenetzten Briefe: „Dieſe Nachricht traf mich wie ein Blitzſchlag. Ich habe dieſes Kind wie meinen eigenen Sohn geliebt."

Der folgende Abſchnitt ſtellt Friedrich als Erzieher und Bildner ſeiner Armee dar. Ueber dieſen Gegenſtand brachte die „Allgemeine Militärzeitung" vor einigen Jahren eine Reihe von trefflichen Artikeln; Graf zur Lippe fügt noch manches hinzu und begleitet es mit richtigen

Bemerkungen. Was der König am 4. Mai 1767 an ſeinen Bruder geſchrieben: „Es ſtünde ſchlecht mit dieſem Lande, wenn man jemals die Armee vernachläſſigte", iſt ſeit der traurigen Beſtätigung dieſes Ausſpruchs, welche den Sturz von 1806 herbeiführte, wieder zum vollen Bewußtſein gekommen und wird als ein Vermächtniß des größten Herrſchers hoffentlich nie wieder vergeſſen werden — wir dürfen unter „dieſem Lande" jetzt wol Deutſchland in ſeiner Wiedergeburt verſtehen. Friedrich's beſondere Beziehungen zu ſeinen Offizieren ſchildert der Verfaſſer nach verſchiedenen Richtungen: „Das höhere Motiv und den höhern Modus des Dienens inculcirte Friedrich ſeinen Offizieren"; warum den ſchönen Gedanken nicht einfacher geben? Eine gewiſſe Manierirtheit des Stils, Vorliebe für Fremdwörter und geſpreizte Ausdrücke finden wir überhaupt in manchen Stellen wieder. Der König wünſchte, daß bei ſeinem Adel die Ehre des Dienens den Vorrang habe vor den Privatintereſſen. Einem Offizier, der ſeinen Abſchied nachſuchte, um ſeine Güter zu übernehmen, ſchrieb er: „Ich gebe Euch zur Antwort, daß Ihr Euch was ſchämen ſolltet, daß Ihr ſo wenig Ambition habt und nicht weiter dienen wollt. Könnt Ihr es denn nicht machen wie andere Offiziers, die auch Güter haben und doch im Dienſt bleiben?" Der Offizier bat jedoch wiederholt um Entlaſſung und erhielt ſie endlich durch die eigenhändige Randbemerkung: „Abſcheid vor einen Preußen, der nicht dienen will und alſo den man Gott danken muß, daß man ihn los wird." Heirathsgeſuche bewilligte der König ſelbſt höhern, gut empfohlenen und ausgezeichneten Offizieren nicht gern; wenn einer eine ſogenannte gute Partie zu machen wünſchte, argwöhnte Friedrich gleich Abſchiedsgedanken. Große Herren fanden in ſeiner Armee kein Eldorado, fremde Prinzen mußten ſich eine Garniſon in der Provinz gefallen laſſen, ſelbſt in kleinen Städten, wo ſie im täglichen Umgang nur auf die Offiziere einer einzigen Schwadron angewieſen waren. Der Erbprinz von Anhalt ſtand in Gardelegen, einer ſeiner Brüder in Herford, ein anderer in Stargard, ein Herzog von Holſtein-Gottorp in einem oſtpreußiſchen Oertlein, von wo er ſich oft abſentirte. Der König reprimandirte ihn darüber, und ſpäter noch einmal, daß er ſich den ſtarken Getränken ergeben hatte. Urlaub erhielt der Offizier nur alle 4—5 Jahre auf höchſtens 3 Monate, und auch dann nur, wenn er die triftigſten Gründe anführte. Im Jahre 1776 wurden drei Gardelieutenants wegen eines Nachtbeſuchs ohne Urlaub in einer Nachbargarniſon zu ſechsmonatlichem Feſtungsarreſt verurtheilt. Auf der andern Seite ſorgte der König aber für das Wohl ſeiner Offiziere, belohnte ihre Thaten, und unterſtützte ſie in der großmüthigſten Weiſe. Drei Beiträge zur Armeeſpecialgeſchichte (Bajonnet, Reiterhut, Lanze) und drei Lebensbildſupplemente (Saldern, Quintus Icilius und der Reitgerten-Schwerin, ſo genannt, weil er, vom Könige gekränkt, „einen Hundsfott darauf geſetzt", wenn er den Degen wieder zöge, und dann die Erlaubniß erhielt, ſein Regiment mit der Reitgerte zu führen) nebſt einigen Beilagen beſchließen die „Militaria", welche dem Leſerkreiſe, für den ſie geſchrieben ſind, eine intereſſante Lektüre bieten werden.

Karl Guſtav von Berneck.

Feuilleton.

Pariſer Wegweiſer.

Wir haben das friſche Buch Julius Rodenberg's: „Paris bei Sonnenſchein und Lampenlicht", an der Spitze dieſer Nummer beſprochen; wir verweiſen im Anſchluß an dieſe Beſprechung auf einen „Pariſer Führer", der durch die Namen ſeiner Mitarbeiter in der That einen hervorragenden Rang einzunehmen verſpricht. Dieſes Werk: „Paris-Guide", erſcheint in der Librairie internationale und beabſichtigt ein vollſtändig erſchöpfendes Bild der franzöſiſchen Hauptſtadt in ſocialer, artiſtiſcher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht zu bieten. Wir entnehmen dem Programm die folgenden Mittheilungen über die Eintheilung des Werks und die Hauptmitarbeiter: „Die allgemeine Einleitung, welche die Phyſiognomie des heutigen Paris ſchildert, ſchreibt Victor Hugo. Für die Geſchichte der Stadt, ihre wiſſenſchaftlichen Anſtalten, ihre Inſtitutionen ſind L. Blanc, Pelletan, Fournier, Renan, Sainte-Beuve, Berthelot, Littré, Michelet, Laboulaye, Th. de Banville und andere gewonnen. Die verſchiedenen Gebiete der Kunſt, die Muſeen, Palais, Theater u. ſ. w. werden Théophile Gautier, Edgar Quinet, A. Houſſaye, E. Augier, die beiden Dumas, Taine, Coquerel und andere behandeln. Das pariſer Leben, die Sitten, Moden, ſocialen Zuſtände ſind Federn wie George Sand, Jules Janin, Véron, Champfleury, Legouvé, Paul Féval, Villemot, Alphonſe Karr, Paul de Kock, E. Forcade anvertraut. Die Sanitätsverhältniſſe von Paris, die Spitäler, die Friedhöfe, die Morgue ſchildern Nélaton, Tardieu und J. Noriac; die Gefängniſſe J. Simon, die Gerichtsſäle Jules Favre und Berryer. Die Umgebung von Paris, incl. der „braven Landleute", beſorgen Victorien Sardou, L. Leroy und Paul Foucher. Die politiſche Preſſe der Hauptſtadt wird durch Laboulaye und E. de Girardin, die Druckereien werden durch Firmin Didot geſchildert. Die Fremden in Paris ſind nicht vergeſſen; im Gegentheil, das Leben und Treiben der Ausländer ſoll in anziehenden Bildern beſchrieben werden. Jede Nation wird abgeſondert und faſt jede durch einen Schriftſteller aus ihrer Mitte behandelt; die Deutſchen von L. Bamberger, die Italiener von Petruccelli della Gattina, die Ruſſen, Engländer und Spanier werden durch Specialiſten beſprochen. Selbſt die Luft und die Kloaken finden ihren competenten Schilderer in dem unermüdlichen Nadar, der wiederholt aufgefahren und hinabgeſtiegen, der die eilenden Wolken, «die Segler der Lüfte», und das übelduftende Reich der Ratten photographirt. Nicht nur der Inhalt, ſondern auch die Ausſtattung des Buchs wird eine ungewöhnliche ſein. Hundert große Illuſtrationen, nach Zeichnungen von Ingres, Meiſſonier, Barye, Français, Roſa Bonheur, Gérome, Viollet-le-Duc, Daumier u. ſ. w., ſowie dreißig Pläne und Karten werden es ſchmücken." In der That darf man dieſer pariſer Encyklopädie in zwei Bänden mit Spannung entgegenſehen; es wird einen würdigen Pendant zu den ältern Werken Mercier's über Paris bilden. Eine Schilderung der Comédie française z. B., von Emile Augier, der premières représentations von A. Dumas jun., der pariſer Journale von Emile de Girardin, der Boulevards von Paul de Kock, des Blumenmarkts von A. Karr, des Quartier latin von Th. de Banville, der Advocaten von Berryer und Jules Favre, und ähnliche durch ein genaues Inhaltsverzeichniß in Ausſicht geſtellten Aufſätze verſprechen, als von den gewiegteſten und geiſt-

reichsten Fachmännern ausgehend, in der That eine besondere Anziehungskraft auszuüben.

Zu den pariser Wegweisern für die Industrieausstellung darf man auch noch den „Illustrirten Katalog der Pariser Industrieausstellung von 1867", herausgegeben mit erläuterndem Texte vom österreichischen Ministerialrath Dr. Wilhelm Hamm (Leipzig, Brockhaus) rechnen. Dieses Werk hat sich noch einen höhern Zweck vorgesetzt: es will als Muster- und Nachschlagebuch für alle Gewerbtreibenden dienen und zugleich durch die Erläuterungen eines so sachkundigen Autors einen Beitrag zur Geschichte der Industrie liefern.

Literarische Notizen.

Das unerschöpfliche Oelkrüglein, wenn auch nicht der Witwe, so doch der Nichte, der Nachlaß Varnhagen's von Ense, spendet wieder einmal neuen Stoff, diesmal aber keinen politischen Brennstoff, sondern bloßen Nahrungsstoff für die Lampen der Literarhistoriker und Culturhistoriker. Aus diesem Nachlaß wurden „Briefe von Chamisso, Gneisenau, Hangwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a., nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense" (2 Bde., Leipzig, Brockhaus, 1867), von Ludmilla Assing veröffentlicht.

Uebrigens ist die Nichte Varnhagen's von Ense infolge der preußischen Amnestie, die sie von einer längern Strafhaft wegen der Veröffentlichungen aus Varnhagen's von Ense Nachlaß befreite, von den Ufern des Arno zum Besuch nach Berlin gereist. Gewiß wird sie nicht an jenem Hause in der Mauerstraße vorübergehen, wo sich der Rahel'sche Espritsalon in einer neuen politisch bewegten Zeit lebendig erhielt und alle namhaften Autoren Deutschlands anzusprechen pflegten.

Nicht minder unerschöpflich wie Varnhagen's Nachlaß scheinen die Offenbarungen des nordamerikanischen Propheten Andrew Jackson Davis zu sein, des Jakob Böhme von Poughkeepsie, dessen Lehren ein Artikel in der „Quarterly Review": „New American Religions" (April 1867), mit der Sekte der Shakers in Verbindung bringt. Von allen diesen Werken stehen deutsche Uebersetzungen in Aussicht. Eins der wichtigsten: „Der Reformator. Harmonische Philosophie über die physiologischen Laster und Tugenden und die sieben Phasen der Ehe", ist soeben von Gregor Constantin Wittig (Leipzig, Franz Wagner), ins Deutsche übersetzt worden. Wir kommen auf diese neue Offenbarungsphilosophie noch einmal näher zurück, können aber nicht umhin, unsern Lesern hier ein Register der ins Deutsche übertragenen Werke des nordamerikanischen Mystikers zu geben, für welchen der greise Nees von Esenbeck in seinen letzten Lebensjahren ein tiefergehendes Interesse bewährte: „Die Principien der Natur, ihre göttlichen Offenbarungen und eine Stimme an die Menschheit"; „Eine Karte, darstellend einen Umriß von der fortschreitenden Geschichte und der herannahenden Bestimmung des Menschengeschlechts. Eine Vision"; „Die Philosophie von den besondern göttlichen Vorsehungen""; „Die große Harmonie oder eine philosophische Offenbarung des natürlichen, geistigen und himmlischen Universums", erster Band: der Arzt, zweiter Band: der Lehrer, dritter Band: der Seher; „Der harmonische Mensch oder Gedanken für das Zeitalter"; „Freie Gedanken über Religion oder Natur gegen Theologie"; „Der Zauberstab, eine Autobiographie"; „Die Philosophie des geistigen Verkehrs, eine Erklärung moderner Geheimnisse"; „Die herannahende Krisis"; „Das gegenwärtige Zeitalter und das innere Leben"; „Die Penetralia oder harmonische Antworten auf wichtige Fragen"; „Die Geschichte und Philosophie des Uebels"; „der Vorbote der Gesundheit" u. s. f. In der That, an Productivität fehlt es diesem Verkündiger der Harmonien nicht, obgleich mancher, wenn er den Sphärengesang dieser Titel hintereinander anhört, gewiß mit dem Schüler in „Faust" ausrufen möchte: „Mir wird von all dem Zeug so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum!"

Zu der in Wien erscheinenden „Aesthetischen Rundschau" erscheint neuerdings ein „Wiener Literaturblatt" unter der Redaction von A. von Czeke, das sich hoffentlich von der einseitigen Färbung freihalten wird, welche manche Correspondenzen der „Rundschau" kennzeichnen. Die übersendete Probenummer enthält eine beträchtliche Zahl meistens kurzgefaßter Kritiken, von denen wir eine anerkennende Besprechung von Gutzkow's „Hohenschwangau" hervorheben.

Der 902. Band der Tauchnitz'schen „Collection of British authors" enthält den ersten Band einer Dante-Uebersetzung von dem berühmten nordamerikanischen Dichter Longfellow, und zwar die Uebersetzung des „Inferno". Die Uebersetzung löst die Terzine in den reimlosen blanc-vers auf, doch besitzt Longfellow Sprachgewandtheit und die Kraft plastischen Ausdrucks. Die eingehenden Noten nehmen mehr als die Hälfte des Bandes ein.

Der Vorstand des Deutschen Schriftstellervereins hat einen Aufruf zu einem Deutschen Schriftstellertage erlassen, der am 9. und 10. Juni zu Leipzig im Schützenhause stattfinden soll. Die Verhältnisse des vorigen Sommers hatten die in den Pfingsttagen beabsichtigte Zusammenkunft nicht gestattet. „In allen Ständen", sagt der Aufruf, „haben solche Vereinigungen stattgefunden und überall haben sie segensreiche Folgen nach sich gezogen. Die deutschen Schriftsteller dürften aber um so weniger in dieser Beziehung zurückstehen, weil ihre Interessen am meisten gefährdet sind und fortwährend geschädigt werden."

Der erfurter Teppich mit Bildern aus der Geschichte Tristan's und Isolde's.

Die Stoffe für die bildende Kunst des Mittelalters, für Plastik und Malerei, der sich die Stickerei anreiht, sind bekanntlich vorzugsweise der Bibel, der Legende und den apokryphischen Schriften entnommen. Seltener wurde die heimische oder die romantische Sage benutzt. Aber auch solche bisjetzt nur in geringer Anzahl entdeckte Kunstwerke geben Zeugniß von der innigen und lebendigen Theilnahme des Volks und mehr noch der Vornehmen an diesen Stoffen weltlicher Erzählung. Würde ein Bild oder eine Stickerei mit Darstellungen aus der Heiligengeschichte neu aufgefunden, so würde der Gegenstand an sich nicht das Interesse in höherm Maße erwecken, weil ähnliche Werke schon in Masse vorhanden sind. Anders bei einem Kunstwerke, welches Sagengestalten aufweist. Ein solches wird um seines Inhaltes willen als Alterthum für die Literaturgeschichte und Culturgeschichte für wichtig zu erachten sein, wenn es auch in seiner Form ohne künstlerischen Werth ist. Darum mag hier nachträglich auf einen Fund aufmerksam gemacht werden, der vor Jahresfrist dem bekannten Maler Eberlein zu Nürnberg glücken sollte. Er entdeckte in einem versteckten Winkel des erfurter Doms einen gestickten Teppich, höchst wahrscheinlich ein Tafeltuch, mit Darstellungen aus der Geschichte von Tristan und Isolde. Derselbe stammt, nach den Trachten sowie aus der Sprache der halb niederdeutschen Inschriften zu schließen, aus dem 14. Jahrhundert. Im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" (Nr. 1, Jahrgang 1866) gab August von Eye eine genauere Beschreibung. Auch verbreitete er sich über die Tradition, welcher der Künstler oder die Künstlerin folgte. Aus allem geht hervor, daß das Gedicht Gottfried's von Strasburg nicht zum Vorbilde für die künstlerische Darstellung diente, sondern daß die Bilder mehr mit der Bearbeitung stimmen, wie sie das jüngere Volksbuch von Tristan kennt. Dem Aufsatze Eye's ist eine Abbildung beigegeben. Das wäre die vierte bildliche Darstellung aus der Tristan-Sage, die bisher bekannt wurde. Eine findet sich unter den runkelsteiner Freeken, ein zweiter Teppich wird im Frauenkloster zu Wienhausen bei Celle aufbewahrt, ein Elfenbeinkästchen mit Reliefsculpturen befindet sich in England. Es wäre erwünscht, wenn auch eine fünfte durch Beschreibung und Abbildung bekannt gemacht würde. Es ist dies ebenfalls, wenn wir nicht irren, ein Reliefbild und zwar auf einem Frauenkamme, der im

Dome zu Bamberg aufbewahrt wird und früher für einen Kamm der Kaiserin Kunigunde gehalten wurde. Das Bild stellt die Scene am Brunnen dar, die Inschrift ist romanisch, soviel wir wissen altfranzösisch.

Bibliographie.

Armand, Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürsten-Vereins in Texas. 2 Bde. Leipzig, F. Fleischer. 8. 3 Thlr.

Baker, S. W., Der Albert Nyanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. 1ster Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Becker, H., Lebensbild des Propheten Jesaia. Göttingen. Gr. 4. 10 Ngr.

Bell, A., Ranken. Gedichte. 2te Aufl. Wien, Hartleben. 16. 15 Ngr.

Behringer, C., Das Morgenopfer der Natur. Eine Frühlingsgabe. 2te Aufl. Würzburg, Stuber. 8. 6 Ngr.

Bernstein, A., Naturwissenschaftliche Volksbücher. Neue wohlfeile Gesammtausgabe. 1ste Lief. Berlin, F. Duncker. 8. 3 Ngr.

Beyerle, A., Ueber die Todesstrafe. Vortrag im königl. Württembergischen Justizministerium erstattet. Stuttgart, Metzler. Lex.-8. 16 Ngr.

Bismarck's, Graf, Rede, gehalten am 18. März 1867 in der Sitzung des norddeutschen Reichstages, vom Standpunkte der Geschichte beleuchtet. Berlin, Herrmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Borgehold, J., Jerusalem und die heiligen Stätten, nebst einem Vortrag über die Zukunft Israels und des heiligen Landes. Berlin, Beck. 8. 10 Ngr.

Caro, E., Goethe-Studien. Aus dem Französischen von I. Germak. Przemysl, Gebr. Jelen. 8. 20 Ngr.

Cassel, P., Hohenzollern, eine etymologische Betrachtung. Berlin, Bed. Hoch 4. 3 Ngr.

Cooke, A. C., Eine englische Kritik über den Krieg in Böhmen. Skizze des Feldzuges in Oesterreich im Jahre 1866. Uebersetzt von einem preußischen Offizier. Berlin, Bath. Gr. 8. 12 Ngr.

Corneliue, C. S., Ueber die Bedeutung des Causalprincips in der Naturwissenschaft. Halle, Schmidt. Gr. 8. 10 Ngr.

Ebeling, F. W., Mosaik. Kleine Schriften zur Geschichte und Literatur. Leipzig, Fürstfürst. Br. 8. 2 Thlr.

Elze, K., Der englische Hexameter. Eine Abhandlung. Dessau, Aue. Gr. 4. 10 Ngr.

Felder, F. M., Sonderlinge. Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neuester Zeit. 2 Bde. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gerlach, C., Friedrich Rückert und seine Werke. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 25 Ngr.

Frommelt, G., Wilde Rosen. Gebrochen auf Preußens Schlachtfeldern. Gedichte. Jauer, Plan. 8. 5 Ngr.

Gedichte des Alcinreisens. Aus dem Englischen. Würzburg, Julien. 16. 10 Ngr.

Gneist, R., Budget und Gesetz nach dem konstitutionellen Staatsrecht Englands mit Rücksicht auf die deutsche Reichsverfassung. Berlin, Springer. Gr. 8. 10 Ngr.

Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausgegeben von Otto Jahn. 2te vermehrte Aufl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 2 Thlr.

Grimm, H., Holbein's Geburtsjahr. Kritische Beleuchtung der von den neuesten Biographen Holbein's gefundenen Resultate. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Rede auf Schinkel. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Häcker, L., Amerikanische Reise-Skizzen aus dem Gebiete der Technik, Landwirthschaft und des socialen Lebens. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hahn, C., Das graue Haus in der Rue Richelieu und eine Criminalgeschichte. Würzburg, Julien. 16. 10 Ngr.

Hahn, W., Helgi und Sigrun. 12 Lieder germanischer Heldensage. Nebst einer Abhandlung über die Helgi-Lieder der Edda. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 20 Ngr.

Hansen, J. P., Liebe und Haß. Geschichtlich-romantische Erzählung. 2 Bde. Brüssel. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Henoch-d'Albert, Pauline, Das Blumenmädchen. Schauspiel. Diem, Czermak. 8. 16 Ngr.

Herbarium. Botanische Dichtungen von Prunus Spinosa. Breslau, Schletter. 16. 7½ Ngr.

Heyse, P., Die glücklichen Bettler. Morgenländisches Märchen in 3 Akten frei nach Carlo Gozzi für die Bühne bearbeitet. Berlin, Herz. 8. 25 Ngr.

Hoefer, E., Neue Geschichten. 2 Bde. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 3 Thlr.

Hoppensack, L. A., Therese, ein Volkslied aus dem Münsterthale des Schwarzwalds in 11 Gesängen. Mainz, Kupferberg. 16. 15 Ngr.

Jahn, O., W. A. Mozart. 2te, durchaus umgearbeitete Aufl. 1ster Thl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. Bodenstedt. 2ter Jahrgang. Berlin, G. Reimer. Lex.-8. 3 Thlr.

Judeich, E., Vortrag über das Recht der Schriftsteller und Künstler an ihren Werken. Dresden. Gr. 8. 6 Ngr.

Kirchhoff, A., Die Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolff und bei Göthe. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 12 Ngr.

Klopp, O., Der König Friedrich II. von Preußen und seine Politik. 2te neu gearbeitete Aufl. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 3 Thlr.

Knies, K., Das moderne Kriegswesen. Ein Vortrag. Berlin, Eichhoff. 8. 10 Ngr.

Koppel, F., Zwei Brüder in Jesu. Roman. Stuttgart, Kröner. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Körner, F., Welt und Lied. Gedichte. Wien, Hartleben. 16. 20 Ngr.

Ledderhose, K. F., Altes und Neues aus dem Schatze christlicher Biographien. Basel, Spittler. 8. 15 Ngr.

Man stille, lieber Ludewig, Luxemburg, das kriegst Du nich! Ein Niederländer componirt von einem Nordländer. Herausgegeben von M. J. R. Selber. Berlin, Mecklenburg. Gr. 8. 1½ Ngr.

Markgraf, H., Ueber das Verhältniss des Königs Georg von Böhmen zu Papst Pius II. 1458—1462. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 4. 15 Ngr.

Mönch, H. H., Altenahr und seine Umgebung. Historisch-poetisch geschildert für die Freunde und Besucher des Ahrthals. Linz am Rhein. 16. 7½ Ngr.

Der Mutter letzte Worte. Von der Verfasserin von „Amy Herbert", „Ein Blick in die Welt" 2c. Aus dem Englischen. Hamburg, W. Oncken. 8. 3 Ngr.

Mützelburg, A., Novellen. 2 Bde. Berlin, Eichhoff. 8. 3 Thlr.

Nasse, E., Die Niederlande und Preussen. Eine Antwort an Herrn Groen van Prinsterer. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nütten, Die Armee und die Erhaltung der Volkskraft. Vortrag. Potsdam, Riegel. 16. 5 Ngr.

Oosterzee, J. J. van, Das Johannesevangelium. 4 Vorträge. Autorisirte deutsche Ausgabe. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Opitz, T., Die Germanen im römischen Imperium vor der grossen Völkerwanderung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Patterson, R. H., Der Krieg der Banken. Aus dem Englischen von J. v. Holtzendorff. Berlin, Springer. Gr. 8. 8 Ngr.

Peters, W., Ueber Wohnen und Wandern der Thiere. Vortrag. Berlin, Schroeder. 8. 10 Ngr.

Petersen, F. C., Pariser Leben. Federzeichnungen und Plaudereien. 1stes Bchn. München, Merhoff. 8. 15 Ngr.

Pichler, A., Allerlei Geschichten aus Tirol. Jena, F. Frommann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Preußens Unberuf. Eine aus dem Englischen übersetzte Kritik der von Ketteler'schen Schrift: Deutschland nach dem Kriege von 1866. München, Lentner. 8. 5 Ngr.

Reinhard, L., Komische Spaziergänge. Coburg, Sendelbach. Gr. 8. 20 Ngr.

Ribbeck, O., Griechenland und Deutschland. Rede. Kiel, Schwers. Gr. 8. 5 Ngr.

Roth, K. de, Richard Cobden, ein Meister der Staatswirthschaft und Muster politischer Redlichkeit, in Leben und Leistungen ein nachahmungswürdiges Vorbild. Nach dem Englischen bearbeitet. Coburg, Riemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Schaff, P., Geschichte der alten Kirche. Von Christi Geburt bis zum Ende des 6. Jahrhunderts. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 6 Thlr.

Schellenberg, E. O., Die Offenbarung Johannis. Vortrag. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 4 Ngr.

Schenkel, D., Die gegenwärtige Lage der protestantischen Kirche in Preußen und Deutschland. Ein Vortrag. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 10 Ngr.

Scherenberg, C., 1866. Dichtungen. Berlin, H. Schindler. 8. 10 Ngr.

Schmeitzer, C., Was hat die Einigung Norddeutschlands zu bedeuten? Drei Vorträge über den Antheil der Norddeutschen an der Geschichte des gesammten Vaterlandes. Guben, Ehrlich. Gr. 8. 7½ Ngr.

Scholl, C., Die Entstehung der geistlichen und weltlichen Macht des Papstthums. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 15 Ngr.

Schubert, J., Zeugnisse der Wahrheit. In Briefen und Gedichten. Basel, Riehm. Gr. 8. 16 Ngr.

Stahl, A., Novellen und Skizzen. 3 Bde. Leipzig, F. Fleischer. 8. 4 Thlr.

Stier, G., und F. Stier, D. Ewald Rudolf Stier. Versuch einer Darstellung seines Lebens und Wirkens. 1ste Hälfte, die Zeit von 1800 bis 1835 umfassend. Wittenberg, Rölling. Br. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Stifft, A. v., Moderues Leiden. Roman. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Stolz, A., Witterungen der Seele. Freiburg im Br., Herder. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strack, L., Bilder aus der Reformationsgeschichte. 4. Bd. Geschichte der evangelischen Secten. Leipzig, Schlicke. 8. 24 Ngr.

Sulzbach, A., Renan und der Judaismus. Frankfurt a. M., Kauffmann. 8. 8 Ngr.

Wackernagel, P., Beiträge zur niederländischen Hymnologie. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Lieder der niederländischen Reformirten aus der Zeit der Verfolgung im 16. Jahrhundert. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Hoch 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Waltenbach, Ludwig Häusser. Ein Vortrag. Heidelberg, Emmerling. Gr. 8. 2 Ngr.

Wedewer, H., Das Christenthum und die Sprache. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst u. Wiss. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wegener, W., Siegfried und Chrimhilde. Eine poetische Neugestaltung der Nibelungensage. Brandenburg, Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weyden, E., Geschichte der Juden in Köln am Rhein von den Römerzeiten bis auf die Gegenwart. Nebst Noten und Urkunden. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zezschwitz, G. v., Der Entwicklungsgang der Theologie als Wissenschaft insbesondere der praktischen. Eine academische Rede. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber den Willen in der Natur.

Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat, von

Arthur Schopenhauer.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage,

herausgegeben von Julius Frauenstädt.

8. Geh. 1 Thlr.

Schopenhauer selbst sagt von dieser dem Umfang nach kleinen, dem Inhalt nach wichtigen Schrift, daß er in derselben die Grundwahrheit seiner Lehre mit so großer Deutlichkeit wie sonst nirgends erörtert und bis zur empirischen Naturerkenntniß herabgeführt habe. Er erklärt daher die Berücksichtigung derselben für nothwendig zur gründlichen Kenntniß und ernstlichen Prüfung seiner Philosophie.

Die vorliegende dritte Auflage ist von dem Herausgeber mit den zahlreichen Zusätzen bereichert worden, welche Schopenhauer für dieselbe in seinem mit Papier durchschossenen Handexemplar der zweiten Auflage hinterlassen hat. Sie ist daher auch für die Besitzer der frühern Auflagen von Werth.

Folgende Werke Schopenhauer's erschienen in demselben Verlage:

Die Welt als Wille und Vorstellung. Dritte, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Zwei Bände. 8. 6 Thlr.

Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Eine philosophische Abhandlung. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Mit einer lithographirten Figurentafel. 8. 1 Thlr.

Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von Arthur Schopenhauer. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Neue wohlfeile Ausgabe in 70 Heften zu 5 Ngr.

Der um ein Drittheil verminderte Preis der neuen wohlfeilen Ausgabe dieses anerkannt trefflichen Werks macht dasselbe den weitesten Kreisen des deutschen Publikums zugänglich. Vom März d. J. an erscheinen monatlich 3 Hefte. Das Werk ist aber auch in 7 Bänden nach und nach oder auf einmal, geheftet oder gebunden, sofort zu beziehen. Ein Probeheft, mit Proben der Abbildungen und des Textes, sowie ein Prospect ist in jeder Buchhandlung gratis zu haben.

Preisermässigung werthvoller Werke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der darüber soeben ausgegebene Katalog besteht aus folgenden fünf Abtheilungen:

I. **Abtheilung:** 1. Bibliographie. Encyklopädische Werke. Literatur- und Sprachwissenschaft. Zeitschriften. — 2. Griechische und römische Philologie. Alterthumswissenschaft. Orientalia. — 3. Theologie. Philosophie. — 4. Pädagogik. Wörterbücher. Grammatiken. Lehrbücher. Jugendschriften. — 5. Geographie. Länder- und Völkerkunde. Reisen.

II. **Abtheilung:** 1. Rechtswissenschaft. Staatswissenschaften. — 2. Geschichte. Memoiren und Biographien.

III. **Abtheilung:** 1. Medicin. Naturwissenschaften. — 2. Mathematik. Militärwissenschaften. Technologie. Baukunst. — 3. Handelswissenschaften. Haus- und Landwirthschaft. Forst- und Jagdwissenschaft.

IV. **Abtheilung:** Deutsche schöne Literatur: 1. Erläuterungsschriften. Gesammelte Werke. Briefwechsel. Kunstliteratur. — 2. Altdeutsche Literatur. — 3. Romane und Erzählungen. — 4. Gedichte. — 5. Dramatisches.

V. **Abtheilung:** Ausländische Literatur in den Originalsprachen und in Uebersetzungen.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

☞ **Die Preisermässigung besteht nur für einige Zeit. Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt gewährt.**

Beliebte Novellisten

werden als Mitarbeiter für eine bekannte renommirte Zeitschrift (gegen vorzügliches Honorar) zu engagiren gesucht. — Nähere Auskunft wird die Wallerstein'sche Buchhandlung in Dresden auf frankirte Anfragen mittheilen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Anthologie universelle.

Choix des meilleures poésies lyriques des diverses nations dans les langues originales.

Par **Joaquim Gomes de Souza.**

In-8. Geh. (4 Thlr.) Ermässigter Preis 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die «**Anthologie universelle**» bietet eine Auswahl der vorzüglichsten lyrischen Poesien der verschiedenen europäischen Literaturen. Sie will die Idee einer Weltliteratur verkörpern, indem sie ohne Rücksichtnahme auf Sprache und Inhalt die schönsten und duftigsten Blüten, welche der Dichtergeist überall und zu den verschiedensten Zeiten auf der Erde getrieben hat, zu einem reichen Kranze zu vereinen strebt. Als ein lautredendes Zeugniss für das Streben der Völker nach geistiger Verbrüderung wird sich das Buch, unbekümmert um die Grenzen, welche die Länder trennen, überall bei Freunden der Dichtkunst und sprachlicher Studien, wie auch gewissermassen als literarische Curiosität ein fortdauernd reges Interesse bewahren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 30. Mai 1867.

Inhalt: Byron in neuen Uebersetzungen. Von Rudolf Gottschall. — Zur Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs. Von Adolf Stern. Zweiter Artikel. — Zur Stilfrage. Von Adolf Zeising. — Eine Neudichtung des Nibelungenliedes. — Feuilleton. (Vom deutschen Theater; Nekrologe; Literarische Notizen.) — Anzeigen.

Byron in neuen Uebersetzungen.

1. Lord Byron's Werke. Uebersetzt von Otto Gildemeister. Sechs Bände. Zweite Auflage. Berlin, G. Reimer. 1866. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Lord Byron's sämmtliche Werke. Deutsch nebst einleitendem Vorwort über die Byron'sche Dichtung von Alexander Neidhardt. Acht Bände. Berlin, Hofmann und Comp. 1865. Gr. 16. 2 Thlr.

Gegenüber einer Kritik, welche in Byron's Dichtungen nur Naturfehler und Geschmacksfehler sieht, einer Kritik, die von einer großen geschichtlichen und literargeschichtlichen Firma ausgeht, muß es befremdlich erscheinen, daß immer neue Uebersetzer bestrebt sind, seine Werke der deutschen Literatur anzueignen und daß diese Uebersetzungen zum Theil so lebhaften Anklang finden und es so rasch zu neuen Auflagen bringen. So hat die vorliegende vortreffliche Uebersetzung von Otto Gildemeister (Nr. 1) bereits eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage im Lauf zweier Jahre erlebt. Ist Byron in der That nur eine so vorübergehende Literaturerscheinung, wie jene Autoritäten meinen, nur das krankhafte Product einer krankhaften Zeit — wie kommt es denn, daß er in unserer Epoche, die sich ja ihrer geistigen Gesundheit und realistischen Tüchtigkeit rühmt, noch fortwährend die Geister fesselt, und zwar, trotz seiner Natur- und Geschmacksfehler, gerade die Geister, die für dichterische Schönheit empfänglich sind, was man unsern unfehlbaren Literaturpäpsten nicht einmal so ohne weiteres nachrühmen kann?

In dieser selbstgewissen Rechnung, welche den Dichter aus einer Summe von Eigenschaften zusammenaddirt, muß ein Rechnungsfehler sein, und es ist offenbar ein Fehler im Ansatz. In jedem dichterischen Genie steckt etwas Geheimnißvolles, was für derartige kritische Ansätze unbrauchbar ist, etwas Unwägbares, Unmeßbares. Wir möchten sagen, jedes Genie hat eine organische Basis, die sich der chemischen Analyse als ein Letztes, nicht weiter zu Analysirendes enthüllt, die aber für eine äußerliche botanische Betrachtung gar nicht existirt. Auf dieser organischen Basis, auf der die narkotischen Wirkungen vieler Pflanzen beruhen, beruhen auch die berauschenden Wirkungen des dichterischen Genius.

Doch auch schon vor Gervinus hat man Byron nicht für voll gehalten; auch schon vor Gervinus hat man Lessing's „Laokoon" gegen ihn heraufbeschworen und gegen seine, die strengen Grenzen der dichterischen Gattungen verwischenden Poesien gleichsam die actio finium regundorum angestellt. Nicht nur seinen Weltschmerz, seine maßlose Subjectivität hat man ihm zum Vorwurf gemacht, noch mehr, daß er keine poetische Gattung rein ausprägte, daß er alle Schubladen der Poetik durcheinanderwarf und so der modernen Literatur eine gewisse künstlerische Verwilderung aufprägte. Wir haben in einem Aufsatz in „Unsere Zeit" (Neue Folge, II, 2, S. 481—511): „Byron und die Gegenwart", die geistige Bedeutung des Dichters gegen seine Ankläger zu retten gesucht; wir wollen hier, mit der Poetik in der Hand, seine Schöpfungen prüfen, inwieweit sie den alten Gattungen einzureihen sind, dieselben schädlich vermischen oder förderlich erweitern. Die Eintheilungen, die sich hierbei ergeben, werden uns zugleich zur Würdigung der vorliegenden Uebersetzungen den genügenden Maßstab bieten.

Die erste größere erfolgreiche Dichtung Byron's: „Childe Harold's Pilgerfahrt", gehört dem Anschein nach schon zu den ästhetischen Zwittergeburten, welche, halb episch, halb lyrisch, halb didaktisch, sich unter keine feststehende Rubrik unterbringen lassen und der Anstrengungen der Fachmänner spotten, die sich damit bemühen. Bei oberflächlicher Betrachtung wäre man noch am meisten geneigt, die Dichtung zu dem beschreibenden Genre zu zählen, dessen selbständige Berechtigung als ein losgelöstes Glied des Epos mindestens zweifelhaft erscheint. Sind es nicht die Schilderungen eines Touristen, der in Spanien, Italien, Griechenland vieler Menschen Städte gesehen und Sitten gelernt hat und uns in poetischer Form die Merkwürdigkeiten der „großen Tour" beschreibt?

Doch es handelt sich im „Childe Harold" nicht um todte Beschreibung. Die Dichtung ist durchweg von einer einheitlichen Stimmung getragen, und diese Stimmung ist die elegische. Elegie im weitern Sinne kann man nach den altgriechischen Vorbildern jede Gedankendichtung nennen,

in welcher Reflexion und Schilderung ſich miſchen. Auch die Liebespoeſien eines Tibull und Properz gehören in ihren Bereich. Im engern Sinne mag man unter Elegie Dichtungen verſtehen, in denen der Hauch der Klage, die Trauer über die Vergänglichkeit des Irdiſchen, der geſchichtlichen Größe wie der Schönheit und Jugend herrſcht. Solche Elegien in der Form einzelner kleinerer Gedichte verfaßten die ſentimentalen Dichter Hölty, Salis und Matthiſſon; römiſche Liebeselegien nach dem Vorbilde des Properz dichtete Goethe; Gedankendichtungen im großen Stil Schiller. Eine ſolche Gedankendichtung iſt auch Byron's „Childe Harold", die ſchon deshalb eine Elegie zu nennen wäre, ſelbſt wenn nicht die Klage über eine ſinnlos vergeudete Jugend, ſowie die hiſtoriſche Trauer über den Trümmerbergen Griechenlands, auf der Rialtobrücke gegenüber den verfallenen Paläſten des Großen Kanals der Lagunenſtadt oder in der ewigen Roma ihr eine wehmüthig düſtere Färbung gäben. Das deſcriptive Element tritt im „Childe Harold" zurück; die Dinge werden uns nirgends nach ihren äußerlichen Merkmalen vorgeführt, ſondern im raſchen Vorüberfliehen von der dichteriſchen Stimmung ergriffen; ſie geben nur das äußere Bild für die gedankliche Vertiefung. Alles wird vom Geiſt bewältigt, vom Gefühl durchdrungen, ſeeliſch aſſimilirt. Von einem epiſchen, an die Außenwelt ſich hingebenden Behagen iſt dabei nicht die Rede.

Von den Schiller'ſchen Gedankendichtungen unterſchied ſich das Werk indeß weſentlich durch den modernen Geiſt, der es beſeelt. In Schiller's „Spaziergang" herrſcht ebenfalls die ſtimmungsvolle Reflexion, die ſich an die ſich ablöſenden Erſcheinungen anſchließt; doch dieſe Reflexion hat volle Klarheit, Gediegenheit; es iſt der Geiſt des Denkers, der ſich in den Aether des Allgemeinen verſetzt, unabhängig von der flüchtigen Stimmung des Augenblicks; es iſt ein antiker Sinn, dem die Sonne Homer's leuchtet und der im Wandelbaren das Ewige ſucht und erkennt. Ganz anders iſt dies bei Byron. Hier iſt es die beſtimmte Perſönlichkeit in ihrer prickelnden fieberhaften Unruhe, in ihrer Genußſucht und Genußmüdigkeit, in ihrer geſellſchaftlichen Blaſirtheit und einſamen Naturfreudigkeit; hier iſt es ein durchaus eigenartiger Dichter, ein faſt paradoxer Sonderling, der die Eindrücke der Welt in ſich aufnimmt und wiedergibt. Der Spiegel iſt etwas hohl geſchliffen, faſt ein Vexirſpiegel. Die Welt iſt nur Stoff für den verzehrenden Genius, deſſen umherflackernde Leuchte mehr Flamme iſt als Licht. Dies Ueberwiegen der Subjectivität, aber einer intereſſanten, dämoniſchen, gibt der modernen Gedankendichtung die eigenthümliche Färbung. Aehnliche Elegien ſind nach dem Vorgang des „Childe Harold" viele geſchrieben worden, ſo z. B. Karl Beck's „Fahrender Poet", mit gleicher Anknüpfung an das Touriſtiſche, die „Todtenkränze" von Zedlitz, der „Schutt" von Anaſtaſius Grün u. a.

Byron's „Childe Harold" bietet dem deutſchen Ueberſetzer von allen Byron'ſchen Dichtungen, kaum den „Don Juan" ausgenommen, in deſſen Ton ein richtiger Inſtinct ſich wol hereinzufinden vermag, die größten Schwierigkeiten dar. Die Spenſer-Strophe mit ihrem Reimluxus, namentlich der eine, viermal wiederkehrende Reim, ſind ein ſchwer zu überwindendes Hemmniß für eine Uebertragung, welche den äußern Wohlklang wiedergeben will, ohne ſich dadurch zu ſchielenden Gedankenwendungen verleiten zu laſſen. Dieſe Strophe, obſchon ſie wie alle Strophen mit häufig wiederkehrenden Reimen ſich für reflectirende Dichtungen eignet, indem ſie das Hinundhergehen der Reflexion und ihre beſtändige Rückkehr in das Innere des Geiſtes ſpiegelt, gewinnt doch leicht etwas Schleppendes. Otto Gildemeiſter hat dies meiſtens, wenngleich nicht immer, mit Glück vermieden. Es findet ſich in ſeiner, ſonſt meiſterhaften Uebertragung doch hin und wieder eine Strophe, welche zu künſtliche Reime zeigt. Deſto glücklicher ſind die dithyrambiſchen Stellen überſetzt, in denen Byron's Muſe einen hymnenartigen Schwung nimmt, wie z. B. die Schilderung des Ungewitters im Jura im dritten Geſang:

Der Himmel iſt verwandelt! — Sturm und Nacht
Und Dunkel, furchtbar ſeid ihr von Gewalt,
Doch ſchön in eurer Stärke, wie die Pracht
Des dunkeln Weiberaugs. Von Spalt zu Spalt
Springt über krachendes Geſels und hallt
Der Donner — nicht aus einer Wolke blos,
Nein, das Gebirg von tauſend Stimmen ſchallt,
Die Alpen jauchzen, und auf ihr Getos
Antwortend bricht von fern des Jura Donner los.

Und das iſt in der Nacht! — Erhabne Nacht!
Du biſt zum Schlummer viel zu groß und hehr:
Laß mich genießen deiner Wetter Schlacht,
Ein Theil vom Sturm und dir! Ein Phosphormeer
Leuchtet der See, und nun kommt dicht und ſchwer
Der Regen tanzend auf die Erde nieder,
Und nun iſt alles ſchwarz, und rings umher
Hallen die Höhn von Bergesjubel wider,
Als ſäng' er für ein jung Erdbeben Wiegenlieder.

Neidhardt überſetzt dieſe Strophen:

Am Himmel welch ein Wechſel jetzt — o Nacht
Und Sturm und Dunkel! Wie gewaltig ſeid
Und doch wie lieblich ihr in eurer Macht,
Gleich dunklem Mädchenauge. Weit und breit
Von Riff zu Riff und widerhallend weit
Lebend'ger Donner praſſelnd ſpringt; nicht blos
Aus einer Wolke: jedem Berge leiht
Er Zungen, und vom Jura mit Getos
Tönt Antwort auf den Ruf aus dunkler Alpen Schos.

Und dies iſt in der Nacht — o hehre Nacht!
Zum Schlummer wardſt du kaum geſandt — laß mich
Stets theilen deine Luſt voll wilder Pracht,
Ein Theil des Sturmes, ja, und deiner ich.
Faſt wie ein Phosphormeer durchleuchtet dich
Der See — zum Grund der Regen tanzend fällt,
Und dann iſt's wieder ſchwarz — jetzt ſchütteln ſich
Die Höhn in Bergesluſt, bis laut es gellt,
Als brächten ſie ein jung Erdbeben froh zur Welt.

Der Vorzug der Gildemeiſter'ſchen Ueberſetzung, was größern Schwung und Wohlklang betrifft, vor der Neidhardt'ſchen tritt überall zu Tage. Neidhardt vermeidet nicht genugſam matte Wiederholungen, wie wenn er auf „weit und breit" noch einmal „weit" reimt und ſo ein ſchwächliches Wort in den Reim ſtellt, oder unſchöne Conſtructionen

wie: „deiner ich", oder er weicht wie in der Schlußzeile vom Originaltext ab. Im Englischen heißt es:

As if they did rejoice o'er a young earth-quake's birth.

Gildemeister übersetzt auch nicht wörtlich, aber er kommt in freier Umschreibung dem Gedanken näher; denn im Gesang der Wiegenlieder liegt noch die Freude über die Geburt. Daß die Berge aber selbst das Erdbeben zur Welt bringen, sagt der Dichter nicht.

Noch eine andere Stelle mag dazu dienen, beide Uebersetzungen des „Childe Harold" zu vergleichen. Wir wählen hierzu die siebenundachtzigste Strophe des zweiten Gesangs. Gildemeister übersetzt:

Blau sind die Himmel und die Klippen wild,
Hold sind die Hain' und die Gefilde grün,
Als lächle Pallas noch; die Oelfrucht schwillt;
Die Biene, wo Hymettos Kräuter blühn,
Baut noch ihr duftig Schloß mit emsigem Mühn,
Die freie Seglerin der Bergeshöhn;
Vom Gold Apoll's die Marmorbrüche glühn,
Als ob die langen Sommer nie entflöhn; —
Kunst, Freiheit, Ruhm verweilt — Natur ist ewig schön.

Neidhart dagegen:

Doch noch so blau der Himmel, noch so wild
Die Felsen, als da Pallas sie gegrüßt;
Gleich hold der Hain, gleich lächelnd jed Gefild,
Gleich süß Hymettus Honigfülle fließt,
Wo duftig sie der Biene sich erschließt,
Die frei dort schweift im frischen Bergeswehn;
Noch schmückt Apoll den Sommer hier und gießt
Glanz um Penteli's Marmor; mag vergehn
Ruhm, Freiheit, Kunst, doch stets bleibt die Natur gleich schön!

Auch hier finden sich bei Neidhardt manche Flickworte, die Auflösung der personificirenden Apposition: „the free-born wanderer of thy mountain-air", wirkt abschwächend, die Schlußzeile klingt choliambisch aus. Gildemeister hat das große Verdienst, mit wenigen Ausnahmen auch den einfachen Reim voll und energisch durchgeführt zu haben in Worten, auf denen auch der gedankliche Nachdruck ruht, während Neidhardt sich durch die Schwierigkeiten desselben oft zu schwachen Austönungen verleiten läßt.

Eine zweite Gattung, die Byron wenn nicht begründet, doch wesentlich modificirt hat, ist die poetische Erzählung. Abgesehen von den „Milesischen Märchen" haben wir im Alterthum nichts, was an diese lyrisch-epische Mischform anklingt. Im Mittelalter war sie dagegen sehr beliebt. Selbst große Dichtungen wie „Parzival" und „Titurel" sind im Grunde nur ein Conglomerat poetischer Erzählungen. Unsere beiden größten Dichter, Schiller und Goethe, haben keine poetischen Erzählungen geschrieben. „Hermann und Dorothea" ist durchweg im epischen Stil gehalten und „Die Geheimnisse", die noch am meisten daran erinnern, sind unvollendet geblieben. Nur Wieland sattelte bisweilen, namentlich wenn er frivol gelaunt war, seinen Hippogryphen in einer Weise, daß auch die poetische Erzählung in dem Steigbügel Platz fand. Von der ganzen romantischen Schule hat nur Fouqué Dichtungen geschrieben, die allenfalls für poetische Erzählungen gelten konnten.

Wenn in neuerer Zeit unser Literaturmarkt mit derartigen Productionen überschwemmt ist, so kam der Anstoß hierzu von England herüber, wo Byron, Walter Scott und Moore diese seit Chaucer's, Spenser's und Shakspeare's Zeiten auch in Albion fast ausgestorbene Dichtgattung wieder belebten. Am einflußreichsten von diesem Kleeblatt blieb indeß Byron, dessen Vorbild nicht nur für Deutschland maßgebend wurde, sondern auch die slawischen Literaturen, die polnische und die russische, ferner die magyarische zu einer erstaunlichen Productivität auf diesem Gebiete anregte. Auch war es der Geist Byron's, der hier die Form mitbestimmen half — die chevalereske Thatenlust, gemischt mit blasirten Stimmungen und Reflexionen, eine gewisse wilde Abenteuerlichkeit in der Mitte der unermeßlichen Natur, Korsarenfahrten zur See, Steppenritte zu Land!

In einer Literaturepoche, in der die Subjectivität so bedeutend überwog, in der sich große Wandlungen im Denken und Empfinden der Menschen vollzogen, genügte für den gärenden Inhalt die streng objective Form des Epos nicht. So war die poetische Erzählung keine müßige Erfindung experimentirender Dichter, sondern mit innerer Nothwendigkeit aus dem Genius einer geistig bewegten, unruhig strebenden Zeit herausgeboren. Den Stempel dieser Hast und Unruhe hatte ihr gerade Byron's Genie aufgedrückt, und auch in Deutschland hat sie dies Gepräge lange Zeit hindurch nicht verloren. Wo indeß in ihr die Lyrik überwog, wie dies auch bei Byron der Fall war, da durfte man verlangen, daß sie die Physiognomie eines bedeutenden Geistes, einer originellen Empfindung widerspiegelte. Sonst sinkt die poetische Erzählung zur gereimten Novelle herab — und in der That darf ein beträchtlicher Theil der deutschen Productionen dieser Art keine höhern Ansprüche erheben. Am vollendetsten wird sie da erscheinen, wo sie die Vorzüge des epischen Stils scharf hervortreten läßt, wo sie sich in ein kleines Epos verwandelt. In der Regel prägt sich die epische Intention der Dichter bei uns in der Wahl des Hexameters aus, wie in den kleinen Epen von Hartmann und Hebbel, die sich an das Goethe'sche Muster anlehnen.

Neidhardt freilich ist der Ansicht, daß das Studium Byron's nicht befruchtend und belebend auf die deutsche Dichtung der neuern Zeit, namentlich auf die poetische Erzählung eingewirkt habe, schon deshalb, weil sich kein Schlegel und Tieck fand, der diesen Dichterheros in würdiger Gestalt dem deutschen Publikum vorgeführt hätte. Er findet, daß das erzählende Gedicht uns nur sehr schwache, mitunter klägliche und beklagenswerthe Producte geliefert habe; weil die Poesie sich von der Transscendenz nicht freizumachen wußte:

Sodann mußten auf diesem Gebiet neue Bahnen gebrochen werden, weil die der Romantik, die immer noch in den Köpfen der Barden spukte, nicht mehr den Anschauungen und dem Bedürfniß der kritisirenden, verständigern Gegenwart entsprachen. Mit einem Wort: das erzählende Gedicht war sich seines Inhalts, wie er auf den Grund jener vielfach veränderten Anschauungen sich hervorbilden mußte, noch nicht klar geworden und verfiel somit in eine gedankenlose Tändelei und Träumerei, die ohne gesunde Nahrung für die geistige Entwickelung und

aller edlern Anregung bar im Gegentheil entnervte und noch obendrein den Geſchmack ruinirte. Es möge hier nur an eins der beliebteſten, an „Otto den Schützen", erinnert werden, der ganz eigentlich jedes Inhalts entbehrt. Endlich aber lag es eben wol mit in der Richtung der Zeit, ſelbſt die Poeſie, dieſe reine und einzige Göttin, dem Götzen unſerer Tage, der Lüge, dienſtbar zu machen um armſeliger Zwecke willen. Daß in jedem Dichtwerk, das ein Kind ſeiner Zeit iſt, auch die Schwächen dieſer irgendwie hervortreten, verſteht ſich von ſelbſt; denſelben aber zu ſchmeicheln oder gar auf ſie zu ſpeculiren, kann nie und nimmer die Sache der Poeſie, noch ihrer würdig ſein. Den lebendigſten Ausdruck ſolcher Verirrung finden wir in dem Genus „Amaranth" und Conſorten.

Gedichte wie „Otto der Schütz", „Amaranth" haben ſich freilich nicht an dem Byron'ſchen Muſter gebildet, ſondern ſind mehr verzierte Nachdichtungen alten Minnegeſangs. Dagegen iſt bei Nikolaus Lenau, Anaſtaſius Grün, Beck und andern Poeten der Byron'ſche Einfluß ſowol in Bezug auf die freie Weltanſchauung als auch auf die ſchwunghafte Darſtellung unverkennbar. So ſchlimm ſieht's überhaupt mit der Poeſie, auch mit dem Drama der Gegenwart nicht aus, wie Neidhardt in ſeiner Einleitung es darzuſtellen ſucht. Die Zukunft wird hierüber ein anderes Urtheil fällen als die Literaturweisheit der Gegenwart, die jetzt den Ton anzugeben verſucht.

Byron's poetiſche Erzählungen: „Die Braut von Abydos", „Der Giaur", „Lara", „Der Korſar", über denen eine gewiſſe träumeriſche Beleuchtung ruht und welche die kecke Seeräuberromantik und farbenglühende Landſchafterei durch Erinnerungen an antike Größe idealiſiren, ähnlich wie Pouſſin und Claude Lorrain ihre Landſchaften, haben die deutſche Ueberſetzerkunſt von jeher am meiſten herausgefordert. Die formellen Schwierigkeiten ſind hier nicht ſo groß wie in „Childe Harold". Wol aber gilt's, in den kurzathmigen Rhythmen den blitzartigen Wurf der Byron'ſchen Verve zu treffen. Kürze und Schwung zu vereinigen, iſt nicht leicht, um ſo ſchwerer, wenn es gilt, aus dem Engliſchen ins Deutſche zu überſetzen, da die engliſche Sprache durch ihre vielen einſilbigen Worte vor der deutſchen einen Vorſprung hat, der ſich innerhalb gleich zugemeſſener Verszeilen nicht einholen läßt. Dieſe Schwierigkeit tritt im „Giaur", der „Braut von Abydos", „Mazeppa", der „Belagerung von Korinth", dem „Gefangenen von Chillon" mehr hervor als in dem „Korſar", „Lara", der „Inſel", indem in dieſen letztern Dichtungen die fünffüßigen Jamben dem Ueberſetzer einen geräumigern Spielraum geſtatten, ehe der Zwang des Reims zu raſchem Abſchluß drängt. Wie Gildemeiſter dieſer Schwierigkeiten Herr geworden, zeige die Einleitung zum „Giaur":

Kein Hauch der Lüfte! — Lautlos ruht
Um des Atheners Grab die Flut,
Das Grab, das hell vom hohen Riff
Zuerſt begrüßt das ferne Schiff,
Ueber die Lande ragt es weit,
Die er vergebens hat befreit!

* * *

O Land, wo jede Jahreszeit
Den ſel'gen Inſeln freundlich lacht!
O, von Colonna's hoher Wacht
Auf ſie herniederſchauen, macht
Die Seele fröhlich und verleiht
Süßen Genuß der Einſamkeit!
Des Oceans Wange lächelt mild
Und ſpiegelt duft'ger Berge Bild,
Und jauchzend badet Wogenſchnee
Die Paradieſ' in Aegeus See;
Und wenn den blaukryſtallnen Raum
Ein flücht'ger Weſtwind ſtreift mit Schaum
Und Blüten pflückt von Buſch und Baum,
Wie wonnig dann die laue Luft,
Wie weckt und weht ſie rings den Duft!
Denn ſieh, in Thal und Felſenkluft
Erblüht die Roſ' allüberall,
Die Sultanin der Nachtigall:
Die Braut, für welche Bülbül ſingt,
Der Hain von tauſend Liedern klingt,
Glüht tief erröthend ſeinem Schall;
Sie, ſeine Fürſtin, ſeine Fee,
Nie krank vom Sturm, nie kalt vom Schnee,
Von Weſtens Winternoth verſchont,
Liebkoſt von jedem Wind und Mond,
Gibt all des Himmels Glanz und Glück
In ſanftem Weihrauch ihm zurück,
Und dankbar gönnt der Himmel ihr
Der Seufzer Duft, des Purpurs Zier.
Und manche Sommerblum' iſt dort,
Und manch verſchwiegner ſchatt'ger Ort,
Und manche Schlucht, bequem zur Raſt,
Birgt den Piraten nur als Gaſt,
Der unterm Felſenvorſprung kauert
Und auf ein friedlich Segel lauert,
Bis er des Schiffers Zither fern
Vernimmt und ſchaut den Abendſtern;
Dann mit umhülltem Rudergriff
Schleicht er, verſteckt vom ſchatt'gen Riff,
Und ſtürzt ſich wild auf ſeinen Fang,
Dann wird zum Röcheln der Geſang.
Seltſam, wo liebend die Natur
Zum Sitz für Götter ſchuf die Flur,
Wo ſie in ihrem Paradies
Anmuth und Zauber blühen ließ,
Daß da der Menſch, verliebt in Qual,
In Wüſten wandelt Flur und Thal
Und ſtampft die Blume, gleich dem Vieh
Die eine Arbeitsſtunde nie,
Die weder Pflege heiſcht noch Mühn,
Um in dem Zauberland zu blühn,
Die, ſeiner Sorgfalt ungewohnt,
Um eins nur fleht — daß er ſie ſchont!
Seltſam, wo tiefſter Friede ruht,
Schwelgt Leidenſchaft in ihrer Wuth;
Wolluſt und Raub beherrſchen wild
Mit düſtrem Graun das Luftgefild.
Es iſt, als ob der Teufel Grimm
Erſtürmt den Sitz der Seraphim,
Als ſäß' auf jedem Himmelsthron
Ein losgelaſſner Höllenſohn.
Holdſelig Land, zum Glück verklärt!
Fluch dir, Tyrann, der es verheert!

Neidhardt überſetzt dieſe Stelle:

Kein Lufthauch bricht die Woge hold,
Die unterm Grab des Griechen rollt,
Dem Grab, das, ſchimmernd von dem Riff,
Begrüßt das heimgewandte Schiff
Hoch übers Land, das er gerettet —
Wo lebt ein Held, gleich ihm, der hier gebettet?

* * *

Hold Land, wo jede Jahreszeit
Den Inſeln lächelt Seligkeit,

Die, von Colonna's Höh' erblickt,
Das Herz erfreuen, das entzückt
Von dieſer ſchönen Einſamkeit.
Des Meeres ſanft gefurchte Wange
Zeigt hier ſein Bild manch jähem Hange
In holder Flut, die lächelnd mild
Des Oſtens Eden rings umſchwillt.
Und bricht manchmal ein flücht'ger Hauch
Des Waſſers blauen Spiegel auch,
Die Blüten ſchüttelnd von dem Strauch:
Willkomm iſt jedes Wehn der Luft,
Es weckt und trägt nur ſüßen Duft,
Hier, wo die Roſe an dem Hang,
Wenn Bülbül manche Stunde lang
Ihr tauſendfach vom Blütenzweig
Die Lieder ſingt, ſo liebesweich,
Erröthet bei des Liebſten Sang;
Und ſeine Roſenkön'gin hold,
Von bleichen Stürmen nicht umgrollt,
Geknickt von keinem Winterfroſt,
Von jeder Jahreszeit lau umkoſt,
Vergilt die Gaben der Natur
Mit ſanftem Weihrauch hier der Flur,
Und duft'ger Seufzer, ſüßer Schein
Erfreuen dankbar Au und Hain,
Wo manche Sommerblüte lacht,
Manch ſüße Liebesſchattennacht,
Und Grotten ganz gemacht für Raſt;
Doch hauſt dort der Pirat als Gaſt,
Deß Kiel, verſteckt in ſichrer Bucht,
Nach harmlos nah'nder Barke lugt,
Bis froh des Schiffers Laute klingt,
Wenn Heſperus ihm freundlich blinkt.
Da ſieh! Im Uferſchatten naht
Gedämpften Ruders der Pirat
Ganz leis — er ſtürzt auf ſeinen Fang —
Zum Todesröcheln wird der Sang! —
Wie ſeltſam, daß, wo die Natur
So hold, als ſei für Götter nur
Geſchaffen dieſes Paradies,
Geſchmückt mit jedem Reiz ſo ſüß,
Der Menſch, auf Unheil ſtets bedacht,
Es ſchändet und zur Oede macht
Und thiergleich tritt auf jede Blüte,
Die nie ihn kränkte, noch bemühte
Um Pfleg' und Sorge ſeine Hand,
Zu treiben rings im holden Land!
Nein — die nur ſpringt, um ihn zu freun,
Und duftend fleht: o ſchone mein!
Wie ſeltſam, daß, wo alles Frieden,
Die Leidenſchaften ſengend wüthen
Und Raub und Wolluſt herrſchen wild,
Befleckend ſolches Huldgefild,
Als hätte all des Böſen Grimm
Geſiegt hier ob der Seraphim, —
Als ſäßen frei auf Himmels Thronen,
Die ſonſt im Schlund der Hölle wohnen;
So hold dort alles, nur für Luſt gemacht,
Und ſo verflucht, wer zu entweihn es wagt.

Gerade was den freien Schwung betrifft, ſteht dieſe Ueberſetzung, trotz des verdienſtlichen Strebens nach Treue im einzelnen, hinter der Gildemeiſter'ſchen zurück.

Noch mehr gilt dies von der dithyrambiſchen Einleitung zur „Braut von Abydos", welche den ganzen Zauber orientaliſcher Trunkenheit athmet. Sie lautet bei Gildemeiſter:

Kennt ihr das Land, das Cypreſſen und Myrten,
Sinnbilder des Glücks und des Todes, umgürten?
Wo die Liebe der Taub' und des Geiers Wuth
Bald ſchmilzt in Trauer, bald ſchwelgt in Blut?
Kennt ihr das Land der Cedern und Reben,
Wo die Blume nie welkt und das Licht nie erbleicht,
Wo, von Düften erdrückt und von Roſen umgeben,
Leiſer der Flügel der Zephyre ſtreicht?
Wo die Oelfrucht ſchwillt in dunklem Gewimmel,
Wo die Nachtigall nimmer verſtummt in der Nacht,
Wo die Farben der Erd' und das Leuchten der Himmel,
Verſchieden an Glanz, wetteifern an Pracht,
Und der Purpur des Oceans dunkeler lacht?
Wo die Jungfraun blühn wie Blumen der Wonne,
Wo nur eins nicht göttlich — das menſchliche Herz?
Kennt ihr den Oſten, die Heimat der Sonne?
Sie lächelt zu Freveln und blutigem Schmerz!
O, wild wie das Schluchzen geſchiedener Liebe
Sind die Sagen im Land und im Herzen die Triebe!

Neidhardt überſetzt:

Kennt ihr das Land, wo Cypreſſe und Myrte
Sinnbilder der Thaten, die dorten zu Haus?
Wo die Liebe der Taube ſo ſchmelzend ſtets girrte,
Und die Wildheit des Geiers ſo grimm iſt und graus?
Kennt ihr das Land für Cedern und Wein,
Wo die Blumen ſtets blühn, alles Glanz iſt und Schein?
Wo die Schwingen des Zephyrs mit Düften beladen
Ueber Gul's reichblühendem Garten ermatten,
Wo Olive und Feige ſo lieblich erglüht
Und niemals verſtummet der Nachtigall Lied?
Wo die Tinten der Erde, des Himmels ſo reich,
An Färbung verſchieden, an Schönheit nur gleich,
Und der Purpur des Meeres ſo tief und ſo weich?
Wo die Jungfrau ſo hold, wie der Kranz, den ſie flicht,
Und alles ſo himmliſch, der Menſch allein nicht?
Das Land iſt's des Oſtens, der Sonne — und kann
Auf Thaten ſie lächeln, wie die, die gethan
Ihre Kinder? O wild, wie der Liebenden Schmerzen
Beim Scheiden, ſo ſind ihre Sagen und Herzen.

Trotz der größern Treue in Bezug auf die Reimverkettung, da auch im Original verſchlungene Reime ſind, kann ſich dieſe Ueberſetzung nicht mit der Gildemeiſter'ſchen meſſen. Choliambiſche Endungen: „der Menſch allein nicht", Härten wie: „die, die gethan", hemmen die freie Bewegung von Vers und Sprache.

„Die Inſel" iſt diejenige Dichtung Byron's, welche eine in weiteſten Kreiſen ſichtbare Nachwirkung ausübte. Weniger der Rouſſeau'ſche Geiſt, der ſie beſeelt, die Verherrlichung einer improviſirten Naturidylle, eines glücklichen Lebens in der Freiheit von allen Wohlthaten, aber auch von allen Hemmniſſen der Cultur, als der exotiſche, farbenprächtige Zauber der Darſtellung weckten den Eifer der Nachahmer in England, Nordamerika und Deutſchland. Eine exotiſche Lyrik im Colorit fremder Hemiſphären, poetiſche Erzählungen, die in Aſien, Afrika und Amerika ſpielten und deren Hauptreiz in der Pracht der landſchaftlichen Staffage beſtand, waren lange Zeit und bis auf die Gegenwart an der Tagesordnung.

Die Ueberſetzung der „Inſel" von Neidhardt verdient der von Gildemeiſter an die Seite geſtellt zu werden. Was die letztere an Fluß und Leichtigkeit voraushat, das holt die erſtere durch größere Treue wieder ein. Man vergleiche den Anfang. Gildemeiſter:

Es war die Frühwacht, vor dem Winde leis
Durchglitt das Schiff sein flüssiges Geleis;
Zurück flog die gespaltne Wog' am Bug,
Tief aufgefurcht von diesem mächt'gen Pflug.
Vorn lag die Welt der Wasser ausgespannt,
Rückwärts der Südsee buntes Inselland;
Die stille Nacht, von Licht gestreift, entwich,
Vom Dunkel schied des Meeres Dämmrung sich;
Hoch schwamm, die Sonne ahnend, der Delphin,
Als woll' er ihrem Strahl entgegenziehn;
Die Sterne schrumpften ein und wandten bleich
Ihr schimmernd Aug' hinweg vom Fluteureich;
Das Segel glänzte weiß im Morgenschein,
Und flatternd blies der frische Wind hinein;
Purpurne See weissagt der Sonne Nahn, —
Eh' sie emporsteigt, sei die That gethan!

Neidhardt:

Die Morgenwache kam, das Schiff glitt schnelle
Auf feuchtem Pfad hin; die gespaltne Welle
Umleuchtete des Kieles raschen Zug,
Gefurcht von diesem stolzen, edeln Pflug.
Rückwärts manch holder Südsee-Inselstrand,
Vorwärts der Wasser weite Welt — es schwand
Die stille Nacht allmählich, scheidend grau
Das Dunkel und des Meeres dämmernd Blau.
Es zog der morgenahnende Delphin
Dicht an des Meeres Oberfläche hin;
Die Sterne flohen vor dem vollern Strahl,
Nur blinkend auf der Flut noch matt und fahl;
Das Segel ließ im frischen Morgenwehn
Sein jüngst umschattet Weiß jetzt wieder sehn;
Das Purpurmeer verräth der Sonne Nahn —
Doch eh' sie steigt, werd' eine That gethan.

Hier ist Neidhardt im ganzen treuer und genauer:

The stars from broader beams began to creep —

ist wörtlich und richtig übersetzt:

Die Sterne flohen vor dem vollern Strahl.

Gildemeister sagt blos:

Die Sterne schrumpften ein —

er läßt die broader beams aus.

Noch mehr gilt dies von den Versen:

The sail resumed its lately-shadowed white,
And the wind flutter'd with a freshening flight.

Die Uebersetzung von Gildemeister:

Das Segel glänzte weiß im Morgenschein,
Und flatternd blies der frische Wind hinein —

läßt das „lately-shadowed" vermissen, das Neidhardt mit „jüngst umschattet Weiß" treu und richtig übersetzt.

Was die übrigen Erzählungen betrifft, so ist eine Probe für die Kunst der Uebersetzung die Darstellung des Rittes im „Mazeppa". Auch die Neidhardt'sche Uebersetzung, wenn sie gleich nicht ganz den rhythmischen Schwung der Gildemeister'schen athmet, verdient doch hier alles Lob. An einzelnen Stellen ist ihr Vorzug vor der Gildemeister'schen unverkennbar. Wenn es z. B. bei Gildemeister heißt:

Es war ein strüppig Unterholz,
Nur hier und da Kastanien stolz,
Und starke Eich' und zähe Fichte;
Jedoch zum Glücke weit genug,
Sonst war es aus mit der Geschichte —

so ist diese prosaische Schlußwendung bei Neidhardt vermieden:

Wild wucherte das Unterholz,
Dazwischen Eschen hehr und stolz,
Und zähe Fichten, doch nicht dicht!
Nur einzeln standen sie zum Glück,
Sonst war besiegelt mein Geschick.

Gleich trefflich sind von beiden Uebersetzern die Einleitungsverse zur „Parisina" wiedergegeben. Die Terzinen in „Dante's Weissagung" in gefällig klaren Fluß zu bringen, ist indeß beiden nicht gelungen. Zu den Schwierigkeiten des Versmaßes kam noch hinzu, daß auch Byron denselben im Englischen nicht recht zu überwinden vermochte und in eine schwerfällige und schleppende Sangesweise verfiel. Denn die ersten Strophen des ersten Gesangs erinnern mit ihren endlos aneinandergeklebten Perioden weniger an italienische Terzinen als an italienische Maccaroni, die man trotz alles Nachstopfens nicht bequem herunternudeln kann. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs.

Zweiter Artikel.*)

Während einzelne Historiker die reiche Ausbeute der neuerlich erschlossenen Archive zu umfassenden Darstellungen benutzen und, wie Gindely, auf eine große Gesammtgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs zustreben, begnügt sich doch die Mehrzahl der Forscher und Schriftsteller mit der Untersuchung und Darstellung einzelner Episoden. An und für sich kann dies dem letzten Zwecke nur förderlich sein; wenn von allen Seiten und auf allen Punkten redlich der Wahrheit der Thatsachen nachgetrachtet wird, muß für eine schließliche Geschichte der größten Leidens- und Elendsperiode, welche die deutsche, ja irgendeine europäische Nation in den letzten Jahrhunderten durchlebt hat, eine sicherere Grundlage gewonnen werden, als diejenige ist, welche wir im Augenblick besitzen. Nur müssen wir wiederholen, daß der Werth dieser Detailstudien keineswegs überschätzt werden darf und daß dieselben erst dann wahrhaft fruchtbar werden können, wenn eine Anschauung des Ganzen, ein Verständniß für die großen treibenden Gesetze des Kriegs jeder Einzelforschung zu Grunde liegen. Auch scheint es noch immer nicht allgemein erkannt, daß denn doch die culturhistorische Seite des Dreißigjährigen Kriegs die wichtigste bleibt. Trotz der Unfähigkeit beider oder aller Parteien, ihre eigentlichen Zwecke und Ziele durchgreifend zu erreichen, trotz der schließlichen allgemeinen Ermattung, die zum Compromiß von Münster und Osnabrück führte, verlieren natürlich die Episoden des ungeheuern Dramas, verlieren die Anstrengungen beider Parteien wenig von ihrer Bedeutung und am allerwenigsten von ihrem Interesse. Die Urkunden, welche von allen Seiten aufgesucht und veröffentlicht wurden, vervollständigen das Bild der politischen Windungen und Wendungen und

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 43 u. 44 d. Bl. f. 1866. D. Red.

ihres Einflusses auf die Kriegführung selbst, tragen aber weit seltener zur Aufhellung des culturhistorischen Problems bei: wie ein großes Volk, dem es keineswegs an Elementen des Widerstands fehlte, die Vernichtung seines gesammten Daseins ertragen mochte, während der angebliche religiöse Fanatismus weder rechts noch links von großer Nachhaltigkeit war. Der völlige Verfall des Nationalbewußtseins, die Auflösung des gesunden Individualismus deutscher Stämme, Staaten und Städte in eine stumpfsinnige Vereinzelung muß schon vor dem Kriege in den Gemüthern der Menschen viel weiter gediehen sein, als es aus der Literatur, aus der ganzen, von Traditionen und Vorstellungen, hinter denen keine Wesenheit mehr stand, beherrschten Sprechweise jener Zeit hervorgehen kann. Und auf dies Moment wird doch alle Forschung und Darstellung zurückgehen müssen, in ihm liegt der Schlüssel zu tausend sonst räthselhaften Erscheinungen. Nun ist es vollkommen widersinnig (wie es von gewissen Seiten geschieht), die Schuld dieser Zerbröckelung und Auflösung alles gemeinsamen Lebens, aller gemeinsamen Empfindung und damit auch jeder gemeinsamen öffentlichen Meinung und gemeinsamen That, ohne weiteres der Reformation zuzuschieben. Einer der besten deutschen Historiker, K. A. Menzel, hat in seiner „Geschichte der Deutschen seit der Reformation" mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß der Beginn des Processes, welcher die Deutschen als Nation bis auf die Sprache auflöste, schon ins 15. Jahrhundert fällt, daß die Auflösung zur Zeit der Reformation im Gegentheil aufgehalten wurde, im weitern Verlauf des 16. Jahrhunderts aber ebenso wol in den katholisch gebliebenen als in den protestantischen Territorien gewaltige Fortschritte machte. Man liest in der Regel, daß der engherzige, kleinliche und klägliche Sinn den Deutschen seit dem Elend des Dreißigjährigen Krieges und als Folge desselben angehaftet habe, in Wahrheit aber scheint dieser Sinn schon früher zur vollen Herrschaft über die Massen gelangt und der eigentliche Veranlasser des grausigen Elends geworden zu sein. Allerdings bewährte der übersteigerte, schrankenlose Individualismus eine gewisse hindernde und hemmende Kraft, insofern er überall, mit Ausnahme der österreichischen Erbländer, den völligen Umsturz der seitherigen politischen Verhältnisse aufhielt. Schließlich scheiterten Kaiser Ferdinand's Restitutionsedict wie die politischen Plane Gustav Adolf's und nachmals Oxenstierna's hauptsächlich an ihm. Aber eine positive Kraft zur Abwehr des äußersten Elends konnte er natürlich nicht entwickeln. Die Vereinzelung war eben so furchtbar, daß sie in entscheidenden Fällen selbst die instinctive Benutzung der Erfahrung, die Nachahmung, ausgeschlossen zu haben scheint. Wenn wir die Geschichte des ganzen Kriegs verfolgen, nehmen wir z. B. leicht wahr, daß fast jede größere Stadt, welche den Heeren einer Zeit einen entschlossenen Widerstand entgegensetzte, sich behauptete und rettete; aber wir sehen nicht, daß die Mehrzahl der deutschen Städte sich zu diesem Widerstand aufraffte, so glücklich derselbe von Stralsund bis Freiberg sich bewährt hatte. Dieser Auflösung in völlige unfähige und hülflose Vereinzelung, bei welcher jedes scheinbare Emporraffen beinahe immer und überall auf die Mitwirkung der auswärtigen Mächte zurückzuführen ist, tritt nun zwar in den Thatsachen, in den statistischen Ergebnissen des Kriegs, aber weit weniger in den Acten und Urkunden der Periode ans Licht, in denen fast durchgehends die Fiction einer Theilnahme am Heiligen römischen Reich, an einem deutschen Gesammtleben aufrecht erhalten ist, die thatsächlich gar nicht oder doch in einem so geringen Grade vorhanden war, daß sie nirgends wesentlich ins Gewicht fiel. Andererseits freilich enthalten dieselben Urkunden, welche durch ihren Ton und Aeußerlichkeiten keine Art Täuschung über die eigentliche Gesinnung der Menschen dieser Zeit hervorbringen können, auch entscheidende Beweise für die entsetzliche Verkommenheit der Handelnden wie der Leidenden, schlagende Belege des nacktesten und zu gleicher Zeit kurzsichtigsten Egoismus. Es kommt also wesentlich darauf an, in welchem Geist die neuen Quellen benutzt und ausgebeutet werden. Daß man alle zu erschließen und flüssig zu machen sucht, ist selbstverständlich, und die Specialgeschichte hat an diesem einen Punkte noch auf Jahrzehnte hinaus wichtige Arbeit vor sich.

Die meisten der neuerdings erschienenen Schriften zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs tragen den Charakter unabgeschlossener und nach der künstlerischen Seite der Geschichtschreibung hin unverwertheter Studien. Sie sind theilweis von großem wissenschaftlichen Verdienst, es findet sich selten eine unter ihnen, welche einem zukünftigen Geschichtschreiber, ja überhaupt dem, der aus der Geschichte ein specielles Studium gemacht hat, nicht von großem Nutzen sein könnte — auf Leser im eigentlichen Sinne des Wortes scheinen jedoch die wenigsten zu rechnen. In einzelnen Fällen, wo Episoden behandelt sind, welche eine geschlossene lebendige Darstellung nicht nur ermöglichen sondern geradezu erfordern, haben wir es zu beklagen, wenn uns bloßes Material geboten wird. In andern mag die verhältnißmäßige Lückenhaftigkeit der Auffindungen eine Rechtfertigung sein, jedenfalls erfordern aber schon die durchaus verschiedenen Gegenstände, welche die Verfasser behandeln, eine besondere Betrachtung jeder einzelnen Schrift.

1. Graf Ernst von Mansfeld im böhmischen Kriege 1618—21. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs von Rudolf Reuss. Mit einem Plane von Pilsen. Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1865. Gr. 8. 18 Ngr.

Die eben genannte Arbeit zählt nicht zu denen, welchen der Vorwurf zu machen ist, bloßes Material für eine spätere Darstellung zu sein. Sie erweist sich im Gegentheil als ein sehr frisches anschauliches Bild einer der interessantesten und bezeichnendsten Episoden aus dem Beginn des Dreißigjährigen Kriegs. Der Verfasser erklärt es als seine Absicht, „ohne vorgefaßte Antipathie wie ohne unnütze Begeisterung" den kühnen und verschlagenen Condottiere mit den Farben der Zeit vorzuführen, andern Lob und Tadel im Urtheil überlassend. Ohne Zweifel verdient der denkwürdige Abenteurer, der eine Zeit lang fast allein die „protestantische" Fahne, oder was man so

nannte, gegen Kaiser und Liga aufrecht erhalten, eine specielle Biographie. Und wenn nach der Meinung des Verfassers die bedeutendste und glänzendste Epoche von Mansfeld's Leben und Wirken in den Jahren 1621—26 noch zu wenig aufgehellt ist, so bleibt die ausführliche Darstellung seiner Thätigkeit in Böhmen nicht blos als Anfang einer Biographie, sondern als höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte des böhmischen Aufstandes und der Anfänge des großen Kriegs dankenswerth. Die Arbeit von Reuss ist vorzugsweise auf die zeitgenössische Flugschriften-Literatur gestützt und der Verfasser hat auf den Bibliotheken von Wolfenbüttel, Berlin, Weimar, Göttingen, Erfurt u. s. w. ein Material aufgefunden, welches allerdings beweist, wie reichhaltig und vielseitig eben diese Flugschriften-Literatur war und wie unzulänglich sie in den spätern Sammelwerken benutzt worden ist. Die Bedenken, welche gegen die ausschließliche Benutzung solcher Unterlagen erhoben werden könnten, mildern sich dadurch, daß die Flugschriften fast alle wichtigen Actenstücke jener Zeit enthalten, daneben aber von allen Seiten ausgegangen sind, sodaß es bei einem kritischen Vergleich derselben sehr wohl möglich wird, aus ihnen ein getreues Bild der Thatsachen und Motive herzustellen. Bezüglich der Einzelheiten aber versteht sich von selbst, daß eine Reihe von Berichten, die von den Depeschen des großmächtlichen Gesandten bis zum Rapport des subalternen Reiteroffiziers herabreichen, anschauliche Züge und lebendige Farben ergeben müssen. So scharf nun auch der Verfasser seinen Gegenstand begrenzt, so weiß er doch mit großem Geschick das Verhältniß Mansfeld's zur allgemeinen Lage der Dinge und die Rückwirkung dieser allgemeinen Lage auf die eigenthümliche Situation des Grafen darzustellen.

Nach einer kurzen Einleitung über Ernst von Mansfeld's frühere Lebensgeschichte schildert er die Thätigkeit des Grafen von seinem Eintritt in böhmische Dienste an, seine Eroberung Pilsens, seine diplomatische Sendung nach Turin, seine Theilnahme an den kriegerischen Unternehmungen des Jahres 1619 und das unglückliche Treffen bei Pisek, die Bemühungen Mansfeld's bei der böhmischen Königswahl (zu Gunsten seines Soldherrn, des Herzogs von Savoyen), die Zerwürfnisse des Grafen mit König Friedrich von der Pfalz und seinen Heerführern, infolge deren Mansfeld an der Entscheidungsschlacht am Weißen Berge nicht theilnahm, schließlich die Ereignisse des Winters von 1620—21, in dem Mansfeld's Waffenplatz Pilsen an die Baiern verloren ging, er selbst aus dem nordwestlichen Böhmen nach der Oberpfalz zurückgedrängt wurde.

Von besonderm Interesse ist die Erzählung der Eroberung Pilsens durch Mansfeld, welche einerseits die ganze wunderlich schlaffe und langsame Kriegführung zeigt, andererseits Mansfeld's persönliche Tüchtigkeit und Entschlossenheit ins hellste Licht setzt, sodann der Schlußbericht über Mansfeld's Bemühungen, sich nach der Schlacht am Weißen Berge im Königreich Böhmen zu behaupten. Die Unterstützung, welche er damals noch fand, die Schwierigkeiten, welche er mit unzulänglichen Mitteln und bei völligem Geldmangel den kaiserlich-ligistischen Siegern noch zu bereiten vermochte, belegen klar, daß die Schlacht am Weißen Berge zur Entscheidungsschlacht lediglich durch die Unfähigkeit König Friedrich's und die Erbärmlichkeit seiner Umgebungen wurde.

Sehr charakteristisch ist die Munterkeit, welche in den vom Verfasser angezogenen Berichten und Zeitungen über die Belagerung Pilsens herrscht. Wenn es auch schon einzelnen Zeitgenossen klar war, daß mit dem böhmischen Aufstand der im ganzen Reich aufgehäufte Zunder Feuer gefangen hatte, ja wenn durch die Massen eine Art dumpfes Vorgefühl eines kommenden Verhängnisses hindurchging (vielleicht die einzige allgemeine Stimmung, die sich zu dieser Periode nachweisen läßt), wenn selbst einer der Berichterstatter aus dem Mansfeld'schen Lager diesen Empfindung mit den Worten: „der Jüngste Tag stehe wol vor der Thür", Ausdruck verleiht, so stand man doch eben erst am Beginn der ungeheuern Katastrophe und war allen möglichen Erwartungen und Hoffnungen voll, hatte noch Freude an den kriegerischen Vorgängen und setzte dieselbe bei denen „draußen im Reich" voraus.

2. Wallenstein im Stift Halberstadt 1625—26. Von J. C. Opel. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Die genannte Schrift führt uns schon zu einer weitern und unheilvollern Periode des Kriegs. Das Bisthum Halberstadt, dessen Administrator Christian von Braunschweig unter den energischen Gegnern Kaiser Ferdinand's in vorderster Reihe gestanden hatte, gehörte zu den Territorien, welche der alten Kirche zurückerobert werden sollten. Die Wahl des protestantischen Administrators des Erzstifts Magdeburg zum Bischof von Halberstadt fand daher nicht die kaiserliche Bestätigung, und um alle Renitenz zu beseitigen, rückte die „Armada" des Friedländers ins Gebiet des Bisthums ein und der große Heerfürst nahm selbst Quartier auf dem Schloß der Commisse zu Halberstadt. Aus den Acten der Stadt und Landschaft gibt nun der Verfasser eine Uebersicht der Leistungen, welche unter damaligen Verhältnissen den Bürgern und Bauern des Stifts auferlegt wurden. Die actenmäßig festgestellten Zahlen der Einquartierung, die Summen der Leistungen sprechen beredt für den entsetzlichen Druck. Um wenigstens den Anbau der Felder zu ermöglichen und das Saatkorn vor den Requisitionen der Soldateska zu bewahren, bedurfte es eines Wallenstein'schen Specialmandats, dem die untergebenen Obersten keineswegs sofort und durchgehends Folge leisteten. Der Friedländer selbst bedurfte für die Unterbringung seiner „Hofstatt" zweiundsiebzig Häuser; als die Mittel des Domcapitels zur Unterhaltung dieser prunkhaften Hofhaltung erschöpft waren, leistete seine Hofkasse — Vorschüsse und erpreßte dafür Schuldscheine und Getreidelieferungen. Die Wallenstein'schen Offiziere trieben Wuchergeschäfte und bereicherten sich an Contributionen, die in Stadt und Land auf barbarische Weise erpreßt („genotpresset" nennt es der Rath der Stadt Aschersleben in einem Schreiben an den Feldmarschall Grafen Colalto,

wurden. Die Domherren versuchten vergeblich, ihre Unterthanen zu schützen.

Zum Beleg der eigenen Darstellung theilt der Verfasser, dem wir schon mehrfache Beiträge zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs verdanken, eine Reihe von Urkunden mit, die größtentheils erschütternden Inhalts sind und Blicke in eine Tiefe des Elends thun lassen, von der unsere Generation kaum zu fassen vermag, wie sie ertragen werden konnte.

3. Der Kurfürstentag zu Regensburg von 1630. Von Otto Heyne. Berlin, Guttentag. 1866. Gr. 8. 25 Ngr.

Der Kurfürstentag zu Regensburg im Jahre 1630 gehört zu den entscheidenden Wendepunkten des Dreißigjährigen Kriegs. Im Jahre 1629 hatte Kaiser Ferdinand II. die Höhe seiner Macht erreicht: Wallenstein's Heere hielten Deutschland überschwemmt, der Vollzug des Restitutionsedicts ward kräftig ins Werk gesetzt, durch den glücklich geführten mantuanischen Krieg hoffte der Kaiser einen Theil des ehemaligen kaiserlichen Ansehens auch in Italien wiederherzustellen. Alles kam darauf an, ob die Stände des Reichs, welche noch eine gewisse Bedeutung und Macht hatten, sich der kaiserlichen Allmacht, wie sie Wallenstein und seine Generale verstanden, fügen, ob insbesondere die Kurfürsten durch die Wahl des nachmaligen Kaisers Ferdinand III. zum römischen König ihr Wahlrecht und damit ihren letzten Einfluß auf die Entschlüsse des kaiserlichen Hofs auf voraussichtlich lange Zeit aus der Hand geben wollten und würden. Am kaiserlichen Hofe trug man sich mit den gewaltigsten Planen und Hoffnungen; der eben beginnende Kampf mit Gustav Adolf von Schweden ward als eine Episode, nicht als die Katastrophe des habsburgischen Glücks betrachtet. Aber doch machte sich schon fühlbar, daß man den Bogen überspannt hatte, und der vom Kaiser für den Sommer 1630 veranlaßte „Collegialtag" zu Regensburg sollte ganz ausdrücklich die entstandenen Differenzen beseitigen. Der Verfasser, der neben andern Quellen vorzüglich die reichhaltigen und ausgiebigen Acten und Originalurkunden des sächsischen Hauptstaatsarchivs benutzt hat, beginnt seine Darstellung bei den Vorspielen des Kurfürstentages. Die Spannung zwischen dem Kaiser und der Liga war auf einen Grad gediehen, daß die katholischen Kurfürsten, die Häupter der letztern, sich der Mitwirkung der evangelischen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zu versichern trachteten, um eventuell gegen die übergreifende kaiserliche Autorität auftreten zu können. Nun war zwar allen Reichsfürsten das Interesse an der Entlassung des Wallenstein'schen Heeres gemeinsam, aber die evangelischen Kurfürsten sahen sich von den katholischen durch die Kluft des Restitutionsedicts getrennt und hatten überdies ebenso wenig oder noch weniger Interesse an der Beibehaltung des Heeres der Liga als an der der kaiserlichen Kriegsmacht.

Man mochte (katholischerseits) die denkbar geringste Meinung von den Fähigkeiten der leitenden Staatsmänner in Dresden und Berlin haben — die Tollheit konnte man ihnen jedenfalls nicht zutrauen, daß sie ihr Geld weggeben würden, um eine Armee zu stärken, welche, wenn sie den jetzt auf den Fürsten drückenden Gegner niedergeworfen hatte, nothwendig dessen Stelle einnehmen mußte — nur furchtbarer noch als er, da jedes Gegengewicht verloren war.

Unter solchen Umständen vereitelten die protestantischen Kurfürsten den Plan eines drohenden Auftretens gegen den Kaiser, versagten den Besuch des Kurfürstentags und ließen sich dort nur durch Gesandte vertreten. Die Fürsten der Liga, mit welchen Richelieu, der gleichzeitig auch mit Gustav Adolf in Beziehungen stand, einen eifrigen Verkehr unterhielt, erschienen auf dem regensburger Tage persönlich, und hier fand eine Aussöhnung zwischen Kaiser und Liga statt, welche die Machtstellung des erstern zwar schwächte, die protestantischen Reichsstände aber mehr als je isolirte und bedrohte, sodaß mit dem Verlauf der regensburger Verhandlungen selbst der zaudernde Johann Georg von Sachsen in die Bahn gedrängt ward, welche nachmals zu dem Bündniß mit dem Schwedenkönig führte. Die Liga setzte die Entlassung Wallenstein's (der nicht allen, sondern eben nur den katholischen Kurfürsten geopfert wurde) die Verminderung des großen kaiserlichen Heeres, die Ernennung ihres Bundesfeldherrn Tilly zum General auch der kaiserlichen Truppen durch, sie erzwang den Frieden mit Frankreich in der mantuanischen Angelegenheit, der Kaiser verzichtete auf ein kriegerisches Einschreiten gegen Holland. Dafür erlangte er allerdings, daß ihm die Liga für strengste Durchführung des Restitutionsedicts und den Kampf gegen Schweden fester als je zur Seite stand.

Der Collegialtag endete mit einem völligen Siege der mit der französisch-italienischen Opposition (gegen die Allmacht des Hauses Oesterreich) im Einvernehmen stehenden katholischen Liga über den Kaiser. Aber — so theuer auch Ferdinand es erkaufen mußte — das Ende war doch immerhin die Fortdauer des so stark erschütterten Bündnisses der katholischen Mächte des Reichs. Und nothwendig mußten sich die Protestanten dadurch auf das äußerste gefährdet fühlen, denn ihnen gegenüber war man stets sehr einmüthig gewesen, nirgends war es ihnen gelungen, ihre Interessen zur Geltung zu bringen. Dies war es nun auch, was Sachsen und Brandenburg dazu brachte, ihre Stütze anderswo zu suchen.

Die Arbeit des Verfassers ist eine höchst dankenswerthe. Mit großer Uebersichtlichkeit weiß er die zahlreichen, vielfach gekreuzten und verworrenen Fäden der diplomatischen Verhandlungen zu verfolgen und darzulegen und einen vollkommenen Ueberblick der streitenden Parteien und Interessen zu geben. Das Bild des regensburger Collegialtags kann möglicherweise in Einzelheiten vervollständigt werden, aber den Gang der Verhandlungen, das Verhältniß der Parteien zueinander und die Wirkungen der regensburger Beschlüsse auf den weitern Verlauf des Kriegs hat der Verfasser scharf, richtig und für die allgemeine Kenntniß vollkommen erschöpfend behandelt.

4. Gustav Adolf und sein Heer in Süddeutschland von 1631—35. Zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Nach archivalischen und andern Quellen bearbeitet von Franz Freiherrn von Soden. Erster Band: Von Gustav Adolf's Erscheinen in Süddeutschland bis zu seinem Tod 1631—32. Mit einem Plane. Erlangen, Deichert. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Zug Gustav Adolf's nach Süddeutschland und die Neugestaltung der Dinge, welche er selbst und nach seinem

Tode Bernhard von Weimar und die ſchwediſchen Generale ins Werk ſetzten, bis ſie mit der nördlinger Schlacht zuſammenbrach, gehören zu den verhältnißmäßig unaufgehelleſten Partien der Geſchichte des Dreißigjährigen Kriegs. Das vorliegende Werk, von dem Fortſetzungen verheißen ſind, bringt für die Aufhellung und eine erſchöpfende Darſtellung der höchſt denkwürdigen Kriegsjahre von 1631—32 außerordentlich bedeutende Materialien bei, ohne leider eine genügende und abgerundete Darſtellung ſelbſt zu geben. Es ſind hauptſächlich Forſchungen, welche Soden im nürnberger Archiv gemacht hat, denen wir die reiche Ausbeute ſeines Buchs an wirklich Neuem verdanken. Die Verhandlungen des Schwedenkönigs mit der Stadt Nürnberg, mit den Markgrafen von Ansbach und Baireuth, ſowie mit andern proteſtantiſchen Ständen Frankens, die Rathsprotokolle, Kriegsacten, Stadtrechnungen, ſowie eine Reihe handſchriftlicher Ueberlieferungen privater Art ergeben ſehr wichtige Reſultate. Sie ſtellen feſt, daß auch im proteſtantiſchen Süddeutſchland der Anſchluß an den Schwedenkönig nur halb gezwungen erfolgte, daß hier wie überall die unglaubliche Zerſplitterung und Vereinzelung des geſammten deutſchen Weſens in Bezug zu Freund und Feind hervortrat, und daß die barbariſche Weiſe der Kriegführung, welche dem Dreißigjährigen Kriege eigenthümlich iſt, ſchon in dieſer Zeit auch in der ſchwediſch-proteſtantiſchen Armee vollkommen zu Hauſe war. Eine Fortſetzung des Werks wird bei der Wichtigkeit des erſten Bandes durchaus willkommen geheißen werden müſſen, wenn ſie auch mehr denen, die Geſchichte ſchreiben, als denen, die Geſchichte leſen und lernen, zugute kommen dürfte. **Adolf Stern.**

Zur Stilfrage.

Der Kunſtſtil und ſeine Hauptformen mit beſonderer Beziehung auf die dramatiſche Kunſt. Eine kunſtwiſſenſchaftliche Studie von Karl Weitzel. Stuttgart, E. Ebner. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein Wort, welches gar häufig im Munde geführt wird, mit welchem aber nur wenige einen klaren Begriff verbinden und noch wenigere ſo vertraut ſind, daß ſie dieſen Begriff auch andern deutlich zu machen vermöchten, iſt der äſthetiſche Terminus „Stil“, und in der That bietet die Beſtimmung deſſelben in ſeiner grundweſentlichen Bedeutung wie in den verſchiedenen Modificationen und Verzweigungen derſelben mannichfache Schwierigkeiten, ſodaß ſelbſt unter den Aeſthetikern von Fach darüber noch nichts vollkommen und allgemein Befriedigendes feſtgeſtellt iſt. Die Löſung dieſer Frage zum Gegenſtande einer beſondern Unterſuchung zu machen, iſt daher durchaus kein überflüſſiges Unternehmen, beſonders wenn die Sache mit derjenigen Strenge, Gründlichkeit und Allſeitigkeit angefaßt wird, welche die Specialforſchung verlangt. In unbeſchränktem Sinne des Worts läßt ſich dies von der vorliegenden Schrift nicht behaupten. Sie iſt im ganzen mehr eine Recapitulation oder ſagen wir lieber Reconſtruction und Zurechtlegung deſſen, was von verſchiedenen Aeſthetikern der Neuzeit in dieſer Hinſicht geleiſtet, als eine von ſelbſtändiger Grundlage ausgehende neue Unterſuchung; ſie betrachtet den Begriff mehr in ſeinem fertig uns überlieferten Sinne als in ſeiner Entſtehung, Entwickelung und weitern Fortbildungsfähigkeit, mehr in ſeiner iſolirten, abgeſonderten Erſcheinung als in ſeinem tiefern Zuſammenhange mit andern äſthetiſchen Begriffen; ſie bietet uns daher auch in Rückſicht auf die allgemeine Bedeutung der Frage keine weſentlich neuen Reſultate, ſondern geht nur inſofern über eine Verarbeitung der ihr vorausgegangenen Arbeiten hinaus, als ſie von den daraus gezogenen Ergebniſſen eine beſondere Anwendung auf die dramatiſche Kunſt, namentlich auf die Schauſpielkunſt macht und an ihr und ihrer hiſtoriſchen Entwickelung in alter und neuer Zeit das Zutreffende der im allgemeinen Theil von ihm gegebenen Beſtimmungen nachzuweiſen ſucht.

Trotz alledem dürfen wir das Buch als eine in mehrfachem Betracht recht anerkennungswerthe und beachtungswerthe Erſcheinung bezeichnen. Der Verfaſſer hat dazu ziemlich umfaſſende Studien gemacht und das daraus Geſchöpfte im ganzen mit gutem Verſtändniß verarbeitet, leicht faßlich und überſichtlich zuſammengeſtellt, in einzelnen Punkten neu formulirt und durch eigene Beobachtungen ergänzt: kurz, eine Arbeit darin geliefert, die vielen anregend, nützlich und lehrreich werden kann und insbeſondere den Schauſpielern zur Lektüre empfohlen zu werden verdient, welche die Belehrungen und Aufklärungen, die ihnen darin geboten werden, um ſo bereitwilliger aufzunehmen geneigt ſein möchten, als ſie ihnen einer ihrer Fachgenoſſen — der Autor iſt ſelbſt Mitglied des königlichen Hoftheaters zu Stuttgart — zufließen läßt.

Zunächſt kann man ſich mit ſeiner allgemeinſten Grundbeſtimmung deſſen, worin er das Weſen des echten Kunſtſtils erblickt, im weſentlichen einverſtanden erklären. Nachdem er vom Stil zunächſt Charakter, aber zugleich Geſetzmäßigkeit, geiſtvolle Auffaſſung des Stoffs, aber zugleich möglichſt vollkommene techniſche Ausführung verlangt hat, faßt er ſeine Anſicht dahin zuſammen, daß der echte Kunſtſtil die eigentliche Grundbedingung ſeines Weſens und zugleich den Urſprung ſeiner Hauptformen und Richtungen in einer einerſeits „urbildlich edeln und reinen (alſo idealen), andererſeits nicht minder lebensvollen und lebenswarmen (alſo realen) innern Ausgeſtaltung des Kunſtgedankens“ beſitze. Beide Eigenſchaften müßten in innigſter Vereinigung miteinander vorhanden ſein, aber es brauche nicht nothwendig zwiſchen ihnen ein unverrückbares Gleichmaß und Gleichgewicht zu beſtehen, vielmehr ſei hier ein wechſelndes Ueberwiegen der einen oder der andern möglich, und daraus entwickele ſich der Gegenſatz zwiſchen den beiden Hauptformen des Stils. Je nachdem der Nachdruck entweder auf die urbildliche Reinheit der einzelnen Geſtalt oder auf die Lebenswärme und Fülle des Geſammtbildes gelegt werde, ſei der Stil vorherrſchend Ideal- oder Realſtil, welche beiden Hauptformen nur durch eine möglichſt ebenmäßige Einigung jener Eigenſchaften eine Verſchmelzung ihrer ſelbſt erführen.

Nicht ſo unmittelbar befriedigend iſt, was er im Nächſtfolgenden über die aus den hiſtoriſchen Culturſtufen, der Eigenthümlichkeit der Nationalitäten und Individua-

litäten und den Grenzen der einzelnen Künste sich entwickelnden Stilunterschiede aufstellt. Namentlich ist unter dem, was er über die wesentlichen Unterschiede des Antiken, Mittelalterlichen und Modernen sagt, manches Unzureichende, Problematische, Gezwungene und wirklich Unrichtige; so besonders die Annahme der Behauptung, daß sich der mittelalterliche Stil dem plastischen Charakter des antiken Stils gegenüber zumeist als malerischer charakterisire, da es doch thatsächlich ist, daß sich die Malerei erst in und mit der Renaissance zu einer freien, selbständigen Kunst entwickelt hat, während im Mittelalter ganz entschieden, wie einst bei den orientalischen Völkern, die Baukunst die dominirende Kunst war. Mit nicht mehr Recht wird das Mittelalter dem vorherrschend idealistischen Alterthum gegenüber als „stark realistisch" bezeichnet. Weit eher läßt sich das Gegentheil behaupten; jedenfalls war die antike Kunst in der Erfassung des Ideals weit realistischer als die mittelalterliche, da sie ihre Vorbilder unmittelbar aus der sinnlichen Wirklichkeit schöpfte, sich ihre Götter nach dem menschlichen Typus gestaltete, während diese sich in völlig spiritualistische und transscendentale Vorstellungen verlor und das Menschliche nur in seiner Selbstauflösung in das Göttliche oder Dämonische der Darstellung werth erachtete. Wenn die griechische Kunst trotzdem in ihren Leistungen idealistischer erscheint, so liegt das nur darin, weil sie ihre von vornherein realistisch gefaßten Ideen vollkommener zu realisiren verstand, während die Kunst des Mittelalters in der Realisation ihrer an sich tiefern und übersinnlichern Ideen weit Unvollkommeneres leistete, was, wo es sich nicht, wie in der Gothik, wirklich zum Transscendentalen emporrang, freilich oft in der gemeinen Wirklichkeit stecken blieb, ja sie nicht einmal erreichte. Dies für Realismus nehmen, heißt aber der üblichen Ausdrucksweise große Gewalt anthun. Nach und nach ringt sich denn auch der Verfasser selbst von dieser Auffassungsweise los und rectificirt sich schließlich dahin, daß er sagt, die Kunst des Mittelalters bedeute „den naiv-keimenden Realstil", die Kunst der Neuzeit dagegen „den bewußt und vielseitig entfalteten" — eine Ansicht, die jedenfalls der Wahrheit weit näher kommt als die ihr vorangeschickten Meinungen. Ueberhaupt gelangt der Verfasser im Fortschreiten zu immer mehr befriedigenden Bestimmungen. Zu den besten derselben gehören diejenigen, in denen er die beiden Hauptstilformen einerseits als „Typenstil", andererseits als „Individualstil" charakterisirt und das Wesen des einen in der stärkern Hervorhebung des Allgemeinen und Gattungsmäßigen einer darzustellenden Erscheinung, den andern in der prävalirenden Veranschaulichung des Einzelnen und Individuellen derselben erblickt. Er hält an dieser auch vorzugsweise bei der Anwendung seiner Theorie auf die dramatische und theatralische Kunst im besondern fest und bringt dafür in der geschichtlichen Uebersicht ihres Entwickelungsgangs viele treffende Bestätigungen und Bemerkungen. Gleichwol hätten wir gewünscht, er wäre bei derselben näher ins Detail eingegangen, d. h. er hätte an einer Reihe concreter Beispiele gezeigt, durch was für besondere Mittel im Geberdenspiel und Ausdruck es den Koryphäen des Typenstils gelungen, ihren Gestalten das typische Gepräge zu geben, und durch was für andere Mittel es umgekehrt die Vertreter des Individualstils erreicht haben, in ihrem Spiel besonders das Individuelle und unmittelbar Lebendige zur Geltung zu bringen. Gerade er als Fachmann hätte sicherlich in dieser Beziehung mancherlei für die Aesthetik werthvolle Einzelheiten bieten können. Aber auch die allgemeinen Bestimmungen hätte er noch schärfer und bestimmter fassen sollen. Mit der Hinweisung auf das überwiegend Ideale und Gattungsmäßige einerseits und das vorherrschend Reale und Individuelle andererseits ist im ganzen noch wenig gesagt. Es gilt vor allem, näher anzugeben, worin nun eigentlich das Gattungsmäßige einerseits und das Individuelle andererseits besteht, z. B. wenn es sich um die Darstellung des Julius Cäsar handelt, ob das Gattungsmäßige im Römischen, im allgemein Menschlichen oder noch höher im Organischen, Mikrokosmischen, ja dem Idealen überhaupt zu suchen sei, und welche von seinen rein individuellen Eigenschaften Anspruch darauf haben, jenem Gemeinbilde als belebende und erwärmende Elemente eingehaucht zu werden und welche andere als rein zufällige und bedeutungslose beiseitegeworfen werden müssen. Und wenn hierauf geantwortet ist, muß außerdem noch gezeigt werden, auf welche Weise die idealisirenden und individualisirenden Züge zu einer innern Einheit zu verbinden sind, denn eben auf die Ineinsbildung beider kommt es ja in der Kunst vor allem an.

Man sieht hieraus, daß das Stilgesetz zuletzt und in seinem tiefsten Grunde mit dem Schönheitsgesetz überhaupt zusammenfällt, namentlich mit demjenigen, in welchem sich die Forderungen an die wirkliche Realisation und Verkörperung der Schönheitsidee ausdrücken. Leider aber haben sich auch bei der Feststellung dieses allgemeinern Gesetzes die Aesthetiker gemeinhin mit einer viel zu ungenauen und generellen Fassung begnügt, z. B. wenn sie die Realisation des Schönen als eine Versinnlichung der Idee bezeichnen, unentschieden gelassen, was sie eigentlich hierbei als „die Idee" gedacht wissen wollen, oder einseitig bald, wie Schelling, die ganz absolute, höchste Idee, bald, wie Vischer, die der Einzelerscheinung zunächstliegende Art- und Gattungsidee darunter verstanden. Es ist aber evident, daß weder die eine noch die andere dieser beiden Auffassungen genügt: denn reichte schon die Congruenz des Einzeldings mit seiner Art oder Gattung zur Schönheit aus, so würden auch die scheußlichsten Geschöpfe, weil sie ihrem Gattungstypus entsprechen, auf das Prädicat der Schönheit Anspruch haben. Gäbe es aber eine unmittelbare Uebereinstimmung des Einzelnen mit der absoluten Idee (d. h. derselben, welche der Vorstellung der Gottheit zum Grunde liegt), so würde schlechterdings gar keine Einzelerscheinung schön genannt werden können, weil das Einzelne als solches mit dem Unendlichen und Göttlichen stets und nothwendig in einem incommensurabeln Verhältniß steht. Aus eben diesem Grunde habe ich bereits in meinen „Aesthetischen Forschungen" (§. 143 fg.)

jenem im Grundgedanken wahren, aber im Ausdruck unzureichenden Geſetz eine exactere Faſſung gegeben, und es wird nicht unzweckmäßig ſein, hier an dieſelbe zu erinnern. Sie lautet:

Eine Einzelerſcheinung ſtellt ſich als ein Subſtantiell-Schönes dann dar, wenn ſie als ſolche, d. h. ohne ihre Einzelheit aufzugeben, in ſich mit vollſter Entſchiedenheit ein Bild ihrer Art, durch dieſes ein Bild der Gattung, durch dieſes ein Bild der Klaſſe, und ſo durch eine Reihe von Gemeinbildern hindurch zuletzt das Bild des Weltalls überhaupt — ſei es in makrokosmiſcher, mikrokosmiſcher oder weltgeſchichtlicher Form — darſtellt, oder kurz: wenn ſie als Einzelſtes durch eine Reihe von ineinander aufgehenden Sonder-Gemeinbildern das allgemeinſte Urbild, d. i. die Idee des Kosmos zur Anſchauung bringt.

Es leuchtet ein, daß das Geſetz in dieſer Faſſung von einer ganz andern Klarheit und Beſtimmtheit iſt als in der obigen, und für Theorie und Praxis wirklich erſt das leiſtet, was ein Geſetz leiſten ſoll. Denn erfüllt eine Einzelerſcheinung die in ihm ausgeſprochene Bedingung nicht, läßt z. B. eine Erſcheinung unentſchieden, ob ſie zu den Mineralien, Pflanzen oder Animalien gehöre, oder wenn zu den Animalien, ob ſie Weichthier, Gliederthier oder Wirbelthier, oder wenn letzteres, ob ſie Fiſch, Vogel oder Säugethier ſei, oder wenn Säugethier, ob Thier oder Menſch, oder wenn Menſch, ob dieſer oder jener Raſſe, Nationalität, Rangſtufe, Geſchlechtsmodification u. ſ. w. angehörig: kurz, läßt ſie beim Auf- und Abſteigen auf der Stufenleiter der Gemeinbilder irgendeine Sproſſe der Leiter als ſchwankend, als den Fortſchritt hemmend oder unſicher machend erſcheinen, ſo wird dadurch der Zuſammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen und Allgemeinen zerriſſen, das Bild des Univerſums zerſtört und die Erſcheinung kann mithin höchſtens in einzelnen ihrer Qualitäten, aber nicht in ihrer Geſammtheit, nicht in ihrer Subſtantialität und Weſentlichkeit die Idee des Schönen zur Anſchauung bringen. Leiſtet ſie dagegen den im Geſetz ausgeſprochenen Bedingungen in jeder Hinſicht Genüge, ſo wird und muß ſie auch die Qualität der Schönheit beſitzen und legt dadurch für die volle Gültigkeit des Geſetzes Zeugniß ab.

In und mit dieſem Geſetz erhalten wir aber zugleich die allein ſichere Grundlage für das Stilgeſetz: denn da es die höchſte Aufgabe aller Kunſt iſt, etwas wahrhaft Schönes zu ſchaffen, ſo muß ſie nothwendig in allen ihren einzelnen Bethätigungen und ſo namentlich auch in ihrer Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe dem allgemeinen Schönheitsgeſetz gemäß verfahren, und nur wenn ſie ihm in der oben angegebenen Weiſe genügt, wird ſie ſo ausfallen, daß ſie den Namen „Stil“ verdient. Will alſo jemand z. B. den Julius Cäſar echt künſtleriſch, d. h. ſtilvoll darſtellen, ſo muß er außer ſeinen rein perſönlichen und individuellen Zügen nicht blos die ſeiner Perſönlichkeit näherliegenden Gattungseigenſchaften, z. B. den Charakter des Römerthums, des damaligen Zeitalters, des zum Imperialismus überleitenden Volksführers u. ſ. w., zu voller Entfaltung bringen, ſondern ſeinem Bilde auch alle die in noch höhern Kategorien wurzelnden Qualitäten einverweben, namentlich die Züge des allgemein Menſchlichen und alle diejenigen Eigenſchaften, ohne die er nicht als integrirendes Glied in der allgemeinen Kette der Naturweſen gedacht werden kann, d. h. er muß an ihm auch die das ganze Weltall beherrſchenden Geſetze, z. B. die der Schwerkraft, der Symmetrie, der Proportionalität, der Eurhythmie u. ſ. w., in einer ſeiner Individualität entſprechenden Weiſe zur Erſcheinung bringen und gerade dadurch aus ihm auch das Walten der höchſten, allumfaſſenden Idee herausleuchten laſſen. Und auch damit iſt dem Geſetz noch nicht vollſtändig Genüge gethan. Außerdem liegt ihm auch noch ob, in gleicher Weiſe auch das von ihm zu ſchaffende Kunſtwerk als ſolches mit den Bedingungen ſämmtlicher Kategorien, in die es hineinfällt, in Einklang zu bringen, d. h. er muß, wenn einmal ſein Werk eine Tragödie ſein ſoll, nicht nur alle diejenigen Forderungen erfüllen, welche gerade die Tragik im Unterſchiede von der Komik u. ſ. w. an ihn ſtellt, ſondern auch alle diejenigen, welche im Weſen des Dramatiſchen gegenüber dem Epiſchen und Lyriſchen, welche im Weſen der Dichtkunſt gegenüber der Malerei und Muſik, welche im Weſen der ſchönen Kunſt überhaupt gegenüber der Natur oder dem bloßen Handwerk liegen. Daraus folgt zugleich, daß er die Geſtaltung der Form auch dem gewählten Material anpaſſen muß, daß er einen Holzbau nicht als Steinbau, ein Erzbild nicht als Marmorbild darf erſcheinen laſſen wollen, und endlich auch, daß das Werk, welches er einmal als ſein Erzeugniß bietet, ſo geſtalte, daß daſſelbe auch wirklich klar und beſtimmt bis in die ideellſten und univerſellſten Züge hinein den Stempel dieſes individuellen Urſprungs trage und namentlich ſich nicht als eine unfreie Nachahmung einer fremden Darſtellungsweiſe oder gar als ein mixtum compositum verſchiedener Ausdrucksformen erweiſe.

Man wird hieraus erkennen, wie ſich aus dem von uns aufgeſtellten Grundgeſetz des Kunſtſtils alle ſonſt geltend gemachten Stilgeſetze auf die einfachſte Weiſe ganz von ſelbſt ergeben. Von einer noch nähern Darlegung deſſelben müſſen wir hier abſehen; aber wenigſtens darauf hinzudeuten haben wir darum für nöthig gehalten, weil ohne Zweifel auch der Verfaſſer ſeine Aufgabe noch ſicherer und befriedigender gelöſt haben würde, wenn er bei ſeinen Erörterungen von dieſer Baſis ausgegangen wäre.

Adolf Zeiſing.

Eine Neudichtung des Nibelungenliedes.

Das Nibelungenlied. In Romanzen. Von Ferdinand Naumann. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Nibelungen im Frack“ — könnte man zu bemerken ſich veranlaßt ſehen, wenn man von dem Verſuche hört, unſer gewaltiges, urkräftiges, nationales Heldengedicht in einem Cyklus von Romanzen darzuſtellen. Doch hören wir den Verfaſſer ſelbſt über den Grund der von ihm gewählten Form der Bearbeitung. Derſelbe findet die Urſache, daß „dieſes wunderbare Gedicht, unſer einziges wahrhaftes Nationalepos, noch keineswegs Eigenthum unſerer Nation geworden ſei, in der Schwäche unſers Zeit-

alters, infolge deren nicht die großartigſte und bedeutendſte, ſondern die unterhaltendſte, wenn auch noch ſo oberflächliche Lektüre den zahlreichſten Leſerkreis zu finden pflegt".

Nichts eignet ſich nun in der That ſo ſehr, uns in den Mittelpunkt germaniſcher Volksthümlichkeit zurückzuverſetzen, als jene herrliche Dichtung, deren weſentliche Grundzüge uns der Verfaſſer in neuer Weiſe, aber in gelungener Feſthaltung des Charakters der urſprünglichen Dichtung und dabei in anſprechender und geſchmackvoller Form vorführt. Es fragt ſich indeſſen, ob es geſtattet erſcheint, ein anerkannt claſſiſches Werk in einer von der Urform abweichenden Art umzudichten.

Die Form des Epos behagt allerdings nicht leicht mehr einer Zeit, in welcher das erregtere Nervenleben überall Kürze und Spannung als ein Hauptbedürfniß bei der Lektüre beanſprucht. Epen werden nur in einer urſprünglichen Zeit gedichtet, aber auch nur vollſtändig von einer ſolchen Zeit genoſſen. Nicht blos die vom Verfaſſer mit Recht hervorgehobenen „nothwendigen Wiederholungen beim Epos und der dadurch entſtehende größere Umfang des Gedichts" widerſtreben einer raſchlebigen Zeit, ſondern unſerer Anſicht nach noch mehr die ganze Structur des Epos, die, ohne die ſcharf unterſcheidenden Momente der Handlung plaſtiſch voneinander abzugrenzen, gern alles ineinanderzuwinden ſucht, damit den Zuhörer bald jener traumartige Zuſtand überſchleicht, in welchem der Rhapſode am kräftigſten wirken kann. Mit einem Worte: das Epos iſt auf das Gehörtwerden berechnet; wir haben aber nur Leſer, und dazu ſolche, die häufig unterbrochen werden, den Inhalt alſo nur ſtückweiſe aufnehmen können und daher verlangen, daß ihnen derſelbe möglichſt ſcharf gegliedert dargeboten werde.

Der Verfaſſer benutzte mit gutem Grunde die Romanzenform, die gewiſſermaßen als der moderne Erſatz der ältern epiſchen Form gelten kann. Haben ja auch die Spanier ſchon ihr echtes nationales Epos, den „Cid", ebenfalls in Romanzen ausgeſungen, und iſt uns ja auch durch Herder dieſe Form geläufig geworden. Mit Recht kann daher der Verfaſſer von dieſer Form hoffen, „daß ſie das größere Publikum veranlaſſen werde, ſich mit dem unvergleichlich größten Schatze unſerer nationalen Poeſie in dieſer freiern abgekürztern Form bekannt zu machen und dadurch, von der Schönheit des Gedichts an ſich angezogen, daſſelbe nun auch durch wortgetreue Bearbeitungen oder noch beſſer durch Studium des Originals kennen zu lernen".

Muß man aber hiernach das Wagniß eines Abweichens von der urſprünglichen Form und einer Bearbeitung des Nibelungenliedes in der Romanzenform als berechtigt anerkennen, ſo iſt es auch die ſelbſtverſtändliche Folge, daß der Verfaſſer ſtatt der ältern, ſchwerer für uns zu bewältigenden Nibelungenſtrophe die neuere, durch Uhland uns ſo vertraut gewordene gewählt hat.

Was nun den architektoniſchen Plan anbetrifft, nach welchem der Verfaſſer arbeitet, ſo trennt derſelbe das Gedicht nach den beiden darin liegenden und ſich von ſelbſt ergebenden Gruppen: Siegfried's Tod und Chriemhilden's Rache, faßt, mit Hinweglaſſung der durch das Epos bedingten Wiederholungen, den Stoff, hin und wieder unter Abrundung mehrerer Abenteuer des Originals zu Einer Romanze, enger zuſammen und fördert dadurch nicht ſelten den Eindruck, indem ſo das mitunter Ermüdende des Epos vermieden, das Intereſſe des Leſers immer wach erhalten und die Handlung in viel knapperer Form berichtet werden konnte. Aber dennoch ſind alle entſcheidenden Momente darin enthalten und gewinnen inſofern an Kraft und Wirkſamkeit, als ſie nicht mehr in dem Strome des Ganzen nur nebenher erſcheinen, ſondern die Entwickelung ſelbſt beſtimmen.

In der That zieht am Faden dieſer Romanzen jene ganze Vorgeſchichte, die in dem Urepos ſehr zerſtückt erſcheint, hier im völligen Fluſſe vor unſerm Auge vorüber. Wie eine Vorahnung des Folgenden erſcheint Chriemhilden's Traum als Baſis, auf der ſich alles entwickelt. Dann tritt uns in drei Romanzen Siegfried in ſeiner eigenſten Weiſe entgegen; das ſinnvolle Auftreten an Gunther's Hofe, durch Hagen's Bericht von ſeinen Heldenthaten gehoben, der klar auseinandergelegte Kampf mit den Sachſen, wobei der Verfaſſer durch Weglaſſen unbedeutender Nebenpunkte das ganze Bild kräftig abrundet, endlich die ſinnige Romanze von dem Begegnen der beiden Hauptperſonen laſſen uns den Helden allſeitig und in ſeinen geſammten Charakterzügen erkennen. Zu dieſen vier einleitenden Romanzen bilden die ſechs folgenden, die ebenfalls in zwei Theile gegliedert ſind, einen vollſtändigen Gegenſatz. Mit markigen Zügen entwickelt ſich die Handlung; bei Gunther's Werbung tritt in kräftigen Umriſſen das Bild der Brunhild heraus, und es zeigt ſich hier vom rechten Vortheil, daß die im Originale zerſplitterte Handlung in eine einzige, darum wirkungsvollere Romanze zuſammengezogen iſt. Die im Originale folgende Erzählung von Siegfried's abermaligem Beſuche der Nibelungen fällt mit Recht fort, da ſie im Hauptwerke doch nur epiſodenhaft wirkt; dagegen können wir es nicht billigen, daß der Verfaſſer auch die ſchöne Scene von dem Empfange Siegfried's bei Chriemhild hat wegfallen laſſen, da hier keineswegs der Inhalt und Zuſammenhang des Ganzen zu ſolchem Opfer nöthigte. Nachdem ſodann „Die Hochzeit der Könige" und die kurze Romanze „Siegfried's Heimkehr", die eine Unterabtheilung dieſer Gruppe beſchloſſen haben, entwickelt die folgende, von Gunther's Einladung ab, durch den Streit der Königinnen bis zu Siegfried's Tod, den Gang der Handlung in den ergreifendſten Zügen. Hier beſonders zeigt ſich der Nutzen jener Kürzungen. Das lange Hinziehen der Fahrt, das Beſchreiben jeder Aeußerlichkeit, das in dem Munde des Rhapſoden freilich nur noch geſpannter macht, dagegen bei dem Leſen ermüdet und oft zum Ueberſchlagen veranlaßt, hält hier nicht auf, mit kräftiger Gewalt ſteigern ſich die Eindrücke, wir werden mitten in die Handlungen hineingeführt, ſodaß dieſe ſechs Romanzen eine Wirkſamkeit erreichen, die ſie auf den Leſer im Originale ſchwer hervorbringen würden. Die drei letzten Romanzen laſſen die Empfindung ausſchwingen, indem ſie

sich wesentlich an den Gang des Originals anschließen, an der Klage und Siegmund's Heimkehr verhallen und im Nibelungenhort die Anknüpfung zum zweiten Theile vorbereiten.

Dieser zweite Theil aber ist erst die rechte Probe für das Gelingen des Ganzen; denn während der erste Theil des Werks sich fast von selbst in Romanzen auflöst, mußte beim zweiten diese Trennung mehr künstlich geschaffen werden. Auch hier weiß nun der Verfasser durch scharfes Gruppiren und Kürzen seinen Zweck zu erreichen. Bis zur „Fahrt der Burgunden" spinnt sich die Handlung noch ruhig ab; die dann folgenden vier Romanzen führen uns bis zur Höhe der Spannung, wo die beiden Hauptcharaktere, Hagen und Chriemhilde, in vollständigster Schärfe hervortreten. Von nun an schreitet die Handlung unerbittlich weiter. Das Turnier, Blödel's Tod, der Kampf der Hunnen und Burgunden, Iring's und Hagen's Zweikampf eröffnen das Schauerbild, welches in „Der Brand des Saales, Rüdiger's Fall, Dietrich's Recken und die Vergeltung" mit eiserner Nothwendigkeit bis zum grausen Schlusse sich entwickelt.

Es genüge die Bemerkung, daß es auch hier dem Verfasser gelungen ist, mit fast wortgetreuer Genauigkeit die Eindrücke jener erschütternden Vorgänge dem Leser vorzuführen. Und wenn nun nicht verkannt werden kann, daß unsere Zeit, wie bereits hervorgehoben, die Stimmung für die Form des Epos, selbst bei einem so bedeutenden Werke wie unser Nibelungenlied, verloren hat, so ist es dankenswerth, daß der Bearbeiter den Stoff, der in seiner Großartigkeit mächtig und erfrischend in unsere stagnirende Zeit hineingreifen kann, mit richtigem und geschicktem Griffe in neuem Gewande uns wieder näher bringt.

Es dürfte danach die vorliegende Bearbeitung unserer nationalen Heldensage ihr Ziel zu erreichen wohl geeignet sein: eine Brücke zu bilden zum Hinüberführen und Ergreifen der tiefen Bedeutung des Nibelungengesangs auch in seiner Urform.

Also nicht „Nibelungen im Frack", sondern die Nibelungen dem Bewußtsein der Gegenwart vermittelt und näher gebracht: das ist die im ganzen glücklich gelöste Aufgabe der vorliegenden Bearbeitung. 34.

Feuilleton.

Vom deutschen Theater.

Emanuel Geibel's Trauerspiel „Sophonisbe" ist an dem Hoftheater zu Schwerin mit Erfolg zur Aufführung gekommen; der anwesende Dichter wurde mehrfach hervorgerufen. Gleichwol verlautet nichts von der Annahme des Stücks an den großen deutschen Hoftheatern. Sophonisbe ist ein Lieblingsthema unserer neuen Dramatiker: die Zahl der dramatischen Sophonisben, die allein in d. Bl. besprochen worden ist, darf sich kühn mit der Zahl der Johanna Grey, Charlotte Corday, Kaiser Heinrich IV. und anderer oft behandelter Dramenstoffe messen. Wir besitzen in Räber's „Sophonisbe" sogar ein Werk von scharfem dramatischen Gepräge. Dennoch hat bisjetzt noch keins dieser Dramen die deutschen Bretter betreten. „Was ist uns Hekuba?" heißt die gewichtigste Mahnung an unsere Dramatiker; denn unser Publikum besitzt nicht einmal mehr die Rührfähigkeit des Prinzen von Dänemark. Sophonisbe, Syphax, Massiniſſa, der zweite Punische Krieg — das ist uns alles wohlbekannt, doch es haftet zu viel Schulstaub daran; die Menge bringt solchen Stoffen kein warmes Interesse entgegen. Doch, erwidert man immer von neuem, das allgemein Menschliche, das ewig Menschliche, der Affect, die Leidenschaft, Liebe und Haß sind ja in einer Sophonisbe ebenso lebendig wie in irgendeiner modernen Heldin. Gewiß! Doch der Dramatiker bedarf zu seiner Motivirung der Mitaufnahme einer Menge von Zügen aus der realen Welt. Wir können die Leidenschaften einer Sophonisbe nicht verstehen, ohne zuvor von den verschiedenen Bündnissen der numidischen Könige mit Karthagern und Römern, ohne von der Niederlage bei Bäcula, ohne von Hasdrubal, Gisgo's Sohn u. s. f. durch den Dichter genaue Kunde erhalten zu haben. Lauter Namen und Motive, die Kaviar für das Volk sind, die keine sympathische Ader berühren, die erkältend und lähmend wirken. Möchten doch endlich unsere Dramatiker aufhören, den Geschmack des Volks an der Tragödie durch die Wahl so fernliegender Stoffe zu untergraben, möchten namentlich hervorragende Dichter, wie Geibel, einsehen, daß ihr schönes Talent nur in modernen Stoffen auf der Bühne einer weitgreifenden, volksthümlichen Wirkung gewiß ist.

Freilich, auch bei modernen Stoffen bedarf es einer glücklichen, von feinem Takt geleiteten Auswahl. Es gilt nicht blos, auf den breiten Strom der Zeit, sondern auch auf seine leisesten Strömungen zu achten. Man darf z. B. im Sittenlustspiel nicht mit leichter Ironie Stoffe behandeln, denen gegenüber das Volk eine derbe satirische Gesinnung hegt. Hiergegen hat F. Hackländer gefehlt in seinen „Marionetten", welche vorzugsweise deshalb am wiener und berliner Hoftheater keinen Erfolg hatten. Man kann nicht sagen, daß dem Stoff gegenüber Publikum und Dichter von entgegengesetzter Meinung ausgingen. Was der letztere ironisch behandelt, ist von dem ersteren längst preisgegeben. Doch dies sperrt in den Marionettenkasten weit mehr ein, als der Marionettenspieler selbst, und ist nicht übel geneigt, selbst seine Helden und Heldinnen, vor denen er noch den Hut abzieht, mit als Marionetten tanzen zu lassen. Ein Prinz, der incognito auf die Brautfahrt ausgeht, übt zu wenig den gewinnenden Reiz der Neuheit aus. Man nimmt überhaupt an, daß ein Lustspieldichter, der ähnliche Stoffe behandelt, nicht hinter dem Standpunkt, den Jean Paul in seiner „historischen Benefizkomödie von der Uebergabe der Prinzessin" im „Hesperus" einnimmt, in Bezug auf satirische Freiheit zurückbleiben darf. Bei Hackländer ist aber die Stimmung getheilt — hinter der Ironie merkt man immer noch den Respect. Die freie Haltung der Conversation, die in novellistischer Fassung so anmuthend ist, bedarf auf der Bühne mehr des durchschlagenden Witzes. Der Dramatiker muß einmal Fracturschrift schreiben, und gerade hieran scheitern die Novellisten, die sich der Bühne zuwenden und ihre Perlschrift auch hier zur Geltung zu bringen hoffen. Die Comédie der Franzosen ist hierin nicht maßgebend; wir sind ein anders geartetes Volk; wir wollen den Humor nicht in den homöopathischen Dosen eines verduftenden Esprit genießen. Auch verstehen die Franzosen wieder den Situationen Schlaglichter aufzusetzen, welche für die mehr conventionellen Wendungen ihres Dialogs entschädigen.

Nekrologe.

Die populäre Geschichtschreibung der Deutschen, die noch nicht von so altem Datum ist, hat rasch hintereinander zwei ihrer Hauptvertreter verloren. Am 10. Mai starb in Berlin Heinrich Ludwig Beitzke, nachdem ihm Ludwig Häusser bereits vorausgegangen. Beitzke war am 15. Febr. 1798 in Mattrin in der Provinz Pommern als Sohn eines dortigen Predigers geboren. Nachdem er in der Dorfschule den ersten Unterricht genossen hatte, besuchte er seit 1811 die städtische Realschule, indem den durch den frühen Tod des Vaters verarmten Zög-

sing ein alter Prediger unentgeltlich in sein Haus aufnahm. Im Jahre 1815 ging Beitzke als freiwilliger Jäger mit in den Krieg und machte die Belagerungen von Maubeuge und Philippeville mit. Nach dem Frieden besuchte er 1816 die Kriegsschule in Koblenz, dann die Brigadeschule in Mainz, und machte 1817 in Berlin sein Offiziersexamen. Die gewöhnliche, damals sehr langsame Offizierscarrière absolvirte er theils in kleinern Garnisonen wie in Glogau und Pyritz, theils auf besondern Commandos, indem er die Kriegsschule in Berlin besuchte und auf drei Jahre lang zu den topographischen Vermessungen des Generalstabs abcommandirt war. Im Jahre 1828 wurde er Lehrer an der Divisionsschule zu Stargard, 1839 Hauptmann und Compagniechef und erhielt 1845 als Major seinen Abschied. Jetzt gewann er die Muße, schriftstellerische Plane zu Ende zu führen, die er bereits früher ins Auge gefaßt hatte. Eine umfassende geographische Beschreibung von Deutschland, zu welcher er 1832 und 1835 auf zwei größern Reisen Vorstudien gemacht, führte er nicht aus und ließ seinem Werk: „Die Alpen; ein geographisch-historisches Bild (1845)", keine Fortsetzung folgen. Dafür fesselte ihn eine andere Aufgabe, die er sich schon früh gestellt, die Zeit der Befreiungskriege dem deutschen Volke in lebendigen Darstellungen zu vergegenwärtigen. Anfangs schwebte ihm sogar die poetische Form vor; er hatte die Absicht, nach den großen Mustern der Vergangenheit ein Epos über diesen Stoff zu dichten. Dann trat ihm die geschichtliche Darstellung in den Vordergrund, die er aber mit einem poetischen, echt epischen Geist zu erfüllen suchte. Nachdem er zahlreiche Notizen, theils aus militärischen Schriften und Memoiren, theils nach mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet hatte, ließ er 1855 seine „Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814" (3 Bde.) erscheinen, welche durch die lichtvolle und warme Darstellung einen seltenen Erfolg davontrugen. Schon 1859—61 erschien die zweite, 1863—64 die dritte Auflage. An dies Werk lehnten sich an: „Geschichte des russischen Kriegs im Jahre 1812" (1856) und „Geschichte des Jahres 1815" (2 Bde., 1865). Auch diese Werke zeichneten sich durch den ungeschminkten Ton aus; der Geist freier Männlichkeit, der sie durchwehte, und die frische anziehende Darstellung, die mindestens das Colorit der Zeit dem eigenen Erlebniß entlehnen konnte, lösten in naiver Weise die Aufgabe einer volksthümlichen Geschichtsdarstellung, wie sie auch den Meistern des Fachs immer mehr als erstrebenswerthes Ziel vorschwebte. Die Popularität, die Beitzke durch diese Schriften gewonnen hatte, zeigte sich in den mehrfachen ehrenvollen Auszeichnungen, die ihm zutheil wurden. Im Jahre 1858 verlieh ihm die Universität Jena die Doctorwürde, im November 1858 ward er von dem Wahlbezirk Anklam in das Abgeordnetenhaus gewählt. Im Jahre 1862 wurde er in vier Wahlkreisen gewählt und nahm das Mandat für den Wahlkreis Hamm-Soest in Westfalen an. Auch nach der zweimaligen Auflösung des Hauses wurde er wieder gewählt. Als Abgeordneter gehörte Beitzke der Fortschrittspartei an, welche in seinen militärischen Kenntnissen besonders in den Commissionssitzungen eine Stütze für ihre Principien fand. Als Redner nicht glänzend, wußte Beitzke doch im Abgeordnetenhaus sachgemäß und mit Wärme zu sprechen. Seine letzten Lebensjahre wurden ihm durch mancherlei tendenziöse Plackereien verbittert. Selbst ein Proceß wegen Majestätsbeleidigung wurde gegen ihn eingeleitet; doch verlief derselbe resultatlos.

Einer gänzlich andern Zone der Schriftstellerwelt gehört Hermann Schiff an, der am 1. April d. J. in Hamburg starb und am 1. Mai 1801 in der Walpurgisnacht geboren wurde. Der gespenstige Spuk hat ihn zeitlebens nicht verlassen, und in allen seinen Schriften finden sich echte Blocksbergphantasien, das Gruselige und Cynische in wunderlicher Mischung. Schiff war Heine's Vetter — und so wenig Heinrich Heine zu den harmonischen Talenten gehört, so kann man doch sagen, Schiff war ein unausgegorener Heine. Er beschäftigte sich sehr angelegentlich mit dem glücklichern Cousin den er oft schonungslos auf seinem Secirtisch analysirte. Schiff hatte keinen Erfolg — warum reussirte Heine? Oft mochte sich der in seiner Dachstube verzweifelnde Autor zurufen: „Rien ne réussit que le succès." Hatte doch seine Novelle „Schief-Levinche" wegen ihrer jüdischen Lebenswahrheit und ihrer kecken, prallen Charakteristik vielfache Anerkennung und selbst bei Heine Beifall gefunden. Doch Schiff war und blieb eine Specialität; in allen seinen spätern Novellen, die meist in d. Bl. besprochen wurden, hat er nur Ghettobilder in der Hoffmann-Callot'schen Manier gezeichnet. Man konnte sagen, seine Gespenster gehörten meist dem jüdischen Glauben an. Wenn eine Teufelsfratze in seine Novelle guckte, so war es irgendein seliger Rabbi oder eine wilde Rabbinim. Dergleichen frappirte, konnte aber doch nur engere Kreise fesseln. In seiner Art kritisch zu plaudern, gehörte Schiff ganz der nachromantischen Schule an; es waren Kreuz- und Querzüge; man kam mit ihm aus dem Hundertsten ins Tausendste; es fehlte jede feste Grundlage, jede wissenschaftliche oder auch nur halbwissenschaftliche Haltung. In seinen Lebensverhältnissen aber war Schiff ein Vertreter der wüsten Grabbe'schen Genialität. Er war Schauspieler, Fechtmeister, Tänzer, Notenabschreiber gewesen, eine catilinarische Existenz und zwar auf der untersten Stufe solcher Existenzen. Aus seinen hamburger Mansarden, in denen er oft splitternackt auf seinem Bett lag, machte er in früherer Zeit bisweilen einen Abstecher in den Campe'schen Laden. Julius Campe hielt viel darauf, einzelne lebendige Merkwürdigkeiten hinter seinen großen Glasfenstern zur Schau zu stellen, und unterließ es nicht, seine Besucher, indem er ihnen eine verständnißinnige Prise bot, auf den in den Büchern herumstöbernden, etwas wüst dreinblickenden Verfasser des „Schief-Levinche" aufmerksam zu machen, ein Buch, von dem er selbst eine hohe Meinung hatte. Schiff hatte entschiedenes Talent zu drastischer Darstellung bei ungeregelter Phantasie und lebhafter Vorliebe für das Absonderliche, Grelle, Gespenstige. Ihm fehlte der wahre Gehalt, die echte Bildung — und darum blieb er an den Füßen des deutschen Parnasses sitzen, auf welchen Vetter Heine so wohlgemuth in die Höhe klomm.

Literarische Notizen.

Rückert's Geburtstag wurde am 16. Mai mehrfach in Deutschland festlich begangen. Sein Geburtshaus in Schweinfurt hat von seinen Verehrern eine Gedenktafel erhalten, die aus einem sechs Fuß breiten Relief mit dem von Guirlanden umkränzten Reliefporträt des Dichters besteht. Sein Denkmal in Neuseß hofft man im Mai künftigen Jahres errichten zu können, und zwar gegenüber der verwilderten Parkanlage, in welcher der Obelisk des im Jahre 1817 hier verstorbenen Dichters Thümmel sich befindet. Auch in Wien feierte die Studentenverbindung Olympia Rückert durch einen Festcommers, an dem sämmtliche wiener Burschenschaften theilnahmen und zu welchem einige auswärtige Deputationen sandten. Festreden, Gelegenheitsgedichte, Rundgesänge und Toaste füllten den Festabend aus.

Für Ferdinand Freiligrath wurde in Weimar ein Fest gefeiert, bei welchem Dingelstedt darauf hinwies, daß die Schiller-Stiftung allein nicht im Stande sei, bei der großen Zahl der an sie erhobenen Ansprüche die Lage unserer Dichter zu einer unabhängigen zu machen. Dingelstedt selbst las mehrere Freiligrath'sche Gedichte vor. Dingelstedt's beabsichtigte Reise nach Kairo erweist sich als eine Zeitungsente. In Betracht seiner Betheiligung an der hildburghausenschen Shakspeare-Uebersetzung geht uns von der Meyer'schen Verlagsbuchhandlung die Berichtigung zu, daß er nicht der Herausgeber derselben ist, sondern nur fünf Dramen übersetzt und die Einleitung zu dem Werke geschrieben hat. Freiligrath selbst ist gegenwärtig mit der Uebertragung mehrerer Dramen für die von Friedrich Bodenstedt herausgegebene, bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende neue Shakspeare-Uebersetzung beschäftigt.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gysbrecht van Aemstel.

Trauerspiel von

Joost van den Vondel

aus dem Jahre 1637.

Aus dem Holländischen übertragen durch

H. H. de Wilde.

8. Geh. 20 Ngr.

Das Trauerspiel „Gysbrecht van Aemstel" wird seit dem Jahre 1638, in welchem es zum ersten mal aufgeführt wurde, jedes Jahr um Weihnachten auf der Bühne von Amsterdam gegeben und ist ein echtes Nationaldrama der Holländer. Die vorliegende Uebertragung desselben durch de Wilde, der sich bereits als Uebersetzer zweier dramatischer Dichtungen aus dem Spanischen vortheilhaft bekannt gemacht hat, führt das Stück in gelungener Weise beim deutschen Publikum ein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von Dr. Ludwig von Rönne,
Appellationsgerichts-Vicepräsident.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Zwei Bände. In vier Abtheilungen. 8. Geh. 11 Thlr.

(Auch nach und nach in vier Abtheilungen zu folgenden Preisen zu beziehen: I. Abth. 2 Thlr., II. Abth. 3 Thlr., III. Abth. 2 Thlr. 10 Ngr., IV. Abth. 3 Thlr. 20 Ngr.)

Das berühmte Werk, dessen erste Auflage bekanntlich sofort nach ihrem Erscheinen vergriffen war, liegt nunmehr in der wesentlich bereicherten zweiten Auflage wieder vollständig vor.

Die „Deutsche Gerichts-Zeitung" sagt über dasselbe: „Es ist bereits ein kaum zu entbehrendes Hülfsmittel für alle geworden, die sich in Preußen mit politischen Dingen beschäftigen, und vielleicht die meisterhafteste Darstellung, die das öffentliche Recht irgendeines Staates zum praktischen Gebrauche gefunden, gleich übersichtlich in der Anordnung wie vollständig im Material. Die scharfsinnigen und präcisen Erörterungen zweifelhafter Fragen, die historischen und literarischen Nachweisungen lassen nirgends im Stiche."

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen.

Wanderstudien aus der Schweiz.

Von

Eduard Osenbrüggen.

Erster Band.

Eleg. geh. 1 Thlr. 10 Ngr., oder 2 Fl. 24 Kr., oder 5 Fr.

Diese reizenden Bilder aus verschiedenen Gegenden und über verschiedenartige Verhältnisse der Schweiz werden überall mit Interesse aufgenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit einem Grobian.

Herausgegeben von einem seiner Freunde.

Zweite Auflage.

Vermehrt mit einem Gespräch über
die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege.

8. Geh. 2 Thlr.

Dieses kurz vor dem vorjährigen Kriege erschienene Buch erregte so allgemeines Interesse, daß dasselbe binnen einigen Monaten vergriffen war und eine zweite Auflage nöthig wurde.

Ein bekannter deutscher Schriftsteller, der aus besondern Gründen das Buch anonym erscheinen läßt, will in diesen „Gesprächen" unserer Zeit einen humoristischen Spiegel vorhalten, in dem die heutigen Menschen rückhaltlos nach ihrem eigentlichen Wesen erscheinen. Zugleich beleuchtet er aber auch auf allen Hauptgebieten des Lebens die Ideale, nach denen die Welt zu streben hat, und gibt für die wichtigsten Fragen der Gegenwart die Mittel an, sie zu lösen. Er empfiehlt sein Buch „den Ehrlichen, den Edeldenkenden und Muthigen — dem ganzen deutschen Volke".

Die vorliegende zweite Auflage ist vom Verfasser mehrfach verändert, namentlich aber durch eine 8 Bogen umfassende Zugabe vermehrt worden. Von dieser erschien gleichzeitig ein Separatabdruck unter folgendem Titel:

Neuestes Gespräch mit dem Grobian.

Ueber die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege.

8. Geh. 15 Ngr.

Nicht nur den zahlreichen Lesern der ersten Auflage des Werks, zu welchem es den ergänzenden Abschluß bildet, wird dieses „Neueste Gespräch" willkommen sein; die originelle Art und Weise, wie der Verfasser den widerstreitenden Ansichten über die großen Fragen der Zeit, namentlich der Deutschland betreffenden, Ausdruck gibt, ist ganz geeignet, bei allen Parteien die lebhafteste Theilnahme zu finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Jakob Friedrich Fries.

Aus seinem handschriftlichen Nachlasse dargestellt von

E. L. Th. Henke.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Fries hat nicht nur durch seine philosophischen Schriften, sondern auch durch seine akademische Wirksamkeit in den Jahren 1805—43, zuerst in Heidelberg, später in Jena, welche nur kurze Zeit infolge seiner Betheiligung am Wartburgfeste unterbrochen wurde, einen so hervorragenden Einfluß auf den Entwickelungsgang der neuern deutschen Philosophie ausgeübt, daß die vorliegende Darstellung seines Lebens und Wirkens sicherlich lebhaftes Interesse in vielen Kreisen erregen wird. Sie ist auf Grund der von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen und seines reichhaltigen Briefwechsels mit Freunden und Zeitgenossen, wie de Wette, von Savigny, Hase, Clemens Brentano, F. H. Jacobi, Reinhold, mit beiden Humboldt, Gauß u. a., von seinem Schwiegersohne Professor Dr. Henke in Marburg verfaßt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 6. Juni 1867.

Inhalt: Neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Von Otto Speyer. — Byron in neuen Uebersetzungen. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Nordamerikanische Literatur. Von Rudolf Doehn. — Feuilleton. (Schiller im wiener Burgtheater; Carus und die Literaten; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

1. Skizzen aus dem Nördlichen Eismeer, nach Tagebuchaufzeichnungen. Zwei Vorlesungen, gehalten im Literarisch-geselligen Verein zu Stralsund von Adolf Brix. Stralsund, Hingst. 1866. 8. 12 Ngr.
2. Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt. Von Chr. Johansen. Schleswig, Schulbuchhandlung. 1866. 8. 22½ Ngr.
3. Vom Tweed zur Pentlandsförde. Reisen in Schottland von Richard Andree. Jena, Costenoble. 1866. Br. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.
4. Aus Spanien. Von Gustav Körner. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Italien. Ansichten und Streiflichter von Victor Hehn. Petersburg, Röttger. 1867. 8. 27½ Ngr.
6. Wanderung nach den Türkisminen und der Sinaihalbinsel von Heinrich Brugsch. Mit 3 Tafeln sinaitischer Inschriften. Leipzig, Hinrichs. 1866. 8. 18 Ngr.

Von den robbenreichen Eisküsten der Nordpolarländer und ihrem walfischbevölkerten Ocean führen uns die vorliegenden Schriften durch die bald wildschönen, bald öden und einförmigen Landschaften Caledoniens und über die dem Untergange geweihten Inseln der schleswigschen Westsee zu den beiden sonnigen, farbenschimmernden Halbinseln des südwestlichen Europa und weiter bis zu den glühenden Sandwüsten des steinigen Arabien, wo der Sinai seine kahlen Felszacken wie ein riesiges Denkmal aus uralter Sagenzeit erhebt. Es sind freilich keine Entdeckungsreisen im eigentlichen Sinne des Worts: so verschieden sie aber sonst auch in der Auffassung und Behandlung ihres Themas sein mögen, von der einfachen Erzählung von Erlebnissen und Schilderung von Gegenden bis zur streng zusammengefaßten Charakteristik des Landes und seiner Bewohner, so ist doch keine unter ihnen, die ihrem Gegenstande nicht neue Seiten abzugewinnen, ihn nicht in eigenthümlicher und meist ansprechender Weise darzustellen verstände. So erscheinen sie größtentheils als grüne Oasen in dem dürren Sandmeer der gewöhnlichen Touristenschriften, die, flüchtig Geschautes flüchtig schildernd, den von zahllosen Vorgängern breitgetretenen Weg wieder und wieder wandeln. Wir halten es deshalb für angemessen, etwas näher auf die einzelnen Bücher einzugehen und dem Leser ein einigermaßen vollständiges Bild ihres Inhalts und der Art und Weise, wie sie ihren Gegenstand behandeln, vorzuführen.

Der Krieg von 1866 mit seinen Folgen hat das im ganzen Vaterlande beifällig, ja enthusiastisch aufgenommene Project einer deutschen Nordpolexpedition vorläufig in den Hintergrund gedrängt. Sich dauernd oder auch nur provisorisch zu constituiren und im eigenen Hause behaglich einzurichten, ist allerdings ein noch wichtigeres Geschäft, als den nationalen Ruhm durch muthigen Kampf gegen den starrenden, tod- und verderbendrohenden Eispanzer des Pols zu erhöhen. Schwindet doch die Aussicht auf die Auffindung eines eisfreien Polarmeers und der von den „spiritualistischen Medien" längst entdeckten Polarmenschen mehr und mehr; ja, man darf wol mit Recht fragen, ob die im Falle des möglichen Gelingens zu erwartenden wissenschaftlichen Resultate den Gefahren und Opfern entsprechen, die zu ihrer Erreichung unvermeidlich sind. Nichtsdestoweniger sind wir weit davon entfernt, den Eifer, mit dem man gerade in Deutschland diese Idee aufgegriffen hat, zu verkennen oder zu tadeln. Was ihr die Herzen so rasch gewann, war wol vor allem das im edelsten Theile des Volks jetzt unzerstörbar lebende Bedürfniß nach einer nationalen That, nach einer Offenbarung seiner nationalen Existenz. Dazu bedarf es nun freilich für diese hoffentlich keiner Nordpolexpedition mehr. Dennoch können wir es wahrlich denen nicht verargen, die, wo es sich um eine gefahrvolle Unternehmung zur Erreichung eines idealen Zwecks handelt, nicht wollen, daß der Deutsche länger hinter dem Amerikaner und dem Briten zurückstehe.

Auch der Verfasser des Schriftchens Nr. 1: „Skizzen aus dem Nördlichen Eismeer", Adolf Brix, will durch seine Schilderungen aus dem Nördlichen Polarmeer das Interesse für die nationale Unternehmung „in den Kreisen, welche derselben bisher aus irgendeinem Grunde fremd geblieben sind", zu erwecken versuchen. Es sind zwei im Literarisch-geselligen Verein zu Stralsund gehaltene Vorlesungen, die er erst auf vielfache Aufforderungen hin dem Drucke übergeben hat. Sein ganzes Auftreten zeigt, daß er kein Schriftsteller von Beruf ist. Um so dankbarer

sind wir ihm, daß er sich hat überreden lassen, seine Schilderungen der Oeffentlichkeit zu übergeben. Allerdings sind es nur „Skizzen", die sowenig auf Vollständigkeit Anspruch machen, wie der Wissenschaft Gewinn zu bringen verheißen. Als Jüngling hatte der Verfasser auf einem bremer Grönlandfahrer die Robben- und Walfischjagd im Nördlichen Eismeer mitgemacht, und er schildert nun Erlebtes und Geschautes nach den damals gemachten Aufzeichnungen, aber mit so anschaulicher Lebendigkeit, daß wir darin sowol die enthusiastisch erregte Auffassung des jugendlichen Tagebuchschreibers wie die wunderbare Treue der Erinnerungen des Mannes erkennen.

Die Ausrüstung und Einrichtung des Schiffs, die Mannschaft, zumal die Offiziere, zu denen auch Harpuniere, Speckschneider und Oberküper gehören und die alle im Winter wieder Ackerbauer oder Handwerker werden; die Fahrt nach Norden; die Naturerscheinungen des Polarsommers; der Robbenschlag und Walfischfang; das Leben an Bord: alles zieht in klaren, abgerundeten Bildern wohlgeordnet an uns vorüber, sodaß wir nur — was bei Reiseschriften gewiß nicht häufig — den kleinen Umfang des Büchleins und besonders die allzu große Sparsamkeit des Verfassers in Naturschilderungen bedauern. Sei es, daß ihn hier Aufzeichnungen und Gedächtniß im Stiche ließen oder daß er als eifriger Anhänger Lessing's sich nicht bei der Beschreibung aufhalten wollte, wo er erzählen konnte: kurz, die Darstellungen der wunderbaren, dem Bewohner südlicher Breiten und des Festlandes gänzlich fremden Naturschauspiele, an denen die nördliche Polarzone so reich ist, sind ebenso kurz wie vereinzelt, sowenig auch dem Verfasser das Talent dafür abgeht, wie die Schilderungen des Nordlichts, der Eisküste Grönlands, der Mitternachtssonne beweisen. Freilich, die Erzählung gelingt noch besser. Die Walfischjagd ist in dieser Hinsicht ein kleines Juwel und verdiente in eine Anthologie von Musterstücken für die deutsche Jugend aufgenommen zu werden, hätte nicht der so lebendig geschilderte langsame und martervolle Tod des Meerriesen etwas das natürliche menschliche Gefühl tief Verletzendes und Empörendes.

Nicht minder lebendig ist die Darstellung in Johansen's Schrift: „Halligenbuch" (Nr. 2). Von uralten Zeiten her sind die Friesen ein tüchtiger, kräftiger Stamm gewesen, nicht nur voll stolzen Mannesmuthes bis auf den letzten Blutstropfen kämpfend gegen fremde Machthaber, die sie ihrer Freiheit und Selbständigkeit berauben wollten, sondern auch mit zäher Ausdauer einem noch grimmigern Feinde standhaltend, den wilden Wogen der Nordsee nämlich, die seit Jahrtausenden mit gieriger Zunge an ihren Küsten lecken, oft in furchtbaren Sturmfluten über Damm und Deich meilenweit ins Land hineinschlagen und in wenigen Stunden die Arbeit von Jahrhunderten und Tausende von Menschenleben vernichten. Das ist nun freilich ein hoffnungsloser Kampf: wenn nicht der Lenker der Schöpfung für die Nordwestküste Germaniens wieder eine Zeit der Hebung eintreten läßt, so wird sie, so werden zunächst alle die niedrigen Inseln von der Zuyderste bis Helgoland und den schleswigschen Nordfriesischen allmählich im Schoße der Salzflut rettungslos versinken. Nicht nur die Entstehung des Dollart an der Emsmündung, auch die furchtbare Octobernacht des Jahres 1634, welche die große Insel Nordstrand zerriß und zum größten Theil vernichtete, das rasche Verschwinden der ostfriesischen Inseln Norderney, Wangeroge u. s. w. deuten auf den steten Fortschritt des Wassers in seinem unablässigen Kampfe gegen das Festland. Aber so hoffnungslos der Kampf auch ist, dennoch „weicht der Mensch der Götterstärke" nicht: die unüberwindliche Heimatliebe läßt die armen Bewohner der friesischen Inseln sich lieber täglich dem Wassertode aussetzen, als daß sie den treuen Boden verließen, den sie, wie die aus fernen Gegenden und fremden Welttheilen stets Rückkehrenden zeigen, nicht minder treu lieben als die Alpenbewohner ihre rauhen Berghalden.

Am unmittelbarsten bedroht von der Vernichtung sind die Bewohner der „Halligen", jener 14 kleinen Inseln, die mit den beiden größern Pelworm und Nordstrand der Stadt Husum gegenüber an der schleswigschen Westküste liegen. Während die „Außeninseln" Sylt, Föhr und Amrum wenigstens noch zum größten Theil durch hohe Sanddünen auf eine Zeit lang vor dem Einbruch der Wogen geschützt sind, liegen jene ohne allen Schutz, zur Flutzeit rings vom Meere umspült und oft bedeckt, während der Ebbe von dem grauen Schlammgrunde der „Watten" umgeben, die vor vielen Jahrhunderten einen Theil des Festlandes bildeten, wie verlorene Posten da, bestimmt, früher oder später dem unersättlichen Feinde zum Opfer zu fallen. In der Größe von 16—2000 Morgen wechselnd, einzelne nur von einer Familie, die größten von 2—300 Menschen bewohnt, sind sie dicht mit saftigen Gräsern bedeckt, dem Futter der Schafe und Kühe, des einzigen Reichthums der Halligenleute; denn von Ackerbau ist nirgends eine Spur. Auf künstlichen Hügeln, den Werften, erheben sich ihre Häuser, bei jeder Hochflut rings von den Wogen umschäumt, bei Sturmfluten nicht selten spurlos verschwindend. Wie helle Augen (Oogen, daher Wangeroge, Süderooge, Spikeroge u. s. w.) blicken sie aus dem grauen Wattenmeer hervor, gleichsam sehnend auf das ferne Festland gerichtet, von dem sie der wilde Feind losgerissen, dessen Beute sie endlich werden sollen.

Ein Volksstamm, der solch einen Boden bewohnt, dessen Leben ein steter Kampf mit den Naturmächten ist, muß scharfe und eigenthümliche Charakterzüge tragen. Zähe Ausdauer, einfache Treuherzigkeit, gläubige Frömmigkeit, treues Festhalten an den ererbten Sitten der Väter treten uns in erster Linie entgegen. Ein melancholischer Zug mischt sich hinein, ebenso sehr die Wirkung der traurig-einförmigen Landschaft, der grauen Schlammmassen der Ebbe, der düstern Wogen der Flut, des blassen Nebelhimmels und des fernen, eintönigen Geräusches der Brandung, die an die Sanddünen der Außeninseln schlägt, als des Bewußtseins des Schicksals, das ihnen droht, und der von Geschlecht zu Geschlecht übertragenen

traurigen Geschichten der Vorzeit. Seitdem die letzten 20 Jahre die Augen ganz Deutschlands auf die Nordmarken des Vaterlandes gezogen haben, ist auch von dem Friesenstamme auf der schleswigschen Westküste und den nahen Inseln häufig die Rede gewesen. Mit Recht hat man die Strand- und Inselfriesen trotz des dänischen Widerspruchs den Deutschen zugezählt, denn sie wollen, wie ihre südlichen Vettern, die Ostfriesen, Deutsche sein, wenn auch ihre Sprache fast einen Uebergang von dem Niedersächsischen zu dem Dänischen bildet.

Die vorliegende Schrift gibt uns zum ersten male ein vollständiges Bild von den Halligen selbst, ihren Bewohnern, ihrer Geschichte und ihren Sagen. Der Verfasser, selbst ein Inselfriese, hat das Buch nicht nur mit der Feder, er hat es auch mit dem Herzen geschrieben. Das Zerbröckeln der Inselschollen und das damit naturgemäß schritthaltende Absterben des Volksthums schmerzt ihn tief. Er möchte mit seiner Schrift dazu beitragen, ein hinsiechendes Volksthum neu zu beleben. Aber gegen die ewigen Gesetze der Natur kann ein Schriftsteller sowenig wie ein anderer Sterblicher erfolgreich kämpfen. Sie hat einmal das eigenthümliche nordfriesische Volksthum auf den Aussterbeetat gesetzt: es wird früher oder später in dem deutschen untergehen. Inzwischen aber wollen wir dem Verfasser dankbar sein, daß er uns ein so anschauliches Bild dieser kleinen, dem Untergange geweihten Welt geliefert hat. Unsere Sympathie hat er jenen tapfern Verkämpfern gegen Dänenthum und Meeresflut gewonnen, wenn wir ihnen auch weiter nichts zu geben vermögen. Die rührenden Beispiele von unerschütterlichem Gottvertrauen, von thätiger Menschenliebe, von treuer Anhänglichkeit an Heimat und Freunde müssen jedes menschlich fühlende Herz tief ergreifen. Nur hätten wir gewünscht, daß der Verfasser seine streng-kirchlich religiöse Richtung nicht allzu sehr bei jeder Gelegenheit hätte hervortreten lassen. Wir gönnen jedem nicht nur seine Ueberzeugung, wir gestehen ihm auch gern das volle Recht zu, sie öffentlich auszusprechen und seine Schriften von ihr durchdringen zu lassen. Nur darf eine, wie immer berechtigte, doch einseitige Richtung nicht stets mit solcher Absichtlichkeit in den Vordergrund gerückt und betont werden, daß man eben „die Absicht fühlt" und verstimmt wird. Geht es gar so weit, wie in unserm Buche, daß der Verfasser, weil der Sohn Friedrich's III. von Dänemark, der den armen Nordstrandern ihr Eigenthum geraubt, nach des schuldigen Vaters Tode aus dem Lande gejagt ward, ausruft: „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; er sucht die Sünden an den Kindern heim bis ins dritte und vierte Glied" u. s. w. (S. 135), so wissen wir nicht, was wir zu solcher traurigen unchristlichen Verblendung sagen sollen.

Johansen beginnt — um den Lesern zum Schluß noch eine kurze Uebersicht über den Inhalt seines Buchs zu geben — mit einer Schilderung der Nordsee an jenen Küsten, die er eine „Mordsee" nennt, des Wattenmeers, d. h. der großen Untiefe zwischen der schleswigschen Westküste und den äußersten westlichen Inselbünen, die bei jeder Ebbe bis auf die sie durchziehenden natürlichen Kanäle, die Wattströme, trocken gelegt wird, und die in ihren an Alterthümern reichen Seetorflagern die deutlichen Spuren enthält, daß sie einst lange festes, mit Vegetation bedecktes Land und wieder in noch älterer Zeit lange Seeboden gewesen ist. Dann beschreibt er uns die Halligen selbst, ihre Werfte, ihre Häuser und deren Einrichtung, die künstlichen Vorrichtungen, um mitten im Salzwasser des süßen Wassers nicht zu entbehren; die Wiesen und die auf ihnen wachsenden Pflanzen; erzählt uns, wie Sommer und Winter den Halligbewohnern verfließen; theilt uns aus ihrem Munde eine ganze Reihe von charakteristischen Sagen mit, in denen wir nur den ursprünglichen Volkston auch in der Uebersetzung besser gewahrt zu sehen gewünscht hätten; schildert einen von ihm selbst mit einem kundigen Führer unternommenen „Schlicklauf", d. h. einen nicht gefahrlosen Spaziergang auf dem von der Ebbe bloßgelegten schlammig-thonigen Wattengrunde; lehrt uns die ehrwürdige Gestalt des Halligpredigers kennen; zeigt uns den Halligmann als Seefahrer in fernen Ländern, und bemüht sich endlich, in einer Anzahl wunderbarer Rettungen schwer bedrohter Halligbewohner uns „Gottes Finger" zu zeigen. Gottes Finger ist es gewiß, den wir darin erblicken; aber zeigt er sich weniger in den zu Grunde Gegangenen als in den Geretteten?

Wir wenden uns jetzt zu dem Werke Richard Andree's: „Vom Tweed zur Pentlandföhrde" (Nr. 3). Die Zeit, wo es Mode war und zum guten Ton gehörte, für Schottland und die wilde Schönheit seiner Hochlande zu schwärmen, ist längst vorüber. Seit die lebende Generation sich nicht mehr für Robin den Rothen, für Norna und Meg Merrilies begeistert, zieht sie keine Sehnsucht mehr nach den wilden Schluchten der Grampians oder den öden Moorflächen der Shetlandinseln. Wir überlassen jetzt die überschwenglichen Lobpreisungen des Landes billig den Schotten selbst, die, wie uns Andree nachweist, noch immer in ihrer rauhen Heimat das Eden Europas erblicken. Nur vereinzelte deutsche Reisende mischen sich unter die Scharen der Engländer, die allsommerlich nach den schönen Ufern des Loch Lomond und den wunderbaren Inseln Staffa und Iona wallfahrten. Auch die Touristenschriften über Schottland sind selten geworden. Was aber davon vorhanden ist, beschränkt sich fast ausschließlich auf die Beschreibung des Südens und der vielbesuchten Seelandschaften von Argyleshire. Um so größer ist das Verdienst unsers Verfassers, der drei Monate darauf verwandte, das Land von der Südgrenze bis zur äußersten Nordspitze zu durchreisen und nach allen Richtungen gründlich kennen zu lernen. Sein Buch ist eine wirkliche Bereicherung unserer Literatur und ein treffliches Mittel, sich mit der Natur des Landes und seiner Bewohner auf bequeme Weise eingehend bekannt zu machen, ohne sich aus weitschichtigen wissenschaftlichen Werken das Nöthige mühsam zusammenlesen zu müssen. Lebhaftes Interesse an dem Gegenstande, ein klarer und vorurtheilsloser Blick, Vertrautheit mit der Landessprache (freilich nicht der gaelischen), gründliche Kenntnisse in den

verſchiedenſten Fächern, zumal den naturwiſſenſchaftlichen, die wir, ſo viel ſie dazu beitragen, Reiſeſchilderungen zu beleben und nutzbringend zu machen, doch in den meiſten Touriſtenſchriften vermiſſen, befähigen ihn, ſeine Aufgabe in ausgezeichneter Weiſe zu löſen. Von einer Reiſebeſchreibung, die in einen mäßigen Octavband zuſammengefaßt iſt, dürfen wir natürlich keinerlei Vollſtändigkeit erwarten. Der Verfaſſer will ſowenig ein wiſſenſchaftliches Handbuch wie einen Führer durch Schottland ſchreiben. Seine geographiſchen, ethnographiſchen, geſchichtlichen, naturwiſſenſchaftlichen Excurſe finden ſich hier und da zerſtreut, wie es eben die Gelegenheit mit ſich brachte, genug, um anzuregen, vielfach zu belehren, durch Abwechſelung anzuziehen, ohne ihr Thema erſchöpfen zu wollen oder durch Weitſchweifigkeit zu ermüden. Erzählung wechſelt mit Beſchreibung; öfter noch ſind beide innig miteinander verſchmolzen. Im ganzen hätten wir in Bezug auf die Zahl der beſchriebenen Localitäten etwas größere Beſchränkung gewünſcht. Den Leſer kann es natürlich nur ſo weit intereſſiren, dem Verfaſſer zu folgen, als derſelbe Neues ſieht oder erlebt, beſchreibt oder erzählt. Die häufig wiederkehrende Schilderung ſehr ähnlicher Oertlichkeiten hat leicht etwas Ermüdendes, das freilich derjenige, welcher die Originale ſelbſt geſehen und dem ihr ſpecifiſcher Charakter ſammt allen den kleinen Erlebniſſen und Umſtänden, unter denen er ſie geſehen, lebhaft vor Augen ſteht, nicht empfindet.

Die Darſtellungsweiſe des Verfaſſers iſt klar und anſchaulich, die Sprache correct, der Stil einfach und, wenn auch hier und da nicht ohne eine gewiſſe Eleganz, im ganzen faſt etwas zu ſchmucklos. Sowenig wir bombaſtiſche Schilderungen und jene Ueberſchwenglichkeit des Ausdrucks lieben, die auf den unbefangenen Leſer einen dem beabſichtigten Eindruck gerade entgegengeſetzten hervorbringen muß, ſo ſehr müſſen wir es billigen, wenn einer großartigen und erſchütternden Naturerſcheinung gegenüber Sprache und Ausdruck der dadurch erregten Stimmung gerecht zu werden ſuchen.

York, die altehrwürdige Hauptſtadt Nordenglands mit ihrer gewaltigen Kathedrale, den hohen Giebelhäuſern und ihren anderthalbtauſendjährigen Erinnerungen, ſo ſtill und ernſt inmitten des lärmenden Getreibes der Gegenwart, iſt des Verfaſſers Ausgangspunkt. Bald iſt mit der Nordbahn Tweedmouth erreicht und er ſteht nun an der Grenze Schottlands:

> Drüben über dem Fluſſe lag das Land der Diſtel, der Maria Stuart, der zerfallenen Abteien und gewürfelten Kleiderſtoffe, das Land, das uns durch Walter Scott's Romane ſchon in der Jugend nahe gelegt wurde, in dem wilde Clans ſich einſt grimmig befehdeten und die Reſte eines celtiſchen Volksſtammes ihrem Untergange zueilen; das Land, in welchem die merkwürdigſten Gegenſätze zwiſchen blühenden Culturlandſchaften und wilden, öden Gegenden ſo dicht nebeneinanderliegen, wo ſich hohe Berggipfel in die nebelige Atmoſphäre erheben, idylliſche Seen ihren glatten Spiegel ausdehnen, fiſchreiche Ströme herrliche Waſſerfälle bilden und düſtere Nadelhölzer, reichlich belebt mit Wild, den Großen des Landes unerſchöpfliche Jagdgründe bieten.

Schon die kurze Fahrt von Berwick bis Edinburg zeigt dem Verfaſſer, daß zwiſchen Schotten und Engländern weit größere Gegenſätze in Geſetzen, Gebräuchen, Einrichtungen und Volkscharakter beſtehen, als zwiſchen Nord- und Süddeutſchen. Und doch bilden beide Völker ſeit der Union ein kräftiges, wohlverbundenes Ganzes. In Bezug auf das Ausland fühlt ſich der Schotte eins mit dem Engländer. Die Königin Victoria verehrt er nicht minder als das Andenken des Prinzen Albert. Von Abſorption der einen durch die andern iſt hingegen keine Rede: der ſchottiſche Nationalcharakter iſt zähe, der ſchottiſche Stolz grenzenlos; der Schotte bleibt in der ganzen Welt ſich gleich und der vaterländiſchen Sitte getreu, denn ſein Land iſt ihm das erſte der Erde, und er möchte um die Welt kein Engländer ſein. Wie die alte Sprache der ſchottiſchen Niederlande weit mehr ſich der altſächſiſchen nähert als das heutige Engliſch, ſo auch der Typus der Menſchen. Schotte und Schottin gemahnen in ihrer ganzen äußern Erſcheinung mehr an Deutſche als an Engländer; auch ihr ganzes Weſen hat, von dem franzöſirten Normannenthum unberührt, den germaniſchen Charakter reiner bewahrt. Das echt ſchottiſche Idiom geht freilich allmählich auch verloren; die jungen Schotten verſtehen ohne Wörterbücher die Sprache Burns' und Ramſay's nicht mehr.

Der Verfaſſer ſcheint der Anſicht zu ſein, nur deshalb ſei zwiſchen Irland und Schottland ein ſo großer Unterſchied, ſodaß dieſes gedeihe und blühe, während jenes das Schmerzenskind Britanniens ſei und bleibe, weil der Schotte ſeine Eigenthümlichkeit in Sitte und Geſetz bewahre, während man dem Iren engliſche Geſetze und Einrichtungen aufgezwungen habe. Aber dieſe Anſchauung iſt ſehr einſeitig. Hier kommen der Katholicismus und der iriſche Nationalcharakter als noch wichtigere Factoren in Betracht. Kraft und Saft des ſchottiſchen Volkslebens ſind keineswegs in den gaëliſchen Hochlanden, ſondern in den ſächſiſchen Lowlands und allenfalls in den von den Nachkommen alter ſkandinaviſcher Anſiedler beſetzten Küſtenſtrichen des Nordens zu ſuchen.

Wäre ganz Schottland celtiſch, wie der größte Theil Irlands, es würde bei ſeinem rauhen, unwirthbaren Boden und Klima vielleicht noch traurigere Zuſtände aufweiſen als „die grüne Inſel". Aber ſiegreich dringt das germaniſche Element immer weiter nach Weſten und Norden vor. Es werden nicht viele Generationen mehr vergehen, bis von dem großen Celtenvolke, das einſt den ganzen Weſten Europas innehatte, nur noch hiſtoriſche Erinnerungen übrig ſind. Auch in den Gaëlen zeigt uns der Verfaſſer einen dem Untergange geweihten Stamm. Nur auf der Nordweſtküſte des Hauptlandes und den Hebridiſchen Inſeln wird noch durchaus gaëliſch geſprochen und auch da nur von den untern Klaſſen. Faſt alle Schulen ſind engliſch. Eine gaëliſche Literatur exiſtirt nicht: Bibel und Katechismus ſind die einzigen in dieſer Sprache gedruckten Bücher. Nur durch mündliche Tradition pflanzen ſich eine Anzahl von Volksliedern fort; dazu eine kunſtloſe Muſik auf dem abſcheulichen Dudelſack oder der Harfe, wild und melancholiſch, dem Charakter

des Landes entsprechend. Unwissend, abergläubisch, arm und schmuzig, lebt das Gaëlenvolk in erbärmlichen Hütten, zum Ackerbau wie zum Handel wenig tauglich, als Fischer und Hirten in fremdem Solde. Die englische Regierung thut nichts zur Bewahrung und Fortbildung der Nationaleigenthümlichkeit: wol mit Recht. Selbst die bekannte Hochlandstracht verschwindet mehr und mehr und ist schon jetzt eigentlich nur noch Komödie. Freiwillige Soldaten — meist nicht Hochländer, sondern glasgower und edinburger Pöbel —, Förster, Bediente, vornehme Engländer während ihrer Villeggiatur und der Jagdsaison in den Hochlanden, zumal Kinder endlich tragen noch Kilt und Plaid und nackte Knie, sonst niemand.

In Edinburg, der alten herrlich gelegenen Hauptstadt, verweilte der Verfasser 12 Tage, genug, um den seltsamen Contrast zwischen der finstern und armen, aber interessanten Altstadt und der lichten, reichen, aber charakterlosen Neustadt und alle die historischen und architektonischen Herrlichkeiten zwischen Calton Hill und dem Schlosse einerseits und Holyrood und Arthur's Sitz andererseits kennen zu lernen. Dank dem trefflichen Hafen von Leith, dem Piräus von Edinburg, steht die jetzt 200000 Einwohner zählende Stadt in neuem Flor, so wenig sie sich auch mit Glasgow, dem Emporium des Westens, messen kann.

Sich auf vielbesuchtem und vielbesungenem Terrain wissend, begnügt sich der Verfasser hier meist mit flüchtiger, doch zur Charakteristik des Gesehenen genügender Skizzirung. Eine Reihe von Ausflügen führt ihn zunächst zu der herrlichen Kapelle:

Where Roslin's chiefs uncoffined lie —

von da nach den Ruinen der Abtei Melrose, die uns Walter Scott in seinem „Last minstrel" mit so brennenden Farben malt, nach des Dichters Wohnsitz Abbotsford, wo ihn besonders die treffliche Marmorbüste desselben von Chantrey anzog, deren Entstehungsgeschichte er uns erzählt, und weiter zu der verfallenen Prämonstratenser-Abtei Dryburgh, wo die irdischen Ueberreste des großen Schotten ruhen. St.-Andrews, eine der ersten Culturstätten Schottlands und einst seine bedeutendste Universität, fand er jetzt tief herabgekommen, mit kaum 200 Studenten, das Greifswald Caledoniens, wenn auch noch immer die höchsten politischen Würdenträger Englands sich eine Ehre daraus machen, Kanzler von St.-Andrews zu heißen. Er hatte hier das Unglück, mit einem edinburger Excursion train zusammenzutreffen und das Nationallaster der Schotten, die Trunksucht, welcher Männer und Weiber, selbst in Glacéhandschuhen und seidenen Kleidern, gleichmäßig unterworfen sind, in der Nähe kennen zu lernen. Die häufigen Straßenprediger, die lebhaft genug an Schiller's Kapuziner erinnern, helfen nichts gegen diesen Unfug, so sehr sie sonst auch den Pöbel zu fanatisiren vermögen. Im allgemeinen sind bekanntlich die Schotten ein strenggläubiges Volk; dabei fehlt es freilich auch nicht an Werk- und Scheinheiligkeit, an Intoleranz und Aberglauben.

Nachdem er Edinburg verlassen, besuchte der Verfasser bei dem altberühmten Schlosse von Stirling das Schlachtfeld von Bannockburn, an dem sich der schottische Nationalstolz noch immer erhebt, weiterhin den Loch Leven, aus dessen Inselschloß die gefangene Maria Stuart an Douglas' Hand ihre romantische Flucht unternahm; Macbeth's Schlösser zu Dunsinan und Glaims, wo man ihm eins der verschiedenen Betten zeigte, in denen der gute König Duncan ermordet sein soll, wie dergleichen auch zu Inverneß und auf Cawdor im Norden zu finden sind, und gibt uns dabei einen kurzen Abriß vom Leben des historischen Macbeth, der freilich mit der Sagengestalt der Dichtung wenig gemein hat.

Der Grafschaft Perth, dem „Paradiese Caledoniens", wo sich Berg und Ebene vereinen, erkennt der Verfasser die Palme der Schönheit willig zu. Der Tay, der sie durchfließt, ist der wasserreichste Strom Großbritanniens, seine Ufer die schönsten. Die Schotten nennen ihn ihre Tiber und die gewerbreiche Stadt Perth mit ihren 25000 Einwohnern das Rom des Nordens, weil einst die römischen Legionen, als sie zuerst diese Landschaft erblickten, ausgerufen haben sollen: „Ecce Tiber! Ecce Campus Martius!"

In Dunkeld erreichte der Verfasser die Grenze der Hochlande und sah die ersten gaëlischen Hütten. Dann ging es an dem jetzt kahlen Birnam vorüber, den man mit Hülfe tirolischer Lärchensprößlinge wieder zu bewalden sucht, zu den lieblichen Umgebungen des Loch Tay, wo einst die wilden MacGregor hausten und später Sir Colin Campbell den Grund zu dem schönen Taymouth Castle legte.

In den romantischen Umgebungen von Blair Atholl, einem Lieblings-Rendezvous der Reisenden, lernt Andree die erste echte Hochlandsschlucht, den Glen Tilt, kennen. Wir geben seine Schilderung wörtlich, zugleich als Probe seiner Darstellungsweise:

Anfangs stehen hohe Fichten und Lärchenwaldungen zu beiden Seiten des Fahrwegs, und die prächtigste Farrnvegetation, die man sich denken kann, tritt an die Stelle des Unterholzes, welches die lichten schottischen Waldungen nicht kennen. Adlerfarrn (Pteris aquilina) und wieder Adlerfarrn, in seltener Größe und Ueppigkeit, überdeckt mit seinem frischen Grün in mannshohen Wedeln den Waldboden. Nur an einzelnen Stellen verdrängen ihn Aspidiumarten. Zwischen den Bäumen und Felsen durch rauscht der Tilt. Die Bäume hören auf, und nun liegt ein Glen vor uns, wie es nicht charakteristischer sein kann. Zu beiden Seiten thürmen sich kahle hohe Berge auf, deren Gipfel in gerader Linie kaum eine halbe Stunde voneinander entfernt sein mögen, und hinter denen sich wieder die Kuppen höherer Berge erheben. Rechts Ben-y-Gloe, der Nebelberg (3725 F.), links Ben Dearg, der Rothe Berg (3550 F.). Der Anblick des Thals ist ungemein traurig; alles erscheint todt, das gelbe Gras zieht sich nur bis zur halben Höhe der Berge hinauf, dann folgen oben nackte Felsen und Steingeröll von Gneis und Granit, die, nebst Kalksteinen, das Glen Tilt zusammensetzen. Ueberall stürzen zwischen den Felsen kleine Gerieſel in tausend Cascaden herab und bilden, am Boden des Thals angelangt, sumpfige Strecken, in denen Rosenwurz, das Wollgras (Eriophorum angustifolium) und Moorheide wuchern. Kein Baum in dem ganzen langen Glen, nur hier und da verkrüppelte Erlenbüsche zwischen den Steinen am Ufer des Tiltbachs. Für Leben sorgen muntere Bachstelzen, die an dem

eiskalten Wasser hintrippeln, einzelne Raben krächzen in der Luft, und die zahllosen wilden Kaninchen flüchten scheu bei unserer Annäherung in ihre Erdlöcher. Da ist es denn eine Abwechselung, wenn man plötzlich auf die zerfallenen Ueberreste einer Hochlandshütte trifft; angelehnt an das schwarze Gemäuer steht ein Hirt im Kilt, mit umgeschlungenem Plaid und nackten Knien, bei ihm ein großer wolfsartiger Hund, und vor ihm eine wilde Rotte Hochlandsrindvieh mit langen Haaren, rothbraun oder schwarz, mit schmalen langen Hörnern, die Stirn mit krauser Wolle bedeckt, mähnig und mit haarigem Schwanze. Ein echtes Hochlandsbild.

Weiter nördlich reisend, überschritt er auf wildromantischer Straße, die, überall trefflich unterhalten, bald durch schluchtige Wälder, bald über öde Steinhalden und Moore mit dürftiger Alpenvegetation führt, die Pässe der Grampians, erblickte die schneebedeckte Spitze des 4295 Fuß emporragenden Ben-Muich-Dhui, des zweithöchsten unter ihren Gipfeln, und gelangte endlich in das an Naturschönheiten reiche obere Thal des Dee. Hier besuchte er zunächst Braemar, in der Geschichte durch die unglückliche stuartistische Erhebung des Grafen von Mar bekannt; weiterhin den schottischen Landsitz der englischen Königsfamilie, Balmoral, in dessen Umgebung überall noch der Name des deutschen Fürsten verehrt wird, dessen hohen Werth sein Adoptivvaterland erst nach seinem Tode recht schätzen gelernt hat. Seine schottischen Diener haben dem Prinzen Albert hier ein Denkmal setzen lassen. Ueberall in der Umgegend erzählt man dem Reisenden mit Trauer von seinem allzu frühen Hingang, von seiner großen Herzensgüte. In der gehobenen Landwirthschaft und Industrie rings um seinen Landsitz hat er dauernde Spuren seines segensreichen Wirkens hinterlassen. Balmoral selbst ist ganz in schottischer Weise eingerichtet, ohne allen Prunk; nur schottische Gewächse zieren den Park.

Hier in Nordschottland liegen nördlich und südlich vom Deethal zahlreiche Wildparks reicher Engländer. Daß sie, wie der Verfasser meint, wirklich die für das Land beste Verwendung des Grundes und Bodens seien, will uns nicht recht einleuchten, wenn er auch, mit unwiderleglichen Zahlen bewaffnet, die Grundlosigkeit der Klage darthut, daß infolge derselben die Bevölkerung ab-, die Armuth zugenommen habe.

Von Aberdeen, der größten und wichtigsten, aber auch noch ganz sächsischen Handelsstadt des Nordens, geht die Reise durch Elgin mit seiner zerfallenden Kathedrale, der größten Nordschottlands, und das Städtchen Forres nach Schloß Cawdor, mit dessen Namen uns Shakspeare's „Macbeth" vertraut gemacht hat, und weiterhin nach Inverneß, der ultima Thule der Touristen, wo sich der Caledonische Kanal, die Eisenbahn und die Föhrden von Morey und Beauly vereinen, einer uralten, halb gaëlischen, halb sächsischen Stadt mit 14000 Bewohnern, welcher der Verfasser eine große Zukunft prophezeit. Ein kleiner, sogenannter Druidenzirkel unweit Inverneß, einer jener uralten Steinringe, die sich neuerdings in so großer Anzahl längs der Nord- und Westküsten des europäischen Continents, ja sogar in Indien gefunden haben, gibt dem Verfasser Gelegenheit, sich für die jetzt ziemlich allgemein angenommene Hypothese eines vorceltischen Ursprungs dieser Denkmäler, die zu den ältesten Spuren arischer Gesittung gehören, zu erklären. Dann setzt er seinen Weg noch weiter nördlich fort nach Sutherland, dem Gebiete des gleichnamigen Herzogs, des englischen Krösus, mit dessen Einkünften wenige Monarchen des Festlandes wetteifern können. Noch eingehender als diese längs des Meers reich cultivirte, im Innern unfruchtbare, nur von armen Gaëlen bewohnte und von Schafheerden belebte Landschaft beschreibt er Caithneßshire, die nördlichste Grafschaft Großbritanniens, ein kahles, wildes, unfruchtbares Land mit schon hochnordischer Vegetation und rauhem, veränderlichem Klima, bevölkert von Menschen skandinavischer und gaëlischer Abkunft, die erstern Farmer, die letztern Häusler, in ihrem Aeußern wie in ihrer Lebensweise scharf miteinander contrastirend. Er schildert uns die hier häufigen Pechtish houses (Pictenhäuser), die aber mit den Picten nichts zu schaffen haben, begraste Hügel, in ihrem Innern die Reste roher Wohnungen zeigend, und nach den darin gefundenen Thierknochen und Geräthschaften auf die Stein- und Bronzezeit der Pfahlbauten hinweisend. Von Holborn Head, an der Nordspitze Schottlands, endlich hörte er das Rauschen der Pentlandföhrde (Straße von Pentland), der gefährlichen Enge, die den Deutschen mit dem Atlantischen Ocean verbindet, und sah die Orkneyinseln in fast greifbarer Nähe vor sich liegen. Dann ging es über Inverneß gegen Südwesten auf dem Caledonischen Kanal, der kaum die Unterhaltungskosten deckt, geschweige denn das 8 Millionen Thaler betragende Anlagekapital verzinst. Die Umgebung des Kanals ist im ganzen ziemlich einförmig und langweilig: dennoch nennen ihn die Eingeborenen mit landesüblicher Grandiloquenz den schottischen Rhein. In Fort Augustus ließ sich Andree von dem vielgenannten, inzwischen verstorbenen Afrikajäger Cummins seine bekannten Jagdabenteuer erzählen, sah von fern den steilen Porphyrstock des Ben Nevis, des Königs der schottischen Berge, (4400 Fuß) in die Wolken ragen, und langte endlich in Oban, der Stadt der Gasthöfe und Touristen, im Westen an, die jährlich 40000 Fremde beherbergt.

Von Oban aus bringen treffliche Dampfer die Reisenden nach den beiden berühmten Hebrideninseln Staffa und Iona. Die Hebriden, von denen wir die ersten sichern Nachrichten durch die Raubzüge der nordischen Seekönige und skandinavische Ansiedler im 9. Jahrhundert erhalten, sind eine rauhe, felsige, jetzt nur noch von armen, unwissenden Gaëlen bewohnte Inselgruppe. Von den prachtvollen Säulenbildungen der Fingalsgrotte auf Staffa entwirft uns der Verfasser ein anschauliches Bild, ebenso von der heiligen Insel Iona, von wo aus St. Columban das Christenthum in Schottland verbreitete und wo noch 40 Könige des Landes, deren letzter Macbeth, begraben liegen. Die alte heilige Straße, bezeichnet durch eine jetzt unterbrochene Reihe von Monolithen, führte ihn über die Insel Mull wieder nach Oban zurück. Dem rauhen, romantischen Gebirgsland noch ein farewell zu

the highlands zurufend, fuhr er auf dem Dampfer längs der felsigen Westküste südwärts den zackigen Bergen von Arran vorüber in die Mündung des Clyde ein und langte endlich in Glasgow, dem jetzt von mehr als einer halben Million Seelen bewohnten Centrum der schottischen Industrie und des schottischen Handels, an. Zwei Millionen Spindeln sind hier in Thätigkeit; aber die „Cotton-Lords" sind doch neuerdings von den „Iron-Lords" überflügelt: die Eisenindustrie Glasgows ist die großartigste im vereinigten Königreich.

Eine Beschreibung der Stadt erhalten wir nicht; nur bei der uralten herrlichen Kathedrale verweilt der Verfasser längere Zeit. Ueber Lanarck und die Wasserfälle des Clyde führt ihn der Heimweg zu dem berühmten Grenzdorfe Gretna Green, dessen Grobschmied so manchem seufzenden Liebespaare in den Ehehimmel verholfen hat. Im Jahre 1849 wurde die letzte dieser romantischen Trauungen geschlossen. Bei Carlisle endlich sagte er, den englischen Boden wieder betretend, dem Lande der Distel Lebewohl. Zum Schlusse erhalten wir noch einige Notizen über Reisen in Schottland und schottisches Wirthshausleben, aus denen hervorgeht, daß das erstere sehr theuer, das letztere — die schottische Nationalsuppe, Hotch Potch genannt, ausgenommen — ganz englisch ist, und die britische Anmaßung, die von jedem Fremden verlangt, daß er ihre Sitten kennen und beobachten soll, sich hier womöglich noch in verstärktem Maße wiederfindet.

Otto Speyer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Byron in neuen Uebersetzungen.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Betrachten wir Byron als Dramatiker, so müssen wir freilich einräumen, daß er dem Genius der dramatischen Dichtung nicht in vollkommener Weise gerecht zu werden wußte. Im ganzen fehlte ihm die hinreißende Wucht tragischer Energie, jene glorreich erhebende und gewaltig zermalmende Macht des Affects und der Leidenschaft, auf welcher die großen Wirkungen der Tragödie beruhen. Daß er sich Shakspeare indeß nicht zum Vorbild genommen, verdient durchaus keinen Tadel. Das Shakspeare'sche Vorbild hat nur unheilvoll auf die neuere dramatische Dichtung eingewirkt. Was sich von Shakspeare nachahmen läßt, ist eben nicht nachahmenswerth, das Unnachahmliche aber läßt sich nur nachäffen. Byron folgte dem correcten Stil der französischen Tragödie und der englischen Tragödie des 18. Jahrhunderts, wie sie nach dem Evangelium des von ihm hochverehrten kritischen Maestro Pope sich gestaltet hatte; er wollte lieber mit Addison und Rowe, als mit Shakespeare und Massinger gehen. Seine historischen Dramen aus der venetianischen Geschichte blieben indeß nur nüchterne Haupt- und Staatsactionen, correcte Schablonendichtungen, denen der höhere Aufschwung fehlt, wenngleich sie, gegen Platen's übertrockene „Liga von Cambray" gehalten, noch immer Blut und Lebenswärme und ein gewisses dramatisches Interesse haben. Gildemeister hat weder „Marino Faliero" noch „Die beiden Foscari" übersetzt; ebenso wenig „Werner", der in der That durchweg novellistisch ist. Dagegen darf man den „Sardanapal" wol zu den gelungenen dramatischen Dichtungen rechnen. Freilich wäre es unangemessen, ihn mit einer Shakspeare'schen oder Schiller'schen Tragödie zu vergleichen, da ihm die forttreibende Energie der Handlung fehlt. Wol aber hält er den Vergleich mit Goethe's „Tasso" und „Egmont" aus und hat sich wie diese bühnenfähig bewiesen. Er ist ein Seelengemälde voll innern Lebens, und nur ein moderner Dichter, dem die humanistischen Tendenzen das Herz bewegten, konnte einen Sardanapal zum Helden machen, dessen Charakter eigentlich den Gegensatz zu allem Heldenhaften bildet. Man mag nun die Meisterschaft des Dichters bewundern, wie er diesen Charakter, ohne eine gewaltige dramatische Maschinerie in Bewegung zu setzen, durch im ganzen einfache Motive zu so großartigem Aufschwung des Helden- und Opfermuths fortentwickelt; man darf aber nicht vergessen, daß der Dichter durchaus keine Verklärung dieses Heroismus dichten wollte, sondern durchweg den Stoff mit echt tragischer Ironie erfaßt hat. Gegenüber den blutigen hochberühmten Eroberern, den Sanherib und Nebukadnezar, den Alexander und Napoleon, wollte er einen humanen Herrscher zeichnen, der alle Kriege und Krieger haßt, der nicht darauf ausgeht, in einem fort die Reiche zu vermehren, der blumengekrönt herrschen will,

> Wie Fürsten,
> Wie Schäferkönige der goldnen Zeit,
> Die keinen Stirnschmuck kannt' als Sommerkränze
> Und thränenlose Siege blos.

Und ein anderes mal sagt er:

> Mir ist der Krieg nicht Ehr', Eroberung
> Nicht Ruhm. Daß man mich zwingt, mein Recht zu wahren,
> Bedrückt mein Herz viel schwerer als die Kränkung,
> Durch welche man mich beugen will. — — —
> Mein harmlos Scepter, dacht' ich, gründ' ein Reich
> Des holden Friedens zwischen Blutannalen,
> Ein grün Asyl in hundertjähr'gen Wüsten,
> Das einst die Zukunft anschaun wird und lächeln
> Und pflegen, oder seufzen, daß für sie
> Das goldne Reich Sardanapal's verschwunden.

Das ist ein König, berufen zu herrschen im Reich des ewigen Friedens, wie es die Dichter träumen und die Denker. Doch das Scepter des Königthums ist ein Kriegsschwert, in alten wie in neuen Zeiten, und selbst die friedlichen Herrscher werden fortgerissen zu gewaltsamen Thaten. Ein Friedensfürst wie Sardanapal, der bei heroischen Abgängen keine Coulissen mit fortnimmt, hat doch auch seine dramatische Berechtigung. Gegen den Schluß hin ist er ein Held wie die andern; der Zwang der Nothwendigkeit entfesselt in ihm das Heldenthum oder was die Welt so nennt. Er schlägt um sich und stürzt sich dann selbst in die Flamme. Ist das nicht Ironie? Die Uebersetzung Sardanapal's bildet keine großen Schwierigkeiten; doch ist die von Gildemeister fließender als die von Neidhardt.

Die hervorragendsten Dramen Byron's gehören in das Gebiet der Mysterien — es sind Gedankendichtungen in dramatischer, oft nur dialogischer Form, theils auf Grundlage biblischer Ueberlieferung, theils in freier

Erfindung, welche sagenhafte Elemente benutzt. Diese „Mysterien" scheinen der Aufführung auf der Bühne zu entsagen und auf den stillen Genuß der Lektüre berechnet zu sein. Gleichwol gab es eine Zeit, in welcher das volksmäßige Bühnendrama gerade aus derartigen Mysterien bestand, und es ist nicht abzusehen, warum das zu freier Gedankendichtung geläuterte Mysterium nicht ebenso auf der Bühne der Zukunft seinen Platz finden sollte, wenn es auch durch die conventionellen Schranken unsers modernen Conversationsstücks davon ausgeschlossen ist. Da die eigentliche Handlung derartige Stücke nicht auf der Bühne trägt, so könnte die scenische Magie und die Musik zu Hülfe genommen werden. Wir unterschätzen das decorative Element auf der Bühne durchaus nicht; wir sind nicht der Ansicht, daß es eine blos sinnlich fesselnde, den Geist abziehende Bedeutung habe. Bei künstlerischer Vollendung kann es auch eine wahrhaft künstlerische Wirkung ausüben — die Zuschauer in das Element poetischer Stimmung versetzen, welche sogar eine erhöhte Empfänglichkeit für das dichterische Wort und den dichterischen Gedanken hervorruft. Bisjetzt hat diese Magie der Scene freilich mehr der Poesielosigkeit als der Poesie gedient. Mit Hülfe solcher künstlerisch verwertheten Bühnenmittel kann auch die dichterische Schönheit auf der Bühne wirksamer zur Geltung gebracht werden. Je mehr die Bühne aber diese höhern Gedankendichtungen aufnimmt, desto mehr erfüllt sie ihren höchsten Zweck — der Mittelpunkt eines geistigen Cultus zu sein. Mysterien wie die Byron'schen dürfen daher nicht als absolut unaufführbar betrachtet werden. Allerdings ist die Gattung eines größern dramatischen Lebens fähig, als ihr Byron einzuhauchen verstand, indem fast nur im dritten Act des „Kain" die Handlung zu einem spannenden Conflict und einer tragischen Lösung heranwächst. Doch auch eine geistig bewegte Lyrik darf von unserer Bühne nicht verbannt werden. Ein Mysterium ist bereits auf unsern Bretern heimisch; es ist Goethe's „Faust", dessen erster großer Monolog doch nur ein lyrisches Monodrama des Gedankens ist und gleichwol unser Publikum fesselt.

Ein solches lyrisches Monodrama, fast nur in Monologen verlaufend, da auch die Dialoge wenig mehr geben als die Anregung zu den Monologen des Helden, doch durchaus stimmungsvoll auf der Bühne zu gestalten, wenn seine zauberischen lyrischen Ergüsse von einer sich nicht vordrängenden Musik begleitet und die Scenerie der Alpenwelt mit den feenhaften Decorations- und Beleuchtungsmitteln der modernen Bühne verklärt und in ein wirksam mitspielendes Element verwandelt wird, ist Byron's „Manfred": eine Dichtung, in welcher jede Zeile den unauslöschlichen Stempel des Genius, des ἅπαξ λεγόμενον trägt und welche eine glühende leidenschaftliche Bewegtheit athmet, obgleich nur die Bewegtheit eines in wechselnder Beleuchtung stehenden Seelengemäldes. Eine solche Fülle von Naturpoesie, wie sie den „Manfred" durchweht, findet sich kaum in einer andern neuen Dichtung wieder. In Schiller's „Tell" spiegelt sich die Poesie der Alpen in einem kräftigen Volksleben, in Byron's „Manfred" in einem tiefen Seelenleben. Gildemeister hat gerade den „Manfred" classisch übersetzt und hierin alle Vorgänger und Nachfolger, auch Neidhardt, weit hinter sich gelassen. Jeder wahrhaft geniale Dichter hat etwas Geheimnißvolles, in dem seine Eigenthümlichkeit liegt und das sich mit nichts besser vergleichen läßt als mit der Blume des Weins, die bei jedem Wein eine andere, sich doch der chemischen Prüfung und selbst der sprachlichen Bezeichnung und Bestimmung entzieht. Gerade diese Blume der Byron'schen Dichtung hat Gildemeister in seiner Uebersetzung des „Manfred" meisterhaft wiedergegeben. Wir führen als Beleg hiervon den „Beschwörungsgesang" im ersten Act des „Manfred" an:

Wann der Mond im Strome schwimmt,
Wann ums Grab das Meteor
Und im Gras der Glühwurm glimmt,
Und das Irrlicht auf dem Moor;
Wann die Schnuppensterne fallen,
Wann der Eule Klagen hallen,
Wann das Laub auf stillem Baum
Schläft am dunklen Hügelsaum:
Dann soll meine Seele sich
Leise senken über dich.

Ob du tief im Schlafe seist,
Nimmer schlafen soll dein Geist;
Schatten gibt's, die nie erbleichen,
Und Gedanken, die nicht weichen.
Macht, die dir ein Räthsel ist,
Will, daß du nie einsam bist.
Wie gehüllt in Grabgewand,
Wie von einer Wolk' umspannt,
Weilest ewig du fortan
Unter dieses Zaubers Bann.

Ob es mich auch nimmer sähe,
Fühlt dein Auge meine Nähe,
Etwas, was dir unsichtbar
Ewig nahe bleibt und war.
Und wenn im geheimen Grauen
Dann du wagst dich umzuschauen,
Findest du erbebend nur
Deinen Schatten auf der Flur,
Und du fühlst in deiner Brust
Qual, die du verbergen mußt.

Zaubersang und Zauberbuch
Tauften dich mit einem Fluch,
Und es wand ein Geist der Lüfte
Eine Schling' um deine Hüfte;
Eine Stimm' ist in den Winden,
Die dich hindert, Trost zu finden,
Und vergebens hoffest du
Von der Nacht die stille Ruh'.
Und am Tage wirst du flehn
Um der Sonne Untergehn.

Keine deutsche Originaldichtung kann stimmungsvoller und mehr aus Einem Gusse sein.

Noch großartiger als der „Manfred" ist der „Kain" mit seinen kosmischen Dialogen und dantesken Skizzen, mit seiner gigantischen Skepsis. „Kain" ist offenbar Byron's tiefsinnigste Dichtung; sie hat einen Zug deutscher Metaphysik, welche sonst den Engländern ferner liegt, die ja das Prädicat philosophisch selbst den technischen Studien zuwenden. Das von Schiller geleugnete „Erhabene der

Weltenraums" ist hier mit voller Poesie erfaßt, die Erde mit ihren kleinen Conflicten schrumpft dagegen zusammen; doch die menschliche Vernunft wird zugleich als allgemeine Weltvernunft erkannt, die heimisch ist im fernsten Sternennebel wie auf der kleinen Erde. Die Tragödie des Menschengeistes ist zugleich die Tragödie der Welt. Das ist der tiefere Sinn dieses kosmischen Mysteriums, in welchem die Weltfragen zu einer persönlichen Angelegenheit des Menschen gemacht und mit aller Glut unersättlicher Leidenschaft erfaßt werden. Gerade hierin steht die Dichtung in der ganzen Weltliteratur einzig da. Diesen Schwung des Gedankens wiederzugeben ist eine Hauptaufgabe für den Uebersetzer, und Gildemeister hat den Ton der hinreißenden Erregtheit vorzüglich getroffen. In „Kain" ist der philosophische Tiefsinn gleichsam in melodiösen Fluß gekommen — hier wird jede Härte doppelt empfunden. Man will nicht äußerlich über die Probleme stolpern, mit denen innerlich die Seele ringt. Sonst fallen wir aus der Harmonie des Kunstwerks heraus und gerathen in das paragraphirte Reich einer beweiskräftigen Metaphysik.

Das dritte Mysterium „Himmel und Erde" könnte man ein Zwiegespräch in Hymnen nennen. In dieser Dichtung, die mit der Sündflut großartig beschließt, wird alles zum Hymnus, das Liebesflehen der Töchter der Erde, welche in Leidenschaft für die Engel des Himmels entbrannt sind, wie die Jubelgesänge der Dämonen, die sich über die drohende Wasserflut und den Untergang der Erde freuen. Diese Hymnen erinnern an die Chorgesänge der antiken Tragödie — das Versmaß athmet eine jeden strophischen Anklang verschmähende Ungebundenheit; die kürzesten Zeilen wechseln mit den längsten. Da alle diese Zeilen gereimt sind, so ist die Schwierigkeit für den Uebersetzer nicht gering. Gildemeister hat sie glücklich überwunden, wie das folgende Triumphlied des einen Dämons beweisen mag:

Frohlockt!
Das verhaßte Geschlecht,
Das sich betrog um Edens hehres Recht,
Vom Schimmer angelockt
Des Wissens ohne Macht,
Versinkt in Nacht
Und Tod!
Nicht langsam, einzeln, nicht durch Schwert und Sorgen,
Durch Herzweh nicht, noch Alter und Beschwerde
Wird es vergehn — es naht sein letzter Morgen,
Zum Ocean wird die Erde!
Kein Athemzug
Als nur der Wind wird auf den Wassern schweben;
Ermatten wird der Engel Flug
Und ihnen keine Statt zum Ruhn gegeben;
Kein Fels wird aus der flüssigen Gruft
Sein spitzes Haupt mehr in die Luft
Zur Rettung heben;
Kein Platz, wo sterbende Verzweiflung grollte
Und starb, nachdem sie lang umher
Ausschaute übers weite Meer
Nach einer Ebbe, die nicht kommen wollte.
Ein todtes Leer
Umher!
Die Welt wird eines Elementes Raub;
Zermalmt wird der verhaßte Staub,
Und von der Erde bunter Farbenschau
Bleibt nichts als nur das eine, ew'ge Blau.
Von des Gebirgs vielfält'gem Schwellen
Und von der flachen Flur
Bleibt keine Spur:
Ceder und Fichte ragt vergebens nur.
Ersterben werden in der Tiefe Quellen
Mensch, Erd' und Feuers Glut;
Himmel und Flut
Wird öd' und still empor zum Ew'gen schauen:
Wer hat den Muth
Auf wüstem Schaum sein Haus zu bauen?

Bei Reidhardt stören oft unreine Reime und die in den Reim gestellten Flickwörter, wie gleich am Anfang hervortritt:

Freut euch!
Das verhaßte Geschlecht,
Das fort aus Eden ward gefegt,
Weil es gestrebt sogleich
Dort nach Erkenntniß ohne Macht,
Ist nah der Nacht
Des Todes.

Außer in Gedankenelegien wie „Childe Harold", in poetischen Erzählungen, in Mysterien, welche eigentlich nur Shelley Byron nachgedichtet hat und die sonst in der blaustrümpflichen Literatur Neuenglands eine ganz ausnahmsweise Stellung einnehmen, ist Byron noch auf einem andern Gebiet originell-schöpferisch aufgetreten — auf dem Gebiet des satirisch-humoristischen Epos, für welches er im „Don Juan" eine durchaus neue und bisjetzt nur unglücklich nachgeahmte Form gefunden hat. Das kleine komische Epos, wie es Pope im „Lockenraub" geschaffen, gab Byron, so sehr er sonst in diesem Dichter den ersten Classiker Englands verehrte, durchaus keinen Anhalt für seine komische Dichtung, welche, wie alles was Byron schuf, sich nicht mit so engem Rahmen begnügte wie ein einzelnes, mythologisch ausstaffirtes Begebniß aus den Kreisen der fashionablen Welt, ein kleines lustiges Abenteuer, sondern über eine reiche Lebensfülle gebieten mußte und stets hinaus ins Weite drängte. Byron's Phantasie brauchte immer die Weltweite. So sehen wir im „Don Juan" die buntesten Abenteuer, spanische und türkische Liebesscenen, grell beleuchtete Marinestücke, wilde Kriegsbilder, Scenen aus dem englischen high-life: alles umschweift von satirischen Arabesken, dem Anschein nach lose zusammengewürfelt, ohne Faden, ohne andere Verknüpfung als die zufälliger Laune; denn die dichterische Vorsehung, die über dem Helden wacht, scheint sein Geschick im Halbschlummer, wie zwischen Schlaf und Wachen, zu leiten und ihn hin- und herzuschleudern, wie es gerade in ihre Träume paßt. Und doch hat dies so locker gefügte Kunstwerk einen Mittelpunkt, einen satirischen und vollkommen berechtigten Grundgedanken. Es haben viele Dichter ein Hohes Lied der Liebe gedichtet; Byron dichtet das Gegenstück; seine cynische Muse hielt sich nicht an das Ewige der Liebe, sondern an das Vergängliche derselben. Es ist dies das Recht des Humors, der, wie Jean Paul so schön sagt, in den Himmel fliegt, aber verkehrt, wie der Vogel Merops, mit dem Schwanz zuerst. Mit dem wandelbaren Costüm der Liebe, die sich bei allen Völkern anders zeigt, spielt

dieſer cyniſche Humor; er richtet ſich gegen die Sitte, die ſich überall ſo abſolut geberdet und doch allenthalben ſo himmelweit verſchieden iſt. Die Liebe der feurigen Spanierin, des holden griechiſchen Naturkindes, einer türkiſchen Sultanin, und der engliſchen Blauſtrümpfe mit ihrer falſchen Prüderie und üppigen Frivolität wird uns in einer Folge der übermüthigſten Bilder geſchildert. In dieſem Prisma der Satire bricht ſich das Sonnenbild der Liebe in ſo bunten Farben, daß es faſt unerkennbar erſcheint. In dieſer buntſcheckigen Narrenjacke tritt die Satire des Dichters wohlbehaglich auf, die Pritſche in der Hand, womit ſie die unſaglichen Thorheiten des ſich weiſe dünkenden Vorurtheils geiſelt.

Doch mitten unter türkiſchen Harems- und engliſchen Theetiſchſcenen der beturbanten und blauſtrümpfigen Liebe, in denen die Satire reiche Ernte findet, malt der Dichter auch eine reizende Liebesidylle am Meeresſtrand, eine köſtliche Nachdichtung von „Paul und Virginie", die zu den duftigſten Blüten der Byron'ſchen Poeſie gehört. Dieſe Liebe zwiſchen Don Juan und der Piratentochter Haide, in der freien Natur, mit dem Blick auf die unermeſſene See, dieſe volle Unſchuld bei voller Hingebung bildet einen poetiſchen Gegenſatz zu den Liebesabenteuern der geſellſchaftlichen Kreiſe im Morgenland und Abendland, ſodaß der Dichter ihr gegenüber ſeine ſatiriſche Miſſion vergißt und ſich ganz in die liebevolle Ausmalung des reizenden Bildes vertieft. Freilich, aus dem einheitlichen Ton des Ganzen durfte auch die Darſtellung dieſer Situationen nicht durchweg herausfallen; die meiſterhafte Schilderung iſt daher mit abſchweifenden Reflexionen, mit frivolen Seitenblicken durchwebt; aber dies alles iſt der Geſammtwirkung des Bildes unſchädlich. Die rührende Kindlichkeit dieſer freien Liebe ruft einen über jede fremdartige Beimiſchung triumphirenden Eindruck hervor. Dieſe dichteriſche Epiſode iſt meiſterhaft von Gildemeiſter überſetzt, z. B.:

Die kühle Stunde war's, wo hinterm Blau
Des Bergs die Sonne roth und rund ſich neigt,
Und dann erſcheint die bergumſchloſſne Au
Die ganze Welt und ſchläft und träumt und ſchweigt;
Zur Rechten liegt, kalt, ſtill und dämmrig grau,
Die tiefe See, und links mondförmig ſteigt
Der ferne Bergkamm, und der Himmel glüht,
In welchem wie ein Aug' ein Sternchen ſprüht.

Und ſo ergingen ſie ſich, Hand in Hand,
Ueber die blanken Stein' und Muſchelſchnecken,
Und glitten über feſten, glatten Sand,
Und in den wilden, hohlen Felsverſtecken,
Planvoll, ſo ſchien's, vom Sturme ausgeſpannt
Zu weiten Hallen mit Gebälk und Decken,
Da ruhten beide, Arm in Arm geſchlungen,
Von Abends Purpurzauber ſanft bezwungen.

Sie ſahn zum Himmel, deſſen flüſſ'ge Gluten
Hinwallten wie ein roſ'ger Ocean;
Sie ſahn die Wogen, wie ſie ſchimmernd ruhten,
Und wie der Mond auftaucht' am Himmelsplan;
Sie hörten leiſe Wind' und müde Fluten,
Und wenn ſie dann ſich Aug' in Auge ſahn,
Den dunklen Blitz — dann flogen wie zwei Flammen
Die Lippen feſt in einen Kuß zuſammen.

Ein langer, langer Kuß, ein Kuß der Wonnen,
Der Lieb' und Schönheit, der in eine Glut
Zuſammenfaßt die Strahlen aller Sonnen;
Derartige Küſſe ſind der Jugend Gut,
Wann Seel' und Sinn und Herz ein voller Bronnen,
Die Pulſe Feuer, Lavaſtrom das Blut,
Herzbeben jeder Kuß; — denn wenn ich merke,
Wie lang ein Kuß iſt, kenn' ich ſeine Stärke.

Der Ton dieſer Strophen in ihrem einheitlich harmoniſchen Guß weicht etwas ab von dem durchgängigen Ton der ottave rime im „Don Juan", die bekanntlich einen durchaus eigenartigen Stil für die humoriſtiſche Dichtung geſchaffen haben. Die Eigenthümlichkeit deſſelben beſteht in den ironiſchen Abſchweifungen und Einſchachtelungen des Gedankens, die ſich in metriſcher Hinſicht als fortwährende übergreifende Enjambements ausprägen, ferner in den geſuchten und bizarren Reimen, in welche theils Fremdwörter, theils komiſche Schlagwörter geſtellt werden. Eine durchaus ſubjective Geſchwätzigkeit, die aus dem Hundertſten ins Tauſendſte fällt und dieſe Buntheit der Gedankenaſſociationen mit beſonderer Vorliebe ausbeutet, gibt eben der ottave rime jenen die ſtrengere Kunſtform beſtändig durchlöchernden Charakter. Dieſe plauderhafte Grazie wiederzugeben, von dieſer ungezwungenen Freiheit alles Gezwungene und Hölzerne fernzuhalten, den Zwang der wiederkehrenden Reime nicht empfinden zu laſſen — das iſt keine leichte Aufgabe für den Ueberſetzer!

Man leſe die erſten Strophen des Gedichts in der Gildemeiſter'ſchen Ueberſetzung:

Mir fehlt ein Held: — ein ſonderbarer Fehler;
Denn jährlich kündigt ſich ein neuer an
Und überfüllt mit Humbug die Journäler, —
Doch ſchließlich iſt er nicht der rechte Mann.
Für dieſe Sorte ward ich nicht Erzähler,
Und darum nehm' ich mir Freund Don Juan —
Wir alle ſahn ihn auf der Bühne oft,
Wie ihn der Teufel holte — unverhofft.

Wolfe, Vernon, Hawke, der Metzger Cumberland,
Prinz Ferdinand, Granby, Burgoyne, Keppel, Howe,
Ein jeder war mal Held des Tags und ſtand
Im Bierſchild (wie heut Wellington) zur Schau.
Wie Banquo's Kön'ge ſchritten ſie durchs Land,
Knappen des Ruhms, „neun Ferkel" dieſer Sau:
Frankreich hat Bonapart' und Dumouriez,
(Vergleiche „Moniteur" und auch „Courrier").

Barnave, Briſſot, Condorcet, Mirabeau,
Clootz, Pétion, Danton, Marat, Lafayette
Sind auch Franzoſen und famos, und ſo
Noch viele, die man kaum vergeſſen hätte,
Joubert, Hoche, Marceau, Lannes, Deſaix, Moreau
Und manche andre Herrn vom Epaulette,
Zu Zeiten äußerſt nennenswürdig jeder,
Doch gänzlich unbrauchbar für meine Feder —

und vergleiche ſie dann mit dem Goethe'ſchen Ueberſetzungsverſuch — man wird ſich von den Fortſchritten überzeugen, welche die Kunſt poetiſcher Aneignung ſeit der Zeit des großen Dichters gemacht hat. Auch von den einzelnen Gedichten ſind einige durch Gildemeiſter der deutſchen Sprache wahrhaft erobert worden. Neidhardt zeigt in ſeiner Don-Juan-Ueberſetzung viel Holperiges und ermangelt bei den einzelnen Gedichten zu ſehr des melodiöſen

Flusses. Wir erwähnen noch, daß die Neidhardt'sche Uebersetzung sämmtliche Byron'sche Gedichte und Dramen umfaßt, während Gildemeister seine Auswahl der besten in der zweiten Auflage, z. B. durch Hereinnehmen der „English bards and Scotch Reviewers", wesentlich vermehrt hat.

Wir haben gesehen, auf wie vielerlei Gebieten der Poesie Byron originell-schöpferisch aufgetreten ist, wie sein Genius, ohne die Gattungen zu verwischen, doch die Grenzen derselben erweitert hat. Darum ist er auch weit davon entfernt, eine so abgethane Größe zu sein, wie ihn einzelne Literarhistoriker hinzustellen versuchen. Wie jeder große Dichter hat er aus dem Geiste seiner Epoche herausgedichtet, aber zugleich einen menschheitlichen Inhalt von einer ewigen, über sie hinausweisenden Bedeutung entfaltet. Der Beifall, den Gildemeister's Uebersetzung gefunden hat, zeigt, daß Byron unserer Gegenwart noch ebenso nahe steht, wie er seinen Zeitgenossen stand in der Literaturepoche der Zerrissenheit. Mag das blasirte Air des britischen Dichters jetzt nicht mehr modisch sein — die Tiefe seiner Weltanschauung, der Schwung seiner Freiheitsbegeisterung, die Schärfe seiner Satire und der unaussprechliche Reiz und Duft seiner dichterischen Schilderungen sichern ihm eine dauernde Stelle auf dem Weltparnaß, von welchem ihn keine nörgelnde Kritik zu verscheuchen vermag. **Rudolf Gottschall.**

Nordamerikanische Literatur.

Geschichte der nordamerikanischen Literatur. Eine literarhistorische Studie von K. Brunnemann. Leipzig, Grunow. 1866. 8. 20 Ngr.

Wenn das Wort Franklin's: „America best cultivates what Germany brought forth", auch nur bis zu einem gewissen Grade als wahr angesehen werden kann, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die gebildetsten und aufgeklärtesten Männer der nordamerikanischen Union schon seit vielen Jahren dem deutschen Geiste volle Anerkennung zollen und sich mit den Resultaten deutscher Wissenschaftlichkeit wohl vertraut gemacht haben. Als z. B. William H. Seward, einer der größten Staatsmänner Nordamerikas und gegenwärtig erster Minister der Regierung der Vereinigten Staaten, im Jahre 1860 den Westen der Union bereiste und bei dieser Gelegenheit nach St.-Louis in Missouri kam, äußerte er in einer öffentlichen Rede: „Missouri must be germanized", und fügte hinzu:

Ueberall, wohin Deutsche kommen, da stellen sie sich die Aufgabe, der Freiheit eine Gasse zu bahnen. Der germanische Geist hat in England die Magna-Charta ins Leben gerufen; die Philosophie der Deutschen hat die Herzen aller freien Männer mit den schönsten Hoffnungen erfüllt. Der wahre deutsche Geist ist der Geist der Humanität und der Freiheit; wohin er gedrungen, hat er die Willkür zertrümmert und der Heuchelei ihre Maske abgerissen. Deutsche sind es, denen die Welt die Reformation verdankt — die Grundlage und Quelle aller Segnungen, deren wir uns erfreuen.

Die hervorragendsten Gelehrten und Künstler, die bedeutendsten Staatsmänner und Politiker Amerikas haben wiederholt Europa und namentlich Deutschland besucht; sie haben mit Eifer und Verstand hier Schätze des Wissens zesammelt und dieselben zu unserer und ihres eigenen Vaterlandes Ehre praktisch zu verwerthen gewußt. Aber auch wir Deutsche haben bereits in vieler Hinsicht von den Amerikanern gelernt, vornehmlich in Beziehung auf die sogenannten exacten Wissenschaften; und es ist somit als eine feststehende Thatsache anzusehen, daß zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika in materieller wie in geistiger Hinsicht eine rege Wechselwirkung stattfindet, die für die Zukunft sicher zum Vortheile beider Nationen immer mehr an Ausdehnung und Tiefe zunehmen wird.

Es gereicht uns daher zur größten Freude, in dem vorstehend genannten Buch den Versuch einer „Geschichte der nordamerikanischen Literatur" begrüßen zu können, der zwar manche beklagenswerthe Lücken darbietet, allein als „literarhistorische Studie" immerhin von Werth ist, zumal darin ein Gegenstand behandelt wird, der sich der Bearbeitung durch eine deutsche Feder bisher so gut wie gänzlich entzogen hat. Brunnemann bemerkt mit Recht, daß es den Freunden Amerikas in Deutschland — und es gibt deren eine gute Anzahl — wol nicht ganz unerwünscht kommen würde, wenn er die genannte Studie veröffentlichte, besonders jetzt, wo aller Augen mit neuer Spannung auf die Entwickelung der Angelegenheiten in dem großen transatlantischen Reiche gerichtet sind. Auch darin müssen wir dem Autor beistimmen, daß der Reichthum an literarischen Erscheinungen aller Art in Amerika verhältnißmäßig sehr groß ist; denn einige wenige vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, drängt sich, was die amerikanische Union auf dem Gebiete der Literatur hervorgebracht hat, eigentlich in den kurzen Zeitraum von vier, höchstens fünf Decennien zusammen. Der Verfasser sagt mit Recht:

Amerika war auch in dieser Beziehung eben noch jungfräulicher Boden, von dessen unendlicher Fruchtbarkeit das alte Europa sich kaum eine Vorstellung zu machen vermag. Und unser Staunen muß noch zunehmen, wenn wir bedenken, daß dieser ganze Reichthum fast ausschließlich dem räumlich beschränkten Boden von Neuengland entsprossen ist. Unter den sechs Staaten von Neuengland aber nimmt Massachusetts die erste Stelle ein; von den dreiundvierzig Schriftstellern, die durch ihre Werke epochemachend geworden sind, sodaß wir glaubten, ihnen ausführlichere Biographien widmen zu müssen, gehören diesem Staate, der an Ausdehnung und Zahl der Einwohner noch nicht die Provinz Westfalen erreicht, nicht weniger als fünfzehn durch ihre Geburt und noch mehr durch längern oder kürzern Aufenthalt dort an.

Die Hauptursachen der auffallenden Erscheinung, daß Neuengland so lange sich in literarischer Beziehung vor dem übrigen Nordamerika auszeichnete, sind aber vornehmlich in der Liebe zur Freiheit und in dem Hasse gegen die Sklaverei zu suchen, worin die Neuengländer ihre andern Mitbürger geraume Zeit hindurch übertrafen; außerdem aber auch in der allgemein verbreiteten höhern Bildung, welche durch die zahlreichen guten Lehranstalten, namentlich in Massachusetts und Connecticut, hervorgerufen wird.

Wenn Alexis de Tocqueville in seinem berühmten Buche „De la Démocratie en Amérique" die Bemerkung macht: „Si l'Amérique n'a pas encore eu de grands écrivains,

nous ne devons pas en chercher ailleurs les raisons: il n'existe pas de génie littéraire sans liberté d'esprit, et il n'y a pas liberté d'esprit en Amérique", so ist dies eben einer von den vielen Fehlschlüssen, die der geistreiche Franzose in seinen Bemerkungen über Amerika gethan hat. Alexis de Tocqueville's Aeußerung ist jedenfalls mehr glänzend als wahr. Richtiger drückt sich unser Autor aus, wenn er sagt: „Die amerikanischen Autoren sind der Mehrzahl nach mehr Talent als Genie." Diese Erscheinung hat aber auch ihren ganz natürlichen Grund. Es ist nämlich kaum mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen, seit die amerikanische Union sich einer wirklichen nationalen Unabhängigkeit erfreut, und so lange ein Volk noch nicht seine staatliche Selbständigkeit errungen hat, werden seine Bestrebungen aus leicht begreiflichen Gründen mehr materieller oder politischer Natur sein, als in literarischer Beziehung das Höchste zu erreichen suchen. Dies scheint auch der Verfasser des in Rede stehenden Buchs richtig gewürdigt zu haben, indem er sagt:

Wo die Literatur auf so soliden Grundlagen ruht, wie es in Amerika der Fall ist, da ist an ihrer vollen Kraftentfaltung auch für die Zukunft nicht zu zweifeln, und wahrscheinlich liegt die Zeit nicht mehr allzu fern, wo auch die Neue Welt ihren Shakespeare haben wird, der dem amerikanischen Geiste dramatische Gestaltung zu geben vermag; ja wer weiß, ob der Morgen, der Amerika auch diesen Götterliebling bringen soll, nicht den Horizont schon küßt, ob nicht auch dort, um mit Geibel zu sprechen, schon ein junger Goethe mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt! Sollte vielleicht der Bruderkrieg, wie er dem Lande Befreiung von der Schmach der Sklaverei gebracht hat, Amerika auch das erste wirkliche nationale Drama bringen? An tragischen Stoffen fehlt es in demselben sicher nicht. Auf allen andern Gebieten der Literatur sind schon lange Autoren entstanden, die mit den Schriftstellern des Mutterlandes einen Vergleich nicht zu fürchten brauchen.

Das Buch unsers Autors ist mit Ausnahme einer kurzen Einleitung und eines ebenso kurzen Nachworts in sechs Kapitel eingetheilt, in denen der Verfasser die verschiedenen Literaturgegenstände in folgender Weise darzustellen sucht.

Das erste Kapitel behandelt die Theologie, Journalistik, Familienbücher und Jugendschriften und die Beredsamkeit. Abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Zusammenstellung dieser Gegenstände, werden dieselben, namentlich die Theologie und die Journalistik, doch zu stiefmütterlich behandelt. Um nur eins anzuführen, so hat der Verfasser einen der bedeutendsten Theologen, welcher selbst längere Zeit in Deutschland lebte, Berlin, Prag, Heidelberg und Tübingen besuchte und mit den Professoren Ewald und Baur ebenso befreundet war wie mit Schlosser und Gervinus, nicht einmal dem Namen nach erwähnt. Wir meinen den durch seine Gelehrsamkeit wie durch seine Freisinnigkeit gleich berühmten Theodor Parker, welcher z. B. schon im Jahre 1844 als eine der ersten Früchte seines Studiums der deutschen Theologie „Die Einleitung in das Alte Testament von de Wette" in englischer Uebersetzung in Boston erscheinen ließ. Wir können uns nicht enthalten, zur Charakteristik dieses ausgezeichneten Mannes, welcher am 10. Mai 1860 in Italien, zu Florenz, starb, hier folgende Stelle aus einem seiner vielen und werthvollen Briefe mitzutheilen:

Gervinus meint, der Einfluß von Strauß sei zu Ende, Ullmann sagt es auch. Ich glaube, sie täuschen sich. Der erste Einfluß, der den Lärm schlug, ist zu Ende. Da ist kein Zweifel. Aber, was er Wahres in seinem Buche niedergelegt hat, das ist auf den Boden der deutschen Theologie gefallen und wird sie reformiren. Es stand ebenso um die Zweifel, die einen so steifen Ausdruck in den „Wolfenbüttler Fragmenten" fanden. Man nimmt so oft ein Aufgeben der Mittel für ein Aufgeben des Zwecks. Strauß organisirt keine Partei; seine Thätigkeit ist also keine sichtbare. Aber seine Ideen sind weder todt, wie ich meine, noch unthätig. Sie werden endlich ihren Weg machen, allmählich wird das, was sie Falsches an sich haben, ausgesondert und vergessen werden. Dann wird das Wahre in seinem Buche zu Tage treten.*)

Auch Henry Ward Beecher hätte wenigstens erwähnt zu werden verdient.

Das zweite Kapitel ist „Geschichte und Biographien" überschrieben und gibt eine leidlich gute Uebersicht über die hauptsächlichsten geschichtlichen und biographischen Werke der nordamerikanischen Literatur; doch vermissen wir auch hier die Angabe einiger der neuesten und bedeutendsten historischen Arbeiten, z. B. des Werks von Horace Grenley, „The American conflict", dessen erster Band einen Absatz von mehr als 180000 Exemplaren fand.

Im dritten Kapitel sind in der buntesten Weise die heterogensten Gegenstände zusammengeworfen; es ist betitelt: „Belletristik und Essayliteratur. Aesthetik und Kritik. Uebersetzungen. Philosophie. Humoristik. Miscellaneen. Reisebeschreibungen." Zur Bewältigung dieses gewaltigen Stoffes genügen dem Verfasser ganze 25 Seiten (S. 44—69); es kann daher nicht auffallen, wenn dieses Kapitel sehr bedeutende Lücken hat. Uebrigens müssen wir auch hier anerkennen, daß die Bemerkungen über Washington Irving interessant und treffend sind. Mit Recht hebt unser Autor hervor, daß Amerika an Reisebeschreibungen wahrscheinlich reicher ist als die Literatur irgendeines andern Landes. Aus den „Characteristics of Literature" citirt er folgende Stelle:

Jedoch ist es die Lebensweise und die ungeheuere Ausdehnung des Landes nicht allein, was den Bürger der Vereinigten Staaten zu beständigen Reisen veranlaßt; es kommt noch sein unruhiges Temperament und sein ausgeprägter Geschmack an regelmäßig wiederkehrenden Ortsveränderungen hinzu, um ihn zum vollendeten Touristen zu machen. Eine solche Existenz aber begünstigt die Schnelligkeit der Auffassung, so ungünstig sie einer energischen Vertiefung auch immerhin sein mag. Selbstvertrauen weckt die Lust zu Abenteuern. Vorurtheilsfreiheit, wie sie jedem neuen Staate naturgemäß anklebt, gibt der Beobachtung einen größern Spielraum, und die Lebensfrische, die er noch besitzt, macht die Eindrücke lebendiger. So, frei und inspirirt, wie der amerikanische Tourist es ist, kann es kaum überraschen, wenn die Dinge für ihn ein schärferes und bestimmteres Ansehen haben und auf sein Gemüth einen bleibendern Eindruck machen als auf den blasirten Sinn und die conventionellen Ansichten der gelehrtern und verständigern, aber auch weniger elastischen und minder genialen Reisenden der Alten Welt.

Das vierte Kapitel trägt den Titel: „Romane und

*) Vgl. Theodor Parker. Sein Leben und Wirken. Von Albert Réville, übersetzt von Paul Deussen (Paris, Reinwald 1867).

Novellen." Der Verfaſſer gibt hier in kurzen aber treffenden Zügen eine lichtvolle Ueberſicht über die vornehmſten Romanſchreiber und Novelliſten der nordamerikaniſchen Union von Charles Brockden Brown, dem „Pionier des amerikaniſchen Romans", an bis auf Nathaniel Hawthorne und deſſen Zeitgenoſſen. Durch Hawthorne findet er nicht mit Unrecht die Romanliteratur in den Vereinigten Staaten ihrer höchſten Vollendung nahe gebracht. Er ſagt von dieſem Schriftſteller, daß er zwar oft die alltäglichſten Stoffe wähle, aber Licht und Schatten ſo darüber zu verbreiten verſtehe, daß ſie dadurch die tiefſte Bedeutung erhalten und als Ideale erſcheinen. Er ſei, wie man von ihm geſagt habe, in der That „ideally true to the real".

Im fünften Kapitel behandelt er die „Poeſie". So weit dies auf 30 Seiten möglich iſt, gibt der Verfaſſer eine befriedigende Darſtellung der poetiſchen Literatur der Nordamerikaner. Er bemerkt mit Recht, daß ſich das Drama bis jetzt noch nicht in Amerika entwickelt hat, und hätte noch hinzufügen können, daß dies auch mit der epiſchen Poeſie der Fall ſei. Nur in der Lyrik haben die Amerikaner etwas Tüchtiges geleiſtet. Daß dies ſo und nicht anders iſt, kann uns nicht wundernehmen, wenn wir bedenken, daß ein junges Volk, was die Amerikaner doch unſtreitig ſind, ſelten oder nie in der epiſchen Poeſie das Höchſte zu leiſten im Stande iſt; ähnlich verhält es ſich mit dem Drama. „Die dramatiſche Poeſie", um mit Hr. Spielhagen zu reden, „bedarf eigener Verhältniſſe, die ſehr ſelten eintreten, um das Drama zur Blüte gelangen zu laſſen; es ſcheint, als ob nur eine Zeit, in der ein Volk es bis zu einer gewiſſen Höhe gebracht hat, ſo daß ein augenblicklicher Stillſtand eintritt, um den Blick von der Höhe frei umherſchweifen zu laſſen, günſtig ſei, etwas Großes in der dramatiſchen Poeſie hervorzubringen." Wir wollen es dahingeſtellt ſein laſſen, ob der Seceſſionskrieg möglicherweiſe ſolche „eigene Verhältniſſe" ins Leben gerufen hat, oder nicht.

Alexis de Tocqueville führt noch einen andern Grund an, weshalb die Poeſie überhaupt in der nordamerikaniſchen Union nicht habe die rechte Höhe erreichen können; er ſagt a. a. O.:

> Die Ariſtokratie führt den menſchlichen Geiſt natürlich zur Betrachtung des Vergangenen und hält ihn dort feſt. Die Demokratie gibt im Gegentheil eine Art von inſtinctivem Widerwillen gegen alles, was alt iſt. Hierin iſt die Ariſtokratie der Poeſie günſtiger, denn die Dinge wachſen gewöhnlich und verſchönern ſich, je mehr ſie ſich entfernen, und in dieſer doppelten Hinſicht eignen ſie ſich mehr für das Gemälde des Idealen.

Die Poeſie ſelbſt erklärt er als „la recherche et la peinture de l'idéal". Auch hier vermiſcht A. de Tocqueville Wahres mit Falſchem. Mit Recht hebt er, wie Spielhagen es that, das Zeitmoment hervor; er irrt aber toto cœlo, wenn er die Ariſtokratie günſtiger für die Poeſie hält als die Demokratie. Die Literatur alter wie neuer Völker beweiſt zur Genüge die Unrichtigkeit der Behauptung des geiſtreichen Franzoſen.

Die Bemerkung unſers Autors, daß, wie Amerika überhaupt an ſchriftſtellernden Frauen keinen Mangel hat, es ſpeciell an Dichterinnen und dichtenden Damen überreich iſt, können wir nur beſtätigen; hat doch ſelbſt das Mormonengebiet Utah vor kurzer Zeit in der Perſon der Miß Sarah E. Carmichael eine neue Blüte in den Kranz der nordamerikaniſchen Dichterinnen geliefert. Zwei Gedichte dieſer jungen Mormonin: „The funeral of Lincoln" und „The origin of gold", tragen unzweifelhaft den Stempel eines echten Dichtertalents. Unſerm Autor ſcheint dieſe junge Dame nicht bekannt geweſen zu ſein.

Im ſechsten Kapitel liefert der Verfaſſer endlich eine ziemlich ausführliche und recht wohlgelungene biographiſche Skizze von William Cullen Bryant, den er für den „beſten Repräſentanten der amerikaniſchen Poeſie" erklärt, indem er dem Urtheil Henry T. Tuckerman's beiſtimmt. Er ſagt:

> Bryant's Harfe athmet eine ſchöne Ruhe, wie ſie über den edelſten Schöpfungen der großen Bildhauer ſchwebt, er mag nun ein Phänomen der Natur ſchildern oder mit der Emphaſe eines gottbegeiſterten Propheten dem entzückten Ohre eine erhabene Wahrheit und die höchſten Lehren der Weisheit verkünden. In jener gedankenreichen Hymne, in der er das vergängliche Weſen alles Menſchlichen der Ewigkeit der Natur gegenüberſtellt, dienen die Bilder, ſo feierlich und entzückend ſie an und für ſich ſind, doch ſchließlich nur dazu, dieſe einfache Mahnung um ſo eindringlicher zu machen.

Das Grundprincip von Bryant's geiſtiger Richtung iſt in den erhabenen Worten ausgedrückt:

> Eternal love doth keep
> In his complacent arms the earth, the air, the deep.

Wenn Buckle in ſeiner „Geſchichte der Civiliſation in England" (Ueberſetzung von Arnold Ruge, I, 206) ſagt: „In Amerika hat man der Phyſik wenig Aufmerkſamkeit zugewendet", ſo iſt dies ein unverzeihlicher Irrthum, der aber auch unſerm Autor nicht zur Entſchuldigung dafür dient, daß er keinen einzigen der bedeutenden Phyſiker, Chemiker, Mathematiker und Aſtronomen unter den Amerikanern zu kennen ſcheint. Wenn er John William Draper, trotz ſeines epochemachenden Werks: „Intellectual development of Europe", nicht unter den Hiſtorikern erwähnte, ſo mußte er deſſelben wenigſtens als Phyſiker und Chemiker gedenken; allein Brunneman hat in der That ganz überſehen, daß allen Zweigen der Naturwiſſenſchaften, eben weil ſie ſo innig mit dem ganzen demokratiſchen Leben der Union verwachſen ſind, in den Vereinigten Staaten die größte Sorgfalt zugewendet wird, und hat daher in ſeinem Buche keinen Platz für Männer wie Loomis, Morſe, Torrey, Ritlenhouſe, Mitchell, Ellet, Hare, Silliman u. a.

Karl Friedrich Neumann hat recht, wenn er ſagt: „Eine ausführliche amerikaniſche Literatur- und Kunſtgeſchichte, wozu die Stoffe in Fülle vorhanden, wäre ein höchſt verdienſtliches Werk"; Brunnemann's Buch kann in dieſer Hinſicht als eine zwar kleine, aber nicht werthloſe Vorarbeit angeſehen und empfohlen werden.

Rudolf Doehn.

Feuilleton.

Schiller im wiener Burgtheater.

Bei Schiller's Lebzeiten sind, wie wir schon einmal erwähnten, nur drei seiner Stücke am wiener Burgtheater zur Aufführung gekommen, von denen „Fiesco" den größten Erfolg hatte. Es bleibt immerhin merkwürdig, daß gerade dies republikanische Trauerspiel bald nach seinem Erscheinen am Hoftheater der Burg zur Aufführung kam und sich auf demselben erhielt, während bei andern Schiller'schen Stücken Censurrücksichten ein lange andauerndes Hemmniß der Aufführung waren. Höchst pikant ist es jedenfalls, daß die „Jungfrau von Orleans" anfangs ohne den Namen des Dichters gegeben wurde. Sollte man daraus nicht schließen, daß der Ruhm desselben zu jener Zeit, d. h. drei Jahre vor seinem Tode, noch keineswegs ein allgemein verbreiteter war? Denn welche Direction hätte sich die Zugkraft eines so bedeutenden Namens entgehen lassen? Ueber die Thatsache selbst erfahren wir Näheres in einem Briefe „über das Burgtheater", den Heinrich Laube in der „Oesterreichischen Revue" veröffentlicht. „Johanna d'Arc" wurde im Januar 1802 zum ersten male aufgeführt; die Heldenschauspielerin, Madame Roose, stellte sie dar. „Im Verlaufe desselben Jahres", fährt Laube fort, „erschien Schiller's «Jungfrau von Orleans», und die Frage drängt sich auf: Hat das Burgtheater von Schiller's Absicht und Plan Kenntniß gehabt, oder hat Schiller eine ältere Johanna d'Arc gekannt? Letzteres wäre wol wahrscheinlich. Es kommen neben den historischen Hauptfiguren nicht nur dieselben Namen historisch sein könnender Nebenfiguren vor, wie Chatillon, Raoul, Thibaut d'Arc und die beiden Schwestern der Jungfrau, Louison und Margot, nein, auch Raymond, der Liebhaber Johanna's, heißt Ramund, und auch der Landmann Bertrand heißt Bertram, auch der englische Herold hat den englischen Soldaten neben sich. Schiller machte bekanntlich wenig Umstände, auch einen Stoff zu nehmen, welcher schon theatralisch bearbeitet vorlag; die «Maria Stuart» von Spieß, welche auf der Bühne war, hielt ihn nicht ab, auch eine «Maria Stuart» für die Bühne zu schreiben. Aber auffallend wäre es, daß er in den Nebenfiguren so treu einem vorliegenden Stoff gefolgt wäre. Unterschieden ist Folgendes: Dunois und der Erzbischof fehlen ganz, Agnes Sorel desgleichen. Dafür hat der König Karl eine Gemahlin Marie, und Isabeau ist nicht seine Mutter, sondern seine Schwester. Dies könnte auf Censurrücksichten deuten, welche eine Maitresse und eine unnatürliche Mutter zu verändern gewünscht. Und ein Prinz Louis, ein Vetter des Königs, welchen ein so wichtiger Schauspieler wie Lange gespielt, ist eine bei Schiller ganz fehlende Figur. Sollte dieser Prinz für Dunois eingetreten sein, weil man den unangenehmen Ausdruck «Bastard» vermeiden wollte? Der Name des Verfassers ist auf dem Zettel nicht genannt — wer löst dies Räthsel?

„Es fehlt ein Burgtheaterarchiv völlig. Was in alten Schränken in einem dunkeln Gange, nahe bei der Kasse, an vergilbten Schriften aufbewahrt und unter Aufsicht eines ganz unliterarischen Oekonomen stand, als ich in die Direction eintrat, das erwies sich als ein ganz regelloses, werthloses Durcheinander von Papieren und Büchern. Ich habe aus diesem Durcheinander hervorsuchen lassen, was für die Theaterbibliothek einigen Werth haben konnte, und diese Bibliothek ist durch meinen Repertoire-Inspicienten so viel als möglich vervollständigt und geordnet worden. Eine recht sorgfältige Sammlung der Theaterzettel und ein genaues Repertoirebuch mit allen Besetzungen, eine treffliche Arbeit, welche ins vorige Jahrhundert zurückreicht und von obigem Inspicienten ganz exact fortgesetzt worden, dies sind die einzigen authentischen Quellen, welche für die Geschichte des Burgtheaters vorliegen.

„In diesen Quellen ließ ich nun forschen, um jenes Räthsel zu lösen. Da ergab denn das Repertoirebuch, daß die Anzeige des Zettels «Am 27. Januar 1802 zum ersten male Johanna d'Arc» eingetragen war als «Jungfrau von Orleans, von Schiller». Dabei die Nummer des ersten Buchs. Das Buch war aufgefunden in der Bibliothek, ein kleiner gedruckter Sedezband und hieß «Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie von Schiller. Mit einem Kupfer. Frankfurt und Leipzig, 1802.» Der Titel war verändert in «Johanna d'Arc», der Name Schiller's ausgestrichen, das Personal umgewandelt, wie oben angegeben ist. Die Frage war also aufgeklärt. Das Buch mochte schon in den letzten Monaten des Jahres 1801 erschienen sein, und wie Buchhändler zu thun pflegen, um ihre Producte länger jung zu erhalten und die Abrechnung über dieselben auf die zweitnächste Ostermesse zu vertagen, war es mit der vorzeitigen Jahreszahl 1802 ausgegeben worden. Das Nationaltheater konnte also das Schiller'sche Stück im ersten Monate 1802 schon geben, obwol es in der literarischen Chronologie erst im Jahre 1802 erscheint.

„Man hatte also damals schon bei einem so royalistischen Stücke weitgehende Censurbedenken, ja weitergehende als später in der Metternich'schen Epoche. Denn in letzterer Epoche findet sich sehr viel hergestellt, was Anno 1802 gestrichen oder verstümmelt worden war. Zum Beispiel die Fahne der Jungfrau, welche nur einen rothen Saum, aber keine Himmelskönigin zeigen durfte, und die echten Personen Isabeau, Agnes Sorel und Dunois. Charakteristisch ist jene erste Verstümmelung auch dadurch, daß neben religiösen Wendungen auch alle romanesken Ausschweifungen, wie die Erscheinung des schwarzen Ritters, beseitigt waren. Es ist, als ob die nüchterne josephinische Anschauung Hand in Hand mit der kirchlichen das Buch zusammengestrichen habe.

„Schiller stand damals auf der Höhe seines Ruhms. Er lebte nur noch zwei Jahre und einige Monate, und in solchem Augenblicke hatte das Nationaltheater den Muth, ein neues Stück von ihm so umzuändern, seinen Namen wegzustreichen und eine große Tragödie von ihm so aufzuführen, daß er gar keinen Theil daran zu haben schien und sicherlich auch nicht das kleinste Honorar dafür erhielt, denn ein gedrucktes Stück war vogelfrei für die Bühnen!

„Der Tod Schiller's zeigte erst spät einen Eindruck. Im Jahre nach demselben, am 17. December 1808, bringt das Nationaltheater eine Schiller-Feier zum Vortheile von Frau und Kindern des «großen Dichters». Sie fand im Kärnthnerthor-Theater statt und bestand, wunderlich genug, im Anfange aus einer Uebersetzung Schiller's, welcher ja nicht einmal Sorgfalt nachzurühmen, aus der Racine'schen «Phädra». Auf die «Phädra» folgte laut Theaterzettel: «Schiller's Feyer. Aus Stellen des unsterblichen Dichters in seinen Werken zusammengesetzt von Herrn Grafen von Benzel. Personen: Zwey Priester, der Genius, die Schauspielkunst, die Poesie, die Musik, die Zeit. Erscheinungen: Karl Moor, Fiesco, Ferdinand von Walter, Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart, Macbeth (?), Jungfrau von Orleans, Beatrice, Braut von Messina, Wilhelm Tell.»"

Carus und die Literaten.

In seinen interessanten „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten", von denen wir nächstens eine eingehende Besprechung bringen werden, spricht Carus auch von der „neueren Literatur" und meint an einer Stelle: „Das Merkwürdigste, wodurch sich insbesondere diese Neuheit unterschied, war nur, daß man es hier eigentlich mit einer Art von Geschäftsmännern zu thun hatte, welche sich allerdings wesentlich dichterisch producirend verhielten, zugleich aber als Zeitungsredacteure zu Stimmführern öffentlicher Meinung sich zu erheben suchten, im Politischen die Opposition namentlich zu vertreten pflegten, und übrigens durch buchhändlerische Speculation gelegentlich auf Wohlhabenheit oder selbst Reichthum ihr Absehen richteten."

: bezeichnet sie mit dem Namen Literaten und hat sogar
ien Aufsatz veröffentlicht: „Ueber den Begriff des Literaten."
:odor Wehl wendet sich im Feuilleton der „Constitutionellen
itung" gegen diese Auffassung mit folgenden Worten: „Daß
rus diese Entdeckung erst mit der Uebersiedlung Gutzkow's
ch Dresden, also etwa 1846 machte, ist etwas spät, denn zu
sen Literaten hat bereits Lessing, haben die Schlegel, haben
ires, Johannes von Müller, Gentz, Varnhagen, Arndt u. a.
ört. Die Politik war schon längst eine Domäne der Litera-
: geworden, als Carus im stillen Dresden das zu gewahren
ing und sich darüber entrüstete, hauptsächlich entrüstete, weil
zur Opposition gehörten und «durch buchhändlerische Specu-
on gelegentlich auf Wohlhabenheit oder selbst Reichthum ihr
sehen richteten».

„Auch Schiller, als er seine «Horen» gründete, mochte so
as im Sinne gehabt haben; aber Carus darf ruhig sein.
rberhand ist an reichgewordenen Literaten in Deutschland noch
t Ueberfluß und am wenigsten unter denen, die zur Opposition
ören. Die Opposition ist eben kein sehr einträgliches Geschäft,
an man nicht etwa Verfolgungen, Denunciationen, Strafen
) dergleichen dafür ansehen will. Daß aber der Literat auf den
werb sieht, will ihm Carus daraus ein Verbrechen machen, Ca-
, der in seinen Aufzeichnungen nicht der Freude Ausdruck zu
en unterläßt, die er darüber empfindet, den Ertrag seiner
arbeit wachsen und dahin steigen zu sehen, daß er sich eine
dliche Besitzung und etwas von einer Oekonomie anschaffen
nn! Wir denken, das, was ein Schriftsteller mit seinen
chriften rechtlich verdient, ist noch ebenso achtungswerth, als
s ein Arzt durch seine Curen verdient. Curirt der Literat
h auch und zwar am Geist und Herzen seines Volks. Wir
sen wol, daß es darunter, wie auch unter den Medicinern,
uchen Quacksalber gibt. Aber wer wird um dieser Quack-
ber willen den ganzen Stand verunglimpfen, den Stand,
n wahrlich unsere Zeit viel, vielleicht ihr Meistes verdankt!"

Es würde in Frankreich einem Victor Cousin oder einem
dern Unsterblichen der Akademie schwerlich einfallen, auf seine
llegen im Fauteuil mit solcher Vornehmheit herabzusehen,
ß wenn dieselben nur Trauerspieldichter wie Ponsard, oder
Spieldichter wie Augier, oder Publicisten wie Prevost-Paradol
ären! Im Gegentheil, die Literatur steht dort im gleichen
ng wie die Fachwissenschaft; ja die Académie française, die
s den Vertretern der Nationalliteratur, der Sprache, der
chtkunst, der Geschichte und Philosophie gewidmet ist, bildet
erste und angesehenste Section des Instituts. Wir begrei-
nicht, wie ein so geistreicher Mann, der zeitlebens der in-
e Freund eines echten Literaten wie Ludwig Tieck war, sich
so einseitigen Anschauungen bekennen kann. Unterschiede im
ligen Rang gibt es auf allen Gebieten; es ist auch ein Un-
schied zwischen Carus und einem gewöhnlichen Schädelbegucker
) Betaster. Wie es mit der Wohlhabenheit der deutschen
raten steht, davon weiß die Schiller-Stiftung zu erzählen;
n vergleiche damit die Einnahmen eines Dumas und Sue,
ckens und Thackeray. Damit aber derartige Anschauungen
t Haus aus unmöglich werden, wäre die Aufnahme der deut-
n Literatur in unsere Akademien eine unerläßliche Forde-
ng; oder die Stiftung einer freien Akademie, wie sie Kaiser
poleon III. beabsichtigen soll, um die organisirte Fronde der
ademiker zu brechen und den ausgeschlossenen Autoren wie
nin, Dumas u. a. eine Stätte zu bereiten.

Literarische Notizen.

Von Guizot's „Mémoires" ist der achte und letzte Band
ausgegeben worden, welcher bis zum Jahre 1848 reicht und
enfalls die interessanteste Epoche aus dem Leben dieses Staats-
annes behandelt. Mit den Reformbanketen schließt er seine
nwürdigkeiten — après nous le déluge.

An Stelle Victor Cousin's ist Jules Favre Mitglied der
adémie française geworden.

Die preußische Regierung, der man im ganzen eine zu eifrige Protection der Poesie nicht zum Vorwurf machen kann, hat in jüngster Zeit wieder zwei Schriftstellern eine Auszeichnung zukommen lassen, zwei Veteranen unserer Literatur. Der eine von ihnen ist Wilibald Alexis, der auf Antrag des Kronprinzen vom König das Ritterkreuz des Hohenzollernordens erhielt. Wilibald Alexis, der Walter Scott der Mark Brandenburg, der in episch-schlichter, aber kräftiger Weise das Wachsthum des Staats der Hohenzollern schilderte, verdiente in der That schon lange eine solche Auszeichnung, die ihm jetzt in einem geistig getrübten Alter zutheil wird. Der andere Veteran ist Karl von Holtei, die literarische Wanderratte, der Schlesier κατ' ἐξοχήν, der auf seine alten Tage einen Roman nach dem andern aus dem Aermel schüttelt mit anerkennenswerther Frische und Unermüdlichkeit. Er hat den preußischen Kronenorden dritter Klasse erhalten, wie auch vom Herzog von Koburg-Gotha den Ernestinischen Hausorden.

Dem Schriftsteller Charles Dickens ist von zwei nordamerikanischen Buchhändlern für das Circulationsrecht seiner Schriften ein Honorar von 60000 Dollars gegeben worden. Deutsche Schriften, die in Amerika circuliren, sind meistens Nachdruck. Kein deutscher Autor hat von seinen Schriften oder Bühnenaufführungen von jenseit des Meers bisher irgendwelchen Ertrag gehabt. Sollte die nähere Beziehung, in die wir durch das transatlantische Kabel mit unsern Brüdern jenseit des Oceans getreten sind, nicht auch hier einen erfreulichern internationalen Verkehr vermitteln?

Bibliographie.

Das Attentat vom 4. April 1866 in seiner Bedeutung für die culturgeschichtliche Entwickelung Rußlands. Eine culturhistorisch-politische Studie von v. H.. st. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 18 Ngr.

Bahnsen, J., Beiträge zur Charakterologie. Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Baudissin, Graf W. v., Gattin und Tochter. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Bermann, M., Dunkle Geschichten aus Oesterreich. 3te Aufl. 1ste bis 4te Lief. Wien, v. Waldheim. Lex.-8. à 5 Ngr.

Bischof, G., Die Gestalt der Erde und der Meeresfläche und die Erosion des Meeresbodens. Bonn, Marcus. Gr. 8. 7½ Ngr.

Breusing, H., Ein Geächteter. Lebensbild. 3te Abth. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Brockhaus, C. P., Nicolai Cusani de concilii universalis potestate sententia explicatur. Dissertatio inauguralis. Lipsiae, Brockhaus. 8. 15 Ngr.

Cellini, B., Abhandlungen über die Goldschmiedekunst und die Sculptur. Uebersetzt und verglichen mit den Parallelstellen aus Theophilus diversarium artium schedula von J. Brinckmann. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 1 Thlr.

Herr v. Heber und das geschmähte Baden. Abfertigung der Brochüre: „Der Prager Friede als Grundlage der Neugestaltung Deutschlands." Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Graf Bismarck. Ein Lebensbild. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 15 Ngr.

Grimm, H., Unüberwindliche Mächte. Roman. 3 Bde. Berlin, Hertz. 8. 5 Thlr.

Die Katholiken in Baden, und die Juden in Wien. Eine Berufung an das deutsche Rechtsgefühl. Freiburg im Br., Herder. 8. 3 Ngr.

Liebetreu, C. F., Leben und Lieben. Kleine Skizzen u. bunte Bilder. Berlin, A. Jonas. 8. 15 Ngr.

Mühlbach, Louise, Deutschland in Sturm und Drang. Historischer Roman. 2te Abth. Fürsten und Dichter. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Oertzen, G. v., Vom Vaterlande! 12 Gedichte. Heidelberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Osenbrüggen, E., Wanderstudien aus der Schweiz. 1ster Bd. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pohl, C. F., Mozart und Haydn in London. 2te Abth. Haydn in London. Wien, Gerold's Sohn. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Räß, A., Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und ihren Schriften dargestellt. 4ter Bd. Von 1601 bis 1620. Freiburg, im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Reich, E., Die Ursachen der Krankheiten, der physischen und der moralischen. Leipzig, R. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Weihe, G., Die Jubelfeier. Eine christliche Idylle. Ducherow. 1866. 16. 3 Ngr.

Das Werk der Liebe an den entlassenen Strafgefangenen. Eine Erzählung von Fr. Pr. Gekrönte Preisschrift. Barmen. 8. 3 Ngr.

Hales, E., Endlich doch Land! Roman. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Autorisirte deutsche Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Mechulle-Leut'.

Ein Polizeiroman.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Ein nicht lediglich aus der Phantasie geschöpfter, sondern auf Grund reicher Erfahrungen von einem hochgestellten Polizeibeamten verfaßter Roman, welcher die ganze Noth und Gefahr unsers social-politischen Lebens enthüllt, zugleich aber auch mit Humor und Satire den Schwächen der Zeit gegenübertritt. Aehnlich wie zu den sogenannten Schelmenromanen des 17. Jahrhunderts das sittenlose und gaunerische Treiben während des Dreißigjährigen Kriegs den Stoff lieferte, bilden die rechtlichen und polizeilichen Zustände der Gegenwart den Boden, auf dem die spannenden Begebenheiten des vorliegenden Polizeiromans erwuchsen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **Karl Friedrich Wilhelm Wander.**

In Lieferungen zu 8 Bogen. Jede Lieferung 20 Ngr.

Mit der erschienenen funfzehnten Lieferung liegt der erste Band des mit Recht als ein deutsches Nationalwerk bezeichneten „Deutschen Sprichwörter-Lexikon" von Wander (A — Gothen) vollständig vor. Er kann in gehefteten oder gebundenen Exemplaren durch alle Buchhandlungen bezogen werden (was denen, welche den Bezug eines derartigen Werks in einzelnen Lieferungen nicht lieben, willkommen sein wird), während die Fortsetzung nach wie vor in der, die allmähliche Anschaffung so wesentlich erleichternden bisherigen Form — in Lieferungen zu 20 Ngr. — erscheint. Ein Prospect über das Werk ist gratis zu haben.

In einer ausführlichen Vorrede zum ersten Bande spricht sich der Herausgeber eingehend über das Werk und die von ihm befolgten Grundsätze aus; diese Vorrede ist nebst den sich daranschliessenden Verzeichnissen von hohem Interesse für alle Freunde der Sprachliteratur.

Das „Deutsche Sprichwörter-Lexikon" will den gesammten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörterschatz, den in der Literatur zerstreut niedergelegten wie den blos im Volksmunde lebenden, in alphabetischer Ordnung zusammenfassen (mehr als 80000 deutsche und 20000 fremde Sprichwörter). Es wird nicht nur die vollständigste, geordnetste und darum übersichtlichste, sondern vergleichungsweise auch wohlfeilste aller bisherigen Sprichwörtersammlungen sein. Der bekannte Herausgeber hat dem Werke den grössten Theil seines Lebens gewidmet.

In der „Allgemeinen Schul-Zeitung" sagt ein competenter Beurtheiler: „Mit jeder Lieferung wächst das Werk, wie äusserlich, so an innerm Gehalt und Werth. Dazu trägt theils die reichliche Beisteuer, deren sich der Herausgeber von theilnehmenden Gelehrten und Bekannten zu erfreuen hat, das Ihre bei, theils die erhöhte Sorgfalt für die Richtigkeit der angeführten zahlreichen Sprichwörter und hauptsächlich die Fülle der den Sprichwörtern beigegebenen Erklärungen, welche über den Ursprung, den Sinn und die Verwandtschaft derselben oft trefflichen Aufschluss geben."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Deutsche Zollverein.

Ein Handbuch für Zoll- und Steuerbeamte, Kaufleute und Gewerbtreibende.

Von **Wilhelm Ditmar,**
Oberregierungsrath.

Zweite, durchaus umgearbeitete Auflage.

Erster Band. Geschichte und Organisation des Zollvereins.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses wichtige, soeben bereits in zweiter Auflage erscheinende Werk behandelt die Grundsätze und die Gesetzgebung des Deutschen Zoll- und Handelsvereins zum ersten mal in systematischer Darstellung, und zwar nicht blos von der theoretischen, sondern recht eigentlich auch von der praktischen Seite. Es ist daher ein unentbehrliches Handbuch für Fachmänner und Landtagsabgeordnete, wie für Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbtreibende, Spediteure in und außerhalb der zum Zollverein gehörigen Staaten. Der zweite Band, die Gesetze, Verordnungen und Verträge enthaltend, befindet sich bereits unter der Presse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Guizot's Memoiren vollständig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.

Par **M. Guizot.**

Édition autorisée pour l'étranger.

8 Bände. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit dem erschienenen achten Band liegen die Memoiren des berühmten Staatsmannes vollständig vor. In diesem Band behandelt der Verfasser die parlamentarischen Kämpfe in den Jahren 1840—48 bis zum Ausbruch der Revolution und gibt vielfache Enthüllungen aus der innern Entwickelungsgeschichte jener wichtigen Epoche; ebenso liefert er interesssante Beiträge zur Geschichte Italiens, Spaniens und der Schweiz.

Guizot's Memoiren sind von der Kritik einstimmig als eine der werthvollsten Erscheinungen der historischen Literatur unserer Zeit anerkannt worden, und werden nach ihrem gegenwärtigen Abschluss gewiss noch zahlreiche neue Leser finden.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint eine

Neue wohlfeile Ausgabe des Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon

in 70 Heften zu 5 Ngr.

Probehefte und Prospecte dieses anerkannt trefflichen, über 2000 Abbildungen enthaltenden Werks sind in jeder Buchhandlung gratis zu haben, wo auch Subscriptionen angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 13. Juni 1867.

Inhalt: Ein neuer „Kosmos". Von Rudolf Gottschall. — Neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Von Otto Speyer. (Beschluß.) — Braun's „Historische Landschaften". — Feuilleton. (Victor Hugo als Friedensapostel.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein neuer „Kosmos".

Natur und Geschichte. Welt- und Geschichtsbilder von Karl L. Riel. Erster Band: Die Sternenwelt in ihrer geschichtlichen Entfaltung. Erste Abtheilung: Der Fixsternhimmel. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 2 Thlr.

Alexander von Humboldt's „Kosmos" ist ein Weltpanorama, das in seiner krystallklaren Darstellung die Harmonie des Universums spiegelt. Einen „Kosmos" nach Humboldt zu schreiben, das hieße eine Ilias post Homerum dichten. Selbst die unleugbare Thatsache, daß bei den erstaunlich raschen Fortschritten unserer Naturwissenschaften in der verhältnißmäßig kurzen Frist, die seit dem Erscheinen von Humboldt's „Kosmos" verstrichen ist, wieder eine Zahl wichtiger Entdeckungen gemacht wurde, welche einzelne Kapitel des Humboldt'schen Werks der Revision bedürftig erscheinen lassen, könnte ein solches Unternehmen nicht rechtfertigen. Eine Rechtfertigung läge nur in einem gänzlich neuen Standpunkte, von welchem aus die Darstellung des Kosmos in einer neuen Beleuchtung erscheint. Einen solchen Standpunkt nimmt Karl Riel in dem oben erwähnten Werke ein, wie schon der Titel andeutet und wie sich aus dem vorliegenden ersten Bande bereits mit Sicherheit erkennen läßt. Ueber die Principien seines Werks hat er sich bereits in einer Einleitung: „Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze" (Leipzig, Brockhaus, 1863), ausgesprochen. Er will das Weltganze schildern in seiner Genesis in der menschlichen Erkenntniß und für dieselbe, den Aufgang der Natur, ihr Werden und Wachsen im menschlichen Geiste, und dann die bestimmenden Einflüsse andeuten, welche diese Erkenntniß der Welt wieder auf den Fortschritt der Menschheit ausübte. Die beiden ersten Bände des Werks haben die Aufgabe, die Sternenwelt in ihrer geschichtlichen Entfaltung zu schildern:

> Die aus dem ineinandergreifenden Streben der Jahrtausende hervorgegangene Entwickelung der astronomischen Erkenntnisse hat sich aber in untrennbarem Zusammenhang mit der Gesammtentwickelung der Menschheit vollzogen, steht in engster Beziehung zu dieser, ja ist vielleicht der Hauptfactor im großen Bildungsgange des Menschengeschlechts. „Für die Selbstdenkenden ist", wie schon Fries hervorhob, „selbst die Fortbildung der positiven Religionen von der Berichtigung der astronomischen Weltansichten abhängig." Soll daher das astronomische Wissen und die Weltanschauung der Gegenwart zum vollen Verständniß kommen, so muß der Versuch gewagt werden, die Entwickelung der Astronomie im Zusammenhang mit der Gesammtentwickelung zur Anschauung zu bringen, sie — nach dem bezeichnenden Ausdruck W. Förster's — „auf dem Schauplatz der gesammten Menschheitsentwickelung in Scene zu setzen". Ein solches Wagniß nun konnte der Verfasser nicht unternehmen wollen; die Schlußworte der Einleitung werden hierüber keinen Zweifel lassen. Dem dort Angeführten entsprechend, konnte er also nicht daran denken wollen, die geschichtliche Entwickelung der Welterkenntniß zu einem Gesammtgemälde zusammenzufassen, das in einem Bilde Gegenwart und Vergangenheit, das Gewordene und zugleich sein Werden im Entwickelungsgange der Geschichte vor dem Leser aufrollt. Seine Aufgabe mußte eine bescheidenere bleiben. Demgemäß hat er sich begnügt, mit einem Ueberblick des gegenwärtigen astronomischen Wissens beginnend, die einzelnen Entwickelungsreihen zu verfolgen, aus welchen es emporgewachsen ist, auf die unerschöpfliche Fülle der Beziehungen zur Gesammtentwickelung aber nur andeutungsweise theils durch die Darstellung selbst, theils in besondern Anmerkungen hinzudeuten.

Trotz der bescheidenen Beschränkung des Verfassers dürfen wir doch behaupten, daß er sein Programm, soweit sich nach dem ersten Bande urtheilen läßt, vollständiger erfüllt, als er sich selbst den Anschein zu geben sucht. Nirgends stoßen wir zwar in dem Werke auf eine aufdringliche Natur- und Geschichtsphilosophie; nirgends gefällt sich eine spielerische Dialektik in genialitätssüchtigen Parallelen; doch die hin- und hergehenden Bezüge zwischen der Geschichte der Astronomie und der Geschichte der Menschheit sind augenfällig genug, um dem Werke eine höhere Bedeutung zu sichern als jene blos anregende und andeutende, die der Verfasser für dasselbe in Anspruch nimmt.

Der Einfluß der Naturwissenschaften nicht blos auf die Läuterung der menschlichen Erkenntniß, sondern auf die Umgestaltung der ganzen Weltanschauung tritt von Tag zu Tag bedeutsamer hervor. Nur muß sich die Naturwissenschaft vor philosophischer Systemmacherei hüten, sonst verdirbt sie sich das Concept. Daß die Orthodoxie das Bewußtsein hat, ihre positiven Grundlagen und gleichsam den Boden unter ihren Füßen durch diese neuen

Resultate der Naturforschung zu verlieren, das beweisen ihre fortwährenden Proteste gegen die „Prätensionen der exacten Naturwissenschaft". Hat doch noch 1857 unter diesem Titel A. Frantz, Doctor der Theologie, Superintendent und Oberpfarrer zu St.-Jacobi in Sangerhausen, eine polemische Schrift gegen Schleiden herausgegeben, in welcher er das Kopernicanische Weltsystem als die Wurzel alles Uebels bezeichnet. Es sei ganz und durchaus gegen die Schrift, behauptete er in derselben, daß die Erde nur ein Stern sei wie andere Sterne und sich mit diesen um die Sonne drehe, und diese falsche Lehre rühre nur daher, daß die Astronomie durch die Mathematik verderbt und entgeistigt worden sei. Die Erde drehe sich nicht als Stern um die Sonne, sondern sei im Gegentheil Mittelpunkt und Hauptzweck der Welt. Das alte sogenannte Erdsystem sei das einzig richtige und die Behauptung, daß die Gestirne Weltkörper wie die Erde seien, eine der unsinnigsten Annahmen, die je existirt haben. Die Erde sei fest und ein Finsterkörper, während die Sterne leuchtende Himmelslichter sind.

Dieser Doctor der Theologie hat nun die Kühnheit, die frommen Wünsche seiner Glaubensgenossen als eine feste Thatsache hinzustellen; denn wenn die Erde in der Welt von Millionen Sonnen und Planeten zu einem verschwindenden Nichts wird, so werden die Grundsätze der orthodoxen Christologie erschüttert. Für sie muß die Erde der Mittelpunkt des Alls sein und die Sterne nur eine bengalische Beleuchtung — sonst verliert ja das Mysterium der Welterlösung, die sich einem so bedeutungslosen Stern zuwendet, seine tiefere Begründung, ganz abgesehen davon, daß in der biblischen Erzählung der Weltschöpfung dann die Nebensache in bedenklicher Weise zur Hauptsache gemacht ist. Es ist also ein anerkennenswerther Muth richtiger Consequenz, mit welchem diese Herren von der äußersten Rechten der exacten Forschung und allen ihren unerschütterlichen Resultaten ins Gesicht schlagen. Hat doch schon der Stoiker Kleanthes den Samier Aristarch der Gotteslästerung angeklagt, weil er durch seine Lehre von der Bewegung der Erde um sich selbst und „um die Sonne" die Ruhe der Vesta und der Laren gestört habe, weil er „den heiligen Herd der Welt verrücken wolle". So alt ist die Wahrheit und muß doch immer von neuem entdeckt werden. Was bereits Aristarch, was Arjabhatta, der Kopernicus Indiens, zur Zeit als der freiere Buddhismus in Indien herrschte, schon gelehrt hatten, das mußten die Galilei und Kopernicus als eine kecke Neuerung dem europäischen Brahmanenthum aufdringen. Rieth doch noch Melanchthon, man müsse die Obrigkeit bewegen, eine so böse und gottlose Meinung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken. Erst im Jahre 1821 hat die römische Curie das Verbot des Kopernicanischen Systems für erloschen erklärt.

Die Folge dieser Entdeckungen bis auf die neueste Zeit führt uns Riel im ersten Abschnitt des ersten Bandes vor und gibt damit eins der wichtigsten Kapitel in der Geschichte des menschlichen Geistes. Die Entdeckungen eines Kepler und Galilei, eines Kopernicus und Newton sind als bekannt anzunehmen. Einer der größten Entdecker der Neuzeit ist der gefeierte königsberger Astronom Bessel (gest. 1846); ihm verdanken wir, wie Mädler so schön sagt, die Astronomie des Unsichtbaren. Die Ausrechnung des dunkeln Siriusgenossen ist einer der seltensten Triumphe der Wissenschaft. Bessel gewahrte in den thatsächlich ermittelten Bewegungen des Sirius Abweichungen, die unerwartet waren; er stellte daher die Theorie auf, daß sich in der unmittelbaren Nähe des Sirius eine Masse befinde, durch deren Attraction diese Bewegungen hervorgerufen werden. Jene uns einfach erscheinenden Sterne seien mithin Doppelsterne, aber das eine Glied entweder gar nicht selbstleuchtend oder nur von so schwachem Lichte, daß unser Rohr uns keine Spur davon zeige. Beide Glieder hätten im Fixsterncomplex dieselbe gemeinschaftliche Bewegung, außerdem aber noch eine besondere um den zwischen ihnen sich bildenden Schwerpunkt. Selbst Humboldt äußerte scherzhaft seine Bedenken gegen diese „Gespensterwelt". Neuerdings (am 31. Januar 1862) ist nun diese „dunkle", von Bessel errechnete Schwestersonne des Sirius durch Clark zu Boston mittels eines mächtigen Refractors an das Licht gezogen und später auch von andern Astronomen wirklich gesehen worden. Frankreichs größter Astronom nannte diese Entdeckung Bessel's mit Recht die bedeutendste unsers Jahrhunderts. Bekanntlich hatte Bessel aus den Störungen des Uranus auch den Neptun ausgerechnet, ehe derselbe noch durch das Fernrohr entdeckt worden war. Es ist interessant, wie die Berechnung, ja die Vermuthung oft gerade in astronomischer Kenntniß das Richtige getroffen, das später die Anschauung und exacte Forschung feststellten. Namentlich hat unser königsberger Philosoph Kant in seiner „Naturgeschichte des Himmels" eine große Zahl von Muthmaßungen aufgestellt, die sich später fast alle bestätigt haben. Kant, sowenig er sonst ein Freund der Intuition war, hatte eine geniale „astronomische Intuition". Riel kommt im Verlaufe seines Werks öfter auf diese vorgreifenden Anschauungen Kant's zurück. Schon in dem ersten Abschnitt erwähnt er eine dieser Hypothesen:

„Was die kühne Speculation des Philosophen von Königsberg, des eigentlichen Begründers unserer heutigen Weltanschauung, was Kant aus den wenigen bis dahin am Himmel bemerkten „kleinen Plätzchen", aus den „neblichten Sternen" zu errathen gewagt, William Herschel hat es uns als Wirklichkeit hat uns erkennen lassen, daß unsere von der Milchstraße umschlossene Fixsternwelt mit ihren vielleicht 20 — 30 Millionen Sonnen nichts ist als ein abgesonderter Nebelfleck (detached nebula), eine Weltinsel im Weltocean, deren unzählige andere fern jenseit der unsern den unendlichen Raum erfüllen. Mehr als 2000 dieser fernen Nebelwelten haben seine Riesenteleskope hervorgezogen aus der Nacht des Universums. Der Erbe seines Ruhms und seines Namens ist ihm auf diesen Bahnen gefolgt. Nicht nur, daß er die Zahl der Nebelflecke um 1619 erweitert hat, sodaß jetzt schon über 4000 bekannt sind, seinen anstrengenden Arbeiten verdankt die Astronomie auch die erste Analyse jener merkwürdigen Gebilde, die „einzig in der Welt der Gestaltungen" den Südpol umkreisen — der magellanischen Wolken.

Wenn die Waffen der Sternkunde sich in gleichem Verhältniß vervollkommnen wie bisher, so wird sich noch

manche Ahnung und Vermuthung als ſicher erkannte Wirklichkeit aufweiſen laſſen. Galilei hatte die Jupiters-Trabanten mit nur ſiebenmaliger Vergrößerung entdeckt und überhaupt keine ſtärkere als zweiunddreißigfache anwenden können. William Herſchel, der die Geheimniſſe der Fixſternwelt entſchleiert hat, benutzte bereits ſechstauſendfünfhundertfache Vergrößerung, mit deren Hülfe es ihm gelang, bisher unerkannte Himmelslichter zu entdecken, Sterne, die man jahrtauſendelang für einzelne hielt, in zwei-, drei- und mehrfache Sterne, ja in ganze Sternſyſteme aufzulöſen, die, in allen Farben ſchimmernd, goldgelb, roth, blau, grün, purpurn und aſchfarbig, der Menſchheit neue Räthſel aufgaben.

Ueber eine der wichtigſten neuen Entdeckungen, die Spectralanalyſe, welche zuerſt eine genauere Kenntniß der „Phyſik des Himmels“ ermöglichte, ſpricht Riel noch nicht in dieſem erſten Abſchnitt, ſondern erſt in dem Anhang. Die Kirchhoff-Bunſen'ſche Spectralanalyſe iſt ohne Frage die größte Entdeckung unſerer Tage. Mit Recht nennt Riel das Spectroſkop ein Fernrohr anderer Art, das uns ſchon *hineinſehen* ließ in das, was das Fernrohr uns hatte *ſehen* laſſen, und uns die Stoffe verrieth, aus denen die Himmelskörper beſtehen. Wenn Humboldt noch 1858 in ſeinem „Kosmos“ ausſprach, daß alle Weltkörper außer unſern Planeten und den Aërolithen, welche von dieſen angezogen werden, für unſere Erkenntniß nur homogene, gravitirende Maſſe ſeien ohne ſpecifiſche, ſogenannte elementare Verſchiedenheit der Stoffe, ſo iſt dieſe Behauptung nach der Kirchhoff'ſchen Entdeckung bereits veraltet zu nennen:

Wie einſt die Sammlung des Lichts in den Sammellinſen der Fernröhre die zahlloſen, dem bloßen Auge unſichtbaren Welten unſerm Blicke erſchloß und die Oberflächen der Sonne und Planeten unſerer Betrachtung zugänglich machte, ſo hat nunmehr die Zerlegung des Lichts durch das Prisma ein Mittel dargeboten, der chemiſchen Beſchaffenheit der Himmelskörper auf die Spur zu kommen; die Spectralanalyſe hat uns die Möglichkeit gewährt, zu erkennen, welche Stoffe in den Atmoſphären der Himmelskörper enthalten ſind, und welche nicht.

Auch hier legten Kirchhoff und Bunſen nur den Schlußſtein zu einer Folge von Entdeckungen, die von ihren Vorgängern gemacht worden waren. Wollaſton fand ſchon 1802 bei Unterſuchung des Sonnenſpectrums, daß daſſelbe nicht aus continuirlich ineinander übergehenden Farben beſtehe, daß vielmehr die hellen Streifen durch einzelne dunkle, rechtwinkelig gegen die Länge des Spectrums gerichtete Linien unterbrochen ſeien, ferner daß dieſe Linien immer genau an derſelben Stelle des Spectrums erſcheinen und daß ihre Zahl eine ungemein große ſei. Auch bemerkte er bereits einen Unterſchied dieſer Linien im Spectrum der Sonne und dem der Fixſterne: die erſte ſichere Andeutung der Verſchiedenheit jener Sonnen. Später analyſirte J. Herſchel die eigenthümlichen Spectren von Flammen, in denen Chlornatrium und andere Salze verbrannten, und ſah, daß jene Subſtanzen ganz beſtimmte Linien durch ihre Gegenwart in der Flamme hervorrufen und daß man in der Verſchiedenheit der Spectren ein ungemein ſcharfes Mittel habe, um äußerſt geringe Spuren von gewiſſen Körpern zu entdecken.

Wheatſtone entdeckte 1835, daß der elektriſche Funken andere Linien zeige, wenn er von Queckſilber, andere, wenn er von Zink, Zinn, Kadmium und andern Metallen abſpringt, welche Linien demnach in der Art der Lichtquellen ihre Urſache haben, urſprüngliche, den Lichtquellen eigenthümliche ſind:

Mit dieſen Linien war nun die ſichere Grundlage der Spectralanalyſe gewonnen. Nachdem dieſelbe alsdann durch verſchiedene Forſcher, wie Foucault, van der Willigen, Swan, Stockes und ganz beſonders durch Plücker, weiter fortgebildet und durch vielfache Experimente der innige Zuſammenhang zwiſchen der chemiſchen Zuſammenſetzung der in Flammen oder in elektriſchen Funken glühenden, feinvertheilten oder gasförmigen Körpertheilchen mit der Lage der Lichtlinien im Spectrum dieſer Lichtquellen nachgewieſen war, wurde ſie endlich von Kirchhoff und Bunſen durch ganz neue Verſuchsweiſen einem glänzenden Abſchluß entgegengeführt. Von ihnen wurde nun der Einfluß näher geprüft, welchen die verſchiedenartigſten Körper in der Flamme, unter den verſchiedenſten Verhältniſſen, unter geringern ſowie unter den höchſten Temperaturen u. ſ. w., auf das Spectrum ausübten, und die Ergebniſſe waren ganz wunderbare und überraſchend fruchtbare Thatſachen. Die Spectralanalyſe bewährte ſich als ein optochemiſches Werkzeug von ſo unendlich feiner Empfindlichkeit, daß z. B. von Natron der fünfmalhunderttauſendſte Theil eines Pfundes in weitere drei Millionen Theile getheilt noch deutlich die charakteriſtiſche Natronlinie erkennen ließ. Ja, das Spectroſkop zeigt an, daß bei dem vom Atlantiſchen Meere her wehenden Weſtwind ſich mehr Natron in der Luft befindet als bei Nordoſt, der aus den weiten Länderſtrecken Rußlands zu uns kommt.

Die Erfolge der Entdeckung waren ebenſo bedeutend auf dem Gebiete der Chemie wie auf dem der Aſtronomie. Man entdeckte unbekannte, ungeahnte Elemente. Die prachtvolle rothe Linie im Spectrum des Lepidoliths, die unbekannte blaue Linie in der dürkheimer Sole ließen auf ein paar neue Elemente ſchließen, von denen die Chemiker noch keine Ahnung hatten. Die chemiſche Analyſe beſtätigte die Verkündigungen des Spectrums und ergab zwei bisher noch unbekannte Elemente, Rubidium und Cäſium. In der Aſtronomie aber leitete die Analyſe der unerreichbaren Himmelslichter eine neue Epoche ein. Kirchhoff ſtellt als Reſultat ſeiner Beobachtungen feſt, daß die dunkeln Linien eine allgemeine Eigenſchaft der Spectren aller glühenden, feſten oder flüſſigen Körper ſind, wogegen die glühenden Gaſe Spectren zeigen, die aus geſonderten hellen Linien auf mehr oder weniger dunkelm Grunde beſtehen. Geht das Licht glühender, feſter oder flüſſiger Körper durch glühende Gaſe (gasförmige Atmoſphären), ſo wird das Spectrum derſelben umgekehrt.

Damit war der Schlüſſel zu einigen dem Fernrohr und der Berechnung verſchloſſenen Geheimniſſen des Kosmos gefunden. Die Unterſuchungen der Himmelskörper ergeben, daß die Sonne ein feſter oder flüſſiger glühender Körper iſt, der von einer gasförmigen Atmoſphäre eingehüllt iſt, daß Eiſen, Natrium, Calcium, Magneſium in der Atmoſphäre der Sonne enthalten ſind. Ebenſo ſind die Fixſterne erkannt als glühende mit gasförmigen Atmoſphären umgebene Körper. Gewiſſe Subſtanzen, die auf der Erde ſehr verbreitet ſind, finden ſich auch in ihnen

vor; doch auch Verschiedenheiten in der chemischen Beschaffenheit bieten die Sterne dar:

So scheint in dem hellsten Sterne im Sternbilde des Orion Wasserstoff nicht vorhanden zu sein, eine Substanz, die als Bestandtheil des Wassers auf der Erde eine so wichtige Rolle spielt und die im Sonnenspectrum zwei der auffallendsten Linien hervorbringt, nämlich die von Fraunhofer mit C und F bezeichneten. Dafür sind in einzelnen Sternen auch wieder Stoffe zu erkennen, die auf der Erde nur sparsam vorkommen und in der Sonne gar nicht bemerkbar sind. Im Aldebaran, einem hellen Sterne im Sternbilde des Stiers, haben Miller und Huggins Quecksilber, Antimon und Tellur erkannt, die alle in der Sonne nicht sichtbar sind.

Das wichtigste Resultat gab indeß die Untersuchung der Nebelflecke. Noch der „Kosmos" nahm an, daß die Nebelflecke nur Sternhaufen sind, die sich unter Anwendung von Fernröhren wachsender Stärke allmählich alle auflösen lassen würden. Die Spectralanalyse ergab, daß es Nebelflecke von wirklich gasartiger Natur gibt, glühende Gasmassen ohne Kern, deren zwei Hauptbestandtheile Stickstoff und Wasserstoff zu sein scheinen.

Abgesehen von diesen wissenschaftlichen Thaten der neuesten Zeit, deren Tragweite eine unabsehbare ist und die doch noch keineswegs ein Gemeingut der Gebildeten geworden sind, werden die Leser in dem Werke von Riel noch manches Neue finden, was nicht mit dem astronomischen Schulprogramm stimmt, das sie noch von früher her im Kopfe tragen. Sie mögen von Neptun und den Asteroiden, von den neuen Entdeckungen in unserm Planetensystem erfahren haben; ein großer Theil der weit wichtigern Entdeckungen am Fixsternhimmel mag ihnen unbekannt geblieben sein. Daß Sonnen um Sonnen kreisen, wissen sie vielleicht aus den Klopstock'schen Oden; aber was man von dieser Fortbewegung der Fixsterne durch den Weltraum, auch von derjenigen unserer Sonne Näheres entdeckt, wird ihnen entgangen sein. Hierüber finden sie im zweiten Abschnitt des Riel'schen Werks: „Der Fixsternhimmel. Die Bewegungen in der Fixsternwelt und die Entfernungen der Himmelskörper", wichtige Aufschlüsse, ebenso über die ungeheuern Entfernungen, die man durch die endliche Auffindung einiger Fixsternparallaxen ausgerechnet hat. Noch interessantere Mittheilungen bringt der dritte Abschnitt über den „Glanz- und Farbenwechsel der Gestirne, ihr Aufflammen und Erlöschen", und der Anhang über „Die Sonne", „Das Fernrohr", „Die Meteore" und „Das Leben der Sternenwelt".

Welche großen Fortschritte die neue Zeit in der Erkenntniß des Fixsternhimmels gemacht hat, das geht namentlich aus einem Rückblick auf die Geschichte der Entdeckungen hervor, welche die Zahl und das Wesen der Doppelsterne betreffen. Am Anfang des vorigen Jahrhunderts kannte man nur 10—12 solcher Doppelsterne, um die Mitte desselben ungefähr 20. Der manheimer Astronom Christian Mayer beschrieb 1788 schon 80 größtentheils von ihm entdeckte Doppelsterne; William Herschel führte in den Katalogen von 1782, 1783 und 1804 schon 846 an:

John Herschel, im Besitz der schönen Instrumente seines Vaters, hat zuerst durch gemeinschaftliche Beobachtung mit James South in England und Frankreich die Zahl der Doppelsterne um 380 und später in Feldhausen am Cap der guten Hoffnung um mehr als 2000 Sternpaare des südlichen Himmels vermehrt. Aber das Höchste, was auf diesem neuen und unermeßlichen Felde bisjetzt geleistet worden ist, verdanken wir den glänzenden Talenten und der erstaunenswürdigen Thätigkeit des ältern Struve. Sein erstes, 1820 veröffentlichtes Verzeichniß enthielt bereits 796 Doppelsterne. Demselben folgte ein zweites, 1824, mit 3112 Doppelsternen bis neunter Größe in Abständen unterhalb 32″, von welchen nur etwa ⅛″ früher gesehen worden war. Um diese Arbeit zu vollbringen, wurden im großen Refractor von Fraunhofer an 120000 Fixsterne untersucht.

Gleiche Fortschritte machte die Erkenntniß des Wesens der Doppelsterne. Früher hielt man dieselben nur für optische Doppelsterne, die in der Wirklichkeit weit hintereinander ständen. Erst als Halley die Eigenbewegung mehrerer Gestirne entdeckt hatte, als man zu ahnen begann, daß das Gesetz der Gravitation auch oben in der Fixsternwelt Geltung habe, fing man an zu muthmaßen, daß jene nahe nebeneinanderstehenden Sterne doch wol nicht blos scheinbar, sondern in Wirklichkeit sich nahe standen, daß sie physisch miteinander verbunden und an ein gemeinsames Gravitationscentrum gefesselt seien. Lambert erhob sich 1760 zuerst zu dem Gedanken, daß die nahestehenden Fixsterne, die Sonne selbst, in einer nicht zu langen Zeit eine Revolution um ihren gemeinsamen Schwerpunkt vollenden. John Mitchell wies 1767 mit Hülfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung nach, daß die Gruppirung der doppelten und mehrfachen Sterne nicht vom Zufall herrühren könne, daß das nahe Zusammenstehen der Sterne in einer innern Beziehung seinen Grund haben müsse, und ist schon durchaus nicht mehr im Zweifel darüber, daß jene Sterne umeinander gravitiren. Christian Mayer behauptete 1778 bereits, daß die kleinern einem großen nahestehenden Sterne entweder Planeten desselben, oder beide Weltkörper, der Hauptstern und sein Begleiter, zu umeinanderkreisende Sonnen seien. Diese Behauptung erregte ebenso viel Aufsehen wie Widerspruch. Der petersburger Akademiker Nikolaus Fuß schrieb: „Sonnen um Sonnen kreisen — wozu sollten solche Dinge nützen?" Andere Fachmänner sprachen von „unverschämten Unwahrheiten", von den „nichts bedeutenden Nachrichten gelehrter Abenteurer, wodurch die Astronomen gefoppt und in ihren höchst wichtigen Arbeiten gestört würden". Erst den Entdeckungen William Herschel's gegenüber verstummte der Widerspruch. Er hat die wahren Beziehungen dieser Sterne zueinander richtig erkannt, hat den Begriff von partiellen Sternsystemen, in denen mehrere Sonnen um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt kreisen, festgestellt und begründet, hat überhaupt seinen Scharfsinn und Beobachtungsgeist bereits an allem dem geübt, was sich auf Bahn, Umlaufszeit, Helligkeit, Farbenverschiedenheit und Klassifikation nach Größe der gegenseitigen Abstände der doppelten und mehrfachen Sterne bezieht.

Auch die bis dahin unerhörte Thatsache, daß Fixsterne einander decken, wurde von Herschel erkannt:

Die ungeheuern Umlaufszeiten dieser Sonnen machen erklärlich, daß bisher bei so wenigen vollständige Bahnberechnun-

gen gelungen sind. Unter dem gesammten Heere der Doppelsterne sind bisjetzt nur acht gefunden, deren Umlaufszeit weniger als ein Jahrhundert beträgt. Die kürzeste (30 Jahre) hat ζ Herculis, demnächst folgen ζ Cancri mit 58 Jahren, ξ Ursae majoris mit 61, η Coronae mit 66 Jahren und einige andere. Selbst unter 300 Jahren scheinen nur wenige Umlaufszeiten vorzukommen, wie z. B. bei dem schönen Doppelstern γ Virginis mit 169 Jahren und bei 8 Cygni mit 178 Jahren. Bei dem berühmten Bessel'schen Schwanenstern beträgt sie schon 452 Jahre und beim Castor 579, bei der Mehrzahl aller übrigen aber, bei welchen überhaupt schon Bewegung wahrgenommen ist, führt die Rechnung auf viele Jahrtausende; und wenn nun bei neun Zehntel aller Doppelsterne noch gar keine Bewegung wahrgenommen ist, so dürfte bei den meisten von diesen freilich noch alles einer fernen Zukunft anheimgestellt bleiben. Nichtsdestoweniger aber wird das reiche Material, welches die Gegenwart (vor allen in Struve's genauen Ortsbestimmungen der Hauptsterne dieser Systeme) der Nachwelt hinterläßt, schon den nächsten Generationen möglich machen, von einer nicht geringen Zahl Doppel- und mehrfacher Sterne Bahn und Umlaufszeit, vielleicht auch die Entfernung zu bestimmen, und mit der Kenntniß aller dieser Partialsysteme, die sich wiederum zu Systemen höherer Ordnung gliedern, in denen Doppelsterne mit Doppelsternen an ein gemeinschaftliches Gravitationscentrum gebunden sind, wird dann erst der Einblick in die uns noch so wenig bekannte innere Organisation des Fixsternsystems beginnen.

Auch in die Mannichfaltigkeit der Systeme und ihre höhern Combinationen gewann man allmählich einen Einblick:

Wie es zwei-, drei- und mehrfache Sterne gibt, die in mannichfachster Art zu einem gemeinsamen System miteinander verbunden sind (bei dem dreifachen Stern ζ Cancri umkreisen z. B. die beiden schwächern den Hauptstern, bei ρ in der Cassiopea dagegen scheinen die beiden äußerst schwachen Begleiter sich zunächst umeinander und dann wieder gemeinschaftlich um den hellern zu bewegen), so ist auch bereits die zunächst höhere Stufe dieser Systeme in den menschlichen Gesichtskreis getreten, ist bereits offenbar geworden, daß zwei und mehrere Paare solcher umeinander kreisender Sonnen wiederum zu einem höhern System vereinigt sind. Ein anscheinend einfacher Stern in der Ferne besteht allein schon aus einem solchen System von Systemen. Schon bei schwacher Vergrößerung erscheint er als Doppelstern (ε und ζ Lyrae, die 3′ 17″ voneinanderstehen), und bei mehr als hundertfacher Vergrößerung erkennt man, daß ein jeder dieser beiden Sterne wiederum ein Doppelstern ist. Da die Eigenbewegung beider Paare genau bekannt und gleichmäßig ist, so scheint kaum noch zweifelhaft, daß sie zusammen ein System höherer Ordnung bilden.

Die Annahme, daß das Newton'sche Attractionsgesetz und seine nothwendigen Consequenzen, die Kepler'schen Gesetze, auch für diese außerhalb des Sonnensystems wahrgenommenen Bewegungen gültig seien, hat sich bei allen Beobachtungen der Doppelsterne bisher bestätigt.

Am glänzendsten hat sich die Gravitationsrechnung bewährt durch die bereits erwähnte Errechnung unsichtbarer dunkler Sonnen. Es war dies die vierte Combination, das Kreisen leuchtender Sonnen um dunkle, das hinzukam zu den drei notorisch vorhandenen: dem Kreisen dunkler Körper um dunkle, dunkler um leuchtende, leuchtender um leuchtende. Riel bemerkt hierzu:

Wie äußerlich die Zusammenstellung dieser vier Combinationen auch scheinen mag, was Alexander von Humboldt von der Erkenntniß der dritten (des Kreisens von Sonnen um Sonnen) sagt, daß sie eine der großen Epochen in der Entwickelungsgeschichte des höhern kosmischen Naturwissens bezeichne, das gilt von allen: die Erkenntniß einer jeden bildet einen Markstein in der Entwickelungsgeschichte der menschlichen Weltanschauung, mit einer jeden hat die Menschheit eine höhere Stufe der Welterkenntniß erreicht. Im frühesten Kindesalter des Menschengeschlechts war von allen diesen Combinationen nur eine bekannt, und diese eine war Täuschung. Die Erde erschien als der einzige nichtleuchtende Weltkörper, um welchen die leuchtenden Himmelslichter zu schwingen schienen. An diesen Sinnentrug knüpften sich die Schöpfungsmythen und Glaubensvorstellungen der Vorzeit, in denen zum Theil noch heute das menschliche Denken und Glauben befangen ist. Mit dem uns nächsten Weltkörper, mit dem Trabanten der Erde, dem Mond, begann die Erkenntniß der Wirklichkeit. Schon Thales wußte — und die ältern Culturvölker wol noch früher —, daß der Mond kein selbstleuchtendes Himmelslicht, daß er ein dunkler Weltkörper sei wie unsere Erde. Hiermit war die erste Combination, das Kreisen eines dunkeln Weltkörpers um einen dunkeln, gewonnen, und es beginnt zugleich mit dieser Zeit die Entfaltung jener neuen Natur- und Weltauffassung der griechischen Philosophen, die zu dem Aristotelisch-Ptolemäischen Weltbau führt. Erst die 2000 Jahre später erfolgende Erkenntniß der zweiten Combination stürzt diesen in Trümmer. Kopernicus stellt die Sonne als Weltleuchte in die Mitte der Welt, Galilei's Rohr entkleidet die Planeten ihrer überirdischen Majestät, auch sie erlöschen als Himmelslichter, werden zu dunkeln Weltkörpern wie unsere Erde, gleich ihr die Sonne umkreisend, und — die zweite Combination ist gewonnen, eine neue Weltanschauung ist geboren. Mit der Erkenntniß der dritten Combination, der in den Doppel- und mehrfachen Sternen umeinander kreisenden Sonnen, erhält sie ihre Vollendung; die Sonne wird herabgestoßen von dem königlichen Thron, die Weltleuchte wird zu einem Fixstern, diese selbst werden zu Sonnen, nicht minder bedeutend wie die Sonne selbst. Der letzte Rest des aus dem Kindesalter der Menschheit durch die Jahrtausende vererbten Sinnentrugs ist geschwunden, die Fixsterne sind als mehr denn „leuchtende Himmelslichter, zu scheinen auf die Erde", erkannt. Bessel's große Entdeckung der vierten Combination endlich hat uns auch von der andern Täuschung befreit, daß die uns sichtbare Sternenwelt alles umfasse, was sie in ihrem Schoße birgt, hat uns die Welt des Unsichtbaren erschlossen, hat uns die sichere Erkenntniß gebracht, daß die uns sichtbare Fixsternwelt von vielleicht ebenso zahllosen, „für uns" dunkeln Sonnen erfüllt ist.

Wir haben auszugsweise, aber im Zusammenhang mitgetheilt, was Riel in Bezug auf die Doppelsterne sagt, nicht blos des allgemein interessanten Inhalts wegen, sondern um an einem Thema zu zeigen, in welcher Weise der Autor den Zusammenhang von Natur und Geschichte erfaßt und darlegt und wodurch sich sein Werk von andern populären Himmelsbeschreibungen unterscheidet, welche uns nur mit der Summe der Erkenntniß, aber nicht mit ihrem Werden bekannt machen. Dabei ist rühmend hervorzuheben, daß die Einkleidung des Werks wol eine gefällige und anziehende, aber sehr weit verschieden ist von jenen belletristisch angeflogenen Darstellungen, welche das Naturbild oft durch die übel angebrachten Reflexe schönseliger Empfindsamkeit entstellen. Riel's Schrift ist frei von allen überflüssigen Redeblumen und stilistischen Arabesken. Der Autor gibt immer nur die Sache; da er sie aber mit Wärme darstellt und von seinem Stoff begeistert ist, so weiß er den Lesern die gleiche Theilnahme für denselben einzuflößen, um so mehr, als die Darstellung gedankenvoll und deshalb anregend ist, ohne sich in metaphysische und phantastische Träumereien zu verlieren.

Rudolf Gottschall.

Neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

(Beschluß aus Nr. 23.)

Gustav Körner, wenn wir nicht irren, ein deutscher Emigrant von 1848 aus Frankfurt a. M., war, wie die Aufschrift seines Buchs: „Aus Spanien" (Nr. 4), sagt, von 1862—64 Gesandter der Vereinigten Staaten in Madrid. In dieser Eigenschaft war es ihm vergönnt, in Räume zu dringen, die sich geringern Sterblichen nicht zu öffnen pflegen, Personen, Dinge und Zustände kennen zu lernen, die dem gewöhnlichen Touristen ein verschlossenes Buch bleiben. Vollkommen discret, was seine politischen und persönlichen Verhältnisse zum Hofe und zur Regierung wie zu Privatpersonen anlangt, zeichnet er die öffentlichen Zustände und zumal die öffentlichen Charaktere Spaniens von dem Königspaare und der französischen Kaiserin bis zu dem letzten Bettler herab mit einer so echt republikanischen Freimüthigkeit und Ungenirtheit, daß einem monarchischen Diplomaten aus der alten Schule die Haare darob zu Berge steigen müßten.

Wenn auch bei weitem nicht so durchforscht und, möchten wir sagen, abgegriffen wie die Hesperische, ist doch auch die Iberische Halbinsel, seit Irving seine herrliche „Alhambra" schrieb, ein beliebtes Thema für die Touristenliteratur geworden, und es mag wenige unter unsern Lesern geben, die nicht schon mehr als einmal ihren Führern durch die Galerien Madrids, die Promenaden der Fuente Castellana und Puerta del Sol und durch die herrlichen Schattengänge des Parks von Aranjuez gefolgt wären; die nicht im Geiste die klösterreichen Felszacken des Monserrat erklommen, die lachende Huerta von Valencia durchfahren, von dem glockenreichen maurischen Riesenthurm der Giralda auf die reiche Ebene von Sevilla geblickt, den Säulenwald der Moschee Abd-er-Rahman's in Cordova durchwandert, endlich im Löwenhofe der Alhambra die wunderbare Stuccaturarbeit bewundert und des tragischen Schicksals der Abencerragen gedacht hätten. Auch die politischen und wirthschaftlichen Zustände des Landes sind uns, zumal durch das Verdienst Minutoli's und Willkomm's, erschlossen, und manches alte Vorurtheil gegen Land und Volk ist dadurch hinweggeräumt worden. Dennoch hat es unser Verfasser verstanden, in Stoff und Form seinem Gegenstande neue Seiten abzugewinnen, unser Interesse zu erregen und in Gestalt einer leichten und zwanglosen Touristenschrift manchen werthvollen Beitrag zur Kenntniß des Landes zu liefern.

Wir unterscheiden drei verschiedene Bestandtheile in der vorliegenden Schrift, obgleich sie der Verfasser seltsam durcheinandergeworfen hat, wie es scheint, nur weil er dem Grundsatz des variatio delectat huldigen wollte, nämlich: Reisen nach, in und aus Spanien, in denen auch Skizzen deutscher, französischer und schweizerischer Localitäten enthalten sind; Beschreibungen von Kunstsammlungen und Kunstwerken, vorzugsweise Gemälden, nebst Excursen über spanische Kunst und spanische Künstler; endlich Urtheile über politische und religiöse Zustände, nebst scharfgezeichneten Silhouetten hervorragender Glieder der königlichen Familie, Staatsmänner, Generale und Publicisten.

Der Stil des Verfassers ist im allgemeinen einfach, klar, lebendig, ohne Schmuck und hohen Schwung, wie ohne Prätension und Affectation; die ganze Darstellungsweise anschaulich, das Gepräge der Wahrheit und Aufrichtigkeit tragend. Nirgends tritt uns die sonst in dieser Literaturgattung so häufige Eitelkeit und Selbstbeschaulichkeit entgegen; der Verfasser hat überall nur die Sache im Auge, urtheilt mit männlichem Freimuth ohne die Anmaßung, sein subjectives Urtheil dem Leser als ein objectives aufdrängen zu wollen, spricht nie hart und herb über Zustände, die seiner Natur und Anschauungsweise zuwiderlaufen, sondern behandelt dieselben höchstens mit einer leichten, kaum verletzenden Ironie, ohne sie doch zu verhehlen oder zu bemänteln. Die Sprache ist nicht ohne gewisse Nachlässigkeiten, wie wir dergleichen häufig bei Deutschamerikanern finden, weniger eigentliche Anglicismen (obgleich der Verfasser öfters, wo ihm der deutsche Ausdruck nicht mundgerecht ist, eine englische Redensart an die Stelle setzt), als einzelne Verstöße gegen Grammatik und Orthographie. Zumal Fremdwörter und Eigennamen sind zuweilen bis zur Unkenntlichkeit entstellt, wovon jedoch manches auf Rechnung des Setzers kommen mag. So heißt das bekannte Rafael'sche Gemälde lo Spasimo di Sicilia einmal Pasmo de Sicilio, ein andermal Spaesmo, endlich Spasuno, Montbéliard (Mömpelgard) wird Montpellier, der Golf von Lyon ein Golf von Leon, die Westgothen werden in „Bissigothen" französirt u. dgl. m.; auch findet sich hier und da ein geographischer Schnitzer, wie wenn der Maladetta, der höchste Pyrenäengipfel (10722 par. F.) fast so hoch wie der Montblanc (14768 F.) genannt wird.

Das Buch beginnt mit einem aus Madrid datirten Briefe an eine Freundin in Saint-Louis, wol dem Wohnort des Verfassers, der von hier aus über Neuyork, Havre, Paris, Köln, dann rheinaufwärts über die alte Heimatstadt und Heidelberg, „wo er so manchen Strauß erlebt", Basel, Zürich, Bern mit einem Abstecher ins Oberland, Genf und Lyon nach Marseille, von da zu Schiff nach Valencia und endlich per Bahn nach Madrid gereist ist. Alles ist hier kurz, abgerissen, kaum skizzenhaft; die Sätze oft abgebrochen, wie aus einem Tagebuch abgeschrieben, doch nicht ohne charakteristische Bemerkungen. Vom alten Vaterlande ist er sehr erbaut; er findet, daß es unendlich vorwärts gegangen sei, zumal freilich in Bezug auf die verschwundenen Paß- und Douaneplackereien. Ueberall bricht die Liebe zur alten Heimat und die deutsche Natur des Verfassers durch den angloamerikanischen Ueberzug: das zeigt sein Entzücken beim Anblick des strasburger Münsters, das die Thränen, die ihm der Anblick des Rheins entlockt. In einem zweiten Briefe aus Düsternbrook bei Kiel, wo er im Sommer 1863 die Seebäder gebraucht, nennt er Deutschland einen „Edelstein vom reinsten Wasser" und wiederholt Varnhagen's begeisterte Worte:

O geliebtes Land, umfassen
Möcht' ich mit den Armen dich!
An die heiße Brust dich drücken,
Küssen mit den Lippen dich!

Herz der Treue, Mund der Lieder,
Geistesauge, Arm der Kraft;
Hand der Kunst und Stirn des Denkens,
Mutterbrust der Wissenschaft!

Auch hier ist die Reise von Madrid nach Kiel nur mit wenigen Worten angedeutet, während die Rückkehr seltsamerweise durch einen „Besuch im Museo nacional" von der erstern getrennt, unter der Ueberschrift „Von Genf an den Manzanares" eingehend geschildert ist. Auf die ungenirteste Weise wechseln hier Erinnerungen und fortlaufende Erzählung: von der Rhône werden wir an den Rheinfall nach Schaffhausen versetzt, den der Verfasser auch noch nach dem Niagara sehenswerth findet, eilen mit ihm durch Regen und Nebel das Haslithal hinauf an den Wassersturz der Aar an der Handeck und zu der schaurigen Steinwüste der Grimsel, um plötzlich wieder nach Lyon überzuspringen, dessen Lage Körner unvergleichlich nennt unter den Binnenstädten, besuchen mit ihm die Alterthümer von Nimes, durcheilen die baumlosen, von der Sonne durchglühten Ebenen von Languedoc und lernen das von den Handbüchern vergessene und in der That ziemlich außerhalb der Culturſphäre liegende Perpignan kennen. Dann geht es in einer mit dem lebendigsten Humor geschilderten Fahrt mit der spanischen Diligence über die Pyrenäen nach der Lieblingsstadt des Autors in Spanien, Barcelona; von da durch das üppige Thal des Llobregat über Sabadel, das catalonische Manchester, nach der Hauptstadt Aragoniens, der „siempre heroica Zaragoza", dem Stolze des Spaniers, wo wir nach des Verfassers Weise zumal mit den Kirchen und Kunstwerken näher bekannt gemacht werden. Während wir mit ihm weiter abwechselnd durch pflanzenleere Einöden und paradiesische Thäler über die wunderliche Troglodytenstadt Calatayud nach Madrid fahren, finden wir es mit ihm begreiflich, daß der eine Tourist das Land und seine Schönheiten in den Himmel erhebt, während der andere es eine afrikanische Wüste nennt. Wo eben Wasser ist, ist Spanien ein herrliches Land, wo die Bewässerung aufhört, eine kahle Steinwüste.

„Ein Frühlingsausflug nach Andalusien", auf der gewöhnlichen Route zunächst über die Sierra Morena und Jaen nach Granada, über die Alpujarras nach Malaga, zu Schiff nach Cadiz und weiter mit der Bahn über Xerez nach Sevilla und Cordova, bietet des Neuen wenig, abgesehen von den oft originellen Bemerkungen über die Kunstwerke dieser Städte, zumal die Kathedralen von Granada und Sevilla und die herrlichen Murillos, welche diese Vaterstadt des größten spanischen Malers enthält. Von exaltirter und pathetischer Schönmalerei hält sich der Verfasser fern, so verführerisch gerade hier der Gegenstand auch ist; er verzichtet sogar auf die übliche Schilderung der spanischen Diligence mit ihrem obligaten Mayoral, Zagal und Delantero, weil Hackländer, „dem wir die Poesie des Stalles verdanken", sie bereits unübertrefflich geschildert habe.

Obgleich weder selbst Künstler noch Kenner von Fach, ist Körner doch entschiedener Kunstenthusiast. Alle ihm zugänglichen Gemäldesammlungen — und vermöge seiner officiellen Stellung waren ihm weit mehrere zugänglich als den meisten andern — hat er aufs genaueste durchforscht, und seine Beschreibungen und Bemerkungen enthalten manchen werthvollen Beitrag zur Kenntniß der spanischen Kunst. Sein frisches unbefangenes Urtheil, ohne Zurückhaltung wie ohne Anmaßung ausgesprochen, tritt nicht selten der hergebrachten Meinung entgegen und rückt manches in eine neue und richtigere Beleuchtung. In seiner Schwärmerei für Murillo, den er in seinen Kinder- und Engelgestalten entschieden über Rafael stellt, geht er dagegen zu weit. Wenn er den Rafael'schen Kindern zumeist einen altklugen Ausdruck zuschreibt, so finden sich in dem Engelkranze, der die Vierge de Madrid umschwebt, alte feiste Pfaffengesichter, bei denen Murillo seine Lieblinge, die Franciscanermönche, zu Modellen gehabt zu haben scheint. Es ist hier nicht der Ort, auf die vom Verfasser behandelten Fragen über die Existenz einer besondern spanischen Schule, ihre Bedeutung und ihren Zusammenhang mit den italienischen und niederländischen Malerschulen einzugehen. Für eine derartige Schrift ist der Gegenstand überhaupt zu weitläufig behandelt. Vor allem gilt das für die zahlreichen minutiösen Beschreibungen von Gemälden. Beschreibungen von Kunstwerken sind für den, der sie nicht schon aus eigener Anschauung kennt und nicht gerade Fachmann ist, wie gemalte Speisen: wir können sie nicht mit dem Sinne auffassen, der ihren wahren Genuß allein ermöglicht; sie ermüden und langweilen uns.

Der letzte Theil des Buchs ist mit Ausnahme eines Ausflugs nach Aranjuez und Toledo und eines langen Artikels über das königliche Museum in Madrid, der Schilderung der religiösen, politischen und socialen Zustände sowie der Charakteristik bedeutender Persönlichkeiten gewidmet. Ein Kapitel schildert die Ceremonie des Beso-Mano oder Handkusses, bei der es genau ebenso steif und langweilig hergeht wie bei jeder andern großen „Cour", nur daß hier noch das obligate Niederknien vor der Herrscherin hinzukommt. Von der Schönheit und Anmuth der Kaiserin Eugenie, mit der er bei der Königin Isabella speiste, ist der Verfasser ganz entzückt, obgleich er „den Imperialismus und alles, was darum und daran hängt, glühend haßt".

In der „Semana santa" (heiligen Woche) erhalten wir ein Urtheil über die Religiosität des Volks, welche dem Verfasser im ganzen ebenso gering wie die Kirchlichkeit groß zu sein scheint. Unter den höhern Ständen findet sich viel Atheismus bei der genauesten Beobachtung der äußerlichen Gebräuche, beides mit einer gewissen Naivetät nebeneinander bestehend. So äußerlich die religiösen Uebungen sind, so sehr sind sie dem Volk zur andern Natur geworden und gehören zu seinen unentbehrlichen Lebensgewohnheiten. Der Verfasser hätte hinzufügen können: die prunkvollen Kirchenfeierlichkeiten sind theils die Hauptfeste des Volks, theils mit diesen aufs innigste verbunden und ihm deshalb unentbehrlich. Es

ist das derselbe Fall in allen katholischen Ländern des Südens.

Ein viel strengeres Urtheil über die Religiosität seiner Landsleute fällt der Demokrat Fernando Garrido in seinem von A. Ruge übersetzten Buche: „Das heutige Spanien." Ihm ist die Religiosität der Spanier eigentlich nur Heuchelei. Aber Garrido's Urtheil wird durch seinen Parteistandpunkt bestimmt und ist vielleicht nicht zuverlässiger als seine gewaltig übertriebenen Angaben über die Bevölkerungszahl der spanischen Städte. Unserm Verfasser sind die Sequestration der geistlichen Güter und die Anerkennung Italiens ein Beweis, daß die Spanier nicht bigot und die Macht des Klerus zu Ende ist, so schlagende Beweise vom Gegentheil auch die neueste Zeit mehrfach gebracht hat, und trotz der großen Rolle, die Schwester Patrocinio und Pater Claret seinem eigenen Geständniß nach am Hofe spielen.

Auch die politischen und socialen Zustände Spaniens sieht Körner mit weit günstigern Augen an als die meisten seiner Vorgänger. Land und Volk werden, seiner Ueberzeugung nach, im übrigen Europa, zumal von Engländern und Franzosen, mit einem Vorurtheil betrachtet, das sich noch von der Versumpfung und Verkommenheit herschreibe, in welche Spanien im 18. Jahrhundert versunken war. Seit 1808 und zumal seit der Regierung Isabella's sei aber eine gründliche Umwandlung vor sich gegangen. Alles strebe unaufhaltsam zum Bessern, die Fortschritte treten überall auffallend hervor. Das Volk sei im allgemeinen trefflich geartet, ohne Servilismus, voll Unabhängigkeitssinn, ernst und edel. Das Interesse am Staate sei in den Städten wenigstens ein durchaus allgemeines, das beweise schon die große Zahl von Zeitungen und deren Abonnenten. In der Hauptstadt erscheinen 5 officielle (der Verfasser hätte hinzufügen sollen: oder officiöse) und 30 unabhängige politische Tageblätter, zum Theil in 3—4 täglichen Ausgaben, außerdem 93 andere Zeitschriften, meist mit großem Leserkreise. Deshalb sei auch die Zeit, wo einzelne ehrgeizige Generale die Staatsverfassung umstürzen konnten, die Zeit der Militäremeuten überhaupt vorüber. Das zeige das Schicksal der Prim'schen Schilderhebung, deren Scheitern eben bekannt ward, als der Verfasser sein Buch abschloß. Fortan werde Spanien nur geistige Revolutionen durchmachen.

Wir gestehen, daß uns des Verfassers Deductionen nicht überzeugt, daß im Gegentheil seine thatsächlichen Angaben uns in der Meinung bestärkt haben, daß er die Zustände in allzu rosigem Lichte erblickt. Die Häufigkeit der Revolten, der stete Ministerwechsel, der große Einfluß der Camarilla, die Unzahl der politischen Parteien, die noch größere der ehrgeizigen Parteiführer, meist abenteuernder Generale, die nach persönlicher Herrschaft streben; dazu das Daniederliegen des Volksunterrichts (von dem der Verfasser ganz schweigt), die Unwissenheit und der Aberglaube der Menge, die Armuth und Verkommenheit des Volks in materieller Beziehung, selbst seine Bedürfnißlosigkeit: alles das und manches andere dazu scheint uns darzuthun, daß die Zeit noch fern ist, wo die Spanier wieder eine Rolle ersten Rangs unter den Nationen Europas spielen werden, so wenig auf der andern Seite die landläufige Behauptung gerechtfertigt erscheint, daß dies Volk überhaupt nur eine Vergangenheit und keine Zukunft mehr habe.

Mit scharfen Strichen charakterisirt Körner die verschiedenen politischen Hauptparteien und ihre Chefs: die Neo-Catolicos (Ultramontanen), die Ultra-Moderados mit Narvaez, den er gegen den Vorwurf, grausam und tyrannisch zu sein, in Schutz nimmt und für viel zu gescheit hält, um für den Absolutismus zu schwärmen*); die Unionliberal, die conservativ-liberale Compromißpartei unter O'Donnell; die Progressisten unter Espartero, Prim und Olozaga; die Demokraten, wieder in politische und sociale zerfallend, die erstern unter Emilio Castelar, die letztern unter Rivera, die Monarchie gänzlich ignorirend und auf eine sociale Republik hinarbeitend. Der Verfasser hält die Monarchie und selbst vorläufig die bourbonische für gesichert; der Gedanke einer iberischen Monarchie unter dem Könige von Portugal, von den Progressisten ausgehend, habe in beiden Ländern keinen rechten Boden. Isabella, die er uns als eine trotz ihrer Kränklichkeit körperlich ziemlich imposante, vielleicht noch mehr massige Erscheinung schildert, ohne hohe Bildung, aber mit natürlichem Mutterwitz, gutmüthig und leicht zu rühren, sei ohne ihre Schuld durch die Verhältnisse unpopulär geworden.

Wir schließen hier unser kurzes Résumé, indem wir hoffen, dem Leser wenigstens einen Begriff von dem reichen Inhalt des Buchs gegeben zu haben. Tadeln müssen wir übrigens, daß der Verfasser die Feile so wenig gebraucht, daß er nicht nur von wächsernen Streichhölzchen spricht, sondern öfters denselben Gedanken fast oder ganz mit denselben Worten wiederholt. So erhalten wir nicht weniger als dreimal fast dieselbe Charakteristik Prim's, während es von Espartero zweimal heißt: „Er ist eine Art von spanischem Lafayette" u. s. w.

Als Probe der Darstellungsweise des Verfassers theilen wir die Charakteristik des letztgenannten Parteihauptes mit:

> Die dritte große Partei in Spanien wird von den Progressisten gebildet. Sie umfaßt fast alle, die den intelligenten Mittelklassen angehören und ist auch sehr stark in der Armee. Die Progressisten sind anscheinlich für eine gehörig beschränkte Monarchie. Sie waren zu verschiedenen malen an der Spitze der Regierung, doch niemals lange, weil sie an innern Spaltungen litten. Ihr Chef, dem Namen nach, ist Espartero, Herzog von Victoria. Er ist eine Art von spanischem Lafayette. Seine Uneigennützigkeit, politische Consequenz, Charakterreinheit und militärische Fähigkeit haben ihm einen fast unbegrenzten Einfluß auf das Volk gegeben. Aber es fehlt ihm durchaus an administrativer Fähigkeit, an Energie und an dem Talent, eine Partei zu lenken. Dabei fehlt es ihm nicht an einer guten Gabe von Eitelkeit. Jede erfolgreiche Volksbewegung wirft ihn an die Spitze der Geschäfte. Regent des Königreichs im Jahre 1840 geworden, geliebt von seiner Partei und selbst von den Gegnern geachtet, hätte er sich leicht in Macht erhalten können bis zur Mündigkeit der Königin. Aber er war eben kein Staatsmann. Voll von physischem, fehlte es ihm an moralischem

*) Freilich vor dem Staatsstreich vom December 1866 geschrieben.

Muth. Er verlor seine Stelle in wenig Jahren. Die Revolution von 1854, ursprünglich von einigen ehrgeizigen Generalen wie O'Donnell, Dulce, Serano, Prim begonnen, erhielt erst ihre Sanction durch das Volk, als Espartero sich daran betheiligte. Aber kaum war sie geglückt, so wußten sich die Rivalen seiner wieder zu entledigen und ihn in die Dunkelheit des Privatlebens zurückzudrängen. Dennoch wird immer noch sein Name als nothwendig für einen etwaigen Erfolg einer Schilderhebung seiner Partei betrachtet. Olozaga, der Redner und Staatsmann der Partei, unternahm es im vergangenen Jahre, eine Art Rebellion in der Partei gegen ihn hervorzurufen, aber Espartero's Popularität, namentlich in den Provinzen, war selbst für ihn zu stark. Das Centralcomité und besonders General Prim beeilten sich sehr, eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Sollte O'Donnell fallen, so ist kaum zu zweifeln, daß Espartero wieder ins Ministerium gerufen wird mit Olozaga als Minister des Auswärtigen und Prim als Kriegsminister.

Referent gesteht, daß er nur widerwillig und mit einem gewissen Mistrauen an die Lektüre der Victor Hehn'schen Schrift „Italien" (Nr. 5) ging. Es graute ihm vor der Aufgabe, sich zum hundertsten male von einem unbarmherzigen Touristen durch alle die unvermeidlichen Herrlichkeiten des italienischen Stiefels nebst ihren drawbacks von obligatem Schmuz und Ungeziefer schleppen zu lassen und mühsam unter unendlicher Spreu versteckte Weizen- oder gar Goldkörner aufzusuchen. Um so angenehmer war die Enttäuschung.

Das Hehn'sche Buch ist keine Reiseschrift. Von persönlichen Erlebnissen ist keine Rede, ebenso wenig von Detailschilderungen, sei es von Gegenden, Kunstwerken oder Menschen. Der Verfasser strebt nach einem höhern Ziele. Er will in kleinem Rahmen — das ganze Buch enthält wenig über 200 Seiten — ein möglichst concises Bild des Landes und Volks hinstellen, wenn er auch in großer Bescheidenheit seine Arbeit nur als Ansichten und Streiflichter bezeichnet.

Mit einem reichen Geiste, einer feinen Beobachtungsgabe, gründlichen historischen, sprach- und naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, wohl vertraut mit der einschlägigen Literatur und offenbar selbst mit dem Lande in seinen verschiedensten Theilen durch eigene Anschauung genau bekannt, hat der Verfasser seine Aufgabe in so trefflicher Weise gelöst, daß sein Buch nach allem, was über Italien gesagt worden ist, doch für jeden, der sich ein richtiges Urtheil über die Halbinsel und ihre Bewohner bilden will, wenn nicht geradezu unentbehrlich, doch eins der besten Hülfsmittel genannt werden muß. Und nicht nur der Inhalt ist bedeutend; auch die treffliche Form verdient rühmend hervorgehoben zu werden. Die Sprache ist klar, scharf, markig, an der rechten Stelle schwungvoll und beredt, stets anschaulich; nur hier und da, wie es scheint aus Widerwillen gegen allen Wortkram, fast zu lakonisch. Stets weiß er die Dinge, die er schildert, in die schärfste Beleuchtung zu rücken, wenn diese auch, wie das bei „Streiflichtern" kaum anders sein kann, zuweilen eine einseitige ist und somit nicht allen Seiten des Gegenstandes gleiche Gerechtigkeit widerfahren läßt. Auch einzelne thatsächliche Irrthümer laufen mit unter, die jedoch zumeist nur unwesentliche Nebensachen betreffen*), oder vielleicht durch allzu großen Lakonismus entstandene scheinbare Widersprüche, wie wenn er die Italiener „Kinder eines sonnigen Landes, träge und leidenschaftlich zugleich, ebenso fleißig als sorglos" nennt.

Im ersten Kapitel schildert der Verfasser den Contrast zwischen der Schweiz und dem Südalpenlande; dort bald liebliche, umschlossene Landschaftsscenen, voll idyllischen Friedens, bald ein wüstes Bild form- und schrankenloser Gewalten, beängstigende Zeugen uralter elementarer Kämpfe und Naturrevolutionen; hier ein braunes Sonnen- und Lichtland, wo der Naturgeist in Formen gebunden ist und man inmitten einer reichen und üppigen Landschaft doch schon die Nähe der wasserlechzenden Wüste ahnt. Bei dieser kurzen, aber treffenden Schilderung schwebt dem Verfasser offenbar das Bild der Riviera di Genova vor, die allerdings diesseit Neapel den schärfsten Contrast der italienischen Natur mit dem Nordalpenlande darbietet. Dagegen führt uns das zweite Kapitel in die italienischen Niederlande, das venetianische Gebiet mit seinen kolossalen Wasserbauten, seinen weiten flußdurchzogenen Sumpfebenen, und erinnert an die alten Städte, die vor zwei Jahrtausenden hier in Blüte standen. Denn überall liebt es der Verfasser, zu der Vergangenheit zurückzukehren, wie denn auch seine Schilderungen mit zahlreichen, im Verhältniß zu dem Umfang des Buchs fast zu zahlreichen Citaten aus den classischen Schriftstellern des Alterthums durchwebt sind.

Das Kapitel „Felsboden" schildert uns eigentlich vielmehr die Cultur im Hügel- und Berglande: die Art der Bewässerung, den eigenthümlichen Terrassenbau, die Silos und Nekropolen, alle eigenthümliche südliche Culturformen, in denen Hehn zugleich „Sittenzüge" wahrnehmen will. In der „Vegetation" werden uns zunächst die immergrünen Bäume und Sträucher, die Blumen mit ihren lebhaften Farben, der Duftreichthum der südlichen Pflanzenwelt, deren Farbstoffe, Gift- und Nahrungspflanzen vorgeführt; weiterhin der Gegensatz zwischen der Wüstenflora und den hier und da plötzlich sich öffnenden landschaftlichen Paradiesen, der Vegetationsgürtel der Berge, die charakteristischen Baumformen: alles scharf und knapp, oft zu knapp gezeichnet. Der Abschnitt, welcher die Physiognomie der Landschaft schildert, ist in stilistischer Hinsicht, in anschaulicher Klarheit bei gedrängter Zusammenfassung und scharfer Charakteristik, der Glanzpunkt des ganzen Buchs. Wir legen unsern Lesern einen Abschnitt daraus vor, der zugleich als Probe der Stoffbehandlung dienen mag:

In fließender Linie, bequem und heiter, bald scharfkantig gegen den Hintergrund des Himmels abgeschnitten, bald wie ein unbeweglich schwebender lichtgetränkter Duft liegt der Hauptzug in der Ferne gelagert und sendet am Bande schmaler niedriger Landzungen blaue, malerische, schwimmende Vorgebirge ins Meer. Wer jemals die römische Campagna betreten hat, der erinnert sich des Vorgebirgs der Circe, der blauen Felsensphinx,

*) So wenn der Verfasser (S. 41) meint, von Heidelbeeren wisse der Italiener nichts, während diese Staude doch auf dem lucchesischen und toscanischen Apennin hier und da große Striche überzieht und die Früchte auch z. B. in Livorno zum Verkaufe ausgeboten werden; oder wenn er sagt, daß die Schmetterlinge größer, glänzender und zahlreicher seien als in Deutschland (S. 26), und Aehnliches.

die, von jedem Standpunkt sichtbar, jenseit der Pontinischen Sümpfe den Eingang in das eigentliche Paradies des Südens bewacht — eine Berg- und Küstengestalt, die er von da an immer wiederfindet, auf der Halbinsel von Bajä, auf Ischia, am Cap der Minerva, an dem Monte-Postiglione, der die Bai von Policastro nach Norden begrenzt, am Felsen der Scylla, bei Taormina, am Monte-Pellegrino u. s. w. Zwischen diesen Felsabstürzen liegen die runden Golfe eingeschlossen, „rein gezeichnete Theaterkreise" (Vischer), Städte und Wohnungen der Menschen bergend, gefüllt mit azurnem oder smaragdgrünem Meereswasser, umkränzt von aufsteigenden Gärten, Bäumen und Terrassen. Auch mitten im Lande lösen sich von dem Labyrinth der Höhen und Thäler einzelne hervortretende scharfgezeichnete Berghäupter ab, wie der Eryx bei Segesta in Sicilien, oder der Soracte, der wie eine vom Sturm gejagte Sturzwelle — so erschien er Lord Byron im „Childe Harold" — von Norden die römische Campagna überragt. Wo das Kalkgebirge von vulkanischen Bildungen durchbrochen ist, da sind die ganz stillen und runden Seen wie eingeschlossene Edelsteine in die alten Kraterränder eingesenkt, z. B. die Seen von Albano, Nemi, Agnano u. s. w., und eine anmuthige, klare, langsam geschwungene Linie zieht von der Spitze des Kegels in stetigem Fluß zur Ebene oder zum Meere hinab, nirgends schöner als bei dem Vesuv, auf dem noch immer jene aus Dampf gebildete Pinie schwebt, von welcher der jüngere Plinius in seinem berühmten Briefe dem Tacitus Meldung thut. Tritt man den Stätten vulkanischer Thätigkeit näher, da verwandelt sich freilich die Anmuth der Formen in das Furchtbare: erstarrte, in Klumpen und Schollen zersprungene Lavafelder, jahrhundertelang unverändert, reichen in breitem, schwarzem Strom bis zu den Gärten der Menschen; von zackigen, zerborstenen Wällen rieselt die Asche nieder; auf dem dunkeln, abschüssigen, unter den Tritten knisternden Boden rollen feuergefärbte, formlose Blöcke; der Athem der Hölle dampft aus Rissen und Spalten, indeß in ergreifendem Contrast wenige Stunden abwärts Oel und Wein und goldene Früchte die fruchtbare Ebene füllen. Ein anderer, weniger erschütternder als schwermüthiger Charakter spricht aus den Campagnen einst blühender alter Städte, vor allem aus der von Rom, deren Reize, je länger man mit ihnen verkehrt, um so inniger das Gemüth ergreifen. Hohlwege und zufällige Schluchten, Aufschwellungen und Absenkungen des Tuffbodens, aufgeschwemmte Hügel, struppige Gräser und Dorngesträuch, halbvergrabene, gestaltlose Ruinen, zerbrochene Bogen der Wasserleitungen, ein einsames Haus, ein in der Ferne sich hinziehender leichter Zaun, Hirten auf Pferden, am Horizont unendlich weite Linien — alles dies gibt auf Wanderungen durch die römische Campagna tausend und aber tausend anziehende Bilder des Erdlebens als solchen, Motive der Bodengestaltung von unerschöpflichem Reichthum, für die man erst allmählich ein Auge gewinnt. Meist haben diese Ebenen durch Ausschwemmung der Flüsse, die, in ihrem Laufe stockend und periodisch anschwellend, Grabmäler und Trümmer des Alterthums immer tiefer unter Schlamm und Erde vergruben, ihre jetzige Gestalt erhalten: so in der herrlichen Campagna von Pästum, in den Sumpfgefilden von Sybaris und Kroton, in Griechenland in der Flußebene von Olympia u. s. w. Nicht blos Erdbeben und Sturm und Regen, auch die nicht mehr geleiteten und gezügelten Bäche und Ströme haben in Italien, wie in Griechenland, das Gebild von Menschenhand zerstört und den Boden umgestaltet.

Zu der Beobachtungs- und Darstellungsgabe gesellt sich hier ein feines künstlerisches Verständniß, das den Verfasser befähigt, seinen Stoff zu vergeistigen, und den gegenseitig sich durchdringenden und ergänzenden Einfluß von Kunst und Natur, von den Wohnplätzen und den Bewohnern richtig aufzufassen und in greifbarer Erscheinung vor uns treten zu lassen. Das führt ihn auf den Gegensatz zwischen den alten classischen Völkern und den modernen, zwischen Nordländern und Südländern, zwischen Romanen und Germanen. In seiner Schilderung der deutschen Naturauffassung rückt er dabei freilich die längst überwundene Periode der sentimentalen Hainbund- und Wertherschwärmerei viel zu weit in die Gegenwart herein und vergißt ganz den alten Zug, der die Deutschen seit Jahrhunderten immer von neuem über die Alpen treibt. An Sehnsucht des Nordländers aus der dunkeln winterlichen Heimat nach dem Licht und der Wärme des Südalpenlandes hat es von jeher so wenig gefehlt als an Schriftstellern über Italien vor Stahr und Gregorovius, und an Malern, die den Zauber italienischer Landschaften wiederzugeben verstanden, vor Rottmann, Calame und Achenbach.

Etwas seltsam ist die Anordnung, wir hätten fast gesagt, Unordnung des Stoffs in unserm Buche. Von der Landschaft und dem eben angedeuteten Excurse kommen wir zu der Charakteristik der Architektur der Häuser und Villen und zur Composition der italienischen Parke, deren dem Nordländer wenig zusagenden Charakter der Verfasser — wie uns scheint, kaum genügend — aus dem Klima und der Lebensweise der Bewohner rechtfertigt; dann von Häusern, Bäumen und Menschen zu den Thieren. Von dem großen Heere von Singvögeln, das überall in Italien auf Bäumen, Hecken und Dächern wimmeln soll, hat Recensent bei seinem vieljährigen Aufenthalte wenig entdecken können. Einzelne Ausnahmen abgerechnet, wie die toscanischen Maremmen, die Pontinischen Sümpfe, die gehegten Parks, fanden wir die überall von Schlinge, Leimruthe und Flinte verfolgten gefiederten Bewohner der Lüfte — werden doch selbst die kleinsten und die besten Sänger nicht verschont — in Italien weit weniger häufig als in den Gärten und Buschwäldern unsers Vaterlandes. Ueberhaupt scheint dem Verfasser die Fauna der Halbinsel weniger bekannt oder doch weniger interessant zu sein als ihre Flora.

Die Charakteristik der Bewohner bezeichnet der Verfasser selbst als eine Schutzrede pro populo italico. Er ist im höchsten Grade von dem Volkscharakter, dem physischen wie dem moralischen, eingenommen. „Der Mensch in Italien ist von schönerer edlerer Rasse als der germanische Nordländer .... Er nimmt eine höhere Stelle ein, stellt eine reichere geistige Menschenbildung dar als die Engländer .... Das deutsche Philisterthum ist ihm fremd." Alle die landläufigen Vorwürfe, als Faulheit, Bettelhaftigkeit, Arglist, Betrügerei, Grausamkeit, Feigheit, rein äußerliche Religiosität, werden der Reihe nach widerlegt oder, wo das nicht ganz möglich erscheint, doch abgeschwächt und entschuldigt. Auch das Brigantenthum sucht Hehn zwar nicht zu entschuldigen, doch geographisch und historisch zu erklären. Es würde uns zu weit führen, wollten wir im einzelnen nachweisen, wie weit der Verfasser der übrigens bereits sehr modificirten öffentlichen Meinung Europas gegenüber im Rechte ist. Jedenfalls beruht die Grundanschauung von der natürlichen Superiorität des romanischen Südländers über den germanischen Nordländer auf

einer einseitigen Auffassung des menschlichen Wesens überhaupt. Der vorwaltende Schönheitssinn, die künstlerische Richtung des Verfassers leuchtet überall hindurch und läßt ihn gegen den eigenen Stamm keine Gerechtigkeit üben. Seltsam erscheint es, daß er, der in Rußland Lebende, nie die Russen oder Slawen überhaupt, sondern nur die Deutschen, resp. die Oesterreicher, in Contrast stellt zu seiner Lieblingsnation. Freilich mag ein deutscher Schriftsteller in Rußland zu solcher Vorsicht gewichtige Gründe haben. Aber den wahren Schlüssel zu diesem Kapitel gibt uns erst das Nachwort: „Es war der geheime Wunsch, der den Verfasser in der Wahl und in dem Auftrag der Farben leitete, Deutschland mit dem misachteten, angefeindeten, im besten Falle ignorirten Italien in Bundesgenossenschaft treten zu sehen" — ein sehr ehrenwerther, vom politischen und patriotischen Standpunkt durchaus gerechtfertigter Wunsch ohne Zweifel, aber kaum eine Bürgschaft für eine unbefangene, nach allen Seiten hin gerechte Würdigung der Thatsachen.

Das lange Kapitel über die italienische Sprache mit vielen Seitenblicken auf die übrigen Culturſprachen, zumal die deutsche, deren gerühmte Eigenschaft, eine Muttersprache zu sein, der Verfasser sehr geringschätzig behandelt, ist von wissenschaftlicher Bedeutung, aber für eine Skizze Italiens einestheils zu ausführlich, anderntheils doch auch wieder zu fragmentarisch. Er gibt zunächst eine Darstellung und Erklärung des plötzlichen Hervortretens der romanischen Sprachen im Mittelalter und insbesondere der italienischen im 13. Jahrhundert, vergleicht sodann die modernen Töchtersprachen des Lateinischen mit der alma mater, sowol in Bezug auf die Abschwächung, resp. den Verlust der Flexionsformen und die Umschreibung durch Hülfswörter, wie auf die Umbildung der Wörter und den Verlust an alten Stämmen; weist ferner den neuen Zugang an Wortstoff nach durch Lautveränderung aus dem Lateinischen, durch Aufnahme fremden Sprachstoffs aus dem Griechischen, Germanischen, Arabischen, durch die Verwandlung der Eigennamen in Appellativa, endlich durch unmittelbare Lautmalerei und Interjectionen, und betrachtet endlich die Veränderung in der Bedeutung der Wörter (fatum, Schicksal; ital. fata, Fee; moles, Last; ital. molo, Hafendamm u. s. w.) als eine Verjüngung der Sprache durch ein hin- und wiedergreifendes Ideenspiel. Er schließt mit der oft aufgeworfenen Frage: welche der drei Sprachengruppen der europäischen Culturvölker die größte Aussicht habe, Weltsprache zu werden: die slawische, die romanische oder die germanisch-englische, und entscheidet sich nicht unbedingt, wie Jakob Grimm, für die letztere, sondern scheint sich eher einem schließlichen Siege der romanischen zuzuneigen, was indessen vielleicht mehr der Ausdruck des Geschmacks und der Liebhaberei als der wissenschaftlichen Ueberzeugung ist.

So weit war das Buch geschrieben und bereits gedruckt, als die überwältigenden Ereignisse des Sommers 1866 über das erstaunte Europa hereinbrachen. Des Verfassers Wunsch war plötzlich erfüllt, erfüllt von einer Seite her, wo er es am wenigsten erwartete. Das ihm in tiefster innerer Seele verhaßte Oesterreich war niedergeworfen, Italien frei von den Alpen bis zur Adria und mit einem neuen Deutschland im Bunde. Natürlich ist Graf Bismarck sein bewunderter Held, das neue Preußen sein Stolz und seine Hoffnung, sein Sieg — und mit Recht — der Sieg des modernen Staats über den romantischen, einschließlich all der Träume der kleinstaatlichen Particularisten und süddeutschen Freiheitsschwärmer. Die Rolle, die Italien im Kriege von 1866 gespielt, läßt freilich sehr vieles zu wünschen übrig; aber Hehn findet den Grund nicht im Volkscharakter, sondern theils in der noch allzu mangelhaften militärischen Organisation, theils in gewissen Intriguen, die damals im italienischen Hauptquartier spielten. Er betrachtet übrigens die erhaltene Demüthigung und Lehre mehr als ein Glück denn als ein Unglück für Italien. Dasselbe müsse jetzt der Welt zeigen, daß es, nachdem die äußern Schranken gefallen, von innen heraus eine wirkliche Großmacht zu werden verstehe.

Wenn er aber weiter meint, Rom müsse allerdings, so viel auch dagegen spreche, die Hauptstadt werden, weil es allein die neutrale umfassende Weltstadt sei, so läßt sich mit Recht bezweifeln, ob diese Eigenschaft für die nationale Hauptstadt eines Landes nothwendig oder auch nur ein Vortheil sei; Florenz, das echte Centrum nationalitalienischen Lebens seit dem Mittelalter, würde in dieser Beziehung entschieden größere Ansprüche haben.

Zum Schluß stellt der Verfasser die allen engherzigen Particularismus überwindende nationale Begeisterung des italienischen Volks in einen leider ebenso beschämenden als richtigen Contrast mit dem, was sich noch täglich und stündlich vor unsern Augen in unserm eigenen Vaterlande zuträgt, räumt jedoch gern ein, daß es für die Liberalen leichter war, mit Cavour und Ricasoli als mit Bismarck zu gehen, und schließt mit den Worten:

In der münchener neuen Pinakothek hängt ein Bild von Overbeck: zwei schöne Frauen, die sich die Hand reichen, vom Künstler Italia und Germania genannt; aber es ist in frommem, romantischem Sinne gedacht und kann darum nicht vorbedeutend sein und das Herz des Beschauers nicht ergreifen. Denn nicht zu träumerischer Versenkung in die Vergangenheit soll der Bund geschlossen sein, sondern zu gegenseitiger Ermuthigung auf dem schweren Wege der Wiedergeburt, zu gemeinsamem Widerstande gegen die noch immer mächtige, auf Wiederherstellung und Aufrichtung sinnende Reaction.

Das Werk von Heinrich Brugsch: „Wanderung nach den Türkisminen und der Sinaihalbinsel" (Nr. 6), führt uns an den Sinai. Der Sinai! Auf welchen Bekenner eines einigen Gottes übt nicht der Name des gewaltigen Felskolosses der Wüste, um dessen wolkenumhangene Gipfel der geheimnißvolle Sagenschleier einer der ältesten und ehrwürdigsten Urkunden des Menschengeschlechts schwebt, einen unvergänglichen Zauber aus? Hat er nicht schon unserer Phantasie vorgeschwebt, als wir noch „mit kindlich dumpfen Sinnen" Jehovah im Donner und Blitz des Gewittersturms auf den Berg hinabfahren sahen, also daß er bebte; und Moses, den Mann Gottes, den Vertreter der gottbedürftigen Menschheit, einsam die schwindelnde Höhe hinaufklimmen und im Gewölk verschwinden sahen,

während ihm das harrende Israel in stummem Entsetzen nachblickte, bis die Posaunen stärker und stärker erklangen, und Moses redete, und der Herr ihm laut antwortete aus der Wolke? Und auch wenn kindisches Wesen und kindlicher Glaube längst hinter uns liegen, ist uns jene Wüste noch heilig, in der Israel nach göttlichem Rathschluß in langer mühseliger Wanderung die Erinnerung an „die Fleischtöpfe Aegypti", den Knechtsinn und das Heidenthum verlieren mußte; noch ehrwürdig wegen der großen Rolle, die sie in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit gespielt hat, und als ein seit Jahrtausenden den Bekennern dreier Religionen heiliger Wallfahrtsort. Jede Reise in jene Gegenden erweckt deshalb von neuem unser Interesse, sei es daß sie ein Mann der Wissenschaft unternommen, um wie Tischendorf aus den zahlreichen alten Manuscripten des Sinaiklosters oder aus Felsinschriften neues Licht über die Geschichte verflossener Jahrtausende zu verbreiten, oder daß ein Tourist uns ein Bild von dem zwar ernsten und strengen, aber auch oft erhabenen Charakter der hier und da von lieblichen Oasen unterbrochenen Sinaiwüste entwirft oder uns von ihren Bewohnern erzählt, deren Lebensweise und Charakter sich im Laufe der Jahrhunderte kaum mehr verändert haben mag als der ihrer Gebirge. Zumal in letzterer Beziehung haben wir trotz des sonstigen Reichthums unserer Literatur an Reiseschriften keineswegs Ueberfluß: eine malerische Reisebeschreibung nach dem Sinai kann deshalb auf ein dankbares Publikum rechnen.

Sollten wir die vorliegende kleine Schrift des gelehrten Aegyptologen unter eine der beiden oben charakterisirten Gattungen von Reiseschriften einordnen, wir würden sehr in Verlegenheit gerathen. Ein unverändert gebliebenes Tagebuch, als solches nach der Versicherung des Verfassers nicht zur Veröffentlichung, sondern nur dazu bestimmt, als Erinnerung für ihn selbst und für seine Reisegefährten (und auch wol theilweise wissenschaftlichen Zwecken) zu dienen, trägt es die Spuren seines Ursprungs in Inhalt und Form unverkennbar an sich. In der That ist sich der Verfasser der daraus entspringenden Mängel wohl bewußt. Es scheint ihm bedenklich, „ein immerhin regelmäßig und sorgfältig geführtes Tagebuch dieser Reise zu publiciren, da es weder Schönheit der Darstellung und Feinheit des Stils, noch besondere Neuheit der Entdeckungen auf wissenschaftlichem Gebiete auszeichnen", wie er in seiner Widmung an seine Reisegefährtin, die Baronin von Keffenbrink-Ascheraden, sagt. Wenn er aber, die dringende Aufforderung der letztern als einzigen Grund der Veröffentlichung bezeichnend, jede Verantwortlichkeit für den Inhalt wie jedes Verdienst des Buchs von sich ablehnt und auf seine Gönnerin überträgt, so ist das wol nur eine façon de parler; er weiß als gewiegter Autor, daß Publikum und Kritiker solche Privatabmachungen ihnen gegenüber als nicht vorhanden betrachten, daß „die Aegide eines Namens das Büchlein gegen den Vorwurf einer voreiligen oder überflüssigen Publication nicht wahren und schützen" würde, wenn der Schutz nicht in ihm selber läge.

Wir glauben allerdings kaum — was der Verfasser übrigens selbst als „wider Erwarten" bezeichnet —, daß das Schriftchen die Sehnsucht nach der alten Pilgerstraße zum Sinai neu erwecken werde. Dazu fehlt ihm vor allem die Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung. So treu ohne Zweifel die Ortsbeschreibungen, so trocken sind sie auch, und die Form des Tagebuchs bringt, zumal in einer so einförmigen Landschaft, eine so häufige Wiederkehr der ähnlichsten Gegenden und Erlebnisse mit sich, daß sie, trotz der Kürze des Ganzen, auf den Leser ermüdend und verwirrend wirkt. Wer kann und mag die Namen der zahllosen „Wadis", der von Wasserläufen durchzogenen Thäler, welche die Oasen der Sinaiwüste bilden und alle denselben Grundcharakter tragen, behalten? Wol mag sich der kundige Geograph aus diesen Schilderungen ein einigermaßen genügendes Totalbild der Gegend zusammensetzen: der gewöhnliche Leser erwartet und verlangt mit Recht, daß ihm ein fertiges Gemälde und nicht nur der Stoff zu einem solchen geboten werde. Hätten wir es mit einer Reisenovelle oder nur mit einer lebendigen Schilderung persönlicher Erlebnisse zu thun, sodaß die Terrainbeschreibung nur den Hintergrund zu bilden brauchte, so möchte sie mehr als genügend sein. Aber hier und da ein kurzes Gespräch oder eine wenig interessante Episode, wie das Eintreffen des Prinzen von Noer im Sinaikloster, abgerechnet, bleiben die Personen ganz aus dem Spiele. Einige, nur den Mann von Fach interessirende wissenschaftliche Auseinandersetzungen, wie die über das alte Klysma, über die Bedeutung des Wortes „Maskat" (nach Lepsius Kupfer, nach Brugsch Türkis), über die altägyptische Ueberlieferung über die Sinaihalbinsel, „das Türkisland", können diesen Mangel nicht ersetzen. Immerhin bietet jedoch die treue und zuverlässige Schilderung der Reiseroute nebst den hier und da eingestreuten Bemerkungen über das Land, seine Geschichte und seine Bewohner eine dankenswerthe Bereicherung unserer Kenntniß jener Gegenden.

Die Gesellschaft, der sich der Verfasser auf Bitten des ursprünglichen Unternehmer, wie es scheint als eine Art gelehrten Cicerones, anschloß, reiste gegen Ende April 1865 auf der infolge der nationalen „Gemüthlichkeit" der Beamten nicht ganz gefahrlosen Wüsteneisenbahn von Kairo nach Suez. Von dieser Stadt, der, wenn Hr. von Lesseps und sein Kanal recht behalten, eine große Zukunft bevorsteht und in die schon jetzt durch die Bahn ein neues Leben gekommen ist, erhalten wir eine kurze und nicht sehr erbauliche Schilderung. Nur das europäische Viertel ist von der Cultur beleckt, zeigt auch bereits deren Schattenseiten deutlich genug in Kneipen, Heirathstätten der Venus vulgivaga und theuern englischen Hotels, wo man für 20 Franken täglicher Pension gut nach europäischer Sitte lebt, während die einheimischen Gourmands sich an den eben massenweise heranziehenden Heuschrecken delectiren. Bei Gelegenheit einer Wanderung in dem von der Ebbe trockengelegten Meerbusen tritt der Verfasser der auch schon anderweit aufgestellten Ansicht bei, daß vordem auch Israel hier durchgezogen und des nachstürmenden Pharao Heer in der plötzlich herandringenden Flut ersoffen sei.

Von Suez ging die Reise auf einem arabischen Schiffchen, dessen Kapitän Brugsch erst dadurch zur Abfahrt bewegen konnte, daß er die eindringliche Sprache mit ihm redete, die man mit dem Rücken zu lesen pflegt, nach Tur, einem elenden Dorfe an der asiatischen Küste des Rothen Meers. Während sie hier drei Tage auf die am Sinai bestellten Last- und Reitthiere harren, berichtet der Verfasser von einer ergötzlichen Unterhaltung mit dem türkischen Polizeidirector, der sich bitter beklagt, daß er zwar Geld genug, aber nichts zu essen bekomme. Dann geht es auf der von Abbas-Pascha gebauten Kunststraße durch die glühende Wüste und die von Heuschreckenschwärmen verwüsteten, wenig Schatten bietenden Thäler über den felsigen Paß Negeb Haua zum Sinaikloster. Die Beschreibung desselben und seiner berühmten Bibliothek bietet im wesentlichen nur das Bekannte. Nach dreitägigem Aufenthalte wurde der beschwerliche Rückweg zu Lande nach Suez angetreten, der acht Tage in Anspruch nahm. Das größte Interesse bietet in diesem Theile der Reise die Schilderung der lieblichen Wadi Feran, die alten Felsinschriften, von denen drei nachbildliche Tafeln dem Buche als artistische Beilage dienen, und besonders der Bericht über die Türkisminen. Diese letztern, nach den in der Nähe aufgefundenen und von Brugsch interpretirten Hieroglypheninschriften schon seit der dritten manethonischen Dynastie, also bereits vor etwa 5000 Jahren ausgebeutet, liegen ziemlich in der Mitte zwischen Suez und dem Sinai. Der englische Major Macdonald hat sie wieder entdeckt, sich dort ein Haus gebaut und ist mit ihrer Ausbeutung beschäftigt. Doch hält die Qualität der Steine nach Brugsch keinen Vergleich mit den persischen Türkisen aus, und die Rentabilität der Minen ist deshalb noch sehr zweifelhaft.

Nachdem die Reisenden die herzliche Gastfreundschaft des englischen Majors genossen, Minen und Inschriften bewundert hatten, legten sie den letzten und unerquicklichsten Theil ihrer Reise zurück, welche sie meist durch nackte Steinwüsten endlich am 12. Mai wieder an das Gestade des Rothen Meers und das englische Hotel zu Suez führte.

Otto Speyer.

Braun's „Historische Landschaften".

Historische Landschaften. Von Julius Braun. Stuttgart, Cotta. 1867. Gr. 8. 2 Thlr.

Julius Braun besitzt ein großes Talent anschaulicher Schilderung und gebietet über eine Fülle von Kenntnissen aus der Mythologie und Kunst des Alterthums, das hat er schon längst durch seine Studien und Skizzen aus alten Culturländern bewiesen. Der Trieb zur künstlerisch klaren Gestaltung ließ ihn seine Kunstgeschichte der alten Welt nach Art einer Reise entwerfen, welche zu den Denkmalen führt, und an diese, wie sie vom Hintergrunde der Naturumgebung sich abheben, den Faden der historischen Entwickelung anknüpfen. Braun gehört zu den Männern, die in Aegypten den Ursprung aller eigentlich bedeutenden Ideen und Kunstformen suchen, sodaß nach ihm Griechenland, ja die Menschheit kaum etwas Neues gefunden, sondern nur die ägyptische Ueberlieferung bald misverstanden, bald ausgebildet hat; er weiß weder dem ästhetischen Sinn, der das Schöne vollendet, noch der inductiv oder deductiv beweisenden Wissenschaft gerecht zu werden und ihre Ehre zu geben. Es war vollends schwindelerregend, wie er in seiner „Naturgeschichte der Sage" alle theologischen oder historischen Mythen aller Nationen auf ein paar Lehrsätze und Geschichten der Aegypter zurückführt und in rastlosem Wirbel alles aus allem macht, selbst die lichtesten Helden, wie Siegfried und Achilleus, weil sie auch einmal einen Feind erschlagen, zum bösen Typhon werden läßt, der aber im Handumdrehen in den Agathodämon umschlägt, und der Agathodämon Agamemnon bekämpft sich selbst im Agathodämon Priamos.

Das vorliegende Werk stellt die Vorzüge Braun's in den Vordergrund und läßt die Wunderlichkeiten nur beispielen; es bietet eine belehrende und genußreiche Lektüre, indem es die Züge von Moses, Alexander, Hannibal, die Reisen von Pythagoras erzählt und uns die Völker, die Länder, die Kunstdenkmale, die Culturverhältnisse auf ihrem Wege lebendig veranschaulicht. Am gelungensten erscheint das Lebensbild von Pythagoras; minder befriedigt Hannibal, dessen Stoff aber auch dem vornehmlich im Orient heimischen Verfasser weniger Anlaß bot, seine Eigenthümlichkeit zu entfalten. Sodann werden Jerusalem und Rom beschrieben, und zuletzt ist noch Karl der Große hereingezogen, aber nicht der Held der Geschichte, sondern der jener Sage, die seine Geburt in der Nähe von München localisirt hat.

Die Phantasie arbeitet in der Natur wie in der Sage und in der Kunst allerdings mit einer kleinen Zahl von Grundstoffen und Grundformen, indem sie aus wenigen Typen in vervollkommnender Entwickelung den ganzen Reichthum des Lebens entfaltet. Aber diese Stoffe und Formen liegen in der Natur und im Geiste überhaupt, sie sind ein Eigenthum der Menschheit, die sie darum auch überall selbständig gestalten kann. Im Menschen liegt die Idee des Unendlichen, des Göttlichen, sie wird durch überwältigende Eindrücke und Anschauungen, durch den Himmel, das Licht, das Gewitter, die Sonne im Bewußtsein erweckt und mit den Gegenständen verknüpft, die sie angeregt haben. Dafür braucht der mythenbildende Trieb der andern Völker nicht auf Aegypten zu warten. Zudem sind die Gottheiten des Urraums, der Urzeit, von denen Braun als ursprünglichen redet, nichts Anfängliches, dem Kindesalter Zugängliches; Raum und Zeit werden viel später erst durch das Denken von den Dingen getrennt; sie sind keine Wesen, sondern Formen der Realität in der Natur, der Anschauung im Geist, und keine volksthümliche Poesie, sondern erst die priesterliche Speculation einer reifern Cultur könnte sie vergöttert haben. Aber es ist geradezu ein beleidigender Hohn auf die Würde der Menschheit, wenn die tiefsten Ideen aller Religionen, in denen das Gemüth Trost im Leiden sucht, im Sündenschmerz Versöhnung findet und sich zum Glauben an ein ewiges Leben aufschwingt, wenn diese eigentlich keine andere Quelle haben sollten als die Mord-

und Unzuchtsgeschichte einer ägyptischen Königsfamilie (denn als solche nimmt Braun Osiris, Isis, Typhon und Horos), die, mit allerhand Naturbildern ausgestattet und von den andern Völkern misverstanden, für etwas Allgemeingültiges und Göttliches genommen worden sei.

Nach diesem Protest aber wollen wir nicht verkennen, daß der Handels- und Gedankenverkehr der alten Welt seit grauen Tagen viel energischer und inniger war, als unsere classischen Philologen anzunehmen pflegen, und daß Braun das Verdienst hat, unverdrossen und unablässig auf die Fäden des Zusammenhangs in Glauben, Kunst und Wissenschaft zwischen Orient und Occident hinzuweisen. Beeinträchtigt er dabei auch die Originalität Griechenlands, schlägt er den ästhetischen Werth formaler Vollendung, den wissenschaftlichen Werth logischer Begründung zu gering an, so wissen wir ja, daß durch Einseitigkeiten, die mit Einsicht und Kenntniß verfochten werden, die Cultur voranschreitet, welche schon die Gegensätze abschleift und ausgleicht. Und so folgen wir unserm Autor gern, wenn er nachweist, wie uralterthümliche Sagen immer wieder auf neuere geschichtliche Helden niederschlagen, wie Moses gleich Jesus und Mohammed in der Jugend verfolgt, gleich Siegfried und Romulus ins Wasser ausgesetzt wird; je öfter solche Erzählungen sich wiederholen, desto verdächtiger ist allerdings ihre historische Realität, desto sicherer ihr mythologischer Ursprung. Der ideale Gehalt bleibt dabei unverloren, sie werden zu einer poetischen Philosophie der Geschichte. Wir können hier über den Leser wol auf das Carriere'sche Werk: „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit", verweisen, wo einleitend Begriff und Bedeutung des Mythus erörtert sind und die Bildung der alten Welt nach ihrem Zusammenhang wie nach dem originalen Antheil der Semiten und Arier dargelegt wird. Uebrigens haben auch bereits Kugler, Stark, Lübke den Zusammenhang von Orient und Occident betont, und so trägt in den genannten Werken die durch Röth und Braun gegebene Anregung bereits ihre Frucht und wird zum Gemeingut der Bildung.

Ist also der Leser gegenüber den kühnen ägyptologischen Combinationen Braun's etwas auf seiner Hut, so dürfen wir es ihm nur empfehlen, diese „Historischen Landschaften" zu durchwandern und zu betrachten. Wir danken es Braun, daß er nicht in Schwerfälligkeit den Reiz der Tiefe und der Gelehrsamkeit gesucht, sondern auf Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung eifrige Sorgfalt verwandt hat, um den Leser oder Hörer durch den Reiz künstlerischer Gestaltung zu fesseln. 5.

Feuilleton.

Victor Hugo als Friedensapostel.

Die englische „Friedensgesellschaft" veröffentlicht einen Jahresbericht, in welchem sie die Resultate ihrer Leistungen im Jahre 1867 sehr befriedigend findet. Im Hinblick auf Nachod, Skalitz, Königgrätz u. s. w. dürfte man diese Genügsamkeit bewundern. Die Gesellschaft, die noch immer Elihu Burrit's Oelzweig zum Symbol hat, wollte sich in diesem Jahre in Paris versammeln; doch die Zeiten waren zu unsicher: Kaiser Napoleon wußte nicht, ob er seinen Janus-Tempel geschlossen halten würde, und ertheilte nicht die Erlaubniß zu einem Friedenscongreß, der sich im Schatten der großen Industrierotunde wol hätte häuslich niederlassen können, wären nur nicht die luxemburger Frage, die erhöhte Kriegsbereitschaft und die Pferdekäufe dazwischengekommen. Mitten in die Posaunenstöße der „Liberté" und Emile de Girardin's fanatische Leitartikel, welche alle Lettern in den Setzerkästen schienen zu Kugeln umgießen zu wollen, wurden indeß drei Friedenshymnen von der musikalischen Commission der pariser Ausstellung gekrönt. Nach dem Preisausschreiben waren 630 Hymnen, 222 Cantaten und 84 Gedichte anderer Art eingelaufen. Man sieht, daß die Lyrik in Frankreich nicht minder productiv ist als in Deutschland, ja die schleswig-holsteinische Preisconcurrenz hatte sogar eine geringere Zahl eingesendeter Gedichte aufzuweisen. Eine Medaille im Werthe von 500 Francs erhielt von den pariser Einsendungen die Hymne von François Coppet, eine gleiche Medaille wurde der Hymne von Gustave Chouquet zutheil, endlich eine Medaille von 1000 Francs der Cantate: „Die Hochzeit des Prometheus", von Romain Cornuth jun. Da die Gedichte zur Grundlage für musikalische Compositionen bestimmt waren, so spielte bei der Entscheidung der Preisrichter jedenfalls diese Rücksicht eine Hauptrolle. In der That sind die Hymnen, welche die „Kölnische Zeitung" mittheilte, sonst von blassester dichterischer Färbung. Jetzt beginnen die preiswerbenden Componisten ihre Melodien zu taktiren; sie sind glücklich, sie haben die Wahl zwischen Coppet und Chouquet.

Inzwischen hat ein echter und bedeutender Dichter eine Friedenshymne gesungen, allerdings nicht in Strophen, die für eine Hymne und Cantate sich eignen, sondern in der Form der „tollgewordenen Prosa", wie man die Prosa eines Herder und Jean Paul in Deutschland genannt hat. Der Friedenssänger ist Victor Hugo; er verkündet sein Evangelium in der „Introduction" zum „Paris Guide", es ist altbiblischer Psalmen- und Hymnenstil, die Fracturschrift der Offenbarung. Der Dichter bedauert zunächst, daß der Ausstellungspalast nicht an seinen vier Ecken vier Kolossalstatuen besitzt, welche die Verkörperungen des Ideals darstellen. Homer als Sinnbild Griechenlands, Dante als Sinnbild Italiens, Shakspeare für England, Beethoven für Deutschland, und vor der Pforte, allen Menschen die Hand entgegenstreckend, ein fünfter Koloß: Voltaire, das Sinnbild nicht des französischen Genius, sondern des Weltgeistes. Dann beginnt er seine Friedenshymne:

„Die Könige mögen ihre Heere organisiren, lassen wir ihnen die Freude und wiederholen wir ihnen bis zum Ueberdruß, daß die Zukunft nicht der Haß, sondern die Eintracht ist, daß sie nicht dem Kanonendonner, sondern dem Lärm der Locomotiven gehört. Die Beruhigung der Welt ist ein Schicksal bestimmt, niemand vermag etwas dagegen.

„Die Verkleinerung der Erde durch die Eisenbahn und den elektrischen Draht gibt sie mehr und mehr in die Hand des Friedens. Man widerstehe so viel man wolle, die Zeit ist da. Das alte Régime kämpft hoffnungslos. Die Vergangenheit ist sehr sinnreich für die Tödtung, sie gibt sich viele Mühe, sie plagt sich, sie erfindet jeden Tag ein neues merkwürdiges und wirksames Werkzeug für den Menschenmord. Man wird ihr das Ehrenkreuz geben, aber einen andern Erfolg wird sie nicht erreichen. Die Menschen beginnen weniger Verwirrung zu sehen; die Lust, sich gegenseitig zu tödten, vergeht ihnen. Nichts kommt gegen eine solche Strömung der Ideen auf. Die Abhänge der Civilisation führen die Menschen in diesem oder in jenem Sinne, aber diesmal und für immer neigt sich die Mensch-

eit auf die gute Seite. Es kann noch einen oder zwei Rückille geben, aber sie werden die letzten sein. Der mächtige Wind der Zukunft weht den Frieden her. Was vermag man egen diesen Orkan der Brüderlichkeit und der Freude? Verinigung, Vereinigung! tönt ein unendlicher Schrei. Und unter iesem Hauche des Unsichtbaren sproßt die Pflanze der Liebe aus m Boden. Empört euch gegen dies Grünen des Weltfrühngs, verhindert die Umwälzung. Verhindert sie, nicht nur as 20. Jahrhundert vor euch, sondern das 18. in euerm ücken. Träume, Träume, nichts als Träume. Die ungeuern Stahlkugeln, zum Preise von 1000 Francs das Stück, on jenen Riesenkanonen geschleudert, die in Preußen Krupp's olosfalhammer von 100000 Pfund Gewicht erzeugt, sind gegen n Fortschritt ebenso wirksam wie die Seifenblasen, welche r Mund eines kleinen Kindes aus der Mündung eines Strohhrchens bläst.

„Warum wollt ihr uns an Gespenster glauben machen? ildet ihr euch ein, wir wüßten nicht, daß der Krieg todt ist? r starb an dem Tage, an welchem Jesus sprach: Liebet einander! Seitdem führt er auf Erden das Leben eines Gespenes. Freilich, nach Jesus' Tode dauerte die Nacht noch fast 00 Jahre, und in der Nacht erscheinen Geister, der Krieg nnte in diesen Finsternissen umgehen. Aber das 18. Jahrandert kam mit Voltaire, welcher der Morgenstern, mit der evolution, welche die Morgenröthe ist — und jetzt ist es voller Tag. Der Krieg bewohnt ein Grabmal. Die Todten verssen ihre Gräber nicht um Mittag. Er bleibe in seinem rabe und lasse uns unser Licht.

„Zeige deine Fahnen, Krieg! Wenn nicht, du Armer, so ige deine Lumpen. Dann zählen wir die Löcher. Diese nennt an Ruhm, jene Hungersnoth, Schändung, Zerstörung, Seuche. ieie folgen jenen nach — genug ...

„Seid ihr die Angreifer, Deutsche? Sind wir es? Wem lt es? Deutsche, all men, in euch sehen wir die Gesammtit der Menschen. Wir lieben euch. Wir Europäer von Paris d aus derselben Familie wie ihr, die Europäer von Berlin nd Wien. Frankreich bedeutet: Freiheit, Deutschland: Brüderlichkeit. Kann man sich einbilden, das erste Wort der demoratischen Formel werde dem letzten den Krieg erklären?

„Die Massen sind die Kraft, seit 1789 sind sie auch der Wille. Daher das allgemeine Stimmrecht. Was ist der Krieg? er Selbstmord der Massen. Laßt also über diesen Selbstord abstimmen. Das Volk als Mitschuldiger an seinem genen Morde, das ist das Schauspiel, welches der Krieg bietet. s gibt nichts Beklagenswertheres. Nackt sieht man hier den isslichen Mechanismus, der die Kraft von ihrem eigentlichen iele ablenkt und gegen sie selbst verwendet. Man sieht die ei Endpunkte des Kriegs; einen davon haben wir soeben gei, welcher das Resultat ist: das Elend. Aber zeigen wir ch den andern, welcher die Ursache ist: die Unwissenheit. , das sind in Wahrheit zwei verhängnißvolle Krankheiten. ie heilen, heißt das Licht der Sonne vermehren.

„Der Unwissenheit eigenthümlich ist die Unterwerfung. ie Kraft kennt sich nicht. Habt ihr einmal das große sanfte uge des Ochsen betrachtet? Dies Auge ist blind. Es muß ast bleiben, aber gebildet werden. Die Kraft muß sich erinnen, denn sonst ist sie schrecklich. Sie artet dahin aus, Verrechen zu begehen, sie, welche dieselben verhindern sollte. Alles handelnd, nichts leidend, darin liegt das Geheimniß der ivilisation. Eine passive Kraft — welch ungeschicktes Wort! aher das Morden. Ein ausgestreckter Leichnam, der gegen immel blickt, klagt offenbar an. Wen? Euch, mich, uns alle, cht nur jene, die es thaten, sondern auch jene, die es thun ließen.

„Die Gespenster mögen verschwinden, die Medusen entlen. Nein, nicht im Kanonendonner einer Schlacht glauben ir an den Krieg. Dieser Rauch ist nur Rauch. Wir glauben ur an die menschliche Eintracht, den einzig möglichen Vereinigungspunkt der verschiedenen Bestrebungen des Menschengeistes, den Knotenpunkt jenes Geflechts von Ansichten, das wir die Civilisation nennen. Wir glauben nur an das Leben, die Gerechtigkeit, die Befreiung, an die Milch der Mutterbrust, die Wiege des Kindes, das Lächeln des Vaters und die Sterne des Himmels. Selbst aus jenen, die bleich und blutend auf dem Schlachtfelde liegen — ein Gegenstand der Gewissensbisse für die Könige, der Vorwürfe für die Völker — steigt der Grundsatz der Brüderlichkeit empor, die Verletzung einer Idee heiligt dieselbe. Und wißt ihr, was die Todten, diese stillen Schlummerer, den Lebenden an das Herz legen? Den Frieden."

Bibliographie.

Bibra, E. Freih. v., Erlebtes und Geträumtes. Novellen und Erzählungen. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Bornemann, K., Borussia. Bilder aus der vaterländischen Geschichte. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 15 Ngr.

Brugsch, H., Hieroglyphisch-demotisches Wörterbuch enthaltend in wissenschaftlicher Anordnung die gebräuchlichsten Wörter und Gruppen der Heiligen und der Volkssprache und Schrift der alten Aegypter. Nebst deren Erklärung in französischer, deutscher und arabischer Sprache und Angabe ihrer Verwandtschaft mit den entsprechenden Wörtern des Koptischen und der semitischen Idiome. 1ste Lief. Leipzig, Hinrichs. Hoch 4. 8 Thlr. 10 Ngr.

Büttner, F., Irad und Zilla. Eine Dichtung. Pirna, Diller u. Sohn. 8. 22½ Ngr.

Claudius, F. M., Das Leben der Sprache. Marburg, Elwert. Gr. 8. 5 Ngr.

Dithmar, G. T., Aus und über Hans Wilhelm Kirchhoff. Zum Gedächtnis des Landgrafen Philipp des Grossmüthigen, 300 Jahre nach seinem Tode. Marburg, Elwert. Gr. 4. 10 Ngr.

Dittrich, Dionysius der Große von Alexandrien. Eine Monographie. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 16 Ngr.

Duemichen, J., Altägyptische Tempelinschriften in den Jahren 1863—1865 an Ort und Stelle gesammelt. 1ster Bd. Weihinschriften aus dem Horustempel von Edfu (Apollinopolis magna). Leipzig, Hinrichs. Gr. Fol. 37 Thlr. 20 Ngr.

Entstehung, Berechtigung und Ziele des Wingolfs. Ein Wort zur Abwehr und Beherzigung. Darmstadt, Würtz. 8. 4 Ngr.

Felix, Wort und Buch. Rede. Deutsch mit Genehmigung des Verfassers von J. Molzberger. Mainz, Giani. Gr. 8. 3½ Ngr.

Görgei, A., Briefe ohne Adresse. Deutsche Originalausgabe, im Auftrage des Verfassers aus dem ungarischen Original-Manuscript übersetzt. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Granella, V., Wahrheit, Schönheit und Liebe. Philosophisch-ästhetische Studien. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gutzkow, K., Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567. 4er Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hebbel's, F., sämmtliche Werke. 7ter Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Heine, H., Sämmtliche Werke. 1ste und 2te Lief. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. à 5 Ngr.

Die Mechulle-Leut'. Ein Polizeiroman. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Reschauer, H., Das Jahr 1848. Geschichte der Wiener Revolution. 1ste Lief. Wien, v. Waldheim. Hoch 4. 8 Ngr.

Rost's, A., Dramatische Dichtungen. 1ste Lief. Weimar, Panse. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rumpf, E., Waldschnaken. Humoristische Gedichte für Jäger und Jagdfreunde. Würzburg, Julien. 16. 10 Ngr.

Rüstow, W. v., Die russische Armee. Wien, Hilberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Sala, M. Freih. v., Geschichte des polnischen Aufstandes vom Jahre 1846. Nach authentischen Quellen dargestellt. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Schmaler, J. E., Die slavischen Ortsnamen in der Oberlausitz und ihre Bedeutung. Festschrift. Bautzen, Schmaler u. Pech. Gr. 4. 6 Ngr.

Schmidt, M. H., Ueber Männer-Gesang. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schürmann, A., Die Usancen des deutschen Buchhandels und der ihm verwandten Geschäftszweige. Leipzig, Schürmann's Selbstverlag. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seydewitz, F. v., Preussens Rechte bezüglich des Landes und der Festung Luxemburg. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 6 Ngr.

Wachenhusen, H., Paris 1867. Weltausstellungsbilder. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 10 Ngr.

Wislicenus, H., Loki. Das Nibelungenlied. Das Dionysostheater in Athen. Drei hinterlassene Abhandlungen. Bevorwortet v. C. Bartsch und dem Herausgeber G. A. Wislicenus. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Einige Zustände und Institutionen im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Von einem Patrioten. Rostock, Stiller. Gr. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von
Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a.
Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius.
Mit Einleitungen und Anmerkungen.
Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**
8. Geh. In Bändchen zu 5 Ngr.

Soeben erschien:
3. Bändchen. **Antonius und Kleopatra.** Uebersetzt von Paul Heyse.

Das erste und zweite Bändchen enthalten:
Othello. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
König Johann. Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfniß empfunden, da die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersetzten Stücken beiwohnen, doch den Totaleindruck des Originals nicht wiederzugeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Die obengenannten Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat — haben sich dieser großen Aufgabe gewidmet, und darf deshalb die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme im deutschen Publikum für das Unternehmen erwartet werden, zumal die Verlagshandlung im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt hat. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen und kostet trotz des Umfangs von 8—10 Bogen nur 5 Ngr.

Die erschienenen Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Bei A. Neuenhahn in Jena erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blüthen einer Weltanschauung. Dichtungen von Ulrich Rudolf Schmid. 16. Geh. Preis 18 Sgr.

In diesem Werkchen begrüßt uns zuerst das Leben der Natur, das auf der Erde und am Himmel sich entfaltet und Himmel und Erde vereinigt. Das große Räthsel der Natur, in einzelnen Räthseln personificirt, wird schönes Sinnbild geistigen Lebens, und dieses selbst gestaltet sich in aller Mannichfaltigkeit als Liebe und Freundschaft, Seelenschönheit und Wahrheit, Weisheit und Tugend. Von des deutschen Volkes Streben tritt ein Vierteljahrhundert vor unsere Augen, das in die Gegenwart hereinreicht, es naht sich seine große Zukunft und in der Ferne strahlt der Menschheit höchstes Ziel. Hell leuchtet es in der Iphigenie auf Aulis und in des Kalchas Epilog; aus rohen Vorstellungen des Heidenthums ringt sich empor das Leben in Gott. Das ist das wahre Christenthum. Ein solches verklärt die Natur, gibt den Verhältnissen der Menschen die höhere Weihe, verkörpert sich im Leben Jesu, offenbart sich als Frömmigkeit und Glück, als Religion und Kirche, als Unsterblichkeit und Auferstehung. — In allem dem vollendet sich der Dichtungen Gesammteindruck.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht.

Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung.
Von **Julius Rodenberg.**
Mit Beiträgen von Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, H. G. Oppenheim, William Reymond, Alfred Woltmann.
8. Elegant cartonnirt. 23½ Bogen. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Zweite Auflage.

Rodenberg's „Paris" bildet ein Seitenstück zu des Verfassers aus Anlaß der londoner Weltausstellung 1862 in vier Auflagen erschienenem Werke „Tag und Nacht in London", und fand gleich so günstige Aufnahme beim Publikum wie bei der Kritik, daß die erste Auflage binnen wenig Wochen vergriffen war und bereits eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte. Es ist nicht nur der kundigste und vielseitigste Begleiter für Reisende zur Ausstellung, sondern auch eine fesselnde Lektüre für jeden, der Paris schon kennt oder dessen gegenwärtige Physiognomie im treuen Spiegelbilde betrachten will. In einer Kritik heißt es: „Wer nach Paris geht, sollte sich durch Rodenberg's Werk erst geistig in dasselbe hineinleben."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Natur und Geschichte.

Welt- und Geschichtsbilder von
Karl Biel.
Erster Band.
Die Sternenwelt und ihre geschichtliche Entfaltung.
Erste Abtheilung. Der Fixsternhimmel.
8. Geh. 2 Thlr.

Der vorliegende Band enthält eine in sich abgeschlossene Darstellung des gegenwärtigen Wissens von der Fixsternwelt, wie es sich im Lauf der Jahrhunderte geschichtlich entwickelt hat. Der Verfasser beginnt damit die Ausführung des Plans, den er in seiner früher erschienenen Einleitungsschrift: „Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze" (Preis 20 Ngr.) dargelegt hat, nämlich durch eine historische Behandlung der Naturwissenschaften den Zusammenhang und die innere Einheit der gesammten menschlichen Erkenntniß allgemeiner zur Anschauung zu bringen. Das in der verschiedensten Weise anregende Werk verdient ebenso die Beachtung der wissenschaftlichen Kreise wie des größern Publikums.

Pariser Weltausstellung.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig die **zweite Lieferung** des

Illustrirten Katalog der Pariser Industrie-Ausstellung.

Subscriptionen auf das in 12—15 Lieferungen à 20 Sgr. erscheinende industrielle Prachtwerk werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 20. Juni 1867.

Inhalt: Der zweite Jahrgang des Shakspeare-Jahrbuchs. Von Rudolf Gottschall. — Aus der Schweiz über die Schweiz. — Lustspiele und Possen. Von Emil Müller-Samswegen. — Zur deutschen Nationalliteratur. Von Reinhold Bechstein. — Bibliographie. — Anzeigen.

Der zweite Jahrgang des Shakspeare-Jahrbuchs.

Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Friedrich Bodenstedt. Zweiter Jahrgang. Berlin, G. Reimer. 1867. Lex.-8. 3 Thlr.

Aus dem Vorworte erfahren wir, daß der Herausgeber die Ueberzeugung hegt, „dies Jahrbuch könne sich mit Ehren sehen lassen in der Nähe und Ferne und werde den Freunden des Dichters mehr Neues, Belehrendes und Anregendes bieten, als sie bei der Ungunst der Zeiten erwarten dürften". Weiterhin stellt er dem Publikum die einzelnen Mitarbeiter vor, indem er jedem derselben ein epitheton ornans anheftet und ihm für seinen vortrefflichen Artikel dankend die Hand drückt. Diese Courtoisie gegen die Helfer und Förderer des Werks mag der dankerfüllten Gesinnung des Herausgebers ziemen; sie kann aber die Kritik nicht entwaffnen, welche gegen das Verfehlte rücksichtslos auftreten darf und selbst gegen das Gute im Dienste des Bessern, welches bekanntlich des Guten Feind ist, noch manche Einwendung zu machen hat.

Rüsten wir uns zunächst gegen den geharnischten Angriff von Karl Elze, der in seinem Aufsatz: „Shakspeare's Geltung für die Gegenwart", mit eingelegter Lanze auf uns angestürmt kommt. Der Verfasser dieser Zeilen hat nämlich die Ketzerei begangen, in einem Artikel in „Unsere Zeit": „Die Shakspeare-Gesellschaft und das Shakspeare-Jahrbuch", die Zwecke der erstern in etwas anderer Weise zu formuliren, als den Shakspeare-Gelehrten von der strictesten Observanz genehm ist. Reuelos blickt er noch heute zurück auf das begangene Verbrechen; er ist noch heute der Ansicht, daß die Shakspeare-Gesellschaft nicht ein gelehrter Conventikel nur mit dem Weihrauchfaß umherdampfender Shakspeare-Gläubiger sein oder werden solle, sondern eine freie Vereinigung, die bestrebt ist, den kritischen Dichter im Lichte der Gegenwart zu erfassen und das Bleibende vom Vergänglichen in seinen Werken zu sondern. Karl Elze nimmt nun vor allen Dingen die Shakspeare-Philologie in Schutz; er meint, eine glücklich getroffene Emendation oder Erklärung sei der Sache förderlicher als der ganze obige Aufsatz. Wir sind zwar der Ansicht, daß Shakspeare gegen viele dieser für glücklich gehaltenen Emendationen einen sehr entschiedenen Protest einlegen würde, und daß die Textkritik an dem Christbaum der Shakspeare'schen Poesie oft mehr dichterische Lichter ausbläst, als dichterische Nüsse aufknackt. Gleichwol wollen wir Gevatter Nußknacker und Compagnie ihre Verdienste keineswegs verkümmern. Es ist immer gut, wenn der Rock, ehe man ihn anzieht, ausgebürstet, die Fäden von demselben fortgeblasen, die platzenden Nähte zugeheftet und die verkehrt angenähten Knöpfe an die rechte Stelle gesetzt werden. Wer würde so unbillig sein, einem Kleiderreiniger Vorwürfe zu machen, wenn er seine Arbeit mit Fleiß und Sorgfalt vollbringt? Die Shakspeare-Kritik ist in dieser verdienstlichen Arbeit begriffen, und wir nehmen es ihr nicht übel, wenn sie bisweilen mit dem Klopfstock danebenschlägt. Nur das können wir nicht begreifen, warum zu dieser ehrenwerthen Arbeit der Nachtlampe sich erst eine statutarische Gesellschaft bilden soll, da hierzu doch die Thätigkeit des einzelnen und die Presse vollkommen genügt? Eine gelehrte Gesellschaft, die ihre regelmäßigen Sitzungen hält und sich in denselben die Resultate ihrer Studien mittheilt, könnte allerdings sich auch mit den neuen Emendationen beschäftigen. Danach ist aber die über ganz Deutschland verbreitete Shakspeare-Gesellschaft nicht organisirt. Die Großthaten der Textkritik sollten daher nicht mit so vollen Backen ausposaunt werden.

Im übrigen hat sich Elze die überflüssige Mühe genommen, im ganzen zu beweisen, daß Shakspeare nicht veraltet sei, und indem er die einzelnen Stücke mit diesem Maße mißt, gerade das gethan, was in jenem Aufsatze von der Shakspeare-Gesellschaft verlangt wird und worüber er ein so großes Geschrei erhebt. Much ado about nothing — das ist des Pudels Kern. Am schlimmsten ergeht es Rümelin, dessen Werk „den Dilettantismus in seiner ganzen Schwäche und Nichtigkeit zeigen, auf der einen Seite der Grundlagen wissenschaftlicher Aesthetik und Kritik, auf der andern der einer tüchtigen philologischen Kenntniß Shakspeare's entbehren" soll. Odi profanum vulgus et arceo. Also ein ästhetisch gebildeter Mann sollte über die Dramen Shakspeare's kein Urtheil haben,

blos weil er nicht alle Lesarten, Emendationen und Ausgaben durchgearbeitet hat, die ein mühsamer, aber oft engherziger Fleiß zu Tage gefördert! Weiß Hr. Elze nicht, daß eine zusammengelesene Weisheit, der's von all dem Zeug im Kopfe schwirrt, am wenigsten den Nagel auf den Kopf zu treffen pflegt? Wenn indeß einem Mann wie Rümelin die Grundlagen wissenschaftlicher Aesthetik und Kritik abgesprochen werden, so muß man gegen diese Unbilligkeit auf das entschiedenste protestiren. Es ist mehr Kritik in Rümelin als in Gervinus, aus dessen Werk man fast gar keinen Aufschluß über das Wesen der dramatischen Kunst, über die Technik des Dramas, über das Verhältniß der Charaktere und Situationen im Drama und über eine Menge von Fragen erhält, welche von Rümelin in anregender Weise besprochen wurden.

Etwas glimpflicher verfährt der Herausgeber des „Jahrbuch" selbst mit dem Kritiker, der es zuerst wagte, eine unbefangenere Würdigung Shakspeare's in Deutschland anzubahnen. Freilich meint auch er, daß Rümelin Shakspeare nur sehr oberflächlich kenne. Weiterhin sagt er:

In der That muß Rümelin's Schrift auf alle Leser, welche Voltaire's Auslassungen über Shakspeare nicht kennen, mit dem vollen Reize der Neuheit wirken, der noch erhöht wird durch die Kühnheit und schlagfertige Durchführung der aufgestellten Behauptungen. Die Prämissen sind so handgreiflich klar und biedermännisch solide, daß sich alles Folgende mit Nothwendigkeit von selbst daraus ergibt und an Trugschlüsse gar nicht gedacht werden kann. Wer also die Prämissen als richtig hinnimmt, dem muß auch das übrige als richtig einleuchten. Nun sind aber die Rümelin'schen Prämissen nachweisbar alle unrichtig, und somit müssen auch die daraus gezogenen Schlüsse als Trugschlüsse bezeichnet werden. Er kämpft gegen die Philosophen als Sophist, und zwar mit demselben Beifall der Menge, wie weiland seine athenienſischen Vorgänger. Daß er dabei manchen treffenden Hieb führt, soll nicht geleugnet werden. Es ist nicht meine Aufgabe, die Einseitigkeit und Ueberschwenglichkeit, von welcher man die Shakspeare-Kritik der Hegel'schen Schule nicht freisprechen kann, zu vertheidigen: das mögen die Vertreter jener Schule selbst thun; ich habe hier nur den Beweis zu führen, daß der Rümelin'sche Neubau auf Sand gebaut ist.

Diesen Beweis versucht Bodenstedt indeß nur in Bezug auf die Bühneneinrichtungen zu Shakspeare's Zeit und auf die gesellschaftliche Stellung Shakspeare's zu führen. Im übrigen werden wir auf ein Buch von Bernays vertröstet, welches Rümelin wahrscheinlich auf das gründlichste abfertigen wird. Bodenstedt rühmt übrigens die geistvollen und feinen Bemerkungen in der Rümelin'schen Schrift und schließt mit den Worten: „Amicus Ruemelin, magis amica veritas." So schließen auch wir die Kritik dieser Kritik, die doch nur in ihrer jetzigen Gestalt ein überflüssiges Stückwerk ist, mit den Worten: „Amicus Bodenstedt, magis amica veritas."

Ganz anders ist der Ton, welchen Theodor Vischer in seinem Aufsatz: „Die realistische Shakspeare-Kritik und Hamlet", gegenüber Rümelin anschlägt. Hier spricht der gebildete Aesthetiker dem gebildeten Aesthetiker gegenüber, und zwar nicht vom hohen Pferde der monopolisirten Shakspeare-Weisheit herab. Vischer erkennt an, daß Rümelin sich um wirkliche Unbefangenheit bemüht, daß seine Schrift warme Stellen, Zeugnisse wirklicher Liebe und Pietät besitzt; er findet es in der Ordnung, daß endlich einer kommt, der dem kritiklosen Cultus der alles zurechterklärenden ästhetischen Speculation ins Gesicht wirft: Versucht es einmal, und wo etwas keinen guten Sinn geben will, denkt einfach: „es wird halt eben nicht recht sein"! Vischer beginnt den Aufsatz mit folgenden Worten:

Eine Erscheinung wie die „Shakspeare-Studien" von G. Rümelin mußte einmal kommen, war längst Bedürfniß. Man meinte, über den unkritischen Cultus des großen Dichters hinaus zu sein, und man war es noch nicht. Man stand noch immer auf dem Boden der Voraussetzung, und die Voraussetzung hieß: in Shakspeare's Werken muß alles vollkommen sein; sie wurde zum Vordersatz eines Schlusses, dessen weitere Glieder lauteten: hier scheint etwas unvollkommen (unmotivirt, unzusammenhängend, geschmacklos u. s. w.); da aber diese Unvollkommenheit nach der Prämisse nur Schein sein kann, so muß sie hinauserklärt, Vollkommenheit muß hineinerklärt werden. Die willkommene Wache für das Schmuggelgeschäft des Hineinerklärens, Zurechtlegens, Beschönigens war von der gefährlichen Wahrheit ausgestellt, daß das Innerste des dichterischen Schaffens ein unbewußtes Thun, daß es Recht und Aufgabe des Philosophen ist, in den hellen Begriff zu fassen, was dem Dichter selbst in seiner letzten Bedeutung dunkel blieb. Es versteht sich, daß die ehrliche Unehrlichkeit zugleich Schulvornehmheit war; wo es nichts einzudeuten, umzudeuten gab, wurde wenigstens aufgeschraubt, mit ästhetisch-philosophischer Phrase der Mund voll genommen, der schlichte Shakspeare in einen Docenten, sein natürlicher Gang in Paradeschritt verwandelt.

Der ganze Artikel, welcher ohne Frage der beste in diesem Jahrgang ist, enthält viel Treffendes und widerlegt Rümelin in manchen Einzelheiten mit Glück. Gleichwol bleibt die Genesis des „Hamlet", wie sie Rümelin auseinandersetzt, das Hineintragen einer Fülle des subjectivsten Lebens in den Rahmen einer öden sagenhaften Handlung und die Incongruenz dieser beiden Bestandtheile eine unwiderlegbare Thatsache.

Daß außer dem Vischer'schen Aufsatz noch zwei Abhandlungen über „Hamlet" in diesem „Jahrbuch" enthalten sind, dürfte des Guten zu viel sein. Es macht doch den Eindruck, als ob die Redaction allzu passiv über sich ergehen ließe, was von den Einsendern über sie verhängt wurde. „Die Charakterzüge Hamlet's von einem Nichtphilosophen" ist ein Aufsatz, der nichts Neues, sondern nur Varianten und neue Zusammenschiebungen bereits aufgestellter Behauptungen bringt. Roßmann in seiner „Charakteristik Hamlet's für Schauspieler" gibt einige beherzigenswerthe Winke und kommt zu dem Resultat, daß der Schauspieler den Hamlet mit dem sehr positiven Pathos eines idealistischen Rigorismus auszustatten habe. Mit Recht wendet sich Roßmann gegen Gervinus, der das Temperament Hamlet's als „ruhig, still, phlegmatisch, ohne Galle" darstellt. Dieser Hamlet sollte ohne Galle sein, der fortwährend in der höchsten Aufregung gegen seine eigene Schwäche wüthet, der nicht Verwünschungen genug gegen seinen Onkel findet? Jede Zeile, die Hamlet spricht, kehrt sich gegen eine solche Auffassung. Das deutsche Shakspeare-Geschwätz zeigt sich in seiner ganzen

Hohlheit, wenn man derartige Orakelsprüche unsers vielgerühmten, jedenfalls weitschweifigsten Shakspeare-Kritikers ins Auge faßt, der ein besonderes Geschick darin besitzt, niemals den Nagel auf den Kopf zu treffen.

Eine Autorität der Shakspeare'schen Textkritik, Nikolaus Delius, hat für das „Shakspeare-Jahrbuch" einen Artikel über Shakspeare's „Timon von Athen" beigesteuert, der in vieler Hinsicht Interesse erregt. Er beweist, daß die Textkritik keineswegs ein so harmloses Vergnügen ist, wie man vielleicht im allgemeinen glaubt. Die Textkritik ist grausamer, unerbittlicher als jede andere. Wir hoffen, daß im Jenseits ein Bureau für Reclamationen errichtet ist. In diesem Bureau werden sich alle die Dichter melden, denen die gelehrte Textkritik die Knochen zerbrochen hat; sie werden erscheinen mit allen den Werken unter dem Arm, deren Autorschaft sie ihnen apodiktisch abgesprochen; es werden sich unter dem endlosen Schwarm die Dichter und Propheten der Bibel und des classischen Alterthums befinden, wie alle diejenigen der spätern Zeiten, über welche die gelehrte Philologie gekommen ist; sie werden sich auflehnen mit Geschrei gegen die Gewalt, die ihnen geschehen ist, und ein gerechtes Gericht wird ergehen über die gelehrten Rothhäute, welche die Dichter und ihre Werke skalpiren, und es wird sein Heulen und Zähneklappern!

Nikolaus Delius bewies noch in seiner Schrift: „Die Tieck'sche Shakspeare-Kritik beleuchtet", gegen Knight, daß der ganze „Timon" in allen seinen Theilen Shakspeare's Werk sei; daß auch die vernachlässigten Stellen, welche Knight einem andern, untergeordneten Dichter zuschreiben möchte, bei allen Mängeln und bei allem Abstand von dem übrigen „Timon" doch durchweg den Stempel Shakspeare'scher Eigenthümlichkeit tragen, daß daher der Grund der bemerkten Verschiedenheit in einer partiellen Umarbeitung zu suchen sei, die Shakspeare einer von ihm selbst herrührenden Jugendarbeit in reifern Jahren angedeihen ließ. Inzwischen ist Delius anderer Ansicht geworden. Schon in seinen Ausgaben des „Timon of Athens" stimmte er den Ansichten Charles Knight's bei und gibt jetzt in dem „Jahrbuch" eine weitere Ausführung seiner damaligen Auseinandersetzungen. Danach hat ein Anonymus ein Drama: „Timon von Athen", mit Benutzung des Lucianischen Dialogs gedichtet, der Shakspeare selbst schwerlich zugänglich gewesen wäre; Shakspeare hat dies ihm vollständig und fertig vorliegende Drama in einzelnen Scenen umgearbeitet, namentlich da, wo der Charakter des Timon in den Vordergrund trat und ihm Gelegenheit bot, seine psychologische Meisterschaft zu zeigen.

Die ganze Textkritik, wie sie gegenwärtig in Deutschland geübt wird, hat nur den Schein des Wissenschaftlichen; sie ist im wesentlichen eine Conjecturalkritik, die auf Hypothesen herumreitet. Der Kritiker stellt eine Hypothese auf, verliebt sich in sie, hätschelt sie, streichelt sie, wie man ein Katzenfell streichelt, so lange bis die Funken herausſprühen. Allmählich gewinnt die Hypothese für ihn feste Gestalt, apodiktische Gewißheit; sie wird der Maßstab, mit welchem er ein ganzes Werk mißt. Nun zeigt sich der außerordentliche Scharfsinn des Gelehrten, indem er auch die dem Anschein nach widerstrebenden Elemente seiner Hypothese dienstbar macht; was nicht biegen will, muß brechen. Die Bedeutung der Dichtung und der Kritik verschiebt sich gänzlich. Die Dichtung ist schließlich nur vorhanden, um dem zersetzenden Scharfsinn der Kritik einen chemisch analysirbaren Stoff zu geben. So verdunsten auch hier zwei Drittheile eines Stücks und das letzte Drittheil ist Shakspeare'scher Niederschlag, der für die Unsterblichkeit erhalten bleibt. Es ist uns indessen eine feststehende Thatsache, daß nur ein Dichter, der das Geheimniß der poetischen Production, ihre Ebbe und Flut kennt, auch über das Eigenthumsrecht der Dichter an den ihnen zugeschriebenen Stücken ein endgültiges Urtheil zu fällen vermag, und daß die meisten Gelehrten davon sprechen wie die Blinden von der Farbe. Es genügt nicht, die Handschrift zu kennen; man muß sie auch in ihren lässigsten Zügen wiedererkennen; man muß bei sehr vielen Dichtern unterscheiden zwischen dem Concept und der dichterischen Ausarbeitung. Nur bei wenigen, wie bei Goethe, ergießt sich das lang Gepflegte, reiflich Erwogene gleich in vollem harmonischen Strom auf das Papier; bei den meisten ist der erste Guß ein flüchtig Hingeworfenes, der spätern Feile nicht nur bedürftig, sondern auch auf dieselbe berechnet, so rasch componirt, um im Guß der Inspiration zu bleiben, die Hauptzüge festzustellen. Natürlich gelingen einzelne Scenen und oft gerade die getragenen, schwunghaften schon der ersten enthusiastischen Federführung, während die mehr motivirenden in grober Skizzirung hinter jenen zurückbleiben. Ein so für den täglichen Bedarf arbeitender Bühnenschriftsteller wie Shakspeare konnte nun leicht einmal veranlaßt werden, ein noch der künstlerischen Feile entbehrendes Werk rasch seinem Publikum vorzuführen, entweder weil er einer dringenden Forderung des Theaterrepertoire gehorchte, oder weil ihm die Lust vergangen war, sich noch einmal mit seinem Werke zu beschäftigen. Wozu also auch bei „Timon von Athen" einen Anonymus herbeibeschwören? Die Möglichkeit wollen wir durchaus nicht leugnen, denn Shakspeare, welchem die Bühnenrücksichten in erster Linie standen, bewies ja ein großes Aneignungsvermögen, das nach unsern Begriffen bis zu unerlaubter Plünderung seiner Vorgänger fortging; er wird sich also auch oft schon zu praktischen Bühnenzwecken mit Umarbeitungen und Ueberarbeitungen beschäftigt haben. Doch wozu die entferntere Möglichkeit betonen, wenn die nähere vorliegt, daß Shakspeare den „Timon" selbst lässig gearbeitet und entweder überhaupt gar nicht oder nur einzelne Scenen durchgearbeitet habe? Daß die spätern Stücke durchaus die reifsten sein müssen, ist ein unbegründetes Vorurtheil. Oft fällt das Alter in die Fehler der Jugend zurück und wiederholt das Ungenügende der Unreife in der verknöcherten Form der abnehmenden Kraft. Welche Differenzen bringt das Ungleiche der Stimmung, der Disposition mit sich! Wie schwerfällig kommt oft die Gedankenfülle der gedankenreichen Dichter in Fluß! Wie leicht verwandelt sich, bei dem Stocken der poetischen Ader, der phantasie-

reiche Schwung kühner Bildlichkeit in Schwulst, während von der entgegengesetzten Seite Trivialitäten in die Handlung eindringen.

Das sehen wir alles so vielfach auch bei Shakspeare, wie ja auch Homer bisweilen schläft! Welche Schwierigkeiten würde Goethe einer spätern Textkritik bieten, wenn seine Werke nicht in abgeschlossener Weise festgestellt wären! Wie verschiedene Tonarten hat er in seinen Dramen angeschlagen, wie ungleich ist der Werth derselben! Wie geistreich würde eine Kritik erscheinen, die ihm dies oder jenes Werk absprächte, mit sehr vielen gelehrten Argumenten und im vollen Bewußtsein ihrer Unfehlbarkeit! Und welchen Eindruck würde eine solche Kritik auf uns machen, wenn wir sie im voraus genießen könnten? Gewiß doch einen sehr komischen.

Wir würden eine eingehende Antikritik schreiben müssen, wozu uns hier der Raum fehlt, wenn wir die einzelnen Argumente, die Delius in seiner Analyse anführt, widerlegen wollten, indem sich die Schwächen, um derentwillen Delius einzelne Acte und Scenen für „unshakspearisch" erklärt, in sehr vielen andern unbezweifelt Shakspeare'schen Stücken wiederfinden. In ästhetischer Hinsicht können wir nicht einmal mit dem Vorzugsrecht übereinstimmen, welches der Kritiker den letzten Acten, namentlich den Monologen des Timon ertheilt. Gerade diesen Acten fehlt alles dramatische Leben, und die Selbstgespräche des Misanthropen ermüden durch die beständigen Wiederholungen und durch den Schwulst der Diction. Daß die Metrik in „Timon" auffallend schlotterig und vernachlässigt ist, mehr als in den meisten andern Shakspeare'schen Stücken, mag zugegeben werden; doch dies zu erklären, genügt ein schlafender Shakspeare, dazu bedarf es keines eingeschobenen Anonymus.

Von den übrigen Aufsätzen verdient der von Albert Lindner über „Die dramatische Einheit im Julius Cäsar" wegen seiner seltsamen Hallucinationen Erwähnung. Wir wollen zuerst das Thema zu dieser spiritistischen Abhandlung mit des Autors eigenen Worten anführen:

Die Tragödie spielt eine große Staatsaction vor uns ab, deren Inhalt sich kurz so summiren läßt: „Die Fortdauer der römischen Republik ist unmöglich geworden. Der echte Römersinn, der sie bedingte, lebt nur noch in einem Häuflein römischer Bürger, die den gewaltigsten Feind der alten Freiheit umsonst aus dem Wege räumen. Die Zeit ist da für die Monarchie. Rom hat verlernt, sich selbst zu beherrschen, darum verdient es nichts Besseres als — einen Herrscher." Die Tragödie enthält somit zwei miteinander streitende Principe, die ihre Vertreter haben in Brutus und Cassius einmal, sodann in Cäsar. Das Princip „Brutus und Cassius" spielt sich vollständig und bis zu einem befriedigenden Ende ab, das Princip „Cäsar" scheinbar nicht, und das hat eben den Verdacht gegen die künstlerische Einheit des Stücks geweckt. Aber die Cäsarrolle erfüllt ihre dramatische Mission erst am Ende des Stücks — so gut wie die des Brutus und Cassius. Die Sache steht kurz so: In den drei ersten Acten hat der Begriff „Cäsar" das Accidenz seiner sinnlichen Erscheinung, in den zwei letzten wirkt er als reiner Geist. In den drei ersten Acten vertritt er eine Staatsidee, in den letzten eine persönliche. In den drei ersten Acten hat er es mit der römischen Republik zu thun, in den letzten mit seinen Mördern.

In der Ausführung dieser verwunderlichen Axiome erfahren wir noch einige neue Thatsachen, z. B.: „Octavius führt die Leiblichkeit Cäsar's in den letzten Acten weiter, ja sogar genau von da an, wo auch noch der Leichnam des Cäsar seine Rolle ausgespielt hat und von der Bühne abtritt." Die dramatische Einheit in „Julius Cäsar" besteht also darin, daß der Held zuerst als lebendige Person, dann als Leichnam, zuletzt als Octavius und nebenbei auch noch als Gespenst auftritt. Eine sehr drollige Metamorphose des Helden! Und nun soll die Kunst Shakspeare's darin bestehen, daß er dem lebenden Cäsar keine so stark wirkende Erscheinung gegeben, um nicht seine spätere spiritistische Rolle zu beeinträchtigen:

Wenn Julius Cäsar doch nichts weiter als eine welthistorische Idee ist, die er am reinsten da vertritt, wo keine Körperlichkeit mehr ihr anhaftet, wie macht es Shakspeare, um den leiblich auftretenden Helden nicht einen zu starken sinnlichen Eindruck erzeugen zu lassen? Er idealisirt ihn nicht, er copirt ihn dem Historiker nach. Die leibliche Erscheinung war Nebensache, glücklich für den Dichter war sie es auch in der historischen Wirklichkeit gewesen. Träte sie in den Contouren eines Othello, Coriolan, Antonius auf, so würden wir diese Heldengestalt schwer vergessen können, während unser Blick jetzt leicht von diesem kümmerlichen Körper abgleitet, um nach des Dichters Zweck die Idee desto reiner zu halten. Man bemerke sogar, daß der Inhalt der Scenen, wo Cäsar auftritt, mit Absicht bedeutungslos für die Geschichte ist: Wahrsagerei, Träume, Aberglaube ist alles, was wir finden. Wo er auftritt, versäumt Shakspeare nichts, die Erscheinung, die ja doch bestimmt ist, am Anfang des dritten Actes zu verschwinden, durch alle mögliche Mängel herunterzudrücken.

Die leibliche Erscheinung Cäsar's war glücklicherweise in der Geschichte Nebensache!! Weiterhin heißt es: „Der ridicule Gedanke, daß doch körperliche Schauspieler da sein müssen, wenn ein Stück aufgeführt werden solle, findet hier keine Berücksichtigung." Gewöhnlich hält man das Gegentheil für einen ridiculen Gedanken, doch — de gustibus non est disputandum!

Daß die Shakspeare-Apotheose bereits zu fabeln beginnt, wie dieser Lindner'sche Artikel beweist, ist wol ein sicheres Zeichen, daß sie sich überlebt hat. In der That geht das Aus- und Unterlegen hier zu sich selbst parodirenden Paradoxen fort. Namentlich ist der Gedanke, daß Shakspeare den Julius Cäsar in seiner Leiblichkeit herabgedrückt habe, um für sein späteres Wirken als Idee zu interessiren, eine wahrhaft sublime Abstraction, über welche niemand mehr in ein zwerchfellerschütterndes Lachen verfallen wäre, als der große Dichter selber, dessen weitweiter Humor zwar in seinem „Holofernes" seine künftigen Interpreten schon vorbedeutend abgebildet. Mindestens sind seine Worte: „Certes, the text most infallibly concludes it", die Losung seiner unfehlbaren Textkritik geworden.

Der zweite Artikel von Albert Lindner: „Bemerkungen über symbolische Kunst im Drama mit besonderer Berücksichtigung Shakspeare's", enthält einige treffende Bemerkungen, wenngleich er dem Begriff der Symbolik eine viel zu ausgedehnte Bedeutung gibt. Schiller und Goethe bedienen sich gelegentlich dieses Ausdrucks; doch

ist er im Grunde incorrect. Was den Begriff der Symbolik betrifft, so darf man wol auf die meisterhaft ausgeführten Abschnitte in Hegel's „Aesthetik" verweisen, welche die unbewußte und bewußte Symbolik in ebenso geistvoller wie erschöpfender Weise darstellen. Die bewußte Symbolik eignet Hegel mit Recht der vergleichenden Kunstform zu, der Fabel, der Parabel, dem Räthsel, der Allegorie, der Metapher, dem Bild oder Gleichniß. Goethe bezieht das Symbolische nur auf das Theatralische; Lindner geht weiter; er bezieht es nicht nur auf das Dramatische, was schon eine Ueberschreitung des ihm zugewiesenen Gebiets ist, sondern auf alle Kunst überhaupt; er stellt die kühne Behauptung auf: Alle Kunst ist symbolisch. Er sagt:

Der große Dichter legt wol auf eigene Hand in solche Stoffe eine allgemein symbolische Natur, er vollzieht an einer Thatsache, die von Haus aus nur um ihrer selbst willen da ist, ein Exempel seines Jahrhunderts oder eine Aufgabe der allgemeinen Menschheit (die „Räuber", „Faust", „Hamlet" [denn hier ist das historische Gewicht fast Null], „Cabale und Liebe" u. a.), aber nur dem Talente, dem mittelmäßigen Poeten wird es passiren, daß er umgekehrt den von der Geschichte symbolisch gegebenen Stoff nicht als solchen zu behandeln versteht, die ideale Handlung in der realen nicht erkennt oder das Symbolische wol gar mit Willen fallen läßt, um sich und der bequemen Genußsucht der heutigen Publica die Sache nicht allzu gründlich, nicht allzu schwierig zu machen. Dahin gehören alle historischen Sujets der Frau Birch-Pfeiffer, von Raupach, einiges von Kotzebue, dahin gehören auch die meisten Stücke der neuesten beliebtesten Bühnendichter. Hans Lange z. B. ist ein Stoff von herrlich symbolischer Anlage.

Das Theatralische kann nun zwar symbolisch sein; ein dramatisches Kunstwerk aber als symbolisch und in allen seinen Theilen mit Symbolik gesättigt zu betrachten, das ist eine einseitige und schiefe Auffassung. Denn im Symbol hat die Gestaltung eine Bedeutung, die sie nicht vollkommen auszudrücken vermag. Vom dramatischen Kunstwerk aber verlangen wir, wie von jedem künstlerischen Organismus, daß Gestalt und Bedeutung sich decken. In der Symbolik der dramatischen Handlung eine besondere Tiefe zu suchen, das zeugt daher nur von einer ästhetischen Begriffsverwirrung. Einzelnes im Drama, namentlich das Theatralische, mag symbolisch gefaßt werden können — hierfür gibt Lindner einige passende Beispiele. Wenn er aber eine schematische Tafel der dramatischen Symbolik entwirft, so beweiskräftig wie ähnliche tabulametrisch-ästhetische Zeichnungen in Freytag's „Technik des Dramas", eine Tafel, deren einzelne Rubriken glücklicherweise der innern Intuition des Lesers überlassen und nicht weiter durch den Text erläutert werden, wenn er dann fortfährt:

Symbolisch ist zunächst jede Person des Stücks, weil sie eine einstweilige Form für eine ewige Idee ist: symbolisch ist jede Handlung, weil sie ein sinnlicher Ausdruck für einen geistigen Vorgang ist. Die Thatsache der Bühne vertritt die Thatsache des unendlichen Lebens oder des historischen Princips. Der Zufall muß einstehen für das Nothwendige, das an sich Gleichgültige wird belastet mit dem Gewicht eines Bedeutenden, das Besondere muß das Allgemeine zurückspiegeln —

so möchte man ihm in der That rathen, sich erst den Begriff des Symbolischen klar zu machen, diejenige Stufe der Kunstentwickelung, auf welcher er der herrschende ist, und diejenigen Formen der Poesie, die er ganz zu erfüllen ein Recht hat. Jede Handlung symbolisch zu nennen, das ist eine krankhafte Begriffserweiterung. Schon die Juristen unterscheiden zwischen Realinjurien und symbolischen Injurien. Wenn ich einem eine Maulschelle gebe, so ist das keine symbolische Handlung. Wenn ich das Pantomim „des Cavaliers wie alle Cavaliere" mache, so begehe ich eine symbolische Injurie. Wer mit Begriffen manipuliren will, der muß sich zunächst der Schärfe der Begriffsbestimmung befleißigen. Lindner aber erspart sich die Mühe, einen Begriff, den er zum ἓν καὶ πᾶν der dramatischen Kunst macht, auch nur ungefähr festzustellen.

Die beiden Aufsätze von Hermann Freiherrn von Friesen: „Bemerkungen zu den Altersbestimmungen für einige Stücke von Shakspeare" und „Eduard III., angeblich ein Stück von Shakspeare", sind Früchte einer fleißigen Kritik; auch kann man mit ihren Resultaten übereinstimmen. „Comedy of errors" und „All's well that ends well" hält Friesen für Werke von Shakspeare's frühester Periode. Mit Recht erklärt sich Friesen gegen die zahlreichen Umarbeitungen, die man Shakspeare in die Schuhe schiebt:

Daß es weit annehmlicher scheine, sich Shakspeare bei seiner großen Begabung von dem unwiderstehlichen Drange nach selbständigen Schöpfungen beseelt vorzustellen, als sich zu denken, daß er nur mit Flickarbeit beschäftigt gewesen sei, hat schon Tomlins richtig bemerkt.

„Love's labour's lost", ein Stück, das von Friesen offenbar überschätzt wird, erklärt er dagegen für ein reifes Werk aus späterer Zeit. „Eduard III." wird genau analysirt, bis in die kleinsten sprachlichen und metrischen Eigenheiten hinein; es werden Stellen herausgehoben, die Shakspeare's nicht unwürdig scheinen; andere, die sich wörtlich bei Shakspeare wiederfinden. Gleichwol kommt Friesen zu dem Schluß, daß das Stück nicht von Shakspeare sei, und zeigt sich in der Beweisführung als ein feiner Kenner der Dichterindividualität Shakspeare's. Wenn er indeß das Stück noch chronikartiger findet als die Shakspeare'schen „Historien", so erscheint uns dieser Unterschied allzu fein. Am Schluß nennt Friesen das Stück in zweifacher Hinsicht ein überaus werthvolles Document

Es lehrt uns nicht blos, wie groß der Reichthum an poetischen Mitteln und Elementen ist, der mitteninne liegt zwischen einer über die flache Mittelmäßigkeit sich erhebenden Begabung und zwischen der unmeßbaren Höhe, auf der Shakspeare's Ingenium steht. Dürfen wir ferner vermuthen, daß die Verwandtschaft von manchem Bilde und Gedanken in diesem Stücke mit solchen, die wir in spätern Stücken Shakspeare's wiederzufinden meinen, nicht blos dem blinden Zufall zuzuschreiben ist, so erfahren wir von neuem, wie wenig es Shakspeare verschmäht hat, selbst von Untergeordneten zu lernen und die Schätze sich zu eigen zu machen, die von einer großen Zahl seiner nicht unbefähigten Zeitgenossen zwar geahnt und angedeutet, nicht aber mit voller poetischer Kraft gehoben und nutzbar gemacht wurden.

Robert Greene hat für dies letztere Verfahren einen andern Namen! Mindestens möchten wir den neuen Shakspeareomanen nicht rathen, ihrem Meister, wie sie bereits begonnen haben, auch hierin nachzuahmen.

Angenehm lieſt ſich Friedrich Förſter's, im weſentlichen anthologiſcher Artikel: „Shakſpeare und die Tonkunſt.“ Intereſſant und etwas kurz iſt Ulrici's Skizze über „Ludwig Devrient als König Lear“. Oehlmann findet in dem Aufſatz: „Cordelia als tragiſcher Charakter“, die Schuld der Cordelia in einem Mangel an Vernunft bei reichem Gemüthsleben. Ingleby gibt Beiträge zur Wiederherſtellung des Shakſpeare'ſchen Textes, die wir gern in deutſcher Sprache geleſen hätten. Wir zweifeln, daß die Engländer in ein engliſches Jahrbuch deutſche Artikel aufnehmen würden; es iſt Zeit, daß auch wir unſer Ich groß zu ſchreiben lernen. In Cohn's „Bibliographie“ fehlen mehrere, in dieſem Jahrgang des Shakſpeare-Jahrbuchs ſelbſt lebhaft bekämpfte Journalartikel über Shakſpeare. Theaterberichte über Shakſpeare-Aufführungen erhalten wir aus München, Karlsruhe, Meiningen, Stuttgart. Es iſt dies ein ſchwacher Anfang einer umfaſſenden deutſchen Theaterſchau.

Die Mühe des Herausgebers, den widerſtrebenden Verhältniſſen ein möglichſt günſtiges Terrain für das „Shakſpeare-Jahrbuch“ abzugewinnen, wollen wir nicht bezweifeln, ebenſo wenig das einzelne Gediegene verkennen, das ſich in demſelben findet. Gleichwol macht das Jahrbuch noch immer den Eindruck des zufällig Zuſammengewehten. Die Aufnahme der drei Artikel über „Hamlet“ und der Lindner'ſchen Abenteuerlichkeiten über „Julius Cäſar“ müſſen wir dem Herausgeber doch als eine levis culpa anrechnen. Der neue Herausgeber, Karl Elze, der an Bodenſtedt's Stelle getreten iſt, findet eine günſtigere, von keinem großen Weltdrama in Anſpruch genommene Zeit. Möge er die Energie, die er in der raufluſtigen Polemik dieſes Jahrgangs bewährte, dazu anwenden, die künftigen Jahrgänge immer reicher, harmoniſcher zu geſtalten und frei von dem gelehrten Krimskrams, auf den er leider einen großen Werth zu legen ſcheint. Möge man überhaupt unterſcheiden lernen zwiſchen eſoteriſchem und exoteriſchem Shakſpeare-Cultus — die Shakſpeare-Geſellſchaft wie das „Shakſpeare-Jahrbuch“ kann nur für den zweiten beſtimmt ſein! Rudolf Gottſchall.

Aus der Schweiz über die Schweiz.

1. Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz von J. C. Mörikofer. Leipzig, Hirzel. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Geſchichte des Schweizervolks und ſeiner Cultur von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Otto Henne-AmRhyn. Drei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1865—66. Gr. 8. 8 Thlr.
3. Dichterbuch der franzöſiſchen Schweiz. Geſammelt und überſetzt von Eugène Peſchier. Baſel, Georg. 16. 1 Thlr.

Der Verfaſſer der „Bilder aus dem kirchlichen Leben der Schweiz“, J. C. Mörikofer (Nr. 1), gibt den Standpunkt, den er bei ſeiner Arbeit eingenommen, in dem Vorwort ſo klar an und er weiß denſelben ſo ſummariſch zu begründen, daß wir unſere Leſer mit ihm nicht beſſer bekannt machen können, als wenn wir ſeine Auseinanderſetzung wiederholen:

Die Staats- und Kriegsgeſchichte der Schweiz — wie die Freiheit errungen, durch Verfaſſung und Bünde geſichert und mit dem Schwerte bewahrt worden — iſt längſt Gemeingut des ganzen Volks geworden. Es iſt aber durch vorzugsweiſe Darſtellung und populäre Hervorhebung der äußern Begebenheiten das Bild des Geſammtlebens des Schweizervolks etwas unvollſtändig und einſeitig ausgefallen, indem den verfaſſungsmäßigen Zuſtänden und Garantien und der ſchlagfertigen That ein zu ausſchließender Werth beigelegt worden. Daher iſt es gekommen, daß das Bewußtſein der Freiheit und Tapferkeit im Schweizervolke gemeiniglich ein unverhältnißmäßiges Selbſtgefühl erzeugt hat, welches mit mancherlei Gefahr und Nachtheil verbunden iſt. Denn die Geſchichte freier Staaten und Völker alter und neuer Zeiten lehrt, daß Freiheit und Tapferkeit allein nicht genügen, um den geiſtigen Fortſchritt, die ſittliche Kraft und das dauernde Glück eines Volks zu ſichern, ſondern daß zugleich Gottvertrauen und Demuth, Einfachheit und Selbſtüberwindung die Grundlage der Freiheit bilden müſſen. Darum muß ein freies Volk auch ein frommes Volk ſein. Das Leben eines freien Volks wird ſich folglich auch durch eigenthümliche, tiefe und mannichfaltige Züge von Frömmigkeit auszeichnen. Und wirklich treten dieſe Züge auf bemerkenswerthe Weiſe in der Geſchichte des Schweizervolks hervor. Daher mag es aus vaterländiſchem wie aus religiöſem Geſichtspunkte gleich anziehend und lehrreich ſein, die eigenthümlichſten Züge des religiöſen Lebens der Schweiz hervorzuheben und überſichtlich zu geſtalten. Dieſe allgemeine Aufgabe enthob der Nothwendigkeit einer fortlaufenden und zuſammenhängenden Geſchichte, und erlaubte demnach über die Aufzählung der Irrthümer, Verirrungen und Streitigkeiten hinwegzugehen, welche die Kirchengeſchichte oft mühſam und peinlich machen; dagegen durften die Thatſachen und Perſonen ausgewählt und mit Liebe ausgeführt werden, welche neben dem religiöſen ein allgemein geiſtiges und pſychologiſches Intereſſe darbieten. Dieſer Verſuch iſt daher einem größern gebildeten Publikum beſtimmt und ſetzt die Kenntniß der Schweizergeſchichte und der allgemeinen Kirchengeſchichte voraus. Er möchte überhaupt dazu beitragen, das Vaterland von einer weniger beachteten Seite kennen und lieben und aus den tiefſten und erhebendſten Erſcheinungen ſeiner Vergangenheit an ſeine Zukunft glauben zu lernen.

Aus dieſen Betrachtungen ergibt ſich, daß der Verfaſſer ſeine „Bilder“ zunächſt für ſeine Landsleute geſchrieben hat; aber wenn dieſe Rückſicht ihn auch fortwährend leitete, ſo werden ſie doch auch Nichtſchweizer mit Frucht und ſteigendem Intereſſe leſen, weil ſie allgemein menſchliche Beziehungen in lebendigen Bildern darſtellen, welche übrigens auch vielſeitig Verhältniſſe und Zuſtände berühren, die für Deutſchland und Frankreich wichtig ſind.

Schon die Einleitung bekundet den tiefen Blick des Verfaſſers; wir machen namentlich auf die gediegenen Seiten aufmerkſam, in welcher er die Uebereinſtimmung der Reformation mit dem republikaniſchen Leben nachweiſt, die ergebe, daß die neue Lehre anfangs überall im Land Eingang fand und die kleine Schweiz an Zahl und Bedeutung Männer hervorbrachte, welche ſich den Vorkämpfern der Reformation Deutſchlands an die Seite ſtellen dürfen. Während in Deutſchland neben Luther und Melanchthon alle andern weit zurücktreten, wie rar iſt die Schweiz an Größen erſten Ranges neben Zwingli, Bullinger und Vinet, indem auf der einen Seite jene ausgezeichneten Laien, Vadian und Manuel, an die Führer herantreten, auf der andern Seite jene Größen hinzukommen, Oekolampad, Calvin, Farel und Beza, welche in der Schweiz nicht nur eine Heimat, ſondern erſt die

Schule innerer Vollendung und den Schauplatz reichster Wirksamkeit fanden.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte: „Die alte Zeit", „Die Reformation" und „Die neue Zeit", und jeder besteht aus einer Reihe von gleich interessanten Bildern, unter welchen wir aus dem ersten Abschnitt die „Blütezeit des Klosters St.-Gallen" und „Die Gottesfreunde", aus dem zweiten „Zürich und Zwingli", „Bern und Manuel", „Genf und Calvin", aus dem letzten „Haller", „Lavater" und „Vinet" hervorheben, welche nicht blos für das religiöse Leben, sondern auch für die politischen Zustände, für Wissenschaft, Literatur und Kunst von hohem Interesse sind. Es ist begreiflich, daß der Verfasser nicht immer Neues vorbringt, seine Absicht ging auch nicht sowol darauf aus, Forschungen anzustellen, als vielmehr die Arbeiten der Forscher zu klaren und allgemein verständlichen Gemälden zu gestalten, aus den Vorarbeiten diejenigen Züge auszuwählen, welche am geeignetsten waren, die Bedeutsamkeit der einzelnen Zeiten und Persönlichkeiten in lebensvollem Bilde anschaulich zu machen. Und dies ist ihm in hohem Grade gelungen. Leider erlaubt uns der Raum nicht, auf einzelnes einzugehen, sonst hätten wir vor allem die Kapitel näher besprochen, in welchen er Zwingli's Verhältniß zu Luther auseinandersetzt und eine höchst gelungene Charakteristik der beiden großen Männer gibt, deren Eigenthümlichkeit schon darin bedingt ist, daß der eine in einem freien Land aufwuchs und eine vielseitige Bildung in Wien und Basel erwarb, während der andere unter dem Einfluß des Klosterlebens und enger Staatseinrichtungen aufwuchs, was seinen Blick in allen politischen Fragen trübte und ihn unfähig machte, die reformatorischen Bewegungen des Volks zu begreifen.

Der Verfasser der „Geschichte des Schweizervolks und seiner Cultur", Otto Henne-AmRhyn (Nr. 2), ist der Sohn des durch historische und poetische Arbeiten bekannten Anton Henne, der freilich mannichfache Anfechtungen wegen seiner oft allzu kühnen Hypothesen erfahren mußte, aber dem man nicht abstreiten kann, daß es ihm dabei immer heiliger Ernst um die Erforschung der Wahrheit war, wobei er sich nur zu oft von seiner lebhaften Phantasie leiten ließ. Der Sohn hat diese von seinem Vater geerbt, doch scheint er sie mehr in seiner Gewalt zu haben. Wie sein Vater, ist er von der feurigsten Begeisterung für sein Vaterland erfüllt, das er einen „Muster- oder Normalstaat" nennt, weil er von jeher auf dem ewigen Gesetze der Gleichberechtigung aller beruhte, das zwar im Verlaufe der Zeiten oft gestört wurde, aber doch auch immer wieder zur Anerkennung und Geltung kam. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, in seinem Buche die Entwickelung dieses Gesetzes nachzuweisen und aus ihm die Nothwendigkeit der jetzigen Zustände zu begründen. Dem möglichen Vorwurf, daß er von einer vorgefaßten Meinung, einem subjectiven Satz ausgehe und die Thatsachen nach diesem beurtheile, ja ihnen einen fremdartigen Charakter aufdrücke, muß er schon deshalb entgehen, weil er ja anerkennt, daß das von ihm behauptete Gesetz oft Störungen erfahren habe, welche den allgemeinen Entwickelungsgang des Volks aufgehalten und zu zeiten sogar vollständig vernichtet zu haben schienen.

Der Verfasser hat die Quellen der Schweizergeschichte, die schon zur Zeit, als Haller seine „Bibliothek" herausgab, sehr zahlreich und werthvoll waren und die in unsern Tagen, in denen das Studium der vaterländischen Geschichte einen so mächtigen Aufschwung genommen, noch außerordentliche Vermehrung erhalten haben, mit großer Sorgfalt und rastlosem Fleiß benutzt, auch die Forschungen anderer Gelehrten zu Rathe gezogen, aber er hat sich durch die jetzige Mode in der Geschichtschreibung nicht bestechen lassen, welche nur das als historisch begründet annehmen will, was durch geschriebene Urkunden bestätigt wird. Er erkennt auch die Berechtigung der im Volke lebendigen Ueberlieferung an, die allerdings mit der Zeit sagenhafte Züge annehmen mag, aber doch immer auch eine historische Grundlage hat. So steht er nicht an, trotz der vielen scharfsinnig durchgeführten Gegenbehauptungen die bekannte That Tell's für historisch zu halten, und nach unserer Ansicht mit vollem Recht. Denn die Gründe, die man dagegen geltend macht, sind, genau betrachtet, doch nicht stichhaltig. Die hauptsächlichsten sind erstens, daß Aehnliches mehrfach erzählt wird, so namentlich im skandinavischen Norden, als ob eine Thatsache sich bei gleichen Verhältnissen nicht wiederholen könnte; und zweitens, daß weder ein Tell noch ein Landvogt Geßler sich urkundlich nachweisen lasse, als ob über alles Urkunden aufgenommen worden wären, was irgend in der Welt Bedeutendes geschehen ist. Alexander von Humboldt, der sich ebenfalls mit dieser Urkundenjägerei nicht einverstanden erklärte, führt in einem Briefe an Varnhagen von Ense höchst interessante Fälle an, wo man unbedingt urkundliche Beweise erwarten sollte, und wo doch keine zu finden sind. Der berühmte Reisende Marco Polo ist auf einem Wege nach China gelangt, auf welchem er die große Mauer antreffen mußte, und doch hat dieser scharfe und wahrhaftige Beobachter in seinem Reiseberichte auch nicht die geringste Notiz von derselben gegeben, also von einem Gegenstande, der ihm nothwendig in die Augen fallen und seine Aufmerksamkeit im höchsten Grad erregen mußte. Ferner hat die Stadt Barcelona dem Christoph Columbus bei dessen erster Rückkehr aus Amerika einen feierlichen und großartigen Triumphzug bereitet; in den Acten des Archivs dieser Stadt findet sich auch nicht die leiseste Andeutung davon. Noch bezeichnender ist der dritte Fall. Wenn irgendein Mann für das Königreich Portugal von hoher Bedeutung war, so ist es ohne Zweifel Amerigo Vespucci, und doch enthält das Staatsarchiv in Lissabon nicht eine einzige Urkunde, die sich auf ihn bezöge. Wenn dies im 16. Jahrhundert und in einem Lande vorkommen konnte, das in der Bildung schon weit vorgeschritten war, um so weniger darf es auffallen, wenn wir aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts und in einem Lande wie die innere Schweiz, die damals noch auf keinem sehr hohen Grade der Cultur stand, Urkunden vermissen. Zudem darf man nicht vergessen, daß zu jener Zeit vorzugsweise nur

Bestimmungen über Eigenthumsverhältnisse in Urkunden niedergelegt wurden, Käufe, Schenkungen u. dgl. m., und daß solcher Urkunden gewiß unendlich viele verloren gegangen sind, sodaß man sich nicht wundern darf, wenn man weder einen Tell noch einen Geßler urkundlich nachweisen kann.

Die „Geschichte des Schweizervolks" von Henne gibt uns im ganzen eine wohlgelungene Uebersicht der Entwickelung der gesammten Eidgenossenschaft und der einzelnen Staaten, welche dieselbe bilden; und der Verfasser verdient schon darum Anerkennung, daß er die große Menge von Thatsachen, die scheinbar ohne innern und äußern Zusammenhang dastehen, zu einem übersichtlichen, abgerundeten Ganzen verbunden hat. Nicht weniger ist zu rühmen, daß er auch die Entwickelung der geistigen Cultur in das Bereich seiner Darstellung gezogen hat, und so dürfen wir das Buch als durchaus lesenswerth empfehlen.

Das „Dichterbuch der französischen Schweiz" (Nr. 3) bringt uns eine Auswahl von Dichtungen aus jenem Lande, welche der auch auf wissenschaftlichem Gebiete bekannte Genfer Eugène Peschier ins Deutsche und zwar mit großem Glück übersetzt hat. Er ist dabei von dem Grundsatz ausgegangen, daß der Uebersetzer sich nicht sklavisch an die Form halten und den Buchstaben treu wiederzugeben suchen solle, sondern daß es dessen Aufgabe sei, in der Uebersetzung denselben Eindruck annähernd hervorzurufen, welchen das Original macht. Er bemerkt in seinem Vorwort ganz richtig, daß die Freiheit des Uebersetzers nicht so weit gehen dürfe, sich des Originals nur als Anregung zum Fortdichten zu bedienen; man gehe zu weit, wenn man das Original abkürze oder zur gehörigen Abrundung erweitere. Dagegen müsse dem Uebersetzer in der Wahl der metrischen Form die größte Freiheit eingeräumt werden. Und allerdings ist diese oft so ganz national, daß sie einem fremden Volke vollkommen ungenießbar wird. Die metrische Form steht mit der Sprache in der engsten Wechselbeziehung, und eine, die dem Geiste und der Bewegung der einen Sprache vollkommen entspricht, kann dem Geiste und der Bewegung einer andern entschieden widerstreben. Man braucht in dieser Beziehung nur auf den französischen Alexandriner hinzuweisen, der einen viel allgemeinern Charakter hat, als er im Deutschen auch bei der kunstreichsten Behandlung jemals erhalten kann, der daher im Französischen für die höhere Lyrik durchaus geeignet ist, während er im Deutschen höchstens für didaktische Poesien oder den Dialog im Lustspiel anzuwenden ist.

Das „Dichterbuch der französischen Schweiz" ist eine Erscheinung, die nicht blos vom literarischen Standpunkt Beachtung verdient, sondern auch vom politischen. Die Nationalitätenfrage ist ja in unsern Tagen zu einer brennenden, jedenfalls zu einer vielfach behandelten geworden. Napoleon III. hat ihr, wenn er sie auch nicht zuerst zur Sprache gebracht, doch zuerst eine weitgehende Bedeutung gegeben, obgleich es ihm damit nicht so entsetzlich Ernst ist, da er, wenn dies der Fall wäre, doch wenigstens angeboten hätte, das deutsche Elsaß an Deutschland abzutreten. Die Nationalität hat allerdings ihre vollkommene Berechtigung; aber diese besteht nicht blos in der Gleichheit der Sprache, wie man gewöhnlich annimmt, es können auch andere Factoren eine solche begründen, und zwar ist es namentlich die Gleichheit in der geschichtlichen Entwickelung und die Gleichheit in den politischen Institutionen, welche das Gefühl der Zusammengehörigkeit hervorbringen. Die französischen und italienischen Cantone der Eidgenossenschaft hängen mit den deutschen enger zusammen, als dieser oder jener deutsche Staat mit seinem Nachbar, und die Schweizer bilden trotz ihrer drei- und sogar vierfachen Sprache eher eine Nation als die Deutschen. Gerade wie die Schweizer derjenigen Cantone, welche deutsch sprechen und schreiben, welche die deutsche Literatur und Bildung als die Grundlage ihrer eigenen verehren, doch keine Deutschen sein wollen, ebenso wenig wollen die Schweizer des Waadtlandes, von Freiburg, Wallis oder Genf Franzosen sein, obgleich sie französisch sprechen und schreiben und die französische Bildung und Literatur auch die ihrige ist. Ein Genfer, ein Waadtländer wird ebenso wenig jemals sagen, er sei ein Franzose, als ein Berner oder Züricher sich einfallen lassen wird, ein Deutscher sein zu wollen. „Je suis Suisse", wird der französische Walliser sagen, und „Ich bin ein Schweizer" der deutsche, wenn man sie in der Fremde nach ihrem Vaterlande befragt. Wie viele Oesterreicher, wie viele Preußen, wie viele Baiern und Würtemberger werden in gleichem Falle antworten: „Ich bin ein Deutscher"? Diese Antwort wird höchstens ein Lichtensteiner und ein Schleizer geben, aber nur weil er weiß, daß niemand wissen würde, in welchem Welttheile seine Heimat liegt, wenn er sie nennen wollte. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist bei den Schweizern unverwüstlich; es blieb auch dann noch im Bewußtsein der ungebildetsten Klasse des Volks, als die Reformation das Land in zwei durch eine weite Kluft getrennte Theile schied. Während der Religionskriege traten die Vorposten der beiden feindlichen Parteien zusammen, um gemeinschaftlich eine Milchsuppe zu essen, weil die eine nur Milch und die andere nur Brot hatte; es wurde im Suppennapf eine Demarcationslinie gezogen, welche keine Partei überschreiten sollte, und wenn doch einer es im neckischen Muthwillen that, wurde ihm lachend auf die Finger geklopft. Als der Landfriede nach den Schlachten bei Kappel und Gubel geschlossen war, knieten alle nieder und beteten. Darauf begrüßten die Gesandten einander wiederum mit Thränen in den Augen als getreue, liebe Eidgenossen. Und die theilnehmende Weise, mit welcher die katholischen Orte die Gefangenen der reformirten Städte behandelten und pflegten, und das billige Lösegeld, womit sie fürliebnahmen, bewies, daß der eidgenössische Sinn durch die religiöse Trennung nicht erloschen war. Und dies geschah nach einem Religionskrieg. Das Waadtland war vor 1798 ein Unterthanenland Berns, Tessin ein Unterthanenland Uris, Franzosen und Italiener also von Deutschen unterjocht; aber als sie sich befreiten, kam es ihnen nicht in den Sinn, sich von der Schweiz zu trennen (einzelne

Äußerungen ehrgeiziger Köpfe sind ohne Bedeutung); vielmehr schlossen sie sich um so inniger an dieselbe an, weil sie wußten, daß sie auch als Schweizer noch Waadtländer und Tessiner sein und bleiben durften, und so wollen sie sich auch jetzt nicht an Frankreich oder Italien anschließen, da sie dann aufhören müßten, Waadtländer und Tessiner zu sein.

Die obigen Betrachtungen wurden durch die vorliegende Sammlung hervorgerufen. Zwar enthält sie der speciell vaterländischen Gesänge im ganzen nur wenige, aber in allen spricht sich, wenn auch nur andeutungsweise, eine vaterländische, eine schweizerische Gesinnung aus, die um so wohlthätiger wirkt, als sie nicht in hergebrachten Phrasen einherschreitet, die gewöhnlich um so hohler und bedeutungsloser sind, je hochtrabender sie sind.

Das „Dichterbuch der französischen Schweiz" enthält über hundert Gedichte verschiedener Gattung von dreißig Dichtern aus den Cantonen Genf, Waadt, Neuenburg, Wallis, Freiburg und aus dem französischen Theile des Cantons Bern, darunter zwar manche, die nicht von großem poetischen Vermögen zeugen, aber auch viele, die wahres Dichtertalent bekunden. Leider sind die besten von zu großem Umfang, als daß wir sie mittheilen könnten; wir wählen ein kleineres, von dem genfer Petit-Senn, an dem man die Eigenthümlichkeit der französischen Dichtung und zugleich die Gewandtheit des Uebersetzers erkennen kann:

Der letzte schöne Tag.

Der Herbstwind wehet durch die Wälder
Und trägt die welken Blätter fort,
Gar traurig stehn die Stoppelfelder,
Die letzten Blumen sind verdorrt,
Kein Schatten lockt mehr zu den Buchen,
Und keine Lieb' zum stillen Hag,
Ich aber will im Dorfe suchen
Den letzten schönen Sommertag.

Kaum schimmert auf dem nackten Hügel
Ein süßer lauer Sonnenstrahl,
Die Schwalbe hebet ihre Flügel
Und zwitschert heut zum letzten mal,
Mir ist's, ich hör' die Schwalbe singen:
„Und ob ich heute scheiden mag,
Noch einmal grüßen meine Schwingen
Den letzten schönen Sommertag."

Des Greises matte Schritte wanken
Zum letzten mal zur stillen Flur,
Er sieht die welken Halme schwanken,
Verweht des Sommers letzte Spur,
Es rühret seine Seele wieder
Im Traum der Jugend Flügelschlag,
Noch einmal öffnet er die Lider
Dem letzten schönen Sommertag.

Darum mit holden Blumen schmücket
Das Leben, eh' sie schnell vergehn,
O selig, wer sie heiter pflücket,
Eh' noch des Winters Stürme wehn,
Ein Augenblick nur ist gegeben,
Wo unser Herz noch lieben mag,
Denn wie das Jahr so hat das Leben
Auch seinen letzten Sommertag.

35.

Lustspiele und Possen.

Wieder einmal liegt uns eine Anzahl Lustspiele und Possen zur Beurtheilung vor. Schon mehr als einmal haben wir uns in einleitenden Worten über Werth und Unwerth der gegenwärtigen Lustspiel- und Possenliteratur ausgelassen. Wir haben meistentheils wenig gelobt, viel getadelt und mit nicht geringem Pessimismus in die Zukunft geblickt. Wir verschlossen unsere Augen nicht gegen löbliche und rühmenswerthe Versuche, aber gegen das Massengut glaubten wir sehr ernstlich die Lanze führen zu müssen. Wünsche wurden laut, welche eine Besserung oder Neubelebung des Volkstheaters erst mit einer durchgreifenden Neugestaltung unserer politischen Verhältnisse in Verbindung brachten. Heute stehen wir nun vor einem großen Wendepunkte in der deutschen Geschichte. Undenkbar ist es, daß dieser Wendepunkt nicht von Einfluß auf die deutsche Bühne sein sollte, undenkbar, daß sich die Bühne gegen eine durchgreifende Reformation sträuben und aus Vorliebe für das Hergebrachte dem geisttödtenden Schlendrian nach wie vor huldigen könnte. Allein was undenkbar scheint, ist darum nicht unmöglich. Die Befürchtung, daß unsere Bühne aus der Besserung unserer deutschen Verhältnisse wenig oder gar keinen wahren Nutzen zöge, klingt vollauf als der Erguß eines schwarzsehenden Kritikers, und doch ist die Befürchtung keineswegs ganz ungerechtfertigt. Stehen nicht Kunst und Wissenschaft oft genug zur politischen Größe und dem nationalen Streben eines Volks in umgekehrtem Verhältniß; ist nicht politischer Glanz und Ruhm mit socialem Rückschritt sehr vereinbar, und macht sich die Bühne nicht lieber zum Spiegelbild der entarteten socialen Verhältnisse als zum Anhängsel des politischen und nationalen Fortschritts! Die Hoffnungen und frommen Wünsche für das Gedeihen der Bühne klingen heute deshalb noch schüchterner als früher, und noch bescheidener lautet die halblaute Bitte an den Geist der Zeit, daß er uns doch endlich das gelobte Land der wahrhaften Nationalbühne schauen lasse.

Allein versparen wir uns einige allgemeine Bemerkungen über die Zukunft der Volksbühne für den Schluß dieses Artikels, wohin sie füglicher gehören. Machen wir die uns vorliegenden Lustspiele und Possen nicht auch noch für die Zukunft verantwortlich, während sie an ihrer eigenen Gegenwart schon genug zu tragen haben. Bauen wir ihnen lieber eine goldene Brücke und nicken wir ihnen, soweit das irgend erlaubt ist, freundlich zu: Seid Vertreter einer abgethanen literarischen Richtung und gewährt uns die frohe Hoffnung, daß, wenn ihr heute erst entständet, ihr auch von einem neuen Geiste Zeugniß ablegtet.

Wir verfahren wol schon wieder zu summarisch. Sind doch unter den vorliegenden Stücken einzelne von mehr denn flüchtiger Bedeutung, Zeugnisse einer achtbaren Productionskraft; andere freilich huldigen einem keineswegs sehr lautern Geschmack und dienen nur dem augenblicklichen Tagesbedürfniß. Von der rastlosen Firma Eduard Bloch in Berlin liegen Fortsetzungen zweier theatralischer Sammelwerke vor, welche den Reigen eröffnen mögen:

1. Eduard Bloch's Volkstheater. Nr. 15: Eine Frau, die in Paris war. Luſtſpiel in drei Acten von G. von Moſer. Nr. 16: Müller und Miller. Luſtſpiel in zwei Acten von Alexander Elz. Berlin, Laſſar. 1866. Gr. 8. Jedes Heft 25 Ngr.
2. Eduard Bloch's Dilettantenbühne. Nr. 127. 139—144 und 145—150. Berlin, Laſſar. 1865—66. 8. Jedes Heft 7½ Ngr.

„Bloch's Volkstheater" unterſcheidet ſich von „Bloch's Dilettantenbühne" hauptſächlich durch den Umfang der Stücke. Die letztere bringt nur einactige Sachen, während bei dem „Volkstheater" die einactigen bisjetzt ausgeſchloſſen ſind. Auch ſoll letzteres im ganzen wol ein gewählteres Repertoire bieten als die „Dilettantenbühne". Schon deshalb muß ſich unſere Theilnahme mehr dem „Volkstheater" zuwenden.

Wenn wir bei Volksſtücken vorzugsweiſe an Bürger's „Lenore", an die „Preciosa", das „Käthchen von Heilbronn" u. a. denken, ſo müſſen wir uns über die Wahl gerade des Moſer'ſchen Luſtſpiels: „Eine Frau, die in Paris war", etwas wundern. Ein Volksſtück iſt dieſes Luſtſpiel ganz und gar nicht, wie ſchon aus dem einen Punkte hervorgeht, daß die Hauptheldin, die Marie von Schönberg, durchaus von einer geiſtvollen Salondame geſpielt ſein will. Wenn überhaupt, ſo kann das Stück nur an einer Bühne erſten Rangs und durch geiſtreiche Darſteller wirken. Das Luſtſpiel gehört zu der pikanten Sorte von Converſationsſtücken, wie ſie das moderne franzöſiſche Theater liebt. Dieſe Sorte von Stücken iſt aber durch ſich ſelbſt von der Volksbühne ausgeſchloſſen. Allein der Verleger will bei ſeinem „Volkstheater" wol auch nicht ſo ſtreng ſcheiden, daß er ſich nur an die eigentlich volksthümlichen Stücke hielte. Sonſt hätte er ſowol den „Frauenkampf" als auch „Die Erzählungen der Königin von Navarra" und auch „Das Glas Waſſer" ausſchließen müſſen. Einer Eigenſchaft wegen mag ſich das Moſer'ſche Luſtſpiel für dieſe Sammlung empfehlen, um der Paraderolle der Hauptheldin willen. Vielleicht wird „Eine Frau, die in Paris war" noch ein gerngeſehenes Repertoireſtück, wenn ſich der Marie von Schönberg nur erſt eine Virtuoſin erſten Rangs annimmt. Verlockt hat dieſe Paraderolle ſchon mehr als eine Salondame. Aber wie prächtig ſich auch dieſe Salondamen in der Verkleidungsſcene als Huſarenoffizier ausnahmen, das Publikum ſchüttelte zum Theil bedenklich den Kopf. Wäre danach „Eine Frau, die in Paris war" vielleicht ein Stück, das ſich beſſer lieſt als anſehen läßt? Wol möglich. Es gibt in dem Stücke mehr als Eine gewagte Situation, welche der Verfaſſer im Verlaufe des Stücks zwar jeder Zweideutigkeit entkleidet, welche er aber zunächſt doch als eine abſichtliche Zweideutigkeit hinſtellt. Der Verfaſſer kann ſich dagegen rechtfertigen. Wenn er mit franzöſiſchen Komödiendichtern in Concurrenz tritt, was bleibt ihm, will er ſich nicht von mittelmäßigen aber gewandten Federn überbieten laſſen, übrig, als in den gangbaren Ton der franzöſiſchen Komödiendichter einzufallen? Wie werden in den franzöſiſchen Komödien das Eheleben und die Liebesbeziehungen der Geſchlechter zueinander leichtfertig ausgebeutet! Jedes weitere Wort darüber wäre verloren. Vielleicht hätte der Verfaſſer noch mehr reuſſirt, wenn er das Luſtſpielthema leichter und draſtiſcher behandelt hätte. Dann ſtimmten ihm wenigſtens die Lacher um jeden Preis bei. So aber behalten die Bedächtigen und Scrupulöſen die Oberhand. Und dieſe Bedächtigen meinen: eine Frau darf allenfalls ſo ſein und ſo handeln wie dieſe Marie von Schönberg, ſie darf ſich nur nicht vor aller Welt Augen damit brüſten. Das iſt der Grund, weshalb die Bedächtigen über dieſe Marie von Schönberg, dieſe Theaterprinzeſſin reinſten Geblüts, bedenklich den Kopf ſchütteln. Uns kann die Anſchauung der Scrupulöſen nicht hindern, dem leichten, oft ſehr leichten und nicht gerade wähleriſchen Talente des Verfaſſers gebührende Anerkennung zuzuwenden. Wir wenigſtens wollen an dieſer Stelle die Strafe nicht ſchärfen, welche das leichte dramatiſche Talent in ſich ſelbſt trägt, die Strafe, ſich oft in kurzer Zeit mehr oder weniger ausgeſchrieben zu haben.

Wie wir ſchon oben angaben, bringt Nr. 16 des „Volkstheater" das vielfach gegebene Luſtſpiel: „Müller und Miller." Den Theaterfreunden iſt es bekannt, und auch wir kannten es von früher her. Wir haben es aber doch noch einmal ausführlich geleſen lediglich des Vergleichs wegen. Nun ohne alle Umſchweife: die bereits etwas abgetragen ſcheinenden Namensvettern nehmen ſich in dem „Volkstheater" noch ganz anſtändig aus. Auf eine weitere Kritik dieſes ältern Stücks werden wir uns natürlich nicht einlaſſen. Es genüge die Bemerkung, daß es um kein Haar beſſer oder ſchlechter iſt als die Mehrzahl der modernſten Repertoireſtücke. Wir halten das Zurückgreifen auf ältere Stücke ſeitens des Verlegers für das beſte Mittel, dem „Volkstheater" ein mannichfaltiges Ausſehen beizubringen. Wir müſſen das im Intereſſe der deutſchen Dramatik ſogar fordern, wenn wir uns nicht über die Zurückſetzung der deutſchen gegen die franzöſiſchen beklagen ſollen. Die in dieſer Sammlung veröffentlichten franzöſiſchen Stücke: „Adrienne Lecouvreur", „Frauenkampf", „Erzählungen der Königin von Navarra", „Ein Glas Waſſer", „Montjoye" ſind nämlich ganz dazu angethan, ſämmtliche deutſche Originale dieſer Sammlung in Schatten zu ſtellen.

Wir vervollſtändigen dieſe Bemerkung mit Hinweis auf deſſelben Verlegers „Dilettantenbühne". Sieht man dieſe „Dilettantenbühne" mit ihren hundert und mehr modernen Producten an, welchen Schatz von Geiſt und Talent ſollte man in ihr vermuthen! Und welche bodenloſe Monotonie findet man in ihr, wenn man von einem Theaterſtück noch etwas mehr als ein flüchtiges Amuſement für ein Halbſtündchen verlangt. Man überwinde ſich nur und leſe hintereinander zehn ſolcher modernen Bluetten, wie niederſchlagend iſt der Eindruck. Alle ſind über einen Leiſten geſchlagen, über den Leiſten der Geiſtloſigkeit; faſt alle treiben Spielereien, denen zu huldigen eines gebildeten Mannes unwürdig iſt. Gut, daß wir auf dieſe keineswegs lobenden Worte einige wirklich lobende folgen laſſen können. Auch bei der „Dilettantenbühne"

erweist sich das Zurückgreifen auf ältere Stücke keineswegs als Rückschritt. Ein Fortschritt liegt aber in der Aufnahme einiger Lustspiele, welche für diese Sammlung als Perlen gelten können. Da ist unter den uns vorliegenden 13 Pièces zunächst Nr. 127 das einactige Lustspiel von Wolfgang Müller von Königswinter: „Sie hat ihr Herz entdeckt", und weiterhin Nr. 144 Roquette's „Waldeinsamkeit", beide sicherlich nicht Originale von unvergänglicher Dauer — welches einactige Stück dürfte überhaupt unvergänglichen Werth beanspruchen —, aber doch sehr schätzbare Repertoirestücke. Das erstere aber durch eine eigenthümliche, sich indeß mehr für die Novelle eignende, poetische Erfassung des Lebens fesselnd, während uns Roquette für seine „Waldeinsamkeit" noch aus besonderm Grunde interessirt, da es ihm mit mehrern größern dramatischen Werken bisher nicht gelungen ist, den ersten glücklichen Wurf zu überbieten. Wenn „Sie hat ihr Herz entdeckt" überhaupt einen allseitigen Erfolg nicht davontrug, so mag das zum nicht geringen Theile an der Naivetät der Heldin liegen; findet sich eine Darstellerin mit dieser Naivetät richtig ab, so wird das Stückchen gewiß nicht geringes Interesse erwecken, und das sicher auch in Dilettantenkreisen, für welche sich Roquette's „Waldeinsamkeit" vorzüglich eignet.

Außerdem bietet uns die „Dilettantenbühne" mit Nr. 141 das Angely'sche Liederspiel: „Die Hasen in der Hasenheide", und mit Nr. 142 nach dem Französischen: „Der Weg durch das Fenster", desgleichen mit Nr. 140 eine Uebersetzung nach dem Englischen: „Ein ungeschliffener Diamant." Wie altväterlich auch der Humor Angely's erscheinen mag, er hat von seiner Kraft nur sehr wenig eingebüßt, das heißt, damit wir uns ja keines kritischen Fehls schuldig machen, uns scheint der Angely'sche Humor an einzelnen Stellen modern aufgeputzt zu sein. Doch was thut das dem Angely; oder welches Verdienst könnte sich daraus der moderne Witz beimessen, da er nicht im Stande ist, den altväterlichen zu überbieten! Auch „Der Weg durch das Fenster" nimmt sich in dieser Sammlung höchst ehrenwerth aus, darf sich vielleicht sogar zu den relativ besten Stücken der Sammlung zählen: ein Lob, das wir auch dem „Ungeschliffenen Diamant" gern spendeten, wenn uns daran nicht eine Kleinigkeit hinderte. Der Diamant dünkt uns denn doch etwas zu wenig geschliffen, ein Tadel, welcher uns gar nicht aus der Feder will, da wir uns damit einer Unzartheit gegen eine Dame, gegen die Frau Gemahlin des Hrn. Baron Immergrün schuldig machen. Da die Dame indeß selbst viel auf ihre geringe Geschliffenheit, sit venia verbo, gibt, so haben wir uns des Tadels wegen gewiß kein graues Haar wachsen zu lassen.

Indem wir über die Nrn. 139 und 143, über die Possen: Lott' ist todt", von Günther, und: „Eine berliner Bonne", von Hahn, schnell hinweggehen, werfen wir noch einen etwas längern Blick auf den fünfundzwanzigsten Band der „Dilettantenbühne". Unter den sechs Pièces des Bandes präsentirt sich merkwürdigerweise wieder eine ältere, das Angely'sche Vaudeville: „Sieben Mädchen in Uniform", am vortheilhaftesten. Nächstdem verdient das Lustspiel nach dem Französischen: „Eine Partie Piquet", hervorgehoben zu werden, während das Gumbert'sche Liederspiel: „Die Kunst, geliebt zu werden", den Ruf nicht ganz rechtfertigt, den es auf der Bühne seiner anspruchslosen Schlichtheit wegen errungen. Das weniger gelungene Lustspiel von Bahn: „Sein Freund Babolin", dürfen wir wol, ohne dem deutschen Verfasser zu nahe zu treten, einfach für eine Uebersetzung aus dem Französischen erklären, und auch die Posse von Günther: „Ein alter Tänzer", auf französischen Ursprung zurückführen. Sollten wir bei dem „Alten Tänzer" in unserer Vermuthung zu weit gehen, so mag das der deutsche Verfasser seinen vielen sich fort und fort mit fremden Federn schmückenden Collegen anrechnen, uns aber unsere Empfindlichkeit gegen angebliche dramatische Originalwerke zugute halten, da die literarische Gewissenhaftigkeit bei unsern deutschen Possendichtern leider häufig genug hinter den Coulissen stecken bleibt. Sein Verdienst verstärkte sich dadurch nur, denn der „Alte Tänzer" zeigt sich doch von weit besserer Constitution als die obenberührte Posse: „Lott' ist todt." Leider nöthigt uns gerade die erste Pièce des Bandes, das Moser'sche Lustspiel: „Wenn man Whist spielt oder: Der dritte Mann", ein ernstliches Kopfschütteln ab. Gut, daß wir dem Verfasser oben bereits unsere Meinung ausgesprochen haben; nach diesem Lustspiele würde sie schwerlich so anerkennend ausfallen.

3. Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung von Bartholomäus Ponholzer. Zweite Folge. Augsburg, Kranzfelder. 8. 16 Ngr.

Ueber den ersten, 1862 im nämlichen Verlage erschienenen Band ist bereits in Nr. 37 d. Bl. f. 1864 berichtet worden. Der Erlös des zweiten Bandes ist wie der des ersten zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt. Wir glauben nicht, daß mit diesem Vermerke die Kritik von vornherein gefangen genommen werden soll, wir glauben aber aus ihm sofort eine bestimmte Richtung der Dramatik herauserkennen zu dürfen. Der wohlthätige Zweck weist fast mit Nothwendigkeit auf die moralisirende Tendenz dieser Volksstücke hin, die also beinahe himmelweit von der Tendenz der Bloch'schen „Dilettantenbühne", auch selbst des Bloch'schen „Volkstheater" entfernt ist. Rechtfertigen nun auch die Ponholzer'schen dramatischen Versuche eine umständliche Kritik eigentlich nicht, so ist der höhere, wir wollen sagen edlere Zweck des Buchs wol dazu angethan, der Kritik ein ausführlicheres Eingehen auf diesen Zweck abzudringen. Mit der modernen Bühne ist es theilweise so bedenklich bestellt, daß die Kritik keinen Förderer der edlern Richtung kurz abzuweisen hat, selbst wenn der gute Wille dieses Mehrers der deutschen Dramatik dessen dramatische Kraft weit überragen sollte. Das der Grund, weshalb wir diesen Volksdramen einige Zeilen über das nöthige Maß hinaus widmen zu müssen glauben.

Im Vorwort zur zweiten Folge constatirt der Verfasser zunächst das vielseitige Verlangen nach einer Fortsetzung der ersten Folge. Um vieler Nachfragen willen

ſei er mit der zweiten Folge eiliger vorgerückt, als es urſprünglich in ſeinem Plane gelegen. „Zwar ließen wir den heißen Wunſch laut werden", ſo fährt er fort, „es möchte eine kundigere Hand zum dramatiſchen Bilde, nach Norm unſerer Volksdramen, den Griffel der ſchönen Dichtung führen; allein bis zur Zeit hat ſich dieſer Wunſch nicht realiſirt, ſomit bleibt die ſchwierige Aufgabe noch unſern ſchwachen Schultern aufgeladen." Erinnern wir uns nun, was der Verfaſſer über die Norm ſeiner Volksdramen in der erſten Folge ſagte. Er meinte, das Streben unſerer Zeit ginge dahin, dem Drama nach Vorgängen der Alten, beſonders nach Maßgabe der Paſſionsſpiele einen höhern und lehrreichern Charakter einzuflößen. Er erklärte ſich gegen die „neckiſche" und oft inhaltloſe Form, welche dazu diene, giftige Pillen gegen Religion und Sitte, gegen Staat und Volk durch alle Schichten in „reizender Affectation" einzuſtreuen. Eine gerade neue Lehre von der Reform der Bühne bringt der Verfaſſer nicht, denn was er ſagt, das ſagen im Grunde alle Vertreter einer Bühnenreform: es liege Summa Summarum die Bühne ſehr im argen. Er modificirt ſeine Anſicht indeß durch die Wendung „nach Maßgabe der Paſſionsſpiele" in eigenthümlicher Weiſe. Außerdem begrenzt er die Natur des Volksdramas dahin, daß er dieſe nur in chronikenartiger Behandlung des Stoffs gewahrt ſieht. Er ſagt darauf bezüglich:

> Wir möchten gern der Anſicht huldigen, daß des Dichters Haupthebel der Phantaſiekraft nicht die Erfindung neuer Gebilde und Ausmalung des Natürlich-Einfachen, ſondern eine wahrheitsgetreue, ſinnreiche, ſpannende Aneinanderfügung ſei. Hat ja doch Erſonnenes und phantaſtiſch Ausgemaltes ſo vieles gemein mit der verkümmerten und kurzen Lebensfriſtung fremdländiſcher Gewächſe, von denen man ohnehin ſchon übermäßig viel großzog. Lehnen wir uns würdig und edel der wahrheitsgetreuen Geſchichte an, dann wird dauernde Begeiſterung das hehre Vorbild erwecken und zur feurigen Nachfolge entzünden, indem die Wahrheit frei macht, aber die Lüge in Feſſel knechtet.

So haben ſchon viele andere geſprochen, wenn ſie auch nicht ſo weit gingen, die weiblichen Perſonen, wie Ponholzer das thut, aus den Dramen ganz auszuſchließen. Auch andere Dramatiker haben gemeint, das Volksdrama dadurch zu heben und der „Bildungsſtufe des geſunden Volks" anzupaſſen, daß ſie die ſchöngeiſtigen Reflexionen, die „docirenden Sentenzen" und tendenziöſen Ausſchmückungen ausſchloſſen, dafür aber alles Gewicht auf die chronikartige Darſtellung der Facta legten. Leider aber verführt die „wahrheitsgetreue", „ſinnreiche", „ſpannende Aneinanderfügung" der Thatſachen zu einer immer mehr chronikartigen Behandlung der dramatiſchen Fabel; knapper und immer knapper ſollen die Perſonen reden und ſich bewegen; der Dialog geſtaltet ſich fragmentariſcher und immer fragmentariſcher, bis die Sätze trotz vielleicht noch anſtändiger Länge im Grunde nur Interjectionen, oder ein Wechſelſpiel von Frage und Antwort im Lapidarſtil des „Biſt du? Ja" und „Haſt du? Nein" bedeuten. Dann erſcheint ein viertelſtündiger Act ſchon über Gebühr lang, die Anekdote macht auf die Dauer des Stücks mehr und mehr ihr Recht geltend, und das Ende des volksthümlichen Dramas iſt der Uebergang zur Pantomime oder Marionettenkomödie.

Etwas Derartiges fühlt Ponholzer gewiß. Weshalb füllte er ſonſt den größten Theil ſeines Buchs mit ſogenannten „lebenden Bildern" aus! Weshalb, rufen wir aus, wenn er nicht die Nothwendigkeit einer idealen Erweiterung der Bühne anerkennte. Ob das nun der rechte Weg zur Hebung der Bühne iſt, daß man auf der einen Seite dem Drama das ſchönklingende ſentenzenreiche Pathos abſpricht und auf der andern die „lebenden Bilder" ganz damit anfüllt, laſſen wir dahingeſtellt. In Eintracht möchten die „lebenden Bilder" und das „Volksdrama" wol nur in dem Buche nebeneinander ſtehen können, bei wirklicher Verkörperung beider auf engerer oder freierer, nach dem Bedürfniß der Paſſionsſpiele gedachter Bühne möchte bald genug das eine dem andern weichen müſſen, oder beide Gattungen hätten in einem höhern Dritten, ſicherlich in der idealen Tragödie, aufzugehen. Der Verfaſſer ſcheint anderer Anſicht zu ſein. Er hält die hiſtoriſche Tragödie mit dem Paſſionsſpiele vereinbar. „Warum haben die großen hiſtoriſchen Dramen und die Paſſionsſpiele einen ſo großen Aufſchwung genommen und ſich ſo lange erhalten?" fragt er; und antwortet: „Es iſt die Wahrheit an denſelben, die da Kraft hat, immerfort zu erregen, zu erbauen und zu begeiſtern!" Wir glauben aber kaum, daß ſich beide in dieſer Weiſe vergleichen laſſen, denn die Wahrheit in den hiſtoriſchen Dramen iſt und ſoll eine andere ſein, als ſie in den Paſſionsſpielen ſein kann.

Im weſentlichen beabſichtigt Ponholzer mit ſeinen „lebenden Bildern" eine Erneuerung der alten Krippen- und Paſſionsſpiele; er will es der kundigern Hand und größerer Begabung überlaſſen, das angedeutete Feld weiter zu bebauen. Welchen Eindruck gutgewählte lebende Bilder ausüben, meint er, davon dürfte man ſich in Oberammergau hinlänglich überzeugt haben. Indem wir dem gern beiſtimmen, erinnern wir daran, daß ja auch Richard Wagner, wenn auch in anderer Weiſe, durch Verſchmelzung der Künſte eine Neubelebung der Bühne erſtrebt, und was die Anſicht einer andern Autorität, des namentlich als Muſikäſthetiker berühmten Marx betrifft, ſo ſah dieſer ein Uebergehen der Oper in die Oratorienform, wie ſie Ponholzer hier mit ſeinen lebenden Bildern bietet, als gewiß an.

Nach dieſer längern Erörterung bleibt uns für die beſondere Beſprechung der einzelnen Stücke dieſes Buchs wenig Raum übrig. Unſere Abſicht iſt aber auch gar nicht auf eine ſpecielle Beſprechung gerichtet. Wir referiren deshalb nur, daß der zweite Band oder die zweite Folge, wie der Verfaſſer dieſe Sammlung betitelt, zwei Schauſpiele bürgerlichen Genres, das eine: „Der Großvater", das andere: „Die Haberfeldtreiber", beide mit beſtimmt moraliſirender Tendenz, letzteres eine Begründung und theilweiſe Rechtfertigung der im bairiſchen Hochlande gangbaren Volksjuſtiz, enthält. So knapp und draſtiſch beide Stücke gehalten und ſo löblich in der Tendenz ſie durchgeführt ſind, ſo wenig bühnenmäßig im landläufigen Sinne möchten ſie ſich

erweisen. Namentlich auf norddeutschen Bühnen sind beide Stücke kaum denkbar. Höchstens möchte es mit ihnen eine hamburger Vorstadtbühne oder Mutter Gräbert in Berlin riskiren dürfen. Aber des Verfassers Wunsch steht auch wol nur nach dem Podium einer Dorfschenke oder nach einer Stegreifbühne unter Gottes freiem Himmel; auf einer solchen, vor einem naiven ländlichen Publikum, vielleicht in Verbindung mit einem lustigen Kehraus, einem frischen Schwanke oder einem Tänzchen in Ehren, an festlichen Tagen, wann das hochgeehrte Publikum ohnedies schon höher gestimmt ist, möchten sie vielleicht sich geltend machen.

Ueber die „lebenden Bilder" enthalten wir uns noch mehr jedes umständlichen Urtheils. Möglich daß, wenn des Verfassers Absichten eine entsprechende Verwirklichung durch eine außerordentliche Inscenirung erhielten, diese „lebenden Bilder" vermöge der Vereinigung der Musik mit der Dichtkunst, nicht minder durch ihre prachtvollen Tableaux und ihren reichen Scenenwechsel eine gewaltige Wirkung ausüben könnten, möglich sogar, daß sie in vollendeter Ausführung der Blasirtheit unserer modernen Opern- und Balletgönner Schach böten.

Emil Müller-Samswegen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur deutschen Nationalliteratur.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Erster Band: Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

In neuerer Zeit sind in erfreulicher Weise verschiedene literarische Unternehmungen an das Licht getreten, welche die Wiedereinführung unserer ältern Literaturwerke in die weitern Kreise der Gebildeten bezwecken. Zu ihnen gesellt sich die begonnene Sammlung von deutschen Dichtern des 16. Jahrhunderts, deren Herausgabe Karl Goedeke und Julius Tittmann übernommen haben.

Der erste vorliegende Band, ein Liederbuch enthaltend, läßt erkennen, daß diese Sammlung sich an die von Franz Pfeiffer herausgegebene Sammlung „Deutsche Classiker des Mittelalters" anschließt, welche bekanntlich in gleichem Verlage erscheint. Allerdings der Periode der Dichtung nach nicht ganz genau, denn zwischen der eigentlich classischen Zeit und dem 16. Säculum liegt immer noch die Spanne von beinahe zwei Jahrhunderten. Aber äußerlich finden wir dieselbe Ausstattung, dieselbe Einrichtung, nur daß hier, im Gegensatze zu jener Sammlung Franz Pfeiffer's, deutsche Lettern gewählt sind, was sehr zu billigen ist. Worterklärungen sind hier wie dort gegeben; der Natur der Sache nach können die Herausgeber von Dichtungen des 16. Jahrhunderts sich kürzer fassen. Dennoch möchten wir zu bedenken geben, daß nicht allein in den Formen und in der Veränderung der Wortbedeutungen und einzelner Wendungen der Unterschied zwischen der Sprache der Reformationszeit und der heutigen zu suchen ist; es sind auch feinere Abweichungen vorhanden, auf die unsers Erachtens der Herausgeber aufmerksam zu machen hat, nicht um die Leser mit solcher Belehrung zu plagen, sondern um ihnen den Genuß zu erhöhen.

Die Dichtung des 16. Jahrhunderts verdient gewiß in hohem Maße, den Freunden der Literatur und Geschichte zugänglicher gemacht zu werden, als es die bisherigen Veröffentlichungen vermochten, die zum überwiegenden Theile nur den Fachgelehrten zugute kamen. Das ansprechende Gewand der neuen Sammlung, wie es der erste Band gewährt, die reiche und treffliche Auswahl aus der massenhaften Fülle jener Literatur, welche der Prospect in Aussicht stellt, der Name vor allen Karl Goedeke's, dem wir ja eigentlich die literarhistorische Würdigung des 16. Jahrhunderts erst recht verdanken: all dies wird dem neuen Unternehmen eine warme und ausgedehnte Theilnahme bereiten und sichern.

Mit einer Sammlung von Liedern wird die neue Bibliothek eröffnet. Aber warum ist der Titel gewählt: „Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert"? Zwar steht nicht „Herausgegeben von", sondern nur einfach „Von"; aber dennoch ist dadurch die Möglichkeit eines Misverständnisses nicht beseitigt. Ich selbst habe dem Titel gleich angesehen, daß das Buch von verschiedenen Gedichten aus dem 16. Jahrhundert eine neue Sammlung und Auswahl bietet, welche wir Goedeke und Tittmann verdanken. Dagegen bin ich bei andern den Irrthum gewahr geworden, den nur der Titel veranlaßte, als sei der erste Band ein für sich abgegrenztes, zusammenhängendes altes Liederbuch ohne Verfasser- oder Sammlernamen, welches hier zum ersten oder wiederholten Abdrucke gelange, wie unter anderm das bekannte Liederbuch der Klara Hätzlerin.

Die Herausgeber beginnen ihre Sammlung deutscher Dichtungen aus dem Zeitalter der Reformation mit gutem Bedachte gerade mit den Liedern. Denn das Lied nimmt zu dieser Zeit eine besonders hervorragende Stelle ein. In ihm spiegelt sich das ganze Leben, in seinen Bereich gehört die edelste Frucht des poetischen Schaffens, welches die neue Lehre erweckte und heranzog, das deutsche Kirchenlied. Dennoch wäre es wol für die ganze Sammlung räthlich gewesen, wenn das Liederbuch auf die Werke bestimmter Autoren gefolgt wäre und so vielleicht den Schluß gebildet hätte.

In dem sehr einfach und klar geschriebenen Vorworte, welches zugleich mit zur Einleitung dient, spricht Julius Tittmann in aller Kürze über die Bedeutung und Entstehung des deutschen Liedes, über das Verhältniß des volksmäßigen Gesangs zur Kunstdichtung, über die verschiedenen Arten und Formen, sodaß der Leser ein Bild im allgemeinen gewinnt von der deutschen Liederdichtung, ehe er sich den einzelnen Erzeugnissen zuwendet. Für den Zweck der Sammlung konnte schlechterdings keine andere Ordnung des Stoffs getroffen werden, als die von den Herausgebern gewählte, nämlich die nach Arten:

Es folgen aufeinander 1) „Volks- und Gesellschaftslieder", 2) „Geistliche Lieder", um in ihnen darzustellen, was das deut-

sche Volk im Kleinſten ſowol als im Höchſten bewegt. Daran ſchließen ſich 3) die „Hiſtoriſchen Lieder", in denen die Theilnahme des Volks an den Ereigniſſen der Zeit ſich abſpiegelt. Den Schluß machen 4) die „Dichtungen der Meiſterſängerſchulen", welche, wenn auch nicht unberührt von dem Geiſte der Zeit, doch wegen der Wahl der Stoffe und der conventionellen Behandlungsweiſe als eine Beſonderheit neben den übrigen dichteriſchen Productionen des Jahrhunderts ſtehen.

Zu jeder dieſer vier Abtheilungen iſt, wie es in Pfeiffer's Ausgabe der Gedichte Walther's von der Vogelweide gehalten wurde, je eine Vorbemerkung vorausgeſchickt, welche, die Einleitung ergänzend, das Nöthigſte über Geſchichte, Bedeutung und Charakter der betreffenden Liedergattungen beibringt.

Was die benutzten Quellen anlangt, die ältern Liederſammlungen mit und ohne Melodien, ſo ſtaunt man billig über die große Zahl derſelben. Sie ſind in einem Verzeichniſſe zuſammengeſtellt. Außerdem ſind die öfters benutzten Handſchriften und Einzeldrucke an betreffender Stelle in den Anmerkungen bibliographiſch angeführt. Im Verhältniß zu der ungemeinen Liederfülle, welche das 16. Jahrhundert hervorbrachte, iſt die neue Sammlung nicht umfangreich. Die Herausgeber gingen von dem Grundſatze aus, daß einerſeits das Weſentliche und Charakteriſtiſche für die Dichtung jener Zeit dargeboten, andererſeits das Anſprechendſte für die Gegenwart gegeben werden müſſe. Nach beiden Richtungen hin mag die Auswahl nicht immer leicht geweſen ſein. Aber die offenbare Selbſtüberwindung der Herausgeber, welche ſich bei aller Reichhaltigkeit des Dargebotenen immer doch nur auf eine verhältnißmäßig kleine Auswahl beſchränkte, gibt von vornherein die Gewißheit, daß hier mit Ueberlegung und Geſchmack verfahren ſei.

In der Textmittheilung finden wir eine verſtändige Regelung der Schreibung, wie ſie dem Charakter der Sammlung angemeſſen war. Hinſichtlich der kritiſchen Herſtellung überlaſſen wir uns dem Bekenntniſſe der Herausgeber, daß die von ihnen geübte Kritik auf ſorgfältiger Vergleichung verſchiedener Abfaſſungen beruhe, daß womöglich auf die älteſten und beſten Drucke zurückgegangen ſei und bei Aenderung ſichtlich verdorbener Texte große Behutſamkeit gewaltet habe. Von einer Lesartenſammlung, die vielleicht dem einen oder andern willkommen geweſen wäre, iſt mit allem Rechte abgeſehen.

Bei einer ſolchen Sammlung kann es nicht fehlen, daß wir Stücken begegnen, welche uns aus andern ähnlichen oder verwandten Unternehmungen bekannt ſind. Dadurch gerade ſind wir in den Stand geſetzt, im einzelnen über die Auswahl zu urtheilen, aber auch zugleich uns über ſie zu freuen. Eine Nachprüfung an der Hand der Quellen wird ſchon äußerlich aus dem Grunde unmöglich ſein, weil dieſelben in ihrer Geſammtheit wol nirgends zu Gebote ſtehen, und in dieſem Falle kann nur die Geſammtheit entſcheiden, wo es ſich um eine Auswahl handelt. Der allgemeine Eindruck, den die Sammlung hervorbringt, iſt ein höchſt günſtiger; die ſchönſten und bezeichnendſten Lieder, die uns anderwärts her bekannt ſind, begegnen uns auch hier; und wenn wir vielleicht das eine oder das andere auch noch aufgenommen ſehen möchten, ſo muß uns der kritiſche Grundſatz, welcher für die Auswahl maßgebend war, ſowie die räumliche Beſchränkung auf nur einen Band zur Genügſamkeit ſtimmen.

Der heutige Leſer geräth leicht in die Gefahr, die Verſicherungen der Literarhiſtoriker und Sprachforſcher über die Schönheit und Vortrefflichkeit älterer Dichtungen für ſubjectiv oder ſelbſt für verzeihliche Ueberſchätzung zu halten. Die ungewohnte Sprache und Form, die ſogar dem heutigen ausgebildeten und regelrechten Deutſch gegenüber als falſch und willkürlich aufgefaßt wird, ſtößt manchen ab, dem geiſtigen und gemüthlichen Kerne nachzuſpüren. Dazu kommt der ſogenannte äſthetiſche Standpunkt, auf den ſich die meiſten ſtellen zu müſſen glauben, wenn ſie es nicht zu einer genußreichen Nachempfindung bringen können. Am verſöhnlichſten verfährt noch der, welcher die alten Erzeugniſſe, namentlich die in ihrer Beſtimmung die poetiſche Form nur zum Mittel, nicht zum Selbſtzweck haben, rein von der hiſtoriſchen Seite aus betrachtet und demgemäß beurtheilt. In dieſer Beziehung wird die Goedeke-Tittmann'ſche Sammlung auf der einen Seite ſich ihren Weg erſt zu bahnen haben, auf der andern aber zur innigern Werthſchätzung unſerer ältern Litteratur weſentlich mit beitragen. Wer das „Liederbuch" zur Hand nimmt, wird freilich die Erinnerung an eine moderne Anthologie lyriſcher Blüten austilgen müſſen. Aber wir zweifeln keinen Augenblick, daß eine öfters wiederholte vorurtheilsfreie Lektüre den Geſchmack und die Freude an dieſer alten Liederkunſt erzeugen und erhöhen wird. Die friſche Natürlichkeit, die markige Kraft, der geſunde Humor haben ja immer eine belebende Wirkung. Wir wollen wünſchen, daß mit einem ſolch innerlichen Einfluß auch ein erwünſchter äußerer Erfolg verbunden ſei, damit das ſchöne Unternehmen einen guten Fortgang habe.

Am reichſten ausgeſtattet iſt die erſte Abtheilung, welche „Volks- und Geſellſchaftslieder" enthält, 175 Nummern. Die Vorbemerkung enthält eine ungemein treffliche Charakteriſtik des Volksliedes, welche auch auf diejenige Gattung auszudehnen iſt, der die dritte Abtheilung eingeräumt wurde. Denn das hiſtoriſche Lied gehört nicht minder zum Volksliede. In Bezug auf die dichteriſche Form und Behandlung des Volksliedes wird ſehr richtig unter anderm Folgendes bemerkt:

> Nirgends gibt ſich eine bewußte künſtleriſche Thätigkeit mit Abſichtlichkeit kund, nirgends eine gleichmäßige Herrſchaft über die Stoffe und deren Einkleidung.... Der Vortrag iſt ſelten ebenmäßig fortſchreitend, vielmehr ſpringend wie der Gang der Gedanken, die Darſtellung lückenhaft, oft nur andeutend, was als allgemein verſtändlich angeſehen wird.... Die Dichtung des Volks iſt durchweg ungemein einfach in der Wahl der poetiſchen Mittel, nie nach Neuem ſuchend, lieber an Bekanntes ſich anſchließend, früher Gebrauchtes nicht verſchmähend. Darum jene wiederkehrenden Wendungen und Ausdrücke, ſtehende Formeln, wie ſie jedem zur Hand liegen und die jeder ſich unbedenklich aneignet, wenn er ſie für tauglich hält, ſeine Gedanken zur Anſchauung zu bringen.

Die Mannichfaltigkeit der dichteriſchen Stoffe iſt in dieſer erſten Abtheilung groß. Die Herausgeber haben die Liebeslieder vorangeſtellt. Wir begegnen hier dem

noch heute wohlbekannten „Insbruck, ich muß dich laßen". Daran schließen sich die sogenannten Tagelieder, die den Uebergang zu den balladen- und romanzenartigen Liedern vermitteln. Darauf folgen Reiterlieder, Frühlingslieder, Weinlieder, Musikalieder u. s. w. Unter den Trinkliedern auch das bekannte: „Den liebsten bulen, den ich han, der leit beim wirt im keller." Zuletzt sind ein paar Proben gegeben von der Art und Weise, wie die Dichtung auch die ernste Seite des Lebens auffaßt und ein Bild der Zeit sich zurechtlegt.

Die zweite Abtheilung: „Geistliche Lieder", 40 an der Zahl, bringt die schönsten Kirchengesänge Martin Luther's und seiner Nachfolger. Manche derselben sind noch heute gebräuchlich, aber meist in solcher Modernisirung und selbst dichterischen Entstellung, daß die Originaltexte gewiß vielen von hohem Interesse sein werden. Andere früher vielgesungene Kirchenlieder sind mit der Zeit außer Uebung gekommen. Die Vorbemerkung gibt eine Skizze von der Entstehung des deutschen Kirchenliedes, vom Wirken Luther's, von der engen Beziehung zwischen unsern Volksliedern und der protestantischen Lyrik. Besonderes Interesse gewähren diejenigen geistlichen Lieder, welche einfache Umdichtungen weltlicher sind. Die Herausgeber haben die hierherzuzählenden Gedichte an den Schluß dieser Abtheilung gestellt und auf die betreffenden Stücke, welche im ersten Abschnitt zu finden sind, verwiesen. So ist das geistliche Lied von H. Knaust: „O welt ich muß dich laßen", eine Umdichtung von „Insbruck, ich muß dich laßen". Von Hans Sachs ist aufgenommen eine geistliche Tageweise, welche beginnt:

Wach auf, meins herzen schöne,
du christenliche schar,
und hör das süß getöne,
das rein wort Gottes klar u. s. w.

Und dies ist Umdichtung des Wächterliedes:

Wach auf, meines herzen ein schöne,
zart allerliebste mein!
ich hör ein süß getöne
von kleinen waldvögelein u. s. w.

In der dritten Abtheilung, welche den „Historischen Liedern" gewidmet ist, konnte es bei dem Umfang des Stoffs nur auf Proben von verschiedenen Gattungen der historisch-politischen Volksdichtung ankommen. Umfassende Sammlungen besitzen wir schon, und namentlich wird gegenwärtig an einem großen Werke gearbeitet, welches auch die historischen Lieder des 16. Jahrhunderts in reicher Auswahl bringen wird und zum Theil schon gebracht hat. Wer sich genauer mit diesem wichtigen und anziehenden Gebiet vertraut zu machen wünscht, wird daher sich der genannten reichern Quelle der Belehrung zuwenden. Wer sich dagegen nur ein allgemeines Bild von der historischen Liederdichtung im 16. Jahrhundert machen will, findet bei Goedeke und Tittmann treffliche Stücke genug. Die Auswahl dieser nur 21 Lieder ist wirklich ganz ausgezeichnet und gibt rühmliches Zeugniß von der Sorgfalt und Belesenheit der Herausgeber.

Die „Meisterlieder" in der vierten Abtheilung werden zunächst wegen ihrer Form interessiren. Hinsichtlich der Stoffe hätten wir gewünscht, daß neben den weltlichen balladenmäßigen Gedichten auch die geistlichen und biblischen berücksichtigt wären, weil diese innerhalb der Singschulen doch immer die Hauptrolle spielten. Die Vorbemerkung handelt von der Ausbreitung des Meistergesangs, von den Gesellschaftsordnungen der Singschulen, namentlich von der bekannten Tabulatur mit ihren Regeln und Verboten, und von den Stoffen, welche die Meistersänger für ihre schulmäßige Kunst wählten. Am Schlusse wird als bedeutsam hervorgehoben, daß die Meistersängerdichtung der Gesammtrichtung des Jahrhunderts folge im Kampfe für die neue Lehre und Glaubensfreiheit. Vor allem dürfe nicht vergessen werden, daß aus einer Meistersängerschule der größte Dichter — Goedeke nennt ihn sonst einmal treffender den reichsten — des Jahrhunderts hervorgegangen sei.

Nach den Texten folgt ein Verzeichniß der Lieder nach den Versanfängen, den Beschluß macht das Wortregister, welches auf die Anmerkungen verweist.

Was speciell der zweite Band der Sammlung bringen wird, ist aus dem Prospecte nicht zu ersehen. Im allgemeinen sind in Aussicht genommen: Schauspiele, Fabeln und Schwänke, Erzählungen, Lehrdichtungen, Auswahl aus Fischart, Auswahl aus Hans Sachs: also alle Richtungen der poetischen Production des Reformationszeitalters werden in dieser neuen Bibliothek vertreten und vereint sein.

Reinhold Bechstein.

Bibliographie.

Anton, H. S., Bemerkungen zu Krebs-Allgayer's Antibarbarus der lateinischen Sprache. Erfurt, Villaret. Gr. 4. 12 Ngr.

Archiv für Buchhändler. Rundschau auf dem Gebiete des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels sowie verwandter Geschäftszweige. Unter Mitwirkung namhafter Geschäftsmänner und Schriftsteller herausgegeben von H. Pfeil. 1stes Heft. Neudnitz, Pfeil's Selbstverl. Gr. 8. 15 Ngr.

Bloemer, F., Ergänzungen eines Glaubensbekenntnisses. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 12 Ngr.

Bölte, Amely, Weiter und Weiter. Roman. Jena, Hermsdorf. 8. 2 Thlr.

— — Die Welfenbraut. Roman. Jena, Hermsdorf. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brunold, F., Welt und Gemüth. Novellen. 2 Bde. Malchin, Wendt. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Buch Hiob und die Salamonischen Schriften. Biblisch-critische Studien. Wien, Hilberg. Gr. 8. 9 Ngr.

Buhle, F. W. D., Internationale — französisch-englisch-spanisch-italienische — Grammatik für Deutsche. Ein praktisches Handbuch zur Erleichterung und Beförderung der Sprachkenntniß, zum Selbstunterricht und Nachschlagen. 3 Thle. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 6 Thlr.

Christiansen, C., Die Absurdität der sogenannten Todesstrafe. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Christinger, J. J., Theodor Bibliander. Ein biographisches Denkmal. Frauenfeld. Gr. 4. 8 Ngr.

Deecke, W., Wilhelm von Vippen. Ein Lebensbild. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 12 Ngr.

Dupanloup, F., Die Erziehung. Autorisirte Uebersetzung. 1ster Thl. Von der Erziehung im Allgemeinen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 1stes Bdchn.: Antonius und Kleopatra Uebersetzt von Paul Heyse. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Admiral Tegetthoff und die österreichische Kriegsmarine. Von einem Fachmann. Meran, Pötzelberger. Gr. 8. 6 Ngr.

Ziethe, W., Das Leben Jesu, für das deutsche Volk bearbeitet. 13te Lief. oder Suppl. — A. u. d. T.: Das Leben der Apostel. 1ste Lief. Berlin, Schweigger. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Beiträge zur Charakterologie.

Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen.

Von Dr. Julius Bahnsen.

Erster Band. 8. Geh. 2 Thlr.

Der Gegenstand dieses Werks ist ein sehr interessanter und nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch wichtiger. Zum ersten male wird hier die Erforschung des menschlichen Charakters, der Elemente, aus denen er zusammengesetzt ist, sowie der Mischungen und Mischungsverhältnisse desselben als eine besondere Wissenschaft behandelt. Der Verfasser knüpft dabei an die von Schopenhauer ausgesprochenen Grundgedanken über den Charakter an und gibt vielfach zu seinen Betrachtungen die pädagogische Nutzanwendung, wodurch das Werk zugleich ein specielles Fachinteresse für Erzieher erhält. Nicht minder werden Criminalisten und Seelenärzte, Ethiker und Philosophen viele fruchtbare Anregungen daraus empfangen. Aber auch für das große gebildete Publikum ist das Werk vom mannichfachsten Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Internationale
— französisch-englisch-spanisch-italienische —
Grammatik für Deutsche.

Ein praktisches Handbuch zur Erleichterung und Beförderung der Sprachkenntniß, zum Selbstunterricht und Nachschlagen.

Bearbeitet von

F. W. V. Buhse.

8. Geh. Zwei Theile. Jeder Theil 2 Thlr. 15 Ngr.

Dritter Theil: Schlüssel in vier Sprachen. 1 Thlr.

Diese Grammatik verfolgt auf ganz neuer Basis den Zweck der Beförderung des gleichzeitigen Studiums der vier europäischen Hauptsprachen. Vor allem ist darin eine praktische Tendenz, nicht eine rein wissenschaftliche vorwiegend und infolge dessen empfiehlt sich das Werk außer zum Gebrauch für Handelsschulen und höhere Bildungsanstalten namentlich auch für den Selbstunterricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nicolai Cusani
de concilii universalis potestate sententia explicatur.

Dissertatio inauguralis.

Scripsit **Clemens Fridericus Brockhaus.**

8. Geh. 15 Ngr.

Die vorliegende Habilitationsschrift beschäftigt sich mit dem gelehrten Cardinal Nikolaus von Cusa, aus der Zeit des Baseler Concils, und mit den Ansichten über die allgemeinen Kirchenversammlungen, welche derselbe vorzüglich in seinem Werke „De Concordantia catholica" entwickelt hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe ohne Adresse.

Von

Arthur Görgei.

Deutsche Originalausgabe,

im Auftrage des Verfassers aus dem ungarischen Original-Manuscript übersetzt.

8. Geh. 10 Ngr.

Arthur Görgei veröffentlicht hiermit eine Rechtfertigungsschrift, welche sehr wichtige neue Details über die entscheidende Katastrophe von Világos enthüllt und sein 1852 erschienenes Memoirenwerk: „Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849", in vielen Punkten ergänzt. Die Schrift wird gerade im gegenwärtigen Augenblick besonders lebhaftes Interesse erregen.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen.

Geschichte der deutschen Union von den Vorbereitungen des Bundes bis zum Tode Kaiser Rudolfs II. (1598—1612). Von **Moritz Ritter**, Privatdozent der Geschichte an der Universität zu München. Erster Band. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dem Verfasser standen als Mitglied der historischen Commission in München die wichtigsten archivalischen Quellen zur Aufhellung einer noch wenig bekannten Periode der deutschen Geschichte zu Gebote.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade.

Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen

von **Dr. C. A. Kortum.**

Elfte Auflage. 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Classisch in ihrer Art und echt deutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist, wie das kürzliche Erscheinen einer elften Auflage beweist. Immer wieder werden die Liebhaber naiv-humoristischer Dichtung mit Behagen zur Lektüre der „Jobsiade" zurückkehren.

Eine Zeitungs-Redaction sucht für ihr Feuilleton spannende Erzählungen in markigem, klarem Stil mit heiterm oder ernstem, aber nicht düsterm Hintergrunde. Stoffe aus der preußischen Geschichte, besonders aus der Zeit der Befreiungskriege sind sehr erwünscht. Es handelt sich nicht etwa nur um ungedruckte Manuscripte, auch bereits in Sammlungen, Büchern oder Zeitschriften erschienene Erzählungen können dienen. Offerten mit Angabe der Honorarbedingungen, vorläufig ohne Manuscripte, werden durch die Expedition der „Blätter für literarische Unterhaltung" erbeten, welche auch nähere Auskunft ertheilt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 27. Juni 1867.

Inhalt: Kleine Schriften von F. W. Ebeling. Von Rudolf Gottschall. — Lustspiele und Possen. Von Emil Müller-Samswegen. (Beschluß.) — Eine neue Wissenschaftslehre. — Romane und Erzählungen. — Feuilleton. (Wander's Oratio pro domo.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Kleine Schriften von F. W. Ebeling.

Mosaik. Kleine Schriften zur Geschichte und Literatur. Von Friedrich W. Ebeling. Leipzig, Purfürst. 1867. Br. 8. 2 Thlr.

Musivisch genug gemahnt der vorliegende Band, um seinem Titel: „Mosaik", vollkommen zu entsprechen. Einer Abhandlung über „Die Kirchenversammlung zu Trient in den Jahren 1562 und 1563 vornehmlich vom Gesichtspunkte der religiös-politischen Zustände Frankreichs", die aus gediegener historischer Quellenforschung hervorgegangen ist, folgen: „Sechs ungedruckte Briefe von Martin Opitz von Boberfeld" an den Fürsten Ludwig von Anhalt-Dessau, dem anhaltinischen Gesammthaus-Archiv zu Köthen entnommen, „Prospecte zu Schulkomödien" aus dem 17. und 18. Jahrhundert, eine aus „Unsere Zeit" abgedruckte Abhandlung über „Die italienische Lyrik seit Anfang unsers Jahrhunderts", ein pikanter Beitrag „Zur Geschichte der wiener Journalistik im Jahre 1848", mit scharf umrissenen journalistischen Charakterköpfen, und schließlich eine Ehrenrettung von „Elise Bürger", der dritten Gattin des berühmten Volks- und Balladendichters.

Es ist offenbar die letzte Abhandlung, auf welcher der Schwerpunkt des Werks ruht. Ueber die Entstehungsgeschichte und Tendenz derselben spricht sich Ebeling in der Vorrede folgendermaßen aus:

Erweiterung einer flüchtigen Bekanntschaft mit der Witwe des ältesten Sohnes des Dichters Gottfried August Bürger leitete selbstverständlich die Rede auf dessen dritte Ehe. Briefe im Besitze der genannten Matrone, von Elise Hahn an Emil Bürger gerichtet, stellten mir deren Charakter in einem ganz andern Lichte dar, als sie ausnahmslos, auch von mir selbst noch kurz vorher (in meiner „Geschichte der komischen Literatur", III, 258) betrachtet worden. Mündliche Mittheilungen befestigten vollends meine Muthmaßung, daß man das Unglück jener Verbindung gar zu einseitig der Schwäbin aufgebürdet haben dürfte, und der Vollzug eines Actes der Gerechtigkeit, wenn noch durch anderweitige Belegstücke unterstützt, schien mir in diesem Falle ebenso nothwendig als Theilnahme erweckend und verdienstlich. Im Nachgehen der frühern Verhältnisse jener Frau bekam ich über Erwarten ausreichendes Material, also daß ich zwar schlechterdings keinen um- und vollständigen Lebenslauf, jedoch eine Vertheidigung derselben unternehmen durfte, vielleicht ausgiebiger, als mir dessen Verwendung gelungen: Briefe von Elise Bürger und an sie; verschiedene Blätter zusammenhangsloser Aufzeichnungen ihrer Hand, möglicherweise in der wiederkehrenden, doch meines Wissens beständig aufgegebenen Absicht einer Veröffentlichung ihrer Lebensgeschichte erfolgt; Briefe von G. A. Bürger; von der Schriftstellerin Marianne Ehrmann; und glaubwürdige Mittheilungen von Personen, welche die Arggeschmähte persönlich gekannt. Zu besonderer Erkenntlichkeit fühle ich mich auch der Generaldirection des königlichen Hoftheaters zu Dresden, und insonderheit dem Hoftheater-Registrator Herrn Ferdinand Liebscher verbunden, welcher sich mit vieler Mühe der Durchsicht der leider unvollständigen Acten des ehemaligen deutschen Theaters in Dresden von 1764—1815 unterzogen. So außer allem Verhältniß das Resultat dieser Mühe zu meinen Wünschen, war ich doch in der Lage, es unverkümmert verwenden zu können. Uebrigens gestatteten der verschiedenartige Inhalt und mancherlei Beziehungen jener Papiere sammt den beschränkenden Bedingungen ihrer meinem Unterfangen bereitwillig entgegengekommenen Eigenthümer kaum andere Benutzung als die vorliegende. Manches ist mir aus allzu großer Rücksicht und theilweise unbegreiflicher Discretion vorenthalten und untersagt worden. Indeß darf ich es wol kaum bedauern; denn andernfalls wäre die betreffende Darstellung, welche nothwendig auch schon Bekanntes in sich aufnehmen mußte, zu einem Umfange gediehen, den mir dieses Buch und anderweitige Ansprüche an meine Zeit platterdings verboten.

Von dem, was über diesen Gegenstand zeither geschrieben und gedruckt worden, ist mir, mit Ausnahme eines einzigen Buchs, schwerlich etwas Erhebliches entgangen. Dies Buch ist: „G. A. Bürger's Ehestandsgeschichte" (Hamburg und Berlin 1812). Ich habe es vergebens auf mehrern Bibliotheken gesucht, vergebens auf antiquarischem Wege. Nach mehrwöchigen Bemühungen mußte ich mich an vorhandene Excerpte halten, meine aber, daß sie der gestellten Aufgabe hinreichend entsprechen. Ich fürchte nicht, die unverlangte Partie könne mein Plaidoyer über den Haufen stoßen.

In Bezug auf eheliche Verhältnisse gibt es kein romanhafteres Dichterleben in Deutschland, als das des Dichters der „Lenore" war. Die häuslichen Lebensbeziehungen des Dichterfürsten in Weimar waren zwar auch nicht correct zu nennen, und das wenige Unharmonische, was sich in der Biographie des groß angelegten Dichters findet, mag sich auf dieselben zurückführen lassen. Gleichwol war Fräulein Vulpius ein harmloses Knöspchen, das sich der weimarische Geheimrath an die Brust steckte und das ihn nur hin und wieder einmal genirte. Es war nur die

Unangemessenheit der geistigen Bildung, die störend empfunden wurde — und auch hierin mögen die schöngeistigen und feinfühligen Damen, welche dem Bürgermädchen den großen Dichter und Minister nicht gönnten, wol etwas zu schwarz gesehen haben. Goethe sympathisirte einmal mit den Gretchen und Klärchen, den weiblichen Naturkindern; wer mochte es ihm verargen, daß er die Schwester des Rinaldini-Dichters sich zur Lebensgefährtin wählte, die freilich einer Frau von Schiller und Frau von Herder gegenüber eine gänzlich untergeordnete Rolle spielte? Und daß er sie erst heirathete, um sie Napoleon vorstellen zu können — das war doch nur eine Folge jener freiern Anschauungen über Liebesverhältnisse, die damals in dem literarisch-emancipirten Deutschland gäng und gebe waren.

Genialer freilich als Bürger hat kein anderer Dichter der ehelichen Schranken gespottet. Kaum mit der ersten Frau verheirathet, entbrennt er in Liebe zu ihrer Schwester, welche denn auch die Gattin seiner Wahl wurde. Das kanonische Recht mußte sein Haupt verhüllen vor diesen Verhältnissen. Nach dem Tode seiner ersten Zwangsgattin heirathete er die Schwester, die heißgeliebte Molly, doch sie wurde ihm früh durch den Tod entrissen. Der Abschluß einer dritten Ehe wurde in der romanhaftesten Weise eingeleitet; es war eine Ehe, die durch journalistische Vermittelung zu Stande kam. In Stuttgart erschien eine Monatsschrift: „Amaliens Erholungsstunden", welche eine Schriftstellerin, Marianne Ehrmann, seit 1790 herausgab. Sie schickte Ankündigungen mit der Bitte einer empfehlenden Vertheilung auch an Bürger. Um ihm zu zeigen, wie sehr Bürger auch in Schwaben gefeiert sei, legte sie eine Nummer des „Beobachter", einer von ihrem Gatten, Theophil Friedrich Ehrmann, herausgegebenen „politisch-moralisch-satirischen Wochenschrift" bei, die Nummer vom 8. September 1789, welche ein Gedicht zur Verherrlichung Bürger's von einem gebildeten und gefühlvollen Mädchen enthielt. Es sind schon viele Dichter in solcher Weise verherrlicht worden; in derartiger blaustrümpflicher Bewunderung, mochte sie nun in Vers oder Prosa auftreten, lag durchaus nichts, was den Reiz der Neuheit ausüben konnte. Neu aber war die praktische Schlußwendung, in welche das Gedicht auslief. Die Dichterin begnügte sich nicht damit, dem Poeten einigen Weihrauch zu spenden; sie bot ihm geradezu ihre Hand an. Das ging offenbar über die poetische Licenz hinaus; das war ein Mädchen, welches resolut die Gelegenheit beim Schopfe faßte und sich den Mann, den sie aus der Ferne liebte, auch ohne weiteres für die nächste Lebensgemeinschaft zu erobern suchte. Die Schlußverse dieses merkwürdigen Gedichts lauteten:

In St.....s Mitte leben wir,
Aus St.....s Mitte schreib' ich dir,
Du lieber, trauter Mann!
Man sagt, du sollst ein Wittwer sein;
Kommt dir die Lust zum Freien ein,
So komm heran!

Denn kämen tausend Freier her
Und trügen Säcke Goldes schwer,
So gäb' ich sittsam ihm die Hand
Und tauschte mit dem Vaterland,
Geliebter, dich!

Drum kommt dir mal das Freien ein,
So laß's ein Schwabenmädchen sein
Und wähle immer mich!
Mit echter Schwaben-Redlichkeit,
Mit deutschem Sinn und Offenheit
Liebt ferner dich

Die Verfasserin
..Y..

Bald ergab es sich, daß die Verfasserin dieser Zeilen, die man nur unter den excentrischen Mädchen Stuttgarts suchen konnte, Maria Christine Elise Hahn war, die einzige Tochter der verwitweten Expeditionsrath Hahn, die sich über viele lächerliche Vorurtheile des gesellschaftlichen Lebens spöttelnd hinwegsetzte und der man allerlei Geniestreiche und bedenkliche Geschichten nachsagte. Der Redacteur Ehrmann kam durch einen Vergleich der Handschrift der Dichterin auf die Spur, da er die Züge des eingesendeten Manuscripts in einem Stammbuche wiederfand. Zur Rechtfertigung des verhängnißvollen Geniestreichs sucht Ebeling zu beweisen, daß das Gedicht gegen Wissen und Willen von Elise Hahn durch den Bruder eines Hausfreundes, den Studenten Nast, dem Drucke übergeben worden sei, daß sie mithin sich weder öffentlich, noch überhaupt zum Weibe angetragen habe, sondern wider Wissen und Wollen angetragen worden sei. Ebenso meint Ebeling, daß Bürger nicht, wie Althof, Jördens u. a. behaupten, den sogenannten Antrag blos als Spiel einer aufgeregten Phantasie betrachtet und erst nach dem Einlaufen verschiedener günstiger Nachrichten über die Dichterin gemeint habe, die Sache verdiene doch wol reifliche Erwägung, sondern daß ihn der Vorfall sofort ernstlich und anhaltend beschäftigt habe. Am 20. November bereits antwortete er auf die ihm am 17. November gekommene Zusendung der Frau Ehrmann. In dieser Antwort heißt es unter anderm:

„Ach, das Schwabenmädchen! Beinahe hat es mich durch seine ganz außerordentliche Schmeichelei erschreckt, wiewol freilich auf eine nicht unbehagliche Weise. Wahrlich, einen solchen Glauben hat wol noch kein Poet in Israel gefunden. Ich kann gar nicht leugnen, ich möchte das Mädchen namentlich und näher kennen. Ist es von Ihrer Bekanntschaft, so begehen Sie immer eine kleine Verrätherei, und fürchten Sie davon nicht den mindesten Mißbrauch. Ich will auch dann dem Schwabenmädchen zuverlässig und so antworten, daß es wol sehen soll, man lasse sich für seine Verse von dem wackern Mädchen sehr gern ein wenig lieb haben." Allein seine Ungeduld in Verfolg der Angelegenheit ist viel zu groß, seine Erregung flugs zu hoch gestiegen, um die „kleine Verrätherei" der Frau Ehrmann abzuwarten. „Ich habe", lautet die Nachschrift desselben Briefs, „es nicht lassen können, dem Schwabenmädchen gleich jetzt zu zeigen, daß es sein Lied nicht einem Manne von Holz vorgesungen. Können Sie aber die Einlage nicht an die Behörde bringen, so traue ich es Ihrer Güte zu, daß Sie mir selbige zurücksenden werden." Die Einlage bestand in dem bekannten Gedichte:

Was singt mir dort aus Myrtenhecken
Im Ton der liebevollen Braut?

Frau Ehrmann spielte die Vermittlerin. Elise wollte

Antwort und Gedicht nicht annehmen und that dies nach langem Sträuben erst unter der Bitte strengster Discretion. Alle Ueberredungskunst vermochte sie nicht zu einer Erwiderung zu bewegen. Bürger wunderte sich über das lange Schweigen und schrieb Mahnbriefe an die blaustrümpfliche Frau Marthe. In einem derselben heißt es:

Aufrichtig muß ich Ihnen gestehen, das Mädchen spukt mir von Tag zu Tage mehr — im Herzen? — Nein, das wäre wol für jetzt noch zu übertrieben — aber in der Phantasie spukt es mir gewaltig herum. Sie glauben nicht, was für allerliebste Schöpfungen diese Tag und Nacht dem sehnenden Herzen vorgaukelt, und wie süß sie ihm dabei nach dem Munde zu schwatzen weiß. Redete mir die alte kalte Matrone Vernunft nicht bisweilen dazwischen: „Es ist ja nur Theaterspiel, was du vor dir siehst!" so wäre es kein Wunder, wenn das Herz längst in allen Banden der Täuschung gefangen läge. Wenn sich nun dereinst einmal auswiese, daß das wirkliche Schwabenmädchen in Stuttgarts Mitte nicht das Mädchen in der Mitte meiner phantastischen Schöpfung wäre, so könnte das eine Erlösung geben, die dem verwöhnten Herzen eben keine Freude machte. Bisjetzt verdirbt indessen Ihre Wahrheit eben noch nichts an dem bunten Christgärtchen meiner Phantasie. Diese baut daher nur desto emsiger fort und weiß sogar den spröden Stoff der Wahrheit vortrefflich zu ihren Absichten zu benutzen. Das Aeußere des Mädchens, liebe Frau, müssen Sie mir bei Zeit und guter Malerlaune etwas ausführlicher schildern. Denn man fasele von überirdischer Seelenliebe auch was man wolle; so bleibt doch das — mir wenigstens — ewig wahr: irdische Liebe keimt in der Sinnlichkeit und behält, sie treibe ihre Zweige und Blätter nachher auch noch so hoch in geistige Regionen hinauf, dennoch immer in der Sinnlichkeit ihre wahrhafteste Wurzel. Dem Liebenden muß der geliebte Gegenstand sinnlicher Schönheit und Anmuth erscheinen, er mag nun wirklich schön und anmuthig sein oder nicht. Sonst ist die Liebe im vollen Verstande des Worts unmöglich, und wer sie dennoch vorgibt, der lügt und trügt, mit oder ohne Bewußtsein. Ich habe über diesen Glaubensartikel schon manche Fehde gehabt. Was das Innere des Mädchens betrifft, so können Sie mit wenigen Pinselstrichen abkommen. Nicht als ob dieses minder wichtig wäre, sondern weil hier ein Praktikus, der sich in seinem Leben schon mit mancherlei Charakteren herumgetummelt hat, aus wenigen datis durch Schlüsse sich leicht weiter forthelfen weiß. So hat z. B. in Ansehung des Charakters ihr Brief mir kaum etwas Neues gesagt. Ich hatte mir das alles längst ebenso gedacht. O ich kenne die kleinen weiblichen Genieſtreiche, sonst auch Unbesonnenheiten genannt, von innen und außen, und weiß es aus mehr als einem Beispiele, wie sie erzeugt zu werden pflegen. Indessen verdarben sie mir an einer sonst liebenswürdigen Person nichts; ja ich möchte fast sagen, sie erhielten von einer solchen sogar einen Anstrich der Anmuth. Einer von diesen kleinen Genieſtreichen war unstreitig das ganze Gedicht, besonders dessen Bekanntmachung, insofern mir auch Elise selbst dazu beigetragen hat. Gleichwol behagt es mir nicht wenig, daß der Sprung, obgleich ein wenig über das Gleis hinüber, geschehen ist.

Bürger phantasirte sich in ein immer lebhafteres Interesse für das Schwabenmädchen hinein. Hierzu kam noch Eitelkeit. Er fragt sich, ob er selbst auch der Mann sei, den man sucht, und findet sich lebendiger und sinnlicher ausſehend, als das von ihm existirende Conterfei verräth. Am meisten kränkt es ihn, daß die naserümpfenden „Sultaninnen" in Göttingen und Stuttgart meinen, ein solches Mädchen existire gar nicht und das Gedicht sei nur der Einfall eines Spaßvogels. Ihn ermuntert der wunderliche Ehrgeiz, diesen Sultaninnen einen Streich zu spielen. Die Sache ist indeß in guten Händen und nimmt ihren Fortgang. Bald ist Bürger im Besitz von Elisens Bild. Anfangs erscheint ihm diese Gestalt fremd; er hatte sich ein blondes Ideal geträumt; alles, was er bisher geliebt hatte, war blond. Doch allmählich entdeckte er, daß sein Herz auch für das brünette Genre nicht unempfänglich war, daß es diesem „niedlichen braunen Mädchen" mit Liebe entgegenschlagen konnte. Und in einem Beiblatt zu dem Schreiben, welches dieses Geständniß enthält, findet sich schon die Frage der bekannten redlichen „ernsten Absichten", die Frage: „Hat das Mädchen einiges Vermögen? Und wie viel wol?" Frau Ehrmann beruhigt den Dichter hierüber, indem sie das Vermögen so ansehnlich schildert, wie die Fama es zu thun pflegt, die stets das Heirathsgut der Ehecandidatinnen mit vollen Backen ausposaunt. Doch war Frau Ehrmann jetzt so klug, sich für alle Fälle einen ehrenvollen Rückzug zu sichern, indem sie die Miene einer vorsichtigen Warnerin annahm und auf den nicht unbedenklichen Leumund der Auserkorenen hinwies. Auch erinnerte sie an den Lohn für ihre Bemühungen, an die wiederholt versprochenen Gratisbeiträge zur „Amalia" und an deren Recension in einem wirksamen Journale. Doch das Versprochene traf nie ein. Auch von anderer Seite wurde Bürger gewarnt. Eine pseudonyme „Frau Menschenschreck" warnte ihn in einem Gedicht aus Italien vor dem „Jüngferlein aus Schwaben", die sie mit einer Sirene verglich, während sie ihn darauf hinwies, wie er als Philister im Schlafrock und mit der Schlafmütze von Chodowiecky dargestellt worden sei. Doch Bürger ließ sich nicht entmuthigen; er entgegnete in einem längern Gedicht, das folgende Strophen enthielt:

Um Geistes- und um Herzensgaben
Warb laut das Jüngferlein aus Schwaben,
Und nicht um Fleisch und Bein und Kleid.
Und traun! Das Jüngferlein aus Schwaben
Wünscht das sobald nicht zu begraben,
Was wechsellos erfreut.

Getreu wird's, unter Himmelssegen,
Des einzig lieben Mannes pflegen
Bis zu dem höchsten Stufenjahr;
Und Deutschland soll's zu rühmen haben,
Daß dieses Jüngferlein aus Schwaben
Einst Bürger's Gattin war.

Drum, Sängerin der falschen Lehren,
Die keck dem schönsten Bündniß wehren,
Schweig, oder schrei in leeren Wind!
Des Freundes Nacken willst du retten?
Wie? Auch aus weichen Rosenketten,
Die ohne Dornen sind?

Wär' er wie du in Welschlands Mitte —
Denn da nur herrscht Sirenensitte —
So warnt' ihn wol dein Wort zurück.
Doch, wen der Liebe goldne Schlingen
Im biedern Schwabenlande fingen,
Dem lacht sein gutes Glück.

Immer flotter trieb sein Lebensschifflein dem Hafen der Ehe zu. Elise hatte inzwischen ihre Bereitwilligkeit erklärt, ihm ihre Hand zu geben. Er hielt es für nothwendig, sie in eingehender Schilderung in seine Verhält-

niſſe einzuweihen. Dieſe „Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will", enthält manchen wichtigen Beitrag zur Beurtheilung von Bürger's Charakter. Er ſchreibt ſich ſelbſt in jeder Hinſicht einen Steckbrief, dem die beſondern Merkmale nicht fehlen. Am intereſſanteſten ſind ſeine „Confeſſions" in Betreff ſeiner erſten Ehe:

Ich habe zwei Schweſtern zu Weibern gehabt. Auf eine ſonderbare Art, zu weitläufig hier zu erzählen, kam ich dazu, die erſte zu heirathen, ohne ſie zu lieben. Ja, ſchon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendſten Leidenſchaft für die zweite, die damals noch ein Kind und kaum 14—15 Jahre alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus ziemlicher Unbekanntſchaft mit mir ſelbſt hielt ich es, ob ich's mir gleich nicht ganz ableugnen konnte, höchſtens für einen kleinen Fieberanfall, der ſich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grauſame Zukunft thun können, ſo wäre es Pflicht geweſen, ſelbſt vor dem Altare vor dem Segensſpruche noch zurückzutreten. Mein Fieber legte ſich nicht, ſondern wurde durch eine Reihe von faſt zehn Jahren immer heftiger, immer unauslöſchlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchſtgeliebten wieder geliebt. O, ich würde ein Buch ſchreiben müſſen, wenn ich die Martergeſchichte dieſer Jahre und ſo viele der grauſamſten Kämpfe zwiſchen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre das mir angetraute Weib ein Weib von gemeinem Schlage, wäre ſie minder billig und großmüthig geweſen (worin ſie freilich von einiger Herzensgleichgültigkeit gegen mich unterſtützt wurde): ſo wäre ich zuverläſſig längſt zu Grunde gegangen und würde jetzt dieſe Zeilen nicht mehr ſchreiben können. Was der Eigenſinn weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen ſich zu ihrer allerſeitigen Rettung vom Verderben ſelbſt geſtatten zu dürfen. Die Angetraute entſchloß ſich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere, in geheim es wirklich zu ſein. Dies brachte nun zwar mehr Ruhe in aller Herzen; aber es brachte auch eine andere höchſt angſt- und kummervolle Verlegenheit zu Wege.

Eliſe nahm dieſe Beichte gnädig auf. Trotz der trüben Ahnungen und Warnungen der Mutter fand im October 1790 die kirchliche Einſegnung des ſeltenen Paares ſtatt; ſie zog mit Bürger nach Göttingen; ihr Erſcheinen rechtfertigte den Ruf, der ihr vorausging:

Ihre Schönheit geſtattete beinahe keinen Vergleich; Antlitz und Leib ſtrahlten einen ſchier untilgbaren Zauber aus. Einigermaßen empfängliche Sinne konnten ſich ihr kaum nahen, ohne unwiderſtehlich hingeriſſen zu werden. Noch in ihrem vierzigſten Jahre ſchlugen ihr die Herzen junger Männer ungeſtüm entgegen, zumal wenn die Muſik ihrer herrlichen Sprache erklang. Ihr bloßer wiederholter Anblick wirkte heilkräftig auf den jahrelangen Irrſinn eines alten böhmiſchen Edelmannes. Die Götter ſchienen ihr ewige Jugend verliehen und die Reize einer Circe und Veſtalin in ihrem Gürtel vereint zu haben. Dazu geſellte ſich eine Liebenswürdigkeit und Verſatilität des Umgangs, eine ſo imponirende Bildung und graziöſe Entſchiedenheit, daß ſie die größte Senſation in Göttingen erregte.

Lichtenberg ſagte, als er die junge Frau ſah: „Gut, ich werde condoliren." Dazu fand ſich nur zu bald Gelegenheit. Die Ehe war eine der unglücklichſten, von denen die Annalen der deutſchen Literatur Kunde geben. Schon im November 1791 erhält Frau Bürger eine Epiſtel von ihrem Manne, aus der ſie zu ihrem Schreck erſehen muß, wie ſich das „niedliche braune Mädchen" verwandelt hat. Eliſe wird darin als eine der verächtlichſten ihres Geſchlechts charakteriſirt. Der ſchärfſte Tadel trifft den „beiſpielloſen Leichtſinn", der nicht einmal die Sprache ſeines Kummers verſteht. Ihr Lebenswandel wird dargeſtellt als ein Gegenſtand der allgemeinſten Misbilligung. Bürger entwirft ein Bild ihres täglichen Lebens als Hausfrau. Ihr ſpätes Aufſtehen um 10 Uhr, ihre ſchlechte Wirthſchaftsführung, welche liederlichen Mägden das Hausregiment überläßt, werden ihr bitter vorgeworfen. Nicht beſſer wird die Rolle geſchildert, die ſie als Mutter ſpielt — ſie will ihres Kindes wegen keinerlei Unannehmlichkeit erdulden. Auch der Gattin ergeht es nicht beſſer. „Gibt es eine dünkelhaftere, ſuperklugere, eigenliebigere, prätenſionsvollere Haberecht als dich?"

Freilich, wer ſo den Kopf voll Pickenick, voll Concert, voll Aſſemblée, voll Viſiten, voll jungen Herren, voll Joujou, und an wie viel Ellen Schnur der Herzog von York oder von Braunſchweig, und ob ſie das Joujou mit den Zähnen oder mit dem Hintern ſpielen; kurz, wer den Kopf ſo voll von hundert und abermal hundert Frivolitäten und Kindereien hat, kann freilich an den verdrießlichen Mann nicht denken. Aber eben deswegen kann auch der Mann nicht anders als kalt und ſteif bei deinem Gruß und Kuß ſein.

Die Billetbeſtellungen, die jungen Herren, das Gerede, in welchem ſie in der Stadt ſteht, werden ihr vorgerückt. Die Antwort auf dieſe Strafepiſtel bringt Bürger noch mehr in Harniſch, ſodaß er meint:

Ich will nicht darauf repliciren, wie ſie es vor Gott und der ganzen vernünftigen und billigen Welt, die die Lage der Sachen kennt, verdient. Selbſt die gerechten Empfindungen will ich unterdrücken, die ſie in meinem Innern aufregt. Ich will vielmehr glauben, daß ein zwar äußerſt krankes, aber doch im Grunde noch gutgeartetes Herz nur in der erſten Empörung nach einer angreifenden moraliſchen Arznei einen Unrath von ſich geben konnte, wie ihn nur immer das verworfenſte, in welchem alle Hoffnung verloren iſt, von ſich zu geben im Stande ſein kann.

Später nennt er ſie eine „verbuhlte, ehebrecheriſche Heuchlerin" und will von mehrern heimlichen Liaiſons wiſſen, ja ſie einmal in einer „buhleriſchen Umarmung" überraſcht haben. Bürger trug auf gerichtliche Scheidung an; Eliſe reiſte ſchon vorher, am 3. Februar 1792, nach Stuttgart eines „ſo unerträglichen Verhältniſſes wegen".

Ebeling nimmt ſich nun der ſchwer Angeklagten an, welche von den Literarhiſtorikern unbedingt und einſtimmig verurtheilt wird. Er ſpricht namentlich den von Karl Reinhard veröffentlichten Schriftſtücken: „Gottfried Auguſt Bürger's Eheſtandsgeſchichte", die unbedingte Authentie ab. Den wirklichen Briefwechſel des Erblaſſers habe er nicht in Händen gehabt, ſondern nur erſte Concepte und Copien. Auch aus eigener Erfahrung und Beobachtung vermochte er nichts über Eliſe zu berichten; er iſt während Bürger's dritter Ehe nicht ein einziges mal in deſſen Hauſe geweſen. Durch den Vergleich der Bruchſtücke des Briefwechſels von Bürger und ſeiner Frau, wie ſie in den Jahren 1795—98 an einige Journale geſchickt worden, mit den Briefen, wie ſie vollſtändig in der „Eheſtandsgeſchichte" abgedruckt ſind, ergeben ſich ſo bedeutende Differenzen, daß Reinhard in den Verdacht einer „geſuchten Senſationsmache" geräth. Einen andern Entlaſtungsbeweis ſucht Ebeling in Bürger's ungezähmter Einbil-

bungskraft, ihren Uebertreibungen und seinem Mangel an Wahrhaftigkeit. Er führt Thatsachen an, Widersprüche, welche diese Charaktereigenschaft beweisen. Dann schildert Ebeling die Enttäuschungen, denen Elise selbst ausgesetzt war. Wie ideal und wahnvoll war der Zug ihres Herzens, meint er, daß sie sich nach jener Beichte nicht einmal aus dem Himmel gestürzt fühlte, welche in manchen Stellen eines Pferdehändlers, aber keines Dichters würdig, in noch andern geradezu schamlos ist. Sehr bald fielen ihr indeß die Schuppen von den Augen. Hören wir ihren beredten Anwalt:

Sehr bald sollte sie zu ihrem Erschrecken erfahren, daß sie ihre Liebe zum Dichter mit der zum Menschen verwechselt hatte, sie auf diesen nicht zu übertragen vermochte, und von diesem Augenblicke an war ihre Ehe eine innerlich und also wesentlich schon gelöste Ehe — der Fortbestand an sich schon Ehebruch. Als er nach Ostern 1790 einige Tage in Stuttgart weilte, zeigte er sich ihr, wie bemerkt, in einer Geistesfrische und strahlenden Liebenswürdigkeit, welche die leiseste Ahnung einer Selbsttäuschung fern hielt. Allein dieser Aufwand, der sie in ihrem Rausche bestärkt, war gleichsam nur die verschwenderische Hingabe des Restes eines ehemaligen Vermögens, es waren blos Obolen gewesen, was sie für Gold und Ausfluß dauernden Reichthums gehalten. Er hatte sich zu einer Rolle angestachelt und aufgeputzt, die er nicht durchführen konnte, und seine Unfähigkeit bekundete sich in der abstoßendsten Weise. Sie träumte sich einst wie Molly schwärmerisch geliebt zu werden, und sein Herz war ein mattglimmender, blos flüchtig zu Sprühfunken aufgeblasener Aschenhaufen, er als Gatte ein Philister, der es bald nicht über eine hausbackene Zuthulichkeit treiben konnte. Sie strotzte von elastischer Beweglichkeit, und er war in der That phlegmatisch-trocken, hölzern, unbeholfen und pedantisch; er war feinfühlend, und er derb bis zur Roheit; er weckte, wir dürfen es nicht verschweigen, ihre Sinnlichkeit aufs äußerste auf — konnte ihr bald nicht mehr genügen; sie war keusch trotz ihrer Glut, und er — „gemein". Sie erkannte in wenigen Momenten mit Entsetzen die einem Weibe immer furchtbare Thatsache, daß er nicht blos ihr, vielmehr in jeder Hinsicht zu alt sei, und daß die Weihe des Dichters den Menschen vergessen, verlassen oder überhaupt nur kaum angehaucht hatte. Seines Seins besserer Theil schlummerte offenbar schon bei Molly im Grabe, Elise wandelte zur Seite einer Ruine. Sanguinisches Temperament indeß benahm der leidigen Erkenntniß den bittern Geschmack, und angeborene Weichheit des Gemüths hinderte sie, dem Gatten mit Abscheu zu begegnen, wenngleich sie beständig wachsende Gleichgültigkeit gegen ihn nicht gänzlich zu unterdrücken vermochte. Ihm entging dies nicht, wol aber, daß er nicht fordern durfte, was er selber nicht zu gewähren vermochte.

Auch im socialen Leben, meint Ebeling, genoß Bürger weder die Achtung noch Bedeutung, die Elise in ihrem eigenen Interesse wünschte. Ein außerordentlicher Professor und Lehrer der schönen Wissenschaften wurde damals wie heutigentags als das fünfte Rad am Wagen betrachtet. Hierzu kam, daß ihm in bürgerlichen Kreisen seine moralischen Fehler und seine Schulden schadeten. Elise machte nun ein Haus — und setzte im ersten Jahre 1500 Fl. ihres eigenen Vermögens zu. Immerhin war dies unter den obwaltenden Verhältnissen wenig taktvoll. Ebeling gibt auch zu, daß Elise leichtsinnig, vergnügungssüchtig, eine schlechte Hausfrau, daß ihre Liebesaffairen anstößig waren; doch nimmt er sie gegen den Vorwurf des Ehebruchs in Schutz. Sie sprach es selbst aus, daß sie hierin sich nichts vorzuwerfen habe. Im Scheidungsprocesse wurde die hierauf lautende Klage wegen „Mangels an Beweisen" zurückgewiesen.

Mehr als diese beredte Vertheidigung Ebeling's spricht zu Gunsten der schwerbeschuldigten Sünderin jener schöne Ausspruch in ihrem Briefe an den Bankier Merk in Hamburg:

Wenn ich mich vertheidigen soll, so muß ich zuvor erst den Verstorbenen aufs schwerste anschuldigen, auf eine Weise, die ihn in den Augen der Nation aufs tiefste herabsetzen müßte. Er ist aber als Dichter genug verkannt worden, und des Dichters wegen will ich nun duldend und schweigend verzeihen, was der Mann für meine Fehler über Gebühr an mir verbrochen.

Aehnlich schrieb sie an ihren Stiefsohn Emil Bürger:

Wenn ich mich, wie Sie es nennen, rechtfertigen soll, so muß ich erst einen andern anschuldigen, den Sie mit kindlichen Gefühlen achten und lieben sollen, und das will ich nicht. Hätte ich das gewollt, so hätte ich längst den Bitten meiner Freunde nachgegeben und meine Geschichte gedruckt bekannt gemacht; aber ich will den Kindern keinen Anlaß geben, kleiner von einem Vater zu denken, der ihnen ehrwürdig sein soll, und so schweige ich über das, was übrigens außer mir noch einige Menschen wissen.

In diesen Worten spricht sich eine durchaus edle Gesinnung aus, welche Elise Bürger zwar nicht von ihren Verirrungen freisprechen kann, aber doch den Schein gemeiner Lebensauffassung von ihr nimmt. Im Jahre 1826 feiert sie den Dichter Bürger in einem Sonett, das von gleicher Gesinnung Zeugniß ablegt, das aber in poetischer Hinsicht unglaublich schlecht und verfehlt ist.

Elise Bürger betrat später die Bühne (1797) und war lange Zeit namentlich in Dresden engagirt. Ebeling theilt ihr Rollenrepertoire mit. Als Schauspielerin scheint sie übrigens nicht von Bedeutung gewesen zu sein. Schiller erwähnt in seinen Briefen, daß sie als Ariadne in Weimar allgemein misfallen hat, und nennt sie dann in einem Schreiben an Goethe „eine armselige, herz- und geistlose Komödiantin von der gemeinen Sorte, die durch ihre Ansprüche ganz unausstehlich wird". Er beurtheilt sie also noch strenger als die Gedichte ihres Gatten! Später producirte sie sich in vielen deutschen Städten in Declamatorien und mimischen Darstellungen. Auch dichtete sie Kriegslieder, 1813 und 1814, und schrieb für das Theater das Ritterschauspiel: „Adelheid, Gräfin von Teck", „Klara von Montalban" (1825) und mehrere Familiengemälde, sowie zahlreiche Aufsätze für verschiedene Journale. Sie lebte seit 1807 in Frankfurt a. M. Drei Jahre vor ihrem Tode erblindete sie; sie starb am 24. November 1833.

Der Aufsatz Ebeling's ist lebendig und interessant; der Stil scharf, aber bisweilen etwas spröde und forcirt in einzelnen Wendungen und Bildern. Dasselbe gilt mehr oder weniger von den andern Aufsätzen, von denen die Charakteristik der wiener Revolutionsjournalisten durch scharfgeschnittene Silhouetten fesselt. Tüchtige Quellenforschung und das Streben nach thatsächlicher Begründung charakterisiren diese „kleinen Schriften" in vortheilhafter Weise.

Rudolf Gottschall.

Luſtſpiele und Poſſen.

(Beſchluß aus Nr. 25.)

Wir ſchließen dieſen Volksdramen ein Sammelwerk an, das ganz andern Anſprüchen gerecht werden will als jene Stücke:

4. Heitere Bühnenſpiele von T. Gaßmann. Zwei Bände. Hamburg, Gaßmann. 8. 2 Thlr.

Jeder der beiden Bände enthält vier Stücke, je ein größeres und drei einactige. Originale im ſtrengen Sinne ſind ſie nicht; der Verfaſſer ſelbſt räumt den mehr oder weniger franzöſiſchen oder novelliſtiſchen Urſprung der Stücke ein. Füglich hätte er ſeine Quellen namhaft machen ſollen, damit die Kritik einigermaßen feſtſtellen könnte, wie weit ſich ſein Eigenthumsrecht erſtreckt, und wie weit es auf eine bloße Ueberſetzung hinausläuft. Im Intereſſe der deutſchen Originalproduction hat dies die Kritik ſtreng zu fordern; dagegen verzichtet ſie gern auf die bei einzelnen Bühnenſchriftſtellern gangbare Verſicherung der Beſcheidenheit, daß vorliegendes Buch keinerlei literariſche Bedeutung beanſpruchen ſolle. Hätte der Autor mit ſeinen Stücken nicht den geringſten pecuniären Gewinn erzielt, ſo würden wir eine ſolche Verſicherung als einen wirklich werthvollen Beweis der Beſcheidenheit anſehen; da er aber von dieſem Gewinne zu berichten weiß, ſo muß er auch die Verantwortung für ſeine Werke übernehmen. Wie er ſich dagegen auch ſträube, dieſe Verantwortung erlaſſen wir ihm nicht.

Im erſten Bande finden wir die drei einactigen Luſtſpiele: „Nur ein Herz", „Prinzeſſin Ilſe", „Onkel Tannhäuſer", und den dreiactigen Schwank: „Er reiſt für Bollinger". Ein tolles Ding, dieſer dreiactige Schwank, aber gefällig in der Form, witzig und amuſant, ohne dem guten Geſchmacke zu viele Naſenſtüber zu verſetzen, ausgeſtattet mit einer Paraderolle für den Bonvivant, luſtig von Anfang bis zum Schluſſe und kurzweilig über die maßen, aber doch nicht ohne bedenkliche Stellen für einen lautern Sinn und auch nicht ohne Klippen für die Darſtellung. Aber der Schwank iſt vollauf das, was man bühnenmäßig nennt, und darauf nur kommt es bei derartigen Stücken an. Die drei einactigen Luſtſpiele ſtehen wol einige Stufen über dem Schwank, zeichnen ſich auch durch eine gewiſſe Glätte, ſtellenweiſe ſogar durch Sauberkeit aus: ein Verdienſt, das der Autor gewiß mit ſeinem Compagnon theilen muß, ſtehen aber darum noch nicht auf ein und derſelben Stufe des Werthes. Feſſelt uns bei „Prinzeſſin Ilſe" die Idee, ſo intereſſirt uns bei „Nur ein Herz" mehr die Ausführung, beim „Onkel Tannhäuſer" fühlen wir uns indeß nicht ganz heimiſch, wie ſehr ſich auch alle Mitwirkenden beeifern, untereinander und mit dem Publikum zu ſpielen. Aehnlich wie im erſten Bande verhalten ſich im zweiten die kleinern Stücke zu dem größern, nur mit der Einſchränkung, daß dies größere, das dreiactige Luſtſpiel: „Ein Blatt Papier", weit mehr verſpricht, als es hält. Die Verwickelung macht freilich der Combinationsgabe des eigentlichen Verfaſſers alle Ehre, allein der Inhalt wie der Ton des Luſtſpiels befremdet. Zu ſeiner eigenen Rechtfertigung hätte der deutſche Autor ſeine Quelle nennen ſollen. Das Stück muß ſchlechterdings franzöſiſchen Urſprungs ſein und weiſt, wenn unſer Ahnungsvermögen uns nicht ganz täuſcht, auf Sardou hin. Unter den kleinern Luſtſpielen zeichnet ſich wieder eins, die „Loreley", durch ſeine ſinnige Idee aus, während uns ein anderes: „Die Leidenſchaft flieht", ziemlich kühl berührt. Den Haupttreffer der ganzen Sammlung bilden die „Plauderſtunden", ein Stückchen im Genre der Proverbes, zugleich ein ſprechender Beweis für die oft berührte Wahrheit, daß eine erſtmalige Aufnahme über den Werth oder Unwerth eines Stücks keineswegs endgültig entſcheidet. Bei ſeinem Erſcheinen 1856 in Hamburg kühl aufgenommen, erlangte es ſpäter, namentlich durch Dawiſon und Marie Niemann-Seebach, eine gewiſſe Berühmtheit, welche es freilich ebenſo ſchnell wieder einbüßen kann, wenn ſich ſeiner nicht mehr eine Größe erſten Ranges annimmt.

5. Neue dramatiſche Sprichwörter von Leon Roſenzweig. Leipzig, Lorck. 8. 10 Ngr.

Kleinigkeiten, die aber einen recht günſtigen Eindruck hinterlaſſen. Der Verfaſſer beſitzt dramatiſches Geſchick, ſoweit ſich das nach dieſen einactigen Stücken feſtſtellen läßt, guten Willen und verſteht geiſtreich zu ſchreiben. Auf dies letztere kommt es aber bei einactigen Stücken am meiſten an, wenn die Handlung, wie das hier der Fall, geringfügig iſt. Der Verfaſſer betitelt ſeine Stücke Sprichwörter und lehnt ſich damit direct an die Gattung der franzöſiſchen Proverbes an. Wie die Proverbes bieten auch dieſe Sprichwörter Liebes- oder Familienſcenen, bei denen ſich alles auf die Pointe hin zuſpitzt. Ohne dieſe Pointe flöſſen derartige kleine Stücke in nichts auseinander, durch die geiſtreiche Wendung und Ausbeutung dieſer Pointe dagegen vermögen ſie den Leſer wie den Zuhörer zu reizen, zu feſſeln, zu ſpannen. Der Titel des Stücks gibt ſich zugleich als Deviſe und als Pointe. Bei den Roſenzweig'ſchen Sprichwörtern dünkt uns die Pointe nicht immer zwingend; es ſollte uns gar nicht ſchwer fallen, ſtatt der vom Verfaſſer beliebten Deviſen andere, nicht minder treffende zu finden. Statt des erſten „Allzu klug macht närriſch" läßt ſich ohne weiteres ſetzen: „Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht ſorgen", oder „Wie man's treibt, ſo geht's". Auch für das zweite „Hand von der Butte" ſollte es uns bald an einer ebenſo zweckentſprechenden und weniger gewöhnlichen nicht fehlen. Daß wir damit das Stückchen von dem Makel der Anſtößigkeit reinigten, behaupten wir nicht. Das Anſtößige liegt in dem Stoffe überhaupt und der Behandlungsweiſe deſſelben durch den Verfaſſer. Am meiſten ſagt uns das dritte und letzte des Buchs „Die Rechnung ohne den Wirth" zu. Das ſind drollige Scenen und drollige Perſonen, und wenn auch in dieſem die Lebensverhältniſſe etwas leicht genommen werden, ſo werden ſie doch nicht in gleicher Weiſe pikant ausgebeutet wie in den beiden erſten.

6. Dramatische Kleinigkeiten von Wilhelm Jerwitz. Dresden, Burdach. 16. 20 Ngr.

Kleinigkeiten, wie der Verfasser seine Stücke selbst betitelt, aber Kleinigkeiten von anderer Bedeutung als die Rosenzweig'schen „Sprichwörter". Das Bändchen enthält fünf Stücke. Zunächst das einactige Lustspiel: „Die Hausfreunde." In der Idee nicht übel, zeigt es doch in der Ausführung mancherlei Mängel. So namentlich in der Charakteristik der Personen, vornehmlich in der des Lieutenants Curt von Persid. Sicher ist das Lustspiel das Product eines noch jugendlichen Talents. Das zeigt sich selbst in der Prosa des Stücks, welche stellenweise gar keine Prosa ist. Das Stück beginnt mit den Worten: „Den Fürsten mag ich gern ihr Scepter gönnen", und weiterhin heißt es (wir greifen aufs gerathewohl zu): „Du bist ja sehr beredt, sprichst wie ein Buch, doch mit Erlaubniß, Freundchen, du wirst mir u. s. w.", sind das nicht vollständig iambische Verse? Das zweite Stück, eine Idylle: „Die Karten", erweist sich als derber Schwank, das vierte: „Im Wald", als ein noch derberer mit vielen bereits abgelegten Kalauern und schnurrigen Redewendungen. Dazwischen nimmt sich das dramatische Gedicht „Histrio", ein Stückchen über Schauspielers Lust und Leid, wie eine Cypresse zwischen Dornenstrauch und Hopfenranken aus. Den meisten Anspruch auf Anerkennung erhebt das nach einem Motiv von Schücking gearbeitete dreiactige Lustspiel: „Der gefangene Dichter." Die Handlung, eine Episode aus der Jünglingszeit Goethe's, fesselt und spannt, verwickelt sich leicht, bietet in den Hauptpersonen natürliche Gegensätze und läuft einfach zu Ende, ohne daß wir über allzu gewagte Situationen oder zu spaßhafte Charakterzeichnungen den Kopf zu schütteln brauchten. Alles in allem verdient der Verfasser Aufmunterung, damit sich sein Talent noch frischer und selbständiger entwickeln könne.

7. Der Augenblick des Glücks. Intriguenstück in fünf Acten. Frei bearbeitet nach Hackländer's gleichnamigem Romane von A. Heinrich. Berlin, Th. Grieben. 16. 10 Ngr.

Ein löblicher Versuch auf dem schlüpfrigen Boden der Intriguenstücke. Dem Verfasser war freilich durch die Erfindungsgabe des berühmten Novellisten die Aufgabe sehr erleichtert. Er hat aber auch eigenes Geschick bekundet, denn nicht leicht gelingt die Umschmelzung eines novellistischen in einen dramatischen Stoff. Es ist schon viel, wenn man sagen kann, die eigentlich novellistische Farbe der Handlung sei der dramatischen gewichen. Und das läßt sich von Heinrich's Lustspiele sicherlich behaupten. Trotzdem bleibt der Einfluß der ersten novellistischen Gestaltung erkennbar, zumeist in der etwas lockern Verknüpfung der Fäden, mehr noch in der etwas zu genreartigen, episodischen Haltung einzelner, für das Ganze gleichwol nöthiger Partien. Leider müssen wir auf die besondere Umgrenzung der Verdienste des Bearbeiters verzichten, da uns wol kaum zugemuthet werden kann, uns für diesen speciellen Fall mit Hackländer's Roman vertraut zu machen. Was wir davon augenblicklich wissen, reicht zu einer solchen Umgrenzung nicht hin. Wir haben das Lustspiel also nur ohne Rücksicht auf die novellistische Urform zu prüfen. Wir haben zu fragen: Erfüllt es der Hauptsache nach die Bedingungen, welche an ein gutes Lustspiel gestellt werden müssen? Ja und nein. Ja, insofern das Spiel mit den Verhältnissen stellenweise ein überaus lustiges, durch komische Figuren und komische Situationen bedingtes ist; nein, wenn wir den Accent hauptsächlich auf die Bezeichnung „Intriguenstück" legen. Ein Intriguenstück ist im Grunde jedes Stück, da in jedem Stücke Fäden angesponnen und durch andere durchkreuzt werden. Mit dem nämlichen Rechte wie Heinrich diesen „Augenblick des Glücks", könnte Hackländer seinen „Geheimen Agenten" ein Intriguenstück nennen. Hiervon abgesehen, müssen wir den ersten Act, in welchem die Fäden sicher gesponnen werden, für den interessantesten, den letzten, speciell die in das Stück verwobene Aussicht auf die Entbindung der verwitweten Herzogin für eine Klippe erklären, an der die Stimmung des Publikums scheitern könnte. Wir glauben indeß, die Klippe ließe sich beseitigen oder vermeiden, und ein Versuch mit dem Stücke möchte sich auf mehr als einer Bühne als erfolgreich erweisen.

Noch liegen uns zwei Stücke vor, welche größere Ansprüche erheben. Das erste eine Posse:

8. Der alte Barbarossa. Politische Posse mit Gesang und Tanz in drei Acten und einem Vorspiel von Karl Bitz. Berlin, Wegener. 1866. 8. 10 Ngr.

Das zweite ein Literaturstück:

9. Der Secretär des Generals von Tauenzien oder Vorurtheile. Lustspiel in fünf Aufzügen von Alfred Koenigsberg. Berlin, Springer. 1866. 8. 15 Ngr.

Noch einmal hat sich der alte Kaiser Barbarossa in seinem Schlafe stören lassen müssen. Noch einmal ist er vergeblich an die Oberwelt gezogen, um schließlich enttäuscht in sein Schlafquartier zurückzukehren. Nicht zum letzten male wird er gekommen und wieder gegangen sein. Nicht zum letzten male wird er über die Gegenwart seine Verwunderung kundgegeben haben. Nicht zum letzten male wird er mit dem Contraste seiner Persönlichkeit zu den modernen Weltbürgern gewirkt haben. Er ist aber vorläufig wieder in den Kyffhäuser zurückgekehrt. Er hat vorläufig mit der Oberwelt abgeschlossen. Sei es daß er der königgrätzer Affaire selbst beiwohnte, sei es daß er sie im Geiste vorausah: er hat uns Modernen wieder das Feld überlassen. Hinter seinem Rücken dürfen wir über ihn, den altmodigen Gesellen, spöttisch die Nase rümpfen. Was läßt er sich denn durch eine lustige berliner Reisegesellschaft in seinem Schlafe stören? Was steigt er mit Donnergepolter herauf, als wollte er die Kinder in Furcht setzen! Was spricht er denn nicht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist! „Bedenklich scheint mir, was wir gewagt, das Abenteu'r!" — und mit solchem Pathos meint er berliner Kindern zu imponiren! Da kommt er bei Müller und Schulze gerade an die rechten Leute. Diese thun zwar vor seinen Augen, als wären sie von hehrer Andacht ergriffen, im Grunde aber wollen sie sich über ihn nur lustig machen. Und in solcher Gesellschaft wandert

er nach Berlin: Himmel, wo hat denn der alte Kaiser seinen Anstand und seine Würde gelassen? Wie es gehen muß, so geht es! Alle Welt reibt sich an ihm, alle Welt hänselt ihn, und wenn sie sich auch, wie der gottbegnadigte Poet, vor ihm aufs Knie niederläßt. Und nun gar diese famose Idee, auf dem Kreuzberge bei Berlin eine große Volksversammlung abzuhalten. Der alte Rothbart ist doch ein erzcurioser Mann. Kennt nicht einmal die heilige Hermandad mit der Pickelhaube und will doch eine Volksversammlung abhalten! Als ob die gute Polizei nicht schon ganz andere Leute wie ihn an die Luft gesetzt hätte! „Im Namen des Gesetzes" — und da will der alte Rothbart noch remonstriren und raisonniren, will, man schaudere über die Unkenntniß des Paragraphen so und so im Strafgesetzbuche, den Schutzmann vom Kreuzberg stürzen. Als ob der Kreuzberg ein tarpejischer Fels wäre! „Wir uns an der Polizei vergreifen! Nimmermehr!" Hörst du, die Berliner sind klüger als du. „Welche Unannehmlichkeiten könnten wir uns dadurch zuziehen!" Und das muß dir ein Professor unter die Nase reiben! „Beruhigen Sie sich, Majestät!" Und dem Schulze schlägst du das Brausepulver aus der Hand! Warte nur. Siehst du, da hast du's, wie du's verdienst. Du bist ausgewiesen. Nun geh nur wieder schlafen. Wir bedürfen deiner nicht mehr.

Das müssen wir dem Verfasser zugestehen, er hat den alten Rothbart in recht komische Situationen verwickelt und diese Situationen mit Humor ausgebeutet. Der Gegensatz des Mittelalters zur modernen Zeit wirkt ungesucht belustigend. Sollte das Stück nicht auch von der modernen Bühne herunter ebenso wirken, wenn es auch nicht gerade nach dem Schema des höhern Blödsinns angelegt ist?!

Auch über Koenigsberg's „Secretär des Generals von Tauenzien" können wir ein im allgemeinen wie im besondern günstiges Urtheil fällen. Ob dies Urtheil gerade mit dem Urtheile eines Regisseurs übereinstimmte, wollen wir nicht entscheiden; möglich daß wir selbst an dem Stücke mäkelten, sollten wir es lediglich nach seinem Bühnenerfolge taxiren. Wie der größte Theil der eigentlichen Literaturdramen leidet nämlich auch dieses an einem Mangel, an dem zu scharfen Gegensatze der Farben in den verschiedenen Charakteren. Die Tendenz derartiger Stücke erfordert freilich sowol ein scharfes Hell wie auch ein scharfes Dunkel, und dieses Stück mit seinem Nebentitel „Vorurtheile" erst recht; allein während der naive Geschmack um der Tendenz willen die scharfen Farben gelten läßt, bürdet der gebildete Geschmack dem Verfasser die Verantwortung für dieselben auf.

Der Titel schon deutet die eine der Hauptpersonen des Lustspiels hinlänglich an. Die Handlung spielt in Breslau zu Ende des Siebenjährigen Kriegs. Sein Held ist Lessing, er, der starke Bekämpfer aller Vorurtheile; an seiner Seite sehen wir die Neuberin und Eva, die Nichte des Kaufmanns Lammers. Das Recht vorurtheilsloser Forschung liegt im Streite mit der Macht der Ueberlieferung, mit der Gewalt des Autoritätsglaubens, wie dieser sich im Schulrathe Obscurius verkörpert. Zugleich kämpft das ideelle Streben, wahre Kunst und Wissenschaft, gegen die Zudringlichkeit der materiellen Selbstvergötterung. Handel und Wandel findet freilich in den beiden Kaufleuten Lammers und Schottwiel nur klägliche Repräsentanten, und wenn noch irgendwo, so könnte man auch bei der routinirten Künstlerin Sacripanti die Farbenzeichnung parteiisch und unvortheilhaft finden; allein was betonen wir dies noch einmal, da wir es schon oben zugestanden haben. Der an und für sich etwas magere Stoff wird hier und da durch raisonnirende Auseinandersetzungen gekräftigt, und für den stellenweise sehr drastischen Ton sorgt nicht nur der unvermeidliche tölpelhafte Famulus des Herrn Lessing, sondern ebenso sehr auch Excellenz von Tauenzien als höchst erwünschter deus ex machina. Obgleich das Lustspiel an erster Stelle auf ein mit der Literatur vertrautes Publikum berechnet ist, möchte es doch auch weitern Kreisen munden, da es allgemein menschliche Verhältnisse berührt.

Dem Verfasser sind wir schon einmal begegnet, bei Gelegenheit seines Trauerspiels „Manlius". Trotz mancher Einwendungen gegen die Ausführung des Stücks konnten wir das Talent des Verfassers anerkennen. Ein zweites Stück: „Deutsche Kämpfe", erwarb sich gleichfalls das Lob der Kritik. Auch dieses Lustspiel zeugt für das wirkliche Talent des Verfassers. Bisjetzt geht dies Talent auf seinen eigenen Wegen. Fallen die Wege einmal in den Kreis irgendeiner Bühne, so wird sich gewiß ein großer Theil des Publikums ihm billigend zuneigen.

Wir wollen zum Schlusse nicht nochmals einen Blick rückwärts, wir wollen einen vorwärts richten. Es thut noth, daß wir das Auge hoffend in die Zukunft richten, wenn für die Gegenwart die Aussichten vielleicht nicht sehr erfreulich sind. Warum sollten sie denn aber für die Gegenwart nicht erfreulich sein? Darauf noch eine Antwort: es stehen Kunst und Wissenschaft zur nationalen Größe und zum politischen Selbstgefühle eines Volks oft in umgekehrtem Verhältnisse. Vorderhand wird das deutsche Drama durch die Wandlung der politischen Verhältnisse noch nicht in große Mitleidenschaft gezogen, aber von Monat zu Monat wird es mehr geschehen. Wir haben zwar ein compactes Norddeutschland, aber noch immer kein geeinigtes Deutschland. Für die nationale Bühne wäre eine Scheidung in norddeutsches und süddeutsches Drama verhängnißvoll. Der norddeutschen Kraft ist so unendlich Großes gelungen; die Versuchung liegt nahe, das deutsche Drama ganz in die Hände der norddeutschen Intelligenz zu überantworten. Der norddeutschen Kraft scheint nichts unerreichbar, und wie die Intelligenz auf politischem Gebiete den Sieg davongetragen, so wird sie einen gleichen auf künstlerischem erringen wollen. Sie wird der idealen Poesie vielleicht zurufen: willst du dich mir unterordnen, gut, so können wir beide bestehen; willst du das nicht, nun was bedarf ich deiner! Sie wird sich bald genug als Herrscherin auf künstlerischem Gebiete geriren, denn sie hat den äußern Erfolg auch auf diesem für sich

Dabei wird sich das Lustspiel und die Posse nicht viel schlechter stehen als bisher, die hohe Tragödie aber wird entschieden noch mehr verlieren, als sie in der nachclassischen Zeit schon verloren hat. Die Intelligenz mag tapfere Armeen aus der Erde stampfen, sie mag Schlachten schlagen und Siege erringen, einen wahren Dichter stampft sie so leicht nicht aus der Erde. Sie wird aber meinen, daß sie das könne, und wird, wenn sie es doch nicht vermag, der großen Masse einreden, das realistische Genre entspreche den Bedürfnissen der Zeit.

Wir wollen diese Andeutungen für jetzt nicht weiter führen. Noch liegen die Verhältnisse etwas chaotisch hüben und drüben, was wenigstens die Nachwirkung auf deutsche Kunst und Wissenschaft betrifft; es wird sich aber bald herausstellen, wohin die norddeutsche Intelligenz strebt. Sie wird viele Geister ganz und gar bestechen und sich viele berufene Dramatiker, von den unberufenen ganz zu schweigen, unterthan machen. Aber wenn sie auch auf der Bühne eine dominirende Stellung einnehmen sollte, wir wollen nicht vergessen, daß uns unsere beiden größten Dichter aus dem Süden gekommen sind, und wenn uns ein gleich großer erstehen sollte, so würde er weder Nord allein noch Süd allein vertreten, sondern der Gesammtheit des deutschen Geistes Loblieder singen. *)

Emil Müller-Samswegen.

Eine neue Wissenschaftslehre.

Die improvisirte Antrittsrede, welche Mephisto seinem weniger witzigen als aufmerksamen Schüler über die Wahl des akademischen Studiums hält, scheint der philosophischen Bildung der Deutschen ihren Weg vorgeschrieben zu haben. Wenn irgendeine Periode, so hat die jetzige, man mag sie nun von Hegel's Tode oder vom Nachmärz datiren, sich von den spanischen Stiefeln der Logik befreit. Das Grau der Theorie ist vor und während der Herrschaft des Materialismus genugsam in Verruf gekommen. Selbst innerhalb der trotz aller Misgunst der Zeiten noch andauernden philosophischen Forschung haben sich merkwürdige Symptome gezeigt. Es ist nicht unsers Amtes hier, so anziehend es wäre, die zerfallenden Richtungen der neuesten Philosophie, die Schulen, die Synkretisten, Psychophysiker, Mystiker, Scholastiker, Antiquarier, Historiographen u. s. w. zu charakterisiren. Aber zu bemerken ist der Abfall, den die Philosophie an sich selbst vollzogen zu haben scheint. Sagt doch einer unserer schärfsten Denker und minutiösesten Forscher, ein Mann, in dem sich Abstraction und Empirie in seltener Fülle mit einem poetischen ahnungsvollen Gemüth verbinden, ein Mann, der die ganze wissenschaftliche Entwickelung des Zeitraums von den dreißiger Jahren bis heute begleitet hat: sagt doch Lotze in seinem abschließenden Werke, dem noch lange nicht genug gewürdigten „Mikrokosmus", an einer Stelle, daß der Schatten des griechischen Logos noch viel zu dicht über unserer Speculation liege, und predigt damit eine Umkehr der Wissenschaft in seiner Weise.

Ganz anderer Meinung, auf streng methodischen Aufbau der Wissenschaft (Philosophie mit inbegriffen) als eines vollendeten Ganzen dringend, stellt sich ein Werk aus den jüngsten Tagen dar, auf das wir hier mit kurzem aufmerksam machen wollen.

Logik oder Wissenschaft vom Wissen mit Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen Philosophie und Theologie im Umrisse dargestellt von Rudolf Seydel. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1866. 8. 1 Thlr.

Es wird genügen, einige hervorstechende Züge dieses Werks mitzutheilen, um dem Leser die Bekanntschaft damit zu vermitteln.

Von einer formalen Logik, welche die herkömmlichen Gesetze der Begriffs-, Urtheil- und Schlußbildung darzulegen bemüht ist, wird man hier wenig finden; sie wäre etwa mit inbegriffen in den zweiten Abschnitt, wo ihre Hauptpunkte unter den „subjectiven Erkenntnißfunctionen" verwerthet werden. Also eine Anleitung zum richtigen Denken in gewöhnlichem Stile möge man hier nicht suchen. Die Schrift dreht sich vielmehr um die menschliche Erkenntniß, deren Tragweite und Gewißheit festgestellt werden. Danach gliedert sich die Untersuchung in vier Abschnitte. Wir fragen: Was ist Wissen? und ist Gewißheit möglich? Dann: welche Anlagen zum Wissen im Subject liegen („Die subjectiven Erkenntnißfunctionen"), welche Gegenstände den Bereich des Wissens ausmachen („Encyklopädie der Gegenstände und Meinungsstandpunkte"), und wie das Wissen als Ganzes, als Wissenschaft hergestellt werden könne.

Diese Schrift ist also Erkenntnißtheorie, Wissenschaftslehre in dem Sinne und mit den Grundlagen Fichte's, der in seinem Werke, das wir zur Ueberschrift dieser Anzeige benutzten, gleichfalls eine Anweisung geben will, wie ein durchaus und streng wissenschaftliches Wissen zu Stande zu bringen sei.

Zwar will jede Philosophie ein solches Wissen gewinnen, das als gewisses allem Meinen und Glauben schroff entgegensteht. Aber Umfang und Grundlagen machen hier den Unterschied. Kant beweist sogar die Unmöglichkeit, aus reiner Vernunft etwas über die Dinge an sich zu erkennen. Herbart ist zwar exacter Denker im eminenten Sinne, aber nicht über einen gewissen Ausschnitt des „Gegebenen" hinaus. Schelling's intellectuelle Anschauung und Hegel's dialektische Methode, Schopenhauer's poetische Welterklärung sind theils das directe Widerspiel streng wissenschaftlicher Tendenz *), theils ist selbst die Methode noch nicht genügend, solange sie nicht aus dem Begriff des Wissens abgeleitet, als gültig und erschöpfend dargethan ist.

Mit den zuletzt Genannten hat Seydel jedoch das Streben nach Totalität, die Unerschrockenheit des Denkens gemein. §. 25 heißt es:

*) Wir meinen, daß ein Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland auf dem Gebiete der schönen Literatur nicht besteht und nicht bestehen kann. Die Einheit des deutschen Geisteslebens kennt keine politischen Grenzen. D. Red.

*) Wir weichen in dieser Beurtheilung Hegel's und Schopenhauer's ganz entschieden von dem geehrten Referenten ab. D. Red.

Im Wissenssubjecte als solchem kann nach diesen Ergebnissen keine Nöthigung liegen, seine Wissensfähigkeit beschränkt zu denken, ja nicht einmal die Möglichkeit solcher Beschränkung. Es umschreibt durch Gegensätze die vollkommen einander ausschließenden Gegensätze, die es dadurch zu erkennen vermag, daß es das von dem zuerst Gesetzten ausgeschlossene Gebiet durch die Verneinung jenem entgegengesetzt bestimmt — so die Gegensätze des Subjectiven und Nichtsubjectiven (rein Objectiven) —, es umschreibt so die Totalität des Möglichen. Waren nun gegenwärtige Empfindungszustände, gegenwärtig vom Subject Vernommenes, allein als mögliche Gegenstände des Wissens erkannt worden, so folgt hieraus, daß alles ohne Unterschied zum empfundenen Zustande des Subjects werden kann, ohne sich zu verändern, und eben deshalb alles ohne Unterschied wißbar ist.

Das menschliche Subject, insofern ihm die Fähigkeit beiwohnt, einen Gegenstand zu wissen, das heißt, genau so wie er ist sich in Gedanken zu reproduciren, ist die Potenz dieses Gegenstandes; es ist aber Urpotenz oder Allmöglichkeit im Hinblick auf den unendlichen Umfang dieser Fähigkeit. Weiterhin heißt es (§. 38):

.... Die Gedankenproduction ist im wesentlichen dasselbe mit der realen Hervorbringung, sodaß der Unterschied zwischen beiden nur auf größerer oder geringerer Ueberwindung des widerstehenden Hindernisses beruht. Das Denken ist Verwirklichung des Möglichen in demselben Sinne, in welchem die reale Schöpfung dies ist, von dieser nur dem Grade der Verwirklichung, nicht ihrem Wesen nach unterschieden. Das Denken, als der erste Grad einer Entzweiung von Subject und Object und einer Gegenüberstellung beider, als der erste Grad ferner einer Materialisirung des Geistigen, da alles Denken ein leises Hören und Sehen ist von innerlichen unmittelbar vom Subjecte hervorgebrachten Licht- und Schalleffecten, verhält sich zur äußerlich sich vollendenden Verwirklichung, wie sich der Anfang einer Kraftwirkung zu ihrer fortgesetzten Steigerung, oder wie die unendlich kleine Oeffnung eines Winkels an seiner Spitze sich zur fortschreitenden Divergenz verhält.....

§. 39:

Die Erscheinungen des Traums und der Vision zeigen die Materialisirung des Gedankens schon bis zur productiven innern Verwirklichung auch der niedern Sinnesempfindungen, der des Geschmacks-, Geruchs- und Tastsinns, und die Objectivität bis zum Scheine äußerer Wirklichkeit vorgeschritten, welchen Schein endlich die Kunst — die sonach der realen Verwirklichung in dieser Reihe am nächsten steht — bei völliger Trennung des Objects vom Subjecte, an einem äußern selbständigen Stoffe, geflissentlich zu erzeugen und zu erhalten strebt. Wir wollen übrigens diese Bedeutung des Denkens, schon an sich selbst Verwirklichung des Möglichen zu sein, diejenigen leugnen, welche Gott einen Geist nennen und alles Seiende, die gesammte Schöpfung aus diesem geistigen Quell ableiten? Heißt dies nicht eben dasselbe, als daß die gesammte Schöpfung im Gedanken begann, nur ein erweitertes, verselbständigtes Denken ist?

Man wird aus dem Bisherigen sich den philosophischen Stammbaum des Verfassers genugsam haben entwerfen können. Der Verfasser selbst gibt in der Vorrede sein Verhältniß zu den zuletzt zurückgelegten Stadien der Geschichte der Philosophie genauer so an, daß seine Logik sich an jenen epochemachenden Grundgedanken anlehne, durch welchen, nachdem er zuerst unausgegoren in der Schrift Schelling's von der menschlichen Freiheit im Jahre 1809 an das Licht getreten, drei neuere Philosophen ersten Rangs voneinander unabhängig und gleichzeitig — ungefähr seit dem Ende der zwanziger Jahre — in verschiedener Weise die deutsche Speculation aus den Anschauungen titanischen Jugendmuths in das Mannesalter des Theismus führten: Schelling selbst und K. Ch. J. Krause — dessen frühere Schriften in diesem Betracht noch hinter dem Wendepunkte zurückliegen —, von der alt-Schelling'schen Lehre herkommend, und von dem Hegelianismus ausgehend: Ch. H. Weiße.

Von Schleiermacher, der in dieser Beziehung die Consequenz der alt-Schelling'schen Lehre gezogen haben soll, bekennt Seydel die Hauptunterscheidung wissenschaftlicher Methoden, namentlich die zwischen Theologie und Philosophie, entnommen zu haben.

Dies führt uns auf einen zweiten Punkt, worin das Seydel'sche Werk eine eigenthümliche Farbe annimmt; es ist dies die Betonung der Intuition, die in der religiösen Ergriffenheit ihren höchsten Grad erreicht und als dritter Anfangspunkt der Erkenntniß sich Geltung verschaffen will. Was hier unter Intuition zu verstehen sei, lehrt §. 96 am deutlichsten:

Von der Empirie herkommend haben wir z. B. das Gesammtbild eines Baums seiner äußern Erscheinung nach, wir behalten es vor der Seele, während wir den Wesensbegriff des Baums — wenn wir es im Stande sind — aus reiner Möglichkeit hinzudenken: aber erkennen wir damit zugleich, wie sich die Wesenseinheit des Baumbegriffs aufschließt, auseinanderfaltet, um in ihrer Erscheinung dem Empfinden objectiv zu werden? Was nützt uns hierzu das Erscheinungsbild des Baums und sein Begriff, wenn wir nicht im Stande wären, das Quillen und Treiben, das Keimen und Sprossen, das Aufbrechen und Enthülsen, alle diese wunderbaren Kraftregungen, die den tauben Wesenskern, als der er zunächst erscheinen kann, als einen süllereichen offenbaren, indem sie ihn von innen herausbrechen, wie das Kind „die Mutter bricht" — wenn wir nicht diese Kraftregungen in unserm Innern nachbilden, die nachgebildeten nacherleben, nachempfinden könnten?

Die Intuition ist also die Empfindung vom lebendigen Werden. Aber wohlgemerkt, neben den zwei andern Erkenntnißarten, der empirischen und philosophischen, ist die Intuition als dritte zu verwerthen, durchaus nicht ist sie irgendwie allein hinreichend. Ebenso wol wird jede andere Erkenntnißart, wenn sie isolirt von den andern auftritt, einen eigenen Irrthum repräsentiren. Seydel klassificirt die Irrthümer, die auch in geschichtlicher Folge aufgetreten sind, folgendermaßen:

Skepticismus = Subjectivismus
das bei sich bleiben wollende
einheitliche Subject

abstracter Idealismus	Sensualismus
(Philosophismus)	(Empirismus)
die sich isoliren wollende	die sich isoliren wollende
reine Potenz oder denkende	Wirklichkeit oder empfindende
Productivität	Receptivität

Mysticismus
die sich isoliren wollende Intuition
vom lebendigen Werden.

„Die Wahrheit", setzt Seydel hinzu, „bedarf keines Namens, denn es gibt nur Eine Wahrheit."

Diese intuitive Erkenntniß findet ihren höchsten Ausdruck, wie schon oben angedeutet worden, dort, wo der Gegenstand der Intuition zum empfindenden Subject in der innigsten Beziehung steht, im Ideal des Glaubens. Der wissenschaftliche Ausgangspunkt hierbei ist nicht das

Haben dieses Ideals (— Erfahrung), noch der Inhalt desselben unmittelbar (— Begriff), sondern der Grad des lebendigen Ergriffenseins davon, als objective Nachempfindung der göttlichen Lebensmacht selbst genommen. Die Methode ist also die theologische, welche von einer derartigen Intuition ausgeht, sowol um sie empirisch und philosophisch zu begreifen und festzustellen, als auch von ihr aus ebenfalls das ganze System der Wissenschaft aufzubauen, denn (§. 183)

auch die theologische Methode umfaßt das ganze System: wie denn die theologischen Dogmatiker zu jeder Zeit vergebens sich bemüht haben, für die Dogmatik (einschließlich der theologischen Ethik) einen Ausschnitt des Systems aufzufinden. Warum soll eine Wissenschaft, welche Gotteslehre, Schöpfungslehre, Erlösungslehre und Eschatologie sein will, nicht dies alles in der Vollendung sein, welche der Begriff dieser Gebiete mit sich bringt, sondern z. B. aus der Gotteslehre die Aesthetik und Logik ausscheiden, die Erlösungsgeschichte aber aus dem Zusammenhange der Geschichtswissenschaft loslösen, wie die Schöpfungslehre aus dem der Naturwissenschaft? Daraus konnte nur das Unheil folgen, daß die dogmatische Schöpfungslehre der Naturwissenschaft entgegenlief, und die dogmatische Erlösungsgeschichte Ungeschichte wurde, wie daß die Dogmatik so häufig allem Logischen Hohn sprach und barbarischen Geschmack fortsetzte. Intuitiv oder gläubig anhebend, empirisch, philosophisch anhebend, immer sucht die Wissenschaft das ganze System: sie wird irren, wenn sie irgendeinen Gegenstand dabei vernachlässigt, wie sie irren muß, wenn sie, anstatt überzugehen, wo es die Sache fordert, zu den andern Formen der Erkenntniß, einseitig verharren will in ihrer Anfangsform, so als Theologie in der Intuition (— Mysticismus), als Empirie in dem unmittelbar Gegebenen, als Philosophie in der bloßen Begriffs- und Schlußform. Diese beiden letzten Irrungen erhalten, wenn sie der theologischen Wissenschaft aufgedrungen werden, die Namen Naturalismus und Rationalismus.

Wir treffen hier den Verfasser auf einem Punkte, der uns den innersten Beweggrund seiner Speculation bloßlegt. Kurz gesagt, der Widerstreit zwischen Glauben und Wissen, diese Erbschaft des vorigen Jahrhunderts, an dem das unserige noch zu tragen hat, sucht sich hier eine neue Lösungsform. Es läßt sich denken, daß unserm Verfasser der Vorwurf des Scholasticismus, Unterordnung der Philosophie unter die Theologie, nicht wird erspart bleiben. Aber man frage sich ernstlich, ob was zur Zeit des Scholasticismus, wo der Glaube unantastbar feststand, der freien Forschung zum Schaden gereichte, nicht doch heute in gewissem Sinne als Nothwendigkeit an den Menschengeist herantrete? Wie die Wissenschaft unserer Zeit den Glauben erschüttert hat, so soll sie ihn auch wiederherstellen, ist die Forderung. Aber wohlgemerkt, der moderne Geist will von keiner Autorität wissen, als die er sich selbst ist; nur was er selbst als zwingende Erfahrung anerkennt, was ihn das Gesetz des eigenen Denkens anzunehmen nöthigt, was er selbst unabweislich empfindet: nur daraus will er sich auch seine Religion gewinnen. Der echte Scholasticismus setzt aber das Eine, den Glaubensinhalt, voraus, und darum ist das Verfahren Seydel's, welches die empirische und philosophische Methode als Prüfsteine der theologischen setzt, und die theologische Methode den andern beiden nebenordnet, und nur aus dem gleichzeitigen Gebrauch der drei Methoden die volle Wissenschaft, die dann naturgemäß „Gotteslehre" ist, gewinnen will, mit Anerkennung zu begrüßen.

Damit man nach diesem Grundgedanken des Wissens auch den Riß des ganzen wissenschaftlichen Gebäudes, das sich aus ihm entwickelt, überschaue, wollen wir mit Verzicht auf weitläufige Begründung nur das Schema aus der „Encyklopädie der Gegenstände und Meinungsstandpunkte" vorlegen (§. 149):

Der Leser wird schon öfters ein letztes charakteristisches Merkmal des Seydel'schen Werks, die tetrachotomische Manier, bemerkt haben. Sie beruht darauf, daß jeder 1) Einheitsbegriff durch seine 2) 3) Gegensätze erschöpfend eingetheilt werden kann, zwischen welchen aber in der Welt der Wirklichkeit stets Uebergang und Verbindung zu bemerken ist, was durch den 4) Mittelbegriff ausgedrückt wird.

Wir haben dieses Werk hervorgehoben, weil es bei der Höhe und Weite seiner Tendenz den echt wissenschaftlichen Charakter an sich trägt, der, auch wo er zur Autorität zurückzuführen, in seiner Auffassung an die Poesie heranzustreifen scheint, überall nur auf das Nothwendige dringt. Es ist keine aphoristische Arbeit, vielmehr enthält sie, wie zu sehen war, die ganze Anlage eines Systems. Man mag über den Werth von Systemen urtheilen wie man will, jedenfalls wird man sie stets als Maß der philosophischen Kraft eines Zeitalters betrachten müssen. Hier schon eine endgültige Kritik über die neu auftretenden Gedanken zu fällen, wird man uns erlassen; die Kritik thut genug, wenn sie solch ein Werk, in Hinsicht auf den Ernst und die Tüchtigkeit in seiner Darstellung und Begründung, der Beachtung der denkenden Zeitgenossen empfiehlt. 29.

Romane und Erzählungen.

1. Neue Geschichten von F. W. Hackländer. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1867. 8. 2 Thlr.

Wir haben diese Erzählungen mit wirklichem Vergnügen gelesen. Läßt sich von der Handlung und den Personen der drei humoristischen Geschichten auch nicht sagen,

daß sie durchweg originell sind, so tritt doch alles so frisch gezeichnet und so zum Lachen reizend vor uns hin, daß wir dem berühmten Verfasser warm die Hand dafür drücken. Die Novelle: „Der Toreador", ist die größte und bedeutendste der Sammlung. So oft sich Hackländer auf dem Boden Spaniens befindet, will es uns scheinen, als ginge er mit größerer Lust an die Ausarbeitung seines Vorwurfs, als befleißige er sich tieferer Charakteristik und größerer Strenge gegen sich selbst. Im „Toreador" sind besonders die Schilderungen Sevillas, des Straßenlebens und des Fandangos sehr anziehend.

Wer vermag den Fandango zu beschreiben? Tänzer und Tänzerin fliegen sich entgegen wie getrennte Liebende, die nach langem Suchen einander gefunden. Aber mitten im Fluge halten sie still, neigen sich schüchtern vorwärts und verrathen durch graziöse Mimik ihre verschwiegenste Sehnsucht, ihre heißesten Wünsche: sie scheinen in den Boden gewurzelt, regungslos sich und die Welt zu vergessen — das Orchester spielt auf und sie erwachen entzückt, die Arme ausgebreitet. Mit der rauschenden Musik wird auch die Leidenschaft kühner, die Bewegung rascher, die Mimik bedeutungsvoller. Sie flieht verschämt, er verfolgt sie flehend, bald sehen sie einander tief in die Augen, bald sind ihre Blicke auf den Boden geheftet; das Neigen und Beugen, das Wenden und Wiegen und Schweben ist mimische Musik. Alle Reize weiblicher Schönheit und männlicher Kraft zeigen sich in unerschöpflicher Mannichfaltigkeit. Die Tänzer sind im Himmel und haben vor Begeisterung sich und die Zuschauer vergessen, die ihrerseits, von der Tarantel gestochen, im Geiste mittanzen und mit flammendem Blick, wallendem Busen und pochendem Herzen der leisesten Bewegung und Schwingung des phantastischen Tanzes folgen. Und doch ist in all den wunderbaren Stellungen und Schritten des Fandango, welche der Wahnsinn romantischer Leidenschaft improvisirt, kein Hauch von Gemeinheit, nicht der leiseste Schatten grober Sinnlichkeit. Die geheime Sprache des Herzens ist erklungen, ein Schauer hat euere Nerven überflogen, aber die Seele ist mitten im Rausche rein geblieben... nur möchte der Tänzer nachher mit keiner andern Dame als seiner ersten Tänzerin tanzen — magnetisch fühlen sich beide zueinander hingezogen. Wie schön sie war! denkt er — wie zärtlich er blickte! sagt sie zu sich.

Die drei komischen Erzählungen haben uns zu hellem Gelächter angeregt. „Ein Eisenbahnabenteuer", worin die junge Dame im grauen Seidenkleide, braunem Mantel und Kossuth-Hut sowie deren Begleiter in einem Anzuge von großcarrirtem Stoffe mit außerordentlicher Treue gezeichnet sind, verdient den Vorzug. In „Am Herdfeuer" hat sich Hackländer leider am Schlusse überstürzt, und „Reiselust", in welcher der Vorstand des Sängerbundes eine unübertreffliche Rede hält, würde weit gefälliger auf den Leser wirken, wenn diese Geschichte nach der Ankunft des arggepeinigten Oberrevisors Schmauder in dem friedlichen Hause zu Ende gewesen wäre. Der Traum am Schlusse ist überflüssig und entschieden unschön.

2. Die Vorkämpfer der Freiheit. Historischer Roman von Friedrich Friedrich. Drei Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Zahlreiche Federn hätten den großen Kampf der Jahre 1813 und 1814 beschrieben und verherrlicht, bemerkt der Verfasser im Vorwort, aber eins wäre noch immer zu wenig anerkannt und zu wenig dargethan: „die kühnen Versuche, das Vaterland zu befreien, welche jenem Kampfe vorausgingen, nämlich die Unternehmungen, welche im Jahre 1809 den Sturz der westfälischen Regierung und die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche anstrebten." Der Versuch Katte's und Hirschfeld's, die Festung Magdeburg zu überrumpeln und dadurch das Zeichen zu einem allgemeinen Volksaufstande in ganz Norddeutschland zu geben: das ist der vornehmste Inhalt dieses Romans, den Friedrich mit großer Lust und Liebe gearbeitet hat. Da die historischen Werke nur spärliche Mittheilungen darüber enthalten, so hat der Verfasser an Ort und Stelle sorgsame Studien gemacht und die in dem Roman enthaltenen Thatsachen aus dem Munde weniger noch lebender Männer, welche Zeugen oder Theilnehmer jenes Unternehmens waren, mit unendlicher Mühe gesammelt.

Der Roman beginnt gegen Ende des Jahres 1808, im Harze. Gleich das erste Kapitel versetzt uns mitten in die reiche und durchweg spannende Handlung. Da begegnen wir dem Lieutenant Hirschfeld, dem Bauer Romberg, einer der gelungensten Figuren des Romans, einem Spion und dem muthigen Förster, in dessen Keller König Jerôme als Gefangener gebracht werden soll. Es ist im Interesse des Lesers zu bedauern, daß dieser kühne Plan nicht zur Ausführung gekommen. Das zweite Kapitel bringt „Angenehme Zustände in Deutschland", nämlich eine sehr anziehende und eingehende Schilderung der Jerôme'schen Wirthschaft in Kassel, macht uns mit Katte und dem wunderlichen Puppenspieler Drabant bekannt und führt uns nach Magdeburg. Alle hier auftretenden Personen zu nennen und die Begebenheiten nachzuerzählen, das würde uns zu weit führen; genug, daß die Handlung sich immer bedeutender und fesselnder aufbaut. Der Weinhändler Schrader ist ein Mann von echtem Schrot und Korn, und sein Töchterchen nebst Romberg's Tochter sind liebenswerthe Wesen; Moisez, der Generalcommissar der Polizei, und seine Tochter Kläre nehmen unser Interesse durchweg in Anspruch, und die dritte Gruppe: Knirsch und seine Töchter, werden das Mitleid jedes Lesers erregen. Bekanntlich scheiterte das gegen Magdeburg gerichtete Unternehmen. Die Männer, bemerkt Friedrich, welche kein anderes Ziel und Streben vor Augen hatten als die Befreiung Deutschlands, welche die echten freien Vorkämpfer der deutschen Freiheitskriege waren, fanden keine Gelegenheit, dies Unternehmen noch einmal anzustreben, ihre Kräfte wurden durch andere Pläne in Anspruch genommen. Deshalb konnte das Leben und Wirken dieser Helden in diesem Romane auch nicht weiter geführt werden; der Verfasser verspricht, den Lesern in einer Fortsetzung zu zeigen, wie dasselbe Streben in ihnen fortwirkte und unablässig ihre Brust erfüllte. Freuen wir uns auf diese Fortsetzung.

3. Magister Timotheus. Novelle von Wilhelm Jensen. Schleswig, Schulbuchhandlung. 1866. 16. 15 Ngr.

Wir glauben, diese Novelle als Erstlingsarbeit betrachten zu dürfen, und haben gerechte Ursache, fernern Dichtungen dieses Autors hoffnungsvoll entgegenzusehen. Jensen hat sich nach Theodor Storm gebildet. Die Harmonie

der Natur mit den Stimmungen der Menschen, die Zartheit, Innigkeit und, wenn man sagen darf, der melancholische Duft — diese Vorzüge, welche dem Dichter des „Immensee" im hohen Grade eigen, finden sich auch im „Magister Timotheus". Doch hat Jensen die Storm'sche Sentimentalität im allgemeinen glücklich vermieden, seine Figuren, die ganze Scenerie sind markiger. Seine Geschichte ist still und traurig. Ein alter Magister heirathet ein junges Mädchen, das bei der Hochzeit einem Neffen ihres Mannes, einem hübschen Studenten, begegnet. Die beim Festmahl geschlossene Freundschaft verwandelt sich bald in Liebe, und beide, Hedwig und Felix, sehen in der Trennung das einzige Mittel, die Ehre des Hauses zu retten. Die Scheidestunde schlägt. Der Magister ist unbemerkt Zeuge des herzzerreißenden Abschieds. Sein Glück ist dahin; wie im Wahnsinn eilt er in stürmischer Nacht an den angeschwollenen Fluß, über den Holzsteg, um den die schäumende Flut sich wälzt, und kehrt nicht wieder. Als er begraben wird, stehen Hedwig und Felix an der Gruft, er hüben, sie drüben; sie wollen sich die Hände reichen, aber die Höhlung ist zu breit. „Die Gruft liegt zwischen uns", sagte er leise, und sie schieden auf ewig. Die gedrängte und doch anmuthige Darstellung verdient alles Lob. Als mustergültige Schilderung möchten wir den Kirchgang hervorheben; uns war es doch, als wären wir wieder zum Kinde geworden und ständen unter den Kameraden vor der Kirchthür und stimmten ein in den Ruf: „Sie kommen!"

4. Innocens. Ein Lebensbild von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Weiß. 1866. 16. 15 Ngr.

Wir stehen nicht an, dieses Büchlein eine Perle der Erzählungskunst zu nennen. Hier ist auf wenigen Blättern die ganze Tragödie eines Menschenherzens erzählt. Es handelt sich um die Herzensgeschichte eines katholischen Priesters, der, auf der bei Prag gelegenen wischehrader Citadelle wohnend, einen jungen Offizier in seine innerste Seele blicken läßt. Innocens hat Ludmilla, die Tochter des einst auf dem Wischehrad stationirten Zeugwarts, geliebt und vergebens in der Kirche gegen diese Liebe gekämpft. Umsonst! Auf der Lippe, die das peccavi spricht, zittert noch die wonnige Berührung mit den blonden Haaren Ludmilla's nach. Um diese Zeit stirbt in Prag ein junges Mädchen, Friederike, die Tochter des reichen Großhändlers Friedheim und die Braut eines Rechtsgelehrten. Nach ihrem Wunsche soll sie auf dem wischehrader Kirchhof bestattet werden. Innocens begibt sich in das Trauerhaus, die Leiche einzusegnen — „war es eine zufällige Aehnlichkeit, war es ein Spiel meiner Phantasie: ich glaubte Ludmilla dort im Sarge zu sehen. Ich verstand den Schmerz des Jünglings, als wär' es mein eigener; und doch war es wieder nur eine stille, süße Wehmuth, die mich durchzitterte." Es gelingt ihm, bei dem Begräbniß den verzweifelnden Jüngling zu trösten. Und er selbst wird allmählich inmitten der Gräber und der Schauer der Vergänglichkeit ruhig und still. „Ja, zweifach wird die Welt überwunden: entweder grausam durch den Tod, der alles Irdische des gleißenden Schimmers entkleidet und Moder und Verwesung bloßlegt, oder schön und herrlich durch den Muth der Entsagung, den Christus gepredigt und auf Golgatha besiegelt hat.

Die Ludmilla, welche er geliebt, ist mit Friederike begraben; die Ludmilla, welche den neuen Zeugwart heirathet, die Innocens traut und deren Kinder er tauft, ist für ihn ein liebes Mitglied seiner Gemeinde, nichts weiter. Der Rechtsgelehrte ist wieder glücklich im Besitze einer vortrefflichen Gattin und einer ganzen Reihe von allerliebsten Kindern; und der Priester? „Und so bin nur ich, weil ich es eben mußte, einsam geblieben, und werde es sein bis an mein Ende."

So einfach und wahr muß das Buch auf jedes Herz wirken. Anmuthige Schilderungen füllen besonders die erste Hälfte des Büchleins aus, und Innocens' Ansichten über des Priesters wahre Aufgabe legen beredtes Zeugniß von seinem freien Blick und edeln Herzen ab.

5. Deutsche Schützen, Turner und Liederbrüder, oder: Was will das Volk? Zeitgeschichtlicher Roman vom Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie"; „Die Herren vom Kleeblatt" u. s. w. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 5 Thlr.

Wenn man sich endlich, endlich durch diese vier Bände durchgewunden hat, muß man nach einem Gottlob! aus tiefster Seele an die alte Redensart denken: Viel Geschrei und wenig Wolle. Das Bestreben des ungenannten, aber hinreichend bekannten Verfassers ist ein ganz vernünftiges, er eifert gegen die Kleinstaaterei und will Ein Deutschland unter Preußen. Wäre nur dieses Thema ein wenig interessanter und fesselnder durchgeführt! Wie gesagt, es gehört eine große Portion Ausdauer dazu, um diesen höchst mittelmäßigen Roman zu Ende zu bringen. Der Titel ist so gewählt, daß die Leihbibliothekare brillante Geschäfte machen werden; der Titel ist das Beste. Was den schlotterigen Stil betrifft, so möge statt hundert ein Beispiel genügen:

Als Albert auf den Katharinenmarkt im Angesicht des Aelternhauses gelangte, stand der Lehrling vor der Thür des Verkaufslocals, welcher ihn kaum erspähte, als er auf ihn zueilte, um zu sagen, daß Madame Brendecke schon mehrere male sehr aufgeregt nach ihm gefragt, ihn, den Lehrling, auch hinter ihm hergeschickt und auch den Knecht in die Conditorei gesendet habe, wo der junge Herr zuweilen Chocolade tränke u. s. w.

6. Von Wien nach Bilagos. Historischer Roman von Ferdinand Stolle. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1866. 8. 1 Thlr.

Der beliebte Verfasser hegt die Hoffnung, daß sich dieses Buch einer gleich freundlichen Aufnahme zu erfreuen habe, wie solche seinen frühern historisch-romantischen Arbeiten („1813", „Elba und Waterloo", „Der neue Cäsar" u. s. w.) geworden ist. Wir sind überzeugt, daß dieser Roman überall, namentlich in Oesterreich, dankbare Leser finden wird. Führt er uns doch hauptsächlich nach Pesth, also in die Stadt, in welcher man jetzt wieder zu erreichen hofft, was auf dem Schlachtfelde von 1849 zu Schanden ward. Stolle selbst spricht aus, daß die Fabel dieses Romans auf künstlerischen Organismus keinen Anspruch mache; wir müssen jedoch gestehen, daß er seine

Erfindungen sehr geschickt in die ungarische Tragödie von 1848 und 1849 verflochten hat. Die Handlung ist reich und erschütternd, die Spannung nicht übertrieben und niemals an den Haaren herbeigezogen. Der Stil ist durchweg sauber und legt Zeugniß von Stolle's ernstem Arbeiten ab.

7. Die Herrin von Schwarzenhof. Roman von Albrecht Heinz. Leipzig, Günther. 1866. 8. 20 Ngr.

Wir haben es wol mit einer Erstlingsarbeit zu thun. Sei sie freundlicher Beachtung empfohlen. Der kleine Roman hat viele gemüthvolle Stellen, ist, einige Breiten abgerechnet, recht geschickt gemacht und nicht einzig und allein für das Leihbibliothekenpublikum geschrieben.

8. Eine Räuberfamilie. Erzählung der Neuzeit nach wahren Thatsachen von Emilie Heinrichs. Berlin, Sacco Nachfolger. 1867. 8. 1 Thlr.

9. Bettler und Millionär. Roman aus der Neuzeit von Emilie Heinrichs. Berlin, Sacco Nachfolger. 1867. 8. 1 Thlr.

Nur alle heran! Hier gibt's was zu lesen! Cholera, Gespensterfurcht, Schwindel, Büßerzelle, Gericht Gottes, Golf von Neapel, der deutsche Zauberer, das Schwert des Damokles, unter den Räubern, Mord und Todschlag — alles das für einen Silbergroschen pro Woche. In kleinen Städten wird's nur sechs Pfennige kosten. Blauäugige Nähterin, gebildeter Hausknecht und du, in Sirup machender Ladenjüngling, was wollt ihr noch mehr? Eine innige Bitte an Frau oder Fräulein Heinrichs: Sie schreiben zu viel. Gönnen Sie Ihrer Feder Ruhe, damit sie sich erholen und kräftigen kann. Die Welt wird sich zu trösten wissen; davon können Sie überzeugt sein.

10. Lebende Bilder von L. Gräfin von Robiano. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1867. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die größern Erzählungen: „Vaterlandsliebe", „Ein Ellen oder ein Gottesgericht", „Der Einsiedler von Wildbad" u. s. w. lesen sich recht hübsch; die Skizzen, wie „Die Feder" und „Johannes Gall" sind gar zu skizzenhaft. Mehr läßt sich nicht sagen.

11. Kleine Lebens- und Herzensgeschichte eines Dorfkindes. Ein Büchlein für Dorf- und Stadtkinder, für Klein und Groß. Den Winterabenderzählungen eines Freundes entnommen und herausgegeben von W. G. Gotthardi. Jena, Mauke. 1867. 16. 10 Ngr.

Der Wille war gut, aber die Ausführung ist schwach. Den Winterabenderzählungen eines Freundes entnommen, soll dieses Büchlein für Dorf- und Stadtkinder, für Klein und Groß sein. Nach unserer Meinung ist's für die Kleinen zu hoch und für die Großen grausam langweilig.

12. Die Helden der Zündnadel oder der stumme Spion. Historische Erzählung aus dem letzten österreichisch-preußischen Kriege. Von Chrysander Krause. Berlin, L. A. Hermann. Gr. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.

Ohne Jahreszahl, also immer neu. Von dieser „historischen Erzählung aus dem letzten preußisch-österreichischen Kriege" liegen nur 18 Bogen vor, und wir erfahren, daß jetzt die fünfte Auflage gedruckt wird. Es muß gesagt werden: solche Buchmacherei ist widerwärtig. Interessant ist noch die großgedruckte Erklärung, daß sich die Verlagshandlung das Recht der Uebersetzung in das Englische und Französische vorbehält. 28.

Feuilleton.

Wander's Oratio pro domo.

Mit der funfzehnten Lieferung ist der erste Band von Karl Friedrich Wilhelm Wander's „Deutschem Sprichwörter-Lexikon", dessen vorausgehende Lieferungen in Nr. 50 d. Bl. f. 1866 besprochen worden sind, zum Abschluß gekommen. Diese Schlußlieferung, die bis zu dem Worte „Gothen" reicht, enthält ein Quellenverzeichniß, ein Verzeichniß der Mitarbeiter und Beitragenden, eine Zusammenstellung von verwandten Sprichwörtern und Redensarten in übersichtlichen Gruppen, vor allem aber eine Vorrede, in welcher der Verfasser sich sehr eingehend über den seinem Werke zu Grunde liegenden Plan und seinen Standpunkt ausspricht und dabei andere Anschauungen und verschiedenartige Angriffe zurückweist, die auf sein jedenfalls vom seltensten Fleiße zeugendes Werk gemacht worden sind.

Wichtig ist ihm natürlich vor allem die Feststellung des Begriffs: Sprichwort. Die Gesellschaft für deutsche Sprache in Berlin gab ein Gutachten über denselben, in welchem sie sagt: „Den Begriff eines Sprichworts wird man wol dahin fassen können, daß es eine zu einem untheilbaren Ganzen verbundene Aneinanderreihung von Wörtern ist, welche einen bestimmten Erfahrungssatz oder eine bestimmte Anschauung oder Meinung darstellt und durch häufigen Gebrauch derartiges Gemeingut des Volks geworden ist, daß es unbesehen, unverändert und unbedacht, mithin als Münze umläuft. Weil es ein Ganzes ist, gibt es eben nur Sprichwörter, nicht Sprichworte. Weil es eine bestimmte Meinung darstellt, ist nicht jede Redeweise (Redensart) ein Sprichwort. Weil es als Münze, unbesehen und unverändert, umläuft, wird nicht jeder Denk- noch Sinnspruch zum Sprichwort." Wander findet diese Erklärung zu umfänglich und meint, daß sie andererseits zu eng sei, indem dadurch alle sprichwörtlichen Redensarten, die gerade für die Sprache von außerordentlicher Wichtigkeit sind, von dem Lexikon ausgeschlossen werden. Wander hat die letztern bekanntlich mit aufgenommen, sodaß sie zwar unter dem entsprechenden Stichwort fortlaufend aufgeführt, doch als eine besondere Schar durch ein Sternchen und alphabetische Ordnung unterschieden werden. Er hält in sprachlicher Hinsicht die elastische, überall eindringende und sich anschmiegende Schar der sprichwörtlichen Redensarten noch bedeutsamer und wichtiger als die Sprichwörter selbst.

Wander spricht sich außerdem in der Vorrede über die Entstehungsgeschichte des Werks, über die Einrichtung und Ausführung desselben, über Orthographie und Schriftform, über die Grundsätze beim Sammeln, über anstößige Sprichwörter, Umfang, Quellen, Verzeichnisse, Berichtigungen und die Kritik aus. Die Aufnahme anstößiger Sprichwörter rechtfertigt er mit dem Ausspruch des Agricola: „Dieweil ich Sprichwörter schreibe, so kann ich nicht alle Wege Seiden spinnen, es muß auch grob mit untergehen"; er erkennt in der Wissenschaft kein unsittliches Moment an als die Fälschung. Schon Jakob Grimm sagte von seinem Wörterbuch: „Es ist kein Sittenbuch, sondern ein wissenschaftliches Unternehmen. Selbst in der Bibel gebricht es nicht an Wörtern, die in der feinen Gesellschaft verpönt sind. Wer an nackten Bildsäulen ein Aergerniß nimmt oder an den nichts auslassenden Wachspräparaten der Anatomie, für den auch in diesem Saal den mißfälligen Wörtern vorüber und betrachte die weit überwiegende Zahl der andern. Das Wörterbuch ist nicht da, um Wörter zu verschweigen, sondern um

vorzubringen, es unterdrückt keine einzige wirklich in der Sprache lebende Form. Sowenig man natürliche Dinge, die uns oft beschwerlich fallen, auszutilgen vermöchte, darf man solche Ausdrücke wegschaffen.“ Diese Anschauung ist bekanntlich auch neuerdings von den preußischen Gerichtshöfen bestätigt worden. Gegen die erste Auflage der „Preußischen Sprichwörter“ von Frischbier war Anklage erhoben worden, weil einige Sprichwörter die Sittlichkeit verletzen sollten; aber die Gerichtshöfe beider Instanzen sprachen die Schrift frei, nachdem ihr wissenschaftlicher Charakter durch die Gutachten der Professoren Rosenkranz, Zacher und Schade festgestellt worden war.

Was den Umfang des Werks betrifft, so läßt sich derselbe deshalb nicht berechnen, weil das Werk während des Erscheinens fortwährend durch neue Zuthaten anwächst und in einem beständigen Ausbau begriffen ist. Jedenfalls ist es die bei weitem umfassendste Sammlung, die je erschienen ist, das fertige Manuscript liegt in 3000 Bogen vor.

Wo Wander von der Sprichwörterliteratur spricht, macht er darauf aufmerksam, daß der geringste Theil der Sprichwörter, welche sich in unserer Literatur befinden, in die bisherigen Sammlungen übergegangen ist und daß noch viel geschehen muß, um den in der Literatur verborgenen Sprichwörterschatz zu heben. Bei dieser Veranlassung macht er auf die Arbeit seines Freundes Franck in Annweiler aufmerksam, welcher damit beschäftigt ist, die Praktiken, Kalender, Volksbücher, Facetien und Fastnachtsspiele, Lexika, Chroniken, Stammbücher, die reformatorischen Schriften insgesammt, die Postillen nebst den alttestamentlichen Exegesen, die Satiren, Spott- und Schmähschriften des Reformationszeitalters u. s. w. für diesen Zweck auf Grund der vorhandenen ältesten deutschen und lateinischen Ausgaben zu durchforschen, und das Gefundene mit steter und genauer Angabe der Gewähr diplomatisch getreu zu verzeichnen. Sein aus den verschiedensten Literaturzweigen unserer Sprache gesammelter Sprichwörtervorrath und zwar lediglich aus solchen Schriften geschöpft, die nicht den Sammlungen angehören, beläuft sich am Schluß des Jahres 1865 auf 1542 Bogen Manuscript.

Man sieht, es entwickelt sich auf dem Gebiete der deutschen Sprichwörterliteratur eine anerkennenswerthe Regsamkeit, und die thätigen Kräfte arbeiten sich durch gegenseitige Unterstützung in die Hände. Wenn sich Wander über die geringe Förderung seines Werks durch die Regierung, die öffentlichen Anstalten u. s. f. beklagt, so berührt er damit einen wunden Fleck unserer nationalen Zustände. Man kann sagen, die Literatur wird in Deutschland nur leihweise gefördert — nur die Classiker und Modeschriftsteller haben das Privilegium, Privateigenthum der besitzenden Klassen zu werden. Erst spät gehen gelehrte und dichterische Werke von Werth aus den öffentlichen Bibliotheken in die Privatbibliotheken über. „In England und den Vereinigten Staaten“, meint Wander mit Recht, „würde ein Werk wie das vorliegende nicht nur für alle öffentlichen Bibliotheken angekauft werden sein, es würde auch jeder gebildete Bürger es für eine nationale Ehrenpflicht halten, es in der seinigen aufzustellen; nicht blos der gebildete, sondern der wohlhabende, selbst wenn er nicht hineinsähe, würde es anstandshalber thun, um nicht hinter andern zurückzubleiben und für ungebildet zu gelten, so wie in jedem Parlour ein Piano steht, wenn auch keine Seele im Hause eine Note oder Taste kennt.“ Was in Deutschland fehlt, das ist der Bücherschrank aus Anstandsgefühl — er allein kann die Literatur mehr heben als alle Schillerstiftungen und Dichterfeste. Man sehe sich um in den Wohnungen unserer reichen Kaufleute und Gutsbesitzer — die Bibliotheken glänzen entweder durch ihre Abwesenheit oder sind Erbstücke aus einer „bessern Zeit“ mit zufällig zusammengewürfelten Ergänzungen. Ein Gentleman sollte ebenso wenig ohne eine gewählte Bibliothek sein wie ohne eine gutsitzende Hose — dann wäre der Literatur geholfen. Die Hauptsache ist das Kaufen der Bücher; das Lesen ist mehr Gewissenssache und Privatvergnügen. An Lesern fehlt es überhaupt in Deutschland nicht, nur an Käufern.

Den Grundsätzen Wander's, wie er sie in dieser Vorrede entwickelt, muß man im allgemeinen beistimmen. Nur wo er sich gegen den ihm gemachten Vorwurf des Mangels an Objectivität vertheidigt, möchten wir ihm nicht recht geben. Er sagt: „Interesse hat für mich nur eine Schrift, in der ich etwas Leben ihres Verfassers miterhalte, in der ich seinen Pulsschlag fühle, selbst wenn er nicht in meiner Weise schlägt. Ich bedarf Leben zur Erfrischung meines Lebens, nicht nur gedruckte Buchstaben. Ich bin ein Subject und will — auch wenn mich die einen oder die andern für ein schlechtes halten — ein Subject bleiben und mich als solches offenbaren.“ Dazu scheint uns indeß in der That ein Sprichwörter-Lexikon keine Veranlassung zu geben. Wie der Künstler hinter dem Kunstwerk, muß der Sammler hinter der Sammlung verschwinden — und wenn er in der That für einzelne Stücke ein pretium affectionis bezahlt hat, so braucht er das Etikette nicht daranzuheften.

Bibliographie.

Brook, A., Blätter und Blättchen gesunden in guten und bösen Tagen. Berlin, Kortkampf. 16. 22½ Ngr.

Brunner, S., Der Prediger-Orden in Wien und Oesterreich. Regesten, Collectaneen, Nekrologien etc. Aus archivalischen bisher unedirten Handschriften mitgetheilt und erläutert. Wien, Braumüller. Lex.-8. 20 Ngr.

Ernesti, Luise (Malvine v. Humbracht), Ein unerfülltes Wort. Roman. 3 Bde. Jena, Hermsdorf. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Frehse, F., Wörterbuch zu Fritz Reuter's sämmtlichen Werken. Wismar, Hinstorff. 8. 10 Ngr.

Gentz, F. v. — Aus dem Nachlasse Friedrichs v. Gentz. 1ster Bd. Briefe, kleinere Aufsätze, Aufzeichnungen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Giesebrecht, W. v., Ueber einige ältere Darstellungen der deutschen Kaiserzeit. Vortrag. München. Gr. 4. 8 Ngr.

Giesel, F., Die Entstehung des Newton-Leibnitz'schen Prioritätsstreites hinsichtlich der Erfindung der Infinitesimalrechnung. Delitzsch. 1866. 4. 12 Ngr.

Gildemeister, J., Ueber die in Bonn entdeckten neuen Fragmente des Macarius. Neues Wort. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 5 Ngr.

Glümer, Claire v., Aus der Bretagne. Geschichten und Bilder. Wien, Hüberg. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Graf von Luxemburg. Humoristisches Annexions-Bild. Berlin, Lassar. 8. 2½ Ngr.

Grahl, O. de, Die Eigenthümlichkeiten Schleswig-Holsteins. Hamburg, J. P. F. C. Richter. Gr. 8. 6 Ngr.

Graßler, F., Handlexikon der Tonkunst. Langensalza, Greßler. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gröviß, N., Luxemburg. Land und Volk in seinen jetzigen politischen und socialen Verhältnissen. Luxemburg, Brück. Gr. 4. 10 Ngr.

Haenle, S., Geschichte der Juden im ehemaligen Fürstenthum Ansbach. Ansbach, Junge. Gr. 8. 24 Ngr.

Hanne, J. W., Der Geist des Christenthums, seine Entwickelung und sein Verhältniß zu Kirche und Cultur der Gegenwart. Protestantische Briefe. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heinzen, K., Gesammelte Schriften. 3. Bd. Boston. 8. 2 Thlr.

— — Deutscher Radikalismus in Amerika. Ausgewählte Vorträge. New-York. Gr. 8. 2 Thlr.

— — Die Wahrheit. New-York. 8. 14 Ngr.

Helms, H., Grönland und die Grönländer. Eine Skizze aus der Eiswelt. Leipzig, Fritsch. 8. 20 Ngr.

Herbert, L., Badegeschichten. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hirth, G., Selbstbekenntnisse eines Schwerverwundeten. Auf dem Krankenbette geschrieben. Berlin. 16. 5 Ngr.

Holleben, v. — Aus den hinterlassenen Papieren des Generals der Infanterie v. Holleben. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Hollenberg, W., Zur Religion und Kultur. Vorträge und Aufsätze. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 20 Ngr.

Huber, V. A., Zur Reform des Armenwesens. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 9 Ngr.

Humoristica für Salon und Waggon. Skizzen und Schilderungen aus dem berliner Leben von G. A. B. Nebst Vchn. Berlin, Grothe. Gr. 16. 10 Ngr.

Kant's, I., sämmtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. 4ter Bd. Leipzig, Voss. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kayser-Langerhannß, Agnes, Waldrose. Novelle. Leipzig, O. A. Schulz. Gr. 16. 20 Ngr.

Landsteiner, K., Vater Eisenhammer. Roman in 4 Büchern. 1stes Buch. Zürich, Woerl. 8. 9 Ngr.

Ley, J., Zur Charakteristik der altdeutschen Heldendichtung. Ein Vortrag. Saarbrücken. Möllinger. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Liebesarbeit an Sträflingen. Eine Erzählung von Fr. Pr. Gekrönte Preisschrift. Barmen. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **Karl Friedrich Wilhelm Wander.**

In Lieferungen zu 8 Bogen. Jede Lieferung 20 Ngr.

Das „Deutsche Sprichwörter-Lexikon" will den gesammten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörterschatz, den in der Literatur zerstreut niedergelegten wie den blos im Volksmunde lebenden, in alphabetischer Ordnung zusammenfassen (mehr als 80000 deutsche und etwa 20000 fremde Sprichwörter). Es wird nicht nur die vollständigste, geordnetste und darum übersichtlichste, sondern vergleichungsweise auch wohlfeilste aller bisherigen Sprichwörtersammlungen sein. Der bekannte Herausgeber hat diesem Werke den grössten Theil seines Lebens gewidmet.

Die Verlagshandlung stellte, in der Hoffnung auf regste Theilnahme des deutschen Volks an dem echt nationalen Unternehmen und um dessen weiteste Verbreitung zu ermöglichen, den Subscriptionspreis auf nur 2½ Ngr. für den gespaltenen Quartbogen.

Der erste Band (1.—15. Lieferung: A—Gothen) liegt vollständig vor. Der zweite Band hat mit der 16. Lieferung begonnen.

Verlag von Peter Brück in Luxemburg.

Soeben ist erschienen:

Das zweihundertjährige Jubiläum
und
die Krönung des Gnadenbildes Marias,
der Mutter Jesu, Trösterin der Betrübten.

2. Juli 1866.

10 Bogen in 8. in Umschlag geheftet. Mit dem photographischen Medaillon des Gnadenbildes und der bei der Krönung anwesenden Kirchenfürsten.

Preise: mit der Photographie 1 Fr. 40 Cent., ohne Photographie 90 Cent., franco per Post: 1 Fr. 50 Cent. und 1 Fr. per Stück.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Wahrheit, Schönheit und Liebe.

Philosophisch-ästhetische Studien von

Victor Granella.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

In einer Reihe zusammenhängender Abhandlungen entwickelt der Verfasser, ein katholischer Geistlicher, seine Gedanken über die ideale Geisteswelt, über Wahrheit und Erkenntniß, Natur und Kunst, Hellenismus und Christenthum, Poesie und Liebe. Sein Buch liefert einen beredten Beitrag zur Versöhnung des in seiner ursprünglichen Reinheit aufgefaßten christlichen Princips mit den Humanitätsbestrebungen unserer Zeit; es wird ebenso wol dem reich entwickelten Gemüthsleben wie der freisinnigsten Geistesrichtung Anregung und Befriedigung gewähren.

Zeitschriften für 1867

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel.

8. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Vorstehende Zeitschriften gehören zu den geachtetsten und gediegensten der deutschen Journalliteratur und sind jedem Lesecirkel, jedem vom gebildeten Publikum besuchten öffentlichen Local als Lektüre zu empfehlen. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht.

Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung.

Von **Julius Rodenberg.**

Mit Beiträgen von **Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, L. B. Oppenheim, William Raymond, Alfred Woltmann.**

8. Elegant cartonnirt. 23½ Bogen. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Zweite Auflage.

Rodenberg's „Paris" bildet ein Seitenstück zu des Verfassers aus Anlaß der londoner Weltausstellung 1862 in vier Auflagen erschienenem Werke „Tag und Nacht in London", und fand gleich so günstige Aufnahme beim Publikum wie bei der Kritik, daß die erste Auflage binnen wenig Wochen vergriffen war und bereits eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte. Es ist nicht nur der kundigste und vielseitigste Begleiter für Reisende zur Ausstellung, sondern auch eine fesselnde Lektüre für jeden, der Paris schon kennt oder dessen gegenwärtige Physiognomie im treuen Spiegelbilde betrachten will. In einer Kritik heißt es: „Wer nach Paris geht, sollte sich durch Rodenberg's Werk erst geistig in dasselbe hineinleben."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1867.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1867.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1867.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1867.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ludwig Uhland's gelehrte Werke. Von **Reinhold Bechstein.** Dritter Artikel. — Freimaurerliteratur. — Geologische Studien. — Neue Novellen und Romane. — **Feuilleton.** (Die Freiligrath-Feste in Deutschland.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Ludwig Uhland's gelehrte Werke.

Dritter Artikel.*)

Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1865—66. Gr. 8. 6 Thlr. 10 Ngr.

Der letzte Abschnitt in den Vorlesungen über die Geschichte der altdeutschen Poesie, welcher die deutsche Lehrdichtung des Mittelalters zum Gegenstande hatte, leitete von selbst zu der Poesie einer neuern Zeit über. Der ideale Selbstzweck, welchen die Dichtung an sich verfolgt, wird hier von der Absicht zu belehren, also von einem praktischen Zwecke zurückgedrängt. Und eben dieses Moment charakterisirt im großen und ganzen die schöne Literatur der folgenden Jahrhunderte.

Hatte Uhland in der Einleitung zu seinen ersten Vorlesungen in eingehender Weise gewissermaßen ein Glaubensbekenntniß in Sachen der deutschen Poesie und ihrer geschichtlichen Darstellung abgelegt, so konnte er sich beim Beginn seiner Vorträge über die deutsche Dichtung des 15. und 16. Jahrhunderts kürzer fassen. Er geht unmittelbar auf den Gegenstand selbst ein, rechtfertigt seine Wahl, spricht über die Anordnung des Vortrags, sowie über die Quellen und Hülfsmittel. In der Erörterung des ersten Punktes, die der Natur der Sache nach eine allgemeine Charakteristik der schönen Literatur jenes Zeitraums sein mußte, tritt uns aufs neue Uhland's echt historische und zugleich tief innerliche Anschauung entgegen.

Auch heute noch gilt die Periode des 15. und 16. Jahrhunderts der ältern und neuern Zeit gegenüber für unpoetisch, wenig erquicklich, selbst für abstoßend. Dies ist gewiß nicht zu bestreiten, sobald der ästhetische Gesichtspunkt der allein maßgebende sein soll. Nichtsdestoweniger hat diese unbeliebte und darum oft miskannte Periode ungemeine Vorzüge vor gepriesenern Zeitaltern der Dichtkunst, weil hier das poetische Schaffen unmittelbarer vom Leben angeregt war und ebenso unmittelbar auf das Leben einwirkte. Nicht ästhetische, formale Vorzüge haben wir hier zu suchen, sondern das volksthümliche Element ist es, welches dieser Poesie ihren Werth verleiht.

Uhland bezeichnet die Poesie des 15. und 16. Jahrhunderts hinsichtlich ihrer geistigen Richtungen als die Poesie der Reformationsperiode. Wenn sich auch der dichterische Betrieb keineswegs nur und ausschließlich auf das Reformationswerk bezog, so liegt das Bezeichnende doch darin, „daß dieselben Organe und Kräfte, welche die religiöse und kirchliche Neuerung bewirkt, gefördert oder bekämpft haben, auch in der Dichtung vorherrschten und eben damit den Charakter und die Geltung der letztern gegen die vorhergegangene Zeit wesentlich änderten". Der Bürgerstand war es vornehmlich, welcher von jetzt an die Dichtkunst pflegte, aber auch die Männer des Priester- und Ritterstandes waren innerlich umgewandelt, auch sie folgten dem allgemeinen Drange der neuen Zeit, in welcher an Stelle der Phantasie die Herrschaft des Verstandes, das Reich des Gedankens heraufstieg.

Wie sich in solcher Weise jene Jahrhunderte vom eigentlichen Mittelalter scheiden, so sind sie als die Anfänge der neuen Zeit doch auch vorwärts gegen das 17. Jahrhundert eigenthümlich abgegrenzt. Bildet so die Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts ein in bestimmter Eigenthümlichkeit abgeschlossenes Ganzes, so finden naturgemäß, wie in aller Geschichte, Uebergänge und Vermittelungen vor- und rückwärts statt. Ist auch die Poesie in diesen Zeiten eine dienende, so werden wir sie doch auch zuweilen in ihrer göttlichen Gestalt und Schönheit erblicken.

Nach der Beschaffenheit dieser Dichtung hielt Uhland eine Eintheilung nach Formen und Dichtarten nicht angemessen; vielmehr kommen die Zwecke, für welche sie verwendet wird, und die Art dieser Verwendung in Betracht. Hiernach ordnete er die verschiedenen Abschnitte seiner Darstellung. Es treten in diesem Zeitraum sehr entschiedene und bedeutende Schriftstellercharaktere hervor. Dennoch

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 7 und 14 d. Bl. D. Red.

hat Uhland vorgezogen, die Anordnung nicht nach den Verfassern, sondern nach den Gegenständen zu machen. Die allgemeine Bekanntschaft mit den geschichtlichen Ereignissen und Zuständen setzt er voraus und will nur betrachten, „wie sich das Gesicht der Zeit in der Dichtkunst abgedrückt habe".

Gering sind auch hier die Hülfsmittel, welche Uhland namhaft machen und empfehlen konnte. Bouterwek's „Geschichte der neuern Poesie und Beredsamkeit" ist gerade für den zu behandelnden Zeitraum verdienstvoll. Auch hier rühmt Uhland Koberstein's „Grundriß".

Im Verhältniß zu den damaligen Quellen und Hülfsmitteln können wir den Reichthum und die Zugänglichkeit unserer heutigen mit Befriedigung wahrnehmen, obschon noch manche Wünsche zu erfüllen sind. Gerade in neuerer Zeit wendet man sich der Literatur des ausgehenden Mittelalters und des Reformationszeitalters mit einer gewissen Vorliebe zu, was mit der regern Pflege der historischen und culturhistorischen Studien aufs engste zusammenhängt.

Zuerst betrachtet Uhland die „Poesie des Ritterstandes", welche seither in Blüte gestanden, jetzt aber dahinwelkte. Der Stand selbst gerieth in seiner Bildung in Zerfall; schon aus den Zeiten, die wir noch zu den guten rechnen, ertönen Klagen der ritterlichen Sänger, daß der höfische Gesang und die edle Sitte abnehme, daß die Zeit wild werde. Der Minnesang kam in die Hände niederer und bettelhafter Fahrenden, auf der andern Seite fand er seinen Nachklang im bürgerlich-ehrbaren Gesange. Noch waren auch die Rittermären beliebt, das bezeugt uns die Ueberlieferung in den Handschriften des 15. und selbst noch des 16. Jahrhunderts, aber die eigentliche Production im Geiste der vergangenen Zeit ist der Allgemeinheit gegenüber nur eine vereinzelte.

Als Vertreter dieser jüngern Ritterdichtung, des Minnesangs und der Erzählung werden uns die Männer mit ihren Werken geschildert: Hugo von Montfort, Oswald von Wolkenstein, Hermann von Sachsenheim, der Verfasser des allegorischen Gedichts von der Mörin (Mohrin), und Kaiser Maximilian I. Sie alle haben trotz ihrer der ältern Zeit zugewandten Richtung doch den Einfluß ihrer eigenen Zeit sehr bemerkbar erfahren.

Am ausführlichsten spricht Uhland über die Gedichte und Schriften, deren Held Kaiser Maximilian ist und deren Abfassung er selbst veranlaßte. Uhland's Urtheil über den „Teurdank" lautet sehr treffend dahin, daß die Geschichte offenbar poetischer sei als das Gedicht.

Der zweite Abschnitt handelt vom „Meistergesang". Uhland will unter dem Meistergesang verstehen „den Betrieb der zur Ausübung der Singkunst und der Dichtkunst zunftmäßig verbundenen bürgerlichen Genossenschaften".

Ueber die Bedeutung von Minnesang und Meistersang sind bekanntlich früher und selbst noch in nicht allzu ferner Zeit heftige Kämpfe geführt worden. Zur Zeit der Uhland'schen Vorlesungen waren die Ansichten noch sehr getheilt; darum wol formulirte er gleich zu Anfang in ganz bestimmter Weise seine Ansicht. Er erwähnt aber darin auch, daß der Meistergesang nicht ausschließlich den beiden Jahrhunderten angehöre, deren poetische Bildungsgeschichte er abhandle. Er sei früher entstanden und habe noch lange Zeit nachher sein Dasein gefristet. Seine schärfste, handwerksmäßige Gestalt habe er aber allerdings in diesem Zeitraum erlangt und behauptet.

Uhland's Ansicht wird wol jetzt als die allgemein gültige anerkannt. Von besonderm Werthe ist deshalb seine Entwickelung des historischen Gangs, welchen der Meistergesang genommen. Uhland gedenkt zunächst des Mythus über den Ursprung der Singschulen, der zwölf alten Meister und Stifter des Meistergesangs, die verschiedenen Zeiten angehörten, sodann der Sage von der ersten Schule zu Mainz, welche ohne Zweifel auf Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, zurückzuführen ist.

Die „Leistungen" der Singschulen waren bedeutend nach Zahl und Ausdehnung, gering nach ihrem poetischen Gehalte. Die Gegenstände der Meisterlieder sind vorherrschend religiöse und moralische. Mitunter aber werden auch Gegenstände behandelt, die sonst mehr der Erzählung im Geschmack der Ritterzeit, der Legende, Novelle, Romanze angehören.

Mochten aber auch die dichterischen Erfolge der Singschulen gering sein, so darf man ihre Bedeutung doch nicht unterschätzen, wozu man so leicht geneigt ist. Uhland weist darauf hin, daß solche Vereinigungen zum Zweck einer geistigen Beschäftigung und Mittheilung, vom Bürgerstande so vieler ansehnlichen deutschen Städte durch Jahrhunderte fortgesetzt, nicht unwirksam gedacht werden können. War einmal durch die Singschule der Sinn für die Dichtkunst erweckt, so machte sich dieser bei den Fähigern auch in andern, freiern Kunstgattungen Bahn. Die berühmtern Meistersänger haben gerade außerhalb der Schule ihr Bestes geleistet. Auch darf nicht vergessen werden, daß die Singschulen, in welchen die Heilige Schrift die Stoffe für die Kunstausübung bot, ein Geschlecht heranzogen, das für die Kirchenverbesserung empfänglich war.

Uhland will an zwei lebendigen Gestalten aus beiden Jahrhunderten anschaulich machen, was er von dem Betriebe des Meistersangs überhaupt gesagt hatte. Hierzu wählt er den Michel Beham (Beheim), einen der fruchtbarsten Meistersänger, und den Hans Sachs, welcher mehr als freischaffender Dichter denn als Meistersänger gewirkt hat.

Am Schlusse dieses zweiten Abschnitts über den Meistergesang läßt uns Uhland einen Blick thun auf die „Poesie der Handwerke". Die Zunftgebräuche sind vielfach auf poetische Auffassung und selbst auf poetischen Ausdruck gegründet, wie der Handwerksgruß, die Gesellentaufe.

Der dritte Abschnitt: „Die historischen Volkslieder des 15. Jahrhunderts", ist darum anziehend, weil sich neuerdings diesem Gegenstande die Theilnahme in hohem Maße zugewendet hat. Uhland konnte außer den speciellen Quellensammlungen nur die Sammlung von Wolff erwähnen; seitdem ist die Literatur reich geworden, und eben arbeitet R. von Liliencron an einer umfassenden Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, von der bereits zwei Bände vorliegen.

Uhland will die Lieder nicht im Zusammenhange, sondern nach den beiden Jahrhunderten vertheilt behandeln, nicht blos deshalb, um eine allzu lange Reihe derselben mit andern Gegenständen zu unterbrechen, sondern weil die Reformation an der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts der Zeitgeschichte überhaupt ein neues Gepräge gibt, und er es darum für nöthig hält, erst die Bestrebungen und Kämpfe der Reformation, soweit die Poesie an ihnen theilnimmt, darzustellen, bevor er ihr Heraustreten in die Thaten und Thatenlieder des 16. Jahrhunderts schildern kann.

Uhland hat auch in seine berühmte Volksliedersammlung eine Reihe der schönsten und kernigsten historisch-politischen Lieder aufgenommen. Es ist nun auch werthvoll, ihn über den Gegenstand im Zusammenhang sprechen zu hören. In der Auffassung und Würdigung des vorliegenden Stoffs hat sich seitdem nichts wesentlich geändert; nur in den Einzelheiten mag hier und da ein neues Ergebniß gewonnen sein. Uhland versteht unter den historischen Volksliedern diejenigen Lieder, „welche unmittelbar aus geschichtlichen Ereignissen und Zuständen hervorgingen oder sich auf solche beziehen und im Gesange des Volks zu wirken bestimmt waren, mögen sie nun mehr darstellend oder mehr polemisirend hervortreten". Hiermit ist ihre „politische" Bedeutung ausgedrückt, wenn auch nicht mit diesem Worte. Uhland gesellt jenen Liedern auch solche kürzere Zeitgedichte, die nicht in sangbarer Form, sondern unstrophisch, als Sprüche, verbreitet wurden, aber jenen nach Zweck und Inhalt verwandt sind. Diese Berücksichtigung auch der Spruchgedichte ist in der That durchaus nothwendig; die äußere Form, die Strophe und die Singbarkeit, kann nicht wichtig genug sein, eine thatsächlich zusammenhängende poetische Production zu trennen. Diesem Princip gemäß hat auch Liliencron Spruchgedichte in seine Sammlung der historischen Volkslieder eingereiht.

Nicht alle historischen Lieder und Sprüche bespricht Uhland genauer; eine Reihe führt er nur ganz kurz an mit Namen und Jahrzahl; die mit lebendigerer Darstellung oder die zu einem größern Ganzen gehören, wie namentlich die Schweizer- und Ditmarsenlieder, werden nach ihrem historischen Inhalte geordnet und öfters aus ihnen charakteristische Stellen zur Probe mitgetheilt. Auf stilistische, den volksthümlichen und epischen Charakter offenbarende Eigenthümlichkeiten kommt Uhland auch bisweilen zu sprechen.

Die Eingangsworte, mit welchen der vierte Abschnitt: „Das Kirchenlied", eröffnet wird, geben wiederum Zeugniß von Uhland's seelenvoller Auffassung der historischen Erscheinung. Er als Protestant konnte allerdings auch auf die Dichtung, welche die Reformation in unmittelbarem Gefolge hatte, mit Stolz und Erhebung blicken. Aber seine Betrachtung ist darum nicht parteiisch; seine Bewunderung findet Halt und Stütze in der geschichtlichen Entwickelung. Eine geistige Bewegung wie die Reformation, sagt er, sei niemals von bloßer Verneinung ausgegangen; darum müsse eine Betrachtung der gleichzeitigen Dichtkunst ihrer innern, positiven Lebensquelle so nahe als möglich treten. „Die Stimme des innern Kirchenlebens, sofern es sich in der Kunst ausspricht, ist das deutsche Kirchenlied."

Vorher hatte im geistlichen Gesange die lateinische Kirchensprache geherrscht, aber doch waren auch schon deutsche Kirchengesänge hier und da in Uebung gewesen. Uhland zählt solche einzelne Erscheinungen auf. Im ganzen waren die ältern deutschen Lieder nur geduldet, mit Luther erst gewann der kirchliche Gesang in deutscher Zunge Aufschwung und Herrschaft.

Uhland eröffnet darum mit Luther die Reihe der Kirchenliederdichter des 16. Jahrhunderts. Weder eine Lebensbeschreibung noch eine allgemeinere Charakteristik will er geben. Die eigene Thätigkeit für das Kirchenlied ist bei Luther nur ein kleiner Theil seines Wirkens; dennoch ist die Betrachtung derselben wichtig für seine Charakteristik. „Man ist", sagt Uhland sehr richtig, „fast zu sehr gewohnt, sich Luther nur im gewaltigen Auftritt des Helden, des Glaubensstreiters vorzustellen." Aber eben in seinem Kirchengesange zeige sich bei der Kraft auch ganz der milde Kern seines innersten Wesens, der ihn als den echten Streiter einer Religion der Liebe beurkunde. In Luther's Kirchenliedern herrscht, wie in seinem ganzen Wesen, ein Geist der Fröhlichkeit, während bei den nachfolgenden Dichtern häufig eine dogmatische Starrheit eintritt.

Katholische Kirchenliederdichter zeichneten sich in dieser Zeit nicht aus. Ebenso wenig gelangte unter den Anhängern Zwingli's und Calvin's das Kirchenlied zur Blüte. Die Predigt und der Gebrauch der Psalmen beherrschte deren Gottesdienst.

Im nächsten Zusammenhange mit der protestantischen Liederdichtung steht die „Reformationspolemik", welche uns im fünften Abschnitte der Vorlesungen geschildert wird, soweit diese Polemik nämlich sich der dichterischen Sprache bedient. Ganz unberücksichtigt konnte hier die Polemik nicht bleiben, welche in lateinischer Sprache geführt wurde. Uhland erinnert an einen früher gemachten Ausspruch, daß die Poesie dieses Zeitraums eine dienende sei: dies gelte für den gegenwärtigen Abschnitt in vorzüglichem Maße. „Der polemische Eifer bekümmert sich nicht um die Schönheit, sondern um die schlagendste Wirkung seiner Producte."

Luther hat mehreres erscheinen lassen, was zum Fache der Satire gerechnet werden kann. Uhland begnügt sich, diese Sachen nur angezeigt zu haben. Wohl aber schildert er Hutten uns genauer. Er hebt die Meisterschaft und die große Wirkung seiner lateinischen Rede hervor. Dagegen war sein Deutsch ungelenk und zeigte den Einfluß des Lateinischen. Zu seinen deutschen Schriften gehören die Gesprächbüchlein, meist Uebersetzungen seiner lateinischen Dialoge. Auch ein einziges singbares Lied rührt von Hutten her; es beginnt mit seinem Wahlspruch: „Ich hab's gewagt mit sinnen." Hutten's Stimme fand Anklang und Antwort in andern volksmäßigen Liedern.

An Hutten, dem wegen seines großartigen und weitgreifenden Wirkens die erste Stelle unter den Reformationspolemikern gebührte, schließt Uhland jenen andern

Mann, „der, kein Ritter, sondern ein Handwerker, kein Gelehrter, aber ein Wißbegieriger, in einem beschränkten Kreise, aber gewiß nicht unwirksam, das Werk der Reformation durch seine Dichtergabe zu fördern strebte"; es ist der schon genannte und in anderer Dichterthätigkeit schon geschilderte Meistersänger Hans Sachs.

Von Hans Sachs wendet sich Uhland zu Johann Fischart. Eine allgemeine Charakteristik hat Uhland, was wol nicht vielen bekannt sein dürfte, in der Einleitung zu Karl Halling's Ausgabe des „Glückhaften Schiffs" von Fischart in meisterhafter Weise entworfen. Hier nennt er ihn den poetisch reichsten, witzigsten und der deutschen Sprache mächtigsten unter den Reformationsstreitern.

Von den Polemikern auf römischer Seite schildert uns Uhland den Hieronymus Emser, den Thomas Murner, den Johannes Cochläus, eigentlich Johann Dobneck, und den Johann Nas, soweit ihre Wirksamkeit hier in Betracht kommt. Im allgemeinen geht Uhland's Urtheil über die poetische Polemik der römischen Partei dahin, daß sie der protestantischen weitaus nicht die Wage halte.

Von den Erzeugnissen der namenlos überlieferten Streitschriften, von der großen Menge satirischer Gesprächbüchlein, polemischer Reimsprüche und Lieder hebt Uhland einige der beachtenswerthern aus: zuerst die Gespräche in Prosa, dann die Reimsprüche, schließlich die Lieder.

Der nächstfolgende Abschnitt bietet die Fortsetzung des dritten Abschnitts und behandelt „Die historischen Lieder des 16. Jahrhunderts". Im 16. Jahrhundert wurde von den Kriegshändeln nicht weniger gedichtet und gesungen als im 15. Jahrhundert. Nur theilweise hingen die Kriege des 16. Jahrhunderts mit der Reformationssache zusammen. Uhland ordnet ähnlich wie in dem verwandten frühern Abschnitte die historischen Lieder nach der Zeitfolge der Hauptereignisse in größere Partien, die mehr vereinzelt dastehenden folgen zuletzt.

Sehr bedeutsam scheint uns die kurze zusammenfassende Charakteristik der Lieder nach ihrer poetischen Seite zu sein, welche Uhland an den Schluß stellt. Er macht darauf aufmerksam, daß an ihnen eine allmähliche Abnahme dichterischer Belebtheit nicht zu verkennen sei. Während in dem Liede auf die sempacher Schlacht von 1386 sich noch der Geist des alten Heldenliedes rege, nähere sich das auf die Einnahme der Feste Erlau im Jahre 1596 schon ganz dem Tone von „Prinz Eugenius, der edle Ritter". Zwischenhinein erhebe sich dennoch da und dort ein frischerer Klang, z. B. in den Kriegsliedern der Ditmarsen, und — dies ist zur Würdigung der ganzen Gattung festzuhalten — zeige sich in dieser ganzen Liederdichtung viel tüchtige Gesinnung und rüstige Kraft. Von hoher ästhetischer Seite wird man dieser Dichtungsart nicht viel abgewinnen können. Aber „dieses fortwährende Auffassen aller Zeitbewegungen im Gesange, dieses Verkünden und Verbreiten alles Geschehenen durch den Mund des Liedes, diese beständige Kampfübung in Sang und Gegensang, hat auch an sich schon eine poetische Geltung". Tonweise und Vortrag bewegen auch bei geringer Wirkung der Dichtkunst das tiefere Gemüth. Verschiedene beliebte Singweisen kehren wieder in andern zum Theil viel jüngern Liedern.

Ist schon dieser letzte Abschnitt im Verhältniß zu der reichen Stofffülle nur kurz behandelt, so macht sich bei den nun folgenden in noch höherm Grade die Endschaft des Semesters geltend. Uhland hat hier die Gegenstände nur in Uebersichten berührt, selten verweilt er länger.

Der siebente Abschnitt: die „Lehr- und Strafgedichte", zeigt uns das lehrhafte Element der deutschen Dichtkunst auf seinem eigenen Gebiete und als Selbstzweck, während es sonst zur Verfolgung praktischer, polemisch-satirischer Zwecke dient. Unter den größern Lehr- und Strafgedichten würdigt Uhland die Werke des Sebastian Brant und des Thomas Murner, vornehmlich „Das Narrenschiff" und „Die Schelmenzunft", einer eingehenden Charakteristik.

Im achten Abschnitt werden die „Erzählenden Dichtungen" kurz besprochen, die ohne bestimmten Zweck der Belehrung aus freier Lust des Darstellens entstanden sind. Dahin gehören die „Fabeln", dann die „Schwänke", gereimte und prosaisch abgefaßte, und schließlich die „Romane". Das 15. und 16. Jahrhundert bildet von den Heldengedichten des Mittelalters zu dem Romane der neuern Zeit den Uebergang. Mit dem veränderten Inhalte wechselte auch die Form. Vereinzelt lebte die Ritterdichtung noch fort, alte Heldenlieder wurden zum Gebrauche der Bänkelsänger eingerichtet, Rittergedichte in modernisirter Form durch den Druck wieder in Umlauf gesetzt; wir können noch hinzufügen, daß solche alte Werke unabläßig abgeschrieben wurden. Mehr aber noch war man thätig, die alten romantischen Dichtungen in Prosa aufzulösen und so dem Geschmack und Verständniß der Zeitgenossen annehmlich zu machen. Manche solcher Prosaromane sind aber auch Uebersetzungen aus dem Französischen, in welcher Sprache schon früher die Auflösung der Reimwerke in Prosa begonnen hatte.

Wenn Uhland sagt, daß die aus dem Französischen übersetzten Amadis-Bücher nicht geeignet gewesen seien, in Deutschland volksmäßig zu werden, so ist dies richtig, wenn man „volksmäßig" in dem gebräuchlichsten Sinne faßt. Gleichwol sind gerade aus den Amadis-Büchern die modernen Helden- und Abenteurerromane entstanden.

Am Schlusse wendet sich Uhland zu einer längern Besprechung des „Gargantua" von Johann Fischart. In der Charakteristik dieses bedeutenden Schriftstellers finden wir hier ziemlich dieselben Gedanken ausgesprochen wie in der erwähnten Einleitung zum „Glückhaften Schiff", auf welche auch Uhland hinweist.

Der neunte Abschnitt: „Festspiele" betitelt, handelt von den zweierlei Volksfesten, welche die Dichtkunst oder doch den Reimspruch in ihr Geleit aufnahmen: die Freischießen und die Feier der Fastnacht.

Nur skizzenhaft ist auch der letzte Abschnitt ausgefallen, der unter dem Namen der „Nichthistorischen Volkslieder" diejenigen Volkslieder zusammenfaßt, welche aus freier Lust, aus allgemein menschlicher Empfindung

hervorgegangen sind. Zu ihrer einleitenden Charakteristik sagt Uhland:

Die Poesie, die wir bisher in mannichfachem Tagwerke, in Wort- und Waffenkampf und zuletzt noch im Festgetümmel sich abarbeiten sahen, hält jetzt ihren Feierabend; durch die süße, sternhelle Nacht vernimmt man bald die schwermüthige Weise eines alten Sagenliedes, bald den fröhlichen Gesang verspäteter Zecher, bald wieder die schmelzenden Töne zärtlicher Liebesklage.

Er theilt die Volkslieder, wenn auch nicht erschöpfend, ein in Balladen, Trinklieder und Liebeslieder.

Wenn wir hier ein so wichtiges und anziehendes Gebiet unserer Literatur, auf dem noch dazu Uhland so heimisch war, nur kurz behandelt sehen, so dürfen wir uns trösten: der ganze folgende Band ist dem Volksliede gewidmet.

Mit einer Andeutung über die Wirkung des Volksliedes auf die neuere Dichtkunst beschließt Uhland seine Vorlesungen:

Die Volkslieder, mit denen ich hier unsere geschichtliche Darstellung schließe, sind es auch, neben den Kirchenliedern Luther's, hauptsächlich, was aus der Dichtkunst des bisher abgehandelten Zeitraums belebend in unsere Zeit herübergewirkt hat. Herder hat die verschollenen Laute dem Ohre der Deutschen zuerst wieder vernehmlich gemacht, und in Goethe's Lieder- und Balladendichtung ist ihr Anklang nicht zu verkennen.

Ueberblicken wir zum Schluß die gesammten Vorlesungen Uhland's über die Geschichte der mittelalterlichen und spätmittelalterlichen Poesie, so treten uns in ihnen merkliche Unterschiede zu andern literarhistorischen Werken entgegen, die sie ihrer Bestimmung nach haben müssen. Auf die Ungleichmäßigkeit der Ausführung, auf das längere oder kürzere Verweilen bei dieser oder jener Periode, bei dieser oder jener Dichtgattung, wie solches ja bei Vorlesungen nicht anders sein kann, wollen wir kein Gewicht legen. Der Unterschied liegt anderswo, er liegt in der monographischen Natur der Vorträge. Während andere literarhistorische Darstellungen den geschichtlichen Gang in einem Zuge, gewissermaßen in einem Athem zur Erscheinung bringen, wenn es auch nie an Abschnitten und Ruhepunkten oder an der Bevorzugung gewisser Perioden, Schriften und Autoren fehlen wird, gewähren die zum Druck gelangten Uhland'schen Vorlesungen einzelne, größere und kleinere, ausgeführte und flüchtiger gezeichnete Bilder, welche für sich abgeschlossen den Beschauer fesseln, zugleich aber durch den gleichen Gegenstand und das zusammenhängende Interesse sich zu einem Ganzen gruppiren. Die Benutzung anderer Werke wird durch beigefügte Register erleichtert, hier sind sie nicht geboten, weil sich Abtheilung an Abtheilung und Unterabtheilung organisch anreiht. Hierzu genügt das Inhaltsverzeichniß. Nach kurzem Gebrauch wird man in diesen beiden Bänden völlig heimisch. Zugleich aber bietet Uhland's Darstellung Beispiele, die der Natur der Sache nach in andern Literaturgeschichten nur sparsam verwendet werden dürfen, in reicherer Anzahl. Die Herausgeber haben taktvoll, um das Werk nicht allzu sehr anschwellen zu lassen, öfters nur die Anfangsworte gegeben und auf bereitliegende Ausgaben verwiesen. Wo aber diese Beispiele aus seltenen und unzugänglichen Schriften genommen sind, liegen sie unverkürzt vor. Aus Uhland's Buche kann daher viel gelernt werden schon aus diesem mehr äußern Grunde. Aber auch sonst erlaubte es die monographische Gestalt, Beweis und Beleg und Ausführung zu geben, wo sonst das bloße Urtheil und Raisonnement genügen muß.

Möge die Hoffnung der Herausgeber zunächst an den „Vorlesungen" Uhland's sich erfüllen, „daß das deutsche Volk diese Schriften, die von der warmen Vaterlandsliebe dieses starken und treuen Herzens neues Zeugniß geben, als ein theueres Vermächtniß, als einen kostbaren Schatz betrachten und in Ludwig Uhland neben dem Dichter künftighin noch mehr als bisher auch den Gelehrten erkennen und verehren werde". **Reinhold Bechstein.**

Freimaurerliteratur.

Geschichte der Freimaurerei von der Zeit ihres Entstehens bis auf die Gegenwart. Von J. G. Findel. Zweite Auflage. Leipzig, Förster und Findel. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Herausgeber der maurerischen Zeitschrift „Die Bauhütte", J. G. Findel, hat eine zweite Auflage seines im Jahre 1861 erschienenen Werks: „Geschichte der Freimaurerei", veranstaltet. Wer die mannichfachen Schwierigkeiten bedenkt, die derjenige zu überwinden hat, welcher sich daran macht, eine solche Geschichte zu schreiben, wer den Ausspruch des Herrn von Bonneville, es seien zehn Menschenleben zu einem solchen Unternehmen nicht hinreichend, für wohlüberlegt hält: der muß dem Verfasser des uns vorliegenden Werks zu großem Dank schon dafür sich verpflichtet fühlen, daß er vor seiner Aufgabe, deren Größe und Ernst er wohl kannte, nicht zurückschreckte, sondern getrosten Muths zur Feder griff. Diese treffliche Feder ist im Dienste der Menschheit geführt worden und hat ein Werk geschaffen, auf welches der Verfasser mit Befriedigung blicken darf; ein Werk, das hervorgegangen ist aus der Begeisterung für das Institut der Freimaurerei, „welches so wesentlich zur Veredlung des geselligen Lebens und zur allgemeinen Gesittung und Volksbildung beigetragen hat".

Nicht „im Dienste irgendeines Systems oder einer Partei" hat Findel geschrieben, wohl aber in dem einer über allen Systemen und allen Parteien erhabenen Idee. Wie der rothe Faden zieht sich diese durch sein ganzes, mit großer Ausführlichkeit, Genauigkeit und mit großem Fleiße geschriebenes Werk hindurch. Es ist die Idee der echten und wahren Humanität, die in jedem Menschen nicht weniger aber auch nicht mehr als den Bruder erkennt, deren Postulate brüderliche Gleichheit und sittliche Freiheit sind, deren Endziel die allgemeine innige Verbrüderung des ganzen Geschlechts ist; die sich in Freundschaft zeigt mit allen sittlichen Elementen, die aber schonungslosen Krieg führt gegen die Mächte der Lüge und Finsterniß und des die Menschen entzweienden Egoismus.

Indem Findel eine Geschichte der Freimaurerei schrieb, hat er mit Bewußtsein, die Geschichte der stetig fort-

ſchreitenden Menſchheit geſchrieben, und indem er beſchloß, ſein Werk nicht nur ſeinen Bundesbrüdern, ſondern jedermann aus dem Volke in die Hände zu geben, hat er weſentlich dazu beigetragen, daß die vielfach irrigen, oft wahrhaft albernen, zuweilen böswilligen Meinungen über die Freimaurerei berichtigt und widerlegt werden können.

Er hat aber auch einen nicht genug anzuerkennenden Dienſt den Freimaurern ſelbſt geleiſtet, indem er ſie über die Entſtehung, die Verbreitung und die Ausbildung ihres Bundes belehrt, ſie auf die Verirrungen deſſelben hinweiſt und durch die Bekämpfung alles Nichtfreimaureriſchen in der Freimaurerei die Köpfe aufklärt. Findel ſagt:

Seit ſeinem Beſtehen hat der Freimaurerbund die Augen der Welt auf ſich gezogen, viele der beſten und befähigtſten Köpfe angeregt und beſchäftigt, und bei den Gebildeten aller Stände ein mehr oder minder lebhaftes Intereſſe behauptet. Ohne Unterſtützung von Staat und Kirche, in manchen Ländern kaum geduldet, mitunter ſogar grauſam verfolgt, angefeindet und unterdrückt, iſt derſelbe im Zeitraum weniger Jahrhunderte von einer unſcheinbar geringen Anzahl edler und treuer Bekenner zu einem Bunde angewachſen, der — über die ganze civiliſirte Erde verbreitet — nunmehr einige hunderttauſend freier Männer aller Parteien und Glaubensbekenntniſſe vereinigt, um in liebevoller, gegenſeitiger Einwirkung und in ſchöner, vom Geräuſche der Welt abgeſchloſſener Geſelligkeit Geiſt und Herz zu reinerer, lichterer Anſchauung der Idee der Menſchheit und ihres Lebens zu erheben.

Wie ſehr man ſich auch bemüht hat, ihn in den Staub herabzuziehen und ſein Wirken und Streben zu verdächtigen, er hat ſich erhalten, ausgebreitet und weiter entwickelt und im Laufe der Zeit nicht unweſentlich zur Veredlung des geſelligen Lebens, zur allgemeinen Geſittung und Volksbildung beigetragen. Auf eine ewige Wahrheit, auf ein unvertilgbares Bedürfniß der menſchlichen Natur gegründet, hat er, wenn auch unter mannichfachen Verirrungen, treu ſeine friedliche und erhabene Miſſion erfüllt, ſeine Mitglieder zu Liebe und Wohlthun, zu ſittlichem Muth und Hingebung, zu Wahrheit und Pflichterfüllung erzogen, Traurige getröſtet, Irrende auf den Pfad der Tugend zurückgeführt, die Thränen der Witwen und Waiſen getrocknet und vielfach Inſtitute zu milden und gemeinnützigen Zwecken ins Leben gerufen. Die Großen und Mächtigen der Erde haben ſich ihm angeſchloſſen, in ſchlichten Bürgern und Handwerkern hat er das Bewußtſein ihres angeborenen Adels erweckt, der Freundſchaft lachende Blüten ſind aus ſeinem Stamme allenthalben emporgeſproßt, und gute Menſchen hat er zu guten Zwecken miteinander vereinigt, die des Lebens trennende Schranken außerdem nie würde zuſammengebracht haben.

Wahrlich, man kann nicht treffendere und ſchönere Worte über den Freimaurerbund ſagen und ſeine Aufgabe zugleich nicht höher faſſen, als es Findel mit dieſen Worten gethan hat.

So edel und hoch die Ziele des Bundes nun auch ſind, ſo haben ſie doch zu allen Zeiten das Mistrauen ſowol des Staats als ganz beſonders der Kirche erregt. Schon in der Einleitung weiſt Findel darauf hin, wie thöricht und unberechtigt dieſes Mistrauen ſei. Die Stellung des Freimaurerbundes iſt ſowol dem Staat wie der Kirche gegenüber eine durchaus freundliche, indem derſelbe politiſche und religiöſe Verhandlungen grundgeſetzlich ausſchließt, die kirchlichen Dogmen grundgeſetzlich unberührt läßt, und „ſich fern hält von der Theilnahme an den durch zahlreiche Parteien hervorgerufenen religiöſen Wirren“. Er iſt „ein neutraler Boden für alle politiſchen Parteien und alle religiöſen Standpunkte, und werden daher in ihm alle politiſchen und religiöſen Streitigkeiten, welche das Leben verbittern und die Menſchen entzweien, glücklich vermieden“.

Man hat bis auf unſere Tage nicht aufgehört, den verfehlten und ganz unglücklichen Verſuch zu machen, den Freimaurerbund mit dem geheimnißvollen Nimbus eines ſehr hohen Alters zu umgeben. Am weiteſten iſt in dieſer Beziehung Oliver gegangen, der in ſeinen „Antiquities of Freemasonry“ die Entſtehung der Maurerei noch vor die Erſchaffung der Welt verlegt und ihre Keime bis in die Flitterwochen des Paradieſes hinein verfolgt, der Moſes als Großmeiſter, Joſua als ſeinen Deputirten und Aholiab und Bezaleel als Großaufſeher bezeichnet.

Findel ſtimmt natürlich den neuern freimaureriſchen Geſchichtsforſchern bei, welche die Vermuthung des Abbé Grandidier in Strasburg — eines zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebenden nichtmaureriſchen Schriftſtellers —, daß ein geſchichtlicher Zuſammenhang der Freimaurerbrüderſchaft mit jener der Steinmetzen ſtattfinde, zur unwiderlegbaren Gewißheit erheben.

Die deutſchen Steinmetzen ſind die wahren Ahnen des Freimaurerbundes. „Die Geſchichte des Maurerbundes iſt demnach mit der Geſchichte der Baugenoſſenſchaften und der Baukunſt des Mittelalters innig verwebt.“ Das Mittelalter iſt die Zeit der großen Kirchenbauten. Wo nun große Bauten, die in den erſten Zeiten von den Geiſtlichen ſelber, zumal von den Benedictinern, geleitet wurden, ſich erhoben, da entſtanden auch Bauhütten, die ſich im 13. Jahrhundert von den Klöſtern unabhängig machten, unter ſich in Verbindung traten und einen allgemeinen Bund aller deutſchen Steinmetzen bildeten. Die alten Pflichten und Gebräuche derſelben weiſen deutlich auf die nahe Verwandtſchaft der alten Werkmaurer mit den heutigen ſymboliſchen Maurern hin. Findel weiſt nun nach, daß ſchon dieſe alten Steinmetzen eine freiere religiöſe Anſchauung hatten als die meiſten andern Menſchen, und daß ihre Bauhütten die Zufluchtsſtätten der freier Denkenden wurden. Dies mag daher wol der Grund geweſen ſein, daß ſchon 1189 vom Concil zu Rouen ein Verbot der damals beſtehenden Brüderſchaften erlaſſen wurde, welches 1326 vom Concil zu Avignon erneuert ward.

Gebührt den mittelalterlichen deutſchen Steinmetzen die Anerkennung, in ihren Bauhütten den Grund zu dem in einem ſpätern Jahrhundert aufgeführten geiſtigen Bau der Freimaurerei gelegt zu haben, ſo ſind es die Engländer geweſen, welche die Werkmaurerei zuerſt vergeiſtigt haben. Als die großen Bauten nach der Zeit der Reformation aufgehört hatten, da war auch die Miſſion der Werkmaurer erfüllt; immer raſcher vollzog ſich die ſchon längſt eingeleitete Trennung der Freimaurer vom Handwerk, und das Inſtitut ging ſeiner völligen Umgeſtaltung eiligen Schritts entgegen:

Aus dem von den alten Baugenoſſenſchaften herbeige-

führten und allmählich zubereiteten Material entsteht eine völlig neue Schöpfung — die heutige Freimaurerei, wie sie als vergeistigende Kunst vom Bund der Bünde fortgepflanzt, überliefert und gelehrt wird; die Verbrüderung wirklicher Bauleute erhebt sich zu einer Verbrüderung symbolischer Bauleute; an die Stelle technischen Kunstwerks tritt Geisteswerk, und statt der Errichtung vergänglicher, sichtbarer Gotteshäuser gilt es nun, zu bauen an dem Einen unsichtbaren Tempel der Humanität.

Das Jahr, in welchem sich diese Umwandlung durch Gründung der ersten englischen Großloge vollzog, ist das Jahr 1717.

Vorzüglich ist es Findel gelungen, nachzuweisen, wie naturgemäß und nothwendig die Stiftung eines solchen allgemeinen Menschheitsbundes war.

Es ist sehr beachtenswerth, daß Findel von einem Freimaurerbunde, und nicht von einem Orden spricht. Als Mitglied eines Menschheitsbundes wendet er sich daher gegen alle solche Institutionen, welche einem Orden charakteristisch sind. Nur zu bald macht der Geschichtschreiber die traurige Wahrnehmung, daß die hochgestellten Brüder aus Eitelkeit sich mit dem Flitterstaate des Ordens bekleiden, weil sie sich der einfachen Institutionen des aus den Bauhütten simpler Handwerker hervorgegangenen Bundes zu schämen beginnen. Aus dieser trüben Quelle der Eitelkeit und des Sichbesserdünkens fließen nun alle die beklagenswerthen Verirrungen, welche der Freimaurerbund zu durchlaufen hatte und in denen er zum großen Theil noch heute befangen liegt. Es ist ein großes Verdienst des Findel'schen Werks, daß es diese Verirrungen aufdeckt und, wo sie noch stattfinden, auf eine Abstellung derselben dringt.

Schon 1735 fing das Spielen mit bunten Schürzen und Bändern in der Großloge von England an, aber auch das noch weit gefährlichere Streben nach Erwerbung außerordentlicher Privilegien für einzelne Bundesorgane. Die neuerrichtete Schaffnerloge wurde zuerst mit solchen ausgerüstet, indem man ihr gestattete, besondere Schürzen und Bänder zu tragen und die Großbeamten aus ihrer Mitte zu wählen. Findel bemerkt sehr richtig, daß damit „ein System der Geld- und Adelsaristokratie und der bürgerlichen Bevorzugung geschaffen wurde, welches dem Geiste der Maurerei durchaus zuwider ist". Als nun der sogenannte Royal-Arch-Grad, ein vierter Grad französischen Ursprungs, in den englischen Logen eingeführt wurde, womit zugleich der Ausdruck „Orden" an Stelle der früher gebrauchten Bezeichnungen „Gesellschaft", „Brüderschaft" trat, da war der Abfall vom Grundgedanken der Maurerei offenkundig. Englische Freimaurer haben es Findel sehr übel vermerkt und ihn sogar einen Ignoranten genannt, weil er diesen Grad vom königlichen Gewölbe, welchen seine Anhänger als den „Gipfel und die Vollendung der alten Maurerei" rühmten, „ein mit wenig Geist und noch weniger Geschmack verfertigtes buntes Gemisch aus alt- und neutestamentlichen Bibelstellen, aus Geschichte und Fabel, aus religiöser Dogmatik und maurerischer Tradition" genannt hat. Seit 1813 ist dieser englische Grad von der ursprünglichen Großloge in London förmlich anerkannt worden.

Einer bittern Kritik unterzieht Findel die Entstehung der sogenannten Hochgrade, welche mit dem vorerwähnten Royal-Arch beginnen und denen durch den Schotten Michael Andreas Ramsay in Frankreich Thür und Thor geöffnet wurde. Hören wir Findel:

Der Boden für diese Ausgeburten der Eitelkeit und Anmaßung, für die Saat der Zwietracht und von allerlei Unkraut war jedoch schon zubereitet durch die Ueberfüllung der Logen mit untüchtigen Mitgliedern, durch den allzu großen Leichtsinn in der Beförderung zum Gesellen- und Meistergrad, durch die Verkäuflichkeit von Constitutionen an unwürdige Logenmeister u. dgl. An den maurerischen Formen war man bald übersättigt, und den tiefern Gehalt, das Wesen des Maurerthums ahnte und erkannte man nicht; denn die Franzosen waren infolge ihrer Eitelkeit und Vorliebe für Ceremonien, Bänder und dergleichen Aeußerlichkeiten gleich anfangs nur für die Schale der Maurerei eingenommen. Neuerungen fanden demgemäß bald Eingang. Der Schotte Michael Andreas Ramsay gab hierzu durch einen im Jahre 1740 gehaltenen Vortrag die Veranlassung und fügte dadurch der Maurerei einen unheilvollern Nachtheil zu als die Verfolgungen der Hierarchie und einzelner Staaten. Er hat den sogenannten Hochgraden Thür und Thor geöffnet, von denen sich der Bund, aller Anstrengungen wahrer Freimaurer ungeachtet, bis auf den heutigen Tag nicht wieder hat völlig befreien können. Ihm verdankt man die Sage vom Ursprung der Maurerei aus den Kreuzzügen und ihrem Zusammenhang mit dem Orden des heiligen Johannes, dem Malteserorden. Das lebhafte Element im Charakter der Franzosen überließ sich nur zu gern phantastischen Eingebungen und trug nun dergleichen in den weihevollen Ernst des Maurerthums. Die ursprünglichen drei Grade, deren Wesen man nicht erfaßte, genügten nicht mehr; man stieg zunächst auf 3×3, dann auf 33 und endlich gar, um das Maß des Unsinns voll zu machen, auf 3×30. Da gab es nun eine Fülle von Bändern, Abzeichen, Gebräuchen und Aemtern; das schmeichelte der lieben Eitelkeit, und das wird so lange Bestand haben, als es Geistes- und Gemüthsschwache gibt, welche thöricht genug sind, sich das Geld aus dem Seckel stehlen zu lassen. Der Glaube an die Realität der Hochgrade war bei den französischen Maurern so tief gewurzelt, daß er auch den Unbefangensten umnebeln mußte; so kam man denn, nachdem das Ritterspiel abgenutzt war, leicht zum Geistersehen, zur Theosophie und zu allem möglichen Unsinn. All diesen Uebertreibungen und Entweihungen, welche die nothwendige Folge des Aufgebens der alten Grundgesetze der Maurerei waren, setzte der berüchtigte Cagliostro die Krone auf.

Cagliostro's freimaurerische Thaten sind in Findel's Geschichte S. 256 fg. erzählt worden. Wir entnehmen daraus nur noch Folgendes:

Gestützt auf die bereits erlangten Kenntnisse und auf ein in England erkauftes Manuscript eines gewissen George Coston trat er nun als Stifter eines neuen maurerischen Systems auf, welches er die ägyptische Maurerei nannte und später namentlich in Frankreich verbreitete. Er als Oberhaupt nannte sich Großkophta. Die Mitglieder hießen schlechtweg Kopten und Koptinnen; denn der Orden war für beide Geschlechter. Lebensverlängerung, physische und moralische Wiedergeburt, Herrschaft über die Geister und der Stein der Weisen waren die Belohnung der Geweihten.

War die Werkmaurerei von den deutschen Steinmetzen nach England getragen worden, so waren es nunmehr englische Freimaurer, welche die symbolische Maurerei in Deutschland einführten.

Im Jahre 1733 wurde mit Erlaubniß des Großmeisters Graf Strathmore in Hamburg eine stehende Loge

errichtet, welche 1741 den noch heute von ihr geführten Namen „Absalom“ annahm; in demselben Jahre wurden auch die Arbeiten der Provinzial-Großloge von Hamburg und Niedersachsen eröffnet. Sie war somit die älteste maurerische Oberbehörde in Deutschland. Bedeutung und festen Halt gewann aber die Freimaurerei in Deutschland erst durch die Aufnahme des genialen Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich II. von Preußen.

Während anfangs alle deutschen Logen nur die alten drei Johannisgrade kannten, wurde später das Hochgradwesen auch in Deutschland eingeschmuggelt. Am unverschämtesten, aber auch auf eine ganz unglaubliche Weise betrog ein gewisser Johnson (1763) die deutschen Logen. Er legte sich den Namen eines Großpriors bei und band als solcher den Brüdern das tollste und widersinnigste Zeug auf. Er erzählte z. B., daß die englischen Flotten in den Händen und der Direction des Ordens wären, daß derselbe noch Manuscripte von Hugo de Paganis besäße, daß die Kassen sich nur an drei Orten der Welt befänden, nämlich in Ballenstädt, in den Eisgebirgen von Savoyen und in China, daß jeder, der den Zorn des Ordens auf sich lade, Leib und Seele verlöre.

Ein anderer Betrüger, welcher als öffentlicher Apostel der neuen Gold- und Rosenkreuzer auftrat, war Johann Georg Schrepfer in Leipzig, wo er 1768 ein Kaffeehaus errichtete, in welchem er durch seine Geistererscheinungen eine Menge leichtgläubiger Männer bethörte. Er behauptete, im Besitze weit größerer Geheimnisse zu sein als irgendeine deutsche Loge. Seine Hauptkunst bestand in der Beschwörung abgeschiedener Geister. Er endete durch Selbstmord in seinem fünfunddreißigsten Jahre. Er soll im Dienste der Jesuiten gestanden haben. „Das deutsche Maurerthum“, sagt Findel, „hatte gegen das Ende des 18. Jahrhunderts in der That eine schwere Schule.“

Einer Darstellung der Beziehungen des deutschen Maurerthums zum Illuminatismus hat Findel einen längern, interessanten Abschnitt in seiner Geschichte gewidmet.

Interessanter noch ist die eingehende Besprechung des sogenannten schwedischen Systems, welches die große Landesloge der Freimaurer von Deutschland in Berlin cultivirt, und gegen dessen Berechtigung in der Maurerei Findel sich mit Entschiedenheit ausspricht. Er faßt, nachdem er eingehend das System geschildert hat, sein Urtheil über dasselbe in folgenden Worten zusammen:

Das schwedische System ist, wie bezüglich des angeblichen Ursprungs, so auch in Lehre und Verfassung von der eigentlichen Maurerei vielfach verschieden; es trägt nicht, wie diese, einen christlich-germanischen Charakter, sondern einen vorwiegend romanischen; es baut sich nicht, wie ein Bund freier Männer und Brüder, von unten nach oben auf, sondern geht mehr in hierarchisch-patriarchalischer Weise von oben nach unten. Es erklärt nur Christen für aufnahmefähig, verwirklicht also nicht die Idee des Bundes der Bünde. Gleich den meisten der früher besprochenen Systeme betrachtet es die drei freimaurerischen Grade nur als Vorstufen zum eigentlichen Tempel, und gleich ihnen behauptete es anfangs, im alleinigen Besitze des wahren Geheimnisses und der echten Freimaurerei zu sein.

Es gab einen Mann, der sich in jener Zeit der Finsterniß seinen klaren Blick auch für das Wesen und die Bestimmung der Maurerei erhielt. Das war Lessing.

Sein „Ernst und Falk“ gehört zum besten, was je über Freimaurerei geschrieben wurde, abgesehen allerdings von seiner Hypothese über den Ursprung des Bundes, welche längst widerlegt ist. Krause und Feßler haben den Werth und die Bedeutung dieser Gespräche vollkommen erkannt und anerkannt, indem sie mit Recht Lessing das Verdienst zuschreiben, daß er hierdurch auch an seinem Theil die Umbildung des Logenwesens in Deutschland mit vorbereitete.

Findel hat mit Offenheit und Kritik die Schäden bezeichnet, welche im 18. Jahrhundert die Gesundheit des Freimaurerbundes zu untergraben drohten; bei alledem gibt er zu, daß der Geist der echten Maurerei auch in diesem Zeitraum nicht unterging; es wurde wenigstens die Geselligkeit gepflegt, Wohlthätigkeit geübt, nach Besserem da und dort eifrig gestrebt, die Keime des Guten und Wahren von einzelnen sorgsam gepflegt und wenigstens die Form bewahrt, sodaß trotz aller Mishandlungen doch der Kern der Sache unversehrt blieb. In seinen Symbolen verbarg der Bund moralische und sociale Grundsätze, die den Keim einer neuen veredeltern Gesellschaft enthielten und ihr im geheimen den Weg bahnten.

Der nächste Zeitraum, von 1784—1813, ertheilte unserm, dem deutschen, Volke die Führerschaft in der Reform des Maurerbundes:

England blieb im wesentlichen auf dem einmal gewonnenen Standpunkte stehen. Mit nüchterner Beharrlichkeit und praktischem Geschick an den einfachen Grundideen des Bundes festhaltend und dem Grundsatze der Nützlichkeit vorzugsweise huldigend, versäumten es die Engländer, das Wesen der Maurerei in seiner ganzen Tiefe zu erfassen, an einer höhern Vergeistigung von Lehre und Gebrauchthum mitzuarbeiten, an der Erforschung der Geschichte sich erfolgreich zu betheiligen und nach der verlorenen Einheit des Bundes zu ringen und zu streben. Diese Arbeit war Deutschland vorbehalten. Infolge der mannichfachen Verirrungen und Erschütterungen, die wir kennen gelernt haben, gezwungen, sich zu besinnen und in die Tiefe zu gehen, in Natur aus mit ewig jugendlicher Begeisterung der Erforschung der letzten Gründe alles Wissens und Daseins zugewendet, gewohnt, mit freiem Flügelschlag des Geistes sich über alles Unzulängliche emporzuheben, war es den deutschen Brüdern vergönnt, die noch unentfaltete Knospe des Maurerthums erst zur vollen Blüte zu entwickeln.

Der erste bedeutsame Schritt zur Läuterung und Reinigung des Bundes geschah im Jahre 1783 von den Provinziallogen zu Frankfurt a. M. und zu Wetzlar, indem sie gemeinschaftlich ein Rundschreiben an die deutschen Logen erließen, in welchem sie dieselben aufforderten, mit ihnen eine Verbindung zu bilden zur Wiederherstellung der königlichen Kunst der alten Freimaurerei. Dieses Rundschreiben ist die Grundlage des sogenannten eklektischen Freimaurerbundes geworden. Folgende sehr bemerkenswerthe Stellen kommen darin vor:

Lassen Sie uns in Ansehung aller bisher bekannten Systeme, davon noch keins zur Zeit erwiesen und erweislich ist, vor der profanen und Maurerwelt eine kluge Neutralität ergreifen und alles dasjenige, woraus weltliche Obrigkeiten Verdacht schöpfen könnten, unter uns abschaffen. Jede einzelne Loge mag ihre höhern Grade, die keine allgemeine Sache sind, für sich allein verantworten. Vor allen Dingen aber lassen Sie uns, meine Brüder, die wahre Maurerei auf denjenigen

echten und simplen Fuß wiederherstellen, worinnen sie sich noch vor nicht langen Zeiten, vor Entstehung aller dieser Systeme befand. Wir enthalten uns hierbei alles Urtheils über die Güte, Echtheit und Beweiskraft aller dieser Systeme, weil unserer Meinung nach Toleranz eine Grundpflicht unsers Ordens ist; wir begnügen uns blos, hier mit historischer Gewißheit anzumerken, daß durch die Einführung der höhern Grade eben diejenigen Zwistigkeiten und Spaltungen im Orden entstanden sind, wodurch derselbe so unendlich viel von seinem Werth verloren hat. Wir nehmen daraus umsomehr die unumstößliche Lehre, daß in einer Gesellschaft wie die unserige Freiheit und eigene Ueberzeugung herrschen müssen, und daß sich darinnen der Vernunft nicht gebieten lasse.

Zwei Männer aber sind vorzugsweise als die Reformatoren des Freimaurerbundes zu bezeichnen: J. A. Feßler, geboren 1756 zu Czurendorf in Niederungarn, und F. L. Schröder, geboren 3. November 1744 in Schwerin. Feßler, mit dem wichtigen Auftrage beehrt, sämmtliche Rituale der Loge Royal York in Berlin zu revidiren und umzuarbeiten, nahm zunächst die Rituale der drei untern Grade in Arbeit. Seine Arbeit fand allgemeinen und entschiedenen Beifall. Im April 1797 stellte er den Antrag auf gänzliche Abschaffung der höhern Grade. Der Antrag ward aber einstimmig abgelehnt. Er hoffte indeß auf bessere Zeiten, und um diese, soviel an ihm lag, desto gewisser herbeizuführen, hatte er schon in die Constitution die Forderung einer vollständigen Revision der Logenverfassung und ihrer Rituale nach drei, sechs, neun Jahren hineingetragen.

Eine ähnliche Reformation, wie Feßler in Berlin, bewirkte F. L. Schröder in Hamburg. Ja diese war noch bedeutsamer, tiefgreifender und glücklicher als jene, da Schröder mit reinerm, keuscherm Forscherſinn zu Werke ging und sowol durch seine Natur und seinen Ruf wie durch die äußern Verhältnisse wirksamer unterstützt wurde. Ihm war es vorbehalten, die Nacht des Irrthums zuerst siegreich zu durchbrechen, die Nebel zu zerstreuen, welche das wahre Licht der Maurerei verdunkelten, und für eine gedeihliche Wirksamkeit festen Boden zu gewinnen. Er ging auf die Urgesetze des Bundes vollständig und rückhaltlos zurück, was er auch damit bewies, daß er die bisherige Schottenloge gänzlich abschaffte und die drei Johannisgrade als die alleinigen wieder anerkannte. Ein anderes Verdienst Schröder's besteht noch darin, daß auf seine Veranlassung die hamburger Provinzialloge sich zu Anfang des Jahres 1811 von England unabhängig und zu einer selbständigen Großloge erklärte.

Einen betrübenden Eindruck macht die in diesem Zeitraum in Deutschland fast durchgängige Ausschließung der Juden von den Logen. Findel sagt darüber (S. 561):

Obgleich das Grundgesetz des Maurerbundes sich klar und bestimmt dahin ausspricht, daß die Aufnahmesuchenden nur zu der Religion zu verpflichten seien, worin alle Menschen übereinstimmen, und daß der Bund, über die trennenden Schranken und Scheidewände des gewöhnlichen Lebens hinaus, der Mittelpunkt zu freundschaftlicher Vereinigung aller Gutgesinnten aus allerlei Volk sein wolle, und obgleich im Ritual die Allgemeinheit des Bundes ausgesprochen ist, hat man doch die Frage, ob Nichtchristen Mitglieder der Brüderschaft sein können, seit Ende des vorigen Jahrhunderts vielfach verneint. Angesichts der niedrigen Bildungsstufe, auf welcher das seit Jahrhunderten geächtete und unter schmählichem Druck seufzende Judenthum sich früher befand, und bei der übertriebenen Rücksichtnahme auf Einzelheiten des Rituals, welche der Aufnahmefähigkeit von Nichtchristen zu widerstreben schienen, ist diese Verneinung leicht zu begreifen, einigermaßen auch wol zu entschuldigen, so sehr sie auch dem Geiste unserer Kunst zuwiderläuft. In Deutschland erhielt diese Frage erst praktische Bedeutung, nachdem sie in England und Frankreich längst entschieden war und zwar im Sinne der Maurerei zu Gunsten der Nichtchristen.

Die dritte Periode in der Geschichte der Freimaurerei datirt Findel von 1814—61. In der Einleitung zu derselben sagt der Verfasser unter anderm:

Die Frage, ob der Freimaurerbund im 19. Jahrhundert noch eine zeitgemäße Bedeutung habe, ja ob er überhaupt noch lebensfähig sei, wurde nicht blos von Nichtmaurern und Gegnern des Bundes aufgeworfen, sondern auch von Mitgliedern.

Findel beantwortet diese Frage dahin, daß des Freimaurerbundes lebenskräftige Idee ihm bei allem Wandel der Verhältnisse seinen Bestand verbürge, seine vielen Lichtseiten stets ihre Anziehungskraft bewähren würden, und daß man aus der Geschichte der Periode von 1814—61 die erfreuliche Hoffnung schöpfen könne, ihm sei noch eine große Zukunft vorbehalten: sein goldenes Zeitalter liege nicht hinter der Gegenwart, sondern vor ihr! Aber — ohne dieses Aber wird's nicht gehen — Findel ist überzeugt, daß eine durchgreifende Reform dringend nöthig sei. Er sagt:

So, wie der Bund allmählich sich gestaltet und in verschiedenen Ländern je nach dem Geiste der Nationalität und unter dem Einflusse gewisser Zeitrichtungen nicht blos andere Formen und andere Gesetze, sondern auch andere Grundsätze und in gewisser Hinsicht einen andern Charakter angenommen, mußte sich das Bedürfniß nach einer Umgestaltung allen denen mit Nothwendigkeit aufdrängen, welche die Idee eines Bundes der Bünde erfaßt hatten und vom Geiste wahrer Maurerei innig durchdrungen waren.

Diese neueste Reformbewegung in den freimaurerischen Bauhütten ist wiederum von Deutschland ausgegangen, dem sich Frankreich anschloß, während England und Amerika die äußere Seite des Maurerthums pflegten, starrem Formendienst verfielen und das Unkraut des Hochgradwesens üppig emporwuchern ließen. Theilnahmlos für die Reformbestrebungen erweisen sich nur die Großlogen schwedischen Systems (Schweden, Dänemark und die große Landesloge in Berlin), sie bilden einen Sonderbund für sich, indem sie ihren Schwerpunkt in den Hochgraden haben und mit dem eigentlichen Freimaurerbund nur durch die von ihrem Standpunkt aus untergeordnete und nebensächliche Johannismaurerei zusammenhängen.

Die Bewegung des Jahres 1848 bedrohte zwar zunächst einzelne Logen mit Angriffen von seiten der aufgeregten Massen, wie sie nicht minder die Theilnahme an den Arbeiten sowol als auch am Bunde selbst abschwächte; aber andererseits theilte sich der allgemeine Aufschwung der Geister und Herzen auch den Logen mit. Alles drängte nach einer Umgestaltung. Zuerst wandte man sich wider das Institut der Großlogen, welches aufzugeben sei. Ein einziger deutscher Logenbund müsse ins Leben gerufen werden, ruhend auf freier Vertretung.

Unter den Großlogen ging die von Sachsen kühn vor, die es nicht bei bloßen Vorschlägen bewenden ließ, sondern sofort selbst an die Spitze der Bewegung trat, indem sie die Bundeslogen aufforderte, etwaige Reformvorschläge an sie gelangen zu lassen.

Allein die ganze Reformbewegung verlief im Sande. Ja, an die Stelle der Fortschrittsbewegungen trat die bange Besorgniß um das Fortbestehen des Bundes in Deutschland. Kaum waren die Wogen des öffentlichen Geistes besänftigt und die rückwärts flutende Bewegung eingetreten, so begannen auch schon die Feinde des Bundes die Tendenz und Wirksamkeit desselben zu verdächtigen.

Erst vor wenigen Jahren sind die Reformbestrebungen wieder aufgenommen, und es steht nunmehr zu erwarten, daß dieselben zu einem befriedigenden Abschlusse in nicht zu ferner Zeit gelangen werden. Mit wenigen bedauerlichen Ausnahmen zeigt alles, was aus dem innern und äußern Logenleben zur Kunde der Brüderschaft gelangt ist, hin auf einen gedeihlichen Aufschwung der Maurerei. Im Jahre 1859 wurden (in Deutschland) nicht weniger als neun, und 1860 fünf neue Logen gegründet. Den modernen Verkehrsmitteln entsprechend, schließen sich die einzelnen Logen Deutschlands immer näher aneinander an, wozu die jährlichen Maifeste und Vereinslogen passende Gelegenheit darbieten. An Fichte's 99. Geburtstage, 13. Mai 1861, wurde zu Potsdam der Verein deutscher Freimaurer gegründet, dessen Zweck die Förderung der maurerischen Wissenschaft in ihrem ganzen Umfange und die Verständigung über alles ist, was das Gedeihen des Bundes fördern und dazu beitragen kann, die Bande der Freundschaft und Bruderliebe enger zu knüpfen. Im Jahre 1865 that die Großloge von Hamburg den entscheidenden Schritt, die indirecte Vertretung der Logen bei den Großlogen (durch Repräsentanten) umzuwandeln in directe und lebendige durch freigewählte Abgeordnete: ein Schritt, der nicht ohne segensreiche Folgen bleiben wird.

Am Schluß seiner Geschichte der Freimaurerei erklärt sich der Verfasser für eine reelle Reform, für die Verbesserung der Verfassungen im Sinne der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und mit Rücksicht auf die Würde der einzelnen Bundesglieder und Körperschaft. Jede maurerische Gesetzgebung muß die Allgemeinheit der Maurerei anerkennen, den Bund als Ganzes und seine Ausgestaltung zu einem lebensvollen Organismus fest im Auge behalten und von der Selbständigkeit und Selbstregierung der einzelnen Logen ausgehen. Die Großlogen dürfen nur Vollzugs- und Verwaltungsbehörden und müssen der unverfälschte Ausdruck der ihnen untergebenen Logen sein.

Die Freimaurerei kann, wie alles Heilige, des Cultus nicht entbehren; derselbe sollte jedoch, unter Wahrung seiner Urform und auf Grund des ältesten, einfachen Rituals zeitgemäß umgestaltet und veredelt werden.

Vor allem aber gilt es, den Geist in den Logen mehr und mehr zu heben, die Arbeiten bedeutender und anziehender zu machen, auf ein immer tieferes Erfassen der Idee der Maurerei und ihre Ausprägung in allen Einrichtungen sowie auf Darlegung der maurerischen Grundsätze hinzuwirken — mit einem Wort, die Wirklichkeit immer mehr der Idee anzunähern, aus der Freimaurerei überall Ernst zu machen und alle einzelnen Logen umzuschaffen in wahrhafte Stätten der Freiheit, des Friedens, des Lichts, der Liebe und des Lebens.

Wir können unsern Bericht über Findel's Geschichte nicht schließen, ohne noch darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß dieselbe eine sehr genaue, übersichtliche Darstellung über die maurerische Literatur in allen drei Perioden gibt, sowie daß ihr ein Anhang beigegeben worden ist, der folgende sehr interessante Schriftstücke enthält: 1) „Ausweis deutscher Steinmetzen." 2) „Ordnung der deutschen Steinmetzen vom 25. April 1459." 3) „Auszug aus der Halliwell'schen Urkunde, nach der Uebersetzung von Marggraff." 4) „Ausweis der englischen Masonen." 5) „Die alten Pflichten oder Grundsätze." 6) „Allgemeine (alte) Verordnungen." 7) „Der Orden der Tempelherren und die Gerüchte seiner angeblichen Fortdauer." 8) „Die kölner Urkunde und die ihre Unechtheit beweisenden Schriften." 9) „Die Ordenslüge des schottischen Ritus der 33 Grade." 36.

Geologische Studien.

Geschichte der Erde. Eine Geologie auf neuer Grundlage. Von Friedrich Mohr. Bonn, Cohen und Sohn. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses erst kürzlich erschienene geologische Werk begrüßen wir als eine der interessantesten Gaben, welche uns auf diesem Felde geboten werden konnte.

Sowol die Klarheit in der Behandlung des Stoffs und die übersichtliche Kürze, mit welcher derselbe dem Leser vorgeführt wird, als auch die historischen Data und die Widerlegung der Argumentationen der Anhänger anderer Systeme machen dieses Werk für jeden Freund der Geologie, sei er nun Fachmann oder blos Laie, zu einem lehrreichen und wichtigen.

Mohr ist eine bekannte Celebrität der Chemie und als Chemiker ein entschiedener Gegner des Plutonismus, dessen fernerm Bestande er durch sorgfältige Analysen, namentlich jener Gesteinsgattungen, welche bisher als Gebilde des Feuerflusses und als aus dem Erdinnern hervorgegangen angesehen wurden, gleichsam den Lebensnerv abschnitt. Er hat nachgewiesen, daß alle Silicate und somit auch die Granite, Gneise, Glimmerschiefer, Chloritschiefer, Talkschiefer, Basalte u. s. w., sowol der Mengung ihrer ungleichartigen Bestandtheile als auch des darin eingeschlossenen Wassers wegen, niemals im Feuerflusse gewesen sein können; sondern daß sie ebensolche sedimentäre Gebilde seien wie alle übrigen thonigen und kalkigen Steingattungen, in welchen man Versteinerungen von Seepflanzen und von im Wasser lebenden Thieren, oder aber scharfkantige Bruchstücke von Krystallen, feines Schichtengefüge, Kalklagen u. s. w. findet.

Für die Anhänger des Plutonismus werden diese Nachweisungen, welche nun nicht mehr vereinzelt dastehen

und welche mit den Wahrnehmungen anderer Richtungen sehr wohl harmoniren, ein harter Schlag sein; da, wenn der plutonische Charakter der Gesteine, wenn ihr Hervordringen im feuerflüssigen Zustande aus dem tiefen Innern der Erde fortfällt, auch die ganze Lehre der Hebungen der Gebirge und ihrer Altertheilung, jene der vielfachen Umwälzungskatastrophen der Erdoberfläche mit dem jedesmaligen gänzlichen Untergange der organischen Schöpfung, die Theorie der Leitmuschel als des chronologischen Wegweisers, der Eiszeit mit ihren Eisschliffen und Rundhöckern u. s. w., kurz die vorzüglichsten Stützen und vielgerühmten Handhaben des Plutonismus ihre geologische Bedeutung und Berechtigung verlieren.

Wie die Beleuchtung des Saales dem Gaukelspiele der Zauberlaterne, welches die Kinder bewunderten, plötzlich ein Ende macht, so verscheucht auch das reine und verläßliche Licht der Wissenschaft, welches Mohr aus dem chemischen Laboratorium über die wahre Natur der Silicate und daher auch über alle bisher für plutonischen Ursprungs gehaltene Steine leuchten läßt, alle gehaltlosen Hypothesen für immer, auf welchen das plutonische Gebäude aufgeführt wurde.

Es ist ein großer Gewinn für die Wissenschaft, daß sie endgültig von allen bisherigen unklaren und unrichtigen Vorstellungen erlöst wurde, aus welchen sie niemals einen wahren Nutzen zu ziehen im Stande war.

Es ist aber dies auch deshalb ein Gewinn für sie, weil nun die Kraft gebrochen ist, mit welcher der in Lehrbüchern und in Schulen herrschende Plutonismus sich bisher jeder bessern und freiern Forschung entgegensetzte.

An dem einstigen Feuerfluß der Granite, der Syenite u. s. w., an der Verläßlichkeit der Leitmuschel, an der wirklichen einstigen Existenz der Eiszeit u. s. w. haben zwar selbst die Koryphäen des Plutonismus schon lange gezweifelt; aber dessenungeachtet war diese Lehre doch ein gewaltiger, jede freiere Forschung erstickender Alp, da er nicht blos Geologen, sondern auch Mineralogen und Metallurgen in seinen Netzen umschlungen hielt.

So ist es ein großes Verdienst F. Mohr's, der übrigens hier wie gesagt weder allein noch ohne Vorgänger steht, daß er diesem Alp kräftig entgegentrat, und daß er somit Geologen und Mineralogen für alle Zeit, solange chemische Analysen ihre Geltung behaupten werden, zwang, auf andern als auf den feurigen und gehobenen plutonischen Wegen ihre Ziele zu verfolgen und ihre Probleme zu lösen.

Aber dieses nicht zu unterschätzenden Verdienstes ungeachtet wird Mohr doch für die anderweitigen Grundsätze seines interessanten Werks harte Kämpfe zu bestehen haben: nicht gegen den Plutonismus, der nun glücklich überwunden ist, sondern gegen Chemiker, Physiker und Mechaniker und für dasjenige, was er an die Stelle des plutonischen Grundprincips, nämlich der Hebungstheorie, glaubt setzen zu müssen.

Mohr, der Chemiker, weist nach, daß die Erde noch immer in einem ununterbrochenen chemischen Umwandlungsprocesse ihrer Stoffe, und daher auch ihrer Formen begriffen sei. Nichts ist natürlicher, als daß von ihm, nach Beseitigung anderer hierbei thätiger Kräfte, der chemischen Affinität, Cohäsion und Krystallisirungskraft der Stoffe die vorzüglichste Umwandlungsrolle zugewiesen wird, und daß daher auch die Bildung oder Hebung der Gebirge, welche eins der schwierigsten geologischen Probleme bildet, als die Folge der Thätigkeit und der Kraftfülle dieser chemischen Vorgänge hingestellt wird.

Die Wasser der Erdoberfläche dringen nach Mohr mit den von ihnen mitgeführten Stoffen bis in die größten Tiefen des Erdinnern, wo dann die Umwandlung derselben und die Bildung von stets neuen Stoffen vor sich geht.

In diese jeder Beobachtung entrückten Tiefen der Erde sind bei ihm die chemischen Laboratorien jener Krystallisationsprocesse verlegt, welche durch die von dem Wasser in ewiger Bewegung gehaltenen Stoffe alle bestehenden großen und kleinen Unebenheiten der Erde hervorgebracht haben und noch gegenwärtig hervorbringen.

Die einzig durch die Sonne und durch chemische Wirkung vermittelte Wärme der Erde zwingt Mohr, von einem in selbständiger Wärme befindlichen Erdkerne gänzlich abzusehen, und so fällt bei ihm auch die Kant-Laplace'sche Hypothese des einstigen feuerflüssigen Zustandes der sich bildenden Erde gänzlich fort, welcher wir bisjetzt die Abplattung der beiden Pole zuschreiben.

Nach der neuen Lehre Mohr's ist diese nicht bestrittene Thatsache der polaren Abplattung der Erdkugel eine Folge des Polareises und der Verwitterung, welche selbstverständlich, da Polareis und Verwitterung bleibende Thatsachen sind, keine endliche Grenze dieser Abplattung zulassen!

Die sich aufdrängende Frage über den Stillstand, welcher in der ganzen historischen Zeit, in der Gebirge bildenden Krystallisationskraft der Erde beobachtet wird, da keine geringste Thatsache von andern als von vulkanischen Bergbildungen nachzuweisen ist, beantwortet Mohr durch die Hinweisung auf die langen Zeiträume, welche für solche erforderlich sind!

Es wird offenbar Hypothese für Hypothese gesetzt, wenn statt plutonischer chemische Kräfte meilenhohe Gebirgsrücken aus dem Erdinnern hervorgetrieben haben sollen! Denn wie die plutonischen Hebungskräfte sich jeder correcten Nachweisung entziehen, so ist dies auch bei den chemischen von den jetzt so beliebten kleinsten Dimensionen und von unendlicher Zeitdauer der Fall, und daher ist durch diesen Wechsel im hebenden Princip der Gebirge kein Gewinn an Klarheit sichtbar.

Man wird jedoch ewig in solchen Cirkeln sich bewegen, wenn die geologische Entwickelungsgeschichte der Erde fort und fort den Gesichtspunkten der vereinzelten naturwissenschaftlichen Zweige überlassen und nicht aus dem höhern Gesichtspunkte des allseitigen Vereins derselben betrachtet wird.

Astronomie, Physik, Mechanik haben auch ein Stimmrecht bei geologischen Fragen, und auch die Fülle der äußern Formen der Erdoberfläche in ihren Bergen, Tiefen, Uferrändern u. s. w. kann uns wichtige Fingerzeige in geologischen Dingen geben.

Mohr's Abhandlung über die Meteoriten iſt in hohem Grade anziehend, da wir mit dem neueſten Standpunkte der bezüglichen Forſchung bekannt gemacht werden, in welcher die chemiſche Analyſe die Hauptrolle ſpielt. Es werden uns hierbei Blicke weit über die Erde hinaus eröffnet, durch die wir uns mächtig angezogen fühlen.

Weniger glücklich möchten wir die nicht neue, aber jetzt wieder zur Mode gewordene Abhandlung über den Artenwechſel in den organiſchen Gebilden der Erde nennen, in welcher Mohr die Darwin'ſche Lehre en bloc annimmt.

Unbegreiflich, daß ein ſo ſcharfer Denker wie Mohr auf das Phantaſiegebilde Darwin's, den struggle of life, den Kampf um das Leben, welcher zum Ausgangspunkte der Hypotheſe des Artenwechſels gemacht wird, ſo ganz ohne Widerrede eingeht.

Uns ſcheint ein derartiger Kampf, ein Kampf, aus welchem ein Artenwechſel hervorgehen könnte, nirgends auf Erden zu beſtehen. Um die Nahrung kämpfen die Thiere in der Regel nicht, da das unendliche Füllhorn der Natur jedem derſelben die eigenthümliche und entſprechende Nahrung im angewieſenen Aufenthaltskreiſe darreicht. Auch ſind alle Thiere zur Auffindung und zur Ergreifung derſelben von der Natur zweckmäßig ausgerüſtet.

Der ſchwerfällige Elefant und der gelenkige Affe, der reißende Wolf und das ſchwache Lamm, der Vogel in der Luft, der Fiſch in den Gewäſſern, ſie finden alle leicht die ihnen zuträglichſte Nahrung und können ſich dieſelbe aneignen, nach Bedarf auch ſammeln und bewahren. Kampf findet hierbei durchaus nicht ſtatt.

Wo aber ein Geſchlecht für Erlangung der Nahrung auf ein anderes angewieſen iſt, wie das Raubthier und die paraſitiſche Pflanze auf das Leben anderer Geſchöpfe, findet da irgendwie ein mit Veredlung oder mit Stärkung der Opfer verbundener Kampf um das Leben ſtatt? Wir zweifeln! Denn in jedem vorkommenden Falle wird nur das einzelne Opfer, das Subject ergriffen und getödtet, die zerſtreut lebende Gattung jedoch, welche unbetheiligt am Geſchicke der einzelnen Opfer und jedenfalls theilnahmlos bei demſelben bleibt, lebt ſorglos ihrem Inſtinct folgend fort ohne Begriffe von der eigenen Schwäche, ohne Hülfsmittel gegen dieſelbe! Wo weiß ſie die zweckmäßige Hülfe zu finden, um die geſchaffenen körperlichen und inſtinctlichen Verhältniſſe zu ändern, welche ihr von der Natur, nach ihren eigenen größern Zwecken, urſprünglich zugewieſen worden ſind? Ja, wo nimmt ſie die hierzu erforderlichen Begriffe und das Bewußtſein her, das ihrer Natur ganz fremd iſt?

Es iſt bisjetzt noch kein Fall eines correct nachgewieſenen Artenwechſels bekannt, der, wenn er erfolgte, der Sorgfalt der Natur widerſprechen würde, welche ihre Werke überall in der unendlichen Schöpfung nach unabänderlichen Geſetzen geregelt und ſo auch für deren Erhaltung geſorgt hat. Ganze Geſchlechter ſtarben von jeher eines gewaltthätigen Todes, wie ſämmtliche Hausthiere, aber deſſenungeachtet verblieben ſie ſeit menſchlicher Erinnerung in immer unveränderlichen körperlichen und inſtinctiven Verhältniſſen.

Wie ſoll auch ein Kampf, der in jedem einzelnen Falle mit dem Tode des Schwächern endet und welchen in den weitaus zahlreichſten Fällen, wie geſagt, nur iſolirte Individuen zu beſtehen haben; wie ſoll dieſer Kampf die Gattung beeinfluſſen, welche dabei ganz unbetheiligt bleibt?

Andererſeits ſind auch die phyſikaliſchen Verhältniſſe der Erde ſeit dem Beſtande der organiſchen Schöpfung, mit Ausnahme einer geringen Wärmeabnahme, ſtets unverändert dieſelben geblieben. Einzelne Species von Thieren und Pflanzen werden allerdings nicht mehr gefunden, Ichthioſaurier und Dinotherien, Calamiten und Sigillarien ſind von der Erde verſchwunden; aber wie ungeheuer groß iſt dagegen die Zahl derjenigen Pflanzen und Thiere, welche wir verſteinert in allen möglichen Steinſchichten und zugleich auch noch lebend auf Erden finden?

Dies iſt ein ſprechender Beweis für die während der ganzen Dauer der Schöpfung unverändert verbliebenen phyſikaliſchen Verhältniſſe der Erde, welche demnach keinen Einfluß auf Artenwechſel gehabt haben können. Wie ſoll dies auch durch phyſikaliſche Einflüſſe überhaupt möglich ſein, wenn nicht die ganze Gattung zugleich in eine andere übergeführt wird, was jedoch gar nicht behauptet werden kann, weil es offenbar nicht der Fall iſt.

Wären überhaupt Veränderungen der Arten möglich, ſo müßte viel eher die abſteigende als die aufſteigende Richtung eingehalten werden; da ſowol die große Vermehrung der Geſchöpfe auf Erden als auch die zunehmende Verödung großer Erdſtriche die Erhaltung des Lebens immer ſchwieriger machen und daher zu ſtets gewaltigern Kämpfen für dieſelbe führen müßten.

Der Lebensſtrom auf Erden fließt jedoch mit unveränderten Arten fort, ſoweit die Traditionen reichen, und was an Veränderungen correct nachgewieſen werden kann, beſchränkt ſich einzig und allein auf beſſeres Gedeihen bei ſorgſamer und auf ein Verkümmern bei mangelhafter Pflege nicht ganzer Geſchlechter, ſondern nur einzelner zuweilen wol ſehr zahlreicher Individuen derſelben.

Die von der Erde verſchwundenen Maſtodonten und Dinotherien der Vorzeit ſtehen offenbar in den gleichen Verhältniſſen zur lebenden Schöpfung wie die Dronte, der Moa, das Borkenthier und wie der Mops, die ſämmtlich in unſern Tagen erſt ausgeſtorben ſind. Wenn aber ein Artenwechſel weder durch den Darwin'ſchen Kampf um das Leben, noch durch Veränderungen der phyſikaliſchen Verhältniſſe der Erde herbeigeführt worden ſein kann; wenn überdies die noch zahlreichſten lebenden Urtypen der vermeintlich gewechſelten Arten ſprechendes Zeugniß gegen einen ſolchen Wechſel ablegen: wo ſoll da die Veranlaſſung zu dieſem Phänomen gefunden werden? Nirgends anders als in der wiſſentlichen Selbſttäuſchung ihrer Erfinder und ihrer Verbreiter oder Nachbeter!

Die unendliche Fülle der Schöpfung bleibt auf Erden ewig unverändert erhalten, im animaliſchen wie im pflanzlichen Leben, und nur das einzelne geht verloren, höchſtens die vereinzelte Species durch die Ungunſt der Verhältniſſe!

Wir hätten es gern gesehen, wenn Mohr die gehaltlose Hypothese des Artenwechsels, welche schon in Cuvier einen sehr mächtigen Gegner fand, als eine nicht nothwendig in den Bereich der Geologie gezogene Betrachtung gänzlich übergangen hätte. Dessenungeachtet sind wir doch der vollen Ueberzeugung, daß sie dem übrigen geist- und wahrheitsvollen Gehalte seines Werks keinen Abbruch zu thun im Stande sein wird.

Mohr fürchtet, man werde in feindlichen geologischen Lagern versuchen, sein Werk todtzuschweigen, wie man bereits früher manche wichtige, den herrschenden Systemen jedoch widersprechende Thatsachen todtzuschweigen bemüht war. Wir fürchten dies nicht im geringsten, da wir überzeugt sind, daß gegenwärtig bei dem bestehenden Interesse für die Wissenschaft und bei der vorhandenen Verkehrsblüte aller Länder preiswürdige Gedanken ebenso wenig vom wissenschaftlichen Markte abzuhalten sein werden, wie preiswürdige Kunst- oder Naturproducte vom Weltmarkte.

Heutzutage erhält Kronen, wer Kronen verdient, und der Chemiker wird dieselben von den Geologen sicher erhalten, wenn er nicht zu autokratisch in einem Gebiete schaltet, welches Gleichberechtigung aller naturwissenschaftlichen Fächer fordert. 37.

Neue Novellen und Romane.

1. Entschleierte Dunkel. Novellen von Theodor Spitta. Berlin, Wegener. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Spitta hat Gedichte unter dem Titel „Waldblumen" herausgegeben, die wir mit Vergnügen gelesen haben. Dasselbe würden wir von diesen Novellen sagen, wenn sie uns in einer illustrirten Zeitschrift oder in einem Feuilleton zu Gesicht gekommen wären. Verzeihe man den Stoßseufzer: o über die Novellisten, welche nicht eher ruhen noch rasten, als bis sie ihre Erzählungen auch in Buchausgabe auf den Markt gebracht! Wozu all diese Sammlungen? Wem ist damit gedient? Zur Hebung des Geschmacks tragen sie schwerlich bei, und die Leihbibliothekare können ohne sie bestehen, dafür sorgen die Romanschreiber. Der Verfasser dieser Zeilen liefert für zahlreiche Blätter große und kleine Novellen, aber es wird ihm nie in den Sinn kommen, davon eine Sammlung zu veranstalten; er weiß sehr wohl, daß seine Arbeiten ihre Schwächen haben, die gewöhnlich unentdeckt bleiben, wenn dem Leser wöchentlich ein Kapitel oder täglich ein Stückchen aufgetischt wird. Hat man es aber wie im vorliegenden Falle mit einer Sammlung zu thun, so wird der Maßstab natürlich ein ganz anderer; der völlige Ueberblick ist gegeben, Personen und Dinge lassen sich mit Ruhe von allen Seiten betrachten.

Spitta bringt drei Novellen, die sämmtlich nett erfunden und glatt geschrieben sind. Auf den ersten Blick sieht man, daß er bei der Niederschrift ein Journal oder Feuilleton im Auge gehabt hat; sein Bemühen war, recht viel packende Scenen, möglichst viel Abwechselung zu bringen. Immerhin, wenn die Erzählung kapitelweise erscheint; aber der Leser eines Buchs braucht zuweilen eine Scene, wo es recht ruhig hergeht, um sich verschnaufen zu können. Die meisten Begebenheiten in „Entschleierte Dunkel" stehen auf der Spitze, noch um ein Haar weiter und — plumps, da liegt die ganze Geschichte! Es würde uns zu weit führen, wollten wir den Inhalt der drei Novellen: „Die Gräfin Casella", „Reich und arm", „Ein Armenarzt", nacherzählen und somit dem Verfasser beweisen, wie gefährlich er balancirt. Der Leser eines Feuilletons bedarf hier und da, wenn wir so sagen dürfen, des Anblicks eines Seiltänzers zwischen den Zeilen; der aufmerksame Leser eines Buchs hingegen fühlt sich dadurch entschieden abgestoßen. „Reich und arm" ist die längste und beste Novelle. Schade nur, daß die Schloßbewohner so furchtbar albern und schlecht, die Bauern so fabelhaft fromm und gut sind. Diese Brenner, Just und Gretel, werfen mit frommen Redensarten nur so um sich; aus Just's und Gretel's Gesprächen sieht man auch, daß Spitta fleißig Berthold Auerbach gelesen, es aber nicht verstanden hat, den Meister der Dorfgeschichte nachzuahmen. Zum Schluß wiederholen wir: man bedenke sich doch zehnmal, ehe man Novellen sammelt, die für ein Journal oder ein Feuilleton geschrieben wurden.

2. Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürstenvereins in Texas. Von Armand. Zwei Bände. Leipzig, F. Fleischer. 1867. 8. 3 Thlr.

Möge der Verfasser gefälligst recht genau nachlesen, was Otto Banck in „Vom Literaturgeist unserer Tage" über Materialismus und Rothwelsch der überseeischen Romantik und über Untergang des geistigen Gehalts im sinnlichen Stoff mit Hinweis auf Balduin Möllhausen und Otto Ruppius schreibt. Diese Philippika enthält sehr viel Beherzigenswerthes. Im Vorwort sagt Armand:

In dem nachfolgenden Werke gebe ich ein Bild aus dem bedeutungsschwersten Abschnitt meines ereignißreichen Lebens, bedeutungsschwer durch meinen Einfluß auf das Schicksal vieler tausend Deutscher, welche damals meiner Fürsorge bedurften. Es war die Zeit, wo ich als Colonialdirector die Ansiedelungen des deutschen Fürstenvereins in Texas leitete, und wo es mir vergönnt ward, der großen Zahl meiner dorthin ausgewanderten Landsleute im Augenblick der Noth zu Hülfe zu kommen.

Aus dem Vorwort sehen wir auch, daß der eingeflochtene Roman auf wirklichen Begebenheiten beruht. Leider ist dieser Roman gewöhnlich; im Grunde haben die Gerstäcker, Möllhausen, Ruppius u. s. w. mehr oder minder schon dasselbe erzählt. Ueberhaupt hätte Armand weit klüger gethan, wenn er diese „Würze" beiseitegelassen hätte; eine bloße Schilderung des wonnigen, sonnigen, ewig grünen Texas und der Zustände und Verhältnisse der deutschen Colonien daselbst, die Armand ja alle aus eigener Erfahrung und eigenen Erlebnissen kennt und bei seinem scharfen Beobachtungstalent naturwahr schildert, wäre dem gebildeten Leser viel willkommener gewesen. Rügen müssen wir noch die ausführlichen, gänzlich überflüssigen Kapitelüberschriften. So z. B. steht über dem achten Kapitel: „Große Besorgniß. Der alte Friedenshäuptling. Die Wachslichter. Plötzliche Flucht. Die Mühle. Das Frühjahr. Aufblühen der Stadt. Fassen. Munition.

Die Kanone. Die Nachtmusik. Der alte Freund. Der Kaffee.“ Wozu der Lärm? Soll sich der Leser etwa aussuchen, ob er über Nachtmusik oder über den Kaffee lesen will?

3. Von jenseit des Meeres. Novelle von Theodor Storm. Schleswig, Schulbuchhandlung. 1867. 16. 22½ Ngr.

Das Interesse für Storm's Erzählungen hat sich wesentlich vermindert, weil sie wie die Stifter'schen aus dem eigenen Zauberkreise nicht herauskönnen und sich fort und fort in demselben bewegen: glückliche oder unglückliche Liebe ist ihr beständiger Inhalt, ein Thema in verschiedenen Variationen. Storm's neueste Gabe: „Von jenseit des Meeres“, ist in gewohnter Weise sauber und liebenswürdig ausgeführt, höhern Ansprüchen genügt sie nicht. Die Personen entbehren der Schärfe, die geringe Handlung rückt langsam vor, es fehlt das Ergreifende, der Flug über Höhen und Tiefen, die Leidenschaft, die Idee. Der Inhalt der Novelle ist dürftig; nur der realistische Schluß überrascht angenehm gegen Storm's sonstige Sentimentalität. Selbstverständlich, daß es an anmuthigen Schilderungen nicht fehlt; wir heben besonders Alfred's Abendspaziergang im Garten und sein Träumen am See hervor. Auf S. 31 findet sich folgendes Gedicht:

Ich bin eine Rose, pflück' mich geschwind,
Bloß liegen die Würzlein vor Regen und Wind.
Nein, geh nur vorüber und laß du mich los,
Ich bin keine Blume, ich bin keine Ros'.
Wol wehet mein Röcklein, wol faßt mich der Wind;
Ich bin nur ein heimat- und mutterlos Kind.

Das ist Klingklang gegen Storm's sonstige gemüthvolle Stimmungslieder. Wir wurden lebhaft an das verschollene „Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum“ von Redwitz erinnert.

4. Die Tochter des Försters. Eine Dorfgeschichte aus dem Waadtland von Urban Olivier. Frei aus dem Französischen übersetzt. Zürich, Meyer. 1867. 8. 16 Ngr.

Dieser kleine Roman gewährt ein anschauliches Bild des Lebens und Treibens in und um Chenallet. Gefällige Naturschilderungen, gemüthliche und ergreifende Scenen sind zwanglos aneinandergereiht, niemals treten die Uebergänge schroff hervor. Der Dialog ist sehr lebendig, die Personen stehen scharf umrissen da. Eine gewisse frömmelnde Brühe, in welcher das Ganze gleichsam schwimmt, berührt wenig angenehm, stellenweis sogar recht lästig. Warum hat sich der Uebersetzer nicht genannt? Vermuthlich weil er sich seiner erbärmlichen Verdeutschung geschämt hat.

5. Hurdy-Gurdy. Bilder aus einem Landgängerdorfe von Ottokar Schupp. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1867. 8. 8 Ngr.

Dieses Büchlein kommt aus einer Gegend, in welcher der Pietismus in voller Blüte steht. Daher kein Wunder, daß wir dasselbe mit einigem Widerwillen zur Hand nahmen. Der Hinweis auf Gottes Zorn, auf Satans Liebkosungen, als da sind Fegfeuer u. s. w., fehlt natürlich nicht, aber diesen Dorfbewohnern gegenüber, die an ihren Kindern in der fluchwürdigsten Weise handeln, sind etliche Donnerwetter von der Kanzel herab schon angebracht, wenn man auch im voraus weiß, daß dieselben zu nichts fruchten. Es ist einmal so: die Welt wird alle Tage schlechter, und Gold, Sammt und Seide sind zu prächtige Lockvögel. Geschrieben ist das Büchlein wirklich hübsch. Die Scenen sind gelungen verknüpft, die Charakteristik, einige Breiten besonders zu Anfang abgerechnet, höchst lebendig, der Stil sehr sauber. Mich hat manch trüber Blick ins Leben gestählt, aber beim Lesen dieser unsagbar traurigen Geschichte sind mir doch die Thränen aus den Augen geflossen.

6. Das Weihnachtskind. Lebensbild von Helene Buchen. Barmen, Langewiesche. 1867. Gr. 16. 7½ Ngr.

Aus Barmen, also gleichfalls von dort, wo der Pietismus wild wachsen soll. Die Geschichte ist auch wirklich sehr fromm und sehr langweilig und sehr gewöhnlich. Die Unschuld, die gar nicht unschuldiger gedacht werden kann, stirbt am gebrochenen Herzen, der Sünder stirbt auch „als ein reuiger und doch begnadigter Sohn“, und der Lehrer, der diese unausstehliche Geschichte erzählt, erlaubt sich schließlich ganz ergebenst anzuzeigen, daß er des Sünders Tochter zu heirathen gedenkt:

Jetzt ist die Lore meine verlobte Braut, und ich danke Gott, daß er mich diese köstliche Perle hat finden lassen, und bin gewiß, der Herr wird auch an ihr sein Wort wahr machen: „Der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters, noch die Tochter die Missethat der Mutter, sondern des Gerechten Gerechtigkeit soll über ihm sein.“

Schließlich noch eine Bitte an Frau — das Werk ist dem lieben Schwiegervater gewidmet — Helene Buchen: Madame, wenn Sie abermals den Drang verspüren sollten, einen westfälischen Bauernhof zu beschreiben, so haben Sie die Freundlichkeit, vorher recht genau Immermann und Levin Schücking zu lesen. Dann möchte Ihre Beschreibung vielleicht ein wenig poetischer ausfallen. Verzeihen Sie diese Bitte, sie kommt aus der Tiefe des Herzens. 28.

Feuilleton.

Die Freiligrath-Feste in Deutschland.

Ueberall in Deutschland ist jetzt der Name Freiligrath an der Tagesordnung. Großartige Dichterfeste bis zu den bescheidensten Salon- und Gartenconcerten, deren Ertrag für den Dichter bestimmt ist, tragen überall diesen Namen an der Spitze. Es fehlt nicht an Stimmen, welche diesen Festjubel als einen großen Puff und Humbug bezeichnen oder auf Dichter hinweisen, welche in gleichem, nach ihrer Ansicht selbst in höherm Maße eine solche Auszeichnung verdienen. Vielen ist indeß das Rumoren des „alten Maulwurfs“, des poetischen deutschen Gewissens, unbequem in einer Epoche, welche nicht realistisch genug, nicht poesiefremd und poesiefeindlich genug von allen Seiten geschildert werden kann, am meisten von denen, welche ihren eigenen Groll, ihre eigene Indifferenz gegen die Dichtung nur schwer verbergen können.

Alle aber, denen der Fortgang unserer literarischen Entwickelung eine Herzenssache ist, mögen sich dieser allgemeinen Bewegung zu Gunsten eines Dichters erfreuen, welcher der

eutschen Nation einige schöne und unvergängliche Gedichte geschenkt hat und in welchem überdies unserer ganzen modernen Dichtung eine wohlverdiente, nur von ihren Gegnern misliebig aufgenommene Huldigung dargebracht wird. In diesem Sinn prach sich der Herausgeber d. Bl. am Eingang seiner, bei dem reiligrath-Fest in Berlin am 17. Juni vor den beiden Häuern des Victoriatheaters gehaltenen Festrede*) aus: „Deutschand hat in jüngster Zeit mehrere Dichterfeste gefeiert! Ein auch der Begeisterung ging durch die Nation, als das Gedenkfest Friedrich Schiller's sie an die großen Thaten des Geies erinnerte, welche der unsterbliche Sänger vollbracht, und n jene gemeinsamen Schätze, die er in seinen Werken der Naon als Erbe hinterlassen hatte. Auch das Andenken Ludwig hland's ist gerade an dieser Stelle würdig gefeiert worden. nd dennoch gemahnt das heutige Fest mehr als die frühern a die schönen Tage Griechenlands, das auch den Siegern im Wettkampf der Dichtung den Kranz auf eine oft noch jugendche Stirne drückte. Es ist ein Dichterfest, wie die Schiller- nd Uhland-Feier, aber es ist kein Todtenfest, wie jene! Heute iern wir einen lebenden Dichter, und so ziemt es einer ation, welche selbst den vollen Pulsschlag des neuerwachten ebens in sich fühlt. Ihr ziemt es, nicht der Dichter zu verssen in der eifrigen Arbeit einer nationalen Wiedergeburt, in n rastlosen und erfolgreichen Bestrebungen des öffentlichen ebens, welche den Staatsmännern und Feldherren, den Bürern und Kriegern glänzende Triumphe bereiten; ihr ziemt es, ngedenk zu sein der geistigen Macht und Gewalt, aus welcher le großen Thaten hervorgehen. Bedeutsam mahnend ertönt e Stimme der Dichter in die Gegenwart und prophetisch verindend in die Zukunft. Es ist dieselbe Begeisterung, welche n Sängern ihre unsterblichen Lieder in die Feder und den riegern ihre unsterblichen Thaten in das Schwert dictirt. Es t ein Odem des Göttlichen, man weiß nicht, von wannen er mmt, noch wohin er geht; doch unter seinem Hauche verandelt sich das Meinen und Glauben der Menschen und die estalt der Welt. Ohne solche Begeisterung, ohne die Leidenhaft für das Allgemeine ist nichts Großes vollbracht worden. ie Hohepriester dieser Begeisterung aber, deren Amt es ist, re Glut zu mehren — es sind die Dichter! Drum Heil dem elk, das seine Dichter ehrt, das sich nicht von ihnen abkehrt rdrossenen Sinnes, nur dem Nächsten, dem Vergänglichen gewendet!"

Man hat Freiligrath oft einen Panoramamaler genannt nd ihn zu den schlechten beschreibenden Poeten gezählt. Gegen esen Vorwurf vertheidigt ihn die Festrede, indem sie das geige Band seiner Dichtungen hervorhebt. „Dies geistige Band der stimmungsvolle Hauch, der über Freiligrath's Gemälden ttert, der kosmopolitische Gedanke, der sie beseelt, der Feuerift, der das brennende Colorit geschaffen, der tiefere Sinn, nicht aufdringlich, aber doch dem feinern Verständniß zuänglich, sich oft hinter dem anscheinend bedeutungslosen Bilde rbirgt. Nicht daß er alles ausspricht mit vollönender Beedsamkeit, macht den gedankenreichen Dichter; er ist es nicht inder, wenn der Gedanke ohne Rest in dem selbstredenden dichrischen Bilde aufgeht. Auch da ist noch Geist, Leben, Geiste, wo das Bild, das der Dichter uns entrollt, als ein ldentiges Symbol erscheint, in welches mannichfache sinnche Beziehungen ahnungsvoll hereinschimmern." Freiligrath t eben ein gestaltender Poet, bei dem der Gedanke meistens das Bild verwoben ist.

Die berliner Festfeier im Victoriatheater war jedenfalls an den bisherigen Freiligrath-Festen das großartigste. Sehr arm ist die Schilderung, die Julius Rodenberg in der Haßbrenner'schen „Berliner Montags-Zeitung" von derselben ntwirft: „Selten", heißt es dort, „hat ein Fest, während es gefeiert worden, größern Enthusiasmus erregt und, nachdem es vorüber, in allen Herzen eine tiefere Befriedigung zurückgelassen als dasjenige, von welchem wir berichten wollen. Die einfachsten Mittel zeigten sich ausreichend, um in ungewöhnlicher Weise die Theilnahme dieser Stadt zu wecken, von der man im übrigen nicht zu sagen pflegt, daß sie dem Idealismus huldige; das gesprochene Wort und das Lied genügten, um eine Menge in Bewegung zu setzen, welche die besten und die tüchtigsten Elemente unserer bürgerlichen Gesellschaft umschloß. So sehr ist es wahr, daß es nicht immer des glänzenden Apparats, der Schaustellung und des Prunks bedarf, um etwas Großes zu erreichen; das Auge läßt sich bestechen, das Herz nimmermehr....

„Eine Versammlung, imposant sowol durch ihre Zahl als ihre Zusammensetzung, erfüllte die beiden Häuser des Victoriatheaters, welche nur durch die Bühne getrennt, zusammen einen mächtigen Ovalbau bildeten. Aber der Blick war auf beiden Seiten geschlossen, bis die Glocke das Zeichen des Anfangs gab, und auf beiden Seiten zugleich sich die Vorhänge hoben. Nun sahen sich zuerst diese beiden Häuser, beide strahlend von Kerzenglanz und beide gefüllt, Kopf an Kopf von den untersten Plätzen bis zu den obersten, durch alle Ränge. Es war ein überwältigender Anblick. Man träumte sich in die classischen Tage zurück, wo ein ganzes Volk in seinen Theatern Platz fand, um in dem Gefühl eines freien und hochgebildeten Bürgerthums seine Dichter zu feiern. Jedes Haus sah das andere nur wie eine Vision, wie ein Duftgebilde in weiter Entfernung. Ein Moment war tiefe Stille — dann jubelten beide Häuser sich zu — aber der Schall drang nur aus dem einen in das andere wie ein gedämpftes Echo. Etwas ergreifend Geisterhaftes war in dieser Zwiesprache zweier großer Versammlungen, die doch in der That nur eine bildeten — ein Symbol, wie zwischen Süd und Nord, die ja auch einander die Arme entgegenbreiten!"

Durch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls wurde das berliner Freiligrath-Fest gerade an des Dichters Geburtstag gefeiert, ohne daß das Comité, die Mitwirkenden und das Publikum Kunde von diesem Zusammentreffen hatten.

In Leipzig hat der Schriftstellerverein im Saale des Gewandhauses eine Freiligrath-Feier veranstaltet, bei welcher Dr. Schweichel aus Königsberg, der Verfasser der beliebten Novellen vom Genfersee, die Festrede hielt. Eine andere Freiligrath-Feier steht am 6. Juli hier in Aussicht, veranstaltet durch die Gesellschaft „Klapperkasten". Hier wird Gottfried Kinkel die Festrede halten und dazu von Zürich herüberkommen. Der amnestirte Dichter betritt bei dieser Gelegenheit zum ersten male wieder den deutschen Boden.

Man wird von mancher Seite gegen diese Feste einwenden, daß die stillen Sammlungen für den Freiligrath-Fonds einen ausgiebigern, durch keine Kostenrechnungen beeinträchtigten Ertrag abwerfen. Doch da die nationale Dotation eines Dichters nicht durch die Kammern votirt werden kann, darf sie doch nicht stumm und klanglos nur in Ziffern zum Ausdruck kommen. Die Gesinnung, aus der sie hervorgeht, muß sich warm und begeistert aussprechen; erst durch den frischgeflochtenen Lorber erhält die Gabe des Volks ihren vollen Werth.

*) Festrede zur Freiligrath-Feier in Berlin am 17. Juni 1867 gehalten von Rudolf Gottschall. Mit dem Porträt Freiligrath's (Berlin, Prinzer, 1867). Die Rede wird zum Besten des Freiligrath-Fonds verkauft.

Bibliographie.

Curtius, E., Griechische Geschichte. 3ter Bd. Bis zum Ende der Selbständigkeit Griechenlands. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rückert, F. — Aus Friedrich Rückert's Nachlaß. Herausgegeben von H. Rückert. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 4tes Bchn.: Die lustigen Weiber von Windsor. Uebersetzt von Hermann Kurz. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Steffens, A., Die Ruine im Walde. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen baldigst bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile (unter „Ankündigungen") 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen (unter „Eingesandt") 2½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Achter Band.

Bibelurkunden.

Vierter Theil. Die Bücher des Neuen Bundes.

Herausgegeben von

Heinrich Julius Holtzmann.

8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Mit diesem Bande erhalten die Abnehmer von Bunsen's Bibelwerk den Abschluß der das Neue Testament umfassenden Bestandtheile. Der Herausgeber hat sich bemüht, eine genaue Uebersicht zu geben von dem gegenwärtigen Stande der Evangelienfrage wie überhaupt aller der kritischen Fragen, welche heutzutage für die biblische Forschung ins Gewicht fallen, und so einen Einblick in das allmählich sich gestaltende geschichtliche Verständniß zu ermöglichen.

Der sechste Halbband, welcher die Uebersetzung des Alten Testaments abschließt, wird ebenfalls binnen kurzem erscheinen.

Von Bunsen's Bibelwerk liegt bisjetzt bereits Folgendes vor:

Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter 1 Thlr., dritter 1 Thlr., vierter (erste Hälfte) 16 Ngr., vierter (zweite Hälfte) 1 Thlr. 4 Ngr., fünfter (erste Hälfte) 26 Ngr., fünfter (zweite Hälfte) 24 Ngr., siebenter 26 Ngr., achter (erste Hälfte) 20 Ngr., achter (zweite Hälfte) 18 Ngr., neunter 1 Thlr., zehnter 1 Thlr., funfzehnter und sechzehnter 2 Thlr., siebzehnter und achtzehnter 1 Thlr. 20 Ngr., Bibelatlas 1 Thlr. Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter 3 Thlr., vierter 2 Thlr. 15 Ngr., fünfter 2 Thlr. 10 Ngr., achter 2 Thlr. 10 Ngr., neunter 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arabischer Dragoman.

Grammatik, Phrasensammlung und Wörterbuch der neu-arabischen Sprache.

Ein Vademecum für Reisende in Aegypten, Palästina und Syrien, sowie zum Gebrauch für den Unterricht.

Von Dr. **Philipp Wolff.**

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

8. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 25 Ngr.

Dieses Werk enthält eine vollständige Grammatik des modern arabischen Idioms, eine reiche Sammlung von Gesprächen aus dem täglichen Leben und ein umfassendes deutsch-arabisches Wörterbuch. Es bildet dadurch, neben seiner Brauchbarkeit für den Unterricht in der arabischen Sprache überhaupt, zugleich ein unentbehrliches Handbuch für jeden Orientreisenden.

Bei George Westermann in Braunschweig erschien:

Hänschen Siebenstern.

Dem Holländischen des J. van Lennep nacherzählt von

Dr. **Adolf Glaser.**

2 Bände. 8. Fein Velinp. Geh. Preis 2 Thlr.

Dieser Roman hat in Holland selbst als das getreueste Abbild der dortigen gesellschaftlichen Lebensformen den größten Erfolg gehabt und erscheint hier in der Bearbeitung des durch seine „Niederländischen Novellen" als genauer Kenner der Sprache und des Lebens in Holland bereits bekannten Dr. A. Glaser.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe von

Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. A.

nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von

Varnhagen von Ense.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Vorliegende neue Sammlung von Briefen aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense vervollständigt in vielen Beziehungen das Bild der Persönlichkeiten, die in diesen brieflichen Mittheilungen ihr innerstes Wesen enthüllen. Wilhelm von Humboldt tritt zum ersten male als Jüngling in Freundschaftsbriefen an Henriette Herz vor den Leserkreis; Chamisso in inniger Beziehung zu einer Französin, Ceres Duvernay; Prinz Louis Ferdinand und seine Geliebte Pauline Wiesel von gegenseitiger Leidenschaft ergriffen. Bisher ungedruckte Briefe von Rahel, Ludwig Tieck, Stägemann, Staatsminister von Beyme, Feldmarschall Gneisenau, Staatsminister Haugwitz, dem räthselhaften Grafen von Saint-Germain, Friedrich Rückert u. a. schließen sich an. Varnhagen's eigene Aufzeichnungen werfen die pikantesten Streiflichter auf die vorgeführten Personen und Zustände.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 11. Juli 1867.

Inhalt: Karl Gustav Carus. Von Alexander Jung. — Neuere Dichtungen. Von Feodor Wehl. — Der zweite dänische Krieg. Von Karl Gustav von Berneck. — Feuilleton. (Englisches Urtheil über deutsche Bücher) — Bibliographie. — Anzeigen.

Karl Gustav Carus.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten von Karl Gustav Carus. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 1865—66. 8. 6 Thlr.

Man kann alle biographischen Denkwürdigkeiten und eigentlichen Biographien, mögen solche von dem Helden selbst verfaßt oder von einem andern geschrieben werden, auf zwei große Abtheilungen zurückführen. Entweder ist der Held von der Art, daß er, ob spärlich oder reich beanlagt, von früh mit den Umständen ringt, in der Aneignung der Wissenselemente schwere oder leichte Arbeit hat, sich selbst oft bezweifelt, manche Umwege einschlägt, in seinem Fortschritte sogar Unterbrechungen erfährt, lange, möglichenfalls zeitlebens über seinen Beruf im Unklaren ist und, wie es sich auch wende, in einer umhertastenden Halbheit verbleibt, sodaß er in jedem Betracht nie zu geistiger Reife gelangt, nie zum freudigen Einverständniß mit seinem Schicksal, kurz, daß er nie in normaler Weise sich entwickelt, nie mit gesundem Gedeihen sich auslebt. Oder der Held läßt sich durch nichts beengen, beirren; früh orientirt er sich in seiner Umgebung, in sich, ja sicher gebart er mit den Umständen, unaufhaltsam schreitet er vorwärts im Bereiche des Lernens, des entsprechenden Handelns, auf jeder Stufe langt er rechtzeitig an, sein Ziel ist von ihm erkannt, es gönnt ihm keine Zögerung, er freut sich jedes Augenblicks, pflichttreu deutet er ihn aus, sein Wandel kennt nur Gesetz, nur Erfüllung, und wo etwa ein kleiner Rest nachzuholen bleibt, schon ist er eingebracht, jedes Begebniß draußen ist ein nie verwirrendes, jedes Ereigniß innen ein aus der Tüchtigkeit des Willens herausgeborenes; so wickeln sich auch die Lebensalter hier ebenso normal ab wie die Jahreszeiten in der Natur, dem Wahren fehlt auch das Nützliche nicht, dem Nützlichen nicht das Schöne, zuletzt fällt das Menschenleben ab wie eine reife, herrliche Frucht; es hat sich entwickelt, was zu entwickeln war, es hat sich vollständig ausgelebt für den Bereich der Erde.

Es kann keine Frage für den sein, der das vorliegende, bis dahin zu vier Theilen angewachsene Werk gelesen hat, welcher der beiden Abtheilungen mit seinem Verfasser es angehöre. Es ist entschieden der zweiten einzuordnen. Wir dürfen geradeswegs behaupten, seit Goethe's „Dichtung und Wahrheit" ist nichts erschienen, wie manches Vortreffliche wir auch erhielten, was, dem Inhalt wie der Form nach, jener Musterbiographie würdiger sich anschlösse. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir ferner dafür halten, daß kein anderer wie Goethe einen so nachhaltigen, auf innerer Verwandtschaft beruhenden Einfluß auf den Verfasser obiger Denkwürdigkeiten geübt hat. Nie jedoch wurde bei dem letztern solche Anziehungskraft durch Nachahmung vermittelt, sie war ihm mit Nothwendigkeit geboten durch eigenthümliches Naturell, durch freie Einstimmung in das, was seine Individualität forderte. Es treten im Verlaufe des Carus'schen Werks Stellen hervor, in denen diese Analogie mit Goethe's allmählichem Herankommen, dessen Lieblingsneigungen, dessen tiefe Selbsterkenntniß in der Metamorphose der Gestalten, dessen Bildungslust und gewissenhafte Verwendung seiner Kraft und Zeit, dessen Umblick, Empfangen und Geben, dessen unaufhaltsamer Trieb, alles und jedes als Material zu verarbeiten, ja dessen Vereinigung verschiedenster Gebiete aufs deutlichste sich geltend machen. Natürlich stets auch wieder mit Abweichungen, denn Goethe hatte eine ganz andere Lebensaufgabe zu lösen als Carus. Jener war Dichter durch und durch, freilich auch Denker in jedem Betracht, ohne sich je einer Schule anzubequemen; dieser war Arbeiter und Förderer in einer exacten Wissenschaft, freilich auch Denker bei allem dem, ohne je zu einem System zu schwören, wobei doch auch Carus nie ohne Kunst zu bestehen vermochte, sogar in die bildende, wie Goethe, aus innerstem Bedürfniß hinüberstreifte, stets aber zu seinem Hauptzweck zurückkehrte. Wir werden die Stellen des Werks, welche das Angedeutete kennzeichnen, im Folgenden hervorheben.

So dürfen wir denn auch schon jetzt auf eine günstige Conjunctur der Gestirne bei der Geburt unsers Helden hinweisen, wie Goethe in seiner Biographie solcher gedenkt. Nur daß sich nichts in der Geschichte wiederholt, nur daß auch das sogenannte Glück, inwiefern etwas darauf zu geben ist, nie fertig angeboten wird, sondern

erobert werden muß. Mancher würde aus denſelben günſtigen Umſtänden, welche Goethe und Carus ſchon bei der Geburt zutheil wurden, dennoch ſpäter nichts zu machen wiſſen, und ſo würde das Glück ſolchem in Unglück umſchlagen. Und dürfen wir uns bei der Hauptperſon gegenwärtiger Biographie noch lange umſehen nach einer günſtigen Conſtellation? Die Geſtirne des Himmels deuten nur auf ſie hin, die Urbilder ſind diesmal auf Erden. Die glückliche Conſtellation iſt jener Kreis braver Voräldern und Aeltern, welche der Familie Carus theils vorausgehen, theils die Wiege des Knaben umgeben; es ſind wackere Bürgersleute echt deutſchen Geblüts, welche das Kind in Empfang nehmen, es für alles Tüchtige erziehen werden. In dieſe Umgebung wächſt der Knabe, mit ſchönen Anlagen, friſch hinein, Pietät wird ihm von früh an Bedürfniß, ein kenntnißreicher Onkel iſt beſonders um ihn bemüht, und der Zögling lernt beſonnen um ſich blicken, keine Mühe ſcheuen, er iſt aber auch früh empfänglich für das, was die Erde des Schönen, des Erhebenden beut. Es iſt ſehr dankenswerth, daß der Selbſtbiograph des Nähern uns auch mit ſeinen Vorfahren bekannt macht. Auch merken wir es ihm alsbald ab, daß er um keinen profanen Zweck, von keiner Eitelkeit bewegt oder gar um ſein Gewiſſen durch Confeſſionen zu beſchwichtigen, ſein Leben aufzeichnet, daß er ſich zu der Arbeit zwingt. Sein Werk entſteht ihm unter der Hand aus aufrichtigem Dankgefühl, aus wehmüthigen aber auch freudigen Erinnerungen. Es iſt die Aufeinanderfolge ſeiner Bildungs-, Schöpfungs-, Arbeits- und Handlungsproceſſe: ein Rechnungs-, ein Lebensabſchluß; es ſind die Ergebniſſe ſeiner Studien, ſeiner innern und äußern Anſchauungen, ſeiner Theorie und Praxis; es iſt die Geſchichte der Aneignung fremder und der Hervorbringung wie Geſtaltung eigener Gedanken, die Aufzeichnung ſeiner Erfahrungen, ſeiner Lebensanſichten; es ſind die Ergebniſſe ſeiner Aſſimilation und Production, ſeiner Sammlung im Höchſten, was es gibt, ſeines Umgangs mit den Wiſſenſchaften, mit den Künſten, ſeines Familienlebens, ſeiner Freundſchaft, Geſelligkeit, ſeines Briefwechſels, ſeiner Reiſen, ſeiner raſtloſen Ausdauer in heitern und trüben Tagen; kurz, es iſt die inhaltſchwere, die geniale Entdeckung, daß der Biograph, wie wir Menſchen alle, wie die Geſtirne, wol gar die Weltſyſteme, in einer „ſpiralförmigen" Bewegung begriffen ſind: eine Anſchauung, die nimmer auf den Peſſimismus, ſondern auf den Optimismus alles Werdens und der Exiſtenz hinführt.

Doch — es iſt Zeit, hier auf Einzelnes in dem reichhaltigen, unerſchöpflichen Ganzen einzugehen.

So ſitzen wir alſo mit dem Verfaſſer unter dem ehrwürdigen Stammbaum ſeiner Familie. Er erzählt uns ſeine Geſchichte und erzählt ſie uns vortrefflich. Das Ganze des Werks zerfällt in Bücher mit kleinern Abſchnitten. Der erſte Theil ſchließt mit dem dritten Buche, geht bis in das Jahr 1821 und vollendet den erſten Wirkungskreis in Dresden. Unſer Held gedenkt ſehr bedeutſam jener Zeit, in welcher er ſchon früh zur Selbſtändigkeit ſeines innern Menſchen gelangt. Es iſt dieſes nicht mit dem zu verwechſeln, was man ſonſt ziemlich äußerlich Mündigkeit nennt. Jener Wendepunkt iſt vielmehr der Augenblick, in welchem das Individuum von der unbedingten Nothwendigkeit ſich ablöſt, der Menſch ſeiner Freiheit ſich bewußt wird, daß er eine Welt in der Welt iſt, womit er ſich freilich einer höhern Nothwendigkeit unterwirft, ſo jedoch, daß Selbſtbeſtimmung, Urtheil, Vorausblick in Thätigkeit treten. Hieraus entſpringt dann dasjenige, was man Würde des menſchlichen Individuums zu nennen hat. Alles erſcheint von da ab in einer andern Beleuchtung. So auch dem Verfaſſer. Er fängt an zu reflectiren. Nie aber bleibt er in der Reflexion ſtehen. Auch ſeine Umgebung tritt jetzt für ihn in ein neues Stadium. Mit Recht kommt er daher wiederholt auf ſeine Aeltern zu ſprechen. Erſt jetzt vermag er ſie in ihrer herrlichen Eigenart zu faſſen, zu ſchildern. Es iſt eine tief-pſychologiſche Bemerkung, wenn es daſelbſt heißt: „In der frühern Zeit unbedingt, und oft noch lange über dieſelbe hinaus, ſind Vater und Mutter für das Kind gewiſſermaßen mythiſche Perſonen."*) Ueberhaupt enthält das ganze Werk unſers Autors, wie Goethe's Selbſtbiographie, einen wahren Schatz der feinſten, treffendſten Bemerkungen. Der philoſophiſche Blick iſt ihm organiſch geworden, aber nie auf Koſten der Ereigniſſe, der Thatſachen, im Gegentheil zu um ſo ſtärkerer Wirkſamkeit derſelben.

Ein gleicher Reichthum bietet ſich dar in den Perſönlichkeiten, die uns lebendig, friſch der jedesmaligen Gegenwart entnommen, wie bei Goethe, zugeführt werden. Es überraſcht uns nicht, daß einem ſo geweckten Naturell, ſo bildungsbefliſſen in jeder Beziehung, die damals noch langſam vorgehenden, vielleicht auch trockenen Ueberlieferungen vorbereitender Schule nicht genügen. Wir ſehen ihn daher mit Genugthuung bereits im funfzehnten Jahre die Univerſität Leipzig beziehen. Meiſt kümmert er ſich nicht um anderweitige Zerſtreuungen, lebt ſeinen Studien der Chemie, Phyſik, Botanik u. a., nur daß, wie früher die Freundſchaft mit einem Altersgenoſſen ihn beglückt, gegenwärtig ein Mädchen, Karoline mit Namen, in die Familie aufgenommen wird, für die ſich in ihm eine ſtille Neigung bildet. Unter andern bedeutenden, originellen Geſtalten begegnen wir: Tileſius, Friedrich Auguſt Carus, Friedrich Rochlitz, Breitkopf und Härtel, Seifert, auch Schiller macht ſich bemerkbar, Ernſt Platner, Julius Dietz.

Im Umgange mit dem Letztgenannten ſehen wir denn in unſerm jungen Freunde ein Verlangen hervortreten, welches er wieder mit Goethe gemeinſam hat, das ihm verbleibt und aufs glücklichſte befriedigt wird, es iſt das Intereſſe, Zeichnungen nach der Natur auszuführen, ſie zu coloriren. Man durchſtreift zu verſchiedenen Tageszeiten Thal, Feld, Hügel und Wald, bringt das Geſchaute in ſaubern Linien zu Papier, und es erwächſt daraus dem Muſenſohne vielfacher Nutzen für die Naturwiſſenſchaft und für ſpätere Kunſtgebilde. Schon hier erſchen

*) Eine ausführliche Darlegung, eine ganze Scenerie dieſer Gattung findet ſich in meinem Roman „Rosmarin oder die Schule des Lebens", I, 1: „Mythiſches"; (Leipzig, Brockhaus, 1852).

wir aus der Darstellung solcher „Lebenserinnerungen", wie meisterhaft der Verfasser auch mit Worten zu zeichnen, zu malen weiß. Den ganzen Schmelz der Jugendzeit vermag er wiederzugeben. Nichts entgeht ihm. Auch für geschichtliche Begebenheiten, für Vorgänge des Tags hat er glückliche Fassung, Farbe, lebendigen Ausdruck. Man vergleiche, wie frappant er das französische Militär vom Jahre 1806 malt.*) Unser Held hat nunmehr das Studium der eigentlichen Medicin begonnen. Er weiß ausgezeichnet Gleichzeitiges zusammen zu schauen, zu combiniren, daraus Folgerungen zu ziehen. Er gedenkt Burdach's, Heinroth's. Auf die Naturphilosophie, wie sie einen bis dahin ganz unerhörten Impuls erhalten hatte, auf den allmählichen, später sogar rapiden Umschwung der Naturwissenschaft wird mehrfach hingewiesen. Wie hat es sich bis auf unsere neuesten Tage bewährt, daß der Verfasser im vollsten Recht ist, zu sagen:

Es gibt Seelen und Geister, denen es wenig Bedürfniß zu sein scheint, von Erfassung irgendeiner Einheit, eines Centralpunktes besondere Notiz zu nehmen; alles Leben fließt ihnen vorüber, wie die Wolken am Himmel dahintreiben, wie Herbstblätter auf einem Strome fortgezogen werden, ohne daß irgendein Brennpunkt, irgendein vor allem einschlagender unwandelbar feststehender Gedanke diesem ununterbrochenen Wechsel zu Grunde gelegt werden müßte.

Wir setzen hinzu: das sind dann die Troglodyten der Erde, wenn sie am Tage auch Gelehrten- und Kärrnerdienste verrichten.

Schelling's „Weltseele" muß auf den Verfasser einen gewaltigen Eindruck gemacht haben, welche sich ihm sehr bald näher zum „Gottesbewußtsein" bestimmt. War schon früher Linné's erwähnt worden, so wird der große Fortschritt in Oken nachgewiesen, auch Cuvier, Buffon werden genannt. Aus seinen ernsten, nachdrücklichsten Studien spricht der Verfasser auch immer wieder bei der Poesie, bei den Künsten ein, wie er denn Viel-, ja Allseitigkeit stets sich angelegen sein läßt. Sehr merkwürdig ist sein Verhältniß zu Regis, dem Uebersetzer des Rabelais. Hier forderten sich wol entgegengesetzte Naturen, die sich allerdings auf dem höchsten Punkte der Poesie auszugleichen verstanden; Carus zart und dennoch energisch, Regis schroff und ebenso forcirt; jener harmonisch bis zur Ausübung wirklicher Lebenskunst, dieser einseitig fast aus Grundsatz und daher zuletzt mit sich und der Welt zerfallen, Pessimist. Auch Regis war ein Mann von reicher Innerlichkeit, von vielem Geist, daher das Verhältniß beider Freunde fast durch ein ganzes Menschenleben besteht und einen gehaltvollen Briefaustausch veranlaßt, dessen köstliche Früchte wir öfter mitzugenießen bekommen, bis es dennoch bricht durch die seltsamste Wunderlichkeit und den abgeschlossensten Rigorismus bei Regis, unter denen eine so edle, nach allen Richtungen hin wohlgeordnete Individualität wie Carus nicht wenig zu leiden hatte. Wie ebenmäßig, stetig, in rhythmischer Abfolge des Tages- und Jahreslaufs die Bildung unsers Helden sich vollendet, das ersehen wir nicht blos aus dem Hauptbericht der eigentlichen Biographie, sondern auch aus so mancher episodischen Mittheilung, sinnigen Einflechtung aus Tagebüchern, wodurch die Lektüre mit jedem Abschnitte mannichfaltiger, reizender wird. Der Verfasser, mit der unermeßlichen Errungenschaft früherer Zeiten aufs kundigste vertraut, aber auch allem und jedem, was die Gegenwart bringt, an wissenschaftlichen, künstlerischen, literarischen Erscheinungen, an Entdeckungen, Erfindungen und Schöpfungen, mit vorurtheilsloser Prüfung hingegeben, nicht minder aufs Künftige gespannt, wie er denn das Menschengeschlecht in unaufhaltsamem Fortschritt weiß, vermag doch auch, mit jeweiliger Besorgniß, nicht zu leugnen, daß die junge Generation schon jetzt vielfach den Ausschlag gibt, mit einer gewissen Dictatur verfährt, das entscheidende Wort übernommen hat. Hier ist Vorsicht nöthig geworden, jedoch es gilt jetzt, nicht blos leben und leben zu lassen, es gilt mitzuleben, mitzuwirken, stets aber mit weiser Selbstprüfung, mit gewissenhafter Ueberlegung; gegen eine neue Zeit darf man sich nie absperren. Und so sehen wir unsern Freund bereits im Jahre 1812 mit seinen schriftstellerischen Arbeiten hervortreten. Besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ist die Totalveränderung überwältigend. Die altgebauten, chinesischen Mauern, so viele für unnehmbar erklärte Fortificationen werden erobert, in die letzten doctrinären Verschanzungen des Vorurtheils und fortgeerbter fixer Hypothesen wird Bresche geschossen, man steht schon auf sicherm Boden, die Siegesfahnen werden aufgepflanzt, eine neue Weltzeit ist für die Auffassung, Erklärung der Physis des Menschen nicht blos, der Erscheinungen überhaupt angebrochen. Sollte etwa Gall mit seiner Untersuchung des Gehirns, mit seiner Schädellehre ein äußerster, nicht zu überholender Schlagbaum sein? Mit nichten. Wenn auch die Bewegung aller Forschung eine spiralförmige ist, so ist sie doch Bewegung und zwar eine fortschrittliche.

Aber auch draußen, in der Politik, ziehen wieder kriegerische Zeiten herauf. Keine wissenschaftliche Thätigkeit hindert den Verfasser je, sich für den reinsten Patriotismus zu begeistern. Nimmt er doch an allem Menschlichen den reinsten Antheil. Ueberall sucht er, soweit es seines Ortes ist, einzugreifen, Hülfe zu leisten, Leid zu lindern, zu heben. Unser Held ist als Wundarzt thätig. Welche tiefe Betrachtungen legt der Verfasser ein, um dasjenige uns nahe zu bringen, was ein Krieg alles aufs Spiel setzt! Doch wie verhängnißvoll, wild kriegerisch die Zeit auch ist, wieder kehrt der Treffliche mit Bleistift und Malerpinsel zu stillen Geländen, zu Matten und Wald zurück, um die Natur nachzubilden, an ihrer Ruhe sich zu erlaben. Das gibt denn auch für den Leser stets einen erquicklichen Selam, derselben Natur frisch entnommen, ein Angebinde, welches Maler, Dichter und Denker zugleich gebunden haben:

Da lag der große Eichenwald in seiner tiefen Ruhe, das Leben der Vögel drang durch die Zweige, die Wiesen wallten in dem vollen Wuchse ihrer Pflanzen, die Wolken zogen so ruhig ihren Weg, gleichgültig, ob die ganze Menschheit schlafe oder wache, und so hatte man das Gefühl, die Erde lebt ihr stilles unbewußtes Leben nach ewigen Gesetzen von Tag zu Tag

*) Auch hier befinde ich mich mit dem Biographen im schönsten Zusammentreffen, vgl. „Rosmarin", I, 160: „Die Soldaten der großen Armee".

dahin, und alles, was wir Uebermüthigen als Weltbegebenheiten preisen, es drängt sich auf schmalen Landstraßen und in verhältnißmäßig so kleinen Ortschaften zusammen, dergestalt, daß kein eben sehr entfernter Standpunkt von der Erde dazu gehören würde, um gar nichts mehr davon gewahr zu werden.

Man muß offenes Ohr haben, nicht blos für schönen Tonfall und Alliteration der Prosa, sondern auch für das Fortschwingen ganzer Tonreihen, sodaß die frühern immer noch in den gegenwärtigen mitklingen, um die stilistisch-musikalische Wirkung solcher Stellen wie die eben citirte nachzufühlen, in Verbindung mit denen, die vorausgeschickt wurden. Doch der Strom der Mittheilungen, der Erlebnisse, des äußerlich und innerlich Erfahrenen unsers Autors wird mit jeder Seite stattlicher, belebter, sodaß wir unsere Erwähnungen stets mehr beschränken müssen.

Die Bedeutung unsers Helden, die Kunde von seiner segensreichen Thätigkeit durchdringt immer weitere Kreise. Er erhält einen Ruf als Professor der Chirurgie und Medicin nach Dresden. Er folgt diesem Rufe. Vorher blitzt die Schlacht bei Leipzig vor uns auf. Der Schlachtlärm rückt so in unsere Nähe, daß wir alle Details zu sehen glauben. Doch auch das verrinnt, und unser Freund hat nunmehr seinen Wohnsitz in Dresden. Dante erschließt ihm den Blick in eine ganz neue Sphäre. Des Humoristen Hoffmann wird gedacht. Kunst und Wissenschaft wirken unablässig. Carus veröffentlicht seine „Briefe über Landschaftsmalerei". Jetzt wird ausdrücklich Schelling's „Weltseele" wieder genannt, deren mächtigen Einfluß wir bereits oben vermutheten. Der Verfasser beweist seinen nächsten Genossen eine mustergültige Freundschaft, die deren Ideal, soweit es der Sterbliche nur irgend vermag, in allen sonstigen Wechselfällen des Lebens verwirklicht. Wie hoch unser Autor bereits steht, auch in seinem Philosophiren, mit seinem tiefen Intuitiv-, aber auch Centralblick, der nicht blos bis zum Gehirn, sondern bis zur Seele, zuletzt bis zum Geiste vordringt, eine Höhe, die man auf dem Wege der wohlfeilen Atomenlehre und des bloßen Experimentirens nie erreicht, bezeugen ein für allemal S. 189, 194, 196; ein stetes Wachsen und Zunehmen, eine ewige Jugend, welche auf der letzten Seite auch Goethe accreditirt. Inzwischen ist des Verfassers „Vergleichende Anatomie" erschienen. Thorwaldsen, Alexander von Humboldt, Rudolphi berühren sich mit ihm in Dresden. Ueber Bergrath Werner wird Charakteristisches beigebracht, ebenso auch über den schätzenswerthen, eigengearteten Maler Friedrich, dessen von dämonischen Mächten bewegtes Sein gewiß sich auch vielfach auf seine Bilder übertrug. Daß überhaupt das Gebiet der Kunst, die dresdener Galerie und künstlerische Persönlichkeiten hier reichlich bedacht sind, aus den verschiedensten Gesichtspunkten geschaut und besprochen werden, versteht sich von selbst, denn dafür sind wir eben in Dresden an der Hand eines so feinen Kenners und liebenswürdigen Eingeweihten. Schon auf vielen dieser Gemälde sehen wir Italien vor uns, es wird uns auch anderweitig nicht fern bleiben. Was hier sich für dieses Wunderland in dem Verfasser noch nicht völlig aufgeschlossen hat, überschüttet uns später mit Blüten und Früchten. Dabe werden die Niederländer nicht übersehen. Auch in diesen Partien tritt viel Analoges mit Goethe's Verhalten hervor. Unser Biograph geht jetzt um etwas zurück und gedenkt einer kleinen Reise nach Leipzig, Halle, Berlin 1817.

So findet denn auch Dietz sich wieder ein. Carus verhält sich wie Goethe stets ablehnend, wo, wie hier durch Heinroth, Pietistisches an ihn herankommt. Die Kunst des Reisens besitzt er wie Goethe in perfecter Weise. Schnell orientirt er sich an jedem Orte, mit strenger Oekonomie benutzt er jeden Augenblick, für alles Sehenswerthe hat er sogleich Plan wie rasche Ausführung. Zuerst denkt er an sein Fach, nimmt den realistischen Hauptzweck in Angriff, läßt sich gleichwol nichts Bedeutendes entschlüpfen und weiß sich, rasch entschlossen, mit allen Notabilitäten in Beziehung zu setzen, woraus oft bleibende Verbindungen entstehen und neue Aufschlüsse folgen. In Berlin sind es unter anderm Lichtenstein, Rudolphi, Ofann, Zelter, denen er sich nähert. Des letztern ungenirtes, kräftiges, man möchte sagen plastisch-baumeisterisches Wesen, welches, unbeschadet des Musikers, nie auf weicher Tonwelle zerfließt, sondern mit dem Hammer des mündlichen Wortes jeden Nagel auf den Kopf trifft, im Lapidarstil schreibt, und dann auch wieder so pittoresk, so wahrhaft appetitlich, ist uns eine besonders werthe Bekanntschaft. Zu guter letzt gelangen wir in Berlin auch noch in einen mesmerisch-magnetischen Cirkel.

Wir sind wieder in Dresden. Mit Krause's Philosophie weiß sich der Biograph nicht in Einklang zu setzen, das Menschheitbündlerische veranlaßt einen Misston. Rastloses Arbeiten hatte jetzt seine Gesundheit untergraben; Reisen, mit Unterbrechung, sollen sie kräftigen. Zuerst geht es nach Rügen. Alle Berichte von unserer Seite würden eintönig, trocken sein gegen die Mannichfaltigkeit und Frische des Reisebeschreibers, der die herrlichsten Landschafts- wie Seebilder zeichnet, zwischendurch anmuthige Erlebnisse mit Menschen einmischt, sodaß wir auf die Lektüre des Werks selbst verweisen. Nur einzelnes aus Späterm zu berühren, versagen wir uns nicht. Schon die Fahrt über das Riesengebirge war ebenso imposant wie belehrend; nirgends fehlt der wissenschaftliche, künstlerische Blick für das Naturgesetz, für das Schöne, Große, Erhabene. Aber auch an Abenteuern ist kein Mangel. Als der Verfasser von Zittau aus in Waltersdorf Quartier nimmt, auf Basaltbildungen Jagd macht, rasch wieder zu Zeichnungen übergeht, erscheint uns im Moment Carus wie der leibhaftige Goethe dort im Schloßhofe von Malfesine, auf der italienischen Reise (vgl. Goethe's Werke, Stuttgart 1829, XXVII, 44, 45). Auch hier bei Carus fehlt die Ruine nicht, auch hier nicht eine Art Thurm, das Schloß vertritt ausreichend die Burg, Meister Gregorio wird durch Gerstäcker repräsentirt, der Mann, als Ankläger, ist auf beiden Seiten da, zugleich aber bringt er uns hier den Podesta und den Actuarius zu Gesicht, auch der Kaiser von Oesterreich steht im Hintergrunde, und was das größere Glück für Carus ist, er hat seine Zeichnung zu Ende geführt, während sie dort Goethe zerrissen wurde; was jedoch beiden

wieder gemeinsam ist, dürfte sein, daß sie in aller Gefahr den Kopf oben behalten.

Sehr freuten wir uns, S. 312 K. E. Schubarth's gedacht zu sehen. Dieser verdienstvolle Mann gehört auch zu den Autoren, die das heutige Deutschland so gut wie vergessen hat. Und dennoch war er wol der erste, welcher vom Standpunkte einer tiefdringenden Aesthetik und Philosophie aus Goethe's Werke beurtheilte, die einzelnen im Verhältniß zueinander betrachtete, ihren Zusammenhang nachwies, in alledem sich geistvoll bezeigte und damals noch ganz unerhörte Gesichtspunkte in trefflicher Darstellung geltend machte, sodaß sein Buch: „Zur Beurtheilung Goethe's" (2. Aufl., 2 Bde., Breslau 1820), von bleibendem Werth ist.

Nun kommt auch Ludwig Tieck, der langerwartete, zum Vorschein, und wir werden in und außerhalb Dresdens von jetzt ab öfter mit ihm verkehren, da er zu unserm Biographen in eine nahe Beziehung tritt. So müssen wir uns am Ende des ersten Theils, also auch im Rückblicke, sagen: auf jedem Blatte dieser „Lebenserinnerungen" sahen wir uns ebenso durch Belehrung gefördert, wie durch Geist unterhalten. Ueberall fanden wir in dem allseitigen Gelehrten auch den tüchtigen Denker, den scharfsinnigen Forscher, den feinen Menschenkenner, den edeln, warmen Menschenfreund. Das ist der Unterschied zwischen dem Naturkundigen, der sich auf Ideen versteht, selbst Ideen besitzt, und demjenigen, welcher überall nur am Palpabeln herumtastet, sich selbst nur für palpabel nimmt, über den Gefrierpunkt der Weltbetrachtung zeitlebens nicht hinausgelangt. **Alexander Jung.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neuere Dichtungen.

1. Zum Gedächtnisse König Friedrich Wilhelm des Vierten von Preußen. Aeltere und neuere Königslieder von Luise Gräfin zu Stolberg-Stolberg. Berlin, v. Decker. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Bändchen besteht aus einer Reihe von Gelegenheitsgedichten, welche die Verfasserin dem letztverstorbenen hohenzollernschen Monarchen zugesungen hat. Die Poesie der Gräfin Luise zu Stolberg war gleichsam ein lichtstrahlender Genius, der mit weißem Fittich über dem Leben jenes vielgeschmähten und vielgepriesenen Regenten dahinzog, unablässig bemüht, dasselbe nach Möglichkeit vor allen Angriffen zu decken oder, wenn sie das nicht vermochte, Balsam auf seine Wunden zu legen. Die Gedichte, welche mit einigen Versen auf die Verlobung des damaligen Kronprinzen präludiren, heben beim Regierungsantritt 1840 an und reichen bis zum Tode des Gefeierten, ja bis zum 2. Januar 1866, an dem die Verfasserin noch in schmerzlicher Erinnerung der Stunde denkt, die einst den geliebten König von hinnen rief. Sie singt:

Gedankenschwer ruhn unsre Herzen
In jener Nacht, die dich uns nahm:
Du klopfst, o Herr, an unsre Schmerzen,
Und Antwort gibt dir unser Gram.

Er redet von vergangnen Tagen,
Wo unser Blick an deinem hing;
Er webt dir aus viel stummen Klagen
Der Treue ungebrochnen Ring.

Dich fesselt keine Königskrone,
Kein Purpursitz auf einem Throne,
Kein ruhmgekrönter Lebenslauf;

Dem Blitze gleich, der Wolk' entstiegen,
Läßt du, wie er, die Wolke liegen
Und flammst als Licht zum Lichte auf.

Gleich nach dem Tode (1861) singt unsere Dichterin dem Heimgegangenen nach:

Wie schwer gekränkt, wie oft vergessen
Hat dich, mein König, diese Welt!
Sie hat dich nur nach sich gemessen,
In ihren Schatten dich gestellt.

Wie kleine Knaben das zerschmettern,
Was glänzend in ihr Auge spielt;
Wie große sich die Welt entgöttern:
So haben sie nach dir gezielt.

Doch alle Steine, die sie warfen,
Sie gehn schon jetzt bei dir zu Lehn
Und werden, bei dem Klang der Harfen,
Als deine Wartburg auferstehn.

Die Flammen unsrer Lieder steigen
Von allen Kuppeln auf zu dir,
Und unsern Herzen soll entsteigen
Dein purpurfarbenes Panier.

Es hüllt auf immer unser Sehnen
Dich, Herr, in diese Flagge ein,
Und tief im Strome unsrer Thränen
Soll deine Ruhestätte sein.

Im Jahre 1848 läßt sie sich folgendermaßen vernehmen:

Was ist ein König?

Ein König ist ein Mann,
Den sich die Meng' erwählt
Als einen Sündenbock
Für alles, was sie quält;

Der die Verpflichtung hat,
Schon weit vorauszusehn,
Womit die Zukunft droht,
Und dafür einzustehn;

Der nichts gethan zum Glück
Der Vaterlandsgenossen,
Solang' nicht jeder Narr
Den besten Theil genossen;

Der nimmer ruhen darf,
Bei Tage und bei Nacht,
Solang' er nicht vollführt,
Was jeder sich erdacht.

Und wenn es möglich wär',
Daß solche Narrenjacke
Wie angegossen säß',
Jedwedem nach Geschmacke,

Dann spräch' die Menge doch:
„Dies alles gilt uns wenig!
Aus Gnaden rufen wir:
Es lebe unser König!"

Diese Proben dürften genügend sein, um Geist, Wesen und Ausdrucksweise dieser „Königslieder" erkennen

zu laſſen. Es iſt in ihnen ein Hauch von Romantik, der an Fouqué erinnert, etwas Ritterliches, Vaſallenmäßiges, das ſich mit ſchöner Wärme des Herzens paart und eine wohlthuende Pietät erkennen läßt. Zugleich freilich zeigt ſich überall eine gewiſſe Unklarheit der Vorſtellung und eine Unſicherheit in der Diction, wodurch den Strophen das Gepräge des Dilettantismus aufgeprägt wird. Man erfreut ſich an der echt weiblichen Hingebung und Treue, empfindet das Rührende und Liebenswerthe daran, allein ein recht ſchlagender und mächtiger Eindruck ergibt ſich doch nirgends und am wenigſten, wo dieſer Dilettantismus polemiſch wird, wie z. B. da, wo ſie Herwegh's Lieder bekämpft. Mit dem plaſtiſchen Schwunge und der poetiſchen Geſte dieſes Sängers kann ſich Gräfin Stolberg nicht meſſen.

2. Loſe Ranken. Ein Büchlein Catulliſcher Lieder von W. Storck. Münſter, Brunn. 1867. Gr. 16. 24 Ngr.

Dieſe Lieder bemühen ſich nicht ohne allen Erfolg, den ergötzlichen Geiſt jenes lockern römiſchen Dichters, ſeine Schalkhaftigkeit ſpielen zu laſſen. Manches munter derbe Liedchen, mancher kecke Einfall, manches leicht gereimte Witzwort treten uns dabei entgegen. Dem gewöhnlichen poetiſchen Gezirpe gegenüber thut es allerdings ganz wohl, einmal einer Poeſie zu begegnen, die ſich ſozuſagen kein Blatt vor den Mund nimmt, ſondern die Dinge beim rechten Namen nennt, von Lumpenkerl und Halunken, von Flegel, Plattnaſe, Floh und Wanze ſpricht; aber, wenn das alles Effect machen und durchſchlagenden Beifall gewinnen ſollte, ſo müßte darin denn doch mehr zeitgemäßer Geiſt und Humor zum Vorſchein kommen, als es derzeit der Fall iſt. Ein Liedchen wie:

Vorbei!

Freund! die Maid, die ſüße Maid,
Jene Maid, die lange Zeit
Mir geliebt war und beſungen
Mehr, als gut war und geſcheit,
Herzt nun alles, weit und breit:
Graue Gecken, grüne Jungen —

iſt in ſeiner Pointe doch allzu plump, um irgend von Werth zu ſein. Auch:

Aufſchluß.

Oft im Beiſein ihres Mannes
Schmäht ſie mich mit Grimm und Groll,
Und der hirnverbrannte Hannes
Freut darob ſich rein wie toll.

Eſel! gar nichts kannſt du wittern; —
Schwiege ſie, da ſtünd' es gut;
Doch ſie ſchimpft und ſchilt in bittern
Worten mit vergrämtem Muth.

Dächte mein ſie noch im Herzen,
Wenig wäre das und nichts;
Doch ſie zürnt, das heißt: mit Schmerzen
Liebt ſie, und die Lippe ſpricht's —

iſt zwar ein Gedicht, in dem eine richtige Beobachtung liegt, die aber im ganzen uns hier doch nur wenig glänzend ausgetragen vorkommen will. Etwas glücklicher in dieſer Beziehung iſt z. B.:

Eine gute Partie.

Fand ſich niemand hier im Ländchen,
Keiner ſich im Nachbarland,
Dem in Liebe du dein Händchen
Gäbeſt in die Manneshand?

Sprich, warum man jenes Fäntchen
Aus dem Ausland würdig fand,
Daß der Liebe ſeidnes Bändchen
An das Milchgeſicht dich band?

Geld und Gut — dir und dem Täntchen
Gab er, und der eitle Tand
Bracht' aus Bändchen dich und Ränd'chen
Und die Tant' aus Band und Rand.

Dieſe ſpielende und tändelnde Manier iſt artig genug, was die Form betrifft, aber in der Zuſpitzung des Inhalts doch auch eben nicht bedeutend, wie uns dünken will. Die Satire hat keinen Aufflug, keine Erhebung, ſondern bleibt allzu ſehr auf plattem Boden, an dem ſie hinkriecht, um ſich ins Alltägliche zu verlieren. Sind wir ſchon an ſich nicht im Stande, Catull mit Niebuhr für den größten Dichter zu erkennen, den Rom gehabt hat, ſo ſprechen uns vollends Nachahmungen und Bearbeitungen ſeiner Lieder nicht durchaus an, die nicht beſſer lauten, als:

Schlaukopf.

Das hat mir weidlich doch den Bauch geſchüttelt:
Als neulich Kahlchen recht nach Rednerart
Herrn Kriecherbein die Schurkenjacke rüttelt
Und alles bloßlegt, was verbrach der Gauner,
Ruft einer laut und Stirn verzieht und Brau'n er:
Zum Teufel! nein, der Knirps, der iſt gelahrt!

Wir geben zu, daß das Verschen etwas runder und gefügiger iſt, als Theodor Stromberg in ſeiner Ueberſetzung von Catull's Gedichten (Leipzig, Brockhaus, 1859) es verdeutſcht, wo es heißt:

'S war lächerlich: als aus der Menge jüngſt,
Da des Batinius Halunkereien
Freund Calvus meiſterlich uns explicirt,
Erſtaunt die Händ' erhebend, einer rief:
„Beim Zeus, der Knirps hat Eloquenz ſtudirt!"

Aber abgeſehen davon, daß hier die letzte Zeile uns brillanter erſcheint, ſo hätte Storck, wenn er einmal die freiere Form der Ueberſetzung wählte und nicht alles von Catull nahm, ſolche Späßchen ganz weglaſſen oder moderner umgeſtalten und zuſchneiden können. Jedenfalls, dünkt uns, werden die „Loſen Ranken" in dieſer Geſtaltung nicht ganz die Wirkung erlangen, die ſie im andern Falle, d. h. im Falle einer wahrhaft und wirklichen genialen Umſchmelzung in heutige Verhältniſſe und Begriffe zu gewinnen wol im Stande geweſen wären.

3. Brautgeſchenk. Liedercyklus in fünf Kapiteln von Emil Taubert. Berlin, Heinicke. 1866. 16. 20 Ngr.

Dies iſt, wie wir bekennen müſſen, eine poetiſche Gabe, die über das Maß der Gewöhnlichkeit nicht ſehr hinausgeht. Der Dichter beſitzt guten Willen und eine bis zu einem gewiſſen Grade gefällige Leichtigkeit des Ausdrucks, allein um ein Liebeleben in irgendeiner dichteriſchen Bedeutung zur Erſcheinung zu bringen, gebricht es ihm an Tiefe und Fülle der Empfindung, an Nachti-

gallgeschmetter und poetischem Naturlaut. Seine Gedichte lassen sich eben ganz angenehm lesen, aber sie überraschen weder, noch fesseln sie. Sie haben nichts Originelles, nichts Eigengeartetes, nichts, was nur im entferntesten an die Liebeslyrik von Goethe, Rückert, Heine oder Eduard Mörike erinnerte und mit dieser einen Vergleich aufnehmen könnte. Emil Taubert's erotischer Liedercyklus ist die ehrbare Hausbackenheit „im Sonntagsröcklein", recht geschniegelt und gebügelt, glatt und manierlich, aber ohne Physiognomie und Ausdruck. Dies darzulegen, werden die ersten besten Lieder im Stande sein, z. B.:

Unbegreiflich.

Warum? Warum?
Das ist die ew'ge Frage.
Warum ist er der Tag mir meiner Tage? —
Und alles stumm.

Woher? Woher?
Woher ist's nur gekommen,
Daß er mein ganzes Denken sich genommen? —
Wer sagt mir's, wer?

Wohin? Wohin
Wird dieses Drängen treiben?
So trüb und wild, so kann's nicht ewig bleiben —
Es zagt mein Sinn.

Wozu? Wozu?
Wozu muß er mich quälen?
Der über Sternen wird den Pfad mir wählen,
Das weißt nur du.

Das ist ganz artig und hübsch, aber nichts Besonderes, ebenso wie:

Freundschaft und Liebe.

Freundschaft ist die Monatsrose,
Die von Mond zu Monde blüht;
Lieb' die Rose, die nur einmal
Lächelt, einmal nur verblüht.

Hierin ist ein sinniger Gedanke, aber im Verse zu wenig poetisch à-jour gefaßt. Aehnliches gilt von den Sonetten, von denen wir mittheilen:

Plötzlicher Liederstrom.

Stiefmütterlich zählt mir Gedankenblitze
Sparsam die Muse zu in seltnen Nächten,
Als wenn Gedichte sich von selber dächten
Mit Spannung und der Ueberraschung Spitze.

Gleichgültig thront auf unnahbarem Sitze
Die Göttin, unbekümmert, ob sie ächten
Die kleinen Sterblichen, ob Weihrauch brächten,
Ob ihr ein Bildner neue Götzen schnitze.

Nun aber rauschen Lieder mir im Ohre,
Und unermüdlich schallt und klopft und hämmert's
Mir in der Werkstatt der Gedankenesse.

Traun! Liebchen wagte sich zum Tempelthore
Der Muse, süß sie bittend: — und da dämmert's
Ihr leis' auf, daß schon lang' sie mich vergesse.

Ueberall ist diese Poesie freundlich, sauber, umgänglich, aber nicht danach angethan, Eindruck zu machen und zu reißen. Nicht die himmlische Fee Genie hat bei der Pathe gestanden, sondern nur die Gevattern gute Sicht und redliches Bestreben.

Das Gleiche möchte wol zu sagen sein von:

4. Neue Originalfabeln von August Doyé. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Wegener. 1867. Gr. 16. 12 Ngr.

Mit dem Fabelschatze, den Hagedorn, Gellert, Gleim, Lichtwer, Pfeffel uns geschaffen, läßt sich dieser jüngste Nachtrag nicht vergleichen. Die Mehrzahl seiner Stücke entbehrt der Knappheit, der drastischen Darstellung und zum Theil auch der Neuheit. Selbst die Moral scheint uns nicht immer in der rechten und volksthümlichen Fassung gehalten. Allein daß die kleinen Poeme immerhin einigen Werth besitzen und eine gewisse Anerkennung verdienen, mögen nachfolgende Proben bezeugen:

Der Schmetterling und die Raupe.

In des Goldes Pracht gekleidet
Flog, von Tausenden beneidet,
Hin und her ein Schmetterling.
Als er dann, sich brüstend, hing
An der Knospe einer Rose,
Sieht er auf dem Nesselblatt
Unter sich im dumpf'gen Moose
Eine Raupe, müd und matt.
„Staubbewohn'rin, häßlich Thier,
Du bei mir im Garten hier?"
Ruft er ihr verächtlich hin. —
„Weißt du denn nicht, wer ich bin?"
Sprach die Raupe freundlich nickend.
„O, es ist wahrhaft beglückend,
Einen Sohn von seinem Stamme,
Nur von niedrer dürft'ger Amme,
Auf des Lebens Sonnenhöhe
So in Rang und Glanz zu sehn!" —

„Unverschämte, dir verwandt?"
Rief der Falter zornentbrannt,
„Deiner lächerlichen Lüge
Geb' ich Antwort, sieh — ich fliege."

* * *

So ist mancher hoch gestiegen,
Der die Niedrigkeit vergaß,
Wo einst seine Mutter saß,
Sorgenvoll ihn einzuwiegen.

Die Spinne und der Rothbart.

Eine Spinne Fliegen fing.
Eh der halbe Tag verging,
Eine große Schar, betrogen
Und gequält, im Netze hing.

Und ein Rothbart kommt geflogen,
Sieht die Beute, pickt sie auf.
Wüthend und in hast'gem Lauf
Eilt die Spinne aus dem Winkel,
Wo sie lauernd saß, herauf,
Und in ihrem frommen Dünkel
Liest dem Dieb sie die Moral.
„Gottvergessner Kannibal",
Sprach sie schimpfend dann zum Schluß,
„Schändlicher, um den Genuß
Opferst du Gebot und Pflicht?
Du verworfner Bösewicht!"

Und der Rothbart wandte ein:
„Wärst mit deinem Netze nicht
Du der größre Bösewicht,
Könnt' ich nicht der kleinre sein."

Man wird uns zugeben, daß das alles ganz artig ist, aber einen frischen Hauch von Humor und kecke Charakteristik und Gegenständlichkeit vermissen läßt. Die Thiere

zeigen wenig von ihrer Eigenartigkeit und auch dieſes wenige erhält zur Menſchenwelt nicht ſchlagende Beziehlichkeit genug. Die Moral iſt im allgemeinen zu ausdruckslos.

Gehen wir nun zu größern Dichtungen, zu Dichtungen in epiſcher Form über, ſo erwähnen wir:

5. Dichtungen von Hermann Simon. Fünftes Bändchen: Hermann und Freia. Gedicht in ſechzehn Geſängen. Leipzig, Arnold. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

Dies Gedicht iſt als das Werk eines poetiſchen Dilettanten zu bezeichnen. Idee, Inhalt und Durchführung laſſen das bald erkennen. Die Diction iſt leicht, aber läſſig und oft geradezu trivial, wie einige Beiſpiele beweiſen können. Es heißt da unter anderm:

Da plötzlich ſteigt am Horizont empor
Ein kleines Wölkchen, leicht wie Nebelflor;
Doch immer weiter dehnt es ſich ſchon aus.

Ferner:

Entſchwunden iſt das Toben der Cyclone,
Wild brauſend zieht ſie weiter ihre Bahn,
Sich rollend bald hinauf zum Wolkenthrone,
Bald wutherfüllt die Wogen fallend an.

Oder:

Dank dir, Allgütiger! aus tiefſter Seele Dank,
Daß du gerettet mich, ich nicht ins Meer verſank.

Endlich:

Leicht zittern auf den ſaftig grünen Matten
Ganz kleine Pünktchen durcheinander hin u. ſ. w.

Es wird ſich nicht leugnen laſſen, daß das Unbehülflichkeiten und Ausdrucksweiſen ſind, die ſchon nicht in der Proſa, viel weniger im Verſe gelten können.

Die Fabel ſteht nicht höher. Sie berichtet uns von einem Schiffe, das bei einem Sturm an einem felſigen Geſtade ſtrandet, auf das ein einziger Paſſagier, jener Hermann, den der Titel erwähnt, ſich rettet. Er kommt zu einem fabelhaften Volke, das eben unter den furchtbaren Wirkungen einer Seuche leidet. Ein Stück Aeskulap, geht Hermann mit Freia, der Tochter des Königs, heilſame Kräuter ſuchen, mit deren Anwendung er die Epidemie beſiegt. Natürlich entſpinnt ſich zwiſchen den beiden jungen Leuten ein Liebesverhältniß, das ſchließlich zum glücklichen Bunde führt.

Man ſieht: die Erfindung iſt weder neu noch überraſchend. Auch der Grundgedanke der Dichtung iſt das nicht. Hermann iſt nämlich durch allgemeine Bildung zum Zweifler an Gott und Unſterblichkeit geworden. Hier unter dieſem Naturvolke und durch die Macht der Liebe wird ihm der Glaube zurückgegeben. Daß dieſe Zurückgabe von dem Dichter nicht gerade geiſtvoll und auf originelle Weiſe dargeſtellt und behandelt wird, mag eine Schlußſtelle beweiſen, in der es heißt:

„Ja", fiel begeiſtert Freia ein,
„Endlos, wie Gott, muß auch die Liebe ſein.
Der Geiſt kann ſpurlos nicht ins Grab verſinken;
Mag er in vollen Zügen trinken
Vom Zauberbecher, den die Liebe beut,
Nie wird er ſatt und immer wird erneut
Durch Gottes Huld die wunderbare Welle
Der ewig-neuen Himmelsquelle.
Was iſt dem Liebenden die Spanne Zeit,
Der längſte Raum von einem Menſchenleben?
Ein Widerklang iſt's nur, ein leiſes Beben
Vom Traume der Unendlichkeit.
Ihr winkt mir nicht umſonſt aus ungemeſſner Ferne,
Ihr freundlichen, ihr lieben, holden Sterne!
Auf einem von euch werden wir einſt wohnen,
Verklärt in lichtverklärten Regionen.
Ja! Hermann! dort werd' ich dich wiederfinden,
Auch dort wird uns das heil'ge Band verbinden,
Wenn wir durchwandern ihre Strahlenreihn;
Endlos, wie Gott, wird unſre Liebe ſein."

Hermann Simon iſt, wie man uns nach dieſen Angaben wol einräumen wird, keine große, urſprüngliche Dichternatur, ſondern nur, was man ſo nennt, ein Dichterling. Die Muße, ſcheint es, iſt ſeine Muſe. Er liebt und beſchäftigt ſich mit Poeſie; er ſtrebt ihr zu; in ihr Heiligthum gedrungen zu ſein, läßt ſich bei keinem ſeiner Werkchen und auch bei dieſem nicht ihm nachrühmen.

Etwas mehr poetiſches Weſen, poetiſcher Fluß und Hauch documentiren ſich in:

6. Vaterlos. Erzählung in Verſen von A. Trabert. Mannheim, Schneider. 1867. Gr. 16. 10 Ngr.

Die Verſe haben zu zeiten gefälligen Schliff, Wärme und Schwung, wie das ein paar Auszüge kundthun werden:

O Frauenherz, du biſt ein See,
Der überfließt von Luſt und Weh;
Biſt unergründbar noch zur Stund
Als wie der Meere tiefſter Grund,
Der ſeine Wunder ohne Zahl
Noch nie gezeigt dem Sonnenſtrahl;
Drum fühlt ein heimlich Grauen,
Wer je ſie konnte ſchauen.
Sie nahn geſtaltlos, bergegroß,
Ein Dämon, der im ſchwangern Schos
Des Sturmes wilde Meute bringt
Und Schiff und Schiffer jach verſchlingt;
Bald wieder hold im Mondenglanz
Auf ſtiller Flut im Reigentanz
Die weißen Leiber blinken,
Die Lilienarme winken —
Das iſt der Nixen leichte Schar,
O, nun entrinne der Gefahr!
— — — — — —
— — — — — — —

O Rhein, ſie ſagen, dein Name ſchon
Sei Becherklingen und Liederton,
Und wo von deutſcher Saiten Gold
Der Sprudel reicher Klänge rollt,
Da ſingt von dir der Sängergreis,
Der Jüngling ſingt zu deinem Preis,
Und alles horcht und alles lauſcht
Dem Lied, das deiner Kunde rauſcht.
Bald brauſt ſie laut wie Wogengang,
Bald leiſe wie der Nixen Sang,
Bis jedes Herz, von ihr erfüllt,
In Luſt und Wonnen überquillt
Und, was es tief empfindet,
Mit lautem Schlag verkündet:
„O Rhein, du Held im Rebenkranz,
Du biſt der Stolz des Vaterlands!"
— — — — — — —
— — — — — — —

Blühen wollen ſchon die Fluren,
Lüfte wehen lau und lind;
Ach, das ſind der Liebe Spuren,
Hüte dich, du ſchönes Kind!

Auch die Nachtigallen klagen,
Die von ihr bezaubert ſind;
Alle ſingen, alle ſagen:
Hüte dich, du ſchönes Kind!

Weißt du, wie noch alle Roſen
Welk verweht im Winde ſind?
Tödlich iſt der Sonne Koſen —
Hüte dich, du ſchönes Kind!

Ohne tief, inhaltreich und bedeutend zu ſein, athmen dieſe Strophen doch immerhin eine ſo friſche Anmuth aus, daß man ſich einigermaßen davon angezogen fühlen kann. Iſt der Autor jung und dieſe Erzählung in Verſen ein Erſtlingswerk, ſo läßt ſich von ihm noch etwas erwarten; nur freilich wird er dann gut thun, ſich freundlichere Stoffe auszuwählen oder ſeine tragiſche Kraft noch bedeutend zu ſtärken, denn für erſchütternde Vorgänge, wie er ſie hier zum Vorwurf genommen, mangeln ihm noch echtes Pathos und kühngeſtaltender Wurf des Genies.

A. Trabert berichtet uns in ſeinem Gedicht von einem Mädchen, das ſich in freier Liebe einem Manne hingegeben und, während es in Jammer und Herzeleid ein Zwillingsſchweſternpaar zur Welt gebracht, den Vater deſſelben im Kampfe fürs Vaterland hat ſterben ſehen. Sie fühlt den Fehltritt, den ſie begangen, und von Reue geſeltert ſucht ſie ihre Schuld in der frommen Erziehung ihrer Mädchen abzubüßen. Aber ein finſteres Schickſal verfolgt ſie. Beide Töchter ſehen ſich auffallend ähnlich und werden von einem jungen Kaufherrn aus Köln für Eine Perſon gehalten. Er bewirbt ſich um beider Herz, in der Meinung, nur um eins zu werben. Beide Mädchen erwidern ſeine Neigung und führen dadurch die Kataſtrophe herbei, die darin beſteht, daß, nachdem der Irrthum aufgedeckt und Kurt, eben jener kölniſche Kaufherr, entſetzt von dem Unglück, das er angerichtet, meint auf beide Töchter verzichten zu müſſen, dieſe zuſammen den Tod im Rheine ſuchen. Kurt will ſie retten, verliert aber ebenfalls ſein Leben, wie denn auch aus Schreck die Mutter ſtirbt.

Mit ſo viel Graus und Sterbefällen noch nicht zufrieden, läßt der Dichter auch noch einen Prieſter zu Grunde gehen, der eine von den Zwillingsſchweſtern heimlich geliebt und dadurch in Conflict mit ſeinem Stande gekommen:

Die Meßner ſahn ihn waldwärts gehn,
Dann hat ihn keiner mehr geſehn.
Er ruht wol ſeit derſelben Stund
Auch ſelber aus auf Stromes Grund.
Die Wogen gehen tief und ſchwer
Mit leiſem Rauſchen drüber her;
Mir klingt's in ſtiller Traurigkeit
Wie Lieb' und Leid.

Dieſer ſagenhaft verklingende, melancholiſche Schluß iſt nicht ohne allen poetiſchen Effect; allein, wenn er in der That Wirkung haben ſollte, mußte die Tragödie im ganzen erſchütternder ausgetragen und namentlich der Titel: „Vaterlos", mehr zu ſeinem Rechte gelangen. Wenn der Dichter eine Schuld der Mutter einmal annahm, um damit gewiſſermaßen den traurigen Ausgang zu motiviren, ſo war es dringend nöthig, dieſe Schuld im Poem ſelbſt ſtärker ins Licht zu ſtellen und das Verhängniß der Töchter durch das Nichtvorhandenſein eines Vaters augenſcheinlicher zu erklären. Die Hauptſchwäche der Dichtung liegt in der etwas flachen Behandlung des Stoffs und der geringen Gipfelung, die ſich darin kundgibt.

7. Theodor von Neuhof. Dichtungen von Eduard Furthmann. Elberfeld, Bädeker. 1866. 16. 22½ Ngr.

Furthmann's Dichtungen ſchildern das ſonderbare und abenteuerliche Leben jenes weſtfäliſchen Edelmanns, der durch ſeltſame Umſtände König von Corſica wird und ſchließlich in dem berühmten Schuldgefängniſſe Kings-Bench zu London endigt.

Unſer Poet eröffnet ſein Werk mit der Schilderung einer Wanderung nach Pungelſcheid, der Stammburg ſeines Helden, gibt uns dann ein Bild von deſſen Jugend am Rhein, führt uns mit ihm nach Spanien, in den Orient, nach Corſica und zuletzt an ſein Sterbebett.

Trotzdem daß das hübſch ausgeſtattete Buch 172 Seiten umfaßt, iſt das, was darin geboten wird, doch nur lückenhaft und in keiner Weiſe erſchöpfend. Die Dichtung gibt zu viel, was nicht zur Sache gehört, wie z. B. die Corſenlieder, die Erſcheinung des fliegenden Holländers und die Jugendgeliebte Martha, welche letztere zu wenig von Bedeutung für das Gedicht iſt und daſſelbe in zu geringem Maße poetiſch auswölbt, um die Einführung dieſer erdichteten Geſtalt zu entſchuldigen; wogegen manches für das hiſtoriſche Verſtändniß Wünſchenswerthe vermißt wird.

Im ganzen verfährt dieſes Epos zu ſprunghaft und läßt eine ruhige und einheitliche Darſtellung vermiſſen, indem es ſich allzu bruchſtückartig gibt. Auch fehlt es der Diction an anmuthigem Geſchick und Schwung ebenſo ſehr wie an Beſtimmtheit des Ausdrucks, ganz abgeſehen davon, daß aus Liebe zum Reim manches unklar und verſchwommen gegeben wird. Ein einzelner kleiner Abſchnitt mag das bekunden:

Am Hofe.

Alberoni iſt gefallen!
Iſt verbannt und hat von allen,
Die ihm ſchmeichelten, nicht einen,
Deſſen Augen ihn beweinen.
Nicht einen, deſſen Dankbarkeit
Vergangner ſchöner Tage dächte
Und ins Exil, ein wahrer Freund,
Dem einſam Armen folgen möchte.
Sie ſchweigen, und ſelbſt Theodor
Von Neuhof, der durch dieſen Mann
Des Königs volle Gunſt gewann,
Durch ſeinen Sturz ſie nicht verlor,
Hat ins Gedächtniß ſich geſchrieben
Die Worte, die der Prieſter ſprach,
Und mahnender als all ſein Lieben
Verblieben jene Worte wach:
„Wo ſich ein Geiſt das Herrſcherwort
Ob Tauſenden zum Ziel erleſen,
Der Freundſchaft zarte Pflanze dorrt,
Und nichts gilt das, was einſt geweſen."
So wechſelt er, der Diener, auch

Den Herrn, wie es Bedientenbrauch.
Ein Diener? — wie das Wort ihn plagt,
Die ſchönſten Träume ihm zernagt,
Des Geiſtes kühne Flügel lähmt,
In tiefſter Seele ihn beſchämt!
Denn ſeine Oberſtuniform
Vermag nicht ſeinen Stolz zu trügen:
Mit Kräften, größten Ruhmes werth,
Muß er den fremden Acker pflügen,
Mit ſüßem Lächeln immerfort
Zur Hofcabale ſich erniedern,
Des feilſten Höflings leeres Wort
Mit größter — „Artigkeit" erwidern.
Wie ihn das wurmt, wie ihn das ſticht!
Tief innre Glut will ihn verzehren,
Muß er mit gläubigem Geſicht
Nur immer „Worte, Worte" hören.

Was der Leſer aus dieſem einzeln herausgegriffenen Stücke vor allem noch abzunehmen im Stande ſein dürfte, wird ſein, daß ein großer Stil gebricht, ein romantiſcher Duft und Zauber. Perſonen und Verhältniſſe werden zu converſationell, zu proſaiſch behandelt. Man wird nirgends von der Dichtung tiefinnerſt gepackt und hingeriſſen; man lieſt ſie faſt wie einen Zeitungsartikel, weil ihr zunächſt große Geſichtspunkte und ſodann Tiefe und Gewaltigkeit ſchöpferiſcher Geſtaltungskraft abgehen. Nirgends zeigt ſich der Stempel einer wahrhaften und urſprünglichen Dichternatur; alles nimmt ſich mehr äußerlich angeeignet und angelernt aus, ſodaß es nicht allzu vieler Mühe bedürfte, um vielleicht unbeabſichtigte, aber doch erkennbare Nachahmungen von Platen, Geibel, Redwitz, Gottſchall, Roquette, Freiligrath u. a. nachzuweiſen. Sei hier für viele nur eine und zwar eine ziemlich ungeſchickte Nachahmung des zuletzt angeführten Dichters erwähnt, die in dem Gedicht „Der Reiter" gegeben iſt, wo es in den erſten Verſen heißt:

Der Sonne heiße Glut bohrt in Marokkos Sand
Tief ihre Schöpfungskraft und lockt den Palmenſtand
Hervor mit ſeinen grünen Fächern.
Aus dem Akazienbaum preßt ſie den Gummiſaft,
Und farbig ſchimmern läßt ſie ihre vollſte Kraft
In unzählbaren Blütenbechern.

Durch Myrtenbüſche glänzt des Panthers ſtreif'ges Fell;
Wie lugt, blutdürſt'gen Blicks, der gierige Geſell
Weit vorgebeugt, hinab zur Quelle!
Arglos am würz'gen Kraut graſt auf beſpültem Rain
Und reckt den ſchlanken Hals zur Flut kryſtallenrein
Die bange, flüchtige Gazelle.

Sieh, der Flamingo wiegt ſich ſchillernd in Karmin
Und Silber in der Luft, hoch drüber Schwäne ziehn, —
Schon wird es Herbſt im fernen Norden.
Und Hufſchlag hallt, wie ſtramm auf ſeinem Berberroß
Naht Theodor — ihm folgt ein dichter Mückentroß,
Dem Pferde überläſ'ge Horden u. ſ. w.

„Der Löwenritt" iſt hier unverkennbar und zwar doch nur in abgeblaßten Farben und verſchrobener Zeichnung. Der Sonne Glut, die ihre Schöpfungskraft in Marokkos Sand bohrt und den Palmenſtand lockt — iſt ein ziemlich verunglücktes Bild.

Alles in allem genommen iſt Eduard Furthmann zwar ohne Zweifel ein ſtrebſamer und fleißiger, aber zur Zeit noch kein Poet, auf den ſich große Hoffnungen ſetzen laſſen.

Günſtiger ſteht es um Agnes Kayſer-Langerhannß, eine Dichterin, die mit ihrem „erzählenden Gedicht":

8. Das friedliche Thal im Kriege 1813. Erzählendes Gedicht von Agnes Kayſer-Langerhannß. Leipzig, O. A. Schulz. 1866. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

hohe Erwartungen nicht nur rege macht, ſondern zum großen Theil auch bereits erfüllt. Ihre zwölf Geſänge bieten ein Epos in Hexametern, das uns im ländlichen Idyll den Bewegungen der großen Zeit der Befreiungskriege folgen läßt. Ohne daß die Muſe ſelbſt in den Kampf zieht, ohne daß ſie uns in die Reihen der ſtreitenden Heere oder auf die Schlachtfelder führt, gibt ſie uns doch auf poetiſchem Wege ziemlich genaue Nachricht und Schilderung von der großen Epoche. Dadurch, daß aus dem friedlichen Thale, einem weit vom Schauplatze der Welthändel abgelegenen Dörfchen, einzelne junge Männer zu den Truppen gezogen ſind, welche Napoleon beſiegen und ihr Vaterland freimachen, erhält daſſelbe Beziehung zu den Zeitereigniſſen, die uns, zwar aus zweitem oder drittem Munde geſchildert, dennoch voll und einheitlich aufgerollt werden, meiſt indem man ſie in dem Eindrucke zeigt, den ſie hervorrufen.

Die Verfaſſerin hat ſorgfältig „Hermann und Dorothea" von Goethe ſtudirt und vermittels dieſer ſorgfältigen Studien ein Werk geſchaffen, das durchaus als eine gelungene Nachdichtung bezeichnet werden darf. Gibt es doch in klarer Faſſung gewiſſermaßen das Verſtändniß zu jenem welthiſtoriſchen Kriege und zugleich einen Ausdruck der Anſchauungen und Empfindungen, mit denen die deutſche Nation ihm folgte. Lebhaft wird man dadurch angezogen und gefeſſelt, gleichſam geiſtig vor die Periode hingeſtellt, die man wie aus der Entfernung, aber doch deutlich und überſichtlich erkennen kann.

Als ein beſonders feiner Zug der Dichterin iſt es zu erklären, daß ſie uns für die Zeit und ihre Erſcheinungen durch die Perſonen zu intereſſiren weiß, die ſie uns in ihrer Dichtung vorführt. Durch das Medium des rein Menſchlichen werden wir mit der Hiſtorie in Beziehung geſetzt, die dadurch ſelbſtverſtändlich viel Leben und Wärme gewinnt und aus der bloßen Abſtraction plaſtiſch herausgehoben wird. Um von ihrer Darſtellung und Diction eine Vorſtellung zu geben, greifen wir den erſten beſten Abſchnitt heraus. Der dritte Geſang beginnt:

Traulich fand er vereint die Seinen im luſtigen Zimmer,
Mit dem willkommenen Gaſt, des Pfarrers lieblicher Tochter.
Jede Hand war betraut mit nützlich fördernder Arbeit.
Eifrig drehte das Rad die Mutter und netzte den Faden,
Daß er dehnend ſich ſpann, gar tauglich zur köſtlichen Leinwand;
Strickend ſaß auf der Bank, zu Füßen, die jüngſte der Töchter,
Während emſig im Nähn die beiden erwachſenen Mädchen.

Alle harrten geſpannt der Ankunft und Rede des Hausherrn,
Und er begann auch ſogleich, der Lieben Gedanken erratend,
Von dem leidenden Mann und wie er geduldig das Schickſal,
Welches Gott ihm geſandt, hinnehme, ob es auch ſchwer ſei,
Wie mit treuem Gemüth und ſchweſterlich zarter Geſinnung
Helfend zur Seite ihm ſteh' des Lehrers würdige Gattin.
Auch der Briefe gedacht' er, die nach gehöriger Durchſicht
Er dem Lehrer vertraut, es fand ſich keiner fürs Pfarrhaus.
„Aber Wicht'ges genug erfuhr ich, liebe Thereſe,

Für uns alle, zumal beim jetzt vollendeten Ausgang,
Denn es gibt mir ein Brief, vom treuen Freunde gesendet,
Kunde von trauriger Schlacht; zwar fehlt noch genaue Berichtung,
Doch erscheint es gewiß, uns ward ein mächtiger Heertheil
Gänzlich bei Dresden besiegt und große Hoffnung vernichtet.
Ach, mir flammte der Schmerz, ja der Zorn in meinem Gemüth auf,
Alles schien mir dahin, verloren jegliche Aussicht,
Und ich verzagte am Glück, an des Volks ersehnter Befreiung.
Da erweckte den Geist, mit Muth ihn belebend und Fassung,
Rasch der treffliche Freund, der Doctor, der eben des Wegs fuhr,
Der die Nachricht mir gab, daß ausgefochten ein Kampf sei
Und den Lorber des Siegs gar blutig dort an der Katzbach
Niederlegte aufs Haupt des längst gefeierten Blücher's.

Es wird nicht zu bestreiten sein, daß diese Verse einfach, ungezwungen sind und eine durchaus kräftige, man darf sagen männliche Anmuth zeigen.

Die Schilderung der Kämpfe bei Dresden, Kulm und Leipzig sind als vortrefflich zu bezeichnen, auch schon deswegen, weil sie, von einem Mitkämpfer gegeben, die ganze Action nur im allgemeinen berühren und sich mit Vorliebe auf selbsterlebte Details werfen, damit also in Verse gebrachte Schlachtberichte zu liefern glücklich vermeiden. Auch hier im ganzen Sturm und Drang der Kriegsereignisse ist das Interesse der Erzählung und zwar derart festgehalten, daß man darüber das stille Thal und seine Bewohner nicht aus den Augen verliert.

Wenn sich nach Goethe der Meister in der Beschränkung zeigt, so hat man allen Grund zu rühmen, daß Agnes Kayser-Langerhannß mit echt künstlerischem Takt in der Benutzung und Aufgreifung der Kämpfe von 1813 für ihr Epos sich Maß und Grenzen zu setzen gewußt hat. Ihr Epos ist damit ein vollkommen abgerundetes und nie aus dem Rahmen der ursprünglichen Anlage heraustretendes geworden.

Zum Schluß erwähnen wir die neue Bearbeitung eines Epos aus ältester Zeit. Es ist:

9. Das Gudrun-Lied. Eingerichtet von M. A. Niendorf. Dritte durchgesehene Auflage. Berlin, Springer. 1867. 8. 15 Ngr.

Ueber die grandiose Dichtung selbst noch Worte zu verlieren, ist hier nicht der Ort. Auch Niendorf's Umschreibung derselben ins Neudeutsche und ihre Kürzung von 1705 Nibelungenstrophen auf 706 ist bereits hinreichend gewürdigt. Es genügt deswegen wol, wenn wir auf die verdienstliche, durch den Erfolg gekrönte Arbeit noch einmal nachdrücklich hinweisen. Läßt sich das „Gudrun-Lied" volksthümlich machen, so möchte es am ehesten wol in dieser Gestalt geschehen, die kräftig und gefällig zugleich den Leser ansprechen und fesseln muß. Daß auch sie noch immer der Verbesserung und Abschleifung fähig, mag nichtsdestoweniger eingeräumt werden. Manche Wendung läßt sich leichter geben, mancher Ausdruck zweckmäßiger wählen, mancher Vers durch strenge Feile gewinnender und zugleich charakteristischer gestalten.

Feodor Wehl.

Der zweite dänische Krieg.

Ueber den zweiten dänischen Krieg sind wiederum einige Schriften erschienen, deren kurze Besprechung wir der Anzeige früherer Werke (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1865) folgen lassen. Kürzer müssen wir uns fassen, weil die neuern, für Deutschlands Zukunft so wichtigen Ereignisse eine noch im Wachsen begriffene Literatur hervorgerufen haben, welche einen größern Raum in diesem Blatt beanspruchen wird. Wir warten noch bedeutendere Werke ab, die in Aussicht stehen, ehe wir eine Uebersicht bringen, und wenden uns einstweilen zurück zum dänischen Kriege, welcher mit dem von 1866 im politischen Zusammenhange steht.

Unter allen bisher erschienenen Schriften verdient besonders hervorgehoben zu werden:

1. Der schleswig-holsteinische Krieg im Jahre 1864. Von Th. Fontane. Mit 4 Porträts, 56 in den Text gedruckten Abbildungen und Plänen in Holzschnitt und 9 Karten in Steindruck. Berlin, v. Decker. 1866. Lex.-8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Wenn wir das Werk des Grafen Waldersee für militärische Leser als das wichtigste hervorgehoben haben, so empfehlen wir das von Fontane für weitere Kreise als das interessanteste. Fontane's Schreibweise, frisch, anschaulich, den Leser fesselnd, ist bekannt, sie bewährt sich auch hier aufs neue. In der Einleitung schildert er Schleswig-Holstein, Land und Leute, und Schleswig-Holsteins Geschichte bis zum Tode Friedrich's VII. Beides ist kurz gehalten: Land und Volk haben in dem rühmlich bekannten Werke des Grafen A. Baudissin (Stuttgart 1865) bereits die beste Schilderung erhalten, und die Geschichte der Elbherzogthümer ist in vielen Schriften so eingehend dargestellt worden, daß der Verfasser recht gethan, sich auf die Hauptpunkte zu beschränken. Als eine besondere Bedeutung Schleswig-Holsteins hebt er hervor, daß seine Lage an zwei Meeren dasselbe frühzeitig zum Mittelpunkt des Verkehrs im nördlichen Europa gemacht hat, und die Ostseeländer Livland und Kurland zum großen Theil von hier aus colonisirt und in den Kreis des deutschen Lebens gezogen worden sind. „Darüber ist kein Zweifel, daß eine Erhebung Deutschlands zur See wesentlich von diesen Landen abhängt." Die Schlußvignette der Einleitung ist charakteristisch gezeichnet, wie alle übrigen Illustrationen im Buche (sämmtlich von Burger), welche demselben zum großen Schmuck gereichen. Der dänische Löwe mit höchst befriedigtem Rachen reißt von dem zerspaltenen Schilde der Herzogthümer den schleswigschen an sich. Jedes der folgenden Kapitel hat eine vortreffliche Initialzeichnung, welche ohne Frage die Leser an sich schon anziehen wird; es sind meist kriegerische Gruppen, dem Texte des Kapitels entsprechend, mit mancherlei Emblemen und sinnigen Arabesken verschlungen, zum Theil auch mit Porträts in Medaillon verziert. Vier größere Porträts: der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl, Wrangel und Gablenz, in der Reihenfolge, die der

Verlauf der Begebenheiten bedingt, und mehrere zum Verständniß der kriegerischen Ereignisse sehr willkommene Karten sind am rechten Orte eingefügt. Wir haben diese artistischen Zugaben gleich zusammengefaßt, sie verbinden das Angenehme mit dem Nützlichen, werden aber hoffentlich das letztere, wir meinen den gediegenen Text, nicht in den Hintergrund treten lassen. Das Hauptstück des Werks ist in folgende Hauptabschnitte getheilt: „Der Ausbruch des Kriegs", „Das Dannewerk", „Düppel", „Der Krieg in Jütland", „Der Krieg zur See", „Der letzte Act des Kriegs". Jeder dieser Abschnitte hat seine Kapitel oder wie man es nennen will; der Verfasser hat darin alle pedantischen Bezeichnungen verschmäht: der Schlußstrich, die neue Ueberschrift genügen ihm und dem Leser. Ueberall sind locale und historische Notizen eingeflochten, in denen sich Fontane schon bei seinen frühern Werken ausgezeichnet hat. Von den Feldherren und hervortretenden Führern sind kurze Biographien gegeben, auch, wo die Verhältnisse nicht bescheidene Zurückhaltung geboten, Charakteristiken hinzugefügt. Andere Verfasser, welche keine Rücksichten zu nehmen hatten, wie Rüstow (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1865) oder der ungenannte Autor der vortrefflichen Geschichte dieses Kriegs, welche in der Monatsschrift „Unsere Zeit" 1865 erschienen ist, haben auch die hochgestellten Führer von 1864 einer mitunter scharfen Kritik unterworfen. Wie treffend und fein Fontane zu charakterisiren weiß, ersehen wir aus dem, was er über de Meza sagt:

General de Meza ist eine fein angelegte Natur; Soldat, Feldherr, hat er zugleich die Nervosität des Künstlers, des Gelehrten. In der That ist er beides. Er hat einen Ruf als Componist. Von unbedeutender Erscheinung, nach außen hin kalt, nüchtern, vornehm, entbehrt er jener leutseligen Bonhomie, die sonst wol die Herzen der Soldaten gewinnt. Die Details kümmern ihn nicht, er ist der Mann der großen Züge. Gleichgültig gegen Popularität ist er nichtsdestoweniger eine populäre Figur. Seine Absonderlichkeiten beschäftigen die Phantasie. Er ist anders wie andere. Hundert Anekdoten erzählen von ihm, der Zauber des Aparten, fast des Geheimnißvollen ist um ihn her. Die Gegensätze aller nervösen Naturen finden sich auch bei ihm. Kanonendonner und Bivuak erträgt er; aber ein Zimmer, in dem es zieht, ein rasselnder Wagen, eine frischgescheuerte Stube machen ihn krank oder verderben ihm die Stimmung.

Lebendig und, wo es der Anlaß gibt, schwungvoll sind die Schilderungen der Kriegsereignisse. Rein militärische Werke halten sich in der Regel von einer an poetische Allotria streifenden Diction, als nicht fach- und sachgemäß, absichtlich fern und werden durch ihren Relationsstil für das größere Publikum trocken. Dieses greift dann zu den sogenannten populären Kriegsgeschichten, deren Verfassern zuweilen ebenso wie den Zeichnern der illustrirten Journale das militärische Verständniß fehlt. Um so erfreulicher ist es, einem Werke zu begegnen, in welchem sich eine glückliche Vereinigung des letztern mit einer anziehenden, edlen und doch zugleich auch für allgemeine Leserkreise verständlichen Sprache findet. Dabei begegnen wir keiner einseitigen Parteinahme, jedem widerfährt Gerechtigkeit. Möchten wir von Werken über den deutschen Krieg von 1866 bald etwas Aehnliches sagen können. Hier freilich war es leicht, auch die Heldenthaten der Oesterreicher gebührend anzuerkennen, sie waren noch Preußens Bundesgenossen — und wenn den Dänen nicht auch ihr Recht widerfahren wäre, hätte der Sieg an seinem Werthe eingebüßt. Wie gut ist gleich das Gefecht von Over-Selk geschildert! Dem Soldaten macht es einen eigenen Eindruck, hier von der „eisernen Brigade" zu lesen, die zwei Jahre später in dem Nachtgefecht bei Podol ihren frühern Kriegsgefährten, wenn auch nicht denselben Truppen gegenüberstand; zu lesen von der Erstürmung des Königshügels durch das 18. Jägerbataillon, welches später in Böhmen durch das Schnellfeuer der preußischen Zündnadelgewehre zusammengeschossen wurde. Der Darstellung der Ereignisse vor Düppel geht eine kurze Skizzirung voran, welche der oft genug laut gewordenen Kritik über die Verzögerung der Einnahme Antwort geben kann.

Am 9. Februar rückten die ersten preußischen Bataillone in das Sundewitt vor, am 18. April fiel Düppel, nachdem der Kampf gegen dasselbe durch die verschiedensten Phasen gegangen war. Die drei ersten Wochen waren alles andere eher als eine Belagerung; man begnügte sich zu cerniren, zu recognosciren; kleine Gefechte fanden statt, keins von Ausdehnung, keins von Belang. Die politische Atmosphäre begann sich momentan zu trüben; in Wien wurde man lau, und diese Lauheit, wie immer, lähmte die militärische Action. Die Unbilden des Wetters kamen hinzu, bald auch, nachdem die Möglichkeit einer Ueberrumpelung geschwunden war, das Gefühl unzureichender Kräfte. Was konnte Feldgeschütz gegen die Vierundachtzigpfünder innerhalb der Schanzen? Der 29. Februar bezeichnet einen Wendepunkt. Ein neuer Abschnitt beginnt. An diesem Tage wurde die Belagerung beschlossen. Sie auch sie ging wiederum durch Epochen der verschiedensten Art. Man begann mit Enfilir-Batterien — die gammelmarker Vierundzwanzigpfünder donnerten über den Wenningbund. Der Feind stutzte, aber er faßte wieder Muth, die Enfilir-Batterien reichten nicht aus. So trat denn die Belagerung aus ihrem ersten Stadium in ihr zweites. Der Frontalangriff begann, vom 29. auf den 30. März wurde die erste Parallele ausgehoben. Aber auch jetzt noch war der Wunsch lebendig, dem zeitraubenden mühevollen Vorgehen mit der Sappe zuvorzukommen und der ganzen Belagerung, dem Krieg überhaupt, durch einen raschen Coup ein Ende zu machen. So entstand, nachdem schon 30 Geschütze aus der ersten Parallele ihr Feuer eröffnet hatten, das Project von Ballegard. In der Nacht vom 2. auf den 3. April sollten 16000 Mann von Ballegard aus nach Alsen übergehen, Alsen nehmen und den Feind von Sonderburg her in den Rücken fassen. Der Plan scheiterte an der Ungunst des Wetters. Nun erst trat die Belagerung in ihren ungestörten, regelrechten Verlauf, zugleich in ihre letzte, entscheidende Phase. Am 15. wurde die dritte Parallele eröffnet, am 18. erfolgte der Sturm.

Dieser trefflichen, ganz sachgemäß vorgetragenen Ueber-

sicht schließt sich die Schilderung mit vielen Einzelheiten und Charakterzügen an; Berichte von Mitkämpfern und Stellen aus Privatbriefen erhöhen das Interesse. „Der charakteristische Zug des 18. April", sagt der Verfasser, „war unaufhaltsames Vordringen, weit über die gestellte Aufgabe hinaus." Ein Geschichtschreiber des deutschen Kriegs von 1866 wird denselben Zug wieder zu berichten haben, er ist ein Erbvermächtniß der preußischen Armee vom Marschall Vorwärts oder vielmehr schon vom Alten Fritz, der unablässig seine Feldherrn und Soldaten zum Vorpoussiren drängte. Leider vergaßen sie es später in einem verhängnißvollen Kriege, aber es lebte um so ruhmvoller wieder auf. Wir folgen mit regem Antheil auch den übrigen Darstellungen, besonders der des Uebergangs nach Alsen und des Kampfs auf dieser Insel, und sind mit den Schlußworten, welche dem ganzen Krieg die wahre Bedeutung geben, vollkommen einverstanden. Ein Verzeichniß der Illustrationen, welche die Idee jeder einzelnen Initialzeichnung erklärt, kommt dem Leser dankenswerth zu Hülfe. Die ganze Ausstattung des Werks ist höchst splendid. Wer seiner Bibliothek ein Buch über den schleswig-holsteinischen Krieg einverleiben will, dem können wir zu dem Fontane's rathen.

2. Eduard von Raven, königlich preußischer Generalmajor, General à la suite Seiner Majestät des Königs. Nachrichten zu seinem Gedächtniß gesammelt von Alfred Graffunder. Mit dem Porträt des Generals von Raven. Berlin, A. Duncker. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Seit Scharnhorst's Verwundung in der Schlacht, welche nachher seinen Tod herbeiführte, war kein preußischer General vor dem Feinde gefallen, Raven war der erste nach Scharnhorst, der den Heldentod starb. Ein Lebensbild des Mannes, der ein ebenso tüchtiger Soldat, als liebenswürdiger und gediegener Mensch war, wird uns hier in anspruchsloser Form geboten, und wir erkennen die Pietät an, welche dem Tapfern dies Denkmal gesetzt hat. Der Verfasser sagt bescheiden, daß ihn theils das Gefühl schriftstellerischer Unerfahrenheit in Maß und Färbung, theils und vornehmlich die Scheu, den einfachen Daten eines Lebens, dem erst der Tod mit dem Lorber zugleich die Theilnahme des Vaterlandes auch außerhalb der Armee erworben hat, an schmuckloser Treue etwas zu mindern, von dem Versuche abgehalten habe, für die Ansprüche „einer literarischen Leserwelt" zu arbeiten. Auch wir glauben nicht, daß das Lebensbild unter solchem Bestreben gewonnen haben würde. Nach einigen Notizen über das alte Adelsgeschlecht von Raven gibt der Verfasser über die Familienverhältnisse des Generals, seine Jugend und seine frühern Dienstjahre genügende Auskunft. Am 28. August 1807 geboren, trat er mit dem 17. Jahre in das 2. Infanterieregiment zu Stettin und genoß hier die besondere Huld der Prinzessin Elisabeth, welche daselbst 1840, 93 Jahre alt, gestorben ist. Aus dieser Zeit wird uns ein „competentes" Urtheil über Raven, das für ihn sehr ehrenvoll ist, mitgetheilt; wir geben nur eine Stelle daraus, die auch wir als wahr bezeugen können:

Begabt mit einem angenehmen Aeußern, von gewandten Manieren, in stets heiterer Laune, war er ein Liebling der Gesellschaft; im Dienste ernst, streng und gewissenhaft, war er der Gegenstand der ungetheilten Achtung seiner Kameraden und Vorgesetzten. Eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften war Treue und Zuverlässigkeit, man konnte unter allen Umständen auf ihn rechnen.

Hinzufügen müssen wir noch, daß er nichts besaß als seinen Degen, und bei dem Mangel jeder Privatzulage sich doch überall anständig einzurichten wußte. Bald aber wurde er Adjutant, zuerst im Regiment, dann Divisionsadjutant, zuletzt persönlicher Adjutant des Prinzen Albrecht, welcher damals Divisionscommandeur war. Von dieser Zeit an beginnt Raven's Leben, das bisher nicht über Pommern hinausgekommen war, einen weitern Horizont zu gewinnen. Gleich im ersten Jahre (1844) begleitete er den Prinzen auf einer weiten Reise durch Italien, die Schweiz, Frankreich: eine Zickzackreise, welche er auf 849 Meilen berechnet. Auf Rigi-Kulm machten wir dabei zufällig zusammentreffend seine Bekanntschaft, die wir dann, so lange er Adjutant des Prinzen war, gelegentlich erneuert haben, in den Märztagen von 1848 namentlich. Raven hat über alle Reisen, welche er mit dem Prinzen gemacht hat, ein genaues Tagebuch geführt und darin die fremden Länder und Völker, die Fürstenhöfe und deren Persönlichkeiten, welche er kennen lernte, geschildert. Der Herausgeber theilt einiges aus diesen Tagebüchern mit; wir hätten gern mehr davon gelesen, indessen mag ihn manche Rücksicht gehindert haben, mehr zu geben, denn für die Oeffentlichkeit sind sie gewiß nicht geschrieben, und viele Silhouetten oder „Personalberichte" könnten wol Anstoß erregen. Dafür erhalten wir aber aus dem Feldzuge von 1864 eine Reihe von Briefen, welche Raven an die Seinigen geschrieben hat, und wir erkennen darin sein tiefes, liebevolles Gemüth, wie seine Frömmigkeit. Seinen Tod soll er geahnt haben, aber die Aeußerung: „Ich werde todtgeschossen!" die er mehrfach gethan, bezeugt das noch nicht. In den Briefen an seine Frau findet sich natürlich nichts von jener Ahnung, er ermahnt sie aber wiederholt, „eine Soldatenfrau" zu sein. Am 18. April, beim Vorgehen seiner Brigade, nach Erstürmung der ersten sechs Schanzen, gegen die andern traf ihn das Granatstück, das ihm den Fuß zerschmetterte; die Amputation konnte ihn nicht retten, er starb neun Tage später. Diese Schmerzenszeit ist sehr ausführlich erzählt, der ärztliche Bericht in seiner vollen medicinischen Terminologie mitgetheilt. Der Darstellung des Herausgebers hätten wir etwas weniger Devotionsformeln gewünscht, z. B.: „An der Chaussee stand Seine königl. Hoheit der Kronprinz mit Seiner königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich Karl — Höchstdieselben hatten bis dahin nichts von dieser Verwundung erfahren." Eine einfachere Sprache verträgt sich mit aller schuldigen Ehrfurcht, die hohen Herren legen keinen Werth auf übertriebene Submission. Die Briefe des Königs und des Kronprinzen an die Witwe geben ein schönes Zeugniß ihrer Theilnahme. Wir bemerken dazu noch, daß sich der König vorbehalten hat, den Gefallenen, der auf dem

Invalidenkirchhof zu Berlin begraben liegt, ein Denkmal zu setzen. Ein paar Beilagen, die Personalien von 32 Mitgliedern der Familie Raven, welche der Armee als Offiziere angehört, eine Abhandlung über den Orden pour le mérite und die Namen der Offiziere enthaltend, welche denselben am Feldzuge gegen Dänemark erworben haben, schließen das Werk, das der Familie und den Freunden Raven's eine willkommene Gabe sein wird.

Karl Gustav von Struve

Feuilleton.

Englische Urtheile über deutsche Bücher.

Dem letzten kurzen Rückblick der „Saturday Review" auf die jüngsten Erscheinungen der deutschen Literatur, welche in d. Bl. demnächst eingehender Besprechung unterzogen werden sollen, entnehmen wir abermals einige Beurtheilungen.

Ueber Eberty's „Geschichte des preußischen Staats" heißt es: „Da es Dr. Eberty beliebt hat, seine Geschichte Preußens mit dem Jahre 1411 anzufangen, so ist es etwas drollig, wenn er im Vorwort selbst eingesteht, daß man eigentlich von einer Existenz Preußens vor 1640 nicht reden könne. Sei dem indessen wie ihm wolle, so ist es doch gewiß, daß die Chronik von Brandenburg vor dem Großen Kurfürsten nicht mehr Interesse besitzt als die irgendeines andern kleinen deutschen Fürstenthums. Mit dem Großen Kurfürsten beginnt eine neue Periode, und obschon er den königlichen Titel nicht wirklich erlangte, so wird dieser merkwürdige Mann, der außerhalb seines eigenen Landes zu wenig gekannt ist, von den Preußen dennoch mit Recht als der eigentliche Gründer der Monarchie betrachtet. Es ist bedeutsam genug, daß die 48 Jahre seiner Regierung beinahe dreimal so viel Raum in Eberty's Werk einnehmen als die 219 vorangehenden Jahre. Sein Nachfolger war ein gutmüthiger, aber schwacher und verschwenderischer Fürst, dessen Fehler indessen, infolge der eigenthümlichen Zeitverhältnisse, sich dem Lande fast ebenso nützlich erwiesen, wie die kriegerischen und administrativen Talente seines Vorgängers. Dasselbe läßt sich von den entgegengesetzten Fehlern seines Nachfolgers sagen, für welchen Eberty pflichtschuldigst sein Bestes thut, obschon er niemand außer einen Preußen oder Mr. Carlyle je überreden wird, ihn für etwas anderes als einen ganz besonders mürrischen und schäbigen Despoten zu halten, der glücklicherweise viel mehr mit einer instinctmäßigen Leidenschaft als mit einer vernünftigen Vorliebe für Ordnung und Sparsamkeit ausgestattet war. Eberty ist das Muster eines volksthümlichen Historikers und verdient das höchste Lob für den lichtvollen, belebten und regelmäßigen Fluß seiner Erzählung."

„Die gleichzeitige Veröffentlichung zweier Werke über den verstorbenen Friedrich Rückert (von Bayer und Fortlage) ruft den Namen eines begabten Dichters ins Gedächtniß zurück, der in den letzten zwanzig Jahren fast ignorirt worden ist. Eine solche Vernachlässigung macht allerdings dem Geschmack sowie der Dankbarkeit der Deutschen nur wenig Ehre. Es ist dies indessen eine zu häufige Erscheinung in ihrer Literaturgeschichte, als daß sie viel Auffallendes haben sollte. So haben englische Reisende in Berlin vergebens einen Leser Fouqué's gesucht, dessen beste Schöpfungen bei uns so vollständig eingebürgert sind. Tieck, Hoffmann, Novalis, Platen und Scheffer ist es nicht besser ergangen, und wir hegen starken Verdacht, daß die gegenwärtige Generation ihre Kenntniß aller ihrer besten Dichter aus der Literaturgeschichte und dem Conversations-Lexikon, statt aus ihren Werken erlangt habe. Man muß sich daher freuen, daß zwei Schriftsteller es unternommen haben, ihre Landsleute an den Schatz, den sie in Rückert besitzen, zu erinnern. In gewissen Hinsichten steht dieser außerordentliche Mann allein, nicht nur unter den deutschen, sondern unter allen Dichtern überhaupt. Als erzählender und beschreibender Dichter nimmt er eine hohe Stelle ein, als der Sänger glücklicher Liebe ist er selten übertroffen worden, während seine Ansprüche als [illegible] Dichter und als Meister der Form und Melodie [illegible] hervorragend sind. Der Reichthum seiner Diction vertritt [illegible] entsprechenden Reichthum an Ideen, und das glühendste Gefühl ist im vollendeten Kunstwerk seines Verses eingeschlossen. Sein einziger Erbfehler war die Spielerei, welche im Verhältniß [illegible] nahm, als häusliche Sorgen seine Gedanken auf einen engen Kreis beschränkten und die emsige Pflege seiner poetischen Gabe es ihm fast leichter machte, sich im Vers als in der Prosa auszudrücken. Die Folge davon war die Aufhäufung einer großen Masse melodischen Klingklangs, welcher die späteren Bände seiner Werke entstellt, obschon es nicht diejenigen beeinträchtigt, auf die sein Ruhm hauptsächlich gegründet ist. Sowol Dr. Bayer als auch Professor Fortlage haben seinem Gedächtniß einen guten Dienst geleistet; ersterer durch eine [illegible] geschriebene Biographie, letzterer durch eine einsichtsvolle Beurtheilung. Rückert's Porträt, wie beide übereinstimmend schildern, entspricht nicht gänzlich dem Ideale, welches [illegible] meisten seiner Leser sich wahrscheinlich von ihm gebildet haben. Der poetische Optimist, der zärtliche und heitere Sänger des «Liebesfrühling» war, wie wir nun erfahren, ein Mann von hoher Statur und kräftigem Bau, hatte ein imposantes Aeußere und ein Adlerauge. Obschon höchst liebenswürdig in seinem häuslichen Kreise, liebte er doch die Abgeschlossenheit, war hartnäckig in seinen Abneigungen und nur mit großer Vorsicht zugänglich. Sein Urtheil war gesund und seine Ansichten waren gemäßigt. Bayer's Werk enthält einige interessante Einzelheiten bezüglich der ländlichen Schönheit, an die er die reizenden Sonette, «Amaryllis» betitelt, gerichtet hat, welche aber zu seinem Glück ganz ungerührt vor ihnen blieb."

Ueber die bei Brockhaus in Leipzig erscheinende Shakspeare-Uebertragung heißt es: „Eine neue Uebersetzung Shakspeare's, unter der Aufsicht von Friedrich Bodenstedt, verdient alle einem Unternehmen von nationaler Wichtigkeit gebührende Aufmunterung. Die Musterübertragung von Schlegel und Tieck scheint in Deutschland eine ähnliche Stelle einzunehmen, wie die Pope'sche Uebersetzung Homer's bei uns; jeder hält sie für ungenügend, und doch hat noch keiner sie zu verdrängen vermocht. Bodenstedt, vielleicht der größte lebende Meister des poetischen Stils in Deutschland, hat eine mächtige Schar von Mitarbeitern um sich versammelt — Freiligrath, dessen Uebersetzungen beinahe so berühmt sind, wie seine ursprünglichen Gedichte; Gildemeister, den erfolgreichen Uebersetzer Byron's; Paul Heyse u. a. Delius, einer der besten Shakspeare-Kritiker, übernimmt die Durchsicht des Textes. Das Format der Ausgabe ist bequem und der Preis billig. Zwei Stücke sind bereits erschienen: «Othello», von Bodenstedt, und «König Johann», von Gildemeister übertragen. Beide scheinen uns sehr gut übersetzt zu sein, besonders das erstere."

Weiter lesen wir: „Es ist schwierig zu sagen, wie viel von seiner «Myrte von Killarney» Julius Rodenberg als Thatsache gelten lassen will. Wahrscheinlich, wie bei gewissen Recepten, «so viel, wie wir davon verschlucken können». Unsere eigenen Verdauungskräfte reichen nicht über den Glauben hinaus, daß Rodenberg wirklich in Killarney gewesen, und daß die Abenteuer, die er erzählt, ihm hätten begegnen können.

wenn das Schicksal es so gewollt hätte. Um die Sprache der deutschen Philosophie zu sprechen, seine Empfindungen haben einen objectiven Charakter angenommen, und Biddy und Larry Lhady und M'Crie verkörpern die Eindrücke eines beobachtenden und geistreichen Touristen in ebenso treuer wie malerischer Weise."

Ueber Herman Grimm's neuesten Roman endlich sagt die „Saturday Review": „Nichts scheint schwieriger zu sein, als einen lesbaren deutschen Roman in drei Bänden zu schreiben, und nichts hätte unsere Hochachtung vor Herman Grimm's unstreitigem Talente so sehr vermehren können als das Geschick, welches er soeben in der Vollbringung dieses Wunders gezeigt hat. «Unüberwindliche Mächte» ist allerdings kein Werk, das man wegen der darin enthaltenen Ereignisse mit athemlosem Interesse durchlesen wird, noch geht die Charakterzeichnung viel über die Mittelmäßigkeit hinaus. Wir fühlen aber stets, daß wir uns in der Gesellschaft eines hochgebildeten Beobachters des Lebens und der Welt befinden, dessen Stil durchaus das Gepräge geistiger Verfeinerung an sich trägt. Der Schauplatz der Handlung ist zum Theil nach Amerika verlegt, was dem Verfasser Gelegenheit gibt, zu beweisen, daß er Ausländer zu schildern versteht, ohne in das Carikirte zu verfallen."

Bibliographie.

Arneth, A. Ritter v., Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Joseph's an seinen Bruder Leopold. 2ter Bd. 1773–Juli 1778. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Arnold, Y. v., Ueber Schulen für dramatische und musikalische Kunst. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 20 Ngr.

Bauerfeind, G. F. C., Das Recht des Glaubens. Ein Vortrag. Halle, Fricke. 16. 3 Ngr.

Baumbach, R., Samiel hilf! Erinnerungen eines alten Studenten an die „Rudelsburg" und von „der Saale hellem Strande". Jena, Hermsdorf. Gr. 16. 5 Ngr.

Das Bilderbuch eines armen Studenten. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 15 Ngr.

Der Dualismus und die östreichische Armee. Eine Denkschrift dem österreichischen Reichsrathe gewidmet von einem deutschen Oestreicher. Leipzig, O. Wigand. 8. 8 Ngr.

Bähnisch, J. Ritter v., Von der Kunst. 2tes Heft. Wien, Sartori. Gr. 8. 10 Ngr.

Barels, A., und A. Becker, Zur Physiographie des Meeres. Versuch. Triest, Schimpff. Gr. 8. 2 Thlr.

Bhillany, F. W., Europäische Chronik von 1492 bis Ende April 1867. Mit besonderer Berücksichtigung der Friedensverträge, deren wichtigste Paragraphen nach dem Wortlaut in der Grundsprache der Friedensinstrumente eingeführt werden. Ein Handbuch für Freunde der Politik und Geschichte. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Europäische Chronik vom 1. Mai 1863 bis Ende April 1867. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Glaser, A., Hänschen Siebenstern. Dem Holländischen des J. van Lennep nacherzählt. 2 Bde. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr.

Grabowski, S. Graf, Nach dem Kriege. Fortsetzung von „Unter Kreuzes Fahnen". Roman. 1ste und 2te Lief. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. à 4 Ngr.

Greithuß, Baronin Elisabeth v., Anna Rosenberg. Wien, Sartori. 8. 15 Ngr.

—— Novellen. Wien, Sartori. 8. 12 Ngr.

Guischard, Wilhelmine, Eine Verschwörung in Venedig. Historischer Roman aus dem 17. Jahrhundert. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Hansen, R., Die Unien im Zusammenhang der Zeitgeschichte. Ein Vortrag. Schleswig, Schulbuchh. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hegelmann, A., Burchard der Rothe, Bischof von Münster und kaiserlicher Kanzler, 1098—1118. Nach den Quellen bearbeitet. Münster, Regensberg. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Hering, C., Leier und Herz. Gedichte. Berlin, Schroeder. 16. 22½ Ngr.

Hiersch, A., Beitrag zur Kulturgeschichte der Gegenwart. Linz. Gr. 8. 9 Ngr.

Hippel, L. v., Natur und Gemüth. Beiträge zur Aesthetik der Thierwelt. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 1 Thlr.

Holzapfel, R., Historische Rückblicke. 6 Vorträge. Magdeburg, Faberschobelen. Gr. 8. 1 Thlr.

Hugo, V., Friedens-Manifest an die Völker Europas. Einzige rechtmäßige deutsche Ausgabe. Berlin, Lesser. 8. 6 Ngr.

Huguet, S. M., Der Geist Pius IX. oder die schönsten Züge aus dem Leben dieses großen Papstes. Deutsch bearbeitet, mit Anmerkungen versehen und mit einer historisch-politischen Skizze: Der Papst-König, umrahmt von Sincerus. Wien, Mechithar.-Congreg.-Buchh. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Huhn, A. F., Gelegentliche Vorträge. Reval, Kluge. Gr. 8. 24 Ngr.

Janko, W. Edler v., Wallenstein. Ein Charakterbild im Sinne neuerer Geschichtsforschung auf Grundlage der angegebenen Quellen. In 3 Büchern. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Joerg, J. E., Geschichte der social-politischen Parteien in Deutschland. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 28 Ngr.

Kemeny, S., Rauhe Zeiten. Geschichtlicher Roman. Aus dem Ungarischen übersetzt von T. Opitz. 3 Bde. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 2 Thlr.

Kunstmann, F., Grundzüge eines vergleichenden Kirchenrechts der christlichen Confessionen. München, Kaiser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwerg Laurin und sein Rosengarten bei Meran. Nach einem alten deutschen Gedicht. Meran, Pötzelberger. Gr. 16. 2 Ngr.

Lessing's ausgewählte Werke. 1ste Lief. Leipzig, Göschen. Gr. 16. 2 Ngr.

Ludwig, F., Der Schauspielerverein und die Theaterschulen. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 15 Ngr.

Pfeiffer, F., Freie Forschung. Kleine Schriften zur Geschichte der deutschen Litteratur und Sprache. Wien, Tendler u. Comp. 8. 2 Thlr.

Mayer, K., Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Erinnerungen. 2 Bde. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Melena, Elpis, Die Insel Creta unter der ottomanischen Verwaltung. Wien, Hilberg. 8. 24 Ngr.

Mendelssohn-Bartholdy, K., Friedrich v. Gentz. Ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs im 19. Jahrhundert mit Benutzung handschriftlichen Materials. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 24 Ngr.

Mühlbach, Louise, Kaiserin Claudia, Prinzessin von Tyrol. Historischer Roman. 3 Bde. Leipzig, Matthes. 8. 5 Thlr.

Pariser Nachtfalter. Lebensbilder aus Neu-Babylon vom Chevalier de Croix-Rouge. 1. Die moderne Gesellschaft. Berlin, Janke. Br. 8. 10 Ngr.

Raundorff, J., Unter dem rothen Kreuz. Fremde und eigene Erfahrungen auf böhmischer Erde und den Schlachtfeldern der Neuzeit. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nohl, L., Beethoven's Leben. 2ter Bd. Beethovens Mannesalter. Leipzig, Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Pabst, K. R., Ueber Gespenster in Sage und Dichtung. 2 akademische Vorträge in Bern vor einem gemischten Auditorium gehalten. Bern, Heuberger. Gr. 8. 12 Ngr.

Pflug, F., Unter den Fittigen des schwarzen Adlers. — A. u. d. T.: Aus dem Zündnadelkriege und aus früherer Zeit. Historisches Skizzenbuch. 1ster Bd. Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Polack, M., Hygiänische Excursionen. Populäre Vorträge. Hannover, Brandes. Gr. 8. 20 Ngr.

Reichenbach, Freih. v., Die odische Lohe und einige Bewegungserscheinungen als neuentdeckte Formen des odischen Princips in der Natur. 6 Vorträge. Wien, Braumüller. Gr. 8. 26 Ngr.

Riedel, H., Blauveilchen aus dem Schulgärtchen. Erzählende Dichtungen. Saalfeld, Riese. 8. 10 Ngr.

Riehm, C., D. Hermann Hupfeld. Lebens- und Charakterbild eines deutschen Professors. Halle, Fricke. Gr. 8. 20 Ngr.

Ring, M., Ein verlorenes Geschlecht. Roman. 6 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Rittweger, F., Neuere Geschichte von Frankfurt am Main seit 1792. 1. — A. u. d. T.: Custine in Frankfurt und die Wiedereinnahme der Stadt durch die Deutschen 1792. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 10 Ngr.

Scheurl, A. v., Die Gewissensfreiheit und das Recht der lutherischen Kirche. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 5 Ngr.

Scheurl's, C., Briefbuch, ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und ihrer Zeit, herausgegeben von F. Freih. v. Soden und J. K. F. Knaake. 1ster Bd. Briefe von 1505—1516. Potsdam, Gropius. Gr. 8. 1 Thlr.

Schilling, G., Beiträge zur Geschichte und Kritik des Materialismus. Leipzig, Pernitzsch. Gr. 8. 12 Ngr.

Schlemm, T., Eitel Heinrich von Kirchberg. Schauspiel. Berlin, Stilke u. van Muyden. Lex.-8. 20 Ngr.

Schmid, U. R., Blüthen einer Weltanschauung. Dichtungen. Jena, Neuenhahn. 16. 18 Ngr.

Scriptores rerum Warmiensium oder Quellenschriften zur Geschichte Ermlands. Im Namen des historischen Vereins für Ermland herausgegeben von C. P. Woelky und J. M. Saage. 1ster Bd. Braunsberg, Peter. 1866. Lex.-8. 3 Thlr.

Semper, C., Reisen im Archipel der Philippinen. 2ter Thl. Wissenschaftliche Resultate. 1ster Bd. Holothurien. 1stes Heft. Leipzig, Engelmann. Gr. 4. 4 Thlr. 20 Ngr.

Seyffarth, L. W., Die Dorfschulen. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 14 Ngr.

Stadie, Die Ansprüche der Polen auf Westpreußen. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 6 Ngr.

Stein, L., Die Verwaltungslehre. 3ter Thl. — A. u. d. T.: Die Innere Verwaltung. 1stes Hauptgebiet 2ter Thl. Das öffentliche Gesundheitswesen in Deutschland, England, Frankreich und andern Ländern. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 24 Ngr.

Die gegenwärtige Stellung des deutsch-österreichischen Adels. Wien, Hilberg. Gr. 8. 12 Ngr.

Stolle, F., Ein Frühling auf dem Lande. Aus dem Tagebuche des gemüthlichen Dorfbarbier. Leipzig, Keil. 8. 27½ Ngr.

Tappert, W., Musik und musikalische Erziehung. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 16 Ngr.

Tecklenborg, H., Hans Seefahrt. Vorschläge zur zeitgemäßen Umgestaltung dieser Stiftung. Bremen, Heyse. Gr. 8. 5 Ngr.

Ulmann, H., Fünf Jahre württembergischer Geschichte unter Herzog Ulrich 1515—1519. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unger, J., Die Pflanze als Todtenschmuck und Grabeszier. Ein Vortrag. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Ngr.

Vaske, T., Mein Sommer unter den Waffen. Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem böhmischen Feldzuge im Jahre 1866. Berlin, Stilke u. van Muyden. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a.

Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**

8. Geh. In Bändchen zu 5 Ngr.

Soeben erschien:

4. Bändchen. **Die lustigen Weiber von Windsor.** Uebersetzt von Hermann Kurz.

Das erste bis dritte Bändchen enthalten:

Othello. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
König Johann. Uebersetzt von Otto Gildemeister.
Antonius und Kleopatra. Uebersetzt von Paul Heyse.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfniß empfunden, da die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersetzten Stücken beiwohnen, doch den Totaleindruck des Originals nicht wiederzugeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Die obengenannten Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat — haben sich dieser großen Aufgabe gewidmet, und darf deshalb die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme im deutschen Publikum für das Unternehmen erwartet werden, zumal die Verlagshandlung im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt hat. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen und kostet trotz des Umfangs von 8—10 Bogen nur 5 Ngr.

Die erschienenen Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gysbrecht van Aemstel.

Trauerspiel von

Joost van den Vondel

aus dem Jahre 1637.

Aus dem Holländischen übertragen durch

H. H. de Wilde.

8. Geh. 20 Ngr.

Das Trauerspiel „Gysbrecht van Aemstel" wird seit dem Jahre 1638, in welchem es zum ersten mal aufgeführt wurde, jedes Jahr um Weihnachten auf der Bühne von Amsterdam gegeben und ist ein echtes Nationaldrama der Holländer. Die vorliegende Uebertragung desselben durch de Wilde, der sich bereits als Uebersetzer zweier dramatischer Dichtungen aus dem Spanischen vortheilhaft bekannt gemacht hat, führt das Stück in gelungener Weise beim deutschen Publikum ein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Vier Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein Altmeister der Wissenschaft, der Präsident der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, Geheimrath Carus in Dresden, veröffentlicht in diesem, nun vollständig vorliegenden Werke die Geschichte seines innern und äußern Lebensgangs, seiner akademischen und ärztlichen Berufsthätigkeit, seines Wirkens als Schriftsteller und Künstler, seiner Reisen, endlich seines Umgangs und brieflichen Verkehrs mit den bedeutendsten Zeitgenossen. Reich an wechselnden Bildern und gehaltvollen Aussprüchen über Wissenschaft, Kunst und Leben, gewähren die Denkwürdigkeiten des so vielseitig hervorragenden Geistes eine höchst anregende Lektüre; sie bilden ein Stück Zeit- und Culturgeschichte, das ein halbes Jahrhundert umfaßt und darum den Werth in Anspruch nehmen darf.

Für evangel. Geistliche, kirchl. Behörden u. Corporationen in Preussen.

Halle im **Pfefferschen Verlage** erschien

Das evangelische

Kirchenrecht

des Preußischen Staates und seiner Provinzen

dargestellt

von

Geh. Rath, Prof. Dr. **Jacobson**

in Königsberg.

Preis 3½ Thlr.

Das Werk, von den höchsten kirchlichen Behörden Preußens angelegentlich empfohlen, hat bereits allenthalben unbedingte Anerkennung gefunden.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint eine

Neue wohlfeile Ausgabe des

Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon

in 70 Heften zu 5 Ngr.

Probehefte und Prospecte dieses anerkannt trefflichen, über 2000 Abbildungen enthaltenden Werks sind in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben, wo auch Subscriptionen angenommen werden.

Im Verlage von Gustav J. Purfürst in Leipzig ist erschienen:

Mosaik.

Kleine Schriften zur Geschichte und Literatur

von

Friedrich W. Ebeling.

8. Eleg. brosch. Preis 2 Thlr.

Obiges Werk des rühmlichst bekannten Verfassers hat bereits seit der kurzen Zeit seines Erscheinens so erhebliche Sensation erregt, daß es keiner weitern Empfehlung bedarf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 18. Juli 1867.

Inhalt: Zur Rückert-Literatur. Von **Rudolf Gottschall.** — Karl Gustav Carus. Von **Alexander Jung** (Beschluß.) — Vom Büchertisch. — **Feuilleton.** (Kinkel's Freiligrath-Rede; Literarische Notizen.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Zur Rückert-Literatur.

1. Friedrich Rückert und seine Werke. Von K. Fortlage. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1867. 8. 25 Ngr.
2. Friedrich Rückert ein deutscher Dichter. Festrede zur Leipziger Rückert-Feier am 27. Februar 1867 gehalten von Paul Möbius. Leipzig, Weber. 1867. Gr. 8. 5 Ngr.
3. Rede zu Friedrich Rückert's Gedächtniß gehalten bei der von der königl. Studienanstalt zu Schweinfurt veranstalteten Feier am 31. Januar 1867 von Karl Bayer. Schweinfurt, Wetzstein. 1867. Gr. 8. 3 Ngr.

Deutschland ist das Land der kritischen Nekrologe. Mag ein Dichter lange Jahre hindurch noch so sehr in Vergessenheit gerathen sein — sein Tod ruft unfehlbar eine Reihe von Schutz- und Lobschriften wach. Uns fehlt zwar die französische Akademie oder vielmehr das Institut, die poetisch-literarische Section derselben; doch uns fehlen nicht die Eloges, sobald ein Sessel in der unsichtbaren Akademie unserer großen Geister leer geworden.

Nun kann man zwar nicht sagen, daß Rückert bei Lebzeiten von der Nation vergessen worden sei; doch ohne Frage hat die tumultuarische Bewegung der dreißiger und vierziger Jahre ihn um so mehr in den Hintergrund gedrängt, als seine Stellung in Berlin ihn mit in den Sündenfall der Reaction verwickelte, und die Ruhe der letzten zwei Jahrzehnte war dem Cultus seines Talents ebenso wenig günstig, da sie mit einem Indifferentismus in Bezug auf poetische Leistungen eng verknüpft war und die Muse Rückert's überdies ihre unermüdliche Production nur im stillen fortsetzte. Rückert selbst hat, wie aus einzelnen Gedichten seines lyrischen Nachlasses hervorgeht, diese Vereinsamung oft in drückender Weise empfunden; denn er war bei allem Brahmanenthum doch immer ein deutscher Dichter, und wenn er auch sang:

Das All und Eine hat ein Weiser im Allein —

begnügte er sich doch wieder nicht mit dieser einsamen Vertiefung ins All, sondern ihn verlangte nach einem Echo in der Nation.

Nach seinem Tode wird ihm nun in Fülle zutheil, was dem Lebenden vielleicht eine trostreiche Ermuthigung gewesen wäre — antheilvolle Beschäftigung mit seinen Werken und reiches Lob. Wir haben bereits die Schrift von Karl Bayer besprochen, die Friedrich Rückert's Leben und seine Werke schildert. Wiederum liegt uns eine Zahl von Rückert-Schriften vor; alle tragen den Stempel unbedingter Verherrlichung. Wenn wir auch den Festrednern diese Einseitigkeit zugute halten müssen, da die Aufgabe einer Festrede die kritische Haltung ausschließt: so können wir doch diesen Stil der Apotheose nicht in einer kritischen Schrift billigen, wie die von K. Fortlage (Nr. 1), deren Zweck eine unbefangene Beurtheilung des Dichters und seiner Werke ist.

Wir sind zwar nicht entfernt der Ansicht, daß die Austheilung von Censurnummern in erster Linie zum Beruf eines Kritikers gehöre, daß er dem Dichter Lob und Tadel zu spenden habe, wie sie der Lehrer dem Schüler spendet, mit allerlei Schattirungen und Rubricirungen, mit der Sicherheit eines unfehlbaren Maßstabes; wir meinen, daß alle echte Kritik Charakteristik sein müsse; aber diese Charakteristik darf nicht blos ein schattenloses Lichtbild geben, sie muß Licht und Schatten in so glücklicher Weise verschmelzen, daß daraus gerade die Eigenthümlichkeit der dichterischen Physiognomie am sprechendsten hervortritt. Fortlage aber beleuchtet seinen Dichter fortwährend mit Magnesia- und elektrischem Licht — eine Beleuchtung, deren Magie auf die Länge ermüdend wirkt.

Die Sucht, alles im schönsten Lichte zu sehen und selbst das Verfehlte von irgendeinem Standpunkt aus für die Bewunderung zurechtzurücken, zeigt sich besonders, wo Fortlage von Rückert's Dramen spricht, die doch, wie ziemlich allgemein anerkannt ist, die Achillesferse seiner Poesie sind. Sehr geschraubt ist schon die Erklärung, daß diese Dramen aus dem Grundfaden der Menschheitentwickelung die großen Knotenpunkte hervorheben. Der Kampf zwischen Samuel und Saul, Herodes und die an ihn geknüpfte Entstehung des Christenthums, der Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum, die Entdeckung der Neuen Welt durch Christoph Columbus sollen derartige Knotenpunkte sein. Wir wollen zugeben, daß diese Stoffe

von geſchichtlicher Bedeutſamkeit ſind. Wenn man indeß die Entſtehung des Chriſtenthums darſtellen will, ſo erſcheint es wenig geeignet, Herodes zum Helden zu machen. Was den Dichter an dieſem Stoffe anzog, war ſchwerlich daſſelbe, was ſein Lobredner in ihm ſucht. Wenn wir dieſe dramatiſchen Fresken Rückert's mit den Kaulbach'ſchen vergleichen, welche doch ebenfalls die großen Knotenpunkte in dem Grundfaden der Menſchheitentwickelung darſtellen ſollen, ſo zeigt ſich erſt der große Unterſchied zwiſchen beiden. Die Wagſchale neigt ſich gänzlich zu Kaulbach's Gunſten. Oder vielmehr, Kaulbach hatte in der That die Intention, welche Rückert von Fortlage blos untergeſchoben wird, um den Dramengeſtalten deſſelben ein impoſantes Piedeſtal zu geben.

Wenn ſo die Stoffe mit kritiſcher Glanzwichſe aufgebürſtet werden, ſo gilt daſſelbe von der Behandlung. Fortlage ſagt:

Um Rückert's Dramen richtig aufzufaſſen, müſſen wir gänzlich abſtrahiren von den Begriffen, welche wir hergebrachterweiſe mit einem Drama verbinden. Sie wollen eben nicht Dramen in dieſem Sinne ſein. Die poetiſche Gattung, welcher ſie ſich am meiſten annähern, iſt das geiſtliche Oratorium von vorherrſchend muſikaliſchem Ausdruck, welches eben darum keine Verwickelung, keine Schürzung und Entwirrung eines Knotens, wenigſtens keine irgend künſtliche verträgt, ſondern ſich mit einer conſequenten hiſtoriſchen Reihenfolge bedeutſamer Scenen begnügt, zugleich mit Abſehen von einer tiefer eingehenden pſychologiſchen Motivirung aller Einzelheiten, wie wir davon an unſer modernes Drama nun einmal unumgänglich den Anſpruch machen. In allen dieſen Stücken knüpfen die Rückert'ſchen Dramen unter allen bisher geläufigen Gattungen der Poeſie nur allein an das Oratorium an, wodurch ſie ſich aber auch zugleich wieder den früheſten Anfängen der griechiſchen Tragödie bei Aeſchylus annähern, wie z. B. ſeinen „Perſern" und ſeinem „Prometheus", in denen es ebenfalls keinerlei dramatiſche Entwickelung gibt, ſondern nur fortlaufende Ketten conſequent ineinandergreifender und in einer hiſtoriſchen Reihenfolge ſich bewegender Scenen, verbunden mit der dithyrambiſchen Lyrik der Chöre.

Man darf dieſe Behauptung nicht aufſtellen, ohne die Berechtigung einer derartigen Rückkehr zu den früheſten Anfängen der griechiſchen Tragödie, die Berechtigung eines Dramas im Oratorienſtil zu vertheidigen oder anzugreifen. Das erſtere dürfte dem Aeſthetiker ſchwer fallen; denn eine der gebildeten Kunſtform einer beſtimmten Epoche, dem Reſultat einer langen künſtleriſchen Entwickelung widerſprechende Rückkehr zu überwundenen, der Gegenwart fremdartigen Standpunkten der Kunſt wird ſich ſchwer gegen die Anklage grillenhafter Willkürlichkeit rechtfertigen laſſen. Fortlage fährt fort:

Rückert's weltgeſchichtliche Dramen ſind gedacht im Sinne einer dialogiſchen Geſchichtſchreibung. Sie enthalten Verſuche, den weltgeſchichtlichen Stoff nicht als eine Unterlage zu poetiſch-freien Darſtellungen zu benutzen, ſondern umgekehrt die poetiſche Darſtellungsgabe als ein bloßes dienendes Mittel lebhafter Veranſchaulichung des hiſtoriſch Ueberlieferten anzuwenden. Durch dieſen Zweck iſt bedingt, einerſeits eine äußerſte Selbſtbeſchränkung der dichteriſchen Phantaſie in Bezug auf eigene Erfindung und freies Ergehen in ſelbſtgeſchaffenen Situationen, andererſeits eine getreue Wiedergabe der unmittelbaren Eindrücke und Affecte hervorragender hiſtoriſcher Auftritte, welche mit der Kraft des wirklichen Geſchehenſeins auf uns eindringen, und uns die Räthſel, welche alles hiſtoriſche Geſchehen in ſich ſchließt, wenigſtr auf dem voreiligen Wege willkürlicher Unterſtellung und Motivirung löſen, als vielmehr durch eine anſchauliche Zeichnung der miteinander ringenden und kämpfenden Mächte in eine deutliche Nähe rücken.

Indem Fortlage hier bei dem geſchichtlichen Drama von „dem voreiligen Wege willkürlicher Unterſtellung und Motivirung" ſpricht, erklärt er ſich gegen das moderne hiſtoriſche Drama, wie es namentlich von Friedrich Schiller und ſeiner Schule zu nationaler Geltung gebracht worden iſt, und zu Gunſten jener die Geſchichte abſchreibenden Dramatik, deren Vertreter eine Zeit lang das große Wort in unſerer Literatur führten, ohne auf der Bühne auch nur eine vorübergehende Wirkung hervorrufen zu können. Die dichteriſche Neugeſtaltung des Dramas durch eine Motivirung, die immer eine wahrhaft hiſtoriſche ſein muß, ſelbſt wenn ſie von der geſchichtlich überlieferten abweicht, indem ſie kleinere Motive durch größere erſetzt und die Helden oft zu bewußten Trägern jener hiſtoriſchen Vernunft macht, der ſie vielleicht ohne ihr Wiſſen dienſtbar waren, erſcheint uns keineswegs voreilig und willkürlich, ſondern die unerläßliche Vorausſetzung einer großen geſchichtlichen Tragödie. Doch darüber wollen wir mit Fortlage nicht rechten. Welchen Standpunkt man indeß einnehmen möge — man muß von dem Dramatiker erwarten, daß er Charaktere und Geſtalten zu ſchaffen, die Macht der Leidenſchaft darzuſtellen und über eine ebenſo energiſch-ſchlaghafte wie charakteriſtiſch-vielſeitige Diction zu gebieten wiſſe. Davon findet ſich aber in Rückert's Dramen keine Spur. Ein ſinniger geſchichtsphiloſophiſcher Zug und die lyriſchen Schaumperlen der Sprache können für dieſe Mängel nicht entſchädigen.

Wenn Fortlage es an einer andern Stelle (S. 20) als die Anſicht Rückert's hinſtellt, daß in der Lyrik das Drama in Zukunft wieder ſeine höhere Weihe empfangen werde, wie es dieſelbe im alten Hellas durch ſie empfangen hätte, ſo ſtimmen wir zwar hiermit inſoweit überein, als wir in dem lyriſchen Element ſtets das eigentlich dichteriſche finden und uns ein jedes Drama ohne ſolchen lyriſchen Augenaufſchlag todt und ſeelenlos erſcheint. Doch braucht es dazu keines Hinweiſes auf das Drama der Zukunft, keiner Polemik gegen das Drama der Gegenwart. Denn die bedeutenden Wirkungen der Schiller'ſchen Tragödien gehen nicht immer aus ihren dramatiſchen Vorzügen hervor, ſondern oft auch aus der hinreißenden Macht ihres lyriſchen Zaubers. Wir brauchen daher keinen Wechſel auf die Zukunft auszuſtellen, wo uns die Gegenwart ſo voll befriedigt.

Wenn Fortlage an einer andern Stelle behauptet, daß Rückert nicht nur das Pathos unverſöhnlich gehaßt, ſondern auch das von ihm unzertrennliche Gezierte und Geſchrobene in der Poeſie, ſo erforderte die Unparteilichkeit des Urtheils den Zuſatz, daß auch Rückert's Muſe ſich von dem Gezierten und Geſchrobenen keineswegs immer freigehalten hat und wenn auch nicht in hohles Pathos, ſo doch in leere Reimſpiele, in verſchrobene Wortkünſteleien verfallen iſt.

Zu einem faſt freimaureriſch klingenden Panegyrikus verſteigt ſich Fortlage in dem Schlußkapitel des Werks:

Hoher Verklärter! Es hat mir die Bruſt gebadet in himmliſchem Aether, als ich mich bei dieſer Ueberſchau aufs neue in den tiefen Schacht deiner reinen Poeſie eingrub. Erſt nach und nach und nicht mit einem male habe ich die ganze Tiefe deines Liederquells ermeſſen gelernt, dieſes prophetiſchen Quells von Iran, auf deſſen peripheriſche Wellenſchläge, welche in die rings umgebende Weltliteratur bis in weiteſte Fernen hinausſchlugen, zu Anfang mein Auge allein und ausſchließlich gerichtet war. Nicht mit ſo ſicherer Hand hätteſt du hinauslangen können in die weiteſten Fernen, um in dem, was dem gemeinen und ungeübten Blicke taubes Geſtein iſt, die Goldadern menſchheitlicher Schätze zu entdecken, aufzudecken und neugeweckten höhern Sinnen als neue Genüſſe zu erſchließen: hätte nicht unverſieglich bis in dein höchſtes Alter hinein dieſer wunderbare, aus unbegreiflichen Gründen ewig emporgehende Zauberquell in dir gewogt und geleuchtet, welcher dir die Bürgſchaft gab, daß, was dich anmuthete, auch die Wahrheit anmuthete, was dir gefiel, auch dem Herzen Gottes gefiel, und was dir paſſend erſchien, ſich auch gewiß für die Menſchheit ſchickte. Du haſt, ein zweiter Klopſtock, der deutſchen Harfe eine erhöhte und gereinigte Grundſtimmung gegeben, die Stimmung des urſprünglichen Orients, des ewigen Liebesfrühlings, des unſterblichen Idylls, der himmliſchen Gitagowinda, welche älter iſt als Homer, älter als Pythagoras, älter als Moſes, älter als Zoroaſter, aber eben darum auch ſo jung und geſund, wie die in jugendlicher Werdeluſt aufwärts brauſende Zukunft des deutſchen Völkerlebens, ſo jung und geſund wie die durch alle mögliche Mishandlung nicht zu ertödtende unverwüſtliche germaniſche Volkskraft. Wer ſich von deinem Geiſte feindlich abwendet, der wird irre gehen und ſich in irgendeine Sackgaſſe des Verlebten und Vergangenen verlieren. Wer deinen Winken folgt, dem werden ſie helfen, die Quellen ſeiner eigenen hoffnungsreichen Zukunft in eigener Bruſt aufzuſchlagen und ihn zum lebendigen Glied des allgemeinen durch Abraham angebahnten Völkerbundes einzuweihen, welchem die Zukunft der Weltgeſchichte gehört.

Wir müſſen bekennen, daß uns in dieſem Hymnus manches unverſtändlich geblieben iſt. Wenn Rückert's Liederquell der prophetiſche Quell von Iran genannt wird, wenn von der Stimmung des „urſprünglichen Orients, der himmliſchen Gitagowinda", wenn von dem durch Abraham angebahnten Völkerbund die Rede iſt, ſo ſchwirrt uns das Ohr von dieſen allzu überſchwenglichen und tiefſinnigen Parallelen und Perſpectiven, welche an den pyramidalen Stil erinnern, den Görres bisweilen zu ſchreiben liebte, und uns ſo urweltlich gemahnen, daß uns in unſerer modernen Haut ganz unwohl wird. Das perſiſche Lichtreich Iran acceptiren wir nicht als Symbol für das moderne Lichtreich, und die himmliſche „Gitagowinda" kennen wir nur aus Rückert's meiſterhafter Ueberſetzung als ein die üppigſte Wolluſt athmendes indoſtaniſches Liebesgedicht und verwahren uns gegen das Beſtreben, auch dies indiſche „Hohelied" ſo myſtiſch umzudeuten, wie man das hebräiſche umgedeutet hat.

Abgeſehen von dieſen panegyriſchen Einſeitigkeiten hat indeß die Schrift von Fortlage große Vorzüge. Sie gibt ein eingehendes Bild von der Geſammtthätigkeit des Dichters, welche überdies durch zahlreiche Proben illuſtrirt wird, und iſt mit einer durchgängigen Wärme geſchrieben, die einen wohlthuenden Eindruck macht. Die allgemeine Charakteriſtik des Dichters namentlich iſt gelungen zu nennen. Sehr treffend wird das Rückert'ſche Naturgefühl charakteriſirt:

Rückert's Poeſie iſt voll von jenem doppelten Blick, wonach die Naturerſcheinungen niemals mit dem bloßen Auge des äußern Sinnes, ſondern immer zugleich mit einem ſtarken poetiſchen Mitgefühl angeſchaut werden, ſodaß nicht blos ihre Oberfläche erſcheint, ſondern der durch Phantaſie bewaffnete poetiſche Blick immer zugleich in ihr Inneres hineinſchaut, uns ihre tiefere Bedeutung oder ihre Seele bloßlegt. Für dieſen doppelten Blick der Naturanſchauung gibt es nichts Todtes in der Natur. Alles lebt, alles redet mit uns, alles wird zutraulich, alles weiß uns von ſeinen Freuden oder Bekümmerniſſen zu erzählen. Wir werden die Vertrauten aller Weſen. Alle ſchmiegen ſich uns an, und erwerben dadurch unſer gegenſeitiges Vertrauen, unſere Gegenliebe.

Ebenſo treffend wird der „lyriſch-ſchwebende Gang" der Rückert'ſchen Poeſie, ihr erhabener Klopſtock'ſcher Pſalmenton und ihr Zuſammenhang mit der romantiſchen Schule hervorgehoben:

Die Gedankenfülle, das abwechſelnde Spielen in den mannichfaltigſten Tonarten, der Phantaſiereichthum, der Zug ins Märchenhafte, die Fähigkeit und das Streben, ſich alles Fremdartige anzueignen, das grübleriſche Auseinanderſpinnen der Gedanken, der ſpieleriſche Humor ſind Eigenſchaften, welche ſie als eine Verwandte der Poeſie der Novalis, Schlegel, Tieck, Arnim, Brentano u. ſ. w. erſcheinen laſſen.

Mit Recht wird in Abrede geſtellt, daß ihr der mit jener Schule verbunden geweſene kränkliche Zug eines Zurückverlangens nach verlebten und der Vergangenheit angehörigen politiſchen und kirchlichen Zuſtänden eigen geweſen ſei. Dagegen darf man der Muſe Rückert's ebenſo wenig mit Fortlage einen in die Zukunft ſchauenden prophetiſchen Charakter zuſchreiben. Weder ſein Kosmopolitismus, noch ſein philoſophiſcher Tiefſinn, noch ſeine Sehnſucht nach einem „entſchleierten und unvergänglichen Chriſtenthum" berechtigen hierzu. Die Begeiſterung, die in die Zukunft hinausweiſende Geſte des Propheten fehlen der Rückert'ſchen Muſe durchaus, deren Tiefblick gleichſam etwas Zeitloſes hatte.

Im zweiten Abſchnitt ſeines Buchs behandelt Fortlage „Die Jugendlieder und Verwandtes"; im dritten „Die patriotiſche Lyrik und die Pſalmenharfe", dann den „Italieniſchen Aufenthalt und die griechiſchen Tageszeiten", „Die öſtlichen Roſen und die perſiſchen Ghaſelen", den „Liebesfrühling und die Niederlaſſung in Neuſeß", „Die Viſion in der Johannisnacht und die Dramen", „Die Mittheilungen aus der Weltliteratur", „Die Weisheit des Brahmanen" und den „Lyriſchen Nachlaß".

Das Werk von Fortlage iſt belehrend für alle diejenigen, denen die Summe der Rückert'ſchen Productionen nur im allgemeinen bekannt iſt; ſie lernen hier in liebe- und pietätvoller Darſtellung die einzelnen Poſten kennen, aus denen ſie ſich aufbaut. Wo es ſich indeß um ein zuſammenfaſſendes kritiſches Urtheil über Rückert's Dichtungen handelt, da iſt das Buch von Fortlage wegen ſeiner eifrigen Schönfärberei nur mit Vorſicht zu benutzen.

Die Rede von Paul Möbius (Nr. 2) iſt, obgleich eine verherrlichende Feſtrede, im Verhältniß kritiſcher als das Werk von Fortlage. Möbius hebt die Eigenthümlichkeiten hervor, die Rückert vorzugsweiſe als deutſchen Dichter

erscheinen lassen. Als erste Eigenthümlichkeit erscheint ihm die Vereinigung des Dichters mit dem Denker. Mit Recht erwähnt er hier, was wir bei Fortlage vergebens betont suchen:

daß, wie ein großer Theil von Rückert's geistiger Thätigkeit nicht sowol dichterischem Schaffen, als vielmehr den ernstesten wissenschaftlichen Studien gewidmet war, so auch viele seiner Dichtungen wol als die Ergebnisse eben dieser Studien oder auch des reflectirenden Verstandes und Witzes erscheinen, nicht aber als die unmittelbaren Ergüsse des Gefühls und der Phantasie, derjenigen Geisteskräfte also, die, wie es uns die echteste Dichtung, das Volkslied, lehrt, unstreitig als die ursprünglichsten und reinsten Quellen der Poesie zu betrachten sind. Einen recht deutlichen Beweis dafür gibt uns seine ausgeprägte Vorliebe für didaktische Dichtungen, denen auch eine nicht geringe Zahl seiner bedeutendsten Schöpfungen, so namentlich „Die Weisheit des Brahmanen" angehören. Und nicht etwa, daß Rückert hier nach Weise anderer Didaktiker nur allgemeine Fragen des geistig-sittlichen Lebens behandelt: nein, was wir sonst allein in den Lehrbüchern der abstractesten Philosophen zu lesen gewöhnt sind, hier tritt es uns mit Beibehaltung der schulmäßigen Ausdrücke in Reim und Versmaß entgegen, sodaß wir selbst Wörter wie „unendliche Substanz", „Realitäten-Inbegriff", „Indifferenz der Differenzen", „selbstwerdender Begriff" nicht vereinzelt finden.

Trotz dieser kritischen Färbung ist die Festrede schwunghaft und warm.

Die Rede Karl Bayer's zu Rückert's Gedächtniß (Nr. 3) läßt sich nur in billiger und entsprechender Weise beurtheilen, wenn man das Publikum, vor dem sie gehalten wurde, die Jünglinge der Studienanstalt, nicht aus dem Auge verliert; sie hat einen wesentlich pädagogischen Zug, indem sie ein Bild von Rückert's Persönlichkeit als ein Bild deutscher Manneswürde, als ein Vorbild für die nachstrebende Jugend entrollt. Die Farben, die der Festredner in Anwendung bringt, sind durchaus zweckentsprechend, wenn auch das Colorit einem andern Publikum gegenüber leicht zu glänzend erscheinen dürfte.

Rückert's vielseitiges, der Weltliteratur und ihren Vermittelungen dienstbares Schaffen tritt uns in einer neuen Veröffentlichung aus seinem Nachlaß wieder in erfreulicher Weise entgegen:

4. Aus Friedrich Rückert's Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Rückert. Leipzig, Hirzel. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieser Band enthält keine Bearbeitungen und Aneignungen, sondern Uebersetzungen in der eigentlichen Bedeutung des Worts; sie machen daher weniger auf taktvolles Nachempfinden und Neugestalten als auf Treue der sprachlichen Wendungen Anspruch. Rückert hat, wie der Herausgeber in dem Vorwort sagt, die höchsten Forderungen eines wirklichen Uebersetzers, der nur dies und nichts anderes sein will, an sich gestellt und sie durch alle Mittel seiner Sprach- und Formgewalt zu erfüllen gesucht. Sie zeigen uns daher Rückert von einer neuen Seite; denn unter seinen bekannten zahlreichen Reproductionen finden sich keine wirklichen Uebersetzungen. Auf die Freiheit der dichterischen Bewegung zu verzichten, sich ganz und unbedingt in Haft und Bann des originalen Autors zu geben, muß dem selbständigen dichterischen Talent immerhin einige Ueberwindung gekostet haben. Wir haben hier die Uebertragung von 21 Idyllen des Theokrit, der „Vögel" des Aristophanes und der „Sakuntala" des Kalidasa vor uns; „drei der bedeutendsten Erzeugnisse der gesammten Poesie aller Zeiten und Völker", nennt sie der Herausgeber, vermißt aber selbst ein Band innerer und nothwendiger Zusammengehörigkeit zwischen dem sittlichen Bukoliker, dem atheniensischen Komiker und dem indischen Dramatiker. Die Vielseitigkeit der Sympathien ist charakteristisch für den Uebersetzer. Heinrich Rückert sagt von dem Vater:

Für Theokrit hatte er immer eine große Vorliebe. Er stellte ihn als Künstler in die allererste Reihe nicht blos innerhalb seiner Gattung, sondern der gesammten Poesie überhaupt. Die landläufigen Phrasen von Kunstpoesie, alexandrinischem Eklekticismus u. dgl. störten ihn niemals in seiner warmen Bewunderung und seinem reinen Genuß. Die Umgebung der letzten Lebensjahre, sein ländlicher Aufenthalt und die in ihm sich gleichsam wieder erneuernden Eindrücke der Jugend mit ihrem unverlöschlichen Reize thaten auch das Ihrige, um ihn an den Vater der Idylle dauernd zu fesseln. So wurde nach vielfachen Vorbereitungen und auf der Grundlage umfassender Vorarbeiten, die großentheils noch erhalten sind und bis ins einzelste das Werden und Wachsen des Werks erkennen lassen, die Uebersetzung von zwanzig Idyllen im Winter 1858 in der Hauptsache abgeschlossen.

Aus den fernern dankenswerthen Aufschlüssen des Herausgebers erfahren wir, daß Rückert durch seine anhaltende Beschäftigung mit Theokrit auch zu einer nicht geringen Anzahl selbständiger Productionen in ähnlichem Geiste und gleicher Form angeregt wurde, deren Motive der ihn umgebenden Wirklichkeit entnommen waren und die sich unter seinem noch unpublicirten lyrischen Nachlaß befinden; dann, daß Theokrit ihm auch die Anregung zu einer weitangelegten metrischen und rhythmischen Monographie gab, die leider nur fragmentarisch geblieben ist. Ein Bruchstück seiner hierhergehörigen Studien trägt die Ueberschrift: „Um über die verwünschten Daktylen ins Reine zu kommen, werde kein Papier gespart." Von dieser Urmetrik und Rhythmik, belebt durch eine Menge eingeflochtener Uebersetzungsproben aus den Veden, den Psalmen, arabischer, persischer, griechischer, lateinischer und anderer Dichter ist nur der unvollendete Torso erhalten. Der Uebersetzung der Theokrit'schen „Idyllen" geht eine Widmung „Zum Andenken Bindemann's" voraus, eine Anerkennung dieses ältern Uebersetzers, dessen Uebertragung 1796 erschien. In dieser Ehrenerklärung findet sich das folgende Distichon:

Weil er Ziegenhirt oft und Rinderhirt ohne Bedenken
Zum daktylischen Hupf zwingt, ist er heute verhöhnt.

Wir sehen, daß Rückert über „die verwünschten Daktylen" liberaler denkt als Platen, und wenn wir in seiner eigenen Uebersetzung auch gerade auf keinen „Holzklotzblock" stoßen, so begegnen uns doch Daktylen wie „wechselweis", „Und gegen", „sumpfüber", „gut wer da" „überdies" u. a. Auch Trochäen finden sich hier und da harmlos ein. Doch merkt man es den Hexametern an, daß der Dichter sich mit besonderer Liebe in die Naturfrische seines Originals versenkte; sie sind oft von charakteristischer Kraft, oft von

anmuthigem Fluß. Wir theilen zur Probe einige Hexameter aus der „Sangfahrt“ mit:

Schau doch das Leid an, das mir das Herz zerschneidet! O daß ich
Wäre die summende Bien' und käme hinein in die Grotte
Durch Farrnranken geschlüpft und den Epheu, wo du versteckt bist.

Ja nun kenn' ich den Eros! Ein schrecklicher Gott! Einer Löwin
Brüste wol hat er gesogen, im Wald erzog ihn die Mutter,
Der mich also versengt und bis in die Knochen verwundet.

O du mit reizendem Blicke, du Steinherz, Mädchen mit dunkeln
Brauen, o komm und umfang mich, den Geißhirt, daß ich dich küsse!
Ist doch auch im Kusse, dem nichtigen, liebliche Wonne.

Daß Aristophanes gerade zu Rückert's Lieblingsdichtern gehört hat, darf man mit Recht bezweifeln. Wir erfahren zwar, daß er es eine Zeit lang auf eine Uebersetzung des ganzen Aristophanes abgesehen hatte; doch es bestand, wie der Herausgeber selbst hinzufügt, „gar zu wenig Wahlverwandtschaft zwischen der immer feiner durchgebildeten Innerlichkeit und Vertiefung in den Grund des Gemüths- und Seelenlebens, wie sie die selbständigen Schöpfungen Friedrich Rückert's gerade aus dieser Periode abspiegeln, und der lasciven Frivolität eines wenn auch ursprünglich groß und edel angelegten, aber jedenfalls aller Gemüthstiefe baren Geistes wie Aristophanes“.

In der That sind wir nicht der Ansicht, daß die Uebersetzung der „Vögel“ unbedingt den Preis vor den andern vorhandenen Uebersetzungen dieser Komödie verdient, sowenig sich auch die sprachschöpferische Kraft des Dichters in der Nachbildung der kühnen aristophanischen Wortcomposita verleugnet. Und zwar ist es nicht das sehr freie Verhalten des Uebersetzers gegen die Ueberlieferung und die bisherige Textesgestaltung, der selbständige Weg, den er in der Construction und Wiedergabe der lyrischen Theile der Komödie einschlägt, was uns der Rechtfertigung bedürftig erscheint; wol aber vermissen wir hin und wieder den graziösen Schwung des aristophanischen Humors; manche Wendung in der Uebersetzung erscheint uns frostig, gezwungen, allzu neuerungssüchtig zur Schau gestellt.

Als Probe der Rückert'schen Anapäste theilen wir den Anfang der schwunghaftesten Chorparabase mit:

Wohlan, hinfälliges Menschengeschlecht, gleich wechselndem Laube des Baumes,
Ohnmächtig Geschöpf, o Lehmengebild, ihr traumhaft wankenden Scharen,
Ihr Eintagsfliegen, der Flügel beraubt, armselige Wesen wie Schatten!
Gebt Acht auf uns Unsterblichen, uns, die genießenden ewiges Daseins,
Die ätherischen, die kein Alter bedroht, die dauernden Rathes sich freuen;
Auf daß ihr genau jedwedes vernehmt von den schwebenden oberen Dingen,
Von der Vögel Natur und der Götter Geburt und der Ström' und des Raums und der Urnacht,
All gründlich belehrt, ansaget von uns dem Prodikos, daß er sich ducke!
Nacht war und Leer, Urdunkel zuerst, und weitaufgähnender Abgrund,
Nicht Himmel und Erd' und Luftraum war; im unendlichen Schose des Dunkels
Hat geboren zuerst schwarzflüglige Nacht ein uranfängliches Windei,
Aus dem in rollender Zeit Umschwung hervorging Eros, der holde,
Von goldener Schwing' an der Schulter bestrahlt, gleich brausendem, stürmischem Wirbel.

Wenn man dieser Uebersetzung der „Vögel“, bei vielem Trefflichen und Gelungenen im einzelnen doch keinen bevorzugten Rang unter den Uebersetzungen des Aristophanes einräumen kann, so ist dagegen die Uebersetzung der „Sakuntala“ jedenfalls die beste, die in deutscher Sprache existirt, da die freiern Aneignungen nicht in Betracht kommen können, die Uebersetzung Hirzel's aber allzu hölzern und unmelodisch ist. Wenn auch einzelne Constructionen für das Deutsche zu verwickelte Nachschreibungen indischer Syntax sind, so ist doch der poetische Hauch dieser anmuthreichen, von inniger Naturpoesie durchdrungenen Dichtung mit sprachlicher Meisterschaft wiedergegeben und die, wie Lianen den Urwald, die Dichtung durchwuchernden Wortverschlingungen und Ineinanderrankungen mit ebenso viel Treue wie Kühnheit dem deutschen Sprachgenius angeeignet:

Lieblich hie und da mit lilienübergrünten Seen,
Ueberall mit Schattenbäumen Sonnenglut abwehrend,
Also sei und zartbestäubt mit Lotosblumenstaube
Mit gelindem Winde glücklich ihre Reise.

In einer Recension der deutschen Uebersetzung Bernhard Hirzel's in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ hat Rückert seine ersten Uebersetzungsversuche der „Sakuntala“ veröffentlicht. In denselben „Jahrbüchern“ finden sich, bei ähnlicher Veranlassung, Uebersetzungsproben aus der „Urvasi“, die in freier Umschreibung durch den Reimschmuck einen ganz besondern Reiz gewinnen. Welche Melodie athmen Verse, wie die folgenden:

Zwischen Sorg' und Kummer bangend,
Nach der Freundin Blick verlangend,
Unter Lotosblütenschnee
Spielt die Schwanin auf dem See.
Liebesweh im Herzen tragend,
Auf dem See die Flügel schlagend,
Mit bethräntem Augenflor
Blickt der junge Schwan empor.

Solchen Versen gegenüber gemahnt die Uebersetzung der „Sakuntala“ etwas trocken. In der That bleibt es zu bedauern, daß Rückert nicht durch freie Aneignung diese Blüten indischer Dramatik ähnlich wie „Nal und Damajanti“ in unsere Nationalliteratur verpflanzt hat, wozu er wie kein zweiter berufen war.

Rudolf Gottschall.

Karl Guſtav Carus.

(Beſchluß aus Nr. 28.)

Den zweiten Theil dieſer „Denkwürdigkeiten" eröffnet, mit dem vierten Buche, des Verfaſſers Reiſe nach Genua (1821); dieſer Theil ſchließt mit dem ſechsten Buche und reicht bis ins Jahr 1837, bis zur Reiſe nach Laibach. Was keinem der Sterblichen mehr vergönnt iſt, und wäre er der Höchſte und Mächtigſte auf Erden, unſerm Helden iſt es noch beſchieden. Er iſt in Weimar. Er macht einen Beſuch bei Goethe! Alles in der Erzählung, in der Beſchreibung der Scene iſt einfach, mit ſichern, feſten Zügen ausgeführt, würdig mit einem Wort; es iſt etwas Antikes in dieſem Nebeneinander der beiden. Und nun das wahrhaft menſchliche Bekenntniß unſers Biographen. Denn wie oft mußten wir alle uns ſagen: was gäbeſt du darum, wenn dieſer oder jener noch unter den Lebenden wäre; wie viel Fragen hätteſt du jetzt an ihn zu ſtellen, wie Unzähliges ihm zu vertrauen!

Doch auch wir eilen. Schon ſind wir in den Alpen. Die Schweizernatur iſt mit wahrhaft dichteriſcher Phantaſie und doch mit der Klarheit eines geübten Beobachters aufgenommen und wiedergegeben. Uns wird ganz ſo zu Sinne, als wären wir von Gletſchern umſtarrt, kletterten an Abgründen vorbei. Es iſt mit der Kunſt der Feder hier derſelbe Fernduft aufgetragen, derſelbe Gebirgsgeiſt citirt, den wir bei Goethe ſo unnachahmlich ausgeſprochen finden in ſeiner „Schweizerreiſe", in Lenardo's Tagebuch, im dritten Buch der „Wanderjahre". Da haben wir es mit Hirten, mit einfachen Werkleuten, mit Wanderboten, Wegführern, Kloſterbrüdern zu thun; aber es iſt allen, wie der ganzen Umgebung, etwas Stilles, Brütendes, von Andacht Getragenes eigen, als ſännen ſie bei allem Sichregen der Hände und Füße doch tief innen nach über Waſſerſturz und gähnende Tiefe, über Felstrumm und Lavine, über die Umwälzungen der Vorwelt.

Da haben wir denn in unſerm Carus auch den ſorgfältigen Beobachter der Wolken wie in Goethe, bis auf einen ſoeben ſich darſtellenden, koſtbaren Cumulus u. ſ. w. Wir ſind auf dem St.-Gotthard. Schon wittern wir Italien. Dieſe Allmählichkeit der Veränderung, dieſe ganz andern Lufttinten, Baulichkeiten, Sprachtöne, Phyſiognomien der Menſchen, wir erleben ſie mit. Nun gar Mailand, Genua und die Meerwelt! Und überall wiſſenſchaftliche Ausbeute, überall Reichthum der Natur, Schätze der Kunſt; Muſik zittert und vibrirt in der Luft; Villen und Klöſter winken von nah und von fern; ein noch nie ſo erfahrenes Spenden, ein ganzes Füllhorn der Exiſtenz ſchüttet ſich über uns aus. Es überwältigt den Referenten; der Leſer ſchöpfe an der Quelle. Zurück nach Norden. Wir bedauern, ſelbſt im Chamounythal hier nicht verweilen zu dürfen.

Wieder ſind wir in Dresden. Im fünften Buche gibt uns der Verfaſſer intereſſante Details über ſeine erweiterte Praxis als Arzt, doch wie viel des Bedeutenden ſonſt noch! Es wird ſeines Briefaustauſches mit Goethe erwähnt. Wie ſaumſelig, matt, geradeswegs träg ſind oft ſogar Gebildete im Briefſchreiben! Wie Unſagliches wird hier vernachläſſigt, ſelbſt von Leuten, die etwas zu geben haben, die das Unbezahlbarſte empfangen könnten, bis der Tod den hinnimmt, der ſie und die Nachwelt auf der Stelle bereichert hätte. Man muß daher zweifeln, daß der Gedankenreiz, daß Sinn für Offenheit, Klarheit und Anmuth des Ausdrucks ſo verbreitet ſeien, wie man ſich und andern bisweilen einredet. Wie durchaus anders unſer Held! Er hat ſein ganzes Leben hindurch ausgezeichneten Männern und Frauen das Trefflichſte auch brieflich geſendet wie von ihnen erhalten. Möchten ſich viele folgenden Ausſpruch des Biographen einprägen, ein Ausſpruch, der golden und in ſeinem Golde vom reinſten Gepräge iſt:

> Iſt es doch immer ein eigenes Glück, einen ſolchen gewaltigen Urgeiſt (Goethe) noch unter ſeine Mitlebenden zu zählen! Ein Glück, von welchem die neue Generation bald gar keinen Begriff mehr haben wird. Man lebt gewiſſermaßen zwiefach in der Welt, wenn man ſie noch von ſolchem Geiſte erleuchtet weiß, und wenn man von Tag zu Tag erwarten darf, wieder durch irgendeine neue Ausſtrahlung von daher überraſcht zu werden; ja ich möchte ſagen, man glaubt mehr an die Welt, weil ſie noch ein ſo Vortreffliches enthält und wir nicht im einzelnen uns überall ſo gar ſehr an das Mittelmäßige gewieſen ſehen.

Es beginnen nunmehr die ſo ſegenvollen Verſammlungen deutſcher Naturforſcher, deren erſte in Leipzig ihre Sitzung hatte. Oken erwarb ſich das große Verdienſt, derartige Verbindungen in Gang zu bringen. Unſer Freund nimmt natürlich an jener theil, und berichtet ſpäter auch über neue Zuſammenkünfte. Ueber Naturphiloſophie und deren gewaltige Aufgabe findet man fortlaufend die prägnanteſten Ausſprüche des Verfaſſers, welche dem heutigen Vorurtheil den Staar ſtechen könnten: wie Schelling den erſten Impuls gegeben, Oken die Bewegung beſchleunigt hat; ſehr zu beachten iſt auch, was über den letztern S. 182 und 183 Charakteriſtiſches geſagt iſt, wie über das geſellige Talent Formey's. In Dresden wird Oehlenſchläger's gedacht, über den Philoſophen Krauſe ein neues Bekenntniß abgelegt; Lord Byron, Regis, Thomas Moore treten hervor; auch theilt uns der Verfaſſer eine höchſt originelle Dichtung von ihm ſelbſt in ungebundener Rede mit: „Die Sage vom verlorenen Monde"; ſehr ſinnreich, faſt elegiſch. Vor allen aber wird uns jetzt Ludwig Tieck näher gebracht, welchen der Verfaſſer ſo ſehr verehrte; die kleine Rüge, die er mit Bezug auf die nächſte Umgebung des Dichters bei dieſer Gelegenheit ausſpricht, beweiſt ein für allemal, wie unparteiiſch er ſich ſtets im Urtheil hält, welchem feinen, richtigen Takt er auch im Geſelligen folgt.

Mit Freude beſtätigen wir denn auch hier, daß der Biograph durch die Art, wie er ſein Leben führt, und wie er es ſchreibt, uns eine Norm ertheilt, ohne es zu beabſichtigen, wie wir ſelbſt über unſer Leben Buch führen, wie wir jeden Augenblick verwerthen, unſere Kenntniſſe bereichern, unſern Schönheitsſinn bilden, unſere Geſinnung veredeln ſollten. Ein ſittlich geordneter Lebensgang darf nie der Sammlung, der Selbſtbeſinnung entbehren. Er ſoll getheilt ſein zwiſchen Ruhe und Bewegung, zwiſchen Feier und Arbeit, ja er ſoll beide

vereinigen. Welcher wahrhafte Rhythmus wäre ohne Ruhepunkte? Dieser Wechsel erhält und steigert den Lebensreiz, und es besteht in ihm die Lebenskunst, wie die Kunst des Schreibens. In beider Besitz ist unser Autor. Kaum hat er Wahrheiten durchdrungen, sie ganz sich zu eigen gemacht, Wahrheiten entdeckt, so eilt er auch schon, sie in seine Praxis umzusetzen, auf andere Menschen zu übertragen. Er ist ein sorgsamer Familienvater, ein treuer Freund, ein exacter, aber auch denkender Gelehrter, ein erfolgreicher Arzt, ein productiver Schriftsteller, ein patriotischer Bürger, ein feiner, gewandter Gesellschafter, ein humaner Weltbürger. Er übt die Künste mit Erfolg, nicht blos aneignend, auch ausübend. Er ist ein Religiöser, der sich nicht durch den Buchstaben einengen läßt, sondern durch ein lebendiges Gottesbewußtsein über jede Schranke der Endlichkeit hinaus ist. Er zieht ausgezeichnete Menschen an sich, wie er von ihnen angezogen wird. Aber auch der Thätigste, der Umgänglichste bedarf der Erholung. Er findet sie in einer Sommer-, in einer Herbstfrische bei Dresden oder auf Reisen. Die Natur ist eine Panacee für ihn. Und doch, sie ist ihm keine lose Villeggiatura des träumerischen Genießens, des abgespannten far niente. Sie wird ihm ein Gesundbrunnen, ein Quell zu neuem geistigen Leben und Schaffen, an welchem er neue Entdeckungen macht. Solch Leben aus ganzem Stück, mit unerschöpflicher Mannichfaltigkeit, erhält den vollständigsten Abdruck in vorliegenden Denkwürdigkeiten. Wie der treffliche Mann lebte, so schreibt er, so gestaltet er sein Werk, so vertheilt er die Gestalten in Gruppen. Auch hier der immer frische, nie aufhörende Wechsel von unmittelbarem Erlebniß und reifer Betrachtung, von wissenschaftlicher Einkehr und ausgedehntem Umgang, in dessen Gefolge alle Künste und der gehaltvollste Briefwechsel sind. Im Amte tiefgefühltes Mitleiden mit seinen Nebenmenschen und Milderung, Heilung des Leidens. Dann wieder die Wanderung in die stillen Umhegungen eines Parks, eines Waldes, der Springquell neuer Gedanken, großer Gesichtspunkte. So ermüdet der Leser dieses Werks nie, er wird von Spannung zu Befriedigung und Ueberraschung, von diesen zu neuer getragen.

Diese Rück- wie Vorausschau von unserer Seite fand hier ihre Erledigung, da wir auf neue Schätze des Werks, wenn auch oft nur mit Andeutungen, übergehen. Wie nichtssagend Bedeutendes sagt Carus S. 218 über Bücherlesen, nachdem er vorher von Hoffmann gesprochen hatte, in dessen Erzeugnissen er mit Recht den Kopf schüttelt. Er ist schon damals prophetisch genug, zu meinen, Hoffmann gehöre wol auch zu denen, „welche der Wirbelwind dieser Zeit schwindelig gemacht habe". Es ahnte schwerlich damals jemand, daß der Schwindel des Hoffmann'schen Humors auch über Frankreich kommen, die Romantiker dort erfassen, nach Amerika übersetzen, als Humbug tollster Art nach Europa zurückkehren und in einem großen Theil unserer Literatur wüthen würde. Oder hatte selbst Hitzig (der Herausgeber des modernen „Pival"), als er Hoffmann's Leben schrieb, daß die Nachfolger desselben in Frankreich so vermessen im Pikanten sein würden, dem Haut-goût auch in Deutschland nur noch Fäulniß auf die Lesetische zu liefern? Daß sogar der Verbrecherroman bald sehr beliebt werden könnte, Verbrechen auf Verbrechen ihre Leckermäuler unter deutschen Lesern finden würden? Daß wir ganze Fabriken in Deutschland erhalten sollten, welche in so manchem neuen Roman Acten zu einem viel modernern Pitaval verarbeiten?

Was aber das Bücherlesen betrifft, so gibt es zwei Klassen von Menschen in der Gegenwart, welche jedes gedankenvolle, noch dazu schön geschriebene Buch wie ein Gespenst fliehen. Zuerst sind es die Leute von der ledernen, starren Doctrin und materialistischen Naturforschung, denn die sind stolz darauf, keine Seele und also auch keine Gedanken zu haben, geschweige die anderer zuzugeben. Dann sind es die, welche vor der Lektüre jedes Romans und andern Werks fragen: gibt es Neues darin? Und doch, was gäbe es Neues im Sinne der Zeit und bloßer Ereignisse in Goethe's „Wilhelm Meister", im „Faust", in Dante's „Göttlicher Komödie"? Weil es eben in ihnen das ewig Neue, nie Auszulesende gibt: auch Gedanken, Ideen! Daß der Verfasser in den trefflichen Ansichten, die er über Lektüre äußert, gegen die Maxime starrer Gelehrten sich erklärt, man müsse stets mit der Feder in der Hand und zwar zum Behuf ausführlicher Excerpte lesen, muß jedes Vernünftigen Beifall finden. Solche Leser mit dem „Griffel" sind genau wie jene englischen Touristen, die beide Hemisphären in Augenschein nehmen, alles Gesehene in ihr Skizzenbuch tragen und, wenn sie von der Weltfahrt zurückkehren, auch nicht ein Object der Wirklichkeit entsprechend sich angeeignet, geschweige einen Gedanken gehabt haben.

So spricht sich unser Autor auch bald darauf mit schlagender Ueberlegenheit aus im Punkte der beliebten Forderung der Gegenständlichkeit. Dieser ganz oberflächliche, verworrene Machtspruch, welcher alles Subjective verwirft, ist längst aus der Zunft der Gelehrten als solcher in die weitere Gewerbefreiheit gewöhnlicher Tageskritik, ja, bei Gelegenheit englischer Romane, in die an Lesetischen lauten Worts zu Gericht sitzenden Damen gefahren. Objectiv muß man schreiben, heißt es, alles Subjective wird abgelehnt. Wir antworten mit unserm liebenswürdigen Autor:

> Verfolgt man solche Gedanken weiter, so findet man am Ende, daß überhaupt alles wesentlich Objective stets mehr oder weniger dem Untergange entgegengeht, während das wirklich Unsterbliche dagegen immer hauptsächlich subjectiv sein muß, was denn abermals merkwürdig genug genannt werden kann. Eine große Individualität lebt daher auch allemal länger als irgendeine Gelahrtheit.

Der Verfasser macht eine neue Reise mit Dietz nach Berlin (1825). Wir stoßen hier auf sehr feine Bemerkungen. Von Persönlichkeiten erwähnen wir: Johannes Schulz, die Sontag in der italienischen Oper, Hegel und Marheineke abends in Gesellschaft, „beide am Whistisch emsig beschäftigt. Wenn diese Philosophie nicht zu Höherm und zum Hintansetzen von Whist und dergleichen Conversationen führt, so werde ich überhaupt etwas zweifelhaft

bleiben über ihre Erfolge", wobei wir jedoch mit andern zu bedenken geben, daß auch Kant das Kartenspiel nicht verschmähte, und daß Hegel während des Spiels wol schwerlich mehr davon merkte als der gesunde Mensch vom Verdauungsproceß.

Wir haben unsern Lesern es jetzt gewiß unzweifelhaft gemacht, durch Bericht, durch Charakteristik, durch Proben, welcher positive Gewinn, ausgesuchte Umgang, welches Behagen durch immer neue Eindrücke in der Familie, in der Conversation größerer Kreise, auf Reisen ihrer hier warten. Wir dürfen daher noch mehr Auslassungen uns erlauben als bis dahin, und nur hier und dort ein und das andere Ereigniß von Folgen, eine oder die andere außerordentliche Persönlichkeit hervortreten lassen, wie mit Stellen aus dem Werke begleiten. Im Jahre 1826 wurde der in jeder Hinsicht ausgezeichnete Mann Leibarzt beim König von Sachsen. Wir kennen längst seine treffliche lebenskünstlerische Art, je umfassendere Kreise er nach außen hin beschreibt, desto intensiver zugleich in sein Innerstes einzukehren und dadurch eben so universell zu sein. Das lesen wir denn auch aus der Devise des sechsten Buchs heraus. Freilich, die Wechselfälle des Lebens sind unausbleiblich, unberechenbar, sie werden sogar tragisch. Auch die edelsten Fürsten bleiben damit nicht verschont. Welche Exsequien leitet der Biograph S. 277 ein!

Lange vorher, bis zu dem entsetzenvollen Ereigniß, Beweis auf Beweis, wie unerschöpflich das Leben auch an den herrlichsten Offenbarungen ist, nicht blos deshalb, weil der, welcher es erfährt, auf so hoher Warte steht, vielmehr darum, weil er für das, was sie bietet, so empfänglich ist wie unermüdet mitthätig; der weite Horizont, der ihn umgibt, wandelt überall mit ihm auf größern und kleinern Reisen, und wem der Reisende begegnet, und wohin er gelangt, er versteht sich auf Menschen wie auf Gegenden. Auch am Hofe orientirt er sich schnell. Wo so viel Bildung herrscht, es wird an den schönsten Sympathien nicht fehlen. Und also auch anderweitig. Der Umgang mit Tieck wird immer reicher an Ertrag. Nun gar eine neue Reise nach Italien! Wir kommen hier leider um sie; der Verfasser verweist auf ein darüber veröffentlichtes Tagebuch. Wieder in Dresden. Die Julirevolution. Unruhen in Leipzig und Dresden. Cholera.

Hier treffen wir denn doch auch einmal auf ein Urtheil über Goethe's „Wanderjahre", welches anders lautet, als es üblich geworden ist, wenn wir das von Varnhagen, Rosenkranz, Gregorovius, Carlyle und unser eigenes ausnehmen. *) Es wäre uns unerklärlich, wie es so vielen entgehen konnte, welche außerordentliche Bedeutung jener Roman schon in socialer Beziehung hat, wie er sich glänzend als ein prophetisches Buch erweist, wenn es nicht ausgemacht bliebe, daß gewisse Vorurtheile ihre Zeit ausdauern, wie es Zahnübel gibt, die sicher erst der Zahn der Zeit selbst tilgt. Es heißt bei Carus:

Dies ist auch eins von den Büchern, von denen Carlyle sagt, daß ihre Kenntniß erst nach funfzig Jahren zur Sprache der Tagesblätter durchgedrungen sein werde! Nach welchen Regionen streckt nicht dieser gewaltige Geist da seine Fühlfäden aus! Ist er nicht selbst ein Makarios, dessen Schauen auf geheimnißvolle Weise durch das gesammte Sonnensystem sich ausdehnt!

Wir hören S. 393 ein vielsagendes Trio, ausgeführt von Carus, Regis und Tieck, über Bettina das Kind, nur daß Tieck wieder einmal schalkhaft ironisch ist und den gestiefelten Kater mitmusiciren läßt, und auch Carus sowenig den heitern Verlauf stört, daß er unten in der Anmerkung zur Musik auch den Tanz gesellt.

Auch die nach Paris gemachte Reise entgeht uns hier leider, da der Biograph auch die Beschreibung derselben hat besonders erscheinen lassen. Mit immer neuen Productionen tritt er hervor, welche eine weitreichende Wirksamkeit ausüben. Friedrich August II. wird König von Sachsen. Bei Gelegenheit eines Theils des Literaturwerks von Gervinus, da, wo derselbe auf Goethe kommt, heißt es: „Wie gering doch alles, was man hier von ihm erfährt! Ein Bestreben zum Nivelliren dieses Geistes mit so viel Schwächern ist sicher gar nicht zu verkennen! Die Deutschen haben sich von jeher etwas lumpig gegen ihre großen Geister benommen, und so frappirt mich auch dies sowenig als die weimarische Auction." Ueber das letzte Wort gibt das Werk selbst Auskunft. Und haben, fügen wir jenem Ausspruche unsers Autors hinzu, es die Deutschen der letzten Decennien, indem wir viele Wackere davon ausnehmen, mit Jean Paul anders gemacht? Wahre Zwergelchen an Geist, die, wie sehr sie sich auch aufblähen, doch nie über den Froschlaich ihres Producirens hinauskommen, weil es diese Species eben nicht zuläßt, halten sich dadurch schadlos, daß sie über einen Geist absprechen, der ganze Sternenheere von Gedanken in glänzenden Gewanden heraufführt, während jene in trüber Feuchte nur quaken.

Der dritte Theil des Werks geht mit dem Beginn des siebenten Buchs, der Reise nach Laibach 1837, bis zum zehnten Buche, bis zu den sechziger Lebensjahren des Verfassers, enthält also auch die Zeit der wichtigsten Veränderungen in der Welt der Politik. Der Biograph hat auf dieser Reise den Zweck, seinem erkrankten König Hülfe zu bringen. Es ist wieder ein ganzer Orbis-pictus, der, mit den saubersten Contouren entworfen, mit den frischesten Farben ausgeführt, an unserm staunenden Auge vorübergeht. Denke man über Seele, über Geist, wie man wolle, beide geben dennoch die Entscheidung. Der blos gelehrte wie der ungebildete, der blos theoretisch-praktische Mensch sieht schlecht, Unendliches entschlüpft ihm bei der Beobachtung; der geistvolle, noch dazu so gründlich unterrichtete wie unser Held sieht alles und jedes. Schwere Familienleiden treffen ihn nun selbst nach seiner Rückkehr; nie kommt er aus seiner Fassung, in allen Geschicken dauert sein innerer, stets aufgerichteter Mensch ungeknickt aus. Auch erquicken wieder die Berührungen mit den edelsten, auserwähltesten Geistern. Was besagt schon allein so ein Abend beim Prinzen Johann! Auch Tieck ist da. Wie reizend, erhebend ist der

*) Vgl. „Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts" (Mainz, Kunze).

Aufenthalt in Pillnitz. Der Verfasser ist beglückt durch die Liebenswürdigkeit des damaligen Kronprinzen von Preußen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV.

Um dem Leser im Folgenden für unzählige Auslassungen mehr als Ersatz zu geben, gedenken wir jetzt zum ersten male einer Persönlichkeit, die in der dresdener Galerie des vorliegenden vortrefflichen Werks das anmuthigste, imposanteste, kostbarste Frauenbild ist, wie es nur je ein Maler voll kühner Erfindung auf die Leinwand gebracht, dessen Original sogar in Wirklichkeit gelebt hat und mit unserm Autor in täglichem Umgang befreundet gewesen ist. Es belohnte wahrlich eine Reise um und über die Erde, um eine solche Eroberung zu machen, und wenn es noch einen Zweifel darüber gibt, ob eine Frau durch Naturell, durch Charakter, durch Gemüth und Verstand, durch Energie des Denkens, Wollens und Ausführens, durch Bildung und Geist dem eminentesten Manne vollständig ebenbürtig sein könne, so wird bei dem, der neidlos, empfänglich für große Erscheinungen ist, vor allem aber bei dem, der Urtheil hat, jeder Zweifel schwinden. Die Frau, welche wir meinen, ist Frau von Lüttichau. Sie fesselte uns stets aufs neue, wo wir sie in der Biographie unsers Freundes trafen, und wir trafen sie oft; dennoch hätten wir gewünscht, ihr noch häufiger zu begegnen. Ja, das ist denn ein weibliches Wesen von passiver Anempfindung nicht blos, nein von activ durchgreifender Resonanz eines echten Frauengemüths, in dem die tiefsten Vorgänge der Existenz im kleinen und großen sofort tief nachbeben, sofort aber vom Gedanken selbst controlirt, in Beschlag genommen werden, um aus eigenen Ideen sich um die Ideen anderer in stets weitern Kreisen zu bewegen, in die schwierigsten Verhältnisse Einblick zu haben, mit Sorgfalt und Pflege, mit hellem Einfall und genialem Blitz, mit Ueberlegung und Weisheit, mit Rath und That selbst dem ausgesuchtesten Manne Beistand zu leisten. Sie ist intensiv und productiv in jedem Moment. Wo und wie sie sich äußert, in kranken und gesunden, in trüben und heitern Stunden, in Tagebüchern, Briefen, in der Gesellschaft, unter hereinbrechenden Wettern politischer Vorgänge, über Zeitliches und Ewiges, sie ist immer außerordentlich, stets überraschend treffend, ohne je den entferntesten Dünkel darüber zu haben, ohne je anders als anspruchslos für sich zu sein. Es wäre unverantwortlich, wenn man auch nur die kleinsten Aufzeichnungen dieser großartigen Frau unbeachtet ließe, wenn man nicht alle geistigen Schätze ihres Nachlasses sammelte und der Nation übergäbe. Wir haben über jene Frau viel behauptet, aber nicht zu viel, und werden einige Belegstellen anführen.

Inzwischen übersiedelt sich Tieck nach Berlin. Reise des Verfassers nach Florenz, von der er jedoch bald zurückkehrt. Gutzkow wird von ihm ausgezeichnet, der ihm bei Gelegenheit der „Mnemosyne" von Carus ein in der That herrliches Gedicht zuschickt. Der Verfasser der Biographie hat eine musterhafte Haltung auch in allen politischen Stürmen. Ludwig Tieck befand sich oft in den trübsten Stimmungen; vermißte er doch fortwährend seine Tochter Dorothea, die ihm der Tod entrissen hatte. Frau von Lüttichau schreibt an ihn:

Das Leben ist so ungeheuer tragisch und tiefsinnig, daß das der Grund alles Schweigens ist. Wir haben beide so vieles erlebt und gedacht, und es dreht sich alles in einem Kreise herum: man steht im Mittelpunkt und schweigt. Die Politik habe ich nun ganz überwunden. Sie schalten, daß ich sie mir zu Herzen genommen: aber ebenso wie es unmöglich ist, bei Schlachtbänken zu wohnen und nicht täglich widerwärtig von dem Geruch berührt zu werden, so war es ja unmöglich, nicht magnetisch afficirt zu werden von allem Elend, allem Frevel, allem Blut, was die Erde in diesen anderthalb Jahren gedüngt hat. Es ist eben eine ungeheuere Erfahrung! Man wird im Verhältniß selbst so klein dabei, daß der Maßstab für die Dinge dieser Welt dann ein erniedrigender ist.

Der vierte und letzte Theil des Werks reicht, mit stets sich gleichbleibender Mannichfaltigkeit und Geistesfülle, bis ins Jahr 1862, jedoch zuletzt nur noch in Umrissen. Auch die schriftstellerische Thätigkeit des ausgezeichneten Mannes erhält einen rastlosen Zuwachs. Zu seiner „Psyche" kommt nun auch eine „Physis". Es ist eins seiner größten Verdienste, daß er in unserer Zeit, in welcher der Materialismus oft völlig einseitig wuchert, für Seele und Leib, für den Geist als höchste Potenz, gleichmäßig wirkt, sodaß sich in solchem Wirken sein maßvolles, harmonisch geordnetes Leben aufs treueste abspiegelt.

Im Verfolge ereignen sich in der Biographie unsers Helden verhängnißvolle Dinge, die sich immer noch häufen, immer noch steigern. Eins unter ihnen ist von der Art, daß man seinen Augen nicht traut, indem man doch selbst liest. Zuletzt rettet man sich dahin, daß man es bei sich zur Maxime erhebt, über das Eintreffen des Unwahrscheinlichsten im Erfahren nie außer sich zu sein, auf die herbsten Verluste durch Treubruch und Tod sich vorbereitet zu halten. Unser Freund geht uns auch darin mit dem kräftigsten Beispiele der Gesinnung und Seelenruhe voran. Er besaß in Regis, dem gewandten Uebersetzer, dem geistreichen Briefschreiber und durch Jahre hin bewährten Theilnehmer, einen der werthesten unter seinen Freunden. Carus schreibt wieder einmal an ihn wie immer Bedeutendes, Tiefgegriffenes. Wird man es glauben? Eine Stelle in diesem Schreiben, bei Gelegenheit von Lessing's „Nathan dem Weisen", welche wieder ein glänzender Beweis ist für den feinspürenden Blick in den pathologischen Zustand menschlicher Natur, reicht hin, um Regis zu jähem Abfall von seinem Freunde zu bringen. Man lese die Stelle S. 66, und gestehe mit uns, daß es kein Kabel gibt, welches in die Seltsamkeiten menschlicher Individualität hinunterreicht, um sichern Boden für das Handeln des einzelnen unter gewissen Umständen schon im voraus zu gewinnen.

Wir können nur daran erinnern, was wir früher schon bemerkten, daß über Regis ein unheimlich rigoristisches Etwas gekommen war, woraus man auch jenes Phänomen wol begreifen könnte. Nun treffen noch dazu Todesfälle auf Todesfälle den eben von einem Freunde Verlassenen; seine Tochter Eugenie, sein Freund Tieck gehen dahin. Man lese S. 76 fg. und überzeuge sich, wie aufrecht und groß der Leidtragende bei dem allen bleibt. Die

fort und fort eingelegten, herrlichen Aussprüche des Verfassers wie anderer bilden den erhabenen, schmerzmildernden Chor im tragödischen Theil dieser „Denkwürdigkeiten". Und schon wieder, welches neue Verhängniß! Der König von Sachsen (1854) ist bei Brennbüchel in Tirol durch den Huf eines Pferdes getödtet worden! Schon ist unser Biograph auf dem Wege dorthin. Schon steht er, nun auch verlassen von allen Einsichten seiner Wissenschaft und Kunst, an der Leiche seines unvergeßlichen Fürsten.

Das sind nun die ergreifenden Exsequien, die wir oben schon ankündigten. Ein Trauerleichenzug, an steilen, geisterbleichen Bergwänden, an leblos starren, himmelhohen Gebirgszügen vorbei, durch wilde, grauenhafte Schluchten hindurch, an schwindelerregenden Abgründen hin, begleitet von flammenden Candelabern, das Ganze ein wandernder Katafalk, von kreisenden Adlern, die aus ihren Horsten aufgestört worden, von schwer betroffenen, treuen Dienern des allgeliebten Königs, durch Ehrenpforten aus Trauerweiden, welche mit langen Trauerflören behangen sind, über immer neue Gauen hinweg, unter dem Zuströmen der Umwohner, unter dem ununterbrochenen Geläute der Glocken: ein Ereigniß so außerordentlicher Art, daß wir selbst bei jedem Schritte von tiefem Weh erfaßt werden, sodaß wir bei der lebhaften Darstellung des Verfassers einen jener erhabenen Trauerzüge der alten Aegypter vor uns zu sehen glauben, an den Bergen der Pyramiden vorbei, an den unterirdischen Schluchten der Katakomben, unter dem Kreischen des Ibis, hin zu den Königsgräbern, in dem es gilt, nicht blos einen Todten, und wär' es ein König, sondern den Tod selbst zu feiern, ihn zu bestatten, und so das Räthsel der Existenz zu lösen.

Indem wir nahe dem Schlußbericht über das so überaus freigebig ausgestattete Werk sind und im Nächsten auch den Todesfall der Freundin des Verfassers mitzutheilen haben, welche ihm allein Ersatz für Tieck und so viele der edelsten Dahingegangenen sein konnte, bringen wir noch einige Stellen aus der Feder derselben Frau von Lüttichau. Sie schreibt einmal an Tieck:

Es macht mir wol oft selbst ein eigenes Gefühl, daß nach gewissen Richtungen hin niemand mich zu täuschen vermag, und daß ich die Menschen, besonders in ihrer Gesinnung gegen mich, so ungeheuer scharf durchschaue. Es liegt das nicht etwa in einer besondern Perspicacität des Verstandes bei mir (wiewol Weltkenntniß und Abwesenheit von Eitelkeit da viel thun), sondern entschieden in einer gewissen magnetischen Apperception, die mich durchaus nicht trügt. Dies gesteigerte Gefühlsbarometer habe ich von jeher gehabt (ich war mit 18 Jahren sozusagen mit der Welt fertig), und so habe ich auch zeitig erkannt, wie in dem, was man so gewöhnlich die Welt nennt, doch so gar wenig von Liebe zu finden sei, während die Menschen gerade in dieser Beziehung mit so unendlichen Illusionen sich herumtragen. Ein solches Naturgefühl aber ist immer viel präciser als all unsere Worte; und freilich stellt sich nach ihm dann für das meiste ein ganz anderer Maßstab heraus, als der herkömmlich angenommene zu sein pflegt.

Man wird einräumen, daß die eminente Frau hier uns klaren Wein einschenkt, der dabei vortrefflich, herzhaft, stark ist; daß sie ihn mit ungewöhnlicher und doch so ganz ungesuchter Grazie darreicht, noch dazu in einem Gefäße, dessen Form keine alltägliche, sondern sehr charakteristische, geschmackvolle ist, sodaß er uns doppelt mundet, uns in die resoluteste Stimmung versetzt.

Ferner höchst bedeutend und glücklich ausgedrückt:

Ich glaube nicht ganz ohne Energie zu sein, allein zu jeder Wirkung einer Persönlichkeit gehört ein einigermaßen coincidirendes Element, worauf sie einwirke, und wenn wir, von dem individuellen Standpunkte abstrahirend, uns auf einen allgemeinen beziehen möchten, so komme ich dann freilich auf den faulen Fleck, der doch dem Ganzen mit zur Unterlage dient: es ist die Stellung der Frauen den Männern gegenüber.

Schon die Sprache, die wir hier und besonders im Folgenden vernehmen, die in ihrer unbefangenen Sicherheit des Stils all die feinen Accente herauswittern läßt, welche unser Ohr mit Wohlgefallen gehört hätte, wenn die Worte von derselben Frau gesprochen, nicht geschrieben worden wären, schon diese Weise verräth, daß die Schreiberin recht hat, ein solches Bedenken zu hegen, eine solche Bedingung zu stellen. Und stehen nicht gerade so wie dort Männer und Frauen oft Autor und Leser zueinander, sodaß es allerdings für ausgezeichnete Schriftsteller eine Misehe, wenigstens Misliebe ist, wenn sie keine ihnen entsprechenden Leser finden? Dann fährt sie so fort:

Sonderbar: die Alten hatten im Bilde der Amazonen sogar die körperliche Gleichstellung der Kräfte in den Geschlechtern festgestellt (wie im Symbol der Minerva die geistigen). Wir jetzt sollen die Gleichstellung im Moralischen finden, und zwar noch mit dem Unterschied, daß das Aequivalent für den Geist des Mannes im Herzen der Frau gegeben sei, und sie auf diese Weise das Gleichgewicht herstellen.

Frau von Lüttichau ist hier wieder von bewunderungswürdigem Takt, besonders darin, daß sie auf die Mythologie anspielt. Die Griechen haben in ihrer Mythologie, in ihrer Poesie, zumal in der Tragödie, dann in ihrer Sculptur, was die beiden Geschlechter betrifft, den Unterschiede, Rechte, deren Ebenbürtigkeit im Geist, mit festgehaltener Differenz und doch mit holder, zarter Ausgleichung derselben, die classische Grenze bereits gezogen, das feinste Maß bereits getroffen. Selbst die Richtung auf das Unendliche ist in der schönsten Maßhaltung von ihnen angedeutet worden, in der Sehnsucht der Geschlechter zueinander, in dem Verkehr der Götter mit Menschen, in dem Zuge dieser nach dem Olymp, in dem Zuge der Olympier nach der Erde, in der Sehnsucht beider nacheinander, sogar über den Tod noch hinaus, und wie das Männliche vom Weiblichen, dieses vom jenem gehegt wird. Auch die Schwermuth ist von den Griechen auf allen jenen Gebieten mit ausgedrückt, aber die Heiterkeit siegt und triumphirt im Geiste über alles Vergängliche, über jedes etwaige Vorrecht des einen Geschlechts vor dem andern. Und ist das wahrhaft „Moralische" nicht schon der ganze Geist? Und ist das wahrhafte „Herz" nicht ebenfalls schon der ganze Geist? Dies durfte jene seltene Frau nur erwägen, und sie hätte sich vollständig zufrieden gestellt, wenn sie im Fernern mit großer Umsicht fortfährt:

Wenn ich nun aber nicht nur mit den Waffen des Herzens, sondern auch des Geistes als Frau zu kämpfen im Stande wäre, so gehört dazu wieder ein Geist und ein Herz, wenn ich treffe — und hiermit bin ich abermals dem Ungefähr, der

Ohnmacht und Schwäche preisgegeben, weil ich keine Macht habe, die mich im ganzen und großen unterstützt. Mit einem Wort, die Frau hat keine Autorität, weil sie keine Autorität ist.

Und doch ist sie, setzen wir hinzu, wo nur überhaupt der Geist gilt, der allein die unbesiegbare Macht auch in aller Realität ist, eine ganz unentbehrliche Autorität, wie schon das Wesen der Mutter es beweist. Und auch jene Freundin, die auch im Irdischen stets hoch über aller Verwesung stand, wird unserm Helden jetzt durch den Tod entrissen! Ihr eigenes Wort sei ihr hier auf dem Grabe noch geweiht:

Ich kann wol sagen, ich habe Phasen durchmessen in dem Allerinnersten meiner Existenz, wie sie vielleicht wenigen so vor ihrem geistigen Auge vorliegen mögen, und eben weil ich dadurch ein reiches, überreiches Leben gehabt habe, habe ich so sehr das Gefühl des Wunsches, mich nicht zu überleben!

Gewiß, das Hinscheiden eines solchen Wesens muß im Hinterbliebenen nachklingen ohne Aufhören, muß ihm den Umgang mit der Lebenden, aber auch den mit der Todten im Zwiegespräch großer Gedanken immerdar erhalten. Und wenn wir aus obigen „Denkwürdigkeiten" erfahren, daß der Verfasser noch kurz vor dem Hinübergange der Frau von Lüttichau einen Vortrag über Lebenskunst hielt, und zwar in kleinerer Ausführung im Hause derselben Freundin, sodaß sie selbst unter den Zuhörern war, so ist solches schon an und für sich interessant, wird aber noch bedeutsamer dadurch, daß unser Biograph gerade ein solches Thema wählte und wählen mußte, denn er ist ein geborener Lebenskünstler und hat sich als dieser in allen Situationen, Ereignissen und Wechselfällen bewährt. Doch auch daran ist zu erinnern, daß zur wahrhaften Lebenskunst die, den Tod zu überwinden, ebenfalls gehört, wie wir es an einem andern Orte des Ausführlichen nachgewiesen haben, wo wir auch des Dichters Tieck speciell gedenken.*) Um so mehr bedauern wir, daß wir das sicher vortreffliche Buch unsers Autors über Lebenskunst bis dahin noch nicht gelesen haben.

Was der Biograph S. 139 über gewisse „Repetitionen" in der Musik bemerkt, die er sogar als „nothwendig" bezeichnet, ist sehr tief gefühlt, und sollte für die ganze Aesthetik und Kunst, zu lesen, verborgene Schönheiten sich nicht entgehen zu lassen, weiter durchdacht werden. Auch für die Poesie ist es von Wichtigkeit. Hat nicht Homer seine Wiederholungen? Und wie wirksam auf das Ohr sind sie, und wie durchaus entsprechen sie jener Naivetät, die noch nie einem echten Dichter fehlen konnte. In der Kunst, zu lesen, sind Wiederholungen noch von größerm Umfang. Sie bestehen hier eben darin, daß ein gutes Buch nie ausgelesen werden kann, weil man es jedesmal anders liest, Neues darin und daran entdeckt.

Wir begleiten nun, da das Werk leider zu Ende geht, seinen Verfasser auf einer Fahrt nach Berlin. Hier glänzen uns die Namen entgegen: Rauch, Olfers, Kaulbach, Ehrenberg, Weiß, von Raumer, Alexander von Humboldt. Nach Dresden zurückgekehrt, erhält Carus einen Besuch von Varnhagen von Ense. Dies gibt ihm Gelegenheit, über dessen Kopf- und Gesichtsbildung etwas zu bemerken. In Ansehung eines gewissen, geistigen Habitus, lange nicht des ganzen, könnte man eine Parallele ziehen zwischen Carus und Varnhagen in der Feinheit und Klarheit der Beobachtung, in der biographischen Zeichnung und Charakteristik, in der Zuthätigkeit, bedeutende Menschen in der Erinnerung zu bewahren, in einem Hausheiligthum sie zu versammeln, steten Umgang mit ihnen zu haben, ihre Aufzeichnungen zu ordnen, zu überliefern, das alles mit sauberer Hand zu berühren, durch eine gewandte Feder zu vermitteln durch einen Memoirenstil, der den der Franzosen mehr als erreicht hat. Dann würden sich freilich auch große Verschiedenheiten in der ganzen Weltanschauung wie in einzelnen Gesichtspunkten deutlich herausstellen. Und doch finden beide Männer ihre Vereinigung in der Verehrung und tiefen Auffassung ihres Goethe.

Das Verweilen unsers Helden in Leipzig, Weimar und Jena bildet den Schluß der bis dahin veröffentlichten Theile des Werks. Der Verfasser kehrt zurück. Der Tod nimmt ihm schon wieder einige der theuersten Lieben: die Frau, einen Sohn, die Schwiegertochter! Und gleichwol hat es nie einen edlern, zufriedenern, in sich glücklichern Familienkreis gegeben. Dennoch, ungeachtet solcher Verluste, die schmerzenvolle Einschnitte in den Organismus des häuslichen Zusammenlebens sind, überdauert Carus mit aller Seelengröße auch solche Beraubungen. Er weiß, es gibt noch einen festern, bleibendern Organismus als den des individuellen Körpers auf Erden. Es gibt einen universellen Organismus, der in jedem schnell vorübergehenden einen ewigen hegt. Leben ist Bewegung, wenn auch Bewegung und Ruhe in einem. Auch muß alle Bewegung einen letzten, der Idee des Universums und dem Geiste als solchem entsprechenden Zweck haben.

Wir halten dafür, es hat nie einen exacten Gelehrten und vielgewandten Schriftsteller gegeben, der mehr als Carus dem Psychischen wie Physischen mit Liebe, mit gerechter Abwägung, mit sorgfältiger Untersuchung sich gewidmet, aber kaum einen, der so tief das Wesen des Organismus im kleinen und großen durchdrungen hätte und mehr im Stande gewesen wäre, den Totalzweck der Existenz aus der Bewegung im Weltall herauszuahnen, sogar die Art der Bewegung zu erschließen, und dabei immer noch klar zu sein, mit Geist, mit Sinnigkeit, mit Accuratesse darzustellen. Wir verweisen auf eine Stelle im dritten Theile, S. 200 und 201, des Werks, welche bei Gelegenheit des „Kosmos" von Alexander von Humboldt und der „in sich unendlichen Linie" Gedanken von einer gar nicht zu berechnenden Tragweite ausspricht.

Wir sagen dem Verfasser der „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten" im Namen der Nation und unter Zustimmung aller Gebildeten unsern lautesten Dank für eine Arbeit von so dauerndem Werth! Möchte das Werk Leser auf Leser finden, denn es ist zugleich voller Leuchten für eine Zeit, die manchen Wanderer schon irre und in den Untergang geführt hat. Ueberall ist man in ihm auf Wegen, die zu solidem Gewinn und zur Befreiung von

*) Vgl. „Das Geheimniß der Lebenskunst", II, 255: „Umgang mit den Lebenden", S. 271: Umgang mit den Todten" (Leipzig, Brockhaus, 1858).

allem Eiteln, Engherzigen führen. Möchte der treffliche Autor ſein Werk noch durch viele Bände ſo fortſchreiben und vollenden! Möchte er uns noch lange erhalten bleiben!

Sehr wünſchenswerth wäre es, wenn einer zweiten Auflage ein Inhaltsverzeichniß beigefügt würde, denn eine ſprachliche Darſtellung, die ſo zum Wiederleſen reizt, macht doppelt ungeduldig, wenn man lange vergebens blättert. Auch die Ausſtattung des Werks iſt vortrefflich.

Alexander Jung.

Vom Büchertiſch.

1. Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Berlin, Lüderitz. 1867. Gr. 8. In Heften zu 5 Ngr.

Heft 8: Sociale Rechte und Pflichten. Von Schulze-Delitzſch.

Wir begegnen hier einer klaren, conſequenten Ausführung der drei Stichworte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, womit unſere revolutionäre Epoche debutirt hat. Beſonders tritt das Princip der Brüderlichkeit mit dem Schulausdruck Aſſociation in ſeiner weltgeſtaltenden Bedeutung in den Vordergrund.

Eine biographiſche Illuſtration dazu bietet:

Heft 17: Richard Cobden. Von Franz von Holtzendorff.

Die Pointe dieſes ſtark mit politiſchen Reflexionen durchſchoſſenen, ſonſt mit warmen Farben gemalten Lebensbildes findet ſich außer der Anerkennung individueller Bedeutſamkeit in dem Fingerzeig, „wie ſehr große und heilſame Verbeſſerungen nicht ſowol von den vertretenden Körperſchaften, als vielmehr unter der entſcheidenden Bewegung des unmittelbar wirkenden, ſeiner Ziele bewußten Volkswillens durchgeſetzt worden".

Eine ähnliche Agitation gegen den formalen Conſtitutionalismus enthält:

Heft 25: Die Stadtverwaltung der City von London. Von Rudolf Gneiſt.

Nachdem wir an ſicherer Hand durch das Labyrinth der londoner City-Adminiſtration geführt worden, behalten wir noch das Programm in der Hand: die politiſche Thätigkeit des Volks möge ſich von Verfaſſungsfragen ab-, den Angelegenheiten der Verwaltung zuwenden.

Für ſolche öffentliche Erziehung agitirt auch:

Heft 18: Das Volksgericht in Geſtalt der Schwur- und Schöffengerichte. Von Mittermaier.

Aus allem Für und Dawider leuchtet weniger der juſtitielle Vortheil des Volksgerichts als der hervor, daß Rechtsſinn und -Kenntniß im Volke dadurch zunehmen. Wir vermiſſen hier Schärfe und Evidenz in der Deduction.

Dagegen bietet ein anſchauliches Bild von dem wirthſchaftlichen Treiben des Volks folgendes Doppelheft:

Heft 20 und 21: Preis der Arbeit von Engel.

Der wiſſenſchaftliche Extract dieſer Unterſuchung iſt der Gedanke: daß der Arbeitspreis mindeſtens die Selbſtkoſten der Arbeit decken müſſe. Im Concreten werden dieſe Selbſtkoſten dreier verſchiedener Geſellſchaftsklaſſen, und danach die Löhne der Arbeit auf Ziffern gebracht.

Eine Einführung in die Handelsverhältniſſe unſerer Zeit gibt:

Heft 10: Die Bedeutung des Wechſels für den Geſchäftsverkehr. Von Friedrich Julius Kühns.

Beſonderes Gewicht wird auf die Gefahren des Indoſſaments gelegt, die denn auch anſchaulich genug geſchildert werden.

Den Einfluß der Technik und der Naturforſchung auf das öffentliche Leben veranſchaulichen drei Hefte:

Heft 9: Von den elektriſchen Erſcheinungen. Von J. Roſenthal.
Heft 22: Die elektriſche Telegraphie von W. Siemens.
Heft 19: Ueber die Steinkohlen von J. Roth.

Das letzte dieſer Hefte ſteht ſchon nahe an der Grenze, bis wohin die ſprachliche Darſtellung der Naturgegenſtände reichen kann. Klarer iſt wieder:

2. Ueber die phyſiſche Beſchaffenheit der Sonne. Von O. Reibauer. Berlin, Lüderitz. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.

Im Anſchluß an den franzöſiſchen Akademiker Faye wird dargethan, daß die Sonne eine glühende, in der Abkühlung begriffene Gasmaſſe wäre, ſodaß die ſchwer ſchmelzbaren Stoffe, beſonders Schwermetalle ſich niederzuſchlagen anfingen. In unberechenbarer Zukunft ſtände alſo der unter der Sonne wandelnden Menſchheit das Ende ihres epiſodiſchen Weltdaſeins bevor.

Auf dieſe Erhebung über den Weitblick unſerer heutigen Wiſſenſchaft könnte die Lektüre folgenden Werks einen etwas unſanften Sturz folgen laſſen:

3. Arthur Lutze's Selbſtbiographie. Mit dem Porträt des Verfaſſers in Stahlſtich. Köthen, Verlag der Lutze'ſchen Klinik. 1866. 8. 1 Thlr.

Hier wimmelt's noch von mittelalterlichem Aberglauben, magnetiſchen Fernwirkungen, ſympathetiſchen Curen und Sprachſchnitzern.

Man leſe dagegen das elfte Heft der oben beſprochenen Virchow'ſchen „Sammlung":

4. Ueber Aberglauben und Myſticismus in der Medicin. Von Siegmund Roſenſtein. Berlin, Lüderitz. 1866. 8. 5 Ngr.

wo dieſes homöopathiſche Treiben auf ſein Minimum von Berechtigung reducirt wird.

Ueber den Stand oder vielmehr die Uebelſtände des öffentlichen Medicinalweſens ergeht ſich auch folgende mit Eifer, bündig und concret gehaltene Schrift:

5. Ein Blick in das Zunftleben der deutſchen Medicin. Geſchrieben für die Gebildeten aller Stände. Von Adolf Lafaurie. Hamburg, O. Meißner. 1866. 8. 6 Ngr.

Die Prüfung und Anſtellung der Aerzte ſowie die Beaufſichtigung der Apotheken durch den Staat werden in ihren verderblichen Folgen geſchildert.

In den öffentlichen Sprechſaal gehören ferner noch zwei Schriften:

6. Appell an die europäiſche Oeffentlichkeit gegen die ruſſiſchen Zeitungen. Von einem Deutſchen. Leipzig, Edelmann. 1865. 8. 5 Ngr.
7. Der Nachdruck in Nordamerika. Mein Wirken als deutſcher Buchhändler. Zwei Aufſätze von E. Steiger. Newyork. 1866.

Die erſte Broſchüre gibt Kunde von Ruſſificationsbeſtrebungen, die an der Oſtſee im deutſchen Rußland

gewagt werden und liefert eine vernichtende Kritik der feindlichen Insinuationen. Die zweite Broschüre liefert den Nachweis, daß der Nachdruck in Amerika die dortigen Deutschen dem Mutterlande gerettet habe, daß er juristisch und moralisch gerechtfertigt sei.

Aus der schönen und gelehrten Literatur liegen uns folgende Werke vor:

8. Deutsche Klänge aus Ungarn. Von Adolf Billitzer, P. Philipp und Sigismund Schiller. Wien, Gorischek. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.

Lyrische Jugendsünden! Verse ohne Form mit trivialem Gehalt, ohne das geringste nationale Colorit als das einer geheuchelten Sinnlichkeit. Dagegen enthält eine schätzenswerthe Mittheilung aus der ungarischen Literatur:

9. Ehrengedächtniß des Grafen Niclas Zrinyi von Sigeth. Ein Vortrag über Zrinyi's Heldentod 7. September 1566 und dessen dichterische Verherrlichung. Von H. C. G. Stier. Beigegeben sind die deutsche Chronik von 1568, das gleichzeitige Volkslied und Stücke aus Niclas Zrinyi's des Jüngern Zriniade. Kolberg, Post. 1866. 16. 18 Ngr.

Wir begegnen hier wol zum ersten mal einer Uebersetzung der Zriniade, des ältesten Kunstepos der Magyaren, gedichtet im 17. Jahrhundert vom Urenkel des Helden von Sigeth. Die Uebersetzung ist gewandt und wohlklingend, namentlich durch Vermeidung des etwas sporenklirrenden Alexandriners mit vierfachem Reim, wie er im Original auftritt.

Eine literarische Curiosität bringt:

10. Fr. v. d. Trenck's Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg. Nach seinen eigenhändigen Aufzeichnungen in dessen gegenwärtig im Besitze Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen befindlicher Gefängnißbibel wortgetreu herausgegeben von J. Petzholdt. Nebst einer bibliographischen Uebersicht der Trenckbibel und des Trenckbechers, sowie einem Titelbilde. Dresden, Schönfeld. 1866. Br. 8. 12 Ngr.

Es sind das Trenck's eigenhändige Aufzeichnungen, die er im Gefängniß auf den Rand einer Bibel buchstäblich mit seinem Blut geschrieben. Diese Aufzeichnungen sollen einige interessante Abweichungen von seinen im Druck veröffentlichten Memoiren enthalten.

Zur Volksliteratur im eigentlichsten Sinn zählen sich:

11. O. Glaubrecht's Ausgewählte Schriften. Nebst Lebensbeschreibung und Bildniß. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter dem Pseudonym steckt Pfarrer Oeser in Lindheim (gest. 1859). Er war seit langen Jahren im Gebiete der „Volksschriftstellerei", im Genre der Dorfgeschichten mit religiöser Tendenz, voll Begeisterung thätig gewesen. Mehrere dieser anspruchslosen Volksbücher haben die sechste Auflage erlebt. Der ästhetische Werth dieser Producte, die uns hier in Auswahl vorliegen, kann nicht hoch gestellt werden. Lauterkeit der Gesinnung, Einfachheit der Darstellung können den Mangel an künstlerischer Phantasie nicht ersetzen.

Den Uebergang von den belletristischen zu den Fachschriften bilden:

12. Ueber Dummheit. Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten von Erdmann. Berlin, Hertz. 1866. 16. 5 Ngr.

13. Geschichte des Weins und der Trinkgelage. Ein Beitrag zur allgemeinen Cultur- und Sittengeschichte, nach den besten Quellen bearbeitet und populär dargestellt für das deutsche Volk von R. Schultze. Berlin, Nicolai. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

14. Augustin und Goethe's Faust. Vortrag gehalten im Evangelischen Verein zu Berlin von P. Kleinert. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1866. Gr. 16. 6 Ngr.

Die erste von diesen Schriften löst die Aufgabe populärer Darstellung mit Anekdoten und Bildern; die zweite läuft darauf hinaus, das Zechen als Kunst dem germanischen Stamm zu vindiciren; die dritte endlich predigt Umkehr des modernen Menschen zum Glauben, der selig macht.

Von der wissenschaftlichen Literatur liegen uns vor:

15. Die Erziehung der Mädchen. Von Karl von Raumer. Dritte Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching. 1866. 16. 24 Ngr.

Dies Werk zeigt mehr Einsicht in die Pädagogik als freie Auffassung menschlicher Bestimmung. „Dienen lerne das Weib" ist der ewige Refrain; Bildung in homöopathischen Dosen zur Vermeidung des Müßiggangs!

Für Archäologen und Kunsthistoriker dürfte interessant sein:

16. Die Katakomben und das unterirdische Rom. In gemeinfaßlichem Vortrag dargestellt von Houssé. Luxemburg, Brück. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese Schrift beruht auf den neuesten Forschungen von Marchi und De Rossi, sowie auf eigenen Anschauungen. Man gewinnt ein klares Bild von dem Bau, der Bestimmung, Entstehung und Geschichte „jener zahllosen unterirdischen Gänge oder Höhlungen, welche sich unter der Stadt oder vielmehr unter ihrem Weichbilde von den Ringmauern des alten Rom bis zu einer Entfernung von fünf römischen Meilen längs der alten Heerstraßen hinziehen und den Christen der vier ersten Jahrhunderte als Begräbnißstätten dienten". Die lithographischen Beilagen erhöhen den Werth der Schrift.

Aus der philologischen Literatur sind anzuzeigen:

17. Das altgriechische Theater. Von J. Sommerbrodt. Stuttgart, Krais und Hoffmann. 1865. Gr. 16. 7½ Ngr.

18. Ueber die Aufgabe des platonischen Dialogs: Kratylos. Von Theodor Benfey. Göttingen, Dieterich. 1867. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

19. Die Quellen Plutarch's für das Leben des Perikles von Hermann Sauppe. Göttingen, Dieterich.

20. Flavius Claudius Julianus. Nach den Quellen. Von Alfons Rücke. Erste Abtheilung: Julian's Kriegsthaten. Gotha, F. A. Perthes. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Sommerbrodt's Schrift löst glücklich ihre Aufgabe, „aus dem Schatze der Forschungen wenige sichere Thatsachen dem gebildeten Laien zur Orientirung zu bieten". Benfey erkennt als Aufgabe des platonischen Kratylos den Nachweis, „daß die Umgangssprache weit hinter dem Idealbild der Sprache zurückstehe und aus ihr sich nichts für die richtige Erkenntniß der Dinge gewinnen lasse". Sauppe gibt eine anziehende Analyse des historischen Stils von Plutarch, zieht Folgerungen

daraus für die Beschaffenheit der Titelbiographie und weist auf eine umfassende Kritik der Plutarch'schen Geschichtsdarstellung hinaus. Mücke endlich gibt die erste Abtheilung einer Biographie, welche die noch von niemand behandelten Kriegsthaten Flavius Claudius Julianus' des Großen enthält; die nächsten Hefte sollen seine Herrscherthaten darstellen und eine eingehende Besprechung von Julian's eigenen Schriften liefern. Das Vorliegende ist klar und einfach erzählt, nur die Beurtheilung der Personen und Verhältnissen ist nicht ganz ruhig, wenn es heißt, daß „Julian unstreitig einer der größten Feldherrn aller Zeiten gewesen sei".

Feuilleton.

Kinkel's Freiligrath-Rede.

Die leipziger Gesellschaft „Klapperkasten", welche die Pflege der Musik und Dichtkunst mit in ihr Programm aufgenommen und durch manche sinnreiche gesellschaftliche Feste bethätigt hat, lud Gottfried Kinkel in Zürich ein, die Freiligrath-Rede bei der zu Ehren dieses Dichters veranstalteten Feierlichkeit zu halten. Kinkel sagte zu und betrat bei dieser Veranlassung, und nachdem die preußische Amnestie ihm ein Recht dazu gegeben hatte, nach langen Jahren wieder zum ersten male den Boden seines Vaterlandes. Von stürmischem Applaus empfangen, sprach er am Eingang seiner Rede *) seine Freude darüber aus, sich wieder in der Heimat zu sehen. Die Rede selbst zeugte nicht blos von fein kunstsinniger Beurtheilung der Freiligrath'schen Muse, die durch mehrere im Zusammenhang vorgetragene Gedichte illustrirt wurde; sie war aus warmem Herzen herausgesprochen und nahm oft die Form erzählender Mittheilungen an, welche das Geschick des Redners mit dem des gefeierten Dichters in ungezwungener Weise verflochten. Sie gab ein Gesammtbild von Freiligrath's Leben, in welchem namentlich sein Familienglück, seine Gattin und seine Töchter wie ein anmuthiges idyllisches Bild hervortraten. Auch hielt sich die Rede nicht von kritischen Streiflichtern frei, welche den Politiker Freiligrath trafen. Kinkel meinte, Freiligrath sei kein Politiker. In Bezug auf die neuesten deutschen Ereignisse, die Kinkel und Ruge hoffnungsvoll auffaßten, vertrat Freiligrath eine andere Anschauung; es war dies ein Grund, warum die beiden Freunde in letzter Zeit nicht mehr so harmonirten wie früher. Kinkel, dessen Biographie die bewegteste und romanhafteste aus unserer Revolutionsepoche ist, brauchte nur aus der Fülle der eigenen Erlebnisse zu schöpfen, um die gespannteste Theilnahme zu erwecken. Wehmüthig umflort war seine Stimme, als er der ersten so geistvollen Gattin gedachte, auf deren Grab Freiligrath eine seiner duftigsten Liedesblüten gelegt hatte.

Während die Rede oft einen harmlos conversirenden, oft einen ästhetisch würdigenden Charakter zur Schau trug, erhob sie sich gegen den Schluß hin zu hinreißendem oratorischen Aufschwung. Da feierte der Dichter in glühendem Dithyrambus die Herrlichkeit und Größe unserer Zeit, einer der größten der Weltgeschichte, und pries sich glücklich ihr anzugehören; er verherrlichte ihre politischen Großthaten diesseit und jenseit des Meeres, ihre menschheitlichen Cultureroberungen. Volle Zustimmung ward dem Redner zutheil — und wer könnte, selbst mitten im Sturm und Drang der Bewegung, verkennen, welch ein mächtiger Hauch jetzt die Segel der Geschichte schwellt! Und in dieser großen Zeit gibt es der Dichter genug, die sich von ihr abwenden, um ihren dilettantischen Neigungen in der Darstellung untergegangener Epochen zu fröhnen, und ängstlich alles vermeiden, was aus dem Herzen der Zeit herausgeboren, ihr allein sympathisch sein kann. Immer wieder stellen wir das stets betonte Princip in den Vordergrund, daß unsere Poesie sich mit dem Inhalt des Jahrhunderts erfüllen muß, um die Anklage des Epigonenthums unwiderleglich zurückzuweisen. Daß aber eine „große Zeit", auf andern Gebieten beschäftigt, nach andern Zielen strebend, die Poesie müsse brach liegen lassen: das ist eine Lieblingsbehauptung der Schubladensystematiker, die, weil sie selbst gerade die Schublade Politik aufgezogen haben, vor alle andern das Kanzleisiegel ihrer Autorität hängen. Eine große Zeit ist gleichzeitig auf allen Gebieten groß. Die Blütezeit der griechischen Poesie fällt in das Zeitalter von Marathon und Salamis; die Blütezeit der englischen in das der Elisabeth. Ein nationaler Organismus ist nicht so maschinenmäßig construirt, daß er nicht die Beine und Arme gleichzeitig bewegen kann und Kopf und Herz dazu. Jedes echte Talent wirft diese Theorie der getheilten Felderwirthschaft im Reich des Geistes über den Haufen!

*) Sie ist bei Reclam sen. in Leipzig soeben im Druck erschienen.

Literarische Notizen.

Die Cotta'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart veranstaltet eine „Classische Reisebibliothek", in welcher einzelne Dichtungen unserer Classiker in bequemer, handlicher Form für den Waggon und das Dampfschiff herausgegeben werden. Der Druck ist besonders deutlich und leserlich, sodaß die Buchform, auch wenn sie zu tanzen anfangen, wie dies bei der Erschütterung der Dampffahrten der Fall zu sein pflegt, noch immer vom Auge festgehalten werden können. Es liegt uns zunächst Goethe's „Iphigenie auf Tauris", „Hermann und Dorothea", „Torquato Tasso", „Reineke Fuchs"; Schiller's „Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Tell" und „Braut von Messina" und Lessing's „Emilia Galotti" und „Nathan der Weise" für ganz gleichem Format, Druck, buchbinderischer und typographischer Einkleidung in der Göschen'schen Verlagshandlung zu Leipzig erschienen.

Buchhändler Adolf Büchting gibt in seinem Verlag (Nordhausen 1867) eine „Bibliotheca Musica" und eine „Bibliotheca theatralis" heraus und erwirbt sich dadurch ein Verdienst um die Bibliographie. Die Handbücher enthalten ein Verzeichniß aller in Bezug auf die Musik und das Theater in den letzten zwanzig Jahren 1847—66 im deutschen Buchhandel erschienenen Bücher und Zeitschriften, mit Ausschluß der Liederbücher und Musikalien wie der Theaterstücke. Die theatralische Bibliothek gewährt zugleich einen Ueberblick über den Flor unserer Theaterjournalistik und die Unzahl der oft rasch auftauchenden und verschwindenden, oft sich lange behauptenden Theaterblätter, welche als Chroniken, Archive, Spiegel, Kronzonte, Theaterdiener und Theatercharivaris alle erdenkliche Zusammensetzungen mit dem Stammwort „Theater" bilden. Daß indeß Büchting's Register hierin noch manches Loch hat, läßt sich leicht nachweisen; namentlich fehlen die meisten neuen Wiener Theaterblätter.

Eduard Alberti hat die erste Abtheilung eines „Lexikon der schleswig-holstein-lauenburgischen und eutinischen Schriftsteller von 1829 bis Mitte Mai 1866" (Kiel, Akademische Buchhandlung, 1867) erscheinen lassen. Sie umfaßt die Buchstaben A bis L. Das Werk ist mit großem Fleiß gearbeitet und enthält eine Fülle Materials, das für die Stammgenossen vom nächsten Interesse ist, überhaupt aber das Buch zum Nachschlagebuch geeignet macht. Es finden sich indeß, wie gesehen von den berühmten Fachgelehrten, auch manche Dichter von nationaler Bedeutung, wie Friedrich Hebbel, Klaus Groth u. a., Philosophen wie Chalybäus u. a. mit genauen biographischen und bibliographischen Angaben in diesem Lexikon aufgeführt. Ueberraschend ist die Productivität einiger bekannter

scher Autoren, deren Namen nur engern Kreisen bekannt oder jetzt gänzlich verschollen sind und deren Werke uns Alberti in einem langen Register vorführt.

Rudolf Sonnenburg gibt eine „Sammlung interessanter geschichtlicher Werke der englischen Sprache vollständig oder in Auszügen" (Danzig, Ziemssen, 1867) heraus. Das erste Bändchen enthält die erste Hälfte eines Auszugs aus Thomas Carlyle's „Geschichte Friedrich's des Großen". Die anerkannt guten Geschichtswerke der Neuzeit sollen den Schulen zugänglich gemacht und durch sprachliche und sachliche Anmerkungen erläutert werden. Diese Anmerkungen knüpfen bisweilen an die Worterläuterung eine allgemeinere Charakteristik. So heißt es von Carlyle's Stil: „Er ist voll von Eigenthümlichkeiten, aber diese Eigenthümlichkeiten haben ihre Berechtigung und geben dem Satzbau eine originelle architektonische Schönheit. Phantasielose Pedanten und Schablonenmenschen, für welche jede Periode wie ein steifer, nach äußern Regeln zugestutzter Zopf sein muß, finden, daß Carlyle's Stil der Würde entbehre; sie haben keine Ahnung davon, daß ein Schriftsteller seinem Stil das markige Gepräge seines individuellen Charakters geben kann. Carlyle's Stil vereinigt in sich sehr verschiedene Seiten und Eigenschaften; er ist malerisch, pathetisch, zuweilen gemüthlich unterhaltend, ironisch oder harmlos scherzend; immer ist er der reinste, originellste und treffendste Ausdruck von wahrhaft edel und menschlich empfundenen Gedanken."

Von Longfellow's Uebersetzung der „Divina commedia" ist in der „Collection of British authors. Tauchnitz edition" (Leipzig 1867) der zweite Band erschienen, der das „Purgatorio" enthält und mit zahlreichen Anmerkungen und Erläuterungen begleitet ist. Unter den letztern findet sich auch ein Aufsatz von Schelling über die „Divina commedia" abgedruckt. Von der „Collection of German authors" ist der vierte Band erschienen, der „Im Jahre 13" von Fritz Reuter enthält. Die Werke dieses Autors werden dadurch auch denjenigen Deutschen zugänglich, die des Englischen, aber nicht des Plattdeutschen mächtig sind.

Von dem von H. Schultheß herausgegebenen „Europäischen Geschichtskalender" (Nördlingen, Beck, 1867) ist der siebente Jahrgang, jedenfalls der interessanteste, erschienen; denn das Jahr 1866 bietet mehr als trockene und gleichgültige Daten. Eine allgemeine Chronik eröffnet den Kalender, dann folgt die Chronik der einzelnen Staaten, welche durch Mittheilung wichtiger Actenstücke ergänzt wird; den Schluß bildet eine Uebersicht der Ereignisse des Jahres 1866.

Von Arnold Ruge's „Aus früherer Zeit" (Berlin, F. Duncker, 1867) ist der vierte Band erschienen, welcher Beiträge zur Geschichte der Philosophie im allgemeinen und der junghegelschen Philosophie im besondern enthält.

Die „Gespräche mit einem Grobian" haben eine neue Auflage (Leipzig, Brockhaus, 1867) erlebt und sind um ein neuestes Gespräch „Ueber die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege" vermehrt worden, welches auch in einem Separatabdruck erschienen ist. Dies Gespräch zeigt gerade keine große Begeisterung für die „prussificirte, dreinschlagende Germania", erklärt sich gegen das bureaukratisch-militärische Element derselben, gegen die „dämonische" Thätigkeit der Politik und betont in dieser Hinsicht den „süddeutschen Standpunkt", wie denn auch der schwäbische Stamm als der Stamm des Geistes dargestellt wird. Mit den höhern allgemeinen Culturzwecken, die als das Ziel der Menschheit, als letztes Resultat dieser Dialoge erscheinen, werden sich indeß die verschiedensten Parteien einverstanden erklären.

Victor Hugo's „Hernani" hat bekanntlich am Théâtre français glänzende Triumphe erlebt, die ebenso viele Demonstrationen gegen das zweite Kaiserthum waren. Doch von diesen tendenziösen Huldigungen abgesehen, zu denen das feudalromantische Trauerspiel wenig Veranlassung gab, war auch die Begeisterung für die Dichtung selbst eine lebendige, und mit Recht, da sich dieselbe durch einen oft grandiosen Aufschwung bedeutend über das mittlere Niveau der jetzigen école du bon sens und ihrer correcten Dramatik erhebt. Victor Hugo hat übrigens neuerdings selbst incognito der Aufführung in Paris beigewohnt und sich durch den Erfolg derselben anregen lassen, seine neuesten, nur halbvollendeten Dramen, wie: „Torquemada", zu Ende zu dichten. So verjüngend und die Production kräftigend wirkt auch auf dichterische Veteranen ein frisch vom Baum gebrochener Theaterlorber.

Ueber das Ende Petöfi's bringt das ungarische Journal „Hon" einige neue Mittheilungen aus dem Munde eines Honvedoffiziers. Ihnen zufolge ist der berühmte ungarische Dichter in der That als Adjutant Bem's in der Schlacht bei Segesvar den Heldentod gestorben. Der Berichterstatter sah ihn schwer verwundet, das Opfer einer Kartätschensalve, welche die Reihen der Honveds gelichtet hatte. Ein breiter Blutstrom entquoll seiner Brust; er selbst erklärte, daß es mit ihm aus sei. Später hörte der Honvedoffizier, wie ein wohlgesinnter Postmeister sich rühmte, die Verwundeten aus jener Schlacht lebendig begraben zu haben. Auch der Dichter soll sich unter denen befunden haben, die noch mit gefalteten Händen um ihr Leben gejammert haben, während der grausame Todtengräber die Erde über sie schüttete. Die Richtigkeit dieser letzten, an ein Kapitel der Schauerromane erinnernden Mittheilung wird indeß vom „Hon" bezweifelt.

Bibliographie.

Beheim, M. v., Evangelienbuch in mitteldeutscher Sprache. 1343. Herausgegeben von R. Bechstein. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Capráz, F., Praktische Sprachstudien, mit besonderer Rücksicht auf Uebersetzungskunst, Stylistik und materienweise Sprachbehandlung. Bern, Heuberger. Gr. 8. 18 Ngr.

Cramm, B. Baron v., Aus Langensalza. Ein Erinnerungsblatt. Dresden. 16. 5 Ngr.

Delitzsch, F., Der Messias als Versöhner. Ein begründetes Zeugniß an die Gebildeten im jüdischen Volke. Paris. 8. 5 Ngr.

Demmer, E., Liederstrauß. Aachen, Benrath u. Vogelgesang. 8. 21 Ngr.

Dürlinger, J., Vom Pinzgau. Geschichtliche Uebersichten. Orts- und Kirchenmatrikel. Salzburg. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Falkenstein, L. Baron v., Ein Lorbeerhain auf den Gräbern der Veteranen des deutschen Befreiungskrieges. 1ste Reihe. 2 Bde. Potsdam, Döring. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gerhard, P., Gegen die Irrlehre des Irvingianismus der Wahrheit die Ehre! Ein Wort an die Besucher der von Herrn Rührmund seither gehaltenen Vorträge. Breslau, Düsser. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Gottesweisheit. Berlin, G. W. F. Müller. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gottschalg, A. W., Dr. Johann Gottlob Töpfer Professor der Musik am Großherzogl. S. Schullehrer-Seminar und Organist an der Haupt- und Stadtkirche zu Weimar. Eine biographische Skizze. Weimar, Kühn. Gr. 8. 5 Ngr.

Götzenberger, Amelie, In freien Stunden. Mannheim, Wittwer. 8. 1 Thlr.

Groote, A., Der norddeutsche Bund, das preußische Volk und der Reichstag. Leipzig, Coldiz. Gr. 8. 5 Ngr.

Kock, K. H., Die Gudrunsage. 3 Vorträge über ihre erste Gestalt und ihre Wiederbelebung. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 16 Ngr.

Meißner, A., Babel. Roman aus Oesterreichs neuester Geschichte. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Meyer, C. F., Balladen. Leipzig, Haessel. 8. 15 Ngr.

Müller, M., Eine Pfingstrede über den Begriff des Wortes „Bildung". Der gebildeten Welt gewidmet. Leipzig, Haessel. Gr. 8. 3 Ngr.

Prokesch-Osten, A. Freih. v., Geschichte des Abfalls der Griechen vom türkischen Reiche im Jahre 1821 und der Gründung des hellenischen Königreiches. Aus diplomatischem Standpunkte. 1ster bis 4ter Band. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Thlr.

Richter, L., Skizzen über sociales Leben. 1stes Heft. Dresden, Schöpff. Gr. 8. 18 Ngr.

Ritter, H., An Leopold v. Ranke über deutsche Geschichtschreibung. Ein offener Brief. Leipzig, Fues. Gr. 8. 15 Ngr.

Ruge, A., Aus früherer Zeit. 4ter Bd. Berlin, F. Duncker. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wehl, F., In Mußestunden. Ernste und humoristische Essays zum Vorlesen. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

— — Plausch-Geschichten. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Die Wehrfrage in Oesterreich und Ungarn. Vom Verfasser von „Oesterreichs Zukunft und sein Heer". Wien, Hartleben. Gr. 8. 16 Ngr.

Zeiger, C., Geognostische Wanderungen im Gebiete der Trias Frankens. Würzburg, Staudinger. Gr. 8. 24 Ngr.

Zupitza, J., Ueber Franz Pfeiffers versuch den Kürenberger als den dichter der Nibelungen zu erweisen. Oppeln. Gr. 8. 2 Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit einem Grobian.

Herausgegeben von einem seiner Freunde.

Zweite Auflage.

Vermehrt mit einem Gespräch über
die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege.

8. Geh. 2 Thlr.

Dieses kurz vor dem vorjährigen Kriege erschienene Buch erregte so allgemeines Interesse, daß dasselbe binnen einigen Monaten vergriffen war und eine zweite Auflage nöthig wurde.

Ein bekannter deutscher Schriftsteller, der aus besondern Gründen das Buch anonym erscheinen läßt, will in diesen „Gesprächen" unserer Zeit einen humoristischen Spiegel vorhalten, in dem die heutigen Menschen rückhaltlos nach ihrem eigentlichen Wesen erscheinen. Zugleich beleuchtet er aber auch auf allen Hauptgebieten des Lebens die Ideale, nach denen die Welt zu streben hat, und gibt für die wichtigsten Fragen der Gegenwart die Mittel an, sie zu lösen. Er empfiehlt sein Buch „den Ehrlichen, den Edeldenkenden und Muthigen — dem ganzen deutschen Volke".

Die vorliegende zweite Auflage ist vom Verfasser mehrfach verändert, namentlich aber durch eine 8 Bogen umfassende Zugabe vermehrt worden. Von dieser erschien gleichzeitig ein Separatabdruck unter folgendem Titel:

Neuestes Gespräch mit dem Grobian.

Ueber die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege.

8. Geh. 15 Ngr.

Nicht nur den zahlreichen Lesern der ersten Auflage des Werks, zu welchem es den ergänzenden Abschluß bildet, wird dieses „Neueste Gespräch" willkommen sein; die originelle Art und Weise, wie der Verfasser den widerstreitenden Ansichten über die großen Fragen der Zeit, namentlich der Deutschland betreffenden, Ausdruck gibt, ist ganz geeignet, bei allen Parteien die lebhafteste Theilnahme zu finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe ohne Adresse.

Von

Arthur Görgei.

Deutsche Originalausgabe,

im Auftrage des Verfassers aus dem ungarischen Original-Manuscript übersetzt.

8. Geh. 10 Ngr.

Arthur Görgei veröffentlicht hiermit eine Rechtfertigungsschrift, welche sehr wichtige neue Details über die entscheidende Katastrophe von Világos enthüllt und sein 1852 erschienenes Memoirenwerk: „Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849", in vielen Punkten ergänzt. Die Schrift wird gerade im gegenwärtigen Augenblick besonders lebhaftes Interesse erregen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Alpen

in Natur- und Lebensbildern

dargestellt

von

H. A. Berlepsch.

Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen

von

Emil Rittmeyer.

Nr. I. Pracht-Ausgabe. Lexicon-Octav. Ein starker Band. Eleg. brosch. 3 Thlr. 26 Sgr. Eleg. geb. 4 Thlr. 10 Sgr. Goldschnittband 4 Thlr. 20 Sgr.

Nr. II. Wohlfeile Volks-Ausgabe mit 16 Illustrationen ohne Tondruck. Octav. Brosch. 1 Thlr. 20 Sgr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Sgr.

Nr. III. Taschen-Ausgabe für den Reisegebrauch mit 6 Illustrationen. Sedez-Format. Eleg. geb. 1 Thlr. ordinär, 20 Sgr. netto.

Das berühmte Werk von Berlepsch über die Alpen erschien auf vielseitiges Verlangen in einer handlichen besonders redigirten Taschen-Ausgabe (Nr. III) im Anschluß an des Herrn Verfassers bekannte Reisehandbücher für die Schweiz und andere Alpenländer.

Ueber den Werth des Buchs jetzt noch etwas zu sagen, erscheint überflüssig; zwei nacheinander erschienene Auflagen und eine englische Uebersetzung neben den vorzüglichsten Urtheilen der deutschen und englischen Presse sprechen dies besser aus.

Zugleich mache ich darauf aufmerksam, daß der Herr Verfasser in seinen neuesten erscheinenden Auflagen der Reisehandbücher häufig auf seine „Alpen in Natur- und Lebensbildern" verweist und daß dies Buch gewissermaßen einen **erläuternden Supplementband** zu denselben und in trüben Tagen eine passende und willkommene Reiselektüre bildet.

Die beiden größern Ausgaben eignen sich ihres Formats und ihrer elegantern Ausstattung wegen mehr zu Geschenken und zum passenden Studium vor oder nach einer Alpenreise.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

George Chapman's

Tragedy of Alphonsus, Emperor of Germany.

Edited with an Introduction and Notes

by **Karl Elze.**

8. Geh. 1 Thlr.

An dieses dramatische Werk eines Zeitgenossen Shakspeare's knüpft sich für Deutschland ein besonderes Interesse wegen des darin behandelten Stoffs; dasselbe kann als Zeugniss der literarischen Wechselbeziehungen zwischen England und Deutschland in jener Epoche gelten. Ausserdem ist es von hohem Werth für die Literaturgeschichte und wird daher allen Literaturfreunden, namentlich aber allen Verehrern Shakspeare's willkommen sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 25. Juli 1867.

Inhalt: Gustav Freytag's Bilder aus dem Mittelalter. Von **Heinrich Rückert.** — Eine transatlantische Philosophie der Ehe. Von **Rudolf Gottschall.** — Ein Beitrag zur Geschichte des Dramas im 17. Jahrhundert. Von **Eugen Labes.** — Unterhaltungsliteratur. — **Feuilleton.** (Wie unterstützt man deutsche Dichter? Literarische Notizen.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Gustav Freytag's Bilder aus dem Mittelalter.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Von Gustav Freytag. Fünfte vermehrte Auflage. Erster Band: Aus dem Mittelalter. Leipzig, Hirzel. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Was im Folgenden nach alten Aufzeichnungen abgedruckt wird, ist meist Bericht vergangener Menschen über ihr eigenes Schicksal. Es sind zuweilen unbedeutende Momente aus dem Leben des Kleinen. Aber wie uns jede Lebensäußerung eines fremden Mannes, der vor unser Auge tritt, sein Gruß, seine ersten Worte das Bild einer geschlossenen Persönlichkeit geben, ein unvollkommenes und unfertiges Bild, aber doch ein Ganzes: so hat, wenn wir nicht irren, auch jede Aufzeichnung, in welcher das Treiben des Einzelnen geschildert wird, die eigenthümliche Wirkung, uns mit plötzlicher Deutlichkeit ein fertiges Bild von dem Leben des Volkes zu geben, ein sehr unvollständiges und unfertiges Bild, aber doch auch ein Ganzes, an welches eine Menge von Anschauungen und Kenntnissen, welche wir in uns tragen, blitzschnell anschießen, wie die Strahlen um den Mittelpunkt eines Krystalles.

Und wenn jedes solche Bild eine Ahnung davon gibt, daß sich in der Seele jedes Menschen auch ein Miniaturbild von der Persönlichkeit seines Volks findet, so wird eine nach der Zeit geordnete Reihe dieser Berichte, wie zufällig und willkürlich auch manches darin sein mag, doch noch etwas anderes erkennen lassen. Wir werden die Bewegung und allmähliche Verwandlung einer höhern geistigen Einheit, die uns hier ebenfalls wie eine geschlossene Persönlichkeit entgegentritt, wahrnehmen. Und darum helfen auch diese kleinen Bilder vielleicht ein wenig zu lebendigerm Verständniß dessen, was wir das Leben eines Volks nennen.

Mit diesem Programme, demselben, das einst die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" Gustav Freytag's einzuführen bestimmt war, tritt auch diese ihre neueste Fortsetzung, Umarbeitung und abschließende Begründung, oder wie man sie sonst nennen will, einem schon im voraus günstig gestimmten Leserkreise entgegen, der mit der Gesammtheit unsers gebildeten Publikums so ziemlich identisch ist. Denn jene zwei frühern Reihen culturgeschichtlicher Schilderungen, die „Bilder" und ihre Forsetzung, die „Neuen Bilder aus der deutschen Vergangenheit", haben bisher allein unter allen Erzeugnissen der deutschen Geschichtschreibung den allgemeinen Erfolg für sich gewonnen, nach welchem jeder Geschichtschreiber strebt oder streben sollte. Sie verdienen schon darum eine besondere Beachtung, weil sie ein Vorurtheil, das Schriftsteller und Publikum auf gleiche Weise beherrschte, praktisch vernichteten. Es galt für ausgemacht bei dem einen, daß die geschickteste Feder nicht im Stande sei, die Apathie des andern gegen jede Lektüre historischen Inhalts zu besiegen. Unser Publikum aber erklärte die Thatsache, daß es nichts dergleichen las, durch das Ungeschick derer, die ihm ihre goldenen Früchte in groben hölzernen Schalen präsentirten. Freytag's Bilder sind so gründlich und solid unterarbeitet, daß die strenge Wissenschaft alle ihre Anforderungen befriedigt sieht, sie sind aber auch so ausgeführt, daß unsere immerhin etwas schwachsichtige Lesewelt der Anziehungskraft ihrer Farben nicht widerstehen konnte. Wer wollte leugnen, daß sich der Dichter der „Valentine" und von „Soll und Haben" bei seinem Debut als Historiker in einer günstigern Position befand als jeder oder die meisten andern, denen höchstens ein gelehrtes Renommée zu Hülfe kommt, wenn es anders nicht mehr schadet als hilft? Aber damit war doch nur die Bahn geöffnet, noch nicht der Erfolg selbst gewonnen. Dieser beruht in Deutschland, um ein dauernder und allseitiger zu sein, auf dem eigenen Verdienste der Arbeit, nicht auf dem günstigen Vorurtheil, das der Autorname erweckt.

Die frühern Geschichtsbilder Freytag's wählten ihre Stoffe innerhalb des Kreises der neuern deutschen Geschichte, von der Reformation bis an die eigentliche Neuzeit heran. Diesmal ist es die eigentliche Vergangenheit, das Mittelalter und die Urzeit unsers Volks, ein Gebiet, auf welchem der geschicktesten Hand Schwierigkeiten entgegenstehen, von denen einige oder mindestens eine an sich unüberwindlich ist, andere nur mit der gereiftesten Technik beseitigt werden können. Zu der ersten Art rechnen wir nicht, wie es wol zu geschehen pflegt, die Lückenhaftigkeit und Dürftigkeit des verwendbaren Materials, der sogenannten Quellen. Wer überhaupt mit wirklichem Verständniß in dasselbe einzudringen weiß, wird auch in den dunkelsten und ärmlichsten Partien der mittelalterlichen Geschichtsüberlieferung immer noch den nothwendigsten Apparat zur Herausarbeitung der wesentlichen Züge geschichtlicher Gestaltung aufzufinden wissen. Ohne Zweifel wäre die Mühe des Darstellers sehr viel geringer, wenn das

Material zur Geſchichte der Völkerwanderung etwa in der Fülle, wie zur Geſchichte des Dreißigjährigen Kriegs vorhanden wäre. So ſparſam vorhanden, wie es Zufall und die Natur der Sache uns überliefert haben, will es durch eine ganz beſondere Kunſt und Geſchicklichkeit gleichſam erſt aufgeſchürft, von unzähligen Flecken gereinigt und mit einer unermüdlichen Sorgfalt aufgeputzt werden, die dem Unkundigen als pedantiſche Uebergeſchäftigkeit und eitele Selbſtquälerei erſcheinen mag. Der Kenner weiß freilich, daß nur ſo und oft nicht einmal ſo aus jenem wirren und todten Geſchiebe von Geſchichtstrümmern die wenigen geſtalteten und wieder geſtaltbaren Bruchſtücke der Vergangenheit herausgeklaubt werden können, aber ſeine minutiöſe Arbeit lehrt ihn auch, daß das Wenige, recht verwendet, der Sache nach eben daſſelbe leiſten kann, was das Viele auf einem günſtigern Felde doch auch nur in der berufenen Hand leiſtet. Er wird ſich auch nicht an einem Bedenken ſtoßen, das häufig ihm entgegengehalten wird. Er weiß, daß andere, die auf demſelben Felde arbeiten, auch nur auf daſſelbe Material verwieſen ſind und waren, daß alſo auch er im äußerlichen Sinne des Wortes nichts eigentlich Neues bringen kann, was nicht ſchon längſt Gemeingut der Wiſſenſchaft oder des Wiſſens wäre. Denn wirklich neues Material für die Geſchichte iſt zwar in den letzten dreißig Jahren in früher unbekannter und ungeahnter Maſſenhaftigkeit beſchafft worden, aber nur in den Theilen des unermeßlichen Gebiets, auf denen ſchon früher ein relativer Reichthum vorhanden war. Für die deutſche Urgeſchichte, für die Geſchichte der Völkerwanderung, der merovingiſchen und karolingiſchen Zeit, ſelbſt der ſächſiſchen und fränkiſchen Periode hat man wol einzelne werthvolle Entdeckungen gemacht, aber der Charakterzug der äußerſten Dürftigkeit iſt dem Material heute noch ebenſo eigen, wie vor etwa 150 Jahren, als die erſten Verſuche begannen, es wiſſenſchaftlich zu erforſchen und zuſammenhängend darzuſtellen.

Wenn wir hier der Kunſt des Darſtellers eine zwar ſchwierige, aber gerade um ſo dankbarere Aufgabe zuerkennen, ſo ſehen wir ſie an einer andern Stelle unfähig, das zu leiſten, was ſie eigentlich möchte und ſollte. Es mag ihr gelingen, aus dem dürftigſten Material ein farbiges, wohlgegliedertes, gut gruppirtes Bild mittelalterlicher Geſtaltungen hervorzubringen, aber ſie wird es nicht vermögen, damit zugleich das innere Leben, das dieſelben beſeelt, in voller Begreiflichkeit und Durchſichtigkeit vor dem heutigen Geiſte wieder aufſteigen zu laſſen. Daran trägt nicht die Beſchaffenheit der Quellen, ſondern die Art des mittelalterlichen Geiſtes Schuld. Es iſt nicht ſchwer, ihn in ſeinen concreten Aeußerungen zu erfaſſen, aber ſchwer, ſein eigentliches Weſen mit Worten darzuſtellen, und unmöglich, wenn man als Hiſtoriker und nicht als Dichter verfahren will, wenn man nur die Thatſachen in ihrer natürlichen Verflechtung nachbilden und nicht ihre innere pſychologiſche Begründung frei ergänzen darf, ihn aus den Ereigniſſen und Perſönlichkeiten des Mittelalters ſo deutlich ſprechen zu laſſen, wie es nöthig wäre, um ihnen ihre fremdartige Unbegreiflichkeit zu nehmen. Es iſt nicht jedem gegeben, der ſich mit der Geſchichte des Mittelalters beſchäftigt und ſie darzuſtellen verſucht, die ſpecifiſche Art ſeines Geiſtes oder ſeiner innerſten Beſeelung zu erfaſſen. Vielen aber gelingt es, und ein treues Verſenken in den Stoff der directen Zeugniſſe, welche jene Zeit von ſich ſelbſt hinterlaſſen, iſt der natürliche Weg dazu. Dem Verfaſſer der Bilder aus dem Mittelalter war es zuzutrauen, daß er ſich nicht blos mit der Oberfläche davon begnügte. Ihr Seelenleben iſt ihm vollſtändig erſchloſſen, und er verſteht es auch mit gelöſter Zunge Rechenſchaft davon zu geben. Aber er hat es, weil er als Geſchichtſchreiber nichts aus ſeinem eigenen Schatze hinzuzuthun, ſondern nur das vorhandene darzulegen ſich berufen fühlt, auf einmal und im ganzen ausgeſprochen, wie er ſich die Seele des mittelalterlichen Menſchen conſtruirt denkt und worin er die eigentlichen durchgreifenden Contraſte der damaligen und der modernen Art zu empfinden und zu wollen erkennt. Wer es verſteht, die feingefühlten Striche dieſes Seelengemäldes ebenſo fein nachzufühlen, wird uns zuſtimmen, wenn wir die drei, vier Seiten der Einleitung, die dieſer Aufgabe gewidmet ſind, zu dem Eindringendſten und Reifſten zählen, was jemals über den Kern und Gehalt des mittelalterlichen Weſens geſagt worden iſt. Es iſt gleichſam der Grundaccord, aus dem das ganze Buch verſtanden ſein will und ohne den es den unvorbereiteten Leſer wol auch durch Compoſition und Einzelausführung anziehen und erfreuen, ihm aber den eigentlichen Schlüſſel zu dem Geleſenen nicht bieten kann. Denn je prägnanter durch die Kunſt des Darſtellers die Wirkung der Einzelgeſtalten geworden iſt, um ſo mehr regt ſich wenigſtens bei dem denkenden Beſchauer das Bedürfniß, die innere Conſtruction und Lebensfähigkeit derſelben zu erkennen. Dazu aber kann er nicht von ſeinem empiriſchen Standpunkt des heutigen Seelenlebens gelangen, er kann es auch nicht aus dem, was ihm hier an plaſtiſchen Gebilden geboten wird, oder was er — wie er im Durchſchnitt beſchaffen iſt — ſonſt vom Mittelalter weiß, abſtrahiren. Er muß ſich der Hand ſeines Führers überlaſſen, und es iſt nur zu wünſchen, daß er ihre zarten Winke verſtehe.

Wer Stoffe und Geſtalten der modernen Zeit darzuſtellen unternimmt, befindet ſich im Vergleich zu dem Hiſtoriker des Mittelalters in der günſtigen Lage, daß der Seelenproceß ſeiner Objecte auf derſelben Baſis ruht, wie der ſeiner Leſer. Er bedarf keiner pſychologiſchen Commentare, und auch da, wo er wegen unzureichender Kenntniß der Thatſachen ſich im einzelnen dem Blick entzieht, iſt er doch im ganzen ſchon dem Inſtincte erſchloſſen, und es iſt nicht vonnöthen, ihn durch mühſelige und verwickelte Dialektik zu entwirren.

Ohne Zweifel enthält auch der Geiſt des deutſchen Mittelalters gewiſſe Beſtandtheile, die wir in unſerm eigenen heutigen Zeitalter unmittelbar wieder erkennen. Die ſpecifiſche Anlage eines Volks, jenes geheimnißvolle aber nicht wegzuraiſonnirende Ding an ſich, iſt und bleibt ſein unvertilgbares Eigenthum. Sie äußert ſich in den verſchiedenen Phaſen ſeines geſchichtlichen Lebens in der

verſchiedenſten Formen, aber der Kern aller dieſer Formen iſt und bleibt immer derſelbe. Nur ſchade, daß er ſelbſt nicht definirt und begriffen werden kann! Darum läßt ſich wohl erkennen, daß aus ihm heraus dieſe oder jene Erſcheinung der Geſchichte erklärt werden muß, aber das Wie, die Beſonderheit des concreten Falles bleibt undurchſichtig, und gerade darauf kommt es an, wenn das Fremdartige deſſelben überwunden werden ſoll.

Doch wenden wir uns zu dem, was der Kunſt des Darſtellers erreichbar iſt und was ſie hier wirklich erreicht hat. Entſprechend der Bezeichnung „Bilder" tritt uns eine Reihe um je einen ſelbſtändigen Mittelpunkt componirter Gemälde entgegen, die zuſammen einen wohlgefügten Cyklus ausmachen. Der ſie alle vereinende Grundgedanke iſt die Offenbarung des mittelalterlichen Geiſtes nach allen den Richtungen hin, die das mehr nach innen gewandte Leben des Volks entwickelt. Dieſer Geiſt des Mittelalters iſt aber ſelbſt ein allmählich ſich entfaltender, und in vielen Dingen ein anderer zur Zeit, da Friedrich Barbaroſſa ſeine Kreuzfahrt unternahm, als in den Tagen Karl's des Großen oder Heinrich's I. Aber im weſentlichen iſt er doch immer der gleiche, und wer ihm gerecht werden will, wird das Verſtändniß des Dauernden im Wechſel zu ſeiner Hauptaufgabe machen müſſen. So iſt's hier geſchehen: es iſt die allein richtige Mitte getroffen zwiſchen einem uniformirenden Schematismus, der das gemeinſame Gepräge aller mittelalterlichen Bildungen einſeitig hervorhebt, und einer empiriſchen Hingabe an die bunte Zufälligkeit der einzelnen Erſcheinungen. Wir begegnen nur concreten, ſcharf modellirten und kräftig gefärbten Geſtaltungen, aber wir vermögen überall durch die Zufälligkeit der individuellen Züge das Gemeinſame des Typus einer ganz eigenthümlichen Welt- und Geſchichtsperiode zu erkennen. Jede einzelne Geſtalt iſt ſozuſagen orientirt und wir mit ihr: jede ſteht rund und voll für ſich da und doch auf dem gemeinſamen Boden aller, der keine andern als ſolche Gewächſe tragen kann. So finden wir uns in dem bunten Haufen der Perſonen und in dem krauſen Gewirre der Zuſtände, die ſie bedingen, wie in einem Product freier künſtleriſcher Thätigkeit zurecht. Die Härten und Ecken des poſitiven geſchichtlichen Stoffs ſind alle getilgt durch ſeine vollſtändige Umſchmelzung und Neubildung in dem Geiſte, der mit abſoluter Herrſchaft über ihm waltet, und es ſind wirkliche Gemälde, nicht blos einzelne draſtiſche Pinſelſtriche, aus denen wol ein Bild zuſammengeſetzt werden konnte, vor unſern Augen aufgerollt. Was das heißen will, kann eigentlich nur der recht ermeſſen, der ſelbſt ſich an einer gleichen Aufgabe verſucht hat. Die andern mögen leicht vergeſſen, daß der wohlgebahnte Weg, auf welchem ſie behaglich einherwandeln, nur entſtehen konnte, nachdem manche ungefüge Felſennaſen geſprengt und tiefe Sumpflöcher ausgefüllt worden ſind. Sie werden allein einmal durch die ſonſt üblichen Noten unter dem Text über die Schwierigkeiten belehrt, die ſie, ohne es zu ahnen, überwinden, denn dies iſt ja doch in den meiſten Fällen die Aufgabe des Notenapparats. Daß er einen vollſtändigen Einblick in die conſtructiven Principien des Textes gewähre, iſt eine Täuſchung, welche, wie ſo viele andere, conventionell feſtgehalten wird. Selbſt wo er zu gedehnten Excurſen anſchwillt, kann er eine ſolche Aufgabe nicht erfüllen, geſchweige denn daß einige verlorene Citate und kritiſche Aphorismen, die nur das geben, was dem Schreiber gerade paſſend dünkt, niemals aber das, was der Leſer wiſſen müßte, dazu geeignet wären. Aber das kritiſche Gewiſſen unſers gebildeten Publikums mag ſich getroſt auch ohne Notenkram dieſem Führer anvertrauen. Wenn auch bisher nicht unter die Zunftgelehrten eingereiht, iſt er doch in dem, worauf ſie ein Recht excluſiven Beſitzes zu behaupten pflegen, ſo vollſtändig zu Hauſe, wie es jeder ſein ſollte, der Geſchichte ſchreiben will. Ein wahrhaft gebildeter Geiſt wird auch, ohne die ganze Arbeitskraft ſeines Lebens auf den Betrieb der Geſchichtswiſſenſchaft in ihrer heute geläufigen Formulirung verwendet zu haben, ſich durch ſorgſame und gewiſſenhafte Thätigkeit das Material und die Methode bald ſo weit zu eigen machen können, als er ſie zu tadelloſer Durcharbeitung ſeines Stoffs braucht. Ein ſolcher beſitzt vor denen, die nichts weiter als die Methode der Schule, in der ſie ſelbſt gelernt haben, kennen und anerkennen, an ſich ſchon den Vorzug der Selbſtändigkeit des Urtheils und der freien Prüfung des Wegs oder der Wege, auf denen er ſeinem Ziele zuſtrebt. Schauen wir uns in der Fremde um, ſo ſind es bei Engländern, Franzoſen und Italienern durchgängig nicht eigentliche Hiſtoriker von Profeſſion, denen ihre Nation die Palme der Geſchichtſchreibung zuerkannt hat. Wenn es bei uns in Deutſchland an vergleichbaren Erſcheinungen bisjetzt gefehlt hat, ſo erklärt es ſich nicht dadurch, daß unſere „Eigentlichen" ſelbige Palme ausſchließlich für ſich verdient und den andern kein, auch nicht das kleinſte Fäſerchen davon übriggelaſſen haben, ſondern durch ganz andere Urſachen, von denen man am beſten thut zu ſchweigen, wie von ſo viel anderm, was nicht angenehm zu hören iſt und doch trotz alles Beredens ſo bleibt, wie es einmal iſt. Ausdrücklich aber ſei noch einmal der gediegene, umſichtige Fleiß betont, dem auch das Kleinſte und Fernſtliegende nicht entgangen iſt, der ſich nicht blos, wie es erfahrungsmäßig unter den zünftigen Leuten gewöhnlich geſchieht, auf irgendeinen engſten Ausſchnitt des Geſchichtsfeldes beſchränkt, ſondern der es ganz und vollſtändig bis auf jede einzelne Scholle geprüft und kennen gelernt hat. Denn die jetzt modiſche Methode geſchichtlicher Forſchung bringt es mit ſich, wie jeder Sachverſtändige weiß und manche es auch im ſtillen, nur nicht offen vor den Leuten, als einen bedauerlichen Mangel beklagen, daß irgendein zufällig herausgegriffenes Thema dem Arbeiter ganz genau bekannt und geläufig wird, ohne daß er im mindeſten das Bedürfniß empfindet, das nächſt darangrenzende, oder gar das ganze größere Feld, auf dem er nur eine einzige Furche zieht, ſich einmal genauer anzuſehen. Die Theilung der Arbeit, das weltbeherrſchende Induſtrieprincip der Gegenwart, wird auch auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete und zwar ebenſo wohl

auf dem der Naturwissenschaften, wie dem der Geschichte so verstanden, daß einer an dem einen Punkte, wo er gerade steht, sich als einen Virtuos bewährt und einen Schritt weiter sich als einen Stümper offenbart. Ob die Geschichtsforschung dabei gedeihen mag, soll hier nicht untersucht werden: nur wirkliche Geschichtschreibung oder ein wirklicher Geschichtschreiber kann in solcher Abpferchung nicht gedeihen.

Wer also nach guter deutscher gewissenhafter Art erst sicher sein will, daß die „Bilder aus dem Mittelalter" auch alle Anforderungen der strengen Gelehrsamkeit erfüllen, der mag sich deshalb beruhigen. Man müßte denn überhaupt der Meinung sein, daß sich Meisterschaft des deutschen Stils und solide Gelehrsamkeit gegenseitig ausschließe. Doch wenn auch die Mehrzahl unserer Geschichtschreiber diese Meinung praktisch bestätigte, so ist schon immerhin eine respectable Minderzahl anzuführen, die sie widerlegt, wenn auch kein einziger davon in so glänzender Weise wie dieser nicht zünftige Meister. In der frühern Gestalt der „Bilder", in der wir sie als allgemein bekannt voraussetzen, konnten sich alle die ihm eigenthümlichen Attribute seiner Herrschaft über die Form im weitesten Sinne des Worts, wie es uns dünkt, verhältnißmäßig leichter als auf dem Gebiete, das er jetzt gewählt hat, bethätigen. Ein unabsehbarer Reichthum des Materials ließ ihm für die Auswahl des gerade seiner künstlerischen Individualität Homogenen freie Hand. Das Material selbst, weil es im wesentlichen unser eigenes Fleisch und Blut, nur wenig verdeckt durch Zopf und Perrüke oder Reifrock und Schleppe ist, formt sich einigermaßen von selbst der Hand des Künstlers entgegen, sobald er sie nur daran anlegt. Nicht jedem wird es auch hier gelingen, das Fremdartige des Costüms zu bewahren und zugleich die Verständlichkeit und Begreiflichkeit der Gliederfügung dem Sinne des gegenwärtigen Lesers auf einmal vorzuführen; wem es gelingt, dem gebührt das Prädicat eines wirklichen Künstlers, und daß es in den erwähnten Bildern gelungen ist, gibt jedermann zu. Ganz anders steht es aber um die Mühe, die das Material der mittelalterlichen Geschichte einem künstlerischen Umschaffen entgegenstellt. Es ist schon oben darauf hingewiesen, daß es nicht der Mangel als solcher ist, welcher unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet. Wol aber muß man sich mit dem begnügen, was man gerade findet und wie man es findet, und von einer freien Wahl nach eigenen Intentionen und Bedürfnissen ist selten die Rede. Aber auch das, was sonst brauchbar wäre, bedarf einer viel tiefer greifenden Umformung, denn wer aus den sogenannten Quellen etwa blos in deutscher Uebersetzung einen Cento zusammenflicken wollte, würde vielleicht eine brauchbare Vorarbeit für die Kunde des Mittelalters, aber niemals eine den Namen verdienende Darstellung desselben schaffen. Aber ebenso wenig wird es gestattet sein, das eigenthümliche Colorit der Zeit zu verwischen und ihre Gestalten so zu färben, wie unsere Augen von heute Menschen und Dinge um uns herum gefärbt zu sehen gewöhnt sind. Daß ein Mittelweg gefunden werden muß, auf dem die Ansprüche größtmöglicher Treue gegen die Individualität der Zeit und größtmöglicher Deutlichkeit und Verständlichkeit für den modernen Beschauer miteinander ausgeglichen werden, diese theoretische Forderung kann jeder leicht erheben und nicht weniger leicht wäre es auch, sie im einzelnen zu formuliren. Leider ist nur damit für das Machen selbst wenig gewonnen, denn niemand kann nach einer solchen Schablone arbeiten, wie die Erfahrung lehrt. Wenn wir nach reiflicher Prüfung aussprechen, daß sich auch der ungleich schwierigern Aufgabe gegenüber die Künstlerhand vollständig bewährt habe, so ist damit das höchste Lob gemeint, was uns überhaupt zu Gebote steht. Dabei betonen wir aber noch einmal ausdrücklich das, was wir in Betreff der innern Belebung oder Beseelung der formal untadeligen Gestalten auszusprechen genöthigt waren.

Es gewährt einen seltenen Genuß, die feine Arbeit einer wirklich kunstverständigen Hand durch eine sorgfältige Vivisection sich zum Bewußtsein zu bringen. Möglich, daß nicht gerade jeder Leser des Buchs zu einer solchen minutiösen Versenkung in dasselbe sich berufen fühlt, aber wir wünschen dem Buche viele, die es wären. Um ihnen wenigstens einige unserer eigenen Ergebnisse nicht vorzuenthalten, wollen wir sie zunächst auf die Gesammtgruppirung des Ganzen aufmerksam machen. Räumlich und sachlich ist die Gestalt Karl's des Großen in die Mitte des ganzen Bildercyklus gestellt und mit vollem künstlerischen und wissenschaftlichen Recht. Denn Karl der Große ist gleichsam die Centralsonne an dem Firmament des Mittelalters; alle seine Gestirne kreisen um sie, alle Lichtstrahlen gehen von ihr aus und Leben und Wärme verbreiten sich von ihr bis zu den räumlich und zeitlich fernsten Grenzen jener Periode. Alles, was vor Karl dem Großen an geschichtlichen Erscheinungen herausgebildet wird, weist vorbedeutend auf ihn hin, strebt zu ihm und findet in ihm seine Erfüllung und seinen Abschluß, und die weitere Arbeit der Geschichte greift immer wieder zu ihm, seinem Wollen, seinem Thun und dem unerschöpflichen Reichthum seiner Persönlichkeit zurück. Die Kaiser und Ritter des 12. Jahrhunderts spiegeln und messen sich an ihm, das Bürgerthum des 13. Jahrhunderts lebt nach dem Recht, das er gesetzt hat, und das naive Volksgemüth fühlt ihn noch unter den Lebenden, gleichsam als die verborgene Seele des sichtbaren Leibes der Zeit, entrückt zu den andern Urhelden der Menschheit in den Verschluß eines unterirdischen Palastes. Freilich ist der prosaisch-historische Karl eine andere Gestalt als diese, welche der Glaube und das Bewußtsein des Mittelalters von sich selbst geschaffen und worin es sein eigenes Ideal concret und als schon erfüllt dargestellt hat. An dem erstern lassen sich alle die einzelnen Zufälligkeiten des Individuums mit Hülfe der Kritik unschwer aufzeigen, welche in das ideale Bild keineswegs passen. Verbindet sich damit ein blos von heutigen Voraussetzungen des Denkens und Empfindens, oder gar von heutigen Parteiansichten geleitetes Urtheil, so ist es leicht möglich, daß seine Gestalt den ganzen traditionellen Glanz, den sie vom Mittelalter her fortgeerbt hat, einbüßen muß. Der größte Held und Regent

des Mittelalters wird dann gelegentlich eine gar traurige Rolle spielen und seine Bezeichnung „der Große" klingt wie ein Hohn neben dem, wofür er verantwortlich gemacht wird oder was er unterlassen haben soll. Wenn es aber schließlich für alle und jede Art der Erfassung und Darstellung der Geschichte darauf ankommt, jede ihrer Gestalten aus sich selbst heraus, mit den Voraussetzungen und Empfindungen der Zeit und Umgebung zu concipiren und wieder für das Bewußtsein der spätern Geschlechter aus der Nacht emporsteigen zu lassen, so wird auch er dasselbe Recht beanspruchen dürfen. Nicht das ist Karl der Große, was ein, immerhin mit Gelehrsamkeit und Verstand ausgerüsteter Sohn des 19. Jahrhunderts über seine Thaten und sein Wesen urtheilt, wenn er sie ins 19. Jahrhundert gleichsam hineinescamotirt; das Mittelalter selbst in seinen unzweideutigen Zeugnissen muß darüber gehört werden. Es bleibt dem heutigen Betrachter ja immer noch unbenommen, sich daraus die Summe seines Urtheils vom heutigen Standpunkt der Bildung und der Interessen zu ziehen und danach bei sich selbst ein Todtengericht abzuhalten, wenn er daran Vergnügen findet. Nur soll er das nicht für den Beruf des Historikers ausgeben. Es ist das, wenn es gleich bona fide geschieht, nicht minder eine Fälschung der Geschichte, als jede absichtliche Verdrehung der Thatsachen aus Parteiinteresse oder vorgefaßter Meinung.

Dagegen verlangt es unser einmal geschärfter kritischer Sinn für das sogenannte Thatsächliche der geschichtlichen Ueberlieferung, daß Mythus und Wirklichkeit auch an dieser Gestalt, wie an jeder andern, von dem heutigen Darsteller sorgfältig auseinandergehalten werden. Es ist das in dem concreten Falle vielleicht schwerer, als man jetzt zu glauben geneigt ist, wo man mit einem schulmäßig formulirten Vertrauen in die unumstößlichen Ergebnisse einer bestimmten Art der Quellenkritik diese Scheidung vollständig vollzogen zu haben überzeugt ist und höchstens in einigen nebensächlichen Dingen nicht ganz klar zu sehen sich bescheidet. Wie dem aber auch sein mag, mit dieser Scheidung allein ist es nicht gethan, denn das angeblich zurückbleibende strenggeschichtliche Residuum ist für sich allein nicht fähig, den Karl den Großen zu construiren, der gerade durch die lebendige Zuthat des Mythus den Geist des Mittelalters und seine Geschichte beherrscht und infolge dessen auch gestaltet hat. Es wird eine der Hauptaufgaben eines denkenden Historikers sein, an dem geschichtlichen Karl die Züge besonders herauszuheben und innerlich zu beleben, an denen der Mythus weiter fortgearbeitet hat, bis es ihm gelungen ist, das Bild so zu vollenden, wie es seinem und der ganzen damaligen Menschheit Instincte genügte. Gerade darin ist hier in dieser neuesten Darstellung das Richtige getroffen. Der geschichtliche Karl steigt in seiner realen Persönlichkeit vor uns auf, aber man fühlt überall jene mythische Gestalt hindurch, die man mit vollem Recht noch geschichtlicher als die geschichtliche nennen darf.

Der neueste Darsteller hat mit feinerwogener Selbstbeschränkung im allgemeinen den Rahmen und die Anordnung beibehalten, deren sich der erste Biograph Karl's, Einhard, bedient. Aber es bedarf kaum einer Erwähnung, daß es nicht auf eine bloße Uebersetzung der „Vita Caroli Magni" abgesehen ist. Eine solche wäre für diesen Zweck unbrauchbar und bleibt immer ein schales Unternehmen, wenn sie mehr sein will, als der fortlaufende Commentar zu dem Urtexte, hinter dem sie doch wieder, was die unmittelbarste Originalität des Ausdrucks angeht, also ein nicht gering zu schätzendes Moment für das innere Verständniß des Objects, so weit zurückbleibt, wie jede andere Uebersetzung. Einhard's Werk ist verständig und wohlgegliedert, nur darf man nicht unsere heutige Gewöhnung in der Association der Gedanken und Vorstellungen und unsere heutigen Begriffe von den Erfordernissen einer harmonischen Composition darin wiederfinden wollen, aus dem einfachen Grunde, weil ungefähr tausend dazwischenliegende Jahre in dem einen wie in dem andern große Revolutionen zu Wege gebracht haben. Ebendeshalb wird sich auch eine heutige wirklich kunstbeseelte Hand im einzelnen nicht an seine Schablone binden, wenn sie auch alle die Elemente, aus denen sie zusammengesetzt ist, brauchen kann, um sie in anderer Reihenfolge und Verschränkung zu verwenden. Außerdem ist der moderne Darsteller auch glücklicherweise nicht durch die Rücksichten beengt, die Einhard's Feder manches mit Stillschweigen zu übergehen oder nur schüchtern anzudeuten zwangen, wie es sich für einen Mann in seiner officiellen Stellung am Hofe eines in so vieler Hinsicht von dem Ideale des Vaters und Vorgängers herabgesunkenen Regenten von selbst verstand. Ebenso wenig ist er aber auch auf der andern Seite von den persönlichen Tendenzen beherrscht, die den Staatsmann und Gelehrten von der strictesten Observanz einer gewissen Hofpartei, bei jedem Worte, was er sagte oder nicht sagte, leiteten. Denn es kann einem ruhigen und eindringenden Beurtheiler Einhard's nicht entgehen, daß es ihn bei dem zur Verherrlichung seines Meisters bestimmten Lebensbilde nicht sowol darauf ankam, alles, was die Meinung der Zeit oder die Schmeichelei Ruhmwürdiges und Großes auf dessen Scheitel gehäuft hatte, wiederzugeben und so einen pomphaften Panegyrikus in dem traditionellen Stile der aus dem Alterthum stammenden zu liefern, wie es vielleicht der Eitelkeit des damaligen Beherrschers des Frankenreichs am erwünschtesten gewesen wäre; Einhard wollte in Karl dem Großen die Verkörperung des Ideals eines christlichen Helden und Fürsten, so wie er es verstand und so wie er es durch Karl selbst glaubte kennen gelernt zu haben, darstellen. Diesem Zweck mußte der Stoff dienen, aber erst nachdem in allen andern Rücksichten der Schonung und der Pietät ein weitgreifender Spielraum gestattet worden war. Wir können immerhin zugeben, daß er seiner Tendenz nirgends die geschichtliche Thatsächlichkeit mit Bewußtsein geopfert hat; aber es begreift sich, daß ein solches Bild weder ein vollständiges noch ein treues für uns sein kann, wenn es auch beides für Einhard und seine Gleichgesinnten war.

Darum kann auch der moderne Geschichtschreiber das Facit aus Karl des Großen ganzer Erscheinung viel

anders ziehen, als es dem von so vielen Rücksichten befangenen Zeitgenossen möglich war. Freytag sagt:

Das Geheimniß seiner seltenen Größe liegt in der wohlgewogenen Verbindung der drei höchsten Eigenschaften eines Regenten: er sieht die Dinge richtig wie sie sind, er besitzt die erfindende Kraft, welche an Stelle des Ungenügenden Besseres zu schaffen weiß, und er hat eine unwiderstehliche Gewalt in der Ausführung seiner Plane. Nie macht er sich Illusionen, immer findet er die rechten Mittel und immer wird er der Hindernisse Herr. Kaum ein anderer deutscher Fürst hat diese drei Eigenschaften, welche glückliche Erfolge verbürgen, in so ausgezeichneter Weise vereinigt; ein Gemüth, welches klar und ruhig die Bilder der Außenwelt aufnimmt, eine schöpferische Kraft, welche sie zweckvoll zu verwenden weiß und kurzen, eisenfesten Entschluß, der gerade auf das Ziel losgeht. Deshalb ist uns die Gestalt dieses Königs, welche mehr als tausend Jahre von uns abliegt, weit durchsichtiger und verständlicher als die meisten Herrscher, welche ihm folgten. Wol war auch Karl ein Kind seiner Zeit, einer wilden, abergläubischen Zeit, in welcher der Wille des Menschen übermächtig beeinflußt wurde durch Träume und Prophezeiungen, durch plötzliche für uns ganz unsichtbare Stimmungen der Stunde, durch Gelüste und persönliche Rücksichten. Aber diese dämmerige Welt gaukelnder Schatten, denen sich die Charaktere des Mittelalters nicht entschlagen konnten, hat auf das Thun des einen Königs geringen Einfluß. Einfach und schlicht ist das Gewebe seiner Seele zusammengefügt, wir sehen die Fäden, wir verstehen die Arbeit, und doch ist uns das Ganze ein wundervolles Kunstwerk der Gottheit. Das Größte umfaßt sein Geist und das Kleinste, bei der umfassendsten Arbeit sorgt er um alle Einzelheiten und das Geringste weiß er groß zu behandeln. Der Herr von Europa, der harte Kriegsheld, der unermüdliche Gesetzgeber seines Volks, der Wächter über die Rechtgläubigkeit seiner Zeitgenossen, zählt auch selbst die Eier, welche ihm seine Verwalter von den Gütern schicken, bestehlt, welche Fruchtbäume gesetzt werden sollen, hört argwöhnisch auf jeden rauhen und falschen Ton seiner Sänger in der Kapelle, ist eifrig dabei, sich von Alcuin über den Unterschied der lateinischen Synonyme für „ewig" unterrichten zu lassen. Und dies ungeheuere Gebiet menschlicher Thätigkeit umspannt er mühelos, er hat immer Zeit zur Mittagsruhe, zur Jagd, zum fröhlichen Heldenspiel; denn er versteht jede menschliche Kraft in seiner Umgebung und weiß jeden nach seinem Talent für Ausführung der eigenen Gedanken zu verwenden.

Ja, er war ein ruhiger Tyrann, er schaltete mit den Menschen wie der Landmann mit den Stücken seiner Heerde; jeden, ob geistlich oder weltlich, warf er hierhin und dorthin, wo er ihn gerade zu verwerthen glaubte. Aber derselbe Mann hatte auch eine innige Freude an der Tüchtigkeit anderer, wenn diese ihm zu dienen verstand. Wem er vertraute, dem öffnete er sein Herz, zu jedem wußte er sich herabzustimmen, er war doch sicher, so oft er wollte, durch Miene und Wort den Eindruck eines gewaltigen Herrn zu machen. Dadurch wurde er ein Gebieter, wie ihn die Deutschen sich ersehnten, ein Wirth, der strenge die Mannen bändigte und der ihnen durch Milde wohl zu thun wußte, nicht nur als Spendender, auch durch herzliche Anerkennung ihrer Vorzüge. Er hatte, so scheint es, das Bedürfniß, in gutem, lässigem Einvernehmen mit seiner Umgebung zu sein; wie hart er gegen seine Feinde war, ebenso nachsichtig behandelte er seine Vertrauten in allem, was nicht den Dienst anging.

Allmählich entfaltet sich die Größe dieser Heldengestalt. In dem ersten Drittel seiner Regierung ist er vorzugsweise erobernder Kriegsfürst. Auch in den Kriegsfahrten, die er selbst unternimmt oder befiehlt, ist es nicht die persönliche ritterliche Tapferkeit, die mißliche Tugend späterer Kaiser, welche ihn stolz macht. Er kämpft, wo er muß, aber er beherrscht fast immer den Feind durch eine strategische Kunst, welche auch ohne Schlachten niederzuwerfen weiß. Nach großem Plane unternimmt er seine Züge mit einer Schnelligkeit, welche überrascht und erschreckt, das überzogene Land sichert er durch Festungen in großem Stile; er ist geneigt, seine Gegner lange gewähren zu lassen, und ruhig den Moment zu erwarten, wo überlegene Macht ihm die Bürgschaft des Erfolgs gibt, so gegen Desiderius, gegen das Herzogthum Benevent, gegen Tassilo; wenn er aber erkennt, daß in der Eile die Rettung liegt, da schlägt er wie ein Blitz gegen die Feinde, alles wagend, sich selbst nicht schonend, unmenschlich strafend, so in dem unglücklichen Jahre 782 gegen die Sachsen.

Vieles in dem Wesen des großen Königs war so liebenswürdig, daß es uns noch das Herz ergreift. Am rührendsten aber ist er uns in seiner gelehrten Gesellschaft. In der Höhe seines Mannesalters wird er selbst Schüler und freut sich wie ein Knabe seines erworbenen Wissens. Er disputirt gern darüber, er möchte gern alles verstehen und allen Leuten die Freude der Gelehrsamkeit verschaffen, die er so warmherzig empfindet. Er mag oft seinen Weisen unbequem gewesen sein, wenn er sicher urtheilte, wo er zu wenig wußte, und wenn er stritt, wo sie trotz ihrer Uebung im Schmeicheln sich nicht enthalten konnten, ihn für übel unterrichtet zu erklären. Er mußte sich auch manche Zurechtweisung gefallen lassen, wenn bei ihm der heilige Eifer einmal allzu heldenhaft auffoderte. Als ihm Alcuin viel von der großen Gelehrsamkeit der alten Kirchenväter erzählt hatte, und er zu der Ueberzeugung kam, daß trotz aller seiner Mühe und unablässigen Arbeit seine Schulen noch nicht diese hohe Gelehrsamkeit zu geben vermochten, da brach er in den sehnsüchtigen Ruf aus: „O daß ich doch nur zwölf Geistliche in meinem Lande hätte von der Gelehrsamkeit des Hieronymus und Augustinus." Da schalt ihn Alcuin mit der guten Gegenrede: „Der Schöpfer des Himmels und der Erde hatte nur zwei von ihrer Art, und du willst zwölf haben."

Der König war gastfrei und sah gern Fremde an seinem Hofe. So stark war in der letzten Zeit der Fremdenbesuch, daß die Ordnung des Hofhalts schwer zu erhalten war, das Land die Belästigung empfand und die Franken unzufrieden wurden. Karl aber kümmerte sich nicht darum. Es war eine bunte Gesellschaft, welche aus der Fremde kam; neben dem gelehrten Mönche aus Italien, der lateinische Verse zum Lobe des großen Königs zu machen wußte, stand im Vorzimmer der Sarazenenhäuptling aus Spanien, mit Turban und juwelengeschmücktem Handjar, vornehme Sachsen im langen Linnengewande, der longobardische Graf in kurzem Purpurmantel, der sich mit Pfauenfedern besetzt hatte, Avaren mit geflochtenem Haarschopf, dazwischen Gesandte des Kaisers von Byzanz, braune Mauren und schlanke Perser. Der König war gegen alle der gastliche Wirth, froh Geschenke zu geben und herzlich erfreut, wenn er etwas Seltenes erhielt. Die Kaiser von Byzanz hatten seinem Vater eine Orgel geschenkt, die erste im Frankenlande, dann ihm selbst eine bessere, und die himmlische Kunst des Wunderwerks wurde noch immer von Geistlichen und Laien angestaunt, wie es bald das Rollen des Donners, bald den süßen Ton der Leier und Cimbal nachahmte. Harun al Raschid sandte durch Isaak einen Elefanten und lustige Affen, der Maurenkönig aus Afrika einen Löwen und numidischen Bären. Karl aber beschenkt den Harun mit Hunden, welche so stark waren, daß sie einen Löwen packten.

Aber auch dieses große Fürstenleben verfiel dem Schicksal, welches aller irdischen Größe bereitet wird. Die größte Menschenkraft vermag nicht bis an das Ende ihrer Tage dem Bedürfniß der Nation Genüge zu thun. Gerade durch das größte, was der Mensch gethan, wird er beschränkt; die Folgen seiner Thaten, nicht der argen allein, auch der guten, verengen ihm den Pfad; wer ein Volk in seine Bahnen zwingt, der beschränkt ihm auch den künftigen Erdenweg, und vieles, was er nicht zwingen kann, empört sich, während er lebt oder nachdem er gestorben, gegen seine Schöpfungen.

Als Krieger und Landwirth von deutscher Art begann Karl der Große, und er endete als Herr eines mächtigen Adels, einer herrschenden Kirche; er war, als er zur Regierung kam,

ngelehrt wie sein Volk, und als er starb, hinterließ er eine Anahl großer Culturstätten, tausende von Büchern, gelehrte Prieter und Weltleute in allen Theilen des Reichs. Wo die wilen Sachsen Menschenopfer gebracht, wo die Friesen ihre Bekehrer erschlagen, wo die Avaren mit ihren Köchern über die Ratten fruchtbarer Thäler geritten, da erhoben sich jetzt Glockenthürme, königliche Meiereien und Klosterschulen. Sein großes Reich zerfiel unter seinen Nachfolgern, aber die Keime des Lebens, die er in den Ackergrund und in die Seelen der Menschen gesenkt hatte, überdauerten die Verwüstungen der nächsten Folgezeit, und mit der Ordnung, welche er den Deutschen gab, beginnt die selbständige Zeit deutscher Geschichte. Er war ein Herr über Deutsche und Romanen, sein Geschlecht war an der alten Grenze zwischen beiden Nationalitäten heraufgekommen, aber Karl wußte wol, daß die letzte Quelle seiner Macht in der Hingabe und Tüchtigkeit seiner ungebildeten Deutschen lag. Die großen Häuser, wo er am liebsten wohnte, Ingelheim und Aachen, hat er auf deutschem Boden gegründet; die Frauen, die er liebte, hat er aus deutschem Blut gewählt; der Schwerpunkt seiner Kraft schob sich allmählich durch seine Siege und Culturen auf unsere Seite des Rhein. Er selbst war ein Deutscher von Kopf bis zu Fuß, stahlhart und kindsweich, bildungsbedürftig und nachdenklich, von milder Klarheit des Urtheils und behaglicher Hingabe an die Stunde: wol der größte Fürst von deutschem Blute, den die Geschichte kennt.

Wir haben vorsätzlich gerade dieses Bild in einigen seiner Hauptzüge zur unmittelbaren Verdeutlichung dessen gewählt, was wir zur Charakteristik der Auffassung und Darstellung in diesem Buche vorhin mit abstracten Worten allein sagen konnten. Gerade weil Karl der Große zu den häufigst genannten Gestalten der Geschichte gehört, ist es auch dem gewöhnlichen gebildeten Leser möglich, seine eigene Anschauung, oder die einzelnen Notizen, welche ihm solche ersetzen müssen, mit dem zu vergleichen, was ihm hier geboten wird. Ebenso mag die Minorität der wirklichen Kenner und Forscher der mittelalterlichen Geschichte sich an der Verwerthung, die das ihnen vertraute Material hier gefunden hat, wie an einem selbständigen Erzeugnisse der darstellenden Kunst erfreuen, wenn sie anders befähigt sind, ein solches zu würdigen.

Heinrich Rückert.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine transatlantische Philosophie der Ehe.

Der Reformator. Harmonische Philosophie über die physiologischen Laster und Tugenden und die sieben Phasen der Ehe. Von Andrew Jackson Davis. Aus der amerikanischen Originalausgabe mit besonderer Autorisation des Verfassers ins Deutsche übersetzt von Gregor Konstantin Wittig. Leipzig, Wagner. 1867. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Jackson Davis ist in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt, während er in Nordamerika zu den Philosophen und Geisterſehern ersten Rangs gehört; denn nordamerikanische Philosophie oder mindestens Metaphysik ohne Geisterseherei ist undenkbar. Zwar ist alle Metaphysik mehr oder weniger Geisterseherei, indem sie ein unsichtbares Reich über dem Reich des Sichtbaren erschließt; doch dies Reich der Begriffe und Ideen ist eben nicht den Augen des Geistes zugänglich. Die amerikanischen Metaphysiker aber beschäftigen sich mit Geistern, die einen bestimmten Geschlechts- und Familiennamen haben und im Jenseits fortführen und wie die Boten in den epischen und dramatischen Gedichten Auskunft geben in langen Erzählungen über alles, was sie im Jenseits gesehen.

Auch Jackson Davis, der Philosoph der Harmonie, der Reformator der Gesellschaft, ist mit Geistern vertraut und weiß Bescheid in ihrer Heimat. Aus seiner Selbstbiographie: „Der Zauberstab", erfahren wir, wie er sich der mystischen, magnetischen Kraft hingibt, wie er seinen ersten geistigen Flug durch den Raum antritt, wie er die geistigen Sphären kennen lernt, Visionen des immerwährenden Friedens hat u. s. w. „Die Philosophie des geistigen Verkehrs" unterrichtet uns über den Ursprung der Geistertöne, über sympathetische Geister, die Bildung von Cirkeln u. s. w.; die Fortsetzung dieser Schrift: „Das gegenwärtige Zeitalter und das innere Leben", gibt Auskunft über Geistercongresse, über die Klassifikation der Medien u. s. w. Ja in dem fünften Bande der „Großen Harmonie", des Davis'schen Hauptwerks, gibt James Victor Wilson, seines Zeichens ein Geist, Aufschlüsse über bisher unbekannte Regionen, in welche die Livingstone und Franklin nicht vorgedrungen, über die Hügel, Thäler, Blumen, Inseln und Tempel des Geisterlandes, über die himmlische Bruderschaft der Plana de Alphos, über den wundervollen Tempel Aggamede und den Geistercongreß zu High-Rock-Tower.

Da nur ein geringer Bruchtheil der deutschen Nation Interesse für die Topographie, Diplomatie und Statistik des Jenseits besitzt, so dürften im allgemeinen diese Notizen die dicken Werke von Jackson Davis wenig empfehlen und nur dazu beitragen, daß man sie ungelesen beiseitewirft. Da indeß von diesem Schicksal auch das obige Buch: „Der Reformator", das erste, das in deutscher Uebersetzung vollständig herausgegeben worden ist, betroffen werden könnte, so erfordert die Billigkeit zu erwähnen, daß in diesem ganzen Werke von jenseitigen Geistern, von Medien, von Spiritismus, von der Beschaffenheit der Geisterlande mit keinem Worte die Rede ist, sondern daß der ganze Inhalt desselben sehr wichtige und naheliegende sociale Fragen betrifft.

In der That hat die Philosophie der Harmonie einen Januskopf. Mit dem einen Antlitz schaut sie in die Welt der Geheimnisse, deren Schleier die klopfenden Geister, die Medien, die Psychographen lüften; mit dem andern wendet sie sich der menschlichen Gesellschaft zu, deren Mißklänge sie in Harmonie aufzulösen sucht. Man darf daher keineswegs das Kind mit dem Bade ausschütten; man darf sich von den Geistern nicht abhalten lassen, nach dem Geiste in diesen Schriften zu forschen. Und man wird Geist in ihnen finden, wenn auch versteckt hinter hieroglyphischen Schriftzügen, hinter schematischen Figuren und Constructionen, hinter visionär-verworrenen Anschauungen; die Kritik der gesellschaftlichen Zustände ist nicht minder scharf, wenn sie mit einer Feder geschrieben wird, welche aus den Schwingen der Taube von Patmos entfallen zu sein scheint.

Nur in der Einleitung, in welcher die ideelle und

historische Entstehung des Werks nach der eigenen Darstellung des Verfassers geschildert wird, findet sich ein spiritistischer Zug, eine Vision, deren sich der Verfasser auf dem Berg der Schönheit erfreut, unter den Klängen einer Musik von göttlicher Art, die von dem höchsten Gipfel des Bergs in die Thäler niederfließt. Doch schaute er von diesem Berge nicht ins Jenseits, sondern in das Diesseits. Was er sah, schildert er mit folgenden Worten:

Ich blickte in die Ursachen der häuslichen Störungen; in die weit entfernten Heimaten der Unglücklichen; in die Gewohnheiten der ledigen Männer; in die verschleierten Geheimnisse und in das Elend der öffentlichen Mädchen und Frauen; in die Erinnerung dessen, der unehrliche und niedrige Gedanken brütet; ich sah in die blauen Augen der vergifteten Mädchenschaft; in die starren Seelen, welche mit den Lippen predigen und mit der Streitaxt des Irrthums kämpfen; in die Geheimnisse der Schlafgemächer von Harlem bis nach Castle-Garden, von Strom zu Strom und von Ufer zu Ufer; ganze Tage widmete ich hellsehenden Einblicken in Herzen, welche in Städten und in Landdörfern wohnen und welche unter einem traurigen Drucke unaussprechlicher Angst schlagen; durch lange, dunkle, traurige Geschichten geheimer häuslicher Leiden blickte ich und sagte zu mir: „Ich will der Ehe wahrer Geister kein Hinderniß in den Weg legen; aber wider jene sinnliche Liebe, welche sich verändert, wo sie Veränderung findet, oder geneigt ist, sich von jedem Winde bewegen zu lassen, will ich mit dem Tone einer Trompete sprechen.“ Denn sehet die kränklichen Kinder sinnlicher Erzeuger! Sehet die Ungesundheit derer, welche in Ungerechtigkeit geboren wurden! Sehet die trägen Glieder und die albernen Zungen derer, welche von gesetzlich Verheiratheten, aber einander widerstrebenden Aeltern kamen! Sehet die unschuldige Jugend entstellt und übersäet von den Flecken des Hasses und der Abneigung, welche ein zartes Weib gegen ihren trunkenen und sinnlichen Gatten empfand! Sehet die vielen Entstellungen, welche ich von dem heiligen Gipfel dieses Bergs herab erblickte. Sehet den feurigen Braus der thierischen Liebe eines erhitzten Bluts — den unsichtbaren Strom von Zeugungsessenzen — unter gesetzlicher Sanction in das heiligste Heiligthum der weiblichen Seele rauschen! Und dann sehet die Folgen, den Verlust des Zartgefühls — die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit — die Hingebung an die Verführungen zum Bösen! Schaue, was ich schaute, theuerer Leser; sieh, was ich sah, und du wirst dich nicht wundern, daß ich den vierten Band der „Großen Harmonie“ schrieb.

In dieser Vision ist bereits die ganze Disharmonie der socialen Zustände ausgesprochen, gegen welche Davis seine Polemik und seine harmonischen Predigten kehrt. Wenn wir den Kern seiner Grundgedanken aus allen bunten und barocken Schalen herausschälen, in welcher sie versteckt sind, so erhalten wir ungefähr das folgende Resulat:

Die meisten Ehen der Gegenwart sind unharmonisch; die Ehe aber soll eine harmonische sein. Auf der harmonischen Ehe beruht das Gedeihen der künftigen Geschlechter; denn aus unharmonischen Ehen gehen kränkliche, zu allen Lastern geneigte, unschöne Kinder hervor. Die Ehen sind aber unharmonisch, wenn sie nur aus sinnlicher Neigung, nur aus „Blutliebe“ geschlossen werden oder wenn die Ehegatten gar Abneigung und Widerwillen gegeneinander finden. Alle solche Ehen sind unsittlich, ihre Scheidung ist ein sittlicher Act. Um die Ehen dem Ideal der Harmonie anzunähern, müssen die Liebenden gegenseitig ihre Temperamente studiren, von denen Davis eine ganz neue Scala entwirft. Davis hält an der Monogamie fest, wenngleich er andern Formen ihre ethnographische Berechtigung nicht bestreitet; er ist kein Apostel der „freien Liebe“, wozu ihn seine Gegner stempeln wollen, sondern findet in ihr nur den vergänglichen Verkehr der Geschlechter auf Grund der von ihm verworfenen „Blutliebe“. Für die politischen und socialen Rechte der Frauen tritt er mit Eifer in die Schranken. Die ganze Behandlungsweise der Frage ist mehr eine physiologische als eine philosophische und geht oft in ein Detail über, welches bei jüngern Leserinnen große Unbefangenheit voraussetzt. Das Ziel dieser reformatorischen Bestrebungen, die Harmonisirung der Ehe und die Veredlung der künftigen Generationen, ist indeß ein so bedeutsames und würdiges, daß das Streben von Davis, trotz der Grundfehler des Werks, volle Anerkennung verdient, um so mehr, als es in diätetischer und socialer Hinsicht manche bedeutsame Winke gibt.

Zu diesen Grundfehlern gehört zunächst die unlogische Eintheilungsweise: Davis hat die Manie, zu specificiren und zu schematisiren, doch erinnert er darin an einige Shakspeare'sche Humoristen und die indischen Dramaturgen, welche Obst in das eine Fach und Aepfel und Birnen in das andere legen. Sehen wir uns einige dieser Rubriken näher an.

Das Liebesprincip theilt Davis in sechs Formen oder Erscheinungsweisen ein: die „Selbstliebe“, als die niedrigste Art, die „eheliche Liebe“, die „älterliche Liebe“, die „brüderliche Liebe“, die „kindliche Liebe“, die „allgemeine Liebe“. Ein Musterkopf, dessen Liebesneigungen in Harmonie sind, erläutert uns phrenologisch dieses Schema. Je nach der übertriebenen oder verkehrten Anwendung der Liebe unterscheidet Davis nun „Extremisten“ und „Inversionisten“ und setzt die Kennzeichen und Laster derselben in mehrern Kapiteln ausführlich auseinander. Unter den Extremisten unterscheidet er wiederum einen höhern und niedrigern Typus. Die Uebel der extremen Thätigkeit des ehelichen Princips sind siebenfache, ein Eintheilungsschematismus, den Davis besonders zu lieben scheint. Zu diesen Uebeln gehört unter anderm, daß sie Muskelschwäche und Hautkrankheiten erzeugt, daß sie zu medicinischer Quacksalberei führt, daß sie Wankelmüthigkeit erzeugt, die Heiligkeit und Schönheit der geistigen Ehe zerstört und befleckt, sittliche Schwäche, Roheit des Gemüths und Plumpheit der Sitten hervorruft und die scheußlichsten Verletzungen und Laster der Nachkommenschaft mittheilt.

Der Gegensatz, den die „Inversionisten“ zu den „Extremisten“ bilden sollen, ist keinesfalls logisch begründet. Unter den Inversionisten, deren Begriff Davis nicht genugsam entwickelt, begreift er theils die Ascetiker, theils diejenigen, die sich naturwidrigen Lastern durch Verkehrung des Geschlechtstriebes hingeben. Dies geht wenigstens aus den von ihm angeführten Beispielen hervor, während er die beiden Gruppen in der Theorie fortwährend vermischt. Die Schilderung derartiger Laster und ihrer Folgen ist mit genauer physiologischer Detailkenntniß ausgeführt.

Mit gleichem Mangel an Logik ist die Scala der Temperamente entworfen:

1) Das ernährende
2) Das empfindende
3) Das bewegende
4) Das muskulare
5) Das verständige
6) Das geistige
7) Das harmonische

} Temperament.

Die Unterschiede zwischen dem bewegenden und muskularen, dem verständigen und geistigen Temperament gehören einer subtilen Haarspalterei an, welche in den realen Verhältnissen keine Begründung findet.

Ohne Frage ist die richtige Mischung der Temperamente für die Harmonie der Ehen von großer Wichtigkeit. Davis verlangt die Uebereinstimmung der centralen, d. h. der innersten, wesentlichen Temperamente; natürlich unter der Voraussetzung, daß man seine Scala als die richtige acceptirt. Eine Ehe zwischen dem „ernährenden" und „verständigen", dem materiellen und geistigen Temperament wird von Davis verurtheilt, weil diese Temperamente sich in Hinsicht auf ihre geschlechtlichen Bedürfnisse unterscheiden, daher auch in Hinsicht ihrer Befriedigung. Was Mäßigkeit bei dem erstern, sei Unmäßigkeit bei dem letztern. Uns erscheint diese ganze Auffassung allzu äußerlich. Davis vergißt jene höhere Harmonie der Gegensätze hervorzuheben, welche in der Natur wie im Menschenleben sich gerade so machtvoll und lebenerweckend zeigt. Ist es doch ein Naturgesetz, daß die gleichnamigen Pole sich abstoßen und die ungleichnamigen anziehen. Auf diesem Gesetz beruht ja auch die gegenseitige Anziehungskraft der unterschiedenen Geschlechter. So werden auch die am schärfsten unterschiedenen Temperamente die meiste Anziehungskraft aufeinander ausüben; es ist durchaus nicht abzusehen, warum nicht harmonische Ehen zwischen ihnen möglich sein sollten. Indem Davis die Harmonie nur in der Verbindung der mittlern Temperamente sucht, findet er nur einen oberflächlichen Gleichklang, nicht jene tiefere Harmonie, die aus der Uebereinbindung von Dissonanzen hervorgeht. Gerade aus solcher äußern Uebereinstimmung entwickelt sich leicht stumpfe Gleichgültigkeit, welche auch der Nachkommenschaft nicht zugute kommen kann; das tiefere, lebensvollere Princip wird durch solche Auffassung entkräftet.

Für die eheliche Misrichtung, d. h. die Uebertreibungen und Verkehrungen der ehelichen Liebe, worunter Davis ebenso oft die nichteheliche Liebe versteht, führt er nun eine ganze Reihe von „secundären Ursachen" an. Diese Ursachen sind fast alle diätetischer Art, mit Ausnahme der novellistischen Lektüre, die nur in die Diätetik der Seele gehört. Der unmäßige Gebrauch heißer reizender Getränke steht ihm in erster Linie. Thee und Kaffee werden besonders mit dem Interdict belegt. Bei dieser Gelegenheit macht unser Autor einen sarkastischen Ausfall auf die großen transatlantischen Geister:

Alte Theetrinker sind unfähig heiter zu sein, wenn sie nicht erst von ihrem gewohnten berauschenden Tranke inspirirt werden. Viele literarische Männer, manche Dichter, Theaterkritiker und Künstler, Zeitungsherausgeber mit manchen Ausnahmen und einige der berühmtesten Componisten der Opernmusik sind sprichwörtlich dumm und unfähig, ihre geistigen Functionen ihrem achtbaren Rufe gemäß auszuüben, wenn sie sich nicht zuvor mit starkem Thee oder mit irgendeinem andern, die menschliche Würde noch viel mehr zum Thiere erniedrigenden Getränke „inspirirt" haben. Alcott, der Arzt, berichtet von einem Riesen unserer amerikanischen Literatur, daß derselbe nach einer langen Zeit geistiger Herabstimmung, die sich oft zu einem Anfall von Schwermuth steigerte — ohne Zweifel von frühern Zechgelagen herrührend —, plötzlich seine Theetasse wieder nahm und einige Tage lang eine ungeheure Menge geistiger Arbeit zu Stande brachte, nach der er wieder zurücksank und eine lange Zeit hindurch ein rein in den Winterschlaf versinkendes Thier wurde. Hunderte von Gesetzgebern und Geistlichen hängen vom Thee oder von irgendeinem ähnlichen belebenden(?) Getränk oder Reizmittel hinsichtlich ihrer Beredsamkeit und Einbildungskraft ab.

Auch der Kaffee gibt Veranlassung zu einer ähnlichen Attake:

Der Thee wirkt auf die Verstandesfunctionen durch den Nervengeist, während der Kaffee auf die thierischen Functionen durch den Geist des Bluts wirkt. Der erstere erweckt feine Gefühle; der letztere gemeine und sinnliche Einbildungen. Die Wirkung des Thees ist geistiger als der Einfluß des Kaffees, und doch gibt es Personen mit sanguinischen Temperamenten, welche hinsichtlich des größten Theils ihrer Sentimentalität und Religiosität von Kaffee abhängen. Ein gefeierter Geistlicher in Neuyork hängt gewöhnlich des Sonntag Morgens von seiner Tasse heißen starken Kaffees ab, ohne die seine Gebete schlichtern, seine Vorlesungen mangelhaft im Fluß und Ausdruck und seine Reden schwach und uninteressant sein würden. Aber inwieweit ein menschlicher Geist religiös sein kann, während er sich unter der halbberauschenden Wirkung eines mächtigen narkotischen Gifts befindet, ist eine Frage, die noch zu entscheiden ist. Was mich selbst betrifft, so glaube ich an keine Poesie, Musik, Gebete, Reden oder Offenbarungen, welche durch den falschen und erniedrigenden Einfluß künstlicher Getränke kommen.

Ebenso erklärt sich Davis gegen den bevorzugten Genuß thierischer Substanzen und erscheint durch die Behauptung, daß die thierische Substanz nicht die Basis oder den Hauptbestandtheil der menschlichen Nahrung bilden solle, als ein schüchterner „Vegetarian". Alkoholhaltige Getränke, narkotische Kräuter stehen selbstverständlich auf demselben Sündenregister, auf welchem wir auch „das Trinken während des Essens", „die späten Abendmahlzeiten" und „die populäre Gewohnheit, die Nacht in Tag zu verwandeln", finden.

Eine streng materialistische Diätetik geht in unserm Werke Hand in Hand mit jenen hypergeistigen Offenbarungen, welche den Menschen wieder mit liebenden Wesen in den „über uns sich wölbenden Himmeln" in Verbindung bringen.

Es ist dieser schroffe Dualismus der Weltanschauung, welcher den Bestrebungen des Autors, eine harmonische Gestaltung unserer socialen Verhältnisse hervorzurufen, oft die Spitze abbricht. Er spricht sich namentlich auch in dem scharfen Unterschiede aus, den er zwischen „Blutliebe" und „geistiger Liebe" aufstellt. Gleichwol behauptet er, daß alle Liebe sich aus dem Blute entwickelt, welches alle Wesenheit und Substanz des Menschen in sich enthalte und als das Fluidum des Lebens betrachtet werden könne.

Ja, er gibt hierüber physiologische Mittheilungen, welche mindestens den Reiz der Neuheit für sich haben:

Das höchste und heiligste der Principien im Gebiete der Seele, die geistige Liebe, hat durch ihr Einwirken auf die feinsten oder verdünntesten Atome des Bluts im Nervensystem den Erfolg, daß sie dieselben (die Atome) vergeistigt oder spiritualisirt; und nicht allein dieses, sondern sie ermächtigt, autorisirt und sendet dieselben auch ab zum Werke der Verschönerung und Forterhaltung der ehelichen Neigung zwischen den wahrhaft Verehelichten. Dieses Resultat ist ihr größtes und wesentlichstes. Aber als eine Nebenverrichtung dieses hohen Dienstes widmen sich diese vergeistigten Atome, welche in ihrer Verbindung die Träger der Liebe im Körper bilden, der Erzeugung des menschlichen Typus vermittels der geschlechtlichen Wechselbeziehung.

Weiterhin heißt es:

Nach den neuern Definitionen würde ich sagen, daß das Gehirn eine vasculare (gefäßreiche), nervöse (aus Nerven bestehende), fibröse (aus Nervenfasern zusammengesetzte), halb muköse (schleimartige), oder viskose (zähe, klebrige) Drüse: eine Art Zusammensetzung sei, die zum Theil aus den flüssigen und luftförmigen Theilen des niedern Organismus stammt. Unzählige Flocculi (Flöckchen) oder Nervendrüschen existiren im Gehirn. Diese Drüschen, die einzeln genommen nicht größer sind als das Auge einer Fliege, sind durch die ganze Structur des Gehirns aufs herrlichste vertheilt. Dieselben bilden in ihrer Verbindung eine Hauptniederlage. Sie absorbiren das Liebesprincip, wie die Blumen Licht und Wärme von den Strahlen der Sonne einathmen. Diese Thatsache befähigt diese Liebesmittelpunkte (oder Lebensdrüsen), den bereits an ihnen beschriebenen herrlichen Dienst zu verrichten; nämlich den, die feinsten Atome des Bluts zu vitalisiren (beleben), oder zu spiritualisiren (vergeistigen), wodurch sie die „letzte und höchste Wesenheit" oder die Samenflüssigkeit werden; und diese ist bevollmächtigt und begabt mit der doppelten Function, erstens, die Neigung zwischen den Verehelichten zu verschönern und zu verstärken, und zweitens, körperliche Nachkommenschaft hervorzubringen.

Die kleinen Gehirnmagen, welche an Zahl die Haare des Haupts übersteigen, beleben und vergeistigen das Blut, sodaß die purpurrothe Flüssigkeit schön krystallen, weiß und rein wie die reinste Milch wird und so die Nahrung für den Aufbau und die Verfeinerung des Nervensystems bildet und für die „heilige Flüssigkeit der Liebe".

Es ist schwer zu begreifen, wie Davis nach dieser physiologischen Auseinandersetzung noch „Blutliebe" und „geistige Liebe" unterscheiden will und sogar zwei Abbildungen einer in „Blutliebe" erzeugten und einer in „geistiger Liebe" erzeugten Person nebeneinander hinstellt, von denen die erste sehr unharmonische, die zweite sehr harmonische Züge zur Schau trägt. Diese Unterscheidungen sind leere Abstractionen. Nicht die Blutliebe und geistige Liebe rufen diese Unterschiede hervor, sondern es sind eben die ganzen Persönlichkeiten der Aeltern, die sich in den Kindern ausprägen. Die „eheliche Liebe", wie wir sie mit Davis nennen wollen, läßt sich nicht in ihre Elemente zerlegen, sie ist voller Einsatz der Persönlichkeit. Schon Schleiermacher wandte sich in seinen „Briefen über die Lucinde" gegen „die Engelländerei", verherrlichte die Sinnlichkeit und die Natur, die „eins sei mit dem tiefsten und heiligsten Gefühl, mit der Verschmelzung und Vereinigung der Hälfte der Menschheit zu einem mystischen Ganzen". Die Untrennbarkeit von Körper und Seele in der Hingabe der Liebe macht alle Reflexionen unhaltbar, die hier noch irgendwelche Scheidewände aufbauen wollen. Die Liebe ist, um mit Schopenhauer'schen Wendungen zu sprechen, ein Act des Willens, bei welchem der Intellect nur das Zusehen hat. Bei Davis aber gewinnt es den Anschein, als ob dabei manches von gutem Willen und von verständigen Absichten und das Wohl der künftigen Generationen von den humanen Intentionen der Erzeuger abhinge.

Mindestens erklärt sich Davis gegen die Kinder der Leidenschaft, der natürlichen Ehen, im Widerspruch gegen die allgemein angenommene Ansicht, daß gerade in diesen natürlichen Kindern eine bedeutende geistige Kraft und Lebensenergie vorherrsche. Auch die Shakspeare'schen Bastarde theilen diese Ansicht. So wehrt sich Edmund in „König Lear" gegen den Vorwurf der Unechtheit:

> Uns, die im heißen Diebstahl der Natur
> Mehr Stoff empfahn und kräft'gern Feuergeist,
> Als in verdumpftem, trägem, schalem Bett
> Verwandt wird auf ein ganzes Heer von Tröpfen,
> Halb zwischen Schlaf gezeugt und Wachen.

Davis dagegen wittert überall „Extremismus" in der Leidenschaft der Liebe. Seine Warnung vor „vorzeitigen Ehen" hat gewiß guten Grund; aber die Ausdehnung, die er diesem Begriffe gibt, könnte nur dazu führen, daß die Welt mit lauter altklug harmonischen Kindern beschenkt würde. Davis meint:

Des Mannes wahre Selbständigkeit, Schönheit und Majestät erscheint erst nach einem normalen Wachsthum von ungefähr fünfunddreißig Jahren. Selbstverständlich unterscheiden sich, wie ihr seht, die verschiedenen Temperamente im Procesz ihrer Entwickelung. Manche Temperamente reifen langsam; andere wieder schnell. Und die Periode der Ehe ist infolge dessen nicht nach einem Maßstab von Jahren zu bestimmen. Das Ganze bleibt dem erleuchteten Vernunftprincip zur Selbsterforschung überlassen. Des Weibes Charakter ist im allgemeinen nicht fest — ja es ist nicht einmal körperlich schön — vor seinem dreißigsten Jahre. Das natürliche Roth auf seiner Wange im Alter von 16 Jahren ist vergängliche Schönheit, und der, welcher blos nach der Bezauberung eines Mädchenangesichts heirathet, wird es in seinem Herzen auf das bitterste bereuen.

Durch eine große Zahl historischer Thatsachen sucht Davis zu beweisen, daß nicht die ältesten Söhne, sondern die jüngsten die begabtesten sind, daß sich unter diesen die Mehrzahl der berühmten und großen Männer befindet. Es ließe sich indeß ohne Mühe ein Register anfertigen, welches ebenso das Gegentheil bewiese. Weniger würde sich dagegen einwenden lassen, wenn Davis durch den Hinweis auf manche Majoratsherrn seine Argumentation zu stützen versucht hätte. Oder sollte es eine weise Einrichtung der Natur sein, daß die ältern Söhne die Majorate bekommen und die jüngern den Geist?

Nicht weniger kommt Davis mit seiner Behauptung, daß das Wesen der Liebe monogamisch sei, ins Gedränge gegenüber seinen transatlantischen Mitreformatoren Thomas Nichols, der mit seiner Frau ein Werk über die Ehe verfaßt, und Sir Henry Wright, aus deren Schriften er eine Blumenlese mittheilt, welche mehr an die Theorien des Père Enfantin und an die in Fourier's Phalanstères herrschende „Harmonie" erinnert, als an

diejenige, als deren Prädicant Davis auftritt. So sagt Wright S. 290 fg. des englischen Originals:

Die Liebe kann echt und wahr sein für eine bestimmte Zeit, aber nicht für alle Zeit. Das Weib, welches vor 20 Jahren mein Ideal bildete, kann jetzt keine Anziehung mehr für mich haben.... Es ist kein deutlicher Grund vorhanden, weshalb das Gesetz der Abwechselung, welches sich auf die Studien, Leistungen, Vergnügungen, Geschmacksarten und Leidenschaften erstreckt, sich nicht anwenden lassen sollte, wenn wir zur Frage von der Abwechselung in der Liebe kommen.... Wenn der Gott der Natur die Abwechselung als ein Element der Liebe verliehen hat, so werden wir nur Zwietracht stiften, wenn wir diesem Gesetz nicht gehorchen.... Ich nehme es als eine Thatsache der menschlichen Erfahrung an, daß eine solche Leidenschaft existirt, daß das Princip der Abwechselung, des Wechsels, der Veränderung als ein Element eines gesunden Genusses jeder Leidenschaft der Seele angehört, und daß die Leidenschaft der Liebe keine Ausnahme bildet.

Es fragt sich nur, ob die Voraussetzungen der Theorie von Davis nicht bei einiger Folgerichtigkeit zu denselben Resultaten führen müssen. Er leugnet zwar das Gesetz der Abwechselung in der Natur, das Gesetz der Veränderung in den höhern Abtheilungen und daß Polygamie oder Vielweiberei ein Gesetz unter den Harmonischen sei. Doch da er seine Theorie der Ehe, ohne jeden kategorischen Imperativ, auf der Naturbasis der Temperamente aufbaut, so wird er sich nicht den Saint-Simonistischen Consequenzen entziehen können, den Persönlichkeiten von wandelbaren Neigungen auch beweglichere Verhältnisse zu sichern, als die Monogamie gewährt. Indem Davis die Natürlichkeit und Angemessenheit der Scheidung versicht und zugleich die bequemste rechtliche Form für dieselbe in Anspruch nimmt, ermöglicht er allerdings wiederum eine successive Polygamie. Für das Recht der Scheidung kämpft unser Reformator mit aller Energie:

Es ist ein größeres Verbrechen, in einen unrichtigen Ehestand einzutreten, als aus demselben gesetzlich entlassen zu werden. Aus verkehrten Ehen kommen alle Kinder der Krankheit und des Todes. Kirchen und Gefängnisse, Geistliche, Rechtsgelehrte und Aerzte sind die secundären (nächstfolgenden) Uebel zuerst verbundener Temperamente. Gute Männer und gute Frauen, die schlecht verheirathet sind, erzeugen eine moralisch entstellte und körperlich kranke Nachkommenschaft. Und die Gesellschaft, welche sich weigert, dieselben ohne Verbrechen oder Entehrung zu scheiden, muß Kerker und Galgen bauen, muß Besserungshäuser und Heiligthümer errichten und ein Heer von nichtproducirenden Rechtsgelehrten, Aerzten und Evangelienpredigern unterhalten — alle, um in allgemeinen Ausdrücken die Kinder von Aeltern, die gesetzlich verheirathet und mit radical unverträglichen Temperamenten begabt sind, nur zeitweise zu zügeln und zu bessern und ihnen nutzlose Lehren einzuschärfen!

Davis geht dabei immer von dem richtigen Princip aus, daß Ehen ohne Liebe verkehrt und verwerflich sind. Wenn man die Unauflöslichkeit der Ehen oder die größtmögliche Erschwerung der Ehescheidungen als durch das Sittlichkeitsprincip geboten hinstellt und behauptet, die einzelnen müßten in solchem Falle, wenn auch mit schwerem Herzen, sich den höhern allgemeinen Interessen zum Opfer bringen, so vergißt man nicht nur, daß die gesellschaftliche Disharmonie durch keine Staatsraison geboten werden darf, sondern noch mehr, daß, was Davis mit Recht hervorhebt, aus solchen Ehen ohne die schöpferische Begeisterung der Liebe Kinder ohne Geist und Leben hervorgehen, daß sie also zur Corruption des künftigen Geschlechts führen. Dies ist aber eine Gefährdung des höchsten allgemeinen Interesses, welches die Ehe darbietet, und gegen welches selbst die von den Apologeten der Zwangsehe vorgeschützten Interessen der öffentlichen Ordnung zurückstehen müssen.

Als ein sehr eifriger Anwalt tritt Davis für die gesetzlichen Rechte der Frauen auf, welche die Vertreter der neuesten Frauenemancipation auf ihre Fahne geschrieben haben. Er erklärt sich gegen die Monopolisirung der weiblichen Arbeit durch den Mann und zu Gunsten ihrer Freiheit, die geldeinträglichen Professionen zu treiben. Zu diesen zählt unser Autor das Kaufmannsgeschäft, namentlich mit Band und Kattun, den Postdienst, das Bank- oder Wechselgeschäft, die Zahnkunde, ja auch die ärztliche Beschäftigung. Er verlangt für das Weib, wie Mill in England, das politische Stimmrecht und meint, daß jede Regierung, welche dem Weibe das Recht verweigert zu stimmen, in ihrem Wesen verderbt und despotisch sei. Ebenso vertritt er die Berechtigung des Weibes, sich an den Geschworenengerichten zu betheiligen.

Die Schrift von Davis wirkt jedenfalls in hohem Grade anregend; man kann von den krausen Arabesken absehen, mit welchen die gewohnte Ueberschwenglichkeit spiritistischer Weltanschauung sie umrändert. Sie enthält viel Absonderliches und Paradoxes, viel Einseitiges und Unmotivirtes; aber sie trifft doch ebenso oft den Nagel auf den Kopf. Sie ist ein Beitrag zu einer „Philosophie der Ehe", zu welcher die französischen Freidenker und Romanschriftsteller wichtigere Beiträge geliefert haben, als unsere deutschen Rechts- und Staatsphilosophen, welche stets die alte Weisheit wiederkäuen, im ganzen unter den Einflüssen des kanonischen Rechts und der Carolina bis auf den heutigen Tag stehen und in ihrem ertödtenden Formalismus und ihrer abstracten Geisterseherei, die nicht viel besser ist als die der amerikanischen Geisterklopfer, das Wichtigste vergessen: die Naturbasis der Ehe, die als selbstverständlich hingenommen wird, während auf ihren bisjetzt nur halbenträthselten Geheimnissen die Zukunft unsers Geschlechts ruht.

Rudolf Gottschall.

Ein Beitrag zur Geschichte des Dramas im 17. Jahrhundert.

Noch liegen viele dramatische Manuscripte aus vergangenen Jahrhunderten in den Bibliotheken verborgen, die, wenn auch nicht von bedeutendem poetischen Werthe, doch wichtig sind für die Geschichte des Dramas und des Theaters überhaupt. Dies zeigt die Veröffentlichung eines derartigen Fundes in:

Der verirrte Soldat oder: Des Glücks Probirstein. Ein deutsches Drama des 17. Jahrhunderts aus einer Handschrift der k. k. Studienbibliothek in Laibach. Herausgegeben von P. von Radics. Agram, Suppan. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Die in Rede stehende Schrift zerfällt in drei Theile. Der erste handelt von Wolf Engelbert Graf von Auers-

perg, der zweite gibt das Drama selbst, der dritte berichtet von den theatralischen Aufführungen in Laibach im 17. und 18. Jahrhundert und von slowenischen Dramen und deren Aufführungen im laibacher Theater.

In Graf Wolf Engelbert von Auersperg, einem Ahnherrn des jüngstverstorbenen Fürsten Vincenz von Auersperg, dem diese Schrift gewidmet ist, lernen wir einen vorzüglichen Förderer der dramatischen Kunst kennen, dessen Gönnerschaft von reichem Erfolge begleitet war.

Er war am 22. December 1610 auf Schloß Seisenberg in Unterkrain geboren und starb am 28. April 1673. Schon als Gymnasiast in Laibach fand er Interesse an den Aufführungen lateinischer und deutscher Komödien im Convict, welche die Jesuiten veranstalteten, um das „Mysterium" neu zu beleben und gegen die Reformation zu wirken. Dieses Interesse ward auf der Hochschule zu Graz, wo er sich als „Poet" immatriculiren ließ, gepflegt und fand neue Nahrung auf seinen Reisen in Venedig, Padua und Bologna, ja es war so nachhaltig, daß er sich nach seiner Rückkehr in die Heimat fortlaufende Berichte aus Italien über Oper und Ballet geben ließ. Seine einflußreiche Stellung als Landeshauptmann von Krain benutzte er zur Förderung der lateinischen Aufführungen durch die Jesuiten und der deutschen durch die „hochdeutschen Komödianten". Wie bedeutend die Unterstützungen waren, die er den Aufführungen zufließen ließ, geht daraus hervor, daß 1651 der Rector der Jesuiten aus der landschaftlichen Kasse 500 Fl. erhielt „wegen gehaltener Komödie", 1671 wurden dem Rector 1000 Fl. zugewiesen „für die jüngst exhibirte Komödie". Im Jahre 1660 (zehn Jahre früher als in Paris) ward in Laibach auf sein Anregen eine italienische Oper aufgeführt. Dichterische Kräfte wurden durch ihn geweckt und herangezogen. So dichtete der Historiograph J. L. Schönleben ihm zu Liebe 1651 eine lateinische Komödie, ebenso der Jesuit Joseph Selenič (1658).

Im Jahre 1659 ward am Faschingstage (20. Februar) ein lateinisches Stück aufgeführt, welches eine Episode des oberösterreichischen Bauernkriegs 1626 in Scene setzte. Bemerkenswerth ist es jedenfalls, daß in der damaligen Zeit doch hier und da Versuche gemacht wurden, heimatliche Stoffe dramatisch zu gestalten, wenn auch in fremder Sprache. Freilich ist das Stück ein Tendenzstück, welches nachweisen soll, wie das Lutherthum die Bauern ins Unglück gestürzt, wie dies schon der Titel zeigt: „Palinodia, quam rebelles superioris Austriae ruricolae post longianem suam insolentiam debellati cecinerunt." Der Verfasser ist wahrscheinlich der obenerwähnte Selenič. Echt deutsch ist trotz der lateinischen Sprache, die am Ende des zweiten Acts auftretende Person des Hanswursts, und dann und wann sprechen die Bauern unter sich und mit ihrem Anführer in deutschen Knittelversen.

Unter andern Stücken, die über die Bühne von Laibach gegangen, nimmt besonderes Interesse in Anspruch ein im Jahre 1660 in der Jesuitenkirche aufgeführtes Passionsspiel, sowie ein deutsches Drama des „Komödianten" Hans Ernst Hoffmann, welches im Jahre 1662 von den „hochdeutschen Komödianten" aufgeführt wurde. Der Titel desselben ist: „Christlicher Actäon, oder das Leben des heiligen Eustachii, seines Weibes Theopistar, und seiner beiden Söhne, Ajapij und Theopisti." Es besteht aus fünf Acten und ist in deutscher Prosa geschrieben. Christus tritt handelnd in demselben auf, singt im vierten Act als kleiner Knabe ein Lied und erscheint am Schluß in den Wolken. Daneben finden sich in bunter Mischung Priester, Trabanten, Soldaten, Jäger, Schiffer. Die komische Figur erscheint hier mit dem holländischen Namen des „Pickelhering". Die Fabel des Dramas ist die Bekehrung des römischen Feldobersten Placidus, hernach Eustachius genannt. Außer den genannten verdankte eine große Anzahl von Stücken, die in Laibach aufgeführt wurden, der Anregung des Grafen Auersperg ihre Entstehung, so auch das in vorliegendem Buche vollständig mitgetheilte: „Der verirrte Soldat oder: Des Glücks Probirstein."

Der Herausgeber hat es in einer 47 Blätter in Octav füllenden Papierhandschrift in der kaiserlichen Studienbibliothek in Laibach aufgefunden. Er setzt es zwischen 1650 und 1673 und nimmt die Dedicatoren Martin Händler und Melchior Harrer, die sich eigenhändig unterzeichnet haben, als Verfasser an. Beides waren Krainer. Das Drama zerfällt in drei „Handlungen", die erste spielt im Felde, die zweite und dritte am Hofe des Perserkönigs. Selim, König von Persien, geräth in Krieg mit dem türkischen Kaiser, dessen Tochter Aribone mit Selimor, dem Sohne Selim's, verlobt war. Aribone selbst kämpft gegen Selim, der, wie sie glaubt, ihren Verlobten hat ermorden lassen, und besiegt ihn mit eigener Hand. Sie will ihn eben niederstechen, als Selim, durch seinen todtgeglaubten Sohn, den er nicht erkennt, gerettet wird. Der Vater will sich mit ihr vermählen, wird aber durch seinen Sohn, der sich inzwischen der Aribone und seinen Anhängern entdeckt hat, vom Thron gestoßen. Den Namen trägt das Stück davon, daß der als Soldat verkleidete Prinz, der eine Zeit lang von Sinnen war, da er wieder zu sich kommt „in Liebe ganz verirrter Soldat" angeredet wird.

Der poetische Werth des Stücks ist sehr gering. Es ist in Prosa geschrieben. Nur einzelne gehobene Stellen sind rhythmisch und diese legen die Vermuthung nahe, daß sie, was bei der Vorliebe des Grafen für die Oper um so erklärlicher wäre, gesungen worden sind. Die Handlung ist zuweilen spannend, wird aber, vorzüglich in den Partien, in denen die Verfasser ihre historische Gelehrsamkeit und Sentenzenweisheit auskramen, über Gebühr aufgehalten.

Die Sprache reicht zwar an die Höhe des „Lohenstein'schen Bombastes" nicht heran, doch ist sie von rhetorischen Floskeln, schwülstigen Phrasen und Geschmacklosigkeiten nicht frei. Wir lassen dahingestellt, ob nicht einige von dem Herausgeber nur erwähnte dramatische Manuscripte der Mittheilung würdiger gewesen wären; jedenfalls hat es eine literarhistorische Bedeutung nicht minder, wie die im letzten Abschnitte der Schrift gemachten

Mittheilungen über theatralische Aufführungen in Laibach
n 17. und 18. Jahrhundert, sowie über slowenische
ufführungen daselbst, die, wie wir erfahren, seit der
weiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis auf die neueste
eit stattfanden. Der Verfasser gibt einige die Ge-
hichte des Theaters berührende Notizen. Interessant
t die Aufzählung der vom Jahre 1611 bis in das
9. Jahrhundert aufgeführten Dramen, hier und da mit
läuternden Notizen und Angabe des Aufbewahrungs-
tes der noch vorhandenen Manuscripte. So erfahren
ir, daß mehrfach im 17. und 18. Jahrhundert lateini-
je und deutsche Passionsspiele aufgeführt wurden, im
ahre 1657 begegnen wir schon einem lateinischen „Nar-
ssus" u. s. w. Möge die Bedeutung, die vorliegendes
uch in Anspruch nimmt, das ausführliche Referat ent-
uldigen. Wir können es denen, die sich mit der Ge-
ichte des Dramas und der Geschichte des Theaters
schäftigen, um so mehr empfehlen, als es für umfas-
nderes Material die Fundorte nachweist.

Eugen Kabes.

Unterhaltungsliteratur.

Anna Boleyn. Historischer Roman von L. Gräfin von Robiano. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Lorbern der Frau Mühlbach haben schon man-
em ehrlichen Autor den Schlaf verscheucht, und je ver-
chtiger der Werth dieser Ruhmessymbole war, um so
gieriger haben auch andere Helden von der Feder im
ampfe des „historischen Romans" sich auszuzeichnen ge-
chtet, um so eher gehofft, ihre Geisteskinder mit den
ühlbach'schen wenigstens als ebenbürtig anerkannt zu
hen. Dies Ziel erreicht zu haben, wollen wir auch
r Gräfin von Robiano zugestehen; es ist nun aber, und
s für allemal sei es gesagt, kein sonderlich rühmliches.
äre die Geschichte ein geschichtliches Bild von höchstem
erthe, so haben wir uns vorzustellen, es tritt ein Au-
r von der Fahne der Frau Mühlbach mit Pinsel und
alette vor das Bild und malt nicht nur Figuren jeder
rt, und zwar oft der ungehörigsten, in das Bild hinein,
ndern übermalt auch die historischen Figuren so stark
Haltung, Gewandung und Gesichtsausdruck, gibt ih-
n so mancherlei kindisches Beiwerk, daß es schwer fällt,
s Original hinter den Firlefanzereien noch zu erken-
n — und das wäre ein Gleichniß unserer historischen
omanschriftstellerei. Oder sollte das Gleichniß nicht
treffend sein? Es ist zutreffend; aber da die Mühlbachia-
n bereits ein so großes Publikum, besonders unter dem
jönen Geschlecht haben, so wollen wir den Kampf ge-
n dieselben mit andern Waffen als den gewöhnlichen der
terarischen Kritik fortführen. Wir wollen die historische
ritik gegen sie ins Feld schicken und hierdurch einen
r klug speculirenden Verleger unsers Vaterlandes auf-
rdern, statt anderer Manuscripte müsse man „Palimpseste
n den Mühlbachiaden" schreiben und in kurzen, aber histo-
risch treuen und anmuthig geschriebenen Aufsätzen Werk für Werk die wirkliche Historie, das historische Originalbild wiederherstellen. Es brauchten das keine Commentare der Mühlbach-Romane zu sein, aber einfache Wahrheit, statt der „verkleckstesten Wahrheit" und ein Reinigungsbad für den Unglücklichen, der aus der Lektüre geschichtlicher Romane Kenntniß der Geschichte geschöpft zu haben wähnt.

Unsere Gräfin hat im großen und ganzen sogar besser gearbeitet als ihre Meisterin, aber einen Fehler hat sie doch begangen, den sich viele, fast alle Jünger in der Romanschriftstellerei zu Schulden kommen lassen. Der Anfang, die ersten Kapitel stimmen nicht zum Fortgang des Ganzen: der Autor übersah und beherrschte sein Thema noch nicht zur Genüge. Erst allmählich hat er sich in seinem Sattel zurechtgefunden und den Ton anschlagen gelernt, der durch das ganze Werk gehen sollte. Solche Autoren würden gut thun, nach Beendigung des Schlußkapitels die ersten Kapitel noch einmal zu schreiben, nicht sie zu überarbeiten, sondern frischweg das Manuscript noch einmal und ganz aufs neue anzulegen. Es würde das wesentlich dazu beitragen, Klarheit und Harmonie in das Werk zu bringen und manche lästigen Expositionen würden sich dann wie von selbst kürzer fassen.

Die Geschichte der unglücklichen Anna Boleyn ist zu bekannt, als daß wir einen Bericht über den Inhalt des Romans zu geben nöthig hätten. Den Freunden der Frau Mühlbach sind wir gezwungen, dieses Werk auf das lebhafteste zu empfehlen, zumal es meist gut geschrieben ist.

2. Indár Karacsai. Historischer Roman in drei Bänden von G. Dénes Kálnoky. Aus dem Ungarischen übersetzt von Simón. Wien, Schlieper. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Uebersetzer Simón bittet im Vorworte den geneigten Leser, diesen seinen ersten Versuch, in die deutsche Sprache zu übersetzen, milde und nachsichtsvoll aufzunehmen, er sei ein Nichtdeutscher. Geneigte Leser mögen das thun, der Kritiker ersucht Simón, seine Uebersetzungen in Zukunft von einem Deutschen durchcorrigiren zu lassen, was ja ein Leichtes sein würde, oder dem Setzer diese Correctur zu gestatten, denn die Verstöße gegen die Gesetze der deutschen Sprache, die zahlreich in den drei Bänden vorkommen, sind zu gröblicher Natur, als daß wir über sie hinwegsehen dürften. Z. B. lassen statt zulassen: „Warum lassest du es, mein Schöpfer, daß dasjenige" u. s. w.; „Ich bin der, zu welchem die Liebe in dieser Frau du vernichtet hast"; „Gott segne dich ob deiner Freigebigkeit, sprach Dimitri, den Beutel so hastig in den Sack steckend, als ob er befürchte, daß er herausfliegt". Solche Fehler begegnen uns fast auf jeder Seite, nur einige Bogen machen den Eindruck, als ob sie von einem Deutschen revidirt worden wären.

Der Verfasser scheint großentheils nach eigenen Anschauungen und dann nach eifrigen Selbstudien diesen Roman gearbeitet zu haben, „dessen Grundstoff das Leben, die Sitten und der Kampf der Tscherkessen bilden,

den ganz Deutschland längere Zeit mit warmer Theilnahme würdigte".

Dadurch hat dieses Werk begreiflich einen großen Vorzug vor allen ähnlichen Werken voraus, daß es nicht die historischen Studien anderer mit Selbstgefälligkeit und der Prätension geschichtlicher Selbstleistung breittritt. Es ist zudem frisch und oft mit scharfer Charakteristik geschrieben und läßt uns die Art des Vordringens russischer Cultur in die halbwilden Staaten des Kaukasus in bequemer Weise erkennen. Es ist wahr, ganz Deutschland sympathisirte mit Schamyl und seinen tapfern tollkühnen Kriegerscharen; aber die Zeit der Kleinstaaterei ist vorüber, ist unmöglich, und so dürfen wir Rußland nicht länger grollen, daß es den particularistischen Freiheitsbestrebungen zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere durch Gewalt ein Ende gemacht hat. Und welch ein ehrenhaftes Zeugniß für die russische Herrschaft gibt neuerdings die unter den Tscherkessen, welche nach der Türkei ausgewandert waren, ausgebrochene Bewegung. Diese Bedauernswerthen konnten unter ihren mohammedanischen Glaubensbrüdern nicht jenes befriedigende Los finden, auf das sie gerechnet hatten, und sie rüsten sich dermalen haufenweise zur Rückkehr nach dem früher so gehaßten und so blutig bekämpften Rußland, das sie mild aufnehmen und so gut behandeln wird, wie die schlecht administrirte Türkei sie schlecht behandelte.

So dürfen wir das Kálnoky'sche Werk als Einleitung in die Kenntniß der tscherkessischen Kämpfe getrost empfehlen.

3. Nach funfzehn Jahren. Ein Strauß Geschichten von [illegible] Ewald. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr.

Ein glückliches Buch, gelungen in der Conception und in der Durchführung. Zwölf jenenser Studenten verabreden am 20. August 1844, nach funfzehn Jahren wieder in Jena zusammenzutreffen, und jeder verpflichtet sich auf Ehrenwort, die Geschichte seines Lebens, soweit sie interessante Thatsachen enthält, namentlich seine Erlebnisse im Reiche der Liebe, seinen Freunden getreu und ohne Ausschmückung mitzutheilen. Daß da viel Ergötzliches, viel Trübseliges und Tragisches zur Sprache kommen muß, ist begreiflich, ebenso daß es leicht war, in diesen Strauß Geschichten eine genügende Mannichfaltigkeit zu bringen. Den Anfang bildet die Liebesgeschichte „Vom schönen Fritz"; aber wie will der Verfasser es erklären, daß wir dieselbe Geschichte schon anderswo, nur mit andern Ausgange gelesen haben? Und zwar vor zwei oder drei Jahren in der „Gartenlaube", wo Reimar sie unter dem Titel „Im Circus" erzählt. Es scheint also in der That, als läge hier Wahrheit zum Grunde, als sei einmal ein Student aus verkehrter Liebe unter die Kunstreiter gegangen und natürlich sehr bald unglücklich geworden.

Wir wollen über die andern Geschichten nicht im einzelnen referiren, aber die Leser gern auf dieses Buch verweisen, das nicht blos fesselnd, sondern auch lehrreich ist. Es könnte sogar fortgesetzt werden und braucht wenig zu ermüden, wie der „Neue Pitaval", vermöglich wenn eine Tafelrunde von — Frauen einmal ehrlich aufrichtig sein wollte. 15.

Feuilleton.

Wie unterstützt man deutsche Dichter?

Berthold Auerbach schreibt in einem Briefe, in welchem er dem Centralcomité für die Freiligrath-Stiftung beitritt, folgende beherzigenswerthe Worte: „Vollen Dank dem tapfern Freundeskreise, der so schön als gut es unternimmt, unserm Freunde Freiligrath die Freiheit des Daseins und Wirkens zu schaffen. Es ist ein schmerzliches Unternehmen, einem deutschen Dichter die Lebenssicherung zu bereiten; denn, das wissen Sie mit mir, es hat sich bei uns in Deutschland eine Gedankenlosigkeit, ja eine Stupidität in Bezug auf die Pflicht gegen die Dichter ausgebildet, sodaß es niemand einfällt, daß man einfach durch Ankauf zeitgenössischer Hervorbringung den Dichter in Schaffen und Leben stützt und fördert. Für ein Concert so und so viel ausgeben, das finden sie ganz natürlich; aber ein Buch um gleichen Preis? — das leiht man von Bekannten oder wartet bis — ja bis sämmtliche Werke etwa in den Glasschrank zu stellen sind, und der Dichter eben nichts mehr im Leben braucht, weil er todt ist. Wäre dieses Elend nicht, so wäre mein Wunsch gewesen, daß wir alle, die wir Freiligrath von Herzen lieben und hochhalten, in die Welt hineingerufen hätten: Da sind 100000 Exemplare von Freiligrath's Gedichten, kauft sie und dankt damit dem Dichter! Das ist leider bei uns nicht möglich, und nun ist Ihr Weg der richtige, weil von der Natur der Dinge gegebene."

Es ist dies ein Punkt, den wir selbst fortwährend betont haben, auf den wir nicht oft genug zurückkommen können; der Ankauf dichterischer Werke von seiten des Publikums, die dadurch veranlaßten neuen Auflagen und die dem Dichter zuströmenden Honorare sind die schmeichelhafteste und würdigste Unterstützung deutscher Dichter, diejenige, durch welche sich die Nation am meisten selbst ehrt und welche zugleich den Poeten das erhebende Bewußtsein einer nationalen Wirksamkeit gibt. Es wäre zu wünschen, daß namentlich von unsern modernen Lyrikern möglichst wohlfeile Volksausgaben häufiger als es geschieht von den Buchhändlern veranstaltet würden; denn die theuern Miniaturausgaben wenden sich an ein Publikum, das doch nur gewissen Richtungen der Lyrik, besonders der Liebes-Lyrik zugethan ist, da vorzugsweise das Damenpublikum solche artige Ausgaben für die Toilettentische kauft. Die männliche, in höherm Sinne nationale Lyrik ist in dieser galonnirten Livrée am Toilettentische hors la saison; die Herzen, die sie dieselbe schlagen, suchen sie nicht unter so glänzender Umhüllung. Auch gebieten diejenigen Kreise, welche Sinn für die Lyrik oder Epik haben, nicht über die Geldmittel, um sich die theuern Formate anzuschaffen und den Buchbinder mitzubezahlen. Der Verlagsbuchhandel kann wesentlich zur Verbreitung unserer Dichter beitragen, wenn er sie nicht auf einen vornehmen Ehrenschemel setzt, sondern in wohlfeilen Ausgaben dem ganzen Volke zugänglich macht. Daß dies immer erst nach dem Tode oder nach durchgreifenden Erfolgen geschieht, ist unrichtig. Recht nur hat der Lebende Recht und würde es auch hier behalten, auch können entschiedene Erfolge en miniature ausbleiben, und doch in einer andern mehr populären Form glänzend erreicht werden.

Was andere Unterstützungen betrifft, so muß man den durchgreifenden Unterschied zwischen Hülfsleistungen für unfähige Poeten und arme Literaten, und die nationale Ehrenbezeugung für anerkannte Talente unterscheiden. Die erstere [illegible]

Sache der Wohlthätigkeit und gehören in den Bereich der Armenvögte; nur die zweite kommt der Literatur zugute. „Es ist die Aufgabe der Völker", sagte der Herausgeber d. Bl. in seiner «Freiligrath-Rede», „die Dichter ihrem Beruf zu erhalten." Solange sich die Schiller-Stiftung, ohne Erweiterung ihrer Statuten, nur als Hülfsanstalt für arme, oft in der Literatur gar verunglückte Schriftsteller bewährt, zählt sie kaum mit unter den Potenzen, welche auf die Fortbildung der Literatur einen heilsamen Einfluß ausüben. Erst wenn sie Ehrengaben begabte, nicht hülflose, aber durch ihre Lebensarbeit dem Cultus der Musen entfremdete Poeten von anerkannter Begabung zahlt, erfüllt sie ihre höhere Mission.

Literarische Notizen.

Funfzig Photographien nach Handzeichnungen älterer Meister aus der Sammlung Sr. königl. Hoheit des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen (Leipzig, Alfons Dürr) sind jetzt vollendet vor. Die meisten dieser Handzeichnungen fanden sich früher im Besitze des Sir Th. Barup in London und kamen dann in jenen des Malers Sir Th. Lawrence, aus dessen Nachlaß sie durch den Kunsthändler Woodburn an den König Wilhelm II. der Niederlande verkauft wurden und lange Zeit die königliche Sammlung im Haag zierten. Es finden sich darunter zehn Zeichnungen von Rafael, sieben von Rubens, sechs von Michel Angelo, außerdem mehrere von Correggio, Leonardo da Vinci, van Dyck, Paul Veronese, Annibale Carracci u. a.

Von Christian Schad und Ignaz Hub wird ein „Freiligrath-Album" herausgegeben werden, zu welchem die namhaftesten deutschen Dichter: Geibel, Heyse, Lingg, Karl Beck u., Beiträge zugesagt haben. Außerdem wird das „Album" auch die Biographie Freiligrath's nebst seinem Porträt in Stahlstich und durch die autographischen Beigaben aus Briefen selben sehr interessant werden.

Von der „Bibliothek der griechischen und römischen Schriftsteller über Judenthum und Juden. Uebertragungen und Sammlungen" (Leipzig, Leiner) ist der zweite Band erschienen, welcher eine Uebersetzung der „Kleinen Schriften des Flavius Josephus" bringt.

Der zweite Band der von Friedrich Chrysander herausgegebenen „Jahrbücher für musikalische Wissenschaft" (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1867) enthält eine eingehende Besprechung des Locheimer Liederbuchs, das aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt. Nach einer kritischen Einleitung werden die Lieder und Melodien selbst mitgetheilt und erläutert. Es sind Documente des deutschen Liedes, sowie des frühesten geregelten Contrapunktes und der ältesten Instrumentalmusik.

Der bedeutendste Dramatiker Frankreichs, François Ponsard, ist am 6. Juli nach längern Leiden in Paris gestorben. Eine von der Färbung der literarischen Parteien Frankreichs unabhängige Würdigung dieses Dramatikers hat der Herausgeber d. Bl. in seinem zweiten Artikel „Ueber das Theater und Drama des second empire" in „Unsere Zeit" (Neue Folge, III, 1., 939) gegeben und dabei die sämmtlichen Dramen Ponsard's einer unbefangenen und eingehenden Analyse unterworfen. Ponsard ist kein dramatischer Genius von bewältigender Ursprünglichkeit; aber nirgends läßt er Adel, Energie und Prägnanz des Ausdrucks vermissen. In zweien seiner Dramen: „Charlotte Córday" und „Le lion amoureux", kann er als der Pfadfinder für das Drama der Zukunft, für das modern-historische Drama betrachtet werden, das von den politischen Ideen der Gegenwart erfüllt und bewegt ist.

Bibliographie.

Arnold, Y. v., Ludwig Eckardt. Eine biographische Skizze. Leipzig, Rhode. 8. 15 Ngr.

Aus dem Leben eines Unbekannten. I. Umwege und doch gerader Weg. Mit einem Vorwort von F. Fabri. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 20 Ngr.

Beiträge zur Geschichte der Völker Mittelasiens. 1ster Bd.: Untersuchung über die Kasimofschen Zaren und Zarewitsche von W. Wel-Jaminof-Zernof. Aus dem Russischen übersetzt von J. T. Zenker. 1ster Thl. Leipzig, Voss. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Offene Briefe eines hanseatischen Juristen an einen mecklenburgischen Edelmann über die Beschaffenheit der Mittel, wodurch man die Opposition gegen Preußen in dessen neuen Provinzen zu befördern sucht. Berlin, Langguth. Gr. 8. 5 Ngr.

Casimir, G., Deutsche Geschichte in Biographien. Zur Unterhaltung und Belehrung bearbeitet. 1ste Lief. Stade, Pockwitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Fürstenberg, J. v., Dramatisches Jahrbuch auf 1867. Quedlinburg, Basse. 8. 25 Ngr.

Giseke, B., Friedrich der Große. Berlin, Schweigger. 8. 12½ Ngr.

Gross, F., Die Frauen auf der Bühne. Eine Studie. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 5 Ngr.

Hachfeld, H., Martin Chemnitz nach seinem Leben und Wirken, insbesondere nach seinem Verhältnisse zum Tridentinum. Unter Benutzung vieler, zum Theil wenig bekannter, Handschriften. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Hallwich, Jakaubek v. Wrsowitz. (Ein Beitrag zur Geschichte der hussitischen Bewegung.) Prag. Lex.-8. 5 Ngr.

Hansen, R., Die Union im Zusammenhang der Zeitgeschichte. Ein Vortrag. Schleswig, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hartwig, O., Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder. 1ster Bd. Göttingen, Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Helfferich, A., Dem grossen Meister Leopold v. Ranke. Das deutsche Mark- und Weichbildrecht. Berlin, Springer. Gr. 8. 15 Ngr.

Kritzler, H., Humanität und Christenthum. 2ter Bd. Cultur und Kirche. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Krosigk, H. v., Die neueste Phase des Kommunismus. Eine Schutzschrift für das Eigenthum. Berlin, Mitscher u. Röstell. 8. 5 Ngr.

Die Land- und Seemacht Frankreichs im Frühjahr 1867. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Lange, R., Der deutsche Schulgesang seit 50 Jahren. Ein Beitrag zur Schulbuchliteratur. Berlin, Springer. 8. 10 Ngr.

Manitius, H. A., Fenelon's Leben und Wirken. Leipzig, Rhode. 8. 8 Ngr.

Marbach, O., Bericht über literarische Leistungen im Königreich Sachsen lebender Schriftsteller während der Jahre 1847—1867. Zur allgemeinen Ausstellung in Paris 1867. Leipzig, Giesecke u. Devrient. Lex.-8. 1 Thlr.

Meiners, L. H. E., Geschichte Anton Günther's des letzten regierenden Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, Herrn zu Jever und Knyphausen. Herausgegeben zum 19. Juni 1867, dem 200jährigen Todestage Ant. Günther's. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 10 Ngr.

Meyr, M., Erzählungen. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Pasig, J. L., Johannes VI. Bischof von Meißen. Ein Beitrag zur sächsischen Kirchen- und Landesgeschichte, insbesondere zur Geschichte des Hochstifts Meißen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Pasqué, E., Goldengel von Köln. Eine Erzählung aus französischer Zeit, mit einem Prolog: Anno 1784. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Röstell, J., Historischer oder dogmatischer Christus? Conferenz-Vortrag. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 5 Ngr.

Seinecke, F., Pädagogische Mittheilungen. 1stes Heft. Hannover, Schmerl u. v. Seefeld. Gr. 8. 10 Ngr.

Shakspeare's Historien. Deutsche Bühnen-Ausgabe von F. Dingelstedt. 1ster bis 3ter Bd. Berlin, G. Reimer. 8. à 15 Ngr.

Siegfried, C., Spinoza als Kritiker und Ausleger des Alten Testaments. Ein Beitrag zur Geschichte der alttestamentlichen Kritik und Exegese. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 4. 20 Ngr.

Smith's des jüngern, A., Prüfung der heutigen volkswirthschaftlichen Systeme. Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 1 Thlr.

Stromberger, C. W., Ueber die Thätigkeit der evangelischen Diakonenanstalten in den letzten Feldzügen. Vortrag. Darmstadt, Würtz. Gr. 8. 6 Ngr.

Indische Studien. Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums. Im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von A. Weber. Mit Unterstützung der deutschen morgenländischen Gesellschaft. 10ter Bd. 3 Hefte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Thoemmel, G., Geschichtliche, politische und topographisch-statistische Beschreibung des Vilajet Bosnien, das ist das eigentliche Bosnien, nebst türkisch Croatien, der Hercegovina und Rascien. Wien, Wenedikt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Voigt, A., Zur Luxemburger Frage. Ein Beitrag zur Tagesgeschichte. Braunschweig, Graff u. Müller. Gr. 8. 4 Ngr.

Volkmuth, P., Herr v. Ketteler, Bischof von Mainz und der „sogenannte Beruf Preußens". Berlin, Heinicke. Gr. 8. 10 Ngr.

Vorbrodt, F. A., Gedichte. Magdeburg, Streiber. Gr. 8. 10 Ngr.

Wald, H., Ueber Sympathie. Vortrag. Potsdam, Döring. 16. 5 Ngr.

Wattenwyl von Diesbach, E. v., Geschichte der Stadt und Landschaft Bern. 1ster Bd. 13. Jahrhundert. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Weber, G., und H. Holtzmann, Geschichte des Volkes Israel und der Entstehung des Christenthums. 2 Bde. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Willahen, P. J., Buch der Lieder. Bremen, Müller. 1866. 16. 20 Ngr.

Zittel, C., Die epischen Dichtungen über das Leben Jesu. Vortrag. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 4 Ngr.

Zoepfl, H., Die neuesten Angriffe auf die staatsrechtliche Stellung der deutschen Standesherren. Kritisch beleuchtet. Karlsruhe. Gr. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kunst und Kunstindustrie
auf der Weltausstellung von 1867.

Pariser Briefe von

Friedrich Pecht.

8. Cartonnirt. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der bekannte münchener Maler und Kunstschriftsteller Friedrich Pecht schrieb während seines zweimonatlichen Aufenthalts zu Paris eine Reihe von Briefen über die Weltausstellung, welche zuerst in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" mitgetheilt wurden und, nach vielfacher Durcharbeitung und Vervollständigung, hier im Zusammenhange erscheinen. Sein Buch liefert ein höchst anschauliches Bild von den Leistungen der Kunst und Kunstindustrie bei den verschiedenen Nationen, mit stetem Hinblick auf Deutschland, und empfiehlt sich ebenso als wohlunterrichteter Führer durch die Ausstellung wie als lehrreicher Wegzeiger zu dem Ziele, die deutsche Gewerbsthätigkeit inniger mit der Kunst zu durchdringen, als dies bisher im Vergleich zur französischen Industrie der Fall gewesen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.
Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**

Vierter Band.

Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech.

Erster Theil. Êrec der Wunderære.

Hartmann von Aue ist einer der hervorragendsten Dichter des Mittelalters, und sein „Êrec" gehört zu den bedeutendsten epischen Dichtungen der deutschen Literatur. Der diese Dichtung enthaltende vierte Band der „Deutschen Classiker des Mittelalters" wird daher gewiss eine gleich günstige Aufnahme finden, wie sie den ersten drei Bänden dieser Sammlung zutheil geworden.

Der I.—III. Band enthalten:

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.
II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch.
III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Nothwendigkeit des Christenthums in der Familie, der Schule und im Staat von Josef Probst, Pfarrer in Dorneck und Dekan. Zürich, Druck und Verlag von Friedrich Schultheß. 1867. Gr. 8. 9 Ngr.

Der Verfasser gibt die christliche Religion in ihrer ersten Blüte, in ihrem ersten Wirken, und bedient sich derselben als Prüfstein für alle wichtigern Verhältnisse des Lebens. Er zeigt, daß alle wirklichen Regierungsformen, sogar die republikanische, mangelhaft seien. Haben doch selbst die größten Demokraten immer noch etwas Despotisches. Die Schrift ist den christlichen Fürsten gewidmet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GEOGRAPHISCHER HANDATLAS
über alle Theile der Erde.

Entworfen und gezeichnet von Dr. Henry Lange.

30 Blätter in Farbendruck.

Zweite berichtigte und ergänzte Auflage.

Folio. In 6 Lieferungen zu je 5 Blättern. Subscriptionspreis für jede Lieferung 1 Thlr.

Lange's „Geographischer Handatlas" empfiehlt sich zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit und Correctheit, Sauberkeit des Stichs und Colorits mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt. Er hat bereits so günstige Aufnahme gefunden, dass eine zweite Auflage nöthig geworden ist, welche in 6 Lieferungen zu je 1 Thlr. erscheint. Sämmtliche Karten werden genau revidirt und mit allen Grenzveränderungen, den neuen Eisenbahn- und unterseeischen Telegraphenlinien sowie mit dem neuentdeckten geographischen Material bis auf die Gegenwart ergänzt.

Die erste Lieferung der neuen Auflage ist soeben erschienen und nebst einem Prospect durch alle Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Deutsche Zollverein.

Ein Handbuch für Zoll- und Steuerbeamte, Kaufleute und Gewerbtreibende.

Von **Wilhelm Ditmar,**
Oberregierungsrath.

Zweite, durchaus umgearbeitete Auflage.

Erster Band. **Geschichte und Organisation des Zollvereins.**

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieses wichtige, soeben bereits in zweiter Auflage erscheinende Werk behandelt die Grundsätze und die Gesetzgebung des Deutschen Zoll- und Handelsvereins zum ersten mal in systematischer Darstellung, und zwar nicht blos von der theoretischen, sondern recht eigentlich auch von der praktischen Seite. Es ist daher ein unentbehrliches Handbuch für Fachmänner und Landtagsabgeordnete, wie für Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbtreibende, Spediteure in und außerhalb der zum Zollverein gehörigen Staaten. Der zweite Band, die Gesetze, Verordnungen und Verträge enthaltend, befindet sich bereits unter der Presse.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Alle Bücherkäufer werden auf den soeben ausgegebenen

Katalog werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig

zu bedeutend ermässigten Preisen,

welcher in fünf Abtheilungen eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthält, besonders zusammengemacht.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 1. August 1867.

Inhalt: Neue Briefe aus dem Nachlasse Varnhagen's. Von **Rudolf Gottschall**. — Gustav Freytag's Bilder aus dem Mittelalter. Von Heinrich **Rückert**. (Beschluß.) — Moser's Reliquien. — Zur Geschichte der Befreiungskriege. Von **Hans Prutz**. — Unterhaltungsliteratur. — **Feuilleton.** (Heine in Italien; Literarische Notizen.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Neue Briefe aus dem Nachlasse Varnhagen's.

Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a. Nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 5 Thlr.

Varnhagen spricht an einer Stelle, die sich in dieser neuen Briefsammlung findet, von seinen „unendlichen Papieren", und in der That scheint sein literarisches Briefmuseum unerschöpflich zu sein. Die Anordnung desselben ist indeß in allen Schubladen dieselbe. Er setzt nicht nur die Charaktere, wie sie von Natur gewachsen sind, in Spiritus; er heftet ihnen auch eine Etikette an, die oft mit spitzigen Zügen abgefaßt ist und gegen die Harmlosigkeit, mit welcher sich jene in ihren brieflichen Plaudereien gehen lassen, scharf absticht. Hatten sie doch keine Ahnung davon, daß sie für die Nachwelt eingefangen und conservirt werden sollten.

Die Silhouettenschere Varnhagen's ist in ihren Ausschneidungen und Profilirungen nicht blos graziös und gewandt; sie verschmäht ebenso die Schonung und Verschönerung; sie gibt die Profile mit allen Ecken und Kanten und unschönen Linien, wie sie ihm erschienen sind. Wenn sich Varnhagen in seinen Biographien als pietätvoller Verherrlicher unserer kriegerischen und staatsmännischen Größen zeigt, die er für unsere Bewunderung blank gehobelt hat, so führt er in diesen Notizen und Aufzeichnungen uns an seine Hobelbank, wo die Späne und Splitter herumliegen, ja selbst an den Balken fehlt es nicht, die er im Auge seiner Helden entdeckt hat. In dem grazilen Stil, dessen sich die Herausgeberin, Ludmilla Assing, befleißigt, wird derselbe Gedanke folgendermaßen ausgedrückt:

Es sind nicht mehr vorzugsweise die Franzosen, welche die Briefe, die ihre Literatur und Geschichte charakterisiren, werth halten und als dauernde Quelle ihrer Studien benutzen. Auch in unserm Deutschland wächst der Sinn und das Interesse hierfür immer mehr: man hat begriffen, daß durch derartige Mittheilungen die Vergangenheit, die ohne sie unserm Blicke so leicht entfliehen würde, uns aufs neue näher tritt, und zwar in dem so klaren Lichte, wie die Gegenwart es nie zu geben vermag. Unsere Helden, unsere Gelehrten und Dichter, unsere berühmten Frauen feiern in den Briefen und Memoiren, welche die Nachwelt von ihnen aufbewahrt, gleichsam eine geistige Auferstehung, und zeigen sich ohne die Schleier, in welche die Tagesverhältnisse und auch oft die Tagesirrthümer und Misverständnisse sie theilweise vor den Augen ihrer Zeitgenossen einhüllten. So vervollständigt sich ihr Bildniß erst, nachdem sie nicht mehr unter uns weilen, und der gerechte und unparteiische Psycholog wird immer diesen Zeitpunkt abzuwarten haben, um sein letztes und endgültiges Urtheil zu fällen.

Man möchte auch unserer jüngsten Gegenwart einen Varnhagen wünschen; es fehlt ihr nicht an Studienköpfen, doch, wir fürchten, an Malern, die sie aufnehmen. In unserer Zeit wird mehr „grobe Arbeit" gemacht; es fehlt die feinsinnige Vertiefung in das Wesen der einzelnen Persönlichkeiten, eine Vertiefung, die einen künstlerischen Sinn voraussetzt. Doch vielleicht wandert auch in der Gegenwart ein Varnhagen mit seiner Silhouettenschere incognito einher, läßt aber erst die Zukunft in sein Album blicken!

Die „Briefe von Wilhelm von Humboldt an Henriette Herz", mit denen die Sammlung beginnt, erhalten gleich als Vignetten zwei scharfgezeichnete Charakterköpfe der Briefschreibenden. Wilhelm von Humboldt, der namentlich durch seine „Briefe an eine Freundin" (Charlotte Diede), durch die „Lichtstrahlen" aus seinen Werken u. s. w. als eine Idealgestalt der neuern Literatur auf ein ziemlich vornehmes Piedestal gestellt worden ist, erscheint hier in einem etwas andern Lichte, mit einer Fülle widerspruchsvoller Charakterzüge ausgestattet. Das Porträt, welches Varnhagen von ihm entwirft, ist von einer meisterhaften Prägnanz; wir können uns nicht versagen, es ganz hier mitzutheilen:

Humboldt steht mit großem Geiste über allen Verhältnissen weit hinaus. Die Welt ist seinem Scharfsinne eine Sammlung scherzhafter und ernsthafter Aufgaben, tiefes umfassendes Wissen und ausgebreiteter Lebensgenuß die Lösung, in beiden Arten mit fleißigem Eifer, den eine cynische Gleichgültigkeit dicht begleitet. Er hat eine Menge Eitelkeiten, über die er doch alle weit hinaus ist. Er hat die größten weltbildenden Gedanken, deren Wirksamkeit aber durch den Zustand der Staaten und überhaupt jetziger Welt ausgeschlossen ist. Daher kommt ihm von dem, was er als Denker besitzt, nicht immer viel zu Nutze

als Staatsmann. Die Gewandtheit und Klugheit kommt ihm ganz von innen aus höhern Gebieten. Statt solcher Mystificationen einzelner, wie Metternich sie treibt, übt er gegen die Menschen insgesammt eine scherzende Verhöhnung, die nicht beleidigt, weil sie unpersönlich ist und aus freier Geisteslüberlegenheit kommt. Er ist gar nicht leichtsinnig, aber auch gar nicht schwer, die Gegenstände als solche sind ihm immer von gleicher Wichtigkeit. Der Staat ist ihm eigentlich gleichgültig, aber da es einmal solche Einrichtung gibt, so ist ihm die höchste Stelle darin die bequemste. Er unternimmt nichts für ihn, aber er läßt ihn keineswegs im Stich. Ein trefflicher Ausführer von Aufträgen, weiß er außerordentlich zu arbeiten, schnell und geschickt, mündlich und schriftlich, läßt es an keinem Eifer fehlen, um den Zweck zu erreichen, und macht sich dann plötzlich gar nichts mehr daraus, weil die Sache nun aufhört, die seinige zu sein, welches sie nur so lange war, als sie noch nicht gelöste Aufgabe war. Er zeigt in Bearbeitung von Staatssachen philologischen Sinn und Genauigkeit, erkennt mit Uebersicht, trifft mit Sicherheit, und spielt mit den Schwächen der andern mehr noch, als er sie benutzt. Mit Metternich hat der Zufall ihn in günstige Vertraulichkeit auf einige Zeit gebracht. Er sieht das Zukünftige wol nahen, und es kann ihm nicht gefallen, aber er setzt sich darüber hinweg. Seine physische Beschaffenheit ist höchst merkwürdig: Musik, Farben, schöne Natur sind ihm verschlossen und zuwider, oder doch gleichgültig; die plastische Kunst ist die einzige, die ihn reizt, als Heiden, welches er im stärksten Sinne des Worts ist, und als Erasten. Die innerste Richtung geht in ihm auf Erforschung der Körperlichkeit, seine Sinnlichkeit ist zumeist ein Versuch und eine Erkundigung, und der Punkt, wo ihn die Natur wieder in ihren großen Zusammenhang stellt. Seine Paradoxien sind angenehm und geistreich, und auch praktische; zum Beispiel sein Wohlbehagen in dichtverschlossener Stubenluft und außerordentlicher Hitze. Er bleibt sich immer gleich, noch ganz anders als Metternich. Seine Unterhaltung ist höchst leicht und liebenswürdig, und bei allem Witz gutmüthig. Dies ist er überhaupt öfter und mehr, als man gewöhnlich glaubt. Sein Herz ist allerdings bewegbar, aber freilich nicht immer dann, wann man es möchte. Er ist geizig, aber kein Filz. Mit größerer Grazie war noch niemand verheirathet, völlige Freiheit gebend und nehmend.

Erläutert wird dies Gesammtbild durch die darauffallenden Streiflichter einzelner Aperçus Schlabrendorf's, Talleyrand's, der Rahel über den Staatsmann und Menschen. Schlabrendorf meinte, in Bezug auf die Humboldt, ohne Gemüth könne man nie ein großer Mann sein; Görres nannte Wilhelm von Humboldt eine kalte Decembersonne; Rahel sagte in Bezug auf seinen Geist: „Il a autant qu'il veut"; und meinte ein andermal zu ihm, sie könne ihm seine Geistesfreiheit weniger hoch anrechnen, da er auch für sein Thun und Handeln in seinem Innern weder Schranken noch Zügel habe. Talleyrand sagte vom Minister von Humboldt: „Il est comme la Prusse, on ne sait pas bien ce que c'est." Heutigentags weiß man das übrigens besser. Von den mitgetheilten Anekdoten zur Charakteristik Humboldt's erwähnen wir die folgende:

Wilhelm von Humboldt haßte Musik und Gesang. Singen nannte er Greien, und die berühmte Sontag war ihm eine Person, die vom Greien lebte. Von musikalischen Instrumenten erklärte er den großen Baß für das beste, dem könne man am leichtesten entgehen, den bringe auch so leicht keiner fort und nicht in Gesellschaft, dagegen das Flageolet ihm das schrecklichste Instrument dünkte, als welches einer unversehens aus der Brusttasche ziehe, wie zum Meuchelmord! Als eine seiner Töchter sang, sagte er zu ihr: „Was hast du nur an dem fatalen Greien! Du wirst dir dadurch nur deine schöne S—prechstimme verderben!"

Die Jugendliebe von Humboldt, Hofräthin Herz, geborene de Lemos, an deren Adresse bekanntlich später auch Ludwig Börne warmempfundene Liebesbriefe richtete, wird uns von Varnhagen in folgender Weise porträtirt:

Eine große, wunderschöne Frau, voll Anmuth und Lieblichkeit, klug, gebildet, kenntnißreich, beredt, mild und gütig, eifrig im Wohlthun. Wie kommt es, daß, bei großen Huldigungen, festgehaltenen Freundschaften, heitern Umgangsverhältnissen, wesentlichen Dienstleistungen, diese Frau gleichwol bei den Menschen, auf die sie am meisten hielt, keine wahre Liebe und Zuneigung erweckte? Selbst Schleiermacher, der älteste und ergebenste ihrer Freunde, spöttelte viel über sie, besonders in späterer Zeit, Wilhelm von Humboldt dachte sehr gering von ihr, Karoline von Humboldt ging darin noch weiter, Dorothea Schlegel wurde nur durch Gewalt alter Gewohnheit von ihr festgehalten, Frau Schleiermacher hegte die entschiedenste Abneigung gegen sie, die Reimer'sche Familie ebenso, die Frau Schede nicht minder, desgleichen Frau von Barbeleben, die Savignys, Achim und Bettina von Arnim, Rahel kämpfte immer zwischen Vorliebe und Misachtung. Nur Immanuel Bekker und Herr Fürst, auch allenfalls den Starrkopf Börne wußte sie dauernd in Anbetung zu erhalten. Die Schüler und Verehrer Schleiermacher's, Marwitz, Adolf Müller, Harscher, zeigten ihre Geringschätzung bis zur Grobheit. Der Schlüssel liegt in ihrem Mangel an eigentlichem Kern, an Charakter, an tiefem Herzen. Das Innerste war schwach, leer, sollte durch Aeußeres reicht werden, sie war eine allseitige Anempfinderin, das gefiel jeden auf kurze Zeit, wurde widrig im Wechsel. In spätern Jahren minderte sich die Ziererei, aber dafür frömmelte sie, und wenn es noch weit stärker getrieben, wäre sie dadurch nicht vielen Leuten, mit denen sie es auch nicht verderben wollte, anstößig geworden. Auch fand sich mit dem Alter viel Absichtliches, Berechnetes ein, was in manchen Fällen zur freventlichen Verleugnung der Wahrheit wurde.

Mit diesen Vorkenntnissen ausgerüstet, im Besitze dieser beiden Porträts, wenden wir uns nun zur Lektüre der Briefe Humboldt's an Henriette Herz selbst; sie umfassen in der Sammlung 120 Seiten. Der Eindruck, den sie machen, ist aber der unerquicklichste, den die Briefe eines großen Mannes machen können, sie sind nichtssagend und inhaltsleer — fast lauter „blöde Jugendeselei", oder auch nicht blöde; nichts von Sturm und Drang feuriger Jugend, von weltbewegenden oder excentrischen Gedanken; gar kein geistiges Leben mit großen Zielen und Perspectiven, nichts als sentimentale Herzensergüsse, die oft an einen Briefsteller für Liebende erinnern; dabei Spielereien mit einer Art von Orden, zu gegenseitiger Veredlung und Förderung, mit Küssen, Pfänderspielen, Geschenken von Schattenrissen und Ringen, und in der Mitte dieses sentimentalen Freundschafts- und Liebescultus die schöne verheirathete Henriette Herz, die liebe gute theuere Henriette, die anfangs „gesiezt", später geduzt wird. Dabei arbeiten alle an ihrer moralischen Vervollkommnung. Die Arbeitsweise war indeß keine unangenehme, wie die folgenden Zeilen Humboldt's beweisen:

Es war besser, daß Freuden, stufenweise immer höher genossen, diesen Kummer, dies bange Zweifeln aus meiner Seele vertilgten. Reichlich, reichlich belohntest du mich, Jette. Was ich empfand, als du zuerst wärmern Antheil an mir nahmst, den ersten Händedruck erwidertest, den ersten Kuß mir erlaubtest, als dein Vertrauen immer stieg!

Nur einmal tauscht der junge Liebende mit der Geliebten seine Ansichten über Gott aus; im übrigen suchen wir vergeblich in allen Briefen einen tiefern Gedankeninhalt.

Dies läßt nur eine doppelte Erklärung zu: entweder war Wilhelm von Humboldt's Geist selbst damals noch ein ziemlich unbeschriebenes Blatt, der sich erst durch spätere Anregungen und Studien glänzend entwickelt, oder Henriette Herz war nicht die Frau, an welche man gedankenvolle Briefe schrieb — nur eine Adresse für das „Herz" und die Spielereien der Empfindsamkeit. Die Briefe waren übrigens anfangs mit hebräischen Lettern geschrieben. Selbstverständlich spielte der Ehemann der Madame Herz in diesem Orden keine Rolle und man weihte ihn daher weder in die Geheimnisse, noch in die Briefe ein. Von dem fast durchgängig in ihnen herrschenden Ton geben wir eine Probe, nach der man alle übrigen beurtheilen kann:

So ist er denn wieder verstrichen, der frohe, glückliche Tag, an dem ich Sie so lange sehen und so ungestört mit Ihnen reden konnte! O wie vielen vielen Dank bin ich Ihnen noch schuldig, theuerste Freundin, für alle die Güte, die Freundschaft, die Sie mir erwiesen, für das Vergnügen, das ich in Ihrer Gesellschaft genossen habe! Ach bald bald werde ich es nicht mehr genießen, noch wenige Wochen, und ich kann Sie in einem ganzen halben Jahre nicht sehen. O wer, liebe Henriette, wer wird mir diese lange Zeit ertragen helfen? Wer konnte es, als nur Ihre lieben, innigen, freundschaftlichen Briefe, und die, die soll ich entbehren! Aber warum rede ich schon jetzt von dieser traurigen Zukunft? Warum quäle ich mich schon jetzt mit der Vorstellung davon? Wird mich das wirkliche Gefühl nicht genug schmerzen? Wäre doch der heutige Tag mit dem Augenblick geendigt gewesen, da Sie von uns wegfuhren!

Die Briefe Chamisso's an Ceres Duvernay beleuchten eine Liebesepisode aus dem Leben des Weltreisenden und Dichters, die allerdings im Sande verläuft. Die Geliebte heirathet und schickt ihm statt früherer Liebesbriefe eine Uebersetzung aus Ossian und die Bestimmungen eines kaiserlichen Decrets. Die Briefe Chamisso's athmen an einzelnen Stellen eine sanfte Schwärmerei. Ceres geht übrigens gegen ihren künftigen Gatten correcter zu Werke, als Madame Herz gegen ihren gegenwärtigen, indem sie in Duzcomment mit ihrem Geliebten aufhebt, während sie ihn allmählich einführt als Mitglied eines Ordens, dessen letzter Zweck Beglückung durch Liebe ist.

Ein langer Reisebrief von Ludwig Tieck an Bernhardi von 1793 schildert einen Ausflug nach dem Fichtelgebirge in einer etwas breitspurigen Weise, nicht ohne Munterkeit und Naturſinn. Interessant ist uns nur die republikanische Gesinnung, die sich in diesen Herzensergüssen des jungen Romantikers ausspricht, die Begeisterung für die politische Freiheit, von der sich in seinen sämmtlichen Werken nachher keinerlei Spuren finden:

O die Natur ist doch an Schönheit unerschöpflich! Hier ist der wahre Genuß, eine schöne Gegend veredelt den Menschen, eine schlechte macht ihn kleinlaut und scheu, die erhabene stimmt ihn erhaben, nur in einer solchen Gegend schöne, edle Republikaner! O Schweiz, Frankreich — wenn ich doch dahinfliegen könnte, mit genießen und mit für die Freiheit sterben!

An einer andern Stelle schildert er uns einen französischen Grafen als verkappten Jakobiner, der gerade dadurch Tieck's Sympathien erweckt:

Heute machte sich zu guter letzt noch der französische Graf an mich. Wir kamen bald auf die Revolution und den Krieg zu sprechen — er war sehr witzig; bei seiner Schilderung der Fürsten (er kannte einige persönlich) mußte man ununterbrochen lachen. Wir wurden immer vertrauter miteinander, seine Grundsätze neigten sich nach und nach immer mehr zur Freiheit und Gleichheit, und am Ende fand ich, daß er selbst ziemlich jakobinische Ideen habe. Er mußte sehr lange keinen erträglichen Menschen zum Sprechen gefunden haben, denn seine Beredsamkeit war unaufhaltsam, Wackenroder war aber sehr müde und so gingen wir endlich auf unser Zimmer. Ich blieb noch auf, um einzupacken. Gewiß sind aber mehr Freiheitsmenschen oder Jakobiner in Deutschland, als man glaubt, sie maskiren sich nur sehr, denn diesen hatte ich vorher für stupide gehalten und ich fand einen feinen und sehr gescheiten Mann an ihm, und bedauerte es, daß ich mich nicht schon vorher der übrigen Gesellschaft wegen an ihm schadlos gehalten hatte.

An jener albernen Kindlichkeit, welche Tieck's Hauptdichtungen charakterisirt, fehlt es auch nicht in diesem Reisebriefe. Es finden sich mehrfach Wendungen wie die folgende: „Das Menschchen ist ein veränderlich Ding, das ist schon eine sehr alte Sage." Außerdem erfahren wir aus dem Briefe, daß Tieck damals sehr lachlustig und ein kühner Reiter war. In seiner Lachlust zeigt sich bereits das starke Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit, welches ein wesentlicher Factor der spätern romantischen Ironie war. Eine feine Menschenkenntniß, fast zu fein für innige Busenfreundschaft, zeigt sich in dem Porträt, welches Tieck von seinem Reisegefährten Wackenroder entwirft:

Wackenroder hat sehr etwas Verschlossenes, keiner wagt sich an ihn so leicht und bei aller seiner Bescheidenheit hat er ein sehr imponirendes Ansehen, sehr etwas Altes, weil er von je an wenig mit jungen Leuten umgegangen ist. Schlimm ist es, daß seine Solidität nicht aus Erfahrungen entstanden ist, er ist kalt und gesetzt, ohne daß dieser Charakter aus einer innern Nothwendigkeit entstanden wäre, er ist die Ideen nicht durchgegangen, die nothwendig sind, um einen reellen soliden Charakter hervorzubringen, der unerschütterlich ist; man zeige ihm das, was er jetzt verachtet, von einer reizenden, von einer poetisch schönen Seite, und er wird schwächer sein als die, die er itzt verachtet. Er hat von je an allen Umgang vermieden, der ihn hätte belehren können, er hat daher wirklich sehr wenig Menschenkenntniß, er haßt und verachtet, ohne sich in die Seele dessen, den seine Verachtung trifft, hineindenken zu können. Sie werden wissen, wie schädlich eine solche Erhebung über die Menschheit ist, wie sehr sie zur schrecklichsten Intoleranz führt, zum Menschenhaß.

Den eigentlich pikanten Theil der Sammlung bilden die „Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel, geborene Cesar, und an Rahel, nebst Briefen von Pauline und Rahel, und Aufzeichnungen von Varnhagen". Bekanntlich hat Alexander Büchner Bruchstücke dieser Briefe veröffentlicht. Ludmilla Assing sagt in Bezug auf diese und auf die hier mitgetheilten:

Als der geschätzte Herausgeber in Caen jene merkwürdigen vergilbten und halbzerrissenen Blätter entdeckte, ahnte er nicht, daß eine Abschrift der meisten derselben, von Varnhagen's Hand, sich in Varnhagen's Nachlaß befände. So manchmal, wenn ich die in ihrer Art einzigen literarischen Archive durchblätterte, die mein Onkel mir anvertraute, verweilte ich bei diesen eigenthümlichen Briefen, in denen die mächtige Flamme einer zügellosen Liebesleidenschaft lodert, und zögerte doch immer noch, sie

bekannt zu machen. Nun aber, nachdem eine theilweise Herausgabe erfolgt ist, scheint es mir eine literarische Pflicht, das Bild zu vervollständigen und die Lücken zu ergänzen durch die Beiträge, die in meinen Händen sind. Nicht nur, daß in den mir vorliegenden Abschriften ein paar der Herrn Büchner unleserlich gebliebenen Stellen entziffert sind, nicht nur, daß sie zwei Briefe vollständig geben, die im Original nur zur Hälfte erhalten waren, als man sie auffand, sondern auch noch acht neue Briefe des Prinzen an Pauline habe ich hinzuzufügen, deren Originale die Empfängerin später vernichtet oder verloren haben mag. Wo ich hin und wieder etwas ausgelassen habe, ist es nur da geschehen, wo der leidenschaftliche Ausdruck alles in der Literatur Sagbare übersteigt.

Pauline Wiesel, des Prinzen Louis liebe Pelle, war von Natur durchaus nicht auf eine literarische Unsterblichkeit angelegt; sie verlangte vom Leben andere Genüsse als löschpapierenen Nachruhm. Deshalb machen ihre Briefe auch einen sehr naturwüchsigen Eindruck. Varnhagen sagt von ihnen: „In diesen schlechtgeschriebenen unordentlichen Briefen ist viel eigenthümliches Leben, freier Geist, treffendes Urtheil.“ Varnhagen's Aufzeichnungen über den Charakter der schönen Pauline, nachdem er sie in reifern Jahren kennen gelernt, lauten wenig günstig; er spricht sogar von seinem persönlichen Widerwillen gegen sie, während Rahel ihre leidenschaftliche Vorliebe für Pauline bis zu einer letzten schmerzlichen Enttäuschung festhielt. Varnhagen schreibt:

Pauline hatte ein großes Naturgefühl, das immer neu und frisch hervorströmte; sie hatte einen unbestechlichen Wahrheitssinn, der schlechterdings keinem Wahn, keinem Vorurtheil huldigte, sondern sich an die klarste Wirklichkeit hielt, keine Süßigkeit und keine Härte des Vorhandenen leugnen oder ignoriren konnte; mit jeder sogenannten Bildung entbehrte sie auch jeden Nachtrab und Greuel derselben, jede Verbildung und Ziererei. In der Jugend war dies mit hinreißendem Liebreiz und der anmuthigsten Persönlichkeit verbunden. Dieser Einsicht in Paulinens Wesen und diesen Eindrücken von ihr blieb Rahel zeitlebens treu, auch dann noch, als diese Eindrücke nicht mehr in gleicher Art gegeben wurden, sondern mit dem Schwinden der Jugend manches Harte und Unschöne in Pauline zugenommen hatte. Ihrer Natur mußte man vieles verzeihen, und man that es gerne, Rahel aus tiefster Ueberzeugung. Die Eigenschaften, von denen sie selbst erfüllt war, innere Wahrheit, Rechtschaffenheit und Geistesinnigkeit, setzte sie ohnehin bei den Freunden ungeschwächt voraus, und rechnete auf deren Herz und Sinn wie auf einen Felsen. Ich hatte Pauline erst sehr spät kennen lernen; jenen Eindruck anmuthiger Jugend hatte ich nie von ihr empfangen können; auch den Nachschimmer davon vermochte ich schwer zu entdecken. Dennoch erkannte ich die erwähnten seltenen Eigenschaften völlig in ihr an. Leider aber fand ich diese mit einem Element von schlechter Angewöhnung umgeben, das dieselben zu zeiten ganz überdeckte.

Ein ganz apartes Exemplar der menschlichen Gattung war Wiesel, der Ehegatte der schönen Sünderin, ein kaustischer Cyniker, der sich über die Untreue seiner Gattin keine grauen Haare wachsen ließ. Von dem originellen Witz dieses Sonderlings theilt Varnhagen zwei Proben mit:

Ein preußischer Offizier, Hr. von Sellentin, der sich sehr kläglich ausnahm, sollte Adjutant von Seydlitz gewesen sein, wurde versichert. „Wenn das wahr ist“, sagte Wiesel, „daß der Mann Adjutant von Seydlitz gewesen ist, so ist der ganze Siebenjährige Krieg eine Fabel.“ —

Als jemand von Klopstock erzählte und sich rühmte, mit dem Sänger des „Messias“ gesprochen zu haben, rief Wiesel, ärgerlich über das nachsprecherische Preisen und Prahlen, mit humoristischer Verwunderung aus: „Was? der lebt noch, lebt mit uns zusammen? Ich habe bisher immer Klopstock für einen Contemporain von Jesus gehalten!“ Mit dieser Zwischenrede war denn der Lobpreiser freilich aus aller Fassung gebracht.

Die Briefe des Prinzen Louis athmen nicht blos eine glühende Leidenschaft, indem er in seiner Geliebten das liebreiche Wesen, die namenlose Grazie, alles Schöne, eine himmlische Natur bewundert; ihr Hauptwerth besteht in der darin so warm sich aussprechenden Liebe zum Vaterlande, in dem Haß gegen die niedere Gesinnung, die schlechte Politik des Tags und ihre Träger. Er ist voller Schmerz über die schändliche Zeit, und voll ahnungsvoller Besorgniß für die Zukunft. In Charlottenburg sitzt er dem „schändlichen“ Haugwitz gegenüber, der ihm allen Appetit zum Essen verdirbt: „Der Erbärmliche konnte mir nicht ins Gesicht sehen, denn verachtender und ernster, als ich ihn ansah, ist noch kein Sterblicher es gewesen.“

Sehr schön heißt es in seinem letzten Briefe:

Ein Wort gaben wir uns alle, ein feierliches, männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden —, bestimmt das Leben daranzusetzen, und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Ideen auf lange erstickt und zernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! Es soll gewiß so sein! Der Geist der Armee ist trefflich, und würde es noch mehr sein, wenn mehr Bestimmtheit und erregende Kraft von oben wäre, und ein fester Wille die schwachen und schwankenden Menschen bestimmte! Was ist dieses erbärmliche Leben, nichts, auch gar nichts! Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte, und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schönen Hoffnungen von unsern Herzen! So muß es in diesem Zeitalter sein, denn so erstarben auch alle schönen menschenbeglückenden Ideen! Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt — warum also sich beklagen, wenn im kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet!

Durch solche Worte schreibt sich Louis Ferdinand in das Pantheon preußischer und deutscher Helden ein. Ob aber diejenige, an welche sie gerichtet sind, das volle Verständniß für dieselben hatte? Oder hatte sich der Prinz durch körperliche Anmuth und Schönheit bestochen, ein Ideal geträumt, dem die Trägerin in geistiger Hinsicht nicht entsprach? Die mitgetheilten Briefe der Pauline zeugen eine gewisse Frische des Sinns und des Urtheils, die im ganzen wohlthuend berührt; auch findet sich hin und wieder ein Aperçu, das aus einer originellen Weltanschauung hervorgeht. Doch enthalten sie ebenso des Gewöhnlichen viel, das Radebrechen in deutscher oder in französischer Sprache macht einen etwas unharmonischen Eindruck, ebenso die Lebensmüdigkeit in den letzten Briefen, die doch aus dem Mangel tiefern geistigen Inhalts hervorzugehen scheint. Nur ein großer Thee mit dreißig Damen, Grafinnen, Baroninnen, Generalinnen und einer Partie Ecarté wirft dann noch ein glänzendes Streiflicht in das verödete Leben. Ihre Urtheile sind oft absonderlich. So findet sie in Goethe's „Wahlverwandtschaften“ zu viel Tugend:

Ich lese einen Roman von Goethe, der mir gar nicht gefällt; weitläufig, ennuyant, keine Liebe, nichts als Tugend, Entsagen auf alles. Eine einzige gute Seite ist im ganzen Buch:

es kommt mir vor wie ein dummes Stammbuch, wo viele hineinschreiben — der Roman heißt: „Die Wahlverwandtschaften".

Ein köstlicher Zug ist es, wie Pauline ihrer „lieben Ralle" einige Eigenthümlichkeiten des Briefstils ablauscht und hin und wieder ihre Lakonismen des Ausdrucks nachahmt. Rahel schrieb bekanntlich keinen Brief, ohne daß neben dem Datum das Wetter des Tags angegeben wäre, da dasselbe bei ihrer laubfroschartigen Natur auf ihre Stimmung von großem Einfluß war und so gleichsam die Tonart des ganzen Briefs von Haus aus bestimmte. Sie hatte es in diesen Angaben zu einer, für die Meteorologen von Fach beneidenswerthen Meisterschaft des Ausdrucks gebracht und gleichsam jeden Grad der Thermometer- und Barometerscala mit den frappantesten Wendungen beschrieben. Auch in den Briefen an Pauline finden sich diese Wetterglossen: „Helles, sonniges Frühlingswetter; fürchterliches Nordostwindwetter, das mich physisch dem Wahnsinn nahe brachte; schönes, munkliges Wetter; wärmliches dunstiges Wetter, wo eben die Sonne durchbricht" u. s. w. Nun schrieb auch Pauline derartige Wetterüberschriften: „Trübes Wetter mit Wind, kaltes Wetter, Mordwetter, die ganze Nacht Gewitter" u. s. w. Doch man merkt an diesen trivialen Bezeichnungen, daß ihr das meteorologische Genie der Rahel fehlt. Die Briefe der letztern sind geistreich, sprühend von Aphorismen und oft voll mystischer Gefühlstiefe. Rahel ist, trotz ihrer peripherischen Fühlfäden für die Witterung, für die Zeit und die Menschen, eine centrale Natur. Einige Briefstellen beweisen diesen, auch in der Form oft orakelnden Tiefsinn:

Der Gedanke des Existirens — nicht als Pauline, oder Rahel — überhaupt, das Dasein irgendeines Dinges oder einer uns möglichen Vorstellung ist so groß, so überragend kolossal, daß ich in der Grübelei und Anschauung untergehe in Ruhe. So mit meinem Geist und mit meinen Gedanken hab' ich noch Plaisir. —

Ja, Pauline, alles herunter nach der stummen Erde: und ist hier Bewußtsein und Schmerz. Dahinter muß ein herrliches Geheimniß stecken, wovon wir hier nichts wissen. Herrlich, wenn es auch schrecklich ist. —

Daß keiner jemals nach seinem Orte kommt, wo er lange nicht war! Alles ist anders, ich allein fremd, mir alles fremd: ich ohne Beziehung, und doch in keinem fremden Ort, nichts Neues sehend, nur Verhäßlichtes. Meine größte Hauptqual ist hier: daß, was noch übrigblieb von meinem Vorigen, so alt, so abgetragen, so verkrüppelt, so häßlich geworden ist. Lauter saurige Revenants; die auch mich wie sonst haben und gebrauchen und ansehen wollen; die nämlich, die noch übriggeblieben sind! Hier und da in der Fremde einen solchen einzeln zu finden, kann noch spaßhaft, erträglich sein, wie wir's wol erbeten. Aber solche alte, vertrocknete, versteinerte, verholzte Massen, in den alten und doch so zerstörten Räumen, sind Furien der Vergangenheit, die einem mit Gewalt die Augen ausbrennen mit den Fackeln, mit Wuth uns zeigen, uns erhellen, was wir nicht sehen wollen: und an allem andern hindern! —

Lauter Mittel zum Leben, lauter Anstalten dazu, und nie darf man leben; nie soll ich. O! und unterfängt man sich's einmal, wie Sie es manchmal thaten, so hat man die elende Welt, die ganze Welt gegen sich.

Sehr treffend charakterisirt Rahel diesen tiefen Zug ihres Wesens selbst mit den Worten, „daß sie unermüdet in sich grabe und bei den lichterlohen Flammen ihrer Affecte ihr Inneres immer mehr und mehr erschaue".

Nach diesen pikanten Briefen zweier emancipirter Frauen, von denen die eine es durch freie Gedanken, die andere durch freies Leben war, machen die „Briefe von Stägemann an Friedrich Cramer in Halberstadt" einen etwas trockenen Eindruck. Es ist weniger der Dichter als der Beamte Stägemann, der aus ihnen spricht, und die Streiflichter, welche auf die damalige preußische Administration, Gesetzgebung und die bureaukratischen Zustände fallen, entschädigen nicht für die vielen langweiligen Personalia und das geistig Dürre und Dürftige, das man mit in den Kauf nehmen muß. Ungünstige Urtheile über Bunsen, das Lob Rückert'scher Gedichte, einige Mittheilungen über das damalige Muckerwesen, über die Extravaganzen der Frommen und die Schwangerschaften einiger frommen Damen bilden die spärliche Würze dieser Briefe.

Die Briefe des Staatsministers von Beyme, von welchem Varnhagen eine durch mancherlei Anekdoten illustrirte Charakteristik vorausschickt, enthalten meistens Beurtheilungen der Varnhagen'schen Biographien und sind durchweg in einem liebenswürdigen und feingebildeten Ton gehalten. Ueber die Biographie von Seydlitz sagt er:

Es ist nicht blos das vaterländische Gefühl, worin ich, mit Ihnen sympathisirend, hingerissen worden bin, das Werk, ohne es aus der Hand zu legen, gleichsam zu verschlingen, sondern auch die Kunst der Darstellung im innigsten Verbande mit der anspruchslosesten Einfachheit, welche mich zur höchsten Bewunderung Ihres Talents und seiner vollendeten Ausbildung entzückt hat. Fast jede Seite in dem ganzen Buche hat Stellen aufzuweisen, die als Denksprüche ausgezeichnet zu werden verdienen, und doch mit dem Ganzen wie aus einem Gusse bestehen. Kurz, meinem geringen Urtheile nach, ist diese Biographie ein vollkommenes Muster ohnegleichen, und werth durch eine vergleichende Behandlung des Lebens von Winterfeldt's, auf die Sie am Schlusse hindeuten, die aber auch nur Ihnen gelingen kann, den vergleichenden Lebensbeschreibungen Plutarch's die so lange besessene Palme zu entziehen; von Grund der Seele wünsche ich Ihnen Glück zu diesem gelungenen Meisterwerk.

Von Gneisenau erzählt Varnhagen folgende Anekdote:

Gneisenau hatte im Feldzug 1813 an Müffling stets einen offenen oder geheimen Widersacher, der mit seiner Pedanterie zwar eine gute Ordnung handhabte, aber auch allem Kühnen, Frischen möglichst entgegen war. Kurz vor dem Uebergang bei Wartenburg wurde eine Art Kriegsrath gehalten, Blücher und mit ihm Gneisenau waren für muthiges Vorschreiten, Müffling aber wollte mit seiner Meinung nicht recht heraus, brachte allerlei vor, was nichts Rechtes bedeutete, und regte zuletzt Gneisenau's Ungeduld so sehr auf, daß dieser ihm zurief: „Sagen Sie nur Ihre Meinung ganz frei heraus, Herr Oberst! Ich gebe Ihnen im voraus die Versicherung, daß sie nicht befolgt wird!"

Die Briefe Gneisenau's enthalten einige Bemerkungen über die Wuth des Zeitalters, alles Alte umzuwerfen und eine neue Gesetzgebung einzuführen, über den Judenunfug und die Schlechtigkeit des Zeitalters, wo man nur denjenigen achtet, der Aufwand machen und große Mahlzeiten geben kann, sei er auch übrigens noch so verworfen. Von Bettina sagt der Feldmarschall in einem Briefe an diese Dame:

Auch ich, ehe ich Ihre nähere Bekanntschaft zu machen die Ehre hatte, theilte die Vorurtheile, die gegen Sie in der Gesellschaft umhergehen. Ihr tiefer philosophischer Blick, Ihr fertiger und leichtfertiger Witz fesselten endlich meine Aufmerksamkeit. Die edle Art, wie Sie von ihrem Mann mündlich und schriftlich redeten, gewann Ihnen endlich mein Vertrauen und ich legte jedes Vorurtheil gegen Sie ab und hatte meine Freude an Ihnen, wie ein Vater an seiner geistreichen Tochter, wenn ich auch nicht immer Ihre Vernachlässigung der conventionellen Formen zu vertheidigen vermochte, und Ihnen gern zuweilen eine väterliche Vermahnung gegeben hätte, wozu ich jedoch des Rechts, sowie der Hoffnung des Erfolgs entbehrte.

Von den „annectirten" Rheinlanden heißt es in einem andern Briefe:

Wie Sie sehr richtig bemerken, so machen wir stets an neue Unterthanen die sonderbare Forderung, daß sie uns alsbald auf das zärtlichste lieben sollen. Auch ich meine, daß wir vorderhand mit dem Grad der Ergebenheit, als die Rheinländer uns bisjetzt bewiesen haben, zufrieden sein können. Es ist an uns, ihr Zutrauen und ihre Achtung uns zu verdienen, und stelle man solche Personen an, deren Gerechtigkeit und Billigkeit Achtung gebietet.

Dies wäre auch für die Gegenwart zu beherzigen. Aus Rückert's Briefen erwähnen wir eine Stelle, in welcher der Dichter davon spricht, daß er anfange einzusehen, er werde es den Leuten mit seiner Poesie nie recht machen. Alles übrige sind Schnitzel aus Varnhagen's Papierkorb. Was für den Briefsammler von Werth ist als Curiosität, wie der Brief von Saint-Germain, hat deshalb noch keinen Werth für die Oeffentlichkeit. **Rudolf Gottschall.**

Gustav Freytag's Bilder aus dem Mittelalter.

(Beschluß aus Nr. 30.)

Was die Geschichte des deutschen Volks gleichsam als vorbereitende und erklärende Gestaltungen bis zu jener centralen Gestalt des idealen deutschen Mannes, Helden und Königs geschaffen hat, ist in fünf selbständigen und doch zugleich in engster gegenseitiger Beziehung componirten Bildern geschildert. Es sind darin durch geschickte Vertheilung des Stoffs alle wesentlichen Züge des äußern und innern Lebens der Nation nicht blos angedeutet, sondern auch so plastisch herausgearbeitet und mit so warmer Farbe des Lebens getränkt, daß nur die überall gleiche bewahrte Gewissenhaftigkeit in der Benutzung des urkundlichen Materials und die consequente Selbstbeschränkung auf dasselbe den Verdacht gelegentlicher freier Schöpfung der Phantasie beseitigen kann, der vielleicht manchen Leser anwandelt. Aber es ist hier nichts phantasirt und nichts construirt, sondern nur eine vollendete Mosaik aus Einzelsteinen, deren geringste Schwierigkeit weniger in der Menge derselben, als in ihrer unhandlichen Gestalt und unharmonischen Färbung bestand.

Wie sich erwarten läßt, faßt das erste Bild, seiner Ueberschrift: „Aus der Römerzeit", entsprechend, alles das zusammen, was man von dem ältesten geschichtlichen Dasein des deutschen Volks weiß und nicht blos vermuthet. Es hat neuerdings der Hintergrund deutscher Geschichte, den man sich sonst mit den Cimbern und Teutonen geschlossen dachte, durch die Entdeckungen der sprachvergleichenden und völkervergleichenden Wissenschaft, sowie durch systematischere Ausbeutung der Schätze der Vorzeit, welche der Schos der Erde birgt, eine unendliche Vertiefung gewonnen. Aber Hypothese und Thatsache gehen hier einstweilen noch ungelöst durcheinander: Zeit und Ort, die beiden großen Momente, an welche alles geschichtliche Leben und Erkennen gebunden sind, verschwimmen in gestaltlosem Nebel der ungezählten Jahrtausende und namenlosen Völker. Daher wird, wer gestaltete Geschichte darzustellen vorhat, nur sparsam und vorsichtig von diesen neuen Funden Gebrauch machen, deren grenzenlose Perspective die Phantasie auch sonst sehr nüchtern gestimmter Männer so häufig in eine Art von schwindelnder Betäubung zu versetzen pflegt. Hier fühlt man überall den eröffneten weitern Horizont der Urgeschichte, mehr als daß man ihn sähe, und das halten wir einstweilen für die einzig richtige Methode da, wo es sich um concrete Gestaltungen handelt.

Ein feindurchdachtes Kunstmittel setzt den Darsteller in den Stand, sie bis zu der überhaupt möglichen Grenze objectiver oder unmittelbarer Lebensähnlichkeit herauszutreiben. Er hat nämlich hier in dem ersten Bilde und gewöhnlich auch anderwärts sein eigenes Werk mit einem nur leise umgeformten Zusatze fremder Hand, gleichzeitiger und womöglich auch den Ereignissen gleichartiger Berichterstatter versehen; aber er hat es wohlweislich getheilt, nachdem er erst selbständig das ganze Bild der darzustellenden Erscheinung entworfen und ausgeführt. Dadurch allein ist die sonst nicht zu überwältigende Fremdartigkeit jener unmittelbaren Aeußerungen der Zeit selbst glücklich gebannt: sie erscheinen jetzt gleichsam als die Probe für die Richtigkeit der Rechnung, nicht als etwas Neues, selbst erst dem Verständniß zu Eröffnendes. In der Wahl dieser Zeugnisse hat ihn überall der richtigste Takt geleitet, wie der am besten erkennen wird, der selbst eine lebendige und ausreichende Uebersicht über das gesammte Quellenmaterial unserer deutschen Geschichte hat. So ist für die Urzeit die Schilderung der Alemannenschlacht des Jahres 357 aus Ammianus gewählt. Es ist das einzige Schlachtgemälde aus der Zeit vor der Völkerwanderung, das mit Autopsie des Darstellers oder wenigstens der Quelle, die er selbst beinahe unverarbeitet benutzt hat, beruht, zugleich so ausführlich und anschaulich wie keins der mehr oder minder blos schablonenhaft phantasirten in den Berichten der Römer oder Griechen. Ein Schlachtgemälde aber ist unzweifelhaft gerade das, worin sich der Kern des damaligen deutschen Volksthums am natürlichsten und prägnantesten offenbaren muß. Denn der Mann als Kämpfer und Held ist ja doch die Signatur, welche die Zeit selbst als die höchst berechtigte an sich anerkennt.

Das zweite Bild: „Aus der Wanderzeit", ist als ein Doppelbild componirt. Die eine Hälfte zeigt uns die Schicksale der Völker, die andere die Helden der Völkerwanderung. Man wird, auch ohne daß es ausdrücklich gesagt würde, begreifen, daß es sich dort nicht um eine äußere Geschichte der einzelnen deutschen Stämme während des 4., 5. oder 6. Jahrhunderts handelt. Die Facta,

welche die gewöhnliche oder politische Geschichte aufzählt, sollen nur dazu dienen, um die innern Veränderungen in dem deutschen Menschen oder in der deutschen Volksseele unter dem Druck ungeheuerer Ereignisse begreiflich zu machen. Denn mit Recht sagt der Darsteller:

Es war ein schweres Erdenschicksal, welchem die Nation in jugendlicher Kraftfülle entgegenzog. Kein Zeitraum der Vergangenheit regt noch jetzt, nach anderthalb Jahrtausenden, so starkes Schmerzgefühl auf, als die Periode des Römersturzes und der beginnenden Germanenherrschaft in den Ländern alter Cultur. Die große Hälfte einer hochbegabten Nation sollte untergehen, damit der Rest ihrer Stammgenossen die Erbschaft des Alterthums antreten durfte. Und dieses Erbe selbst, wie sehr mußte es zerschlagen und verwüstet werden, bevor der letzte Bruchtheil den Ueberbenden zugute kam. Zuerst fraß das Schwert der Römer, dann brachte ihre Cultur und verdorbene Sittlichkeit den Erbern Untergang, bis allmählich die antiken Ueberlieferungen klein wurden, so unschädlich und so dem deutschen Wesen angepaßt, daß die Germanen damit hauszuhalten vermochten. Theuer wurden die Anfänge der Bildung, in welcher wir aufblühen, mit dem Blute unserer Ahnen bezahlt.

Diese ernste Stimmung wird geschärft, wenn man die folgenden Jahrhunderte des Mittelalters mit schnellem Blick mustert. Das römisches Wissen und römisches Christenthum in den deutschen Völkern großzog, das ist allerdings für unser Gedeihen unentbehrlich geworden, und wir haben jeden Grund, dafür dankbar zu sein; aber wir schauen jetzt von der Höhe auf eine lange Reihe überwundener Bildungen zurück, in denen die Mischung des Fremden und Altheimischen uns übel gelungen scheint; wir erkennen mit größerer Deutlichkeit das Mangelhafte, Unnatürliche und Ungesunde der einzelnen Erscheinungen, als die wachsende Energie der treibenden Lebenskraft. Häßlich sind die Charaktere der alten Königsgeschlechter, welche römische Laster mit germanischer Zügellosigkeit paarten, wenig erfreut das kindische Stammeln mönchischer Gelehrsamkeit und als zweifelhafter Gewinn erscheint die Macht römischer Päpste. Auch den Verlust altnationaler Poesie, den Verfall des heimischen Rechts empfinden wir vielleicht als Beeinträchtigung ältester Schönheit und Kraft. Dagegen ist uns das ureigene Wesen unsers Volks in seiner Verbindung mit dem Fremden nur in seinen großen Umrissen erkennbar. Wir haben deshalb ein milderes Urtheil für das Wilde und Barbarische, werden lebhafter ergriffen, wenn wir einmal den Schlag unsers Herzens in grauer Vorzeit wieder erkennen, und freuen uns unbefangen an einer großen Volkskraft, welche sich ungestört durch Fremdes consequent und gesetzlich regt. Denn das oft gesagte Wort gilt auch hier. Wie der Leib des Kindes eine Anmuth hat, die nur ihm eigen ist, die jedem spätern Alter fehlt und nicht in jeder Altersstufe durch eine andere ersetzt wird, so weist auch Leben und Seele des begabten Volks in der ersten Jugend eine Schönheit, welche alle spätern Geschlechter anzieht und rührt.

Von dem ernstesten Gedankenreichthum erfüllt ist das erste in der Reihe dieser Bilder: „Das Christenthum unter den Germanen.“ Es ist darum schwer, Einzelnes auszuheben, weil es bei aller feinen und farbigen Durchbildung des Details hier doch hauptsächlich auf das Ganze, auf den Gehalt des größten geistigen Umbildungsprocesses ankommt, den unser Volk jemals zu bestehen hatte. Gleichsam als eine Erholung von den strengen Forderungen dieses eben erwähnten Abschnitts wirkt der fünfte, der unter dem Titel: „Aus Stadt und Land. Zur Zeit der Merovinger“, Schilderungen bringt. Sie sind durch einen einzigen Grundgedanken zusammengehalten, durch den aber der Reiz der einzelnen historischen Genrebilder nicht gestört wird. Denn so wie man in der Malerei das historische Genre von der Historienmalerei einerseits, und andererseits von dem eigentlichen Genre zu trennen für nöthig befunden hat, so darf man auch für die Geschichtschreibung diese drei Gattungen und zwar jede in ihrer Art gleichberechtigt neben der andern aufstellen. Als ein Meisterstück im echten Stil dieses Genre heben wir hier beispielsweise die Schilderung der Scenerie einer Stadt damaliger Zeit heraus:

Zwischen griechischen Tempelsäulen, deren Marmorstücke aus den Fugen gingen, und zwischen den mächtigen Quadern römischer Bogen, der unverwüstlichen Arbeit alter Zeit, sah man den Nothbau der letzten Römerjahre, unordentliches Ziegelwerk mit eingemauerten Werkstücken älterer Gebäude, und daran geklebt wie Schwalbennester die Wohnungen armer Leute; neben den Steinhäusern der Provinzialen mit Atrium und Portikus, mit einem Oberstock und Altan stand der hölzerne Salbau eines germanischen Ackerwirths mit einem Laubengang auf der Sonnenseite und der Galerie darüber. Dahinter zerstörte Wasserleitungen, ein Amphitheater, welches bereits als Steinbruch benutzt wurde, Brandstätten und wüste Plätze, an den Straßenecken kleine Holzkapellen mit einem Heiligthum. Und unter Römer- und Nothbauten wieder das Gerüst einer großen steinernen Kirche, welche dem Stadtheiligen gebaut wurde, auf hoher Stelle ein Palast, den sich der germanische König errichten ließ, nach heimischer Sitte mit vielen Nebengebäuden für Gefolge, Dienerschaft, Reisige und Rosse, oder ein burgähnliches Thurmhaus des Grafen mit Hofraum und weiter Halle.

Wie diese fünf Bilder gleichsam die Morgendämmerung der mittelalterlichen Geschichte schildern, so sind ebenso viel andere dazu bestimmt, sie in ihrer vollen Lichtentfaltung darzustellen, während das sechste, wie ausführlich dargethan ist, alle vereinzelten Strahlen des Zeitgeistes in der concreten Gestalt Karl's des Großen zusammenfaßt. Nr. 7: „Aus dem Klosterleben. Im 10. Jahrhundert“, wird manche Leser besonders darum anziehen, weil es zum großen Theil aus demselben Material geschöpft ist, aus welchem Scheffel seinen historischen Roman oder culturhistorische Novelle „Ekkehard“ gestaltet hat. Die Betrachtung des Unterschieds zwischen dem eigentlichen Geschichtschreiber und dem Novellisten gewährt manche lehrreiche Gesichtspunkte, da der eine wie der andere in diesem Falle seine Aufgabe mit nicht gewöhnlichem Geschick zu lösen verstanden hat.

Das organische Ergänzungsstück zu dem vorigen führt die Aufschrift: „Aus dem Volk. Um 1100“, ein farbenreiches historisches Genrebild, dessen Gegenstück: „Aus Stadt und Land. In der Merovingerzeit“, mit diesem zusammengehalten werden muß, um die Wandlungen des äußern deutschen Volkslebens im Laufe von 3—400 Jahren mit einem Blick zu erfassen.

Zu der bedeutsamsten Aeußerung des öffentlichen Lebens des deutschen Volks in dieser Periode, zur Wahl eines deutschen Königs und präsumtiven Inhabers des Throns der Imperatoren führt uns das folgende: „Zwei Königswahlen“, die eine, die Konrad's II., des Saliers, aus der Epoche des strahlendsten Glanzes der deutschen Krone, als die Idee der Weltherrschaft ihrer relativen Möglichkeit der Realisirung am nächsten gekommen war; die andere, die Lothar's von Sachsen, aus der Epoche

des beginnenden Verfalls, als die Krone weniger durch die zufällige Individualität ihres Bewerbers, wie durch das Verhängniß der gesammten politischen Entwickelung Deutschlands zu einer Art von Beneficium des heiligen Petrus, d. h. der Päpste herabgewürdigt war.

Das zehnte Bild: „Aus den Kreuzzügen", betrachtet diese universalhistorische Erscheinung einmal unter specifisch deutschem Gesichtspunkt, wo sie manches Neue und ihrer gewöhnlichen Auffassung Fremdartige zeigt. Daß sich der deutsche Volksgeist von Anfang an ganz eigenthümlich, halb ablehnend und halb über das von der geistigen Herrscherin der Völker, der Kirche, gesteckte Ziel hinausdrängend, zu der großen Bewegung, der natürlichen Parallele der Völkerwanderung, verhalten, wußte man schon längst, doch tritt es in dieser Darstellung besonders durch die kunstvolle Wiederauffrischung einiger deutschen Originalberichte energischer als in irgendeiner frühern entgegen.

Das elfte und letzte Bild: „Aus der Hohenstaufenzeit", faßt in seinen Rahmen ein überaus reiches und buntfarbiges Gewimmel von Gestalten. Es ist der Höhepunkt des ritterlichen Lebens und der höfischen Cultur, zugleich der Höhepunkt des wirklichen Mittelalters und sein Abschluß, wie Karl der Große sein idealer Höhepunkt und Mitte ist. Denn daß das eigentliche Mittelalter durch den Untergang der Hohenstaufen wenigstens für Deutschland beschlossen wurde, und daß die zwei folgenden Jahrhunderte bis zur Reformation den gemischten Typus einer Uebergangsperiode tragen — dieser Wahrnehmung konnte sich ein so scharfsichtiges Auge, wie das des Verfassers dieser Bilder aus dem Mittelalter, am wenigsten verschließen. Wir können uns nicht versagen, den würdigen und gehaltvollen Epilog, mit dem er scheidet, hier mitzutheilen:

Die Trümmer gesplitterter Speere lagen in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts auf allen Spielplätzen großer Edelhöfe, die Minnelieder Walther's sang der Bote, der auf der Straße ritt, und leiser die Edelfrau in ihrem Zimmer und die Nonne in ihrer Zelle. Mit Speerkrachen und zierlichem Versklang endete die erste Periode deutscher Geschichte.

Es sind 1300 Jahre voll ungeheuerer Wandlungen: Sturz des Römerreichs und germanische Besiedelung Europas, Aneignung des Christenthums und lateinische Schule, Wiederbelebung und Verfall eines großen Kaiserreichs, eine neue Völkerwanderung nach dem Orient und eine neue deutsche Bildung. Dennoch sind es im Grunde wenige große Gedanken, welche Sinn und Willen von Millionen richten, es sind einige geheime Neigungen germanischer Natur und einige Lehren, welche seit Bekanntschaft mit der antiken Welt in ihre Seelen gekommen sind. An die Stelle der Häuptlinge, welche einst den Zwiespalt zwischen Chatten, Chauken und Cheruskern erhielten, sind die deutschen Fürsten getreten, die Franken, Sachsen und Schwaben, an Stelle der reisigen Bankgenossen in der Halle des Häuptlings steht das Ritterheer der belehnten Dienstmannen, statt der holden Herrin und weißen Frau wandelt die reine Magd Maria unsichtbar durch die Lande; schon in der Völkerwanderung haben Gothen und Perser in ritterlichem Zweikampfe Speere gegeneinander verstochen, wie 600 Jahre später Kreuzritter und Sarazenen. Derselbe Zug, welcher die Vandalen in die dämmerige Ferne lockt und dem gothischen Landwirth die Sehnsucht nach Goldschatz und Abenteuern erregt, treibt auch den deutschen Kaiser, den Rittersmann und Bauer an den Golf von Neapel, nach Konstantinopel und Jerusalem.

Immer wieder hat der Deutsche den Drang, Kraft und Leben im Dienste seines Herrn zu opfern; wie das Heer des Alemannenkönigs Chrodanus in der Schlacht bei Straßburg willig die Hände den römischen Fesseln darbietet, als ihr Herr ergriffen wird, so geiselt sich der Mönch, weil sein himmlischer König gegeiselt worden ist, so hackt sich zuletzt der Ritter den Finger ab, um seiner Frau zu gefallen. Während 1300 Jahre harter Kämpfe haben hochfahrender Muth, gemüthvoller Eigenwille und Mangel an Gemeinsinn dem Deutschen immer wieder seinen Staat verdorben, den die Riesenkraft einzelner Kaiser zusammenfügte.

Die Aufgabe der Bilder schließt zu ihrem eigenen Heile alle tendenziösen Beziehungen auf die Gegenwart und ihre tiefsten Interessen aus. Zu ihrem Heile, weil damit das weiche Colorit und die feine Zeichnung nicht wohl verträglich wäre, worin ihr Urheber seine Meisterschaft hat. Aber es bedarf nicht einmal des warmen Ausdrucks echter patriotischer Gesinnung und Hoffnung, in welchem er seine Widmung an den gesinnungsverwandten Salomon Hirzel und setzen wir hinzu an alle Gesinnungsverwandte im ganzen weiten Vaterlande, ausklingen läßt, um zu fühlen, wie er über das eine, was uns noth ist, denkt. Es ist überall zwischen den Zeilen zu lesen und es ist ihr tiefster Grundton der einen, echten und vollen Hingabe des ganzen Mannes an dieses Eine, an die Realität des deutschen Staats, ohne welche alles andere nichts ist. Wol mögen wir es einer so reinen und gesunden Seelenstimmung gönnen, wenn sie auch aus den Ergebnissen der Geschichte mehr Hoffnung als Kleinmuth, mehr Trost als Bitterkeit herauszunehmen weiß. Denn Verzweiflung und Verbitterung, als blos negative Gefühle, sind an sich in keiner von wahrhaftem und nicht blos erlogenem oder erstunkenem Patriotismus erfüllten Seele ausgeschlossen. Sehen wir an diesen beiden Unkräutern auf dem Felde unserer vaterländischen Angelegenheiten wuchern sahen und leider auch noch sehen, ist zwar das Symptom einer verkehrten Mischung und Bestellung des Bodens, und insofern in seiner Ursächlichkeit nicht schwer zu erklären, aber nichtsdestoweniger wie jedes andere Unkraut nach dem bekannten Bibelworte nur dazu da, daß es herausgerissen und ins Feuer geworfen werde. Denn als oberster Satz jedes ehrlichen deutschen Mannes wird immer das altrömische „De republica nunquam desperandum esse" zu gelten haben, und zwar in dem Verstande, daß alle ehrlichen deutschen Männer in der langen Reihe der Jahrhunderte und Jahrtausende vor uns bewußt oder unbewußt nach diesem wahrhaft antiken und zugleich ewigen Worte gefühlt, gedacht und gehandelt haben und in Zukunft handeln werden. Denn freilich ist es nicht zu leugnen, wie wir oben hörten, „daß dem Deutschen immer wieder hochfahrender Muth, gemüthvoller Eigenwille und Mangel an Gemeinsinn seinen Staat verdorben haben". Aber der Kampf für diesen Staat hat doch nie aufgehört und soll nie aufhören, sowenig wie in einem lebendigen Körper der Athemzug aufhören kann. Noch immer sind jene drei Feinde auf dem Plane, wie vor Jahrtausenden, und auch darin haben sich, wie der Historiker leicht wahrnimmt, die Grundzüge der Volksseele nicht verändert, und wo sie geschehen ist, ist es zum Schlechtern gewesen. Es war

ſteht ſich dies a priori ſo von ſelbſt, daß es kaum einer Bemerkung bedarf. Jede Verkehrtheit in dem Individuum im empiriſchen Sinne, wie in dem Völkerindividuum, muß, wenn ſie nicht gründlich beſeitigt wird, in dem Maße des übrigen Wachsthums auch mit wachſen. Was anfangs blos naive Verkehrtheit war, wird allmählich bewußte Verſtocktheit und vorſätzliche Verderbtheit. Und ein raſcher Blick auf die Parallelen zwiſchen der Vergangenheit und jetzt beſtätigt auch einem nicht ſehr ſcharfen Auge dieſen allgemein gültigen Satz. Denn aus jenem eigenſinnigen Hochmuthe des Mannes, der es ſich wohlgefallen ließ, einem Fremden als halb gefürchteter, halb verachteter Söldling und ſeinen Planen zur Vernichtung des deutſchen Volks zu dienen, aber es nicht ertragen mochte, ſich zu Hauſe einem von der Vorſehung und dem Rechtsherkommen erkorenen Führer des Volks in ſeiner Nothwehr gegen die Todfeinde unterzuordnen, ſtammt ja der größte Theil alles des Unglücks, an welchem Deutſchland durch das Mittelalter und bis auf dieſen Tag leidet. Nur tritt er nicht oder ſelten mehr ſo naiv auf. Er hat ſich im Fortſchritt der Zeit zu einer nergelnden, ſchelſüchtigen, neidiſchen Eitelkeit eines alten Weibes umgewandelt, der es ebenſo wenig wie ihrem Bruder der Urzeit darauf ankommt, ob ſie die ehrloſeſten Allianzen eingeht, wenn ſie nur hoffen laſſen, daß die Wohlfahrt und die Ehre des Vaterlandes gründlich dadurch geſchädigt werden. Sie hat aber ihrem ſchuftigen Gebaren allerlei zum Betrug des eigenen und des Volksgewiſſens beſtimmte Mäntelchen umzuhängen gelernt, die größtentheils der Vergangenheit unbekannt waren. Eins zwar davon iſt uralt, und ſo dünnſcheinig es auch geworden ſein mag, doch immer noch dicht genug, um Gimpel und Gecken zu berücken. Es iſt dasjenige, welches mit der Deviſe „deutſche Freiheit" geziert iſt: eine Deviſe, die jedem Kenner der deutſchen Volksentwickelung, wenn er nämlich ein ehrlicher Mann iſt, das Blut vor Scham und Zorn ſieden macht. Unter dieſer Firma hat einſt die Verſchwörerbande bei den Cheruskern den Helden Armin gemeuchelt, haben Leute deutſcher Herkunft aus fürſtlichem und bäuerlichem Stande einen welſchen Prieſter zum Herrn der Geſchicke ihres Vaterlandes gemacht und die glücklich begonnene Gründung des deutſchen Staats und damit der deutſchen Nation als einer wirklichen Nation, nicht blos als eines Haufens von Leuten, für etwa 800 lange Jahre wieder vernichtet; ihr Klang iſt es, der, unbegreiflich für jeden Denkenden und Gebildeten, der nicht die pathologiſche Anatomie der deutſchen Volksſeele ſtudirt hat, alſo z. B. für jeden Ausländer, ſich heute unzählige ſchwache, eitle und vor allen Dingen faule und ſchlaffe Geiſter zu Satelliten der erklärteſten und rachſüchtigſten Feinde des Vaterlandes macht, einer franzöſiſchen oder öſterreichiſchen Politik, des Ultramontanismus und wie alle jene Nachtgeſtalten heißen mögen, die uns bedrängen. Denn auch jener Zug der Faulheit und Schlaffheit darf durchaus nicht bei der Beurtheilung der Grundzüge der deutſchen Volksſeele überſehen werden. Er iſt ſchon ihrem älteſten und geiſtvollſten Beobachter, Tacitus, völlig deutlich geworden. Er hat ſchon damals neben dem Eigenſinn und der Selbſtüberhebung des eiteln und nichtigen Individuums viel dazu beigetragen, jede energiſche Concentrirung der Volkskraft zu verhindern, weil ſie ihm zu unbequem war und ihm „zu viel Opfer auferlegte", gerade ſo wie heute in dieſer Stunde, wo die Maſſe im Durchſchnitt ja blos von ihm im innerſten Grunde ihres Weſens beherrſcht und zu ihrer bösartigen Oppoſition getrieben wird gegen das einzige, was ſie aus ihrer erbärmlichen Verſunkenheit heben und dem deutſchen Philiſter zu den Gliedmaßen und dem Barte eines Mannes auch das Herz und den Sinn eines Mannes geben könnte. Ihre feige Duſelei entwickelt aber blos da eine Art von Löwenmuth oder wenigſtens ein Gebrülle, das der Unkundige dafür nehmen könnte, wo es gilt, das unveräußerliche deutſche Anrecht auf dieſe Stammeseigenthümlichkeiten gegen die Stimme der Vernunft, der Ehre und des Gewiſſens zu vertheidigen.

Man vergleiche unſere heutigen Bärenhäuter mit denen der Urzeit, und man wird zugeben, ſie ſind im Weſen noch dieſelben, nur fehlt ihnen der naive ſchlagfertige Muth, den ihre Ahnen im Nothfall ins Feld zu führen wußten. Denn ein bloßes Brummen und Grölzen war nicht ihre Sache; wenn es ſein mußte, ſetzten ſie zur Wahrung ihres gemüthlichen Thierlebens auch derbe Fäuſte daran, ſodaß gelegentlich, wie derſelbe Tacitus ſchon mit Erſtaunen bemerkte, aus Bärenhäutern Berſerker werden konnten.

Jener „gemüthvolle Eigenwille" der Urzeit, der auch ſein Theil dazu gethan, die Nation durch Jahrtauſende kindiſch und bornirt zu erhalten und ſie im Fortſchritt der Zeiten natürlich immer kindiſcher und bornirter gemacht hat, iſt auch jetzt noch wohl zu erkennen, nur iſt er ſelbſt allmählich von dem, was ihn einſt allenfalls noch eine menſchliche erträgliche Seite abgewinnen läßt, immer mehr entkleidet worden und zu einer bloßen Eiterbeule ausgeartet. Es iſt heutzutage jene ſogenannte deutſche Treue, die es mit ihrem Gewiſſen vereinbaren kann, einem ſeit Jahrhunderten ſyſtematiſch auf die Schmach und das Verderben der deutſchen Nation hinarbeitenden Fürſtengeſchlechte trotz alledem oder gerade deshalb, auch trotz des furchtbar deutlichen Fingerzeigs der göttlichen Nemeſis, anzuhängen und unter der Firma dieſer Treue teufliſchen Verrath mit dem Auslande und jedem andern beliebigen Feinde Deutſchlands einzufädeln, und zwar in ſo voller Gemüthlichkeit und Seelenruhe, wie man etwa die Vorbereitungen zu einem Entenſchießen oder einer Hühnerjagd betreibt. Fromme Seelen laſſen ſich jenen Ausſpruch, in dem man nur eine Herausforderung der himmliſchen Mächte ſehen kann, „Das Haus der Welfen ſoll beſtehen bis zum Ende der Tage", als einen gottgeweihten Spruch gefallen und handeln demgemäß, indem ſie ſelbſt den Eid, den ſie kaum ihrem neuen, in jedem Sinne legitimen deutſchen Herrſcher geſchworen, brechen und andere ihn zu brechen verleiten. Dieſer echte Jeſuitenſtil der politiſchen Nieder-

trächtigkeit war wenigstens unserer Urzeit fremd. Das Gefühl der Treue auch für den, der keine verdiente, war immerhin ein Symptom einer natürlichen Verkehrtheit des ganzen deutschen Wesens, aber einer natürlichen, nicht einer durch ekelhafte Unnatur der Empfindung vergifteten, wie jetzt. Kurz, wohin wir blicken, die deutsche Volksseele ist für die eine größte und, wie es jetzt steht, einzige Aufgabe, die sie zu lösen hat, nicht besser, sondern schlechter construirt wie in der Vergangenheit. Unsere Vorfahren ließen sich für gutes Gold und einen tüchtigen Schluck Wein zwar immer bereit finden, ihren Landsleuten den Schädel einzuschlagen, aber für bloße schöne Redensarten von künftigen idealen Zuständen schrankenlosester deutscher Freiheit hätten sie keinen Finger geregt, sondern dem albernen Schwätzer ins Gesicht gelacht.

Unsere Altvordern hatten aber auch noch in anderer Hinsicht das Herz auf richtigerm Flecke als ihre jetzigen Nachkommen. Wenn sich einer von ihnen den Römern oder irgendeinem Landesfeinde verkaufte, so galt er denen, die dem Vaterlande treu blieben, als Verräther und Feind, einfach und nichts weiter als Feind, in der vernichtenden Bedeutung des Worts jener einfachen und harten Zeit. Eine schwächliche Sophistik, die den Menschen in einem solchen gegen das natürliche gesunde Gefühl zu vertheidigen gewagt hätte, gab es nicht wie heutzutage, wo selbst Wohlgesinnte, d. h. solche, die es zu sein glauben und von ihresgleichen als solche gepriesen werden, nicht umhin können, auch in dem offenkundigen Verräther und Feinde des Vaterlandes doch noch das sogenannte rein Menschliche gelten und ihm deshalb eine gewisse Achtung und Theilnahme zukommen zu lassen. Selbstverständlich reden wir nicht von der Differenz politischer Ansichten und Systeme. Dabei kann allerdings jenes sogenannte rein Menschliche von dem, was doch im höhern Sinne das eigentlich Menschliche, weil Manneswürdige ist, unterschieden werden. Wir halten an dem einen großen praktischen Fall der Gegenwart fest, wo es sich nicht um Systeme, sondern um die Existenz des deutschen Staats handelt. Wer sich gegen sie verschwört, wer, gleichviel ob um Geld oder aus verbissener, kranker Eitelkeit und Selbstüberhebung sich den feindlichen Mächten dienstbar macht, mögen diese den Doppeladler oder den gallischen Hahn oder welches andere Unthier zu ihrem Embleme haben, soll und muß als ein ganzer Feind gelten, und ihm gegenüber gibt es keine Schonung und keine Rücksicht, wie es auch ehrlos wäre, von ihm eine solche zu erwarten oder anzunehmen.

Dagegen, um mit einem etwas gedämpften Accord zu schließen, hat Vergangenheit und Gegenwart eine Art deutscher Staatsverderber in ungefähr gleicher Qualität hervorgebracht. Das sind die wohl- oder allweisen Doctrinäre, ein Name, der zu Armin's Zeiten freilich nicht im Gange war, obgleich die Menschensorte selbst schon damals recht vergnüglich und breitspurig sich behabte. Es ist ein so durch und durch deutscher Typus, zusammengesetzt aus so viel kindlicher Naivetät und kindischer Anmaßung, so viel gutmüthiger Unkenntniß der Welt und der Menschen und so viel kleinlicher Selbstbespiegelung und Selbstüberhebung, daß schon der ersigebenen Ehr Twisto's diesem Orden ebenso gewiß zugehört haben mö wie seine heutigen Vertreter, denen das Vaterland zu theuer, aber eine wohlgelungene Phrase noch viel theure und die persönliche Unfehlbarkeit das Allertheuerste von allem ist. Denn tausend Vaterländer möchten doch eh in Stücken gehen, ehe auch nur ein Jota von dem einz ausgecirkelten und ausposaunten alleinseligmachenden Ein als zweifelhaft zugegeben werden darf.

Damit wollen wir von dem Leser, der unsern Be trachtungen gefolgt ist, Abschied nehmen und ihn nu mit der erfreulichen Aussicht entlassen, daß nach dem Ve heiß des Verfassers eine Fortsetzung dieser Bilder au dem Mittelalter hoffentlich in nicht allzu langer Zeit un belehren und ergötzen soll. Heinrich Künzel.

Moser's Reliquien.

Reliquien. Von Freiherrn Friedrich Karl von Mo Neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen ve Wilhelm Zimmermann. Stuttgart, Rieger. 18 Gr. 8. 22½ Ngr.

Die Schriften Friedrich Karl von Moser's, den Gö einen geistreichen, vorzüglichen, höchst bedeutenden Au einen freien und eigenthümlichen Schriftsteller nennt, v dienen in Bezug auf den reichen Schatz von Gedan nern, den sie enthalten, vor Vergessenheit geschützt werden. Der freimüthige Sohn eines freimüthigen ters, der sich um die deutsche Staatswissenschaft u zahlreiche und umfangreiche Schriften und um die B dung des politischen Volkscharakters durch ein mannich Beispiel verdient gemacht, indem er jahrelang für seine Gesinnung auf der Festung Buße thun mußte, ist ein wenigen Beispiele, daß sich Richtung, Gesinnung, Tü keit und Ruhm des Vaters in den Söhnen wiederho Nur kam bei dem Sohn, zu Ungunsten seines Wirk eine starkgefärbte religiöse Richtung hinzu, welche v politisch Gleichgesinnten widerstrebte und so den Kr seines Einflusses beschränkte.

Jedenfalls bleibt es ein Verdienst Zimmermann's, di „Reliquien", eine nicht von dem Herausgeber, sonde von dem Verfasser selbst veranstaltete Sammlung v Sentenzen und Aphorismen von neuem veröffentlicht haben. Zimmermann selbst hat eine hohe Meinung v seinem Autor:

So viele deutsche Schriftsteller wir auch haben, so feh wir doch wenige, die in ihren Schriften einen solchen Fre mit staatsmännischer hoher Stellung und Erfahrung, eine hohe Hoheit des sittlichen Charakters neben dem Gedankengehalt, ein so nationalen deutschen Sinn neben dem Wissen ausgepr haben, wie Karl von Moser. Als Kanzler und Ministerpr dent schrieb er mit ebenso unerschrockener Wahrheitsliebe, w nachher im Privatstand. Dieser Märtyrer seiner staatsm männischen Grundsätze war ein echter Freiherr seiner Na welcher, wie nur einer der edelsten Engländer, von Jugend a den gewaltigen Kampf für Recht und Freiheit gegen große u kleine Gewaltherren auf sich nahm und bis ins Greisenalter fortführte, ein Wecker, ein Wächter und ein Vorkämpfer seines Volks zugleich.

Der Herausgeber hat es indeß für nöthig gehalten, der Sprache Moser's, die durchaus nicht classisch war und für unsern Geschmack vielfach veraltet ist, ein etwas neues Gewand anzuziehen; er hat Schnörkel beseitigt, halb oder ganz französische Wörter mit deutschen vertauscht, hier und da etwas Verbogenes gerade gebogen.

Die Aphorismen betreffen vorzugsweise den Krieg, den Staat, die kleinen Höfe, Regenten und Minister, die Moden in der Politik, Regierung, Religion u. s. w. Daß sich Moser gegen die ungläubigen Fürsten und für die christlichen Minister erklärt, ist bei seinem Standpunkt selbstverständlich; doch entsteht die Frage, ob er dies heute noch thun würde, nachdem der „christliche Staat" oder vielmehr der Staat, der ein so religiöses Aushängeschild hatte, inzwischen sich mehrfach als der echte Herd jener Corruption erwiesen, welche Moser in seinen „Reliquien" so unermüdlich geißelt. An Gemeinplätzen fehlt es nicht in der Aphorismensammlung, an gewissermaßen „verschossenen" Wahrheiten, welche deshalb dennoch vielen auf den Leib passen. Indeß finden sich ebenso viele Gedanken von Prägnanz des Inhalts und scharfpointirter Form. Wenn unsere vielbeschäftigten Staatsmänner Zeit hätten, sich ein Album mit Denk- und Mahnsprüchen anzulegen — sie müßten die Moser'schen Sentenzen in erster Linie berücksichtigen.

Wir theilen beifolgend einige Proben aus dieser politisch-moralischen Anthologie des freimüthigen Staatsmanns mit:

An manchen Höfen besteht die Belohnung eines Ministers oder Gesandten darin, daß man ihm eine anderweite Commission zuwendet, von deren Vortheilen weder der Herr noch die Instruction das mindeste besagen. Man traut dem Commissarius aber so viel eigene Ueberlegung und Geschicklichkeit zu, daß auch ungeheißen sich selbst dabei nicht vergessen werde.

Es gibt Gemüther, welche die ersten Anfälle und Eindrücke des Leiden mit einem gefaßten Muth aushalten, es muß aber nicht lange währen, sonst sinken sie unter der Last zu Boden. Andere hingegen sind bei den ersten empfindlichen Berührungen gar weichlich, das Joch liegt ihnen auf keiner Schulter recht; kann es aber einmal fest angeschnürt ist, dann ziehen sie gleich, geduldig und anhaltend.

Ordnung ist die Seele der Geschäfte. Man kann so wenig ordentlich sein, als ein Uhr zu richtig gehen kann.

Man kann nicht lauter Meisterstücke malen, lauter Schlachten gewinnen, lauter Friedensschlüsse machen; man muß auch das Ordinäres in der Welt thun. Leibniz schrieb eine Theodicee, aber auch allerhand gemeine Dinge; Newton schwang sich über die Wolken, und war zugleich Münzschreiber.

Bei Ausführungen großer Plane kann man nicht immer die Mittelstraße halten. Es ist eine Parforcejagd; es muß durchgehen und hindurch, es mag stürzen, wer da will.

Unter die großen Beweise der göttlichen Einwirkung in das Weltregiment gehören auch die vielen Kriege, welche ganz anders ausgegangen sind, als der größte Theil, selbst der verständigsten Menschen gemuthmaßt hat.

Man lobe immerhin die heutige Art, den Krieg zu führen, gegen die Grausamkeiten der vorigen Zeiten. Es ist wahr, unsere heutigen Kriege gehen durch die Heftigkeit der Angriffe und durch die schnellen Wirkungen ihrer Triebfedern rascher, als die ehemaligen, zu Ende; sie fangen aber auch eher wieder an, und bei jedem Friedensschluß wird schon ausgerechnet, wie lange der Frieden ungefähr dauern könne.

Leute, die über eine gewisse Zeit gehungert haben, verlieren hernach den Appetit, wenn sie auch essen könnten. Man wünscht sich oft viele Jahre etwas mit anhaltender und zunehmender Sehnsucht, und in dem Augenblick, da man's endlich haben könnte, mag man's doch nicht.

Wegen der Menge regierender Herren in Deutschland sollte man unser Vaterland für die Pflanzschule großer und vorzüglicher Staatsmänner halten können. Die brauchbarsten und hellsten Köpfe, welche in Großbritannien Lichter der Nation sein würden, müssen sich aber bei uns behelfen, Künstler von der Gattung zu sein, wie jener bei Alexander dem Großen, welcher Hirsenkörner durch ein Nadelöhr zu werfen wußte.

Die Unentschlossenheit eines Regenten ist oft eine größere Landplage, als Krieg und Theurung.

Viele, ich will nicht sagen die meisten unserer schönen Geister kommen mir vor wie die französischen und sächsischen Modefarben: sie fallen überaus lieblich ins Auge, sie schießen aber desto geschwinder ab, und dann sind sie ungleich häßlicher als die gemeinsten Farben. Sie sind nichts weniger als auf die Dauer; Regen und Sonnenschein schaden ihnen fast gleichermaßen.

Es gibt eine geilende Vernunft, wie manches Erdreich, das mit Sand vermischt werden muß.

Ein gewisser Fürst hatte sich über einen gewissen Mann sehr erzürnt, weil dieser behauptete, was jener leugnete: „daß es noch heutzutage und auch in Deutschland Tyrannen gebe". Es ist wahr, man baut keine ehernen Ochsen, um diejenigen darin zu braten, welche einem Dionys mißfallen; die Sultane unserer Zeit säbeln einem nicht so für die liebe Langeweile den Kopf herunter, um ihre Arme daran zu probiren; dazu sind sie viel zu christlich und zu galant. Wie soll man den Herrn aber aufs höflichste nennen, welcher mitten in einem sein Land verheerenden Kriege das Reich mit Wehklagen des nur allzu wahren Nothstands seiner Lande erfüllt; welcher unter dem Vorwand des Kriegs die schlechten Besoldungen fleißiger Diener kaum und die Zinsen seiner ungeheuern Schulden gar nicht bezahlt; welcher unter gleichmäßiger Entschuldigung seine Reichsschuldigkeiten unberichtigt läßt? einen Herrn, welcher den Krieg zum Deckmantel gebraucht, seinen armen und unglückseligen Unterthanen doppelte Steuern aufzulegen; welcher von diesen mit äußerster Strenge unter dem Vorwande des gemeinen Besten erpreßten Geldern sich Hunde und Pferde und seiner Maitresse ein Landgut erkauft; welcher — — Doch genug! Um eine Hyäne zu sein, braucht nicht der ganze Wald von der brüllenden Stimme zu erschallen, das Würgen und Zerreißen macht es aus.*)

17.

Zur Geschichte der Befreiungskriege.

Deutscher Geist und deutsches Schwert. Drei Kriegsjahre gegen fremde Unterdrückung. Für das Volk geschrieben von Wilhelm Herchenbach. Regensburg, Manz. 1866. Gr. 8. 27 Ngr.

Unter diesem Titel bietet uns der als Volks- und Jugendschriftsteller, namentlich in katholischen Kreisen bekannte Verfasser eine populär geschriebene Geschichte der

*) Herzog Karl von Würtemberg ist gemeint.

Freiheitskriege. Als das Bemerkenswertheste daran erscheint uns die in süddeutschen und in katholischen Schriften dieser Art nicht eben häufige Anerkennung der Verdienste Preußens um die Befreiung des geknechteten Deutschland und die ehrenwerthe Entschiedenheit und rückhaltlose Offenheit, mit welcher das Treiben der Rheinbundfürsten verdammt und auch die Stellung Oesterreichs in ihrer Unklarheit und Zweideutigkeit ganz treffend gekennzeichnet wird. Daß sich solche Stimmen auch in Süddeutschland erheben und sich gerade an das dort sonst so ganz andern Einflüssen preisgegebene Volk wenden, glauben wir mit Recht als eine Folge der großen Ereignisse des vorigen Sommers ansehen zu können und als ein erfreuliches Zeichen dafür, wie auch dort allmählich eine leidenschaftlose Würdigung der Sachlage und eine richtige Erkenntniß von den wahren nationalen Interessen zur Herrschaft zu kommen anfängt. Zur Beförderung dieser Wandlung in der noch unlängst so ganz anders erregten öffentlichen Stimmung im Süden Deutschlands würde die Schrift Herchenbach's jedoch gewiß viel mehr beitragen können, wenn ihr Verfasser statt auf hochtönenden Klang der Darstellung ein größeres Gewicht auf Klarheit und Schärfe derselben gelegt hätte. Dem etwas bombastischen Titel entspricht aber die stellenweise geradezu an Schwulst und an hohles Phrasenwesen angrenzende Rhetorik, in welcher der Verfasser sich gefällt — ein Fehler, der nirgends entschiedener zu verdammen ist, als gerade bei solchen Büchern, welche auf weitere Kreise im Volk und auch auf die tiefern Schichten desselben zu wirken bestimmt sind. Auch sind die allgemeinen Anschauungen, von denen diese Darstellung der Freiheitskriege ausgeht, denn doch zum Theil von höchst zweifelhaftem Werth, einige sogar einfach als ganz unrichtig zu verwerfen. Was soll man dazu sagen, wenn da gleich das einleitende Kapitel: „Deutschlands Schmach und Schande", eröffnet wird mit allgemeinen Sätzen, die beinahe ebenso viel Unrichtigkeiten enthalten wie Worte:

> Tausend Jahre lang hatte das deutsche Kaiserreich in einer fast unbegrenzten Fülle von Macht die Geschicke der Welt geleitet(!!). Das Schwert Karl's des Großen, dessen Schärfe einst die Völker bezwungen und zu einem großen Weltreiche vereinigt hatte, blieb jahrhundertelang gefürchtet in allen benachbarten Ländern; Deutschland war die Schiedsrichterin, die Rathgeberin und Lenkerin aller europäischen Staaten. Sein Wille war Gesetz, und niemand wagte sich diesem Gesetz entgegenzustemmen oder die Beobachtung desselben trotzig von der Hand zu weisen(!!).

Das ist denn freilich ein Bild von der Geschichte Deutschlands, das zu verantworten wir dem Urheber überlassen müssen! Leider sind solche Stellen nicht vereinzelt, sondern es ließe sich deren eine recht große Anzahl nachweisen. So ist, um nur noch eins herauszuheben, die Charakteristik Friedrich Wilhelm's III. eine ganz verfehlte; denn wie kann man wol, selbst bei der allermildesten Beurtheilung, von diesem Fürsten behaupten, daß „ihm, dem Erben des großen Friedrich, das Herz vor Scham und Unwillen gezittert habe, wenn er der Schmach des Vaterlandes gedachte", und wie kann von ihm gesagt werden, er habe den heldenmüthigen Entschluß gefaßt, für die Befreiung das Schwert zu ziehen? Wie der Verfasser, durch seine Neigung zu hochtönenden Phrasen verleitet, sich zu einer solchen Behauptung versteigen kann, ist um so weniger begreiflich, als er späterhin von der Unentschlossenheit, dem Schwanken und Zweifeln des Königs ein ganz richtiges Bild entwirft. Wir wollen die Zusammenlese von Stellen dieser Art nicht weiter vermehren. Wie die allgemeinen Ausführungen an Schiefheit der Anschauung und oft an gänzlicher Unrichtigkeit des Urtheils leiden, so wird auch die Darstellung des rein Sachlichen durch Ungenauigkeit und Unklarheit wesentlich beeinträchtigt. Während es gerade bei populären Werken dieser Art auf Anschaulichkeit und auf eine gewisse Plastik ankommt und dieselbe bei einem Stoffe, wie dem hier behandelten, auch gar nicht so schwer zu erreichen ist, läßt das Buch Herchenbach's gerade in dieser Hinsicht so gut wie alles zu wünschen übrig. Man vergleiche z. B. die Abschnitte über die Schlacht bei Leipzig oder über die bei Waterloo mit den anderweitig davon gegebenen populären Darstellungen, so wird man sehen, wie völlig es hier an der unentbehrlichen Durchsichtigkeit und Anschaulichkeit fehlt. Neben den hochtrabenden Phrasen, die auch die Erzählung immer wieder und wieder unterbrechen, überwiegt in der Behandlung der Kriegsgeschichte durchaus das Anekdotenhafte, und Unrichtigkeit und Ungenauigkeit, wie das Uebersehen wichtiger Momente lassen sich hier in großer Menge nachweisen. So sehr wir daher die patriotische Gesinnung anerkennen müssen, welche aus dem Buche Herchenbach's spricht, so können wir dasselbe seinem sachlichen Inhalte nach doch nur als sehr leichte Waare bezeichnen: eine irgend nützliche und werthvolle Kenntniß wird aus populären Schriften dieser Art wahrlich nicht gewonnen werden.

Hans Prutz

Unterhaltungsliteratur.

1. Zerstörter Friede. Roman in drei Abtheilungen von Louise Otto. Zwei Theile. Jena, Hermsdorf und Hoßfeld. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Buch enthält weibliche Herzensgeschichten, jedoch mit zu vielerlei Zuthaten und Erfindungen, indessen nicht übel geschrieben und von einer nicht ungewandten Schriftstellerin. Das beweist Luise Otto auch dadurch, daß von den zwei Mädchen, deren Herz zu einem Manne, Sander, ihren Frieden und ihre Freundschaft zerstört, schließlich nicht mehr die Rede ist. Auch Sander wird am Schluß Nebenperson und die Künstlerin, Aloyse, macht aus Caprice den überaus wackern Oberndorf, den sie liebt, unglücklich, fällt ins Wasser und ertrinkt. Damit endigt das Buch.

2. Süd und Nord. Gesammelte Novellen von C. Schmidt. Zwei Bände. Jena, Hermsdorf. 1867. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Sieben Novellen, theils aus Süd-, theils aus Norddeutschland, und alle theils pikant, theils originell, nur gelegentlich etwas gedehnt, wie es sonst Fehler der Er-

ıffers nicht ist. Die Charakterbilder aus dem bairischen nd schwäbischen Gebirge und aus dem Montafun dürfen ch mit einigem Rechte neben die Auerbach'schen Dorf- ſchichten stellen und verdienen vor den übrigen Arbeiten s Verfassers den Vorzug. Oft ist er rhapsodisch kurz, ıer er beschäftigt und spannt fast stets auf anmuthige Reise, was wir leider nur von wenigen unserer Tages- velliſten zu sagen berechtigt sind.

Reclame! Originalroman in zwei Büchern von E. Schultes. Zwei Bände. Jena, Hermsdorf. 1867. 8. 2 Thlr.

Wir verkennen nicht, daß sich der Verfasser in diesem erke eine schwierige Aufgabe gestellt hat, nämlich die erechtigung der Reclame und ihre bei unsern deutschen rhältnissen natürlichen Grenzen anschaulich darzustellen. : macht uns mit einer soliden deutschen Firma vom ten alten Rufe bekannt, mit einer Papierfabrik, und sie hinein läßt er einen amerikanischen Vetter schneien, r mit der amerikanisch flottern Production nicht blos rtraut ist, sondern auch einen Theil seines Erworbenen üben bereits wieder verloren, den Rest nicht allzu sicher gelegt und dann den Krieg mitgemacht und eine Hand gebüßt hat. Obgleich nun Bruder Einarm, weiß er) doch durch gewinnende Manieren und einen im Grunde lichen Sinn die Herzen der Mehrzahl zu erobern, seine idersacher sind aber um so starrer und erklären und urtheilen seine Benutzung der Reclame als heillosen chwindel. Es ist erklärlich, daß es an Differenzen und heil nicht fehlt, schließlich aber kommt es doch zu einer t Versöhnung; eine Darlegung der Berechtigung der eclame jedoch ist unsers Erachtens dem Verfasser nicht ungen. Der Schwindel ist auch in Deutschland zur müge vertreten, aber die Reellität wird doch noch lange r der amerikanischen Reclame den Vorzug behalten. brigens lesen sich die zwei Bändchen bei der gefälligen rstellungsgabe des Verfassers ganz gut.

Die Rose von Jericho. Erzählung von Karl Landsteiner. Aachen, Hensen. 1867. 8. 10 Ngr.

Ein absurder Versuch, den Mädchen das Klosterleben nsibel zu machen, unwahr gegenüber allem menschlichen pfinden und Denken. Eine junge Dame, Pensionärin, türlich mit allen Reizen der Jugend und Bildung aus- üstet, ist wider den Willen ihrer Aeltern und Ge- wister — Klosternärrin. Daß die Klerikalen bestimmend f ihre alberne Vorliebe für das Leben in kalten Mauern d auf ihre engherzigen unnatürlichen Vorstellungen ein- wirkt haben, wird nicht gesagt, eher das Gegentheil, und t so mehr ist das Buch Lüge. Wir haben auch viele che Unglückliche gekannt und kennen viele, aber wol en ist das Lied aus der Seele geschrieben:

Was haben mein Vater und meine Mutter gedacht,
Als sie mich zu den Nonnen in das Kloster gebracht?

Zwei vorzügliche Cavaliere bewerben sich um das Mädchen und schlagen sich sogar ihrethalben. Der, den sie liebt, wird schwer verwundet und sie pflegt ihn und weint um ihn, aber — sie verzichtet und setzt es endlich durch, in ein Kloster gehen zu dürfen.

5. Die Virtuosen. Eine deutsche Geschichte von E. M. Vacano. Berlin, Lassar. 1867. 8. 1 Thlr.

Wir gestehen offenherzig, daß uns die wol unbestreitbar übertriebene geschmacklose Titelvignette, mit der dieser Roman wieder einmal ausgestattet ist, angeekelt und veranlaßt hat, das Buch bis zuletzt zurückzulegen. Wozu, fragen wir, diese doch immerhin geistlosen Allegorien und Spielereien? Fast alle Allegorie fängt erst da an, wo der Geist und sein Reichthum aufhört, und wir hatten gehofft, über die Jahrhunderte der Allegorie, der Symbolik und Mythe hinaus zu sein und in dem Rebus nur noch die moderne Parodie derselben zu erleben. Dieser Titel wäre nun aber vollends ein Rebus schlimmster Art, wenn der Künstler nicht selbst dies eingesehen und zu seinem Rebusbildchen flott die Namen geschrieben hätte. Aber das Buch hat dadurch nichts gewonnen und der Verfasser auch nicht. Das Buch ist besser als sein Aushängeschild verspricht. Es ist aus „Przemyśl sur le San, en hiver 1866", à Emeric Stadion dedicirt, und das ist wieder eine Reclame, aber man wird doch dafür entschädigt. Das Buch zeichnet mit einem gewissen Humor die meist verlodderten Zustände unserer Komödiantenwelt, der sogenannten Künstler und Virtuosen, für deren Privatleben uns sonderlich zu interessiren übrigens kein billig denkender Mensch uns zumuthen kann. Wir selbst haben einmal erlebt, daß eine junge Adeliche in Petersburg als Soubrette und Grisette erster Klasse an 80000 Rubel Silber sammelte, dann infolge ihres Lebenswandels unheilbar erkrankte und nun von einem Schauspieler, resp. Schauspieldirector, geheirathet und beerbt wurde. Der jungverstorbenen Dame Leben war abenteuerlich genug, aber doch so widerwärtig und schließlich so elend, daß wir kaum daran zurückdenken, geschweige denn es als Roman bearbeitet sehen möchten.

Der Roman schließt charakteristisch genug mit einem Zankduett zwischen einer Virtuosin und einer ci-devant-Virtuosin. Diese sagte: „Sie werden vor heisern Choristen stehen und nach der Vorstellung mit faden Wüstlingen zechen. Ich soll Ihnen vergeben? Ich werde Sie bedauern und für sie beten." Die andere antwortet: „Und ich werde für Sie genießen und singen."

Wer Geschmack an solcherlei Lektüre hat, wird sich auch in diesem Buche Vacano's nicht getäuscht finden. Er hat schon viel von solcherlei Waare producirt.

15.

Feuilleton.

Heine in Italien.

Es ist erfreulich, daß die deutsche Dichtung in Italien immer festern Fuß faßt. Ein neuer Beweis dafür ist, daß von der Uebersetzung des Heine'schen „Buch der Lieder", welche Bernardino Zendrini unter dem Titel: „Il Canzoniere di Heine" abgefaßt hat, bereits eine zweite Auflage erschienen ist. Der schwunghafte italienische Dichter, der sich durch seinen Liederkranz „Per il Centenario di Dante" einen Namen gemacht hat, sowie als Gelehrter durch seine Studien über deutsche Literatur, sendet dieser zweiten Auflage eine Vorrede voraus, in welcher sich manche treffende Bemerkung über unsern deutschen Dichter findet. Es ist in der That merkwürdig, daß gerade Heine bei den romanischen Völkern so lebhaften Anklang findet und gegenwärtig in Frankreich wie in Italien wol der bekannteste der neuen deutschen Dichter ist. Und doch hat sein Humor, bis in seine Unarten hinein, einen specifisch germanischen Zug, wie auch kein neuer Dichter seit Goethe die Innigkeit des deutschen Volksliedes so treu wiedergegeben hat. Mit dem phantastischen Buffohumor eines Gozzi hat Heine so wenig Verwandtschaft, wie mit der barocken Satire eines Giusti: beiden fehlt das Romantisch-Träumerische, das Gefühlvoll-Innige, welches für Heine die Voraussetzung eines zersetzenden und zertrümmernden Humors ist. Daß gleichwol in Heine ein moderner, kosmopolitischer Zug liegt, das beweisen die Sympathien, die er bei allen neuern Völkern findet.

Als Zendrini noch sehr jung eine Rheinreise machte, da begleitete ihn bereits das Lorelеylied, das sich ihm von selbst in italienische Verse verwandelte:

Quest' anima è sì mesta
Che voglia dir non so;
Sempre una fiaba in testa,
D'antichi tempi io m'ho.

Seit jener Zeit hat ihn die Liebe zur Dichtung Heine's nicht verlassen. Gleichwol war der Grundzug seines Wesens, wie er selbst bekennt, von Jugend auf einer mehr idealen Richtung zugewendet, wie sie Schiller in seinen Versen, Rafael von Urbino in den Zügen seiner Madonnen spiegelt. Mit Recht tadelt er in seiner Vorrede zum Liederkranz „Per il Centenario di Dante" Victor Hugo, daß er Schiller aus der Reihe seiner Genien verstößt, in welche er doch den Spötter Rabelais aufnimmt, denselben Schiller, welcher von Frankreich den republikanischen Bürgerbrief erhalten als ami de l'humanité, wenn auch mit dem Namen Gilles für seine Unsterblichkeit in Frankreich schlecht gesorgt war. Wol glaubt Zendrini, „daß auch Heine ein edles Herz besessen habe, voll Empfindung für reine Liebe", „doch", fährt er fort, „eine Liebe, die sich mit solchem Zartgefühl und dann wieder plötzlich mit solchem Cynismus ausdrückt, verwirrt die armen Seelen, die sich unvorsichtig ihr vertrauen, wie die arme Ophelia den Verstand verliert über den beständigen Spott des Dänenprinzen, den sie anbetet. Es ist nicht immer leicht, das gute Herz herauszufühlen aus der bittern Ironie dieses Hamlet der Poesie und trotz derselben ihm sein Wohlwollen zu bewahren."

„Wenn ich Heine's Liederbuch übersetzt und veröffentlicht habe", sagt Zendrini an einer andern Stelle seiner Vorrede, „so geschah es, weil mir auch für die Italiener das Studium dieses bizarren Geistes von Bedeutung schien, der sich uns, und oft auf derselben Seite, als Kosmopolit und Patriot, als Zerstörer und Schöpfer, als Frommer und Atheist, als Spötter und zartfühlender Dichter, als wollüstig und streng, als Grieche und Hebräer zeigt, der in die sanfteste Lyrik die bitterste Satire mischt, der alle Leidenschaften von der edelsten bis zur niedrigsten empfindet und alle Saiten der menschlichen Harfe mit Meisterschaft zu rühren weiß und alle Bilder der Gesellschaft, des Lebens und der Natur mit photographischer Genauigkeit entwirft, in Umrissen, die hier und dort ein ideales Licht umfließt." Zendrini erklärt, daß er weit davon entfernt sei, in Heine ein Vorbild hinstellen zu wollen und das servum pecus imitatorum zu ermuthigen. Heine sei unnachahmlich wie jeder schöpferische Geist. Auch will er von Heine keine editio castigata veranstalten. Er sagt sehr treffend, daß er dessen Nuditäten beklagt, aber seiner Garderobe nicht die Fähigkeit zutraue, sie zu verhüllen. „Ich habe nicht, wie so viele Kritiker von Profession, die thörichte Anmaßung, daß das moralische Gefühl mich sicherer führe, als es die großen Poeten geführt hat, die ich verehre, daß ich besser als sie verstände, die Moral zu erforschen und die stärksten Mittel ausfindig zu machen, bei meinen Lesern die Liebe zu derselben zu erwecken. Das unwirksamste von diesen Mitteln ist das Fortnehmen und Verstümmeln. Ich konnte in dem «Canzoniere» einige zu offenbare Possenreißereien, einige zu gemeine Reden unterdrücken, doch nur auf die Gefahr hin, Heine jene Mischung des Ernsten und Scherzhaften, des Offenherzigen und Sarkastischen zu rauben, welche das Geheimniß und das Wesen seiner Dichtung ausmacht. Und wer wollte es wagen, eine derartige Mischung als unsittlich zu verdammen? Wer kann behaupten, daß der Contrast zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen, dem Schönen und Häßlichen, dem Herben und Zarten, wenn er uns auch anfangs verstimmt, uns nicht zum Guten anzuspornen vermag und daß das Schöne und Erhabene, um uns gewaltig zu ergreifen, nur in seiner nackten Majestät glänzen muß?"

Zendrini sagt in seiner Vorrede noch manches Treffende, welches gleichzeitig von Pietät gegen den deutschen Dichter und von scharfem Urtheil Zeugniß ablegt. Uebrigens sind die Gedichte Zendrini's von Julius Schanz ins Deutsche übersetzt worden und sollen den ersten Band einer Bibliothek moderner italienischer Lyriker bilden. Der Eifer dieses internationalen literarischen Verkehrs zwischen Deutschland und Italien verdient die wärmste Ermuthigung. Begegnen sich doch die beiden Nationen nach jahrhundertelangen Kämpfen jetzt zum ersten male in dem siegreichen Bestreben, eine innere nationale Einheit zu gründen, und reichen sich über die Alpen die Bruderhand.

Literarische Notizen.

Kaiser Maximilian von Mexico hat bekanntlich eine nicht unbedeutende schriftstellerische Thätigkeit ausgeübt, wenn auch vorwiegend im feuilletonistischen Genre. Die Werke des Kaisers werden jetzt auf den Wunsch seines kaiserlichen Bruders Franz Joseph der Oeffentlichkeit übergeben werden, da nach dem Tode des Monarchen die Rücksichten fortgefallen sind, die bis dahin einer Veröffentlichung entgegenstanden. Die Herausgabe der Werke, die unter dem Titel: „Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte", sieben Bände umfassen, ist der Verlagsbuchhandlung von Duncker und Humblot in Leipzig anvertraut worden. Die vier ersten sollen demnächst ausgegeben werden.

Von Eduard Maria Oettinger's „Moniteur des Dates" ist die achtzehnte Lieferung ausgegeben worden, mit welcher der dritte Band des überaus fleißigen Werks zum Abschluß gekommen ist. Diese Lieferung enthält die Artikel J. Fleury-Mogne, Joseph de Mealleuet de Farge, und darunter die genauern Daten über Majláth, Maltzan, Manteuffel, Martinitz, Maximilian u. s. w. Wir benutzen die Gelegenheit, auf ein Werk hinzuweisen, welches der deutschen Gelehrsamkeit und Ausdauer ein rühmliches Zeugniß ausstellt.

Ein wichtiger Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart ist der „Bericht über literarische Leistungen im Königreiche Sachsen lebender Schriftsteller während der Jahre 1847—67" (Leipzig, Giesecke und Devrient), den Oswald Marbach im Auftrag des sächsischen Cultusministeriums zur allge-

meinen Ausstellung in Paris abgefaßt hat. Wir kommen auf diesen Bericht noch näher zurück.

Die „Revue contemporaine" bringt in ihrem letzten Hefte den Anfang einer Uebersetzung des Julius Rodenberg'schen Roman's: „Die neue Sündflut", und bewährt damit von neuem das eifrige Interesse, das sie unserer deutschen Literatur zuwendet.

Das dritte Bändchen der von Friedrich Bodenstedt herausgegebenen Shakspeare-Uebersetzung (Leipzig, Brockhaus) bringt eine Uebertragung von „Antonius und Kleopatra" von Paul Heyse; das vierte Bändchen „Die lustigen Weiber von Windsor" in einer Uebertragung von Hermann Kurz.

Nach dem Tode des Fürsten Vincenz Auersperg in Wien, der als Oberstkämmerer die Leitung der kaiserlichen Hofbühne unter sich hatte, ist für diese Leitung eine neue Zwischeninstanz geschaffen worden, eine Generalintendanz, welche über der technischen Direction und unter dem Oberstkämmerer steht. Daß durch eine solche Zwischeninstanz der Geschäftsgang vereinfacht wird, ist gewiß nicht anzunehmen. Zum Generalintendanten ist Friedrich Halm, der Dichter der „Griseldis" und des „Fechter von Ravenna" ernannt worden, bekanntlich Freiherr von Münch-Bellinghausen. Das wiener Burgtheater steht also gegenwärtig unter der Leitung zweier der namhaftesten dramatischen Dichter: Laube als artistischer Director wird nach wie vor die Initiative in Bezug auf Stücke, Besetzung, Engagements und Inscenirung haben; doch auch Friedrich Halm wird seinen Einfluß in die Wagschale legen. Ob ein gedeihliches und sich ergänzendes Zusammenwirken der beiden Autoren, ob Conflicte oder Compromisse aus der neuen Lage hervorgehen werden, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls ist die Richtung derselben eine verschiedene, indem Laube mehr das realistische Princip der Dicht- und Bühnenkunst vertritt, Friedrich Halm mehr das idealistische.

Das vom Literarischen Verein in Dresden angeregte Körner-Denkmal ist der Ausführung nahe gerückt; das gesammelte Geld und der von der Stadt bewilligte Zuschuß sichern dieselbe. Professor Hähnel hat definitiv die Modellirung des Denkmals zugesagt und zwar soll dasselbe in Bronze und in der Höhe von 9 Fuß ausgeführt und entweder vor der Kreuzschule auf dem Dohnaplatze oder auf dem Ferdinandsplatze errichtet werden.

Zu dem Voltaire-Monument in Paris haben bisjetzt 50000 Personen beigesteuert; die Sammlungen werden mit dem 1. September geschlossen. Auf der Liste der Commission, die sich für Errichtung dieses Monuments gebildet hat, stehen die ersten Namen der Literatur des second empire: Augier, Barbier, Michel Chevalier, Jules Favre, Michelet, Renan, Quinet, Pelletan, Garnier-Pagès u. a. Daß Louis Veuillot auf der Liste fehlt, ist selbstverständlich, obgleich derselbe einmal versprach, es sei mehr im Sinne der Zeit, statt der „Jungfrau von Orleans" lieber dem Dichter der „Pucelle" ein Denkmal zu errichten.

Friedrich Gerstäcker hat sich in Bremen nach Neuyork eingeschifft, um die neuesten Zustände Nordamerikas zu studiren. Jedenfalls werden die Resultate dieser Studien in einem mehrbändigen Roman zu Tage kommen, der vielleicht den Krieg der Nord- und Südstaaten zum Hintergrund hat.

Bibliographie.

Die Afrikanerin. Ein Opernroman. 3 Thle. Leipzig, Kollmann. 16. 2 Thlr.

Aimard, G., Die Mas-Horca. Roman. 3 Thle. Leipzig, Kollmann. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Baur, L., Berichte des Hessen-Darmstädtischen Gesandten Justus Gerh. Passer an die Landgräfin Elisabeth Dorothea über die Vorgänge am kaiserl. Hofe und in Wien von 1680 bis 1683. Wien, Gerold's Sohn. Gr.-8. 20 Ngr.

Bolanden, C. v., Gustav Adolph. Historischer Roman. 1ster und 2ter Bd. — A. u. d. T.: Die Hochzeit von Magdeburg. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Briefe und Blätter von Frau Therese. Herausgegeben von K. v. Holtei. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Büchner, L., Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein verständlicher Darstellung. 9te vermehrte und verbesserte, mit einem fünften Vorwort und einem Anhang versehene Auflage. Mit Biographie des Verfassers. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Burkes, L., Mein Dörfchen. Gedichte. Schwerin, Schmale. 16. 4 Ngr.

Conrad, J., Der siebentägige Krieg oder: die Todsünden des Feindes. Historischer Roman aus dem preußischen Feldzuge gegen Oesterreich im Jahre 1866. 3 Bde. Berlin, Seehagen. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Dante Alighieri's göttliche Komödie. Die Hölle. Uebersetzt von A. Doerr. 1ste Lief. 1ste Hälfte. Gesang I—XVII. Darmstadt, Schorkopf. Lex.-8. 20 Ngr.

Denkschrift zur Freiligrath-Feier in Leipzig, am 6. Juli 1867. Leipzig, O. Voigt. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Frösche. Ein ostdeutsches Lustspiel mit Musik, Gesang und Tanz von Aristophanes von Prag. Wien. 8. 8 Ngr.

Diez, Katharina, Eritha. 2 Bde. Berlin, v. Decker. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Ebeling, A., Die Wunder der Pariser Weltausstellung 1867. Cöln, Bachem. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Florentini, T., Leben der Heiligen Gottes. 4 Thle. Zürich, Woerl. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Haselbach, K., Der niederösterreichische Bauernkrieg am Ende des 16. Jahrhunderts, nach bisher unbenützten Urkunden mit Unterstützung des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich herausgegeben. Mit einer Beilage: Urkunden des Kremser Stadt-Archives. Wien, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herbert, L., Zwischen Krieg und Frieden oder nach Custozza und Königgrätz. Historisch-romantisches Zeitgemälde aus Oesterreichs neuester Aera. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 5 Ngr.

Hildebrandt's, E., Reise um die Erde. Nach seinen Tagebüchern und mündlichen Berichten erzählt von E. Kossak. 3 Bde. Berlin, Janke. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hoffmann, P. L., Der gelehrte Buchhändler Georg Ludwig Frobenius in Hamburg. Biographisches. — Verzeichniss seiner Schriften. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Holtei, K. v., Theater. Ausgabe letzter Hand in 6 Bdn. 1ster Bd. Breslau, Trewendt. 16. 15 Ngr.

Hübler, B., Die Constanzer Reformation und die Concordate von 1418. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Jacobs, E., Geschichte der evangelischen Klosterschule zu Ilsenburg nebst Mittheilungen über die Klosterschule zu Hirzenhain. Ein Beitrag zur Cultur- und Schulgeschichte des Reformationszeitalters. Urkundlich dargestellt. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 1 Thlr.

Kaufmann, A., Auszüge aus der Correspondenz des Fürsten Maximilian Karl v. Löwenstein mit dem Markgrafen Ludwig v. Baden und dem Prinzen Eugen v. Savoyen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Kinkel, G., Festrede auf Ferdinand Freiligrath gehalten zu Leipzig am 6. Juli 1867. Leipzig, C. H. Reclam sen. 8. 10 Ngr.

Knauth, F., Luise Henriette v. Oranien, Kurfürstin v. Brandenburg. Ein Lebensbild. Halle, Schwabe. Gr. 16. 10 Ngr.

Landolt, J., Die Christianisirung des Linth- und Limmatgebietes. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Luzern, Geb. Räber. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Manderscheid, H. M., Gegen was protestiren die Protestanten? Luxemburg, Brück. Gr. 8. 6 Ngr.

Doktor Martin Luther auf der Wartburg vom 4. Mai 1521 bis zum 2. März 1522. Jena, F. Manke. 16. 7½ Ngr.

Maehly, J., Die Schlange im Mythus und Cultus der classischen Völker. Basel, Hoch 4. 10 Ngr.

Morgenröthe und Nacht in Italien. Eine Erzählung aus dem Reformationszeitalter. Berlin. 8. 15 Ngr.

Müller, W., Geschichte der neuesten Zeit 1816—1866 mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Sommertage am Siebengebirge. Kreuznach, Voigtländer. 8. 20 Ngr.

Nikolsburg und seine Folgen. Historischer Roman aus Oesterreichs neuester Zeit. Fortsetzung von Custozza und Königgrätz. Von demselben Verfasser. 1ste Lief. Brünn, Karafiat. Gr. 8. 5 Ngr.

Pecht, F., Kunst und Kunstindustrie auf der Weltausstellung von 1867. Pariser Briefe. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rößler, R., Aus Krieg und Frieden. Schlesische Gedichte. Breslau, Trewendt. 8. 22½ Ngr.

Ruth, E., Geschichte von Italien vom Jahre 1815 bis 1850. 2 Bde. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 4 Thlr.

Segerström, A. v., Lorbeerkranz. Gedichte historischen Inhalts aus dem Kriegs-Jahre 1866. Danzig, Saunier. 8. 10 Ngr.

Sighart, J., Leonardo da Vinci und sein letztes Abendmahl. Eine kunsthistorische Skizze. München, Bruckmann. Gr. 4. 10 Ngr.

Soden, F. Freih. v., Gustav Adolph und sein Heer in Süddeutschland von 1631 bis 1635. Zur Geschichte des 30jährigen Krieges. 2ter Bd. Von Gustav Adolphs Tode bis zur Eroberung von Regensburg durch König Ferdinand von Ungarn und Böhmen 1633 bis 1634. Nach archivalischen und andern Quellen bearbeitet. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 Thlr.

Spielmann, J., Deutschland's Hoffnung. Paderborn, Kleine. 16. 6 Ngr.

Pädagogische Vorträge und Abhandlungen in zwanglosen Heften. 1ster Bd. 3tes Heft. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 9 Ngr.

Weiße, C. H., Kleine Schriften zur Aesthetik und ästhetischen Kritik. Aus dessen handschriftlichem Nachlasse und bereits Gedrucktem zusammengestellt von R. Seydel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen
in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico.

Von Baron J. W. von Müller.

Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten.

Drei Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Der kürzlich verstorbene Verfasser hinterließ mit diesem Werke dem deutschen Publikum die Frucht eines längern Aufenthalts in Mexico, ein Gemälde des Landes, dem gegenwärtig das politische Interesse in so hohem Grade zugewendet ist. Kaiser Maximilian hat noch vor seiner Abreise aus Europa im Jahre 1863 die Widmung des Werks angenommen. In Bezug auf Geschichte, Statistik, Cultur- und Bodenverhältnisse, Handel und Industrie, öffentliche Verkehrsanstalten und sonstige Staatsinstitutionen stand dem Verfasser das gesammte officielle Material zur Verfügung; dazu treten seine Beobachtungen als Naturforscher über die dortige Thier- und Pflanzenwelt, sowie die geschmackvolle Erzählung seiner höchst interessanten Reiseerlebnisse. Seit den jetzt veralteten Aufzeichnungen Alexander von Humboldt's ist nichts so Authentisches über Mexico und zugleich in so anziehender Form veröffentlicht worden, als das, was in diesem Werke geboten wird.

Der dritte Band ist unter folgendem Titel auch einzeln zu haben:

Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico. Mit einer Karte des Kaiserreichs und einem Profil des Isthmus von Tehuantepec. 8. Geh. 4 Thlr.

Preisermässigung werthvoller Werke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der darüber soeben ausgegebene Katalog besteht aus folgenden fünf Abtheilungen:

I. **Abtheilung**: 1. Bibliographie. Encyklopädische Werke. Literatur- und Sprachwissenschaft. Zeitschriften. — 2. Griechische und römische Philologie. Alterthumswissenschaft. Orientalia. — 3. Theologie. Philosophie. — 4. Pädagogik. Wörterbücher. Grammatiken. Lehrbücher. Jugendschriften. — 5. Geographie. Länder- und Völkerkunde. Reisen.

II. **Abtheilung**: 1. Rechtswissenschaft. Staatswissenschaften. — 2. Geschichte. Memoiren und Biographien.

III. **Abtheilung**: 1. Medicin. Naturwissenschaften. — 2. Mathematik. Militärwissenschaften. Technologie. Baukunst. — 3. Handelswissenschaften. Haus- und Landwirthschaft. Forst- und Jagdwissenschaft.

IV. **Abtheilung**: Deutsche schöne Literatur: 1. Erläuterungsschriften. Gesammelte Werke. Briefwechsel. Kunstliteratur. — 2. Altdeutsche Literatur. — 3. Romane und Erzählungen. — 4. Gedichte. — 5. Dramatisches.

V. **Abtheilung**: Ausländische Literatur in den Originalsprachen und in Uebersetzungen.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

☞ **Die Preisermässigung besteht nur für einige Zeit. Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt gewährt.**

Soeben erschien in Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig:

JAHRBUCH
DER DEUTSCHEN DANTE-GESELLSCHAFT.

Erster Band. 8. Geh. 3 Thlr.; geb. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diese erste Gabe der Deutschen Dante-Gesellschaft enthält eine Reihe werthvoller Arbeiten der bedeutendsten Dante-Kenner und concentrirt in sich die interessantesten Studien über den grossen italienischen Dichter. Se. Maj. König Johann von Sachsen, der Protector der Deutschen Dante-Gesellschaft, hat die Dedication dieses ersten Bandes des „Jahrbuch" anzunehmen geruht.

Im Verlage von J. M. Wagner in München erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die deutsche
Komische und humoristische Dichtung

seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit (bis Schluß der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts).

Auswahl aus den Quellen.

Mit biographisch-literarischen Notizen, Worterklärungen und einer geschichtlichen Einleitung von **Ignaz Hub.**

Dritter Band: XIX. Jahrhundert.

50 Bogen. Gr. 8. Preis: 2 Thlr. 6 Ngr., oder 4 Fl.

Die früher erschienenen zwei Bände enthalten:

Erster Band: XVI. und XVII. Jahrhundert. Preis: 1 Thlr. 18 Ngr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Zweiter Band: XVIII. Jahrhundert. Preis: 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Jeder Band wird auch einzeln abgegeben.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint in

Neue wohlfeile Ausgabe des
Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon

in 70 Heften zu 5 Ngr.

Probehefte und Prospecte dieses anerkannt trefflichen, über 2000 Abbildungen enthaltenden Werks sind in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben, wo auch Subscriptionen angenommen werden.

Die Nothwendigkeit des Christenthums in der Familie, der Schule und im Staat von **Josef Probst**, Pfarrer in Dorneck und Dekan. Zürich, Druck und Verlag von Friedrich Schultheß. 1867. Gr. 8. 9 Ngr.

Der Verfasser gibt die christliche Religion in ihrer ersten Blüte, in ihrem ersten Wirken, und bedient sich derselben als Prüfstein für alle wichtigern Verhältnisse des Lebens. Er zeigt, daß alle wirklichen Regierungsformen, sogar die republikanischen, mangelhaft seien. Haben doch selbst die größten Demokratien immer noch etwas Despotisches. Die Schrift ist den christlichen Fürsten gewidmet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 8. August 1867.

Inhalt: Die Reise der Gräfin Kollonitz nach Mexico. Von Rudolf Gottschall. — Romane und Erzählungen. Von A. Freiherrn von Leon. — Zur deutschen Cultur- und Kunstgeschichte. Von Adolf Zeising. — Beethoven-Literatur. Von Hermann Hopff. — Oberstburggraf von Lehndorff. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Englische Urtheile über deutsche Werke; Die Attentate der Frommen auf unsere Classiker; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Reise der Gräfin Kollonitz nach Mexico.

Die politische Tragödie im Lande des Cortez hat durch die Execution des Kaisers Maximilian einen entscheidenden Abschluß gefunden. Die transatlantische Republik hat den monarchischen Interventionsgelüsten damit ein für allemal einen blutigen Absagebrief geschrieben. Im Interesse der Humanität muß man diese That bedauern und wünschen, daß Juarez der begeisterten Epistel Victor Hugo's Gehör geschenkt und den Sieg der Republik rein gehalten hätte von blutiger Befleckung. Ein edler und ritterlicher Fürst, der gewiß das Beste wollte und die in Paris fabricirte civilisatorische Mission allen Ernstes als seine weltgeschichtliche Sendung erfaßte, ließ sich in der Erbitterung über die Ausdauer des Widerstandes zu Handlungen verleiten, die man nur als despotisch bezeichnen kann. Für tragische Schuld die tragische Sühne — es ist das Gesetz der Geschichte, wie es das Gesetz der Dichtung ist. Durch den heldenmüthigen Kampf um seine Krone hat Maximilian einen Theil seiner Schuld abgetragen. Er starb als ein Held; lebend wäre er nur als Abenteurer zurückgekehrt.

Bei dem romanhaft Anziehenden dieser mexicanischen Tragödie, in welche der Wahnsinn der ehrgeizigen, aber hochbegabten und liebenswürdigen Fürstin die tiefsten Schlaglichter wirft, sind alle Aufzeichnungen, die sich auf die traurige monarchische Episode in Mexico beziehen, von großem Interesse. Dies gilt auch von dem nachfolgenden Werk:

Die Reise nach Mexico im Jahre 1864 von Gräfin Paula Kollonitz. Wien, Gerold's Sohn. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es sind allerdings nur flüchtige Skizzen von weiblicher Hand, angereiht an den Faden der eigenen Erlebnisse, ohne entfernten Anspruch auf jene ethnographische Bedeutung, wie sie das umfassende Werk Baron Müller's hat; aber sie sind wichtig, weil sie mit großer Unbefangenheit die Stimmung widerspiegeln, aus welcher der neue Argonautenzug nach dem goldenen Vlies Tenochtitlans hervorging. Es ist zwar nur die Stimmung einer Hofdame, aber ohne Frage auch die Stimmung der Kaiserin — und selbst an Maximilian's Unternehmungslust hatte sie nicht geringen Antheil. Als Gräfin Kollonitz an Siciliens Küste vorbeifuhr und den Aetna erblickte, ruft sie aus: „Mir war es wie ein Traum!" In Martinique, als sie die Kolibris gleich schwebenden Juwelen von Blumenkelch zu Blumenkelch fliegen sieht, sagt sie:

Nie kann ich es schildern, aber auch nie vergessen, welche Freude, welche Dankbarkeit mich in solchen Momenten erfüllten; immer wieder mußte ich mich fragen: ob es denn nicht ein Traum sei, der im nächsten Moment gestört, mit all seinen herrlichen Bildern zerrinnen würde.

In der Vorrede heißt es:

Mit der dankbarsten Freude aber habe ich all das Schöne genossen, mit dem wärmsten Interesse habe ich die Augen für alles offen gehalten, was sich ihnen darbot, und es war mein Wunsch, jenen, die nicht so glücklich waren wie ich, so getreulich als möglich anschaulich zu machen, was mich entzückte; mit der Feder wollte ich erreichen, was ich am liebsten mit dem Pinsel gethan hätte: getreue Bilder schaffen, die den Wunsch rege machen würden, selbst zu sehen, sich Leib und Seele zu stärken an den Freuden und Mühsalen einer großen Reise, an allem, was sich uns außerhalb des engen Kreises erschließt, in welchem wir uns zu bewegen gewöhnt sind und der doch so arm ist, so beschränkt für die Ausbildung jener Fähigkeiten, welche der Schöpfer uns in das Herz und in den Kopf gelegt hat.

Es war der phantastisch-verlockende Zauber der Ferne, der Reiz des Neuen, des Ungewohnten, der traumhaft nicht nur das Gemüth der Hofdamen, sondern auch das des kaiserlichen Paars umstrickt hatte. Man liest es aus jeder Zeile dieser Reiseskizzen heraus! Auf dem Boden Amerikas zu stehen, den in frühern Jahren zu betreten unserer Reisenden „ganz undenkbar" erschien, die Krone zu tragen, die einst der Aztekenfürst Montezuma trug, obgleich sie schon für jenen eine Dornenkrone war — welch ein exotischer Zauber lag allein in diesem Gedanken! Die Idylle von Miramar verschwand gegen den Reiz dieser duftigen Fernsicht! So war eine romanhaft erregte Phantasie der Boden des Unternehmens, wozu bei dem Kaiserpaar gewiß der stets verführerische Glanz einer Krone kam. Diese Erregtheit gab auch den Muth, Abenteuern und Gefahren zu trotzen, selbst der zunächst bedrohlichen, der Seekrankheit, vor der unsere unbefangen plaudernde

Gräfin eine geziemende Scheu hegt, nachdem es schon bei der ersten Seefahrt „um sie geschehen war“:

Immer mehr und mehr gewann ich die Ueberzeugung, daß ich kein seemännisches Herz habe; jede Veränderung in der Bewegung machte mich krank; alle andern blieben unberührt von diesem Leiden, nur ich unterlag ihm bei der geringfügigsten Veranlassung. Ich gestehe, daß mich diese Erfahrung etwas trübe stimmte; ich hatte eine lange Seereise vor mir, die ich mit allen meinen Fähigkeiten genießen wollte; statt dessen drohte mir nur ein langes peinliches Leiden, das im Atlantischen Ocean, den man mir stets in großer Bewegung schilderte, vielleicht erschreckendere Dimensionen annehmen sollte. Ich hatte Momente von Muthlosigkeit zu überstehen, doch war es mein fester Wille, soviel wie möglich mein physisches Unbehagen zu überwinden und mich geistig frisch und empfänglich zu erhalten.

Selbst in die Geheimnisse des kaiserlichen Hofhalts erhalten wir manchen naiven Einblick. So wird uns Mittheilung über das Insektenpulver gemacht, welches die kaiserlichen Betten in Mexico nöthig hatten. Jedenfalls hat dasselbe seine civilisatorische Mission glücklicher vollzogen als der ganze kaiserliche Freischarenzug in das Aztekenland.

Eine wehmüthige Beleuchtung schwebt jetzt über den Abschiedsscenen von Miramar, deren Schilderung wir deshalb hier folgen lassen:

Eine halbe Stunde vor der Abfahrt überreichte eine Deputation der Stadt Triest dem nunmehrigen Kaiser Maximilian von Mexico eine Abschiedsadresse. Erzherzog Ferdinand Max war eine von der Bevölkerung sehr geliebte Persönlichkeit; Triest verdankte ihm viel. Mit Schmerz und großer Besorgniß sah man ihn ziehen, einer ungewissen, gefahrvollen Zukunft entgegengehen. Zehntausend Unterschriften bezeugten die Anhänglichkeit an seine Person und die Herzlichkeit der Segenswünsche, die ihm über das Meer in die neue Heimat, zum schweren Beruf folgten. Der Kaiser brach in Thränen aus, als der Bürgermeister von Triest mit warmen Worten das allgemeine Bedauern, die allgemeine Theilnahme aussprach. Der Augenblick war ein so feierlicher, ein so ernster, daß jedes Gemüth davon ergriffen ward; beinahe kein Auge blieb trocken. Als wir bald darauf im Gefolge des Kaiserpaars in den Hof traten, hatte sich eine große Menschenmenge in dem engen Raume versammelt. Jeder wollte den scheidenden Fürsten noch einmal sehen, ihm selbst noch ein Lebewohl, einen Glückwunsch, ein Segenswort nachrufen. Mit echt italienischer Lebendigkeit warfen die Leute sich ihm vor die Füße, überschütteten ihn mit Blumen, küßten seine Hände und seine Kleider. Er winkte ihnen dankend zu, mit überströmenden Augen; seine Brust hob sich krampfhaft, er konnte keine Worte über die Lippen bringen. Langsam drängten wir uns durch die Menge, die Stufen herab, die zum Landungsplatze führten. Ein hübsch decorirtes Boot mit rothem goldgestickten Sammtbaldachin harrte unser. Der Kaiser half seiner Gemahlin hinabzusteigen, drückte und schüttelte noch die Hände, die sich ihm entgegenstreckten und dann verließ auch sein Fuß die alte, liebgewohnte heimatliche Erde! Wer weiß, ob er sie jemals wieder betreten wird! Eine Flut von Blumen folgte ihm. Nun donnerten die Geschütze von den zwei Fregatten Bellona und Themis, die in großer Flaggengala und imponirender Schönheit vor uns lagen. Die Novara hatte die mexicanische Flagge gehißt; wir nahten ihr mit kräftigen Ruderschlägen; doch vom Lande her tönte uns das Abschiedsrufen der Menge nach und auch von dort dröhnten schwer die Salven von allen Forts und Befestigungswerken. Alles hatte sich vereinigt, um diesen Moment großartig und ergreifend zu gestalten; der Kaiser bedurfte all seiner Kraft, um seiner erschütterten Nerven Herr zu bleiben. Auf die Kaiserin wirkte alles dies ruhig und freudig; mit Zuversicht blickte sie in die Zukunft, mit großer Befriedigung auf alle Beweise der Anhänglichkeit, die ihr gegeben wurden. Die Novara war erreicht und bestiegen, der Schritt war gethan; das neue gewohnte Leben hatte begonnen. Alsogleich wurden die Anker gehoben, die Schraube zitterte und bohrte unter unseren Füßen, der dunkle Rauch wälzte sich schwer zum blauen Himmel hinauf. Die französische Fregatte Themis (Commandant Baron), die Kaiser Napoleon zu unserer Begleitung bestimmt hatte, folgte uns. Sechs Lloyddampfschiffe und unzählige kleine Boote, alle geschmückt und bewimpelt, gaben uns das Geleite. Die ersten gegen Triest, woher uns wieder Geschütze ihren Gruß donnerten, und bald darauf ins weite offene Meer. Lange noch sahen wir das schöne Miramar, die Perle der Adria, des Kaisers, das er sich auf rauhem Felsen erbaut und trotz der Ungunst des Bodens, trotz des feindseligen Anpralls der See, mit immer grünen Bäumen, mit den schönsten Blumen des Südens umgeben und zu einem Paradiese geschaffen hatte. Sobald es möglich war, eilte der Kaiser in seine Cabine, um in der Einsamkeit die tiefe Erschütterung seines Gemüths zu verbergen und zu überwinden.

Aus Rom erhalten wir ein paar geistliche Porträts, die durch einige ketzerische Bemerkungen illustrirt werden:

Mich interessirte es sehr, Cardinal Antonelli, den mächtigen Minister des Aeußern, zu sehen, mit dem klugen, feinen und fein geschnittenen Gesicht, eine hohe, schlanke, beinahe noch jugendliche Gestalt, dessen dunkles Haar einzelne Silberfäden durchziehen. Monsignore Mérode, damals Kriegsminister, war dem in Ungnade gefallen, war mein Tischnachbar, und der geistliche Stand hinderte ihn nicht an liebenswürdigen Redensarten, an heitern Scherzen und Neckereien. Sein schiefer Blick hatte etwas Störendes für mich, und da mein Nachbar zur Linken, der damalige österreichische Botschafter Bach, an demselben Gebrechen leidet, befand ich mich in einem wahren Kreuzfeuer. Mérode, ein vornehmer Belgier, war in seiner Jugend Offizier gewesen und hatte erst ziemlich spät den Säbel mit dem Brevier vertauscht. Seinem ganzen Wesen hing noch etwas Soldatisches an, und der Waffenrock mag ihn besser kleiden als die Soutane. Unwillkürlich ließ ich meine Blicke von einem zum andern von all den hohen geistlichen Herren streichen und blieb forschend an den Gesichtszügen haften! Wie viele von ihnen mag wohl die göttliche Liebe, Demuth, Opferwilligkeit, Sorge für ihr Seelenheil und das ihrer Mitmenschen bestimmt haben, diesen Beruf zu ergreifen?

Sehr lebendig ist die Beschreibung von Gibraltar, Madeira und Martinique. Nach langer, wechselvoller Meerfahrt landete der Kaiser vor der flachen Küste von Veracruz, dessen dächerlose weiße Häuser den Eindruck eines großen Kirchhofs machen. Das Schiff des Kaisers wurde durch die Themis angemeldet; doch es blieb alles mäuschenstill:

Nichts regte sich im Hafen, nichts an der Küste. Der neue Beherrscher von Mexico stand angesichts seines Reichs und war im Begriff, es zu betreten; aber seine Unterthanen hatten sich verborgen, niemand empfing ihn! Es war ein unheimliches Gefühl für alle, der Kaiser aber bewahrte eine staunenswerthe Ruhe. Es schien, als ob er Lust hätte, seinen ziemlich beißenden Witz gegen sich selbst zu kehren.

Der französische Contreadmiral Bosse, der zuerst den Monarchen die Honneurs machte, erschien in übler Laune und „trat mit einer Ungezogenheit und Rücksichtslosigkeit auf, die ihresgleichen suchte“. Gegen Abend kam General Almonte, der wegen des in Veracruz herrschenden Gelben Fiebers die Ankunft des Kaisers in Orizaba erwartet hatte:

Almonte, der Sohn des aus den Befreiungskriegen bekannten Pfarrers Morelos und einer Indianerin, die ihn in den Bergen, „al monte", gebar, machte auf uns einen äußerst angenehmen Eindruck. In seinem gelblich gefärbten, aber wohlgebildeten Gesicht lag der Ausdruck von Güte und Freundlichkeit, und sein Benehmen war einfach, aber fein und höflich. Die Begrüßung war ein Handschlag, damit wird jede Bekanntschaft in Mexico eingeleitet, was uns anfangs biederer und zutrauender erschien, als es gemeint ist.

Die Reise von Veracruz nach Mexico ging anfangs auf einen sehr naturwüchsigen, von keinen Bahnwärtern bewachten Schienenweg, dann durch die Maulthierpost, in welcher unsere Reisende Besseres zu sagen weiß, als in dem Colonel Vicomte de la Pierre, der sich ihnen als Reisemarschall aufgedrungen hatte und nach und nach als einen „sehr unangenehmen Gefährten" herausstellte. Orizaba, das in einem engen Thal herrlich gelegen ist, wurde nur flüchtig bei der Durchreise besucht. Länger verweilten die Reisenden dagegen in Puebla, das mit seinen unzähligen Kuppeln und Kirchthürmen einen malerischen Anblick gewährt. Beim Eintritt in die Stadt zeigt sich nur Trümmer:

Eben vor einem Jahre hatte sie sich nach drei Monate langer, heldenmüthiger Vertheidigung den Franzosen ergeben. General Forey, der damals die Expedition leitete und die französische Armee befehligte, hinterließ sowol bei dieser, wie bei den Mexicanern den Ruf, die Eroberung der Stadt geflissentlich erschwert zu haben, um glänzendere Bulletins nach Paris senden zu können und um sich einen schwerer wiegenden Kranz um das Haupt zu flechten. Als wir die Vorstädte verlassen hatten und das Innere der Stadt erreichten, ward der Eindruck, den Puebla auf uns hervorbrachte, ein äußerst günstiger. Wir fuhren durch breite, regelmäßige Straßen, über große Plätze, an prächtigen Kirchen vorüber. Jede Gasse hat in ihrer Mitte einen breiten Steinen gedeckten Kanal, durch welchen die in der Regenzeit niederströmenden Fluten abfließen. An beiden Seiten sind Trottoirs angebracht und alte Beschreibungen schildern das Pflaster vortrefflich, eine Meinung, der ich nicht beipflichten kann. Straßenkämpfe mit Barrikadenbau mögen darin eine unerfreuliche Aenderung hervorgebracht haben. Trotzdem ist Puebla eine sehr anziehende Stadt und ihre Architektur ist bei weitem schöner und eigenthümlicher als die von Mexico; sie ist auch reinlicher gehalten und trägt weniger die Spuren verfallener Größe, die Hauptstadt des Landes, deren Glanz durch Revolutionen und Bürgerkriege so sehr gelitten hat. Die Häuser sind höher und sehen dadurch weniger gedrückt aus, haben auch nicht jene nivellirende gelbliche Farbe, die man an den mexicanischen Städten sieht. Die Freude der aztekischen Rasse an heller und warmer Farbe hat hier noch einiges Recht behalten und sie ist oft mit vielem Geschmack und feinem Sinne angewendet. Das Haus, das man uns angewiesen hatte, war roth übertüncht und mit mosaikartig geordneten, weiß und blau glacirten Porzellantafeln belegt, was ebenso originell als hübsch ist und was man an vielen andern Häusern der Stadt wiederfanden.

Das Fort von Guadalupe gewährt eine großartige Aussicht; man übersieht die weite Ebene mit den prächtigen Bergen, die sie umgrenzen:

Gegen Westen die mächtige Bergkette, aus welcher Popocatepetl und Iztazihuatl ihre schneeigen Gipfel erheben, gegen Norden die Sierra Madre mit dem Pic von Orizaba und dem Cofre de Perote, und zwischen jenen Hauptgebirgszügen das Gebirge von Malinche. Es ist wahrlich ein imponirender Anblick, dessen Schönheit gar sehr erhöht wird durch die wunderbare Klarheit der Luft, welche die fernsten Gegenstände näher rückt und jenen Schichten über uns, die wir Himmel zu nennen gewohnt sind und die in Europa beinahe wie eine compacte Decke erscheinen, eine Durchsichtigkeit verleiht, die mehr als alles andere den Begriff der Unendlichkeit versinnlicht. Das Auge findet keinen Ruhepunkt, keine Grenze, und das Gemüth erhebt sich mit ihm, staunend, bewundernd und anbetend.

Von Puebla begeben sich unsere Reisenden über Cholula nach der Hauptstadt. In San-Martin machten sie die Bekanntschaft eines der tüchtigsten Mexicaner, die sich der Regierung des Kaisers angeschlossen haben, des nunmehrigen Generals Mejia,

eines noch jungen Mannes von großer Gestalt, beinahe bronzefarbiger Haut, dunkeln funkelnden Augen, glattem schwarzen Haar, mit energischen Zügen, aber von jenem kindlichen einfachen Wesen, das den indianischen Abkömmling kennzeichnet. Dieser junge Mann ist selbst von den Franzosen hoch geachtet, da er Verläßlichkeit des Charakters mit großer Tapferkeit verbindet.

Das Thal von Mexico selbst gewährt einen großartigen Anblick:

Das Plateau, auf welchem Mexico gebaut ist, erhebt sich mehr als 7000 Fuß hoch über die Meeresfläche, beträgt 20 Leguas in der Länge und circa 13 in der Breite. Von hohen Bergen eingeschlossen, deren Farbe von einer so wunderbaren Bläue ist, wie nur diese Atmosphäre sie wiedergeben kann, überragt von den Vulkanen, deren Gipfel ewiger Schnee deckt, prangt die Ebene im herrlichsten Grün. Ortschaften lehnen sich freundlich an die Höhen, Haciendas mit Alleen und Gärten liegen zerstreut umher, in der Ferne glänzen die Seen, es ist ein herrliches, überreiches Panorama. Die Ebene ist durch einzelne Hügel, die sich wie Maulwurfshaufen erheben, unterbrochen. Es sind ausgebrannte Vulkane, die kahl und felsig dastehen, aber, wie alles hier, eine warme, braune und rothe Farbe annehmen. Einer dieser Vulkane verbarg uns Mexico.

Die Beschreibung, welche die Gräfin von dem Einzug des Kaiserpaars in Mexico macht, fordert zu Betrachtungen über den vergänglichen Glanz derartiger Festlichkeiten heraus; sie ist übrigens charakteristisch genug, um sie hier ganz mittheilen zu können:

Den 12. Juni erfolgte der feierliche Einzug des Kaiserpaars in Mexico. Wieder war alles zu Pferde und zu Wagen hinausgeeilt, um sie außerhalb der Stadt zu empfangen. Diese selbst war auf das reichste geschmückt; Triumphpforten waren errichtet, alle Häuser mit Fahnen, Blumen, Guirlanden, Draperien geschmückt, große Inschriften trugen den Bewillkommnungsgruß für Maximiliano und Carlota, alle Straßen waren voll Menschen und auf den unzähligen Balconen der Häuser standen Frauen und Kinder, die erstern meistens alle schwarz gekleidet und in die spanische Mantille gehüllt. Wir hatten uns in den Palast der Mineria begeben, um von dort den Einzug zu betrachten. Die ganze Feierlichkeit durfte nicht nach europäischen Begriffen beurtheilt werden; Schönheit der Uniformen, Glanz der Equipagen fehlten ganz. Die hohen Würdenträger des Militärs und des Civils tragen ziemlich willkürlich und geschmacklos façonnirte Uniformen, mit Gold überladen, und der gemeine Mann, der in der Landestracht mit seinem Pferde verwachsen scheint und einen äußerst malerischen Anblick bietet, sieht in der Montur zu Fuß und zu Pferd jämmerlich aus. Die Equipagen Mexicos aber sind das Häßlichste, was man nur sehen kann, und selbst die schweren Prunkwagen, die bei dieser Gelegenheit zum Vorschein kamen, machten darin keineswegs eine Ausnahme. Das Kaiserpaar saß in einem Wagen, den der Kaiser zu dieser Gelegenheit längst vorausgeschickt hatte. An der rechten Seite desselben ritt General Bazaine und nebst ihm umritten die Adjutanten und der nunmehrige Commandant der Garde, Graf Bombelles, des Kaisers

Jugendfreund und der getreue Gefährte all seiner fernern Schicksale, den Wagen. Das Ayuntamiento, Präfecten, Minister und viele andere Würdenträger hatten den langen Zug eröffnet. Aus allen Häusern, an welchen der kaiserliche Wagen vorbeifuhr, fielen Blumen und farbige Papierstreifen nieder, auf welchen Gedichte zu Ehren der neuen Herrscher gedruckt waren. In großer Masse hatten sich die Indianer angeschlossen. Die Sage von Quetzalcoatl, die trotz allem äußerlichen Christenthume, nebst vielem andern Aberglauben, noch in ihren Traditionen lebt, hatte äußerst günstig für den Kaiser gewirkt; sie sahen in ihm den weißen Mann, der zu ihrem Glück und zur Erhebung aus ihrer bisherigen gedrückten Lage über das Meer zu ihnen gekommen war, und sie begrüßten ihn mit dem größten Jubel. In einem Wagen, der in Form einer Muschel gebaut und mit Goldpapier überzogen war, saßen drei als Engel gekleidete Kinder, die von Zeit zu Zeit, wenn der Wagen des Kaisers, von der Menschenmenge gehemmt, stille hielt, zu demselben hingetragen wurden, um ihn mit Blumen zu überschütten. In einem andern Wagen, der mit weißen, rothen und grünen Draperien, den mexicanischen Farben, bedeckt war, wurden die lebensgroßen Bildnisse des Kaisers und der Kaiserin nachgeführt. Solcher Aufzüge gab es mehrere. Der Zug hielt vor der Kathedrale, welche zur Rechten des Palastes eine zweite Seite des Hauptplatzes einnimmt. Hier wurde ein Tedeum abgehalten und von dort bewegte sich der Zug zu Fuß über Teppiche und unter dem schützenden Dach der Zelte zum Palast. Der Eingang war mit Fahnen und Blumenguirlanden und mit den häßlich gemalten Porträts des Kaiserpaars geschmückt. Eine unermeßliche Menschenmenge bedeckte den beinahe unübersehbar großen Platz; doch war alles ordentlich und ruhig, Mexicaner und Indianer sind weder lärmend noch ungeduldig. Doch zeigte sich viel Freude und Interesse im Volke und die Begrüßung in Mexico war eine sehr herzliche. Unter dem Thronhimmel, in einem schmalen, langen Saal, empfingen die Emperadores die Würdenträger, dann war Diner und abends auf dem Platze Feuerwerk. Alles war in großem Putz, in großer Uniform, und es war sehr interessant, all diese fremden Menschen zu sehen und zu beobachten. Unter anderm fiel mir General Miramon auf, ein noch junger Mann, der, kaum zwanzig Jahre alt, zum Präsidenten der Republik erwählt wurde, ob seiner Tapferkeit sich in der Armee großer Beliebtheit erfreute, doch die Reputation mancher Unthat mit davontrug. Er hatte sich öffentlich zur Partei des Kaisers geschlagen und ward von diesem besonders ehrenvoll empfangen. Mit seiner jungen und wie man versicherte besonders ehrgeizigen Gemahlin am Arm, ging er durch die Säle, und auch ihm war jenes sanfte, feine und schlaue Wesen eigen, das so besonders charakteristisch ist und sich in der Erinnerung als Haupteindruck stempelt. Mit dem Gefühle großer Befriedigung zogen sich die Majestäten in ihre Gemächer zurück, und auch wir theilten diese Empfindung. Alles erschien vortheilhafter, hoffnungsreicher, als man erwartet hatte, alles hatte die günstigste Seite hervorgekehrt; die Natur und die Menschen hatten alles aufgeboten, um den Ankömmling zu gewinnen und vielleicht auch, um ihn — zu blenden.

Ueber die Stadt Mexico, ihre aztekischen Alterthümer, die Wasserleitungen, die Alameda, die Hauptstraßen Mexicos, die lange Allee, den Paseo, die aus vier Reihen häßlicher, verkrüppelter, pappelartiger Bäume besteht, über das ganze Leben der Mexicaner, als deren Hauptcharakterzüge Trägheit und Mäßigkeit angeführt werden, erhalten wir manche anspruchslose Mittheilung. Die Mexicanerinnen lieben die täglichen Bäder. Oft sieht man sie, das reiche Haar aufgelöst, das mantelartig ihre Schultern umwallt und beinahe bis zu den Füßen reicht, auf den Terrassen des Hauses auf- und niedergehen, um es trocknen zu lassen. Sie haben Freude an der Musik und viel Talent dazu, sie spielen oft sehr hübsch Klavier und besitzen auch wohlklingende Stimmen. Wenn viel Jugend zusammenkommt, wird getanzt und solch anspruchslose Vergnügungen nennt man Tortillas. In Bezug auf die Moralität nimmt unsere Reisende die Mexicanerinnen in Schutz, denen man in Bezug hierauf unendlich unrecht thut. Die Ehen sind innig und glücklich; ja mehr als alles spricht die große Unzufriedenheit der Franzosen für die Tugend der mexicanischen Frauen. Bei den Mädchen gelten viel freiere Gewohnheiten:

Ihnen wird Putzsucht, Eitelkeit, Koketterie in weit höherm Maße gestattet; sie sind von Bewerbern umgeben, mit welchen sie unbeengt verkehren und allerlei kleine Liebesintriguen anspinnen, bei welchen es an Rendezvous und geheimen Correspondenzen nicht fehlt. Ein junger Mann, welcher während längerer Zeit ein Mädchen auszeichnet, gilt als ihr „Novio", doch ist dieser noch nicht ihr Bräutigam; nur gewinnt er das Recht, sie bei Spazierritten zu begleiten, auf dem Paseo, wo sich die Wagen oft in langer Reihe aufstellen, um die Menge an sich vorüberfahren und reiten zu sehen, den Platz an ihrer Seite einzunehmen, im Theater in ihrer Loge zu sitzen, sie zu beschützen und zu geleiten, wo es eben noththut. Keiner wird es verargt, wenn sie an mehrere Novios ihre kleinen Gunstbezeigungen vertheilt und sie bald durch Freundlichkeit anzieht, bald durch Kälte zurückstößt. Der Mexicaner beweist auch dann viel Geduld, jahrelang dauern oft seine Bewerbungen, jahrelang die Unentschlossenheit der Novia. Wenn sie ihn am Ende doch erhört und zum Gatten erwählt, so ist er überglücklich.

Auch für die Schönheit der mexicanischen Frauen tritt unsere Reisende in die Schranken, obgleich die Jugendblüte nur kurze Zeit dauere; sie rühmt die Pracht der Haare und Zähne, den tiefen Glanz ihrer großen schwarzen melancholischen Augen, die wunderbare Kleinheit ihrer Hände und Füße. Fausta Aregunaga wird uns besonders als eine Schönheit von feenhafter Lieblichkeit gezeichnet.

Die Beschreibung des kaiserlichen Lustschlosses Chapultepec, einer Reise nach den Silberbergstädten Pachuca und Real del Monte, eine Schilderung des Unabhängigkeitsfestes, eine kurze historische Skizze, in welcher auch Iturbide nicht vergessen wird, der als Kaiser Augustin dasselbe Los erlitt, wie neuerdings sein Nachfolger Maximilian, und die Schilderung der Rückreise, auf welcher der Pic von Orizaba eine malerisch-schöne, die Seekrankheit eine desto peinlichere Rolle spielt, bilden den übrigen Inhalt des Reisewerks, das durch die Wärme und Unmittelbarkeit der Darstellung einen wohlthuenden Eindruck macht und, da die Verfasserin mit ungetrübten Blicken zu beobachten versteht, manches Landschaftsbild, manche Volkssitte uns in anschaulichster Weise vorführt.

Von dem Kaiser und der Kaiserin entwirft sie inhaltsvolle Porträts, deren warme Farbengebung einen Antheil des Herzens bekundet. Der Kaiser wird als ein Mann von den besten Intentionen geschildert, der die Reorganisation und Verbesserung der Zustände des Landes wollte. Als die Gräfin am 8. November in Chapultepec Abschied nahm, sagte der Kaiser: „Sagen Sie meiner Mutter, daß ich die Schwierigkeiten meiner Aufgabe nicht unterschätze, daß ich aber meinen Entschluß noch keinen Augenblick bereut habe." Jedenfalls war er damals auf dem besten Wege, als er dem Klerus die Rückgabe der früher

confiscirten geistlichen Güter verweigerte und überhaupt dem maßlosen Hochmuth desselben gegenübertrat. Das Verhängniß ereilte ihn erst, als er sich neuerdings vertrauensvoll der Geistlichkeit in die Arme warf, die ihn zur Fortsetzung des hoffnungslosen Kampfes anspornte.

Von der Kaiserin rühmt die Gräfin „die große Offenheit und Verläßlichkeit ihres Charakters, die Natürlichkeit ihres Wesens wie edle Richtung ihres Geistes, der keinen Argwohn kennt, weil ihm alles Gemeine zu fern steht, die Liebe zum Rechten und Guten".

Das tragische Los dieser Fürstin ist des allgemeinsten Antheils gewiß. Ihr Wahnsinn hatte, den neuesten Schilderungen zufolge, einen somnambulen Zug. Nachdem sie an den Tuilerien wie an den Pforten Sanct-Peter's vergeblich angeklopft und die Ohnmacht der Gewaltigen, deren Arme nicht übers Meer reichen, tief empfunden, spann sie sich in jene Träumereien des Wahnsinns ein, den zunächst die Verzweiflung um den zusammenstürzenden Bau ihrer kühnen Entwürfe hervorgerufen hatte. Bald aber mischte sich die Todesangst um das bedrohte Leben ihres Gatten mit ein; sie hörte die tödliche Salve lange vorher, ehe die Kugeln der Juaristen den Kaiser trafen, der sich in einen Parteigänger seiner eigenen Sache, in einen Bandenchef verwandelt hatte!

Maximilian war gleichsam der letzte Cortez, der die Civilisation über das Meer hinübertrug und mit Blut und Eisen einzuführen gedachte. Noch immer erwarten die Indianer ihren „Quetzalcoatl", den großen weißen Mann mit langem Bart, der auf einem Nachen von Schlangenhäuten weithin nach Osten gefahren, woher die Sonne kommt; er wird Glück und Reichthum bringen und das goldene Zeitalter. Er war ein Feind des Kriegs, und wenn von ihm gesprochen wurde, hielt er sich die Ohren zu. Die weißen „Quetzalcoatl" mit dem goldenen Zeitalter in der Tasche, die Civilisatoren von Cortez bis Maximilian, trugen den Krieg ins Land — darum erkannten die braunen Männer bald, daß es nicht die rechten waren.

Nach der Todessalve von Queretaro, nach dem Untergang der gekrönten weißen Augustine und Maximiliane, wird der Glaube an den weißen Sohn der Sonne wol für immer erschüttert sein und die Wiedergeburt des Reichs nur durch die Kräfte des eingeborenen Volks oder der germanischen Republik des Nordens in Aussicht stehen.

Rudolf Gottschall.

Romane und Erzählungen.

1. Helene. Roman von Ernestine Eckardt-Volmar. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Viel Romanhaftes, unglückliche Ehe, unverstandene Frau, scheinheiliger Priester, Erbschleicherei, Treubruch, Mord, Selbstmord, Hinrichtung u. s. w., aber neben und mit dem allen finden wir das Bestreben der Vertiefung, eine leitende Idee, ein didaktisches Element. Es ist ein socialer Roman, der beweisen will, daß die falsche Stellung der Frauen ihren geistigen oder moralischen Untergang verschuldet. Die Verfasserin eifert gegen die halbe Bildung, an der ihr Geschlecht kränkelt; der Widerspruch, in den die einzelnen dadurch mit dem Leben gerathen, mag, wir geben es zu, oft zu unüberlegten Schritten, zum Abirren auf fremde Bahnen Veranlassung geben. Aber selbst vollendetere Bildung wird den alten Conflict nicht lösen, der ewig zwischen Wollen und Vollbringen besteht und der gerade in höhern Naturen die Kämpfe hervorruft, deren Schilderung recht eigentlich in den Roman gehört. Hier erscheint eine Frau mit halber Bildung und mit gemischtem Charakter, mit guter Anlage, aber „mit der Sophistik fundamentloser Reflexionen"; ihr größter Fehler ist, daß es ihr nicht nur an Bildung, sondern auch an Erziehung fehlt, daß ihr alles abgeht, was der Frauen Liebreiz ausmacht: Herz, Gemüth, Familiensinn; daß wenigstens alle diese Eigenschaften ihr nur ganz oberflächlich ankleben und daß sie dafür wirklich sehr haltlose Reflexionen macht. Eine Frau, die statt des Herzens unverdaute Philosophie in sich herumträgt, ist zu allem fähig; besser als alle „straffen Systeme" leitet und schützt die Frau — die angeborene Weiblichkeit. Freilich, und hier finden wir uns wieder in Uebereinstimmung mit Frau Eckardt, die Weiblichkeit leidet am meisten durch halbe Bildung. Wahre Bildung aber gibt das Leben, es vollendet unsere Erziehung, alle unsere Kenntnisse werden erst durch Erfahrung zum Wissen. Daher soll die Erziehung der Mädchen dahin gerichtet sein, daß sie fähig werden, sich im Leben zurechtzufinden, daß sie geschickt sind zu ihrem eigentlichen Berufe, dem Wirken in ihrer Familie, zum theilnehmenden Interesse an der Arbeit des Mannes, zur Erziehung des Kindes, zum Verstehen des Lebens und der Lebensbedingungen.

Unserer Helene hier wäre es z. B. viel besser, wenn sie sich um ihr Haus bekümmerte, wenn sie dabei ihre geistige Thätigkeit auf einen bestimmten Punkt richtete, demnach also körperlich und geistig arbeitete, als daß sie die Unverstandene spielte. Was soll es heißen, wenn sie sagt, ihre Liebe sei Selbstzweck; eine Frau, die über ihre Liebe reflectirt, liebt nicht. Des Weibes Gemüth zeigt sich überhaupt viel mehr im Handeln als im Sprechen, und so können wir denn z. B. bei der harten und unverständigen Großmutter Helenens nicht das „recht fromme Gemüth" erkennen, das die Verfasserin ihr S. 52 zuschreibt.

Es ist in dem Roman so viel tüchtiges Streben zu finden, daß wir gern bei der Besprechung desselben länger verweilen. Die Bescheidenheit, mit der die Verfasserin sich einführt, hat etwas ganz besonders Ansprechendes. Wir zweifeln nicht, daß sie gewiß noch Tüchtigeres und Vollendeteres leisten würde, wenn sie sich gewöhnen könnte, natürlicher und einfacher zu reden und mehr auf die realen Verhältnisse Bedacht zu nehmen. Es ist in der Redeweise oft etwas Gesuchtes, durchaus Unnatürliches, die Verfasserin muß selbst fühlen, daß es erkältend wirkt, wenn die Geliebte auf die Frage: Wirst du mich ewig lieben? antwortet: „So lange du das menschgewordene Gute bist und bleibst" (S. 159). Aber immerhin, wir wiederholen es, ist in dem Romane mehr Inhalt und Gehalt als in

tausend andern, die doch ihrer leichtern Genießbarkeit wegen mehr Leser gewinnen werden.

Recht leichte Waare, wenn auch sehr verschieden in Tendenz und sittlicher Anschauung, finden wir in den Schriften, die wir unter Nr. 2—5 zusammenfassen. Wesentlich zusammengehörig sind:

2. Der Magen und das Herz. Roman von E. M. Vacano. Berlin, Lassar. 1866. Br. 8. 1 Thlr.
3. Zerrbilder eines verkommenen Genies von Marius von Tuarko. Berlin, Lassar. 1866. Br. 8. 15 Ngr.

Tuarko ist ein großer Verehrer Vacano's, er nennt ihn in der Widmung „genial", seine Werke erheben sich, wie Tuarko meint, „aus dem Sumpfe der Literatur wie eine Lotosblume an dem schlammigen Ufer des Ganges", sein größtes Bestreben ist „etwas à la Vacano zu schaffen". Tuarko macht Reclame für seinen Freund, er hilft ihm und einigen Theaterblättern in diesem Geschäft. Vacano's Schriften sind ein Gemisch von französischem Raffinement und wiener Leichtlebigkeit; sie schildern mit lebendigen Farben und nicht zu verkennendem Wohlbehagen das moderne Vagabundenthum in der vornehmen Welt bis zu den Seiltänzern herab. Indiscretionen, hier und da Erwähnung oder Andeutung von bekannten Namen und Vorfällen, geben ebenso wie die Ungenirtheit des Ausdrucks den Schriften das Pikante. Gewisse Leute glauben sogar steif und fest, daß es in der Welt überall so zugeht, wie Vacano sie schildert; sie nehmen die Ausnahmen für Regel, etwa wie ein junger Mann, der von der Sittenlosigkeit in Paris gehört hat, sich einbildet, daß es dort überhaupt nur Maitressenwirthschaft und sittliche Verkommenheit gäbe. Nichts ist freilich gefährlicher als ein fortgesetzter Umgang, persönlich oder durch Vermittelung der Demi-Monde-Literatur, mit dem Vagabundenthume, zuletzt betrachten dergleichen Menschen die ganze Welt nach den Erfahrungen, die sie bei ihrem Umgange gemacht haben und verurtheilen en bloc eine Menge Kreise, die sie nicht kennen oder für die sie vollständig das Verständniß verloren haben.

Daß Vacano sich so ganz zum Schriftsteller des Vagabundenthums gemacht hat, beklagen wir um so mehr, als er gewiß auch die Fähigkeit besäße, außer demselben ebenso scharf zu beobachten, ebenso glänzend zu schildern. In dem vorliegenden Romane wenigstens zeigt er ein frisches, lebendiges und nie erschöpfendes Erfindungs- und Darstellungstalent, das wir gern einmal an einem bessern Stoffe bewährt sehen möchten. Vacano könnte mehr geben, als bloße Eintagsfliegen, er könnte höhere Aufgaben erfüllen, wenn er nicht blos auf die flüchtige Unterhaltung seiner Leser Rücksicht nähme. Tuarko aber mag sich in Acht nehmen, Vacano copiren zu wollen; gerade die Nachahmung verfällt am schnellsten in Uebertreibung und das eigentlich Originale ist eben gar nicht zu wiederholen. Wir müssen übrigens gestehen, daß der Verfasser in diesen „Zerrbildern" sich befleißigt, Maß zu halten, daß in ihnen eine weit natürlichere und gemäßigtere Lebensanschauung sich ausspricht als bei Vacano, daß ihnen aber auch freilich der Reiz des Ursprünglichen und auch der des Pikanten fehlt. Tuarko hat noch Begeisterung und jugendliche Verehrung, wie er sich auch zwingt sich anders zu zeigen, er kennt noch Ideale und erkennt sie an, er bewundert nicht nur Vacano, sondern er kann sich auch noch begeistern für sein Vaterland, sein Kaiserhaus, die mexicanischen Freiwilligen u. s. w., er hat Sinn für Thätigkeit und für gemüthliches Leben. Das alles gibt uns die Gewißheit, daß er noch andere Kreise der Gesellschaft als die Vagabunden zum Gegenstande seiner Beobachtung machen wird.

4. Humoristische Soldatennovellen für Sofa und Wachtstube von A. von Winterfeld. XII. Berlin, Behr. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.
5. Nachhall der Garnisongeschichten. Vergessenes und Verlegtes von A. von Winterfeld. Berlin, Behr. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

Die ewige Wiederholung in den humoristischen Soldatennovellen von Winterfeld fängt nachgerade an zu ermüden. Der Verfasser selbst zeigt nicht mehr die ursprüngliche Frische und verfällt dagegen immer mehr und mehr in Uebertreibung. Stets wiederholen sich dieselben Scherze, dieselben Situationen, dieselben Charaktere. Das Verhältniß der Offiziere zu ihren immer dümmern Burschen, der angebrannte Kaffee, der blaue Dampf der Cigarre, kleinstädtisches Leben ohne jeden höhern Bezug, Pferdegespräche, Casino, ansteckende Langeweile und unnützes Hinbringen des Tags — das ist der stereotype Inhalt dieser Novellen. Die Offiziere sind entweder Zielscheibe oder schlechte Schützen sehr matter Witze; dabei sind sie alle meist dümmlich, jedenfalls höchst ungeschickt oder ungebildet. Großes Erfindungstalent bewährt der Verfasser auch nicht in diesen Novellen. Die erste, aus Hochkirchs Nacht, ist wenigstens frisch soldatisch, aber ohne rechten Schluß. Die zweite dürfte mit ihrer Voraussetzung — ein Commerzienrath ladet sich einen junge schönen Offizier ein, damit er seiner in guter Hoffnung befindlichen Frau als Modell diene —, namentlich durch mit ihrem Schlußwort, doch einige gerechtfertigte Bedenken erregen; die dritte endlich ist harmloserer Natur, aber doch auch höchstens nur als kurze Anekdote zu verwerthen.

Anmuthender ist der „Nachhall der Garnisongeschichten"; das gereimte Büchlein schildert die Eindrücke und Erinnerungen des Verfassers, als er nach langer Zeit sein altes Garnisonstädtchen wiedersieht. Die Zeit hat auch hier ihren Einfluß ausgeübt, nicht der Dichter allein ist verändert. Diese kleinstädtische Misere, die wir so gern mit dem Namen eines gemüthlichen Lebens illustriren, schwindet eben überall durch weitere Beziehungen und Wünsche, frisches Wasser wird in den Sumpf geleitet, Leben und Bewegung folgt der Stagnation, und statt der verschwindenden Originale, dieser Ausgeburten des weit verbreiteten Philisteriums, tritt Gesinnung und Charakter hervor.

6. Das Mondstück. Caprice von Hermann Schiff. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der jüngst verstorbene Schiff zeigt sich auch in dieser Arbeit wieder als Anhänger der romantischen Schule:

Willkür und das Excentrische herrschen in der Composition überall vor, die Märchenwelt mit ihren abenteuerlichsten Erscheinungen findet in ihm einen geschickten Schilderer. Die Wirklichkeit tritt überall zurück, nicht einmal eine Beziehung zu derselben ist aufzufinden. Dennoch hat diese Caprice Vorzüge vor der Novelle „Damenphilosophie", die wir in Nr. 10 d. Bl. f. 1866 besprachen. Es ist in ihr mehr Anordnung und Methode. Selbst eine leitende Idee ist zu bemerken, die Cölestin in seiner Rede dahin ausspricht: „Wenn Kraft und Stärke mit Lug und Trug ein Bündniß schließen, so wankt das All in seinen Fugen und die Heiligen im Paradiese erblassen, denn die Kraft soll redlich und die Stärke treu sein." Weiter ist die Dichtung faßlicher, nicht mit Nebensächlichem und Abweichungen so überladen, daß darüber die eigentliche Fabel sich bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Die Charaktere sind bestimmter und neben dem Barocken erscheint mildernd und versöhnend die Bruderliebe und die Liebe zwischen Felix und Cynthia. Das Wilde findet Gegensatz im Anmuthigen und auch in der Form ist mehr künstlerische Geschlossenheit. Dabei finden wir auch in der Caprice die Vorzüge wieder, die wir der „Damenphilosophie" nachrühmten und die hauptsächlich in der Geschicklichkeit des Dichters bestehen, für jede Schilderung den richtigen Ausdruck und die richtige Stimmung zu gebrauchen. Es liegt in seiner Darstellung eine naturwüchsige Kraft und eine Originalität, deren Werth und Bedeutung wir gern einmal an einer Schilderung aus dem wirklichen Leben messen möchten. Die reiche Phantasie, die sich unter anderm gleich im Anfange in der Beschreibung der Hexenküche zeigt, sollte sich einmal bewähren in Bildern der Wirklichkeit. Schiff hat etwas von Hoffmann's Manier, doch er hat von diesem nicht gelernt, wie gerade die geschickte Verbindung der Märchenwelt mit der realen Welt dessen eigentlichste Bedeutung ausmacht. Noch besser aber hätte Schiff gethan, das frische Menschenleben zu packen, wo es ihm entgegentritt, und das zu schildern mit dem ihm so eigenthümlichen Humor. Die Zeit der Romantik ist einmal unwiederbringlich verloren und selbst der geniale Geist kann durch seine Schöpfungen kein großes Interesse mehr für dieselbe erregen.

Eine Lilie im Thal. Eine Erzählung. Zweite Auflage. Mit einem Stahlstich. Hannover, Meyer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Erzählung zeigt den Einfluß, den eine edle, reine, gläubige Natur auf die Handlung und auf die Kreise, die sie berührt, auszuüben im Stande ist. Ueberall verbreitet die einfach tüchtige Natur, Elisabeth, Segen, bringt Ordnung in verwickelte Verhältnisse, läßt die Nichtigkeit des äußern Lebens erkennen, bessert und veredelt, was ihr nahe tritt. Und das alles, ohne aus der ihr angewiesenen Sphäre herauszutreten, in echter Weiblichkeit, nicht etwa in Ueberhebung und Selbstüberschätzung, sondern in einfach schlichter, wohlthuender Demuth.

Die Verfasserin ist streng gläubig, aber weit entfernt von Pietismus. Die Kreise, in denen das orthodoxe, schönrednerische Christenthum Mode ist, die Verhältnisse, in denen der Glaube zwar im Munde geführt, aber nicht lebendig wird, kommen bei ihr nicht gut fort. Auch die Trägen, die den Kampf scheuen und so ihren Glauben nicht bewähren, sind nicht ihre Leute. In Elisabeth wie in Walter wirkt der Glaube Vertrauen, Muth, Heiterkeit, und dennoch zeigt sich wieder geordnete Kraft und Einheit in all ihrem Thun. Die Menschen sind nicht von vornherein fertig; während Elisabeth, der Frauen Natur angemessen, unter dem Einflusse der Familie sich bildete und ihre Kräfte und Eigenschaften im stillen Kreise derselben bewährte, eröffneten sich für Walter weitere Bezüge. Er wurde hingerissen von dem Zauber hellenischer Geistesschöpfungen und genährt mit dem Marke römischer Größe und Kraft; ihm ward nicht erspart „das geistesmäßige Ringen" nach Wahrheit.

In der ganzen Erzählung zeigt sich eine genaue Kenntniß der geschilderten Lebensverhältnisse, eine feine Beobachtung und eine bedeutende Fähigkeit, dem Werden einer Natur folgen zu können. Die Schilderungen sind einfach, natürlich, lebendig. Das Leben in Haldenburg, in Blombeck u. s. w. ist immer angemessen und fesselnd beschrieben. Dabei ist ein Reichthum von lebenswahren Persönlichkeiten zu bemerken, die immer wieder ihren Einfluß auf die Handlung ausüben und, unter sich contrastirend, doch immer als Factoren erscheinen, um den Grundgedanken zu illustriren. Da ist Elisabeth und ihre Freundin Alma, die durch die schwere Schule des Leidens durchgeführt wird; da sind die Aeltern der beiden jungen Mädchen; weiter die so verschiedenen Geistlichen; der Vater Elisabeth's, eine stille, fromme Natur; der neue Pfarrer in Haldenburg mit seinen schönklingenden Reden, durch welche er die vornehme Welt in Entzücken versetzt; der alte Pfarrer in Blombeck, der sich gewöhnt hat, seine Nachmittage am Whisttisch zuzubringen, und endlich Walter; da erscheint Herr von Morsan und Alma's Gatte, beide in ihrer verschiedenen Stellung zur vornehmen Welt und zur Gesellschaft; da ist der träge Amtmann und seine überaus rüstige Gattin, der blumenliebende Apotheker mit seiner Mutter u. s. w. In der Erzählung sind ferner treffend Situationen und namentlich Stimmungen geschildert; Züge aus der kleinen Welt sind mit selten lebendigen und lebenswahren Farben gemalt. So zeichnen sich namentlich die Momente aus, in denen Elisabeth mit den Kindern verkehrt. Die Schilderung ihres Besuchs bei der Freundin Alma, die stille Stunde im Erkerzimmer ist unter anderm ein reizendes Idyll. Wir heben noch als besonders gelungen die Beschreibung der ersten Eisenbahnfahrt, des Erntefestes und des Festes auf dem Rittergute hervor.

Die künstlerisch verschlungene, das Herz und das Gemüth vielfach berührende Erzählung löst sich versöhnend, lebenswahr und anmuthig. Sie sei namentlich den Frauen warm empfohlen; nur mögen sie dafür eine ruhige Stunde finden, denn das Buch ist zu ernst und tief, um durchflogen zu werden, es will durchlebt und durchdacht sein.

8. Lambrecht Hensmans. Eine Erzählung von Heinrich Conscience. Deutsch von Johann Wilhelm und Maria Wolf. Neue Auflage. Bonn, Marcus. 1865. 12. 7½ Ngr.

Wenn wir den Austausch der Geistesgaben der verschiedenen Nationen auch immer mit Interesse verfolgen, so können wir uns doch auch nicht der Wahrheit verschließen, daß die Auswahl nicht ohne Kritik geschehen sollte. Heinrich Conscience ist allerdings der bedeutendste Vertreter der vlämischen Literatur, aber dadurch hat noch nicht jede Arbeit von ihm ein literarisches Interesse für uns. In der vorliegenden Erzählung hat er uns etwas geboten, was als deutsche Originalarbeit, trotz mancher Vorzüge, schwerlich einen zahlenden Verleger gefunden hätte. Die einfache Erzählung leidet von vornherein an einer Menge von Unwahrscheinlichkeiten. Ein alter, allgemein geachteter Arbeiter wird mit Gewalt gezwungen, sich als Dieb zu bekennen und dann auf Grund der willkürlichen Beschuldigung von den Geschworenen für schuldig erklärt und zu fünf Jahren Zwangsarbeit und Brandmarkung verurtheilt. Die Verlobung seines Sohnes, Willem, löst sich infolge dessen; der Notar, bei dem er arbeitete, kann den Sohn eines Diebes nicht mehr beschäftigen, er wird arbeitslos, die ganze Familie elend, die Mutter wahnsinnig, ein Kind stirbt u. s. w. Und das alles, nicht wie Conscience es glauben machen will, weil Intriguen gegen den Alten spielen, sondern weil der gute Alte und sein Sohn dazu nicht Energie und Geist genug besitzen, um die schwachen Beweise für die Schuld des Angeklagten zu entkräften. Das Grausige, Gruseln erregende, wonach sich der Prinz im Grimm'schen Märchen so sehnt, ist dafür in der Erzählung in starken Dosen gegeben. Nichts wird uns erspart, weder die Geschworenensitzung, noch das öffentliche Brandmarken, ein Besuch im Gefängniß; wir müssen den Engel des Todes begleiten, „der die Kammer der Hensmans verließ und sich auf Standel's Haus niederließ". Dort sehen wir ein sterbendes Kind und die wahnsinnige Mutter, hier eine in Sünden hinfahrende Frau, „der alle Glieder krampfhaft zusammenzucken", mit „röchelnder Kehle, Blutsturz, schwarzen Lippen, bleischwerem Haupte". Wer will noch mehr Realität?

Wir denken an Crébillon den Jüngern, der das genre terrible geschaffen hat, an Victor Hugo und vor allem — in natürlicher Ideenverbindung mit dem Niederländer Conscience — an eine Stunde, im Musée Wiertz in Brüssel zugebracht, wo uns recht klar wurde, daß das Gräßliche in realistischer Darstellung nie schön sein wird, mag auch der Künstler alle Genialität und all seine Kraft auf die Darstellung verwenden. Und wie man von dort unbefriedigt hinweggeht, so wird man auch diese Erzählung, trotz des Versuchs, gegen das Ende hin versöhnend und mildernd zu wirken, nicht mit befriedigter Seele verlassen.

9. Niederländische Novellen den Originalen nacherzählt von Adolf Glaser. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1866. 8. 24 Ngr.

Viel charakteristischer und originaler als die Erzählung des ersten Vertreters der vlämischen Literatur sind die vier niederländischen Novellen von Hildebrand: „Die Familie Kegge" und „Die Familie Stastock", und J. J. Cremer: „Ein Tag in der Residenz" und „Der Vetter vom Lande", die uns Adolf Glaser in dem vorliegenden Büchlein nacherzählt. Beide Schriftsteller sind Lieblinge ihrer Landsleute, und nach den uns hier mitgetheilten Proben ihrer Schriften verdienen sie das auch vollkommen. Die Novellen sind Cabinetstücke aus der holländischen Schule, sie erfreuen durch unmittelbare Lebenswahrheit und wenn ihnen auch der begeisterte Schwung fehlt, so entschädigt dafür eine eigenthümlich poetische Auffassung, ein volksthümliches Element und volksthümliche Gesinnung. Die beiden Dichter haben ihre Stoffe dem kleinbürgerlichen Leben entnommen; in der Schilderung derartiger Zustände, in der Detailmalerei, in realistischer Darstellung, in feiner Beobachtung erweisen sie sich als Meister. Cremer behandelt seinen Stoff mit einer Hinneigung zum Komischen, während Hildebrand mehr das Gemüthliche hervortreten läßt; beide aber sind vorzügliche Genremaler und ihre Novellen, die Glaser mit vielem Geschick nacherzählt, werden mit ihrem gesunden Humor, ihren prächtigen Schilderungen, ihrem gemüthlichen Grundzuge, ihrer anmuthigen Form und ihrem erheiternden, poetischen und sittlichen Inhalt gewiß Beifall und Anerkennung auch in Deutschland finden. Wir erkennen in den Novellen einen Grundzug deutschen Wesens und schon um deswillen möchten wir sie der Beachtung der Leser empfehlen.

A. Freiherr von Loën.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur deutschen Cultur- und Kunstgeschichte.

1. Mittelalterliches Hausbuch. Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts mit vollständigem Text und facsimilirten Abbildungen. Herausgegeben vom Germanischen Museum. Leipzig, Brockhaus. 1866. Folio. 12 Thlr.
2. Culturgeschichtliche Briefe über ein mittelalterliches Hausbuch des 15. Jahrhunderts aus der fürstlich Waldburg-Wolfeggischen Sammlung nebst Anhang (Auszug aus Gelenberg's Wappenbuch) von R. von Retberg. Leipzig, R. Weigel. 1865. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
3. Die deutschen Maler-Radirer des 19. Jahrhunderts. Bearbeitet von Andreas Andresen. Erster Band. Leipzig, R. Weigel. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Im Bereich der deutschen Wissenschaft geht es jetzt gerade so her wie auf dem Grund und Boden eines reichen Mannes, der, nachdem er seit lange damit umgegangen, sich ein großes, möglichst vollkommen allen seinen Bedürfnissen und Wünschen genügendes Haus zu bauen, und sich zu diesem Zweck viele, viele Jahre lang mit immer neuen Entwürfen und Plänen, Grundrissen und Aufrissen, Längsschnitten und Querschnitten beschäftigt hat, ohne sich für eine dieser Vorarbeiten entscheiden zu können, endlich dieses Plänemachens müde geworden und plötzlich, ebenso ungeduldig wie früher bedächtig, an die Ausführung des Baues selbst gegangen ist. Wo sich einst nichts bewegte als das Gehirn im Schädel oder der Stift auf dem Papier, da herrscht jetzt ein gar buntes, geräuschvolles Treiben, man mißt und ebnet, trägt ab und trägt auf, gräbt

nd schaufelt, führt von allen Seiten Stämme und Steine, Sand und Mörtel herbei, fügt Stein auf Stein und Balken an Balken — die meisten nur von dem wissend, as sie selber thun, aber alle des guten Glaubens, daß letzt aus ihrem eifrigen, mannichfachen Zusammenarbei- n ein brauchbares, dauerhaftes und wohnliches Haus rvorgehen wird; alle von dem Vertrauen erfüllt, daß ch das von hundert verschiedenen Kräften zu Stande ge- achte Einzelne schließlich auch zu einem harmonischen anzen vereinigen werde. Haben die Naturwissenschaften diesem Umschwung in der scientifischen Thätigkeit den sten Anstoß gegeben und zur Zeit die imponirendsten esultate erzielt, so geht es darum auf dem Gebiete der n menschlichen Thun und Treiben gewidmeten Forschung cht weniger rührig her, ja in jüngster Zeit scheint es gar, als wolle und werde der Eifer der cultur- und engeschichtlichen, kunst- und literaturhistorischen Studien n der naturwissenschaftlichen Arbeiten noch überflügeln. ter den zahlreichen und tüchtigen Werken, die während jüngsten Jahre aus diesem letzterwähnten Eifer her- gegangen sind, dürfen wir auch die oben verzeichneten rke theils als beachtenswerthe, von ungewöhnlicher rtrautheit und Sachkenntniß zeugende und mit seltenem iß zusammengestellte Beiträge zum großen Ausbau un- r vaterländischen Culturgeschichte begrüßen. Die bei- erstern gehören, wie schon aus dem Titel hervorgeht, mittelbar zusammen, indem das zweite die Auslegung, arbeitung und Ergänzung des im ersten größtentheils lich niedergelegten Stoffs ist; das dritte steht ihnen r insofern minder nach, als es weder von gleich uni- ellem Charakter noch demselben Zeitalter gewidmet ist, hwol fällt es mit ihnen nach seiner allgemeinen Rich- in dasselbe Literaturgebiet und wird dem zweiten n deshalb passend angeschlossen, als beider Autoren wesentlichen mit denselben Mitteln dasselbe Ziel zu er- en suchen und sich selbst als geistesverwandte Mit- iter betrachten, was daraus erhellt, daß das Werk resen's dem Verfasser der „Culturgeschichtlichen Briefe" dmet ist.

Das vorangestellte „Mittelalterliche Hausbuch" ist die ue Nachbildung einer in mehrfacher Beziehung höchst würdigen und interessanten Bilderhandschrift vom Ende 15. Jahrhunderts, welche sich im Besitz des Fürsten burg-Wolfegg befindet und zuerst im Jahre 1855 der Alterthumsforscherversammlung zu Ulm dergestalt Interesse der vaterländischen Culturhistoriker auf sich en hat, daß sich das Germanische Museum bewogen , durch die Veranstaltung der vorliegenden typogra- und artistisch getreuen Vervielfältigung derselben ihr ium auch dem größern Publikum zugänglich zu machen. ihm hierbei als Hauptzweck galt, spricht das Vor- aus. Es heißt in demselben:

Schließt die Tendenz dieser Veröffentlichung allerdings auch örderung des Studiums der Kunstgeschichte in sich, da, hon früher mit Wahrscheinlichkeit nachgewiesen worden, eichnungen der Handschrift von einem der bedeutendsten r der ältern deutschen Kunst herrühren, so geht ihre Ab- och vorzugsweise dahin, der Culturgeschichte der bezeich- neten Epoche eine Zubuße zu gewähren, wie sie im Bereiche der zeichnenden Künste kaum zum zweiten mal zu finden sein dürfte. Die bildlichen Darstellungen der in Rede stehenden Handschrift behandeln, im Gegensatz zu den in jener Zeit sonst noch vorherrschenden religiösen Gegenständen, im weitesten Umfange und mit reichster Ausstattung das wirkliche Leben: Frieden und Krieg, den Verkehr des Landes und der Stadt, Geselligkeit auf öffentlichem Markte und in häuslichem Kreise, Kunstbetrieb und Handwerk, Amt und Schule, die geheimsten Beziehungen aller Formen und Regungen, in welchen die damalige Menschheit sich wohl und übel fühlte, was alles mit solcher Naivetät entfaltet, mit solchem Humor vorgetragen ist, daß neben der wissenschaftlichen Ausbeute selbst die Ergötzung einen Antheil davonträgt.

Hiermit ist Inhalt und Darstellungsweise des Buchs in den allgemeinsten Grundzügen wahrheitsgetreu angedeutet, und die Fachmänner wie die Laien dürfen sich daher von der Beschäftigung mit demselben reiche Belehrung und mannichfachen Genuß versprechen. Die Originalhandschrift enthält im ganzen (die Deckelblätter ungerechnet) 63 Pergamentblätter in Kleinfolio oder 126 Seiten, oder wenn man drei Doppelblätter für je zwei zählen wollte, 66 Blätter oder 132 Seiten. Davon sind 102 Seiten mit Schrift oder Bild bedeckt, 30 Seiten leer geblieben. Unter jenen sind nur 100 von unzweifelhafter Ursprünglichkeit; 59 derselben enthalten Bilder und 41 Text.

Die Textblätter enthalten nacheinander: Mittheilungen „zur Gedächtnißkunst"; Sprüche zur Charakteristik der Wochentage und Planetengötter (Saturn, Jupiter, Mars, Sol, Venus, Mercurius, Luna); ein Verzeichniß von allerhand Hausmitteln, Anweisungen über die Münze und eine Anleitung zur „Büchsenmeisterei". Sie bieten viele interessante Einzelheiten zur Zeichnung der damaligen Zustände, namentlich in Rücksicht auf Heilkunde und Quacksalberei, Handwerk und Gewerbe. Nicht ohne treffende Züge und schalkhafte Bemerkungen ist die Schilderung der Planetengötter und der unter ihren Gestirnen geborenen Kinder; von Luna z. B. heißt es:

Luna der monat der letzst planet naß
Heiß ich vnd wurck dingk die sein laß
Kalt vnd feucht mein wurckung ist
Naturlich vnstet zu aller frist
Der krebs mein hawß besessen hat
So mein figur dor inne stat
Vnd iupiter mich schawet an
Kein vbels ich gewurcken kan
Erhohet werde ich in dem stir
Im scorpon valle ich nider schir
Die zwelff zeichen ich durchgang
In sibenvndtzwentzig tagen lang.

Der sterne wurcken geet durch mich
Ich pin vnstet vnd wunderlich
Mein kint man kaum getzemen kan
Nymant sein sie gerne vnttertane
Ir antlutz ist plaich vnd runt
Brawn grausam zene ein dicken munt
Vbersichtig schele einen engen gannck
Gern hoffertig treg der leib ist nit lanck
Leuffer gaukler fischer marner
Farnschuler vogler maler pader
Vnd was mit wasser sich ernert
Dem ist des monats schein beschert.

Weit bedeutender, lehrreicher und ergötzlicher als der Text sind indeß die bildlichen Darstellungen. Sie bestehen außer dem Titelwappen und den Initialen des Textes aus einer Landschaft mit Gauklern und Fechtern (Bl. 3), Darstellungen der Planetengötter und des unter ihnen herrschenden Treibens (Bl. 10a—17), Zeichnungen aus dem öffentlichen und häuslichen Leben: Badehaus, Weiherhaus, Vorbereitung zum Turnier, Wett- und Scharfrennen, Hetzjagd, Landhaus, Gesellschaft im Freien (Bl. 19—25a), endlich Bilder aus dem Gebiet der Technologie, namentlich des Berg- und Hüttenwesens, des Kriegshandwerks und der Büchsenmeisterei (Bl. 35—37, 48—56).

Diese Bilder bestehen durchweg aus Federzeichnungen, ursprünglich ohne Zweifel zur Ausmalung bestimmt, die jedoch nur bei einigen ganz oder theilweise zur Ausführung gekommen ist. Ihr artistischer Werth ist verschieden. Von den bessern derselben, zu denen insbesondere die Planeten- und Sittenbilder gehören, hat E. Harzen mit großer Wahrscheinlichkeit geltend gemacht, daß sie von dem berühmten schwäbischen Maler Bartholomäus Zeitblom herrühren. Mit Recht fügt das Vorwort hinzu, die eigene Anschauung derselben werde besser als jede Beschreibung darüber belehren, wie die interessanten Darstellungen in unzulänglichen Formen und mangelhafter Perspective zwar an der Unvollkommenheit der damaligen Kunst noch theilnehmen, jedoch durch sinnige Anordnung der Gruppen, durch scharfe Beobachtung der Natur und des Lebens, sowie durch ungemein lebendige Schilderung des letztern einen Künstler ersten Rangs verrathen.

Dieser Auffassung schließt sich R. von Retberg in seinen „Culturgeschichtlichen Briefen" (Nr. 2) in allem Wesentlichen mit Entschiedenheit an. Da Harzen seine Ansicht hauptsächlich auf den Nachweis gestützt hatte, daß der sogenannte „holländische Meister von 1480" mit dem Monogrammisten „b & S" (d. h. Bartholomäus Stecher) und dieser wieder mit Bartholomäus Zeitblom eine und dieselbe Person sei, und daß derselbe nicht nur als der Urheber der größtentheils in Amsterdam von ihm vorhandenen Blätter, sondern auch als der der Wolfeggischen Bilderhandschrift angesehen werden müsse, so hat sich Retberg bewogen gefunden, die Blätter in Amsterdam selbst auf das genaueste mit den von dem Original des „Hausbuchs" genommenen Pausen zu vergleichen und anderweitig sorgfältige Forschungen über diese Frage anzustellen, und das Resultat dieser Prüfungen war, daß auch ihm die von Harzen geltend gemachte Ansicht zu einer, wenn auch nicht streng diplomatisch nachweisbaren, doch für ihn selbst unzweifelhaften Gewißheit wurde.

Verhält es sich wirklich so, wie die vom Verfasser zusammengestellten Gründe in hohem Grade wahrscheinlich machen, dann gewinnt die Handschrift außer ihrem sonstigen Werth auch noch die Bedeutung, daß sie uns einen unserer vorzüglichsten alten Meister in einem vielseitigen Werke von einer ganz neuen Seite kennen lehrt und wesentlich dazu beiträgt, unsere Kenntniß desselben zu erweitern und die Achtung vor ihm zu erhöhen. Nach dem Urtheil des Verfassers haben die Zeichnungen der Handschrift zwar im Landschaftlichen und an den Thieren etwas Unverstandenes, dagegen in den menschlichen Figuren eine ungemeine Lebendigkeit sowol was die Anordnung in den Gruppen wie der Ausführung im einzelnen betrifft, welche von scharfer Beobachtung und Kenntniß der Natur zeugt und selbst in Verkürzungen und im Ausdruck der kleinsten Bewegung des ganzen Körpers wie namentlich auch des Gesichts (selbst bei den Thieren) eine vollkommene Beherrschung der jedesmaligen Aufgabe bekundet und doch selbst im lebhaftesten Ausdrucke niemals in Verzerrung ausartet.

Zu näherer Begründung dieses allgemeinen Urtheils weist Retberg auf eine große Anzahl besonders gelungener und ausdrucksvoller Züge hin, z. B. im Blatt des Saturn (11) auf das Jammergesicht des Hinzurichtenden, auf den Ernst des Richters, die Wichtigthuerei eines seiner Begleiter, die Mühseligkeit des Pflügenden, die Verschmitztheit der alten Hexe, die Verdrossenheit des im Stock Eingeschlossenen, das starre Hinbrüten des Gefesselten, den Eifer des Grabenden und in anderer Weise des Abdeckers; im Blatt des Jupiter (12) auf den Fleiß des blasenden Jägers, das behagliche Verständniß des Fischers mit der hinter ihm auf dem Rosse sitzenden Frau, welche ganz Vertrauen ist, das scharfe Zielen des Armbrustschützen, die geduldige Aufmerksamkeit des Armbrustspanners u. s. w. Die Aufzählung solcher Vorzüge erstreckt sich allein bezüglich der „sieben Wochentage", die auch der Verfasser als die werthvollsten betrachtet, nahezu zwanzig Seiten ein.

Noch willkommener als diese ästhetischen und kritischen Winke werden dem Beschauer der Zeichnungen die von Retberg dazu gelieferten sachlichen Erklärungen sein. Denn sind auch die Bilder im allgemeinen für den aufmerksamen und kundigen Beobachter an und durch sich selbst verständlich, so enthalten sie doch auch manches, was nur der Culturhistoriker von Fach richtig aufzufassen im Stande ist, ja ein genaueres Specialstudium voraussetzt. In dieser Hinsicht bieten die Retberg'schen Briefe die erwünschteste Hülfe und sind jedenfalls geeignet, das Verständniß der Zeichnungen wie den Genuß an ihnen wesentlich zu erleichtern.

Damit ist aber die Bedeutung derselben noch keineswegs erschöpft. Der Autor hat sich nicht mit einer bloßen Auslegung des „Hausbuchs" und einer Beurtheilung desselben begnügt, sondern ist bedacht gewesen, das ihm durch die Handschrift gebotene und mit Sorgfalt und Scharfblick aus ihr herausgelesene Material fort und fort aus dem reichen Schatz seiner anderweitigen vielseitigen cultur- und kunstgeschichtlichen Studien zu ergänzen, zu erläutern und in das rechte Licht zu stellen, und wenn er auch von dem, was er in dieser Beziehung hätte bieten können, nur einen kleinen Theil hat geben haben mag, so gewährt er uns doch in einer Reihe von mehr oder minder detaillirten Excursen über alle möglichen Gegenstände, z. B. über Wohnung und Kleidung, über Geräthe, Waffen und Instrumente, über Schule, Gerichtswesen, bürgerliche und bäuerliche Verhältnisse

kunst und Künste, Minne, Narren, Tanz und Spiele, in so reich ausgestattetes Bild des damaligen Lebens und Treibens, wie es nicht leicht von einem andern als beiläufig gegebene Draufgabe hätte aus dem Aermel geschüttelt werden können. Ist auch für solche Leser, die nicht geradezu Culturhistoriker von Fach sind, nicht alles von gleichem Interesse, so ist doch das meiste von allgemeiner Anziehungskraft, namentlich die Abschnitte über die Planetengötter und die ihnen geweihten Wochentage, über die verschiedenen Züge des mittelalterlichen Aberglaubens, über Trachten und häusliche Einrichtungen und vor allem über die Eigenthümlichkeiten des geschlechtlichen und geselligen Verkehrs. Was aber, wie die Mittheilungen über das Kriegswesen und technologische Gegenstände, speciellern Charakters ist, wird um so mehr diejenigen interessiren, die durch Beruf oder Liebhaberei dieser besondern Lebenssphäre näher stehen. Es gilt in dieser Beziehung von dem Buche der bekannte Spruch: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen."

Minder als vom Inhalt fühlt sich vielleicht der eine oder der andere durch die von der landläufigen Orthographie grundsätzlich abweichende Schreibweise befriedigt. Da sie doch nicht wesentlich störend ist, überdies in den Koryphäen unserer deutschen Grammatiker respectable Vorläufer hat und vom Autor selbst mit liebenswürdiger Anspruchslosigkeit in Schutz genommen wird, so wollen wir darüber nicht mit ihm rechten. Lieber möchten wir schließlich den Wunsch aussprechen, er möge sich möglichst bald daran machen, uns die überangefüllte Vorrathskammer seiner jahrelangen cultur- und kunsthistorischen Studien in einem noch umfassendern Werke zu erschließen und wenigstens in diesem lieber auf eine Reform der deutschen Orthographie zu verzichten, als den Inhalt der Gefahr auszusetzen, um der Form willen von einem oder dem andern schief angesehen zu werden. Insbesondere möchte dieser Wunsch in Bezug auf die alphabetische Anordnung des Namen- und Sachverzeichnisses zu berücksichtigen sein.

Das dritte der obenverzeichneten Bücher: „Die deutschen Maler-Radirer", von A. Andresen (Nr. 2), ist eine Art Ergänzung des von demselben Verfasser begonnenen und bereits in zwei Bänden vorliegenden „Deutschen Peintre-Graveur". Während sich nämlich dieser vor mit denjenigen deutschen Meistern der selbständig concurrirenden Aetz- und Radirkunst beschäftigt, welche den hinter uns liegenden Jahrhunderten angehören, ist das vorliegende Werk den Meistern der Neuzeit gewidmet, indem es da anknüpft, wo jenes aufhört, nämlich in der Periode des Aufblühens der neuern deutschen Kunst durch Meisters. Dasselbe wird lieferungsweise und zwar in zwanglosen Heften erscheinen. Das erste derselben behandelt die Meister Joseph Anton Koch, Johann Martin von Wagner, Johann Christian Dahl, Ludwig Haach, Ferdinand Berthold, Wilhelm von Kobell, Karl Sprosse und Heinel. Plan und Einrichtung ist dieselbe wie beim „Peintre-Graveur", d. h. es wird zunächst eine kurze Biographie des Künstlers und alsdann ein genaues Verzeichniß aller von ihm veröffentlichten Radirungen, Lithographien, Holzschnitte u. s. w. gegeben, nicht nur derjenigen, welche selbständige Schöpfungen sind, sondern auch solcher, welche die Compositionen anderer Meister reproduciren. Das Ganze ist selbstverständlich weniger zum Lesen als zum Nachschlagen bestimmt. Dem letztern Zweck genügt es aber durch möglichst genaue Beschreibungen der aufgeführten Werke und möglichst sorgfältige Zusammenstellung aller der Angaben, deren Kenntniß dem Kunstfreunde von Wichtigkeit ist, in wünschenswerthester Weise. In den Biographien wird insbesondere darauf Gewicht gelegt, von der künstlerischen Entwickelung und Thätigkeit des betreffenden Künstlers ein vollständiges Bild zu geben. Die ausgeführtesten sind die von J. A. Koch, dem berühmten Landschaftsmaler, und Ludwig Haach, einem frühzeitig gestorbenen sächsischen Künstler, erstere nach Rudolf Marggraff, letztere nach Wilhelm von Waldbrühl. Diese beiden enthalten auch Momente einer interessanten Lebensentwickelung.

Den Inhalt des zweiten Hefts bildet das Leben und Wirken des gepriesenen Landschaftsmalers und Radirers Johann Christian Reinhart.

Adolf Zeising.

Beethoven-Literatur.

1. Ludwig van Beethoven's Leben von Alexander Wheelock Thayer. Nach dem Originalmanuscript deutsch bearbeitet. Erster Band. Berlin, F. Schneider. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Wir haben hier in der deutschen Bearbeitung durch H. Deiters in Bonn den ersten Band eines Werks vor uns, welches, die Frucht langjähriger ebenso unermüdlicher wie gewissenhafter Forschung, in hohem Grade den Hoffnungen entspricht, welche man schon lange vor seinem Erscheinen auf den in wissenschaftlicher wie künstlerischer Beziehung ausgezeichnet ausgerüsteten Verfasser des Beethoven-Katalogs zu setzen berechtigt war. Auch Thayer ist es bisjetzt nicht möglich geworden, in einzelne Momente von Beethoven's Leben oder Verhältnisse, die, wie zu fürchten ist, nie ganz aufgeklärt werden möchten, hinreichendes Licht zu bringen; aber alles, was Thayer gibt, trägt unleugbar den Stempel solider Forschung, wie derselbe von einem Manne zu erwarten war, welcher, in Amerika seine ganze Lebensstellung im Stich lassend, nach Europa herüberkommt, um hier jener Forschung eine ganze Reihe von Lebensjahren zum Theil unter Opfern und Verhältnissen zu widmen, die vielleicht jeden andern zurückgeschreckt und für immer entmuthigt hätten.*) Er begann dieselben bereits 1849 in Bonn und setzte sie seitdem unermüdlich in allen Hauptstädten Deutschlands, in ziemlicher Ausdehnung auch in England fort. Selbst Holland, Belgien, Frankreich und Amerika lieferten einigen Stoff. „Beethoven, der Componist", sagt aber ferner Thayer in seinem Vorwort, „scheint mir durch seine Werke hinlänglich bekannt zu sein; in dieser Voraussetzung wurde

*) Thayer hat aus Dankbarkeit sein Werk zwei Männern gewidmet, welche, wie er mittheilt, ihn in den Stand setzten, seine Forschungen von neuem zu beginnen und fortzusetzen, als seine Geldmittel durch ausgedehnte und langwierige Nachforschungen in fremden Ländern und durch lange Perioden, in denen ihn Krankheit zur Arbeit völlig unfähig machte, erschöpft waren, nämlich Mehetabel Adams in Cambridge (Massachusetts) und Lowell Mason in South Orange (Neujersey).

von mir die lange und ermüdende Arbeit so mancher Jahre Beethoven dem Menschen gewidmet." Sehr verdienstvoll ist übrigens Thayer von seinem Uebersetzer Deiters durch dessen Forschungen in den bonner Archiven unterstützt worden, infolge deren Deiters durch Zusätze und Namensverbesserungen in seiner Uebersetzung die für Beethoven's Entwickelung maßgebenden „Hundert Jahre bonner Musik" einer gewissen Vollständigkeit näher zu bringen vermochte. Deiters sagt in seinem an Thayer gerichteten Vorwort:

Im übrigen habe ich mich natürlich bestrebt, nur als der sorgfältige und getreue Interpret Ihrer Mittheilungen zu handeln. Von der Freiheit, die Sie mir in Betreff der Documente im ersten Buche gewähren, habe ich nur beschränkten Gebrauch gemacht. Freilich habe ich, aufrichtig gestanden, nicht selten die Neigung verspürt, Partien, in denen der urkundliche Charakter, wie ich meinte, zu stark hervortrat, dem Leser etwas mundgerechter zu machen; in der Regel aber mußte ich mir sagen: es war Ihre Arbeit, Ihre Eigenthümlichkeit sprach sich in der Behandlung überall aus; Ihr Streben nach möglichst klarem und einfachem Hervortreten des Thatsächlichen und genau Festgestellten, nach Mittheilung der Wahrheit ohne viel äußern Schmuck der Rede bildete so sehr den Grundcharakter Ihres Buchs, daß ich Bedenken tragen mußte, denselben durch Einmischung einer vielleicht abweichenden Weise zu stören.... Ich glaube bestimmt voraussehen zu können, daß trotz der vielfachen und immer wieder vermehrten Bücher über Beethoven der besonnen prüfende Theil der Leser den reichen Gewinn würdigen wird, der ihm hier in der Kenntniß der Lebensverhältnisse unsers größten deutschen Componisten geboten wird. Daß dieser Gewinn ein so deutlicher und entschiedener ist, dazu sehe ich auch in der bewußten Concentrirung der Aufgabe, die Sie sich gestellt haben, einen wirksamen und wichtigen Grund. Indem Sie uns den Menschen Beethoven der Wahrheit gemäß und nach umfassender Erforschung aller zugänglichen Quellen vor Augen führen wollen, thun Sie das, was frühere Biographen zwar auch nicht umgehen konnten, aber, indem dieselben von den Aufgaben historischer Untersuchung keine genügende Vorstellung hatten, nur halb und ungenügend ausgeführt haben.

Thayer's Forschungen reichen, was die bonner Kunstzustände betrifft, bis 1689, was die Familie Beethoven's betrifft, bis zum Jahre 1733 zurück. Auffallend sind die oft von seinen eigenen Vorfahren begangenen Verballhornungen ihres Namens, welche folgende heitere Blumenlese ergeben: Biethoven, Biethofen, Biethoffen, Pietthoffen, Betthoffen, Betthoven, Bethoven, Bethove, Bethof (ohne van). *)

Thayer's erster Band zerfällt in drei Bücher. Das erste behandelt „Musik und Musiker in Bonn von 1689—1784", das zweite „Beethoven in Bonn von 1770—92" und das dritte „Beethoven's erste wiener Zeit 1792—1800". Im Anhange finden sich manche interessante oder merkwürdige Documente, Zahlungstabellen u. s. w. der bonner Hofkapelle, Ausgaben unter Clemens August, Textbücher aus Max Friedrich's Zeit, erläuternde Localmittheilungen des Uebersetzers, Fragmente aus Beethoven's Reisetagebuch, ein Aufsatz aus dem „Freischütz" über Beethoven's Verhältniß zu Schenk und Actenstücke zu den Trios op. 1.

Wir sehen mit gerechtfertigten Erwartungen dem zweiten Bande einer so gründlichen Forscherarbeit entgegen und können nur wünschen, daß dem Autor im Interesse der von ihm erstrebten Aufklärungen und Berichtigungen noch recht viel werthvolles und ergänzendes Material eröffnet werde.

*) Der Name ist flamländischen Ursprungs und bedeutet in wörtlicher Uebersetzung „Rübengarten".

2. Beethoven und seine Werke. Eine biographisch-[illegible]graphische Skizze von Otto Mühlbrecht. Leipzig, Arnoldburger. 1866. Gr. 8. 18 Ngr.

Obgleich der Verfasser sein Werkchen nur eine Skizze nennt, und sich ebenso bescheiden als begeistert über sein mit großem Fleiße durchgeführte Arbeit ausspricht, so sind wir doch nicht im Stande, dasselbe ohne Vorbehalt denjenigen zu empfehlen, welche entweder in Bezug auf geistige Auffassung oder auf biographische Thatsachen ihren Gesichtskreis zu erweitern wünschen. Der Verfasser theilt sein Buch in zwei Theile, dessen letzter ein Katalog von Beethoven's Werken und dessen erster eine Biographie Beethoven's ist, welche indessen „nur einen Commentar zum Katalog bilden" soll. Der Verfasser scheint sich über die Bedeutung der sich selbst hiermit gestellten Aufgabe nicht klar geworden zu sein, denn ein Commentar zu sämmtlichen Schöpfungen eines Geistes wie Beethoven kann doch nur dann Nutzen bringen, wenn er ebenso schöpfend wie klar und übersichtlich durchgeführt ist. Dies jedoch vermißt man leider bei Mühlbrecht. Von ihm aus scheint ihn lediglich die Begeisterung für Beethoven's Werke gedrängt zu haben, derselben wohl oder übel Worte zu verleihen. Wir alle sind selbstverständlich ebenso begeistert für Beethoven; hat aber deshalb schon jeder von uns das Recht, seine Herzensergießungen der Oeffentlichkeit zu übergeben? Wir halten vielmehr nur dann jeden dazu für berechtigt, wenn er uns zugleich eine wirklich neue kritische Bereicherung zu bieten vermag. Mühlbrecht führt unter der Ueberschrift „Beethoven-Literatur" 9 biographische, chronistische und kritische Schriften über Beethoven an, welche er doch gewiß sämmtlich mit gleicher Aufmerksamkeit und Liebe durchforscht hat; um so mehr nimmt es wunder, daß er aus denselben, besonders aus den Analysen eines Lenz, Marx, Oulibicheff, Ehlert u. s. w. nicht tiefere, stichhaltigere Anschauungen gewonnen hat. Anstatt aus diesen werthvollen Quellen mit sorgfältiger Sorgfalt und Ueberlegung einen anschaulichen, unzweifelhaft sehr verdienstlichen Extract zusammenzustellen, ergeht er sich vielfach in subjectiven, mehr oberflächlich dilettantischen, ja bisweilen höchst seltsamen Auslegungen, welche die Begriffsverwirrung auf dem Gebiete landläufiger Tondeuterei eher verstärken als abklären. So verliert sich Mühlbrecht z. B. S. 20 in demselben Abschnitte, in welchem er Lenz wegen rein äußerlicher Tonmalerei citirt, in einer ebenso äußerlichen Analyse der Pastoralsymphonie, und ist unter anderm bei dem Gewitter nicht durch die von Beethoven geschilderten seelischen Erregungen ergriffen, sondern blos durch Sturm und Regen, Donnerschläge, Klatschen des Regens, Aechzen der Natur u. s. w. S. 12, 13, 17, 40 und 41 finden sich ähnliche viele ähnliche einseitige oder gewagte Anschauungen und Behauptungen. Werthvoll und beherzigenswerth ist in dem Werkchen dagegen das über Beethoven als Mensch

Gesagte, z. B. die Ausführung, daß sich jeder Mensch
n der Einsamkeit ohne Verstellung, offen und wahr gibt
verhältnißmäßig wenigstens, möchten wir hinzusetzen) des-
gleichen S. 13 folgende Worte:

Beethoven's Compositionen gegenüber aber verhielt sich das
Publikum anfangs noch zweifelhaft und scheu; dieselben waren
ür den damaligen Zeitgeist zu eigenthümlich neu, zu sehr ab-
weichend von dem Althergebrachten, und erst nach und nach ge-
angte in der Menge das jedem Menschen innewohnende in-
tinctive Gefühl für alles wahrhaft Große und Schöne zum
Durchbruch und gewährte dem ringenden Meister, dem Vor-
ämpfer einer neuen Aera, die verdiente Anerkennung. Wie
ie Zeit in unaufhaltsamem Zuge, in räthselhafter Verschlingung
er Momente, mit zermalmender Ferse über das Alte, das Be-
ehende hinschreitet, so riß auch der Geist Beethoven's die Hörer
nwiderstehlich mit sich fort; es war die Macht der Töne, in
elchen Beethoven die Bewegungen seiner Zeit, die er ebenso
ut empfand als verstand, plastisch wiedergab; gegen diesen
auber kämpfte das Philisterthum aus dem vorigen Jahrhun-
ert vergebens an. Schlag auf Schlag eröffnete aber auch jetzt
Beethoven den Reigen seiner Compositionen, mit jeder Sym-
honie eine neue Bresche in den alten musikalischen Zopf legend.

Was nun den zweiten, chronistischen Theil betrifft,
o enthält derselbe den Katalog aller gedruckten Compo-
tionen Beethoven's und zwar in folgender zum Theil
eltsamer Anordnung: 1) der von Beethoven mit opus,
) der von ihm mit Nummern bezeichneten, 3) und
) derjenigen Instrumental- und Gesangcompositionen, die
on Beethoven in keiner Weise bezeichnet sind; 5) ein
egister für den Katalog und endlich ein Verzeichniß der
ber Beethoven und seine Werke erschienenen Schriften
ebst einer Auswahl der bessern Porträts. Mühlbrecht
at hierbei außer aus andern Quellen vielfach aus Thayer
eschöpft, leider aber dessen Anordnung nicht immer richtig
rstanden; überhaupt sind durch das jetzige Erscheinen
ir in Bezug kritischer Sichtung wahrhaft musterhaft zu
ennenden Thayer'schen Beethoven-Werke alle andern Ver-
eichnisse als keineswegs ebenso stichhaltig leider überflüssig
worden, und empfiehlt sich das Mühlbrecht'sche nur durch
eine Billigkeit. Andererseits soll übrigens nicht verschwie-
en werden, daß Mühlbrecht seinen Katalog ersichtlich mit
ngebendem Fleiße angelegt hat, und daß seine Arbeit,
rsichtig benutzt, in Ermangelung des Thayer'schen Buchs
ür den Augenblick hier und da einmal wol ganz gute
Dienste zu leisten vermag. Hermann Zopff.

Oberburggraf von Lehndorff.

er Oberburggraf Ahasverus von Lehndorff. (1637—88.) Nach
handschriftlichen Quellen dargestellt von W. Hosäus. Dessau,
Baumgarten und Comp. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Fern vom Gedanken, ein allseitiges Bild der Zeit oder
s Lebens des Oberburggrafen Ahasverus von Lehndorff zu
twerfen, wollte der Verfasser in nachfolgender biographischen
kizze vielmehr nur treu und einfach das wiedererzählen, was
über die Persönlichkeit des Oberburggrafen während eines
ngern Aufenthalts in Steinort in Ostpreußen (November 1855
s Juli 1856) aus dem handschriftlichen Nachlasse jenes für
ne Zeit und sein Geschlecht bedeutenden Mannes geschöpft.
ndem er demnach nur auf Materialien Bedacht nahm, welche
s dahin von niemand benutzt worden waren, glaubte er in
seiner Arbeit zugleich einen, wenn auch noch so geringen Bei-
trag zur Geschichte überhaupt zu liefern.

Gewiß ein dankenswerthes Unternehmen, obwol sich auf der Grundlage des trefflichen Materials vielleicht noch Dankenswertheres hätte gestalten lassen.

Der Held dieser Biographie gehört zu den zahlreichen Namen, die trotz ihrer einstigen allgemeinen Berühmtheit und trotz der relativ geringen Spanne Zeit, durch die sie von uns getrennt sind, doch nur dem Historiker von Fach, und nicht einmal diesem insgemein, sondern nur dem Specialhistoriker bekannt zu sein pflegen. Geboren 1637 hat er ein äußerst inhaltvolles, wenn auch nach dem gewöhnlichen Maße gemessen nicht langes Leben bis 1688 geführt. Seine Heimat liegt in Preußen, das Schloß Steinort in Natangen, auch seine letzten Lebensjahre hat er im Vaterlande zugebracht, außerdem aber führte ihn die militärische und diplomatische Laufbahn fast in alle Länder Europas zu längerm Aufenthalt, die er schon vorher unmittelbar bei seinem Eintritt in die Welt auf der damals schon allgemein üblichen großen Tour junger adelicher Herren vorübergehend besucht hatte. Fast aller europäischer Sprachen mächtig, nicht gerade reich geboren, aber doch auch nicht arm, dafür mit desto wirksamern Connexionen, einem empfehlenden Aeußern und einer sehr vielseitigen Bildung ausgerüstet, gewann er überall die angesehensten Männer, wahrscheinlich auch die noch einflußreichern Frauen für sich, und die europäischen Cabinete und Höfe rissen sich förmlich um seinen Besitz. Der Dienst bei seinem Landesherrn, keinem andern als dem Großen Kurfürsten, wäre seine natürlichste Laufbahn gewesen, aber wie es scheint, befriedigte diese anfänglich weder seinen Ehrgeiz, noch hatte der junge Mann selbst eine feste Position in dem damals gerade schwebenden geheimen und offenen Kampf der preußischen Stände, des Adels und zum Theil auch der bürgerlichen Corporationen gegen den Landesherrn genommen. Jedermann kennt die wahrhaft tragischen Conflicte, zu denen es hier kam, wo auf der einen Seite die zähe Widerstandskraft althergebrachter Vorrechte und Ansprüche, der ganze Eigensinn und Eigennutz der versteinerten autonomen Atomistik des Mittelalters, auf der andern ein genialer Staatsmann und zugleich Fürst stand, dem der Begriff des modernen Staats klarer als irgendeinem seiner damaligen Genossen vor der Seele schwebte, der aber durch die Ungunst seiner Situation, die Armuth und Enge seines Gebiets, die Eifersucht der Nachbarn und die Complicationen der großen europäischen Politik niemals die Bahn zu seinem Ziele ungestört verfolgen konnte, auf der er nothwendig Erfolge haben mußte.

Wenn Friedrich der Große der geschickteste Schlittschuhläufer in der Politik genannt worden ist, so gilt dies noch viel mehr von seinem Urgroßvater, der in zehnfach gefährlichern Situationen mindestens dasselbe Geschick bewährte. Seine allmählich heraustretenden Erfolge und die Macht seines Geistes scheinen auch Lehndorff nach langem Umherirren oder Abenteuern in polnischen, holländischen, dänischen Diensten endlich dauernd an diesen

einzigen Stern in der wüsten Nacht der damaligen deutschen Zustände gefesselt zu haben. Entgegen der Majorität seiner Landsleute gleichen Standes, die auch nach dem definitiven Siege des Kurfürsten über die ständische Opposition immer fort noch frondirte und complotirte — mit Polen, Schweden, Franzosen oder wer sonst zur Hand war, wurde Lehndorff ihm ein treuer und vielfach nützlicher Diener. Seine Stellung als Oberburggraf in Preußen war ungefähr die eines Vertrauensmannes beider Theile, der Regierung und der Stände, und er that alles, was er mit seinem Gewissen vereinigen konnte, um die divergirenden Interessen beider zum Nutzen des Landes und des Kurfürsten zu vereinigen.

Alles dies ist in unserer biographischen Skizze nur so weit ausgeführt, als es sich aus dem reichen Correspondenzmaterial des Lehndorff'schen Familienarchivs ergibt, anderweitige Ergänzungen und Erläuterungen, die oft sehr wünschenswerth gewesen wären, sind nur sparsam herangezogen. Jedenfalls aber ist auch in dem Gebotenen eine Menge Schätzbares und Interessantes, dem die unmittelbare Frische des vertraulichen Briefs doppelten Reiz und Werth gibt. Heinrich Kurz.

Feuilleton.

Englische Urtheile über deutsche Werke.

Der letzte Rückblick der „Saturday Review" auf die deutsche Literatur bietet diesmal für d. Bl. nur eine kleine Nachlese.

Ueber W. E. von Janko's „Wallenstein. Ein Charakterbild im Sinne neuer Geschichtsforschung auf Grundlage der angegebenen Quellen" (Wien, Braumüller), äußert sie: „Der letzte Biograph Wallenstein's sagt, seine Vorgänger haben seinen Helden als ein Ungeheuer dargestellt, er aber wollte einen Menschen aus ihm machen. Wenn man unter «Ungeheuer» ein «Räthsel» verstehen darf, so ist die Bemerkung richtig, und jeder einsichtsvolle Versuch, das Geheimniß, welches über Wallenstein's Leben und Handlungen schwebt, aufzuklären, würde sehr willkommen sein. Unglücklicherweise jedoch kann man nichts Derartiges von einem Biographen erwarten, der dem Zauber, welchen eine Laufbahn, wie die Wallenstein's, unvermeidlich auf einen phantasiereichen Geist ausübt, gänzlich unterlegen ist. Die Geschichte ist so seltsam und so blendend, daß man nur mit Widerstreben glauben kann, der Held derselben passe nicht zu seinem wunderbaren Schicksal. Bei einer reifern Untersuchung indessen erscheint sie ausnehmend arm an denkwürdigen Leistungen. Der General erlangt keine Siege, und die Politik des Staatsmannes ist sogar unverständlich. Man kann sich unmöglich Wallenstein's Benehmen im Felde anders als durch die Annahme erklären, daß er sich bewußt war seinem großen Mitbewerber nachzustehen. Seine ganze Aufführung ist die eines Generals, welcher sich auf die Tapferkeit seiner Truppen und die Stärke seiner Verschanzungen verläßt, der aber weiß, daß, wie er manövriren wollte, er verloren sein würde. Seine außerordentlichen Erfolge waren nicht durch Kriegslist erlangt; Geld war für ihn nicht blos die Seele des Kriegs, sondern auch der Speer, das Schwert und die Schlacht selbst. Freilich muß das, was man von seiner Fähigkeit abzieht, seinem Glücke hinzugefügt werden, und in dieser Hinsicht wird er stets einer der merkwürdigsten Charaktere in der Geschichte bleiben. Wir hoffen indessen, er werde die Einbildungskraft künftiger Historiker nicht so vollständig gefangen nehmen, wie die Janko's, dessen inbrünstige Heldenanbetung noch durch seinen Patriotismus als Oesterreicher und durch seinen Eifer als Katholik verstärkt wird."

Theodor Bernhardt's „Geschichte Roms, von Valerian bis zu Diocletian's Tod" wird als ein Werk von sehr großer Bedeutung bezeichnet.

Von den „Bildern aus Italien", von Eduard Paulus, sagt die „Saturday Review", sie würden ein höchst merkwürdiges Buch sein, wenn Heine nie geschrieben hätte. „Unglücklicherweise ist die Nachahmung der «Reisebilder» zu offenbar, als daß man Paulus das Lob der Originalität ertheilen könnte; sein Witz ist indessen nicht viel weniger glänzend, als der seines Meisters, zugleich aber weit gemüthlicher und humaner. Das im Geiste des Verfassers vorhandene poetische Element wird durch eine Reihe leichter, kleiner Gedichte vertreten, die reizend hinsichtlich des Stils sind und seine und seiner Reisegefährten glückliche und unglückliche Abenteuer mit gleicher Heiterkeit in guter Laune erzählen."

Bei Erwähnung des neuesten „Shakspeare-Jahrbuchs" werden die Beiträge von Ingleby und Delius als die wichtigsten bezeichnet. Von des erstern Aufsatz heißt es, er sei reich an kräftigem, markigem Verstand, scherzhafter Laune und gründlicher Beleuchtung.

Unter Anführung des kürzlich erschienenen Rückert'schen Nachlasses heißt es: „Friedrich Rückert war ebenso groß als selbständiger Dichter, wie als Uebersetzer. Seine nachgelassenen Schriften lassen ihn passend in beiden Eigenschaften auftreten. Das Bändchen «Lieder und Sprüche» bietet wahrscheinlich eine Auswahl aus den Schätzen eines Dichters, der sich nahe daran gewöhnt hatte, gereimt zu denken. Man hätte der Auswahl lieber mit noch größerer Strenge verfahren können; wir finden hier viel, das bloßer Gemeinplatz ist, nicht wenig leeres, wenn auch geistreiches Reimgeklingel. Die Fehltritte des ergrauten Dichters wird man ihm in Anbetracht der vielen wirklich schönen, kleinen lyrischen Ergüsse und noch viel mehr kräftiger Sprüche, welche im Gewande eines glücklichen Gedankens oder eines treffenden Beispiels gute Rathe ertheilen, gern nachsehen. Bis zuletzt ist Rückert's praktische Lebensweisheit gesund, heiter und friedlich und ruht unerschütterbar auf einer Grundlage von klarem Menschenverstand. Zuweilen macht sich wol ein leiser Anstrich von Grämlichkeit bemerkbar, gerade hinreichend, um uns daran zu erinnern, daß der Dichter mit dem Vorrechte des Alters spricht."

Die Attentate der Frommen auf unsere Classiker.

Wenn Hengstenberg in der „Evangelischen Kirchenzeitung" unsere großen Dichter herunterkanzelt, so thut er nur was seines Amtes ist; er bewegt sich auf dem Boden der „Theologie" und steckt ihre Grenzpfähle auf gegenüber der Nationalliteratur, deren zum Theil letzerische Tendenzen niemand leugnen wird. Es ist dann nur consequent, wenn er auch die modernen Autoren, wie neuerdings Gutzkow und Fanny Lewald in die Pfanne haut und unser ganzes skrofulöses Literaturgesindel, den Auskehricht des „Aufklärichts", auseinanderfegt. Wenn dagegen Vilmar eine „Literaturgeschichte" schreibt, in welcher er den Teufel süßlich überzuckert, dieselben Dichter verherrlicht, über die er dann ein Kreuz schlägt, wenn er Schiller und Goethe als Männer schildert, „die es menschlich betrachten übel zu machen, während die Führung aus der Höhe es gut durch sie gemacht hat", so verdient diese jesuitische Heuchelei die strengste Rüge, um so mehr, als hier ein Theolog sich in das Gebiet der Literaturgeschichte eindrängt und mit der Miene aufrichtiger Theilnahme hier ein theologisches Richteramt ausübt und die Böcke und Schafe sondert. Selbstverständlich hat Vilmar seine Nachfolger. Einer der keckſten ist ein Herr Dr. F. J. Günther, der in seinem „Deutschen Sprachbuch für

olksschullehrer und Seminaristen" auch der deutschen Literatur
ne pädagogische Würdigung zutheil werden läßt und die Zucht-
uthe über unsere großen Dichter schwingt. Von Wieland heißt
, daß er „in üble Gesellschaft kam, seinen Christenglauben
rlor, der Lüsternheit diente und in seinem «Oberon» zeigte,
ssen er bei besserm Gemüth und strengerm Fleiß fähig gewesen
ire". Lessing „hat dem Christenthum im Herzen seiner Zeit-
nossen die Lebenswurzeln abgeschnitten". Goethe „verpflanzte
seinem «Werther» die von Rousseau aufgebrachte Empörung
gen die sittlichen Gesetze der christlichen Familie auf deutschen
den, schrieb das schwerverständliche Drama «Faust», verirrte
zu dem Romane «Die Wahlverwandtschaften» und fühlte
durch den deutschen Freiheitsdrang genirt". Wir aber füh-
uns durch diese Uebergriffe der Theologen und Pädagogen
aschgrauester Färbung in die Literaturgeschichte und Kritik
enirt" und wünschen, daß fortan jeder Hahn auf seinem eige-
n Miste krähe.

Literarische Notizen.

Die österreichischen Poeten scheinen sehr rührig zu sein, um
politisch zerrissenen Zusammenhang zwischen Oesterreich und
utschland auf geistigem Gebiet aufrecht zu erhalten. Von
astasius Grün liegt, dem Vernehmen nach, ein neuer
nd Gedichte druckfertig; Joseph Weilen, der Dichter des
ristan" und der „Edda" schreibt ein neues Trauerspiel aus
böhmischen Geschichte; Robert Hamerling ein neues
s: „Der König von Zion", dessen Stoff ihm zur Entfal-
g seiner reichen Phantasie, zu glänzenden und üppigen Schil-
ungen Gelegenheit genug bieten wird; Ferdinand von
ar, auf dessen Talent wir in d. Bl. mehrfach hingewiesen,
tet einen „Tassilo"; Bauernfeld schreibt einen Roman aus
wiener Gesellschaft der dreißiger Jahre, und Ludwig
anfl, der vielgewanderte, beabsichtigt seine „Memoiren" her-
zugeben.

Von Wolff's „Poetischem Hausschatz des deutschen Volks.
Buch für Schule und Haus" ist die vierundzwanzigste neu
:beitete und verbesserte Auflage, erneuert von Karl Oltt-
ge (Leipzig, O. Wigand, 1867) erschienen. Der Heraus-
:r hat, wie er in der Vorrede sagt, statt der bisherigen
m einen neuen Stoff ausgewählt, die Tendenz des Buchs
: beibehalten. Er hat überdies die Anzahl der mitgetheil-
Dichter beschränkt, manches Unbedeutende und Uninteressante
nieden und Raum gewonnen, von den bessern Dichtungen
reichere Auswahl zu geben. Die ältern Poesien sind, da-
sie allgemeiner gelesen würden, in Uebersetzungen beigebracht.
aus geht eine kurze Uebersicht der Geschichte der deutschen
htung, bis auf die neueste Zeit fortgeführt, und eine
til in nuce. Die Auswahl ist in der That eine sehr reich-
ige; auch ist die moderne Poesie in ausgiebiger Weise berück-
igt worden. So mislich es ist, aus Dramen einzelne Sce-
mitzutheilen, wegen des fehlenden Zusammenhangs, so
ute dieser Abschnitt doch noch erweitert werden; es sind hier
Gutzkow's „Uriel Acosta" und Hebbel's „Nibelungen"
theilungen gemacht. In dem Verzeichniß der Dichter in
nologischer Folge, das mit seinen biographischen Notizen
dankenswerthe Beigabe ist, findet sich hin und wieder ein
enaues Datum. Im ganzen zeigt auch diese Sammlung,
die moderne Poesie überall jetzt die verdiente Gleichberech-
ng findet.

Die von der berliner Schachgesellschaft gegründete „Schach-
tung" (Leipzig, Veit u. Comp.), das älteste und namhaf-
deutsche Organ des königlichen Spiels, das unter seinen
arbeitern die gefeiertsten Schachgrößen zählt, erscheint seit dem
Juli in verjüngter Gestalt und in halbmonatlichen Heften.
vorliegenden Hefte enthalten namentlich interessante Mit-
lungen von dem internationalen Turnier in Paris, in wel-
a ein Deutscher, Sigmund Kolisch, Sieger geblieben ist.

Sigmund Hahn hat einen „Reichsraths-Almanach für die Session 1867" (Prag, Satow) herausgegeben, welcher die Namensverzeichnisse der Mitglieder des österreichischen Herrenhauses und Abgeordnetenhauses, biographische Skizzen der Mitglieder und die Geschäftsordnung beider Häuser enthält, eine jedenfalls fleißige und zur Orientirung empfehlenswerthe Arbeit.

Bibliographie.

Almásy, Wilhelmine Gräfin, Gedichte. 2te Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Arneth, A. Ritter v., Marie Antoinette nach ihren Briefen. Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. 8. 4 Ngr.

Aräa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1867. Herausgegeben von A. W. Müller. 28ster Jahrgang. Sondershausen, Eupel. Gr. 16. 1 Thlr.

Socialpolitische Bilder. Vom Verfasser der „Grundlage des christlichen Glaubens". Münster, Niemann. 8. 5 Ngr.

Buff, H., Kraft und Stoff von physikalischem Standpunkte. Ein Vorlesungs-Vortrag. Gießen, Ricker. 8. 6 Ngr.

Ecce homo. Eine Darstellung von Jesu Christi Leben und Werk. Nach der 6ten Auflage des englischen Originals. Erlangen, Besold. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fischer, F. W. R., Die wichtigsten Facten und Daten aus der alten, der deutschen und der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Berlin, Springer. Br. 8. 3 Ngr.

Gaß, W., Das Recht der Union. Eine Schutzrede. Gießen, Ricker. Gr. 8. 6 Ngr.

Geist und Herz des österreichischen Soldaten. Ihr Studium und ihre Pflege. Von einem k. k. Officier. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Glückselig, L., Denkwürdigkeiten des Grafenhauses Thun-Hohenstein. Größtentheils aus Familien-Archiven geschöpft. Prag, Calve. Fol. 2 Thlr. 20 Ngr.

Goullon, H., Grundriß der Geisteskrankheit. Unterhaltende und belehrende Mittheilungen über das Schicksal der Irren. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Grün, K., Fest-Rede gesprochen bei der Freiligrath-Feier am 1. Juli 1867 zu Heidelberg. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 2 Ngr.

Grünhagen, C., König Wenzel und der Pfaffenkrieg zu Breslau. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.

Heppe, H., Zur Geschichte der evangelischen Kirche Rheinlands und Westphalens. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Geschichte der evangelischen Kirche von Cleve-Mark und der Provinz Westphalen. Iserlohn, Bädeker. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hilse, B., Beiträge zur Kenntniß der kirchlichen und Rechts-Alterthümer in Deutschland. Eine Quellenarbeit. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Das Gottes-Urtheil der Abendmahlsprobe. Ein Beitrag zur Rechts- und Kirchengeschichte. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Hornstein, A., Der Schleswig-holsteinische Krieg 1864, seine Ursachen und Folgen. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Kränzle, J., Reise nach Jerusalem über Wien, Constantinopel, Aegypten und zurück über Damaskus, Neapel und Rom in Pilgerbriefen. 1ste Lief. Augsburg, Kranzfelder. 8. 6 Ngr.

Langenberg, E., Johann Friedrich Wilberg. Sein Leben und seine Schriften. Eine Gedenkschrift zur Feier seines 100jährigen Geburtstages am 5. November 1866. Elberfeld, Wilberg-Stiftung. 1866. 8. 1 Thlr.

Noé, H., Oesterreichisches Seebuch. Darstellungen aus dem Leben an den Seeufern des Salzkammergutes. München, Lindauer. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Otto, Louise, Die Idealisten. Roman. 4 Bde. Jena, Herrosdorf. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Seemann, T., Einleitung in die Aesthetik. Dresden, Löry. 8. 15 Ngr.

Springer, A., Bilder aus der neueren Kunstgeschichte. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr.

Steinthal, H., Gedächtnissrede auf Wilh. v. Humboldt an seinem hundertjährigen Geburtstage. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 6 Ngr.

Wallner, F., Wenn Jemand eine Reise thut. Flüchtige Reiseskizzen von der Spree bis zur Tiber, von der Tiber bis zum Vesuv. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Was soll aus Gotha werden? Auch ein Beitrag zur Beleuchtung kleinstaatlicher Verhältnisse. Leipzig, O. Wigand. 8. 3 Ngr.

Werner, K., Zur Orientirung über Wesen und Aufgabe der christlichen Philosophie in der Gegenwart. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 12 Ngr.

Wilberg, J. F., Nachlaß eines Verstorbenen. 57 Betrachtungen über die unsichtbare Welt, Gott, Religion und Unsterblichkeit. Herausgegeben von seiner Tochter Mathilde, Frau Dr. Wirth (geb. Wilberg). Elberfeld, Wilberg-Stiftung. Gr. 8. 1 Thlr.

Zingerle, I. v., Bericht über die Sterzinger Miscellaneen-Handschrift. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Die Zukunft der preußischen Landeskirche. Von einem rheinischen Theologen. 2 Thle. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 24 Ngr.

Zunz, Nachtrag zur Literaturgeschichte der synagogalen Poesie. Berlin, Cohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mittelalterliches Hausbuch.

Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts
mit vollständigem Text und facsimilirten Abbildungen.
Herausgegeben vom
Germanischen Museum.

Folio. Cart. 12 Thlr.

Dieses Werk ist die getreue Nachbildung einer höchst interessanten Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts, welche Fürst Friedrich von Waldburg-Wolfegg dem Germanischen Museum in Nürnberg zur Verfügung gestellt hat und deren Veröffentlichung von den Vorständen wie vom Gelehrtenausschuß des Museum als würdige Aufgabe seiner wissenschaftlichen Strebungen erkannt wurde. Die bildlichen Darstellungen, vom Kupferstecher Petersen aufs getreueste facsimilirt, behandeln mit Naivetät und Humor das wirkliche Leben jener Zeit: Frieden und Krieg, den Verkehr des Landes und der Stadt, Geselligkeit auf öffentlichem Markte und im häuslichen Kreise, Kunstbetrieb und Handwerk, Amt und Schule. Auch der Text besteht aus einer genauen, mit Erläuterungen versehenen Wiedergabe des Originals. Das Werk gewährt neben der wissenschaftlichen Ausbeute auch der Ergötzung einen reichen Antheil.

20,000 Bände Geschichtswerke.

H. W. Schmidt's Antiquariat in Halle a/S gibt soeben folgende Cataloge seines Lagers aus:

Catalog Nr. 279: **Deutschland** (Allgemeine deutsche Geschichte, deutsche Staatsverfassung, Archäologie, speciell deutsche Völker- und Staatengeschichte; Allgemeine historische Politik, Diplomatik, Chroniken, Kalenderwesen).

Catalog Nr. 280: **Werke über Frankreich, Italien, Portugal, Spanien.**

Ferner stehen zu Diensten: Catalog über Russland (circa 2000 Werke); England, Schweden; Dänemark, Niederlande, Schweiz; Afrika, Amerika, Asien; Genealogie u. Numismatik.

Guizot's Memoiren vollständig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.

Par **M. Guizot.**

Édition autorisée pour l'étranger.

8 Bände. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit dem erschienenen achten Band liegen die Memoiren des berühmten Staatsmannes vollständig vor. In diesem Band behandelt der Verfasser die parlamentarischen Kämpfe in den Jahren 1840—48 bis zum Ausbruch der Revolution und gibt vielfache Enthüllungen aus der innern Entwickelungsgeschichte jener wichtigen Epoche; ebenso liefert er interesssante Beiträge zur Geschichte Italiens, Spaniens und der Schweiz.

Guizot's Memoiren sind von der Kritik einstimmig als eine der werthvollsten Erscheinungen der historischen Literatur unserer Zeit anerkannt worden, und werden nach ihrem gegenwärtigen Abschluss gewiss noch zahlreiche neue Leser finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe von

Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.,

nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von

Varnhagen von Ense.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Vorliegende neue Sammlung von Briefen aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense vervollständigt in vielen Beziehungen das Bild der Persönlichkeiten, die in diesen brieflichen Mittheilungen ihr innerstes Wesen enthüllen. Wilhelm von Humboldt tritt zum ersten male als Jüngling in Freundschaftsbriefen an Henriette Herz vor den Leserkreis; Chamisso in inniger Beziehung zu einer Französin, Ceres Duvernay; Prinz Louis Ferdinand und seine Geliebte Pauline Wiesel von gegenseitiger Leidenschaft ergriffen. Bisher ungedruckte Briefe von Rahel, Ludwig Tieck, Stägemann, Staatsminister von Beyme, Feldmarschall Gneisenau, Staatsminister Haugwitz, dem räthselhaften Grafen von Saint-Germain, Friedrich Rückert u. a. schließen sich an. Varnhagen's eigene Aufzeichnungen werfen die pikantesten Streiflichter auf die vorgeführten Personen und Zustände.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mechulle-Leut'.

Ein Polizeiroman.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Ein nicht lediglich aus der Phantasie geschöpfter, sondern auf Grund reicher Erfahrungen von einem hochgestellten Polizeibeamten verfaßter Roman, welcher die ganze Noth und Gefahr unsers social-politischen Lebens enthüllt, zugleich aber auch mit Humor und Satire den Schwächen der Zeit gegenübertritt. Aehnlich wie zu den sogenannten Schelmenromanen des 17. Jahrhunderts das sittenlose und gaunerische Treiben während des Dreißigjährigen Kriegs den Stoff lieferte, bilden die rechtlichen und polizeilichen Zustände der Gegenwart den Boden, auf dem die spannenden Begebenheiten des vorliegenden Polizeiromans erwuchsen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Wahrheit, Schönheit und Liebe.

Philosophisch-ästhetische Studien von

Victor Granella.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

In einer Reihe zusammenhängender Abhandlungen entwickelt der Verfasser, ein katholischer Geistlicher, seine Gedanken über die ideale Geisteswelt, über Wahrheit und Erkenntniß, Natur und Kunst, Hellenismus und Christenthum, Poesie und Liebe. Sein Buch liefert einen beredten Beitrag zur Versöhnung des in seiner ursprünglichen Reinheit aufgefaßten christlichen Princips mit den Humanitätsbestrebungen unserer Zeit; es wird ebenso wol dem reich entwickelten Gemüthsleben wie der freisinnigsten Geisteseinrichtung Anregung und Befriedigung gewähren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 33. — 15. Auguſt 1867.

Inhalt: Neue Dramen von Roquette und Heyſe. Von Rudolf Gottſchall. — Romane und Erzählungen. Von A. Freiherrn von Leon. (Beſchluß.) — Zur Literatur über den Krieg von 1866. Von Karl Guſtav von Berneck. — Ein neues Gedicht von Paul Heyſe. — Feuilleton. (Eine Rechtfertigung der öſterreichiſchen Lyrik; Weimarer Künſtleralbum.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dramen von Roquette und Heyſe.

1. Dramatiſche Dichtungen von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta. 1867. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
2. Die glücklichen Bettler. Morgenländiſches Märchen in drei Acten frei nach Carlo Gozzi für die Bühne bearbeitet von Paul Heyſe. Berlin, Hertz. 1867. 8. 25 Ngr.

Wol iſt es des Schweißes der Edeln werth, durch gelungene Schöpfungen zur Reform der Bühne mitzuwirken; doch wie viele Siſyphusſteine werden vergeblich den Berg hinaufgerollt! Es iſt eine ſtets von neuem beſtätigte Thatſache, daß das dramatiſche Talent eine Specialität iſt, welche ſich unter die allgemeine dichteriſche Begabung keineswegs ſelbſtverſtändlich unterordnet, ſondern eine aparte Schublade für ſich verlangt. Selbſt ein feiner Sinn, ein künſtleriſches Streben, eine gewiſſe organiſatoriſche Fähigkeit, welche nach den Regeln einer beſtimmten Kunſtgattung ein Werk aufzubauen weiß, genügen nicht für dramatiſche Schöpfungen; es bedarf dazu vor allem einer hinreißenden Energie und Begeiſterung, welche das Publikum elektriſirt, wir möchten ſagen, eines inſtinctiven Gemeingefühls, durch welches der Dichter ſo im Volke aufgeht, daß er gleichſam aus ſeinem Herzen herausfühlt und daß daſſelbe nervöſe Fluidum aus ſeinen Fingerſpitzen ausſtrömt. Der dramatiſche Dichter muß vor allem Fractur ſchreiben, nicht im Sinne des Grotesken, ſondern des wahrhaft Großen; ſein Stil muß von einer ſich unauslöſchlich einprägenden Prägnanz ſein. Gerade für die feinen äſthetiſirenden Talente, welche in erſter Linie ein Theetiſchpublikum im Auge haben, iſt die Bühne eine verſchloſſene Welt. Da kommen ſelbſt die rohen und ungehobelten Bühnendramen, wenn ſie voll Leben und dramatiſch packender Situationen ſind, dem Ideal dramatiſcher Kunſt näher, als fein und ſauber ausgeführte Aquarellmalereien, die auf der Bühne niemals in der richtigen Beleuchtung erſcheinen.

Zu dieſem Gedankengang veranlaßten uns die „Dramatiſchen Dichtungen" von Otto Roquette (Nr. 1), einem Dichter, der in „Waldmeiſter's Brautfahrt" friſche wohlthuende Munterkeit, in ſeinen „Gedichten" eine goethiſirende Ader verrathen und ſich einen beliebten Namen erworben hatte, aber ſchon in ſeinen epiſchen Dichtungen: „Der Tag von Sanct-Jakob", „Herr Heinrich", bei vielen trefflichen Einzelheiten und aller Correctheit der Form doch zu ſehr das Grandioſe und Bedeutſame vermiſſen ließ, das zur Bewältigung größerer Aufgaben unerläßlich iſt. Daſſelbe gilt auch von den „Dramatiſchen Dichtungen", die uns vorliegen. Sie ſind durchweg correct; es laſſen ſich gegen die Motivirung und die ſprachliche Einkleidung nur wenig Einwendungen machen; es fehlt nicht an Schilderungen, denen man Grazie und Adel der Darſtellung nachrühmen muß; doch dafür vermiſſen wir gänzlich eine originelle Schöpferkraft und den Sinn für das dramatiſch Wirkſame; nirgends treten uns Charaktere von ſcharfgezeichneter Individualität entgegen; nirgends gewinnen Affect und Leidenſchaft einen hinreißenden Ausdruck; nirgends iſt die dramatiſche Situation aus dem Relief zur freien ſelbſtändigen Gruppe herausgearbeitet.

Das erſte der vorliegenden Trauerſpiele: „Die Proteſtanten in Salzburg", behandelt einen durchaus volksthümlichen Stoff, die Bedrückung der Proteſtanten durch den Erzbiſchof von Salzburg, die daraus erwachſenden Unruhen und die Auswanderung unter dem Schutze des brandenburger Kurfürſten. Wir erinnern uns eines Bühnenſtücks von Arthur Müller, welches denſelben Stoff in der bekannten Holzſchnittmanier dieſes Autors behandelte, welches aber doch die Elemente, die in unſerer Zeit zu zünden vermögen, mit größerer Schlagkräftigkeit hervorhob. Das Roquette'ſche Trauerſpiel hat vor allem einen großen Fehler, ihm fehlt ein Held. Der Kampf der Maſſen aber iſt epiſch, nicht dramatiſch. Roquette wird ſich vielleicht auf Schiller's „Tell" berufen, an den die Diction ſeines Dramas mehrfach anklingt. Doch wenn wir auch weit entfernt ſind, dies Stück für Schiller's Meiſterwerk zu halten, da es in der Lockerheit der Compoſition und in der farbenreichen Ausführung einer weitverbreiteten Handlung über alle Schranken des Dramas hinausgeht, ſo iſt doch Spannung und Energie des dramatiſchen Fortgangs in die Hände des Haupthelden gelegt, für den im dritten und vierten Act ein tragiſcher perſönlicher Conflict erſteht und in ergreifender und

wirksamer Weise zum Austrag gebracht wird. Wer aber ist der Held in den „Protestanten von Salzburg"? Ist es Heldensteiner, eine Art von protestantischem Stauffacher, der die Sache seines Glaubens gegenüber dem Erzbischof mit warmer Beredsamkeit vertheidigt? Ist es dieser Erzbischof selbst, der das tragische Schicksal erlebt, daß sich sein Neffe und Sohn Marcell an der von ihm geächteten Sache betheiligt? Ist es Marcell, der ein protestantisches Bauermädchen liebt, mit gewaffneter Hand sich der Bedrängten annimmt und am Schluß durch die Kugel eines meuchlerischen Pfaffenknechts fällt? Wir wissen es nicht; weder die Dichtung noch der Dichter kann uns auf diese Fragen Antwort geben. Der Held des Stücks hat dreißigtausend Köpfe; diese Hydra aber fordert die Keule der Kritik heraus. Das Stück erweist sich von Haus aus als ein dialogisirtes Epos.

Die Introductionsscenen des ersten Actes geben eine lebendige Exposition. Es ist Hochzeit bei dem Bauer Heldensteiner; wir sehen seine Tochter Sabine in einem Liebesverhältniß mit dem als tiroler Gemsjäger verkleideten Grafen Marcell; die Nachricht von Unruhen in Werffen gegen die Vergewaltigung der Protestanten treffen ein; der Erzbischof selbst spricht ein bei dem Bauer, bei dem sich schon früher seines Kanzlers Diener Stauffer eingefunden hat als schleichender Späher. In Just Synolt erscheint eine Art von salzburger Melchthal, der einen hingerichteten Vater zu rächen hat und wie jener den Vogt, so den Richter an der Kehle packt. Freilich sind die Antecedentien beider verschieden, denn Synolt hat seinen Glauben abgeschworen, um die Aeltern zu erretten; sie wurden doch hingerichtet und er wegen seines wilden Angriffs auf den Richter von neuem in Haft genommen. Bei dem Durchlesen dieser dramatisch lebendigen Schilderung muß jedem der Gedanke kommen, daß hier in diesem ergreifenden Einzelgeschick, das der Dichter nur in Form einer Erzählung in sein Stück verwebt hat, ein weit dramatischerer Stoff vorlag, als die weitschichtige Massenbewegung ist, die den Kern seines Dramas bildet. In Synolt's Schicksal konnte das allgemeine Geschick seiner Glaubensgenossen sich spiegeln, ja mit demselben durch freie Erfindung dramatisch verwebt werden. Dann hätte das Drama einen Helden gehabt, der ein spannendes Interesse eingeflößt haben würde; so ist derselbe eine episodische Figur geblieben.

In diesem ersten Acte schon fassen die salzburger Protestanten, die einen Bund gegen die Unterdrückung geschlossen haben, den Entschluß, auszuwandern. Da sagt schon Synolt:

> Nein, ihr verhehlt es nicht! Noch eh' der Morgen
> Den Schneedom überglüht der Hohen-Göll,
> Nimmt Peter Heldensteiner seinen Stab
> Zur Wandrung nach der fernen großen Stadt
> Des Preußenkönigs, daß er unser Volk
> Aufnehm' in seine Grenzen. Schon bereitet
> Wird uns die neue Heimat dort, du gehst
> Am Thron des hochgesinnten Königs uns,
> Die neuen Unterthanen anzumelden.

Im letzten Acte wandern sie aus. Zwischen dem Entschluß und seiner Ausführung verläuft das ganze Stück. Uns dünkt dies in hohem Maße undramatisch. Nach den Grundregeln dramatischer Technik mußte dieser Entschluß, zu welchem die drei ersten Acte in strenger Motivirung hindrängten, an den Schluß des dritten Aufzugs als der Höhenpunkt der Krisis gestellt werden.

Die Gewaltthaten, deren wir selbst in dem Stücke Zeuge sind, enthalten keine Steigerung, gegenüber den Drangsalen, die wir bereits im ersten Act erfahren haben, nur daß sie jetzt das Haus eines der Helden selbst treffen und dramatisch anschaulich uns vor Augen treten. Ein dramatischer Conflict liegt nur in dem Verhältniß Marcell's zu dem Erzbischof und den Salzburgern; der Abfall des Sohnes zu den Ketzern aus Liebe und der bewaffnete Schutz, den er ihnen angedeihen läßt; die Verzweiflung des geistlichen Vetters über diesen Absalon haben einen gewissen dramatischen Nerv, welcher dem großen Hauptconflict des Stücks fehlt: denn die beiden für diesen wichtigsten Scenen, die Gegenüberstellung des Erzbischofs und des Heldensteiner, sowie die des erstern und des brandenburgischen Gesandten Dankelmann sind nicht viel mehr als Debatten und Erörterungen, die hier und dort mit warmem dichterischen Hauch beseelt werden; dramatisch aber matt und ohne scharfe Einschnitte und Bewegung. Namentlich ist das Auftreten Dankelmann's im trockenen Stil der Hof- und Staatsaction gehalten, während sich der Dichter hier ganz die Gelegenheit entgehen läßt, dasselbe gegenüber einer höchsten, vor unsern Augen gesteigerten Bedrängniß als rettende That hinzustellen. Dafür entschädigen nicht die tendenziösen Strophen und Epistrophen, welche den Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich in zeitgemäßer Weise, nicht ohne eine hin und wieder schwunghafte, im ganzen aber allzu doctrinär gefärbte Rhetorik auseinandersetzen:

> Erzbischof.
> Dies Preußen hat wol Lust
> Um einer Schar rebellischen Gesindels
> Den Reichskrieg zu entzünden, selbst rebellisch,
> Der Glaubenskämpfe Schrecken aufzufrischen?
> Wär' so erschrecklich nicht das Unterfangen,
> Fast könnt' es unsrer guten Laune dienen.
> Denn dieser kaum emporgekommne Staat
> Im kalten Norden, dieses arme Preußen,
> Es weiß wol nicht, wem es zu drohen wagt!
> Wir sind des Kaisers, Herr Minister, stehn
> Zu Oestreich, jenem Oestreich, das gewaltig
> Ins Urland der Jahrhunderte die Wurzeln
> Schlug seiner Macht, und dessen stolze Größe
> Ein Hüter ward, unfehlbar, unbezwungen,
> Der Kirche, wie der Fürsten und der Länder.
> Die Drohung, die von Euch uns überrascht,
> Kann unser Hochgefühl, kann unser Stolz
> Verachten. Und dies Preußen wahre sich!
> Denn ungleich kämpft der Zwerg, wenn er den Riesen
> Tolldreist herauszufordern wagt. Den Arm nur
> Hebt Oestreich auf, und hingeschmettert wirft
> Es Euch zurück in Eures Nordmeers Fluten!
>
> Dankelmann.
> Nicht unterschätz' ich Oestreichs Macht, noch denk ich
> Den wahren, echten Ruhm ihm anzutasten.
> Doch lernt auch dieses Preußen besser kennen,

Das nur gering Euch dünkt, weil Ihr's nicht kennt.
Als Frankreichs König Ludwig seine Bürger,
Die Reformirten, ihres Glaubens halber
Verjagte, gleichwie Ihr, sprach Friedrich Wilhelm,
Der Große Kurfürst Brandenburgs: Kommt her,
Den Hafen öffn' ich euch der neuen Heimat!
Nehmt für eu'r schönes Oel- und Rebenland
Fürlieb in meinen Marken. Ihr seid frei
Im Glauben und im Denken. Seid ihr tüchtig
Im Schaffen und im Wirken, sollt ihr mir
Geliebt, geachtet sein, gleichwie die Meinen.
Und Frankreichs Kinder kamen, viele Tausend,
Und brachten Kunst, Gewerb' und Handwerk mit,
Lebend'gen Sinn und frische Lebensregung,
Und wurden Eines mit den Landeskindern,
Und schufen fröhlich blühende Provinzen
In unbeschränktem Ineinanderwirken
Des scheinbar Fremdesten in einem Geist.
Das ist der Geist, der Geist der innern Freiheit,
Der Duldsamkeit, der selbstgewählten Pflicht,
Das ist der Geist, durch den wir sind und wuchsen,
In dem die Kraft erstarkt' in ernster Zucht.
Nicht däucht in unserm Protestantenstaat
Der Katholik uns feind, wenn er als Mann
Das Tücht'ge will, das Rechte thut. Nicht streben
Wir wegzustoßen, von uns auszuscheiden
Was eigenartig uns entgegentritt.
Willkommen heißen wir, was lebensfähig
Zum Ganzen mit uns streben will, sich einend
Dem Kreislauf immer neuer Fortgestaltung.
Und während größre, reichre, schönre Länder
Die Völker sehn gedrückt vom finstern Joche
Der Glaubensbarbarei, die zum Ersatz
Nur sinnlos heut Entfesslung jedes Sinnes
In geist'ger Lebensabgeschiedenheit —
Ja, während jene, bis aufs Mark erschlafft,
Der Willkür fröhnen und des Hochmuths Launen,
Hebt in gesunder Kraft mein Preußenland
Sein Haupt empor, und rüstet wohlgemuth
Sein Werk der kommenden Jahrhunderte.
Es hüte die Verblendung sich, in ihm,
Dem jungen Staat, den Zwerg nur zu erblicken!
Erwachsend dehnt er die gewalt'gen Glieder,
Um, von des Riesen Hohn herausgefordert,
Siegreich ihn hinzuschleudern in den Staub!

Wie Schiller im „Tell" die Naturpoesie der Schweiz, so verwebt Roquette in seinem Drama die Naturlyrik des Salzkammerguts in die dramatische Darstellung und belebt durch diesen landschaftlichen Hintergrund die oft trockene Haupt- und Staatsaction. Dies geschieht zum Theil durch dichterische Schilderung, z. B.:

Noch eh der Morgen
Den Schneedom überglüht der Hohen-Göll,
Nimmt Peter Heldensteiner seinen Stab.

Unsern von Sanct-Johann, am Strom der Salzach,
Dringt bei Sanct-Veit die Kluft des Dietner Thals
Einsam und finster durch des Schneebergs Felsen,
Zu einer Höhle führt der Pfad. Dort steigen
Um Mitternacht aus Thälern und von Höhen
Hinauf, hinab, seit Menschendenken schon
Die Gläubigen zur Andacht, die man ihnen
Am offnen Tage wehrt.

Zum Theil geschieht es mit Hülfe einer oft mehr epischen als dramatischen Vergleichung:

Fest
Sowie die Wetterwand, die Schnee und Regen
Und Wintersturm und Sonnengluten trotzt.

Oder:

Starr liegt's auf mir, wie das gedehnte Schneefeld
Der übergossnen Alm, wenn Winterfrost
Die Macht der tobenden Hochwasser bannt.

Derartige epische Vergleichungen finden sich allerdings in Goethe's Dramen, namentlich in „Iphigenie" und „Tasso"; doch nie bei Schiller und Shakspeare. Die selbständige Ausführung des in die poetische Gleichung gestellten Naturbildes verträgt sich nicht mit der Schlagkraft des Affects und der Leidenschaft. Das Verweilen bei nebensächlichen, breit ausgeführten Zügen hemmt die Lebendigkeit der dramatischen Action, während die Prägnanz der einen Gedanken energisch versinnlichenden Metapher sie steigert. Schiller klingt uns allerdings dabei fortwährend in die Ohren, doch nicht blos „Tell", sondern auch seine andern Dramen, wie „Wallenstein", z. B.:

Und doch, was dieses reine Herz ergriffen,
Kann dies ein Frevel sein?

Es sind matte Umschreibungen, ein zweiter Theeaufguß.

Daß Roquette seine salzburger Bauermädchen nicht mit naiv-rusticaler oder gar dialektisch gefärbter Treuherzigkeit ausstattet, können wir in einer Dichtung gehobenen Stils nur billigen. Doch ist es auf der andern Seite wol zu weit gegangen, wenn er ein Bauerkind, wie Marcell's Geliebte, Sabine, sich wie eine Salondame ausdrücken läßt, welche die Situation analysirt:

Leicht ist ein Band zerrissen durch den Zorn,
Schwer nur zu binden, wenn die Leidenschaft
Verweht und abgethan. Du kannst nicht lösen,
Was die Natur, was dir das Leben gab.

Damit ist doch dem Veilchen des Salzkammerguts aller poetische Duft genommen! Wie das Naive und poetisch Tiefe verbunden werden kann, ohne daß man ins dorfgeschichtlich Triviale verfällt: das zeigt wol am schönsten Altmeister Goethe.

Das zweite Stück behandelt den falschen „Sebastian", einen Stoff aus der portugiesischen Geschichte, der bei weitem nicht so volksthümlich ist, wie der Stoff des ersten Dramas.

Die falschen Smerdes, Sebastian, Waldemar, Demetrius sind oft dramatisch behandelt worden. Das Motiv des Betrugs, das dem Auftreten dieser Männer zu Grunde liegt, hat immer etwas Mißliches, und es entsteht die Frage, ob es überhaupt durch einen großen und edeln Zweck, Errettung des Vaterlandes von fremder Gewalt oder einheimischer Misregierung, geadelt werden kann? Immerhin bleibt es ein trüber und unerquicklicher Rest im Charakter des Helden, und es ist keine leichte Aufgabe für die dramatische Dialektik, die Größe des Zwecks und die Niedrigkeit des Mittels zu künstlerischer Harmonie zu verschmelzen. Mit wahrhafter Genialität hat Schiller in dem Plan und Fragment seines „Demetrius" diese Aufgabe gelöst, indem er seinen Helden anfangs mit voller Ueberzeugung seines guten Rechts den Kampf beginnen läßt, dann aber eine echt tragische Peripetie durch die

Entdeckung herbeiführt, daß er ein untergeſchobenes Kind und nicht der echte Erbe des Throns iſt.

Eine ſo großartige dramatiſche Bewegtheit fehlt dem Roquette'ſchen Drama. Der falſche Sebaſtian iſt Duarte, der Buſenfreund des echten, welcher in der Maurenſchlacht fiel, und er iſt gekommen, um Portugal von ſpaniſcher Herrſchaft zu befreien und den Sohn der Herzogin von Braganza auf den portugieſiſchen Thron zu erheben. So iſt allerdings bei der Rolle, welche er ſpielt, jeder egoiſtiſche Schein vermieden. Wenn der Held auftritt, liegt bereits jeder Kampf hinter ihm; er tritt auf mit feſtem Entſchluß, im Bewußtſein, eine hohe Sendung zu erfüllen:

Du haſt mich, mein Geſchick, durch Wüſten, Meere,
Durch Kerkernacht und Ketten, hart geführt,
Und jeden Schritt mußt' ich in heißem Kampf
Abzwingen deinem Willen, um zu ſiegen.
So haſt du ſelbſt zur Ueberzeugung mich
Erzogen meiner Kraft und meiner Sendung,
Und ſo nehm' ich den Rieſenkampf mit dir
Noch einmal auf! Denn hoch und heilig iſt es
Ein Werkzeug ſeines urewigen Gedankens,
Der aus der Nationen Schmach und Ringen
Gewaffnet ſpringt, ein freies Götterkind!
Daß ich ſein Werkzeug bin, ich hab's erprobt,
Und ſchreite ſtolz, bewußt zum Ziel hinan!

Damit fehlt aber auch jede Entwickelung, jeder innere Conflict. Die Herzogin von Braganza, die anfangs dem Betrüger feindlich entgegentrat, wird für ihn gewonnen, als ſie ſeine dem Herrſcherhaus günſtigen Abſichten erfährt. Iſabel, ihre Tochter, verliebt ſich in den kühnen Mann, der die Fahne der portugieſiſchen Unabhängigkeit aufpflanzt. Doch dies begibt ſich alles ſo kampf- und ſpannungslos, weil die tiefere Anlage des Conflicts, die innere Entwickelung des Helden fehlt.

Und doch hätte ſich dieſe ſo leicht herbeiführen laſſen, wenn der Autor ſtatt der epiſchen Neigung, welche die Darſtellung äußerer Kämpfe bevorzugt, den dramatiſchen Sinn beſeſſen hätte, welcher auch den innern Conflicten ihr höheres Recht gewährt. Wenn Sebaſtian, ſtatt uns von Haus aus als ein Mann der beſten Intentionen fix und fertig entgegenzutreten, anfangs, von glühendem Ehrgeiz beſeelt, ſelbſt nach der Krone geſtrebt, durch die Liebe der ſchönen Iſabel aber oder durch die Erkenntniß von der Loyalität der Portugieſen beſtimmt, edelmüthig dieſe Abſicht dem echten Herrſcherſtamm geopfert hätte, ſo wäre dramatiſche Bewegung in die Handlung gekommen, und es würde einem echten Talent nicht ſchwer geworden ſein, dieſen Umſchlag energiſch und wirkſam zu geſtalten. Freilich, eine ſo großartige Peripetie, wie in Schiller's „Demetrius", wäre damit noch immer nicht erreicht worden, doch dieſe war durch den Stoff ausgeſchloſſen.

Von den einzelnen Scenen des Stücks erweiſt ſich die im großen Prachtſaal zu Liſſabon, welche die zweite Hälfte des zweiten Actes bildet, als die gelungenſte; es iſt in derſelben Bewegung und Steigerung. Das Auftreten des gefangenen Herzogs Alba, der in Ketten Geſetze geben will; Alexio, der den Freund verleugnet auf Alba's eindringliche Beſchwörungen, die Wahrheit zu ſagen; Sebaſtian's energiſches Auftreten in der Mitte des in den Saal hereinſtürmenden Volks, die ſchwunghafte Schlußwendung, welche den bedrohten Sieg des Helden wieder ſichert — das ſind ebenſo viele ſich gliedernde, durch ihren Gegenſatz die Wirkung ſteigernde Momente einer dramatiſch und theatraliſch wohlgeordneten Handlung.

Der Sprache fehlt im ganzen die Energie des bildlichen Ausdrucks; ſie iſt gewählt und graziös, doch innerhalb der conventionellen Formen und wirkt mehr, wo ſie eine Wirkung ausübt, durch rhetoriſche Figuren und durch eine gewiſſe Fülle des adjectiviſchen Ausdrucks; durch derartige Häufungen wird die Sprache indeß oft phraſenhaft, z. B.:

Vergeſſen
Iſt jeder Kindheitstraum des Mädchenherzens
Vor dem lebendig großen Augenblick
Machtvoller Gegenwart —

oder:

Du biſt gefaßt, wie ich gefaßt mich glaubte!
Doch unerwartet ſtets iſt die Geſtalt
Des unabwendbar Finſtern, das uns naht;
Furchtbarer ſcheint's, als das Gefürchtete,
Und ſchaudernd ſtehn wir u. ſ. w.

Das dritte Stück iſt eine Art Satyrſpiel, mit welchem die tragiſche Bilogie abſchließt: „Reineke Fuchs, Schönbartſpiel in drei Acten." Wie der Verfaſſer uns mittheilt, iſt daſſelbe oft bei Künſtlerfeſten zur Aufführung gekommen und eignet ſich in der That dafür, indem es für naive Verlebendigung der Thierwelt und Kaulbach'ſche Parodirung der Menſchenwelt willkommene Gelegenheit bietet und die künſtleriſche Phantaſie zu allerlei wirkſamen Coſtümirungen anregt. Das Stück iſt im übrigen nur eine nicht ungewandte Dialogiſirung der bekannten Dichtung; viele Scenen ſind mit launiger Munterkeit ausgeführt und zeigen, daß der Dichter ſich die Friſche bewahrt hat, welche „Waldmeiſter's Brautfahrt" ſo wohl durchwehte.

Als Probe für dieſe launige Satire des „Schönbartſpiels" theilen wir folgende Ermahnungen mit, die Reineke ſeinen herzigen Jungen ertheilt, und bemerken nur, daß die regelmäßigen vierfüßigen Trochäen, in denen dieſe Rede gedichtet iſt, nur die Ausnahme, nicht die Regel bilden, indem in dem ganzen übrigen Gedicht der freie Vers mit vier Hebungen und Senkungen vorherrſcht:

Hat man ſeine Jugendkräfte
So recht gründlich ruinirt,
Wird die Tugend ein Geſchäfte,
Welches ſich ſehr gut rentirt.
Einen keuſchen Lebenswandel
Kann man dann nicht mehr umgehn,
Und vor jedem Liebeshandel
Läßt man tiefen Abſcheu ſehn.

Ja, man fühlt ein heft'ges Widern
Nach genoſſnem Lebensſchmaus,
Und mit den gedörrten Gliedern
Sieht man faſt aſcetiſch aus.
Dieſes iſt dann ſehr erſprießlich,
Denn es bringen mit der Zeit
Hohler Blick, ein Lächeln ſüßlich,
In Geruch der Frömmigkeit.

Haltet feſt an dem Geruche,
Denn er iſt jetzt in Frequenz!
Deckt mit einem Schleiertuche
Jedes Loch der Exiſtenz.
Und obgleich man allem Volke
Ward bekannt als Schubbiack,
Spielt in einer Weihrauchwolke,
Man den Feinden Schabernack.

Redet ihr, ſo ſeid ſtiliſtiſch
Immer etwas ſüß verzwackt,
Recht hyſteriſch und recht myſtiſch,
Was die alten Weiber packt.
Damit wird euch viel gelingen,
Denn auf ſie iſt viel geſtellt.
Könnt ihr ſie zum Heulen bringen,
Werdet groß ihr vor der Welt.

Was die Männer angeht, prüfe
Deine Leute ſchlau, gewitzt,
Ob auch gläub'ge Seelentiefe
Ihm im krummen Rücken ſitzt.
Dann erſt werde bei ihm häuslich,
Gib ihm willig dein Gehör,
Iſt der Kerl auch noch ſo ſcheußlich,
Er gehört doch zur Couleur.

Die Couleur wird ſtets dich tragen,
Amt und Würden harren dein,
Laß ſie dann ſo höhnen wagen
Deiner Glorie Heil'genſchein!
Oeffentlich halt' auf Gewiſſen,
Doch berechne jeden Zug.
Was dann hinter den Couliſſen —
Na, für heute ſei's genug.

Paul Heyſe's „morgenländiſches Märchen": „Die glücklichen Bettler" (Nr. 2), iſt ein Verſuch, unſere leere Bühnendichtung, die nachgerade der Trivialität gänzlich zu verfallen droht, durch mehr dichteriſche Einkleidung zu heben. Wir ſind principiell mit allen derartigen Verſuchen vollkommen einverſtanden; ſie entſprechen einem der tiefſten Bedürfniſſe unſerer Bühne. Gleichwol glauben wir nicht, daß in Gozzi's phantaſtiſchen Märchen ein Verjüngungsquell für unſere Poſſe ſprudelt. Ein buntes Durcheinander abenteuerlicher Schickſale mit leiſer ironiſcher Beleuchtung mochte zur Zeit unſerer romantiſchen Poeſie den damals aufgeſtellten höchſten Anforderungen der Dichtkunſt genügen; wir verlangen auch für die Poſſe einen allgemein gültigen Gedankeninhalt, einen humoriſtiſchen oder ſatiriſchen Grundgedanken, und die Poſſe wird, bei freieſter Bewegung des Humors, um ſo mehr ſich zu einem Kunſtwerk abſchließen, je mehr dieſer Grundgedanke ſich in allen heitern Verwickelungen widerſpiegelt. Doch muß er unſerm modernen Leben angehören und auch das phantaſtiſche Element darf nur dem Cultus des modernen Geiſtes dienen. Dazu erſcheinen nun Gozzi's Märchen wenig geeignet; die burleske italieniſche Volkskomödie hat ſchon wegen ihrer ſtereotypen Masken etwas dem modernen Drama Widerſprechendes; die Phantaſtereien in demſelben ſind oft barock, geſchmacklos und von jener märchenhaften Willkürlichkeit, der es nur um das freie Spiel der Einbildung zu thun iſt und welche darin den höchſten Triumph der Kunſt ſetzt. Das mag den Anſchauungen der akademiſchen Richtung und ihrer äſthetiſchen Selbſtgenugſamkeit entſprechen; wir werden aber ſtets gegen die gedankenloſe Kunſt proteſtiren; auch im komiſchen Drama wird für uns Ariſtophanes das große Muſter bleiben. Die politiſchen, ſocialen, philoſophiſchen Probleme der Neuzeit im Gewand der Satire und des Humors, mit Anlehnung an die auf der Bühne der Gegenwart einmal überkommenen Formen und mit Benutzung ihrer glänzenden ſceniſchen Mittel — das iſt die Art und Weiſe, wie eine Verjüngung unſerer Poſſe angeſtrebt werden muß. Von Ariſtophanes den Geiſt und beileibe nicht die Form, die Anapäſte und Parabaſen.

„Die glücklichen Bettler" von Gozzi behandeln wol jenen Schickſalswechſel, den wir auch in den Raymund'ſchen „ſinnigen Zauberpoſſen" finden, auf die ſich Heyſe in der Vorrede beruft; doch es fehlt die gemüthvolle Einkleidung, welche über den Wechſel von Glück und Unglück eine wehmüthige Beleuchtung ausgießt; das Bunte und Grelle, das Groteske und Barocke wiegen vor. Grotesk iſt z. B. die Art, wie der Färber Kaſſim von ſeiner buckeligen, häßlichen Tochter ſpricht. Dieſem ſchonungsloſen Spott fehlt jeder Hauch des Gemüths; es iſt eine das natürliche Gefühl verletzende Komik; denn ſo ſpricht kein Vater von ſeinem unglücklichen Kinde. Echt orientaliſch iſt das Motiv, das wir das Harun-al-Raſchid-Motiv nennen möchten und das nicht blos in den Märchen von „Tauſendundeine Nacht", ſondern auch in einer beträchtlichen Zahl chineſiſcher Dramen wiederkehrt. Ein verkleideter Fürſt ſucht nach dem Rechten und erlebt allerlei Abenteuer, bei denen allen wir indeß die tröſtliche Beruhigung haben, daß die fürſtliche Herrlichkeit aus ihnen ſiegreich hervorgeht und am Schluß als echter Deus ex machina alles zum Guten wendet. Unſer Fürſt Usbek, König von Samarkand, erſcheint in Bettlerkleidern und hört überall von den Bedrückungen ſeines Beziers Muzäffer, der ihn ſelbſt, den Bettler, wiederum als Fürſt verkleidet, um ſo ſeinen Feind, den frühern Vezier Bahram, zu täuſchen, der dem vermuthlichen Fürſten ſeine Tochter Gülnare zur Ehe gibt. Usbek und Gülnare lieben ſich aber in der That und die Löſung iſt eine glückliche, indem Gülnare wirklich Königin von Samarkand wird. Eine andere Intrigue hat echt komiſche Elemente: Ben Abbas, ein jüdiſcher Renegat und reicher Kaufmann, hält mit Saëd, einem jungen Adelichen aus Damaskus, das folgende Zwiegeſpräch:

Ben Abbas. Höre, Saëd, ich bin ein Kaufmann in dieſer Stadt, reich, ſehr reich, ſo reich, daß der Vezier Muzäffer mir nichts abſchlägt. Ich hab' eine junge Frau genommen, nicht von hier, und ihr Vater, der ein Geſchäftsfreund von mir iſt, hat ihr mitgegeben 30000 Zechinen in 30 Beuteln. Iſt kein Pappenſtiel. Aber der größte Schatz war die Braut ſelbſt: eine Perle aus der Krone Salomo's, ein Rubin am Finger der Königin von Saba! Ich war verliebt wie ein junger Eſel auf der Weide. Was ſoll ich dir viel ſagen? Ich habe gedacht, das Paradies in mein Haus zu bringen, und habe die Hölle hineingebracht. Sie liebt mich nicht, Saëd, ſie kann mich nicht ausſtehen, ſie weint und ſchreit, wenn ich nur ihren kleinen Finger anfaſſen will. Den ganzen Monat, ſeit ich ſie beſitze, habe ich ihr nicht auf drei Schritte nahe kommen dürfen, und zu dieſer Stunde iſt ſie noch ſo, wie ich ſie aus der Hand ihres

Vaters empfangen habe. Ich bin auf den Knien vor ihr herumgerutſcht, ich habe gewinſelt und geweint und ihr goldene Berge verſprochen — alles umſonſt. Da iſt mir der Verdacht aufgeſtiegen: ſie liebt am Ende einen andern, und eine Wuth iſt in mir ausgebrochen, daß ich mich nicht mehr gekannt habe. Denn wenn mir die Galle kocht, bin ich wild wie eine Löwin. Und ſo — vor drei Tagen war's — in der blinden Raſerei, habe ich das Geſetz an ihr vollzogen. Ich bin vor ſie hingetreten, habe dreimal laut ausgerufen: Ich verſtoße dich! Ich verſtoße dich! Ich verſtoße dich! Habe dreimal vor ihr ausgeſpuckt und damit die Ehe zwiſchen uns zerriſſen.

Saëd. Du thateſt wohl daran.

Ben Abbas. Sage das nicht, guter Saëd! Ich bin in Verzweiflung, ich bin außer mir, ich habe nie etwas Dummes gethan, was mich mehr gereut hätte! Denn ſie mag mich nun lieben oder haſſen, ich kann nicht ohne ſie leben, und wenn ich denke, daß ich ſie hingeben ſoll an einen andern, fühl' ich einen Stich durchs Herz, wie eine geſpießte Wachtel. Aber du kennſt das Geſetz. Ich kann ſie nicht wieder heirathen, wenn ich nicht einen Ulla finde, einen Menſchen, der ſie erſt heirathet und dann verſtößt; denn erſt wenn der Ulla ſie wieder verſtoßen hat, kann ich ſie wieder zu meiner Frau nehmen, ſonſt iſt es nicht erlaubt, nicht für alles Geld der Welt.

Saëd. Wol kenn' ich die Geſetze. Doch was nun?

Ben Abbas. Verſteh' mich, Saëd, die Sache iſt verfänglich. Einen Ulla finde ich wol, dafür wäre mir nicht bange. Aber wo find' ich einen, der Mitleid hat mit meinem Kummer, und ſobald er die Frau geheirathet hat, ſie gleich wieder verſtößt und ſie mir ſo wieder zubringt, wie ich ſie ihm überliefere? Und darum, weil ich dich für einen rechtſchaffenen Menſchen halte, habe ich meine Augen auf dich geworfen. Du ſollſt mein Ulla ſein. Du heirathеſt ſie, dann ſagſt du ihr gleich dreimal hintereinander: Ich verſtoße dich! Ich verſtoße dich! Ich verſtoße dich! Und puh! puh! puh! Spuckſt dreimal vor ihr aus, und dann in aller Stille fort mit deinen 300 Zechinen und dem neuen Kleide; ich aber heirathe auf der Stelle zum zweiten mal meinen Augapfel, mein Paradies, meine Hölle. Willſt du das thun, mein Sohn?

Nun begibt es ſich, daß dieſer Saëd gerade der frühere Geliebte der ſchönen Semrude iſt und deshalb das dreimalige Ausſpucken für überflüſſig hält. Ben Abbas iſt der Geprellte. Ebenſo wird der Vezier geprellt, dem ſich Güllnare als Omega, die misgewachſene Tochter des Färbers Kaſſim vorſtellt, und der dieſe Tochter von dem Vater um jeden Preis verlangt und ihr 20000 Thaler als Morgengabe zahlen will. Statt ihrer erſcheint dann die wahre Omega in ihrer abſchreckenden Geſtalt.

Heyſe hat in den komiſchen Partien dem Original nachgeſtrebt, aber an Stelle der populären Masken, des Tartaglia, Pantalone u. ſ. w. neue Charakterbilder geſetzt. In den erſten Scenen und Figuren glaubt der Dichter zum Vortheil des Ganzen über Gozzi's Arbeit hinausgegangen zu ſein und den hölzernen Kothurn, auf dem die verſificirte Rede hinſtelzt, nach Kräften geſchmeidigt zu haben. Ob er hierin ſo glücklich iſt, wie er ſelbſt glaubt, erſcheint uns indeß fraglich. Die Glätte und Correctheit der Heyſe'ſchen Verſe entbehrt allen phantaſtiſchen Anhauchs; von einem burleſk parodirenden Ton, wie er für die Bühne der Gegenwart doch nöthig wäre, iſt gar nicht die Rede. Was in aller Welt ſoll uns ein Despot wie Muzäffer, der uns folgende ernſte Rede hält, wie ſie in einem langweiligen Trauerſpiel am Platze wäre:

Nun endlich werd' ich meines Feindes Haupt
So tief im Staube ſehn, wie dem gebührt,
Der mir zu trotzen wagte! Konnt' er nicht,
So arm er war, mir noch gefährlich werden,
Wenn ſich ein Freier für die Tochter fand,
Vornehm und reich? Drum freie ſie den Bettler,
Den heimatloſen Fremdling, den Verbrecher,
Der ihn und ſein Geſchlecht in Schande ſtürzt.
Man ſoll mich fürchten, da man mich nicht liebt.
Ich weiß, der Pöbel murrt — pah! mag er murren!
Usbek, der Thor, iſt todt,
Und niemand iſt hier König, außer mir! —
Er kommt. Geduld nur! Meine Miene darf
Nicht zum Verräther werden vor der Zeit.

An andern Stellen zeigt ſich derſelbe Muzäffer wieder als caricirter Despot, der alle Welt viertheilen laſſen will. Wo iſt hier die Einheit des Tons? Da geht doch Offenbach weit künſtleriſcher zu Werke, wenn er uns ſeine Götter, Helden und Don Quixote in conſequent parodiſtiſcher Haltung vorführt.

Paul Heyſe's Talent ermangelt zu ſehr des Scharfen, Schlagenden, wie des Grotesken, als daß von dieſem Dichter eine Wiedergeburt der Poſſe ausgehen könnte. Seine „Glücklichen Bettler" ſind nicht ohne Verdienſt, wenn man ſie als literariſche Aneignung eines Gozzi'ſchen Märchens betrachtet; als Bühnenſtück aber werden ſie ſich nicht behaupten. Ein Acclimatiſationsgarten iſt noch lange kein Volksgarten.

Rudolf Gottſchall.

Romane und Erzählungen.

(Beſchluß aus Nr. 32.)

10. Polniſche Juden. Geſchichten und Bilder. Von Leo Härzberg-Fränkel. Wien, Hilberg. 1867. 8. 1 Thlr.

Das vorliegende Buch gehört, ſtreng genommen, nicht in dieſe Rubrik. Es enthält mehr als einfache Erzählungen, nämlich culturhiſtoriſche Bilder und ethnographiſche Studien über die Juden in Galizien und Polen. Die Bilder ſchildern deren Leben, Sitten und Gebräuche, ihre ſociale Stellung und das alles in moraliſtiſcher Form. Wir finden eine Menge neues und intereſſantes Material ſehr geſchickt in dieſen Geſchichten verarbeitet, eine ganze Klaſſe von Menſchen wird uns in ihrem beiſpielloſen Elende vorgeführt; meiſtens ſind es Nachtſeiten des menſchlichen Lebens, die uns gezeigt werden, hier und da blitzt einmal ein Licht auf, faſt nur um die Dunkelheit noch fühlbarer zu machen; nur die letzte Erzählung hat einen heitern, humoriſtiſchen Inhalt, nach all dem Trüben ein Sonnenblick, der indeß auch wieder durch Vorurtheile und Eitelkeit, durch Selbſtverſchulden getrübt wird. Nicht gleichgültig ſollten wir von ſolchem Elend uns abwenden. Der Verfaſſer zeigt uns in zwölf einzelnen Erzählungen Urſache und Wirkung. Die Gebundenheit iſt die Urſache, daß ein ganzer Volksſtamm ſich nicht erheben kann aus ſchwer drückenden Verhältniſſen. Die Juden ſind zunächſt dort ſelbſt ſchuld; Galizien und Polen iſt der Sitz des bigoten Judenthums. Das höchſte Anſehen gibt die Kenntniß des Talmud, darüber hinaus darf die Bildung, namentlich der Lehrer nicht ſchreiten, „Bücher philoſophiſchen Inhalts, namentlich deutſche, vernichten einen Lehrer moraliſch"; während hier die Juden maſſenhaft zu einem wunderthätigen Rabbi pilgern, dem eine überirdiſche

Gewalt zugeschrieben wird, geräth andererseits die ganze Judenstadt in Aufregung, weil ein Knabe am Osterfeste außerhalb des Ortes Bier trank, oder erklärt einen Glaubensgenossen für einen Abtrünnigen, weil er den Bart schert und die Hauptlocke schneidet. Die Erziehung der Kinder verschuldet zunächst diese Unfreiheit. Viele Knaben, nachdem sie die Drusche haben hersagen lernen, leben von da an ausschließlich dem Bibelstudium, „jede Jugendzerstreuung ist ihnen untersagt", etwas älter werden sie „in die Labyrinthwege des Talmud eingeführt"; wer es wagt, sich von dieser frommen Richtung zu emancipiren, der wird von den Aeltern verstoßen, er sieht sich aller Mittel beraubt; es ist eben ein Verbrechen außer dem Talmud noch andere Studien zu treiben. Ebenso eingeschränkt ist die Erziehung vieler Mädchen, sie wachsen auf in dem Schose der rücksichtslosesten Bigoterie, von fanatischen Aeltern gehütet und verzärtelt. Und so erzogene Kinder werden im Alter von 14 bis 15 Jahren zusammengethan, um eine Ehe zu schließen. Selten haben sie sich vorher gekannt, und ist der Knabe erst verheirathet, „so hört er auf selbständig zu sein, er kann nicht mehr fort, und bleibt das, was er ist". Ein Unterhändler schließt diese Ehen, die gegenseitigen Vermögensverhältnisse sind entscheidend; freilich kommt es auch vor, daß Väter aus angesehenen Familien nicht nur keine Mitgift geben, sondern noch von den Aeltern ihrer Schwiegersöhne namhafte Beiträge erhalten; sie lassen sich die Ehre der Aufnahme in eine jüdisch-aristokratische Familie bezahlen. Noch andere Umstände sprechen mit bei den Verheirathungen: in der Erzählung „Der Klausner" wird ein junges Paar auf dem Gottesacker schnell getrauet, um dadurch, dem Volkswahne folgend, die drohende Epidemie zu bannen; im Jahre 1858 brachte das neue Rekrutirungsgesetz in Galizien, wonach Familienväter befreit waren, viele jugendliche Ehen zu Stande. Und diese so Verbundenen leben in Elend und Schmuz weiter und zeugen eine neue Generation, die wieder lebt wie ihre Aeltern. Dazu kommt die Gesetzgebung, die selbst bei anderer Erziehung eine freiere Entwickelung bisher unmöglich machte. In Russisch-Polen waren die Juden gebannt an ihre Scholle, Landbesitz war ihnen verwehrt, bei Pachtungen waren sie der Willkür preisgegeben, durch Hausiren und Trödeln, als Schenkwirthe und Schmuggler können sie ein armseliges Leben fristen, wenn sie eben nicht vorziehen im Chedor, in der Jeschiwa oder in der Klause sich zu bilden zu einem Berufe, der das äußere Elend wenigstens, durch Anerkennung seitens der Glaubensgenossen, mildert und verklärt. Sie sind vollständig unvorbereitet zu jeder tüchtigen Arbeit, selbst in den Städten „springen" sie „ohne alle Vorkenntnisse, ohne alle Erfahrung, mit ihrem eigenen und mit fremdem Vermögen ins Geschäft".

Für die Juden in Galizien und Polen gäbe es nur Rettung aus dieser Verkommenheit durch eine mildere Gesetzgebung, wie sie jetzt angebahnt ist — die siegreiche Revolution hätte sie ihnen ebenso wenig gegeben — und durch eigene Emancipation. Die letztere ist bei der Eigenthümlichkeit der Verhältnisse unendlich schwierig; sie hängt zusammen mit der Bigoterie, mit dem Festhalten an alten Gebräuchen, mit dem ganzen aristokratischen Wesen des Judenthums. Neben der religiösen Verschiedenheit ist die immerfort betonte nationale ein wesentliches Hinderniß der Selbstemancipation; die jüdische Religion ist zugleich Patriotismus, ihrem Wesen nach ist sie unduldsam, zumeist gegen die Meschumeds, die heimatlos von all den Ihrigen verstoßen sind. Daher auch die Erscheinung, daß solche Renegaten zuletzt doch wieder von „Heimweh und Patriotismus", wie der Verfasser selbst sagt, getrieben, in das verlassene „Gebiet" zurückkehren.

Das nahezu unerträgliche Leben der armen polnischen Juden hat auch seine Freuden in der Feier des Sabbats, des Osterfestes und des Versöhnungstages. Das Elend wird vergessen auf kurze Zeit und der Glaube gibt Freude, Zuversicht und Kraft. Aus den Leiden und Bedrängnissen der Gegenwart flüchten sie sich in die Zukunft; das himmlische, oft auch das irdische Jerusalem ist das Ziel ihrer Wünsche, und die Hoffnung auf das Erscheinen des Messias wirft ein glänzendes Licht in diese trüben Zustände.

Das vorliegende Buch ist reich an Beweisen für die kurzen Bemerkungen, die wir ihm entnahmen. Es wird durch die Blicke auf das häusliche und Familienleben, durch Bemerkungen über die Stellung der Juden zu den Zuständen und Verhältnissen der mit ihnen lebenden Völker ebenso interessiren, wie der Verfasser durch reiche Abwechselung des Gebotenen, durch Fülle des Materials, durch geschickte Verarbeituug, endlich durch zugleich klare und lebendige Darstellung den Leser zu fesseln versteht.

11. Der Schutzjude von Magdeburg. Historische Erzählung von Gustav Lamlé. Zwei Bände. Berlin, Sacco Nachfolger. 1866. 8. 2 Thlr.

Wir lassen die historische Erzählung hier folgen, weil sie, mit ihrer Schilderung des Zustandes der Juden in Deutschland am Ende des 14. Jahrhunderts, gewissermaßen einen Gegensatz bildet zu den oben besprochenen ethnographischen Studien. Sie stellt das Verhältniß jener reichen, angesehenen Juden dar, die, wenn auch in die Judenstadt gebannt und durch Gesetze vielfach beschränkt, doch durch Gelehrtheit und Reichthum überall Einfluß auszuüben verstanden. Der Held ist einer jener portugiesischen Judenchristen, die Disraeli in seinen Romanen mehrfach glänzend geschildert hat.

Die vorliegende Erzählung ist die hinterlassene Arbeit eines jungen, unlängst in Magdeburg gestorbenen Schriftstellers, der damit ein nicht unbedeutendes Talent zur Composition und zur historischen Darstellung zeigt. Namentlich ist der erste Theil ausgezeichnet durch lebendige Schilderungen; wir heben hervor: „Das Fest der Wernigerode", „Der Sanhedrin", „Das Turnier", „Die Auferstehung der Beate". Im zweiten Theil läßt die Kraft etwas nach, der Verfasser wird breiter, z. B. bei der Schilderung der Gefangenschaft, und verliert sich zuletzt in das Wesen der ältern Ritterromane. Auch die Charaktere erblassen im zweiten Theile, die neu hinzutretenden — Keller-

meiſter, Prieſter — ſind als Nebenfiguren zu breit behandelt. Dagegen ſind die Charaktere des alten Juden, ſeines Sohnes, des Erzbiſchofs, Recha's und Helenens recht wohl gelungen; der alte Graf Dieter Wernigerode iſt zu ſehr renommiſtiſche Kraftfigur, ſein Sohn aber für die damalige Zeit doch wol zu fortſchrittlich.

12. Ein Huſarenoffizier Friedrich's des Großen. Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen Hans Lebrecht von Bredow's bearbeitet von Julius von Wickede. Drei Bände. Jena, Coſtenoble. 1866. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das in Form einer Selbſtbiographie verfaßte Buch zeichnet ſich zunächſt durch eine einfach ſchlichte Redeweiſe und durch eine unmittelbar wirkende Natürlichkeit aus. Eine derbe, tüchtige Soldatennatur, der es vergönnt war, die Schleſiſchen Kriege und den Siebenjährigen Krieg als Reiteroffizier rühmlich mitzumachen, erzählt ihre Erlebniſſe mit Beſcheidenheit, ſoweit es den Helden ſelber betrifft, mit Bewunderung und Anerkennung für den großen König und ſeine Armee. Der Verfaſſer gibt ein lebendiges Bild von der Zeit und dem Heere; oft mit kurzen Zügen führt er uns mit Anſchaulichkeit einzelne der preußiſchen Helden jener Zeit vor. Hier und da ſtreut er einfache und naturwüchſige Reflexionen hinein, ſie ergänzen die Thaten des Huſarenoffiziers und laſſen ihn uns als einen tüchtigen Mann, einen biedern Charakter, einen vortrefflichen Soldaten erkennen. In ſeine Jugendgeſchichte fällt der Beſuch Friedrich Wilhelm's I. auf dem Gute ſeines Vaters. Hier ſchon, in der Beſchreibung des alten Bredow, des Guts, des Empfangs des Königs und ſeiner Bewirthung mit Schweineſchinken und Doppelbier, findet ſich, wie auch im weitern Verlauf, manch culturhiſtoriſch intereſſantes Material. Die Erziehung des Knaben, ſowol ſeine geiſtige wie körperliche Ausbildung — letztere der Zeit gemäß in vorherrſchender Weiſe — iſt überaus treu geſchildert. Es wird hier ein Stück von dem Material erzogen, aus dem der große König ſeine Armee ergänzte. In humoriſtiſcher Weiſe berichtet Bredow ſeinen Aufenthalt als Leibpage beim Alten Deſſauer; er iſt eben nicht gut auf ihn zu ſprechen und erzählt einige Züge, die von ſeinem überaus derben Soldatenton und ſeiner bekannten Rauheit Kunde geben; am Hofe in Deſſau, wie ſpäter als Ordonnanzoffizier, wurde er eben nicht rückſichtsvoll von dem alten Helden behandelt, der von Friedrich Wilhelm I. auch die Einfachheit und Sparſamkeit angenommen hatte; ſeine Leibpagen waren einfach gekleidet, er hielt eben dafür, daß ſie keine Litzen und bunte Bänder brauchten, als „ſeine Leibpagen würden ſie die Leute ohnehin ſchon viel höher äſtimiren als alles dies andere Geſindel, das ohne ſeine bunten Röcke keinen Dreier Geltung hätte".

Unfreundlich wie ſein Aufenthalt in Deſſau war ſein Abſchied vom Fürſten. Bedeutender und einflußreicher für Bredow wurde deſſen Commando nach Rheinsberg, wo er in nächſter Nähe das Leben am kronprinzlichen Hofe zu beobachten Gelegenheit hatte. Erfahren wir davon auch eben nichts Neues, ſo hat das Erzählte doch einen ſo lebendigen und wahren Charakter, gibt durch Einzelzüge ein ſo anſchauliches Bild, daß wir dieſen Theil ſeiner Erlebniſſe mit Intereſſe verfolgen.

In den beiden folgenden Theilen iſt die Schilderung des kriegeriſchen Lebens vorherrſchend; über die Organiſation und Zuſammenſetzung der Armee und des Offiziercorps, über Disciplin, Geſinnung, Remontemeſen u. ſ. w. werden uns manche einzelne, culturhiſtoriſch ganz intereſſante Details mitgetheilt. Mit beſonderer Verehrung ſchildert der Verfaſſer Seydlitz, ohne deſſen ſittliche Schwächen zu bemänteln. Die gemeſſene Schilderung der Helden, die ruhige Darſtellung der einzelnen Affairen iſt um ſo wirkſamer, da der Verfaſſer ſich überall von einem falſchen Pathos freihält und ſeine Verehrung und Begeiſterung einfach und natürlich zeigt. Jungen Offizieren ſind dieſe Aufzeichnungen, die ſich als ebenſo unterhaltend wie belehrend erweiſen, beſonders zu empfehlen.

13. Aus den Tagen des großen Königs. Von Ferdinand Pflug. Zweite Auflage. Leipzig, Schlicke. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pflug gibt in dem vorliegenden Buche zwei hiſtoriſche Novellen und eine hiſtoriſche Skizze: „Ein Manövertag." Die letztere zeigt uns den König in ſeiner eben nicht liebenswürdigen Eingenommenheit gegen Ziethen in den Friedensjahren nach den Schleſiſchen Kriegen. Friedrich der Große, der an ſich ſelbſt die höchſten Anforderungen machte, vergaß die frühern Dienſte, wenn er meinte, daß ſie ihm in der Gegenwart nicht ſtreng und ſeinem Befehle gemäß geleiſtet würden. Ebenſo wenig wie ein Vorgreifen in ſeinem militäriſchen Urtheile konnte er militäriſche Handlungen ertragen, die, wenn auch mit Erfolg gekrönt, doch aus andern als ſeinen Principien hervorgingen. In ſolchen Momenten erſchien er hart und ungerecht, und wie Pflug ſehr richtig S. 125 ſagt, faſt alle großen Unglücksfälle ſeines Lebens: Kollin, Hochkirch, Kunersdorf, Maxen, haben aus dieſer Charaktereigenheit ihren Urſprung genommen. Ziethen war beiſeitegeſetzt, weil er in den Friedensjahren ſeiner Eigenthümlichkeit nach kein Terrain der Wirkſamkeit fand, dem Sieger von Roßbach und Zorndorf wurde ein Abenteurer, der ehemalige ungariſche Parteigänger Nadaſdy, ein Günſtling des Generals Winterfeld, vorgezogen. An dem Manövertage zeigt ſich Ziethen als der aus dem Buſch, und der König, der es ſo herrlich verſtand, begangenes Unrecht wieder gut zu machen, zeigt ſich auch hier wieder in dieſer echt königlichen Art.

In der erſten Novelle, die durch ihren geſunden Humor ganz beſonders anſprechend iſt, wird uns Seydlitz, der Junker, vorgeführt; ſeine tollen Streiche und Liebesabenteuer gehen Hand in Hand mit glänzender Bravour. Der Junker, der ſich noch eben als Geſpenſt verkleidet zu einer Dame ſeines Herzens geſchlichen hat, gibt, zum Theil unter den Augen des Königs, Beweiſe ſeiner Entſchloſſenheit und ſeines Muths, ſodaß aus den kleinen Zügen das Bild des künftigen großen Reitergenerals hervorſtrahlt. Auch hier wußte wieder der König mit ſeinem Scharfblick den tüchtigen Mann zu erkennen und auszuzeichnen.

In der zweiten Novelle sehen wir den König am Abend nach der unglücklichen Schlacht von Torgau, ungewiß, was der morgende Tag bringen werde. Da führt in der Nacht Ziethen einen Ueberfall aus, der eine glückliche Entscheidung bringt. Er gelingt durch die Hülfe des Schäfers Hase aus Süptitz, der, mit den Wegen wohl bekannt, den Preußen eine Furt durch einen Sumpf zeigt, der als unpassirbar von den Oesterreichern nicht beobachtet wurde. Die Damen des Ritterguts, die Mutter Hase, der Major von Lostwitz mit ihren Sonderschicksalen und Interessen geben mit der Beschreibung der Affaire ein lebendiges und fesselndes Bild. Nicht nur für den König, auch für die Liebenden ist die Bataille gewonnen, und während diese sich in den Armen liegen, liegt der große König am Halse Ziethen's, weint laut auf über den großen Erfolg und die Stimme versagt dem Monarchen vor Rührung, als er seinen Dank aussprechen will.

Das bedeutende Erzählungstalent des Verfassers, seine lebenswahre Darstellung, sein frischer Humor geben den Novellen und der Skizze, auch abgesehen von dem interessanten Inhalte, einen ganz besondern Reiz.

14. Ein Hexenproceß. Historischer Roman von Franz Isidor Proschko. Mit dem Jugendporträt Johs. Kepler's und dessen erster Gattin. Wien, Hartleben. 1866. 8. 1 Thlr.

Das Buch ist zunächst kein historischer Roman, wol aber eine in vielfacher Hinsicht wohlgelungene Erzählung, mit bedeutendem historischen Hintergrunde. Sie spielt im Anfange des 17. Jahrhunderts in Oesterreich, ihr Held ist Johannes Kepler, den wesentlichen Inhalt bildet seine Anfeindung als Protestant, als Mathematiker und weiter die mannichfachen Verwickelungen, in die er bei der Werbung um seine zweite Gattin, eine Ziehtochter des Grafen Starhemberg, gerieth. Der Hexenproceß, der dem Buche den Titel gegeben hat, wurde gegen seine Mutter, wohnhaft im würtembergischen Städtchen Leonberg, angestrengt; er hat vorherrschende Bedeutung für die Erzählung, da sein Anfang sowol, wie die spätere Freisprechung der Mutter im engsten Zusammenhang mit den Heirathsprojecten Kepler's stehen. Die mannichfachen Personen, z. B. die Werber um Suschen von Efferding sind lebendige Factoren der Zeitrichtung und der durchgehenden Idee; dabei sind fast alle Charaktere geschichtlich. Der Verfasser hat zu seinem Romane Forschungen im ständischen Archive des Museum Francisco Carolinum zu Linz und in andern Bibliotheken und Archiven Oberösterreichs gemacht. Manches Neue über Kepler, manches Interessante über die Familie Starhemberg sind die Früchte seiner fleißigen Forschung. Hier und da ist er in Benutzung derselben über das Ziel seines Romans hinausgegangen, das oft zu weit Geschichtliche, das Berühren der Vergangenheit und Zukunft beeinträchtigt die Faßlichkeit des Ganzen; ebenso thut er fast zu viel, um den Localton recht lebendig zu machen. Aber trotz dieser Ausstellungen erweist sich der Roman doch als eine tüchtige, fleißige, gründliche und warm zu empfehlende Arbeit. Die Darstellung des Ganzen ist am besten durch das Wort Tiedge's beurtheilt, das der Verfasser selbst seinem Buche vorsetzt: „Was erheben soll, will nicht berauschen."

A. Freiherr von Loën.

Zur Literatur über den Krieg von 1866.

Die Flut der Werke, welche der letzte Krieg hervorgerufen hat, war beim Beginn des laufenden Jahres noch immer im Steigen, scheint aber jetzt ihren Höhenpunkt erreicht zu haben, wenn auch einzelne Wellen sich nachträglich noch aufbäumen werden. Bis Ende Februar waren nach einer ziemlich genauen Uebersicht 278 Schriften über jenen Krieg erschienen, abgesehen von etwa 300 andern, welche rein politischen, nicht militärischen Inhalts sind. Keinem Referenten ist es zuzumuthen, alle diese Werke zu lesen und darüber Bericht zu erstatten, noch minder kann er von irgendjemand verlangen, daß er solchen Bericht liest. Wir geben daher unsern Lesern im Anschluß an unsern in Nr. 18 u. 19 d. Bl. enthaltenen Artikel nur noch von einigen Schriften, welche entweder der Redaction d. Bl. zur Besprechung zugegangen sind oder uns sonst vorgelegen haben, den Eindruck wieder, den sie auf uns gemacht haben, und erklären ausdrücklich, daß es eine Auswahl der besten weder sein kann noch soll.

Im voraus machen wir aber aufmerksam auf: „Der deutsche Krieg von 1866", eine Arbeit, die im fünften Heft des dritten Bandes von „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Herausgegeben von Rudolf Gottschall", begonnen hat und jetzt fast zu Ende geführt ist. Der Verfasser, der bereits in derselben Zeitschrift eine Geschichte des dänischen Kriegs von 1864 und eine politische Vorgeschichte des deutschen Kriegs von 1866 erscheinen ließ, hat sich noch immer nicht genannt, ist aber genau in vieles eingeweiht, das nicht jedem zugänglich ist, und schon der Anfang seines Werks, die Gestaltung der kriegerischen Situation bis zum Eintritt der taktischen Entscheidung, der zugleich eine vortreffliche Charakteristik der leitenden Persönlichkeit enthält, versprach etwas Ausgezeichnetes, was die spätern Abschnitte erfüllen. Hoffentlich wird das Werk künftig durch eine selbständige Ausgabe dem größern Publikum zugänglicher gemacht. Wir kommen auf dasselbe nach der Vollendung noch eingehender zurück.

1. Geschichte der preußischen glorreichen Kriege von 1866. Von E. von Winterfeld. Potsdam, E. Döring. 1867. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser will „eine soweit als möglich vollständige und wahrheitsgetreue Darstellung der Entwickelung und schließlichen Wendungen der großen Begebenheiten von 1866 geben, zu Nutz und Frommen aller, die ihre Zeit bewußt durchleben wollen". In den letzten Worten charakterisirt sich der Standpunkt der kleinen Schrift, die auch die innern Verhältnisse Preußens und die Friedensschlüsse bespricht. Da sie später erschienen ist, als die meisten über diesen Krieg, so hat der Verfasser mehr Quellen benutzen können, doch ist es nicht immer mit kritischem Blick geschehen.

2. Deutschlands Kriegsereignisse des Jahres 1866. Illustrirtes Gedenkbuch für das deutsche Volk. Nach den besten Quellen bearbeitet von Franz Lubojatzky. Dresden, Tittel und Wolf. 1866—67. Lex.-8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

„Keinem zu Lieb, keinem zu Leid", so lautet das Programm, unter welchem das Gedenkbuch keine Raisonnements von irgendeinem Parteistandpunkte, nur Thatsachen bringen will, weil Thatsachen allein für sich sprechen. Dies Streben nach Unparteilichkeit ist sehr zu achten und der Verfasser hat im allgemeinen treu an seinem Programm gehalten, er wird sich aber im voraus nicht verhehlt haben, daß es sehr schwer ist, dasselbe unter allen Umständen durchzuführen und daß man es dann in der Regel keiner Partei recht macht. Und gibt es heutzutage noch viele Unparteiische? Ganz ohne Raisonnements geht es auch in vorliegendem Werke nicht ab, nur sind sie vorsatzgetreu immer so gehalten, daß kein Schluß gezogen wird. Wenn aber gesagt ist, daß Fürst Hardenberg, der so entschieden gegen den Krieg war und die Erhebung von 1813 nur eben tolerirte, keinen Bruderkrieg gesehen habe, so fragen wir, ob der Verfasser denn die Tausende von Söhnen Deutschlands, welche unter Napoleon's Adlern gegen Oesterreich und Preußen gekämpft, nicht mehr für Deutsche, sondern für Ausländer hält? Wir sind vor kurzem an einem andern Orte gemahnt worden, daß man doch nach 50 Jahren über den Rheinbund keinen Vorwurf mehr erheben solle — haben wir aber in unsern Tagen nicht den Gedanken an etwas Aehnliches wieder aufleben sehen? Wir richteten den Vorwurf wahrlich nicht an das deutsche Volk, und wie das Nationalgefühl heute steht, heute nach Beendigung des traurigen, aber unvermeidlichen Kriegs, so ist wol auch keine Gefahr mehr, daß die Hand des Fremden wieder Deutschlands Geschicke leite, wenn auch ein einzelner verblendeter Fürst für seine Dynastie nach dieser Hand haschen sollte. Männlich tritt übrigens der Verfasser des Gedenkbuchs gegen vieles auf, das unbedingt verwerflich zu nennen, er schont eben nur die Parteiansicht. Doch hätte er immerhin auch alle Verhältnisse der süddeutschen Wehrverfassungen und die Zusammensetzung der gegen die Mainarmee kämpfenden Corps, die Schwierigkeiten für die dortige Heeresführung erkennen und diese nicht so scharf verurtheilen sollen: die Tapferkeit der Truppen ist überall zu loben. Wir haben das auch anderwärts ausgesprochen, obgleich es uns nicht obliegt, für unsere damaligen Gegner einzutreten. Die Darstellung in dem vorliegenden Werke ist frisch und ansprechend und so wird dasselbe gewiß gern gelesen werden.

Unter den Illustrationen finden sich manche recht gelungene, weniger kann man das von den Porträts sagen; militärische Correctheit kann man übrigens von den meisten Zeichnern nicht verlangen; auch bei dem sonst hübschen Bilde: Die ersten Preußen in Dresden, ist der erste Husarentrupp in der fabelhaftesten Formation. Darauf kommt es jedoch für den Zweck der Illustrationen nicht an, wenn das Bild nur interessirt.

3. Der Krieg von 1866. Kritische Bemerkungen über die Feldzüge in Böhmen, Italien und am Main. Leipzig, O. Wigand. 1866. 8. 8 Ngr.

Eine Kritik von österreichischer Seite und zwar eine sehr scharfe Kritik. Wir würden dagegen nicht viel einzuwenden haben, wenn die Bemerkungen über die österreichischen Zustände und Persönlichkeiten nicht so feindselig und — wir können es nicht anders nennen — gehässig wären. Dadurch hat der Verfasser — wie wir hören ein österreichischer Stabsoffizier außer Diensten — seinem Werke geschadet, wenn er dasselbe auch für das größere Publikum pikant gemacht hat. Sonst ist die Schrift aber ein guter Beitrag zu der Geschichte dieses Kriegs, und ihren strategischen Bemerkungen wird man in vieler Beziehung beistimmen. Sie geht, alle Politik und Vorgeschichte andern überlassend, gleich auf ihr Ziel. Die Kriegsereignisse werden mit kurzen Worten abschnittsweise hingestellt und Bemerkungen daran geknüpft: zuerst über die Operationen. Wir hören daraus, daß der Kronprinz von Sachsen den Befehl über sein und das österreichische 1. Corps habe übernehmen sollen, daß aber factisch ein collegialisches Verhältniß eingetreten sei und Clam wie der Kronprinz jeder so ziemlich gethan, was sie für gut gehalten. Daß sie bei Gitschin Stellung genommen, wird aus einem Aviso Benedek's erklärt, das 3. Corps werde noch am 29. Juni dort eintreffen und vier Armeecorps am 30. Juni gegen Turnau vorrücken. Ueber die Ereignisse bei Josephstadt sagt der Verfasser:

Benedek hatte in der That viele Ursache, sich über seine Corpscommandanten zu beklagen. Clam läßt sich schlagen, weil er eine schlechte Stellung nimmt und vor Ankunft des 3. Corps bataillirt will; Gablenz läßt sich überfallen; Ramming geht ungeschickt an und wird infolge dessen geworfen; Erzherzog Leopold weicht dem Gefechte nicht aus, obschon er offenbar mit einem übermächtigen Gegner auf Josephstadt zu repliiren hat. Wenn Clam jedoch über die Rücksichtslosigkeit klagt, mit der man gegen ihn verfuhr, so geben wir ihm insofern recht, als das österreichische Militärgerichtsverfahren überhaupt ein Skandal ist. Wir sind übrigens gar nicht für diese Acte officieller Rache eingenommen. Es ist albern, Leute zu verfolgen, weil sie kein Talent zeigten; warum stellte man sie auf schwierige Posten? Die Wahl ihrer Agenten kennzeichnet jede Regierung. Ist sie fähig, so findet sie tüchtige Leute; ist sie kleinlich, beschränkt und boshaft, dann entsprechen ihre Vertrauensmänner diesen Eigenschaften.

Wir müssen uns versagen, die Charakteristik einzelner Führer, welche diesen Worten folgt, wiederzugeben, sie schließt: „Von den übrigen Befehlshabern und ihren Generalstabschefs nicht zu sprechen, gebietet die christliche Liebe." Ueber die Entscheidungsschlacht heißt es unter anderm: „Es war der «eiserne Wille», ohne die regelnde Vernunft, welcher die Katastrophe herbeiführte. Im Momente, als bereits seine beiden Flügel wichen und das Heer in Gefahr war, vollständig umringt zu werden, noch im Centrum Erfolge erringen zu wollen, war geradezu absurd. Doch Prinz (Friedrich) Karl hatte ihn zuerst angegriffen, dieser sollte hierfür seine Hiebe kriegen, das erfordert die Büffellogik."(!) Die Wahl der Rückzugslinie nach der Niederlage, die Theilung der Armee wird streng

getadelt, aber auch die Verfolgung von seiten der Preußen entgeht der Rüge nicht. Aufklärungen darüber werden noch abzuwarten sein, insoweit sie gegeben werden können. Bei Prerau, als General Hartmann mit acht Escadrons noch eine Recognoscirung unternahm, ereignete es sich nach der Erzählung des Verfassers, daß Graf Gondrecourt, der Commandant des 1. Corps, alle Stabsoffiziere versammelt hatte, um ihnen Instructionen zu ertheilen. „Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der führerlosen Truppen; einzelne Brigaden zerstreuten sich gänzlich und warfen die Waffen weg, doch trieb schließlich das Regiment Haller-Husaren die Preußen zurück.“ Wir bemerken dazu, daß Hartmann, den Eindruck seines Erscheinens nicht ahnend, bereits im Zurückgehen war und drei Escadrons Landwehrhusaren, seine Arrièregarde, sich den Oesterreichern entgegenwarfen, nach tapferm Kampfe jedoch weichen mußten. Die Operationen der Italiener und den Mainfeldzug behandelt das Werk sehr kurz, nur der Vollständigkeit wegen. Eine Kritik der beiderseitigen Operationspläne, mit Rückblicken und Betrachtungen über die Verwendung der Reiterei, die Wirkung der Geschütze, das Gewehr und die Verpflegung schließt die Schrift.

Mit dem, was über die Reiterei bemerkt wird, sind wir einverstanden. Der Verfasser sagt: „Wir haben hier ein langes Sündenregister zusammengestellt. Jeder Krieg wird ein ebenso langes liefern, wenn der Feldherr die Reiterei nicht an den rechten Platz stellt und die Reitergenerale nur Reiter und nicht Generale sind.“

In anderm Tone gehalten und besonders auf die Wehrverfassung der kriegführenden Mächte gerichtet sind:

4. Briefe eines alten Soldaten über den Krieg im Norden, die k. k. österreichische, die k. preußische und die k. italienische Armee von Richard Gelich. Wien, Gerold's Sohn. 1867. 8. 16 Ngr.

Unter den ersten Eindrücken des Kriegs in Böhmen hat der Verfasser, welcher früher auch in österreichischen Diensten gestanden, im „Pesther Lloyd“ einen Cyklus militärischer Briefe eröffnet, welche durch ihre Objectivität bei allem Freimuth auch in Oesterreich eine so günstige Aufnahme fanden, daß sie jetzt in einer Broschüre zusammengestellt erschienen sind. Der erste derselben wurde drei Tage nach der Schlacht bei Königgrätz veröffentlicht und ist, wie die beiden folgenden unverändert wieder abgedruckt worden, weil sich die spätern, von competenter Seite abgegebenen Urtheile über den Feldzug in den Hauptpunkten mit den Anschauungen des Verfassers in Uebereinstimmung befinden. Mit Recht sagt derselbe, daß der Krieg kaum unter günstigern Verhältnissen für Oesterreich hätte eröffnet werden können, darum sei aber auch die entschlossenste Offensive ohne Säumen geboten gewesen. Wenn er aber die Behauptung noch festhält, daß dazu die österreichische Armee, anerkannt kriegstüchtig und tapfer, auch schlagfertig gewesen, so hat er unrecht. Das war sie eben noch bei weitem nicht, woran die mangelhafte Wehrverfassung schuld war, und Benedek konnte darum die Offensive nicht in dem Zeitpunkte ergreifen, wo sie unstreitig von unermeßlichem Vortheil war. Die strategischen und taktischen Fehler, welche später begangen wurden, sind dadurch freilich nicht entschuldigt. Den Hauptgrund der Niederlage sieht der Verfasser in der überlegenen Intelligenz, besonders der Führer bis in die untern Grade, und damit wird man mit ihm einverstanden sein. Das ist aber zugleich ein Vorzug, welchen der preußischen Armee so leicht keine andere, in welcher keine allgemeine Wehrpflicht herrscht und auf die militärische Durchbildung der Offiziere ein so hoher Werth gelegt wird, streitig machen kann. Den Bemerkungen über den Krieg sind in der Broschüre nur 21 Seiten gewidmet, ihren Hauptinhalt bilden, wie gesagt, die Wehrverfassungen, wobei natürlich der österreichischen der meiste Raum gewidmet ist. Im allgemeinen hat der Verfasser seinen Gegenstand gründlich studirt, wenn er auch in einzelnen Dingen nicht genau orientirt scheint. Divisionsschulen z. B. gibt es in Preußen schon längst nicht mehr, es sind Kriegsschulen, für je zwei oder drei Armeecorps eine gemeinsame, errichtet, deren Zahl gegenwärtig sechs beträgt und auf acht steigen wird. Auch sind die Anforderungen der Fähnrichsprüfung in der deutschen Sprache und Literatur gar nicht, die im Latein allzu niedrig angegeben. Wir führen das nur an, um zu zeigen, daß wir die Briefe aufmerksam gelesen haben. Näher darauf einzugehen, würde unserm allgemeinern Leserkreise gegenüber nicht gerechtfertigt sein; doch empfehlen wir ganz besonders noch die vortrefflichen Bemerkungen des Verfassers über das österreichische Offiziercorps und das Beförderungssystem in demselben.

Mehrere gute Monographien verdienen besonders hervorgehoben zu werden, darunter vorzüglich:

5. Die königlich sächsische Armee im deutschen Feldzuge von 1866. Erlebnisse dem deutschen Volke wahrheitsgetreu erzählt von mehrern Offizieren. Leipzig, Minde. 1866—67. 8. 1 Thlr.

Daß die Sachsen im letzten Kriege, so unglücklich er für sie an der Seite ihrer Bundesgenossen ablief, ihre Waffenehre in glänzendster Weise aufrecht erhalten haben, ist von Freund und Feind anerkannt worden; im preußischen Heere, dem sie mit Gottes Hülfe nie wieder feindlich gegenüber stehen werden, ist nur Eine Stimme darüber, daß sich die Sachsen nicht allein vorzüglich geschlagen, sondern auch nach der verlorenen Schlacht bei Königgrätz ihren Rückzug in ungebrochener Ordnung ausgeführt haben; ein höherer österreichischer Offizier bezeugt sogar, daß sie die Einzigen gewesen, welche dabei geschlossen geblieben sind. Die sächsische Armee kann also auf diesen Feldzug, der ihr nicht den Schatten einer Unehre gebracht, ungekränkt zurückblicken, und es ist eine belohnende Aufgabe gewesen, welche sich die Verfasser der vorliegenden Schrift gestellt haben. Bei der Ankündigung derselben mag von mancher Seite anderes erwartet worden sein: die Unparteilichkeit, mit welcher die politischen und militärischen Vorgänge dem Volke erzählt sind, die Anerkennung der preußischen Thaten hat vielleicht in gewissen Kreisen nicht gefallen, während gerade das dem Werke zum größten Vorzuge gereicht; jedenfalls haben sich die

Verfaſſer dadurch in der letzten Lieferung veranlaßt geſehen, ſich über den Zweck ihres Buchs nochmals auszuſprechen. Sie haben daſſelbe nicht für Offiziere über Offiziere, ſondern nur für das Volk in ſeiner Geſammtheit über die Söhne des Volks geſchrieben und berechnet und, nächſt der allgemeinen Geſchichte des Kriegs, in möglichſt ausführlicher Darſtellung und im Zuſammenhange mit jener das Leben und Treiben, die Leiden und Freuden, die Thaten der ſächſiſchen Armee, von Augenzeugen geſchildert, erzählt. „Angriffe officiöſer und anderer Natur durften wir unbeachtet laſſen, unſer Werk ſelbſt konnte darauf die einzige Antwort geben.“ So die Verfaſſer.

Wir hätten im Intereſſe der Schrift gewünſcht, daß ſie noch mehr Details mit Angabe der Namen von Offizieren und Soldaten, beſonders der Gefallenen und Verwundeten aufgenommen hätte, es würde ſich dadurch im ſächſiſchen Volke bis in die einzelnen Familien hinein mit erhöhter Theilnahme verbreiten.

6. Meine Eindrücke aus dem bairiſch-preußiſchen Feldzuge im Jahre 1866. Von einem Augenzeugen. Wien, Seidel und Sohn. 1867. Gr. 8. 8 Ngr.

Der Verfaſſer, der in unabhängiger Stellung dem Feldzuge beigewohnt zu haben ſcheint, beurtheilt die bairiſchen Truppen, mit Ausnahme der Cavalerie, günſtig, und gibt nur der Heeresorganiſation und dem Generalſtabe die Schuld der ſchlechten Erfolge. „Hirn und Muskeln des Heers waren gut, aber die Nerven taugten nichts.“ Wir verweiſen auf das, was von bairiſcher Seite anerkennenswerth über die Operationen veröffentlicht worden iſt, was General von der Tann ſelbſt geäußert hat, und meinen, daß der Verfaſſer die bairiſche Cavalerie nur nach der unglückſeligen Geſchichte von Hünfeld beurtheilt; ſie hat ſich doch nachher mit altgewohnter Bravour geſchlagen.

7. Der Antheil des Bataillons Lippe an dem Feldzuge der Mainarmee im Sommer 1866. Ausgearbeitetes Tagebuch von L. Hölzermann. Mit einer Ueberſichtskarte und vier Plänen. Detmold, Meyer. 1866. 8. 7½ Ngr.

Zunächſt von Intereſſe für die Heimat des Verfaſſers, da die Erlebniſſe und Gefechte des tapfern Bataillons bis in die kleinſten perſönlichen Details erzählt werden, bietet die kleine Schrift doch auch für weitere Kreiſe eine anziehende Lektüre, weil darin das Feldleben des Soldaten mit allen ſeinen Vorkommniſſen friſch und lebendig geſchildert iſt. Wir leſen namentlich das Gefecht von Kiſſingen in ſeinen verſchiedenen Momenten, ſoweit das Bataillon Lippe dabei betheiligt war, ebenſo das Gefecht von Tauberbiſchofsheim, höchſt anſchaulich dargeſtellt, unbefangener, möchten wir ſagen, als von einem preußiſchen Berichterſtatter. Auch manche treffende Bemerkung iſt eingefügt, welche den Verfaſſer als guten praktiſchen Soldaten kennzeichnet. Daß die Mainarmee auch in anderer Hinſicht, als in ſtrategiſcher, ſich ſelbſt überlaſſen war, finden wir hier in manchen kleinen Zügen beſtätigt. Die Erfahrungen, welche über viele adminiſtrative Dinge auch auf dieſem Kriegsſchauplatze gemacht worden ſind, werden aber gewiß für die Zukunft beſtens benutzt werden.

8. Die Beſetzung Nürnbergs durch die Preußen. Zur Erinnerung an die Tage vom 31. Juli bis 16. September 1866. Von J. Priem und Chr. Braunſtein. Nürnberg, Könecke. 1866. 8. 7 Ngr.

Weniger von allgemeinem als von localem Intereſſe iſt dieſe Schilderung, wie wir anerkennen, „nicht vom Parteiſtandpunkte aus, ſondern nach objectiver Wahrnehmung“ geſchrieben und wird den Bewohnern der altberühmten Stadt als ein Gedächtnißblatt gewiß willkommen ſein.

Ueber die Seelſorge im letzten Kriege liegen uns ein paar Schriften vor, von denen wir nennen:

9. Sechs Wochen im Felde. Von W. F. Beſſer. Halle, Mühlmann. 1866. 8. 16 Ngr.

Der würdige Geiſtliche, der ſchon im ſchleswigſchen Kriege ſo vielen Kriegern den Troſt der Religion geſpendet, manchem Verwundeten und Sterbenden durch Worte des Glaubens erquickt hat (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1865), iſt wiederum auf dem Kriegsſchauplatze zu gleichem chriſtlichen Zweck geweſen und berichtet darüber in ergreifender Weiſe. Wie dieſer gewaltige Krieg ſo viel mehr Opfer gefordert und Leiden in ſeinem Gefolge gehabt hat, ſind dem Verfaſſer in ſeinem heiligen Berufe auch mehr Erfahrungen der verſchiedenſten Art zutheil geworden, die erfreulichſte aber, daß er bei Freund und Feind ſo viele fromme Herzen, dem chriſtlichen Troſte zugänglich, gefunden. In ſeinen Schilderungen nennt er alle Namen der Männer, mit denen er zuſammengetroffen oder in Beziehung gekommen, jeder Leſer wird darum Bekannte in der Schrift erwähnt finden, freilich auch mit Wehmuth ſo manchen, den er nicht mehr wiederſehen ſoll. Wir können das Werk nur herzlich empfehlen.

Eine allgemeine Ueberſicht der proteſtantiſchen Seelſorge in der preußiſchen Armee während des letzten Kriegs gibt das folgende:

10. Die evangeliſchen Geiſtlichen im Feldzuge von 1866. Nach eigenen Erlebniſſen und amtlichen Berichten bearbeitet von B. Rogge. Berlin, Rauh. 1867. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der Verfaſſer führt, wie er ſie benennt, eine „geharniſchte Synode“ von 115 Feld- und Lazarethgeiſtlichen vor, nebſt 42 Felddiakonen, außer welchen aber noch viele Geiſtliche vorübergehend auf dem Kriegsſchauplatze und in den Lazarethen thätig geweſen ſind.

Jetzt erſt iſt uns auch noch zugegangen:

11. Der deutſche Bürgerkrieg im Jahre 1866. Parteilos und zum großen Theil nach officiöſen Quellen für das Volk bearbeitet von F. A. Braunſchweig, Graff. 1866. Gr. 8. In Blättern zu 2 Ngr.

Parteilos? Bald nach dem Beginn des Kriegs angefangen, in einzelnen Bogen erſchienen, eröffnet der Verfaſſer ſeine Schilderung mit einem 12 Strophen langen Gedicht Karl Weller's an die Fürſten (aus der „Reichszeitung“), in welchem es heißt:

Euch geht das Daſein nicht zu Scherben,
Euch drücken Weib und Kind nicht ſchwer,
Und wenn Millionen rings verderben,
Ihr trinkt Champagner wie bisher.

Als Ziel der „ſchweren Tage“ wird ihnen dann drohend geſagt, daß ſo Oeſterreichs wie Preußens Stolz von deutſcher Erde getilgt und ein freier Bund nach Muſter des „meerübergrüßenden Sternenbanners“ geſchaffen werden müſſe. Die uns zu Geſicht gekommenen Bogen ſchließen mit dem Aufrufe für die verwundeten Hannoveraner nebſt allen Unterſchriften, mit einer Verluſtliſte und — Freiligrath's ergreifendem Gedicht: „Weſtfäliſches Sommerlied.“

Wir begnügen uns mit den hier angeführten Werken über den „Krieg von 1866“, und werden nur noch ſolche, die von größerer Bedeutung künftig erſcheinen, einer eingehenden Analyſe unterziehen. Die in neuerer Zeit ſtets zunehmende Zahl militäriſcher Schriften nöthigt uns überhaupt nach Maßgabe des zur Verfügung ſtehenden Raums in d. Bl. zu kürzern Beſprechungen. Für diejenigen Werke, welche frühere Kriege oder Kriegsmänner behandeln, ſowie für rein kriegswiſſenſchaftliche Schriften genken wir dazu einen „Militäriſchen Büchertiſch“ einzurichten.

Karl Guſtav von Gerneck.

Ein neues Gedicht von Paul Heyſe.

Hyritha. Von Paul Heyſe. Zweite Auflage. Berlin, Hertz. 1867. 8. 16 Ngr.

Es begab ſich einmal vor unvordenklichen Zeiten im Nordland am blauen Belt, daß ein verwaiſtes Königskinderchen von dem Onkel, der den Thron beſtiegen und ihr Kindergeſchrei, Wickelfrauen und Ammen einen beſonderen Abſcheu hatte, an einen einſamen Ort verbannt und dort in tiefſter Einſamkeit erzogen wurde. Die Einſamkeit war ſo tief, daß niemals ein Mann ſich dorthin verirrte, ja der Name Mann durfte ihr nicht genannt werden. Wie dieſe Erziehung beſchaffen war, kann man ſich denken, wenn man ſich weibliche Erziehungsinſtitute ohne männliche Beihülfe geleitet vorſtellt. Die Folgen ließen nicht aus. Das Töchterchen hörte doch einmal das verfängliche Wort „Mann“ und begann ſich zu erkundigen, was es zu bedeuten habe. Die erſte, an welche ſie ſich wendet, die leichtſinnige Verrätherin, die nach ihrem Manne geſeufzt hatte, hält es für beſſer, zu fliehen, als einen ſo verfemten Commentar zu geben. Reſolut erweiſt ſich eine von bitterm Männerhaß erfüllte alte Jungfer, Namens Aja:

Und da nun doch das ſchlimme Wort
Verlautet hat am heil'gen Ort,
Denkt ſie, es möcht' am klügſten ſein,
Dem Kind zu ſchenken reinen Wein.
Prinzeſſin, ſpricht ſie feierlich,
Bis dieſe Stunde lehrt' ich dich
Das Schlimmſte dieſer Welt nicht kennen:
Die Feinde, die ſich Männer nennen.
Von ihnen kommt uns jedes Leid,
Von ihnen Sünde, Noth und Streit.
Drum wird in unſrer Göttin Frieden
Sogar ihr Name ſtreng gemieden.
Denn was da wild und rauh und ſchlecht,
Umſchließt zuſammen ihr Geſchlecht.
Kind, wiſſe, ſie ſind Ungeheuer!
Vertrau dem Waſſer und dem Feuer,
Der falſchen Luft dich lieber an,
Als einem gleißneriſchen Mann,
Und willſt du fromm und ſelig leben,
Mußt nimmer du den Blick erheben,
Wenn ſolch ein Ungethüm dir naht,
Denn ihre Blicke ſind Verrath.
Fürwahr, der Göttin ſag' ich Dank,
Daß ohne Mann und frei und frank
Ich meinen Lebenstag verbringe.
Doch nun genug; nun ſpiel' und ſinge!

Der Onkel ruft das ſo altjungferlich inſtruirte Mädchen zurück, damit es heirathe. Der erſte Mann, den ſie ſieht, iſt ein ſingender Bauer; der zweite iſt der Onkel, deſſen graues Haupt ſie indeß ohne Furcht erblickt. Schlimmer wird's am nächſten Morgen; da erſcheint der Bräutigam:

Ein Jüngling, deſſen Locken wehn,
Kein Weißes iſt an ihm zu ſehn,
Als nur die Augenſterne,
Die funkeln aus der Ferne.

Es iſt Fürſt Othar; ihr aber wird bei ſeinem Anblick der Athem eingeſchnürt und „Schwindel kreiſt ihr um das Haupt“. Als ſie am nächſten Tag bräutlich geſchmückt den Bräutigam mit Gruß und Kuß umfangen ſoll, ſo ſteht ſie und regt ſich nicht, findet weder Wort noch Lächeln. Ja ſelbſt durch ein Zobelpaar, das der Bräutigam nachher auf der Jagd getödtet, läßt ſie ſich nicht beſtechen. Da denkt der Schlaue, der von der Magd gehört, daß ſie vor grauem Haar und Bart ſich minder ſcheut, in der Verkleidung als alter Sänger eher zum Ziel zu gelangen. Doch ſie erkennt ſeine Stimme, durchſchaut die Maskerade, „die gleißneriſchen Züge übertüncht mit Lüge“, und flieht den Laubengang hinab vor dem Sänger, der endlich die Geduld verliert, ihr ſeine Liebe erklärt, und als ſie jetzt auch kalt bleibt, mit einigen Grobheiten den Abſchied ertheilt:

Ich bin zu gut zu betteln,
Mein Leben zu verzetteln,
Um einer Närrin Narr zu ſein:
Fahr hin, fahr hin, du Bild von Stein.

Er ſtürmt fort, ſie wird von ihrem Onkel, einem polternden Alten aus den Kotzebue'ſchen Luſtſpielen, der ſich in die altnordiſche Sagenzeit verirrt hat, wegen ihres albernen Benehmens zum Magddienſt verurtheilt, zieht es aber vor, zum Wanderſtabe zu greifen und irrt ohne Heimatſchein am blauen Belt umher. Wiederum begibt es ſich durch einen wunderbaren Zufall, daß ſie auf ein ſchönes Fürſtenſchloß kommt, dort geſpeiſt und freundlich aufgenommen und trotz ihres fehlenden Dienſtbuchs unter die Zahl der Zofen eingereiht wird. Sie konnte natürlich nicht wiſſen, was der gebildete Leſer doch gleich erräth, daß ſie ſich auf dem Schloß des Fürſten Othar befindet, der noch auf ſeiner Brautfahrt abweſend iſt. Daß ſie das bei ihrer Ankunft nicht weiß, leuchtet ein; weniger, daß ſie ſich einen ganzen Sommer dort aufhält, ohne es zu erfahren. Das kann nur in einer ſehr ſagenhaften Zeit geſchehen, in der unſerigen hätte ſie es am erſten Abend gewußt. Endlich kommt der Fürſt mit der Braut zurück, die er aus depit amoureux und um

nicht mit leeren Händen von einer Brautfahrt heimzukehren, in aller Eile unter erschwerenden Umständen mit Krieg, Belagerung u. s. w. erobert hat. Was wird nun geschehen, fragt der Leser? Natürlich wird er Syritha wiedersehen, wieder erkennen, wieder lieben; doch auch heirathen? Ja, lieber Leser, auch heirathen; denn die eroberte Braut gefällt ihm auf einmal nicht und auch der Mutter nicht; sie benimmt sich allzu frei, und dieses kokette Wesen ist genügend, um sie nach Hause zu schicken. Anwälte ihres guten Rufes besitzt sie nicht, da der Dichter sie wohlweislich vorher aus dem Wege geräumt hat.

Diese wundersame Geschichte ist der Inhalt von Paul Heyse's neuer Dichtung: „Syritha", welche so hold und minniglich in den Weisen unserer alten Sänger austönt und gewiß alle Geheimrathstöchter in gelindes Entzücken versetzen wird. Wir können dies Entzücken nicht theilen; die Naivetät dieses Gedichts ist, wie schon die Inhaltsangabe zeigt, eine gefälschte und raffinirte, ein minniglicheS Gurlithum, und das Gebaren des Helden seiner koketten Braut gegenüber hat etwas Brüskes und Widerwärtiges.

Heyse's Talent verleugnet sich in dem Gedicht nicht, was die Klarheit, Glätte und Anmuth der Verse betrifft, wenn es sich auch hier wieder ohne Tiefe, Schwung und Bedeutung zeigt. Vieles hat poetischen Hauch und ist nicht ohne die ansprechende Schlichtheit mittelalterlicher Dichtung, z. B.:

Und siehe, in der Tage Lauf
Wie lieblich sproß das Blümchen auf,
In Sommerglut vom Wind gekühlt,
Der rein um diese Gipfel spielt,
Und wenn der Winter wüthet,
Am Herde warm gehütet.
Es war fürwahr so wohl geborgen,
Nicht hätten treuste Mutterſorgen
Den Leib ihm zärtlicher gepflegt,
Die Seele freundlicher umhegt.
Den Raum in diesem Tempelfrieden
War Mutterwonne nicht beschieden,
So nahm nun jede still für sich
Ans Herz die Kleine mütterlich,
Und sie, verwaist, eh' sie empfand
Das Kosen einer Mutterhand,
Gab gern mit Wort und Blicke
Die Lieb' und Treu zurücke,
Die rings sich antrug zum Ersatz.
Ihr Herz besaß so reichen Schatz,
Sie konnte noch mit vollen Händen
Der stummen Creatur verschwenden.
Trat sie bei früher Morgenhelle
Hinaus an ihrer Kammer Schwelle,
So kamen ungelockt herbei
Der Spielgefährten mancherlei,
Die Vögel und das Waldgethier,
Und alle fröhlich dienten ihr.
Sie hatt' ein muntres Ingesinde;
Mit ihrem Kälblein kam die Hinde
Und stand und sah vertraut sie an,
Bis sich das Kind den Muth gewann,
Sie wie ein Reitpferd zu besteigen.
Nun durch der Wälder tiefes Schweigen
Trug sanft und sorglich sie das Thier.
Es gab ein Aufsehn im Revier;
Die Vögel sagten's balde
Dem kleinern Volk im Walde,
Die Füchse schlüpften aus dem Bau,
Zum Marder sprach der Luchs: Nun schau!
Wohl hat die Wärt'rin Angst gelitten,
Da unversehn das erste mal
Die Kleine war davongeritten.
Doch als sie über Berg und Thal
Ihr zahmes Wild nach Hause lenkt,
Ward ihr die Fremde nicht gekränkt,
Man ließ sie in der Göttin Hut
Aufwachsen frei und schön und gut.

Noch mehr Stellen aber sind süßlich modern [illegible] geschraubt, ja die ganze Dichtung erinnert hierin [illegible] in ihrem Stoff an die selige „Amaranth" von Reinick.

17.

Feuilleton.

Eine Rechtfertigung der österreichischen Lyrik.

Robert Hamerling sucht in der „Neuen Freien Presse" die Anschuldigungen zu entkräften, die man gegen die „Bilderjagd der österreichischen Lyrik" in Norddeutschland zu richten pflege. Er sagt: „Es gehört zu den Axiomen, die von einem ästhetischen Bädeker dem andern nachgeschrieben werden, daß die österreichische Dichterschule sich vor andern deutschen Dichterschulen durch eine «zügellose Bilderjagd» auszeichne, durch einen glühenden Schwung der Diction; ja, wenn diesen Bädekern zu glauben, so fallen wir Oesterreicher förmlich aus der germanischen Tonweise hinaus und werden besser, schon wegen der türkischen Nachbarschaft, zu den Orientalen gerechnet. Bei den Metaphern eines österreichischen Dichters wirft der norddeutsche Dichter wie entschuldigend hin, man müsse bedenken, daß der Mann ein Oesterreicher sei, d. h. so etwas wie ein Haschischesser und Opiumraucher. Wir Oesterreicher lassen uns das gefallen. Wenn wir aber näher zusehen wollten, so würden wir finden, daß es mit unserm ausschließlichen Privileg auf Bilderwust und Gefühlsmystik ziemlich mislich bestellt ist. Es kann nicht geleugnet werden, daß Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Beck, Meißner, Hartmann schwunghafte und bilderreiche Poeten sind. Nur nebenbei, ohne viel Gewicht darauf zu legen, will ich bemerken, daß neben diesen Dichtern eine ganze Reihe gemüthlicher österreichischer Poeten herläuft, denen man allenfalls eher vorwerfen kann, als eine exorbitante Bilderſprache. Ich brauche nur Seidl, Vogl, Castelli zu nennen — die Kernphalanx der eigentlichen «wiener Schule»; denn es muß bemerkt werden, daß der obenerwähnte glanzvolle Dichterreigen mehr die Provinz vertritt — Nikolaus Lenau und Beck die Glut des Deutsch-ungarn, Meißner und Hartmann die Empfindungsenergie des Deutschböhmen —, die Capitale hat von den Gefeierten, welche nach außen vorzugsweise als österreichische Lyriker gelten, kaum geboren, ja kaum einen dauernd beherbergt."

Er sucht weiterhin nachzuweisen, daß Oesterreich weder [illegible] der so überschwenglichen romantischen Schule, noch zu dem originellen Kraftdrama ein Contingent gestellt habe, daß die schlesischen Poeten den Oesterreichern an Schwung und Bilderreichthum nicht etwa gleichstehen, sondern daß bei ihnen in Sachen „der Bilder" der embarras de richesse noch um ein Erkleckliches größer sei, daß ebenso die originelle Bilderſprache und das stimmungsvolle Colorit der westfälischen Dichter, eines Freiligrath und einer Annette Droste-Hülshoff von keinem

Oesterreicher übertroffen worden seien, ja selbst die Dichter des märkischen Sandes, ein Scherenberg, ein Titus Ullrich (der übrigens ein Schlesier ist) und ein J. C. Klein hätten in Ueberschwenglichkeit des bildlichen Ausdrucks das Außerordentlichste geleistet. Hamerling meint daher, daß die alte kritische Bädeker-Redensart von der „Bilderglut" der Oesterreicher zwar nicht als völlig sinnlos abzuweisen, aber doch sehr cum grano salis zu verstehen sei. Robert Hamerling hätte von neuern Dichtern auch noch Victor Hugo anführen können, der doch gewiß kein Oesterreicher ist.

Zunächst fragen wir, wozu die eifrige oratio pro domo? Ist Bilderreichthum denn ein Fehler? Dann freilich ist Shakspeare einer der bedauerlichsten Poeten der Erde. Wir glauben auf die „Poetik" des Herausgebers d. Bl. verweisen zu können, in welcher die Lehre von den Bildern zum ersten male von neuen Gesichtspunkten aus behandelt worden ist. In dieser Allgemeinheit, wie Hamerling die Sache faßt, kommt man zu keinem Resultate; man muß die Textur des Stils bei den einzelnen Poeten auseinanderfasern, um ihre Eigenthümlichkeit zu ergründen. Selbst Goethe, der klarste und durchsichtigste Dichter, ist bilderreich, nur daß bei ihm die episch ausgeführte Vergleichung über die schlaghafte Metapher Shakspeare's überwiegt. Diese Vergleichung halten wir im Drama, als ein retardirendes Moment, so oft sie in „Tasso" und „Iphigenie" vorkommen mag, für fehlerhaft. Es kommt daher darauf an, ob das Bild der bestimmten Dichtgattung entspricht. Bei der Metapher selbst hängt alles davon ab, ob sie den Gedanken schlagend und prägnant ausdrückt oder nur neben ihm herleuchtet. Das ist aber nichts durch Fleiß Erreichbares, das wird wesentlich durch das Maß der dichterischen Begabung bestimmt. Der Fehler, welche der Reichthum an Bildern mit sich bringt, haben sich auch die größten Dichter wie Shakspeare schuldig gemacht; hin und wieder deckt das Bild den Gedanken nicht, oder überragt ihn, oder führt aus der dichterischen Stimmung heraus. Nur matte Häufungen sind in der Regel ein Zeichen der Talentlosigkeit, die umhersucht, weil sie das einzig Treffende verfehlt, und so das Verschiedenartigste herbeischleppt, um durch die Menge den Ausfall des Bezeichnenden zu decken.

Die Frage stellt sich nun anders. Wir fragen nicht, sind die österreichischen Dichter **bilderreich**, sondern: ist ihr Bilderreichthum schwächlicher oder kräftiger Art, gesucht oder schlagend, berechtigt oder unberechtigt? Diese Frage läßt fast für jeden der von Hamerling genannten Dichter eine anders nuancirte Antwort zu, wozu hier der Platz fehlt. Ohne Zweifel sind aber für die Fehler des bildlichen Ausdrucks bei den österreichischen Lyrikern Beispiele in reichem Maße zu finden, sowol was eine Vermischung der passenden Bildlichkeit in den einzelnen Gattungen, wie die allzu reich austapezierte Sprache der Empfindung im Liede, als auch was die oft matte Häufung der Bilder betrifft, deren sich gerade das Trochäendrama nach spanischem Muster schuldig macht. Freilich, peccatur intra muros et extra — und Hamerling hatte recht, auch auf dies Sündenregister die Dichter anderer deutschen Stämme zu setzen. Es haben zwei hochbegabte Poeten, Anastasius Grün in seinen ersten Gedichten, bei dem allerdings eine buntfarbige Glasmalerei überwog, und Nikolaus Lenau, der in energischer Glut der Bildlichkeit als der Gewandung für seine Gedanken und Offenbarungen an altbiblische Muster erinnert, der österreichischen Lyrik diesen Vorwurf der Bilderjagd zugezogen, über den sie sich indeß, im Hinblick auf die Bedeutung dieser Talente, leicht trösten wird.

Weimarer Künstleralbum.

Daß der Fürstenhof Weimars den Namen eines „Musenhofs" auch heute noch verdient, bezeugen die Werke der bedeutenden Maler, welche der Großherzog um sich versammelt hat. Die Leistungen der weimarer Maler auch einem größern Publikum zugänglich zu machen, ist der Zweck des im Verlage von M. Bauer u. Sohn in Weimar erscheinenden „Weimarer Künstleralbums", herausgegeben von **G. Kanoldt** in Jena, und dem Großherzog Karl Alexander von Weimar gewidmet. Dasselbe bringt Photographien nach Werken in Weimar lebender Künstler. Die vorliegende Mappe enthält zwölf Photographien nach Werken von Karl Hummel, Friedrich Preller jun. und sen., Sixt Thon, Hermann Wislicenus, Ernst Haendel, Otto Günther, Dr. Kamecke, Alexander Michelis, A. Pretzsch, Ernst Schaller und Bonaventura Genelli.

Dr. O. von Schorn begleitet die einzelnen Werke mit kurzem Text und einer Einleitung, welche in gedrängten Zügen eine Geschichte der Malerei in Weimar gibt. Er erinnert an das Altargemälde von Lukas Cranach, mit dem den Kurfürsten Johann Friedrich innige Freundschaft verband, und erwähnt sodann der Pflege, welche auch die bildenden Künste von Karl August, Marie Pauline und dem jetzt regierenden Großherzog gefunden.

Die Namen der besten Maler von Weimar sind in der vorliegenden Mappe vertreten. Eine neue Folge verheißt Photographien nach Werken von Professor Martersteig, Graf von Kalckreuth, J. Marshall, Graf von Harrach, Professor Thumann und andern bedeutenden Meistern. Die Photographien, von dem Hofphotographen Haack in Jena, sind geschickt aufgenommen und geben die Werke der genannten Meister, deren Namen dem Unternehmen gewiß einen guten Erfolg sichern, treu wieder.

Bibliographie.

Arnold, Y. v., Die Tonkunst in Russland bis zur Einführung des abendländischen Musik- und Notensystems. Leipzig, Rhode. 8. 12 Ngr.

Bastian, A., Die Völker des oestlichen Asiens. Studien und Reisen. 3ter Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Buckle, H. T., Essays, nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers. Aus dem Englischen übersetzt von D. Asher. Leipzig, C. F. Winter. 8. 20 Ngr.

Czerwenka, B., Die Khevenhüller. Geschichte des Geschlechtes mit besonderer Berücksichtigung des 17. Jahrhunderts. Nach archivalischen Quellen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Erlach, F. v., Die Freiheitskriege kleiner Völker gegen große Heere. 1stes und 2tes Heft. Bern, Haller. Gr. 8. à 8 Ngr.

Fernow, K. L., Carstens, Leben und Werke. Herausgegeben und ergänzt von H. Riegel. Hannover, Rümpler. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hassner, K., Nonne und Maitresse. Roman aus dem Wiener Leben. 3 Bde. Wien, Last. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hahn, E., Hohenzollern und Welfen. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart. 1ste und 2te Lief. Würzburg, Julien. 8. à 6 Ngr.

Heinrich von Melk. Herausgegeben von R. Heinzel. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Hermann, C., Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Thlr.

Hughes, T., Tom Brown's Schuljahre. Von einem alten Rugby-Jungen. Zur Darlegung des gegenwärtigen Standes der Erziehung in den obern Classen Englands. Nach dem Englischen bearbeitet von E. Wagner. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Jacobi, J. V., Der dankbare Glasermeister. Aus dem Volksleben. Breslau, Günther. 1868. 8. 15 Ngr.

Janke-Karola, Gedichte. 2 Thle. Dresden. Gr. 16. 1 Thlr.

Josef, W. A. C., Politische Geheimnisse. Kritik der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der politischen Regierungs-Maximen der Minister Clemens Lothar Metternich, Bismarck, Stein und Beust. Freiburg im Br., G. Mayer. Gr. 8. 5 Ngr.

Knorr, E., Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland. Nach authentischen Quellen bearbeitet. 1ste Lief. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr.

Köhler, J. A. E., Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere alte Ueberlieferungen im Voigtlande mit Berücksichtigung des Orlagaus und des Vleißnerlandes. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Voigtländer. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Könneritz, C. v. — Aus dem Nachlasse des königlich preußischen General-Lieutenants Carl v. Könneritz. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krempelhuber, M. C. v., Der Trost der Vernunft am Grabe unserer Lieben und dem Ende unserer eigenen Lebenstage. München, Franz. 8. 5 Ngr.

Kümlau, C. F., Ideen über modernen Radicalismus. 1ste Abth.: Geschichte des Radicalismus. Fond du Lac, Wis. 1866. 8. 10 Ngr.

Blämisches Leben. Geschichten und Bilder. Deutsch von F. v. Hellwald. Wien, Hilberg. 8. 1 Thlr.

Patuzzi, A., Geschichte der Päpste. 1stes bis 3tes Heft. Wien, Benedikt. Hoch 4. à 5 Ngr.

Postscripte, zu den Trostbriefen für Hannover. Von einem Alt-Hannoveraner. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rank, J., Stein-Reflexen. Bilder aus dem Stadt- und Volksleben. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns

von 1283 bis 1848

von

Michael Horváth.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli.

Zwei Bände. Gr. 8. Geh. Preis 5 Thlr.

Dieses zuerst in ungarischer Sprache erschienene Werk Michael Horváth's — des verdienstvollen Geschichtschreibers seines Heimatlandes, an dessen Kämpfen er selbst thätigen Antheil nahm, besonders 1849 als ungarischer Cultusminister — hat unter dessen Landsleuten ausserordentlich günstige Aufnahme und bereits in mehrern tausend Exemplaren Verbreitung gefunden. Der Verfasser entwirft darin ein fesselndes, mit Freimuth und gründlichster Kenntniss der Verhältnisse ausgeführtes Bild von dem gesammten politischen Leben Ungarns während einer der wichtigsten Perioden seiner neuern Geschichte, einer Periode, welche hauptsächlich die nationalen Strebungen, die Parteibildung und die parlamentarischen Kämpfe ins Leben rief, von denen das Land gegenwärtig bewegt wird.

Um auch dem deutschen Publikum das Werk zugänglich zu machen, ist unter Mitwirkung des Verfassers die vorliegende deutsche Ausgabe veranstaltet worden. Dieselbe wird um so willkommener sein, je lebhafter und allgemeiner das Interesse ist, welches die Entwickelung der ungarischen Angelegenheiten in der Gegenwart auch ausserhalb Ungarns in Anspruch nimmt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Die Mechanik.

Ein Lehr- und Handbuch zum Gebrauche an Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Privatstudium von

Dr. **Julius Wenck,**

Director der herzoglichen Gewerbeschule in Gotha.

Mit 175 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In vorliegendem Buche werden die Lehren der Mechanik so leichtfaßlich als möglich und mit Anwendung von nur so viel Mathematik dargestellt, als bei jeder guten gewerblichen Lehranstalt und Realschule vorausgesetzt werden kann. Es ist für die Hand der Schüler an Gewerbe- und Realschulen bestimmt, eignet sich aber auch vortrefflich zum Selbststudium für Maschinenbauer, Bautechniker und alle, welche mit den theoretischen Gesetzen der Mechanik sich vertraut machen wollen. Zur Erläuterung der vorgetragenen Lehren sind überall ausgeführte Beispiele und Figuren in Holzschnitt hinzugefügt.

Das „Pädagogische Archiv" (Jahrgang 1867, Heft 1) sagt darüber unter anderm: „Das vorliegende Werk ist eine sehr erfreuliche Erscheinung. Es empfiehlt sich durch seine klare Darstellung, welche für volle Beherrschung des Stoffs Zeugniß ablegt, und durch seine praktische, namentlich zum Privatstudium geeignete Einrichtung, indem durch vielfache Beispiele gezeigt wird, wie die gewonnenen Gesetze ihre Verwendung finden. Wir empfehlen daher das Werk recht sehr den Lehrern an Gewerbeschulen als zur Einführung wohl geeignet; desgleichen machen wir unsere Herren Collegen an Realschulen auf dasselbe aufmerksam, da sie viel auch hier Verwendbares finden werden."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen

in den Jahren 1570 bis 1574

und die Schicksale seiner vornehmsten Häupter.

Aus den Quellen des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden bearbeitet von

Dr. phil. **Robert Calinich,**

Diakonus in Chemnitz.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Grund der Originalacten im Hauptstaatsarchiv zu Dresden sowie der von den wittenberger Lehrern und ihren Gegnern ausgegangenen Schriften gibt der Verfasser hier zum ersten male eine parteilose und klare Darstellung der Kämpfe, welche mit dem Anathema der Melanchthonischen Lehrrichtung, ihrem Ausschluß aus Kursachsen und der Verurtheilung ihrer Träger und Verfechter endeten. Die Geschichte jener kirchlichen Bewegung wird dadurch in gründlicher Weise aufgehellt; namentlich wirft der Proceß gegen die Häupter der bekämpften Richtung (M. Schütz, Dr. Stößel, Dr. Cracau, Dr. Peucer) mit seinem tragischen Ausgange interessante Schlaglichter auf den Geist und die Leidenschaften der damaligen Zeit. Das Buch ist von gleichem Interesse für die theologische Welt, besonders in den sächsischen Landen, wie für Historiker und alle Freunde der Geschichte.

Das „Literarische Centralblatt" (Jahrgang 1867, Nr. 9) beginnt eine Besprechung des Werks mit den Worten: „Die hier angezeigte Arbeit des Hrn. Dr. Calinich rechnen wir unbedenklich zu den beachtenswerthesten reformationsgeschichtlichen Werken, welche in den letzten Jahren erschienen sind."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Handbuch des kaufmännischen Rechnens

von

Wilhelm Röhrich,

Director der Handelsschule zu Frankfurt a. M.

8. Geh. 1 Thlr.

Praxis und Theorie gehen in diesem neuen Lehrbuch wie in den frühern Schriften des bekannten Verfassers Hand in Hand. Die Schüler lernen nicht nur die Formeln kennen, mittels deren die im kaufmännischen Leben vorkommenden Rechnungsaufgaben rasch und sicher zu lösen sind, sondern auch die Gründe des Verfahrens bei den verschiedenen Rechnungsarten werden ihnen klar und anschaulich gemacht. Das Röhrich'sche Handbuch eignet sich daher ebenso zum Schulgebrauch wie zum Selbstunterricht.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Abriß der Handelswissenschaft. Zur Benutzung in Handelsschulen wie zum Privatgebrauch für Kaufleute und Nichtkaufleute. Geh. 1 Thlr.

Leitfaden für den Unterricht in der Handelswissenschaft. Zum Gebrauch in Handelsschulen. Geh. 10 Ngr.

Die Tausende Rechnung oder das Kontokorrent. Die Aufstellung, die verschiedenen Wege zur Berechnung der Zinsen, und der Abschluß. Geh. 8 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 22. August 1867.

Inhalt: Biographien und Verwandtes. Von F. W. Ebeling. — Dramaturgisches. Von Rudolf Gottschall. — Zur Länder- und Völkerkunde. — Feuilleton. (Kaiser Napoleon III. und das deutsche Drama; Literarische Notizen; Sinn und Tendenz des Spiels von den zehn Jungfrauen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Biographien und Verwandtes.

1. Christian Hermann Weiße. Ein Nekrolog, vorgetragen in einer Versammlung von Mitgliedern des Deutschen Protestantenvereins, Dresden am 5. October 1866, von Rudolf Seydel. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Der um die Wissenschaft vielfach verdiente Philosoph *), dessen Andenken hier gefeiert wird, war nicht blos der Lehrer unsers Panegyristen, sondern hatte ihn auch laut eigenen Geständnisses durch unzählige Bethätigungen liebevoller Fürsorge und väterlicher Freundschaft mit engen Banden an sich gekettet. Bei solcher Bewandtniß ist es kein Wunder, daß die Dankbarkeit bei der Darstellung der thatsächlichen Verhältnisse das lebhafteste Colorit wählen würde. Aber ich huldige nicht dem durchaus unstatthaften und schädlichen Dictum de mortuis nil nisi bene, lasse vielmehr nur das de mortuis nil nisi vere gelten. Zwar darf man der Pietät keineswegs die allerengsten Grenzen ziehen wollen, wo es sich um Schilderung des persönlichen Charakters handelt; schweigen soll sie jedoch, wo wir nach der geistigen Individualität, nach den Leistungen für die Allgemeinheit, nach der geschichtlichen Stellung eines Mannes fragen. Von diesen Gesichtspunkten aus kann man sich kaum in stärkern Hyperbeln bewegen, als hier geschehen. Wenn Julian Schmidt sich zu der extremen Aeußerung hinreißen ließ, Weiße gehöre zu den Non-Entitäten, so hatte er nicht den dritten Theil der Schritte vorwärts zu thun, um dem Verstorbenen die rechte Stellung anzuweisen, als Seydel rückwärts.

Weiße hat es in der Philosophie nie zu einem eigenen Systeme, nie über den Eklekticismus gebracht, und es ist ein befremdlicher Muth, ihn Hegel's größten Nachfolger zu nennen, ihn, der Hegel nie recht verstanden und noch weit weniger die Philosophie über ihn hinauszuführen vermochte. Nie erhob sich sein speculativer Geist über die mittlern Höhen des Denkens; logische Schärfe und Dialektik verschwimmen bei ihm stets in einer Rhetorik, die zwar schwunghaft und glänzend, aber immer nur belletristisch ist. Unendlich viel hatte er gedacht, allein selten sich wahrhaft schöpferisch erwiesen. Alle seine Studien sind wol Zeugen eifrigen und anerkennenswerthen Strebens, nirgends indeß eine Quelle tiefer Belebung, nimmer originale Bausteine zum Fortbau der Philosophie geworden. Am deutlichsten ist namentlich an seiner „Philosophischen Dogmatik" zu erkennen, daß Weiße am allerwenigsten dazu berufen war, etwas Urthümliches zu schaffen, ein Hauptträger menschlicher Geistesentwickelung zu werden.

Seinem Panegyristen ist er auch der Begründer der wissenschaftlichen Aesthetik; doch kann sich Weiße's „Wissenschaft von der Idee der Schönheit" (2 Bde., Leipzig 1830) mit Arbeiten wie die von Solger, Hegel, Zeising oder gar Vischer, so groß in vieler Hinsicht ihre Verdienste sind, keinesfalls messen.

In der Bibelkritik endlich stellt Seydel seinen Lehrer in Quellenverständniß, Studium und Sagacität weit über Strauß, der hier — mirabile dictu! — in einer Linie mit Renan genannt worden. Es ist zwar keine Frage, daß Weiße's Forschungen in der Aesthetik und Theologie vielfach von Vischer und Strauß benutzt, aber öfter von diesen weiter geführt, berichtigt und widerlegt worden sind.

Der Stil ist musterhaft, ja voll glanzvoller Bestechungskraft. Man fühlt die ungeheuchelte Wärme seines Eigners, und um so schmerzlicher sind die Mißklänge, welche mehr noch als im Leben in der Wissenschaft durch Uebertreibungen hervorgerufen werden, solange man das Gemüth sich frei zu erhalten weiß.

2. Karl von Raumer's Leben von ihm selbst erzählt. Zweiter Abdruck. Stuttgart, S. G. Liesching. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der genannte Autobiograph wurde am 9. April 1783 zu Wörlitz im Anhaltischen geboren und war der Sohn eines tüchtigen Landwirths, der als Kammerdirector über 50 Jahre im Dienste seines Fürsten gestanden, übrigens aber nebst seiner Gattin einer strenggläubigen Richtung huldigte, welche den bestimmendsten Einfluß auf die

*) Geboren am 10. August 1801 zu Leipzig, seit 1845 ordentlicher Professor daselbst, gestorben am 19. September 1866 auf seinem benachbarten Rittergute Stötteritz.

Erziehung ihrer Kinder übte. Anfänglich in den Schulen seines Geburtsorts und durch einen scheinfrommen, im Grunde bösartigen Hauslehrer gebildet, ward Karl mit Erreichen des vierzehnten Lebensjahres der straffen Zucht des Joachimsthal'schen Gymnasiums in Berlin übergeben, dem damals der berühmte und wunderliche Meierotto vorstand, unter den Rectoren jener Zeit Friedrich der Große geheißen. Ostern 1801 für die Universität tüchtig befunden, ging er nun nach Göttingen, um nach dem Willen seines Vaters die Jurisprudenz zu ergreifen. Gleichzeitig widmete er sich jedoch auch kameralistischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien, nahm mehr als flüchtiges Interesse an der Kunst und fand außerdem noch Zeit zur Beschäftigung mit neuern Sprachen. Dies durch keinerlei äußere Veranlassung erklärte Umherschweifen auf den verschiedenartigsten Gebieten des Wissens und der damit verbundene Mangel an Fixirung und Vertiefung ist Raumer immerdar eigen gewesen, woraus ganz natürlich Leistungen hervorgingen, welche, wenn wir auch weit entfernt sind, sie unterschätzen zu wollen, doch ihrem Umfange wie innern Werthe nach weder zu der Dauer seines Lebens, noch zu den gemachten Anstrengungen in rechtem Verhältniß stehen. Kein Wunder, daß er in Halle, dessen Musensitz ihn von Ostern 1803 bis zum Ende des Sommersemesters 1805 zu den Seinigen zählte, Dinge trieb, die mit den praktischen Planen der Seinigen vollends nicht harmonirten. Theologie, classische Philologie, Literaturgeschichte, Uebersetzen aus neuern Sprachen, Uebung eines sehr dürftigen poetischen Talents — alles ging kraus durcheinander. Erst Steffens' geniale Vorträge über die innere Naturgeschichte der Erde (seit Michaelis 1804) brachten ihn zu einiger Concentration, und noch mehr der persönliche Umgang mit dem enthusiastisch geliebten Lehrer, der ihn auch in die Familie seines Schwiegervaters, des Kapellmeisters Reichardt in Giebichenstein, einführte, diesen gastfreien Sammelplatz der bedeutendsten Geister, eines Schleiermacher, Goethe, Jean Paul, Voß, Fichte, Schelling, Tieck, Böckh, Strauß, Neander, Varnhagen, der Gebrüder Schlegel u. a.

Hier auch fand Raumer die Gefährtin, die ihm über ein halbes Jahrhundert treu zur Seite gestanden, nämlich die damals auffällig schöne und kunstgebildete Friederike Reichardt. Steffens lenkte seinen Wissenstrieb bald ausschließlich auf Mineralogie und Geognosie, und so begab er sich denn im October 1805 nach Freiberg zu Werner, mit welchem bekanntlich das eigentliche Blütezeitalter der Geognosie beginnt. Ostern 1806 aber trug er sich schon wieder mit einem andern Plane, nämlich in Rom dem Studium des Sanskrit obzuliegen; doch Deutschlands politische Lage bestimmte ihn zum Bleiben und zur Fortsetzung des Begonnenen. Uebereilter Eifer zerstörte indeß das bisherige schöne Verhältniß zwischen ihm und seinem großen Lehrer, der ihm nichtsdestoweniger mit Empfehlungen behülflich war, als er zur weitern Ausbildung 1808 nach Paris ging, wo er bis Juni 1809 verweilte und außer verschiedenen allgemein bekannten und unzähligemal geschilderten politischen Größen Laplace, Cuvier, Montgolfier, Alexander von Humboldt und andere Heroen der Wissenschaft kennen lernte. Fichte's „Reden an die deutsche Nation" aber, in denen ein kräftigeres Deutschland durch eine an Pestalozzi's Unterrichtsgang anknüpfende Volkserziehung erhofft ward, ließen ihn auf einmal Pflanzen, Steine und Gebirgsformationen vergessen: er beschloß, ein pädagogischer Apostel zu werden, und flugs machte er sich zu Pestalozzi nach Ifferten auf. Nach acht Monaten, im Mai 1810, kehrte er, gründlich geheilt von mancher Illusion, „wie ein zerschlagener Don Quixote", in die Heimat seiner Braut zurück. Es war ein großes Glück für Raumer's ganze Zukunft, daß ihn sein Bruder Friedrich, der damals im Cabinet des Staatskanzlers Hardenberg arbeitete, nach Berlin rief und in die Stellung eines Geheimsecretärs im Berg- und Hüttendepartement trieb, welcher schon im nächsten Jahre (1811) eine Ernennung zum Professor der Mineralogie an der erneuten und in der That sehr bunt zusammengewürfelten Universität Breslau folgte, ingleichen die Ernennung zum Bergrath am dortigen Oberbergamte: beides auf Grund seiner „Geognostischen Fragmente" (Nürnberg 1811), welche den tüchtigen, wenngleich keineswegs bedeutendsten Schüler Werner's bekundeten.

Das Frühjahr 1813 brachte längern Stillstand in seine zwiefache amtliche Thätigkeit. Es galt, mit Aufrufung aller Kräfte die Existenz des Vaterlandes vielleicht für immer zu entscheiden, und obgleich er bereits verheirathet und Vater war, riß sich sein schnell entflammtes Herz doch von Weib und Kind los, um in der schlesischen Landwehr den Kampf gegen den fremden Usurpator mit auskämpfen zu helfen. Doch kam es anders, als er dachte, indem man ihn ungeahnt als Volontäroffizier in das königliche Hauptquartier dirigirte, und nach dem Waffenstillstand vom 5. Juni bis 16. August in das Blücher'sche Hauptquartier zu Dienstleistungen für den Generalstabschef Gneisenau. Neuigkeiten von allgemeinerm Belang erfahren wir aber aus dieser seiner kriegerischen Periode kaum, nicht einmal interessante Specialitäten. Was wirklich neu ist, ist Lappalie, und das Interessanteste darunter sind vielleicht die vielen falschen Ortsbezeichnungen. Alles Erheblichere ist andern Darstellungen entnommen.

Nach der Schlacht bei Leipzig bekam er den Auftrag, die Harz- und Maingegenden zu bereisen, um auszumitteln, inwiefern sie den gegen Frankreich kämpfenden Heeren förderlich werden könnten, einen Auftrag, den er zu Gneisenau's Zufriedenheit ausführte. Mit diesem betrat er am 12. Januar 1814 den französischen Boden. Kurz nach der Schlacht von Laon erhielt er dann den Befehl, sich nach Lüttich zu verfügen und die Aufsicht und Leitung der Gewehr- und Munitionsfabriken in den Departements des Unterrheins, sowie der Verfertigung sonstiger Armeebedürfnisse zu übernehmen. Das Geschäft war schwierig, durch die Erfolge der verbündeten Heere jedoch schnell abgethan. Schon Ende April konnte er über Brüssel und Compiègne nach Paris reiten, wo er binnen drei Wochen „außerordentlich vieles" erlebte, ohne daß wir erfahren, worin das Außerordentliche bestanden. Am 5. Mai

ielam er den verlangten Abſchied aus dem Militärdienſt, im 3. Juni ſchüttelte er den Staub von ſeinen Füßen vor dem ſchwiegerväterlichen Landhauſe zu Giebichenſtein, und am 12. Juni raſtete er wieder am heimiſchen Herde u Breslau, wo ſeines Wirkens bis zum October 1819 war.

In dieſe Zeit fallen die „Geognoſtiſchen Verſuche" Berlin 1815), die „Geognoſtiſchen Umriſſe von Frankeich, Großbritannien und einem Theile Deutſchlands und Italiens" (mit Moritz von Engelhard zuſammen bearbeit, Berlin 1816) und „Das Gebirge Niederſchleſiens, er Grafſchaft Glatz und eines Theils von Böhmen und er Oberlauſitz geognoſtiſch dargeſtellt" (mit einer häßlich nd unrein geſtochenen Karte, Berlin 1819). Im Octoer 1819 nach Halle in den gleichen Eigenſchaften verzt, hatte er dort mit mancherlei Misverhältniſſen zu mpfen, welche insbeſondere aus ſeinen Sympathien für as Turn- und Burſchenſchaftsweſen entſprangen; außerm waren die erforderlichen Lehrmittel, z. B. eine Mineilienſammlung, in ſehr ungenügendem Grade vorhanden, nd es kam ihm daher ſehr gelegen, daß ihn der Rector ittmar in Nürnberg aufforderte, ſich an ſeinem Gymſialinſtitute zu betheiligen. Noch vor Oſtern 1823 ging dahin ab, um in Kürze den Freund zu verdrängen, r ſich nicht dazu verſtehen konnte, an die Stelle des herigen freiſinnigen Erziehungsprincips den Pietismus ſetzen. Dieſer Pietismus brachte ſowol das Gymnaum herunter als eine 1824 mit Heinrich Ranke und hilipp Wackernagel gegründete Anſtalt für verwahrloſte naben, nur daß ſich dieſe mit Hülfe der baſeler Miſnsbrüder lebensfähig erhielt, während jenes ſich nach ei Jahren auflöſen mußte.

Ueberhaupt bezeichnet der Name Nürnberg die bitterſte it ſeines Lebens, und als ihm der König von Baiern durch Schubert's Abgang nach München erledigte Proſur der allgemeinen Naturgeſchichte in Erlangen, trotz l entſchiedenſten Proteſtes des Senats, der Oken vorſchlagen, verlieh (Mai 1827), war ſeine äußere Lage e bereits ſehr bedauerliche geworden. Wie wenig er hubert zu erſetzen vermochte und wie tief er unter Oken nd, bewies er hier als Lehrer und Schriftſteller, und Abneigung, die bei mehrern ſeiner Collegen gegen ihn rſchte, ward durch die von ihm zur Schau getragene thodoxie bis zur vollſten Feindſeligkeit geſteigert. Seine iſſionskränzchen und die wunderlichen Vorleſungen über läſtina und Auguſtin's „Confeſſionen" fanden jedoch bei n Miniſter Schenk Beifall, und ſo feſtigte ſich die anglich ſehr lockere Poſition in Erlangen. Allmählich ben die Gegner oder wandelten ſich aus Indolenz und gheit um, es ſammelte ſich ſogar ein anſehnlicher (pieiſcher) Kreis um ihn und zu ſeinem ſiebzigſten Getstage ertheilte ihm die theologiſche Facultät für ſeine rdienſte „um chriſtliches Leben und chriſtliche Wiſſenaft" die Doctorwürde. An Thätigkeit hatte er es wirkl niemals fehlen laſſen; aber ſie zerſtob nach allen Ecken d Enden hin und drang, die geognoſtiſchen Forſchun von 1811—19 abgerechnet, nie in die Tiefe.

Aus dem Wirrwarr ſeines literariſchen Wirkens in Erlangen ragen nur zwei lichte Punkte hervor: das „Lehrbuch der allgemeinen Geographie" und die „Geſchichte der Pädagogik". Beide ſind fleißige Arbeiten; aber die erſte betrachten die Männer von Fach nur als brauchbare Compilation, und die zweite trägt einen zu auffälligen Mangel an ſelbſtändiger Forſchung und noch weit mehr Mangel an Selbſtändigkeit des Urtheils. Dazu hat er auch hier nicht laſſen können, ſeine ſpecifiſch chriſtliche Geſinnung durchſchimmern zu laſſen. Die mineralogiſchen Vorleſungen hatte er in den letzten Jahren ſeines Lebens an Friedrich Pfaff abgegeben, bibliſche Geographie, Pädagogik und die Auguſtin'ſchen „Confeſſionen" hingegen tractirte der Profeſſor der Naturwiſſenſchaften bis an das Ende ſeiner Tage. Er ſtarb am 2. Juni 1865, verſchont von den Bitterkeiten des Todes.

Dies die Quinteſſenz eines Lebens, das in einem Bande von 344 Seiten geſchildert worden; geſchildert in einer ſo unglaublich äußerlichen, nüchternen, zum Theil kleinlichen Weiſe, daß die Kritik in der That ſich mit großer Schärfe gegen dieſe Art biographiſcher Darſtellung ausſprechen mußte, hätte der Verfaſſer mit dieſer Darſtellung etwas anderes als ein Erinnerungsbuch lediglich für die Seinigen bezweckt. Aber denen, welche es nunmehr auf den offenen Markt hinausgetragen, muß es doch geſagt werden, daß ſie weder der Literatur noch dem Verſtorbenen damit genützt, deſſen ohnehin mäßige Bedeutendheit, auf ein ſo unbeholfenes Denkmal geſtellt, nur noch problematiſcher erſcheinen muß, als ſie in Wirklichkeit war und iſt.

3. Des ruſſiſchen Reichskanzlers Grafen Neſſelrode Selbſtbiographie. Deutſch von Karl Klevefahl. Berlin, Mittler und Sohn. 1866. Gr. 8. 12 Ngr.

Bei weitem mehr, als ſie bietet, verſpricht der Titel dieſer kaum fünf Bogen umfaſſenden Schrift. Sie iſt im Grunde nichts weiter als der Anfang eines Gerüſtes zu einer wirklichen Selbſtſchilderung. Sie reicht nur bis zum Jahre 1814, beſchränkt ſich auf den äußern Lebensgang, eröffnet keinerlei Einſicht in die eigentliche ſtaatsmänniſche Thätigkeit und zeigt von den großen Begebenheiten, an denen der Verfaſſer fernern oder nähern Antheil genommen, nichts, was wir nicht aus tauſend andern Büchern längſt wüßten oder aus jeder größern Real-Encyklopädie erfahren könnten. Wenn der Ueberſetzer der urſprünglich franzöſiſchen und ohne Abſicht auf Veröffentlichung erfolgten Niederſchrift ihr den Werth beimißt, zur Berichtigung der Urtheile über viele bedeutende Perſonen, zur Vervollſtändigung einzelner Thatſachen, wie zur Enthüllung des innern Zuſammenhangs der Begebenheiten ſo manchen Beitrag zu liefern, ſo iſt wenigſtens der Referent nicht im Stande geweſen, dergleichen ausfindig zu machen. Die im Texte verheißenen Beilagen ſind übrigens ausgeblieben und des Ueberſetzers Notizen theilweiſe ſehr primitiv und für einen Kreis berechnet, in welchen dieſe Broſchüre ſchwerlich Eingang erlangen dürfte.

4. Graf Heinrich Levin Wintzingerode, ein würtemberger Staatsmann. Von Wilko Graf Wintzingerode. Gotha, F. A. Perthes. 1866. 8. 15 Ngr.

Was Klevesahl für seine Uebersetzung ohne Fug in Anspruch nahm, muß dieser biographischen Skizze vollsten Maßes vindicirt werden. Sie hat die Absicht einer Ehrenrettung des politischen Charakters des Genannten, besonders als würtembergischen Ministers des Aeußern (1819—23) und seines Verhältnisses zu dem Gesandten Wangenheim; und wenn sie uns auch nicht den Glauben benehmen kann, daß Wintzingerode bei Nord- und Südwind, Sonnenschein und Sturm gleich gut zu ruhen verstand, ist es dem Verfasser doch in einigen raschen, aber feinen und kundigen Zügen gelungen, seinen Helden unter eine günstigere Beleuchtung zu versetzen, als ihm in mehrern neuern Geschichtswerken zutheil geworden, zuletzt in Treitschke's „Historischen und politischen Aufsätzen" und in Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts" (Bd. 7), denen vornehmlich ganz in der Ordnung vorgehalten wird, daß zur Beurtheilung des Charakters eines Menschen nicht sowol einzelne Handlungen an sich dienen dürfen, sondern Kenntniß des ganzen Lebens und der allen Handlungen zu Grunde liegenden Motive erforderlich ist. Lebendige, geübte und in strengster Objectivität gehaltene Darstellung erhöhen den Werth dieser kleinen, auch zur Erweiterung der Betrachtungsweise des Getriebes napoleonischer Zeit geeigneten Schrift, die trotz aller äußern Bescheidenheit als eine bemerkenswerthe Bereicherung unserer historischen Literatur verzeichnet zu werden verdient.

5. Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel. Von ihm selbst dictirt. Aus dem französischen, als Manuscript gedruckten Original übersetzt. Mit einer Einleitung von K. Bernhardi. Kassel, Freyschmidt. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Unter den Memoirenwerken der letzten Jahrzehnte eins der wenigen, die nach Inhalt und Darstellung in den weitesten Kreisen von Interesse sein dürften, um so mehr, als die Uebertragung ins Deutsche von ebenso gewandter als kenntnißreicher Hand vollzogen wurde. Der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten war der jüngere Bruder des von 1785—1821 regierenden Landgrafen und spätern Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Kassel, ein Mann von durchaus edelm Charakter und liebenswürdiger Persönlichkeit, fest und muthig, wo es galt, für die höhern Güter des Lebens einzutreten, in oft sehr verwickelten Lagen immer sich selbst und dem treu, was er als Pflicht erkannt hat, und damit gewissermaßen den thatsächlichen Beweis liefernd, daß auch an Fürstenhöfen ehrlich noch am längsten währt und Freimüthigkeit eine Stätte zu finden vermag. Am 19. December 1744 zu Kassel geboren, machte er schon als siebzehnjähriger Jüngling unter dem in dänische Dienste getretenen französischen General Grafen St.-Germain seinen ersten Feldzug, als die Russen unter Peter III. Holstein bedrohten. Im zwanzigsten Lebensjahre war er bereits Generalmajor, im zweiundzwanzigsten General der Infanterie, Präsident des dänischen Kriegscollegiums, Großmeister der Artillerie und Chef der Garden; im dreißigsten sehen wir ihn als dänischen Generalfeldmarschall und dann als täglichen Tischgenossen des greisen Königs Friedrich II. von Preußen, dessen verödetes Herz er mit einer fast räthselhaften Gewalt eroberte, dessen ganzes Vertrauen er sich zu gewinnen verstand. Die Mittheilungen des Verfassers gewähren daher tiefen und detaillirten Einblick in die Geschichte der letzten Lebensjahre des großen Königs. Doch auch über den dänischen Hof und dänische Landeszustände unter Friedrich V. (1746—66), Christian VII. (1766—1808) und Friedrich VI. (Mitregent seit 1784, König von 1808—39) erhalten wir ebenso geschichtlich werthvolle als unterhaltende Aufschlüsse. Leider umfassen die hier zur Veröffentlichung gelangten Aufzeichnungen nur einen Zeitraum von 40 Jahren, und wir stimmen daher in des Herausgebers Wunsch ein, daß des Verfassers hohe Angehörige auch die Fortsetzung gestatten möchten, von welcher wir uns ebenso beachtenswerthe Beiträge zum Verständniß so mancher Begebenheit der neuern Zeit versprechen.

6. O. Glaubrecht's ausgewählte Schriften. Nebst Lebensbeschreibung und Bildniß. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gustav Diegel, Professor am evangelischen Predigerseminar zu Friedberg, hatte schon 1860 der letztgeschriebenen Volkserzählung seines inzwischen verstorbenen Freundes: „Das Wassergericht", die anspruchslose Lebensskizze beigefügt, welche der obigen Sammlung wiederum vorausgeschickt worden. Sie ist eben nicht umfangreich (52 Seiten), aber doch umfassend genug für eine Laufbahn, die sich in den kleinsten Rahmen spannen läßt. Rudolf Oeser (dies der wahre Name des pseudonymen Glaubrecht) wurde am 31. October 1807 zu Gießen geboren, wo sein Vater die Stellung eines Hofgerichtsraths einnahm, genoß die Gymnasial- und Universitätsbildung seiner Vaterstadt, trat 1833 in das geistliche Amt, ward 1835 Pfarrer zu Lindheim, wirkte von dort aus als ein namentlich in Süddeutschland gern gelesener Volksschriftsteller bis an sein seliges Ende am 13. October 1859, war aber in seiner Gemeinde wenig beliebt und immer ein mehr als dürftiger Kanzelredner. Damit ist seine äußere Geschichte erschöpft.

Die nur zu sehr begründeten Vorwürfe, daß er ein Pietist sei, und der Umstand, daß er in seiner nächsten Nähe wenig Anklang für seine Ueberzeugung gefunden, waren nach Aussage seiner Frau der Beweggrund, der ihn zur Schriftstellerei trieb. Er wollte sehen, ob man überall so denke, er wollte werben für seinen Glauben, und er wählte zu diesem Behufe die Form der Volkserzählung, weil er das meiste Geschick dazu fühlte und sich auch wol gestand, daß der von ihm auszustreuende Same in gehobenern Gesellschaftsschichten keinen recht empfänglichen Boden erwarten dürfe. Wirklich haben seine Schriften in Nord- und Mitteldeutschland, wo der Stand der Volksbildung am höchsten, am allerwenigsten Eingang gefunden. Was aber Bitzius (Jeremias Gotthelf) für die Schweiz, W. O. von Horn für die Pfälzer und Moselaner

geworden, das hat er in der That für die Heſſenländer erreicht, ohne jedoch vornehmlich dem erſtgenannten in Kenntniß des Volks, Kräftigkeit der Geſinnung und Energie der Darſtellung, die allerdings bisweilen ans Affectirte ſtreift, gleichgeſtellt werden zu können. Leichter, verſtändlicher Stil, knappe Form, präciſes Verfolgen der Tendenz, ſtrenges Vermeiden des in der Volkserzählung ſtets fehlerhaften Charakters der Univerſalität und mithin taktvolles Feſthalten an localer Gewandung, viel Witz und oft vortrefflicher Humor ſind die Vorzüge ſeiner Schriften; Vorzüge, welche es nur ſehr bedauern laſſen, daß ſie durchaus ungeſunden Zwecken dienen müſſen, Zwecken, welche auf Bigoterie hinauslaufen. Daß in ſeinen Erzählungen die Geſtalten der ſogenannten Stillen im Lande ihm am meiſten gelungen, iſt beinahe ſelbſtverſtändlich; doch um ſich an dieſen zu erquicken, muß man ſeine Vernunft erſt einem radicalen Verdampfungsproceß unterworfen haben.

Eigenthümlicherweiſe iſt gerade die erſte, 1841 erſchienene Erzählung: „Anna, die Blutegelhändlerin", der Tendenz nach die erträglichſte und auch ſonſt die tüchtigſte, denn in der Regel iſt es die Art der Frommen, gleich von vornherein mit allem Rüſtzeuge auszurücken. Oeſer dagegen ſcheint hier abſichtlich erſt Fühlung verſucht zu haben, was man wol alles bieten könne, denn in den folgenden Schriften tritt das Ringen nach zerknirſchter Frömmigkeit und blinder Hingabe an eine fataliſtiſche Vorſehung immer entſchiedener und unverhüllter heraus. Keine derſelben hat aber die Aufnahme der „Anna" gefunden, von der ſechs Wiederherſtellungen nöthig wurden. Geradezu widerlich und ſelbſt techniſch verfehlt iſt „Der Zigeuner" (zuerſt 1851, in obiger Sammlung S. 99—253), und ſchwer zu begreifen, warum ſtatt ihrer nicht „Die Schreckensjahre von Lindheim" (1842, vierte Auflage 1862) Aufnahme erhalten. Sonſt ſind es noch neun kleine „Erzählungen aus dem Heſſenlande", welche von dem Herausgeber berückſichtigt worden, ſodaß er insgeſammt ungefähr ein Drittel deſſen zu einem Ganzen verſchmolzen, was Oeſer's eifrige Feder überhaupt geſchaffen.

F. W. Ebeling.

(Der Beſchluß folgt in der nächſten Nummer.)

Dramaturgiſches.

Das Theater der Deutſchen hat ſehr viel Aehnlichkeit mit dem „kranken Mann"; auch fehlt es nicht an Heilverſuchen jeder Art. Die Dramaturgen kommen mit der Klyſtierſpritze und mit dem glühenden Eiſen, um ſeine Verdauung zu verbeſſern und ſeine Auswüchſe fortzubrennen. Gleichwol wird der kranke Mann nicht beſſer, ſondern wirft ſich höchſtens auf die andere Seite.

Wir wollen indeſſen alle dieſe Reformbeſtrebungen nicht verurtheilen, ſondern nur über das Räthſel ihrer Erfolgloſigkeit nachdenken. Was den kritiſchen Theil derſelben betrifft, ſo findet er die Zuſtimmung faſt aller Gebildeten; doch mit der Kritik baut man keine Häuſer. Es fehlt in Deutſchland eben für künſtleriſche Zuſtände die organiſatoriſche Kraft; zu tief wurzelt der Glaube an das gottbegnadigte Genie, das ſich ſelbſt hilft und Bahn bricht, „wenn auch die Welt voll Teufel wär', die es verſchlingen wollten". Man glaubt dieſer Göttlichkeit und ihren geheimnißvollen Wirkungen etwas zu vergeben, wenn man ihr die Pfade in proſaiſcher Weiſe ebnet. Hierzu kommt, daß die deutſchen Regierungen im allgemeinen von der Kunſt keine allzu hohe Meinung haben, ſondern in den bureaukratiſchen Kreiſen hier und dort Anſichten herrſchen, welche bei einer Nation von „Denkern und Dichtern" Befremden erregen müſſen. Das Theater wird im allgemeinen als die höhere Schaubude betrachtet, die nur etwas größere Dimenſionen hat als die gewöhnlichen Meßbuden; amuſiren will ſich darin auch der wirkliche geheime Träger der Staatsgewalt ebenſo gut wie der Bluſenmann der Galerie, und für manchen Mandarin mit dem vornehmſten Knopf an der Mütze iſt vieles „Kaviar", was im dritten Rang den Plebejern noch ganz trefflich mundet. Wenn nichts Cenſur- und Polizeiwidriges ſich auf der Bühne zuträgt, iſt die Regierung, die eben mit der Kunſt nur polizeilich im Zuſammenhang ſteht, ganz zufrieden. Der Begriff des Polizeiwidrigen iſt übrigens auch ein ſchwankender, und wechſelt mit der wechſelnden Sitte. Man kann ſich ungebildete Kannibalenſtaaten denken, in denen unſer heutiges Ballet mit ſeiner „Waden- und Lendenpoeſie" für polizeiwidrig gelten würde, während die Nuditäten der pariſer Bühne, die bald bei dem Indianerſchurz und bei der Harmloſigkeit der Südſeeinſulaner angekommen iſt, in Deutſchland noch immer nicht das polizeiliche Viſum erhalten haben. Doch in der heutigen Zeit der Grenzverrückungen wird auch die Mainlinie nicht länger reſpectirt werden, welche die Nord- und Südprovinzen unſerer Tänzerinnen auseinanderhält. Wie dies in Frankreich der Fall iſt, werden die obern und untern Entblößungen wenigſtens auf einer Seite des Körpers zuſammenſtoßen und ſo die Schönheitslinien in einem, durch keine Balletſchürze verkümmerten Zuſammenhang zeigen.

Sowenig wie die Regierungen ſich um das Theater kümmern, kümmern ſich die Städte um daſſelbe. Hier und dort wird ein prächtiges neues Schauſpielhaus gebaut unter der eifrigen Betheiligung der Gemeinden; doch es handelt ſich dabei nur um eine architektoniſche Zierde der Stadt; die Schauſpielkunſt iſt ſo gleichgültig, daß das Theater alsbald wieder der Privatſpeculation überlaſſen wird, die ſelbſtverſtändlich nur ihren Geldbeutel bei der Ausbeutung des ſogenannten Kunſtinſtituts in Betracht zieht. Eine ſtädtiſche Selbſtverwaltung erſcheint zu unbequem. So bleibt es zuletzt den Schauſpielern und Dichtern überlaſſen, ſich wie Münchhauſen an ihrem eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Ein derartiges Reformproject werden wir nachher ins Auge faſſen. Zunächſt wollen wir indeſſen eine Schrift beſprechen, welche mit der äußern Reform der Bühnenverhältniſſe nichts zu ſchaffen hat, aber dafür manchen beherzigenswerthen, dramaturgiſchen Wink enthält:

1. Didaskalien von Feodor Wehl. Leipzig, Matthes. 1867. 8. 1 Thlr.

Aufſätze, wie die hier zuſammengeſtellten, haben für die Darſteller einen ganz beſondern Werth. Die

Tageskritik der Zeitungen findet nicht Raum genug, um eine Rolle oder ein Stück so eingehend auseinandrzulegen.

Das Genre, das hier von Wehl und unsers Wissens kaum von einem andern Autor in gleicher Weise vertreten ist, kann als dramaturgisch κατ' ἐξοχήν gelten, indem in ihm das theoretische und das bühnenpraktische Verständniß der Dramen und Rollen in glücklicher Weise verschmolzen ist. Wir erhalten Winke zur Scenirung des „Sommernachtstraum", von „Romeo und Julie", „Götz", „Macbeth", „Maria Stuart", Charakterstudien über die Gräfin Orsina, den Badecommissar Sittig und den Brackenburg. Mit Recht geht Wehl von der Ansicht aus, daß die Poesie der Scene, die sich in unsern Opern und Ballets so voll entfaltet, auch dem classischen Schauspiel zugute kommen müsse:

Der Zug nach Realität und einem schönen Ueberflusse sind unserer Gegenwart charakteristisch. Die Naturwissenschaften, welche die Philosophie nicht nur aufgesäugt und erzogen, sondern schließlich gewissermaßen auch mit allem Handwerkszeuge ausgerüstet hat, mit dem sie im Moment so überraschende Großthaten verrichten, die Naturwissenschaften haben der Welt ein ganz verändertes Aussehen gegeben und die Menschheit auf die Wahrheit und die Natur so nachdrücklich zurückgeführt, daß unser ganzes Thun und Treiben in diesen beiden Factoren gleichsam ihre, uns jetzt in volleres Bewußtsein getretene Basis erhalten haben.

Auf diese Basis und das volle Bewußtsein davon muß nothwendig auch die deutsche Schaubühne gestellt werden, wenn sie wahrhaft zeitgemäß und dem Culturgrade ebenbürtig sein will, auf dem sich die gebildete Welt in der zweiten Hälfte des laufenden Jahrhunderts befindet.

Wie und wodurch geschieht das nun aber am schnellsten und leichtesten, wird man uns fragen, und diese Frage zu beantworten, will uns nicht eben sehr schwierig erscheinen. Benutze man nur die Angaben, Winke und Rathschläge, welche die neuern Dramaturgen in reichem Maße gegeben, benutze man nur die Errungenschaften der Mechanik und Technik in zweckentsprechender und vernünftiger Weise aus und man wird, gesellen sich guter Geschmack und eine nur halbwegs glückliche Darstellung dazu, gewiß die erfreulichsten Resultate erzielen.

Die Welt von heute ist nun einmal der Unnatur im Spiel und der schäbigen Ausstattungen der classischen Stücke überdrüßig. Dem Auge des Zuschauers wird jetzt überall geschmeichelt. Die Städte, die Straßen, Plätze und Häuser, die Zimmereinrichtungen, die Möbel und was uns sonst umgibt, alles ist schöner, anmuthiger, prächtiger geworden, als es vordem gewesen. Nun verlangt man, daß das auch bei den Bühnen und ihren Requisiten der Fall sei. Man will auch hier seine Blicke nicht durch Schmuz, Ungeschmack und klägliche Armseligkeit beleidigen lassen.

Das Ballet und die Oper haben das wohl gefühlt und sich nur allzu beflissen diese Neigung des Publikums zu Pracht und Luxus zu Nutze gemacht. In Bezug auf das classische Drama hingegen hat man seither noch immer ganz Abstand davon genommen und dasselbe wie ein rechtes Stiefkind und Aschenbrödel in allen seinen alten verschlissenen Lumpen und Lappen so erbarmungslos belassen, daß es kein Wunder ist, wenn sich die Masse mit einer Art Widerwillen von dieser vernachlässigten Gattung des Schauspiels abgewendet hat und zwar um so mehr und leichter abgewendet hat, als auch gerade jetzt die darstellenden Talente dieser Richtung im allgemeinen nur sehr dünn gesäet und spärlich vorhanden sind.

Die Tieck'sche Schrulle, durch die Rückkehr zu der einfachen altenglischen Bühne unser Schauspiel zu heben, würde sich als Schrulle erweisen, selbst wenn sie ausführbar wäre. Wir müssen unsere Bühne nehmen, wie sie sich geschichtlich entwickelt hat. Vor allem aber ist es falsch, daß der Glanz der scenischen Entfaltung dem poetischen Kern Schaden thut. Wenn die Bühne dazu beiträgt, uns in das Element dichterischer Stimmung zu versetzen, aus welcher hinaus oder in welche hinein ein Drama seine Wirkungen übt, so dient sie wahrhaft künstlerischen Zwecken. Diese Stimmung ruft der Dichter selbst durch das Colorit hervor, durch die Beleuchtung, die er über seinem Stücke schweben läßt. Der warme, südliche Hauch in „Romeo und Julie", in den Grotten- und Balkonscenen dieses Stücks, die gespenstisch-unheimliche, rauh nordische Stimmung in „Macbeth" sind den Dramen nicht äußerlich; die Handlung derselben ist gleichsam aus ihnen herausgeboren. Warum soll die Poesie der Scene hier nicht schaffend mitwirken und mit den reichen Mitteln, die ihr heutigentags zu Gebote stehen, dem landschaftlichen Hintergrund eine sich nicht vordrängende, aber doch mit einer gewissen Magie mitwirkende Bedeutung geben?

Wieviel sich durch die blos scenische Anordnung für die Hebung der dramatischen Wirkung thun läßt, das beweisen gerade die Wehl'schen Aufsätze. Ein Regisseur sollte Poesie haben, wie unser Autor — und in der That haben dichterisch begabte Bühnenleiter, wie Dingelstedt und Laube, sich auch nach dieser Seite hin bewährt. Die prosaische Richtigkeit der Inscenirung ist wol das erste, aber auch das niedrigste Erforderniß; erst ein Regisseur, der an der rechten Stelle die rechten Lichter aufzusetzen versteht, erfüllt seine höhere künstlerische Pflicht. Ein „Götz" z. B. in solcher Weise arrangirt, wie es Wehl hier Seite für Seite vorzeichnet, würde unzweifelhaft größern Erfolg haben als die oft tumultuarischen, ohne künstlerische Gruppirung über die Scene tobenden Aufführungen dieses dann zu einem bloßen Spectakelstück herabgesetzten Dramas. Die Rathschläge zu einer Neueinstudirung der „Maria Stuart" geben, abgesehen von den scenischen Winken, ganz treffliche Charakterporträts der Hauptpersonen der Schiller'schen Tragödie. Daß diese Charaktere, wenn auch durch die dichterische Form geadelt, keineswegs idealistische Schemen sind, daß sie, wie namentlich Mortimer, der Jesuit, höchst scharf umrissene Porträts mit bei weitem überwiegenden Schattenseiten sind: das ist den nur idealistisch punktirenden Darstellern oft genug vorgehalten worden, wird hier von Wehl aber noch einmal gründlich beweisend auseinandergesetzt. Auch die von Wehl entworfenen Porträts einzelner dramatischer Charaktere haben einen wesentlich dramaturgischen Zweck; es sind nicht in abstracten Umrissen gehaltene Charakterbilder, es sind mehr glossirte Rollen, welche dem Darsteller selbst für das Detail seiner Kunst viel Wichtiges an die Hand geben. Es wäre nur zu wünschen, daß mehr derartige, für das größere Publikum ebenfalls durch ihre Anschaulichkeit interessante bühnenpraktische Charakterskizzen in Deutschland geschrieben würden, um den

Schauspielern eine feste Handhabe für ihre Darstellungen zu bieten.

2. Dramaturgische Blätter von Oswald Marbach. Erstes und zweites Heft. Leipzig, Friese. 1866. 8. 20 Ngr.

Diese Blätter von Marbach enthalten Festreden und Abhandlungen über die äußern und innern Gründe des Verfalls der Bühne der Gegenwart, über das Theater als Kunstanstalt und das Interesse des Staats an demselben, und eine Schilderung des Staatstheaters zu Athen. Alle diese Aufsätze sind aus der edeln Absicht herausgeschrieben, eine Reform der Bühne der Gegenwart anzubahnen. Was Marbach über die Bedeutung des Theaters als einer Anstalt zur Veredlung der Menschheit, über die Pflicht des Staats sagt, die idealen Interessen des Volks und deshalb auch die Kunst und das Theater zu pflegen, das ist zwar nicht neu, sondern schon öfters und mit schärferer Betonung des praktisch Möglichen ausgeführt worden; doch die Wärme und Begeisterung, mit welcher Marbach als Anwalt der guten Sache auftritt, geben diesen Aufsätzen etwas Anziehendes.

Dabei darf man freilich nicht vergessen, daß mit Declamationen in der Frage der Theaterreform nichts gethan ist, und daß der Prüfstein für dieselben in der eigenen Thätigkeit besteht, die jeder in seiner Sphäre, so umfassend oder eingeschränkt sie immer sein mag, zu Nutz und Frommen des Ganzen entwickelt. Ein Dichter z. B., der mit der Richtung der gegenwärtigen dramatischen Poesie unzufrieden ist, schaffe Besseres. Sind seine Erzeugnisse wirklich werthvoll, so wird er, wenn auch langsam, doch mit ihnen durchdringen. Die Anlehnung an die Bühnenformen der Gegenwart ist freilich unerlaßlich, denn sie haben das Recht des historisch Gewordenen und sind, bei mancher Uebertreibung im Einzelnen, doch im Ganzen mit der Entwickelung unserer Cultur im Einklang. Das Genie leidet nicht bei derartigen Zugeständnissen. Shakspeare hat in ganz naiver Weise die unreifen Formen des altenglischen Theaters acceptirt und in ihnen den reichen Schatz seines Geistes niedergelegt.

Nach der Richtung, die Marbach in seinen eigenen Dramen verfolgt, fehlt ihm aber doch das volle Bewußtsein dessen, was nach unserer Anschauung der Bühne und der Dichtung der Gegenwart noththut: eine Wiedergeburt aus dem modernen Geiste, eine Beseitigung des ganzen dilettantischen Studienkrams, der aus dem Himmel der sogenannten „reinen Kunst" auf die Bühne der Gegenwart poetische Meteorolithen und Sternschnuppen niederregnet.

Ueberhaupt kann pessimistische Schwarzseherei in Bezug auf unsere Bühnenzustände nicht als der Quell betrachtet werden, aus welchem eine heilsame Reformströmung hervorgehen soll. Marbach schüttet das Kind mit dem Bade aus. Was er über die einseitige Leitung der Hofbühnen, über das Virtuosenthum und den unkünstlerischen Naturalismus der Darstellung, über das Ueberwuchern des Ballets, über die Geldmacherei und den verderbten Geschmack des Publikums sagt, das ist zum Theil wahr und treffend; wenn er aber der Ansicht ist, daß zwischen unserm classischen Zeitalter und dem heutigen in Bezug hierauf sich eine bedeutende Kluft aufgethan habe, wenn er sagt:

> Es ist eine der hocherfreulichen Folgen der pietätvollen Liebe, mit welcher das deutsche Volk seiner beiden größten Dichter, Schiller's und Goethe's, sich erinnert hat, seitdem es zur volksthümlichen Selbständigkeit sich wieder zu erheben begonnen hat, daß in immer weitern Kreisen die Ueberzeugung sich ausbreitet: das deutsche Theater habe zu der Zeit, wo Goethe und Schiller ihren bestimmenden Einfluß im einträchtigen Zusammenwirken auf dasselbe ausübten, auf einem Höhepunkte der Kunst gestanden und sei seitdem im steten Sinken bis auf die Neuzeit begriffen, wo es endlich auf einem Standpunkte der Erniedrigung angekommen, der zur Ehre des deutschen Volks nicht länger zu dulden sei —

so bedarf es doch nur eines Blicks in den Briefwechsel unserer dichterischen Heroen, um sich zu überzeugen, daß dieselbe Klage wie heute auch schon damals und zwar von den großen Dichtern unserer Nation ertönte, daß Kotzebue damals die deutschen Bühnen beherrschte und die Schiller'schen Dramen selbst nur festliche Ausnahmegenüsse waren, während viele Goethe'sche Dramen, die jetzt auf allen Repertoires sich befinden, damals noch nicht einmal für bühnenmöglich, für aufführungsfähig gehalten wurden. Jedenfalls werden die Schiller'schen, Goethe'schen und Shakspeare'schen Dramen jetzt mindestens noch einmal so häufig zur Aufführung gebracht als in unserer „classischen" Zeit. Die Bedeutung des weimarischen Theaters wird aber von Marbach überschätzt; es war mehr eine Kunstschule als ein Nationaltheater; dazu fehlte ihm die Nation, das Publikum. Derartige mit künstlerischen Tendenzen geleitete kleinere Hofbühnen haben wir eben heutigentags mehrere, während damals die weimarische die einzige war. Auch die Dichtwerke unserer bessern Dramatiker, eines Gutzkow, Laube, Hebbel, Freytag, haben auf der Bühne der Gegenwart nicht weniger Boden gefunden als die Dichtungen unserer Classiker auf der ihrigen. Ueber die Stellung dieser Dichter zu den anerkanntern der classischen Zeit, ebenso wie über das Verhältniß unserer jetzigen gefeierten Darsteller zu den frühern, die der jetzigen Generation, mit Ausnahme weniger bemooster Häupter, doch nur durch die Tradition bekannt sind, wird kein Zeitgenosse ein endgültiges Urtheil zu fällen vermögen.

Von der juvenalischen Geiselung, welche Marbach unsern Theaterzuständen zutheil werden läßt, geben wir die folgende Probe:

> Alle Schönheit, die auf irgendwelcher Art von Verständniß beruht, ist dem Genußsüchtigen langweilig, und das Publikum ist genußsüchtig. Ballet, Oper, schöne Frauen, Virtuosen, und dressirte Hunde, Ziegen, Pferde u. dgl., das sind die Errungenschaften, welche wir den Hofbühnen verdanken; die Decoration ist Hauptsache geworden, und so ist ja die Poesie und die ihr sich wie Leib der Seele anschließende Schauspielkunst noch geehrt genug, wenn man sie mit als Decoration für jene Kunstproductionen der Virtuosen aller Art verwendet. Seitdem die Hofherren, welche fürstliche Gunst zu Theaterintendanten macht, nicht mehr Dichter sind, wie Goethe war, werden die darstellenden Künstler nicht mehr mit dem Nektar der Begeisterung und der Ambrosia der Ehre genährt, sondern mit einer viel massivern Kost, mit Geld, und wenn sie hübsch sind oder

gut dressirt und gar es dahin gebracht haben, ihre Stimmen oder ihre Gliedmaßen wie Automaten gebrauchen zu können, mit sehr viel Geld. Auch diesen Fortschritt der Kunst verdanken wir den Hoftheatern; aber er hat sich von diesen aus auch weiter verbreitet — ein Virtuos, welcher Stadttheater bereist und sich dort für Geld sehen läßt, sein brillantes Talent auf der dunkeln Folie desselben glänzen läßt, verdient noch viel mehr Geld als ein Hofschauspieler. Die Menge bringt's, und die moderne Kunst versteht es aus dem Grunde, die Menge herbeizulocken. Die Theatergebäude müssen immer mehr erweitert werden, um die zahlende Menge zu fassen, die nach einem Tage der Arbeit und Mühsal am Abende dem Sinnengenusse sich hingeben will. Dagegen ist auch gar nichts einzuwenden, wenn dieser Cultus des Sinnengenusses nur nicht für Kunst ausgegeben würde, wenn der Schönheit nur irgendein, wenn auch noch so armseliges Asyl vergönnt würde, wohin sie sich flüchten könnte, nachdem sie von der Frivolität vom Altare herabgestürzt worden. Es würde ihr auch dort nicht an Priestern fehlen und an einem Cultus; denn die Priester der Schönheit sind keine stolzen Pfaffen, und ihr Cultus ist kein bornirter Aberglaube, sondern ihre Priester sind begeisterte Apostel der Freiheit und ihr Cultus ist die Menschenwürde. Aber das gerade ist es, was man nicht will in dieser Zeit des welterrettenden Imperialismus, und darum gönnt man der Kunst kein Asyl, auch nicht das allerunscheinbarste. Mit den Leibern versteht man fertig zu werden, mit dem Geiste nicht, wenn er erst die Massen ergriffen hat, also muß man den Geist dämpfen, bevor er zum Bewußtsein über sich selbst gelangt ist und damit zur Möglichkeit der Ausbreitung, und dazu gibt es Ein Mittel, nur dies eine: Entnervung der Leiber durch Sinnenlust, damit zerschneidet man die Fäden, mit welchen der Geist die Leiber regiert. Die Künstler, die Priester der Schönheit, müssen ihrer Göttin abspenstig gemacht werden durch Geld, und das Geld fließt in Strömen aus den Taschen der gedankenlosen sinnlichen Menge, wenn man ihr dafür bietet, wonach sie giert: sinnlichen Genuß, oder vielmehr: unaufhörlichen Reiz ohne Befriedigung, denn mit der Befriedigung würde die Genußsucht aufhören.

Daß die „Dramaturgischen Blätter" manche geistvolle Bemerkung enthalten, ist bereitwillig zuzugeben; doch finden sich auch hin und wieder unhaltbare Paradoxen. So heißt es von Goethe:

Goethe hat kein kunstgerechtes Drama geschaffen, er naturalisirte in des Wortes edelster Bedeutung, die Kunst war ihm seinem Bewußtsein nach äußerliche, absichtsvoll angethane Form, nicht die von innen heraus sich selbst bestimmende Form des geistigen Inhalts, obschon gerade dadurch Goethe der große, ja größte Dichter ist, daß seine Schöpfungen in ursprünglicher Kraft von innen heraus gestaltet sind.

Daß für Goethe's Bewußtsein die Kunst „äußerliche, absichtsvoll angethane Form" war, ist eine durch nichts beweisliche Behauptung, und durch den Gegensatz, daß seine Schöpfungen in ursprünglicher Kraft von innen heraus gestaltet seien, wird in Goethe ein janusköpfiger Dualismus, ein Widerspruch zwischen seiner theoretischen Einsicht und praktischen Wirksamkeit statuirt, der gerade in dieser einheitlichen und harmonischen Natur durchaus nicht vorhanden war. An einer andern Stelle heißt es, daß sich der Mensch, dem Göttlichen als dem Wahren gegenüber erkennend, dem Göttlichen als dem Guten gegenüber handelnd, dem Göttlichen als dem Schönen gegenüber schaffend verhalte. Das Verhalten des Menschen dem Schönen gegenüber kann aber ebenso gut aufnehmend sein; ja schaffend verhalten sich nur die wenigsten Menschen, nur die begabten Künstlernaturen. Der Satz ist in dieser gemeinplätzlichen Allgemeinheit nicht glücklich. Dagegen befinden wir uns in vollkommener Uebereinstimmung mit dem, was Marbach an mehrern Stellen über Shakspeare sagt.

Wenn Marbach nur allgemeine Gesichtspunkte der Bühnenreform aufstellt, so finden wir dagegen die unmittelbarste Wendung zur Praxis einer solchen Reform in folgenden Schriften:

3. Das deutsche Theater. Von F. Ludwig. Zwei Hefte. Leipzig, Rhode. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.
4. Der Schauspielerverein und die Theaterschulen. Von F. Ludwig. Leipzig, Rhode. 1867. Gr. 16. 15 Ngr.

Diese Aufsätze sind Separatabdrücke aus der „Neuen Allgemeinen Zeitschrift für Theater und Musik", die unter der Redaction von Yourij von Arnold erscheint und ein durchaus ernstes, auf die höchsten Interessen der Kunst gerichtetes Streben verräth. Ludwig beurtheilt zunächst die Schauspieler, die Dichter und Kritiker der Gegenwart. Auch er erkennt die Nothwendigkeit einer Reform und Läuterung der Bühne an; doch er wendet sich gegen Marbach, der die Unterwerfung der Schauspielkunst unter die Poesie verlangt. Ludwig will die Neugestaltung der dramatischen Kunst durch die Darsteller selbst, die sich durch Bildung befreien und in starker Vereinigung ihre eigensten Interessen vertreten sollen.

Bevor irgendetwas anderes geschieht und nur damit etwas weiter geschehen kann im Interesse des Theaters, mögen sich diejenigen Schauspieler, welche die Mahnung an sich ergehen hörten, aufmachen zu einer freien Vereinigung, um ihre eigenen Interessen zu vertreten. Nur von ihr kann eine Reform des Theaters ausgehen. Die Schauspieler müssen zeigen, daß sie mündig geworden und als Mündige anerkannt werden wollen. Hinweg mit dem letzten Reste des mittelalterlichen Feudalstaates, den das Theater heute noch repräsentirt, wenn es gut geht, wo aber zumeist die vollste Rechtlosigkeit und Willkür herrschen! Wir sehen, daß sich alle größern Genossenschaften durch Vereine zu kräftigen suchen. Die Wohlthat, die dem geringsten Arbeiter wird, sollte der dramatische Künstler nicht erringen können? Hat er nicht die Kraft dazu in sich, so geschieht ihm nur sein Recht, wenn er vollends zu Grunde geht.

Die Zwecke des Vereins werden vorläufig dahin festgestellt werden können, daß seine Mitglieder die ausgesprochenen Grundsätze, welchen dieser Verein seine Entstehung verdanken soll, den Mitangehörigen der jeweiligen Bühne in Achtung bringen, indem sie ernstlich darauf hinwirken, daß die geforderten Bestrebungen nach wissenschaftlicher Fachbildung im Schoße von Zweigvereinen, welche in den verschiedenen Städten gegründet werden sollen, gepflegt werden und daß dieser Einfluß sich auch besonders auf diejenigen erstrecke, welche sich erst der Bühne widmen wollen und sich deshalb an ein Mitglied des Theaters wenden. Der Verein wird ferner darauf sehen müssen, die namhaften literarischen Persönlichkeiten zur Unterstützung seiner Principien in der Presse zu gewinnen, damit dieselben auch im Publikum flüssig werden. Ebenso wird er die Berührung mit den Dichtern suchen müssen, die nur anregend und fördernd für beide Theile sein kann.

Ludwig begnügt sich indessen nicht mit allgemein hingestellten Gesichtspunkten, sondern er arbeitet in der zweiten kleinen Schrift (Nr. 4) die Organisation des Allgemeinen deutschen Schauspielervereins in einem bis ins einzelne ausgeführten Statutenentwurf aus.

Als Zweck des Vereins gilt ihm die Entwickelung und Festigung des künstlerischen Gesammtgeistes, die Herstellung einheitlicher Ziele durch gleichmäßige Durchdringung der Kunstbegeisterung und der Kunsteinsicht. Zielpunkte des Vereins sind die Reform des ganzen Theaterwesens, Förderung des sittlichen und materiellen Wohles der einzelnen Theaterangehörigen, Heranziehung von Talenten und Verweisung derselben auf den Weg der geistigen Arbeit und Bildung in Rücksicht auf die eventuelle Begründung einer Vorschule der Schauspielkunst. Der Verein soll Anknüpfungspunkte mit den Dichtern, den Männern der Wissenschaft und literarischen Persönlichkeiten suchen, zur gegenseitigen Förderung: der Bildung eines wahrhaften Künstlerstandes, einer unabhängigen, wissenschaftlich vertieften Kritik und eines kunstverständigen Publikums. Wir finden hier die Ziele des Vereins zu weit gesteckt; denn ein Schauspielerverein kann unmöglich den Zweck haben, auf die Kritik und das Publikum direct einzuwirken, mittelbare Einwirkungen werden von selbst bei einer Reform des Schauspielerstandes nicht ausbleiben. Zunächst muß es wol bei dem natürlichen Verhältniß sein Bewenden haben, daß die Kritik auf die Schauspieler einwirkt, nicht umgekehrt, da das umgekehrte Verhalten vorläufig nur Misstände zur Folge hätte.

Die Organisation und Verwaltung des Vereins ist durch mancherlei genauere Bestimmungen, die sich praktisch erweisen dürften, geordnet. Der Verein zerfällt in Zweigvereine, die monatlich wenigstens vier Sitzungen halten, von denen je zwei zur Erörterung brennender Fragen (speciell die jeweilige Bühne betreffenden Kunstangelegenheiten; Besprechung neuer Stücke; Auffassung einzelnen Rollen u. s. f.) und je zwei für allgemeine Vorträge benutzt werden sollen. An jeden Vortrag schließt sich eine Debatte nach parlamentarischem Gebrauch. Ein Vereinsblatt, ein Bureau des Allgemeinen Deutschen Schauspielervereins sind Mittelpunkte des Vereinslebens.

Der Verein ist auf das Princip der Selbsthülfe gegründet. Es ist in der That angemessen, wenn die einzelnen Stände für ihre gemeinsamen Interessen in sich selbst den Schwerpunkt der Reform suchen, doch wird die Rathshülfe keineswegs überflüssig sein, schon was die Gründung der Theaterschulen betrifft, für deren Nothwendigkeit auch Ludwig eine Lanze bricht. Eine Centralstelle für das Theaterwesen bei dem Unterrichtsministerium ist von dem Unterzeichneten schon längst befürwortet worden.

Den Schauspielern und Schauspieldirectoren gegenüber müßte diese das Recht der Prüfung in Anspruch nehmen, die Gründung und Oberleitung der Theaterschulen zu ihren Hauptaufgaben zählen. Selbsthülfe und Rathshülfe, die Principien von Lassalle und Schulze-Delitzsch, schließen sich nicht aus; sie können Hand in Hand gehen. Hoffen wir, daß die Charte Ludwig's eine Wahrheit wird und seine guten Intentionen sich verwirklichen:

Indem der Einzelne ein Bewußtsein seines Berufs als Künstler erhält, indem er sich als Glied eines großen Ganzen empfinden lernt und so zur sittlichen Freiheit gelangt, wird er aufhören, ein gefügiges Werkzeug zu sein für die Willkür des heutigen Theaterunwesens, er wird sich nur zum Bundesgenossen des guten Geschmacks und der vernünftigen Ordnung erklären, er wird so zu seinem guten Rechte, das zwar schon lange lebt, auch die Macht erringen, die allein die Existenz sichert. Ohne sich den bestehenden Verhältnissen gegenüber zu compromittiren, wird er dieselben zwingen, ein Compromiß mit ihm einzugehen, er wird sie nicht anfallen, er wird sich ihnen nur entziehen, indem er sich auf einen erhabenern Boden stellt; ihrer Stütze beraubt, werden jene in sich selbst zerfallen und dem Neubau Platz machen.

5. Ueber Leidenschaft und Versöhnung in der Tragödie. Von Heinrich Sandbank. Leipzig, Rhode. 1867. Gr. 16. 8 Ngr.
6. Aphoristische Betrachtung zweier Episoden aus Gretchen in Goethe's „Faust". Von Friedrich Chatelet. Leipzig, Rhode. 1867. Gr. 16. 5 Ngr.
7. Die Frauen auf der Bühne. Eine Studie von F. Groß. Leipzig, Rhode. 1867. Gr. 16. 5 Ngr.

Alle diese Broschüren sind Abdrücke aus der „Neuen Allgemeinen Zeitschrift für Theater und Musik". Der Grundgedanke der Sandbank'schen Abhandlung liegt in den folgenden Worten:

Zu einer vollkommenen Tragödie gehören große Leidenschaften, die sich mit starken Gegenkräften messen, und eine Versöhnung, welche die Schwere der Schuld und der Sühne möglichst in Gleichgewicht setzt. Diejenige Tragödie befriedigt diese beiden Anforderungen am besten, welche ein bedeutendes geschichtliches Ereigniß zum Vorwurf hat: folglich ist eine historische Tragödie von dieser Art die vollkommenste Tragödie.

Die Parallele, die der Autor zwischen Shakspeare und Schiller zieht, ist eine glückliche. Bei Shakspeare sinkt mehr als bei Schiller die Wucht der Leidenschaft mit zermalmender Kraft nieder. Dagegen leiden die historischen Tragödien stark an dem Mangel jeder Concentration, während in den Schiller'schen Trauerspielen, die „in der hellen Atmosphäre der neuen Geschichte ruhen", große Ideen mit weltgeschichtlichem Gepräge die Räder der Begebenheiten treiben. Mit Recht wird den Dichtern die Wahl geschichtlicher Stoffe aus neuer Zeit empfohlen.

Die Abhandlungen Chatelet's enthalten Untersuchungen über das Lied vom „König in Thule" und „Gretchen im Kerker", die, in philosophischem Sinne ausgeführt, doch vielleicht etwas zu viel construiren.

Die Studie von Groß verarbeitet auf kurzem Raum ein reiches, geschichtliches Material. **Rudolf Gottschall.**

Zur Länder- und Völkerkunde.

1. Die Lande Braunschweig und Hannover. Mit Rücksicht auf die Nachbargebiete geographisch dargestellt von H. Guthe. Mit drei lithographirten Tafeln. Hannover, Klindworth. 1866—67. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.
2. Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts. Von S. Nilsson. Aus dem Schwedischen übersetzt. Erster und zweiter Nachtrag. Mit 13 in den Text gedruckten Abbildungen. Hamburg, O. Meißner. 1865—67. Gr. 8. 24 Ngr.

Das Welfenreich „bis ans Ende aller Dinge" hat aufgehört zu sein und das „Ende der Dinge" ist noch

nicht gekommen. Ja höchst wahrscheinlich werden diese Dinge noch viele Jahrtausende fortbestehen, wenn auch in wechselnder Gestalt; aber das Welfenreich in seiner Sonderexistenz hat geendigt und ist nun Glied eines größern Staats geworden.

Das vorliegende Werk, welches dies Reich behandelt, ist ein schätzbares Product deutscher Gelehrsamkeit, deutschen Fleißes. Der Dynastienwechsel beeinträchtigt den Werth und Inhalt des Buchs durchaus nicht, obgleich es unter der vorigen Regierung begonnen und nach den veränderten Verhältnissen beendigt ward. Es ist eine rein sachgemäße, höchst gründliche Darstellung des Landes hinsichtlich aller geologischen und physikalischen Verhältnisse. Der Boden, seine Ertragsfähigkeit in den verschiedenen Pflanzengattungen und die dadurch bedingte Viehzucht, die Berge, Flußsysteme nebst den frühern und gegenwärtigen Straßen des Handels und Wandels — kurz, es wird alles beschrieben, was nur einigermaßen wissenschaftliche und praktische Bedeutung hat, sogar bis zur alltäglichen Beschäftigung herab. Ganz besonders specielle Studien hat der Autor den ländlichen Verhältnissen und der Landbevölkerung überhaupt gewidmet. Davon gibt er Detailschilderungen, die auch das Kleinste berühren; z. B. den verschiedenartigen Häuserbau bis zur Backsteinwand und den gezäunten Fächern herab. Er kennzeichnet nicht nur den gegenwärtigen Culturstandpunkt von Land und Leuten, sondern greift auch in die früheste Geschichte zurück, um den Ursprung der Volksstämme zu ergründen. Dabei bekundet der Verfasser einen großen Reichthum von Kenntnissen in allen Wissensgebieten: in der Geschichte, in den alten Sprachen und hauptsächlich in sämmtlichen Zweigen der Naturwissenschaft.

Wir haben heutzutage zwei Methoden der geographischen Darstellung. Die alte ist nicht viel mehr als ein Sach- und Namenregister. Länder, Völker und deren Ortschaften werden registrirt, selten eine betrachtende Bemerkung hinzugefügt. Es sind dies die einfachen Nachschlagebücher.

Die neue, von Karl Ritter begründete Darstellung haucht aber dem todten Sach- und Namenregister den belebenden Geist ein, indem sie das Leben und Streben der Völker aus Vergangenheit und Gegenwart schildert, ihre verschiedenen Culturstandpunkte kennzeichnet und alle Gebiete des Wissens, der Kunst und alltäglichen Hantierung berührt. Sie zeigt, welche Einflüsse die örtliche Lage, Klima und Bodenbeschaffenheit auf das Leben der Menschen und die Entwickelung ihrer Geistescultur gehabt haben; schildert die Natur nicht blos nach ihrem äußern Gewand, sondern lehrt uns die verschiedenen Bildungsphasen der Erde kennen, sagt uns, daß wir hier auf Juraboden wandeln, dort die Braunkohlenformation zu Tage tritt, und der feurige Vulkan hier den Granit und Basalt emporgehoben hat. So der Verfasser in seinem Werke über Hannover und Braunschweig; er kann als einer der würdigsten Schüler Ritter's bezeichnet werden.

Das erste Kapitel: „Die Weltstellung unsers Landes", wird bei manchem ein Lächeln erregen, ist aber von beachtungswürdiger Bedeutung; dort liegen ja unsere Nordseeküsten, welche uns mit dem Ocean und der großen Welt in Verbindung setzen, die Producte anderer Länder ein- und unsere Erzeugnisse ausführen. Die hohe Wichtigkeit jenes Plätzchens Erde hat man überhaupt vergessen, seitdem man nicht mehr jener großen Handelsgilde, jener weltbeherrschenden Kaufmannsgesellschaft gedenkt, welche ehemals den großartigsten Welthandel in Händen hatte und der Menschheit Gesetze vorschrieb. Erst in neuester Zeit erinnert man sich wieder der weltbeherrschenden Macht unserer Hansa und gedenkt der glanzvollen Zeiten, welche Deutschland damals durchlebte, und welche Machtstellung es in den Geschicken der Welt innehatte. Von den Häfen der Nordsee gingen die Fahrzeuge in alle Weltgegenden und brachten unsern Vorfahren die Producte aller Zonen.

Das ist's, was den Verfasser bewog, von der Weltstellung Hannovers zu reden, die von den preußischen Staatsmännern wol hinreichend beachtet werden wird.

Freilich bieten die Küsten des norddeutschen Flachlandes nicht so viele und sichere Häfen wie das begünstigte Albion, aber der Verfasser zeigt, wie sie durch fleißige Menschenhände verbessert, wie der Flugsand in festen Boden umgewandelt werden kann. Er sagt:

Die Natur selbst hat dem Menschen Mittel an die Hand gegeben, jener Bewegung des Bodens zu steuern, indem sie Pflanzen schuf, welche, mit dem dürrsten Sandboden fürlieb nehmend und gesellig wachsend, den Sand der Dünen befestigen, indem sie zunächst den Flugsand mit ihren Blättern auffangen, dann die hinter ihr liegende Oberfläche der Düne vor dem Angriff des Windes schützen und vermöge eines feinen und weitverzweigten Wurzelsystems der Sandmasse einen innern Zusammenhalt geben, indem dabei zugleich ihre Wurzeln so tief gehen, daß sie auch in den trockensten Sommern aus den tiefern, feuchten Sandschichten Nahrung für die Pflanze herbeiholen können. Alle diese Eigenschaften vereinigen sich in hohem Grade bei dem Sandhalm, Halm, Ammophila arenaria, einem graugrünen Grase, welches sich 2—3 Fuß über den Boden erhebt. Sein walzenförmiger Wurzelstock besteht aus 2—4 Zoll langen Gliedern, von denen die dünnen, wagerecht fortlaufenden Wurzelfasern ausgehen, welche ellenlang werden; am untern Stammende finden wir 5 oder 6 Blätter befestigt, deren jedes 2—3 Zoll bei einer Breite von ¼ Zoll beträgt, und in deren Blattwinkeln kleine Knöspchen stehen, aus denen neue Pflanzen sich entwickeln, sobald sie mit Sand bedeckt werden. In der Mitte des August sind die Aehren gereift, welche durch ihren Körnerreichthum zur Verbreitung der Pflanze wesentlich beitragen. Besonders günstig ist ferner der Umstand, daß die Pflanze im Winter weder Halm noch Blätter verliert, sodaß sie also auch in der Zeit der stärksten Stürme schützend wirkt. Dabei wird sie durch Sandüberschüttungen nicht getödtet, sondern im Gegentheil zu stärkerer Production von Seitentrieben und Schößlingen angeregt, sodaß bei wiederholten Ueberwehungen ein Exemplar noch in 20 Fuß Tiefe lebende Wurzeln haben und mit allen seinen Verzweigungen auf der Oberfläche eine Strecke von 20 Fuß Durchmesser decken kann."

Guthe erwähnt noch den Strandhafer und sagt dann:

Wo diese beiden Pflanzen nun die Düne zum Stillstand gebracht und durch ihren Blattabfall eine dünne Humusdecke gebildet haben, da stellen sich bald größere Pflanzen ein, unter denen der Seedorn, Hippophae rhamnoides, ein Strauch von etwa 3 Fuß Höhe mit schönen rothen, gewürzigen Beeren, namentlich in Helgoland für die Dünenbefestigung sich höchst

nützlich erweist. Sein Gestrüpp läßt kein einmal gefallenes Sandkörnchen sich wieder entreißen, während es für die beständige Anhäufung neuen Sandes die trefflichste Gelegenheit bietet, da der Strauch, von unten allmählich in Sand begraben, nach oben beständig frische Zweige treibt. Dazu kommen die mit ihrem, wol 30 Fuß langen Wurzelstocke weit umherkriechende, die andern Pflanzen dadurch fest verknüpfende Sandsegge, Gagel und die Krähenbeere. Bald kriecht auch eine Weide den Abhang hinauf, wilde Rosen und der Wachholderstrauch siedeln sich an, dessen längere, zur Erde sich herabsenkende Zweige daselbst Wurzeln schlagen und neue Sträuche hervortreiben; endlich fliegt vielleicht auch Kiefernsamen an und das Heidekraut überzieht, unaufhaltsam die vorhandene Vegetation einengend, den Boden, von dem die Pflanzen, die hier den Anfang des organischen Lebens gemacht haben, längst verschwunden sind.

So wirkt die Natur an der Dünenbefestigung, mehr noch vermag der Mensch. Leider ist aber durch Niederschlagen der Wälder, z. B. am Frischen Haff, der Boden wieder gelockert worden. Der Verfasser erklärt dann als gründlicher Naturforscher die Marsch- und Torfbildung und schildert des Landmanns unsägliche Mühen, diesen Marsch- und Torfboden fruchtbar zu machen, um den nöthigsten Bedarf zu ernten. Dabei erfahren wir, daß menschlicher Fleiß und Klugheit auch die ödesten Sümpfe durch Entwässerung und den schlechtesten Marsch- und Torfboden durch Erdverbesserung so ertragsfähig zu machen vermag, daß in manchen Gegenden die reichsten Obst- und andere Ernten erzielt werden, welche ihren Ueberfluß an Kirschen und andern Früchten nach England senden.

Ueber den mühsamen Damm- und Deichbau und dessen Zerstörung durch Sturmfluten theilt uns Guthe sehr belehrende Thatsachen aus der frühesten Zeit und Gegenwart mit. Wir sehen die Bewohner in einem fortwährenden Kampfe mit den wilden Wasserwogen, um ihr kleines Wohnplätzchen nicht verschlingen zu lassen. Dort gibt's schwimmendes Erdreich, wo die Häuser auf künstliche Warten gebaut sind. Auf dem schwimmenden Lande ringsum liegen die Gärten, Felder und auch Gehölz: Eichen, Föhren und Birken. Der Boden, 15—30 Fuß dick, ruht auf Wasser. Wird die Flut hoch, so dringt das Wasser in die Häuser. Dabei reißt sich oft ein Strich Land los und wird auf das des Nachbarn getrieben; man hat dann Mühe, es wieder an die vorige Stelle zu bringen. Deshalb bindet man leicht fortzutreibende Landstücke an feststehende Bäume. Im Jahre 1768 wurde aber ein Stück Landes mit 80 haubaren Eichen losgerissen und 100 Schritt weit weggeschwemmt, aber durch Erdwinden, noch ehe das Wasser fiel, wieder an die alte Stelle gebracht. Dergleichen merkwürdige Thatsachen erzählt uns auch Kohl in seinen „Nordwestdeutschen Skizzen", welche in Nr. 28 d. Bl. f. 1864 besprochen worden sind.

Kohl beschränkt sich aber mehr auf den Nordwesten, während Guthe herüber nach Braunschweig, auf das Eichsfeld bis an die Grenze Thüringens wandert und alles Wissenswürdige aus Vergangenheit und Gegenwart schildert. Ueberall beginnt er mit der Erdbildung und geht dann zur Cultur des Menschen. Als Geolog von Fach, als Botaniker und Physiker, überhaupt als denkender Natur- und Geschichtsforscher weiß er auch von jedem Stückchen Erde, von den Gestaden der Nordsee an bis herüber nach Duderstadt und Nordhausen, interessante und belehrende Thatsachen zu erzählen.

Eine für uns in Thüringen sehr verhängnißvolle Erscheinung ist der „Höhenrauch", welcher den schädlichsten Einfluß auf die Vegetation ausübt. Mehrere Naturforscher leugneten, daß der Höhenrauch von den Moorbränden herstamme; der Rauch von diesen werde gar bald durch atmosphärische Einflüsse zersetzt, während der durch tellurische Einwirkung erzeugte Höhenrauch ganz Deutschland durchzöge. Der Verfasser behauptet aber, daß dieser die Sonne verhüllende Qualm lediglich von den großen Moorbränden herstamme, weil jährlich über 3 Quadratmeilen Landes bis auf 3 Zoll Tiefe abgebrannt würden. Beobachtungen am Harz und in den rheinischen Gebirgen zeigen, daß er über 2000 Fuß steigt. Prestel, der von Emden aus die Höhe der Rauchschicht über dem brennenden burtanger Moore beobachtete, fand, daß hier, an der Ursprungsstelle, diese Höhe auf 10000 Fuß steigt. Guthe erklärt:

> Nun ist aber aus mehrfachen Erfahrungen bekannt, daß Rauch die Leitungsfähigkeit der Luft für Elektricität befördert. (Dies ist mit größter Evidenz durch zahlreiche Experimente bewiesen.) Es kann also recht wol ein bis zu der eben angegebenen Höhe emporgestiegener Rauch eine leitende Verbindung zwischen Wolken und Erde vermitteln und dadurch ein vorhandenes Gewitter schwächen oder die Bildung von Gewittern verhindern. Darum halten noch so manche, Ursache und Wirkung verwechselnd, den Moorrauch für ein „zersetztes Gewitter". Es ist ferner bekannt, daß feine Staub- und Kohlentheilchen eine stark wasseranziehende Kraft haben, und so trocknet denn auch der Moorrauch die Atmosphäre aus, verhindert die Bildung von Regen und hemmt so die Entwickelung der Pflanzen.

Den großen schädlichen Einfluß, den wir ihm hier in Thüringen zuschreiben, stellt der Verfasser in Abrede und sagt:

> Er schadet, wie man das an den Orten seiner Entstehung aus langjähriger Erfahrung weiß, weder der Gesundheit der Menschen und Thiere, noch anders als in der angegebenen Weise der Entwickelung der Pflanzen. Wenn man ihm im Binnenlande das Abfallen der Obstblüte schuld gibt, so mag darauf hingewiesen werden, daß man in Holland inmitten der Moorbrennereien die schönsten Obsternten gemacht hat.

Das will ich nicht bestreiten, muß aber bemerken, daß er bei uns, im Mai oder Juni, wenn er wochenlang dauert, wahrhaft tödlich auf die Vegetation einwirkt, am tödlichsten, wenn er sich gleichsam als Nebel tropfenweise auf die Pflanzen senkt. „Es will regnen und kann nicht", sagt der Bauer. Kommt aber nach einem solchen „Höhenrauch-Thau" bald ein starker Regen, d. h. wenigstens innerhalb 24 Stunden, so ist die Einwirkung nicht so nachtheilig. Diese Erscheinung ist hier seit Jahren beobachtet worden. Gewöhnlich kommt der „Höhenrauch" von Nordwest gezogen, ist also ganz sicherlich der durch Moorbrände entstandene Moorrauch.

Nachdem der Verfasser die norddeutsche Ebene, das ganze große Flachland mit allen seinen Flüssen und Bächen sehr ausführlich, fast zu detaillirt geschildert hat, geht er zum Harz und dessen Umgegend über. Dabei

müſſen wir ebenfalls ſeine vielumfaſſenden Studien anerkennen, denn er gibt über jede Ortſchaft hiſtoriſche Notizen, charakteriſirt die geologiſchen und phyſikaliſchen Verhältniſſe des Landes und lehrt uns die Bewohner, deren Urſprung und Geſchichte kennen. Und auch hier erfahren wir über alle Gegenden, daß wir, wie bei Hochauſen auf Zechſtein, bei Oſterode auf Gips und auf dem Eichsfelde auf rothem Sandſtein wandern. Er führt uns auf die koloſſale Granitmaſſe, Brocken genannt, beſchreibt das ganze Harzgebirge mit genauer Angabe der Höhenverhältniſſe, zeigt den Urſprung und Verlauf der darauf entſpringenden Flüſſe und geht dann wieder herunter in die Thäler, um die Wohnungen der Menſchen, deren Arbeiten und Mühen zu ſchildern. Es wird das Hügelland nördlich vom Harze, das oſtfäliſche Berg- und Hügelland, das Eichsfeld charakteriſirt, dann dem Bergbau, ganz beſonders Hannovers Kohlengebirgen dieſſeit der Weſer, eine ausführliche Betrachtung gewidmet. Daß dabei auch die Alterthümer, das Bülzenbett, die Gräber mit Stein- und Bronzewaffen erwähnt werden, iſt ſelbſtverſtändlich. Sowol in Schleswig als in andern nordweſtlichen Theilen Deutſchlands findet man dergleichen.

Bei dieſer Gelegenheit ſpricht ſich der Verfaſſer auch über die Anſichten Nilsſon's in der oben erwähnten Schrift aus. Er ſagt:

Profeſſor Nilsſon in Lund hat neuerdings die Anſicht aufgeſtellt, daß die Menſchen der Steinzeit durch die ganze Bronzeperiode mit hindurch gelebt haben, gewiſſermaßen das Proletariat neben der Ariſtokratie der Bronzemänner bildend. Die Bronzewerkzeuge ſelbſt, welche für eine hohe Ausbildung der Technik und einen ausgebildeten Formenſinn bei ihren Verfertigern ſprechen, ſind nach ſeiner uns höchſt glaublichen Meinung phöniziſchen Urſprungs; dafür ſpricht ihm auch der Umſtand, daß die Handgriffe der Bronzewaffen wol für eine zarte orientaliſche Hand, aber nicht für eine germaniſche Fauſt paſſen. Nilsſon glaubt daher an phöniziſche Colonien in unſern nordiſchen Landen und ſieht in jenen großen Grabdenkmälern die Grabſtätten phöniziſcher Anführer. So weit vermögen wir ihm allerdings nicht zu folgen.

Nilsſon macht aber, wie wir gleich ſehen werden, noch ganz andere Folgerungen. Vorläufig citire ich noch eine Stelle über Hünengräber, welche nur wenigen bekannt ſind:

Bei Fallingboſtel ſind die ſogenannten ſieben Steinhäuſer berühmt. Sie liegen in der Nähe des Meierhofs Südboſtel. Vier von ihnen, in eine gerade Linie geſtellt, ſind in der gewöhnlichen Weiſe conſtruirt, daß man über eine Anzahl ins Viereck geſtellter Träger einen oder mehrere granitene Deckſteine gelegt hat. Einige derſelben ſind 13 Fuß lang und 9 Fuß breit. Das fünfte und größte Denkmal iſt ein wahres ſteinernes Haus und in ſeiner Vollſtändigkeit einzig im nordweſtlichen Deutſchland. Sieben aufrechtſtehende, genau aneinander paſſende, inwendig bearbeitete ungleiche Granitblöcke ſchließen mit einem einzigen über ſie gelegten, inwendig ebenfalls bearbeiteten Deckſtein, welcher 17 Fuß lang, 14½ Fuß breit, 1¾ Fuß dick iſt und mindeſtens 150000 Pfund wiegt, einen überirdiſchen Raum ein, deſſen Grundfläche ein Quadrat von etwa 12 Fuß Seite iſt und deſſen Höhe 5½ Fuß beträgt. Zwei Granitblöcke ſtehen als Thürpfoſten vor dem Eingange. Häufig ſind mehrere ſolcher Hünengräber, wie von einer Einzäunung, von einer oder mehrern Reihen kreisförmig oder oval geordneter Granitblöcke umgeben. So liegen z. B. bei Wallhöfen drei ſolcher oblongen Hünenbetten, von denen das erſte, welches aus 25 Granitblöcken 6—9 Fuß hoch beſteht, in einem Oval von 124 Fuß Umfang vier aus Trägern und Deckſteinen conſtruirte Hünengräber einſchließt. Die ausgezeichnetſte Gruppe von Steindenkmälern iſt aber jedenfalls die des Giersfeldes im Kirchſpiel Ankum des Amtes Berſenbrück. Es ſind acht ſteinerne Denkmäler, ſämmtlich Hünenbetten der größten Art. Jedes der acht Denkmäler war urſprünglich ein geſchloſſener Steinkreis, innerhalb deſſen ſich eine bedeutende Menge (in einem Falle 16) Gräber befinden. Die größte Steinſetzung iſt 125 Fuß lang und 12 Fuß in der Mitte breit; die 16 Gräber, ſämmtlich mit Deckſteinen auf Trägern, ſind noch wohl erhalten.

Dieſe cyklopiſchen Bauarten ſind ähnlich geformt wie Stonehenge in England, das Nilsſon von den Phöniziern erbauen läßt. — Guthe's Werk iſt für jeden Geographen und Verwaltungsbeamten ein ganz unentbehrliches Buch. Ebenſo iſt es für die Bewohner jener beſchriebenen Lande, überhaupt für alle Deutſche, welche ihr ſchönes Vaterland genauer kennen lernen wollen, von höchſtem Intereſſe, indem es reichliche Belehrung und Unterhaltung gewährt. Nur eins habe ich beim Leſen vermißt, nämlich eine Karte. Dergleichen Werke ſollten niemals ohne Specialkarten der beſchriebenen Lande ausgegeben werden.

Nilsſon führt uns in ſeiner Schrift: „Die Ureinwohner des ſkandinaviſchen Nordens“ (Nr. 2), aus dem blühenden Leben der Gegenwart mehr als 3000 Jahre zurück in die graue Vorzeit, wo die Phönizier ihren Bernſtein von Deutſchlands Küſten und das Zinn aus England holten.

Das Hauptwerk, zu welchem dieſe Nachträge gehören, iſt unter gleichem Titel ſchon 1863 erſchienen und in Nr. 23 d. Bl. f. 1864 von Heinrich Birnbaum ſehr lobend beſprochen worden. Im erſten Nachtrag ſucht der Verfaſſer zu beweiſen, daß die Phönizier mit den Küſtenländern des weſtlichen Europa Tauſchhandel getrieben, um Zinn, Bernſtein, Fiſche (?) und Pelzwerk zu erlangen; dabei hätten ſie vermöge ihrer techniſchen Bildung die Bronzecultur dort eingeführt. Die in den alten Gräbern gefundenen kleinen Bronzeſchwerter mit kunſtvoll gearbeiteten kleinen Griffen ſeien phöniziſche Arbeit. Die handeltreibenden Phönizier hätten ſich nach und nach durch Anlegung zahlreicher Colonien unter den damals halbwilden Einwohnern Englands, Irlands, Schwedens und im nordweſtlichen Deutſchland niedergelaſſen und ſehr verbreitet. Mit der Bronzecultur hätten ſie zugleich ihren phöniziſchen Sonnendienſt, d. h. den Baalscultus, eingeführt und unter den Landesbewohnern zur Geltung gebracht. Derſelbe habe noch lange nach dem Aufhören des Bronzealters fortgedauert und ſei zur Zeit der Einführung des Chriſtenthums in den weſtlichen und ſüdlichen Theilen der ſkandinaviſchen Halbinſel der allgemein vorherrſchende heidniſche Cultus geweſen, doch keineswegs mit dem Druidencultus identiſch! Das ſtellt der Verfaſſer entſchieden in Abrede.

Die Beweisführung des ſchwediſchen Profeſſors beruht auf den Angaben des Homer, Herodot, Strabo, Plinius und anderer alten Schriftſteller; hauptſächlich dann auf der comparativen Methode, welche die Aehnlichkeit der alten Steindenkmäler in verſchiedenen Ländern ins Auge faßt.

Was dieſe Methode in der Sprachforſchung leiſtet, iſt allerdings unumſtößlich. Die vergleichende Sprachforſchung hat die ſtaunenswürdigſten Reſultate zur Aufklärung geſchichtlicher Zuſammenhänge geliefert.

Die comparative Methode hinſichtlich der Baudenkmäler iſt aber nicht überall zutreffend. Wenn wir in einem Lande Baſiliken, gothiſche Dome, überhaupt Bauwerke im griechiſchen, byzantiniſchen Stile antreffen, ſo ſchließen wir nicht, daß ſie von Griechen, Byzantinern erbaut worden ſeien. Auch ein Schweizerhaus oder eine chineſiſche Pagode bringt uns nicht auf den Gedanken, daß der Beſitzer oder Erbauer ein Schweizer oder Chineſe ſein müſſe, der ſich in Deutſchland oder Frankreich angeſiedelt und im Bauſtil ſeiner Heimat habe bauen laſſen.

Was ſoll man aber zu der Schlußfolgerung ſagen, wenn man aus der Aehnlichkeit einiger Steinkreiſe von rohen, unbearbeiteten Steinen und aus ähnlichen Gräbern folgern will, ſie ſeien von einem und demſelben Volksſtamm aufgeführt, der ſich in Phönizien, auf Malta, in Skandinavien, England, Irland und in Nordweſtdeutſchland verbreitet habe!!

Dies iſt nämlich die Methode des Verfaſſers. Alle jene alten Steindenkmäler und Steinhaufen, ähnlich den oben geſchilderten Hünengräbern, welche Nilſon in Schweden, Irland und England antrifft, darunter auch „Stonehenge", ſollen nach ſeiner Anſicht von den Phöniziern erbaut worden ſein. Die Phönizier hätten in jenen Ländern zahlreiche Colonien angelegt, ſich ſtark vermehrt und dann jene cyklopiſchen Steingebäude aufgeführt. Daß ſie den Bernſtein an Schleswigs, Jütlands und an den preußiſchen Oſtſeeküſten geholt haben, kann niemand leugnen. Auch mögen ſie aus England ihr Zinn bezogen haben; ob ihren ganzen Bedarf? bleibt fraglich, obgleich es Nilſon behauptet. Daß ſie aber Nordweſtdeutſchland, Skandinavien, England, Irland, Schottland und noch viele andere Länder durch ihre Colonien ſo zahlreich bevölkert haben ſollten, wie der ſchwediſche Autor zu beweiſen verſucht, iſt nicht wahrſcheinlich. Wäre es der Fall geweſen, ſo müßten ſich, gleich dem Celtiſchen, noch Sprachreſte, wenn auch nur einzelne Worte, vorfinden. Man findet aber weder in England, Irland, Schweden, noch in Norddeutſchland phöniziſche Wortformen, was Nilſon ſelbſt zugibt. Seine Beweisführung gründet ſich alſo hauptſächlich auf die alten koloſſalen Steinhaufen, welche in den verſchiedenen Ländern von ſo ziemlich gleicher Structur ſind. Rohe, faſt gänzlich unbehauene Steine werden als Pfeiler in die Erde geſtellt und ein großer, ebenſo roher Stein oben daraufgelegt. Dieſe primitive Conſtruction, zu der nicht viel Geſchick gehört und auf die jeder Barbar kommen konnte, ſollen die kunſtfertigen Phönizier in Schweden und England eingeführt haben? Dieſe kunſtgewandten Phönizier, welche die ſchönſten Gewänder wirkten, die herrlichſten Schmuckſachen bereiteten, ſollten in jenen kalten Nordländern jahrelang an den koloſſalen Steinmaſſen gearbeitet und ſolche barbariſche Bauwerke aufgeführt haben? — Unmöglich!

Bauwerke kann man dieſe Steinmaſſen, welche theils Vierecke, theils längliche Kreiſe bilden, eigentlich gar nicht nennen. Es ſind die roheſten Bauverſuche eines noch ganz uncultivirten Volks. Die Phönizier waren aber damals die civiliſirteſte Nation; ſie mögen auch Colonien in jenen nordiſchen Ländern gegründet haben, um ihre Handelsgeſchäfte beſſer betreiben zu können; aber zu Hunderttauſenden waren ſie gewiß nicht dorthin eingewandert. Sie, die ſo hübſche kleine Bronzeſchwerter mit kunſtvoll gearbeiteten Griffen hinterlaſſen haben, wie der Verfaſſer zu beweiſen ſucht, ſie ſollten ſich mit der Errichtung ſolcher rohen Steinmaſſen abgequält haben!

Gewiß nicht; das haben die nordländiſchen Recken, die Rieſen des Nordens gethan, nicht aber das rührige, kunſtgewandte Kaufmannsvolk, das von einem Lande zum andern fuhr, um deren Schätze auszubeuten.

Die kunſtvollen Schmuckſachen in Gold und Bronze, welche ſich durch Schönheit der Form und durch die geſchmackvolle Einfachheit der Verzierungen auszeichnen, und die man ſo häufig in den uralten Gräbern gefunden hat, können allerdings von den Phöniziern herſtammen, wie der Verfaſſer behauptet. Doch gerade wer ſo kunſtvolle Schmuckſachen formt, kann ſich nicht an rohen Steinmaſſen ergötzen.

Im zweiten Nachtrage verſucht Nilſon zu beweiſen, daß „Stonehenge" in Wiltſhire von den Phöniziern erbaut worden ſei und als Tempel des Sonnendienſtes gedient habe. Die Anſicht, als ſei es ein Druidentempel geweſen, widerlegt er. Ich halte dieſe Annahme für noch unwahrſcheinlicher und ſeine Beweisführung als nicht zutreffend. Hätten phöniziſche Anſiedler wirklich dort gelebt, auch Zeit und Luſt gehabt, ſolche koloſſale Granitmaſſen aufzuthürmen, ſo würde ihr äſthetiſcher Geſchmack nebſt der Virtuoſität in der Technik beſſere Formen geſchaffen, die Steine behauen und ſomit das Schönheitsgefühl befriedigt haben. Es iſt eine ſonderbare Idee, die Welt überall mit Phöniziern bevölkern zu wollen; ebenſo curios, wie die Idee des Prof. Deſor, welcher Aſien, Afrika und Europa mit Celten bevölkert und jeden Steinhaufen, welcher in Aſien, Afrika und Europa zufällig dieſelbe Form oder eigentlich gar keine Form hat, auf ſie zurückführt. Steintiſche, Steingräber und jene Pfeiler mit Deckſteinen, die roheſten Anfänge monumentaler Bauten, können von den verſchiedenartigſten Völkern erbaut worden ſein und finden ſich ja in allen Welttheilen. Ueberhaupt ſollte man mit der Deutung ſolcher Steinhaufen vorſichtig ſein, damit es einem nicht ſo ergeht, wie jenem pariſer Profeſſor, welcher die roheſten Schreibverſuche eines deutſchen Knaben in den amerikaniſchen Hinterwäldern für eine Indianerſchrift hielt und ſich im Beſitz eines koſtbaren Hieroglyphenmanuſcripts wähnte. Dergleichen Steinanhäufungen, auch Steinkammern, findet man in allen ſteinreichen Ländern, ganz beſonders bei uns in Thüringen. Die Landleute haben ſie von ihren Aeckern auf die Lehden und Heiden gefahren und müßige Burſchen Kammern und Thürme daraus gebaut. Freilich, ſolche koloſſale Monumente wie „Stonehenge" in England, müſſen allerdings

ins Bereich der culturhistorischen Forschung gezogen werden; um sie aber einem solchen cultivirten Volke, wie die Phönizier waren, zuschreiben zu können, muß man gründlichere Beweise vorbringen als Nilsson, der sogar die unschuldigen Johannisfeuer als Ueberbleibsel des heidnischen Baalscultus deutet. Mit demselben Recht könnte man auch die Oster- und Pfingstfeuer, welche bei uns von jungen Burschen auf hohen Bergen angezündet werden, als Gebräuche des Sonnencultus betrachten.

21.

Feuilleton.

Kaiser Napoleon III. und das deutsche Drama.

Bei der Zusammenkunft der beiden Kaiser von Oesterreich und Frankreich in Salzburg spielen die Schauspieler des Burgtheaters dem französischen Monarchen drei deutsche Stücke vor. Dazu sind auserwählt: „Wildfeuer" von Halm, „Bürgerlich und romantisch" von Bauernfeld und „Der geheime Agent" von Hackländer. Die „Neue Freie Presse" schreibt über diese Wahl folgende Philippika: „Also ein dramatisches Gedicht und zwei moderne Lustspiele sind auserlesen, Napoleon III. ein Gemälde der dramatischen Kunst in Deutschland zu entrollen: drei Stücke, die zwar von dem Baarschatz der poetischen Kraft, welche dem heutigen deutschen Theater zur Verfügung steht, ein respectables Zeugniß ablegen, die aber auch nicht im entferntesten an das dichterische Vermögen erinnern, welches das deutsche Volk sein bestes Eigenthum nennt. Die köstliche, die einzige Gelegenheit, die uns geboten war, Napoleon III. den Kranz zu zeigen, den der Genius des deutschen Volks inmitten der schwersten politischen Drangsale, der tiefsten nationalen Erniedrigung sich geflochten hat, diese Gelegenheit lassen wir ungenutzt vorbeistreichen, als ob es eitel Sonnengold wäre, in dessen Strahlen uns die Franzosen erblicken; als ob wir in geistigem Ansehen schwelgten oder uns im Glücke erfochtener Schlachten wiegten. Einen Feiertag des Burgtheaters verzetteln wir gleichgültig, wie wir die Berufung Lessing's nach Wien, wie wir das Grab Mozart's, wie wir die Befreiung des Staats von der Kirche und wie wir die Suprematie in Deutschland verzettelt haben. Ja, einen Feiertag des Burgtheaters, der deutschen Bühne. Nicht ein einfältiges Théâtre paré stand in Salzburg auf der Liste der Festlichkeiten, wenn man den Augenblick richtig erfaßt und begriffen hätte. Es galt, einen historischen Act auszubeuten, einen Pulsfühler des deutschen Geistes an die Fülle zu mahnen, die das heimische Leben aus sich erzeugt hat. Dem Kaiser der Franzosen ist zuzutrauen, daß er den Gipfel zu sehen wünscht, den die dramatische Kunst der Deutschen erklommen, und daß er unsere Sprache in jenen Lauten vernehmen will, die den rauhen Klang des heimischen Wortes vergessen machen. Daß Napoleon III. die Lücken bemerken werde, welche die pathetische Kunst auf unserer Bühne verunstalten, war gewiß nicht zu befürchten; denn er hat die Anschütz, Schröder und Rettich nie gesehen, und auch in seinem Frankreich ist das dämonische Weib, das die Tragödie belebte, längst Staub und Asche. Noch immer wären wir fähig gewesen, eine «Maria Stuart», einen «Faust», einen «Tasso» anständig in Scene zu setzen, und die mangelhaften Theile der Darstellung würden durch die Flamme des Dichters, die für den französischen Gast den Reiz der Neuheit haben mußte, vollständig verzehrt worden sein. Wie prächtig hätte es sich ausgenommen, wenn «Wallenstein's Lager» die beabsichtigte Trias der Vorstellungen in Salzburg eröffnet hätte. Das blitzende Feuer dieses Gedichts kann gar nicht ausgelöscht werden, der trotzige Schritt desselben duldet ohnehin keinen schleppenden Gang. Und dabei würde der Kaiser der Franzosen das vielzüngige, farbenbunte Völkergewühl Oesterreichs in einem Meisterbilde kennen gelernt haben. Aber geradezu beschämend ist es für die Bildung in Oesterreich, für das Burgtheater und für dessen Mitglieder, daß von den drei Abenden, die dem Schauspiel in Salzburg gewidmet sind, nicht ein einziger der classischen Poesie gehört, und daß jener Herrscher, der mit den Leidenschaften ganzer Völker gerechnet hat, der mit den tragischen Mächten auf du und du steht, von girrenden Mädchen, süßen Jünglingen, verliebten Assessoren und genügsamen Badeärzten des deutschen Dramas umzingelt wird."

Offenbar kann der Tadel die artistische Direction des Burgtheaters nicht treffen, der bei Hoffesten doch nur eine berathende Stimme zusteht. Ueberhaupt wird Napoleon den Geist der deutschen Nation in Salzburg nicht studiren wollen. Daß ihm Schiller bekannt, hat er bewiesen, als er in Ham „Die Ideale" dieses Dichters übersetzte. Doch kann er aus den aufgeführten Stücken immerhin manches lernen, z. B. aus „Wildfeuer", wie unschuldig unsere Mädchen sind, und aus „Der geheime Agent", welche diplomatische Gewandtheit an den deutschen Höfen zu finden ist.

Literarische Notizen.

Von Karl von Holtei erscheint eine Sammlung seiner besten dramatischen Werke unter dem Titel: „Theater von Karl von Holtei. Ausgabe letzter Hand" (6 Bde., Breslau, Trewendt, 1867). Die zwei ersten Bände der Ausgabe liegen vor. Der erste Band enthält: „Lenore", „Der dumme Peter", „Ein Trauerspiel in Berlin", „Der alte Feldherr"; der zweite Band: „Robert der Teufel", „Wiener in Berlin", „Lorberbaum und Bettelstab", „Berliner in Wien". In der Vorrede bekennt der greise Dichter, daß er sich lange getäuscht habe über seinen Beruf und sein Geschick, für die Bühne zu schreiben, so lange als er den Wahn gehegt, er besäße dramatisches Talent. Das habe nicht von eitler Anmaßung hergerührt, sondern in den Verhältnissen gelegen, in welche er (zunächst durch selbsteigene kindische Schuld, späterhin jedoch durch den Zwang eiserner Nothwendigkeit) mit der Theaterwelt gelebt. Erst im reifsten Mannesalter habe er die Erkenntniß gewonnen, der dramatisch-theatralischen Poesie eigentlichstes Wesen gar nicht begriffen und voll naiver Sorglosigkeit epische wie lyrische Elemente unverarbeitet mit scenischen Effecten durcheinandergemischt zu haben. Dieses Geständniß läßt an Offenherzigkeit nichts zu wünschen übrig; doch dürfte der Autor in seiner Selbstkritik wol zu streng verfahren sein.

Alexander Rost's „Dramatische Dichtungen" erscheinen gegenwärtig gesammelt (Weimar, Panse). Die erste Lieferung enthält das Volksschauspiel: „Ludwig der Eiserne oder das Wundermädchen aus der Ruhl"; die vierte Lieferung das Trauerspiel: „Das Regiment Marlo."

Von der Auswahl dramatischer Werke von August von Kotzebue (Leipzig, Kummer) bringt der fünfte Band die Lustspiele: „Der Vielwisser", einen Pendant zu der „Sucht zu glänzen" und eine Persiflage der damals noch mehr als heute grassirenden Polyhistorie; „Der Freimaurer"; „Der alte Leibkutscher Peter des Dritten", „Die Rosen des Herrn von Malesherbes", „Das Landhaus an der Heerstraße".

Franz Dingelstedt läßt seine Einrichtungen der Shakspeare'schen Geschichtsdramen unter dem Titel: „Shakspeare's Historien; deutsche Bühnenausgabe" (Berlin, G. Reimer, 1867) erscheinen. Die beiden ersten Bände enthalten zwei Theile von „König Heinrich VI.", in welchen die Aneignung am freiesten verfuhr, der dritte Band bringt „König Richard III." Eine geistvolle Einleitung enthält zwei Aufsätze: „Ueber Shakspeare's Historien im Original", und über „Die Reproduction der

Shakspeare'schen Historien". Wir kommen auf das für die Bühne der Gegenwart in vieler Hinsicht wichtige Unternehmen und die dabei ins Spiel kommenden Principienfragen noch eingehender zurück.

Von Adolf Bastian's interessantem Werk: „Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen", ist der dritte Band: „Reisen in Siam im Jahre 1863", erschienen und zwar, nicht wie die beiden ersten im Verlag von O. Wigand in Leipzig, sondern in dem von Costenoble in Jena.

Das „Album des Literarischen Vereins in Nürnberg für 1867" (Nürnberg, Bauer u. Raspe) enthält manche artige Gedichte und werthvolle Aufsätze. Dem in Spanien im vorigen Jahre verstorbenen Präsidenten des Vereins, J. K. Hoffmann, sind in Vers und Prosa ehrende Denkmale gesetzt.

Im Verlag der F. Boselli'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. ist eine Wappentafel der hauptsächlichsten Länder der Erde erschienen, zu welcher E. von Schmidt einen soeben als selbständige Schrift veröffentlichten Text: „Die Wappen aller regierenden Fürsten und Staaten", geschrieben hat. Das Buch ist von Interesse für Freunde der Wappenkunde und eignet sich besonders zum Nachschlagen, wenn man über die Bedeutung eines Wappenthiers im Dunkeln tappt.

Von dem „Paris Guide" erscheint unter dem Titel: „Paris. Ein Spiegelbild seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens in Schilderungen von den bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs", im Verlag von Lesser in Berlin eine deutsche Ausgabe.

Professor Heinrich von Treitschke hat einen Ruf an Stelle des Professors Häusser in Heidelberg angenommen und wird von Kiel dorthin übersiedeln. Man greift diese Berufung an, weil Treitschke noch durch kein größeres Geschichtswerk sich einen Namen gemacht habe. Doch glauben wir, daß ein lebendiger und glänzender Vortrag für einen Professor der Hochschule die beste Mitgift sei.

In dem Chefredacteur der „Vossischen Zeitung", Otto Lindner, der am 7. August in Berlin starb, hat die deutsche Publicistik einen ihrer geistvollsten Vertreter verloren. Die vielseitige philosophische und ästhetische Bildung Lindner's zeigte sich in dem gehobenen Charakter, den er dem literarisch-kritischen Theil seiner Zeitung einzuhauchen verstand. Als Anhänger der Schopenhauer'schen Philosophie trat er, immer indeß mit Maß und Kritik, für dieselbe in die Schranken; seine Schriften über die Tonkunst, in der er selbst auch producirend auftrat, sind wichtige Beiträge zur Philosophie und Geschichte der Musik. Der Dichtkunst gegenüber hielt der Verehrer Lenau's und Hölderlin's fest an jener Poesie des Geistes, die von hohlem Versgeklimper himmelweit entfernt ist und der allein die Zukunft unserer Literatur gehört. Der Vortrag, den Lindner in Berlin über Nikolaus Lenau hielt, war von dieser Anschauung durchdrungen und bahnte ihr mit Geist und Energie den Weg in weitere Kreise.

Sinn und Tendenz des Spiels von den zehn Jungfrauen.

Das „Spiel von den zehn Jungfrauen" ist neuerdings wieder zum Gegenstand einer Betrachtung genommen worden, in welcher namentlich die dogmatische Seite dieser denkwürdigen Dramatisirung einer neutestamentlichen Parabel hervorgehoben wird. Wir fanden die Abhandlung, die sich betitelt: „Das geistliche Spiel von den zehn Jungfrauen zu Eisenach. Nach Sinn und Tendenz beleuchtet von Ludwig Koch", im ersten Hefte des siebenten Bandes der „Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde" (Jena 1867). Der Verfasser gedenkt der vor ihm gelieferten Arbeiten über das betreffende Stück, erwähnt auch die Veröffentlichung eines zweiten Textes durch Max Rieger (Pfeiffer's „Germania", X, 311 fg.), wie die grammatischen und kritischen Bemerkungen in Reinhold Bechstein's Dissertation (Jena 1866), hält sich aber dessenungeachtet nur an den durch Ludwig Bechstein gegebenen Text. Dadurch hat er manches mit in seine Betrachtung gezogen, was sich als Interpolation erweist und eine gesonderte Besprechung verdient hätte; andererseits mußte er dadurch in der Mittheilung von Textstellen unrichtige oder zum mindesten unebene Verse wiederholen. Kann nach dieser Richtung hin Koch's Arbeit auch das Gepräge des Dilettantismus nicht verleugnen, so stehen wir nicht an, sie deshalb rühmend zu erwähnen, weil in ihr zum ersten mal außer der literargeschichtlichen Bedeutung die kirchliche Wichtigkeit des Spiels in eingehenderer Weise dargethan wird. Eine Einzelheit, die Koch anführt, ist überdies geeignet, Interesse zu erregen. Johannes Manlius berichtet in seinen „Collectaneen", die vorzugsweise aus Philipp Melanchthon's Vorlesungen stammen, über die Aufführung des eisenacher Spiels und über ihren tragischen Ausgang; zugleich aber geht aus seinen Worten hervor, daß er das Stück selbst und seine Tendenz gekannt und richtig gewürdigt habe.

Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, daß eine neue Uebersetzung des „Spiels von den zehn Jungfrauen" von Ludwig Ettmüller versucht wurde. Dieselbe findet sich im dritten Bande der „Herbstabende und Winternächte" (Stuttgart 1867).

Bibliographie.

Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte. (Von Maximilian I.) 1ster bis 4ter Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Bronik, P., Die slavischen Familiennamen in der Niederlausitz. Bautzen, Schmaler u. Pech. 8. 5 Ngr.

Clemens, F., Jesus der Nazarener. Des Weisesten der Weisen Leben, Lehre und natürliches Ende. Nach neueren historischen Quellen bearbeitet und dem deutschen Volke gewidmet. Hamburg. 8. 15 Ngr.

Droysen, J. G., Geschichte der preußischen Politik. 4ter Thl. Friedrich I., König von Preußen. 1ste Abth. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dull, A., Konrad der Zweite. Historisches Schauspiel. Erster Theil: König Konrad der Zweite. Zweiter Theil: Kaiser Konrad der Zweite. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Förster, B., Der Feldzug von 1866 in Südwest-Deutschland. Militärisch-statistische Notizen. Mit Benützung der Feldzugs-Acten der bayerischen Armee. München, Lindauer. Gr. 8. 9 Ngr.

Grützner, M. C., Flüchtlingsleben. Mit einem einleitenden Kapitel von M. Hartmann. Zürich, Schabelitz. 8. 24 Ngr.

Häntzsche, J. C., Talysch. Eine geographische Skizze. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 15 Ngr.

Harder, H. W., Beiträge zur Schaffhauser-Geschichte. 1stes Heft. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Hasche, T., Die Räthsel der Natur und des Lebens. 2te, durch einen Nachtrag vermehrte Ausgabe. Hamburg, O. Meißner. 8. 10 Ngr.

Jung, H. L., Merksteine auf dem Wege des Lebens. Vorträge auf dem Gebiete der Lebensphilosophie. München, Merhoff. 8. 4 Ngr.

Kissner, A., Chaucer in seinen Beziehungen zur italienischen Literatur. Inaugural-Dissertation. Bonn, Marcus. Gr. 8. 15 Ngr.

Köpke, R., Widukind v. Korvei. Ein Beitrag zur Kritik der Geschichtschreiber des 10. Jahrhunderts. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Leonhard, C. (O. Elsner), Tasso's Tod. Dramatisches Gedicht. Breslau, Aderholz. 16. 6 Ngr.

Maassen, F., Zwei Synoden unter König Childerich II. Nach einem Manuscript der Stadtbibliothek von Albi. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 12 Ngr.

Mücke, A., Die Dogmatik des 19. Jahrhunderts in ihrem innern Flusse und im Zusammenhang mit der allgemeinen theologischen, philosophischen und literarischen Entwickelung desselben. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von K. Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Scartazzini, J. A., Giordano Bruno, ein Blutzeuge des Wissens. Vortrag. Biel, Steinhell. 8. 9 Ngr.

Schneider, F., Maximilian's I. Kaiserreich und Tod. Von Miramare bis Queretaro. Berlin, Burmester u. Stempell. Br. 8. 5 Ngr.

Schultze, L. T., Vom Menschensohn und vom Logos. Ein Beitrag zur biblischen Christologie. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Sugenheim, S., Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart. 3ter Bd. Vom großen Zwischenreich bis zum Tode Herzog Karl's des Kühnen von Burgund. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 27½ Ngr.

Friedrich von Tippelskirch. Ein Lebensabriß. Von Freunden des Verstorbenen. Wiesbaden, Niedner. 16. 5 Ngr.

Das Trauerspiel in Mexico. Leipzig, Kunze. 8. 5 Ngr.

Walther, A., Bilder aus dem Soldatenleben in Neapel. Nach dem Tagebuch eines Schweizersoldaten dargestellt. Bern, Haller. Gr. 8. 16 Ngr.

Weidmann, F. C., Moriz Graf v. Dietrichstein. Sein Leben und Wirken aus seinen hinterlassenen Papieren dargestellt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Dritter Band
von Gutzkow's Roman „Hohenschwangau".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte. 1536—1567.
Von
Karl Gutzkow.

Dritter Band. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band (bereits in zweiter Auflage erschienen) und der zweite Band haben denselben Preis.

Soeben ist von diesem Roman ein neuer Band erschienen, dessen Schauplatz Augsburg bildet und der besonders viel historische Porträts und scharfgezeichnete Culturbilder enthält. Der Roman spielt bekanntlich im Zeitalter der Reformation. Kaiser und Reich, Fürsten und Städte, Wissen und Leben deutscher Nation kämpften in jener Zeit um dieselben Güter, denen noch heute der Lebenskampf des deutschen Volks gilt.

Ist es demnach schon an sich ein bedeutender und fesselnder Stoff, der hier dem Leser geboten wird, so entfaltet er sich unter des Verfassers Hand zu einem farbenfrischen, das ganze damalige Leben treu wiedergebenden Gemälde, sodaß sich dieser neue Roman den berühmten Schöpfungen des Autors, den „Rittern vom Geiste" und dem „Zauberer von Rom", ebenbürtig an die Seite stellt.

Preisermässigung werthvoller Werke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der darüber soeben ausgegebene Katalog besteht aus folgenden fünf Abtheilungen:

I. Abtheilung: 1. Bibliographie. Encyklopädische Werke. Literatur- und Sprachwissenschaft. Zeitschriften. — 2. Griechische und römische Philologie. Alterthumswissenschaft. Orientalia. — 3. Theologie. Philosophie. — 4. Pädagogik. Wörterbücher. Grammatiken. Lehrbücher. Jugendschriften. — 5. Geographie. Länder- und Völkerkunde. Reisen.

II. Abtheilung: 1. Rechtswissenschaft. Staatswissenschaften. — 2. Geschichte. Memoiren und Biographien.

III. Abtheilung: 1. Medicin. Naturwissenschaften. — 2. Mathematik. Militärwissenschaften. Technologie. Baukunst. — 3. Handelswissenschaften. Haus- und Landwirthschaft. Forst- und Jagdwissenschaft.

IV. Abtheilung: Deutsche schöne Literatur: 1. Erläuterungsschriften. Gesammelte Werke. Briefwechsel. Kunstliteratur. — 2. Altdeutsche Literatur. — 3. Romane und Erzählungen. — 4. Gedichte. — 5. Dramatisches.

V. Abtheilung: Ausländische Literatur in den Originalsprachen und in Uebersetzungen.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

☞ Die Preisermässigung besteht nur für einige Zeit. Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt gewährt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von
Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei.

8. Geh. In 15 Lieferungen zu je 20 Ngr. oder in drei Bänden zu je 3 Thlr. 10 Ngr.

In einem dem Geiste der wahren Freimaurerei entsprechenden Sinn und weit entfernt die Zahl der aus unlauterer Quelle stammenden und nur unedler Neugier dienenden angeblichen Enthüllungen freimaurerischer Geheimnisse damit vermehren zu wollen, verbanden sich zwei durch ihre Stellung im Freimaurerbunde dazu besonders befähigte Gelehrte mit einer grössern Zahl gleichfalls dem Bunde angehöriger Männer in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Holland, Dänemark und Nordamerika zur Herausgabe dieses Werks, das eine Fülle des mannichfaltigsten und interessantesten, nur zum kleinsten Theile allgemein bekannten Materials in wissenschaftlich gründlicher und zugleich allgemein verständlicher Darstellung bietet.

Die soeben erschienene **vierzehnte Lieferung** (Bogen 25—32 des dritten Bandes) enthält folgende wichtigere Artikel: **Trauerloge — Unterwerfungs- und Vereinigungs-Acte — Urim und Tummim — Verfolgungen — Verordnungen — Verrätherei — Vier — John Ward — C. C. G. Wedekind — Weimar — A. Weishaupt — Weltkugeln — C. M. Wieland — Winkelloge — Wohlthätigkeit. Wohlthätigkeitsanstalten — Sir Christoph Wren — Yorker Urkunde.**

Es fehlt jetzt nur noch eine Lieferung zum Schluss des Werks. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an und liefern das bereits Erschienene.

Billige Offerte.

Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757 bis 1763. Nach bisher unbenutzten handschriftlichen Originalien und andern Quellen politisch-militärisch bearbeitet von C. Renouard. 1864. 3 Bände. 155 Bogen gr. 8. und 25 Beilagen. $9^2/_3$ Thlr. **Herabgesetzter Preis 4 Thlr.**

Geschichte des französischen Revolutionskrieges im Jahre 1792. Grossentheils nach bisher unbenutzten handschriftlichen Originalien, so wie anderen Quellen, politisch-militärisch bearbeitet von C. Renouard. Mit 6 Beilagen und einer Uebersichtskarte. 1865. Gr. 8. XII u. 495 S. Preis $2^1/_2$ Thlr. **Herabgesetzter Preis $1^1/_3$ Thlr.**

☞ Die herabgesetzten Preise gelten nur bis Ende 1870.

Cassel, bei Theodor Fischer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 29. August 1867.

Inhalt: Alfred Meißner als Romanschriftsteller. Von Rudolf Gottschall. — Biographisches und Verwandtes. Von J. W. Ebeling. (Beschluß.) — Philosophische Schriften. Von Julius Frauenstädt. — Arthur Stahl's Novellen. — Feuilleton. (George Sand über das Verhältniß von Roman und Drama.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Alfred Meißner als Romanschriftsteller.

1. Schwarzgelb. Roman aus Oesterreichs neuester Geschichte von Alfred Meißner. Volksausgabe. Berlin, Janke. 1866. 4. 1 Thlr.
2. Babel. Roman aus Oesterreichs neuester Geschichte von Alfred Meißner. Vier Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 6 Thlr.

Es ist ein bekannter Ausspruch: der Roman ist das Epos der Gegenwart; nicht minder bekannt ist das Wort Schiller's: der Romanschriftsteller ist der Halbbruder des Dichters. So erfreulich es sein mag, wenn sich Dichter von Beruf dem Roman zuwenden, ist es auf der andern Seite wieder bedauerlich, wenn Dichter, die ihre Mission durch glänzende Leistungen in den höhern Kunstgattungen bewiesen haben, in der Romanschriftstellerei aufgehen. Was der Roman dabei gewinnt, verliert die Poesie. Ein guter Roman läßt sich immerhin mit Lebenskenntniß und Menschenverstand, mit einigem Ansatz von Humor, einiger stilistischer Gewandtheit und handwerksmäßiger Routine schreiben; doch die Beherrschung der höhern Kunstgattungen erfordert ein ganzes dichterisches Talent. Wir sind weit davon entfernt, den Roman das Epos der Gegenwart zu nennen; wir sind überzeugt, daß sich früher oder später ein anderes dichterisches Epos bilden wird, welches dem reichen Culturinhalt der Gegenwart eine vollendete künstlerische Form von größerer Strenge darbietet, als sie die lässig bequeme, nach keiner Seite geschlossene Haltung des Romans bietet. Gerade der Roman verwischt die Grenzlinien dichterischer Begabung; er ist ein Gebiet, auf welchem die Mittelmäßigkeit unter gewissen Bedingungen, bei der Wahl eines günstigen, zeitgemäßen Stoffs, Triumphe feiern kann. Was ihm fehlt, ist das ἅπαξ λεγόμενον, die schöne Unvergänglichkeit des dichterischen Ausdrucks, die nach sorgfältigerm künstlerischen Maß sich aufbauende Architektonik, die freischaffende Belebung durch Phantasiemächte, mag immerhin jetzt an die Stelle der alten Göttermaschinerie ein Kreis von modernen Gedankenmächten treten, die eine geniale Erfindung nicht in allegorisch trockene Wesen verwandeln wird.

Alfred Meißner hat in seinen „Gedichten" und in seinem „Ziska" eine so echt dichterische Begabung gezeigt, daß man fast den Fleiß bedauern muß, mit welchem er jetzt das Feld des Romans anbaut. Mag auch die Ungunst der Zeiten sich von dem nach höhern Kränzen strebenden Dichter abwenden: unsere Poeten sollen nicht ermüden, nach diesen Kränzen zu ringen, sobald ihnen die Natur die seltene Mitgift des echten Talents verliehen hat; sie sollen nicht dem Dilettantismus den Platz räumen, der zuletzt nicht blos die Poesie verpfuscht, sondern auch den Glauben der Nation an den Beruf der Dichter erschüttert. Scheint es doch keine Kunst mehr, was allgemeiner Bildung zugänglich und erreichbar ist — und wer machte heutigentags nicht Verse, erträgliche, selbst von poetischem Hauch durchdrungene Verse? Wie vieler Poesie dieses Schlags wird nicht die Ehre zutheil, in volksthümlichen Sammlungen und den Anthologien für Toilettentische neben den Meistern des Sangs zu glänzen! Nicht blos das Publikum, sondern gerade die Literarhistoriker von Fach, die Sammler u. s. w. zeigen eine höchst bedenkliche Urtheilslosigkeit gegenüber der dichterischen Production. Die Gelehrsamkeit hat die Kritik verdorben; die Fähigkeit unendlicher Aneignung und Werthschätzung gegenüber dem unbegrenzten Material aller Zeiten und Völker, gegenüber allen Arten von Gedichten hat die unbefangene Empfindung und ihr sicheres Geschmacksurtheil getrübt. Unsere Literarhistoriker kommen wie aus einem Weinkeller, wo sie alle Sorten durcheinandergekostet haben und zuletzt nicht mehr fähig sind, die zarte „Blume" eines einheimischen Gewächses zu unterscheiden. In der That entspricht der kosmopolitische Literaturdusel einem derartigen Weindusel; die Competenz ist verloren gegangen, indem sie sich allzu eifrig und vielseitig bewähren wollte. Mit dem Nachgeschmack eines alten Feuerweins auf der Zunge findet man einen ähnlich schmeckenden neuen Wein, so schwächlich er sein mag, nicht minder feurig und trinkt zuletzt noch den Aepfelwein des Dilettantismus als einen Trank echter Poesie oder sieht in den Tropfen, welche eine zitterige Hand aus dem Kelche schüttet, noch den Göttern geweihte Libationen!

Deshalb aber sollen die echten Dichter ausharren auf

ihrem Posten und nicht die Flinte ins Korn werfen. Der Sieg über den Dilettantismus wird nicht im Sturm errungen, aber er ist für die Dauer gesichert. Der gesunde Sinn für die ewigen Rhythmen der Dichtung, das begeisterte Nachgefühl ist angeboren und unvertilgbar, und die Kunst überlebt auch ihre schlimmsten Feinde, die Kunstfreunde und Kunstkenner.

Wir leugnen es nicht, daß wir einen neuen Band Meißner'sche Gedichte den zwölf Bänden Roman, welche hier vor uns liegen — denn die Volksausgabe von „Schwarzgelb" faßt in einem Band acht Bände zusammen — vorziehen würden. Gleichwol gehört dieser Roman zu den besten der jüngsten Zeit, und wenn es auch unvermeidlich ist, daß Homer in zwölf Bänden bisweilen schläft, so ist er dafür desto rüstiger, lebendiger und anziehender, wo er wach ist. Wenn wir die beiden Romane als ein Ganzes betrachten, so ist dies cum grano salis zu verstehen. Der Dichter wollte offenbar jedem einzelnen volle Selbständigkeit sichern; dadurch ist indeß in ihr gegenseitiges Verhältniß eine gewisse Unklarheit gekommen. Der Leser von „Babel" braucht nicht zu ahnen, daß ein Theil der Fäden, die sich vor seinen Augen fortspinnen, bereits in einem achtbändigen Vorroman befeuchtet und um die schnurrende Spindel gedreht worden ist. Er steht ganz auf eigenen Füßen; alle zur neuen Handlung gehörigen Voraussetzungen werden ihm kurz, aber genügend dargelegt. Befremdlicher fühlt sich der Leser von „Schwarzgelb" angemuthet, der wegen seines verdienstlichen Ausharrens doch besonders wohlwollende Berücksichtigung verdiente, wenn er einige von dessen Hauptheldeu in „Babel" wiederfindet, ohne daß ihrer mitdurchlebten inhaltreichen Vergangenheit eine andere als die flüchtigste Erwähnung geschenkt wird, als handle es sich um unliebsame Antecedentien. So erfahren wir von dem Helden beider Romane, Bruno Haldenried, in dem zweiten nur, daß über die beiden traurigsten Dramen seines Lebens: seinen Proceß vor dem pesther Militärgericht und den Verlust eines geliebten Mädchens, der Vorhang gefallen. Diese beiden Dramen haben wir Leser von „Schwarzgelb" aber in acht Bänden mit durchgemacht und sehen nun diese Ereignisse, die unsere Theilnahme so lange in Anspruch genommen haben, in wenigen Zeilen abgefertigt. Ja, was noch bedenklicher ist, der Held erscheint wie der Faust des zweiten Theils, welchem die Elfen die Vergangenheit aus der Seele gebadet haben. Es ist kein Zurückgehen der Reflexion, der Empfindung möglich; denn da der Dichter die Brücken zwischen den beiden Romanen abgebrochen hat, so würde jede derartige Rückbeziehung Noten und Erklärungen verlangen, welche natürlich übel angebracht wären. So ist der Held wie ein Polyp mitten durchgeschnitten und führt mit jeder seiner Hälften ein selbständiges Leben. Wer den Bruno des ersten Theils kennt, wird den Charakter im zweiten allerdings consequent fortentwickelt finden; aber die ahnungslosen Leser des zweiten Theils wissen gar nicht, daß sie einen zweiten Cursus mit ihrem Helden durchmachen, ohne den ersten absolvirt zu haben, und werden nirgends unterstützt durch eine Andeutung des Dichters, welch eine Rolle jener bereits in einem umfangreichern Roman gespielt und welches Licht auf seinen Charakter und auf viele andere Charaktere aus diesem, immer nicht unerläßlichen, doch wünschenswerthen Vorstudium fallen dürfte.

Wir wissen diese Verschämtheit des Dichters zu würdigen, der seinen ersten Roman nicht einmal per subsequens matrimonium legitimirt, sondern einen geheimnißvollen Schleier über denselben breitet. Unsere Zeit zeigt zwar in der Lektüre eine seltene Geduld und Ausdauer; man darf ihr neunbändige Romane zumuthen, ohne einen Korb zu erhalten. Dennoch nimmt man schweres Gepäck ungern mit auf den Weg, und wenn ein Leser in vier Bänden ein Ganzes erhält, so ist das jedenfalls ersprießlicher, als wenn er noch acht Bände lesen muß, um diese vier zu begreifen. Gleichwol hätten wir in künstlerischem Interesse gewünscht, daß Meißner die Verbindungsglieder der beiden Romane nicht so locker eingefugt, daß er den Zusammenhang derselben unumwunden eingestanden und den zweiten weniger schüchtern durch den ersten beleuchtet hätte.

Auch abgesehen von der Fortentwickelung persönlicher Beziehungen bilden die beiden Romane, nach ihrem politischen Grundgedanken, eine Bilogie, die sich nach der Schlacht von Königgrätz leicht zu einer Trilogie erweitern dürfte. Es ist die große, mit Blut geschriebene Tragödie, deren Held das an Ruhm und Siegen reiche Oesterreich ist, hineingerissen in den revolutionären Zersetzungsproceß des Jahrhunderts, in das Kreuzfeuer der Nationalitäten und der politischen Freiheitsgedanken, unfähig, die veraltete Weisheit einer Politik zu wahren, deren Institutionen, von Tag zu Tag morscher werdend, über ihm zusammenbrechen. Schon diese Einheit des Grundgedankens hätte den Autor berechtigt, beide Theile auch äußerlich und eingestandenermaßen aneinanderzuschließen.

Eine andere innere Aehnlichkeit zwischen beiden erscheint uns bedenklicher; sie sind beide nach demselben Schema componirt, und diese Symmetrie gibt der Erfindung einen Zug von Dürftigkeit, der bei dem Phantasiereichthum des Autors sich leicht vermeiden ließ. In beiden dreht sich das romanhafte Interesse vorzugsweise um eine Katastrophe criminalistischer Art, deren Geheimniß nach dem guten Recht des Romans sich allmählich lichtet; in beiden handelt es sich um eine „dunkle That", dort um einen Sturz ins Wasser, hier um einen Sturz aus dem Fenster; hier wie dort ist die Frage, ob ein Mord oder ein Selbstmord stattgefunden hat; hier wie dort ergibt sich allmählich, daß das erstere der Fall war; die hauptsächlichste Spannung bleibt diesem „dunkeln Punkte" im Gefüge des Romans zugewendet, sodaß in beiden Romanen das criminalistische Interesse fast das politische überwiegt.

Gleichwol ist es ein politischer Romancyklus, welchen Meißner dichtet und in welchem er zwei Epochen der sich jählings abrollenden neuen Geschichte des Kaiserreichs in einer Folge von Bildern dem Leser vorzuführen sucht. In vieler Hinsicht bildet der Roman das Gegenstück zu

den „Rittern vom Geiste"; denn hier ist der preußische Staat mit seinen geistigen Elementen und Kämpfen ebenso geschildert, wie dort der österreichische — nur hat Gutzkow seinem Phantasiestaat keine bestimmte „schwarz-weiße" Färbung gegeben, während Meißner die Staatsfarben schon auf das Schild des seinigen malt. So konnte jener auch in die höchsten Kreise greifen, ohne eine Verantwortung für photographische Aehnlichkeit zu übernehmen, indem die Berechtigung des Anklingens, der hereinspielenden Bedeutung gewahrt blieb, während dieser selbstverständlich die Spitzen des Staats von seiner romanhaften Beleuchtung ausschließen mußte.

Von einem politischen Roman dürfte man nun freilich erwarten, daß auch alle seine Motive und Katastrophen politischer Natur seien. Ist doch nach Napoleon die Politik das Fatum der neuen Zeit, und in der That ein Fatum, das genug blutige Menschenopfer verschlingt. Leider kann aber die Poesie sich nicht an den sausenden Webstuhl der Zeit setzen. Das Geheimniß der Cabinete zu durchdringen, ist zwar nicht schwierig, dafür sorgen die Blaubücher; doch gerade weil es aufhört Geheimniß zu sein, weil die taghelle Beleuchtung der dichterischen Erfindung wenig Spielraum gestattet und weil der Dichter, wenn er trotzdessen sich auf die Verschönerung der Haupt- und Staatsactionen capricirt, nur ein die Wahrheit übertünchender Memoirenschreiber wird, wie die „Villafrancas", „Ludwig Napoleon" und andere vielbändige Zeitromane zur Genüge beweisen: gerade deshalb muß er einen andern Weg einschlagen und die Politik weniger in ihren Ursachen aufsuchen, als in ihren Wirkungen verfolgen, wie sie der Organismus des Staats, das Leben der Gesellschaft, Handel und Verkehr, Literatur und Kunst abspiegeln, wie sie namentlich in den Geschicken der einzelnen eine oft verhängnißvolle Kette bilden.

Die „Ritter vom Geiste" sind ohne Frage in der Erfindung glücklich gewesen; es ist der Reformgedanke selbst, der hier den Mittelpunkt der Handlung bildet. Die Bundeslade hat solche Bedeutung für den Bund gewonnen, daß auch ihre romanhaft wechselnden Schicksale das gleiche Interesse in Anspruch nehmen. Die Helden des Romans sind handelnde Vorkämpfer ihrer Ueberzeugung; die Spannung geht auf das Resultat des Kampfes. In dem Meißner'schen Roman hingegen liegt das handelnde Eingreifen des Haupthelden hinter ihm; nur die Abenteuer, in die er verstrickt wird infolge desselben, bilden den Inhalt der in „Schwarzgelb" vor sich gehenden Handlung. Diese Abenteuer sind geschickt und geistreich erfunden, um das ganze Culturgemälde des Kaiserreichs durch sie zu beleuchten, wie es sich nach dem Niederwerfen der Revolution in Ungarn und Deutschland gestaltet hat. Die herzige Spionage und Polizeiwirthschaft, der Dünkel der weltmännischen Aristokratie und ihrer leichtlebigen Staatsweisheit, der Hochmuth des mit dem Ultramontanismus verschworenen Hochtorythums, die Feilheit und Geschlechtlichkeit der Presse, der industrielle Schwindel, die rohe Bornirtheit des Haudegenthums, die Haltlosigkeit und Zerfahrenheit des Flüchtlingslebens, dieser von der plump arbeitenden Staatsmaschine ausgesiebten Spreu, in welcher doch die Fruchtkörner einer schönern Zukunft zu suchen sind — das alles gibt farbenreiche, geniale Culturbilder, in denen Schwarzgelb mit allen seinen Complementärfarben, wenn man so sagen darf, sich spiegelt. Doch der eigentliche Faden der Handlung ist in seinen Knotenpunkten unpolitisch; die Spannung geht auf das Criminalistische, auf den Ausgang der Liebesverhältnisse, nicht auf die politische Entwickelung. Auch die Bildungsgeschichte des Helden spiegelt in keiner Weise den Entwickelungsgang der Politik; kein Wechsel in seinen Ueberzeugungen, keine Fortbildung derselben macht sich geltend. Das aus politischen Antecedentien hervorgehende Abenteuer ist die eigentliche Seele der Handlung, soweit dieselbe nicht überhaupt durch ganz unpolitische Motive bestimmt wird. Da die Politik nicht in der Handlung aufgeht, so wird der bedeutende Ueberschuß derselben in selbständigen Betrachtungen verwerthet, die, wie der Chorus in Shakspeare's „Heinrich V.", die Brücke zwischen den verschiedenen Abtheilungen der Handlung schlagen.

Alfred Meißner hat in seinem frühern Hauptroman: „Sansara", auf einem allgemein philosophischen Hintergrund, der an die Lehren buddhistischer Weisheit anknüpft, ein modernes Liebesritterthum mit seinen psychologischen Wandlungen dargestellt. Die Don Juane mit einem faustischen Zug sind die Lieblingsgestalten seiner Muse. Jetzt in dem neuesten Werk, auf dem festen Boden einer durch bestimmte Landesfarben bezeichneten politischen Thatsächlichkeit kehrt diese Vorliebe ebenfalls wieder und selbst sein Held Bruno ist nicht frei von derartigen Anklängen; seine Sprünge von Cornelia zu Leonie und von Leonie zu Cornelia erinnern doch etwas an das geniale Durchkosten des Lebens und der Liebe, wie es den Virtuosen des verfeinerten und vertieften Genusses eigen ist. Auch bietet der neue Doppelroman Situationen der Liebe in reichster Auswahl, in einem prismatischen Farbenspiel, von der treuen unvergänglichen Herzensleidenschaft, welche ein Leben innerlich aufzehrt, bis zu den flüchtigsten Bildern frivolen Sinnengenusses, denen drastisch kecke Lichter aufgesetzt sind.

Die Hauptvorzüge des Doppelromans bestehen in der ausnehmenden Lebendigkeit einer fesselnden Darstellung. Ein reiches Dichtertalent hat seinen mannichfachen Zauber über denselben ausgebreitet: die warme Sprache der Empfindung, die glühende Sprache der Leidenschaft, sanft anmuthende Naturlyrik, die geistreiche Betrachtung über Leben und Politik, das keck umrissene Genrebild, den frischen Humor, oft naturwüchsig, oft pikant, eine Fülle scharfsilhouettirter Charakterköpfe. Alles lebt, bewegt sich, und es ist kein todter Mechanismus, es ist eine funkensprühende Bewegung, graziös bis in die frivolsten Launen, in denen sich die dichterische Erfindung gefällt.

Dabei gehört Alfred Meißner zu den glücklichen Romanautoren, welche schreiben, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, ohne sich in unfaßlichem Streben nach Classicität abzuarbeiten. Sein Stil ist frisch, ungezwungen, lebendig, frei von jener Ziererei, welche z. B. in

Grimm's „Unüberwindlichen Mächten" und den Werken der geistesverwandten Akademiker nach dem Goethe'schen Lorber zappelt. Diese Stilmusterreiterei hat ohne Frage ihre verdienstliche Seite; denn es ist in der Ordnung, daß die einen fein punktiren, wo die andern grob tätowiren, um das Gleichgewicht herzustellen. Doch vor allen Dingen soll der Stil der Mensch sein, und zwar nicht der kunstvoll in die Höhe geschraubte, sondern der natürliche Mensch. Hat dieser Geist, Poesie, Originalität, so werden ihm die Vorzüge des Stils von selbst zufallen.

„Schwarzgelb" zerfällt in vier Abtheilungen: „Dulder und Renegaten", „Aus der Emigration", „Vae victis" und „Die Opfer der Partei".

Die erste Abtheilung zeichnet sich besonders durch lebendige Bewegtheit aus. Ihr Hauptinhalt ist die Erzählung, wie der politische Flüchtling Bruno Haldenried durch eine junge, schöne Aristokratin, Cornelia, die Tochter des Grafen Thieboldsegg, längere Zeit in ihrem Schloß verborgen und vor den Verfolgern gerettet und wie gleichzeitig mit seiner Flucht in unerklärter Weise der Lieutenant Werner, ein früherer Revolutionär, der, als Gemeiner assentirt, später Offizier wurde, verschwindet, dessen Leiche man im Wasser entdeckt. Er war der Geliebte der Müllerstochter Hedwig, die sich eben seines unerwarteten Wiedersehens erfreut hatte. Alle diese Abenteuer sind lebendig und spannend erzählt; doch sie geben nur den Faden her, der uns durch die Zustände der österreichischen Gesellschaft und des österreichischen Staatslebens nach der Revolutionszeit hindurchführt. Da begegnen wir verschiedenen Persönlichkeiten, welche als Charakterköpfe die signatura temporis spiegeln, zunächst dem Grafen Thieboldsegg, der von Haus aus ein milder, geistreicher Diplomat der Gentz-Metternich'schen Schule war und wie diese einem feinen ästhetischen Epikuräismus zugethan, jetzt aber, durch die Revolution mit Bitterkeit und Härte erfüllt, sich an dem contrerevolutionären Programm betheiligte, das man mit eiserner Consequenz bis an die Grenzen des Unmöglichen ausführte. Es gab eine militärische und eine diplomatische Fraction dieser Partei; Thieboldsegg gehörte der letztern an, welche mit der liberal klingenden Phrase die Freiheitstendenzen zersetzen wollte. So schließt er denn ein Bündniß mit einem Redacteur Schmey, einem wohlgelungenen Charakterbild aus den österreichischen Preßzuständen, der sein Blatt, ohne dessen Farbe sichtbar zu wechseln, der Regierung verkauft. Der assentirte Lieutenant Werner ist ebenfalls eine charakteristische Figur, ein militärischer Renegat, wie Dr. Schmey ein journalistischer. Herr von Rack, der Bezirkshauptmann, vertritt das feinspürige Staatsgewissen, die engherzigste Polizeispionage zugleich als Sache persönlicher Passion. Eine köstliche Gestalt ist der alte General Greifenstein, dessen Naivetät mit ihren bärbeißigen und hyperkindlichen Nuancen durch die leichte Dialektfärbung noch an Lebenswahrheit gewinnt. Auch die Ehestandsscenen sind mit vielem Humor geschildert. Wo der alte Greifenstein den Mund öffnet, da sprudelt etwas Ergötzliches hervor. Es ist nicht blos der alte Haudegen, es ist der „schwarzgelbe" Haudegen, der uns hier in unverfälschtester Naturfarbe vorgeführt wird. Der überzeugungstreue Bergmüller Dubsky und der gaunerische Freiwerber Stropp vervollständigen die Galerie von Charakteren, welche der Roman uns vorführt.

Wir dürfen es hier gleich nicht verhehlen, daß Meißner keineswegs seine Charaktere mit jenen discreten Zügen hinzeichnet, die bei der akademischen Schule so beliebt sind, die so zart andeuten und so viel errathen lassen, die mit ihren Farbenpigmenten nur hier und dort ein Tüpfelchen aufsetzen, ihre Linien punktiren, und dem Publikum überlassen, sie zu ziehen. Diese falsche Vornehmheit ist unserm Autor fremd. Seine Pinselführung ist eher etwas derb, immer resolut; seine Silhouetten sind scharf ausgeschnitten; sie grenzen eher an die Caricatur als an die nichtssagende Verschwommenheit.

Daß dabei der poetische Hauch nicht verloren geht, zeigt das anmuthige Bild Cornelia's, der Tochter des Grafen Thieboldsegg, der eigentlichen Heldin des Romans; hier ist Anmuth, Grazie, reine Empfindung, dichterische Verklärung. In scharfem Contrast zu diesem Bilde steht das der lebenslustigen Leonie, der Frau des alten Generals, der Weltdame, deren pikante Abenteuer sich in langer Kette durch den Roman ziehen. Die einfache Müllerstochter Hedwig und die schöngeistige Sarah, welche der Redacteur Schmey als eine gute Partie heimführt, sind ebenfalls gelungene Frauenbilder.

Die zweite Abtheilung führt uns nach Paris und schildert das Treiben der Flüchtlinge und Revolutionärs, in welches mancherlei galante Abenteuer der schönen Leonie und noch kühnerer Vertreterinnen der Demi-Monde verwebt sind. Die Abtheilung ist sehr pikant und reich an spannenden Ereignissen, wie die Verhaftung Negroni's und die geheimnißvolle Zusammenkunft des Revolutionärs mit dem Kaiser; doch will es uns scheinen, als ob der Autor hier zu narkotische Essenzen aus der Apotheke der politischen Ritter- und Räuberromantik verwendet habe. Die Farbengebung ist etwas grell und doch monoton, die Verschwörungs-, Kerker- und Fluchtscenen wiederholen sich allzu oft; die Atmosphäre erscheint zu erhitzt. Es fehlt die künstlerische Ruhe, und unser Interesse zersplittert sich zu sehr nach verschiedenen Seiten hin. Mit glücklicher Ironie wird der junge Fürst Kronenburg eingeführt, dem es durchaus nicht gelingen will, eine Rolle zu spielen. Meißner verschmäht hier so wenig wie sonst die Anekdote. Französischen Hautgoût athmet die Episode, die uns den Fürsten vorführt, wie er die Tugend der anmuthigen Frau von Sesin auf die Probe setzen will und sich der Visitenkarte ihres Verehrers bedient, um in später Stunde bei ihr Zulaß zu finden. Die Tugend der Dame besteht diese Probe auf das glänzendste: der kecke Eindringling wird energisch zurückgewiesen, denn der glückliche Inhaber dieser Visitenkarte befindet sich bereits im Boudoir und lauscht erstaunt unter der Bettdecke hervor, als sich sein Doppelgänger anmelden läßt. Was unsern Helden Bruno selbst betrifft, so ist er gerade in dieser Abtheilung von dem Autor etwas stiefmütterlich behandelt worden und

macht hin und wieder den Eindruck eines gelangweilten Don Juan.

In der dritten und vierten Abtheilung befinden wir uns wieder in Oesterreich. Durch eine Intrigue des gräflichen Diplomaten, der die Liebe des Flüchtlings zu seiner Tochter entdeckt hat, ist der letztere verhaftet worden als verdächtig jenes geheimnißvollen Mordes, dessen Opfer der Lieutenant Werner war. Cornelia siecht indeß an unerwiderter Liebe hin und stirbt an gebrochenem Herzen; der freigesprochene Geliebte kommt noch an ihr Todtenbett. Als Mörder erscheint der irrsinnig gewordene Gauner in einer mit Shakspeare'scher Meisterschaft gezeichneten Scene. Die Liebesabenteuer Leoniens und ihres Rittmeisters, die eine traurige Wendung nehmen, halten das Interesse wach, während der alte General den gordischen Knoten nicht mit dem Othellodolch zerschneidet, sondern mit jovialer Resignation löst. Redacteur Schmey und andere Helden der ersten Abtheilung entfalten sich wieder vor unsern Augen. Als Vertreter zweier extremer politischer Richtungen treten hier der alte Fürst von Kronenburg und der alte Haldenried, der Onkel des Hauptheldeu, in den Vordergrund; jener ein erstarrter, ultramontaner Hochtory, dieser ein ebenso eifriger Demokrat, welcher den einen Neffen enterbt, weil er dem kaiserlichen Kriegsheer angehört. In diesen Charakteren verkörpert sich der schroffste Widerspruch zwischen der alten und neuen Zeit.

Daß Meißner über dem wachsenden Ernst der Handlung nicht den Humor verliert, das zeigt das sauber ausgeführte Cabinetstückchen, auf welchem wir den galanten Redacteur Schmey erblicken, wie er der Witwe seines Freundes Stropp den Hof macht, dabei aber durch einen unglücklichen Zufall, nahe dem Hafen, noch Schiffbruch erleidet. Die letzten Scenen sind gleichsam schwarz verhangen; uns dünkt die Sterbescene der reizenden Cornelia zu gedehnt. Die wehmüthige Theilnahme ermüdet, wo das pathologische Interesse zu sehr in den Vordergrund tritt.

Der zweite Roman: „Babel", spielt fünf Jahre später und führt uns in jene kritische Epoche Oesterreichs, deren Höhenpunkte durch die Niederlagen von Magenta und Solferino bezeichnet werden. Fürst Kronenburg und seine Partei halten das Staatsruder so fest, daß Graf Thienoldsegg selbst, nachdem er in Ungnade gefallen, ein Mann des Tags und ein liberaler Verschwörer geworden ist. Das zur Bezeichnung gewählte Stichwort des Titelblatts wird von Bruno folgendermaßen gerechtfertigt:

Nicht nur unser Oesterreich, die ganze große, im Umbau begriffene Welt ist ein Babel geworden. Uralte Mauern brechen zusammen, alte Götzen stürzen nieder, der Staub umwirbelt den Blick. Wir aber wollen uns mit unsern Lieben fest aneinanderschließen, Hand in Hand zusammenbleiben im allgemeinen Wirrsal, und keine dämonische Macht soll fürderhin mehr die Sprache unserer Herzen verwirren.

Diejenigen Theile des Romans, welche vorzugsweise Erfindung des Autors sind, stehen indeß mit der babylonischen Verwirrung der österreichischen Politik nur in losem Zusammenhang. Die politischen Ereignisse bestimmen die Schicksale der Personen; aber die Personen bestimmen nicht den Gang der Politik. Dem geschichtlichen Gebiet gehört nur die gelungene, lebendige Schilderung der Schlacht von Magenta an, wie die Darstellung der Corruption im Militär- und Beamtenthum, die aber doch mehr beiläufig behandelt ist, während sie zu so großartigen, erschütternden Katastrophen und spannenden socialen Schauspielen führte. Offenbar bleibt die Muse des Dichters hier hinter der Wirklichkeit zurück; sie ist nur pikant, wo diese tragisch war. Pikant ist das energische Einschreiten des Obersten Ritter von Chibolitz gegen die Unterschleife seines Vorgängers, des Obersten von Rosen; pikant, wie der eiserne Sinn dieses Rhadamanth plötzlich gebrochen wird, als ihm aus seiner eigenen Vergangenheit ähnliche Enthüllungen drohen. Diese Wendung ist eine sehr glückliche Pointe; denn sie eröffnet mit einem Schlag unabsehbare Perspectiven der Corruption.

Was nun aber den Mittelpunkt der Fabel betrifft, die romanhaften Verwickelungen, welche sich um den Domherrn und seine Familie gruppiren, so stehen sie doch nur in sehr mittelbarem Zusammenhang mit der österreichischen Politik oder, in diesem Falle, mit der Concordatspolitik. Wol erscheint der alte Fürst von Kronenburg wieder als ultramontane Kreuzspinne, welche natürlich auch den liberal gesinnten Domherrn mit ihren Fäden umspinnt; doch es bedurfte hierzu keines Concordats, überall unter dem katholischen Kirchenregiment würden die Verhältnisse des Domherrn anstößig erschienen sein. Auch liegt nicht hierin der eigentliche romanhafte Knoten, sondern in der Vertauschung der Kinder und in dem Raubmord, dem Frau von Weyher zum Opfer fällt. Es sind dies starke Romanmotive, die verbraucht erscheinen würden, wenn sie nicht von Meißner mit großer Virtuosität der Routine und geistiger Vertiefung benutzt worden wären. Es ist fein gedacht, daß dem Domherrn die Tochter, die er selbst der Welt nicht als die seinige eingestehen darf, während er sie mit väterlicher Liebe umfängt, doch durch das Schicksal fortescamotirt wird; ebenso ist der Besuch des Domherrn bei dem Pater Rabus in Prag, bei welchem er Gewißheit über die geheimnißvollen Vorgänge nach der Geburt der Tochter erhalten will, auf spannende Weise gerade dadurch dargestellt, daß dieser Mönch aus Altersschwäche kaum den Faden der Erinnerung festzuhalten vermag, und nur hier und dort ein Streiflicht mit allmählich wachsendem Lichtkreise auf jene Thatsachen fallen läßt. Da der Leser die Neugierde des forschenden Domherrn theilt, so wird seine Spannung durch diese hin- und herschwankende Beleuchtung in hohem Maße erregt. Nicht minder wirksam arrangirt ist das Notturno in der Villa des Cardinals, als dessen Geliebte wir die vielgewanderte Leonie wiederfinden. Herr von Rack, dessen Untersuchungstalent in dem ersten Roman uns etwas misliebig erschien, macht sich hier als tüchtiger Criminalist um die gute Sache der Gerechtigkeit verdient, indem er den Raubmord aufspürt.

Wenn wir den vorliegenden Roman als Kunstwerk betrachten, so entspricht er nicht ganz den höchsten Anforderungen, indem er seine historisch-politische Aufgabe nicht

durch vollkommene Durchdringung der dichterischen Erfindung mit historisch bedeutsamen Elementen löst. Dagegen bleibt er immer ein glänzendes und spannendes Werk, dem weder Phantasiereichthum noch Poesie und Humor fehlen.

Wie poetisch sind z. B. die beiden harmlosen Violinvirtuosinnen, welche von ihrem speculativen Vater so wirksam in Scene gesetzt werden. Der Dichter borgt uns die Augen eines begeisterten Musikers, um uns das Schwesterduo in echt lyrischer Stimmung betrachten zu lassen:

Still, aber von Rosa's Schönheit wie von einem Himmelsfeuer durchleuchtet, saß indeß Weißborn in einer Ecke und lauschte. Er wußte nicht, was er mehr bewundern solle: das technisch vollendete Spiel, den seelenvollen Ton, den künstlerischen Geschmack. Die Composition selbst machte auf ihn einen eigenthümlichen Eindruck. Ihm war, als blicke er von einer alterthümlichen Steinrampe herab in einen Garten. Es war eine wolkenlose Nacht, das Mondlicht fiel auf kleine, regelmäßige Blumenparterres und sorgfältig gepflegte Kieswege und zitterte auf den Fensterreihen vorspringender Gebäude. Aus dem Schatten unter der Steinbalustrade hoben sich zwei weiße Gebilde empor, man konnte sie für zwei Mädchengestalten halten, aber es waren zwei blütenbedeckte Bäumchen, welche miteinander sprachen. Das eine schmuckloser und farbenärmer, der schlanke Jasmin, wandte sich zur Rose und sagte: Wie zauberisch du bist an Farbe, Gestalt und Duft, wahrlich die Königin der Blumen! — Die Rose antwortete: Du aber bist frischer und kräftiger, lebst immerfort. Wollte lieber weniger Schönheit und ein längeres Leben haben! — Ach ja, sprach der Jasmin, dich liebt alles! Deine Schönheit ist mit Dornen umzäunt, daß dich fast niemand ohne blutige Hände anrühren kann, und doch nie sicher. — Nie sicher? Hierher dringen keine Menschen, wollte die Rose entgegnen; da weht es stärker vom Meere her, Blatt um Blatt der Rose löst sich los — flattert zur Erde — der Traum ist aus!

Dergleichen lyrische Gedichte in Prosa finden sich mehrfach in dem Roman.

Welch eine köstliche humoristische Figur ist der Sieger von Elfhatalma, der miles gloriosus aus dem Orient, Major von Weyher, gesetzlicher Gatte der ungesetzlichen Frau des Domherrn. Wir machen seine Bekanntschaft in einem mailänder Kaffeehause:

Er war ein hochgewachsener, spindeldürrer Mann von einem zweifelhaften Alter. Er konnte 40 Jahre zählen, aber auch jünger oder viel älter sein. Das sonnen- und wettergebräunte Gesicht war tief eingefallen, die grauen Augen blickten scharf und ernst, die geschwungene Nase, der lange wilde, graudurchmischte Schnurr- und Knebelbart gaben ihm ein verwegenes Aussehen, aber das Kecke und Soldatische in dieser Physiognomie wurde durch einen so derben Zug von Selbstgefälligkeit beeinträchtigt, daß die Totalwirkung dieser Erscheinung vorwiegend eine groteske war. Der Fremde trug einen schwarzen Rock, in dessen oberstem Knopfloch ein roth- und blaugestreiftes Bändchen sichtbar war, quarrirte bauschige Pantalons, deren Aussehen vom Wetter nicht minder viel gelitten hatte als sein Gesicht; ein sehr alter, aber sehr glatt gebürsteter Hut saß ihm schief auf dem buschigen Kopfe. Der Mann war eine jener Erscheinungen, welchen man eine ängstliche Bemühung ansieht, elegant zu erscheinen, und die bei allem Vorhandensein von Kleidungsdefecten dennoch durch Schwung und Grazie der Haltung Effect zu machen gesonnen sind.

Alsbald hören wir mit seinem Freunde auch einige seiner Großthaten im Pyramidenland. Er erzählt von seiner Uhr, die sein Talisman ist, die ihm dreimal das Leben gerettet hat:

Du wirst sehen, daß meine glänzendste Waffenthat, die mir den Ruf eines Feldherrn erworben, zugleich der Wendepunkt wurde, welcher meinem thatendurstigen Ehrgeiz vielleicht für alle Zeiten sein Ziel gesteckt..... Im vorjährigen Feldzug in Oberägypten gegen aufständische Tribus gab mir der Pascha, ein Vetter des Vicekönigs, der den Oberbefehl führte, die Ordre, auf die Oase von Elfhatalma vorzurücken und um 10 Uhr morgens loszuschlagen, während er schon bei Sonnenaufgang in einer andern Richtung auf die Hauptmacht des Feindes vorwärts marschirte und sie angriff. Diese combinirte Bewegung, bei der ich mitzuwirken hatte, war ein Unsinn in strategischer Beziehung, aber ich mußte stumm gehorchen. Ich war vorgerückt und erwartete hinter einem Palmenwäldchen die zehnte Stunde, um mich auf den Feind zu werfen. In diesem Momente wirbeln von der Seite, nach welcher der Pascha ausgezogen, am Horizonte der Wüste furchtbar verdächtige Staubwolken auf. Sie kommen immer näher und man konnte mit einem mittelmäßigen Fernrohr erkennen, daß es die Unserigen auf der wildesten Flucht seien. Der Pascha war einer der ersten, der herangesprengt kam. „Allah ist groß!" ruft er, mich und die Meinigen in imposanter Ordnung erblickend. „O weiser Franke, Stern unserer Armee, wie recht war es, daß du nicht gehorcht hast und nicht vorgerückt bist, du bist jetzt die Säule unserer Rettung, um unsern Rückweg zu decken." — „Ich bin Soldat", erwiderte ich scharf, „und hätte gehorcht, wenn die bestimmte Zeit dagewesen wäre." Ich zog bei diesen Worten die einfache silberne Uhr, die ich da trage, aus dem Gürtel. Der Pascha blickte das Zifferblatt an und rief: „Allah ist wunderbar! Deine Uhr hat uns gerettet. Sie ist seit einer Stunde stehen geblieben." — „Was?" rief ich, die Uhr an mein Ohr legend. Und es war so. Die Uhr war stehen geblieben, obgleich sie aufgezogen war und von jeher so exact lief wie ein Himmelskörper. — „Die Uhr muß ich haben!" rief der Pascha, während er die seinige, ein pariser Prachtstück, als Tausch anbot. „Du siehst, Rosen, daß die Lockung zu schwach war!" ... „Hierauf", fuhr der Krieger in seiner Erzählung fort, „führte ich meine Mannschaft ins Feuer, während der Pascha weiter floh, von seinen zersprengten Scharen zu Fuß und zu Pferd gefolgt, um ein unweit gelegenes Fort zu erreichen. Lange ehe die Sonne gesunken, war der Rückzug glücklich bewerkstelligt, aber als es Abend geworden und ich weder zurückkam, noch etwas von mir hören ließ, wurde der Pascha sehr besorgt um mich, und es war nicht eben Kleinmuth von ihm, daß er annahm, ich sei von der Uebermacht vernichtet worden. Wer aber malt sein Erstaunen und das Erstaunen seiner ganzen Armee, als bald darauf die Meldung einläuft, daß ich den Feind nicht blos aufgehalten, sondern total aufs Haupt geschlagen habe! Als mich der Pascha am nächsten Morgen wiedersieht, glüht sein Gesicht vom Feuer der Bewunderung, aber nur einen Moment lang, unwillkürlich gewinnt Neid, Mißgunst, Haß die Oberhand in seiner erbärmlichen Seele! Heuchlerisch spielt er die Rolle eines Bewunderers weiter; heimlich, mit seiner Coterie, arbeitet er wüthend gegen meine Ranzerhebung und läßt alle Minen springen. Denn daß ich zum General befördert werde, ist schon ein allgemeines Gerücht, der Vicekönig aber hatte mit mir noch ein Höheres vor, wie mir zu meinem eigenen Erstaunen meine nächste Audienz enthüllt.

Er wäre Pascha geworden, der Tapfere, wenn er hätte Renegat werden wollen; dafür war er zu überzeugungstreu. Eine Charakterschöpfung wie diese zeugt von der unmittelbaren Frische des Talents.

Möchte der begabte Dichter seiner unermüdlichen Romanmuse jetzt etwas Ruhe gönnen und nach höhern, ihm erreichbaren Lorbern streben. Rudolf Gottschall.

Biographien und Verwandtes.

(Beſchluß aus Nr. 34.)

7. Piero Cironi. Ein Beitrag zur Geſchichte der Revolution in Italien von Ludmilla Aſſing. Leipzig, Matthes. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus der ſtreitenden Gemeinde der heutigen italieniſchen Demokratie ſind Namen wie Joſeph Mazzini, Joſeph Garibaldi, Carlo Piſacane, Roſolino Pilo, d'Apice, die Gebrüder Bandiera u. a. jedem bekannt, der nur irgend- wie Intereſſe an der politiſchen Befreiung und Einigung nes in ſeinen Leiden uns ſo verwandten Volks genommen. Weniger bekannt iſt in Deutſchland Piero Cironi, obwol r ein Patriot war, der keinem an Eifer und Würdigkeit achſtand und in ſeiner Heimat hochgefeiert iſt. Er war eboren am 11. Januar 1819 zu Prato in Toscana, us alter, geachteter und wohlhabender Familie, gebildet n den Akademien der Künſte zu Siena und Florenz, um ch dem Baufach zu widmen, zuletzt auf der Univerſität iſa, um dem Studium der Mathematik beſonders ob- uliegen. Schon im früheſten Jünglingsalter ward die iebe zu ſeinem Vaterlande ſeine Religion, die Republik und e Einheit Italiens ſein Ideal. Als er literariſch her- ortrat, wie in der „Rivista, Giornale di Firenze“ (Sep- mber 1845) und in der Ueberſetzung von Lamennais' e présent et l'avenir des peuples“ (1846), war es ich gleich der Gedanke der Verbeſſerung des Volkszuſtan- s und der Wiedergeburt des Vaterlandes, der ihn be- rſchte, zu ungewöhnlicher Reife entfaltet in den beiden chriften: „Toscana, die Regierung und das Land“ (1846), d „Vier Monate des Jahres 1847“. Aber nicht blos hier, jeder Zeit und aller Orten bekannte er ſeine Grund- ge mit Aufrichtigkeit und Muth, jede Folge für ſie er- gend. Er forderte alle Gefahren heraus und fürchtete ne. Er litt unter zehn politiſchen Proceſſen, polizei- en Chicanen, Gefängnißſtrafen und Verbannung. Er chte ſich 1848 zum Soldaten der Freiheit am Abetone, Joch des Stelvio und auf den Alpen von Carrate, öſterreichiſche Kugeln ihn verwundeten. In Rom trug zur Verkündigung der Republik bei, für deſſen Ver- gung mit Toscana ungemein thätig, wohin er im ruar 1849 zurückkehrte. Zehn Jahre darauf, ohne n Augenblick ſeine zum Theil verwegenen politiſchen ſocialen Agitationen eingeſtellt zu haben, trug er zur jagung des Großherzogs Leopold II. bei, womit die ſte Bewegung in Italien begann.

Mit welchem Feuer und doch mit welcher Umſicht er als die Einheit und Größe des Vaterlandes anſtrebte, n die beiden Schriften: „Unità italiana; situazione questione in Toscana“ (Florenz, 27. Juni 1859) „Unità italiana, dovere della Toscana di concor- i prontamente“ (4. Juli 1859). Der Mann des December hatte ihn aber nur einen Moment getäuſcht, ittern Artikeln führte er nach wie vor Krieg gegen ihn, ſo heftig wie gegen die öſterreichiſche Herrſchaft. Seine nmte vorwiegend journaliſtiſche Thätigkeit iſt immer von der einen Idee der nationalen Unabhängigkeit und Freiheit wie von der entſchloſſenſten Feindſeligkeit gegen alle offenen und hinterliſtigen Widerſacher beſeelt. Und wo man hinblickt, im „Giornale militare“, „Corriere Livornese“, „Il Piovano Arlotto“, „Tribuno“, „Popolano“, „Italia del Popolo“, „Unità Italiana“, in allen Artikeln derſelbe Schwung, dieſelbe impoſante Kraft und eiſerne Logik. In den Augenblicken der Ruhe ergab er ſich der ſchönen Literatur und Kunſt. Er ward aber auch der Geſchichtſchreiber ſeiner Partei, indem er zehn Jahre mit liebevoller Sorgfalt die dazu erforderlichen Schriftſtücke ſammelte. Er gründete Vereine und lehrte das Volk; er brachte alle möglichen Opfer, und wies dennoch jede Anſtellung und jede officielle Ehre zurück. Seine Perſon war ihm nichts, ſein Volk, ſein Vaterland, der Staat alles. Alle Parteien anerkannten ſeine außerordentlichen Verdienſte; und als er in der Blüte ſeiner Kraft ſtarb (1. December 1862), hatte ein ganzes Volk Urſache, zu trauern. Er war dazu geſchaffen, es zu leiten, ſagte Garibaldi; er war das Vorbild von Männern, welche dazu berufen ſind, ganze Generationen zu beſſern, bekannte Mazzini.

Ein ſolcher Mann verdiente mehr als ſo mancher andere ſeinen Geſchichtſchreiber, und wir wollen es uns gefallen laſſen, daß Ludmilla Aſſing die Initiative dazu ergriffen, hoffend, eine männliche Feder werde ſich des Aufſchwungs des neuen Italien und ſeiner Träger zu hiſtoriſcher Darſtellung in nicht ferner Zeit bemächtigen. Denn mit Sympathien allein und mit bloßer Wärme des Herzens feiert man nicht die Helden einer Nation, ſo ſehr uns auch die vorliegende Darſtellung feſſelt. Die Verfaſſerin macht indeß keinen Anſpruch auf die hiſtoriographiſche Kunſt, ſie wollte nur eine Folge von feſſelnden Skizzen geben.

8. Zwölf Streiter der Revolution. Von Guſtav Struve und Guſtav Raſch. Berlin, Wegener. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Ohne leitenden Grundgedanken, in ganz willkürlicher Aneinanderreihung biographiſche Fragmente über Hecker, Blanc, Freiligrath, Ruge, Cavour, Blind, Mazzini, Tauſenau, Bakunin, Schlöſſel, Dortu und Robert Blum: bar aller neuen Thatſachen, völlig noch im Geiſte der politiſchen Unreife und Romantik des Jahres 1848, ohne Klärung des Bewußtſeins und des Ziels, größtentheils in der ſalopen Manier und verwilderten Schreibart der Feuilletonartikel, namentlich was Struve's Machе anbetrifft, dem Hecker, Mazzini, Robert Blum und leider auch Arnold Ruge unter die Hände gerathen ſind. Leſenswerther und ſtellenweiſe auch beſonnener ſind die Abſchnitte von Raſch. Doch iſt dies nur ein ſehr relatives Lob, denn das ganze Buch erſcheint ohne alle innere Nothwendigkeit, trotz ſeiner pathetiſchen Vorrede.

9. Theodor Parker. Sein Leben und Wirken. Ein Kapitel aus der Geſchichte der Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten, von Albert Réville. Ueberſetzt von Paul Deuſſen. Paris, Reinwald. 1867. 8. 1 Thlr.

Theodor Parker, ein außerhalb Amerikas wenig genannter, dort aber hochgefeierter unitariſcher Prediger

Bostons, stammt aus Lexington im Staate Massachusetts, wo er am 24. August 1810 geboren wurde, aus einer Familie, welche seit mehrern Generationen streng dem Unitarismus gehuldigt, diesem Ausläufer des Protestantismus, dessen Hauptdogma Gottes absolute Einheit ist. Wenig begünstigt durch die Vermögensumstände der Seinigen, wuchs er doch unter planmäßiger, der Ausbildung seines Charakters förderlicher Erziehung auf, wie es denn überhaupt im Wesen des Unitarismus liegt, eine wohlthuende Atmosphäre von fortschreitendem Liberalismus und religiöser Toleranz zu verbreiten, obgleich er sich andererseits nicht von einer gewissen, poetisch beanlagte Naturen abstoßenden Trockenheit und hausbackenem Rationalismus freihält. Dies empfand Parker, als er durch das, was die Amerikaner Universitätsbildung nennen, zum Vergleich der verschiedenen Religionssysteme gelangte und sich namentlich auch mit der deutschen Theologie bekannt machte. In seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre stellte er ein bereits wesentlich modificirtes Bekenntniß auf, und der Pfarrer von Westroxbury bei Boston (1837) war dem Glauben seiner Väter gegenüber ein arger Ketzer, der Verfechter eines eigenthümlichen Gemisches von Negation, Naturalismus und Mysticismus. Bald erhoben die biblischen Unitarier großes Geschrei; denn die Theologen sind aller Orten dieselben, sie vertragen nicht das leiseste Rascheln im dürren Laube ihrer hergebrachten Wissenschaft. Besonders geriethen jene über den neuen, übrigens ihm selber nicht völlig klaren Lehrsatz in Harnisch, daß das Göttliche des Christenthums lediglich auf seiner religiösen und sittlichen Kraft beruhe, alle Offenbarungs- und Wunderbeweise kraft- und gegenstandlos seien, und daß in der Religion Jesu ebenso vergängliche wie bleibende Elemente enthalten, diese Religion so gut wie alles dem Naturgesetze, d. h. der Fortentwickelung unterworfen wäre. Das Christenthum sei nichts als reine absolute Sittlichkeit, ihre Bethätigung erschöpft in der Liebe zum Menschen wie zu Gott. Monatelang beschäftigte diese Behauptung die amerikanischen Zeitschriften, und zahllose Broschüren gingen von den Eiferern des theologischen Conservatismus aus. Endlich kam es in Boston zu Conferenzen (1841—42), welche eine vollständige Auseinandersetzung der Parker'schen Ideen gaben, niedergelegt in der Schrift: „Discourse of Matters pertaining to Religion", von seinem Biographen in vortrefflicher Kürze und Bündigkeit dargestellt und analysirt. Die Kernpunkte sind: alle Religion beruht lediglich auf einem Naturprincip; der Mensch glaubt an Gott durch eine spontane Intuition seiner Vernunft; die Beweise für das Dasein Gottes können keinen Glauben erzeugen. Gott ist die Immanenz der Natur und des Menschen und die Genugthuung beider. Die Evangelien haben keinen Anspruch auf Inspiration, doch läßt sich aus ihnen reconstruiren, was Jesus gewollt, welcher trotz mancher Fehler und Irrthümer das Princip einer ewigen Religion aufgestellt und selber bewährt hat. Die Bibel verdankt ihre beispiellose Verbreitung der Erhabenheit ihrer Grundlehren, was nicht das Recht ausschließt, die in ihr enthaltenen widersprechenden, abgeschmackten und unsittlichen Elemente zu bekämpfen. Jesus hat seine Kirche gegründet, sie ist unvermeidlich von selbst entstanden, ist nothwendig, aber eine untergeordnete Institution. Der Glaube an die Unsterblichkeit ist das Streben aus dem Endlichen ins Unendliche.

Schmähungen, Beschimpfungen, Verfolgungen und Mißhandlungen, wie sie selbst in Deutschland nicht mehr möglich sind, waren für ihn im freien Amerika die Folgen jener Conferenzen. Diese und seine zerrüttete Gesundheit bestimmten ihn nach Vollendung seiner Uebersetzung von De Wette's „Einleitung in das Alte Testament" (Boston 1844) zu einer Reise nach Europa, zuerst nach London, dann nach Paris, dann nach Genua, Pisa und Florenz, nicht achtend, daß er 16 Jahre später in der Stadt der Mediceer seinen letzten Seufzer aushauchen würde; von hier nach Oesterreich und Deutschland. In Berlin hörte er Schelling, Batke, Michelet, Twesten, Steffens u. a. In Halle machte er Tholuck's Bekanntschaft, in Heidelberg befreundete er sich mit Schlosser und Gervinus. Letzterer sagte ihm, Strauß' Einfluß sei zu Ende; er selber dagegen war überzeugt, daß die Zukunft der deutschen Theologie von jenem bestimmt worden sei. In Tübingen waren es Ewald und Baur, in Basel De Wette, die ihn interessirten. Im Herbst 1844 kehrte er nach Boston zurück, um den Kampf gegen das kirchliche Pharisäerthum von neuem zu kämpfen und die officiellen Bande zu brechen, die ihn noch an den bestehenden Unitarismus Neuenglands knüpften, obwol er nie etwas anderes als ein fortgeschrittener unitarischer Geistlicher wurde. Die von ihm organisirte neue Gemeinde hob die Achtundzwanzigste Congregation von Boston, und von hier aus erstreckte sich sein Einfluß und sein Ruf bis zu den Pionnieren der westlichen Einöden. Einige seiner Predigten sind in mehr als hunderttausend Exemplaren verbreitet, sie ergingen sich nicht blos über Gegenstände des Glaubens, sondern über alle Dinge des menschlichen, des staatlichen und socialen Lebens. Dazu hielt er seit 1845 in allen Staaten östlich vom Mississippi, einmal auch in einem Sklavenstaate, Vorlesungen, sodaß er eine Thätigkeit entwickelte, wie sie nur jemals ein Reformator, und dieser Name gebührt ihm, entwickeln konnte. In Boston selbst wuchs seine Gemeinde derart, daß sie trotz der alten sehr geräumigen Localität 1852 einer noch größern bedurfte. Dies ist auch die Zeit, wo seine Opposition gegen die Sklaverei mit bewundernswürdiger Seherkraft zur äußersten Leidenschaftlichkeit zu steigen begann, welche die gehässigste Agitation der Presse des Südens gegen ihn erweckte. Ins Grenzenlose und Unglaubliche ging seine Regsamkeit vornehmlich von 1854—58, „die große Sünde der Sklaverei" unaufhörlich zum Hauptgegenstand nehmend. Leiden waren aber nun auch die Tage seines Lebens schon gewesen. Die in seiner Familie erbliche Krankheit der Lungenschwindsucht ergriff ihn beinahe ungeahnt. Ihr Einhalt zu gebieten, folgte er dem Rathe Sachverständiger und trat im Sommer 1859 noch einmal seine Tour nach Europa an, um in Madeira oder Aegypten längern Aufenthalt zu wählen. Doch getäuscht durch vorübergehende

Digitized by Google

Besserung, weilte er in Rom weit über die Zulässigkeit seines Zustandes hinaus, und so verschied er plötzlich am 10. Mai 1860 zu Florenz, wohin er sich einige Tage vorher begeben. Dahin war das Dreigestirn Amerikas: Ware, Channing, Parker, dahin — ein Prophet.

Möchte es diesem Referate beschieden sein, zur Verallgemeinerung des Interesses an einem Geisteskämpfer beizutragen, der billig zu den größten Wohlthätern der Menschheit gezählt werden muß, und damit auch zur Verbreitung eines Werks, das mit virtuoser Quellenbenutzung selbst hochgehenden Anforderungen genügt.

Wenn wir nun nahe daran waren, über die Theilnahme, welche das eben beiseitegelegte Buch in uns hervorrief, ganz und gar zu vergessen, daß wir das Geschäft der Beurtheilung üben, so erinnert uns die folgende Schrift in sehr unerquicklicher Weise an diese Verrichtung:

10. Johann Karl August Musäus. Ein Lebens- und Schriftsteller-Charakterbild, entworfen von Moritz Müller. Jena, Mauke. 1867. Gr. 8. 16 Ngr.

Um einen Stern zweiter Größe am Himmel des classischen Weimar vermeinte der Verfasser zu kreisen, und den Referenten ergriff eine patriotische Begierde, zu schauen, wie die Wolken verdrängt würden, welche ihm dessen Licht immer nur gebrochen und halbseitig erscheinen ließen. Aber diese Begierde ist in keiner Weise gestillt worden. Wir sind noch immer der Ueberzeugung, daß der Humor des bekannten Märchenerzählers, wie er in seinem „Deutschen Grandison" sich breit macht, nur der einer selbstgefälligen mattseligen Hausväterlichkeit ist, in der substantiellen Behandlung ohne Einheit; daß die „Physiognomischen Reisen" bei manchen glücklichen Einzelheiten doch im ganzen höchst ungeschickt und mit einer Lebenskenntniß durchgeführt worden, die gerade bis zum nächsten Kirchthurme reicht, wozu sich noch eine wahre Altbasengeschwätzigkeit gesellt. Heute ihnen Classicität beimessen, heißt sich auf den Standpunkt stellen, den einst Bergk's „Kunst, Bücher zu lesen" einnahm. Ich sage dies, selbst auf die Gefahr hin, von Müller, der selber an dem von ihm Hochgestellten zieht und zerrt, daß er aus der Sonne in den Mond fällt, ebenso abgefertigt zu werden, wie er es mit dem Literarhistoriker Hillebrand macht, der das Verbrechen begangen, ähnlich wie ich gedacht zu haben. Das Bedeutendste, was Musäus leistete, waren die „Volksmärchen der Deutschen"; aber auch sie leiden doch zu sehr an gekünstelter Naivetät und tendenziöser Auffassung, um classisch zu sein. Und was ihnen folgte, ist gar nicht mehr der Rede werth.

Müller macht mit diesem Büchlein ausdrücklich keinen Anspruch auf Namen und Verdienst einer gelehrten, kritischen Arbeit, und es rechtfertigt vollkommen seine Bescheidenheit. Ziehen wir seine der modernen Kritik Widerpart haltenden, inconsequenten und unbewiesenen Behauptungen ab, so bleibt nicht einmal etwas übrig, das im wesentlichen auf Neuheit Anspruch erheben könnte, weder hinsichtlich des Menschen noch des Schriftstellers: wir glauben eine Schrift aus dem Jahre 1810 zu lesen. Er hat nicht für die Gelehrten den guten Musäus mit sonderbarer Garderobe wieder aufgeputzt, allein man sieht auch nicht für wen sonst.

F. W. Ebeling.

Philosophische Schriften.

Obgleich unsere Zeit überwiegend auf die praktischen, die politischen und socialen Interessen gerichtet ist, so ist doch auch das philosophische Bedürfniß in ihr nicht erloschen. Verschiedene uns vorliegende Schriften beweisen, daß in Deutschland noch immer stark philosophirt wird, sogar von Laien. Freilich sind diese Schriften von keiner eigentlichen Bedeutung für die Weiterbildung der Philosophie. Aber sie sind doch immer ein erfreuliches Zeichen von der Regsamkeit des Denkens in der par excellence denkenden Nation.

1. Harmonie. Ein Beitrag zur Beförderung des Geisteslebens von ***** ****. Stuttgart, Schober. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein der Schulgelehrsamkeit abgewandter, aber denkender und fühlender Schriftsteller, dem die Harmonie oder das Gleichgewicht in der physischen und moralischen Welt für das Gesetz gilt, auf welchem der Weltproceß beruht, und der, von diesem Gedanken erfaßt, ihn auch gern in andern erwecken möchte, ergeht sich hier in wohlthuender, maßvoller Weise über das Wesen der Harmonie im allgemeinen und über den ewigen Wechsel von Harmonie und Disharmonie als Bedingung unsers irdischen Daseins. Der Verfasser befindet sich nach seiner eigenen Erklärung in keiner feindseligen Stellung zu irgendeiner Ansicht oder einem System, sondern sein Losungswort ist: Harmonie, oder die Aussöhnung der Gegensätze. Gerade die jetzige Zeit, wo so viele extreme Richtungen herrschen, bedürfe einer Wahrheit, die sich in die Mitte stellt. Der Verfasser will niemand seine Ansichten aufzwingen, will auch niemand zu einem wissenschaftlichen Duell, wobei man einander verwundet, herausfordern; er ladet vielmehr diejenigen zu sich ein, die sich vom Schulzwang zu emancipiren wünschen, um sich in das Reich der Harmonie und der Freiheit zu flüchten. Stoff- und Geisteslehre oder Materialismus und Spiritualismus, diese beiden Antipoden oder Gegenpole, könnten sie, fragt der Verfasser, nicht in einer harmonischen Wechselwirkung zueinander stehen, da doch der Mensch aus Körper und Geist besteht? Wie in theoretischer, so bringt der Verfasser auch in praktischer Hinsicht auf Harmonie, auf Gleichgewicht der Kräfte und Triebe. Angesichts der sinnlichen Genußsucht und des einseitigen Ueberwiegens der materiellen Interessen in unserer Zeit fragt der Verfasser:

Das Ideale, ist es nicht auch eine unsterbliche Kraft? Ja, es ist dasjenige in uns, welches uns zum wahren Genuß befähigt. Ein ideales Gemüth vermag in einem erhabenen

Augenblick das zu genießen, was andere mit ihrem Geld nicht zu erkaufen vermögen. Es lauscht der Natur und der Welt ihre Harmonie und Schönheit ab; es genießt Momente, wo ihm die Verklärung der Welt vor das innere Auge tritt.

Das Ideale ist nach dem Verfasser nicht nur eine das individuelle Leben geistig gestaltende Macht, sondern auch die Bedingung des Culturfortschritts der Völker. Er sucht durch geschichtliche Beispiele zu beweisen, daß nur da, wo ein Ideal unter den Völkern wirksam ist, sie eine Geistescultur besitzen. Bei vielen Völkern, und besonders bei den Deutschen, arte das Ideal leicht in Ueberschwenglichkeit aus, was ein Uebergewicht des Unendlichen verursache. Die Griechen hingegen verstanden es meisterhaft, ein richtiges Verhältniß zwischen dem Realen und Idealen zu bewahren. Der Verfasser stellt die griechische Cultur sehr hoch wegen jenes harmonischen Schönheitssinns der Griechen, jenes edeln sittlichen Strebens und jenes feinen Instincts für Wahrheit, wodurch das alte Griechenthum so viel für die Cultur aller Zeiten bewirkt hat. „Bei den Hellenen und immer wieder bei den Hellenen schöpft man Geschmack, Schönheit, Poesie, Weisheit und sogar Gelehrsamkeit. Die griechische Kunst war eine Verklärung des Irdischen und eine Verkörperung des Ueberirdischen."

Obwol mehr aphoristisch als in wissenschaftlicher Folge vorgehend und neben der Sprache des Begriffs auch die des Gefühls, auf die der Verfasser überhaupt einen großen Werth legt, redend, hat doch der Verfasser seine Gedanken über „Harmonie" in drei Abschnitte eingetheilt, wovon der erste über Harmonie und Gleichgewicht sowie über deren Störung im allgemeinen handelt, die beiden andern mehr ins einzelne gehen und geschichtliche Belege geben. Der Verfasser legt Belesenheit in Buckle und andern Geschichtschreibern an den Tag.

Sein Grundgedanke von der Zusammenstimmung der Gegensätze (Harmonie) als den Idealzustand der geistigen Welt und von den Bedingungen der ganzen menschlichen Entwickelung durch das Streben nach Wiederherstellung der in der Wirklichkeit gestörten Harmonie hat unleugbare Wahrheit.

2. Sein und Erscheinung. Fortsetzung und Begründung der in „Ueber Idealismus und Realismus" aufgestellten Theorie des Wesens der Erscheinung. Vom Verfasser von „Idealismus und Realismus". Berlin, Wilhelmi. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Zur Säcularfeier Fichte's erschien von Herz Sternberg ein philosophischer Versuch: „Idealismus und Realismus" (Berlin, Gerhaar), worin in Gesprächsform eine Vermittelung des Idealismus und Realismus gegeben wurde. Derselbe Verfasser nun entwickelt die in der Säcularschrift nur kurz angedeuteten Gedanken weiter und zwar wieder in Gesprächsform. Er nennt sich selbst einen Laien, einen Dilettanten, und bittet um Nachsicht, wenn er eine Aufgabe, „zu der wir Menschen überhaupt, im Verhältniß ihrer Riesigkeit, als Pygmäen erscheinen", nicht genügend gelöst hat. Seine Lösung des Streits zwischen Idealismus und Realismus besteht darin, daß er eine wirkliche, stofflartige Materie gänzlich negirt und alle Erscheinungen, sowol innere als äußere, für allein durch geistige Kräfte bewirkt und zur Darstellung gebracht erklärt. Die Frage: was sind Erscheinungen und woher stammen sie? sei dahin zu beantworten, „daß es die in Formen gebrachten Ideen des Schöpfers sind, durch geistige Kräfte zur Darstellung und zur Erscheinung gebracht, wodurch sie die letztere Bezeichnung in Wirklichkeit rechtfertigen". Die Erscheinungen haben ihre Realität; nur lächerlicher Scepticismus wäre es, ihre Realität zu leugnen. Aber ihre Realität ist keine stoffliche, sondern es sind „durch die Allmacht des Schöpfers" zur sinnlichen Anschauung gebrachte Darstellungen geistiger Ideen, welche leibhaftige Consistenz zu haben scheinen. Auf diese Weise glaubt der Verfasser die schwierige Frage: „Wie kann die Materie auf den Geist wirken?" durch gänzliche Negation der Materie gelöst zu haben, maßt sich aber nicht an, das Wie des Entstehens der Erscheinungen ergründen zu wollen, „da wir weder mit der Vernunft, und noch weniger mit unsern Sinnen, in die Werkstatt des Schöpfers einzudringen vermögen".

Der Verfasser gesteht also sein Nichtwissen darüber ein, wie der Schöpfer es mache, daß bloße Ideen uns als greifbare Körper erscheinen; aber daß die Allmacht des Schöpfers dieses Kunststück bewirke, dessen ist er gewiß. Den Verfasser selbst mag diese Lösung befriedigen, aber wissenschaftlichen Werth hat sie nicht. Die „Allmacht des Schöpfers" ist nur das asylum ignorantiae. Mittels der Allmacht des Schöpfers lassen sich bequem alle Schwierigkeiten beseitigen, alle Zweifel niederschlagen.

3. Kant's Dualismus von Geist und Natur aus dem Jahre 1766 und der des positiven Christenthums von Theodor Weber. Breslau, Aderholz. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser, ein katholischer Philosoph, beleuchtet vom katholisch-dogmatischen Standpunkt aus den in Kant's „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik" (1766) enthaltenen Dualismus von Geist und Natur. Er findet, daß es eine Höhe gebe, von wo aus sich eine schönere Aussicht in die Thäler des geschöpflichen Daseins und in den Wesensgegensatz von Geist und Natur (Materie) vor dem Auge des speculativen Wanderers entfaltet, als dieselbe einem Kant ungeachtet seiner langjährigen wissenschaftlichen Entdeckungsreisen jemals zutheil geworden. „Es ist jene Höhe keine andere als der heilige Berg des positiven Christenthums in seinem Dogma von der Schöpfung der Welt von seiten des dreieinigen Gottes."

Die Wesensverschiedenheit von Geist und Natur (Materie) darf nach dem Verfasser nicht darein gesetzt werden, daß diese ein räumliches, den Raum erfüllendes und in demselben ausgedehntes, sowie ein äußerlich gestaltetes Wesen sei, während jener diese Qualitäten seinem Begriffe nach schlechthin von sich ausschließe. Vielmehr sei das Grund- und Cardinalmerkmal einer wahrhaften Wesensverschiedenheit jener beiden Realprincipien einzig und allein darin zu erblicken, daß der Geist, wie er primär

als ein schlechthin ganzheitliches und ungetheiltes Wesen zur Existenz gekommen, zugleich auch die Bestimmung hat, sich beständig in dieser Qualität seiner substantialen ungebrochenen Ein- und Ganzheit zu bewahren, wohingegen die Natur (Materie), ursprünglich zwar ebenfalls als eine ganzheitliche, ungetheilte substantiale Einheit geschaffen, diese Qualität bei ihrem Uebertritte oder bei ihrer Aufweckung zu wirklichem Leben ein für allemal verloren und sich so in lauter substantiale Theile oder, was dasselbe sei, in zahllose Individualitäten besondert hat. Und nur einerseits der Umstand, daß Kant die beiden hier bezeichneten Merkmale, in welchen die Wesensverschiedenheit von Geist und Natur (Materie) in Wahrheit begründet sei, übersehen, vielmehr die Idee schlechthinniger Ganzheit auf beide Realprincipien, nämlich auf den Geist und die in ihrer Zusammensetzung die Materie constituirenden Elemente in ganz gleicher Weise übertragen, sowie andererseits die Thatsache, daß derselbe nicht das Glück gehabt, durch eine genetische Reconstruction des eigenen Selbstbewußtseins Bedeutung und Inhalt des Substantialitätsgedankens allseitig kennen zu lernen, seien die beiden Ursachen gewesen, durch welche derselbe veranlaßt wurde, dem geistigen (immateriellen) Wesen als solchen alle und jede Räumlichkeit und äußerliche Gestalt abzusprechen und so die Wesenhaftigkeit oder Substantialität derselben, freilich wider Wissen und Willen, eigentlich von Grund aus zu vernichten. Was man auch sagen möge, „es ist nun ihm für allemal schlechthin unmöglich, etwas als eine wahrhafte Substanz und eigentliche Realität zu denken und von demselben zugleich dennoch jede wie immer beschaffene Räumlichkeit und Gestalt zu negiren".

Wir brauchen wol nicht weiter auf dieses katholisch-dogmatische Philosophiren einzugehen. Die „herrliche Fülle von Licht", die der Verfasser seiner dogmatischen Naturauffassung nachrühmt, können wir eben nicht finden. Die Natur ist hier, was der Verfasser mit gesperrter Schrift drucken läßt, „ein eigentliches und wahrhaftes, d. i. ein in und an sich selber seiendes, keinem andern Realprincip gehörirendes, von dem allmächtigen Gotte unmittelbar aus Nichts gesetztes oder geschaffenes und daher als solches, als bloße Setzung Gottes primitive schlechthin ungetheilte, ein- und ganzheitliches, sowie ein ursprünglich völlig indifferentes oder noch ganz und gar inactives, aber doch räumliches und äußerlich gestaltetes Wesen oder Realprincip, welchem zugleich die Bestimmung von seiten Gottes und die Befähigung innewohnt, auf Veranlassung fremder Einwirkung sich zu differenziren und in dieser seiner Differenzirung sich zu materialisiren, oder in lauter materielle Individualitäten auseinanderzugehen, um auf Grundlage einer substantialen Theilung ein Leben zu führen, durch welches es sich als ein von jedem Geiste qualitativ verschiedenes Wesen zur Offenbarung bringt". Sapienti sat!

Der Pessimismus und die Ethik Schopenhauer's. Von Victor Kiy. Berlin, Hayn. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Pessimismus Schopenhauer's hat besonders bei denjenigen Zeitgenossen Anstoß erregt, welche von der Hegel'schen Philosophie herkamen, die ja mit ihrem: „Alles, was wirklich ist, ist vernünftig", entschieden optimistisch war. Auch Victor Kiy steht unter dem Einfluß der Hegel'schen Philosophie. Seine antipessimistische Schrift ist „seinem hochverehrten Lehrer, dem königlich preußischen Geheimrathe und Ritter hoher Orden, Herrn Prof. Dr. Karl Rosenkranz, als Zeichen der Dankbarkeit und Verehrung" gewidmet. Die Wahrheit der Lehre Hegel's mußte nach dem Verfasser erst durchempfunden sein, ehe sie erkannt und der Misère des Tags zum Trotz auch geglaubt werden konnte. Scheine auch augenblicklich die Hegel'sche Philosophie in den Hintergrund getreten zu sein, so lebe sie doch fort und fort in den Vorstellungen und Bestrebungen aller Gebildeten, der Besten im Volke, und alle Errungenschaften der Neuzeit legten Zeugniß ab für die Wahrheit ihrer Lehre. Doch will der Verfasser nicht in Abrede stellen, daß die Hegel'sche Philosophie nach allen Seiten hin der Reform fähig, ja bedürftig sei, und daß sie durch die Schopenhauer'sche in vielen Stücken ergänzt werden, durch Aufnahme ihrer Grundwahrheiten an Wahrhaftigkeit, Farbenreichthum und Fülle gewinnen könnte.

Des Verfassers Haupteinwand gegen den Schopenhauer'schen Pessimismus besteht in Folgendem. Die Idee des Pessimismus sei nur dadurch möglich, daß rein empirisch dem Einzelnen, Individuellen, Unwesentlichen die Geltung des Allgemeinen, Universellen, Wesentlichen beigelegt wird. Schopenhauer nun höre zwar nicht auf, zu wiederholen, daß wahrhafte Erkenntniß des Wesens der Welt erst eintritt, wenn das principium individuationis (Raum und Zeit) durchschaut, der Schleier der Maja zerrissen wird. Nichtsdestoweniger sei er selbst bei der Behauptung seiner pessimistischen Lebensansicht noch in jenem principio individui befangen; er gelange nicht, wie auf dem Gebiete der Metaphysik, auch auf dem der Ethik von der Betrachtung des Einzelnen zu der Erkenntniß des Wesens, und nehme das „Hier" und die Gegenwart als die Erscheinungsform alles Lebens. Die Substituirung der Gegenwart für den Begriff der Zeit überhaupt scheine für Schopenhauer formalerweise der erste Anlaß gewesen zu sein, seiner Ethik eine pessimistische Färbung zu geben, welche dem Grundprincip seines Systems an und für sich fremd sei. Schopenhauer sei dadurch auf den Standpunkt des Einzelnen, Zufälligen, Empirischen gedrängt und habe sich nicht zur Zusammenfassung desselben in der Idee, als dem Allgemeinen, Nothwendigen, erheben können.

Auf eine Stelle der „Parerga" hinweisend, in der Schopenhauer die Möglichkeit eines Fortschritts in der Culturentwickelung der Menschheit nicht leugnet, bemerkt der Verfasser, daß, wenn Schopenhauer seinen Pessimismus streng durchführen wollte, er jeden Fortschritt ausschließen und die Nothwendigkeit der Uebel als eines wesentlichen Moments der Welt behaupten müßte. Aber Schopenhauer sei nicht im Stande, seine pessimistische Ansicht bis in ihre äußersten Consequenzen durchzuführen, weil diese dem Grundprincip seines Systems fremd sei.

Der Widerspruch in der Philosophie Schopenhauer's besteht darin, daß er einerseits die Wesenseinheit des Universums behauptet und deshalb von der Einheit und Gesetzmäßigkeit der

Erſcheinungen jenes Weſens, als des einen Willens ſpricht, ja ſogar darüber hinaus im einzelnen die abſolute Herrſchaft der Vernunft anerkennt, andererſeits aber dieſe Zugeſtändniſſe, in denen doch das Grundprincip ſeiner Philoſophie enthalten iſt, in der Lehre von der ſchlechteſten Welt, in dem peſſimiſtiſchen Anflug, den er ſeiner Ethik gibt, wieder aufhebt. Roſenkranz faßt ſein Urtheil über Schopenhauer in folgende Worte zuſammen: „Wenn Geſetze in der Welt herrſchen, wenn Vernunft in ihr waltet, ſo iſt die Omnipotenz des Peſſimismus ein Irrthum.“

Trotz alledem ſchließt der Verfaſſer mit der Ueberzeugung, daß auch Schopenhauer „in der Zukunft ein gebührender Platz im Pantheon der Wiſſenſchaft geſichert ſein wird. Auch er war ja einer von denen, die ihr Leben eingeſetzt haben für die Erkenntniß der Wahrheit, für die endliche Enthüllung des Weltproblems.“

Dem tiefern Kenner der Schopenhauer'ſchen Philoſophie muß Kiy's Kritik des Peſſimismus derſelben oberflächlich erſcheinen. Zuerſt iſt die Geneſis des Schopenhauer'ſchen Peſſimismus falſch angegeben. Nicht der einſeitige Blick auf die einzelnen, individuellen, empiriſchen Uebel hat Schopenhauer zum Peſſimiſten gemacht, ſondern die Erkenntniß, daß Uebel und Leiden eine nothwendige Folge des innern Weſens der Dinge, des in ihnen treibenden Willens iſt. Er legt alſo nicht, wie Kiy ihn beſchuldigt, rein empiriſch dem Einzelnen, Individuellen, Unweſentlichen die Geltung des Allgemeinen, Univerſellen, Weſentlichen bei, ſondern umgekehrt, aus dem allgemeinen oder Grundübel der Welt, welches nach ihm die Bejahung des Willens zum Leben iſt, leitet er alle einzelnen, empiriſchen, individuellen Uebel ab.

Was zweitens den von Kiy behaupteten Widerſpruch zwiſchen Schopenhauer's Metaphyſik und Ethik betrifft, der darin beſtehen ſoll, daß er metaphyſiſch die Weſenseinheit und Geſetzmäßigkeit des Univerſums anerkennt, ethiſch aber dieſe einheitliche und geſetzmäßige Welt für die ſchlechteſte erklärt, ſo iſt nicht einzuſehen, warum hierin ein Widerſpruch liegen ſoll. Die metaphyſiſche Weſenseinheit und Geſetzmäßigkeit der Welt macht nach Schopenhauer nur den allgemeinen Beſtand derſelben möglich; ethiſch angeſehen aber iſt dieſe ſo beſtehende Welt wegen der Blindheit und Schlechtigkeit der in ihr einander unaufhörlich bekämpfenden Individuen die Hölle. Eben dieſes, daß die ihrem innern Weſen nach einheitliche Welt in der Wirklichkeit, in den Individuen, ſo mit ſich zerfallen iſt, daß keiner im andern ſein eigenes Weſen wiedererkennt, dies iſt ja der Grund des Schopenhauer'ſchen Peſſimismus. Einen logiſchen Widerſpruch kann hierin nur ein Hegelianer erblicken, dem alles, was wirklich iſt, auch vernünftig iſt, der den realen Widerſtreit zwiſchen Weſen und Erſcheinung ignorirt.

5. Denkreiſe in das unbekannte Jenſeits oder das Leben nach dem Tode und die Selbſtändigkeit der Seele, hergeleitet aus den Wirkungen des Chloroform. Nach einem Vortrag, gehalten in der Geſellſchaft für Wiſſenſchaft und Kunſt zu Gießen, nebſt einem Nachwort über den Urſprung des Menſchengeſchlechts von Wilhelm Braubach. Neuwied, Heuſer. 1866. 12. 10 Ngr.

Das Chloroform nicht blos ein betäubendes und für Schmerz unempfindlich machendes Mittel, ſondern auch ein Mittel, die Unſterblichkeit zu beweiſen! Wer hätte dies gedacht und wer wird hier nicht geſpannt? Den Anlaß zu des Verfaſſers „Denkreiſe in das unbekannte Jenſeits“ bot ein in Nr. 349—351 der „Didaskalia“ vom 16.—18. December 1859 erſchienener Artikel über das Chloroform von L. Büchner in Darmſtadt. Büchner hatte in dieſem Artikel unter anderm geſagt, in Bezug auf die Seele werfe das Chloroform ein neues und bedeutendes Gewicht in die Wagſchale derjenigen Erfahrungsphiloſophen, welche dieſelbe nicht als ein ſo einheitliches, untrennbares und in ſich ſelbſt concentrirtes Ganzes, wie die Mehrzahl der Philoſophen, ſondern als ein complicirtes, aus ſehr mannichfachen Thätigkeiten oder Beſtandtheilen zuſammengeſetztes, theilweiſe zerlegbares Gebilde anſehen, von welchem das Bewußtſein nur einen Theil ausmacht. Wenn uns Chloroformbetäubte, welche den Zuſtand des ſogenannten Mittelrauſches nicht überſchritten haben, nach dem Erwachen verſichern, daß ſie während der Operation weder Schmerz noch Gefühl von Angſt oder Furcht empfinden, dennoch aber alles, was um ſie vorging und geſprochen wurde, wohl vernommen haben, ohne doch im Stande zu ſein, irgendeine willkürliche Bewegung zu unternehmen, ſo ſei damit eine der merkwürdigſten künſtlichen, man möchte faſt ſagen chemiſchen Scheidungen des Seelenweſens in ſeine einzelnen Beſtandtheile geliefert, welche keine Speculation, keine philoſophiſche Selbſtbeobachtung erſinnen oder entdecken, ſondern allein das Experiment und die Erfahrung herbeiführen kann.

Unſer Verfaſſer nun kommt zu andern Reſultaten, als Büchner. Wenn wir, ſagt er, ſehen, wie der Chloroformberauſchte alles wahrnimmt, was um ihn her vorgeht, und ihm das Bewußtſein davon auch als Erinnerung verbleibt; wenn ihm der Körper mit ſeinen materiellen Nerven und ihren Schmerzen fremd geworden iſt, ja ſo fremd, daß trotz der ſinnlichen Wahrnehmung er auch der Angſt und Furcht enthoben iſt, ſo zeige ſich darin doch eine ſolche Trennung der Seele oder des Geiſtes von dem Körper, wie man es ohne die Erfahrung nicht leicht für möglich halten würde.

Daß man aber eine ſolche Trennung im ganzen und großen für möglich hält, wenn der materielle Menſch erſtirbt, das ſoll nach manchen Materialiſten thöricht und lächerlich ſein. Sollen wir gleicher Meinung ſein und annehmen, daß der gewaltigen, reichen Natur und Welt nicht ſo viel Kraft innewohnen könne als dem Chloroform? daß ſie nicht zu Stande zu bringen vermöge, was der ſchwache Künſtler durch das Chloroform vermag, Trennung der Seele und des Leibes aus ihrer erblichen, feſtgeſchloſſenen Einheit? Wenn ſich erfahrungsgemäß die ſinnliche Wahrnehmung, die erſte Baſis geiſtiger Weltverbindung, trennen läßt von der Thätigkeit und von dem Leiden des Körpers, ſollte es da einer höhern Hand oder mächtigern Kraft nicht noch viel leichter oder natürlicher ſein, der ſchon über die ſinnliche Wahrnehmung gehobenen Seele eine Trennung vorzubereiten, welche ſich mit dem Tode nur ganz vollendet?.... Wenn Schmerz und Bewegung dem materiellen Körper, dem Werkzeug zum Wirken auf die Sinnenwelt (welches natürlich von Erde ſein und wieder zu Erde werden muß) weggenommen ſind; wenn Gehirn, Bewegungs- und Gefühlsnerven ihrer activen oder paſſiven materiellen Functionen oder Zuſtände beraubt ſind, zugleich aber Bewußtſein, ſinnliche Wahrnehmung, ſomit

Denken, Fühlen und Wollen thätig bleiben, so beweist dieses eine Trennung des menschlichen Wesens in zwei Theile, in einen rdlichen, vergänglichen Körper, und eine kosmische, mit diesem Körper für die Erde innigst verbundene, aber dennoch selbständige Seele; ganz so, wie der unbefangene Mensch auch ohne ieferes Denken geneigt und gewöhnt ist anzunehmen und zu lauben; ganz so, wie die Völker aller Zonen von der ältesten Zeit is jetzt, wie die rohesten und cultivirtesten Menschen anzunehmen und zu glauben sich geneigt und gedrängt fanden.

Während also Büchner aus den an Chloroformbetäubten wahrgenommenen Zuständen folgert, daß es kein einheitliches Seelenwesen gibt, sondern die Seele ein aus erschiedenen, voneinander trennbaren Elementen zusammengesetztes Gebilde und das Bewußtsein nur eins dieser lemente ist, so folgert der Verfasser daraus die Trennrkeit der Seele vom Leibe und die Möglichkeit der Fortauer der Seele auch ohne den Leib. Gegen Büchner's olgerung ist zu sagen, daß Trennbarkeit der verschienen psychischen Functionen voneinander noch kein Beeis ist, daß diesen verschiedenen Functionen nicht ein nheitliches Wesen zu Grunde liege. Hier hat unser erfasser offenbar recht, wenn er gegen die materialistische Theilbarkeit der Seele" einwendet:

Wenn die Seelenthätigkeit theilbar ist, so ist damit die eele selbst noch keineswegs als theilbar oder wirklich getheilt orderlich. Selbst die Thätigkeiten des Körpers, oder seiner nctionen, sind in die mannichfaltigsten Gebilde vertheilt, ohne ß darum der Körper oder sein Organismus aufhörte, eine llständige Einheit zu bilden, ein Ganzes zu sein.

Aber sowenig aus der Trennbarkeit des Bewußtseins n der Empfindung bei Chloroformberauschten folgt, daß kein einheitliches Seelenwesen gibt, sowenig folgt dars, was unser Verfasser folgert, daß das einheitliche elenwesen ein vom Leibe trennbares und den Tod übernerndes sei. Das Bewußtsein, das der Chloroformrauschte behält, ist ja doch immer Gehirnfunction, also e leibliche Function. Die psychischen Functionen überupt, so sehr sie auch durch ihren Zweck einheitlicher t sind, sind ja Leibesfunctionen, Functionen bestimmter rgane des Leibes. Wie soll also daraus, daß im loroformrausch die einen dieser Functionen fortdauern, hrend die andern cessiren, eine Trennbarkeit der Seele n Leibe und eine Fortdauer der Seele nach dem Tode Leibes folgen?

Aus den Erscheinungen an Chloroformberauschten läßt also weder für den Materialismus noch für den iritualismus Kapital machen. Julius Frauenstädt.

Arthur Stahl's Novellen.

ovellen und Skizzen von Arthur Stahl. Drei Bände. eipzig, F. Fleischer. 1867. 8. 4 Thlr.

Diese Novellen haben entschiedene Vorzüge: eine Gabe Schilderung, welche sich nirgends in überflüssigen malungen gefällt, sondern durch wenige, aber schlade Züge stets das lebendige Bild vor die Phantasie rt; einen poetisch warmen, glühenden Stil; manches cliche psychologische Motiv. Mag der Verfasser oder mehr die Verfasserin, deren vielseitig geweckten Sinn und ansprechendes Darstellungstalent wir schon aus ihren spanischen Reisebildern kennen, uns ein Salon- oder Genrebild, ein Landschafts- oder Marinebild malen — sie wählt stets lebhafte Farben und weiß ihren Bildern einen stimmungsvollen Hauch zu geben.

Die psychologischen Probleme werden von ihr mit einer gewissen Keckheit aufgestellt, welche uns augenblicklich in Spannung versetzt. Weniger glücklich ist sie in der Lösung derselben; hier läuft bisweilen etwas Gewaltsames mit unter, oder die Handlung, die am Anfang wie ein Waldstrom über Felsgerölle einherbrauste, verläuft am Ende im Sande.

Am grausamsten ist sie in der ersten Novelle: „Diana." Ein Assessor und Landwehrlieutenant liebt die Tochter eines Generals; doch die Heldin erfährt, daß er der Sohn ihrer Amme sei. Sie entsagt mit Stolz. Später wird er von seinem Vater adoptirt und Besitzer großer Güter. Diana sieht ihn wieder, doch nun will sie ihm ebenso wenig angehören, damit es nicht den Schein gewinne, als ob jetzt Besitz und Glanz sie locke, als ob sie dem Besitze des Vaters zugestehen wolle, was sie dem Stande der Mutter versagt hat. Es ist dies gewiß fein gedacht und empfunden. Einmal resignirt sie aus dem Stolz des gesellschaftlichen Vorurtheils, das andere mal aus dem Stolze nobler Gesinnung. Die Delicatesse, die in dieser Novelle herrscht, erinnert an Octave Feuillet's „Roman d'un pauvre gentilhomme". Doch weiß der französische Dichter noch einen befriedigenden Ausgang herbeizuführen, wenn auch mit Hülfe von realen châteaux d'Espagne, während unsere Dichterin mit einer Dissonanz schließt. Resolut und keck hingeworfen ist die Vorgeschichte dieser Novelle, welche die Liebe des holden Käthchens zu Junker Kurt erzählt. Es ist Walddust in dieser Schilderung, aber auch eine etwas brüske Naivetät der Sinnlichkeit, wie in der Liebesscene, die mit den aufgeknöpften Gamaschenknöpfen beginnt. In die Verwickelungen der eigentlichen Novelle spielen allerlei politisch-sociale Momente mit hinein, unter anderm ein Motiv, das, soviel uns bekannt, bisher noch nicht für Novellenzwecke ausgebeutet ist: die Ausstoßung eines Landwehroffiziers aus dem Offizierstande wegen liberaler Gesinnungen oder des Verkehrs mit Mitgliedern dieser Partei. Dies Motiv ist originell und in vieler Hinsicht anomal, da mit solcher Ausstoßung die gesellschaftliche Stellung des Verurtheilten durchaus nicht gefährdet wird, derselbe sogar eine höhere Beamtenstellung fortbekleiden darf.

Eine befriedigendere, in vieler Hinsicht anheimelnde Erzählung ist „Walter". Der frische Wald- und Bergduft des Harzes durchweht dieselbe, und zwar vor einigen Jahrzehnten, „ehe noch alles so übercultivirt war und man an einzelnen Punkten zu der Meinung kommen konnte, es sei das berliner Geheimrathsviertel verlegt oder alle Welt bedürfe blauer Brillen". Die Novelle ist eine kleine Apotheose der Arbeit. Der Held, ein armes Kind aus dem Harze, wird in der Ferne durch Arbeit ein tüchtiger Mann und wählt zwischen zwei Neigungen seiner ersten

Jugend nicht die vornehme und geiſtreiche Salondame, ſondern die einfache, edeldenkende Arbeiterin.

„Liane" iſt eine George Sand'ſche Studie, das Thema Unbefriedigung in der Ehe. Die Motivirung iſt hier ſauber und glücklich, die Glut verhaltener Leidenſchaft mit ſeinen Zügen geſchildert, doch die Löſung und Beruhigung, die durch den Tod Antonio's herbeigeführt wird, macht doch zu ſehr den Eindruck eines Deus ex machina. Einen ähnlichen Conflict behandelt die Novelle „Auf bewegter Flut", nur mit grellern Farben und tragiſchem Ausgang. Felicia, die Sängerin, die den reichen Kaufherrn geheirathet hat, iſt eine tragiſche Geſtalt. In dieſer Novelle athmet ein friſcher Seehauch, und glänzende Marinebilder, das Vomſtapellaufen eines Schiffs und der Brand des Feſtſchiffs am Schluß beleben dieſelbe.

Aehnlich ſind in der Novelle: „Böhmiſche Muſikanten", Genre- und Landſchaftsmalerei gleich vortrefflich. Der böhmiſche Urwald mit ſeinen ſchwarzen Bergmooren, ſeinen mächtigen Farrnwedeln, ſeinem undurchdringlichen Gebüſch, ſeiner ganzen düſtern, ſelbſt nicht vom Lied der Singvögel unterbrochenen Einſamkeit umwebt mit ſeinem Schatten das muntere Treiben des Muſikantenvölkchens. Die Heldin, eine Art Mignon aus den böhmiſchen Wäldern, iſt zwar ein anmuthiges Genrebild; doch die pſychologiſchen Wallungen und Wandlungen derſelben bringen es zu keiner feſſelnden Wirkung.

Weit gelungener iſt „Garibaldi". Der Held dieſer Novelle iſt nicht der Held Italiens, ſondern ein armer Savoyardenknabe mit ſeinem Affen; die Heldin Gertrud iſt ein treffliches Charakterbild, eine echte Ingenue der franzöſiſchen Bühne. Das Talent der Verfaſſerin prägt ſich kaum in einer andern Novelle ſo glänzend aus wie in dieſer. Gleich die Einleitung, die Schilderung des in den Hühnerhof fallenden Balls, zeigt den friſcheſten Humor der niederländiſchen Schule, während die Scenen auf der Burg einen glänzenden Pinſel bekunden. Tiefes Naturempfinden geht hier Hand in Hand mit einer durchaus originellen Erfindung. Die Scenen in dem improviſirten Atelier haben etwas verfänglich Pikantes; doch iſt die Löſung am Schluß gut vorbereitet und befriedigend. Die beiden Brüder, Leo und Titus, ſprechen miteinander, wie Pulcheria und Lälia in dem George Sand'ſchen Roman. Doch dünkt es uns oft, als ob die Verfaſſerin manchen Auseinanderſetzungen des in Sachen der Liebe freigeiſtigen Leo im ſtillen beifällig zunickt, ſo gediegen ſie ihn auch durch Titus aus dem Felde ſchlagen läßt.

Ebenſo originell, aber minder glücklich, erſcheint uns die Novelle: „Die Schweſtern", ſo reizend die Idylle des roſenumkränzten Pfarrhofs gezeichnet iſt. Die Vorausſetzung ſchon iſt gewagt. Der Adjunct eines Pfarrers hält um die jüngere Tochter deſſelben an, verſchreibt ſich aber und ſetzt ſtatt ihres Namens den der ältern Schweſter. Er wagt nicht, dieſen Schreibfehler zu verbeſſern; denn eine Unklarheit des Gefühls hat ihn dictirt. Er heirathet in der That die ältere, verliebt ſich aber ſelbſtverſtändlich nachher in die jüngere Schweſter. Er corrigirt ſeinen Schreibfehler in einer für die Pfarrkinder wenig erbaulichen Weiſe, doch die Verfaſſerin ſtreut allzu raſch Sand auf dieſe Correctur. Zum Glück weiß nur ſie und wir um dieſen Fehltritt der jungen Cordula, die dann ſo ſchnell wie möglich unter die Haube gebracht wird. Die ältere Schweſter iſt eine „ſchöne Seele", ein trefflich gezeichneter edler Frauencharakter.

Die „Skizzen", welche dieſe Bände enthalten, ſind Federzeichnungen, oft auch nur Federproben. Ihr Werth iſt ein ungleicher, doch iſt immer Geiſt in den verſchlungenen Arabesken. Was man in einer modernen Novellenſammlung von Frauenhand am wenigſten erwarten durfte, iſt eine Ueberſetzung des Hirtengedichts von Longos: „Daphnis und Chloë", welche die erſte Hälfte des dritten Bandes einnimmt. Eingeleitet wird ſie durch Goethe's Ausſpruch bei Eckermann, der meint, man müßte ein Buch ſchreiben, um die großen Verdienſte des Gedichts nach Würden zu ſchätzen; man thue wohl, es alle Jahre einmal zu leſen, um immer wieder daran zu lernen und den Eindruck ſeiner großen Schönheit aufs neue zu empfinden. „Es iſt darin der hellſte Tag, und man glaubt lauter herculaniſche Bilder zu ſehen, ſowie auch die Gemälde auf das Buch zurückwirken und unſerer Phantaſie beim Leſen zu Hülfe kommen." Die Uebertragung iſt ſchlicht und anſprechend, nur mußten allzu moderne und undeutſche Wendungen, wie: „die Brigantage der Liebe", „geputzt und coiffirt" und ähnliche vermieden werden.

Wir haben dieſe Novellen mit großem Intereſſe geleſen. Der Stil iſt zwar ungleich, oft originell, glänzend, charaktervoll, oft aber auch nicht vornehm genug in Gemeinplätze der Empfindung meidend; doch die Lebendigkeit der Phantaſie, das künſtleriſche Gefühl, das die Schilderungen durchdringt, der leidenſchaftliche Nerv, der in ihnen pulſirt, rufen einen durchaus feſſelnden Geſammteindruck hervor.

17.

Feuilleton.

George Sand über das Verhältniß von Roman und Drama.

Wir haben in d. Bl. mehrfach bereits das Verhältniß von Roman und Drama beſprochen, ein Verhältniß, das auf dem Grundunterſchied der epiſchen und dramatiſchen Dichtung beruht. Da indeß noch immer viele meinen, aus jedem Roman ein Drama machen zu können, da namentlich die franzöſiſchen Autoren ohne Wahl denſelben Stoff bald über den Leiſten des Romans, bald über den des Dramas ſchlagen: ſo iſt es von Intereſſe, über dieſe Frage die Anſchauungen einer Schriftſtellerin zu hören, welche ſelbſt auf dem Gebiet des Romans wie auf dem des Dramas eine langjährige Thätigkeit entwickelt und mehrfach Romanſtoffe für die Bühne benutzt hat.

Von George Sand iſt jetzt ein „Théâtre complet" in vier Bänden (Paris, Michel Levy) erſchienen, welches von den unermüdlichen dramaturgiſchen Beſtrebungen der genialen Frau ein erſchöpfendes Bild gibt. Unter den Stücken ſind die folgenden nach frühern Romanen gearbeitet: „François le Champi",

„Mauprat", „Flaminio" (nach „Teverino") und „Le Marquis de Villemer". Das letztere Stück ist überhaupt dasjenige von allen Sand'schen Dramen, welches den meisten Erfolg gehabt hat. Allen diesen Dramen sind Widmungen und Vorworte vorausgeschickt, in denen die Verfasserin, außer dem Dank, den sie den Theaterdirectoren und Darstellern für die Inscenirung des Ganzen und die Durchführung der einzelnen Rollen ausspricht, auch manche dramaturgische Frage von Wichtigkeit behandelt. In der Vorrede zu „Mauprat" geht sie nun auf das obenerwähnte Thema ein: „Kritik und Publikum fragen oft mit Recht, ob es für die Entwickelung der Literatur günstig ist, dieselbe Idee doppelt zu behandeln und auf dem Theater einen schon in einem Roman verwertheten Stoff nochmals vorzuführen? Die Antworten sind verschieden, und wie alle Fragen dieser Welt kann auch diese keine andere Lösung finden als das ewige «je nachdem», anwendbar auf alle menschlichen Dinge. Da das Theater die Darstellung von Scenen des Lebens ist, so ist es ebenso natürlich und logisch, den Stoff zu einem Drama aus einem Roman zu schöpfen wie aus der Geschichte und dem epischen Gedicht. Niemand hat je der Tragödie und dem historischen Drama Vorwürfe darüber gemacht, daß sie dem Publikum schon gekannte und gewürdigte Ereignisse wiederholen. Hat sich deshalb niemand für Achill, für Ulysses, für Andromache, für Hermione interessirt, weil die alten und neuen Tragiker diese erhabenen Gestalten der Geschichte, der Fabel oder der Ueberlieferung entlehnt haben? Hat Shakspeare nicht aus der Chronik und aus der Legende geschöpft? Wollte man behaupten, daß der Geist des Zuschauers nothwendig für oder gegen Typen eingenommen ist, die er sich durch Lektüre angeeignet hat, so würde man der ganzen Vergangenheit wie der ganzen Gegenwart, allen großen dramatischen Schöpfungen wie allen Gebilden der Kunst im allgemeinen ein Dementi geben. Die Malerei dürfte dann nicht die Züge hervorragender Persönlichkeiten wiedergeben, die Musik würde nicht wohlthun, ihnen ihre Accente zu leihen. Man müßte sie ewig der Vergessenheit des Grabes überlassen, und dies Uebermaß der Ehrfurcht wäre ihnen wenig günstig; die Todten würden sich darüber beklagen und in den elysäischen Feldern würde man sich von der Undankbarkeit der Lebenden unterhalten. Bei minder wichtigen Schöpfungen hat nach meiner Ansicht jeder Künstler das Vorrecht, einer Erfindung zwei verschiedene Formen zu geben. Ist ein Stoff beliebt, so wird er bald mannichfachen Umwandlungen unterworfen. Man hat «Manon Lescaut» getanzt und als Pantomime dargestellt, man hat Opern aus den Romanen Walter Scott's gemacht; «Jocelyn» ist ein Roman in Versen, welchen der Autor leicht in Prosa neu schreiben und den man eines Tags auf dem Theater sehen könnte; denn es gibt kein in irgendeiner Form gelungenes Sujet, das der Autor oder andere Autoren nicht in verschiedenen Formen reproduciren könnten. Es ist daher erlaubt, aus einem Roman ein Stück und aus einem Stück einen Roman zu machen. Die Kunst kann dabei nur gewinnen, wenn dies mit Gewissenhaftigkeit und Geschmack geschieht. Da es aber auch ohne Gewissenhaftigkeit und Geschmack geschehen kann, so hat man ein Recht zu sagen: je nachdem»."

Der erste Theil dieser Reflexionen enthält Gemeinplätze; es ist selbstverständlich, daß der Dramatiker seinen Stoff aus den Stoffquellen: der Geschichte, der Legende, der epischen Dichtung und auch dem Roman, nehmen kann. Weiterhin aber gibt die Verfasserin dieser Behauptung eine viel zu weite Ausdehnung, sie geht von der Ansicht aus, daß sich jeder Roman in ein Drama verwandeln lasse und es nur auf die Kunst der Behandlungsweise ankomme. Hiergegen ist zu sagen, daß gerade ein für den Roman sehr geeigneter Stoff sich am wenigsten zu einem Drama umwandeln läßt, indem die ganzen Voraussetzungen desselben der dramatischen Behandlung widerstreben müssen. Die Handlung im Roman kann durch lange Zeiträume unterbrochen sein; derartige Stoffe, bei denen sich die Dramenfabrikanten mit der Eintheilung in Abtheilungen helfen, indem sie das Stück wie einen Polypen in zwei Stücke zertheilen, sind entschieden undramatisch. Die Herrschaft des Zufalls, welche einen Roman sehr pikant machen kann, ist im Drama gänzlich ausgeschlossen, ebenso die feinern psychologischen Analysen, die Entwickelungen, die sich mit einer gewissen Allmählichkeit vollziehen. Hiergegen hat George Sand selbst mehrfach in ihren Dramen gesündigt, und „Mauprat" z. B. ist als Drama ein Spectakelstück mit rohen Effecten geworden. Aber über zwei Punkte, welche Roman und Drama scharf unterscheiden, hat George Sand ein bei weitem klareres Bewußtsein als etwa Frau Birch-Pfeiffer, die in ihren dramatischen Verballhornungen gerade gegen diese beiden Regeln fortwährend verstößt. Die erste ist die schärfere Bestimmtheit dramatischer Entwickelung, die am wenigsten durch lange, eingeschobene Erzählungen, unverdaut ausvomirte Romankapitel erreicht wird; die zweite ist die vollkommene Klarheit und Durchsichtigkeit der Charaktere und Motive, mit denen das Publikum von Haus aus im Geheimniß sein muß, während umgekehrt die Spannung des Romans aus allmählich sich lösenden Verschleierungen hervorgeht. George Sand sagt: „Der Roman gönnt uns jede Bequemlichkeit. Man erlaubt uns alle für den Gedanken nothwendige Entwickelungen. Der Leser verläßt uns, wenn wir ihn ermüden; aber er kommt uns wieder, wenn er, trotz unserer Längen, einen Typus oder eine Situation erfaßt hat, die ihn interessirt. Der Zuschauer ist weniger geduldig, weil es ihm nicht möglich ist fortzugehen, weil er oft schlecht sitzt, weil er nicht rauchen, nicht die Beine bequem strecken kann. Man muß deshalb seine Gefangenschaft, seine Unbequemlichkeit und Höflichkeit so wenig wie möglich misbrauchen. Man muß ihm die Persönlichkeiten so naturwahr darzustellen wissen, daß er sie zu betrachten und anzuhören Lust hat, und doch so «concis», daß er nicht finde, sie sprächen zu viel."

In Bezug auf den zweiten Punkt sagt sie folgende, für unsere deutschen Dramenfabrikanten sehr beherzigenswerthe Worte: „Einem Roman sklavisch zu folgen und aus ihm die Scenen und den Dialog auszuziehen und zu copiren, wäre für die Trägheit des Autors sehr angenehm; doch abgesehen davon, daß Trägheit und Speculation dicht aneinander grenzen und kein gutes Beispiel geben, ist es auch eine thatsächliche Unmöglichkeit, ein Stück in solcher Weise zu machen. Die Scenen eines Romans sind nicht für das Theater geschrieben; es ist sogar nothwendig, kein einziges Wort von ihnen beizubehalten. Es finden sich in dem Roman sehr in die Länge gedehnte Situationen, welche dem Leser gefallen, weil sie ihn ungeduldig machen, und welche den Zuschauer aus dem ebenangeführten Grunde langweilen würden. Ein Charakter des Romans darf während eines ganzen Bandes ein Räthsel bleiben; es ist ein Kunstgriff des Romans, nicht zu rasche Enthüllungen zu geben. Auf der Scene wird man bald einer Person von Fleisch und Blut müde, welche zögert, sich verständlich zu machen. Man muß daher in allem anders verfahren, und anders verfahren heißt nicht «copiren», das heißt zum zweiten male schaffen."

Bibliographie.

Grothe, W., Die Kinder des Papstes. Historischer Roman. 2te Abth.: Glanz und Fall. 2 Bde. Berlin, Grothe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gutzkow, K., Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567. Dritter Band. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hagenbach, K. R., Ueber Ziel und Richtpunkte der heutigen Theologie. Drei in Basel gehaltene Vorträge. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 10 Ngr.

Scherzer, K. von, Statistisch-commerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde, unternommen an Bord der österreichischen Fregatte Novara in den Jahren 1857—1859. Zweite, verbesserte und mit den neuesten statistischen Daten ergänzte Auflage. Leipzig und Wien, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Temme, J. D. H., Die Heimath. Ein Schweizer Roman. 3 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1865. 8. 5 Thlr.

Tschischwitz, R., Shakespeare's Hamlet in seinem Verhältniß zur Gesammtbildung namentlich zur Theologie und Philosophie der Elisabeth-Zeit. Halle. Gr. 4. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.
Begründet von
J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis).
Fortgeführt von Dr. **A. Bollert.**
Neue Serie. Zweiter Band. Zweites Heft.
8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Kaspar Trümpy aus Bern. 1864. — Ein Mord im Criminalgefängniß von Nürnberg. 1830. — Criminalistische Miscellen aus Nürnbergs Vergangenheit 3.

Der Proceß gegen Dr. Demme, welcher beschuldigt war, den Bankier Trümpy in Bern durch Strychnin vergiftet zu haben, bildet den Hauptinhalt dieses Heftes; kaum irgendein anderer Criminalfall der neuern Zeit dürfte in seinem Verlaufe so spannende und romanhafte Momente darbieten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt von
Karl Bartsch.
8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese neue Uebertragung unsers größten altdeutschen Epos ins Hochdeutsche von dem bekannten Germanisten, der vor kurzem in der Sammlung „Deutsche Classiker des Mittelalters" auch das Original neu herausgegeben, hat wesentliche Vorzüge vor allen bisherigen Uebersetzungen. Während sie sich in der Versform enger an das Original anschließt, vermeidet sie dagegen, ohne doch die Localfarbe zu verwischen, die Beibehaltung altdeutscher Ausdrücke und Wendungen, welche dem mit dem alten Idiom nicht vertrauten Leser das Verständniß erschweren würden. In einer vorausgehenden Einleitung gibt der Uebersetzer dankenswerthe Aufschlüsse über den Stoff und die Entstehungsgeschichte des Nibelungenliedes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe ohne Adresse.

Von
Arthur Görgei.
Deutsche Originalausgabe,
im Auftrage des Verfassers aus dem ungarischen Original-Manuscript übersetzt.
8. Geh. 10 Ngr.

Arthur Görgei veröffentlicht hiermit eine Rechtfertigungsschrift, welche sehr wichtige neue Details über die entscheidende Katastrophe von Világos enthüllt und sein 1852 erschienenes Memoirenwerk: „Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849", in vielen Punkten ergänzt. Die Schrift wird gerade im gegenwärtigen Augenblick besonders lebhaftes Interesse erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien die vierte Lieferung des Werks:

Geschichte von Ungarn.

Von
Ignaz Aurelius Fessler.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von
Ernst Klein.
Mit einem Vorwort von **Michael Horváth.**
Gr. 8. In 16—20 Lieferungen zu je 20 Ngr.

Das in den Jahren 1812—25 erschienene Werk »Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen« von Ignaz Aurelius Fessler, allgemein als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns anerkannt, aber seit längerer Zeit gänzlich vergriffen, erscheint hier in zweiter Auflage, eingeführt durch den berühmten ungarischen Historiker und Staatsmann Michael Horváth. Dasselbe wird in dieser neuen, zeitgemässen Umarbeitung dem ungarischen wie dem deutschen Publikum gleich willkommen sein, zumal die gedrängtere Darstellung und zweckmässigere Druckeinrichtung den Umfang sehr beschränkte, der Preis mithin wesentlich billiger gestellt werden konnte. Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, erfolgt die Ausgabe in Lieferungen zu je 20 Ngr.

Paul Hunfalvy sagt am Schluss einer ausführlichen Besprechung im »Pester Lloyd«: „Wir glauben nicht, dass jemand das (erste) Heft unbefriedigt aus der Hand legen dürfte. Ein anmuthiger Vortrag und eine gelungene Zusammenstellung des mannichfachen Inhalts fesselt den Leser, der reichliche Belehrung findet. Und wir hoffen mit Zuversicht, dass dieses Werk zahlreiche Leser und Liebhaber der ungarischen Geschichte erwerben und manche Vorurtheile, die gegen unser Land und unser Volk noch den Blick des Auslandes trüben, gründlich vernichten wird."

Mit dieser Lieferung liegt der erste Band vollständig vor und ist nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst Unterzeichnungen auf das Werk angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Ackerbaukrisen und ihre Heilmittel.

Ein Beitrag zur Wirthschaftspolitik des Ackerbauschutzes von
Dr. **Karl Fraas.**
8. Geh. 1 Thlr.

Vorliegende mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtige misliche Lage der Landwirthschaft verfaßte Schrift des bekannten Verfassers verbreitet sich nicht nur über das Wesen und die Geschichte der Ackerbaukrisen in älterer und neuerer Zeit, sondern sucht auch die Mittel zu deren Abhülfe auf, und zwar sowohl die Staatshülfe (Wirthschaftspolitik) als die Selbsthülfe (erhöhte Thierproduction; Vervollkommnung der landwirthschaftlichen Technik; Kunstdünger und Alluvion; Cultur der Steigerung; Association im Grundbesitze).

Der reiche Inhalt der Schrift wird ebenso den Landwirth wie den Nationalökonomen interessiren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 5. September 1867.

Inhalt: Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Feodor Wehl. Erster Artikel. — Theodor Storm. Von Rudolf Gottschall. — Aus dem Lustreiche. Von Heinrich Birnbaum. — Ein naturalistischer Philosoph. — Die Freundin eines Kaisers. Von A. Freiherrn von Loën. — Feuilleton. (Bauernfeld und Nikolaus Lenau; Literarische Notizen; Der zweite Band von Eugen Lades' Anthologie.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das deutsche Drama der Gegenwart.

Erster Artikel.

1. Osarsyph. Drama in fünf Aufzügen von Richard Merckel. (Aus der „Deutschen Schaubühne" von Martin Perels, Heft 10.) Leipzig, Leiner. 1866. 8. 15 Ngr.

Von den Stücken, welche die „Deutsche Schaubühne" im vorigen Jahre gebracht, heben wir das obengenannte besonders heraus, weil es das einzige von einem seither unbekannten Verfasser ist, das Spuren von Talent erkennen läßt. Es ist nicht eben geschickt in der Mache und ausgeglichen in der Durchführung. Die Anlage ist vielversprechend und interessant, aber in der eigentlichen Katastrophe griff der Autor daneben. Je mehr sein Schauspiel vorwärts kommt, je matter und zerfahrener wird es. Vorn Haupt und Tatzen des Löwen, läuft es nach hinten zu in den Rücken und Schwanz eines Pudels aus.

Der Held des Stückes ist Moses, hier Osarsyph genannt, weil er zu Anfang für den natürlichen Sohn einer ägyptischen Prinzessin gehalten wird. Der alte König Rhamses, an den Rand des Grabes gelangt, denkt an einen Nachfolger und hat sich dazu Osarsyph ausersehen, der soeben gegen die Syrer nicht unrühmlich gekämpft hat. Rhodopis, die Königin derselben, eine andere Kleopatra, hat ihn durch ihre Reize zu bestricken und seiner Pflicht untreu zu machen versucht. Er aber, die Versuchung besiegend, bringt die schöne Königin als Kriegsgefangene nach Memphis, freilich, um sie sich jetzt vom Pharao Aegyptens zur Gemahlin zu erbitten.

Dieser Bitte kann jedoch nicht stattgegeben werden, denn Osarsyph, zum Throne ausersehen wie wir wissen, muß, um auf diesen zu gelangen, erst Priester werden. Nach schwerem Kampfe mit sich selbst und seinem Herzen fügt er sich den Bitten Rhamses' und der Priester und empfängt die Weihe.

Als der vorausbestimmte Nachfolger des Rhamses wird er nun zunächst von diesem zum Herrscher über Gosen gemacht, wo bisjetzt Tharsis, ein ägyptischer Vogt, mit auserlesener Grausamkeit gewaltet hat. Osarsyph kommt zur rechten Zeit, um noch eine Menge Schandthaten seines Vorgängers zu vereiteln. Nur eine soll er nicht hindern können. Tharsis hat Aaron zum Tode verurtheilen lassen, weil er die Hand gegen den Vogt, der ihn bitter gereizt, erhoben. Diese Verurtheilung muß der neue Statthalter gelten lassen, weil sie nach dem Gesetz der Schrift gefällt ist, das jeden hebräischen Mann sterben läßt, der sich an einem Aegypter vergreift. Im Augenblick, als Osarsyph dem Recht seinen Lauf lassen will, erscheint das jüdische Weib Jochebed, die Mutter Aaron's, um ihm zu entdecken und zu beweisen, daß er ihr eigener Sohn und der Bruder Aaron's ist. Von menschlicher Empfindung hingerissen, begnadigt er nun Aaron und gibt, gedrängt von Tharsis und dem Hohenpriester Menephta, die Ursache dazu an, was zur Folge hat, daß Aegypten ihn verstößt.

Osarsyph befindet sich nun in übler Lage; die Aegypter wenden sich von ihm ab und die Juden ihm nicht zu. Ihnen ist und bleibt er ein Fremdling, und als er im vierten Acte, gereizt von Tharsis, diesen erschlägt, sind jene fast geneigt, ihn seinen und ihren Feinden auszuliefern. Mit genauer Noth nur entkommt er, um im fünften Acte vor Pharao Sesostris die bekannten Wunder zu thun und sein Volk durchs Rothe Meer zu führen, womit die Dichtung schließt.

Daß es derselben an geschickter Durchführung und Steigerung fehlt, erkennt man auf den ersten Blick. Sollte Osarsyph's Entdeckung seiner Abstammung einen durchschlagenden Effect haben und zum Höhepunkt des Stücks werden, so würde nöthig gewesen sein, den Vorgang, bei dem sie gemacht wird, gewaltiger und tragischer zu schürzen. Denke man sich z. B. Osarsyph sei ehrgeizig und voll stolzer Träume. Unter den Aegyptern erzogen, vom Glück gehätschelt, hat er die Juden, die er in Elend und Niedrigkeit erblickt, verachten gelernt. Zum Nachfolger des Rhamses ausersehen, kommt er nach Gosen, um Tharsis zu ersetzen. Ein Zögling der ägyptischen Priester, ein Mitglied der Kriegerkaste, kann er nicht anders als mit Geringschätzung auf die Hebräer sehen. Er kommt, seine Herrschaft zu befestigen. Er findet Anklagen aller Art: Widerstand und Aufruhr. Strenges

Recht ſoll gehandhabt werden, zunächſt an Aaron. Umſonſt ſucht man ihn zu beſchwichtigen, man fleht ihn an, man wirft ſich ihm zu Füßen. Vergebens. Als alles nichts hilft, fordert Jochebed eine Unterredung unter vier Augen mit ihm. Sie macht ihm Vorſtellungen, ſie bittet — aber auch hier vergebens. Gut, ruft ſie endlich, Unmenſch, tödte Aaron, aber wiſſe, daß es dein Bruder iſt!

So hätte die Sache die nöthige Zuſpitzung, eine Zuſpitzung, die noch verſchärft würde, wenn der Autor Sorge getragen hätte, ſeinen Helden in eine Lage zu bringen, in der ihm das offene Bekenntniß eben dieſer Abſtammung gewiſſermaßen zur moraliſchen Nothwendigkeit gemacht würde.

Der Verfaſſer hatte große Effecte; aber er verſchleudert ſie unter dem dramatiſchen Preiſe. Er hätte im Scribe'ſchen Operntext zu Meyerbeer's „Propheten" ein wenig in die Schule gehen ſollen.

Auch die Königin Rhodopis hätte beſſer und in die Handlung eingreifender benutzt werden ſollen. Es iſt ſchön, daß Oſarſyph ſie und ihre Liebe ſeinem Volke opfert, aber dieſes Opfer hätte bei weitem draſtiſcher in Scene geſetzt werden ſollen.

Sehr geiſtvoll und glücklich iſt das Verhältniß des Königthums zur Prieſterkaſte in dem Stück charakteriſirt und ausgebeutet. Menephta und Seſoſtris ſind kühn und groß hingezeichnete Geſtalten, die leider nur nicht recht zur Wirkung kommen. Beſonders aus letzterer Figur wäre viel zu machen geweſen. Alles Glaubens ſpottend, durch Liſt und Gewalt auf den Thron gelangt, müßte ihn dann auf dieſem ſein Verhängniß ereilen.

Es iſt dies alles da in dem Stücke, nur nicht in der rechten Art, weil dem Dichter noch die Kunſt fehlt, es zweckmäßig und an rechter Stelle zum Durchbruch kommen zu laſſen. Die Tragödie iſt ſozuſagen noch nicht aus ihrer Verpackung genommen; ſie liegt noch wie eingewickelt im Drum und Dran, noch wie verſteckt und verſchüttet in ihrem eigenen Abfall. Studium, Uebung, Erfahrung müſſen ſie noch erſt daraus emporheben, zu freier Bewegung und voller Geltung bringen.

Geſchieht dies, ſo dürfte man von Richard Merckel etwas zu erwarten haben. In ſeinem Stück liegt die Ahnung und der Hauch einer gewiſſen dramatiſchen Größe. Es ragt durch ein unverkennbares geiſtiges Etwas aus der Menge hervor. Schon die Sprache iſt nicht die gewöhnliche und doch dabei keineswegs geſucht. Sie hat vollen Ausdruck und, wenn wir ſo ſagen dürfen, eine vornehme tragiſche Geſte.

Leſe man hier die Schilderung, die Oſarſyph von Rhodopis macht. Sie lautet:

Ein hohes Weib, in deren Augenpaar
Sich kühner Trotz und ſüße Anmuth ſtritten,
Sah ich im Reiz der Jugend vor mir ſtehn,
Daß es mich tief und wunderbar durchbebte.
Und als ſie kämpfte mit beredten Worten
Ob meiner Forderung um den Preis des Friedens,
Gab ſie mir noch Bedenkzeit auf drei Tage;
Und jeden Tag ließ ſie mich zu ſich bieten,
Und jede Stunde ward ſie dringender.
Mit ihrer Reize himmliſcher Bethörung
Umgarnte mich das zauberiſche Weib,
Daß mir in ahnungsvoller Trunkenheit
Gleich einem Träumenden die Sinne ſchwanden.
Und wenn ſich jählings unſre Blicke trafen,
War's, als ob Götter durch die Erde gingen u. ſ. w.

Dann die Unterredung mit Seſoſtris und Menephta:

Seſoſtris.

Ich war mit Eifer einſt dem Dienſt der Götter
Und allen Euren Lehren zugethan!
Und das Geheimniß, das die hohe Wiſſenſchaft
Umgab, es reizte mich und zog mich an.
Ich ſtieg empor die höchſten Eurer Stufen,
Und nichts mehr blieb mir vorenthalten, als
Das letzte, größte der Geheimniſſe,
Das Ihr den Pharaonen nur erſchließet.
Ich ward geſalbt und du ſelbſt führteſt mich
Zu der geheimen Thür des Tempels, wo
Von Angeſicht zu Angeſicht die Gottheit
Ich ſchauen ſollte! — Schauernd trat ich ein!
Und leiſe ſchloß ſich hinter mir die Pforte!
Ich ſtand allein! — Mit goldner Zeichenſchrift
Sah ich an einem Vorhang angeſchrieben:
„Ich bin, der da iſt, der war, und der ſein wird!
Verſuche niemand meinen Schleier
Zu heben!"

Menephta.

Und was thateſt du?

Seſoſtris.

Ich hob
Den Vorhang auf! —
— — — — — — — — —

Menephta.

O ſprich, als du den Vorhang aufgehoben,
O ſprich, was ſaheſt du?

Seſoſtris (blickt Menephta ſchrecklich an).

Nichts!

Menephta.

Nichts?

Seſoſtris.

Nichts!
Ein Nichts demnach iſt Euer Glaube! Nichts!
Ein Nichts, ein Nichts! Der Schale fehlt der Kern!

2. Liebesgeſchicke: Donna Blanca. Sarolta. Svanhild. Ein Dramencyklus von Karl Gotthelf Häbler. Leipzig. Leiner. 1866. 16. 1 Thlr.

Der Verfaſſer der vorliegenden drei Dramen iſt ein ernſt und gewiſſenhaft ſchaffender Mann, ein Mann, der, ſich wenig um die Stimmungen des Tages kümmernd und nichts nach den flüchtigen und wechſelnden Neigungen des Publikums fragend, die Blicke ſeines Strebens einzig auf das Weſen ſeiner Nation und die höchſten Forderungen der Zeit gerichtet hält. An ſeinen Werken iſt kein Zug der Mode oder des herrſchenden Geſchmacks; Gotthelf Häbler folgt lediglich den Eingebungen des Talents, wie ſie dieſem aus der Sammlung weihevoller Stunden und der begeiſterten Hingabe an menſchliche Schickſale kommen können. Alles Einſchmeichelnde, Spieleriſche, verführeriſch Lockende fehlt ſeinen Arbeiten; ſeine Arbeiten tragen alle mehr oder weniger etwas Strenges und Feierliches an ſich. Sie wiſſen nicht kokett zu lächeln,

zu ſchmeicheln und zu koſen, ſie hüpfen und tänzeln nicht; ſie ſchreiten mit ſchweren, wuchtigen Schritten langſam einher wie wandelnde Marmorſtatuen, denen man ſogleich anſieht daß ſie des Poſtaments und ſtillen, freien Raumes bedürfen. Es ſind keine Schöpfungen von geſelliger Natur; ſie haben etwas Vereinſamtes, Fremdes an ſich.

Auch bei den „Liebesgeſchicken" iſt dies der Fall. Der ganze Dramencyklus bietet nichts für die große Menge. Die Menſchen, die Leidenſchaften, die Sprache ſogar heimeln wenig an. Alles kommt wie aus weiter Ferne, von kalten, nebelgrauen Küſten. Es liegt etwas wie ein kalter Reif darauf; ſelbſt die Hand der Liebe fühlt ſich eiſig an.

Nehmen wir zuerſt: „Donna Blanca", Tragödie in drei Acten und nach den Motiven einer ſpaniſchen Novelle bearbeitet. Dieſes Stück erinnert ein wenig an den „Ruy Blas" von Victor Hugo, durch die Art des Stoffs wie auch durch ſeine Behandlung. Es iſt graus, voll ſeltſamer Effecte und durchweht vom Geiſt einer originellen Größe. Gift, Mord und Todſchlag ſind darin an der Tagesordnung; Scenen wie die, wo Don Tebaldo die ihm heimlich vermählte Donna Giovanna in Nönchstracht überraſcht und mit dem Dolche bedroht, weil ſie ihm nicht öffentlich angehören will, ſie aber ihren Vertrauten, den alten Diego, mit einem Augenwinke veranlaßt, ohne daß jener es merkt, ſich mit gezücktem Schwerte hinter Tebaldo zu ſtellen; oder die, wo Enrico gegen ſeinen Willen und zu ſeiner eigenen großen Ueberraſchung von Leontio mit Giovanna verſprochen wird; oder die, wo Enrico im Dunkeln zu ſeiner Geliebten kommt und da, durch Tebaldo bedroht, ſich eilig zurückziehen muß, von letzterm mit dem Degen verfolgt, werden gewiß ihre überraſchende und ſpannende Wirkung haben, ebenſo wie niemand leugnen wird, daß Enrico, Leontio und Blanca impoſant angelegt und durchgeführt, durch geiſtvolle Ausſprüche und Redewendungen nothwendig frappiren müſſen. So ſagt Enrico:

Wie ſtets im Wettlauf vieler einzelne
Voraus ſind, ſo im großen Vorwärtsſchreiten
Der Menſchheit eilen ſtets der großen Schar
Die Edleren an Geiſt und Sinn voraus.
— — — — — — —

Und wenn die Völker ſchwere Lagen
Zu großen Thaten drängten, ſtanden immer
Als ihre Führer einzelne voran.
So ſchützte Griechenland Themiſtokles
Vor Perſiens Joch, und vor den rieſigen
Teutonen ſchützte Rom der Rieſenwille
Des wilden Marius.

Auf Leontio's Einwendung:

Mir dünkt, daß ſie nicht Könige geweſen —

entgegnet er:

Es war das Königthum des Genius,
Das jene hatten.

An einer andern Stelle ruft Enrico:

Von Gottes Gnaden nennen ſich beſcheiden
Die Könige, nicht mit dem Trotz der Kraft
Von ihrer Würde redend, die ſie ſelbſt
Als vielverpflichtendes Geſchenk des Himmels
Erkennen.

Die Sterbeworte Blanca's und die Art, wie ſie den Sicilianern einen König vermacht, möchten kaum ohne Eindruck bleiben können:

Wie unter hoher Wölbung eines Domes,
Deß ſchlanke Säulen himmelwärts ſich heben,
Auf einer Gruft ein weißes Marmorbild:
So ſteh' in deiner Seele Herrſcherſorgen,
In deines Fürſtenlebens Thatenpracht
In heilig ſtiller Dämmerung mein Bild!
Das ſei dein Dank! —
Kniet, Sicilianer! Wenn auch jung an Jahren
Bei meinem Sterben, bin ich doch ſo reich,
Daß ich euch einen König hinterlaſſe!
— — — — — — — —
Tod,
Sei mir zum Himmel Führer!

Haben wir ſo das Gute in dem Stück hervorgehoben, ſo dürfen wir jetzt nicht verſchweigen, daß dieſes ſelbſt im ganzen und großen kaum wol als ſympathiſch erklärt werden kann. Sein Inhalt, düſter, grauſam und lärmend, iſt folgender:

Don Enrico, von dem Miniſter Don Leontio erzogen, iſt der Neffe eines vor Beginn des Trauerſpiels kinderlos verſtorbenen Königs von Sicilien. Leontio hat aus Enrico etwas gemacht und erwartet Großes von ihm für das Land. Er weiß, daß der verſtorbene Monarch zur Bedingung der Nachfolge auf ſeinem Throne für Enrico geſtellt hat, daß er ſich mit ſeiner Couſine Donna Giovanna vermähle, und iſt daher wie vom Donner gerührt, als er vernimmt, ſein Zögling habe ſich insgeheim mit ſeiner Tochter Blanca verbunden. Enrico gibt ihm ein mit ſeinem Namen unterſchriebenes Blatt, in der Vorausſetzung, daß er den Heirathscontract zwiſchen Blanca und ihm darauf ſetzen werde; Leontio ſetzt aber auf Koſten des Herzens ſeiner Tochter und ſeiner eigenen Namensehre den zwiſchen Giovanna und Enrico darauf, den er dann bei dem Huldigungsacte präſentirt.

Blanca glaubt, es geſchehe dies mit Enrico's Einwilligung, und in der Entrüſtung darüber läßt ſie ſich mit dem Kronfeldherrn Don Tebaldo vermählen, welcher der heimliche Gemahl von Donna Giovanna iſt, die, erzürnt darüber, Blanca vergiftet und auch Enrico ans Leben will. Dieſer, untröſtlich darüber, die Geliebte ſich entriſſen zu ſehen, tödtet Tebaldo, den zweimal Vermählten, im Zweikampf. Eine ausgebrochene Empörung ſtürzt Giovanna, die ſich an der Leiche Tebaldo's ſelbſt vergiftet. Die rührende Art, in welcher Blanca ſtirbt, haben wir ſchon berichtet.

Die Tragödie hetzt ſich in Verbrechen zu Tode; ſie ſchäumt gewiſſermaßen vor Blut und Greueln aller Art, ſodaß man ſie immerhin eine Art Nachtſtück nennen kann, in welchem ein paar einzelne reine Erſcheinungen gleichſam wie geängſtigt von ihrer Umgebung und händeringend an uns vorüberhuſchen.

„Sarolta", Drama in fünf Acten, iſt allerdings

versöhnlichern Ausgangs, hat aber denselben schwarzen, von Verbrechen verdunkelten Hintergrund.

Im Frühling des Jahres 1096 landen an einer nordischen Meeresbucht Kreuzzugsprediger und verheißen allen denen Vergebung der Sünden, die den bevorstehenden Kriegszug ins Gelobte Land mitmachen wollen. Ragnar, ein nordischer Graf, will an diese Verheißung nicht glauben. Er hat vor Jahren seinen eigenen Bruder ins Meer gestürzt, um dessen Witwe, Sarolta, heirathen zu können, für die eine verbrecherische Leidenschaft in seinem Herzen erwacht. Als er nun in kinderloser Ehe mit ihr lebt, quälen ihn Reue und Gewissensbisse so stark, daß er keinen Frieden finden kann und sich selbst von derselben Felsenplatte ins Meer stürzen will, von der er einst seinen Bruder hinabgestürzt. Hierbei aber überrascht ihn eben dieser Bruder, der damals nicht umgekommen, sondern wunderbarerweise gerettet und nach Byzanz geführt worden ist. Er kam mit den Kreuzbrüdern, um Rache zu nehmen; da er jedoch seines Bruders Noth und Elend erkennt, verzeiht er dem Unglücklichen und söhnt sich mit ihm aus. Jeder will nun für den andern auf Sarolta entsagen; endlich siegt der Todtgeglaubte und scheidet segnend von den Seinen.

In diesem Schauspiel ist der nordländische Charakter vorzüglich festgehalten. Das Ganze ist wie in Dämmer und Dünste gehüllt, aus denen empor man das Meer branden hört, eine dunkle Burg und seltsame Menschen steigen sieht. War das erste Stück Nacht, so ist dies zweite früher Morgen. Graue Wolken jagen, Nebel steigen, und schrillende Winde pfeifen; von der Sonne geht uns nur eine Ahnung in einigen lichter gehaltenen Episodenscenen an, wie sie uns in den Begegnungen zwischen dem jungen Liebespaare Olga und Rurik geboten werden. Die alte Sibylle und ihr Sohn Haco sind in ihrer Art meisterhaft, Gestalten, wie aus der Welt der Romantik hervorgezaubert. Sie erinnern an Figuren von Tieck und Kleist.

„Svanhild", Tragödie in vier Acten, ist endlich das lichte Tagdrama dieser Sammlung; denn obschon es ebenfalls im Norden spielt und an Graus und Schrecken keinen Mangel hat, zeigt es doch entschieden das meiste Licht in der Ausführung.

Svanhild ist eine schöne, helle Erscheinung; eine Tochter des Königs Helge im Land der Wikinger, rettet sie einen kriegsgefangenen Griechen, Antinoos, der Odin geopfert werden soll. Umsonst hat er überall um sein Leben gefleht und gebettelt; die Männer haben den Feigling mit Füßen weggestoßen, die Frauen sich ungerührt abgewandt. Nur Svanhild, deren Knie er endlich auch umklammert, erbarmt sich sein. Sie legt bei dem Vater ihr Wort für ihn ein und setzt es durch, daß er dem sichern Tode entgeht.

Zum Dank dafür sucht der Elende sie zu verderben. Er ist ein in Lüsten und Wohlleben versunkener Mensch, der trotzdem, daß eine Geliebte in Männertracht ihm gefolgt, und daß er, weil er deren überdrüßig, sogleich eine junge Wikingerin verführt, seine unreinen Augen auch bis zur Tochter des Königs erhebt. Er ist schön und weiß Frauen zu gefallen. Wohl gewahrend, wie er auch auf Svanhild nicht seinen Eindruck verfehlt, weiß er sich in ihr Gemach einzuschleichen und sie da mit seinen Zumuthungen zu überraschen. Schaudernd wendet sie sich ab und ruft um Hülfe. Ehe aber noch jemand kommt, hat der Schändliche ihr den Gürtel entrissen und sich entfernt. Umsonst beschwört ihn Melantho, die griechische Geliebte, die ihr begleitet hat, sein sündhaftes Trachten zu lassen, die Unschuld zu schonen und ihr seine Liebe zu bewahren — er täuscht, er betrügt, er verräth sie immer aufs neue, sodaß sie endlich, um Svanhild und deren Familie der Schande zu retten, sich selbst und Antinoos vergiftet. Kann sie doch von diesem trotz seiner Schlechtigkeit nicht lassen und die reine, schöne Neigung nicht erwidern, die Hrolf, Svanhild's Bruder, ihr entgegenträgt.

Antinoos hat leider, ehe das Gift seine Schuldigkeit thut, noch Zeit, Svanhild's Bräutigam, Harald, aus dem Hinterhalt anzufallen und auf den Tod zu verwunden; mitten in der Hoffnung auf das Gelingen seiner schändlichen Absichten, stirbt er, sich damit tröstend, daß er wenigstens die Fußtritte nicht mehr fühlen werde, die er von seinen Feinden zu erwarten hat. Melantho folgt ihm, und auch Svanhild ersticht sich, ihre Aeltern mit dem Zuruf beschwichtigend:

Dem Verlobten folgt' ich,
Wohin er selber zog. Ihr gabt mich ihm!
Ich war nicht euer mehr. Ich war ja sein.

Man erkennt leicht, daß auch diese dramatische Arbeit ihr Dunkles und Furchtbares hat, aber, abgesehen davon, daß neben der Nichtswürdigkeit des Antinoos, dieses rohen Genußmenschen und Egoisten, Melantho als versöhnendes und ausgleichendes Element erscheint, mischt sich in das Ganze doch hier und da sogar der Humor und jedenfalls ein Leben von Helden und Fürsten, das eine gewisse Heiterkeit und Behäbigkeit athmet, sodaß wir also wol ein Recht haben, dies Stück als das Tagstück zu bezeichnen.

Möchte der Dichter, dem Begabung und Schaffensernst nicht abzustreiten sind, dieser Richtung des Dramas immer mehr und mehr sich zuneigen; möchte er wärmere Stoffe, freundlichere Geschicke als die vorstehend geschilderten zum Gegenstande seiner Dramen nehmen; wir sind überzeugt, es würde ihm auf diesem Wege endlich auch an Bühnenerfolgen nicht fehlen. Sein Talent hält sich zu tief im Schatten, als daß es da der großen Menge anziehend zu sein im Stande wäre. Lasse er es mehr in die Sonne treten, so wird es sich ohne Zweifel Anhang verschaffen, auch ohne trivial zu werden. Es ist tief, inhaltsreich und gedankenvoll; aber ein wenig menschenscheu. Wenn es Umgang lernt, dürfte es Wirkung haben, die ihm jetzt noch gebricht.

3. Der Tod des Großen Kurfürsten. Historie in fünf Acten von Hans Koester. Weimar. 1866.

Der Große Kurfürst ist entschieden eine glückliche und bis zu einem gewissen Grade auch dankbare Figur für

ein Drama; voll Mark und Thatkraft, entbehrt er daneben keineswegs einer herzgewinnenden Liebenswürdigkeit. Er ist ein Held, dessen Leben und Wirken eine wahrhaft classische Heiterkeit umspielt und der nirgends seinen Ruhm auf Kosten einer schönen Menschlichkeit erreicht. Man kann ihn ebenso sehr lieben, als man ihn bewundert.

Heinrich von Kleist hat diesen Fürsten in seinem Schauspiel: „Der Prinz von Homburg", geradezu meisterhaft, man darf sagen unübertrefflich hingestellt. Koester, der ihm nachgestrebt, ist bei dieser Unternehmung nicht ohne Erfolg geblieben; nur, daß seine „Historie" der durchschlagenden Handlung und der straffen Fassung ermangelt, mit denen sie allein zu einem wirksamen und durchaus befriedigenden Eindruck hätte gelangen können. Das Ganze ist doch zu sehr Familiendrama und ohne dramatischen Act und Impuls, als daß es hinzureißen und zu imponiren vermöchte.

Nachdem im ersten Act Kurfürst Friedrich Wilhelm Stettin und damit Pommern erobert hat, mit dem Entschlusse, dasselbe auch trotz dem Stirnrunzeln Ludwig's XIV. behalten zu wollen, zeigen uns die andern vier Acte nur noch das hinsiechende Leben des Helden im Schoße der Seinen, kurz gesagt: dessen Agonie. Der Dichter zeigt uns den kurbrandenburgischen Hof, oft in höchst drastischen Genrescenen, Friedrich Wilhelm's Verhalten zu seiner zweiten Gemahlin, zu seinen Kindern, seiner Umgebung, sein Wünschen, Hoffen und endlich seinen Tod. Vorgänge, die geeignet wären, uns in Spannung und Aufregung zu versetzen, unsere ganze, volle Theilnahme in Anspruch zu nehmen, sind nicht vorhanden. Das Drama hat viele recht ergreifende Momente, einige Auftritte, die einen wahrhaft kostbaren Humor athmen, aber es ist keine eigentliche Katastrophe und Schürzung derselben wahrzunehmen. Das Stück verliert sich in ein gewisses Nebeneinander, in das Drum und Dran der Action. Die Action selber ist ausgeblieben. „Der Tod des Großen Kurfürsten" ist ein Schauspiel, in welchem der große Stil Kleist's in die dramatische Manier Laube's verwandelt worden ist. Man findet gute Mache und treffliches Arrangement, aber keine Gewalt der Leidenschaft, keinen Sturmschritt der Handlung darin. Die Handlung in diesem Bühnenwerke ist ein kranker Mann', der meist im Stuhle sitzt, sich schwer erhebt, mühsam ein paar schwere, schlorrende Schritte macht und endlich sterbend zusammenbricht.

Der Held ist indeß bei alledem, wie sich nicht leugnen läßt, in warmem Ton und sympathischem Geist gehalten. Die Scene mit der Kurfürstin im dritten Act, worin letztere ihn beschwört, sein Reich zu theilen, damit auch *ihre* Kinder, die Kinder der zweiten Ehe gegen die der ersten nicht leer ausgehen — ein Ansinnen, das Friedrich Wilhelm aus politischer Weisheit und tiefer Erkenntniß von der Mission seines Staats zurückweist —, diese Scene ist in ihrer Art vorzüglich und ein kleines Meisterstück. Ueberhaupt hat der Dichter den Schöpfer der preußischen Monarchie in einem Sinne aufgefaßt und durchgeführt, dem man überall wird beistimmen können. Der ganze Geist der preußischen Geschichte lebt in ihm, wie man schon aus wenigen Stellen zu ersehen vermögen wird. leich im ersten Acte sagt er:

Auch Deutschland, hofft' ich, ahne
In meiner Macht den Keim zukünft'ger Größe,
Und seh' in Brandenburg im Geiste schon
Das Morgengrauen eines bessern Tages,
An dem im Ruhme meines jungen Heeres
Nach langem Schlafe thätig es erwache,
Und dem es jauchzend die befreite Brust
Entgegenrecke.

In der Sterbescene des vierten Actes läßt er sich folgendermaßen vernehmen:

Wahr' deinen Glauben; gib die Ehre Gott,
Und gebend wirst du der Empfänger sein.
Ein milder Herrscher sei; doch buhle schwächlich
Nicht um des Volkes Gunst; die rechte Liebe
Erwirbt als *freie* Gabe nur die Kraft.
Lern' ohne Eigensinn von deinen Vätern,
Doch diene nicht, wo du der Herrscher sein sollst;
Gib deiner Zeit, in der du lebst, ihr Recht;
Nur wie du ihrer, wird sie deiner achten.
Du liebst den Prunk, und prächtig sei der Fürst;
Doch Pracht wird Eitelkeit, wenn sie das Maß
Nicht an der Größe eigner Thaten nimmt.
Du bist der Herrscher eines armen Landes;
Lehr' drum die Hand, das goldne Gleichgewicht
Zu finden zwischen dem, was nöthig ist,
Und was du wünschest; immer darbt der Staat,
Wo Nothdurft von den Wünschen borgen muß.
Doch wirthlicher noch als mit deinem Seckel
Sei mit dem Wort, daß du's nicht leichthin gibst,
Und nichts dich zwinge, leichthin es zu brechen;
Die Treue ist ein zweigezahnter Anker,
An dem des Staates Schiff nur sicher liegt,
Wenn es den gleichen festen Grund im Herzen
Der Fürsten und der Unterthanen findet.
Hüt' dich vor Eigenliebe; liebe dich
In deinem Volk; denn Größeres vollbrachte
Kein Fürst, als groß von seinem Volk er dachte.
— — — — — — — — — —
Doch in dem Maß, als du den Frieden willst,
Sorg', daß dein Heer zum Schlagen fertig sei.
Man liebt uns nicht in Deutschland rings umher;
Schwer nur verzeiht der Neid das kräft'ge Wachsen
Des dürft'gen Landes, welches aus dem Zwange
Der kümmerlichen, undankbaren Scholle
Das Gleichniß zäher Thatkraft sich entnahm.
Herb, wie wir rangen, ward drum unsre Schale,
Und von Fortuna's Händen nie gestreichelt,
Fehlt uns die leichte Gabe des Gefallens,
Die ohne Kampf die Herzen sich gewinnt.
Doch glüh' nur sonder Furcht den spröden Stoff
Fort in dem Ofen brandenburger Zucht,
Daß unser Stahl sich blank und scharf bewährt,
Und *lieben* wird man lernen, weil man ehrt.

In diesem Sinn befehl' ich dir das Heer;
Nicht daß die Wissenschaften du verachtest
Und rauhre Sitte nicht durch Künste milderst;
Doch sein und bleiben wird das Heer die Leiter,
Auf der wir steigen, bis wir das gewonnen,
Was wir um Deutschlands willen haben müssen;
Bis sicher wir vom Niemen bis zum Rhein,
Muß dieses Landes Fürst ein Kriegsmann sein!

Diese Worte sind tief bedeutsam und gewissermaßen aus dem innersten Herzen und der Geschichte Preußens

herausgesprochen. Sie beweisen, daß Koester den Großen Kurfürsten verstanden und gewürdigt, indem er uns zeigt, daß Friedrich Wilhelm in Wahrheit das war, was erst sein Sohn wurde, nämlich König in Preußen.

Frau von Meinders ist eine köstliche Figur; Feldmarschall Derfflinger hätten wir origineller und derber gezeichnet gewünscht, Oberst von Schwerin klarer in seiner Stellung zwischen Vater und Sohn von Brandenburg.

Die Diction ist an einzelnen Stellen trefflich, voll Mark und Charakter; an andern aber allzu schlotterig im Verse. Die ewige Wiederholung der abgekürzten „Ex'lenz" macht sich widerwärtig, ebenso wie Jambendrechseleien folgender Art:

Und was sie ab-
Solutement zu woll'n geruhn, muß na-
Turellement denn auch geschehen.

Dergleichen kleine Abgeschmacktheiten sollte unser Dramatiker vermeiden, der entschiedenes Talent, nur noch nicht durchweg den rechten Griff und Schliff besitzt.

4. Ein Wendenfürst. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Raab. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 1867. 8.

Der bisjetzt, uns wenigstens, unbekannte Verfasser nimmt, nach der dramatischen Mode des Tags, wie man zu sagen pflegt, den Mund etwas voll. In einem Einleitungsgedicht: „Des Geistes Ruf", erklärt er die Zeit der Kronen, Feldherrenschwerter und Tiaren für so ziemlich vorüber, erkennt aber in der tragischen Dichtung noch einen Boden, auf dem sich Erfolge erringen lassen. Er preist Sophokles, Shakspeare, Goethe und Schiller, indem er dabei zugleich eingesteht, daß es ihn nach deren Ruhm gelüstet. Er schließt die Apostrophe mit den Versen:

Nicht eher rast' ich, bis ich mich zur Völle
Der reinsten Schönheit hab' emporgerungen,
Würd' auch mein Dasein drüber mir zur Hölle.

Und wenn der erste Wurf noch nicht gelungen,
Wie Hercules erwürgte schon die Schlangen,
Die in der Wiege tödlich ihn umschlungen:

So will es dennoch nimmermehr mir bangen,
Daß einst ich noch aus Hebe's Rosenhänden
Des höchsten Ruhmes Becher dürfe langen

Und meine Laufbahn im Olymp beenden.

„Stolz lieb' ich den Spanier", d. h. hier: es kann nicht schaden, wenn der Dramatiker den höchsten Preisen zustrebt. Einige wenige haben sie freilich erst erreicht; ob später einmal Franz Raab diesen Beneidenswerthen beizuzählen sein wird, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Mit diesem „Wendenfürsten" geschieht es jedenfalls noch nicht. Doch wie Platen singt: „Ein Gott nur ist mit Einem Schritt am Ziel"; Sterbliche müssen mehrere machen, und somit auch wol Franz Raab, dessen dramatischer Erstling immerhin wenigstens kein Beleg von Talentlosigkeit ist.

Sein Stück spielt unter den Samländern um die Mitte des 13. Jahrhunderts, da der Deutsche Orden diese dem Christenthum zu gewinnen und zu besiegen anfing. Der greise König Sangaube wird, weil er christliche Predigermönche nicht mehr verbrennen lassen und sich überhaupt nicht feindlich zu dem Orden verhalten will, von seinem eigenen Sohne entthront. Glande, eben dieser Sohn, vermag sich auf die Länge aber gleichfalls nicht den Einwirkungen des Christenthums und der Civilisation zu entziehen, und vollends nicht, als Vater und Schwester sowie viele Edle seines Volks den Deutschen Rittern in die Hände gefallen. Er muß sich mit ihnen in Vernehmen setzen, ihnen und ihren Predigern Eingang in sein Land verstatten, freundlich mit ihnen thun. Aber im stillen brütet er ihr Verderben, und dies um so mehr, als er erfahren muß, daß die wiedergewonnene Schwester, Boguta, von Poppo von Osterna, dem Landmeister des Deutschen Ordens, dem Christenthum gewonnen worden ist. Außer sich darüber, läßt er sie vom Volk und Oberpriester zum Tode verurtheilen und verbrennen, um dann sogleich mit seinem Volk und seinen Verbündeten gegen die Deutschen aufzustehen. Zu diesen jedoch sind Ottokar von Böhmen, Friedrich der Streitbare von Oesterreich und Graf Rudolf von Habsburg mit ihren Reisigen gestoßen; mit ihrer Hülfe werden die Heiden geworfen, und da Glande erfährt, daß Poppo sein eigener, früh verloren gegangener Bruder ist, stürzt er sich in einen Scheiterhaufen, den er für erwartete Christengefangene hatte entflammen lassen.

Man sieht auf den ersten Blick, daß die Erfindung weder neu noch groß ist. Dazu kommt, daß viele wichtige Wandlungen und Uebergänge, wie z. B. Glande's zahmes Verhalten gegen die Christen, das mit seinem ersten Auftreten sehr in Widerspruch steht, Boguta's Bekehrung und manches andere, nicht eigentlich motivirt und vorgeführt, sondern einfach angenommen werden. Dramatisch ungeschickt ist, daß Poppo's Jugendgeschichte doppelt erzählt wird. Nebenbei erinnert diese Figur mit ihrer Liebe zu der unbekannten Schwester an den Tempelritter und Recha im „Nathan". Die Sprache ist zwar gefällig und nicht ohne Schwung, sucht aber etwas darin, sich sehr realistisch zu geberden und mit modernen, platten Ausdrücken um sich zu werfen. So spricht ein Seher von „faulem Frieden", ein anderer: „Schief geht es, König", und Glande selbst ruft einmal tragisch aus: „Wer das ein schändlich Weichen bei den Meinen!" — was, wie man uns einräumen wird, nach Studententon schmeckt.

Das Werk ist jedenfalls noch keine Leistung, die Anerkennung in Anspruch nehmen kann; aber für einen ersten Wurf verdient sie, trotz einer gewissen Ungelenkheit und Steife, doch immerhin einige Beachtung, die wir ihr hier gern gezollt haben wollen.

5. Das Haus Cenci. Preisgekrönte Tragödie in fünf Aufzügen von Arthur Freese. Frankfurt a. M., Knapp. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.

Mit dem Preise gekrönt wurde diese Tragödie von der Redaction einer Zeitschrift in Frankfurt a. M., genannt: „Deutscher Dichtergarten", welche 1865 eine Concurrenz für dramatische Arbeiten ausgeschrieben. Läßt sich nun schon keineswegs behaupten, daß das auf solche Weise ausgezeichnete Werk irgendwie mustergültig oder auch nur besonders hervorragend sei, so ist wenigstens einzuräumen,

aß es nicht trivial ist und dem banalen Geschmack der Mode uldigt, sondern in Ton und ganzer Haltung ein höheres Streben bekundet. Daß die Wahl des Stoffs eine glückche zu nennen, läßt sich freilich nicht sagen.

Die Geschichte der Beatrice Cenci ist bekanntlich eine alienische Criminalgeschichte des 16. Jahrhunderts. Die nglückliche Heldin, deren wunderbare Schönheit durch die sterbliche Kunst Guido Reni's verewigt worden ist, wurde it einem ältern Bruder und ihrer Stiefmutter, kaum chzehnjährig, am 10. September 1599 in Rom unter apst Clemens VIII. hingerichtet, weil es erwiesen sein lte, daß sie in Verbindung mit eben diesem Bruder d ihrer Stiefmutter den Vater ermordet, angeblich um h vor dessen unnatürlichen Nachstellungen zu sichern.

Aufgeklärt ist die Sache niemals worden. Schon ihrend des Processes hatte die Volksstimme für diese milie, und namentlich wol für Beatrice, Partei gemmen, welche Parteinahme sich bald nach der Hinrichg in höchst bedrohlicher Weise kundgab, hauptsächlich swegen, weil die Kirche das große Vermögen des Hau- einzog und sich die Meinung verbreitete, daß man n zu diesem Zwecke nur so streng und rasch mit dem theil zur Hand gewesen sei.

Daß unter solchen Umständen die Dichtung Neigung pfand, sich der Enthaupteten anzunehmen und sie dem handpfuhl des Verbrechens in keuscher Reinheit entstei- zu machen, läßt sich begreifen. Noch 1854 hat der ienische Autor Franz Dominicus Guerrazzi zu Pisa Erzählung herausgegeben, die auch deutsch 1858 in mburg bei O. Meißner erschien; schon früher haben Italiener Anfossi und der Engländer Shelley denselStoff dramatisch behandelt, ohne daß er indeß in er Form vermocht hat, sich Geltung zu verschaffen. h in der Bearbeitung von Freese wird das nicht der l sein, einfach schon deswegen, weil der Gegenstand heulich ist und es bisher noch keinem Dichter gelun-, die Sache tief psychologisch und mit erschütternder chtigkeit auszuführen.

Das von uns hier zu besprechende Stück springt ohne ntliche Exposition, sozusagen mit beiden Füßen zugleich, ie Handlung, die sich dunkel und quälerisch etwa wie inem Schicksalsdrama abspinnt. Graf Cenci, zum ten mal vermählt, stellt seiner eigenen Tochter Beatrice , ohne daß diese Nachstellung in subtiler und drasch tief ergreifender Weise mit ihrer ganzen verbrechen und tragischen Furchtbarkeit vorgeführt würde. Es en immer nur unklare, anfangs wenig verständliche ielungen gemacht, während der Autor sich ganz entläßt, die Leidenschaft des Vaters in voll und erkend hervortretenden Situationen zu zeigen. Wie viel sich derselbe entgehen, daß er Graf Cenci nicht eiferig dem Maler Reni gegenüberstellte! Wenn dieser sich um Beatrice bewürbe und der Vater über eine solche bung außer sich gebracht, nach Vorwänden suchte, um lblehnung zu motiviren; wenn er Beatrice die Liebe leni zu verleiden, ja geradezu zu verbieten suchte — e Auftritte könnte das geben! Unser Dramatiker hat von vornherein ein Versehen dadurch begangen, daß er die verbrecherische Neigung des alten Cenci ein öffentliches Geheimniß sein läßt, das vor den Anfang des Stücks fällt, statt das Geheimniß erst im Verlauf des Dramas selbst offenbar werden zu lassen. Hierdurch geht der Handlung Leben, Wandel und Interesse so weit ab, daß die sämmtlichen fünf Acte eigentlich nur ein fünfter Act in fünf Abtheilungen sind. Die psychologische Entwickelung fehlt in dieser Tragödie. Eine Darstellung ihres Inhalts wird dies beweisen.

Im ersten Acte stürmen der Haushofmeister Pietro, Giacomo Cenci, Beatrice, Reni, Cenci der Vater und eine gewisse Marghitta durcheinander. Man erfährt, daß alle Welt um des Vaters unnatürliche Leidenschaft weiß, sie wenigstens ahnt; so der Sohn Giacomo, Marghitta, eine verführte Schöne des alten Cenci, die in dessen Hause lebt, Pietro, Beatrice und Reni. Der alte Cenci hat soeben wieder geheirathet, wol nur, weil er durch diese Heirath sein verbrecherisches, unnatürliches Gefühl der Welt verbergen will. Beatrice's Liebe zu Reni und Reni's Liebe zu Beatrice tritt ans Licht.

Im zweiten Acte will Lucretia, die zweite Gemahlin Cenci's, welche unbekannt mit allem ist, zwischen den feindlichen Elementen der Familie Frieden stiften. Sie läßt sich den Sohn kommen und erkennt in diesem einen Jugendgeliebten, dem man sie entrissen. Giacomo, der auch sie liebt, ist über den Raub an seinem Herzen entrüstet und gibt seiner Stiefmutter fürchterliche Andeutungen über den Tod seiner rechten Mutter. Er ruft:

Genug, bei Gott, um rasend mich zu machen.
Herauf, ihr schleichenden Gespenster, Geister,
Die ihr nach Rache dürstet, faßt mich an!
Da — nehmt das Herz mir, löst die letzten Bande,
Tilgt der Erinnrung letzte Spuren, schlingt
Ein höllisches Gewand um meinen Geist,
Weiht mich zum ... Ah! du siehst so starr mich an?
Lebst du denn noch? Umlagert nicht dein Herz
Schon Todesfrost? Weht nicht durch diese Hallen
Der Leichendüfte Schauer? Tönen nicht
Die Todtenklagen, dir gesungen? Sieh:
(Er zieht sie vor das Bild der Mutter.)
Das war sie — und ihr Leib fault in der Gruft —
Das bist du, und — o! trau' ihm, trau' ihm nicht —
Sein Blick ist zehrend Gift, sein Athem Pest,
Sein Kuß ist Mord ...

Lucretia wird ohnmächtig in seinen Armen; Marghitta sieht das und eilt zum Grafen, es diesem zu sagen; Giacomo schwört:

Gebt mir Beweis — Beweis, und ich steh' fest,
Die Frucht der blutgetränkten Saat zu schneiden.

Der Vater, Beatrice, Marghitta kommen dazu: es gibt eine große Scene; auf Drängen der Schwester flieht Giacomo; der Vater, erzürnt über der Tochter Parteinahme, mishandelt sie erst, nachher reißt er sie liebend an seine Brust.

Im dritten Acte entwickelt sich Marghitta. Wir erfahren aus einem Zwiegespräch, das sie mit dem Grafen Cenci hat, daß sie die erste Gemahlin desselben vergiftet, weil er ihr verheißen, sie alsdann zu heirathen. Jetzt,

sich betrogen sehend, droht sie mit Rache. Umsonst sucht Cenci sie zu beschwichtigen, der endlich, von seiner Empfindung hingerissen, vor Lucretia, Marghitta und Reni sich vollständig verräth.

Im vierten Acte sehen wir Cenci von Marghitta vergiftet; nachher kommt Beatrice, die in denselben Becher, aus welchem der Vater schon Gift getrunken, wiederum Gift thut — es wird nicht ganz klar, um sich oder jenen zu tödten. Da inzwischen auch Giacomo ins Haus gedrungen, um sich vor den von seinem Vater abgeschickten Verfolgern unter dem Schutze der Schwester und Pietro's zu verbergen, so fällt, als die Nachricht vom Tode Cenci's ruchbar wird, der Verdacht auf seine Kinder, ein Verdacht, den Marghitta geflissentlich nährt und Pietro nicht entkräften kann, da er die gefundene Giftphiole erst bei Giacomo, dann bei Beatrice gesehen.

Im fünften Acte werden die Beschuldigten zum Tode geführt; zu spät erfährt Pietro aus dem nachtwandelnden Zustande Marghitta's, daß sie es ist, die das Verbrechen begangen. Ohne zu wissen, was sie thut, klimmt sie einen Altan hinan und fällt bei dem dritten Kanonenschusse, der das Ende der Verurtheilten anzeigt, rettungslos in die Tiefe.

Dies ist die Tragödie, die, wie man uns wird zugeben müssen, der großen Striche und Affecte entbehrt, dabei, vielfach verworren und in sich unklar, keine rechte Theilnahme und Wirkung zuläßt. Einen Stoff wie diesen zu bewältigen, dazu gehört mehr geniale Wurfkraft, als unserm Ermessen nach derzeit Arthur Freese zur Verfügung steht.

6. Serveto. Trauerspiel in fünf Acten von Arnold Hesse. Neuhaldensleben, Eyraud. 1866. 8. 20 Ngr.

Max Ring hat vor etwa 20 Jahren denselben Stoff unter dem Namen „Die Genfer" dramatisch behandelt, eine Behandlung, die nicht ohne Anerkennung und Erfolg geblieben. Die neue, uns gegenwärtig vorliegende Bearbeitung ist gleichfalls nicht ohne Verdienste, nur besitzt sie leider daneben auch einige Mängel, die jene nicht unerheblich in Schatten stellen.

Max Ring hatte sich wesentlich an das kirchliche Element gehalten und sich darauf beschränkt, Calvin und Serveto recht schroff gegenüberzustellen. Ihm war Calvin die starre, fest an ihren Grundsätzen hängende Gläubigkeit, jene Gläubigkeit, welche Gott und die ewige Seligkeit gepachtet zu haben meint und auf jede freie Ueberzeugung und religiöse Bewegung, wie Serveto sie zu vertreten hatte, mit Anathema und Holzstoß antwortete. rnold Hesse ist weiter gegangen und hat in die kirchliche Bewegung die politische mit hereingezogen, d. h. er hat die erstere mit einem Staatsstreiche in Verbindung gebracht, von dem sie abhängig wird. Dadurch kam in seine Handlung mehr Leben, mehr Intrigue, mehr Sturm und Drang, aber auch zugleich mehr Unruhe, mehr Theilung des Interesses, mehr Zurückdrängung der Hauptgestalten. Calvin kommt beinahe zu gar keiner Geltung und Serveto nur zu geringer. Nicht wie bei Ring treibt letztern der glühende Eifer, seine hellern Anschauungen denen Calvin's gegenüberzustellen, ihnen zu Geltung und Sieg zu verhelfen. Er kommt nicht aus eigenem Antriebe, nicht nur des Glaubens willen, er kommt von einigen Bürgern Genfs gerufen, die auf Umsturz der Verfassung sinnen und das kirchliche Moment nur wie eine Art Hebel benutzen. Es wird dadurch untergeordnet, nur ein Nebenmotiv. Der Glaubensstreit ist nicht die Hauptsache, es wird hier keine gigantische Geisterschlacht geboten, kein Aufeinanderplatzen der Bekenntnisse; der politische Lärm überwiegt und erstickt die Kanzeldebatte.

Der Verfasser hat sich eine große Aufgabe gestellt: er wollte Welt und Kirche gleichzeitig im Kampfe zeigen, jede im Handgemenge mit sich selbst; aber er hat dabei nicht Luft und Licht gleich getheilt. Die Kirche ist endlich doch ins Hintertreffen gekommen, obschon sie den Hauptheldeu stellt.

Ueberzeugen wir uns durch Betrachtung des Inhalts. Der erste Aufzug zeigt uns die Parteiungen Genfs. Es gibt dort Leute, die mit Calvin und denjenigen, die sich ihm angeschlossen, sehr unzufrieden sind. Man ist des strengen Kirchenregiments müde, das sich zum Herrn aller Handlungen und aller Meinungen der Genfer gemacht und den Libertiner Jakob Gouet sogar enthaupten ließ, weil er „gottlose" Briefe und „unsittliche" Verse geschrieben. Man hat angefangen, Leute der Opposition in den Senat zu wählen. Einer derselben ist Gaspard Favre, ein Lebemann, der, von einem Trinkgelage mit seinen Genossen nach Hause gehend, fromme Réfugiés verspottet und infolge dessen, von Tissot, dem Stadtvogt, verhaftet, eben abgeführt werden soll, als der Generalkapitän Ami Perrini mit Gefolge erscheint und ihn befreit. Perrini ist ein ehrgeiziger Kopf, der sich von Calvin lossagen und Herzog von Genf werden will. Er hat Serveto gerufen, um Calvin zu stürzen. Bei ihm findet die Zusammenkunft der Verschwörer statt, denen er den herbeigerufenen Reformator vorstellt, indem er diesen selbst zum Angriff anspornt, ihm zurufend:

Vernimm, Serveto, denn mein Anerbieten.
Gemeinsam bindet uns ein alter Haß,
Haß gegen Priesterdruck, gemeinsam hält
Die Lust der freien Lehre uns gefangen;
Drum kann auch unser Ziel gemeinsam sein:
Des Geistes Joch von dieser Stadt zu nehmen
Und einem Volk, das schier die Nacht erdrückt,
Den Tag heraufzuführen. Hier nun stehst du,
Auf deiner Stirne Zaudern, und noch nicht
Entschlossen, wie wir selbst; Michel Serveto,
Wir alle flehn dich an: O werde unser,
Genfs bester Bürger! Die Entscheidung ruft,
Und günst'ge Vögel fliegen dieser Stunde.
Des Volks erwählter Kern ist uns geneigt,
Gelockert ist der Boden, deiner Lehre
Erhabner Baum wird mächtig Wurzel schlagen,
Wenn deine Predigt in Sanct-Peter tönt.

Von allen Seiten bestürmt, willigt Serveto ein, den Kampf mit Calvin aufzunehmen.

Das geschieht im zweiten Aufzuge, den Calvin kränklich und klagend eröffnet; als er jedoch vernimmt, daß Serveto predigt, rafft er sich auf, eilt in die Kirche und vertreibt denselben. Serveto ist indessen nicht eingeschüchtert,

und von Gertrude, Perrini's Tochter, und den Getreuen dieſes Hauſes angeſpornt, beſchließt er den Angriff zu erneuen. Aber noch ehe es dazu kommt, wird er gefänglich eingezogen. Perrini und die Seinen wollten das nicht zugeben, fügen ſich aber, als Serveto ſelbſt und freiwillig ſich ſtellt.

Im dritten Aufzuge ſteht Serveto vor dem Gerichtshofe des Senats. Perrini und ſeine Geſinnungsgenoſſen hoffen ſein Schickſal günſtig wenden zu können; allein durch das Verhör und die Kreuzreden Calvin's in Hitze gebracht, geht der Reformator zu weit, indem er unter anderm erklärt:

Gott iſt im Wahn und Irrthum dieſer Welt
Der ew'ge Wille, den wir nicht ergründen,
Trotz alles Grübelns; Menſchheit und Natur
Sind ſeines Weſens ungemeſſner Spiegel —

und ſpäter bekennt:

Ich weiß es nicht, was Offenbarung iſt —

ja ſogar von den Sakramenten meint:

Sie ſind ein Beiwerk, das mir heidniſch ſcheint.

Dergleichen Anſchauungen verdutzen auch ſeine Freunde und verſchaffen dem eifernden Calvin den Sieg, ſo ſehr den Sieg, daß Serveto zum Flammentode verurtheilt wird und das Urtheil nur mit Mühe ſo viel Aufſchub erleidet, um es den eidgenöſſiſchen Schweizern zur Prüfung vorzulegen.

Dieſe Zeit des Aufſchubs benutzt Calvin zu einem Verſuche, Serveto im Gefängniß zu bekehren, was jedoch mißglückt; Perrini, um die Verſchwörung zum Ausbruch zu bringen und ſich zum Herrn von Genf zu machen, was indeſſen ebenfalls fehlſchlägt. Ein Herumhorcher und Schleicher, ein liederlicher, käuflicher Kumpan, Druet, bringt durch ſeine Angebereien die Unternehmung zum Scheitern.

Im fünften Aufzuge ſieht man Perrini, Favre und die andern Verſchworenen ſowie Serveto zum Tode führen. Gertrude Perrini, welche Serveto lieben gelernt hat, gibt ſich ſelbſt den Tod; Calvin bleibt Sieger, jedoch mit der Ueberzeugung:

Ein Neues ſteigt herauf, ich ahn' es wol;
Die Grenzen, die wir ſteckten, ſind zu eng!
Vom Himmel tönt der Donner der Geſchichte,
Und Flammenblitze ſchreiten durch die Welt,
Zu reinigen die Schwüle dieſer Zeit.

Unſere Leſer werden ohne Zweifel bereits aus dieſer Erzählung herausempfunden haben, daß das Trauerſpiel zu ſehr Gedicht bleibt und die einzelnen Figuren ſich nicht charakteriſtiſch genug daraus hervorheben und plaſtiſch geſtalten. Calvin, Serveto, Perrini und die ſonſt handelnd auftretenden Perſonen gewinnen nicht rechtes Fleiſch und Blut. Druet, Baudichon, Farel erhalten kein rechtes Leben, werden in ihrem Thun und Laſſen nicht durchweg verſtändlich, wie es am Ende auch der ganze geſchichtliche Hergang nicht wird. Der Verfaſſer ſetzt zu viel voraus, und bei aller Breite ſeines Gemäldes wird es uns doch nicht in allen Theilen begreifbar. Calvin und Serveto meſſen ſich zu wenig, und Perrini und ſeine Partei haben gar keinen rechten Widerpart. Es fehlen die Concentration, der raſche, gerade Gang der Handlung, die Hauptkataſtrophe. Das Ganze theilt und zerſplittert ſich zu ſehr. Auch iſt Calvin für den Sieg eigentlich gar nicht angelegt; ihm mangelt alles impoſante, fulminante Weſen. Daß er ſchließlich ſich nur behauptet, weil er dem Unterliegenden Conceſſionen macht, iſt zwar angedeutet, aber nicht logiſch motivirt. Die Scene, in der Calvin im Gefängniß Serveto bekehren will, wäre dazu geeignet geweſen, vollbringt das aber nicht, ja iſt ſogar eine der unbedeutendſten des Stücks.

Das Stück bekundet keine Talentloſigkeit, ſondern hat, wie wir ſchon anfangs eingeräumt, immerhin ſchätzenswerthe Vorzüge: feine Bildung, gewandte Diction und ein über die theatraliſche Gewöhnlichkeit weit hinausreichendes Streben. Bei andauerndem Fleiß und Studium werden von Arnold Heſſe eines ſchönen Tags ohne Zweifel Erfolge zu erringen ſein. Feodor Wehl.

Theodor Storm.

Theodor Storm's Dichtungen. Ein Vortrag von E. Tempeltey. Kiel, Schwers. 1867. Gr. 8. 9 Ngr.

Wir können es nur billigen, wenn ſich auch den mitlebenden Dichtern eine ſo freundliche Beachtung zuwendet, daß man ihr Charakter- und Lebensbild im Zuſammenhang zu entrollen unternimmt. Die journaliſtiſche Kritik hält ſich in der Regel an das einzelne Werk, das ſie beurtheilt und läßt auf die frühere Thätigkeit des Dichters kaum flüchtige Streiflichter fallen. Es iſt daher eine wünſchenswerthe Ergänzung, wenn hin und wieder in ſelbſtändigen Vorträgen, Abhandlungen und Schriften der ganze Entwickelungsgang eines Poeten dargeſtellt wird, vorausgeſetzt, daß es nicht in allzu einſeitiger Verherrlichung, in allzu panegyriſchem Ton geſchieht.

Dies Verdienſt hat ſich Tempeltey um Theodor Storm erworben, einen Dichter, der im ganzen weniger bekannt iſt, wenn auch ſeine kleinen graziöſen Erzählungen auf manchen Toilettentiſchen zu finden ſind.

Was das Biographiſche betrifft, ſo erfahren wir, daß Theodor Storm in der Stadt Huſum an der Weſtküſte Schleswigs 1817 geboren wurde:

Offenbar in guten Verhältniſſen aufgewachſen und nach einer angenehm verlebten Kindheit, in der frühe der poetiſche Sinn des Knaben ſich regte, hat er danach in Kiel und vermuthlich auf einer ſüddeutſchen Univerſität die Rechte ſtudirt und ſich dann als Advocat in ſeiner Geburtsſtadt niedergelaſſen. Zugleich ſcheint er im Verein mit ſeinem berühmten Landsmann Th. Mommſen germaniſtiſchen Studien obgelegen zu haben; ein ſchleswig-holſteiniſches Volksbuch von 1844 theilt Sprichwörter in plattdeutſcher Sprache, plattdeutſche Reime und ſchleswig-holſteiniſche Sagen, die beide geſammelt haben, mit. Die Erhebung der Herzogthümer 1848 fand ihn als entſchiedenen Verfechter der nationalen Sache; während der Kriegsjahre trat er zugleich mit einzelnen Gedichten und Erzählungen, vorerſt nur in den ſchleswig-holſteiniſchen Kalendern, vor die Oeffentlichkeit. Als die Herzogthümer vergewaltigt und die Zuſtände dann immer grauenvoller wurden, litt es ihn nicht länger auf dem unterjochten Boden; 1853 verließ er die Heimat und trat in preußiſchen Juſtizdienſt. Danach hat faſt jedes Jahr dem leſenden Publikum einige Storm'ſche Erzählungen beſchert. Als 1864 die Preußen in Schleswig einrückten, wurde

er, ich glaube als Landvogt, nach Husum zurückberufen; seine Gattin, die treue Genossin des Exils, ist ihm vor kurzem dort durch den Tod entrissen worden.

Theodor Storm hat sich als Novellist und Lyriker bekannt gemacht. Tempeltey gibt eine genaue Analyse seiner Erzählungen, über denen allen ein unsagbarer Gefühlsduft schwebt und die im ganzen nicht weit über das lyrische Situations- und Stimmungsbild hinausgehen. Mit Recht sagt Tempeltey, daß ihm das Lob meisterhafter Miniaturmalerei nicht bestritten werden kann. Seinen ersten und nachhaltigen Erfolg errang er mit der Erzählung „Immensee", deren Thema, nachher von ihm in vielfachen Variationen wiederholt, die unglückliche Liebe ist. In „Angelika", „Drüben am Markt", „Abseits", im Märchen „Hinzelmeier" — überall unglückliche Liebe und ein einsames Alter. Ein elegischer Grundton ist in diesen Erzählungen unverkennbar. Die Märchen: „Der kleine Häwelmann", „Die Regentrude", „Bulemann's Haus", „Der Spiegel des Cyprianus", die am meisten ausgeführte Erzählung: „Auf der Universität", in welcher das Elegische in das Tragische übergeht; die Erzählungen: „Auf dem Staatshof", „Im Schloß", „Veronica", „Späte Rosen", „Ein grünes Blatt" u. a. werden von Tempeltey ziemlich eingehend analysirt. Bei allem Wohlwollen hebt er doch hervor, daß das Talent Storm's in einer Erzählung hart an Manierirtheit streift. Wir glauben dies öfter zu bemerken. Es hängt dies, was unser Commentator nicht genugsam betont hat, mit der Monotonie der Erfindungen und Stimmungen zusammen; denn wer fortwährend dasselbe Thema variirt, wird entweder durch eine gewisse Gleichartigkeit ermüden, oder durch Seltsamkeiten zu fesseln suchen. Hierzu kommt, daß derartigen Stimmungsbildern eine gewisse Vermischung der dichterischen Gattungen zu Grunde liegt. Es sind Erzählungen, aber ohne epischen Stil und Ton. Die Gestalten schälen sich nicht klar ab aus den Hüllen des Gemüthslebens zu jener greiflichen Existenz, wie sie das Epos verlangt; sie sind im wesentlichen nur die Träger lyrischer Stimmungen; das Gemüth überwiegt die Gestalt. Man mag ihm mit Tempeltey nachrühmen, daß er mit geringem Aufwand darstellender Mittel seinen Persönlichkeiten wie seinen Naturschilderungen ein charakteristisches Gepräge zu geben weiß, daß ihm die Verschmelzung der beseelten und elementaren Welt in hohem Grade gelingt, daß er in der Zeichnung des Details realistische Anschaulichkeit bewährt und durch das Stimmungsvolle des Gemüths einen musikalischen Zauber übt — wir können in dem Ausspruch Tempeltey's, daß Storm dem Herausmeißeln der ganzen Gestalt, wie manche Schriftsteller es lieben, abhold sei, gegenüber einem Novellisten mehr einen Tadel als ein Lob finden. Nicht als ob wir jener schlechten Art der Beschreibung das Wort reden wollten, welche uns photographische Steckbriefe der in die Handlung eingreifenden Persönlichkeiten entwirft; doch für den Epiker genügt es ebenso wenig, uns eine Gestalt nur durch ihre innere Empfindungswelt malen zu wollen.

Theodor Storm's Naturell ist daher in Wahrheit ein lyrisches, obgleich der Lyriker geringern Anklang gefunden als der Novellist, der doch nur ein verkleideter Lyriker ist. Seine Vorzüge sind hier von Tempeltey richtig gewürdigt; sie bestehen in der kurzen Andeutung der Situationen, im Hervorheben einzelner prägnanter Momente, in der Vollendung des Bildes durch wenige Striche, durch ein paar decente Farbentöne. Er schafft in der Lyrik vollberechtigte Stimmungsbilder, aber auch ansprechende Natur- und Genrebilder. Ein anmuthiges Landschaftsbild ist z. B. „Abseits":

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen;
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen Schindelhaus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Daß auch ein nationaler Hauch, ein Odem lebendiger Vaterlandsliebe durch Storm's Dichtungen weht, bewiesen einzelne patriotische Gedichte, welche der schleswig-holsteinischen Sache gewidmet sind. Storm's Muse gewinnt in denselben sogar einen ihr sonst fremden, an das Pathetische streifenden Vollklang. So in dem Aufruf, den er im Jahre 1863 nach dem Tode des Königs von Dänemark an die Todten von Idstedt richtet, ein zweites Leben zu wagen. Düppel und Alsen haben auf diesen Appell des Dichters jetzt hinlänglich geantwortet; gleichwol behält das Gedicht als Ausdruck einer geschichtlichen Stimmung seinen vollen Werth:

Nicht Kranz noch Kreuz; das Unkraut wuchert tief;
Denn die der Tod bei Idstedt einst entboten,
Hier schlafen sie, und deutsche Ehre schlief
Hier dreizehn Jahre lang bei diesen Todten.

Und dreizehn Jahre litten Jung und Alt,
Was leben blieb, des kleinen Feindes Tücken
Und konnten nichts, als, stumm die Faust geballt,
Den Schrei des Zorns in ihrer Brust ersticken.

Die Schmach ist aus; der ehrne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Todtenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten.

Die Erde dröhnt; von Deutschland weht es her,
Mir ist, ich hör' ein Lied im Winde klingen,
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer,
Um endlich alle Schande zu verschlingen! —

Thörichter Traum! Es klingt kein deutsches Lied,
Kein Vorwärts schallt von deutschen Bataillonen.
Wol dröhnt der Grund, wol naht es Glied an Glied;
Doch sind's die Reiter dänischer Schwadronen.

Sie kommen nicht. Das londoner Papier,
Es wiegt zu schwer, sie wagen's nicht zu heben.
Die Stunde drängt. So helft, ihr Todten hier!
Ich rufe euch, und hoffe nichts vom Leben.

Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Blast, blast, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer.

Tambour, hervor aus deinem schwarzen Schrein!
Noch einmal gilt's, das Trommelfell zu schlagen;
Soll euer Grab in deutscher Erde sein,
So müßt ihr noch ein zweites Leben wagen! —

Ich ruf' umsonst; ihr ruht auf ewig aus;
Ihr wurdet eine duldsame Gemeinde.
Ich aber schrei' es in die Welt hinaus:
Die deutschen Gräber sind ein Spott der Feinde!

Wir wünschten ähnliche kleine Monographien wie die Tempeltey'sche über andere zeitgenössische Dichter zu erhalten; sie können nur dazu beitragen, den Sinn für die gleichzeitige Poesie zu beleben, indem sie die an das Einzelne zersplitterte Theilnahme des Publikums auf die Summe eines geistigen Wirkens lenken.

Rudolf Gottschall.

Aus dem Luftreiche.

Was in der Luft vorgeht. Populäre Vorträge über Luftdruck, Luftschiffahrt und Meteorologie, mit Berücksichtigung der Höhenverhältnisse der verschiedenen Länder. Von J. Felisch. Mit einer Regen- und Windkarte. Berlin, Springer. 1866. 8. 20 Ngr.

Die vorliegende Schrift ist eine Summe von elf Vorträgen über Gegenstände, die im Titel schon ganz genau bezeichnet sind. Die Behandlung des Stoffs zeichnet sich durch eine ansprechende Lebendigkeit der Sprache aus. Der stramme Katheder-ton ist nirgends zu verspüren, im Gegentheil läßt sich der Verfasser oft etwas gehen mit munterm Scherz und muthwilligem Spott. Dennoch wird der Leser gefesselt und fühlt den Ernst der Belehrung überall durch. Ist der Verfasser nun auch in manchen Punkten etwas gar kurz und leicht fertig, so kann man ihm doch nie den Vorwurf der Oberflächlichkeit machen, er besitzt offenbar auch da ein gründlicheres Wissen, wo er es nicht für rathsam hält, tiefer einzugehen.

Aus den Vorträgen über die Geschichte der Luftreisen, welche bis auf die Gegenwart reicht, wollen wir hier eine kleine Probe von der wissenschaftlichen Fahrt geben, welche im August 1862 in England von Glaisher unter Leitung des Luftschiffers Coxwell ausgeführt wurde. Bis zu 8000 Fuß ging die Fahrt langsam durch eine dicke Wolkenschicht:

Plötzlich aber klärte sich die Atmosphäre auf, und nun dehnte sich das Gas im Ballon so rasch aus, daß sie mit rasender Schnelligkeit in die Höhe fuhren. Als sie eine Höhe von 14000 Fuß erreicht hatten, warfen sie Tauben aus, um ihren Flug zu beobachten; aber die Tauben fielen wie ein Stein abwärts. Der Ballon stieg immer höher. Als sie bis zu einer Höhe von 5 englischen Meilen oder 23670 Fuß gekommen waren, eine Höhe, wie sie noch nie ein Mensch erreicht hatte, fühlte sich Glaisher fast ganz erblindet und verlor das Bewußtsein. Der letzte Thermometerstand, den er beobachtet hatte, war 10° R. unter Null. Während der Ballon noch weitere 10 Minuten stieg, blieb Coxwell noch bei Bewußtsein und berechnete die Höhe auf 6 englische Meilen oder 28500 Fuß. Nun spürte aber auch er Anwandlungen von Ohnmacht. Er wollte die Klappe öffnen, ward aber zu seinem Schrecken gewahr, daß er keinen Finger bewegen konnte. Schnell gefaßt, packte er die Schnur, welche die Klappe am Ballon öffnete, mit den Zähnen. Das Gas entwich langsam und der Ballon begann allmählich zu sinken, worauf Glaisher wieder zu sich kam und seine Instrumente benutzen konnte. Ein selbstregistrirendes Thermometer zeigte ihnen, daß sie zu einer Kälte von 20° R. unter Null vorgedrungen waren. Eine Flasche mit Wasser war in der That vollständig zugefroren und thaute erst nach einer Stunde auf. Coxwell's Hände waren ganz schwarz unterlaufen. Merkwürdig ist, daß sie bei der enormen Höhe, die sie erreichten, doch die leichten Federwolken (Cirri) noch in großer Höhe über sich schweben sahen. Uebrigens ging die Fahrt gut von statten, und sie landeten glücklich auf einer Wiese.

Von den beiden spätern Fahrten, welche Glaisher 1863 und 1864 unternommen hat, ist nur andeutend die Rede, dagegen wird mehr Aufmerksamkeit auf seine interessanten Beobachtungen gerichtet. Bei heiterm Himmel ist die Abnahme der Wärme bei dem Wachsen der Höhe viel rascher als bei bedecktem Himmel, eine Wahrnehmung, welche den Gesetzen der strahlenden Wärme genau entspricht. Die Fortpflanzung des Schalls ist dann ebenfalls merkwürdig verbessert, sie hörten in einer Höhe von 21879 Fuß das Rollen eines Eisenbahnzugs noch ganz deutlich. Im Spectrum des Sonnenlichts fehlten die charakteristischen dunkeln Linien gänzlich; der Einfluß der Atmosphäre auf dies interessante Farbenbild war also schon ganz ausgetilgt.

Dem Winde redet der Verfasser sehr das Wort und meint, daß man ihm unrecht thue, wenn man ihn für launenhaft halte, denn er handle nach ganz festen Principien, die man zum Theil schon ganz genau kenne.

Dove hat in neuerer Zeit dem Winde am besten in die Karten gesehen. Freilich vor diesem haben ihm auch andere kluge Leute schon manches abgelauscht. Der älteste von diesen ist Aeolus. Das ist freilich eine mythische Person, von der man nichts Sicheres weiß. Es werden im Alterthum drei verschiedene Aeolus genannt, die oft vermengt werden. Unser Aeolus also soll ein König auf einer der Liparischen oder Aeolischen Inseln bei Sicilien gewesen sein. Die Sage erzählt, er sei sehr fromm und gefällig gegen Fremde gewesen, habe den Gebrauch der Segel gelehrt und aus dem Nebel und Rauch jener vulkanischen Insel Wind und Wetter vorausgesagt. Er war also darin Dove's Vorgänger. Damals gab es aber noch keine Vereine, in denen Vorträge für jedermann gehalten wurden und worin jeder die Gründe zu solchen Voraussagungen erfahren konnte. Darum erfuhren auch die Leute dergleichen nicht, und deshalb meinten sie, der Aeolus habe die Winde in seiner Gewalt und könne sie beliebig loslassen und einsperren. So wurde er später zum Gott der Winde gemacht und sollte nun ein Sohn des Jupiter oder des Neptun sein.

In ähnlicher scherzhafter Weise spricht der Verfasser dann auch von der Zusammenkunft des Odysseus mit Aeolus, wie jener von diesem einen Sack voll Wind zu beliebigem Gebrauch erhalten habe, und meint, daß Dove

den Schiffern einen solchen Sack nicht schenken könne, dafür aber Regeln, welche noch viel höher in Anschlag zu bringen seien. Er geht dann zu den Ursachen der Winde und zu den Gesetzen ihrer Bewegung über und kommt so auf das Dove'sche Drehungsgesetz der Winde und der Stürme. Daran schließt sich die Betrachtung des Windes als Wasserträger. Der Verfasser gibt überall längst Bekanntes, aber seine muntere Sprache zieht doch an und man schenkt ihm gern die Aufmerksamkeit. Wir wollen davon nur noch das Schlußwort zur Mittheilung bringen:

So kann wol in den Ländern der gemäßigten Zone, welche die Polar- und Aequatorialströme sich zum Kampfplatz auserkoren haben, in diesen und jenen Gegenden ein totaler Miswachs vorkommen und — wenn solches Land von allen Verkehrsmitteln mit andern Ländern abgeschlossen wäre — auch eine zerstörende Hungersnoth; im ganzen aber findet immer eine Ausgleichung statt. Wo dem einen Lande zu wenig gegeben ist, hat dafür das andere Ueberfluß empfangen, und wenn sie einander aushelfen, so leidet keines Noth. Je mehr daher die Verbindung unter einzelnen Ländern gefördert, gute Bahnen und schnelle Transportmittel hergestellt und friedliche Verhältnisse gesichert werden, desto weniger wird man von der Geisel früherer Zeiten, von Hungersnoth, von Theuerung und Seuchen zu fürchten haben. Aber die Eisenschienen und die Dampfschiffe allein thun es nicht; vor allem muß der Verkehr der einzelnen und der ganzen Völker durchdrungen werden von der Liebe, die der Mahnung des Apostels folgt: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes."

Man sieht, der Verfasser kann auch ernst gestimmt werden und sagt dann beherzigenswerthe Wahrheiten. Er spöttelt gern und bewegt sich am liebsten in einer heitern Anschauung des Lebens, aber er wird doch nie ungerecht oder zum Sklaven seines Witzes. Der Zweck, den Volksglauben im Fache der Natur auf die richtige Bahn zu bringen und ihn vor Aberglauben zu bewahren, steht ihm immer klar vor der Seele, auch hat er die Mittel zur Erreichung desselben stets gut gewählt. Wir wünschen ihm daher einen großen Leserkreis und können die Hoffnung und den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verfasser bald wieder Gelegenheit finden möge, auch in andern Gebieten seine populären Vorträge fortzusetzen.

Heinrich Birnbaum.

Ein naturalistischer Philosoph.

System des Naturalismus. Von Eduard Loewenthal. (Separat-Ausgabe. Mit zahlreichen Zusätzen zur Fassung der fünften Auflage des Gesammtwerks: „System und Geschichte des Naturalismus" und einem neuen Anhang.) Dresden, Selbstverlags-Expedition des kritisch-literarischen Instituts. 1867. 8.

Die vorliegende Schrift Loewenthal's, der bekanntlich der Gründer der „Cogitantengemeinde" ist, erscheint zwar in der Gestalt einer kurzgefaßten und abgeschlossenen Systematik, hat aber dabei einen stark polemischen und reformatorischen Zug.

Der Naturalismus hat in unserer Philosophie bereits einen principiellen Vertreter; es ist dies Ludwig Feuerbach. Indem er zur Grundlage seines neuern philosophischen Systems das „concrete Sein" machte und „die Substanz" Spinoza's in die „Natur" auflöste, stellte er sich ganz auf den Boden des Naturalismus.

Daß zwischen diesem und dem Materialismus indeß noch eine weite Kluft besteht, das zeigt auch die heftige Polemik, mit der Loewenthal die Vertreter des Materialismus, die Stoff und Kraft-Philosophen angreift. So sagt er an einer Stelle:

Wer an eine selbständige Anziehungskraft, an eine Centrifugal- und Centripetalkraft glaubt, wie selbst unsere modernsten Naturforscher à la Vogt, Moleschott und Büchner, der steht im Princip für uns immer noch auf demselben Standpunkte des Wissens wie der Fetischdiener, welcher den Gang des Weltgetriebes der angeblichen Willenskraft seines Oelgötzen zuschreibt. Wir dürfen als Denkende mit keinerlei geheimen Kräften rechnen, auf dem Gebiete des Wissens so wenig wie auf dem Gebiete der Moral, auf diesem so wenig wie auf jenem.

Eine Kraft gibt es nicht, heißt es weiterhin. Vielmehr wird als Kraft gewöhnlich ein stofflicher Effect bezeichnet, dessen Ursache man nicht kennt. Eine Kraft bezeichnet stets den Grenzpfahl des Wissens eines diese Ausdrücke gebrauchenden Gelehrten. In der That wissen die Materialisten nicht, daß sie mit ihren „Kräften" sich gerade im Reich der barsten Abstractionen bewegen, denen von ihnen eine weltschöpferische Thätigkeit beigelegt wird. Dagegen verfällt der Naturalismus mit dem Materialismus in denselben Fehler; beide ignoriren die Genesis der menschlichen Erkenntniß und begnügen sich mit den Annahmen des Sensualismus. Das ist auch in unserer Schrift die Quintessenz der „Lehre vom Selbstsein und Selbstbewußtwerden des individuellen Seins", von der „Entstehung des Denkens". Wenn der Autor uns das Denken als den Regulirungsproceß der Wechselbeziehungen zwischen der äußern Gesammtbeharrung, der individuellen Selbstbeharrung und der verschiedenen Beharrungsformen unter sich definirt, so erwächst aus dieser Erklärung selbst für den, der dem Gedankengang und den frühern Definitionen des Autors gefolgt ist, keine Klarheit. Wenn das alles so leicht abzumachen wäre, wie es hier den Anschein gewinnt, wenn man durch natürliche Anschauungen, Eindrücke, Beharrungseffecte, Complexe von Eindrücken, mittelbaren Gesammtwahrnehmungen u. s. w. über den Berg käme, dann hätten freilich unsere größten Denker, wie Kant, sich vergeblich abgemüht, den Proceß des Denkens kritisch zu analysiren, oder, wie Herbart in seiner „Psychologie", die Bildung der Vorstellungsreihen mit einer fast mathematischen Exactheit zu bestimmen.

Das vierte Kapitel bespricht die Ethik und Politik; die einzelne und gesellschaftliche Selbstbeharrung und die combinirte Selbstbeharrung. Im Anhang wendet sich der Autor gegen das „Sacramentum attractionis" oder „des heiligen Newton heiliges Mysterium der Anziehungskraft". Uns hat an der kleinen Schrift weniger der systematische Aufbau interessirt, als viele einzelne geistvolle Gedanken und praktische Wendungen von reformatorischer Tendenz.

Dergleichen kleine Excurse finden sich in der natur-

istischen Staats- und Rechtswissenschaft. Die Straftheorie wird auf neuer Grundlage begründet. Es ist nicht zu verkennen, daß das Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafe etwas Irrationales hat. Loewenthal räumt der Freiheitsstrafe nur ein Recht ein, wenn eine persönliche Vergewaltigung vorliegt; Geldstrafe oder Schadenersatz gilt ihm dann angemessen, wenn das Bedürfniß possessorischer oder vermögensrechtlicher Sicherung die Strafgesetzgebung veranlaßt hat. So erklärt er sich gegen die Schuld- und Wechselhaft als einen strafbaren „Exceß" der possessorischen Nothwehr:

Ueber die Schuld- und Wechselhaft hat die Zeit schon gerichtet. Sobald der Staat als Garant der persönlichen Freiheit einen Schacher mit derselben seitens der Nichtbesitzenden, und ein schnödes Spiel mit derselben seitens erbitterter Gläubiger zuläßt und privilegirt, entzieht er sich seine eigene Stütze, ist selbst zum Hasse und Verachtung gegen seine eigenen Organe, die jenes Treiben autorisiren und sich zu Vollstreckern desselben hergeben. Endlich verliert der Staat dadurch das Vertrauen als Garant der persönlichen Freiheit und als Förderer und Wahrer echter Menschenwürde.

Die Menschenjagden in großen Städten, veranlaßt von rohen Gläubigern und ausgeübt von staatlich autorisirten Gerichtsvollstreckern, sind wie darauf angelegt, die Autorität und Würde des Staats in der Wurzel zu untergraben und zu vernichten, indem dieser letztere einzelne Private mit seinen schwersten Straf- und Autoritätsinstrumenten willkürlich spielen läßt. Denn daß die Haft für eine Geldschuld ganz denselben Effect und Inhalt hat wie die Haft für Raub und Todtschlag, bedarf nicht erst einer Versicherung.

Aehnlicher Ketzereien macht sich unser Autor auf dem Gebiete der Naturwissenschaften schuldig. So erklärt er sich gegen die Spectralanalyse und deren Resultate, insoweit dieselbe durch Zersetzung des Lichts Auskunft darüber geben will, aus welchen Stoffen die Sonne, die Sonnenflecke im Orion u. dgl. bestehen. Er sagt:

Die Sonnenstrahlen sind an sich nicht Licht- und Wärmestrahlen, sondern was man Sonnenstrahlen nennt, ist nichts als eine Strömung, welche von der unserer Erde gegenüber centralen Molecularbewegung der Sonnenatmosphäre herrührt und welche allerdings dem Reflexbewegungseffecte, der erst die stoffliche Transparenz des Lichts zur Erscheinung kommt, eine bestimmte vorherrschende Richtung verleiht. In dieser Richtung allein ist auch der Effect des Brennglases zu erklären. Die Spectralanalyse ergibt daher nicht Stoffe, welche die Sonne ausstrahlt, wie Herr von Littrow nebst den heidelberger Physikern komischerweise annimmt, sondern nur die Stoffe der befindenden Stoffregion, also für uns die unserer Atmosphäre, nur für die heidelberger Spectralanalytiker und „Sonnenbrüder" die ihres eigenen Dunstkreises.

Seine originellen astronomischen Anschauungen spricht der Autor in folgender Weise aus:

Fixsterne im eigentlichen Sinne des Worts gibt es nicht. Denn auch die Fixsterne sind Wandelsterne im Zustande der höchsten Expansion (Glühhitze). Sie bewegen sich um sich selbst, aber auch vorwärts, und zwar in mehr oder weniger gerader Linie von Ost nach West. Die sie umkreisenden Planeten folgen mit. Auch unsere Sonne bewegt sich bekanntlich mit Geschwindigkeit zwei Meilen in der Secunde nach dieser Richtung und zieht ihren Planetenkreis mit sich. Es ergibt sich hieraus die Richtung des Hauptstroms der sphärischen Molecularbewegung. Die Sonnen oder sogenannten Fixsterne sind nur die im Expansionseffect, hauptsächlich der Elektricität nach prädominirenden, d. h. die jeweilig im höchsten Expansionszustand befindlichen Planeten innerhalb einer Gruppe. Kommen sie allmählich in den Zustand der Condensation zurück, so tritt der zunächst an der Reihe befindliche Planet in das höchste Expansions-, d. h. in das Sonnen- oder sogenannte Fixsternstadium, und die vormalige Sonne beginnt allmählich zu erlöschen.

Jedenfalls enthält Loewenthal's Schrift neben vielem Paradoxen auch viel Anregendes und hat manche Einseitigkeiten des materialismus vulgaris durch eine tiefere Fassung glücklich überwunden. 17.

Die Freundin eines Kaisers.

Am Theetisch einer schönen Frau. Erinnerungen an den Kaiser Alexander I. Gesammelt von Elise Polko. Berlin, A. Duncker. 1866. Gr. 16. 27 Ngr.

Mit dem Material zu den vorliegenden Erinnerungen hätte ein Mann kaum etwas anzufangen gewußt; in der Hand einer Dame aber erhält auch oft das Unbedeutendere Werth, und wenn sie wie Elise Polko zu erzählen versteht, so gestaltet sich das Ganze zuletzt zu einem leichten, lieblichen und ganz anmuthenden Bilde. Die Dichterin erzählt uns das Freundschaftsverhältniß des Kaisers Alexander mit einer jungen deutschen Frau; sie versteht demselben eine durchaus zarte und reine Seite abzugewinnen und das Verhältniß des Kaisers zu seiner Nachtigall, wie er selbst sie zu nennen pflegte, mit einem eigenthümlichen poetischen Reize zu umkleiden. Der Kaiser lernte die junge Frau in Petersburg kennen, ward gefesselt durch ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit und ihren Gesang, sah sie hernach wieder auf dem Wiener Congreß, später nochmals in Petersburg, nachdem die Befreundeten vorher zwei Tage „voll unverwelklicher Poesie, voll Duft und Glanz" in Heidelberg miteinander verbracht haben. Die Freundin überlebte lange Jahre den Kaiser; sie lebte bei Dresden in stiller Zurückgezogenheit dem Andenken desselben. Neues über ihn bringt das Büchlein nicht, auch durchaus nichts Besonderes über Petersburg oder Wien. Es ist gewissermaßen in dem Geiste der befreundeten Seelen geschrieben, denen ein Sehen, ein Begegnen, ein flüchtiges Berühren wichtiger war als alle Ereignisse der großen Welt. Die Freundin hat viele Jahre später oft behauptet, „daß sie nie mit einem Manne bedeutendere Gespräche geführt als mit ihrem hohen Gaste", aber den Inhalt, der gewiß jeden interessiren würde, gibt sie nur im allgemeinen an; die junge Frau mit ihrer fast „philosophischen Weltanschauung" und der Kaiser mit seinen religiösen Grübeleien mögen gewiß ebenso fesselnd über die höchsten Dinge wie über Politik und Kriegsjahre gesprochen haben: wir erfahren aber von all den Gesprächen nur die Ueberschrift. Leider sind auch die bedeutungsvollern Briefe verbrannt und nur die höchst unbedeutenden, die Elise Polko gewissenhaft mittheilt — Anmeldungen zum Thee u. s. w. — sind erhalten. Ueber den Charakter des Kaisers, über sein Verhältniß zu seiner Mutter, seiner Gemahlin und seinen Brüdern enthält die Schrift einige Mittheilungen, die, ohne gerade neu zu sein, durch die Art, wie sie gegeben werden, des Beifalls gewiß sein können. Mit besonders

lebendigen Farben ist ein Maskenfest in Petersburg und der Sommeraufenthalt in Peterhof geschildert. Nicht ohne Interesse sind die kurzen Notizen über Elisabeth Kulmann, erheiternd die Erinnerung an eine bekannte deutsche Schriftstellerin, die durch die Freundin dem Kaiser vorgestellt werden wollte, sogar zu den Theestunden à trois Zugang wünschte, endlich in Peterhof als Zingare erschien und sich oft nachher noch rühmte, sie habe damals alle Damen überstrahlt durch einen ebenso eigenthümlichen als poetischen Schmuck, „nämlich eine Schar von Johanniswürmchen, die sie in ihr gelöstes Haar gestreut haben wollte"! Wir denken, daß die kleine Schrift sich mehr noch durch Darstellung als durch Neuheit des Inhalts besonders Freunde unter den gebildeten Damen erwerben wird.

J. Freiherr von Lorn.

Feuilleton.

Bauernfeld und Nikolaus Lenau.

Bauernfeld gibt in dem Feuilleton der „Neuen Freien Presse" interessante Mittheilungen über wiener literarische Persönlichkeiten, namentlich auch über seinen Verkehr mit Nikolaus Lenau. Wir entnehmen denselben folgende charakteristische Stellen:

„Mit Niembsch war ein eigener Verkehr. Er war durchaus nicht ungesellig, und zeitweise auch zu Scherz und Possen aufgelegt, wie wir andern Sterblichen; aber mitten in der Fröhlichkeit, im Gasthause oder sonst, verstummte er plötzlich, stierte in die Luft oder ins Trinkglas, in sich versenkt — oder er fuhr auf, wendete sich an mich oder sonst einen Freund: «Bruder, wollen wir nicht lieber ein zusammenhängendes Gespräch führen?» Bisweilen gingen wir auf seine Wünsche ein, und Literatur wie Politik wurden wol bis in die tiefe Nacht hinein durchgesprochen; waren wir aber nicht in der Stimmung, lachten über seine Anforderung und fuhren fort, Witze zu machen, so ließ er es geschehen und konnte herzlich mitlachen. Unter seine nähern Freunde gehörte auch Dessauer, dessen melancholische Lieder ihn besonders anzogen, wie der dichterische Alexander Graf von Würtemberg. In Dessauer, auch meinem alten Freunde wie dem Ihrigen, fand Nikolaus Lenau zugleich eine Natur, die ihm zusagen mußte, das ihm ähnliche, innige und sinnige Element; beide waren zum Grübeln geneigt, schwärmten philosophisch und musikalisch miteinander — nur daß der Compositeur den häufig wilden und brausenden Poeten durch das Zarte, Weiche, beinahe Weibliche, das in seinem Wesen liegt, nicht selten glücklich zu beschwichtigen verstand. Alexander von Würtemberg war einer der feurigsten Verehrer Nikolaus Lenau's, ihm zugleich in manchem pathologischen Zuge verwandt. Man kann sagen, daß die beiden Dichter schon in der Jugend den Keim des Todes in sich trugen. Alexander litt an einem dumpfen, fast unaufhörlichen Kopfschmerz. Bei Tische klagte er mir eines Tags, daß ihn sein Leiden heute besonders quäle. Er habe nun einmal das «Wespennest» im Haupte! Ich hielt das für eine Redefigur, wurde aber allen Ernstes belehrt, daß sich umfigürliche und wirkliche Wespen in dem Kopfe des schwäbischen Grafen angesiedelt, so gut wie die Poltergeister im Hause des gemüthlichen Justinus Kerner frei ein- und ausgehen mochten. Ich nahm die Aufklärung über die Wespen schweigend hin, ohne mir einen Witz darüber zu gestatten, da auch Nikolaus Lenau an das Wespennest seines Freundes unbedenklich zu glauben schien.

„Beiden Männern wohnte eine besondere Zartheit des Gemüths inne. Ich erinnere mich, daß sie, als ich in einem literarischen Kreise mein Lustspiel: «Der Vater», vorlas, der muntern und leichten Arbeit zwar im ganzen ihren Beifall nicht versagten, allein gewisse sittliche Bedenken äußerten über die Figur einer koketten Putzmacherin, welche von dem Herrn Papa den Auftrag erhält, seinen Neuling von Söhnchen gewissermaßen zur Liebe vorzubereiten. Wie würden die strengen Moralisten erst in Schrecken gerathen sein über die dramatischen Erzeugnisse unserer Tage, so des Monsieur Dumas fils und eines Victorien Sardou! Ein anderes meiner Lustspiele: «Industrie und Herz», fand mehr Gnade vor den Augen meines rigorosen Freundes; er erbat sich sogar das Manuscript, um es in einer ihm besonders nahestehenden Familie vorzulesen.

„Niembsch liebte ernstes Gespräch, und was er selber zur Unterhaltung beitrug, war nie ohne Bedeutung, sowol dem Inhalte als dem Ausdrucke nach. Seine Lieblingslektüre war übrigens mehr eine philosophisch-theologische, als die historische oder poetische. Ich zweifle beinahe, ob er Shakspeare und Goethe genau und in allen ihren Werken kannte. Zu «Savonarola» machte er wol ziemlich ausführliche historische Studien, aber auch theologische, die ihn überwältigten, sodaß ihm die geschichtlichen Gestalten in ein gewisses mystisches Dunkel gehüllt, wie im Hohlspiegel, vors Auge traten. Er wurde endlich böse, als ich ihn vor der gefährlichen Mystik und insbesondere vor dem Umgang mit einem schwedischen Theologen warnte, mit welchem er sich in die Irrgänge der Scholastik zu verlieren liebte. «Das verstehst du nicht» — brauste er auf — «dafür bist du zu leichtsinnig!» — «Und du, lieber Freund, etwas zu schwerfällig, um das helle Leben der Mediceer naturgetreu zu schildern. Du hast nur deine Symbole im Kopfe, dir fehlt der eigentliche historische Blick und Sinn, wie er zum Beispiel unserm Freunde Auersperg innewohnt.»

„Nikolaus Lenau sah mich groß an. «Du magst vielleicht recht haben, Bruder», sagte er nach einigem Nachdenken, «ein jeder Vogel singt nach seinem Schnabel.»

„Unter seine Lieblingsschriftsteller gehörte Franz von Bader, dessen Ausspruch: «Beim Teufel seien Licht und Wärme getrennt, er sei kaltes Licht und finstere Wärme» — er mußte oft genug citiren konnte.

„Nikolaus Lenau's Lebensweise war in keiner Hinsicht zu loben. Er lag halbe Tage im Bette, rauchte die stärksten Cigarren ohne Unterbrechung, trank schwarzen Kaffee dazu, was ihm, da er auch niemals freiwillig Bewegung machte, nach und nach die Eßlust gänzlich benahm. Goethe's Ausspruch in der «Pandora»:

> — Aller Fleiß, der männlich schätzenswertheste,
> Ist morgendlich —

hatte unserm Freunde wol niemals vorgeschwebt, der es nur liebte, bei nervenanspannender Nachtwache seine Phantasie walten zu lassen, in welcher die Zigeuner und ausgebalgten Eule die Stelle der Rosen von Anastasius Grün vertraten; auch wurden die gewonnig klingenden Verse nicht immer mit Leichtigkeit auf dem poetischen Amboß geschmiedet. Nichts ist gefährlicher als ein allzu glänzender Erfolg, und Achim von Arnim's Bemerkung: «Das eigene Werk und die eigene Kunst gibt Ueberdruß; jenes, wenn es fertig und zu steigender Erfindung verpflichtet, diese, wenn wir über sie sprechen sollen» — ließ sich vollkommen auf Nikolaus Lenau anwenden. Er wollte sich mit jedem neuen Werke überbieten — das ließ ihn nicht zu Ruhe und Rast kommen; er duldete keinen Einspruch gegen irgendeine seiner Schöpfungen, vertheidigte seine poetischen Kinder, auch die minder gerathenen, wie die Löwin ihr Junges, und so mußte

ch die Art und Weise, in welcher sich Menzel und Gutz-
ow über seinen «Faust» aussprachen, ihn gelinde in Verzweif-
ung bringen."

Literarische Notizen.

Von Heinrich Heine's „Sämmtlichen Werken" (Ham-
g, Hoffmann u. Campe) erscheint jetzt eine billige Auflage,
von welcher die sieben ersten Lieferungen vorliegen. Sie ent-
lten die „Reisebilder" und „Englische Fragmente". Die Aus-
e ist auf 18 Bände berechnet; die Correspondenz Heine's
rd nicht mit aufgenommen werden. Die Verlagsbuchhand-
ng ist der Ansicht, daß eine billige Ausgabe von Heine's
rken schon lange ein allseitig laut gewordener Wunsch sei,
Heine so recht bestimmt ist, das Gemeingut des deutschen
lks zu werden.

In demselben Verlag ist der siebente und achte Band von
riedrich Hebbel's „Sämmtlichen Werken" erschienen, wel-
die Gedichte dieses Autors und die poetische Erzählung
utter und Kind" enthält. Aus dem Nachlaß des Dichters
den hier einige neue, bisher unbekannte Gedichte mitgetheilt.

Von dem „Paris Guide" ist ein zweiter Band erschie-
, von noch größerm Volumen als der erste. Dieser zweite
d enthält meistens Sittenschilderungen und Skizzen des
ser Lebens.

Shakspeare's „Sonette" üben jetzt einen verlockenden
ber auf unsere Uebersetzer, während sie früher als ein crux
erpretum möglichst vermieden wurden. Nach den vortreff-
n Uebersetzungen von Jordan und Bodenstedt ist nicht nur
neue von Karl Simrock (Stuttgart, Cotta, 1867) er-
nen, sondern es liegt auch wiederum ein Bändchen der
bliothek ausländischer Classiker" (Hildburghausen, Bibliogra-
hes Institut, 1867) vor, welches eine Uebersetzung derselben
F. A. Gelbcke bringt.

Der zweite Band von Eugen Labes' Anthologie.

Die „Charakterbilder der deutschen Literatur nach Vilmar's
aturgeschichte geordnet mit Rücksicht auf die neueste Auflage
Handbücher von Schaefer und Werner Hahn. Ein Buch
Gebildete u. s. w. Von Eugen Labes" bezeichneten wir
eine altdeutsche Anthologie in neudeutscher Sprache (vgl.
31 d. Bl. f. 1866), weil dieses Buch eine Blumenlese aus
utschen Dichtungen nicht in Originaltexten, sondern in
rsetzungen brachte. Ein zweiter Band ist jetzt gefolgt (Jena,
sdorf, 1867) und enthält Stücke aus „Werken der deut-
Literatur in neuhochdeutscher Sprache". Der Herausgeber
t folgende Abtheilungen: „I. Die Periode des Ringens einer
ereinbrechenden Zeit mit der alten 1500—1624"; „II. Neue
Verschmelzung des Deutschchristlichen mit dem Fremd-
schen 1621—1720"; „Die Zeit der Vorbereitung einer
r Selbständigkeit 1720—48"; „Zweite classische Periode.
Klopstock's Auftreten bis zu Goethe's Tode. 1745—1832."
Texte aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind nicht immer
mäßig behandelt; öfters ist der moderne Apostroph ange-
et, wo er gar nicht hingehört. Die Auswahl ist sicher
erig gewesen, weil es galt, aus einer überaus großen
ge von Dichtungen charakteristische Proben zu geben und
sich in Rücksicht auf den Raum eines einzigen Bandes
ichst zu beschränken. Mit Recht hat Labes aus Dramen
olche Stücke ausgehoben, die mehr oder minder abgeschlos-
nd (wie Monologe u. dgl.). Vermißt wird die bibliogra-
e Anführung der benutzten alten oder neuern Ausgaben;
dies eine Anforderung, welche nach dem Vorgange von
rnagel und Goedeke an jeden Herausgeber einer Antholo-
estellt werden darf, sobald er sie nicht blos als ein ein-
Schulbuch betrachtet wissen will.

Bibliographie.

Becker, B., Der Mißbrauch der Nationalitäten-Lehre. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Beyer, C., Friedrich Rückert, ein deutscher Dichter. Festrede. Coburg, Sendelbach. 8. 5 Ngr.

Carl XV., König von Schweden und Norwegen, Gedichte. Deutsch von F. L. Bömers. Minden, Köhler. Hoch 4. 1 Thlr.

Die neue Dreieinigkeit. Ein Nachtrag zu der Monarchenzusammenkunft in Paris. Von e**e. Hamburg, J. P. F. E. Richter. Gr. 8. 12 Ngr.

Eisenhardt, S., Frau Vasco, oder die bildschöne Afrikanerin, oder geographische Confusionen ꝛc. Colossal große, heroische, phil-an-tropische Gegenden erinnernde Oper in 4 bis 5 Akten, mit Gemurmel, Seufzern und andern gangbaren Melodieen. Musik von Charles Lecoq. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Engling, J., Der heilige Amoen, Staatskanzler und Erzbischof, einer der berühmtesten Männer seiner Zeit und einer der frühesten Apostel im Lande der Luxemburger, quellenmäßig dargestellt. Luxemburg, Brück. 8. 7½ Ngr.

Erinnerungen an die Tage des Unheils. Für die Kameraden gesammelt von einem Leidensgenossen. Wien, Mechithar.-Congreg.-Buchh. 8. 5 Ngr.

Hagenburg-Hiecke, Marie, Gedichte. 1stes Bdchn. Znaim. 16. 20 Ngr.

Klein, J. L., Geschichte des Dramas. V. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr.

Klopp, O., Die preußische Politik des Fridericianismus nach Friedrich II. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 12 Ngr.

Krockow v. Wieberode, C. Graf, Reisen und Jagden in Nord-Ost Afrika 1864—1865. 2 Thle. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 4 Thlr.

Krone, Plattdeutsche Gedichte unterharzischen Dialects, humoristischen Inhalts. Salzgitter. Gr. 8. 5 Ngr.

Lehmann, M., Gisela. Ein Roman aus der Zeit des Conciliums von Constanz. Regensburg, Pustet. 8. 18 Ngr.

Lukas, J., Die Presse, ein Stück moderner Verfinsterung. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 18 Ngr.

Mayer, J. R., Die Mechanik der Wärme in gesammelten Schriften. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Möncheberg, C., Hermann Samuel Reimarus und Johann Christian Edelmann. Hamburg, Rolte. Gr. 8. 24 Ngr.

Pfeiffer, F., Quellenmaterial zu altdeutschen Dichtungen. I. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 1 Thlr. 5 Ngr.

Pilger, C., Transatlantische Visionen. Leipzig, Löwe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Humoristisches Reise-Brevier. Lustige Weisheitslehren eines Commis voyageur a. D. für Bade-, Vergnügungs- und Geschäfts-Reisende. Berlin, Conrad. Gr. 16. 10 Ngr.

Richter, K. T., Betrachtungen über die Weltausstellung im Jahre 1867. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Riecke, E. H., Ueber den Ursprung der Sprachen, Sagen und Mythen. Auch ein Beitrag zur Kenntniß der vorgeschichtlichen Zeit Deutschlands. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 12 Ngr.

Ritter, H., Philosophische Paradoxa. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Rosenthal-Bonin, H., Ein heiteres Buch. Miniaturlustspiele. Berlin, Peiser. 16. 10 Ngr.

Röser, K., Der Staat, die Staatsformen, Staatsgewalten ꝛc., das allgemeine Stimmrecht. Washington. Gr. 8. 10 Ngr.

Runeberg, J. L., Nadeschda. 2 Gesänge. Aus dem Schwedischen von Selma Mohnike. Leipzig, Enoblech. Gr. 16. 12 Ngr.

Sacher-Masoch, L. v., Der letzte König der Magyaren. Historischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Scheerer, T., Theorie und Praxis in Kunst und Wissenschaft, wie im Menschenleben. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 25 Ngr.

Schmidt, J., Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tode. 3te, durchweg umgearbeitete und vermehrte Aufl. 3ter Bd. Die Gegenwart. 1814—1867. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schulze, H., Einleitung in das deutsche Staatsrecht mit besonderer Berücksichtigung der Krisis des Jahres 1866 und der Gründung des norddeutschen Bundes. Neue Ausgabe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Scott, W., Die Jungfrau vom See. Romantisches Gedicht. Metrisch übersetzt von L. Altendorf. Detmold, Klingenberg. 8. 12 Ngr.

Söderström, H., Ueber den Begriff: „Kunst". Eine Abhandlung für die Volksanschauung. Grünberg, Levysohn. 8. 10 Ngr.

Stend, L., Herbsttage in Tirol. München, Merhoff. 8. 1 Thlr.

Stolz, A., Witterungen der Seele. 2te Aufl. Freiburg im Br., Herder. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thaulow, G., Das europäische Gleichgewicht durch den Prager Frieden vom 23. August 1866. Kiel, Homann. Gr. 8. 6 Ngr.

Tobias, C. A., Beiträge zur Geschichte der Stadt Zittau. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Geschichte der preußischen Invasion in Zittau und der südlichen Oberlausitz nach eigenen Erlebnissen und officiellen Akten bearbeitet. 1ste Lief. Zittau, Breitschuch. Gr. 8. 12½ Ngr.

Uetterodt zu Scharffenberg, L. Graf, Ernest Graf zu Mansfeld (1580—1626). Historische Darstellung. Mit einem Anhang, Original-Briefe Mansfelds und Tillys enthaltend. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 Thlr.

Wiberg, C. F., Der Einfluss der klassischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr. Aus dem Schwedischen von J. Mestorf. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wickede, J. v., Eine deutsche Bürgerfamilie. Nach einer Familienchronik bearbeitet. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wolf, H., Emerson, Parker, Robertson, Spurgeon. Lichtbilder aus dem religiösen Leben in Alt- und Neu-England. Bremerhafen, v. Bangerow. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte des Krieges von 1813 in Deutschland.

Von

Oberstlieutenant Charras.

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

Mit zwei lithographirten Karten. 8. Geh. 2 Thlr.

Der durch seine politische und militärische Laufbahn berühmte, vor einigen Jahren im Exil in der Schweiz verstorbene Verfasser hat in dieser Geschichte des Kriegs von 1813 ein Werk hinterlassen, dem schon seines Gegenstandes wegen das lebhafteste Interesse in Deutschland gesichert ist. Hierzu kommt aber noch, daß die geistreiche Feder des Exilirten jene Periode des nationalen Befreiungskampfs in einer so vorurtheilslosen und unparteiischen Weise schildert, wie sie nie zuvor von einem französischen Geschichtschreiber aufgefaßt worden ist. Durch die vorliegende autorisirte Uebersetzung erfährt daher die deutsche Literatur eine höchst werthvolle Bereicherung.

Das französische Original erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

Histoire de la guerre de 1813 en Allemagne.

Avec cartes speciales. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hieran schließt sich das ebendaselbst erschienene und jetzt bereits in fünfter Auflage vorliegende Werk des Verfassers:

Histoire de la campagne de 1815. Waterloo.

5me édition, revue et augmentée de notes en réponse aux assertions de M. Thiers dans son récit de cette campagne. 2 vols. Avec un atlas nouveau. 8. Geh. 2 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Essays

by

Henry Thomas Buckle,

Author of „A History of civilization in England".

With a biographical Sketch of the Author.

8. Geh. 15 Ngr., geb. 25 Ngr.

Buckle hat durch sein bekanntes Werk nicht nur in England, sondern auch in Deutschland so allgemeines Aufsehen erregt, dass man sich gern auch mit dessen Essays bekannt machen wird. Dieselben werden in vorliegender Schrift, welche zugleich eine biographische Skizze über den Verfasser enthält, in einer correcten und wohlfeilen Ausgabe dargeboten.

Das erwähnte Hauptwerk erschien in demselben Verlage unter dem Titel:

History of civilization in England. 5 vols. 8. Geh. 5 Thlr., geb. 6 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber den Willen in der Natur.

Eine Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat, von

Arthur Schopenhauer.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage,

herausgegeben von Julius Frauenstädt.

8. Geh. 1 Thlr.

Schopenhauer selbst sagt von dieser dem Umfang nach kleinen, dem Inhalt nach wichtigen Schrift, daß er in derselben die Grundwahrheit seiner Lehre mit so großer Deutlichkeit wie sonst nirgends erörtert und bis zur empirischen Naturerkenntniß herabgeführt habe. Er erklärt daher die Berücksichtigung derselben für nothwendig zur gründlichen Kenntniß und ernstlichen Prüfung seiner Philosophie.

Die vorliegende dritte Auflage ist von dem Herausgeber mit den zahlreichen Zusätzen bereichert worden, welche Schopenhauer für dieselbe in seinem mit Papier durchschossenen Handexemplar der zweiten Auflage hinterlassen hat. Sie ist daher auch für die Besitzer der frühern Auflagen von Werth

Folgende Werke Schopenhauer's erschienen in demselben Verlage:

Die Welt als Wille und Vorstellung. Dritte, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Zwei Bände. 8. 6 Thlr.

Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Eine philosophische Abhandlung. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Mit einer lithographirten Figurentafel. 8. 1 Thlr.

Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von Arthur Schopenhauer. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Nicolai Cusani

de concilii universalis potestate sententia explicatur.

Dissertatio inauguralis.

Scripsit **Clemens Fridericus Brockhaus.**

8. Geh. 15 Ngr.

Die vorliegende Habilitationsschrift beschäftigt sich mit dem gelehrten Cardinal Nikolaus von Cusa, aus der Zeit des Baseler Concils, und mit den Ansichten über die allgemeinen Kirchenversammlungen, welche derselbe vorzüglich in seinem Werke „De Concordantia catholica" entwickelt hat.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 12. September 1867.

Inhalt: Revue politischer Broschüren. — Zur Goethe-Literatur. Von **Gustav Hauff.** — Liliencron's Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen. Von **Reinhold Bechstein.** — Ein altenglisches Trauerspiel. Von **David Asher.** — **Feuilleton.** (Das Jubiläum der Wartburg; Das „Schlummerlied".) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Revue politischer Broschüren.

. Das Ende der Kleinstaaterei. Ein Kapitel aus Deutschlands neuester Geschichte von Rudolf Köpke. Berlin, Mittler und Sohn. 1866. 8. 15 Ngr.

Diese Schrift beginnt mit folgendem Ausspruch des ürsten Heinrich LXXII. von Reuß-Ebersdorf, der am . October 1848 die Regierung des Landes niedergelegt tte:

Die Masse von Erbärmlichkeit, die in der Flachsenfingerei nes kleinen Staats auftauchte, hat mich vertrieben. Mein ableiben ist unmöglich, weil ich nichts halb sein will und erhaupt der Ueberzeugung bin, daß Deutschland eine Einheit n soll und die kleinen Herrscher eine Unmöglichkeit.

Dies ist ungefähr das Thema, dessen Variationen durch e ganze Schrift hindurchtönen. In den Kleinstaaten idet der Verfasser die Quelle unsers nationalen Elends. ichts erscheint ihm entsittlichender und in seinen Wirngen gefährlicher als in den beschränktesten Grenzen der ahn unbeschränkter Macht. Dies führt zu einer Verrung der Begriffe, welche das Kleine groß und das roße klein erscheinen läßt, zur polizeilichen Topfguckerei, einer Fülle von Klatsch- und Skandalgeschichten. Noch hängnißvoller sind die Kleinstaaten durch ihre Beziung zu den auswärtigen Mächten geworden. Deutsche irsten haben fremde Throne bestiegen, fremde Prinzesnen haben ihre Männer aus ihnen gewählt. So haben Rücksichten auf verwandtschaftliche Beziehungen in n europäischen Verträgen und Congressen Deutschland roffen.

Noch größer ist das Sündenregister, das uns Köpke den kleinen Staaten entrollt. Doch man hat neuergs eingesehen, daß die Raisonnements über die gegenrtigen Zustände in der Luft schweben, wenn man nicht e geschichtliche Genesis berücksichtigt. Wie Aegidi, so gt auch Köpke seine politischen Sätze durch historische weisführung unerschütterlich festzustellen. Seine Auung der deutschen Geschichte trifft mit der Aegidi's im entlichen zusammen:

Man kann es als ein nationales Unglück beklagen, daß es volksthümlichen Kaisern bis in das 12. Jahrhundert nicht ng, eine starke, unzerbrechliche Einheit des Reichs herzustellen; aber da sie es nicht vermocht haben, muß es ein Glück genannt werden, daß es denen des 16. und 17. Jahrhunderts ebenso wenig gelungen ist, die Einheit zu begründen, welche ihr Ideal war, für dessen Durchführung sie die furchtbarsten Mittel besaßen. Volksthümlich wäre dieser Staat am wenigsten gewesen. Das ältere Kaiserthum war der Ausdruck der deutschen Nationalpolitik, der Römerzüge ungeachtet; das spätere trat ihr überall feindlich entgegen, obgleich die Römerzüge aufgehört hatten. Die Reichsfürsten haben das erste Kaiserthum gebrochen, das begründet die Anklage gegen sie; aber sie haben auch die gefährliche Weltherrschaft des zweiten siegreich bekämpft, freilich um den höchsten Preis, der gezahlt werden konnte. Aber nachdem es einmal so gekommen war, liegt darin ihre relative Rechtfertigung.

Doch auch abgesehen von dieser relativen Rechtfertigung, verkennt Köpke nicht die Verdienste, welche sich die kleinen deutschen Staaten um unsere Cultur und Literatur erworben haben:

Ihren weitern Beruf haben Fürsten und Kleinstaaten damals erfüllt, als unter ihrem Schutze sich die protestantischen Landeskirchen begründeten, auf ihren Hochschulen die Wissenschaft eine sichere Stätte fand, wo eine freiere Forschung die Ergebnisse nicht als Geheimlehre zu verbergen brauchte und Gott geben konnte, was Gottes war. Hat es auch an Schulpedanterei und engherzigem Kleinkram nicht gefehlt, hier war ein ideales Princip, das sich nicht mehr todt machen ließ, das belebend und umgestaltend immer wieder aufs neue durchgebrochen ist. Endlich haben diese Kräfte einen weitern Sammelpunkt gefunden in unserer volksthümlichen Literatur, die zur Wiedererweckung des gemeinsamen Geistes auf andern Gebieten einer der mächtigsten Hebel geworden ist. Hier gab es keine Territorien, Schlagbäume und keine Zollinien. Schon konnten diese kleinen Fürsten in Staat und Kirche keine Rolle mehr spielen, aber noch ersetzten manche, was ihnen an realer Macht fehlte, durch idealen Aufschwung, durch ihre Theilnahme an den Aufgaben des forschenden und dichterisch bildenden Geistes. So zogen sie die reinsten Genien der Zeit an sich und erhoben sich zu jenen Regionen der Menschheit, von wo sie auf ihr eigenes Dasein in der handgreiflichen Welt hinabzublicken vermochten. Ueber sich selbst gingen sie hinaus; machtlos in den nächsten bestrittenen Grenzen, schienen sie mächtig zu werden in einem fernen unantastbaren Reiche, das man ihnen in Wien und Berlin gleich gern gönnte. Indem sich eine Anzahl solcher Kreise bildete, welche einander um die Geister beneideten und einen friedlichen Kampf führten, haben sie wetteifernd den Samen einer reichen menschlichen Cultur ausgestreut, die unvergängliche Früchte getragen hat.

Die Geschichte Preußens als des zur Macht berufenen deutschen Territorialstaats wird uns von Köpke ganz im Einklang mit Treitschke und Aegidi erzählt. Alles, was für die Gegenwart Parallelen gestattet, wie z. B. das Verhältniß Sachsens zu Preußen im Siebenjährigen Kriege und während des Wiener Congresses, wird mit schärferer Betonung hervorgehoben, der Conflict mit Oesterreich in jüngster Zeit in seiner ganzen Entwickelung verfolgt. Am Schlusse seiner Schrift wirft Köpke einen Blick auf den universalen Hintergrund der Zeitgeschichte, auf die gegenwärtige Constellation der Weltmächte und das kolossale Maß unserer Zeiten, dem gegenüber die großen Staaten zu mittlern, die mittlern zu kleinen herabsinken, und die kleinen verschwinden und zu politischen Atomen werden. Oesterreich und Preußen sind keine Weltmächte, sie sind Großmächte im Sinne der Pentarchie, und diese hat ihre Bedeutung verloren. Preußen kann neue Kräfte allein aus der deutschen Erde ziehen:

> Will es nicht selbst ein Kleinstaat werden, so muß es fortschreiten zum Bundesstaate, zum Einheitsstaate, es muß eintreten zwischen Slawismus und Romanismus. Wenn Deutschland Preußen sein wird, dann wird auch Preußen Deutschland sein! Nur im Anschlusse an ein größeres nationales Ganzes, nur so allein können die deutschen Kleinstaaten den letzten Rest ihrer Bedeutung retten, die Bevölkerungen ihrer natürlichen Aufgabe zurückgeben und vor dem härtesten Geschicke bewahren, die Beute eines fremden Schwerts zu werden. Erkennen sie auch jetzt die Zeichen der Zeit nicht, halten sie auch jetzt noch die eigensinnige Absperrung gegen den Strom der Welt für Macht, auf ihre Häupter wird die Schuld zurückfallen, im letzten Augenblicke noch das deutsche Volk zersplittert zu haben. Es ist eine schwere, eine universalhistorische Schuld!

Die Schrift ist lebendig und mit Wärme der Ueberzeugung abgefaßt. Sie wird die Gegner der preußischen Hegemonie und des von ihr erstrebten deutschen Einheitsstaats freilich nicht bekehren, doch die Ueberzeugung ihrer Anhänger kräftigen.

2. Die politischen Ereignisse des Sommers 1866. Ein Wort zur Verständigung und zum Frieden zwischen Nord- und Süddeutschland. Von Friedrich Fabri. Barmen, Langewiesche. 1867. 8. 15 Ngr.

Friedrich Fabri, Missionsinspector zu Barmen, ein Baier von Geburt, doch lange Zeit in Preußen thätig, sucht in dieser Schrift eine Verständigung zwischen seinem Geburtslande und dem Lande seiner Wahl, zwischen Nord- und Süddeutschland anzubahnen. Ueber die politische Frage ist auch in den geistlichen Heereslagern ein heftiger Kampf entbrannt, der selbstverständlich besonders die sittlichen Motive und ihre Rechtfertigung vor dem höhern Richterstuhl des Christenthums ins Auge faßt. Das christliche Maß der Politik ist freilich zu allen Zeiten ein sehr verschiedenes gewesen. Der christliche Staat eines Rupp und der christliche Staat eines Stahl bilden die beiden diametral entgegengesetzten Pole. Es kommt darauf an, welche geschichtliche Entwickelungsstufe des Christenthums hierbei den christlichen Politikern vorschwebt. Die schlichten Anfänge des Christenthums mit ihren zum Theil communistischen Einrichtungen geben offenbar der Demokratie die Weihe, während das entwickelte Wesen christlicher Hierarchie dem gesalbten Absolutismus seine Huldigung darbringt. Fabri selbst ist der Ansicht, daß ein gewaltthätiger despotischer Cäsarismus nicht nur die übelste Form politischen Lebens ist, sondern seiner Natur nach die gefährlichsten Elemente des Antichristenthums in sich birgt; er erklärt sich gegen Stahl, welcher in der Demokratie die eigentlich politische Form des antichristlichen Wesens und seiner Macht fand. Ein dritter Vertreter des christlichen Princips, Chr. Hoffmann, war der Ansicht, daß die absolute Monarchie Ludwig's XIV. der vollendete Typus einer antichristlichen Universalmonarchie gewesen sei.

Selbstverständlich finden die verschiedensten Ansichten in der Bibel einen Anhalt zu ihrer Bekräftigung. Eine Kraftepistel, welche an Fabri anonym eingeschickt wurde, jedenfalls aber von einem süddeutschen Geistlichen herrührt, zeigt, wie man mit Bibelsprüchen seine Gegner niederkartätschen kann. Der Epistelschreiber geht von der Ansicht aus, daß die Unterscheidung zwischen höherer und niederer Moral ein Menschenfündlein sei, jesuitisch, teufelisch. Die Zehn Gebote habe der liebe Gott nicht blos für das gemeine Volk, sondern auch für die großen Hansen gegeben. Bismarck wird mit einigen, aus Rücksicht auf das Preßgesetz nicht zu wiederholenden Bezeichnungen gebrandmarkt und mit Nebukadnezar als „Knecht Gottes" in eine Linie gestellt. Es wird ihm nachgesagt, daß er den Namen des Protestantismus vor der ganzen Welt stinkend gemacht habe, und die preußischen Theologen seien seine getreuen Helfershelfer.

Gemäßigter ist der Brief eines süddeutschen Freundes, eine Antwort auf ein Rundschreiben Fabri's, auf welche wiederum die gegenwärtige Schrift eine Antwort ist.

Fabri hatte in seinem Rundschreiben die Apokalypse die himmlische Vogelperspective der Geschichte genannt. Ein süddeutscher Freund entgegnet, daß es sich in der vorliegenden Streitfrage nicht um die Anwendung der Apokalypse, sondern der Gebote Gottes und der einfachen unzweifelhaften Grundlage der ganzen christlichen Lebensordnung handle. Aus dem Theologischen ins Deutsche übersetzt heißt dies so viel als daß Fabri den geschichtsphilosophischen, sein Freund und Gegner den moralischen Standpunkt betont. Von diesem Standpunkt aus wird der Bruderkrieg mit allen seinen Resultaten verworfen.

Hierauf antwortet nun Fabri sehr eingehend in der vorliegenden Schrift. Zunächst spricht er die Ueberzeugung aus, daß die Grundbedingungen des staatlichen Lebens verschieden geartet sind von denen der Gemeinde Jesu, dem Reiche Gottes; daß von christlichen Staaten nur in einem annähernden, relativen Sinne gesprochen werden könne. Es zeugt von praktischem Takt, von richtigem Gefühl für das Thatsächliche, daß diese Grenze gezogen wird. Mindestens könnte die Politik der Neuzeit nicht bestehen, wenn der christliche Maßstab an dieselbe angelegt würde.

In Bezug auf die Kriegsfrage meint Fabri, daß auch ein Krieg, der nach Erschöpfung friedlicher Mittel zur Erfüllung der geschichtlichen (und als solcher ihm doch wol von Gott gesetzten) Lebensaufgabe eines Volks geführt

wird, eine sittliche Berechtigung in sich trage. In Bezug auf den letzten Krieg sucht er nachzuweisen, „es sei der geschichtliche Beruf Preußens, das zerfahrene Chaos politischer Zersplitterung auf dem Wege der Assimilation und Incorporation wieder zu einem auch der politischen Initiative mächtigen Staate zu gestalten". Er weist nach, wie feindlich Oesterreich diesem Bestreben entgegentrat, wie man schon seit 1850 von der Nothwendigkeit eines entscheidenden Kampfes mit diesem Staate in allen Kreisen des Volks überzeugt gewesen sei; er citirt die prophetischen und in der That höchst interessanten Worte, die General Radowitz in seinen „Neuen Gesprächen über Kirche und Staat" im Jahre 1851 niedergeschrieben:

Wie leicht wäre es mir, Ihnen darauf zu antworten, Ihnen zu zeigen, daß heute, wie vor drei Jahren, eine große Zahl, und wahrhaftig nicht die schlechtesten Preußen, Deutschland im Herzen trägt, und daß eine andere Zahl Deutschland wie damals im Munde führt, und daß beide das Wort wieder aussprechen werden, wenn die Stunde gekommen ist! Aber ich schweige und rede von Preußen, dessen Stellung, der Preis zweier glorreicher Jahrhunderte, soeben vernichtet worden ist. Glauben Sie mir, nicht viele zwischen dem Rhein und der Memel bekennen sich zu der Entdeckung jener Zungendrescher der Bußfertigkeit, daß Preußen seit dem November 1850 seine vollberechtigte Stellung als europäische Großmacht wiedergewonnen habe, sondern sie wissen das Umgekehrte. Diese Sünde wird gebüßt werden müssen durch einen Waffenkampf auf Leben und Tod. Eben was man hat um jeden Preis vermeiden wollen, was gerade in die jetzige klägliche Lage verlockt hat, das wird zehnfach hervorbrechen: der Krieg gegen Oesterreich, bis ein Theil völlig am Boden liegt. Wird aber Preußen nicht gerade dann durch die unwiderstehliche Macht der Umstände hinübergedrängt werden zu der Verbindung mit dem revolutionären Geiste, den auch ich so bezeichne? Wird man dann, wenn es um Sein und Nichtsein gilt, noch peinlich abwägen dürfen, weß Geistes die Verbündeten sind, die für Preußen und gegen Oesterreich eintreten? Wird man dann noch die Kräfte als feindselig von sich stoßen können, die den gebrechlichen Kunstbau der österreichischen Monarchie voneinandersprengen und an den treulosen Dynastien in Deutschland das Bergeleramt üben werden?

In dieser Weise sucht Fabri zu begründen, daß ein Krieg zwischen Preußen und Oesterreich sowol im Interesse der eigenen ungehinderten Entwickelung Preußens, wie im Interesse der einheitlichen politischen Gestaltung Deutschlands eine historisch-politische Nothwendigkeit gewesen sei. Die Machtstellung Preußens in Deutschland ist ihm kein Zufall, sondern das Product einer jahrhundertealten, auf vielen ihrer Blätter in der That glorreichen Geschichte. Der Anschluß der übrigen unter sich zersplitterten Stämme an Preußen ist dadurch geboten.

Preußen ist jedenfalls nicht Piemont, das in Italien aufgehen wollte und mußte. Schon wenn man einfach bedenkt, daß auf der einen Seite 20 Millionen fest geeinter Preußen stehen, auf der andern 17 politisch in sich völlig zersplitterter Deutschen, so ist bei solcher Kräftevertheilung klar, daß die Attractionskraft jener 20 diese 17 mit unaufhaltbarer Nothwendigkeit an sich heranziehen und assimiliren muß. Oder wo wäre in der Geschichte ein einziges Beispiel zu finden, wo bei solchen oder auch nur ähnlichen Voraussetzungen das Gegentheil sich ergeben hätte? Diese, ich möchte sagen, physikalisch-historische Nothwendigkeit konnte in Süddeutschland nur so lange nicht erkannt oder doch vor ihr das Auge zugedrückt werden, als die 40 Millionen Oesterreichs, worunter bekanntlich 32 Millionen Slawen, Ungarn, Italiener u. s. w. waren und sind, als bei der Lösung der deutschen Frage legitim mitbetheiligt gedacht wurden. Der Ausblick auf diese freilich sehr chaotisch gemengten östlichen Völkermassen war das ideelle Schwergewicht, mit dem man sich gegen die natürliche Präponderanz Preußens in Gedanken wenigstens schützte. Vor der Schlacht von Königgrätz hatte die großdeutsche Theorie ihre Berechtigung. War auch die Schärfe und Klarheit des durch sie vertretenen Gedankens nicht eben groß, so hatte sie doch Berechtigung, ja selbst im Blick auf Deutsch-Oesterreich eine edle Seite. Seit dem 3. Juli dieses Jahres ist sie auch als Theorie zur Unmöglichkeit geworden. Es bleibt nun wenigstens in Augenblicken geschichtlicher Entscheidungen für Süddeutschland keine andere Wahl, als der Anschluß an Preußen oder ein neuer Rheinbund. Letzteres aber ist bei dem national-patriotischen Bewußtsein Süddeutschlands, ich denke für alle Zeiten, eine Unmöglichkeit.

Trotz dieser „apokalyptischen" Ueberzeugung ist unser Autor indeß keineswegs ein blinder Verehrer der preußischen Politik. In der Verfassungsfrage stellt er sich nicht unbedingt auf die Seite der Regierung; die schleswig-holsteinische Ordonnanz will er nicht gutheißen. Am lebhaftesten aber protestirt er gegen die Christlichkeit der conservativen Feudalpartei:

Ich will hier nicht reden von den rein politischen Fehlern, ich rede nur von jenem bedenklichen Gebrauche, den unsere conservative Partei von Kirche und Christenthum zu machen pflegt, welcher, wie ich weiß, nicht nur der öffentlichen Meinung, sondern auch den christlichen Kreisen Süddeutschlands zu großem Anstoße ist. Das Evangelium ist in der That nicht dazu angethan, sich irgendeiner politischen Partei solidarisch zu verbinden und zu Diensten zu begeben. Es wird dadurch nur zu leicht seines Grundcharakters, eine über allen Parteien stehende universale Geistesmacht zu sein, entkleidet, denn die nothwendige Folge solcher Allianz ist, daß auch die, welche Vertreter der Kirche und des Christenthums sind und sein wollen, in alle Schwankungen und Gehässigkeiten, in alle Fehler und Sünden politischer Parteikämpfe, wenn auch ohne es zu wollen, mit fortgerissen werden.

So scharf Fabri den „nationalen, politisch-wirksamen und nachhaltenden Patriotismus" Preußens betont, so hebt er doch gleichzeitig hervor, daß der Süddeutsche an Reichthum und Tiefe des Gemüthslebens, wol auch durchschnittlich an Originalität und Tiefe des Geistes den nüchternern und verstandesmäßig gerichtetern Norddeutschen übertreffe: eine Behauptung, die in solcher Allgemeinheit indeß wol mehr als Ein Fragezeichen gestattet.

Weit heftiger für Süddeutschland nimmt Venedey in den folgenden zwei Schriften Partei:

3. J. Venedey an Prof. Heinrich von Treitschke. Manheim, Schneider. 1866. Gr. 8. 4 Ngr.
4. Der Südbund. Von J. Venedey. Manheim, Schneider. 1867. Gr. 8. 3½ Ngr.

Die erste Schrift beginnt mit den persönlichsten Ausfällen auf den „tauben Junker im Professorrocke, genannt Heinrich von Treitschke". Die Schwankungen, welche die Anschauungen Treitschke's in der schleswig-holsteinischen Frage durchgemacht haben, sind ja von ihm selbst eingestanden worden. Man darf ebenso bereitwillig zugeben, daß Treitschke weniger ein consequent denkender und scharfblickender Politiker ist, als vielmehr ein glänzender Rhetor, der mit volltönendem Pathos und wohlgeschulter Eloquenz, ja mit warmen Herzenstönen für die Sache kämpft, die

ihm die rechte und wahrhafte scheint; doch diese Art gehässiger Angriffe, dies Unterschieben rein persönlicher Motive, wie es von Venedey ausgeht, muß durchaus gemisbilligt werden. Auch ist der positive Gehalt, den Venedey gegen Treitschke zuletzt zur Geltung bringt, ein geringer und geht nicht viel über die Phrase hinaus. Er stellt das Recht, die Wahrheit, die Volksehre, die Freiheit „dem zufällig glücklichen Wurf einer brutalen Thatsache" gegenüber. Die Quintessenz der Venedey'schen politischen Anschauung spricht sich in der folgenden Stelle aus:

Es herrschte und herrscht in Preußen eine staatliche Richtung, die nicht zur Einheit Deutschlands führen konnte und, solange sie herrschen wird, auch nicht zur Einheit führen wird. Wenn mit dieser staatlichen Richtung, die heute an Graf Bismarck ihren echtesten Typus gefunden hat, morgen ganz Deutschland erobert, zwangsweise geeinigt würde, so würde auch diese Eroberung von ganz Deutschland nicht zur deutschen Einheit führen. Die Eroberung von ganz Deutschland durch das nicht im deutschen Geiste beherrschte Preußen würde eine nackte Thatsache sein, so lange bestehend, bis eine andere Thatsache sie wieder ungeschehen machte. Die Einheit Deutschlands muß noch in etwas anderm als dem „majestätischen Donnerhall der Kanonen", dem „guten Schwerte, das in Böhmen gesprochen", begründet sein, muß in deutscher Rechtsachtung, deutscher Freiheitsliebe, deutscher Volkshochachtung und Volksselbstregierung wurzeln, wenn sie Bestand haben, wenn sie den nächsten Sturmhauch, der durch Europa geht, zu widerstehen das Recht und auch die Macht haben, wenn sie überhaupt erstrebt, errungen, vertheidigt zu werden verdienen soll. Die Einheit eines großen Zucht- und Zwanghauses ist es wahrlich nicht, nach der das deutsche Volk sich sehnt.

Wenn Venedey die Lösung der deutschen Einheitsfrage in einem „deutschen Gesammtparlament" sucht, so liegt ja diese Lösung nicht so weitab von dem Wege, den die preußische Regierung gegenwärtig einschlägt. Im ganzen macht die Ueberfülle des Venedey'schen Pathos, welches in seiner Naturwüchsigkeit noch das von Treitschke, das weit wissenschaftlicher gehalten und rednerischer geschult ist, übertrifft, einen verwirrenden Eindruck. Man wird von diesen Staubwirbeln der Phrase von Freiheit und Recht u. s. w. wahrhaft eingepudert und muß sich die Augen reiben, um einen klaren Blick auf das Sachliche zu gewinnen, das dem gesinnungstüchtigen Politiker vorschwebt.

Ebenso wenig festen Boden unter den Füßen fühlt man in Venedey's zweiter Broschüre: „Der Südbund" (Nr. 4). Dieser Südbund gehört zu den chimärischen Größen, mit denen die Realpolitik nicht rechnen kann, und daß er schon durch die Schutz- und Trutzbündnisse der süddeutschen Staaten mit Preußen um seine selbständige Bedeutung gebracht ist: das vermindert freilich den Werth, welchen der „Südbund" auch als ideales Ziel in Anspruch nehmen kann. Venedey verlangt, daß der Südbund in freundlicher Gesinnung gegen den Norden zusammentreten und, von allgemeiner deutschen Grundsätzen als der Nordbund ausgehend, „den deutschen Oesterreichern" eine Brücke bauen soll; er verlangt ein süddeutsches Parlament, das sich später mit dem norddeutschen vereinigen soll. „Der Nordbund ist ein Sonderbund, auf die Zersplitterung Deutschlands gerichtet"; er ist preußisch und wird nie deutsch werden. Venedey haßt ihn, wie er das heutige „gebismarckte und indemnisirte" Preußen haßt, durch dessen Sieg das Soldatenthum neuen und festen Boden in ganz Deutschland und Europa gefaßt hat. Dem preußischen Soldatenthum gegenüber soll der Südbund das deutsche Bürgerthum ordnen, schulen, bewaffnen, eine echte rechte deutsche Volks- und Landwehr schaffen. Hier war es doch unerlaßlich nachzuweisen, worin sich diese echte rechte deutsche Volks- und Landwehr von der volksthümlichen preußischen Wehrverfassung unterscheidet. Da diese nun auch in Süddeutschland acceptirt ist, so ist der an und für sich schon in der Luft schwebenden Volkswehr der Boden fortgenommen, denn neben den preußischen Militäreinrichtungen, welche bereits die ganze waffenfähige Bevölkerung in Anspruch nehmen, kann sie keinen Boden fassen.

Das Ziel Venedey's, das ganze deutsche Volk zu einem freien, mächtigen Gesammtstaate zu vereinigen, ist gewiß das Ziel jedes deutschen Patrioten. Wie aber der „Südbund" hierfür den Ausschlag geben könnte, selbst wenn er organisirt wäre, ist uns trotz der Ausführung des Verfassers undeutlich geblieben. Woher sollte ihm der Muth einer großartigen Initiative kommen? Die Machtverhältnisse dieser Staaten sind nicht danach angethan; und daß sie mehr als Preußen die moralischen Elemente des Volksgeistes zu siegreicher Bewährung zu entbinden wissen, das ist wahrlich durch die Geschichte nicht erwiesen. Ja Venedey, der Anwalt des Südens, fällt das schärfste Urtheil über die Südstaaten, ein Urtheil, das wir in so schroffer Fassung nicht einmal unterschreiben, wenn er sagt: „Die Südstaaten ohne Gesammtparlament sind von Natur ein Rheinbund."

5. Das neue Deutschland und Frankreich. Sendschreiben an Herrn Forcade in Paris von Heinrich von Sybel. Bonn, Cohen und Sohn. 1866. 12. 7½ Ngr.

Nicht lange nach den Großthaten des letzten Krieges ist diese Epistel des berühmten Historikers an den Politiker der „Revue des deux mondes" gerichtet worden, um die Franzosen über die deutschen Verhältnisse aufzuklären und über die Zustände der Heimat gewissenhafte Auskunft zu geben. Sybel weist nach, daß das moderne Oesterreich, wie das alte Haus Habsburg, die lebendige Negation der nationalen Berechtigungen sei. Damit das Haus Lothringen seine polyglotte Staatsgewalt behaupten könne, mußten zwei große Culturvölker Europas, Italien und Deutschland, von 1815—48 auf Preßfreiheit, Vereinsrecht, repräsentative Verfassung verzichten. Was Deutschland betrifft, so hatten Willkür und Ehrgeiz 1815 hier einen unmöglichen Zustand geschaffen und die Beseitigung desselben ist nicht das Werk des Zufalls und individueller Gelüste, sondern nationaler Nothwendigkeit. Die Fortdauer eines solchen Zustandes mitten im geographischen Centrum unsers Continents war also eine permanente Gefahr für die Ruhe Europas, die Beseitigung desselben ein gemeinsames Interesse aller Nachbarvölker. Weiterhin setzt Sybel auseinander, daß das preußische Volk, wie Forcade mit

Recht sagt, un peuple vraiment moderne sei und gerade deshalb jedem Angriffskriege abgeneigt; dafür spreche schon die preußische Heerverfassung, die auf den beiden Grundsätzen der allgemeinen Wehrpflicht und der allgemeinen Schulpflicht ruhe. Mit dieser Armee lasse sich im gegebenen Augenblick das Unglaubliche leisten: was sie aber ihrem Beherrscher unbedingt versage, sei der permanente Kriegszustand, der willkürliche dynastische Eroberungskrieg. Nachdem Sybel noch das Verhältniß Bismarck's zur liberalen Partei besprochen und die Behauptung festgehalten, daß die innere Regeneration sich auf friedliche und parlamentarische Weise vollziehen werde, schließt er mit folgenden Worten:

Nur in einem Falle wäre ein rascherer und heftigerer Verlauf zu befahren, wenn wir erleben müßten, was Frankreich 1791 erlebt hat, eine Störung des innern Ausbaues durch auswärtige Einmischung. Dann würde bei uns eintreten, was dem französischen Volke einst verhängnißvoll geworden ist: durch den Eingriff der Fremden würde die nationale Leidenschaft in allen Theilen Deutschlands in die heftigste Glut versetzt und die parlamentarische Debatte in revolutionäre Convulsion verwandelt werden. Conservative und Liberale, Unitarier und Particularisten würden in dem Kampfe für die Integrität des Gebiets zusammenstehen. Mit dem Norden würde, trotz aller bisherigen Mißstimmung, der Süden sich verbinden und diesseit und jenseit des Main alle deutschen Stämme sich der Führung des Staatsmannes anschließen, der sie am kühnsten und kräftigsten gegen den Angriff des Auslandes in das Feld führte. Jeder kleine Hof, welcher dann etwa sich auf die Seite des Auslandes zu stellen wagte, würde mit derselben patriotischen Wildheit zertrümmert werden, mit welcher das französische Volk 1793 die Genossen und Söldner der Coalition, die Priester der Vendée und die Emigranten von Koblenz, zermalmte. Das Werk der deutschen Einheit, an sich selbst ein Werk des Friedens und der Freiheit, ein Werk der Opposition gegen die altkaiserliche Eroberungspolitik, dieses Werk würde dann seinerseits revolutionär und kriegslustig. Deutschland würde im Getümmel der Waffen höchst wahrscheinlich der eigenen politischen Freiheit verlustig, und dann vielleicht, anstatt einer Beruhigung, eine Gefahr für Europa werden. Möge eine richtige Erkenntniß der Dinge, möge die Weisheit der Regierungen und die Mäßigung der Völker uns vor solchen Calamitäten bewahren! Was uns deutsche betrifft, so steht in der ersten Reihe unserer Wünsche ein Verhältniß echter Freundschaft mit Frankreich — ein Einvernehmen, welches an die Stelle der alten Eifersucht den Wetteifer der Bildung und der Production setzt, ein Verständniß, welches vor allem auf vollständiger gegenseitiger Achtung beruht. Dann wird keiner von uns den andern in der Gestaltung seiner heimischen Angelegenheiten hindern, keiner an den andern gegen dessen innerer Fortschritte eine selbstsüchtige Anforderung stellen. Beide Nationen haben oft genug gezeigt, daß sie den Krieg nicht fürchten, beide können ohne Schaden ihrer Ehre thatlos bethätigen, daß sie den Frieden lieben.

Nach den Träumereien und Schimpfereien Venedey's wirkt die sachliche Klarheit und Ruhe des Sybel'schen Schreibens eine doppelt wohlthuende Wirkung aus. Hoffen wir, daß trotz des luxemburger Zwischenspiels der für die Kulturentwickelung Europas höchst wichtige Friede zwischen Deutschland und Frankreich nicht gestört werde.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Goethe-Literatur.

1. Goethe und Leipzig. Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule. Von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 3 Thlr.
2. Biographische Aufsätze von Otto Jahn. Leipzig, Hirzel. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg (1820—32). Herausgegeben von F. Th. Bratranek. Wien, Braumüller. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Drei höchst interessante Beiträge zur Goethe-Literatur. Aus dem ersten lernen wir Goethe's frühere und spätere Beziehungen zu Leipzig kennen, aus dem dritten ein auf wissenschaftlichem Grunde ruhendes Freundschaftsverhältniß, das bis zu des Dichters Tode sich erstreckte, und die „Biographischen Aufsätze" von Otto Jahn beschäftigen sich ebenfalls mit Goethe's Jugend in Leipzig, ferner mit seiner Shakspeare-Rede und mit den Werther-Briefen. Freilich enthalten zwei Drittheile des Jahn'schen Buchs Lebensbeschreibungen und zwar von Winckelmann, Gottfried Hermann, Ludwig Roß, Theodor Wilhelm Danzel, endlich Mittheilungen über Ludwig Richter; aber mit Ausnahme des Philologen Roß stehen alle jene geistigen Größen in irgendeinem Verhältniß zu Goethe. So wahr ist es, was der französische Bildhauer David 1831 an Goethe schrieb: „Sie sind die große Dichtergestalt unserer Epoche."

Begleiten wir in den drei genannten Werken den Dichter von seiner Jugend bis zum Greisenalter, so bewährt sich recht Jahn's Wort:

Was uns bei der Betrachtung Goethe's mehr als alles andere mit Staunen erfüllt, das ist die wunderbare Einheit und Kraft seiner Natur, welche ihn jede Stufe menschlicher Entwickelung so ganz voll und rein durchleben und darstellen ließ. Wer nicht beim Greise das rasche Feuer der Jugend, beim Jüngling die erfahrene Weisheit des Alters erwartet, vom Manne nicht stürmischen Uebermuth, vom Jüngling nicht besonnene Sicherheit fordert, wer unbefangen die Schranken erwägt, welche der menschlichen Natur in ihrer Ausbildung gesetzt sind: dem wird Goethe von der Jugend bis ins hohe Greisenalter als ein Typus naturgemäßer Entfaltung einer großen und reichen Menschennatur erscheinen. Wäre zu unserer Zeit im Volke noch die dichterische Kraft schöpferisch lebendig, gewiß wäre Goethe durch die Sage zu einem Bilde des deutschen Geistes in seinen edelsten Richtungen verklärt worden: jetzt hat der Dichter selbst uns mit seltener Unbefangenheit und Klarheit sein eigenes Abbild entworfen.

Das erste Werk: „Goethe und Leipzig" von Woldemar Freiherrn von Biedermann, trägt durchaus einen ruhig-objectiven, urkundlichen Charakter, was man namentlich aus der Inhaltsanzeige am Anfang der beiden Bände und aus den Nachweisen am Schlusse des Buchs ersieht. Letztere verbreiten sich über die bekannten Dichtungen Goethe's während seines Aufenthalts in Leipzig, nach der Zeitfolge geordnet, über spätere auf Leipzig zurückbezügliche und über die an Bewohner Leipzigs anknüpfenden Dichtungen Goethe's, über seine Briefe und die Widmungsblätter an Leipziger und endlich über die von Goethe gekannten Zeitgenossen in und aus Leipzig. Letzteres Verzeichniß enthält nicht weniger als 234 Namen, unter ihnen freilich größtentheils solche, die ohne Goethe unbekannt geblieben wären, aber doch auch andere

berühmte Perſonen, wie Gellert, Gottſched, Gottfried Hermann, Leſſing, Oeſer, Rochlitz, Seume, Tzſchirner, Chr. F. Weiße, Fr. W. Zachariä. Alle dieſe Perſönlichkeiten werden möglichſt genau biographiſch geſchildert, und ſo begreift ſich's leicht, wie ſich über den dreijährigen Aufenthalt Goethe's und ſeine ſpätern Beziehungen zu Leipzig und Leipzigern zwei Bände von 659 Seiten zuſammenſchreiben laſſen.

Das Buch bekommt durch die Einſchiebung dieſer biographiſchen Angaben hier und da einen etwas äußerlichen Zuſchnitt; doch kann man nicht ſagen, daß der Verfaſſer nur Theile in die Hand gebe und das geiſtige Band vermiſſen laſſe. Schon das Vorwort macht auf die Bedeutung des leipziger Aufenthalts für Goethe's ganzes Leben aufmerkſam:

Zwar war Goethe, als er hier weilte, noch nicht der Gereifte, nicht einmal der Reifende, als welcher er ſchon beim erſten Hervortreten der Ruhm ſeines Volks, die Bewunderung Europas wurde, aber ſchon in den frühen Jahren ſeines leipziger Aufenthalts, als der angehende Jüngling erſt noch Keime für ſein einſtiges Wachsthum legte, erſt die Quellen zu deren Befruchtung ausſpähte und ſich zuleitete, brachen Knospen auf, welche die Pracht der Blume, die Würze der künftigen Frucht ahnen ließen.... Zwar hat Goethe ſein Leben in Leipzig in dem einem Kunſtwerk gleichenden „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit" ſelbſt geſchildert, und dieſe Darſtellung wird auch die Grundlage und der Hauptgehalt jeder neuen bleiben, ja, ſoweit ſie vollſtändig und genau iſt, am beſten wörtlich benutzt werden; doch iſt ſie der Berichtigung, Ergänzung und ſelbſt Beſchränkung für den Zweck einer eingehenden und abgeſchloſſenen Kunde jenes bedeutenden Lebens ſehr zugänglich. Goethe erzählt mit einem behaglichen Sichgehenlaſſen; er zerſtreut oft durch Beſprechung abliegender Zuſtände, Begebenheiten, Verhältniſſe und Perſonen, über die er eben nur gelegentlich ihrer Erwähnung ſeine Anſichten ausſprechen will; er läßt ſich in der Reihenfolge durch Zufälligkeiten leiten und ſchreitet alſo weder immer der Zeit nach geordnet vor, noch fügt er Zuſammengehöriges ſtets aneinander, ja es widerfährt ihm ſogar, daß er ein und daſſelbe wiederholt und nicht einmal ganz übereinſtimmend vorbringt, ſodaß es einer Prüfung bedarf, um zu ergründen, ob die verſchiedenen Stellen auf den nämlichen Vorgang ſich beziehen. Goethe hielt es ferner nicht der Mühe werth, die Thatſachen allenthalben mit ängſtlicher Sorgfalt feſtzuſtellen, ſondern berichtet aus ſeiner zuweilen irregehenden Erinnerung, und überdies fehlen in „Dichtung und Wahrheit" manche Umſtände aus Goethe's Leben, welche theils aus anderweiten, in ſeinen Werken verſtreuten Erwähnungen, theils aus eigenen oder andern zeitgenöſſiſchen Briefen, theils aus ſonſtigen Mittheilungen dritter Perſonen bekannt geworden ſind und welche man bei dem jedem gebildeten Deutſchen zur Herzensſache gewordenen Streben, in Goethe's Lebensgang ſo tief wie möglich hineinzublicken, im Zuſammenhange ſeiner Lebensgeſchichte ungern vermißt.

Der erſte Theil ſchildert Goethe's „Eintritt in Leipzig", ſeine „Wiſſenſchaftlichen Richtungen", die „Dichteriſchen Beſtrebungen", die „Muſikaliſchen Anregungen", die „Bemühungen in der bildenden Kunſt", ſein „Geſelliges Leben", „Liebesluſt und Leid", ſowie ſeine „Letzten Erlebniſſe in Leipzig"; der zweite Theil bringt die „Fortſetzung der leipziger Verhältniſſe" Goethe's, ſeine „Reiſen nach Leipzig", ſeinen „Buchhändleriſchen Verkehr", „Geſchäftsmänniſche Verbindungen" und „Kunſtbeziehungen zu Leipzig", „Anknüpfungen an das dortige Bühnen- und Muſikweſen" und neue „Litterariſche Bekanntſchaften" an dieſem Orte. Dieſer Theil ſtellt ſich, wie der Verfaſſer bemerkt, als Ergänzung zu O. Jahn's „Goethe's Briefe an leipziger Freunde" dar.

Es iſt ſchwer, aus der Fülle ſchätzbarer Bemerkungen und intereſſanter Aufſchlüſſe gerade die anſprechendſten herauszunehmen. Doch mache ich auf I, 50 aufmerkſam, wo nachgewieſen wird, daß Goethe durch das Tiſchgeſpräch bei Profeſſor Ludwig, das ſich einzig um Arzneiwiſſenſchaft und Naturgeſchichte drehte, der Weg ins Reich der Naturwiſſenſchaften annehmlich gemacht und geebnet wurde; auf I, 57, wo Goethe's ſcherzhafte Verſe an Rieſe mitgetheilt werden, in welchen er ein ſehr anſchauliches Bild Gottſched's entwirft; auf die Bemerkung I, 104, daß Goethe in Leipzig beſonders ſeit 1767 die Richtung begann, von der er ſein ganzes Leben nicht abwich, alles, was ihn freute oder quälte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit ſich ſelbſt abzuſchließen; auf die Parallele einer Stelle in Weiße's „Poeten nach der Mode" mit einer Stelle im zweiten Theil von Goethe's „Fauſt", I, 138; endlich auf die Bemerkung I, 149, daß „Fauſt" in den verſchiedenartigen Studien, die Goethe in Leipzig betrieb, ferner in der Qual eines verworrenen und beſchränkten Wiſſens und in der Erfahrung, daß Zuwachs an Kenntniß Zuwachs an Unruhe iſt, endlich darin, daß er auch hier bei all dem dunkeln Drange und der nahenden Verſuchung des rechten Weges immer ſich bewußt blieb, auf den leipziger Aufenthalt zurückzuführen iſt. Ich möchte jedoch, wenn es ſich um die geiſtig-gemüthliche Entſtehungsgeſchichte des „Fauſt" handelt, auch auf den Eindruck hinweiſen, den nach I, 100 die Betrachtung des unterminirten Zuſtandes der Geſellſchaft auf den Jüngling machte; den letzten Grund aber finde ich in der Gemüthserregung, die das Erdbeben von Liſſabon in dem ſechsjährigen Knaben bewirkte.

Ueber Goethe's religiöſen Zuſtand in Leipzig ſprechen ſich der Verfaſſer ſehr lobend aus; er ſagt, Goethe ſei zeitlebens ein wahrer Chriſt geweſen, ohne dies näher zu beſtimmen, behauptet auch II, 17, die zwei Briefe, die Goethe von Strasburg aus an ſeinen frühern Stubennachbar, den Theologen Limprecht, richtete und die allerdings ein lebhaftes, ſpecifiſch chriſtliches Gefühl ausſprechen, bezeichnen treu Goethe's Religionsanſchauung, „wie ſie im weſentlichen alle Zeit blieb". Dies möchte denn doch zu bezweifeln ſein. Aufgefallen iſt mir, daß der Verfaſſer die ziemlich weitläufige Abſchweifung Goethe's zu Gunſten des Katholicismus, die ſich in „Dichtung und Wahrheit" bei der Schilderung des leipziger Aufenthalts findet, nicht näher erörtert. Sollte nicht auch Goethe's ſpäterer, wenn auch noch ſo vereinzelt hervortretende Neigung zum Katholicismus (vgl. „Fauſt", Schluß des zweiten Theils) auf Leipzig oder vielmehr auf dresdener Eindrücke zurückzuführen ſein? Im zweiten Theil iſt beſonders anſprechend Goethe's Verhältniß zu dem Hofrath Rochlitz.

Außerdem weiß ich nichts zu tadeln, außer etwa, daß Goethe's Verhältniß zur Schlacht bei Leipzig mir nicht genug hervorgehoben ſcheint. Zwar wird II, 192 der Epilog zu Eſſex erwähnt, den er während der drei Tage der Schlacht dichtete; Schaefer in ſeinem „Leben Goethe's

arauf aufmerksam, daß die Worte: „Der Mensch erährt, er sei auch, wer er mag, ein letztes Glück und inen letzten Tag", gerade am 18. October geschrieben aren. „An eben dem Tage fiel das Brustbild Napoon's von Gips, das in Goethe's Zimmer hing, von der Band herab; doch nur der Rand hatte gelitten; Goethe eß um den Rand des Bildes, den Vers eines römischen Dichters parodirend, die Worte setzen: «Scilicet immenso uperest ex nomine multum.»" (Noch ist Leipzig genannt den „Politika", II, 281: „Wolltet ihr in Leipzigs auen" u. s. w.)

In Otto Jahn's „Biographischen Aufsätzen" (Nr. 2) ndet sich, damit wir an das Vorhergehende anknüpfen, e Rede, die vom Herausgeber bei der Feier des Goetheubiläums am 28. August 1849 in der akademischen Aula Leipzig gehalten wurde und die zuerst in „Goethe's riefen an leipziger Freunde" gedruckt erschien. Dieser ufsatz ist selbstverständlich nicht so vollständig, wie der ste Theil von Biedermann's Werk, hebt aber alle weatlichen Momente aus Goethe's leipziger Studienzeit mit äftiger Beleuchtung hervor. Ich erlaube mir nur zwei emerkungen. „Die Mitschuldigen", die ebenfalls in Leipzig tstanden sind, beweisen, nach des Verfassers richtiger emerkung, wie Goethe schon damals sich von den Lebensfahrungen, welche ihn quälten und beunruhigten, durch Dichtung losmachen und befreien konnte.

Schon in früher Jugend war er Zeuge und Theilnehmer erlich zerrütteter Familienverhältnisse gewesen; nicht aus enem Behagen wählte er sich diesen Stoff für ein Lustspiel, reinigte vielmehr sein Inneres von diesen Vorstellungen, in n er ihnen als Dichter eine Gestalt gab, wodurch sie von rem Innern abgelöst ihm fremd wurden und nun außer ihm stirten.

Vollkommen richtig. Dadurch wird aber unsere obige merkung über das Verhältniß dieser Erfahrungen zum auft" nicht umgestoßen. Die einzelne Erfahrung, das ondere Erlebniß mit seiner aufregenden, beunruhigenden irkung löste Goethe freilich durch ein poetisches Selbsterenntniß ab; aber andere ähnliche Erfahrungen folgten h, das Allgemeine, das schon jenem ersten Erlebniß n Grunde lag, wiederholte sich und verlangte eine neue lösung in einer poetischen Beichte. Oder wären nicht B. die „Wahlverwandtschaften" schon in „Werther's Lei:" (vgl. die Abschnitte vor und nach den Gesängen aus sian) vorgebildet? Ohne Zweifel wollte der Verfasser ie Bemerkung nicht ausschließen.

Gottsched wird in einigen vom Verfasser mitgetheilVersen von Goethe mit Goliath verglichen:

Gottsched, ein Mann so groß, als wär' er vom alten Geschlechte
Jenes, der, zu Gath im Land der Philister geboren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja, so sieht er aus, und seines Körperbaus Größe
Ist, er sprach es selbst, sechs ganze pariſische Schuhe.

Merkwürdig, daß schon in Weiße's Lustspiel: „Die eten nach der Mode", das von Goethe zuerst bewunt, von der Gattin des Professors Böhme hart getadelt rde, der Poet Dunkel, ein Zerrbild der Klopstock'schen chtung, ein Heldengedicht in 24 Büchern, betitelt „Goliath", gemacht hat, dessen Anfang mit offenbarer Beziehung auf Gottsched also lautet:

Von einem Menschenkoloß starknervicht hochbeinichten Riesen,
Unglaubbar zwölf Fuß hoch nach dem pariſischen Maßstab
Und drüber, von Gath. Goliath benennt ihn Vater und Mutter,
Geboren von räubrischer Art pfaugleicher tollkühner Philister,
Die, wie Heuschreckengeschmeiß, im Eichgrund lagen gegossen u. s. w.

Die Vergleichung Gottsched's mit Goliath muß damals in Leipzig gäng und gebe gewesen sein.

Der Aufsatz: „Goethe und Oeser", dient zur Ergänzung der Angaben in Biedermann's Werk und berührt sich mit der unser Buch eröffnenden Biographie Winckelmann's, der unter Oeser's Aufsicht in Leipzig sich heranbildete.

Es folgt die Shakspeare-Rede von Goethe, die nach M. Bernays nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, in Strasburg, sondern am 14. October 1771 in Frankfurt gehalten wurde. Bemerkenswerth sind die Worte, mit denen Jahn seine Mittheilung schließt:

Besonders ist es interessant, wie in dem Satze, daß Shakspeare's Stücke „sich alle um denselben geheimen Punkt drehen, in dem das Eigenthümliche unsers Ichs, die prätendirte Freiheit unsers Wollens mit dem nothwendigen Gange des Ganzen zusammenstößt", bereits der Gedanke ausgesprochen ist, welchen Goethe später mit Vorliebe ausgeführt hat, und wo er die Größe Shakspeare's, namentlich der antiken Tragödie gegenüber, wesentlich darin setzt, daß Wollen und Sollen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen suchen, daß er herrlicher als irgendjemand die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt hat.

Der Aufsatz: „Noch einmal die Werther-Briefe", betrachtet diese Briefsammlung als einen Juwel unserer Literatur und hebt namentlich mit Wärme hervor, wie hier Charakterzüge hervortreten, die man im allgemeinen weniger geneigt ist, dem Dichter gelten zu lassen, obwol sie auch in andern Lebensverhältnissen deutlich genug sich aussprechen: neben der gleichmäßigen Kraft der Leidenschaft und des sie bändigenden Verstandes eine tief innerliche, nachhaltige Wärme des Gemüths, die sich namentlich in seiner Anhänglichkeit an die Familie und in der herzlichen Freundschaft der spätern Jahre ausspricht. Den Schluß bildet ein kleines Goetheanum, nämlich die von Goethe herrührende Nachrede, mit welcher er und seine Freunde sich mit dem Schluß des Jahres 1772 von den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" zurückzogen und in der Goethe „Publikum und Verleger turlupinirte".

Von den übrigen Persönlichkeiten des Buchs stand der leipziger Philolog Gottfried Hermann, dessen Leben und Wirken sehr ansprechend geschildert wird, in persönlichem Verhältniß zu Goethe. Beide Männer waren von griechischer, in mancher Beziehung einander nahe verwandter Natur; Goethe schien dem leipziger Philologen als der einzige Grieche unter den Deutschen zu leben; Goethe hinwieder schätzte besonders Hermann's Bemühungen um die griechische Metrik.

Theodor Wilhelm Danzel, hauptsächlich bekannt durch die von Guhrauer vollendete Biographie Lessing's, geb. 1818 in Hamburg, gest. 9. Mai 1850 in Leipzig, widmete dem Goethe'schen Genius eingehende Würdigung, namentlich in der Schrift „Ueber Goethe's Spinozismus".

Er war zuletzt noch damit beschäftigt, ein exegetisches Handbuch zu Goethe's Werken auszuarbeiten, welches als ein Supplement zu jeder Ausgabe dienen könnte, als ihn der Tod wegraffte; seine Goethe'schen Sammlungen stiftete er in Hirzel's Goethe-Bibliothek.

Auch der Maler Ludwig Richter, am 28. September 1803 in Dresden geboren, wurde von Goethe's Geist berührt. Seine Schulbildung war sehr mangelhaft, sein Unterricht im Zeichnen namentlich war so pedantisch als möglich; aber er bekam Goethe's „Gedichte" und „Wilhelm Meister" zu lesen und wurde wunderbar davon angezogen.

Wenn er es sich auch nicht ausdrücklich sagte, so fühlte er es als ein echter Künstler heraus, wie hier ein wahrer Dichter der Natur mit offenen und gesunden Sinnen, frei von allem überlieferten Formenwesen, nahe tritt, mit inniger Liebe sie umfängt, in sich aufnimmt und einfach und wahr wiedergibt. „Der gibt keinen spanischen Reiter oder Baumschlag für des lieben Gottes schönes grünes Laubwerk!" dachte er, und mit dieser Erkenntniß gewann er sich selbst die Freiheit, seiner Natur zu folgen.

Von ihm rührt sodann das 1853 begonnene und 1856 vollendete „Goethe-Album" her, das indessen auf 40 Blätter beschränkt wurde. Er hat hier mit voller Freiheit die Gegenstände gewählt, die seiner Individualität gerade zusagten, ohne Anspruch darauf zu machen, den künstlerischen Inhalt jener dichterischen Werke erschöpfen zu wollen.

Richter's Lebensbild ist von Jahn mit besonderer Wärme behandelt. Ihn bezeichnet W. H. Riehl als den volksthümlichen Maler des deutschen Volks- und Familienlebens, volksthümlich nicht aus Patriotismus, sondern aus eigenem grunddeutschen Wesen. Wenn er ein Goethe-Album zeichnet, so versteht sich dabei von selbst, daß er nur das in seine Sprache zu übersetzen gewillt ist, wo er sich selbst wiederfindet. Mit dieser Treue greift er dem deutschen Volke, dessen Lebensgang er mit sinnigem Auge folgt, ans Herz. Wie wäre es da überhaupt möglich, ohne den Philister auszukommen, als dessen Schilderer Richter unübertroffen ist? Diese seine Aufgabe drängte sich schon an seine Wiege heran. Aber wie erstaunt sind wir, unsern Maler erst im letzten Drittel der vorliegenden Lebensskizze in seinem eigentlichen Fahrwasser anzutreffen! Ringend mit des Lebens Nahrung und Nothdurft und mit geistloser Unterweisung gelingt es ihm endlich, als „Signor Landschaft" durch die porta del popolo in die Weltstadt einzuziehen, und die Landschaft war es, die ihn dort inmitten seiner Kunstgenossen zur Würde des Gesellenstandes erhoben hat. Noch aber tagte seine Bestimmung erst halb, als er sie darin gefunden zu haben glaubte, daß er leblose und belebte Natur in eins zu schaffen verstand. Doch, wie wenn ein Vermittelungsglied hätte da sein müssen, sehen wir schon hier den Uebergang zu dem, was ihn später zu unserm Liebling gemacht hat.

Dieses Ineinanderbilden von Genre und Landschaft, das von Jahn möglichst entschuldigt wird, scheint uns doch eine bedenkliche Seite zu haben. Die Landschaft weckt irgendwelche Stimmung, diese führt unvermerkt zum Gedanken, dieser gewinnt durch passende Staffage an Deutlichkeit, der Flug der Phantasie wird aber durch sie nicht aufgehalten. Spricht man nun aber durch die figürliche Welt das noch einmal aus, wozu die Landschaft die Phantasie in Thätigkeit gesetzt hat, so schwächt nothwendig eins das andere ab. Das menschliche Situationsbild, in den weiten landschaftlichen Rahmen gestellt, wird von seiner Bedeutung herabgedrückt und in die Natursphäre zurückgedrängt, sowie diese aufhört, die beabsichtigte Wirkung zu entfalten. Man nehme hierzu das von Jahn näher beschriebene, von Witthöft gestochene Blatt: „Abendruhe", zur Hand. Anders verhält sich die Sache bei den odysseeischen Landschaften von Preller, bei den biblischen von Schirmer. Hier stehen wir einer idealen Welt gegenüber, in welcher schon vom künstlerisch bildenden Mythus die elementare mit der menschlichen Sphäre überall verflochten ist und welche der symbolisirenden Darstellung des Zeichners bereitwillig entgegenkommt. Auch glaube ich nicht, daß die Verbindung von Genre und Landschaft in Goethe's Sinne war; man vergleiche z. B. seine Aeußerung gegen Eckermann über die Versuche, seinen „Fischer" zu malen, da doch dieses Gedicht nur eine Stimmung, ein Luftgefühl, das „Gefühl des Wassers" ausdrücke. (Vgl. meine Abhandlung über Goethe's „Fischer" in Herrig's „Archiv", 1853, 130 fg.)

Doch kehren wir noch einmal zu Richter zurück. Lange noch nach seiner Rückkehr in die Heimat sehen wir ihn eifrig und fast ausschließlich mit landschaftlichen Aufnahmen zum Zweck der Vervielfältigung beschäftigt, bis ihn äußere Umstände und insbesondere die dauernde Verbindung mit der Buchhandlung Georg Wigand in Leipzig zum Holzschnitt und zur Illustration hinführten. Welch reichen Schatz er von dieser Zeit an für jung und alt im deutschen Volk geschaffen, wie er hier unserm Hebel, dann unserm Klaus Groth zu entsprechendem bildlichen Ausdruck verholfen, wie er das Märchen für das Auge neu geschaffen, was er sonst alles für die bildnerische Volkserziehung geleistet hat, findet sich in Jahn's Skizze treu verzeichnet. Möge seine Arbeit beitragen zur immer weitern Verbreitung der trefflichen Schöpfungen Ludwig Richter's!

Der von F. Th. Bratranek herausgegebene „Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von Sternberg" (Nr. 3), dem bedeutenden Naturforscher und Gründer des großartigen vaterländischen Museums in Prag sowie der Allgemeinen deutschen Naturforscherversammlung, fällt in die letzte Periode des Dichters und zwar in die Jahre 1820—32, umfaßt im ganzen 75 Briefe, von denen 35 von Goethe sind, schließt mit dem vom 15. März 1832 datirten Schreiben an Sternberg und ist hauptsächlich von naturwissenschaftlichem, insbesondere geognostischem Inhalt, bringt jedoch auch manches, was auf die damaligen literarischen und politischen Zustände Licht wirft. Auf die Vorrede des Buchs folgt eine sehr genaue, 60 Seiten haltende Einleitung in den Briefwechsel, die uns über die persönlichen Verhältnisse beider Männer, namentlich über den weniger bekannten Lebensgang Sternberg's belehrt. Die Beilagen enthalten bisher ungedruckte Briefe

n John, Karl August, Dr. Pohl u. a. an Goethe und
n diesem einen vortrefflichen Brief an eine Kunstschülerin
Weimar. Bemerkenswerth ist hier die Erinnerung, in
Malerei sich nur an das Bewegte, Thätige, Kräftige
) Wirksame zu halten, oder bei der Neigung zu ruhi-
n Betrachtungen auf dem Markt Verkäufern und Käu-
n zuzusehen, wo einem aufmerksamen geistreichen Blick
anmuthigsten Motive sich entdecken. (Man vergleiche
o Jahn's Mittheilung a. a. O., S. 281, über L. Rich-
s Zeichnung der alten Käsehändlerin in Goethe's „Ge-
isistern".) Der Geist des Wirklichen, fährt Goethe
, sei eigentlich das wahre Ideale; das unmittelbar
lich Sinnliche dürfen wir nicht verschmähen, sonst
en wir ohne Ballast; und auch das Wirkliche solle
: nicht als gemein nachbilden. Er wiederholt zum
luß aber und abermals, daß der bildende Künstler
zuerst an der kräftigen Wirklichkeit vollkommen durch-
n müsse, um das Ideale daraus zu entwickeln, ja zum
giösen endlich aufzusteigen. Man muß aber den Brief
d nachlesen; ein magerer Auszug ersetzt das Original nicht.
Den Schluß bilden: ein Verzeichniß der deutschen
urforscher und Aerzte, welche bei der fünften Ver-
nlung ihrer Gesellschaft im Jahre 1826 vom 18. Octo-
an in Dresden gegenwärtig waren, ein weiteres Ver-
niß der im Druck vorhandenen Werke und Aufsätze
Grafen Kaspar von Sternberg, und endlich ein sehr
ues Register über die in den Briefen und ihren Bei-
n vorkommenden Namen und Gegenstände. Diese
enstände sind, wie schon bemerkt, überwiegend natur-
nschaftlicher Art. In sehr vielen Fällen stimmt Stern-
mit Goethe überein; auch er war, wenn auch nicht
ntschieden wie Goethe, Neptunist. Die Forschungen
Mittheilungen beider Männer beziehen sich haupt-
ich auf Böhmen, wo Sternberg im pilsener Kreise
Schloß Brzezina besaß. Goethe selbst besuchte Böh-
sechzehnmal und lernte nach der Angabe des Rathes
ner den Grafen Sternberg am 30. Juli 1822 im
hof zur Sonne in Eger zuerst persönlich kennen. Man
e aber nicht, blos das wissenschaftliche Interesse habe
Verbindung beider Männer bewirkt und erhalten;
Briefwechsel zeigt deutlich, daß ihre Freundschaft
ieferer, geistig-gemüthlicher Harmonie ruhte. Aus-
zu geben ist schwer; eine Empfehlung sollte man für
lüssig halten.

Ich erwähne hier noch zwei Schriften, welche in die
je-Literatur einschlagen, ohne daß der Titel darauf
ist. In den „Würtembergischen Jahrbüchern für
stik und Landeskunde, herausgegeben von dem königlich
isch-topographischen Bureau" (Jahrgang 1864, Stutt-
Lindemann, 1865), findet sich von S. 262—356
öchst interessanter Aufsatz von Rümelin, dem Ver-
der „Shakspeare-Studien": „Altwürtemberg im Spie-
emder Beobachtung." Der Verfasser zählt acht fremde
hterstatter über Würtemberg aus dem vorigen Jahr-
rt auf, unter denen sich Nicolai, dessen sich der
sser im Gegensatz zu der herkömmlichen Verachtung,
er Nicolai von den meisten Literarhistorikern behan-
delt wird, sehr lebhaft annimmt, und Goethe befinden.
Dieser brachte im Sommer des Jahres 1797 auf seiner
Schweizerreise einige Wochen in Würtemberg zu; die Ein-
drücke davon hat er in seinen Tagebüchern und einer
Reihe von Briefen niedergelegt. An Geist, vielseitiger
Welterfahrung und Unbefangenheit des Blicks und Urtheils
überragte Goethe alle frühern Beobachter unendlich weit.
Auf das Einzelne einzugehen verbietet mir der Raum;
ich begnüge mich, das „kurze, aber bedeutende" Wort über
die würtembergische Verfassung anzuführen: „Der Haupt-
sinn einer Verfassung wie die würtembergische bleibt nur
immer: die Mittel zum Zweck recht fest und gewiß zu
halten, und ebendeswegen kann der Zweck, der selbst be-
weglich ist, nicht wohl erreicht werden." Was Rümelin
in den Schlußbetrachtungen zu dieser Abhandlung, welche
die würtembergische Geschichte von einem wesentlich neuen,
aber wahrscheinlich allein richtigen Standpunkt auffaßt,
weiter auseinandersetzt, ist mit Goethe's Bemerkungen über-
haupt und insbesondere mit der Aeußerung über die alt-
würtembergische Verfassung in schönster Uebereinstimmung.
Und doch war die Politik für Goethe auf dieser Reise Neben-
sache. Es ist dies derselbe Goethe, von dem noch neuestens
mit vielen übereinstimmend Johannes Scherr in seinem
„Blücher" behauptet, er sei alles historischen und politischen
Sinnes völlig bar und ledig gewesen. Wir stimmen eher mit
Rümelin überein, der die Helle und Schärfe seines Blicks,
den Umfang, die Klarheit und Sicherheit seines Geistes
auch in diesem Reisebericht bewundert. Klarheit war nicht
ohne Grund ein Lieblingswort Goethe's, wie Hildebrand
unter „Klar" in der Fortsetzung des Grimm'schen „Wör-
terbuchs" mit Recht bemerkt.

Die zweite Schrift ist „Jahrbuch des österreichischen
Alpenvereins. Redigirt von Guido Freiherrn von Som-
maruga, Schriftführer des Vereins" (zweiter Band, mit
sechs Beilagen; Wien, Gerold's Sohn, 1866), in welchem
wir S. 299—321 einen Aufsatz von Alois Egger: „Goethe
in den Alpen" finden. Die drei Schweizerreisen Goethe's
werden hier eingehend besprochen und miteinander ver-
glichen. Der Schluß des interessanten Aufsatzes schildert,
wie die Stimmungen der verschiedenen Schweizerreisen im
„Faust" sich abspiegeln. Gustav Hauff.

Liliencron's Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen.

Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, gesammelt und erläutert von R. von Liliencron. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs von Baiern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. Erster und zweiter Band. Leipzig, Vogel. 1865—66. Lex.-8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Die überaus hohe Bedeutung der historisch-politischen Volkspoesie für die Wissenschaft der Geschichte ist genugsam anerkannt. Die Zeitgedichte reihen sich den historischen Quellen an; sie bestätigen, was uns Geschichtsbücher erzählt, Urkunden erwiesen haben. Sie enthalten auch so manchen einzelnen Zug, welchen wir dort vergeblich suchen.

Doch höhern Werth als um des äußern Stoffs willen gewinnen die historischen Dichtungen, und insbesondere die Lieder, durch ihre Natur als Zeitgedichte, als gleichzeitige, vom Augenblick geborene und meist auch für den Augenblick bestimmte Erzeugnisse der lebendigsten Theilnahme an den Begebenheiten des Tags. Das Geschichtslied ist angeregt von dem unmittelbaren Eindrucke, welchen die Zeitläufte, die Thaten und Unthaten machtvoller Persönlichkeiten hervorbringen; selbst seine einfache Erzählung wird beseelt von einem Stimmungshauche, Liebe und Haß tönen aus ihm empfindungsvoll hervor; aus ihm spricht Partei, und Partei will es machen.

Die „volksmäßige" Zeitdichtung beginnt bei uns, wenn wir absehen von den einzelnen historischen Poesien althochdeutscher Zeit, erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Aber nur wenige Stücke sind aus dieser frühen Periode bekannt. Es mögen viele verloren sein. Eine reichere Anzahl hat schon das 14. Jahrhundert aufzuweisen; von Jahr zu Jahr mehren sich auch die gleichzeitigen Aufzeichnungen, welche eigentlich den Charakter der historischen Poesie bedingen. Und später im 15. Jahrhundert finden wir fast keine politische Begebenheit, ob klein ob groß, ob weltbewegend oder nur auf einen engen Lebenskreis beschränkt, die nicht in Bild und Spruch gesungen und gesagt worden wäre. Aus der Reformationsperiode stammt eine wahre Flut von Zeitgedichten; aber die Volksthümlichkeit, die Volksmäßigkeit beginnt doch schon leise und allgemach sich zu beschränken. Die prosaische Rede, welche für Tagesberichte und Tagespolemik so häufig angewendet wurde, ja selbst das Latein, dessen sich ausgezeichnete und einflußreiche Geister mit Vorliebe und Erfolg bedienten, raubten dem Volksgedichte von seinem frühern Besitze. Auch das 17. Jahrhundert, zumal der Dreißigjährige Krieg, hat es nicht an Schlachtliedern und Pasquillen fehlen lassen; allein neben echt volksthümlichen Klängen zeigt diese Poesie bereits merklich subjectiven Charakter; das Zeitalter der Renaissance macht sich geltend auf dem Gebiete, welches der naturwüchsigen Volksdichtung früher allein gehörte. Die neuere Zeit ist arm geworden, nicht gerade an politischen und historischen Dichtungen, aber gewiß an eigentlichen historischen Volksliedern. Das jüngste unter den ältern, welches noch heute allgemein bekannt ist und selbst noch gern als Volksballade gesungen wird, ist „Prinz Eugenius, der edle Ritter".

Die Schlachtlieder, die Erzählungen der Scharmützel und Fehdezüge, der Belagerungen und Erstürmungen stehen unter der historisch-politischen Volkspoesie obenan; allein mit ihnen ist der Kreis der Gattung nicht abgeschlossen. Alles, was sonst die Aufmerksamkeit erweckte, das Herz bewegte, Bewunderung und Abscheu hervorrief, also die Angelegenheiten des Reichs und des Landes und des Standes, die Angelegenheiten der Kirche und der Confession, das städtische Gemeinwesen, das Wirken oder der Tod hervorragender Personen: all dies fand seinen Ausdruck in poetischer Rede und im Tone des Liedes. Auch die Mahnungen und Aufrufe, die Loblieder, die Spott- und Rügelieder aller Art sind die Zeugnisse des politischen Lebens und Sinnes unserer Vorfahren. So ist diese aus bewegtem Gemüthe hervorgegangene Literatur gleichsam die Illustration, die poetisch-bildliche Erläuterung für die geschichtlichen Thaten und Begebnisse.

Das erkannten auch schon manche unserer ältern Geschichtschreiber, manche unserer Chronisten, wenn sie auch vielfach die Zeitgedichte mehr als Quellen denn als Stimmungsbilder bemessen mochten; denn sie streuten die zu ihrer Zeit noch vorhandenen, selbst nur noch traditionell fortgepflanzten Gedichte in ihre Erzählung ein. Auf diese Weise haben wir manches gerettet erhalten, was sonst in Handschrift oder Druck nicht mehr vorhanden ist. In neuerer Zeit aber hat sich das Interesse der Geschichtsforscher den historisch-politischen Volksdichtungen erst dann zugelenkt, nachdem ihnen Anregung und Vorarbeit von anderer Seite gegeben und geboten wurde.

Die Theilnahme, welche man im vorigen Jahrhundert der ältern deutschen Literatur sowie dem Volksliede zu schenken begann, führte von selbst auch auf unser historisches Lied. Eine reiche Literatur knüpft sich an diese Bestrebungen. Wir überspringen eine geraume Zeit und melden nur von drei Sammlungen jüngern und jüngsten Datums. Nach einer Reihe von guten und schlechten Versuchen, die historisch-politischen Volksdichtungen zu sammeln und für die Gegenwart nutzbar und annehmlich zu machen, erschienen 1836 „Einhundert deutsch historische Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von F. Leonard von Soltau". Die beigegebenen Sprüche sind nicht mitgerechnet. Dies Buch, aus echt wissenschaftlichem Sinne entsprungen, hatte nach verschiedenen Richtungen hin eine anregende Wirkung. Historiker benutzen es als Quellenwerk, wie es denn überhaupt die Wichtigkeit der historischen Poesie für die Geschichte aufs neue zu Gemüthe führte. Nach 20 Jahren gab Rudolf Hildebrand, der bekannte Fortsetzer des Grimm'schen Wörterbuchs, mit Benutzung des Nachlasses von Soltau ein zweites Hundert heraus. Sprüche waren hier grundsätzlich ausgeschlossen. Beide Herausgeber berücksichtigen auch die neue Zeit, sogar das 19. Jahrhundert. Außer einer sehr gediegenen Einleitung gab Soltau nur die Texte mit bibliographischen Nachweisen; Hildebrand dagegen fügt sprachliche, kritische, oft auch sachliche Erklärungen hinzu. Eben diese letztern ließen erkennen, wie viel für die historische Poesie zu thun sei und wie viel sie selbst gewähre.

Eine umfassende Sammlung war nun vieler Wunsch. Aber ein einzelner, ein Privatmann konnte sie unmöglich beginnen. Und welcher Verleger würde die Hand geboten haben, wenn es bekannt war, daß die letzten vortrefflichen Sammlungen nur geringen äußern Erfolg hatten? So wurde die Hoffnung aufgegeben, bis wir endlich dem historischen Sinne der Neuzeit und dem Aufschwunge der Geschichtswissenschaft, aber in diesem besondern Falle auch der Hochherzigkeit eines deutschen Fürsten die erstaunlich große Sammlung der historischen Volkslieder verdanken sollten.

Die Bestrebungen der historischen Commission, welche

der verstorbene König Maximilian II. von Baiern zur Beförderung der geschichtlichen Studien eingesetzt hatte, sind allbekannt. Unter ihren mannichfachen großen Aufgaben war auch eine möglichst vollständige Sammlung der historischen Volkslieder in Aussicht genommen. Die Anregung hierzu soll Ranke, andere sagen Jakob Grimm gegeben haben. Soviel mir bekannt, ging der Plan anfänglich dahin, die Lieder und mit den Liedern auch die lebensvollern Spruchgedichte bis zum Anfang des Dreißigjährigen Kriegs zu sammeln. Die ungeahnte Ueberfülle des Stoffs forderte zu noch größerer Beschränkung auf. Für die historische Commission mußte dem Stoffe nach die Ausgabe als ein Quellenwerk erscheinen wie die Städtechroniken und die andern Geschichtsbücher. Die Ausführung dagegen war eine philologische Aufgabe. Denn der Gegenstand gehört zu gleicher Zeit der Literatur, der schönen Literatur an. Es handelt sich um Texte, um ihre Herstellung und Erläuterung. So wurde ein Philologe, ein Germanist für diese ebenso anziehende als schwierige Arbeit gewonnen: Rochus von Liliencron in Meiningen, früher Professor der deutschen Sprache und Literatur in Jena. Es währte lange, ehe der erste Band erschien. Es lag dies an der Weitschichtigkeit der Aufgabe. Schon das war höchst langwierig, nur den Stoff zusammenzutragen. Aus eigener Anschauung und Erfahrung kann ich davon sagen. Mir selbst war es vergönnt, für die Ausgabe einen Theil des Stoffs zu sammeln. In Liliencron's Auftrage bereiste ich die Bibliotheken und Archive Norddeutschlands. Das geschah im Lenze des Jahres 1861. Der erste Band ist datirt vom September 1865. Aber überraschend schnell, noch vor Jahresfrist, erschien schon der zweite, nicht minder stattliche Band. Am dritten wird rüstig gearbeitet. Die vorliegende Sammlung beginnt mit einem Liede auf das Bündniß von Bern und Freiburg vom Jahre 1243 und der zweite Band schließt mit einem Spruche „Vom Haus Oesterreich" vom Jahre 1507. Es sind in diesen beiden Bänden, einige Nachträge ungerechnet, 250 Nummern. Die Lieder überwiegen, doch sind mit gutem Bedachte sowie nach dem Plane des Unternehmens die Spruchgedichte nicht unberücksichtigt geblieben, wenn auch der Titel nur die historischen Volkslieder nennt.

Nachdem ich den kleinen Antheil, welchen ich an dem Werke nehmen durfte, kundgethan, vermeide ich ein eigenes Urtheil über Liliencron's Leistung. Aber berichten darf ich von dem Eindrucke, welchen das Buch auf die theilnehmenden Fachmänner verschiedener Disciplin und Richtung gemacht hat. Nicht allein die Einrichtung des Buchs, man könnte sagen die Oekonomie der Stoffeintheilung, die gerade hier so verschieden hätte getroffen werden können, sondern auch die Ausführung des Einzelnen fand lauten Beifall, ungetheilte Anerkennung. Nicht daß der eine oder der andere mit allem und jedem übereingestimmt hätte, nicht daß keine Berichtigungen zu machen, keine Nachträge zu geben gewesen wären: das versteht sich bei einem solchen Werke von selbst. Ja für Berichtigungen und Nachträge ist es eigentlich vorhanden und geschaffen. Das allgemeine Urtheil aber lautete dahin: Liliencron's Sammlung steht den andern von der historischen Commission herausgegebenen Werken würdig zur Seite; sie ist eine tüchtige, selbst eine hervorragende Leistung.

Aber nicht blos die Fachgelehrten im strengsten Sinne brachten dem Buche ein warmes und dankbares Interesse dar. Die Mannichfaltigkeit des Stoffs, zugleich aber des Herausgebers Rücksichtnahme auf einen weitern Leserkreis verschafften der neuen Volksliedersammlung eine ungewöhnlich vielseitige Beachtung, welche sich nach außen hin in den literarischen Besprechungen offenbarte. Es lag nahe, daß ich solche Aeußerungen mit Aufmerksamkeit verfolgte. Liliencron's Buch hat unter allen bisherigen Publicationen der historischen Commission, auch die Städtechroniken nicht ausgenommen, entschieden die ausgedehnteste Berücksichtigung in den Zeitschriften gelehrter und populärer Richtung gefunden. Oftmals auch wurde ausgesprochen, daß es diese allgemeine Theilnahme um seines Gegenstandes willen verdiene.

Solch äußerer Erfolg ist gewiß erfreulich. Interessanter aber als das bloße Lob mußte einem Beobachter die Art, die ungemein mannichfaltige Art jener Beurtheilungen erscheinen. Zwar wurde in ihnen nicht jeder einzelne Zug, der in der Sammlung enthalten ist, mit gleichem Nachdruck, in gleicher Ausdehnung hervorgehoben. Manches bedeutsame Moment fand sich nur kurz erwähnt, beiläufig berührt.

In der That möchte kein Zweig unserer Literatur so viele Seiten der Betrachtung darbieten wie gerade das historische Volkslied.

In erster Reihe steht selbstverständlich das historische Interesse. Ob die Lieder und Sprüche in ihrer Form streng, in ihrer Darstellung poesievoll sind, das ist zunächst gleichgültig. Auf ihren geschichtlichen Inhalt kommt es an. Zwar kann die größere oder geringere Lebendigkeit, die aus Lied und Spruch hervortönt, dem Historiker ein Abbild geben von der größern oder geringern Theilnahme, welche das besungene Ereigniß gefunden; dennoch wird ihm vielleicht und je nach Umständen die trockenste Reimerei willkommener sein als ein kraftvolles, von Zorn oder von Freude und Begeisterung bewegtes Lied. Bietet die historische Dichtung der Geschichtsforschung mannichfachen Stoff, so muß hinwiederum die Geschichtsforschung mit ihren Kenntnissen und Resultaten zur Erläuterung der Poesie helfend beitragen. Die Dichtung gibt Zeugniß von der Stimmung des Volks; die Thatsachen müssen uns, die nachkommenden Leser, in die Stimmung versetzen, welche im Liede widerklingt. Darum hat Liliencron vor der Mittheilung des Textes eine kurze lebendige Erzählung der Begebenheit vorausgesandt und sie mit den Einzelheiten des Liedes in Verbindung gebracht. Manchmal auch sind in den Anmerkungen geschichtliche Einzelheiten erläutert. Ist durch diese dankenswerthe historische Zuthat zu der Liedersammlung schon der Geschichtsforschung vorgearbeitet, so versteht es sich, daß ein so umfassend angelegtes Werk nicht in monographischer Weise den Stoff erschöpfen soll. Somit steht nun die Forschung mit dem

Quellenwerke in Wechſelbeziehung. Nachträge und Berichtigungen müſſen ſich ergeben. Manche Deutung wird einem Fachhiſtoriker beſſer gelingen als einem Herausgeber, der ſeinen Blick in eine Reihe von Jahrhunderten und auf alle deutſchen Lande zu richten hat. Auf manche Einzelheit wird der Specialiſt näher aufmerkſam machen können, wodurch das Lied mit einem male einen anſprechendern Sinn, ein lebendigeres Gepräge erhält.

Mit dem hiſtoriſchen Intereſſe aufs engſte verbunden iſt das culturhiſtoriſche. Die hiſtoriſchen Volksdichtungen geben uns ein lebenathmendes Bild von den Zuſtänden der Geſellſchaft, ſie deuten das Verhältniß der Stände zueinander an, ſie laſſen uns einen Blick thun in das Leben und Treiben des Volks, in ſeine Freuden und Leiden, ſie berühren in mannichfacher Hinſicht das Gebiet der Alterthümer. Von dieſer Seite aus verdienten unſere Volkslieder noch genauer berückſichtigt zu werden.

Aber auch in literariſcher und literarhiſtoriſcher Beziehung ſind dieſe Volksdichtungen von Wichtigkeit, und die neue Sammlung wird hier gerade ſich anregend erweiſen.

Zunächſt verdankt ihr die Literaturgeſchichte nach der ſtofflichen, bibliographiſchen Seite hin eine nicht unbedeutende Bereicherung. Die Sammlung wiederholt Bekanntes, aber ſie bietet vielfach beſſere Texte. Daneben erſcheinen neue Stücke in großer Anzahl. In noch ausgedehnterm Maße wird ſich dies zeigen in den folgenden Bänden, welche die Dichtungen der Reformationszeit bringen werden. Gleichwol iſt die Sammlung nicht ganz vollſtändig. Sie ſoll es nicht ſein, denn eine Auswahl des Beſten, des Bezeichnendſten mußte getroffen werden. Namentlich geboten die Spruchgedichte dieſe Beſchränkung. Sie kann es nicht ſein, denn trotz alles Suchens und Forſchens, trotz der thätigſten, opferfreudigſten Beihülfe wird ein Material, welches in Einzelheiten verzettelt und da und dort verſtreut iſt, niemals in ſeiner einſtigen Vollſtändigkeit zuſammengebracht werden können, der Stücke zu geſchweigen, welche die Zeit vernichtet hat und welche für uns unwiederbringlich verloren ſind. Unſerer Tagesliteratur, unſern Einblattdrucken geht es ja ebenſo. Wer achtet ſie des Aufhebens werth, dieſe Zeitungsblätter, Broſchüren, Theaterzettel, Plakate, Concertprogramme, Commers- und Tafellieder? Gewiß unter den Tauſenden, die ſie leſen und benutzen, nur verſchwindend wenige. Aber was ſich bisjetzt dem Blick entzogen, kann dennoch einmal wieder an das Licht gelangen. Treuer Sammeleifer und aufmerkſame Theilnahme werden ſicher die Literatur mehren helfen.

In jenen Anzeigen und Beurtheilungen des Liliencron'ſchen Buchs war die hiſtoriſche und culturhiſtoriſche Bedeutung der politiſchen Volkspoeſie mehr hervorgehoben als die literarhiſtoriſche. Dieſe finden wir mehr oder weniger betont in unſern Literaturgeſchichten, in den Einleitungen der verſchiedenen Sammelwerke, auch Liliencron's Einleitung ſchlägt in dieſes Gebiet ein. Das hiſtoriſche Bild, die hiſtoriſche Spruchdichtung ſind als eine beſondere Gattung in die Geſchichte der Literatur geſtellt; aber beide knüpfen ſich ſowol geſchichtlich wie nach Inhalt und Form an andere Dichtarten. Das hiſtoriſche Lied iſt demſelben poetiſchen Lebenstriebe entſproſſen, aus welchem im frühen Alterthum die Heldenſage, das Volksepos erwuchs. Als Volkslied gehört es in den Kreis der volksthümlichen Lyrik. Insbeſondere berührt es ſich mit dem Tanzliede und mit dem Reiterliede, andererſeits mit der Volksballade. Im Zuſammenhange ſteht es ferner mit dem proteſtantiſchen Kirchenliede. Manches gehört beiden Gebieten gemeinſam an. So iſt Martin Luther's „Ein feſte Burg iſt unſer Gott" auch ein Streitlied, ein politiſches Lied, für uns jetzt ein hiſtoriſches Lied. Die politiſchen Spruchgedichte ſind zurückzuführen auf die ältern Sprüche der Minneſänger und der Fahrenden. Verbunden ſind ſie mit der Didaktik wie mit der Reimchronik. Sie gehen über ferner in die Herolds- und Wappendichtung wie in die Reimereien der Priſchmeiſter. Und endlich iſt die politiſch-hiſtoriſche Volksdichtung die Mutter der Zeitungen. Sofern Lied und Spruch nicht blos erzählen, ſondern eine beſtimmte Meinung vertreten und für ſie Partei machen wollen, ſind ſie, was ſchon öfters ausgeſprochen worden iſt, den Leitartikeln vergleichbar, die wir jetzt in proſaiſcher Rede zu leſen pflegen. Seit der Entſtehung der modernen Wochenblätter haben wir uns auch wieder an poetiſche Leitartikel gewöhnt. Alle dieſe Berührungen und Beziehungen werden ſich ſchärfer herausheben, wenn die neue Sammlung erſt vollendet vorliegen wird.

Dem Philologen iſt die hiſtoriſche Volksdichtung nicht minder an das Herz gelegt. Zuerſt in ſprachlicher Hinſicht. Die Lieder und Sprüche ſtammen aus der jüngern Periode, für welche noch die grammatiſche Forſchung viel zu thun hat. Sie erklingen in verſchiedenen Mundarten; gar manche Stücke werden aus ihrer urſprünglichen Faſſung in eine andere Mundart umgeſetzt, andere zeigen auch eine gemiſchte Sprache. Für die in neuerer Zeit lebhafter erwachte Dialektforſchung ſind ſonach dieſe Volksgedichte von beſonderm Werth und harren noch der Ausbeute. Zugleich bieten ſie intereſſante Worte und Wendungen, bereichern alſo Syntax und Lexikon. Die Worterklärung findet dadurch einen ergiebigen Boden, und für manche ſchwierige und fragliche Stelle wird ſich die Forſchung noch zu bemühen haben.

Für die Kritik erwächſt ebenfalls durch dieſe Dichtungen eine anreizende Aufgabe. Die Ueberlieferungen ſtammen oft aus jüngerer Zeit, oder ſie zeigen, wie bemerkt, eine andere Sprache als die des erſten Verfaſſers. Nach dem echten zu ſtreben, wie bei der individuellen Kunſtdichtung, kann nicht immer die Aufgabe ſein, weil das Volksgedicht als Gemeingut über die Lande ſchweift und auch das Eigenthum jüngerer Tage bleibt. Hiermit aber ſind Entſtellungen verbunden, und dieſe hat der Kritiker zu heilen. Manchmal ſind die Texte ſo verdorben, daß Conjecturen verſucht werden müſſen. Nicht immer wird dies einem einzelnen gelingen. In dieſen Dingen mag ſich der philologiſche Scharfſinn noch wacker erproben.

Steht nun dieſe hiſtoriſche, literariſche und philologiſche Bedeutung der hiſtoriſch-politiſchen Volkspoeſie außer allem Zweifel, und wird die neue Sammlung nach dieſen verſchiedenen Richtungen hin nicht allein durch das, was ſie bietet, werthvoll ſein, ſondern auch durch das, was ſie anregen und erwecken wird: ſo dürfen wir hoffen, daß ſie auch außerhalb des engern Kreiſes der Hiſtoriker, Germaniſten und Literatoren eine freundliche Aufnahme finden werde. Jene hiſtoriſchen Einleitungen, welche Liliencron vor die einzelnen Lieder geſtellt hat, erleichtern Lektüre und Verſtändniß weſentlich, und in der Textmittheilung hat der Herausgeber zum Theil, eben in Rückſicht auf einen weitern Leſerkreis, von der Urkundlichkeit abgeſehen, welche dem Sprachunkundigen oft ſo ſtörend in den Weg tritt und ihm den Genuß verdirbt. Liliencron iſt hierin Ludwig Uhland gefolgt, welcher in ſeiner Sammlung der Volkslieder, „die ſo weſentlich für die Stimme, für den lautenden Mund geſchaffen ſind", eine Regelung der Schreibart einführte. Neuerdings haben auch Goedeke und Tittmann in ihrer ſchönen Liederſammlung: „Liederbuch aus dem ſechzehnten Jahrhundert", demſelben Grundſatze gehuldigt.

Wird nun aus allgemeinem hiſtoriſchen oder literarhiſtoriſchen Intereſſe Liliencron's Werk zur Hand genommen, ſo kann es nicht fehlen, daß die Leſer in einer Volksliederſammlung auch äſthetiſchen Genuß ſuchen und erwarten. Aber nach den bisherigen Urtheilen im ganzen zu ſchließen, wird nun gerade ein höherer poetiſcher Werth der hiſtoriſchen Volksdichtung gemeinhin abgeſprochen; zum mindeſten gilt er als weit zurückſtehend gegen die andern wiſſenſchaftlich bedeutſamen Momente, welche ja ſo ſehr befriedigen und für dieſe Dichtungsart ſo lebendig einnehmen. Wir leugnen nicht, daß an ſolchem Urtheil etwas Wahres iſt. Vertiefen wir uns in unſere Lieder und Sprüche, ſo werden wir gar bald gewahr, daß ſie zu ihrer Zeit nicht vorzugsweiſe einem äſthetiſchen Gefühl und Bedürfniß ihre Entſtehung verdanken. Dieſe Poeſie iſt ja Gelegenheitspoeſie in gewiſſem Sinne. Wozu alſo etwas herausſuchen, was von vornherein nicht in ihr liegt? Dazu kommt, daß gerade in den Jahrhunderten, in welchen die hiſtoriſch-politiſche Dichtung blühte, die didaktiſche Richtung vorwaltete, daß die Poeſie eine Dienerin war, daß Vers und Reim nur das Gewand abgaben für andere Zwecke, für Zwecke, welche die jüngere Zeit ausſchließlich in proſaiſcher Rede verfolgt. Und die Sprache jener Periode, welche dem claſſiſchen Zeitalter der mittelalterlichen Dichtkunſt folgte, iſt von ihrer einſtigen Höhe herabgeſunken; die metriſche Feinheit, die Reinheit des Reims iſt aufgegeben. Muß das nicht auf einen gebildeten Sinn, der nur in der harmoniſchen Uebereinſtimmung von Inhalt und Form, von Geiſt und Körper die äſthetiſche Schönheit vollendet ſieht, eine wenig erquickliche, ſelbſt abſtoßende Wirkung ausüben?

Und doch, wie kommt es, daß wir, wenn wir ohne Vorurtheil die Lieder auf uns wirken laſſen, es dennoch zu einer recht lebendigen Nachempfindung bringen? Und wir leſen ſie ja blos, wir leſen ſie ſtumm. Nicht jeder wird dieſe Nachempfindung erlangen, ein inniges, theilnehmendes Wohlgefallen ſpüren. Empfänglichkeit gehört dazu. Aber wer empfänglich iſt, wird öfters in hohem Grade gefeſſelt, ſelbſt ergriffen. Das kann doch der Gegenſtand allein nicht bewirken, der ſo weit hinter uns liegt. Und wie kommt es ferner, daß ſich manche Lieder jahrhundertelang erhalten und lebendig erhalten haben, nachdem der geſchichtliche Vorgang mit ſeiner augenblicklich feſſelnden Wirkung längſt entſchwunden war? Iſt es allein der Zauber der Melodie, welcher dieſes Fortleben hervorruft? Das kann es nicht ſein, denn die Melodien wurden vielfach benutzt, haben aber den untergelegten Texten nicht immer ein langes Leben verſchaffen können. Wie viel Lieder ſind neu gedichtet auf die Melodie des „Prinz Eugenius"; wer aber kennt ſie, wer ſingt ſie ohne Textbuch? Aber das Originallied lebt heute noch fort und iſt bekannt, und wäre es nur in der erſten Strophe.

Daß ein dichteriſcher Werth den Liedern und auch manchen Spruchgedichten innewohne, das wird auch die heutige kritiſche Beurtheilung herausfühlen. Es tritt dies zunächſt dadurch hervor, daß wir an der einen Schöpfung mehr Gefallen finden als an der andern. Das eine Gedicht erſcheint uns trocken, farblos, läßt uns völlig kalt; das andere erwärmt uns, es verſetzt uns mit zauberiſcher Gewalt in das Getümmel der Schlacht, wir möchten mit den Siegern den Jubelgeſang beginnen. Nicht der Gegenſtand allein, nicht die metriſche Form allein, ſondern die Darſtellung, die Lebhaftigkeit der Stimmung bringt dieſe nachempfindende Wirkung hervor. Auch der Zeit nach betrachtet werden wir den frühern Liedern im großen und ganzen eine bedeutendere dichteriſche Gewalt zugeſtehen als den ſpätern. Unleugbar liegt in ſolcher Unterſcheidung ein äſthetiſcher Kern verborgen.

Wenn wir nach dieſer Seite hin die Lieder der neuen Sammlung, ſoweit ſie bisjetzt vorliegt, einer Prüfung unterwerfen, ſo wird ſich die Bemerkung aufdrängen, daß die gewaltigſten Kämpfe im großen und ganzen auch die lebensvollſten Lieder hervorgebracht haben. Vor allen zeichnen ſich die ſchweizeriſchen Lieder durch große Kraft aus; ein poetiſcher Hauch ruht auf den Liedern der Ditmarſen. Wenn es geſtattet iſt, ohne irgendwie einem andern Urtheile entgegenzutreten, verſchiedene Stücke beiſpielsweiſe als beſonders anziehend zu nennen, ſo möchten wir folgende herausheben: das niederländiſche Lied „Von den Kerels in Flandern" (1323, Nr. 7 der Liliencron'ſchen Sammlung), beginnend: „Wi willen van den Kerels zinghen", das „Lied von Eppele von Gailingen" (1381, Nr. 28), Halbſuter's Lied von der Schlacht bei Sempach (1386, Nr. 34), das Seeräuberlied vom Störtebeker (1402, Nr. 44), welches leider nicht mehr in urſprünglicher Faſſung vorhanden iſt. Der bekannte Türkenſchrei (1453, Nr. 100) zeichnet ſich durch rhetoriſche Kraft aus. Der zweite Band enthält mehrere Lieder des trefflichen ſchweizeriſchen Volksdichters Veit Weber (verzeichnet im Namenregiſter). Der Volksballade nähert ſich das einſt ſehr beliebte Lied vom Lindenſchmid (Nr. 178).

Sehr frisch ist auch das Lied vom Fräulein aus Britannia (1491, Nr. 180), welches in hoch- und niederdeutscher Fassung mitgetheilt ist. Die Lieder von der Schlacht bei Hemmingstedt (1500, Nr. 212 fg.) gehören zu den schönsten Blüten der Volkspoesie. Schließlich sei das Liedchen des Hans Gern von Ems über die Böhmenschlacht (1504, Nr. 241) als lebensvolles und gefälliges Beispiel dieser Liedergattung namhaft gemacht.

Ein Verzeichniß der Liederanfänge wird hoffentlich am Ende der Sammlung beigefügt. Liliencron bemerkt in der Einleitung, die Erfahrung werde lehren, ob ein dem Schlusse der Sammlung anzuhängendes eigenes kleines Wörterbuch Bedürfniß sei. Soweit ich Gelegenheit hatte, hierin Erfahrung zu sammeln, möchte allerdings ein solches Wörterbuch sich als rathsam erweisen.

Der folgende Band wird die Lieder der Reformationszeit bringen. Mit Spannung sehen wir ihm entgegen.

Reinhold Bechstein.

Ein altenglisches Trauerspiel.

George Chapman's Tragedy of Alphonsus, Emperor of Germany. Edited with an Introduction and Notes by *Karl Elze*. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr.

Der Herausgeber, seit längerer Zeit bemüht, den literarischen und allgemeinen Verkehr, der im elisabethanischen Zeitalter zwischen Deutschland und England bestanden hat, nachzuweisen, hat diesem Gegenstande bereits zur dreihundertjährigen Geburtstagsfeier Shakspeare's ein verdienstvolles Schriftchen, „Die englische Sprache und Literatur in Deutschland" (Dresden 1864) betitelt, gewidmet. Nachdem nun diese Frage auch von anderer Seite beleuchtet worden und Rye in seinem „England as seen by Foreigners" einen interessanten Beitrag dazu geliefert, Albert Cohn in seinem „Shakespeare in Germany" die Anwesenheit der „englischen Komödianten" in Deutschland im letzten Viertel des 16. und während des großen Theils des 17. Jahrhunderts festgestellt hat, ist es Elze gelungen, mit dem vorliegenden Stücke einen neuen Beleg dafür beizubringen, wie eng die Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und England im 16. Jahrhundert gewesen sein müssen. Aus der in vortrefflichem Englisch geschriebenen Einleitung des Herausgebers erfahren wir, daß das Stück seit 1654, wo es zum ersten mal im Druck erschien, nie wieder aufgelegt worden ist, während der vom ursprünglichen Verleger demselben vorangeschickte Gruß an den Leser uns berichtet, daß es im berühmten Blackfriarstheater mit großem Beifall aufgenommen worden sei.

Wie schon aus dem Titel zu ersehen, stimmt die Tragödie nicht mit den historischen Thatsachen überein, da ja Alfons von Castilien niemals deutscher Kaiser war; ebenso wenig hat er sich, wie es Chapman darstellt, mit Richard von Cornwall um die Kaiserkrone beworben, noch die ihm im Stücke beigelegten Verbrechen begangen. Auch würde der innere poetische Werth des Stücks es durchaus nicht würdig gemacht haben, seiner wohlverdienten Vergessenheit entrissen zu werden; denn waren schon Chapman's dramatische Leistungen überhaupt nur untergeordneter Art, so gehört die vorliegende entschieden nicht zu seinen bessern. Alles dies gesteht der jetzige Herausgeber in der Einleitung selbst ein. Was ihn dennoch bestimmte, das Stück aus der Verborgenheit, in welcher es volle zwei Jahrhunderte gelegen, hervorzuziehen, ist die genaue Kenntniß deutscher Zustände und der deutschen Sprache, welche Chapman in demselben verräth. Das Bild, welches er von den erstern entwirft, ist zwar nicht das des 13. Jahrhunderts, in welchem nämlich das Stück spielt, sondern wir erblicken in ihm das Zeitalter des Dichters selbst, also das 16. Jahrhundert, dies aber so treffend, wie es nur einem mit den Verhältnissen Vertrauten zu schildern möglich sein konnte.

Was das Sprachliche anlangt, so finden sich nicht nur im englischen Texte deutsche Ausdrücke und Wendungen, sondern einige Stellen sind sogar vollständig in deutscher Sprache geschrieben. Wie Chapman zu dieser genauen Bekanntschaft mit deutschen Zuständen, Sitten und Sprache gelangt sei, ist bei der äußerst lückenhaften Kenntniß, die wir von seinem Leben besitzen, unmöglich zu ermitteln. Elze vermuthet, er könne sich eine Zeit lang (etwa von 1578—94) in Deutschland aufgehalten, oder doch sich den in London eingewanderten Deutschen oder von Deutschland zurückgekehrten englischen Komödianten enger angeschlossen haben. Vielleicht auch, meint Elze, war er mit dem damals in London lebenden Dichter Rudolf Wecherlin näher bekannt. Da aber selbst ein noch so inniger Verkehr mit Deutschen im Auslande nicht hingereicht haben würde, Chapman eine so genaue Kenntniß des Deutschen beizubringen, so geht der Herausgeber noch weiter und stellt die Vermuthung auf, er möge von einem deutschen Mitarbeiter bei diesem Stück unterstützt worden sein. Es fragt sich aber dabei immer noch, wie der Dichter einem londoner Publikum zumuthen konnte, die in deutscher Sprache vorgetragenen Stellen zu verstehen.

Was übrigens den Inhalt des Stücks betrifft, so führt Elze mit Recht an, daß der politische Zustand des Zwischenreichs im 13. Jahrhundert, wie der Dichter ihn schildert, der Anarchie des Dreißigjährigen Kriegs sehr ähnlich war. Wie Alfons in der Tragödie, so läßt sich auch Ferdinand von machiavellistischen Grundsätzen leiten; wie jener war auch er fanatisch, grausam, listig und rachsüchtig. Auch das Verhältniß, in welchem Lorenzo zu Alfons steht, ist dem des Paters Lamormain zum Kaiser Ferdinand ähnlich, und so sind noch manche andere Beziehungen auf Persönlichkeiten und Verhältnisse jener Zeit im Stücke enthalten. Wir hätten hier also, wenn auch nicht ein historisch wahres, so doch jedenfalls ein politisch treues Zeitbild vor uns, und als solches wird das Stück, trotz seinem Mangel an poetischem Werth, immerhin als interessant zu empfehlen sein, und hat sich Elze durch den Fleiß und die Sorgfalt, die er auf dessen Herausgabe verwendet, ein Verdienst erworben.

David Asher.

Feuilleton.

Das Jubiläum der Wartburg.

Die Wartburg spielt nicht nur in der deutschen Geschichte eine hervorragende Rolle, sie spielt eine solche auch in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Es sind namentlich machtvolle Einflüsse auf die Entwickelung der deutschen Sprache von dort ausgegangen, und mehr noch als die wettkämpfenden Minnesänger des Mittelalters hat Martin Luther auf dieselbe eingewirkt, indem er hier seine in vieler Hinsicht die Sprache umgestaltende Bibelübersetzung schrieb. Luther's große Verdienste wurden denn auch bei dem achthundertjährigen Jubiläum der Burg, das am 28. August festlich begangen ward, mit warmen Worten von den theologischen Festrednern anerkannt, von denen von Grüneisen in der Kapelle in einer dialektisch feinen Rede voll geschichtlicher Perspectiven, Dittenberger mit markigen Worten vor dem Volke auf dem Burghof ihre Aufgabe lösten, die Bedeutung der Wartburg für die Entfaltung des christlichen Lebens darzulegen. Die poetische Gestalt der Elisabeth wurde von den Schwesterkünsten Musik und Poesie in dem großen, im Rittersaal zur Aufführung gebrachten Oratorium gefeiert, welches Franz Liszt nach einem Texte von Otto Roquette componirt hat und welches selbst die Gegner der Liszt'schen Richtung zu warmer Anerkennung zwang. Auch der Pflege von Kunst und Wissenschaft galt der sinnige Toast des Großherzogs Karl Alexander bei dem Hofbankett im Sängersaal der Wartburg, wo der Herausgeber d. Bl., anknüpfend an Goethe's Geburtstag, der mit dem Jahrestag des Jubiläums zusammenfiel, den folgenden Toast ausbrachte:

Hier, wo der Wartburg hohe Thürme ragen,
Umflüstert von der Mär' aus alten Tagen,
Hört man das Herz der deutschen Dichtung schlagen,
Hier, wo gekämpft einst mit gewaltigem Ringen
Klingsohr und Eschenbach und Osterdingen.
Fürwahr, des deutschen Liedes Erinnerung
Bleibt immerdar an dieser Stätte jung.
Es überlebt der bösen Zeiten Nacht,
Ein heimlich Leuchten in den Finsternissen;
Aufflammt's am schönern Tag mit heller Pracht,
Des Volkes Seele und des Volks Gewissen.

Doch nicht verschwand der Dichtung Sonnenstrahl,
Der diese Burg vergoldend einst verklärt;
Die Muse zog hernieder in das Thal,
Wo hoher Sinn den gleichen Schutz gewährt.
Die Sängerlaube schlingt den Blütensproß
Im schattigen Grund der Ilm ums Fürstenschloß.

Ganz Deutschland aber ward zum Sängersaal,
Durchleuchtet von der Rosenlaube Strahl.
Nicht heißem Kampf mehr ist der Sieg beschieden,
Es ward der Sängerkrieg zum Sängerfrieden.
Und Hand in Hand in schönem Bunde wandern
Der Dichtung Meister einer mit dem andern.

Es schmückt der alte Lorber unverloren
Den Sänger, den der heut'ge Tag geboren.
Ja, lieblich, von des Herzens Lust und Leide
Singt er wie Walther von der Volgelweide,
Und Wolfram lebt als Wolfgang noch einmal;
Du wardst zum Faust, tiefsinn'ger Parcival.

So pflanze auf des Geistes höchste Warte,
Du deutsches Lied, die ewige Standarte!
Wie Klingsohr's Mantel einst in alten Tagen
Soll dich der Welt geheimster Zauber tragen;
Den Luther aber borge Wehr und Waffen,
Um kampfbereit am großen Werk zu schaffen,
Die Sterne über dir auf hoher Wacht,
In dir den Gott, des ewigen Geistes Macht!
Hoch Goethe und die deutsche Dichtung!

Das „Schlummerlied".

Daß es mit dem Beweise von der Echtheit des vielfach angezweifelten und bekämpften althochdeutschen „Schlummerliedes", welchen Franz Pfeiffer in „Forschung und Kritik. II." (Wien 1866) zu führen versucht hat (vgl. Nr. 41 d. Bl. f. 1866), nicht sein Bewenden haben würde, war vorauszusehen. Zuerst ließ sich Konrad Hofmann als nicht bekehrter Zweifler vernehmen. In den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der münchener Akademie vom 7. Juli 1866 veröffentlichte er eine kleine Abhandlung über das „Schlummerlied", in welcher er hauptsächlich gegen dessen Echtheit geltend machte, daß seine Verse trotz aller Besserungsvorschläge Pfeiffer's doch nicht den Gesetzen des Stabreims und der althochdeutschen Betonung entsprechen; wären sie echt, dann müßten sie eine ganz andere Gestalt haben. Ueberraschend war am Schlusse die Notiz, daß Professor P. Jaffé, bekanntlich eine Autorität ersten Ranges in Sachen der Handschriftenkunde, auf Wunsch Hofmann's eine Prüfung des fraglichen Pergamentstreifens vorgenommen habe. Die Entscheidung Jaffé's lautete: „Ich habe mir in Wien das «Schlummerlied» vorlegen lassen und fand — wie ich schon dort kein Hehl hatte — graphischerseits die unzweideutigsten Zeichen, daß eine moderne Fälschung vorliege."

Gegen Pfeiffer's Beweisführung trat auch Professor Wilhelm Müller auf im siebenundzwanzigsten Stück der „Göttinger gelehrten Anzeigen" vom Jahre 1867. Müller bleibt bei seiner frühern Ansicht stehen, die er kurz nach Erscheinen des „Schlummerliedes" geäußert hat. Er spricht schließlich die Hoffnung aus, die Zeit werde wol über die Ausführung der Fälschung und ihren Urheber Näheres lehren.

Nachdem Jaffé's Urtheil durch Hofmann in seinem Hauptergebnisse bekannt gemacht war, durfte man auf die ausgeführte Begründung gespannt sein. Jaffé gibt dieselbe nun auch im letzten Hefte des dreizehnten Bandes von Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum". Einige seiner Bedenken scheinen geringfügig und lassen den Beweis vermissen. Ein Moment ist allerdings in hohem Grade geeignet, Verdacht zu erregen: der Umstand nämlich, daß die Schrift nicht unter, sondern über den Schmutzflecken hinwegziehe, welche das Pergament enthält und welche demselben auf den ersten Blick ein sehr alterthümliches Ansehen verleihen.

So ist das arme „Schlummerlied", das einst von Jakob Grimm so hochgeschätzte, von Uhland als poesievoll anerkannte, wieder aus der Reihe der ältesten Denkmäler unserer Literatur hinausgestoßen. Aber mit Jaffé's Entscheidung, wie gewichtig sie auch sein mag, werden die Acten noch nicht geschlossen sein. Es wird den Paläographen Wiens, die einst für die Echtheit des „Schlummerliedes" in die Schranken traten, die Verpflichtung nahe liegen, falls sie sich nicht für überwunden halten, gegen Jaffé's Beweisführung die Gegengründe geltend zu machen. Der grammatischen, metrischen, mythologischen Erörterungen sind es nun genug. Jetzt hat allein nur noch die Handschriftenkunde ein Wort zu reden. Und jene von Jaffé gemachte Beobachtung wird Veranlassung sein müssen, bei der Nachprüfung nicht allein die Lupe, sondern das schärfste Mikroskop zu Hülfe und zu Rathe zu ziehen.

Bibliographie.

Aschbach, J., Roswitha und Conrad Celtes. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.

Bartsch, K., Bibliographische Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie im Jahre 1866. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Gizndt, O., Novellen. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 1 Thlr.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 5tes Bdchn.: Viel Lärmen um Nichts. Uebersetzt von A. Wilbrandt. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kunst und Kunstindustrie
auf der Weltausstellung von 1867.

Pariser Briefe von

Friedrich Pecht.

Zweite Auflage. 8. Cartonnirt. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der bekannte münchener Maler und Kunstschriftsteller Friedrich Pecht schrieb während seines zweimonatlichen Aufenthalts zu Paris eine Reihe von Briefen über die Weltausstellung, welche zuerst in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" mitgetheilt wurden und, nach vielfacher Durcharbeitung und Vervollständigung, hier im Zusammenhange erscheinen. Sein Buch liefert ein höchst anschauliches Bild von den Leistungen der Kunst und Kunstindustrie bei den verschiedenen Nationen, mit stetem Hinblick auf Deutschland, und empfiehlt sich ebenso als wohlunterrichteter Führer durch die Ausstellung wie als lehrreicher Wegzeiger zu dem Ziele, die deutsche Gewerbsthätigkeit inniger mit der Kunst zu durchdringen, als dies bisher im Vergleich zur französischen Industrie der Fall gewesen.

Pecht's Briefe geben die erste zusammenhängende Darstellung der Ausstellung und haben bereits allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Die erste Auflage war binnen wenig Wochen vergriffen und das Buch liegt bereits in zweiter Auflage vor. Die Bairische Zeitung sagt darüber unter anderm: „Alles in allem glauben wir, kann wer nach Paris wandert nichts Besseres thun, als das Buch, wie wir selbst vorhaben, in die Tasche zu stecken."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Erster Band.

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von Karl Goedeke und Julius Tittmann.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die hiermit beginnende Sammlung wird die poetische Production des 16. Jahrhunderts — Lieder, Fabeln und Schwänke, Schauspiele, Lehrdichtungen, Erzählungen —, und zwar die Hauptwerke ihrer Hauptvertreter, in neuen mit Einleitungen und Erklärungen versehenen Ausgaben umfassen. Sie bildet somit gewissermaßen eine Fortsetzung der in demselben Verlage erscheinenden Sammlung: „Deutsche Classiker des Mittelalters." Für die Gediegenheit der Auswahl, wie für die quellenmäßige Correctheit der Texte bürgen die Namen der Herausgeber. Es darf daher für diese Reihe deutscher Nationaldichtungen dieselbe allgemeine Theilnahme erwartet werden, welcher jene andere Sammlung sich in so hohem Grade zu erfreuen hat, zumal der Preis trotz eleganter Ausstattung im Interesse der allgemeinsten Verbreitung überaus billig gestellt ist.

Der erste Band, enthaltend Volks- und Gesellschaftslieder, historische, geistliche und Meisterlieder aus dem 16. Jahrhundert, sprachlich und sachlich erläutert, ist nebst einem Prospect über das ganze Unternehmen in allen Buchhandlungen zu haben. Derselbe kostet bei einem Umfange von 26¾ Bogen nur 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe und Leipzig.

Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Anknüpfend an die Feier des 19. October, an welchem Tage der junge Goethe im Jahre 1765 auf der Universität Leipzig inscribirt wurde, gibt der Verfasser in diesem Buche eine Menge sehr werthvoller, zum Theil bisher weit zerstreuter, zum Theil noch ganz unbekannter Mittheilungen aus Goethe's Leben und dem seiner Zeitgenossen, darunter eine Anzahl hier zum ersten mal gedruckter Briefe Goethe's. Das Werk ist sonach keine Gelegenheitsschrift, sondern eine wichtige Ergänzung der Goethe-Kunde und ein dankenswerther Beitrag zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GEOGRAPHISCHER HANDATLAS
über alle Theile der Erde.

Entworfen und gezeichnet von Dr. **Henry Lange.**

30 Blätter in Farbendruck.

Zweite berichtigte und ergänzte Auflage.

Folio. In 6 Lieferungen zu je 5 Blättern.

Subscriptionspreis für jede Lieferung 1 Thlr.

Lange's „Geographischer Handatlas" empfiehlt sich zu allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit und Correctheit, Sauberkeit des Stichs und Colorits mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt. Er hat bereits so günstige Aufnahme gefunden, dass eine zweite Auflage nöthig geworden ist, welche in 6 Lieferungen zu je 1 Thlr. erscheint. Sämmtliche Karten wurden genau revidirt und mit allen Grenzveränderungen, den neuen Eisenbahn- und unterseeischen Telegraphenlinien sowie mit dem neuentdeckten geographischen Material bis auf die Gegenwart ergänzt.

Die erste und zweite Lieferung der neuen Auflage sind bereits erschienen und nebst einem Prospect durch alle Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen zu beziehen.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Alle Bücherkäufer werden auf den soeben ausgegebenen

Katalog werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig

zu bedeutend ermässigten Preisen,

welcher in fünf Abtheilungen eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthält, besonders aufmerksam gemacht.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 19. September 1867.

nhalt: Friedrich Thiersch. — Revue politischer Broschüren. (Beschluß.) — Unterhaltungsliteratur. — Literarhistorische Monographien. Von ugen Labes. — Reinmar von Zweter. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (George Sand und Shakspeare; Lessing's „Minna von Barnhelm"; „Partonopier und Meliur" von Konrad von Würzburg.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Friedrich Thiersch.

riedrich Thiersch's Leben. Herausgegeben von Heinrich W. J. Thiersch. Zwei Bände (1784—1860). Leipzig, C. F. Winter. 1865—66. Gr. 8. 6 Thlr.

Wer auch nur wenig von dem Manne weiß, welcher r Gegenstand der vorliegenden Lebensbeschreibung ist, für n bedarf das Buch selbst keiner weitern und besondern mpfehlung. Dagegen steht es bei der seltenen Bedeu- ng Friedrich Thiersch's und bei dem nicht blos vor- ergehenden Einfluß, den er in den Kreisen der Wissen- aft und des öffentlichen Lebens in verschiedenen Bezie- ngen nachhaltig geübt hat, um so mehr der Kritik an, igehender über das Buch selbst sich zu verbreiten, je hr es geeignet ist, das verschiedenartige Interesse, das h an die Lebensverhältnisse dieses Gelehrten knüpft, in nen einzelnen Richtungen und Beziehungen zum leben- gen Ausdruck zu bringen.

Der Herausgeber desselben ist der älteste Sohn des rstorbenen, der unter anderm durch die, 1864 bereits vierter Auflage erschienene Schrift: „Ueber christliches milienleben", den Lesern vielleicht nicht unbekannt ge- eben ist. Daß die Arbeit in die rechten Hände gekom- n ist, wird sich für einen jeden unbefangenen Leser des chs sofort ergeben. Auch kann es nur gebilligt wer- t, daß dabei die frühere Absicht, aus dem literarischen chlaß von Friedrich Thiersch zunächst die Briefe desselben d dann, außer dem zweiten Theil seiner „Reisen in Ita- r", seine ausführliche Biographie erscheinen zu lassen, gegeben worden ist, und daß man sich vielmehr für eine ensbeschreibung in Verbindung mit einer Auswahl aus ten Briefen entschieden hat, welche theils in der Familie Verewigten aufbewahrt, theils durch die Güte alter eunde mitgetheilt worden waren. Daß hier und da h Briefe von bedeutenden Persönlichkeiten an Thiersch gefügt worden sind, erwähnen wir gleich hier, und ß sind alle diese Briefe nicht nur willkommen, sondern Gewinn für das Buch, denn sie sind interessante und thvolle Beiträge zur Literaturgeschichte und biographi- n Literatur und Charakteristik seiner Zeitgenossen.

Der Herausgeber hat seinen reichen Stoff in der Weise behandelt, daß eine zusammenhängende Erzählung des Lebens und der Lebensverhältnisse die mitgetheilten Briefe gleichsam einleitet. Diese Erzählung dient dann als Faden zur Anreihung und Verknüpfung der Briefe, und soll mit Hinweisung auf die gedruckten Werke Thiersch's ein Bild seiner vielseitigen Wirksamkeit geben. Ausdrücklich wird in der Vorrede bemerkt, daß man die beim Mangel von Memoiren und Tagebüchern vorhandenen Lücken aus mündlicher Ueberlieferung seitens der Witwe, sowie durch mühsame Ermittelung von Einzelheiten und aus eigener Erfahrung zu ergänzen gesucht hat. Dagegen stellen sich die mitgetheilten Briefe nicht selten als ein den Text, nämlich die Biographie, weiter ausführender und erläuternder Commentar dar. Wie sehr übrigens auch der Herausgeber recht haben mag, daß es „unmöglich gewesen, etwas Vollkommenes herzustellen, und daß bei einer solchen Mannichfaltigkeit des Stoffs Irrthümer im einzelnen nicht ganz vermieden worden sein mögen", so müssen wir doch in seiner Arbeit die Wahrheitsliebe und die unabhängige Gesinnung rühmend anerkennen, durch welche der Verewigte selbst ausgezeichnet war. Im allgemeinen bemerkt der Herausgeber, daß er mit seiner Arbeit „eine ihm heilige Pflicht der Pietät und Dankbarkeit erfüllen wollte und zugleich einen Beitrag zur Geschichte unsers Jahrhunderts zu geben und in Erinnerung zu bringen wünschte, was Baiern an Friedrich Thiersch gehabt hat".

Die im ersten Bande begonnene Biographie reicht von 1784—1830 und sie findet im zweiten Bande ihren Abschluß. Den hier zunächst in Betracht kommenden Zeitraum hat der Herausgeber in zehn Abschnitte getheilt, wie sie theils durch wesentliche Momente im Leben des Verstorbenen, theils durch die Rücksicht auf politische Ereignisse, die auf dasselbe von entscheidendem Einfluß gewesen, sich bedingen und gleichsam von selbst darbieten. In diesen einzelnen Abschnitten bewegt sich die in ihrem Zusammenhange ein Ganzes bildende Erzählung des Lebens von Thiersch, und ihr reihen sich dann die vom dritten Abschnitt an bald in größerer, bald in geringerer Zahl beigefügten Briefe an.

Der gesammte Stoff vertheilt sich demgemäß für den ersten Band in nachstehender Weise: „Das Vaterhaus"; „Schulpforte"; „Leipzig"; „Göttingen"; „Erste Wirksamkeit in München zur Zeit der französischen Oberherrschaft"; „Die Zeit der Befreiungskriege. Reisen nach Paris, Wien und London"; „Begründung des Hausstandes. Wissenschaftliche Arbeiten. Reaction in Deutschland. Erhebung in Griechenland"; „Reise nach Italien"; „Letzte Jahre des Königs Maximilian Joseph. Regierungsantritt König Ludwig's I."; „Wirksamkeit für die Gelehrtenschulen". Durch diese Vertheilung des Stoffs wird eine zweckmäßige und bezeichnende Uebersicht für die ganze Lebensbeschreibung gewonnen.

Es ist natürlich, daß der einzelne Leser, wenn er nicht aus gewissem Grunde das vorliegende Leben im Zusammenhange liest, je nach seinem besondern Interesse und der Art seiner eigenthümlichen Studien den einen Abschnitt vor dem andern zu seiner Belehrung vorzugsweise ins Auge faßt; gleichwol können wir versichern, daß in unserer nüchternen, von materiellen Interessen ungebührlich beherrschten Gegenwart ein jeder aus diesem gesammten „Leben" mit seiner Richtung auf das Ideale, seiner Begeisterung für die Ereignisse der Zeit und für einzelne Bestrebungen, viel lernen kann. Namentlich gilt dies von der studirenden Jugend. In dieser Hinsicht möchten wir das, was hier über die Universitätszeit in Leipzig (1804—7) mitgetheilt wird, besonders empfehlen. Wiewol Thiersch „von jugendlicher Kraft überströmte", dachte er doch von dem Werth der Zeit, von der Wissenschaft und von seiner Lebensaufgabe zu hoch, „um in den Spielwerken der Roheit und der Kinderei eine würdige Anwendung der allerwichtigsten Lebensjahre zu sehen". Uebrigens hatte er sich in Leipzig neben seinen philologischen Studien anfangs wesentlich dem Studium der Theologie gewidmet und bereits das theologische Examen überstanden. Die dazu vorschriftsmäßig ausgearbeitete Predigt ist noch im Concepte vorhanden. Er gab indeß später das Studium der Theologie auf und faßte „einen noch glücklichern und für die Vollendung seiner Bildung heilsamern Entschluß", er ging nach Göttingen, um sich dort zu einer Wirksamkeit für die Wissenschaft des classischen Alterthums zu rüsten. Infolge dieses Aufenthalts in Göttingen (1807—9) war über seinen Lebensgang entschieden, und es wird daraus erklärlich, daß dieser Aufenthalt in Göttingen fortan seine schönste Jugenderinnerung blieb. Der I, 47 abgedruckte Brief von Thiersch an Krehl, den nachherigen leipziger Professor, mit dem ihn eine innige Freundschaft von Schulpforte her verband, ist ein sprechendes „Denkmal seiner jugendlichen poetischen Stimmung und ein Hymnus auf Göttingen".

Im allgemeinen enthalten die biographischen Einleitungen zu den Briefen manche willkommene und anziehende Aufschlüsse über die Zeit und die öffentlichen Zustände, auf die sich die einzelnen Briefe beziehen, und sie verbreiten ebenso viel Licht über diese, als sie zugleich der Lebensbeschreibung zu fester Unterlage dienen. In gleich anregender Weise treten auch in den Briefen von Thiersch und an Thiersch in den persönlichen Beziehungen die Zeiten selbst, denen sie angehören, dem verständigen und theilnehmenden Leser nahe. Namentlich gilt dies von den Briefen von Thiersch selbst, theils in Bezug auf sein Wollen und Streben, theils für das, was er gewesen und geleistet. Hin und wieder ergänzen die an Thiersch gerichteten Briefe, z. B. die von Friedrich Jacobs, manches in den seinigen und führen einzelnes, auch aus andern Gesichtspunkten weiter aus. Seine eigenen Briefe sind von seltener Klarheit, Offenheit und selbstbewußter Bestimmtheit, die einen jeden Hintergedanken bei ihm, sowie jeden Zweifel für andere ausschließt. Mit seiner entschiedenen Wahrheitsliebe geht ein tiefes Rechtsgefühl, sittlicher Ernst und der Reichthum eines edeln Gemüths gleichsam Hand in Hand, und dies alles läßt ihn auch in seinen Briefen um so lebendiger als eine edel angelegte und scharf ausgeprägte Persönlichkeit in seiner ganzen Liebenswürdigkeit hervortreten. Was er einmal in einem Briefe an seinen geistesverwandten, von gleichem Streben beseelten Freund, den Professor Lange in Schulpforte, am 11. April 1830 schrieb, daß er, Thiersch, „eine seltsame, wenn Sie wollen, unglückliche Neigung habe, den Armenadvocaten zu machen" (erst, setzt er hinzu, „waren es die verfolgten Turner, dann die armen Griechen, deren ich mich annahm, und nachdem diese so ziemlich unter Dach gebracht worden, die verlassenen bairischen Schulen, zuletzt die armen Würtemberger, die an die Reihe kamen", I, 371), das gewinnt durch die erwähnten Eigenthümlichkeiten seines Wesens einen noch größern tiefern Werth.

Indeß wollen wir es durchaus nicht versuchen, Thiersch selbst und sein Leben in seinem eigensten Wesen und auch nur in den Hauptzügen nach der vorliegenden Biographie und den mitgetheilten Briefen zu kennzeichnen. Nur auf einzelne Seiten des Lebens und der öffentlichen Thätigkeit des Mannes machen wir aufmerksam.

In Thüringen geboren, fand Thiersch, der entschiedene Protestant, schon 1809 in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, in der merkwürdigsten und gewaltsamsten Krisis die Baiern je erlebt hat, im katholischen München seinen bleibenden Wohnsitz und die Stätte seiner lebenslänglichen Hauptwirksamkeit. Schwere Aufgaben und ungeahnte Kämpfe erwarteten ihn dort, und es fehlte zu zeiten nicht an Versuchungen, seine dortige Stellung aufzugeben und das von ihm freiwillig gewählte Vaterland wieder zu verlassen. Die zu diesem Lebensabschnitte von 1809—19 vom Herausgeber geschriebene historische Einleitung gewährt nicht nur sehr interessante und lehrreiche, auch noch für unsere Zeit vielfach aufklärende Rückblicke auf Baierns Geschichte in der letzten Zeit und auf die damaligen Zustände im Staatsleben wie auf dem Gebiete der Wissenschaften und auf dem der Kirche, sondern sie läßt auch schon im voraus die Schwierigkeit jener Aufgaben und die Gefahren erkennen, mit denen Thiersch dort zu kämpfen hatte. Die Klarheit seines Geistes und die Festigkeit seines Willens konnte ihm dies nicht ersparen, vielleicht um so weniger, je mehr er bemüht war, „sich auf dem Posten eines wohlbegründeten Christenthums zu halten" (I, 315).

ch 1826 schrieb er: „Der Protestant bleibt immer Fremd- g im katholischen Lande, und wie leicht können Umstände treten, die die Rückkehr in die ursprüngliche Heimat die Einfahrt im friedlichen Hafen erscheinen lassen“ 321). Gleichwol wollen wir nicht ohne Grund be- ders hervorheben, daß die Briefe von Thiersch aus der t von 1809—13, namentlich über König Maximilian I. über seine echte Herrscherweisheit und seinen entschie- en Charakter viel Licht verbreiten.

Eine besondere Stelle im innern und äußern Leben Thiersch nehmen bekanntlich, neben der ernsten Ver- ung seiner Studien in das griechische Alterthum und anhaltendsten und ergiebigsten Beschäftigung damit, e Beziehungen zu dem neuen Griechenland und zu dem griechischen Volke ein. Es ist von Interesse, daß die- Philhellenismus schon frühzeitig in ihm sich regte tiefere Wurzeln geschlagen hatte, denn schon auf der versität in Leipzig, also 1804—7, dichtete er eine age des Demetrius über sein Vaterland“, über den nkenen Zustand Griechenlands, aus dem hier I, 23 ge Strophen mitgetheilt werden. Schon in München, Jahre 1813, führte dieses Interesse zu einer gewissen ktischen Thätigkeit, und sogar eine prophetische Hoffnung ate damals Thiersch, im Hinblick auf die Bemühun- der Griechen, „dem äußern Despotismus eine innere uer entgegenzustellen“, dahin aussprechen, daß „am e das Gebäude ihrer unwissenden Beherrscher wie von st zusammenfallen werde“. Er unterstützte jene, auf das ulwesen gerichteten Bemühungen der Griechen auf viel- e Weise, indem er ihnen das Interesse und die Unter- ung des Auslandes, namentlich Deutschlands, zuzu- en suchte und damals (1813), nachdem er in Paris persönliche Bekanntschaft mit Korais gemacht hatte, en ersten Aufsatz über die Neugriechen und ihre Schu- sowie über die um die Bildung ihres Volks verdien- Griechen veröffentlichte, von denen man anderswo, . in Norddeutschland, kaum noch etwas wußte. Thiersch st konnte schon damals, wie er in seinem spätern, noch mehrfach belehrenden Buche: „De l'état actuel de la ce“ (Leipzig, Brockhaus, 1833) mittheilt (II, 123), in m Bericht an die Akademie der Wissenschaften in Mün- über die geistige Bewegung in Griechenland die bal- politische Wiedergeburt desselben, welche erst vom re 1821 an datirt, mit einer Sicherheit behaupten, in der That etwas Ueberraschendes hat. Es gewährt t geringes Interesse, diese Beziehungen im Leben von ersch zu Griechenland und zu dessen späterer Erhe- g im einzelnen in verfolgen und ihrer weitern Ent- elung bis zu der entscheidenden Stellung nachzugehen, he Thiersch zu verschiedenen Zeiten nach dem Jahre 1 und bis 1832 zu den einzelnen vorübergehenden ungen der griechischen Frage eingenommen hat. Sie en für ihn und für sein gesammtes Leben ebenso be- sam, als sie zugleich ein werthvoller Beitrag zur Ge- hte des Philhellenismus selbst sind. Indeß mag hier noch im einzelnen auf seine Beziehungen zur Bil- dung der griechischen Jugend, wofür Thiersch in München schon frühzeitig einen fruchtbaren Boden fand, und auf die besondere Sympathie hingewiesen werden, die zwischen dem Kronprinzen Ludwig, nachmaligem König von Baiern, und Thiersch für die Befreiung Griechenlands bestand. Mit Recht sagt der Herausgeber von ersterm (I, 256): „Seine Begeisterung für die von den Höfen proscribirte Sache der Griechen war frei von Eigennutz und zeugte von einem großmüthigen und des Vertrauens zu den Menschen fähigen Sinn.“ König Ludwig konnte daher auch in einem nicht gedruckten Gedicht von dem in seiner Noth verlassenen und zurückgestoßenen Griechenland sagen: „Die Fürsten haben dich verworfen, die Völker haben dich erwählt.“ Jene Sympathie zwischen beiden offenbarte sich auch in dem gleichen Urtheile über die „schnöde“ Behandlung der griechischen Sache durch die Mächte und über die falsche Politik derselben gegen das wahre Wohl Griechenlands. Die hier mitgetheilten Briefe von Thiersch sind dafür ein lautredendes Zeugniß, und auch Anselm Feuerbach durfte in einem Briefe sein gleiches Urtheil in den schon oft gegen die Mächtigen der Erde und noch bis in die jüngste Zeit gebrauchten Vers des römischen Dichters einkleiden: „Discite justitiam, moniti, nec temnere Divos!“

Thiersch selbst blieb sich auch hierin fortwährend gleich, da seinem reinen Interesse für Griechenland, das ihn von Jugend auf beseelt hatte, auch das Verständniß der griechischen Frage entsprach, und er sich als ebenso der griechischen Sache ergeben wie in allen betreffenden Verhältnissen unterrichtet bezeichnen durfte. Ein gültiger Beweis dafür ist auch sein I, 352 fg. mitgetheilter Brief an Eynard in Genf vom 10. November 1829, der in seinem nachmaligen Einfluß auf den Gang der griechischen Sache so entscheidend geworden ist, wennschon der endliche Ausgang nicht nur infolge der Schwäche und Kurzsichtigkeit der kleinen Politik, sondern hauptsächlich infolge der schnöden und falschen Behandlung der großen Politik der europäischen Mächte die Sache selbst wesentlich nicht gefördert hat.

In gleicher Weise wie Thiersch schon frühzeitig ein reines Interesse für das zu neuem Leben erwachende Griechenland hegte, lebte auch in ihm, als er noch die Universität in Leipzig besuchte, die deutsch-patriotische Gesinnung, und nicht erst später, sondern schon damals faßte er die Lage des Vaterlandes und die Pflicht der Patrioten tief und richtig auf. Er gehörte zu denen, die Gefühl für die Schmach des Vaterlandes und Unwillen gegen die fremden Unterdrücker, sowie gegen die einheimischen Verräther empfanden, und er bewahrte das heilige Feuer der Vaterlands- und Freiheitsliebe und die Glut der Hoffnung auch während der winterlichen Stürme, die über Deutschland hereinbrachen. Die Gefahr der deutschen Bildung und Gesittung stand ihm auch während seiner Versenkung in die Schriften der alten Griechen tief vor der Seele. „Schilt nicht“, schrieb er im December 1806 an seinen lieben Freund Krehl, „auf die Deutschen,

die ſich ſelbſt den Fremdlingen unter das Joch gegeben haben, ſie ſtehen doch über alle erhaben an Gerechtigkeit und weltbürgerlichem Sinn, an Gelehrſamkeit und innerer productiver Kraft.“ Zu Jahn, den in der deutſchen Sache „gleichſtrebenden Freund“, ſtand Thierſch in ſo nahen Beziehungen, daß, nachdem die Verfolgung gegen die Patrioten begonnen und Thierſch gewarnt wurde, ſeine Freundſchaft mit dem von den Regierungen geächteten und damals verhafteten Manne nicht zur Schau zu tragen, er trotzdem ſeine Ueberſetzung des Pindar, die 1820 erſchien, Jahn, „dem Erneuerer der Turnkunſt“, zueignete. Er nahm dabei zugleich Veranlaſſung, die in echtem Sinn geübte Gymnaſtik als „Pflege der leiblichen Stärke und des männlichen Muths und, wie bei den alten Griechen, als befreundet den idealen Beſtrebungen, nicht dieſen abgewandt und nur die rohe Kraft feiernd“, darzuſtellen. Die Angelegenheiten Deutſchlands werden, namentlich in jener Zeit der Demagogenriecherei, in den hier mitgetheilten Briefen theils von Thierſch, theils an Thierſch, z. B. von Jacobs, vielfach beſprochen, und man kann wol ſagen, daß dieſe Kundgebungen und Klagen eines innigen, national-deutſchen Patriotismus auch noch jetzt eine gewiſſe Rechtfertigung haben. Mit Recht und in aller Freimüthigkeit vertritt beſonders der edle Jacobs auch in dieſen Briefen die Sache des deutſchen Volks gegen die Regierungen, und rügt ebenſo offen die geringe Weisheit der Cabinete, den armſeligſten Eigennutz, die feige Schwäche, den Mangel an Gerechtigkeit, Tugend, Offenherzigkeit und Redlichkeit, als das finſtere Treiben der Menſchen, die in dunkeln Winkeln ihr unheimliches Werk treiben, weil man nicht für die „Reinheit der Flamme“ ſorgt, die es erleuchten und die böſen Dämonen aus ihren Schlupfwinkeln vertreiben würde. Damals galt noch der edle, ſittliche Maßſtab, und mit aller Offenheit und Ehrlichkeit wurden die Forderungen der Freiheit entſchieden vertreten. Seitdem iſt leider dieſer Maßſtab für die Anſchauungen, Beſtrebungen und Anſprüche vieler einzelner und ſelbſt der Regierungen faſt ganz verloren gegangen.

Es muß überhaupt als eine merkwürdige und anziehende Eigenthümlichkeit des hier mitgetheilten Briefwechſels gelten, daß in den Briefen neben den ernſteſten Gegenſtänden, die nur den Gelehrten in ſeiner Studirſtube beſchäftigen, und neben ſtreng wiſſenſchaftlichen Fragen doch auch die Tagesintereſſen und die Angelegenheiten der Staaten und Völker oft in eingehendſter Weiſe beſprochen werden. Die Betrachtungen und Auseinanderſetzungen darüber werfen ihre Streiflichter noch bis in unſere Gegenwart herein. Dies iſt z. B. in den Jahren 1819 fg. der Fall mit der Angelegenheit der Heirat des damaligen Kronprinzen von Preußen mit der katholiſchen Prinzeſſin von Baiern, die ſich hier in ihrer vierjährigen Verwickelung und endlichen Entwickelung durch viele Briefe von Thierſch hindurchzieht, da er ſelbſt in dieſer „unglücklichen Vermählungsgeſchichte“ zu einer gewiſſen vermittelnden Thätigkeit berufen war. Der Brief an Lange vom 15. December 1823 enthält die weſentlichſte Darſtellung dieſer Geſchichte, die man nicht ohne innige Theilnahme leſen kann. „Ich kenne“, ſagt Thierſch ſelbſt, „keine Geſchichte der alten und neuen Zeit, in der das Leiden und die Trauer einer bewährten weiblichen Seele durch einen ſo ſchönen Triumph wäre gefeiert worden.“

Einen beſondern Beweis ſeiner Wahrheitsliebe gibt Thierſch nach unſerer Meinung in ſeinen Urtheilen über Oeſterreich und die Oeſterreicher, ſowie namentlich auch über Kaiſer Franz, wozu er in München bald eine näherliegende Veranlaſſung fand. Er war nämlich ſchon 1814 durch manche Erfahrungen und durch ein in ihm erregtes Misvergnügen mit ſeiner Lage zu dem Entſchluß gebracht worden, einen andern Wirkungskreis zu ſuchen. Er richtete ſein Augenmerk auf Oeſterreich, für das man bei dem damaligen Aufleben des deutſchen Geiſtes eine neue Zeit, ein Erwachen ſeiner ſchlummernden Kräfte, eine Verwerthung ſeiner unermeßlichen Mittel erwartete. Thierſch wünſchte dort die Saat humaniſtiſcher Bildung auszuſtreuen und in weitern Kreiſen auf eine Reform des Schulweſens hinzuarbeiten. Aber ſeine Erwartungen wurden, als er ſich in Wien perſönlich zu orientiren geſucht hatte, getäuſcht; er ſah, wie wenig Hoffnung auf eine Belebung der Studien war, da die Mittelmäßigkeit von oben herab begünſtigt und jedes höhere und ſelbſtändige Streben gehindert wurde. Namentlich aus dieſer Zeit klingen hier jene Täuſchungen und Klagen nach, und ſie mögen auch noch nach 50 Jahren ihre volle Berechtigung finden. Das unſelige Syſtem iſt in Oeſterreich noch nicht überwunden. Wir erinnern hier nur an das Wort von Jacobs, das er 1819 an Thierſch ſchrieb (I, 179): „Wie wenig iſt doch das, was die Menſchen aus der Geſchichte lernen.“ Damit bringen wir dasjenige in Verbindung, was nach I, 255 der König Ludwig von Baiern, als man ihm in der erſten Zeit ſeiner Regierung die Jeſuiten als Erzieher empfahl, ablehnend erwiderte: „Ich habe die Geſchichte nicht umſonſt ſtudirt.“ Die nachfolgende Zeit hat gleichwol hier und da bis auf unſere Tage handgreiflich gelehrt, daß Fürſten und andere Menſchen doch „ſehr wenig aus der Geſchichte lernen“.

Einen wichtigen Abſchnitt im Leben von Thierſch bildet ſeine Reiſe nach Italien, 1822 und 1823, die er jedoch über Verona, Venedig, Ferrara, Bologna und Florenz nur bis Rom ausdehnen konnte, wo er faſt fünf Monate ſich aufhielt. Er ging dort überall auf Entdeckung und genauere Würdigung der Alterthümer aus, während er zugleich die lebhafteſte Aufmerkſamkeit den Werken der neuern Kunſt widmete. Auch verband er höhere humane und politiſche Zwecke mit ſeinem Aufenthalt. Er brachte nach Italien ein Herz voll Mitgefühl für geſunkene Größe und für die Jugend mit, die er dort ebenſo talentvoll als verwahrloſt fand. Raſtlos, mit offenen Augen und mit friſchem Geiſte, durchforſchte er das alte und neue Rom, und wohl vorbereitet, ſowie in vollem Genuß leiblicher und geiſtiger Kraft vollendete er in Rom ſeine Ausbildung als Kenner und Ausleger des Alterthums. Die hier mitgetheilten Briefe ſind, bis auf einen einzigen aus Rom an Lange, nur in ſehr ſparſamer Auswahl an ſeine Gattin gerichtet. Der Leſer muß ſich an der Verwaiſung

if die „Reisen in Italien seit 1822. Von Friedrich hiersch" (1826) genügen lassen, von denen freilich nur r erste, die Reise nach Oberitalien und Venedig von hiersch's eigener Feder enthaltende Band erschienen ist.

Für viele Leser wird der Abschnitt: „Thiersch's Wirkmkeit für die Gelehrtenschulen. 1826—29", der wichste in des Mannes Leben und in dem Buche selbst sein. o hat auch wol der Herausgeber den Gegenstand ansehen, da der Abschnitt sehr umfangreich, die einleitende rstellung ziemlich ausführlich ist und durch 33 Briefe äutert wird. Jene Einleitung enthält manche aufklärde Einzelheiten über den hochwichtigen Gegenstand, die gleich den Werth der Schrift von Thiersch „Ueber gerte Schulen" in ihr rechtes Licht stellen und das Uril des Herausgebers bestätigen, daß „in dieser Arbeit, nn uns die Hoffnung nicht täuscht, ein noch in Zuist zu hebender Schatz liegt". Die Bemerkungen und agen über und gegen die Realisten mit ihrer Flachheit d ihrem Nützlichkeitskram klingen in unserer Zeit noch nso wider, wie die gegen die altkatholisch-jesuitische rtei. Der aufmerksame Leser wird damit dasjenige in rbindung setzen, was bei Schilderung des Aufenthalts r Thiersch in Schulpforte 1798—1804 über gewisse ethoden des Unterrichts und einzelne Schuleinrichtunr gesagt wird und was manchen Schatten auf neuere terrichtsmethoden und Schuleinrichtungen wirft, die sich nigstens nicht unbedingt als bessere empfehlen. Auch dient das, was der Herausgeber aus einer spätern Zeit r münchener Aufenthalts seines Vaters über dessen rweise und sein Streben sagt, die Schüler „mit edeln ssischen Stoffen bekannt zu machen und Sinn und Verdniß für das Classische zu fördern", noch heutzutage achtung und Nachahmung. Man darf damit die annenden Bemerkungen zusammenhalten, die Friedrich iersch bei Gelegenheit seines Aufenthalts in England r die englischen Schulen, besonders über Eton, in einem iefe an Lange vom 21. October 1815 machte und wor- er dann öfter zurückkommt. Er kann hierbei den praksen Verstand der Engländer nicht genug anerkennen, wenn er einmal in einem spätern Briefe aus dem hre 1824 über Schulpforte schreibt, daß der eigente Sinn und Geist dieser ehedem alterthümlichen und r neu gewordenen Anstalt in dem lag, „was nicht zu pier gebracht werden konnte", so hat er damit im einen ebenso recht, als mit der Klage, zu der er sich zu erer Zeit durch unzeitige, falsche und maßlose Aendegen im Schulwesen veranlaßt fand: „Wie sind wir um Scheu und Ehrfurcht vor dem Alten gekommen!" m praktischen Engländer, sagt er, sind „neue Einrichgen, wie man es nennt, ein Greuel". Thiersch war hierbei dem „unsteten Streben" in gleichem Grade d, wie der „geistlosen Routine".

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Revue politischer Broschüren.

(Beschluß aus Nr. 37.)

6. Staat oder Nationalität? Eine österreichische Studie von Poinz. Leipzig, O. Wigand. 1867. Gr. 8. 8 Ngr.

Dies ist in der That die Frage, welche Oesterreich vor allen andern zu studiren hat; denn die Wandlungen der österreichischen Politik, die sich wie ein Kranker bald auf die eine bald auf die andere Seite wirft, drehen sich fortwährend um diesen Angelpunkt. Das Völkeraggregat, welches das Reich Oesterreich bildet, macht gegenüber dem Zersetzungsproceß der Gegenwart eine feine Dialektik nothwendig, die an und für sich nicht in den Traditionen der habsburger Hauspolitik liegt. Die Lösung des Problems ist für den Philosophen nicht schwierig, der eine widerspruchsvolle Einheit kennt, wol aber für den praktischen Staatsmann, der die widersprechenden, aus der Einheit herausdrängenden Elemente zusammenhalten soll.

Das vorliegende Schriftchen constatirt zunächst, daß der Cultus der Nationalität der Erreichung der Staatszwecke schädlich werden kann:

> Wo in dem Volke eines Staats mehrere Nationen inbegriffen sind; wo dieselben sich nicht damit begnügen, der Pflege ihrer Sprachen im Hause und in den von ihnen selbst geschaffenen Anstalten zu obliegen; wo sie die Attribute des Staats für sich in Anspruch nehmen; wo sie die Zwecke des Staats für nationale Zwecke erklären; wo sie Staaten im Staate errichten wollen, da geht, wenn dem nicht gesteuert wird, die Möglichkeit der Einheit in der Action des Staats verloren; da zersplittert sich die volle Kraft desselben, die auf die Erreichung der Staatszwecke gerichtet sein sollte, in tausenderlei Rücksichten für diese und jene Nationalität und über der vergeblichen Bemühung den zahllosen Ambitionen der Nationalitäten zu genügen, leidet der Rechtszustand, nimmt der Wohlstand ab und die Bildung wird die Dienerin der Nationalität; den Nationalitäten zu Liebe findet häufig eine Umkehr in der Bildung statt. Dies ist dermalen das traurige Schicksal des Staats Oesterreich.

Das Schriftchen gibt fast auf zwanzig Seiten ein Verzeichniß derjenigen deutschen und slawischen Namen, die durch das ungarische Ministerium 1848 und 1849 magyarisirt worden sind, massenhafte Entnationalisirungen, die auch später fortgesetzt wurden. Dagegen verlangt Poinz, daß Oesterreich „germanisiren" müsse. Die Gleichberechtigung der Nationalitäten in einem großen polyglotten Reiche sei eine Unmöglichkeit. In einem solchen Reiche werde immer eine oder die andere Nation den Vorzug haben, sei es durch ihre Zahl und Ausbreitung, sei es durch ihre Energie oder Bildung oder dadurch, daß die Regierung sie für die politische Nation des Reichs erklärt und die Sprache derselben zur Staatssprache erhebt. Das Gepräge des Reichs müsse ein einheitliches sein, und in Oesterreich ein deutsches.

Uns erscheint es zweierlei, ob ein Staat seine Regierung auf den Grundlagen des deutschen Geistes aufbaue, oder ob er gewaltsame Germanisirungstendenzen befolge. Das erste erfordert die Einheit der Regierung, das zweite ist ein widerrechtliches Eingreifen in die Nationalität und überdies ein Phantom. Daß sich die Magyaren oder Czechen werden „germanisiren" lassen, wird wol im Ernst niemand glauben. Auch wo die

freie Entwickelung der Cultur durch die geistige Ueberlegenheit eines Volksstammes über den andern derartige Verschmelzungs- und Umbildungsprocesse mit sich bringt, wird dies immer nur bei politisch macht- und willenlosen Nationalitäten der Fall sein. Daß z. B. die Magyaren nicht zu diesen zu rechnen sind, das hat die jüngste Zeit wiederum zur Genüge bewiesen. Es gibt freilich zwischen den Staaten diesseit und jenseit der Leitha noch mehr gemeinsame Angelegenheiten als die „Donauregulirung" und die „Viehseuche", wie der Abgeordnete Chiki im ungarischen Reichstage erklärte. Doch gegenüber der deutschen Cultur wird die magyarische stets mit Sprödigkeit ihre Gleichberechtigung behaupten.

Das „Germanisiren" erscheint daher als eine verkehrte Aufgabe, die sich eine deutsche Regierung gegenüber den verschiedenen, der deutschen an Zahl überlegenen Nationalitäten ihres Staats zu stellen hätte. Wol aber darf man von ihr verlangen, daß sie die thatsächlich herrschende Nation nirgends zur unterdrückten werden läßt, sei es in Böhmen oder Siebenbürgen; denn in diesem Widerspruch liegt eine Gefahr für die Herrschaft selbst.

Die Lage Oesterreichs ist offenbar die schwierigste in Europa; einzelne Staaten wie England, Preußen haben einen fremden Volksstamm unter ihrem Scepter; doch die Iren in England sind der bei weitem kleinere Bruchtheil der englischen Staatsgenossen und die Polen in Preußen zählen nicht. Frankreich und Italien dagegen entsprechen dem offenbar richtigen Staatsprincip, daß Staat und Nationalität sich decken. In Oesterreich aber herrscht ein Conglomerat von Nationalitäten, welche die herrschende Nation an Zahl übertreffen. Bei einem solchen Staat, der eine historisch gebildete Anomalie vertritt, kann es nur darauf ankommen, ob er auch eine geschichtliche Nothwendigkeit ist. Nicht die Dynastie kann ihm eine wahre Einheit geben, sondern nur der höhere Culturzweck, unter dessen Fahnen auch die verschiedensten Völkerschaften brüderlich zusammen kämpfen können. Darauf mögen die Vertreter des österreichischen Einheitsstaats antworten und nicht blos mit den Worten Kaiserfeld's, daß Oesterreich „ein deutsches Interesse" sei, sondern auch durch den Nachweis, daß es ein europäisches, ein culturgeschichtliches Interesse vertrete?

Auf diese Frage antwortet mit Entschiedenheit verneinend die folgende Broschüre:

7. Der Zerfall Oesterreichs. Von einem deutschen Oesterreicher. Leipzig, O. Wigand. 1867. Gr. 8. 12 Ngr.

Für diesen Autor ist der Zerfall Oesterreichs eine politische Nothwendigkeit; er wirft für diesen Staat kühn die Frage auf: Sein oder Nichtsein, und behauptet, daß auf dem Zerfalle Oesterreichs das Leben und der Friede der Nationen und der Staaten Europas beruhe; er sucht zu beweisen, daß der Verwesungsproceß, an dem die Oligarchie und Regierung unheilbar laboriren, jene chemisch-analytische Sonderstellung der Nationen Oesterreichs herbeigeführt habe, die aus dem österreichischen Völkerchaos bereits die Gruppen geordnet, die sich ruhig wie in einem unabwendbaren Naturprocesse im gegebenen Augenblicke den stamm- und interessenverwandten Staatenbildungen assimiliren werden. Danach soll sich ein großes Donaureich bilden, das die zahlreichen Stämme der Südslawen in einer freien Völkercoalition auf föderativer Basis zu einem einigen Staatswesen vereint und zu dem auch die Magyaren treten werden (eine Neubildung, die doch auch wieder den Dualismus und Völkerwirrwarr im Schoß trägt); Deutsch-Oesterreich, Böhmen und Mähren nicht ausgeschlossen, soll an Deutschland und Preußen fallen, Galizien an Rußland, Italien soll sich territorial abgrenzen, doch nicht Triest und Istrien erhalten.

Die Kritik, welche eine solche historische Nothwendigkeit nachzuweisen sucht, muß natürlich mit dem Secirmesser grausam die innere Verwüstung im Organismus des Kaiserreichs bloßlegen. In der That ist sie durchaus pessimistisch und verwirft von Haus aus alle Rettungsversuche, von welcher Seite sie ausgehen mögen. Die Schrift enthält das Schärfste, was bisher über Oesterreich ausgesprochen worden; sie ist zersetzend, man möchte sagen zersetzend. Für den Autor ist Oesterreich nur ein Völkergerölle, das der reißende Waldstrom der geschichtlichen Bewegung in die Tiefe hinunterspülen und an seinen Ufern auseinanderstreuen wird. Die Staatsraison der Habsburger, Geld und Wirthschaft in Oesterreich, die päpstlichen und weltlichen Jesuiten als Stützen des neuen Oesterreich, der Verfall der österreichischen Armee — das alles wird mit den schärfsten Schlaglichtern beleuchtet. Doch auch die rettende That, ein Volksheer aus den Nationalitäten Oesterreichs, als eine Unmöglichkeit dargestellt bei den unausfüllbaren Lücken, welche der gesellschaftliche Bau in Oesterreich zeigt, bei der mangelhaften Volksbildung, welche eine rasche Ausbildung des rohen Bauern oder des Sprossen der halbwilden Völkerschaften zum Soldaten unthunlich erscheinen läßt. Die Dienstverpflichtung vom 18. bis zum 45. Jahr aber, die sechsjährige Linien- und sechsjährige Reservedienstleistung enthalte eine Vermehrung der Dienstjahre und eine Beeinträchtigung der persönlichen Interessen der Staatsbürger. Diese Heeresorganisation, welche auf einer einseitigen Anschauung, auf einem gänzlichen Verkennen und Nichtbeachten der socialen Verhältnisse und der Interessen der Staatsbürger basirt sei, biete nur das klägliche Bild einer undisciplinirten Masse mit Herzögen, Fürsten und Grafen an der Spitze.

Für diesen pessimistischen Standpunkt sind alle in Oesterreich versuchten Staatsformen, alle aus denselben hervorgehenden Parteirichtungen, der Absolutismus, der Centralismus, der Föderalismus wie der Dualismus vollkommen unzureichend. Dem jetzt herrschenden Princip des Ministeriums Beust, dem Dualismus, wird folgendes Horoskop gestellt:

In demselben Momente, in dem man jenseit der Leitha den Magyaren die Hegemonie über alle Nationalitäten der Osthälfte des Reichs überträgt, wird sich dasselbe Schauspiel wiederholen, das uns das Jahr 1848 in wilden Schauern geboten. Gegen die Magyaren stehen die Serben, die Kroaten, die Rumänen und die nordungarischen Slowaken auf; es erheben sich

gegen die fünf Millionen Magyaren in solidarischer Opposition die mit dem schnödesten Undanke von seiten der Regierung belohnten Deutschen Siebenbürgens; zu gleicher Zeit stehen die fünf ruthenischen Comitate Ungarns gegen den Druck der Magyaren auf und verbinden sich mit ihren Sprachgenossen in Galizien. Dieser Moment sieht auch die Czechen und die Polen gleiche Forderungen erheben, und glaubt man diesen verweigern zu müssen, was man im blinden Verkennen der innern Lage einseitig den Magyaren gewährt, so mehren sie die Reihen der Feinde Ungarns, für welches die Regierung mit der Dynastie eintritt. In dichter Kette umschließt dann die Opposition die Magyaren von der Militärgrenze angefangen im großen Halbkreise, Galizien im Rücken, bis hinauf nach Böhmen, während im Innern Ungarns selbst die süd- und nordslawischen Stämme ihre Keile hineintreiben in die zersprengten Reihen der Magyaren. Das blutige Schauspiel des Jahres 1848, das grause Völkergemetzel ist dann fertig!

Haben wir aber nicht dasselbe Bild, mit wenig veränderten Zügen vor uns, wenn das große Donaureich der Zukunft sich gestaltet haben wird? Wird uns dies nicht denselben Kampf der Magyaren und Slawen zeigen und außerdem ein geknechtetes Deutschthum in Siebenbürgen und Ungarn?

Auch die Culturmission Oesterreichs für den europäischen Osten wird von dem Verfasser in Abrede gestellt und damit freilich die Berechtigung seiner staatlichen Existenz. Denn seine hemmenden Einwirkungen in Deutschland und Italien haben aufgehört; nur nach dem Osten hin kann es eine auch für Deutschland förderliche Sendung erfüllen. Ob es genug Lebens- und Verjüngungskraft besitzt, um sich für diese Aufgabe zu erhalten, muß die Zukunft lehren.

Oesterreich, Venetien und Deutschland. Ein Wort über die Cession Venetiens von Chevalier A. E. Wollheim da Fonseca. Berlin, Hempel. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Chevalier Wollheim steht auf einem gänzlich andern Standpunkte als der Verfasser der vorausgehenden Broschüre; er hat oft den Glauben ausgesprochen, daß Oesterreich den Beruf habe, Deutschlands Einheit und Macht zu Wege zu bringen. In diesem Glauben ist er aber durch die jüngsten Ereignisse irre geworden, was ihm Niemand verübeln wird. Die Schrift ist übrigens bald nach der Cession Venetiens geschrieben, welche mit Recht auf das schärfste getadelt wird. Schwieriger noch ist es, ihre geheimen Motive zu begreifen. Wollheim meint:

Es scheint in der That in Wien die Meinung vorgeherrscht zu haben, der Kaiser Napoleon werde, sobald Oesterreich ihm Venetien übergeben habe, durch diesen Beweis seines Vertrauens und der Deferenz geschmeichelt, dasselbe sogleich hetzen, Italien nöthigenfalls mit Gewalt zurückhalten und auf diese Weise Oesterreich so degagiren, daß es alle seine Kräfte gegen Preußen wenden, und den in Italien unmöglich gemachten Krieg in Deutschland fortsetzen, ja im schlimmsten Falle Frankreich zu einer bewaffneten Vermittelung, d. h. zu einer offensivallianz bringen könne.

Wollheim spricht sich um so erbitterter über diese Mission aus, als er Oesterreich und Frankreich, wie er auch eine kurze geschichtliche Uebersicht nachzuweisen sucht, als Erbfeinde hält und es für unbegreiflich erklärt, wie Oesterreich immer wieder und wieder Frankreich, seinem natürlichen Widersacher, Vertrauen schenkte, obgleich jede nähere Verbindung mit dieser Macht für die österreichische Dynastie und das österreichische Volk mit Kummer, Enttäuschungen und Verlusten endigte, „wenn man nicht Anhänger des Fatalismus ist oder an eine Hallucination glaubt, wie die, welche die Motte in das Feuer treibt". Man möge in der Broschüre selbst die weitern Ausführungen nachlesen, gegenwärtig, wo die Annäherungen und Allianzversuche zwischen beiden Staaten, trotz der mexicanischen Tragödie und der von jenseit des Oceans herübertönenden Mahnung, wieder in vollem Gange sind.

9. Oesterreichs System als die einzig wahre Ursache seiner Niederlagen vom militärischen Standpunkte aus betrachtet und dargestellt von einem österreichischen Soldaten. Leipzig, Engelmann. 1867. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser sagt in der Vorrede:

Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, durch einfache Zusammenstellung von Thatsachen, die wir theils selbst erlebt, theils erfahren haben und von deren Wahrheit der denkende und unbefangene Theil der Armee vollkommen überzeugt ist, den gegenwärtigen Zustand der Armee mit all ihren Gebrechen und Mängeln, soweit wir damit vertraut sind, zu schildern und auf diese Weise die möglichste Beseitigung und Verbesserung derselben anzuregen.

Die Betrachtungen sind ruhig, aber auf Thatsachen basirt und scharf einschneidend. Die Intelligenz der Armee, der Geist, der in derselben herrscht, ihre Verpflegung und Bekleidung werden der Reihe nach in Betracht gezogen. In allen diesen Punkten lautet das Urtheil über die bestehenden Verhältnisse höchst ungünstig. Die Militärbildungsanstalten werden der schärfsten Kritik unterzogen; der Geist der Armee ein zersetzender, demoralisirter genannt, von der Herrschaft des Stockregiments manches empörende Beispiel erzählt; die Verpflegung, Ausrüstung und Administration bitter gerügt. Im Widerspruch zu der Broschüre Nr. 7 wird die Rettung in der Einführung der preußischen Armeeorganisation gesucht, soweit sie für österreichische Verhältnisse paßt, in der ausnahmslosen allgemeinen Wehrpflicht, doch bei verkürzter Dienstzeit. Die Armeereorganisation aber soll in die Hände eines Mannes gelegt werden, der erhaben über alle Parteiumtriebe, Intriguen und den Egoismus einzelner und ganzer Branchen dasteht. Der Verfasser glaubt diesen Mann gefunden zu haben.

Es ist derselbe, der schon einmal ein glänzendes Beispiel der Selbstverleugnung gab, indem er, obgleich er höher im Rang, sich freilich unter das Commando eines Mannes stellte, den die öffentliche Meinung und das Vertrauen der Armee für den Fähigsten hielt; es ist derselbe, der in dem verhängnißvollsten Moment den Commandostab aus den Händen eben desselben Mannes übernehmen mußte, der das in ihn gesetzte Vertrauen so schlecht gerechtfertigt hat; es ist endlich der Mann, der große Summen seines Privatvermögens opferte, um die unter seinem Commando stehende Armee vor Mangel zu bewahren; es ist mit einem Wort der Sohn des Helden von Aspern, es ist der Sieger von Custozza!

10. Zur Versöhnung zwischen Volk, Heer und Führer in Baiern. Nach dem Feldzuge 1866 gegen Preußen. Augsburg, Schmid. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.

In der Vorrede zu dieser Schrift heißt es:

Die einseitigen theils auf Wahrheit, größerntheils aber auf Irrthümern und in der durch die Misserfolge der Bundeswaffen im letzten Kriege naturgerechterweise erzeugten Erbitterung beruhenden Urtheile und Aussprüche über die Kriegführung veranlaßten den Verfasser, seinen Mitbürgern im Staate vorliegendes Schriftchen zu weihen. Der Zwecke, welche dabei stets im Auge behalten wurden, waren verschiedene. Einmal wollte man den Einfluß der Politik auf die Kriegführung ins Klare setzen, wie er sich aus vorausgegangenen Zuständen und sachgemäß von selbst ergeben hatte und so entscheidend mitwirkte. Dann wollte man die Mangelhaftigkeit verschiedener Einrichtungen des Heeres darlegen. Weiter strebte der Verfasser hauptsächlich dahin, die dem Bundesfeldherrn unbilligerweise fast allein zur Last gelegten Misserfolge des Bundesheeres auch auf jene Schultern zu übertragen, welche in verschiedenen Richtungen bei vollkommener Verantwortungsfreiheit zu denselben beigetragen haben. Endlich wollte man einige Anhaltspunkte für die Zukunft geben, nach welchen Volk und Heer das verlorene Vertrauen in sich und gegenseitig wieder gewinnen und stärken könnten.

Diese Zwecke werden durch eine schlichte kritische Darstellung erstrebt. Preußens Heerwesen und seine Verwaltung werden als mustergültig auch für Baiern hingestellt, und von Baiern wie von den übrigen nach dem Zerfall des Bundes alleinstehenden Staaten Süddeutschlands eine entschieden vom nationalen Gedanken belebte Politik verlangt. Die Handels- und Zollverbindung mit Preußen und dem Norddeutschen Bunde soll im Interesse der bairischen Industrie und Gewerbe eine möglichst innige, die bairischen Interessen mit denen des Norddeutschen Bundes möglichst identificirt werden. Dieser Tendenz der Schrift kann man nur beipflichten.

11. Norddeutschland in seiner Neugestaltung. Kurze Darstellung seiner natürlichen, socialen, politischen und topographischen Verhältnisse von F. E. Keller. Erste Abtheilung. Minden, Bolkening. 1867. 8. 12 Ngr.

Eine fleißige statistische und geographische Darstellung der jetzt zum Norddeutschen Bunde gehörigen Staaten. Zuerst werden Lage, Grenzen und Gebiet, die Bodengestaltung, die Gewässer, die Temperatur- und Witterungsverhältnisse, die Stammverschiedenheit der Bewohner besprochen; dann die Grundzüge der Verfassung, das Wahlgesetz für den besprochenen Reichstag, Heer, Kriegs- und Handelsmarine, der Zollverein u. s. w. Der Topographie der einzelnen Staaten geht eine allgemeine Statistik voraus, die besonders in Bezug auf das heutige Königreich Preußen von Interesse ist, über dessen Behörden und innere Verwaltung eingehende Auskunft ertheilt wird. Hauptactenstücke, wie die preußische Verfassung, das Wahlgesetz zum Reichstag u. a. werden vollständig mitgetheilt. Die Schrift empfiehlt sich zur Orientirung und gewährt zum ersten mal einen geographisch-statistischen Ueberblick über die gänzlich umgewandelten Verhältnisse Norddeutschlands.

12. Unsere Ideale. Ein Büchlein von der Freiheit. Bremen, Heyse. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese Schrift enthält allgemeine Reflexionen, Variationen über das Grundthema, daß die Freiheit errungen werden müsse und nicht verschenkt werden könne. Der Satz, daß die Bildung frei macht, wird zergliedert, wobei mancherlei Seitenblicke auf unsere gegenwärtige Erziehung fallen; die öffentliche Meinung wird kritisirt und der Tapferkeit, namentlich der moralischen, ein Loblied gesungen. Das Büchlein gemahnt wie eine magenstärkende Essenz.

13. Alt-Mecklenburg und das Heute. Socialpolitische Aphorismen. Von C. Spielmann. Leipzig, Kollmann. 1866. 8. 5 Ngr.

Diese „Aphorismen" sind keine harmlosen Plänkler; im Gegentheil, sie stehen in dichten Reihen gleichsam mit vorgestrecktem Bajonnet aufgepflanzt, um von dem Feudalstaat Mecklenburg jeden Angriff abzuwehren. Spielmann liebt sein engeres Vaterland, die patriarchalische Regierungsform, die zur Wohlthat seiner Bevölkerung heute noch besteht als die allein normale für einen kleinen Staat, die ständische Verfassung, da ihm ständische Verfassungen als einzig naturgemäß erscheinen. De gustibus non est disputandum. Doch dürfte der obotritische Musterstaat trotz der bestechenden Farben, mit denen Spielmann ihn ausmalt, wenig Verehrer finden. Die Vorzüge des geschlossenen, wohlgefesteten Grundbesitzes, die Wohlthaten des Zunftwesens und der Patrimonialgerichte werden mit Wärme hervorgehoben. „Der mecklenburgische Edelmann sitzt auf seiner Scholle freier, unabhängiger und unumschränkter als mancher constitutionelle König auf seinem Thron." Das mag für den Edelmann sehr angenehm sein; ob aber dem Land die vielen constitutionellen oder vielmehr absolutistischen Könige zum Heil gereichen, das ist eine andere Frage. Doch die Achillesferse Mecklenburgs berührt ja der Verfasser selbst mit einer Naivetät, die vollkommen sorglos ist in Bezug auf alle Consequenzen. Er meint:

Es ist über allen Ausdruck schmerzlich, daß unserm Lande ein freier Bauernstand fast ganz fehlt, und es ist der unverantwortlichste politische Fehler (es ist mehr als ein bloßer Fehler, es ist ein Frevel gegen sich selbst!) der Regierungen und der Stände, daß sie die Schaffung und Cultivirung eines freien Bauernstandes nicht blos nicht gefördert, sondern sogar gehindert haben.

Damit die Ritterschaft unumschränkt herrschen kann, werden eben die Bauernhöfe an ihr „gelegt". Ein freier Bauernstand verträgt sich nicht mit einem „königlichen Adel". Der Verfasser übt, ohne es zu wollen, die schärfste Kritik aus an seinem, mit allen mittelalterlichen Zöpfen begnadigten obotritischen Musterstaat.

14. Der deutsche Handel und die beabsichtigte deutsche Kriegsflotte. Von N. D. Wichmann. Hamburg, O. Meißner. 1867. Gr. 8. 3 Ngr.

Gegenüber der allgemeinen Theilnahme für die Begründung einer deutschen Kriegsflotte will der Verfasser beweisen, daß eine solche den Interessen des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt nicht förderlich sein würde, sondern beiden sicher nur zum größten Nachtheil gereichen könnte. Nach der Ansicht des Verfassers bedarf der deutsche Handel keines derartigen Schutzes, weil die deutschen und vornehmlich die hanseatischen Schiffe zur Zeit die gesuchtesten sind und in der ganzen Welt, wenn

gleichen Bedingungen, den Schiffen aller andern Nationen vorgezogen werden. Dasselbe gelte von den deutschen Kaufleuten, den geachtetsten in der Welt. Eine große Kriegsflotte würde ferner keine regelmäßige Verwendung finden, weil wir keine Colonien haben und die Interessen des deutschen Handels und der deutschen Schiffahrt auch dadurch in der empfindlichsten Weise verletzen, daß sie sicher den besten Theil der sich dem Seedienste widmenden jungen Leute der Handelsmarine entzöge. Der Verfasser ist Kaufmann, Kosmopolit, Mann des Friedens; die Machtfragen der Nationen interessiren ihn nicht. Doch wie es scheint, ist dies Jahrhundert zu einem Ideal nicht reif. Hannibal Fischer würde jedenfalls diese Schrift mit Interesse lesen. 17.

Unterhaltungsliteratur.

. Unter den Penchuenchen. Chilenischer Roman von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Es war keine unglückliche Idee des Verfassers, daß er, um in gefälliger Romanform die im centralen Südamerika gesammelten Anschauungen und Eindrücke — Studien dürfen wir wol nicht sagen — seinen deutschen Freunden bequem vortragen zu können, eine der nicht ganz selten vorgekommenen gewaltsamen Entführungen unter die noch zur größern Hälfte barbarischen Indianerstämme zum rothen Faden seines Buchs machte und es so einrichtete, daß eine äußerst gemischte Gesellschaft, in der wir sogar ihn selbst wiederzuerkennen glauben, auszieht, um die entführte Person aus der Indianerhaft zu erlösen. Diese entführte Person ist die reizende junge Tochter eines reichen chilenischen Gutsbesitzers, Irene, mit der wir freilich erst eigentlich genauer bekannt gemacht werden, als sie nach etwa vierteljähriger Abwesenheit aus dem älterlichen Hause zur Würde einer Häuptlingsfrau und dann bald Häuptlingswitwe emporgestiegen ist. Die chilenischen Truppen sind von einem Streif- oder richtiger Raubzuge zurückgekehrt, den sie gegen die durch die Civilisation nur herabgekommenen Araucanier siegreich ausgeführt haben. Bei dieser Gelegenheit sind auch zahlreiche Pferde ihre Beute geworden, die Eigenthum nicht der Araucanier, sondern der mehr im Innern, auf der Ostseite der Cordilleren hausenden Penchuenchen waren und von diesen zurückgefordert werden. Aber der mit dieser Forderung entsandte junge Wilde findet bei dem chilenischen Obersten nicht die angemessene Aufnahme, er wird ergriffen, gefesselt, in Haft geworfen. Nun plötzlicher Ueberfall seitens der Wilden, Tod des Obersten, Entführung der schönen Irene unter äußerster Verzweiflung ihres greisen Vaters. Ein Expeditionscorps, das die Geraubte den Indianern wieder entreißen soll, kehrt unverrichteter Sache zurück, die Regenzeit ist im Anzuge und bald wird durch die wild werdenden Bergwässer die Passage durch die Cordilleren, hinter denen Irene sich befindet, gesperrt sein. Da rafft Don Enrique, Irene's Vater, alle Energie zusammen, spart kein Opfer, um durch reiche mitgeführte Geschenke die Herzen der Wilden zu gewinnen, und veranstaltet, ungeachtet der ungünstigen Jahreszeit, von Valdivia aus eine friedliche Invasion in die unwirthlichen Gegenden, in denen er seine geliebteste Tochter in der Sklaverei der Indianer weiß.

Die Zusammensetzung dieses Invasionscorps ist dem Verfasser ganz besonders gelungen. Jede Figur ist charakteristisch und, wie man ohne viel Mühe erkennt, dem wirklichen Leben nachgezeichnet. So der Halbindianer, dem allerdings im Fortgange der Handlung humanere und wohlwollendere Tendenzen eingepflanzt werden, als wir bei seinem ersten Erscheinen als Schmuggler und — Mörder vorauszusetzen berechtigt sind; er wird sogar schließlich der gute Genius des Dramas und repräsentirt zugleich die höchste Intelligenz in den Verhältnissen und Umständen, in die der Verfasser sein Romanpersonal und uns Leser einführt. Wie er das rechtfertigen will, müssen wir ihm überlassen. Der humoristische Abenteurer Meier, Don Carlos genannt und mit dem Halbindianer wegen böser Streiche flüchtig, ist ebenso eine durchaus lebenswahre Erscheinung, wenn es auch etwas stark frappiren muß, daß er unter der mit Irene entführten zweiten Weißen seine entlaufene Frau wiederfindet, keineswegs zur Steigerung seines Glücks. Aeußerst interessant sind zwei neu in Amerika angekommene junge deutsche Gelehrte, der Arzt und der Rechtsgelehrte, für uns. Sie finden sich anfänglich schlecht genug in die Strapazen, Entbehrungen und eigenthümlichen Zumuthungen, denen sie unter den Indianerhorden preisgegeben sind, wehren aber, wenn sie nicht in den kalten, finstern Regennächten fast stumpfsinnig hinbrüten, das über sie hereinbrechende Unheil verschiedenster Art mit der Unverwüstlichkeit jener berliner Bummelwitze ab, die man Kalauer nennt und die auch wieder in der Campagne von 1866 eine so große Rolle gespielt haben.

Endlich finden wir die holde Irene wieder, bleich, leidend, unter den andern Weibern hinter dem Kaziken hinreitend, nur einmal bei einer aufregenden Jagd wieder mit jugendlicher Fröhlichkeit dreinschauend. Ende des vierten Actes. Jetzt muß der fünfte Act alle Leserinnen zufrieden stellen. Und richtig! Der Kazike, Jenkitruß, wird durch einen Gefangenen ermordet, sein Bruder, eine weniger hartherzige Natur, besteigt den Thron und gibt die weiße, plötzlich verwitwete Schwägerin ihrem nun getrösteten alten Vater zurück und dieser gibt sie dem jungen Rechtsgelehrten — Reiwald ist der Name des glücklichen Nachfolgers von Jenkitruß — zur Frau. Herz, was willst du mehr?

Aber es ist zu verzeihen, daß Gerstäcker seine Wahrnehmungen auf dem Gebiete der Ethnographie mit der Romantik der lustigen Viertel unserer großen Städte würzt. Sie ist bei ihm in saccum et sanguinem übergegangen, sodaß sie sich bei jeder irgend passenden Gelegenheit geltend machen muß, und vielleicht zeichnet er die rohen Naturen der Indianer, wenn auch ganz anders, doch mit demselben Grade von annähernder Richtigkeit, wie sein Vorgänger Cooper.

2. Eleazar. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Kriegs im 1. Jahrhundert nach Christo von Friedrich von Uechtritz. Drei Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. 8. 4 Thlr.

Wie dieſes Werk reiche Studien und reifliches Nachdenken erfordert hat, um geſchrieben werden zu können, ſo dürfen wir es der gewöhnlichen Unterhaltungslektüre nicht anreihen und am wenigſten Roman nennen. Der Verfaſſer nennt es „Erzählung", richtiger würde es heißen: ein Stück jener grandioſen Geſchichte der Zerſtörung Jeruſalems und der Zerſtörung des Judenvolks über alle Welt, an dem Faden eines eingeflochtenen Familienromans durcherzählt. Das Geſammtbild jener großen Zeit wird dadurch einheitlicher vor unſern Augen entrollt und wirkt auf den Leſer wie das berühmte Kaulbach'ſche Wandgemälde auf den Beſchauer. Oft genug mußten wir während des Leſens, richtiger während des Studiums dieſer „Erzählung" und mehr noch der hiſtoriſchen Ausführungen vor den Stich des Kaulbach'ſchen Meiſterwerks treten, das gewiſſermaßen als artiſtiſche Ergänzung dieſer Rieſentragödie gelten kann.

Schon Heinrich von Kleiſt und Ludwig Robert hatten ſich mit der Idee getragen, die Belagerung und Zerſtörung Jeruſalems durch Titus zum Gegenſtand einer Tragödie zu machen und von Kleiſt dürfen wir vorausſetzen, daß er ſich dieſer großen Aufgabe in würdigſter Weiſe entledigt haben würde. Wir beklagen es, daß ein unſaglich trauriges Geſchick ihn zu früh für die vaterländiſche Literatur aus den Reihen der Lebenden geriſſen hat, wir hoffen aber, daß ein Gleichbefähigter es früher oder ſpäter als Beruf erkennen wird, dieſes noch freie Erbe anzutreten, um uns auf den Bretern, die die Welt bedeuten, jene dreierlei hiſtoriſchen Figuren nebeneinander zu zeigen: das ingrimmige, ſich ſelbſt zerfleiſchende, beſonders noch in ſeinem Zerfall großartige und bedeutungsvolle alte Judenthum; das weltbeherrſchende, kriegeriſche Rom, nicht ohne gewaltige Anſtrengungen Judäa erdrückend, zermalmend und ſo gewiſſermaßen eine prophetiſch verkündete Miſſion erfüllend, damit die dritte Gruppe hiſtoriſcher Perſonen, die erſten Repräſentanten des noch ſo milden und lieblichen Chriſtenthums, als geläuterte Anhänger des Alten Bundes in ihre Rolle eintreten können. Es iſt faſt verwunderlich, daß man in Paris ſich dieſes Stoffs noch nicht bemächtigt hat, um gleichzeitig der Schauluſt und dem Ohrenkitzel durch eine große Oper und allmächtige Couliſſenreißerei zu fröhnen, aber vielleicht ſteht etwas Aehnliches in nicht zu ferner Zeit zu erwarten.

Die hervorragende Figur iſt Eleazar, recht das Prototyp eines Juden jener Zeit, aber im beſſern Sinne, gewandt und tapfer auf der Jagd, wie ſpäter als Krieger, durchaus edel in ſeiner urſprünglichen Anlage, trotzdem von den Verhältniſſen zeitweilig zum gemeinen Räuber gemacht, bis er ſich ermannt, nur dem Verzweiflungskampfe für Judäa noch hingegeben, endlich in und mit Maſada und ſeiner Mannſchaft in ſchauerlicher Selbſtopferung endend. Charakteriſtiſch iſt ſein Verhalten in ſeiner Jünglingsliebe zu Salome:

Die Schönheit des ſich eben erſt zur Jungfrau entfaltenden Mädchens war die einer Jüdin; und wer weiß nicht, was noch jetzt, in dem durch jahrtauſendjährige Drangſal verkümmerten Stande dieſes Volks die Schönheit einer Jüdin bedeuten kann. Eine gelbliche, aber kryſtallreine Färbung überwob ihr Antlitz und tauchte ſich nur auf den Wangen in Roſenrot und auf dem zartgeformten Mündlein, aus dem die reinſten Perlen lachten, in Purpur. Ihr Lächeln war nicht ſowol ſchalkhaft, als von unausſprechlicher Anmuth. Dunkle, in reicher Fülle ſchwellende und ſich doch willig in die weichſten Windungen und Wellenlinien fügende Locken quollen in ſchlichter Verſchlingung unter dem weißen ſchmuckloſen Bunde, der ſich um ihr Haupt ſchlang, über dem glänzenden Nacken hervor. Das braundunkle Auge leuchtete bis zur Blendung, aber aus ſinniger Tiefe. Alles zeigte ſich voll Farbenpracht und Leben des Orients, aber wie von keuſchem Mondlicht beſchienen. Doch von einem Monde eigener Art, deſſen Schein die Farben nicht dämpfte oder ſie doch in der Dämpfung erſt recht wirkſam machte. Denn freilich war bei dieſem reichen Glanze des jugendlichen, friſchſten, freudigſten Lebens nicht recht an Mondlicht zu denken. Nur daß es bei allem faſt üppigen Schimmer, von dem es ſtrahlte, das unſchuldigſte, reinſte, jungfräulichſte Leben blieb.

Auf die erſte Werbung verſagte Salome's Vater die Hand der Tochter wegen der bedenklichen Wildheiten, der Leidenſchaftlichkeit und zügelloſen Gemüthsart des Jünglings, die ihn ſchon ſo vielfach aus allen Schranken der Regel und Ordnung habe brechen laſſen. Eleazar ſtand betroffen, blickte ſtier, wie betäubt. Er antwortete nichts, die Lippen ſchloſſen ſich nur feſter und feſter zuſammen. Schon beſorgte man Tücke und Handlungen der Rache. Etwas derart mochte auch wol in ihm kochen, doch ganz ein anderer und beſſerer Entſchluß rang ſich in der Seele des Verſtummten empor. Eine große Umwandlung warb von Stund ab an ihm ſichtbar: das ſtrengſte Maßhalten in Sitte und Lebensweiſe, Fleiß, Regelmäßigkeit, Sorgfalt, Pünktlichkeit in den friedlichen Arbeiten der Landwirthſchaft und des Weinbaues. Er wird das Muſterbild eines tüchtigen, ſittſamen Jünglings, und nicht lange, ſo iſt Salome mit ihm verlobt, und die Feier der Hochzeit wird nur, um fernwohnende Verwandte dazu laden zu können, bis auf einige Wochen nach dem Oſterfeſt verſchoben.

Nun aber tritt in der Geſtalt ſeines Oheims Manahem der Verſucher an ihn heran. Schon früher hatte er ihm ſiegreich Widerſtand geleiſtet und jede Betheiligung an dem Treiben der Sektirer von ſich gewieſen. Ungebühr der Landpfleger, Uebermuth der zu Rom haltenden Verräthерpartei, der innere Parteigeiſt brachten die Gärung zum offenen Aufruhr. Man provocirte geradezu das erregte Volk, um es deſto kräftiger niederſchlagen zu können. Auch Eleazar, von einem ſterbenden Kriegergreiſe mit zu geweihten Waffen beſchenkt, fühlt ſich empört und bald ſehen wir ihn in der Gemeinſchaft mit einem Geſindel, das mehr auf Raub und Mord als auf Kriegsthaten ausgeht, wider ſein beſſeres Wollen im Gefolge des wüſten Gaulonäers Manahem und mit dieſem auf die Bergfeſte Maſada, die für unbezwinglich galt, durch einen tolldreiſten Handſtreich verſchlagen.

Sein schönes Verhältniß zu der sanften Salome erkaltet, und als sie mit den Ihrigen zum Christenthum übertritt, wird sie ihm vollends fremd, er nur um so wilder, kampflustiger. Wiederholt hat er Gelegenheit, sich hervorzuthun, nicht blos durch Tapferkeit und Opfermuth, sondern durch edelherzige Rettungen schmachvoll Bedrängter, auch christlicher Verfolgten. Aber er selbst hält am crassesten Judenthum fest und erringt bald eine hervorragende Stellung, besonders als die Belagerung Jerusalems Fortschritte macht, als die drei kriegerischen Parteien, die sich noch innerhalb der belagerten Stadt auf das blutigste und wirklich scheußlich befehden, endlich gegen den gemeinschaftlichen äußern Feind vorläufig unter sich den Kampf aufgeben und mit fanatischem Eifer gegen Titus ringen. Der Makkabäermuth ist wach und alles kämpft. Eleazar wird bei einem Ausfall von der Stadt fortgedrängt. Trotz aller List gelingt es nicht, die Umzingelung zu durchschleichen und wieder den heiligen Tempel zu schützen. Da begibt er sich mit seiner Mannschaft nach Masada und trifft in dem Zeitpunkte auf der Bergfeste ein, als der in wildem Fanatismus wahnsinnig gewordene Burghauptmann Samoth stirbt. Er übernimmt den Oberbefehl und gelobt, diese letzte Zufluchtstätte des sinkenden Juda nicht lebend in die Hände der Römer gerathen zu lassen.

Inzwischen haben sich die christlichen Gemeinden aus Jerusalem entfernt, auch Salome mit ihrer Familie, und sich nach mancherlei Ungemach wie durch göttliche Rettung sicher nach Pella geflüchtet, wo es ihnen gelingt, unter der heidnischen Bevölkerung — die jüdische war kurz vorher niedergemacht, an 20000 Personen — ein fleißig friedliches Leben zu führen.

Da fällt Jerusalem, und was noch in ihm lebte, wird durch blutige Ermordung von den größern Qualen, der entsetzlichsten Hungersnoth und dem gräßlichsten Parteihader, blutiger Verfolgung der Schwachen, der Nichtkämpfer, von einer Höllenexistenz befreit. Wir hätten wol gewünscht, daß der Verfasser in der Schilderung der Erstürmung weniger aphoristisch gewesen wäre und wenigstens alles historisch Documentirte in geschmackvoll anschaulicher Weise zur Darstellung gebracht hätte. Vielleicht findet er sich für fernere Auflagen seines verdienstvollen Werks zu dieser Erweiterung desselben bereit.

Die judäischen Lande sind Rom wieder unterworfen. Nur Masada, Herodion und Machäron leisten hartnäckigen Widerstand. Auch die beiden letztern festen Plätze fallen, und der eng eingeschlossene Eleazar weiß, daß nur Masada noch übrig ist. Aber es ist durch Natur und Kunst so fest, so wohl verproviantirt, seine Mannschaft, zumal die Familien der Vertheidiger, die in der Feste sich befinden, von solchem Eifer beseelt, der Oberbefehlshaber so tüchtig und aufmerksam, daß Hoffnung vorhanden ist, sich noch lange zu halten, vielleicht, wähnt man in abergläubischer Zuversicht, so lange, bis das große, auch schon in sich vielfach zerklüftete Römerreich aus den Fugen fällt.

Verschiedene Stürme sind glücklich abgeschlagen und man verhöhnt sogar von den Mauerzinnen herab die Belagerer. Die dämonisch-schöne Hagith singt ihnen in wilder Verzückung spöttisch entgegen, als der Wind die Flammen auf die römischen Belagerungsmaschinen zurücktreibt und diese entzündet:

Sause nur, sause,
Brause nur, brause,
Rächender, zorniger
Odem des Herrn!
Vertilg' ihre Hoffart,
Ihren prahlenden Kriegsbau,
Ihre mauernzertrümmernden
Böcke des Unheils,
Gleich der Hoffart Babels.
Weg, hinweg die stolzen
Bedränger Masadas
Wie Spreu und Stoppeln,
Daß sie ihr Nichts vor dir
Erkennen und merken,
Daß du, Herr in Jakob,
Bist Herr über alles,
Herr allein dein Name,
So weit sich die Welt dehnt!

Da — wendet sich der Wind, und die Flammen, indem sie die Maschinen der Römer verschonen, setzen die aus Holz gefügten Schutzthürme, die Eleazar als Ersatz der Steinthürme gebaut und die sich lange glänzend bewährt hatten, in Brand.

Der Brand setzt sich fort, und alles Bemühen, unter den tödlichen Geschossen des Feindes ihn zu löschen, erweist sich als vergebens. Es ist sicher, daß neue Sturmangriffe andern Tags die Feste in die Gewalt der Römer bringen werden. Welchen Beschluß faßt Eleazar und was ist es, wofür in dieser schwierigen Lage alle mit schwärmerischem Enthusiasmus sich begeistern? Was ist es? Zu sterben, von eigener Hand, bevor ein Römer den Wall übersprungen, noch in der Nacht, und dann die Feste anzuzünden.

Ueber die nähern Bestimmungen des grauenvollen Beschlusses erfahren wir — schreibt der Verfasser —, daß zunächst jeder die Seinigen tödten, dann die Ueberlebenden, in den Säulengängen um den Saal her neben die Leichen der Ihrigen gestreckt, durch zehn aus ihrer Mitte Gelooste den Tod durch einen Dolchstich in die Kehle empfangen sollten. Diese Zehn sollten alsdann über sich selbst das Los werfen, und derjenige, den es traf, die andern tödten. Darauf sollte der zuletzt Uebrigbleibende den Palast anzünden und sich selbst den Tod geben. Das Los, der letzte zu sein, traf Eleazar selbst. Er trat, als er rings um sich nur noch Todte, starr und lautlos, und sich als den einzigen Lebenden sah, an die Leiche Hagith's, heftete bei dem Lichte der nahen Ampel, deren jetzt fünf zur Beschaffung der nöthigen Helle für das Blutwerk brannten, einen langen, sich in ihr bleiches Antlitz einbohrenden schmerzlichen Blick auf sie. Sein stolzer, zäher, jüdischer Muth war selbst unter den Pflichten des entsetzlichen Amtes, das ihm geworden, nicht zusammengebrochen; aber der Glanz der schwärmerischen Verzückung leuchtete nicht mehr. Wie der Widerschein des Untergangs einer Welt stand in düstern Zügen auf seiner Stirne gespiegelt.

Die ausgezogenen Stellen lassen zur Genüge die Darstellungskraft des Verfassers erkennen, die zu zeiten in Härte ausartet, aber andere male von einem wohlthuenden Hauche erhabener Classicität durchweht wird. Nur stehen wir offen, über das Maß des Erlaubten

hinsichtlich der Construction unserer deutschen Sprache mit dem Autor nicht vollkommen einig zu sein. In epischen Formen hat Platen sich erlaubt, kleinere Relativsätze in adjectivischer Wirkung dem Substantive vorzusetzen, z. B.: „kunstvolle, die er schrieb, Tragödien", aber man urtheile, ob die nachfolgende Charakteristik einer idyllischen Scenerie bei aller Schönheit der Gedanken nicht hätte gefälliger, leichter vorgetragen werden können:

Zwar wimmelte es jetzt in der Hitze des Mittags nicht wie am Morgen und Abend auf der spiegelklaren Fläche des fischreichen Sees von unzähligen Kähnen; auch ruhte die Thätigkeit der Winzer in den Weingärten, wie die der Landbauer auf den Feldern. Doch auch jetzt noch sah man hier und dort einen Fischerkahn über das stille, als lab' es selber sich in behaglichem Mittagsschlummer, ruhende Wasser gleiten oder eine der Reisebarken, welche zur Erleichterung des Verkehrs zwischen den Uferbewohnern bestimmt waren, von einer Stadt am Ufer zur andern hinüberziehen.

Ganz vorzüglich sind dem Verfasser die Gegensätze zwischen den milden Christen und den fanatisch am Glauben der Väter festhaltenden Juden gelungen. Beide Parteien sind dem Martyrium bestimmt.

„O könnten wir dich uns nachziehen!" redete ihn Salome's Vater, der ihm gefolgt war, mit einer zärtlichen Herzensinnigkeit an. — „Nein, nein", schrie Eleazar außer sich, mit jener ätzenden, schneidenden Schärfe des Tons, die seinem Volke bei zorniger, feindlicher, ingrimmiger Seelenaufregung eigen ist. „Wir haben nichts mehr miteinander zu schaffen. Euere Nähe, euer Umgang ist Pest und Fluch geworden. Fort, fort, mich nicht an euch zu besudeln! Ich komme, Manahem! Nimm mich hin, Gott Zebaoth, zu deinem Werke!"

Uechtritz hat sein Buch seinem verstorbenen Freunde, dem Professor der Geschichte Loebell in Bonn, gewidmet, leider in Hexametern, die nicht gut sind. Wer im Hexameterbau nicht tadellos ist, darf heutzutage wol noch Hexameter schreiben, aber nicht drucken lassen.

Das ist die letzte Rüge, welche sich die Kritik an der so vortrefflichen Leistung, mit der Uechtritz unsere Literatur bereichert hat, erlaubt. Wir empfehlen die Lektüre des Buchs allen Lesern, die nicht blos in leichter Weise sich beschäftigen, sondern einen ernsten Blick in jenes große Geschichtsdrama werfen wollen, nach bestem Wissen und Gewissen. 15.

Literarhistorische Monographien.

Es liegen uns zwei literarhistorische Monographien vor, deren erste uns in das 17. Jahrhundert führt, während die zweite an einen unserer Classiker herantritt. Beiden gemeinsam ist, daß sie Odendichter zum Gegenstand ihrer Schriften haben. Es sind:

1. G. R. Weckherlin's Oden und Gesänge. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung von Ernst Höpfner. Berlin, Stille und van Muyden. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.
2. Ausgewählte Oden und Elegien von F. G. Klopstock. Mit erklärenden Anmerkungen und einer Biographie des Dichters von Bernhard Weruele. Soest, Nasse. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Verfasser beider Arbeiten sind preußische Oberlehrer, der erste am Gymnasium zu Paderborn, der zweite am Gymnasium zu Neuruppin.

Wie doch die Zeiten sich ändern und der Sinn für die Schätze unserer Nation auch in der Gelehrtenwelt mit jedem Jahrzehnt lebendiger wird. Noch nicht allzu lange ist es her, daß auf den besten deutschen Gymnasien die Beschäftigung mit der deutschen Literatur zu den Allotrien gehörte, und jetzt schreiben unsere Gymnasiallehrer Literaturgeschichten und literarhistorische Monographien. Gewiß auch ein Zeichen der Zeit und ein sehr erfreuliches!

Höpfner's Arbeit: „G. R. Weckherlin's Oden und Gesänge" (Nr. 1), ist das Schlußkapitel eines größern Werks über die Anfänge der neuhochdeutschen gelehrten Dichtung. Die vorangeschickte Biographie Weckherlin's, gestützt auf genaue Quellenstudien, bringt der interessanten Einzelheiten gar manche. Wir ersehen aus derselben, daß Weckherlin mit vollem Bewußtsein die poetische Reform in Angriff genommen. Er kehrte nach einem neunjährigen Aufenthalt im Ausland mit dem Entschluß zurück:

Jener thorheit kundbar zu machen,
Welche aus aigensinnigkeit
Die Teutsche Poesy verlachen.

Freilich glaubt er, daß derartige Bestrebungen von der Menge nicht gewürdigt werden könnten, darum sollten seine Verse nur denen, die gelehrt und weisen Fürsten gefallen. Er strebte zuerst danach, eine correcte Sprache zu schaffen und wollte so schreiben, „wie große, weise, gelehrte Fürsten und Personen zu reden pflegen", trat aber dabei energisch der Verwelschung der vornehmen Sprache entgegen. In Bezug auf die Reform der Versmessung befand er sich zu Opitz in diametralem Gegensatz. Er wollte die Grundsätze der französischen Metrik ganz und rücksichtslos in der deutschen Poesie zur Geltung bringen und strebte mit vollem Bewußtsein die Auflösung alles Rhythmus an. Er steht also in der Versmessung Opitz gegenüber, der die der deutschen Sprache angemessene Metrik begründete, als der letzte und verwegene Experimentmacher da. In Bezug auf den Inhalt seiner Poesien ist hervorzuheben, daß er, im Gegensatz zu den Dichtern seiner Zeit, auch in seinen erotischen Dichtungen Selbsterlebtes singt. Doch hat auch er der Sitte seiner Zeit, die Großen zu besingen, Rechnung getragen:

Weil ehren einen wehrten Mann,
Ist gleich so viel als sich selbst ehren.

Das Resultat der Untersuchungen Höpfner's faßt sich in Folgendem zusammen: Weckherlin hat den Gedanken einer der Dichtung der romanischen Nationen ebenbürtigen deutschen hoffähig gemacht; er hatte den im Süden und im Westen ausgebildeten poetischen Stil mit seiner Nomenclatur, seinem mythologischen Apparat und seiner raffinirten Rhetorik ohne weiteres entlehnt und Sprache und Verskunst zu reformiren gesucht. Seine Reform der Sprache war Stückwerk geblieben und die der Verskunst vollkommen mislungen. Von Berichtigungen, welche der Verfasser gibt, haben wir zu erwähnen, daß er nachweist, wie eine von Goedeke („Grundriß", S. 1167) angeführte Ausgabe der „Geistlichen und Weltlichen Gedichte" (Amsterdam 1646, 8.) einfach zu streichen ist.

Es wäre im Interesse der Literaturgeschichte zu wün-

schen, daß das größere Werk Höpfner's welches noch keinen Verleger gefunden hat, aus der engen Haft des Pultes durch einen Verleger befreit und an das Tageslicht gefördert werden möge, da die veröffentlichte Probe zeigt, daß er genau und nach guten Quellen arbeitet.

Das zweite der in Rede stehenden Werke: „Ausgewählte Oden und Elegien von Klopstock" von Bernhard Werneke, hat einen mehr praktischen Zweck. Es will den Gymnasiasten eine Auswahl der besten Oden von Klopstock mit einem Commentar in die Hand geben. Gewiß ist es sehr dankenswerth, daß unsere Philologen, anstatt die Zahl der Horaz-Commentare ins Unendliche zu vermehren, hier und da auch einmal einen Commentar zu Werken deutscher Dichter schreiben. Selbstverständlich muß ein derartiger Commentar in ganz anderer Weise gehalten sein als die Erklärung eines Schriftstellers oder Dichters der Alten.

Die eingehaltenen Grundsätze können wir nur billigen. Da der Verfasser eine Biographie Klopstock's als die beste Vorschule zum Verständniß der Oden betrachtet, so hat er dieselbe (sie füllt etliche sechzig Seiten) ziemlich ausführlich behandelt. Sie ist mit Geschmack geschrieben und kann auf eine gewisse Selbständigkeit Anspruch machen, nur hätten vielleicht die Wendepunkte in Klopstock's Leben auch durch die Eintheilung in einige größere Hauptabschnitte noch mehr hervorgehoben werden können, während so das Ganze in 24 kleinere Theile zerfällt. Daß bei der Auswahl die Oden aus Klopstock's Jugendzeit vorzugsweise berücksichtigt sind, entspricht dem Zweck, den der Herausgeber im Auge hat. Es liegt ihr die von Klopstock selbst besorgte Ausgabe von 1798 zu Grunde, nur daß der Verfasser die heutige Orthographie angenommen hat. Die Erklärungen selbst geben Aufschluß über die Entstehungszeit der Oden, Veranlassung, Anspielungen, Anlehnungen an antike Muster. Ferner finden wir in ihnen sachliche und sprachliche Notizen und Parallelen von Dichterstellen der Griechen und Römer. Die Versmaße sind alle mit den gangbaren Namen bezeichnet, und damit durchaus nichts, was man in einer Schulausgabe suchen könnte, vermißt werde, ist sogar die lateinische Uebersetzung einiger Oden von Albert Knapp mitgetheilt. **Eugen Kabes.**

Reinmar von Zweter.

Untersuchungen über das Leben Reinmar's von Zweter und Bruder Wernher's von Karl Meyer. Basel, Georg. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Unsere mittelalterlichen Lyriker, von denen wir etwa anderthalbhundert wirkliche oder allegorische Namen nebst zugehörigen Dichtungen überliefert haben, sind bisjetzt von seiten der literaturgeschichtlichen Darstellung meist nur in größern Massen, nach ihrer künstlerischen Zusammengehörigkeit oder Verschiedenheit gruppirt und charakterisirt worden. Die nur bis zu einem gewissen Grade berechtigte vulgäre Vorstellung von dem Gleichklang, oder, wie man es auch zu nennen pflegt, der Eintönigkeit des Minnesangs und der Minnesänger hat unzweifelhaft auch auf diejenigen, die durch selbständige Studien befähigt hätten sein können, die individuellen Züge innerhalb des allgemeinen Typus herauszuerkennen, einen gewissen Bann ausgeübt. So ist bis zu diesem vorliegenden Versuche nur der einzige Walther von der Vogelweide, der schon einer speciellen biographischen Charakteristik würdig befunden worden; allerdings dieser auch beinahe überreichlich, wenn man die drei in ihrer Art mustergültigen größern Werke von Uhland, Rieger und Menzel zu den fast unübersehbaren kleinern, bald mehr monographischen bald allgemeiner gehaltenen Versuchen, seine Biographie zu beleuchten und herzustellen, reiht.

Walther verdient, das ist für jeden Sachverständigen keine Frage, die Ehre, die ihm die moderne Wissenschaft erwiesen, im vollsten Maße und jedenfalls zuerst unter allen seinen vor-, neben- und nachwandelnden Genossen. Aber es ist nunmehr an der Zeit, daß die erweiterten Hülfsmittel und die gesicherte Methode unserer deutschen Philologie und Literaturgeschichte sich auch der andern annehmen und auch sie, je nach ihrem relativen Werth oder nach der individuellen Disposition der Gegenwart, aus dem Halbdunkel der bisherigen Auffassung in das volle Licht der wissenschaftlichen Kenntniß erheben möchten.

Die beiden Dichtergestalten, denen hier diese Gunst zutheil geworden ist, gehören für den engern Kreis der Freunde und Kenner unserer mittelalterlichen Poesie zu den interessantesten, und wenigstens der eine, Bruder Wernher, auch zu den liebenswürdigsten Erscheinungen der Periode des Minnesangs, welche unmittelbar auf seinen Höhepunkt folgte. Als solchen darf man, wie bekannt, die Lebenszeit Walther's oder die Zeit, in welcher er als Dichter thätig war, bezeichnen, die Jahre von 1190—1230, natürlich hier wie überall bei solchen Zahlenangaben mit gebührender Berücksichtigung, daß dieselben nur im allgemeinen gültig sein können. Reinmar von Zweter und Bruder Wernher sind aber beide noch jüngere Zeit- und Lebensgenossen Walther's: ihre Geburt fällt, wenn überhaupt noch in das 13. Jahrhundert, jedenfalls in den Anfang desselben, ihre ersten dichterischen Productionen keinesfalls später als in die zwanziger Jahre, wo auch Walther noch eine sehr reiche Productivität entfaltete. Beide Dichter, Reinmar und Wernher, sind aber unter sich nicht blos als Zeitgenossen nahe zusammengehörend. Sie bezeichnen beide eine von da an immer entschiedener aber auch unpoetischer vertretene Richtung der mittelalterlichen Lyrik auf das specifisch didaktische und religiöse Element. Die schöne harmonische Vermittelung, in welcher sich diese nothwendigen und berechtigten Bestandtheile der Empfindung und des Denkens eines jeden wirklichen Dichters der Zeit nach bei Walther den andern eigentlich weltlichen Motiven seines innern und äußern Lebens zuzugesellen vermochten, war diesen Spätern nicht mehr erreichbar. Jene reine Grundstimmung der Seele, aus der sie allein möglich wurde, bedurfte ebenso wohl einer besonders günstigen individuellen Anlage, wie einer günstigen Stimmung und Gestaltung des Zeitgeistes und des ganzen zeitgenössischen Lebens. Das erste hätte sich wol noch finden können, das andere war aber mit dem

Zerfall der innern Lebensmacht des Ritterthums oder des weltlichen Idealismus der Zeit unmöglich geworden. Deshalb stehen unter den Nachfolgern Walther's die didaktischen oder moralisirenden Dichter in immer schrofferm Contrast zu den Sängern der Lebensfreude oder der Minne, aber nicht mehr der Minne in der ältern feinern Begriffserklärung, sondern einer derbern und gemeinern. Der Erotiker Nithart, ein Talent ersten Rangs ist der diametrale aber nothwendige Gegensatz seiner beiden Zeitgenossen, unsers Reinmar und Wernher, alle drei zusammen geben aber noch immer keinen Walther, obgleich sie sozusagen statistisch betrachtet, seinem Umfange und Inhalt ungefähr gleichkommen.

Wie die Quellen unserer mittelalterlichen Literaturgeschichte einmal beschaffen sind, versteht es sich von selbst, daß ein Biograph meist auf die Werke seines Helden allein angewiesen ist. Es fehlen uns leider auf deutschem Boden jene unvergleichlichen, wenn auch nicht überall kritisch genauen Lebensgeschichten der Sänger, wie sie die provenzalische Literatur besitzt, oder wie sie sich selbst in der nordisch-skandinavischen in einzelnen Lebensschilderungen hervorragender Skalden finden. Zufällig gibt hier und da eine Urkunde einen Namen, dem wir in gleicher Form und Zeit als Ueberschrift von Liedern begegnen, aber auch daraus ist nichts weiter als dürftige chronologische Anhaltspunkte oder etwas über Stand und Heimat des Mannes zu entnehmen, während wir doch ganz andere Dinge wissen möchten. Wo aber eine genügende, von außen gegebene Ueberlieferung fehlt, ist es immer schwer, den Inhalt der Gedichte zu jener concreten Gestaltung zu verwerthen, welche der Biograph bedarf und fordert.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

George Sand und Shakspeare.

In dem „Théâtre complet" der George Sand, das wir in Nr. 34 d. Bl. erwähnten, befindet sich auch ein Curiosum, eine Bearbeitung von Shakspeare's „As you like it" unter dem Titel: „Comme il vous plaira." Das Stück hat indeß mit dem Shakspeare'schen nur einige Situationen und die schönsten Stellen gemein, die mit vielem Takt ausgewählt und gleichsam neu gefaßt sind. In den Vordergrund tritt der melancholische Held des Shakspeare'schen Lustspiels, Jacques, der bei George Sand nicht blos den contemplativen Chor bildet, sondern mit in die Handlung verwebt ist, wie ihm denn auch am Schluß die Hand der schönen Celia zufällt, mit welcher George Sand den garstigen Olivier nach Shakspeare's Vorgang zu belohnen zögert. In der Vorrede zu dem Stück spricht sie viel Beherzigenswerthes über Shakspeare aus, den sie in hohem Grade verehrt, ohne in die blinde Abgötterei der deutschen Shakspearomanen zu verfallen. Mit Recht sagt sie, daß unsere Kunst im ganzen und großen, was die Geschicklichkeit der Composition betrifft, seit Shakspeare bedeutende Fortschritte gemacht hat und daß das kleinste Vaudeville in unserer Zeit besser componirt ist als die bewundernswerthesten Dramen der Meister vergangener Zeiten. Shakspeare überließ sich dem feurigen Aufschwung, den glänzenden Launen seiner Inspiration, doch er trat dabei mit Füßen die Regeln der Composition, gewisse sehr berechtigte Bedürfnisse des Geistes: Ordnung, Mäßigkeit, Harmonie und Logik. Man wird der Dichterin erwidern, daß die Theorien Voltaire's und Friedrich's des Großen von dem betrunkenen Wilden noch in Frankreich spuken. Mit Unrecht, das Verständniß Shakspeare's hat dort große Fortschritte gemacht; der Tadel aber, der die Schattenseiten des Dichters trifft, ist ein gerechter und kommt ja auch jetzt in Deutschland zum Durchbruch.

Vollkommen recht hat George Sand, wenn sie behauptet, daß es unmöglich sei, Shakspeare wörtlich für die Bühne zu übersetzen, und wenn es je erlaubt sei, zusammenzuziehen, auszuziehen und fortzulassen, so finde dies Anwendung auf den wilden zügellosen Genius des britischen Dichters. „Shakspeare war ohne Frage nicht strenger als sein Zeitalter. In einer Epoche, wo das Theater alle getrennten Gattungen vereinigte, die bei uns aus Rücksicht auf den verschiedenen Geschmack des Publikums an verschiedene Bühnen vertheilt sind, stand der unsterbliche Meister, indem er von den wildesten, blutigsten Dramen zur zügellosesten Burleske überging, in seinen Werken unter dem Einfluß der heftigen Leidenschaften und des cynischen Geschmacks seiner Zeitgenossen. Er wandelte im Schmuz der Straßenwinkel ebenso mit Schwung und Kühnheit, wie er mit Glanz und Majestät in den Himmeln schwebte. Doch wenn er in allen seinen Erfindungen nicht reiner und sanfter war als die Zeit, deren höchsten literarischen Ausdruck er bildete, so war er größer und besser als sein ganzes Jahrhundert in den gesundern Eingebungen seines Genies. Durch einen seltsamen und fast unbegreiflichen Contrast hat er die göttlichste Anmuth und Keuschheit dem abschreckendsten Cynismus an die Seite gestellt, Engelsanftmuth neben Tigerwuth und die Ausdrücke des ergreifendsten Schmerzes neben die unübersetzbaren Concetti einer kecken Ausgelassenheit."

Lessing's „Minna von Barnhelm".

Ueber ein Jubiläum von Lessing's „Minna von Barnhelm" entnehmen wir der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung" folgende Mittheilungen: „Am 28. September 1767 ward Lessing's «Minna von Barnhelm» zum ersten male aufgeführt und zwar in Hamburg. Am 14. November folgte Wien und am 18. November 1767 (nicht erst im Mai 1768) Leipzig, wo Koch das Stück in Scene setzte. Da die hamburger Gesellschaft bereits am Ende des Jahres nach Hannover zog, um dort bis zum 6. Mai 1768 zu spielen, so wird auch dort die Aufführung noch vor der berliner stattgefunden haben. Letztere erfolgte, wie gemeldet, am 21. März auf Döbbelin's «Neuem Theater». Ein Zeitbericht sagt: Das Stück wurde sechs Tage hintereinander gespielt und von dem zahlreichen Parterre allemal einmüthig wieder gefordert, eine Ehre, die hier noch kein Schauspiel erhalten hatte. Bis zum 23. April, also in 34 Tagen (wovon freilich nur 22 Spieltage waren) fanden 19 Aufführungen dieser Novität statt. Nun bekam denn endlich auch «Minna's» Geburtsstadt, Breslau, wo die der Dichtung zu Grunde gelegte Geschichte, nach der Angabe von Garve's Wirter im Gasthofe Zur goldenen Gans wirklich passirt sein sollte, das so berühmt gewordene Stück auf der damals von Franz Schuch jun. dirigirten Bühne zu sehen: am 3. Mai 1768 zum ersten und am 27. Mai zum sechsten male. Die ersten drei Vorstellungen folgten Tag für Tag aufeinander, da das Publikum jedesmal am Schlusse stürmisch dacapo rief; die letzten drei wurden als «auf hohes Verlangen» angezeigt. Potsdam, Stettin, Danzig und Königsberg machten die Bekanntschaft des Lustspiels, das überall ungeheuer «zog» und die Kassen füllte, durch die Döbbelin'sche Truppe, welche jene Städte vom Mai 1768 bis zum Februar 1769 bereiste. Im März 1769 war Döbbelin wieder in Berlin, wo ihm eine Saison von sechs Monaten bis zum 17. Juli gestattet wurde, in welcher er

Minna von Barnhelm» achtmal und Lessing's «Schatz» dreimal ur Aufführung brachte, jedesmal nach der Gewohnheit jener Zeit it einem Ballet als Nachspiel. Von Berlin zog er wieder ch Danzig, wo in der viermonatlichen Saison die «Minna» er nur noch zweimal (17. August und 9. October) zum Vorein kam. Die erste Zugkraft hatte ersichtlich nachgelassen. o gab z. B. Koch, welcher in der Zeit vom 18. April 1770 29. Mai 1771 in Leipzig drei und in Weimar zwei Staen machte, in Weimar die «Minna» beide male gar nicht, Leipzig nur zweimal (26. April und 21. November) und m in Berlin, wo er vom 10. Juni 1771 an spielte, im ufe dieses Jahres auch nur zweimal (3. August und 26. Noober), im folgenden Jahre 1772 nur einmal in Berlin, 8. Juli, d einmal in Leipzig, 23. November. In Warschau gab man Lustspiel schon 1775 in deutscher Sprache unter der Intenz des Fürsten Anton Sulkowski, in demselben Jahre auch milia Galotti» und «Die Juden». Eine polnische Uebersetzung «Minna» erschien 1783. Die französischen Uebersetzungen Großmann (1772) und Rochon de Chabannes («Les amans éreux», 13. October 1774, Théâtre français) sind bekannt. r letztere änderte den so ritterlich klingenden Geschlechtsnamen Heldin, obgleich derselbe im Stücke selbst nie genannt wird, — Barleim. Eine in einen Act zusammengezogene Bearung der «Minna von Barnhelm» brachte am 9. September 3 das Théâtre des Variétés in Paris: «Le Major, comédieaudeville", von Felix. In einer von Gamena besorgten italienischen Bearbeitung: «La donna riconoscente», hat die twe Marlo eine weitläufige Schilderung der Schlacht bei zbach, in welcher ihr Mann gefallen, vorzutragen."

„Partonopier und Meliur" von Konrad von Würzburg.

Von Konrad's von Würzburg Gedichte „Partonopier und liur" waren seither nur Bruchstücke gedruckt; nur durch nbination wurden sie als des Dichters Eigenthum erit. Eine vollständige Handschrift, in welchem sich Konrad Verfasser nennt, wurde, wie wir bereits früher in d. Bl. ähnten, in der Starhembergischen Bibliothek zu Riedegg aufnden, aber es gelangte davon nichts in die Oeffentlichkeit. e Beschreibung dieser Handschrift nebst Mittheilung von Anund Ende entging ebenfalls der Beachtung der deutschen ologen. Franz Pfeiffer gewann erst nach seiner Uebersiedeln an die wiener Universität Kunde von dieser Notiz und bestrebt, des wichtigen Fundes habhaft zu werden. Er echte die Handschrift dann auch glücklich in Efferding (welOrt bereits im Nibelungenliede erwähnt wird), wohin sie der Uebersiedelung der alten riedegger Bibliothek gelangt . In einem Aufsatze über Konrad von Würzburg, welcher letzten Jahrgang seiner „Germania" eröffnet, gibt Pfeiffer nere Nachricht vom Gedichte und der Handschrift und theilt rere Stellen daraus mit, welche es als höchst wünschenswerth erscheinen lassen, daß Pfeiffer seinen Plan ausführe und schöne Gedicht vollständig und in kritischer Bearbeitung ausgebe. Nach Pfeiffer's höchst wahrscheinlicher Darlegung „Partonopier und Meliur" im Jahre 1277 vollendet und somit früher als Konrad's „Pantaleon und Silvester".

„Partonopier und Meliur" ist nach einer französischen lle bearbeitet, aus der auch ein niederländischer Dichter ste, aber doch hat Konrad seiner eigenen Aussage zufolge französisch verstanden. Bei der Verdeutschung half dem ter ein baseler Gönner, Heinrich Marschant. Konrad hat nicht sklavisch an die Vorlage gebunden, weder im ganzen im einzelnen, hat manches Geschmacklose getilgt; trotzdem in Gedicht bei seiner Neigung zur Breite und Redseligkeit, doppelt so umfangreich als das französische Original. rdings betreffen die Erweiterungen", sagt Pfeiffer, „meist Partien, durch deren breitere Ausführung Konrad auf Beifall seiner Leser rechnen durfte: Beschreibung von Ritterspielen, Gefechten und Schlachten, insbesondere aber die Ausmalung innerer Seelenzustände und die Schilderung von der Liebe Lust und Leid. Und in die letztere zumal deutsches Gemüth und deutsche Innigkeit zu legen und beide zu schönem Ausdruck zu bringen, ist dem Dichter vielfach gelungen, und gerade darin besteht in unsern Augen der eigenthümliche Werth, der die Bearbeitung vor dem Original auszeichnet.

Bibliographie.

Aphorismen. III. Wien, Mayer u. Comp. 8. 9 Ngr.

Brünneck, W. v., Die Jagdgenossenschaften. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 10 Ngr.

Dupanloup, F., Die Erziehung. Autorisirte Uebersetzung. 2ter Thl. Von der Autorität und der Ehrfurcht in der Erziehung. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ebeling, A., Vermischte Schriften. 1ster Bd. Soest, Nasse. 8. 1 Thlr.

Clemen, R., Gedichte. Columbus, Ohio. Gr. 16. 15 Ngr.

Egger, J., Die ältesten Geschichtschreiber, Geographen und Alterthumsforscher Tirols. Innsbruck, Wagner. Gr. 4. 15 Ngr.

Egli, J. J., Die Entdeckung der Nilquellen. Habilitationsvortrag. Zürich. Gr. 8. 12 Ngr.

Fastenrath, J., Die Wunder Sevilla's. Romanzen und Lieder. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Findeisen, J., Friedrich Beckmann. Lebensbild. Allen Freunden des Verblichenen gewidmet. Wien, v. Waldheim. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Freibanks Bescheidenheit. Ein Laienbrevier. Neudeutsch von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Galen, P. v., Das Irrlicht von Argentières. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1868. 8. 5 Thlr.

Gedanken über Erziehung nebst Erinnerungen an das Leben und Wirken eines Frühverklärten. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 22 Ngr.

Georg, J., Frauenbilder. Berlin, Stilke u. van Muyden. 16. 10 Ngr.

Badische Geschichte. Für das badische Volk erzählt von einem Vaterlandsfreunde. 1ste Lief. Lahr, Schauenburg. 1868. Gr. 8. 8 Ngr.

Goethes Werke. Auswahl in 30 Lief. 1ste Lief. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 2 Ngr.

Grothe, W., Der Herzog von Valentinois. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Grothe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heseliel, G., Land und Stadt im Volksmunde. Beinamen, Sprüche und Spruchverse. Berlin, Janke. 8. 10 Ngr.

Hopking, Baron A. v., Land und Leute der Mitauschen Oberhauptmannschaft. 1ste Lief. Das Kirchspiel Sessau. Mitau. Gr. 8. 20 Ngr.

Horn, M., Der zerrissene Dreiklang. Roman aus dem Leben eines Musikers. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.

Hotho, H. G., Geschichte der christlichen Malerei in ihrem Entwickelungsgange dargestellt. 1ste Lief. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr.

Kleinsteuber, H., Ein norrischer Richelieu. Historischer Original-Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Kurt und Blanda. Ein Nachspiel zu Nathan dem Weisen. Heidelberg, C. Winter. 8. 6 Ngr.

Menges, Wilhelm Albert Heinrich Stolzenburg. Ein Lebensbild. Breslau, Düfer. Gr. 8. 5 Ngr.

Milow, S., Auf der Schelle. Elegien. Heidelberg, Weiß. 8. 15 Ngr.

Möllhausen, B., Nord und Süd. Erzählungen und Schilderungen aus dem westlichen Nordamerika. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Nibelungenlied. Uebersetzt von K. Simrock. 1ste Lief. Stuttgart, Cotta. Hoch 4. 1 Thlr. 5 Ngr.

Petersen, Marie, Die Irrlichter. Ein Märchen. 12te Aufl. Berlin, A. Duncker. 1868. 16. 15 Ngr.

Pietsch, L., Aus Welt und Kunst. Studien und Bilder. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Roßmäßler's Ehre. Reden und Dichtungen von E. Burckhardt, F. Wigard, A. Brehm und L. Würkert vorgetragen an der Roßmäßler-Todtenfeier zu Leipzig. Leipzig, Friese. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ruben, E., Sendschreiben an die Vernunft über religiöse Zustände. Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. 10 Ngr.

Ruge, A., Der Krieg und die Entwaffnung. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 3 Ngr.

Sauppe, H., Tulliana. Göttingen. Gr. 4. 8 Ngr.

Schiller, F. v., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 16. 2½ Ngr.

Erfurter Schnurzeln. Erfurt, Körner. Gr. 16. 10 Ngr.

Scherer, K. J., Die Dichtungen Heinrichs v. Mügeln (Mogelin) nach den Handschriften besprochen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Siebigk, F., Herzog Leopold Friedrich's von Anhalt Wirken in Stadt und Land. Festschrift dargebracht am 10. August 1867. Dessau, Aue. Gr. 8. 4 Ngr.

Sophokles' und Euripides' ausgewählte Dramen. Mit Rücksicht auf die Bühne übertragen von A. Wilbrandt. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Vier Tragödien. Nördlingen, Beck. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Unger, F., Notiz über Geräthschaften aus der Steinzeit. Wien. Lex.-8. 4 Ngr.

Populär-naturwissenschaftliche Vorträge über neuere Forschungen. 1stes und 2tes Heft. Kreuznach, Voigtländer. Gr. 8. à 5 Ngr.

Wolf, A., Leopold II. und Marie Christine. Ihr Briefwechsel (1781—1792.) Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Viel Lärmen um Nichts.

Von William Shakespeare.

Uebersetzt von Adolf Wilbrandt.

Mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 5 Ngr.

Bildet das 5. Bändchen von:

William Shakespeare's Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt.

Das 1.—4. Bändchen enthalten:

Othello. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
König Johann. Uebersetzt von Otto Gildemeister.
Antonius und Kleopatra. Uebersetzt von Paul Heyse.
Die lustigen Weiber von Windsor. Uebersetzt von Hermann Kurz.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfniß empfunden, da die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersetzten Stücken beiwohnen, doch den Totaleindruck des Originals nicht wiederzugeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Die obengenannten Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat — haben sich dieser großen Aufgabe gewidmet, und darf deshalb die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme im deutschen Publikum für das Unternehmen erwartet werden, zumal die Verlagshandlung im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt hat. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen und kostet trotz des Umfangs von 8—10 Bogen nur 5 Ngr.

Die erschienenen Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Philosophische Paradoxa.

Von Heinrich Ritter.

8. Geh. 2 Thlr.

Unter obigem Titel veröffentlicht der berühmte göttinger Philosoph eine Reihe von Aufsätzen, welche untereinander in enger Verbindung stehen, indem sie alle von der Erkennbarkeit der Welt handeln und die besondern Bedingungen, unter welchen dieselbe steht, hervorheben. Das Buch ist als eine nothwendige Ergänzung zu den frühern Werken des Verfassers anzusehen, wird aber auch dem für ernstere Lektüre empfänglichen größern Publikum Interesse gewähren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Konrad der Zweite.

Historisches Schauspiel in sechs Handlungen von

Albert Dulk.

Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erster Theil. König Konrad der Zweite. 20 Ngr.
Zweiter Theil. Kaiser Konrad der Zweite. 20 Ngr.

Der bekannte Verfasser der Dramen „Orla", „Jetzt d… Christ" u. a. behandelt in dieser neuen, die volksthümliche Sa… vom Herzog Ernst einschließenden Dichtung einen Stoff a… der deutschen Geschichte, der die nationalen Sympathien mäch… tig zu fesseln geeignet ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beiträge zur Charakterologie.

Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen

Von Dr. Julius Bahnsen.

Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr.

Der vor einigen Monaten erschienene erste Band die… interessanten und nicht blos theoretisch, sondern auch prak… wichtigen Werks hat bereits großen Anklang gefunden. … ersten male wird hier die Erforschung des menschlichen Ch… rakters als eine besondere Wissenschaft behandelt. Der V… fasser knüpft dabei an die von Schopenhauer ausgesp… nen Grundgedanken über den Charakter an und gibt … zu seinen Betrachtungen die pädagogische Nutzanwendung. … dem soeben ausgegebenen zweiten Bande liegt das Werk … vollständig vor; dasselbe wird die Theilnahme der Pädago… der Criminalisten und Seelenärzte, der Ethiker und Philos… sowie jedes Gebildeten in hohem Grade in Anspruch nehm…

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon

Zweite völlig umgearbeitete Auflage.

Vollständig in 40 Heften oder 4 Bänden.

Jede Buchhandlung liefert das Werk heftweise (jedes … 5 Ngr.) in beliebigen Terminen, oder auf einmal comple… heftet 6⅔ Thlr., gebunden in Leinwand 7⅔ Thlr., in … franz 7 Thlr. 26 Ngr.).

Dieses Werk ist bekannt als das belehrendste Nac… schlagebuch über alle auftauchenden Fragen aus den verschi… densten Vorgängen im Leben und in der Wissenschaft, … zugleich als erklärendes Fremdwörterbuch und Zeitu… Lexikon. Dasselbe ist als literarisches Hülfsmittel beson… auch denen zu empfehlen, die fern vom literarischen Mar… leben oder infolge ihres Amts und Berufs den neuern Er… schungen in der Wissenschaft nicht zu folgen vermögen, … ihr Wissen stets auf der Höhe der Zeit zu erhalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 26. September 1867.

Inhalt: Ein Roman von Herman Grimm. Von Hans Marbach. — Friedrich Thiersch. (Beschluß.) — Ein satirisch-philosophisches Epos. Von Rudolf Gottschall. — Ueber weibliche Erziehung. — Feuilleton. (Die Sprache der Bibel in Schiller's „Räuber"; Fortleben der Kudrunsage in Norddeutschland.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein Roman von Herman Grimm.

Unüberwindliche Mächte. Von Herman Grimm. Roman in drei Bänden. Berlin, Hertz. 1867. 8. 5 Thlr.

Selbst das Beste, was ihr bildet, ist ein ewiger Versuch,
Nur wenn Kunst es adelt, bleibt es stereotyp im Zeitenbuch.
Platen.

Die neueste Schöpfung Herman Grimm's, der Roman „Unüberwindliche Mächte", beschäftigt lebhaft die Lesewelt. Kein Wunder! In diesem Buche sind die Interessen behandelt, welche gegenwärtig alle Gemüther erfüllen. Die gesellschaftlichen Klassenunterschiede, das Emporarbeiten des Bürgerstandes, die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des socialen Lebens in der Alten und in der Neuen Welt, der politische Umschwung des Jahres 1866 in Deutschland durch den glorreichen preußischen Feldzug, kurz lauter brennende Fragen, und zwar abgehandelt in der so mühelos zu genießenden Form des Romans.

Wir wollen nicht mit dem Verfasser rechten, ob es auch gut und den Menschen nützlich sei, dergleichen ernste hochwichtige Dinge verzuckert mit einer sentimentalen Liebesgeschichte hinunterzuschlucken, daß man ja nicht merke, wie stark das Getränk ist; ob diese Dinge nicht vielmehr dazu in der Welt sind, um den Leuten Kopfzerbrechen und ehrliche Arbeit zu machen.

Wir fragen auch nicht, ob der Verfasser die Romanform gewählt hat, um sich selbst leichtes Spiel zu machen, um da, wo ein grämlicher Historiker und Philosoph etwa noch ein wenig tiefer blicken möchte oder dem Autor mit dem Secirmesser der Wissenschaft zu Leibe rückt, lachend auf die Seite springen zu können und zu sagen: Ich habe ja keine Geschichte schreiben wollen, sondern nur einen Roman. Oder hat Herman Grimm vielleicht nur den Zweck im Auge gehabt, durch die anziehende Behandlung des schwierigen Stoffs als Erzählung ein um so größeres Publikum heranzuziehen zum Borne der Erkenntniß, und so zugleich einen weit glänzendern Erfolg davonzutragen als der arme, im Dunkeln arbeitende Gelehrte, dessen Werk höchstens von dem Hohlspiegel seiner Collegen beleuchtet wird?

Sei dem wie es wolle; wir nehmen an, wozu uns der Titel berechtigt, daß wir es mit einem Kunstwerk zu thun haben, und wir wollen nur den Dichter hier beurtheilen, von dem man, laut Emanuel Geibel, alles verlangen kann, nur nicht, daß er ein Gelehrter sei. Aber allerdings, wenn wir jetzt das Dichtwerk mit dem einzigen Maßstabe messen, mit dem es gemessen werden darf, mit dem ästhetischen, und wenn wir dann sehen, daß dieses Stück Geistesarbeit ebenso wenig ein Kunstwerk ist als ein wissenschaftliches Werk, dann freilich wird uns nichts übrigbleiben, als bedauernd zu sagen: Schade um die kostbare Zeit, welche der Biograph des Michel Angelo so herrlich hätte anders verwerthen können! Schade um den gewaltigen Aufwand von Verstand und Gemüth!

Um nicht melancholisch zu werden; wollen wir frisch darauf los kritisiren. Herman Grimm setzt zwei Personen in die Welt, ein Männlein und ein Fräulein, beide jung, schön und geistreich. Sobald sich dieselben begegnen, lieben sie sich und heirathen — nein doch, sie heirathen sich nicht, wo blieben denn da die drei Bände Grimm's? Also, sie lieben sich und heirathen sich nicht. Wir erfahren die Gründe dieses eigenthümlichen Verfahrens in den besagten drei Bänden. Was die Dame betrifft, so will sie. Nicht weil sie etwa keinen andern, ihrer würdigen, gefunden hätte. Im Gegentheil, Grimm sorgt dafür, daß sie von einer ganzen Schar Anbeter umgeben ist, denn alles, was in ihre Nähe kommt, verliebt sich in sie, sogar die Greise, wie die weißhaarigen Troer in Helena. Das ist natürlich, denn die Dame ist hübsch. Ebenso natürlich ist, daß sie, statt von den andern einen auszusuchen und ohne Umstände zu nehmen — Mama hätte nichts dagegen —, sich gerade den erwählt, den zu bekommen das Schicksal und Grimm ihr so sauer machen werden. Die verbotene Frucht ist die lockendste. Und außerdem, wo blieben sonst die drei Bände des Romans?

Nöthig freilich ist es gerade nicht, daß sie just diesen erkieset. Die andern sind nicht minder hübsch und geistreich; sie besitzen überdem einen viel gediegenern Charakter als der Erwählte, und ein höheres Einkommen, und lieben zu dem allen die junge Dame, welche Emmy heißt

und Tochter der verwitweten Frau Forſter iſt, viel reiner und treuer als der wirkliche Liebhaber, der am Ende des erſten Bandes ſich ſo weit vergißt, ſeine Geliebte moraliſch zur Thür hinauszuwerfen. Dieſer erſte Liebhaber, Graf Arthur, iſt ein ſeltſam wunderliches Weſen. Iſt er ein Typus, oder ein Original? iſt er der Repräſentant einer Gattung, oder ſteht er einzig in ſeiner Art da?

Das erſtere ſoll er ſein, für das zweite halte ich ihn. Von Natur iſt er edel und geiſtig begabt. Anerzogene Vorurtheile haben ſeinen Charakter geſchwächt, ſind aber nicht im Stande geweſen, den guten Keim zu erſticken. So lebt er in einem beſtändigen innern Kampfe. Seine Vorurtheile binden ihm die Arme, welche ſeine beſſere Natur gern zum thätigen Eingreifen in die Welt regen möchte. Seine Vorurtheile machen ihn taub gegen das Gebot der Liebe, welches in allen Menſchen Brüder und Gleiche zu erkennen vorſchreibt, und er denkt im ſtillen: wer nicht ein Graf iſt, wie ich, der iſt ein Lump. Seine Vorurtheile endlich verleiten ihn, das Mädchen, welches ihn vergöttert, von ſich zu ſtoßen, obgleich er ſie liebt, weil er ſie für eine ſeines Namens und ſeiner Hand unwürdige — bürgerliche Jüdin hält. So weit der erſte Band.

Ich machte eine Pauſe im Leſen und fragte mich: iſt das möglich? Die Vorurtheile, ja. Es laufen heutzutage noch genug Grafen und Barone in der Welt herum, die ſich für etwas Beſſeres halten als die bürgerliche Canaille, die lieber hungern, als ſich der Arbeit unterziehen, welche ihrer Anſicht nach des Adels unwürdig iſt, die vielleicht in ihrem Adelsſtolze ſo weit gehen, eine reiche bürgerliche Partie mit Schmähungen von ſich zu weiſen. Aber wo die nichtsnutzigſten Vorurtheile ſo ſtark ſind, da haben ſie auch den Keim des Guten, wenn ein ſolcher je vorhanden war, erſtickt, da iſt von dem ganzen Kerl nichts übriggeblieben als Eitelkeit und Hochmuth.

O, es gibt genug Vorurtheile, die noch etwas Gutes übriglaſſen in dem, den ſie erfaßt haben. Nur gerade nicht dieſe Vorurtheile, die Grimm ſeinen Helden haben läßt. Die Einbildung auf angeborene Titel, das Verſchmähen der Thätigkeit, das Ignoriren einer ganzen Cultur und der ganzen Gegenwart — denn unſere ſchwindelnd hohe Cultur iſt lediglich das Product der bürgerlichen Arbeit — iſt der Beweis einer ſtumpfen, dunkeln Seele.

Im zweiten Bande kommt der Autor zu derſelben Einſicht, und er beſchreibt, wie dieſe ganz verblendete Handlungsweiſe ſeines Helden nur ein momentaner Irrthum war, aus dem er ſich befreit, ſobald er die verderblichen Folgen deſſelben einſieht.

Freilich, im Grunde bleibt es immer ein egoiſtiſches Motiv, das ihn zur Einſicht bringt. Er kommt nicht durch eigene beſſere Ueberzeugung dahin, ſondern die eigennützigſte Leidenſchaft der Welt, die Geſchlechtsliebe, erfaßt ihn und ſtößt ihn mit der Naſe auf die Wahrheit. Der Verfaſſer und wir ſehen hier ganz ab von dem andern kaum minder egoiſtiſchen Motiv, das den Grafen Arthur hätte eines Beſſern belehren können, ſeiner Armuth: dieſem Mittel, deſſen ſich die Vorſehung zu bedienen liebt, um den Junkern ihren Dünkel auszutreiben.

Graf Arthur iſt wirklich arm, und vielleicht thaten wir ihm unrecht, wenn wir nur ſeinem ariſtokratiſchen Hochmuth zur Laſt legten, daß er die Bürgerliche nicht heirathen mochte. Grimm ſagt es uns ja: Arthur iſt zu ſtolz, ſich mit dem Gelde eines Mädchens bereichern zu wollen — Emmy iſt nämlich ſehr reich —, er will nicht als „der Mann ſeiner Frau" erſcheinen. Sind dieſe Beweggründe nicht edel, wenn auch thöricht? O ja. Nur trauen wir ihnen nicht recht, und daran iſt der Autor ſelbſt ſchuld. Läßt er nicht ſeinen Helden, außer von der Leidenſchaft für Emmy, faſt nur von jenen Standesvorurtheilen von Anfang bis zu Ende erfüllt ſein? Kränkt es nicht dieſen Grafen Arthur noch im dritten Bande, nachdem er Gott weiß was für traurige Erfahrungen gemacht, durch die ein Nilpferd klug werden müßte, daß man ſeinen Titel nicht reſpectirt? Und wir ſollen an ſeine Uneigennützigkeit mehr glauben als an ſeinen Hochmuth?

Graf Arthur gelangt im zweiten Bande wenigſtens einigermaßen zu der Einſicht, daß hinter dem Berge, vor dem er bisher geſtanden, auch Leute wohnen, und daß er eigentlich in einer Art ſtillen Wahnſinns gelebt habe, wie Don Quixote, der Vater der Junker. Er wird nach Amerika geſchickt und lernt die Neue Welt kennen, dieſe Welt der praktiſchen Thätigkeit. Man kann dieſe Welt nicht anſchaulicher ſchildern als Grimm, der überhaupt ein Meiſter in der Schilderung iſt. Er hat es bewährt in ſeinen Novellen, die dem Leſer liebliche Gegenden vor das Auge zaubern, in deren Sonnenäther ideale Geſtalten ſich bewegen. Grimm ſchafft faſt nur ideale Geſtalten. Caricaturen will oder kann er nicht machen. Seine Menſchen ſind alle ſchön, graziös, nobel. Er geht darin ſo weit, daß er ſelbſt ihre Fehler ihnen zur Zierde gereichen läßt. Sein Mann hat einen Buckel und übrigens Apollo-Glieder.

Ein ſolcher buckeliger Apollo iſt Graf Arthur. Hier weicht der Autor von der Natur ab, die Natur macht auch zuweilen vollkommen Schönes; aber der kleinſte Fleck, den ſie auf ein Weſen drückt, verändert die ganze Geſtalt deſſelben, und ein großer Mangel verunſtaltet bis in die kleinſten Theile. Dieſem Geſetze iſt der Geiſt unterworfen wie der Körper.

Wir wollen dem Grafen ſeine guten, großen Eigenſchaften laſſen; wir haben genug Caricaturen, in der Kunſt und in der Wirklichkeit. Aber raube dieſen guten und großen Eigenſchaften nicht die Kraft, ſo zu wirken, wie ſie wirken müſſen; laß ſie im erſten gegebenen Momente den ganzen Plunder von Vorurtheilen, der ſich durch Unglück in der jungen Seele eingeniſtet hatte, hinausfegen; laß dieſe tüchtige Natur zum Durchbruch kommen: ſo ſchaffſt du einen glücklichen, in ſeiner Liebe und ſeiner Thätigkeit glücklichen Menſchen, der wol noch manchmal Kummer haben wird, aber, bei Gott, nicht ſolchen, wie ihn elende Standesvorurtheile bereiten. Und mehr noch, du ſchaffſt einen wahren Menſchen.

Etwas Aehnliches, wie geſagt, fühlt auch Grimm

ıd deshalb schickt er seinen Helden nach Amerika, unter
m Vorwande, daß dieser seiner Geliebten in ihr Vater-
nd folge, der verstoßenen Geliebten, die er nicht lassen
nn und die er aus Reue nicht anzureden wagt. Drüben
gekommen wird ihm das Ziel seiner Wünsche, Emmy,
s den Augen gerückt. Er geräth durch günstigen Zu-
l in das bewegte amerikanische Leben hinein, begeistert
für dasselbe, erkennt seine Irrthümer und scheint
llig curirt, bis plötzlich ein unerwartetes Ereigniß ihm
d dem Leser klar macht, daß alles nur Täuschung war
d daß Graf Alexander immer noch der alte Junker ist.

Dieses unerwartete Ereigniß hängt innig zusammen
t der eigentlichen Fabel des Romans, welche den großen
hler hat, daß sie weder ein Product der Charaktere ist,
ch einen bildenden Einfluß auf diese Charaktere, ja nicht
mal einen wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung
Handlung hat, sondern neben der Geschichte herläuft
ein Stallpintscher neben den Pferden.

Der Roman selbst besteht vielmehr aus Schilderungen
Charakteren und Zuständen und aus prächtigen Bil-
n. Mit dem allen hat die Fabel nichts zu thun. Sie
ein so werthloses, unwahrscheinliches, abgeschmacktes
schichtchen, wie nur je ein deutscher Romanschreiber
gesonnen hat. Schwäche an Erfindungskraft scheint
rhaupt ein Mangel des deutschen Geistes zu sein.

Wozu diese Geschichte überhaupt? Soll der Mangel
Handlung im Romane damit gedeckt werden? Es geht
ntlich trotz des vielen Hin- und Herreisens nichts vor,
geht nicht vorwärts, man dreht sich wie Kinder auf
em Carrousel immer um den festen Punkt, den un-
en Charakter des Helden. Um Leben in den Roman
bringen, bedient sich der Autor nun dieses verwitterten
schichtchens.

Hr. Forster, dessen vortreffliche Eigenschaften uns
ch die Vortrefflichkeit seiner hinterlassenen Familie, eben
r Emmy, der Geliebten Arthur's, und deren Mutter,
ie durch seinen guten Leumund garantirt werden, ver-
t sich in seiner noch unverehelichten Jugend in ein
nes, vornehmes Mädchen, ohne jedoch weitere Absich-
gegen dieselbe auszusprechen. Er nimmt naiverweise
sehr natürliche Koketterie des jungen Wesens für ein
nes Geständniß der Gegenliebe und ist sehr überrascht
empört, als er eines Tags, zurückkehrend von einer
gern Reise, erfährt, seine Angebetete sei mit einem
afen verheirathet. Forster beschließt infolge dessen, nach
erika zu gehen.

Was aber ereignet sich am Tage vor seiner Abreise?
trifft zufällig die ehemalige Geliebte; sie bestellt ihn
einem Rendezvous. Er kommt zu ihr. Sie gesteht,
sie unglücklich sei mit ihrem jetzigen Manne, den zu
men sie sich nur entschlossen, weil man Forster bei ihr
ch eine gewisse Tante habe verleumden lassen. Man
tieft sich so in Gespräche. Es wird spät, da hört
n Schritte. „Das ist dein Gatte!" ruft die eben er-
ınte giftige Tante hereinstürzend, packt den verblüfften
ster am Arme und schiebt ihn ins dunkle Nebenzim-
r, welches nothwendigerweise das Schlafgemach der Zofe
ist. Diese wacht von dem Geräusch der herumtappenden Schritte auf, schreit, der Gemahl wird aufmerksam, tritt mit einem Lichte in das verhängnißvolle Nebengemach. Was geschieht? Statt einfach die Wahrheit zu sagen, wie Pamina in der „Zauberflöte", deutet die Tante an, der Herr habe wahrscheinlich ein zärtliches Tête-à-tête mit der im Bett liegenden Kammerjungfer gehabt. Diese wagt nicht zu widersprechen, ebenso wenig wie Hr. Forster und die Gräfin. Der erzürnte Ehegatte, in dem natürlich der schlimmste Verdacht aufsteigen konnte, ist so auf Kosten der Ehre des Kammermädchens beruhigt. Forster schleicht beschämt von dannen, gelangt nach Amerika und vermählt sich dort mit der nachherigen Mutter Emmy's, nachdem er ihr die eben skizzirte Begebenheit des Breitern mitgetheilt hat.

Diese Geschichte an und für sich ist wenig interessant, hat auch auf den Lauf der Begebenheiten im Roman weiter keinen Einfluß. Denn obwol der Held desselben, Arthur, der Sohn jener Gräfin ist und Emmy die Tochter des ehemaligen Anbeters derselben, obwol Emmy's Mutter einen noch dazu sehr unmotivirten Haß auf diesen wirft — weil er der Sohn der Frau ist, die ihren Mann nicht geliebt, die diesen Mann gekränkt hat, obwol ohne ihr Verschulden: so würde sich doch, wenigstens nach Herman Grimm's Erzählung, das Schicksal der beiden Verlobten, wenn das alles nicht vorhergegangen wäre, ebenso gestaltet haben, wie es sich gestaltet. Das sieht auch der Autor. Und um seiner pikanten Geschichte doch einiges Recht der Existenz in diesem Roman zu sichern, läßt er sie eine Folge haben, welche scheinbar bedeutend in das Leben Arthur's eingreift. Scheinbar, sage ich, wie man sogleich einsehen wird, sowie auch, daß sich der Autor diese ganze mühselige Erfindung hätte sparen können.

Die arme Zofe geht aus dem Hause des Grafen, ist sehr unglücklich, obwol sie es durchaus nicht nöthig hätte bei ihrem reinen Gewissen, und endlich findet sie einen Mann, der sie als Gattin nach Amerika führt, weil Europa nicht groß genug ist, um die Schande eines Kammermädchens zu verbergen.

Dieser gute Mann, der übrigens von der Unschuld seiner Frau überzeugt ist, hieß wahrscheinlich früher Schmidt, nennt aber in Amerika, als echter Deutscher, sich und seine Nachkommen Smith. In Polen würde er sich wahrscheinlich Schmidky genannt haben. Diese beiden Eheleutchen Smith sind insofern von Belang für die Entwickelung des Romans, als sie einen Sohn erzeugen, der später mit Arthur bekannt wird und denselben in das amerikanische Leben einführte. Nun, es gibt in Amerika so viele Mr. Smith, daß es nicht dieses kunstreichen Stammbaums bedurft hätte, um Arthur einen solchen in den Weg zu pflanzen. Aber die Nemesis! die Nemesis! die Würze des Romans! Mr. Smith hat ja nicht nur die Aufgabe, uns den Amerikaner comme il faut, den Gentleman zu präsentiren, sondern er soll eines Tags dem Grafen Arthur, nachdem dieser schon ganz von seiner Adelsidiosynkrasie hergestellt ist, das haarsträubende Verbrechen erzählen, welches einst an seiner, Smith's Mutter,

begangen worden iſt, mit der ganz natürlichen Uebertreibung, daß der zu derſelben ins Schlafzimmer geſchobene Fremde nicht nur in einem platoniſchen Verhältniß zu der Gräfin geſtanden habe, und daß der Sohn der Gräfin, wenn auch in der Ehe geboren und ſo nach dem bekannten Rechtsgrundſatz unbeſtreitbar Sohn des Grafen, doch ſein Daſein dem geheimen Wirken jenes Unbekannten verdanke! Höchſt ſeltſamerweiſe kennt Hr. Smith den Namen dieſes gräflichen Verbrecherpaars nicht und hat keine Ahnung, daß er dem zweifelhaften Sohne deſſelben ſelbſt dieſen gigantiſchen Floh ins Ohr ſetzt und ihn vom Grafen zum gemeinen Baſtard eines Unbekannten degradirt.

Wäre die Heilung durch amerikaniſche Luft radical geweſen, ſo hätte Arthur dieſe ganze Begebenheit als ein frivoles Skandalgeſchichtchen ohne jede Bedeutung, wie ſie zu Tauſenden vorkommen, aufgefaßt, ſo wie jeder Leſer ſie auffaſſen wird: ein Geſchichtchen, über das der Unbetheiligte kaum die Achſeln zuckt, der Betheiligte höchſtens ein paar Wochen verſtimmt iſt.

Aber Arthur wird vor Schreck zuerſt lebensgefährlich krank und dann total umgeſtaltet in allen ſeinen Anſichten. Oder vielmehr er bildet ſich das nur ein, denn eigentlich kehrt er nur wieder in den ſcheinbar geſunden Zuſtand zurück, in welchen vor jener Kataſtrophe das amerikaniſche Leben ihn verſetzt hatte.

Ich will hier nicht unterſuchen, ob irgendein Menſch, der ſeine fünf Sinne beiſammen hat, ſo handeln und leiden würde wie Arthur, wenn ihm eine ſolche myſteriöſe, ſchließlich auf einem albernen Geklatſch beruhende Geſchichte über ſeine Herkunft mitgetheilt würde. Nicht einmal Arthur's Ehre vor der Welt iſt compromittirt, und um dieſe äußere Ehre handelt es ſich doch hier blos. Die innere Ehre, die man auch „gutes Gewiſſen" nennt, wird doch wahrlich von ſo einer mesquinen Fraubaſerei im mindeſten nicht geſchädigt.

Aber Arthur iſt einmal einer von den ſonderbaren Käuzen, und wir wollen ihm meinetwegen dieſen Flicken auf ſeiner Narrenjacke laſſen. Nur davon müſſen wir Notiz nehmen, daß dieſe Fabel hier in die Entwickelung der Charaktere und der Ereigniſſe eingreift, indem Arthur infolge der Smith'ſchen Offenbarung Amerika und ſeine Geliebte verläßt, um in Deutſchland nach langem Geiſteskampfe endlich gerade wieder das zu werden, was er in Amerika ſchon einmal geworden war: ein ſcheinbar von ſeiner fixen Idee geheilter Wahnſinniger.

Wozu alſo die ganze Geſchichte? Vielleicht war ſie das einzige Mittel, um wieder nach Berlin zu gelangen, wo der Roman begonnen hat. Was hätte auch aus Erwin werden ſollen, dem Deus ex machina und Freunde Arthur's, dem officiellen Repräſentanten des vernünftigen, vorurtheilsloſen Adels und ebenfalls Anbeter des Fräulein Emmy, wenn die Liebenden und mit ihnen der ganze Roman in Amerika geblieben wären? Als Arzt mit ausgedehnter Praxis hätte Erwin kaum Zeit gehabt, einen Ausflug nach Amerika zu machen, um etwa Brautführer bei der Hochzeit ſeiner Freunde zu werden. Und ferner, wie hätte der Autor ſich die herrliche Gelegenheit entgehen laſſen können, den preußiſch-öſterreichiſchen Krieg von 1866 in ſeinen Roman zu verflechten? Brühwarm! „Aus der Zeit für die Zeit!" ſo heißt ja wol der Wahlſpruch der modernen Romanſchreiber. Schade, ſolche Zeitproducte ſind wie die Brote. Solange ſie warm ſind, verdirbt man ſich mit ihnen den Magen, und wenn ſie altbacken ſind, kann man ſie nicht mehr genießen. Aber Abgang finden ſie, wie friſche Semmel!

Alſo herbei, ihr Helden, Thaten und Ereigniſſe der Zeit, herbei, ihr blutgedüngten Felder von Königgrätz und Sadowa, herbei, ihr Sterbenden und Verſtümmelten, herbei, ihr barmherzigen Samariter und Johanniter, herbei, du Heldenkönig an der Spitze deiner ſiegreichen Truppen! Ich mache ein Kapitel aus euch, ein Kapitel, um deſſen willen allein ganz Deutſchland meinen Roman verſchlingen muß! Natürlich zieht Arthur mit in den Krieg, und wenn er mit dem Leben davonkommt, ſo verdankt er das lediglich dem Umſtande, daß Grimm noch ſeinen dritten Band füllen mußte. Die Verwundung thut nichts, die iſt im Gegentheil ſehr nützlich, da Arthur auf dieſe Weiſe Gelegenheit findet, in ein gräfliches Schloß zu kommen und dort zu beweiſen, daß er im Herzen immer noch der alte Junker iſt. Denn wenn auch der Kampf in Reih und Glied ihn ſcheinbar nun vollſtändig mit der Menſchheit und dem naturgemäß ſolidariſch demokratiſchen Wirken derſelben ausgeſöhnt hat, ſo bleibt er doch ſeiner Natur heimlich getreu. Auch tritt nach der großen politiſchen Kataſtrophe eine ſolche Abſpannung ein, daß kein Menſch Muth und Luſt hat, etwas Neues anzufangen. Niemand weiß, was nun werden ſoll, und Arthur, angeſteckt von der allgemeinen Rathloſigkeit, kein erſtrebenswerthes Ziel vor Augen ſehend, fällt wieder in die alte Lethargie zurück.

Unter uns geſagt, ich glaube nicht, daß trotz des ungeheuern Kraftaufwandes im Jahre 1866 alle Menſchen in Deutſchland die Arme ſinken laſſen und rathlos in eine ungewiſſe Zukunft ſtarren. Wenn auch der Körper des Staats, das Volk, müde war, vielleicht noch iſt, ſo vermuthe ich doch im Gehirn des Staats noch ein mächtiges Arbeiten, ein durchdachtes, energiſches Vorbereiten deſſen, was zu thun iſt. Ich glaube, daß, wenn Arthur etwas mehr politiſchen Scharfblick gehabt hätte, als Herman Grimm ihm zuertheilt, er würde nicht ſeine Begeiſterung ſo haben verrauchen laſſen wie ein gemeiner Soldat, deſſen Feuer eben nur vom Pulverdampfe und vom Siege genährt wurde, oder wie ein befrackter Handwerker, der beim Einzuge der Truppen in Berlin Hurrah ſchrie und Schnaps dazu trank. Wenn Arthur jene höhere Begeiſterung gehabt hätte, jene wahre Vaterlandsliebe oder meinetwegen jene Liebe für das Vollbringen des Großen, die ein Menſchenleben lang aushält und zu immer neuem Denken und Thun treibt, ſo würde er in den Ereigniſſen von 1866 den Keim entdeckt haben, welcher unter der Pflege der edelſten Geiſter emporwachſend einſt als ſtarker Baum unſere Enkel beſchatten wird. Und freudig würde er ſich am großen Werke betheiligt haben.

Aber ſtiefväterlich ausgerüſtet mit Charakter und Er-

enntnißkraft taumelt er auf der bequemen, endloſen Heer-
traße der Mittelmäßigkeit weiter, wie ein Vagabund, dem
s nicht darauf ankommt, wohin er gelangt, ſondern nur,
aß er ſein elendes Leben unterwegs ſo gut als möglich friſte.
ch weiß nicht, und der Verfaſſer wußte es vermuthlich
uch nicht, was aus Arthur am Ende geworden wäre,
enn nicht ein glücklicher Zufall die Dinge plötzlich zu
ner Art von Entſcheidung gebracht hätte.

Dieſer glückliche Zufall, eigentlich eine Kette von loſe
ſammenhängenden Zufällchen, hebt damit an, daß es
mmy Forſter in Amerika einfällt, ſie könne nun nicht
nger ohne Arthur leben; daß ſie infolge deſſen ſich und
re Mutter und Hrn. Smith aufs Schiff ſetzt, nach
uropa fährt und eines Abends bei Arthur eintritt.
ie Sache iſt jetzt ſo gut wie abgemacht. Nächſtens iſt
ochzeit.

Warum fiel es Emmy denn nicht ein, ſo energiſch
handeln, als Arthur noch in Amerika ſehnſüchtig um
herumſchlich? Sie liebte ihn damals ſchon ebenſo ſtark
s jetzt und hätte es bequemer gehabt, mit ihm anzu-
üpfen. Und daß ſie im Nothfall ſich um ihre Mama
cht kümmere, hat ſie ſoeben bewieſen; auch ſehen wir,
ß Frau Forſter nicht ſo ſchlimm iſt, als ſie ſich ſtellte.

So iſt der ganze Roman ein Gewebe von Zufällen.
ine einzige der Kataſtrophen wächſt organiſch aus dem
anzen heraus, alle führt der Zufall herbei. Zufall iſt
, daß Arthur im erſten Bande den Baron trifft, deſſen
eſchwätz ihn ſo toll macht, daß er ſeine Geliebte von
h ſtößt. In Parentheſe bemerkt, in Bezug auf dieſen
aron hat der Autor auch ein böſes Gewiſſen, und da-
t der Unheilſtifter doch nicht ganz aus heiterm Himmel
den Roman hereingeſchneit ſei, läßt ihn Grimm im
itten Bande durch einen womöglich noch ungeſchickтern
ufall noch einmal zum Vorſchein kommen. Zufall iſt
, daß Smith ſeine alberne Familiengeſchichte erzählt
ade in dem Augenblicke, wo alles auf dem beſten Wege
ar. Zufall iſt es, daß Emmy nach Deutſchland zurück-
rt. Und nun, heiliger Zufall, hilf mir einen Schluß
chen mit Knalleffect! Alles, was ich mit meiner Kunſt
rmochte, war, die Liebenden ſo lange auseinanderzuhal-
, daß ich in der Zwiſchenzeit drei Bände vollſchreiben
nte. Nun haben ſie ſich doch erreicht, nun könnten
glücklich werden wie ganz gewöhnliche Menſchen. Nichts
t ihrer völligen Vereinigung mehr im Wege. Wie ich
h ſuche in den Köpfen meiner Perſonen, nirgends finde
einen Widerhaken, an dem ich ein quod non anbrin-
n könnte. Er will, ſie will, die Mutter will, Erwin's
iße Kravatte liegt ſchon in Bereitſchaft, Gott ſelbſt
I; denn was hätte er, der Allbarmherzige, dagegen,
ß zwei gute Menſchen, die viel füreinander gelitten,
endlich vereinigen, ſei es auch nur auf eine Stunde,
doch ſo gar kein Grund vorhanden iſt, daß ſie ſich
ht vereinigten. Aber ſie ſollen nicht; es wäre zu ge-
thlich, zu gewöhnlich; ſie ſollen nicht! Ich will's nicht,
, Herman Grimm! Samiel Zufall, komm mir zu Hülfe!
lf mir die Freikugel gießen, mit der ich meinen Helden
s der Welt befördere, ſonſt ſtirbt er am Ende gar
nicht, und wird glücklich, und bekommt Kinder, und ich
muß weiter ſchreiben, Band auf Band, und ich bin doch
gerade mit meiner Erfindungskraft fertig!

Samiel kommt und bläſt dem Autor folgende Er-
findung ein, die an Geſchmackloſigkeit die vorhergehen-
den Erfindungen im Roman noch um ein Bedeutendes
übertrifft.

Graf Arthur macht nämlich die Entdeckung, daß er
einen Bruder habe, der ein unehelicher Sohn von Ar-
thur's Vater iſt. Dieſer entfernte Bruder lebt auf einem
Gute bei Berlin, das früher der Familie gehört hat; lebt
dort in der fixen Idee, er ſei der eigentliche Erbe des
Namens und Vermögens ſeines angeblichen Vaters und
Arthur habe ihn der Erbſchaft beraubt.

Dieſes Gut kauft Frau Forſter, um es ihren Kin-
dern zum Hochzeitsgeſchenk zu machen. Der erwähnte
Baſtard glaubt, man wolle ihn nun auch von ſeiner letz-
ten Zufluchtsſtätte vertreiben, der langgehegte Haß gegen
ſeinen Bruder gewinnt dadurch neue Nahrung; es bietet
ſich eine günſtige Gelegenheit, welche herbeizuführen Her-
man Grimm wieder eine Reihe von kindiſchen Zufällen
ſpielen läßt; denn eigentlich war ſchon alles gut, eigent-
lich will der Baſtard ſeinem Bruder gerührt um den Hals
fallen u. ſ. w. Aber im Augenblicke, in dem er dieſen löb-
lichen Entſchluß ausführen will, vernimmt er von ſeinem
Verſtecke aus ein Wort Arthur's, das ihn wieder toll vor
Wuth macht, und er ſchießt Arthur nieder.

Hamlet ſagt: „Es waltet eine gewiſſe Vorſehung über
dem Falle eines Sperlings.“ Aber bei dieſem Bruder-
mord hatte dieſe Vorſehung ihr Antlitz abgewendet und
ihr Regiment der blinden Willkür abgetreten. Beim Knall
dieſes Schuſſes, Hr. Grimm, fällt Ihr ganzes Karten-
haus von Roman über den Haufen. Meinetwegen, es
ſei ein Nothnagel, an dem der Held aufgehängt wird,
weil man ſonſt nichts mit ihm anzufangen wußte.
Aber warum machen Sie bei Gelegenheit dieſer Er-
findung aus reinem Uebermuth auch noch ſo einen koloſ-
ſalen Verſtoß gegen das A-b-c der Dichtkunſt, den ich
nur anzuführen brauche, um alle Kenner in Aufruhr zu
ſetzen? Warum theilen Sie dem Leſer im Vertrauen mit,
daß der angebliche Bruder des Grafen Arthur eigentlich
nur ſein Vetter iſt, der Sohn des unehelichen Bruders
von Arthur's Vater? Und von dieſer unendlich wichtigen
Entdeckung nimmt auch nicht eine der im Romane vor-
kommenden Perſonen Notiz, ſie hat auch nicht den ge-
ringſten Einfluß und iſt nur ein Privatvergnügen, welches
Sie dem Leſer machen! Jedem Menſchen aber, der
etwas von der Compoſition eines Romans verſteht, iſt
dieſer Verſtoß ſo unangenehm, daß er blos um ſeinet-
willen den ganzen Roman verdammen würde.

Arthur todt; Emmy natürlich hinſiechend — oder viel-
mehr unnatürlich hinſiechend, denn nur in ſchlechten Ro-
manen iſt es natürlich, daß Bräute den Tod ihres Bräuti-
gams nicht überleben können. Ja, Hr. Grimm, nur in
ſchlechten Romanen! Und wenn Sie ſich auf Romeo und
Julia berufen, ſo irren Sie ſich. Der große Shak-
ſpeare gibt ſeiner Julia Gift, weil er wohl weiß, daß

ein junges, gesundes Mädchen zu viel Lebenskraft in sich hat, um einen solchen Seelenschmerz nicht ertragen zu können.

Der Mensch kann vergessen, Gott sei Dank! namentlich wenn er eine junge, urgesunde Amerikanerin ist wie Emmy Forster, die alles hat, was sie braucht, um glücklich zu sein. Sie konnte allenfalls ins Wasser springen; aber an der Schwindsucht sterben? Sie hätten wenigstens schon im Anfange andeuten müssen, daß Emmy tuberkulös sei.

Doch freuen wir uns, daß sie todt sind! Diese beiden Romanfiguren fingen an langweilig zu werden mit ihrem ewigen Wollen und Nichtkönnen. Dieser Graf Arthur erinnerte mich immer an die Anekdote von dem Statisten, der einen Löwen geben sollte. Als der Unglückliche nach seinem Stichworte auf die Bühne springen will, stellt sich heraus, daß man ihm aus Versehen den Schwanz angenagelt hat.

Doch erlauben Sie, daß ich noch einen Augenblick von diesem höchst unerwarteten Abschlusse des Romans spreche, der nur das Gute hat, daß er ein Abschluß ist; wie man selbst einen unausstehlichen Gast liebenswürdig findet, wenn er sich erhebt und zum Hute greift.

Mit diesem Schlusse übergeben Sie sich, Ihre Personen und den Leser der baaren Verzweiflung, dem Spiele des blinden Zufalls, der uns zermalmt, wenn endlich alle Bedingungen zum Glücklichwerden erfüllt sind. Sie und Ihre Kunst gehen hier zu Grunde an jenen in der That unüberwindlichen Mächten, gegen welche „selbst Götter vergebens kämpfen".

Statt einer vernünftigen Lösung der aufgeworfenen Fragen, stopfen Sie den ungeduldig auf Ihren Orakelspruch Harrenden „die Mäuler mit einer Hand voll Erde". Und so erreichen Sie mit Ihrem Romane gerade das Gegentheil von dem, was ein Kunstwerk erreichen soll. Es hilft Ihnen nichts, daß Sie uns durch den fabelhaften Traum Emmy's auf den Himmel verweisen. Die Kunst rechnet nicht mit dem Jenseits, sie hat es mit dem Leben allein zu thun:

> Aus dieser Erde quellen meine Freuden,
> Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
> Kannst du mich erst von ihnen scheiden,
> So mag, was will und kann, geschehn.
> Danach will ich nicht weiter fragen,
> Ob man auch drüben haßt und liebt,
> Und ob es auch in jenen Sphären
> Ein Oben und ein Unten gibt.

Die Kunst hat die Nothwendigkeit, die ewig waltende göttliche Nothwendigkeit in dem Seienden aufzuweisen. Und das erreicht sie, indem sie uns die Welt verstehen lehrt aus dem klaren Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Wo Unglück ist, muß eine Schuld gewahrt werden. Das ist der Trost, der einzige, der aus dem wahrhaft tragischen Ende von selbst hervorquillt.

Das Ende Ihrer Helden ist aber nicht tragisch, es ist nur trübselig. Ihre Helden gehen nicht zu Grunde durch eigene Schuld, sondern ein plumper Zufall fällt ihnen auf die Köpfe; sie hätten ebenso gut vom Blitz erschlagen werden können oder in einen Brunnen fallen.

Ein besserer Schluß war aber für diesen Roman nicht zu finden, denn er ist verfehlt von Anfang an, weil er etwas Unmögliches erstrebt. Er will ein Menschenleben, einen Menschengeist, den Mikrokosmos erklären aus socialen Verhältnissen, d. h. aus den Modenarrheiten der Welt, aus dem, was immer und ewig nur Nebensache bleiben wird. Ueber diese kann man lachen, aus ihnen kann man eine Komödie machen, allenfalls einen komischen Roman, nie etwas Tragisches und im eminenten Sinne Wahres!

In die Tiefen des Menschengeistes wagt man sich nur mit der Fackel der Philosophie. Das Oellämpchen der socialen Beobachtung macht die Dunkelheit in den ungeheuern Räumen der Seele nur noch dunkler. Träume von Standesehre geben noch keinen Charakter, Beschreibung gesellschaftlicher Umwälzungen liefern noch keine Seelengemälde. Das Wesen des Geistes ist stetig und ewig. Und nur mit dem Geiste hat es der Dichter zu thun. Aber um die menschliche Seele zum Tode heranreifen zu lassen, muß man sie in ihrer unveränderlichen, göttlichen Wesenheit erkannt haben.*)

Das Werk Grimm's gibt vielen Stoff zum Denken. Leider ist es mir nur vergönnt, einen Bruchtheil von dem niederzuschreiben, was dieser Roman mir an Ideen geweckt hat. Ich muß den Tadel beschränken und das Lob verschweigen; doch für das letztere sorgt die Welt, welche die „Unüberwindlichen Mächte" mit Beifall aufgenommen hat!

Hans Marbach.

Friedrich Thiersch.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Der zweite Band von „Friedrich Thiersch's Leben" ist im ganzen weniger einseitig biographisch, sondern mehr geschichtlich-politisch; er führt den Leser vorzugsweise in die öffentliche Thätigkeit ein, welcher sich Thiersch nach 1809 widmete und durch welche er in verschiedenen Zeiten und Beziehungen eine hervorragende politische Rolle spielte, die zugleich von nicht blos vorübergehenden geschichtlichen Folgen begleitet war. Die diesfallsigen Mittheilungen des Herausgebers, sowie die zahlreichen Briefe von und an Thiersch erlangen dadurch an und für sich um so größeres Interesse und eine besondere geschichtliche Bedeutung.

Den wichtigsten Abschnitt dieses zweiten Bandes bildet die Schilderung der griechischen Dinge. Der Herausgeber bemerkt darüber in der Vorrede, daß ihm diese Schilderung „ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte der großen rückgängigen Bewegung zu sein scheine, unter der die Völker in den dreißiger und vierziger Jahren gelitten haben", und jedenfalls muß man ihm recht geben,

*) Der geschätzte Referent geht hier noch auf die Form des Romans, namentlich auf den Stil ein, und obgleich er zugibt, daß Herman Grimm einen bessern Stil schreibt als sehr viele andere Romanschriftsteller, hält er ihm doch ein langes Register stilistischer Sünden vor. Der Raum verbietet uns leider, dasselbe mitzutheilen, um so mehr als es sich ohne Seltsamkeiten vermehren ließe, da z. B. die Art, wie Grimm die überflüssigen Inversionen häuft, etwas widerwärtig Geziertes hat. „Was dürfte er ihr bieten dagegen?" „Was mag sie ihr gegeben haben einmal?" und ähnliche Wendungen finden sich auf jeder Seite. D. Red.

wenn er der Meinung ist, daß seine Mittheilungen hinreichendes Licht über die griechische Frage verbreiten, „um auch die Gegenwart verständlich zu machen und eine gerechte Würdigung des Charakters der Griechen zu begründen". Schlimm freilich, daß man trotz aller Aufklärungen und Erfahrungen die rechte Verständigung nicht hat gewinnen können, und daß besonders in unserer materiell gesinnten Zeit und bei dem maßlosen Individualismus der Menschen die wahre Gerechtigkeit nicht jedermanns Sache ist, um mit ihr und durch sie gewisse Vorurtheile und die herrschende Gleichgültigkeit zu überwinden und der offenbaren Unkenntniß zu steuern.

Der Mittelpunkt der Darstellung der griechischen Dinge in diesem zweiten Bande ist zunächst die Reise von Thiersch nach Griechenland im Jahre 1831 und sein dortiger Aufenthalt vom September 1831 bis August 1832. Die Darstellung dieser Reise, in Verbindung mit den zahlreichen Briefen von und an Thiersch und seinen Berichten aus Griechenland, bildet zugleich den Hauptinhalt des ganzen Bandes. Namentlich hat es der Herausgeber mit Recht für unerlaßlich erachtet, damit die Darstellung überzeugend und erschöpfend sei, die Berichte von Thiersch aus Griechenland „ohne alle Abkürzung" aufzunehmen. Dies gilt besonders von seinen Berichten an König Ludwig aus der Zeit vom 25. Januar 1832 bis Ende August 1832. Die vorliegende Behandlung der griechischen Dinge aus jener Zeit, wobei der Herausgeber noch über das Jahr 1831 zurückgeht und die frühern Lebensverhältnisse des damaligen Präsidenten Kapodistrias hereinzieht, um „die Bedeutung des Mannes zu vergegenwärtigen", umfaßt den elften und zwölften Abschnitt des vorliegenden Bandes, und dazu gehören 49 Briefe und Berichte. Außerdem werden im dreizehnten Kapitel die Beziehungen von Thiersch zur griechischen Regentschaft und zur Regierung des Königs Otto behandelt, die ebenfalls durch einzelne Briefe theils von Thiersch, theils an ihn, auch aus Griechenland selbst und zum Theil von Mitgliedern jener Regentschaft und Regierung, ihre weitere Ausführung erhalten, und unter denen besonders den zehn Briefen v. Rudhart's aus der Zeit vom Februar 1837 bis März 1838 für Beurtheilung der griechischen Frage und des Charakters des griechischen Volks besonderer Werth beigemessen werden muß. Nur muß man auch hier zwischen den Zeilen zu lesen verstehen.

Die einleitenden Ausführungen des Herausgebers behandeln namentlich die Verwaltung des Präsidenten Kapodistrias in Griechenland von 1828—31. Wir halten die Darstellung, auch in Bezug auf ihn selbst und auf seinen Charakter, aus dem psychologisch-historischen Standpunkte für gerechtfertigt. Sie schließt sich an die Briefe von Thiersch selbst an, auf denen sie beruht. Sie ist streng, aber unparteiisch gerecht, und sie erkennt auch die guten und großen Eigenschaften Kapodistrias' an und setzt sein Wesen und die Verwaltung des zum Theil unerklärlichen, jedenfalls aber verblendeten und doppelt unglücklichen Mannes in das gehörige Licht: doppelt unglücklich, weil er von andern getäuscht worden und sich hat täuschen lassen, indem er mit vorgefaßten Meinungen und einem halbfertigen Systeme nach Griechenland gekommen. Gerade hier geben die einzelnen Briefe von Thiersch die weiter ausführenden Commentare und aufklärenden Aufschlüsse, da sie unmittelbar in die Begebenheiten und die Katastrophe selbst hineinführen, die der Verwaltung des Kapodistrias ein gewaltsames Ziel setzte. Allerdings wissen wir, daß namentlich Griechen gegen die Beurtheilung und Verurtheilung des Kapodistrias durch Thiersch vielfach sich erklärt haben und daß sie diesen als getäuscht darstellen; aber es ist wenigstens gewiß und unzweifelhaft, daß Thiersch, der früher selbst „durch die guten Seiten des Mannes getäuscht, dann aber im Lande selbst als Augen- und Ohrenzeuge dieser heillosen Wirthschaft" enttäuscht worden, Kapodistrias nur nach den Thatsachen beurtheilt hat. Seine Briefe, die über die Katastrophe des Präsidenten und seiner Partei nach dessen Ermordung (am 9. October 1831) vollständiges Licht verbreiten, beruhen auf umfassender Kenntniß der Personen und Thatsachen jener Zeit, und geben zugleich über die eigene persönliche Stellung genügenden Aufschluß, die Thiersch gleich anfangs zu den Parteien im Lande einnahm. Er konnte sich dabei für seine Person um so eher zurechtfinden, nachdem er „den dortigen verwickelten Verhältnissen bis auf den Grund gesehen" und von vornherein erkannt hatte, daß der Zustand des Landes, bei der unhaltbaren Lage des Präsidenten und der Unmöglichkeit einer friedlichen Ausgleichung, „einer schlimmen Katastrophe nothwendig entgegeneile". Diese Stellung zwischen den Parteien, in welcher Thiersch nur den Interessen und Zwecken der nationalen Partei diente, berechtigte und befähigte ihn nachher um so mehr zum Berufe eines Friedenstifters, den er nach der Ermordung des Präsidenten übernahm und erfolgreich ausführte. Was er hierbei gethan, muß ihm um so höher als Verdienst angerechnet werden, und setzt seinen erleuchteten und entschiedenen Philhellenismus, sowie die Klarheit seines Geistes, die Kraft seines Willens und Charakters in ein um so helleres Licht, als er dort auf einem wahrhaft vulkanischen Boden stand und gegen Leidenschaften, Bosheit und geheime Künste, sowie gegen den Trug alter Bösewichter kämpfen mußte. Aber er that, was er zur Beruhigung eines von ihm als „gut und tüchtig erkannten Volks" und für die Sache der Zukunft des Landes that, als ein ganzer Mann, mit weiser Klugheit, mit Aufrichtigkeit und Beharrlichkeit, mit rastloser, vielseitiger und aufopfernder Thätigkeit, wennschon mit größter Gefahr für sich selbst, die sogar noch auf der Rückreise in Korfu sein Leben bedrohte. Er rettete dabei, von dem Vertrauen und der Liebe der Griechen unterstützt, durch Verständigung und Beschwichtigung der Leidenschaften das Land und das Volk vor den Gefahren des Bürgerkriegs.

Auch mit der fremden Diplomatie, die sich, sowie früher und später, auch damals zu ihren Zwecken der Parteien in Griechenland zu bedienen verstand, mußte dabei sein entschiedener Philhellenismus zusammenstoßen,

wie dies auch in verſchiedenen Richtungen vielfach der Fall geweſen und damals in Griechenland namentlich mit der ruſſiſchen und engliſchen Diplomatie und Politik geſchah. „Es war", ſchreibt er einmal nach ſeiner Rückkehr an Friedrich Jacobs, „nichts Kleines, die ruſſiſche Partei dort zu ſprengen durch den Angriff auf ihren Mittelpunkt. Ich habe dabei allerdings gewagt, aber auch berechnet, bin vor keiner Folge zurückgewichen und zuletzt nur durch Betrug der Diplomaten gelähmt worden." Denn nachdem Thierſch damals die Revolution zum Schluß zu bringen und den drohenden Bürgerkrieg in ſeinem Ausbruche ſelbſt zu beſchwichtigen gewußt hatte, verdarb die Unentſchiedenheit und Saumſeligkeit der Diplomatie auch hier wieder alles und ſtellte alles in Frage. Aehnliches freilich iſt Thierſch auch nachmals noch in ſeinem Verhältniſſe zur griechiſchen Frage und zwar ſogar von einer Seite widerfahren, von der er es am wenigſten erwarten konnte.

Nach der Kataſtrophe der kapodiſtrianiſchen Partei gewinnen die Briefe von Thierſch, namentlich die Berichte an König Ludwig, ein beſonderes politiſches Intereſſe, inſofern ſie ſich auf die Wahl des Prinzen Otto von Baiern zum Könige von Griechenland beziehen. Sie haben und behalten auch unter veränderten Umſtänden ihre hohe hiſtoriſch-politiſche Wichtigkeit und ehren die Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe und Verſtandesklarheit ihres Verfaſſers. Sie ſind in dieſem Betracht unſchätzbare Beiträge zu ſeiner Charakteriſtik, aber freilich auch andererſeits faſt ebenſo viele lautredende Zeugniſſe für die Unklarheit und Schwäche einer unentſchiedenen und ſaumſeligen Politik. Der Herausgeber läßt es hierüber in ſeinen geſchichtlichen Einleitungen an den nöthigen Andeutungen und Aufſchlüſſen nicht fehlen, und wenn er auch hierbei hin und wieder manches hereinzieht, was weniger dem biographiſchen Zwecke des Buchs entſpricht (was übrigens auch ſonſt wol der Fall iſt), ſo wird es doch kein unbefangener Leſer dem Sohne zum Vorwurfe machen wollen, daß er zur Ehrenrettung ſeines Vaters auch vielfach apologetiſche Zwecke verfolgt. Mit Recht benutzt er vielmehr jede Veranlaſſung, zu deſſen Gunſten ebenſo theils die einſeitigen und befangenen Urtheile des bekannten Engländers Finlay in Athen, der ſeinen Haß gegen den Philhellenen Friedrich Thierſch gleichſam verewigt und bis in die neueſte Zeit als Correſpondent der „Times" in ſeinen gehäſſigen und ſpottenden Berichten zum Nachtheile der Griechen verlautbart hat, theils die anderer, als namentlich gegenüber der bairiſchen Regentſchaft die falſchen Urtheile, Beſchuldigungen, Angriffe und Rückſichtsloſigkeiten, welche die Perſon ſelbſt betreffen, entſchieden zurück- und zurechtzuweiſen. Dafür, daß der Herausgeber im Hinblick auf das Beiſpiel ſeines Vaters das herrſchende Vorurtheil gegen deutſche Profeſſoren zurückweiſt, als ob ſie nämlich „unfähig zur Führung öffentlicher Angelegenheiten ſeien", mögen ſich dieſe bei ihm ſelbſt bedanken.

Auch manche Briefe und andere Schriften, z. B. die fünf Schreiben von Thierſch an die drei Reſidenten in Nauplia, nebſt einer Antwort derſelben, haben weniger ein biographiſches als ein hiſtoriſch-politiſches Intereſſe, und durften um ſo eher hier wegbleiben, als ſie in dem Buche von Thierſch: „De l'état actuel de la Grèce", bereits mitgetheilt worden. Aber freilich hat ſich das politiſche Element in dieſe ganze griechiſche Reiſe in einer Weiſe eingedrängt, daß daſſelbe ſogar manche Briefe von Thierſch an ſeine Frau faſt ganz und gar ausfüllt. Gleichwol war ſein Aufenthalt in Griechenland im ganzen keineswegs von dieſem politiſchen Intereſſe allein beherrſcht, vielmehr wandte ſich Thierſch dort auch andern Intereſſen mit beſonderm Eifer zu.

Die Erhebung des Prinzen Otto von Baiern zum König von Griechenland ſpielt in dem vorliegenden zweiten Bande eine beſonders hervorragende Rolle. Indeß thut man gut, die Sache, die mit ihrer Entwickelung, ſowie mit ihrer Verwickelung und ihrem traurigen Ausgange als ein abgeſchloſſenes Ganzes der Geſchichte anheimgefallen iſt, hier nicht weiter eingehend zu verfolgen. Sie bildet ein verhängnißvolles Blatt in der Geſchichte der politiſchen Wiedergeburt Griechenlands, und man mag hier manches leſen, was geradezu unglaublich klingt. Es werden gewiſſe Geheimniſſe und Intriguen des Hoflebens enthüllt, deren nachtheilige Folgen nicht ausblieben. Es handelt ſich hierbei um ebenſo ungerechtfertigte als unerklärliche Einwirkungen, die es bis zu einem „räthſelhaften froſtigen Schweigen" ſelbſt derer brachten (vgl. die Ausſprüche von Jacobs, S. 404 und 413), die vor allen Dingen weiſe und entſchieden zu handeln Beruf und Pflicht hatten. Nach den hier gegebenen Aufſchlüſſen kann daher auch der nachmalige Ausgang der bairiſchen Regentſchaft niemand räthſelhaft erſcheinen, und Thierſch ſelbſt konnte dieſen Ausgang vorausſehen. Er beobachtete die Thätigkeit der Regentſchaft auch aus der Ferne mit dem regſten Intereſſe und richtete auch auf dieſen Gegenſtand ſeine eigene publiciſtiſche Thätigkeit, wofür ihm damals noch die augsburger „Allgemeine Zeitung" offen zu Gebote ſtand, indem er gegen das in Griechenland eingeführte Syſtem ſchrieb. Da er ſelbſt eine Geſchichte der bairiſchen Regentſchaft nicht ſchreiben konnte, wie er beabſichtigte, ſo müſſen die Beiträge zu einer ſolchen Geſchichte, die ſich in den vorliegenden Briefen finden, einigen Erſatz dafür gewähren. Sie ſind um ſo werthvoller, als die nachfolgenden Ereigniſſe bis zum October 1862 manche Urtheile beſtätigen und über manches aus der Zeit von 1833—62 aufklären.

Auch ſonſt war Thierſch, nachdem er von ſeiner Reiſe aus Griechenland zurückgekehrt war, die ihn übrigens nach ſeinem eigenen Ausſpruch „um zehn Jahre jünger gemacht hatte", ſchriftſtelleriſch beſonders thätig für die griechiſche Sache, und zwar zunächſt durch ſein oberwähntes Buch: „De l'état actuel de la Grèce", in dem er den Schatz ſeiner Erfahrungen und Beobachtungen über Griechenland niederlegte und dieſe zur Wiederherſtellung deſſelben verwerthete. Das Buch ſelbſt hatte jedoch keinen praktiſchen Nutzen, weil man fortwährend eine unpraktiſche und ungeſunde Politik trieb, die den Zuſtänden und Verhältniſſen, den Bedürfniſſen und Intereſſen des Landes

und Volks nicht entsprach, ihnen vielmehr zum Theil geradezu widerstrebte, nach dem treffenden Urtheil des Admirals Miaulis über die Regentschaft: „Sie schneiden für unser Vaterland den Rock zu, ohne das Maß genommen zu haben" (S. 358). Daß das Buch auch außerdem wegen der darin enthaltenen Darstellung des Regierungssystems des Präsidenten Kapodistrias von mancher Seite, namentlich von Parteianhängern desselben vielfach und mit Leidenschaftlichkeit angegriffen ward, kann wenigstens nicht als eine Beeinträchtigung seines historischen Werths angesehen werden.

Das innige Interesse für Griechenland bethätigte Thiersch, während er im Lande selbst war, auch dadurch, daß er, wie sich dies schon aus dem oben Bemerkten ergibt, theils das Volk nach seinen Sitten, Ansichten und Wünschen, sowie nach seinem eigensten Wesen und Charakter, theils das Land nach seinen Eigenthümlichkeiten sorgsam studirte. Er erklärte sich dabei nach den unmittelbaren Eindrücken und Erfahrungen, die er unter den verschiedensten Verhältnissen und bei seinen persönlichen Beziehungen zu den einzelnen Personen aus dem Volke selbst gewann, für die Ehrenrettung desselben, die er offen aussprach, indem er es im allgemeinen als „eins der besten und als leicht zu leiten" bezeichnete. Seine Briefe aus Griechenland enthalten in dieser Hinsicht zugleich vielfache Winke zu einer verständigen und wohlwollenden Behandlung und politischen Führung desselben, sowie werthvolle Aufschlüsse zur richtigen Beurtheilung des trotz mancher Nationalfehler doch „guten und ganz verkannten Volks". Daß er außerdem auch die Topographie des Landes und die Erinnerungen der Vorzeit studirte, dabei geographische und archäologische Beobachtungen und Entdeckungen machte, ist selbstverständlich. Die sieben Ausflüge, die Thiersch von Nauplia aus nach verschiedenen Theilen des Landes unternahm, geben ihm zu den anziehendsten Naturschilderungen und Reiseskizzen Veranlassung, und sie gewähren auch dem gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Leser eine ebenso angenehme wie lehrreiche Beschäftigung. Die hier mitgetheilten Briefe können als ein dürftiger Ersatz für das nicht erschienene Reisewerk gelten, das „ein Hauptwerk seines Lebens hätte werden sollen".

Eine zweite kurze Reise nach Griechenland machte Thiersch im Jahre 1852, deren jedoch in dem vorliegenden Buche nur kurz gedacht wird und von welcher auch nur drei, wennschon vielfach interessante Briefe mitgetheilt werden, die freilich über die öffentlichen Angelegenheiten wenig tröstlich lauten. Die gesammte Verwaltung war seit der Vertreibung der Deutschen aus dem Staatsdienst (im Jahre 1843) mehr und mehr entartet, obgleich Thiersch selbst die Erfahrung machen konnte, daß die unverwüstliche Lebenskraft der griechischen Nation auch unter nicht günstigen Verhältnissen sich bewährt habe. An und für sich hatte er die griechische Sache schon seit 1840 als „eine abgeschlossene für ihn" angesehen, und er hatte alle Hoffnungen auf sie aufgegeben, obschon sie auch später noch seinem Interesse bisweilen nahe trat. Was ihm diese Sache gegolten und gewesen; was er für sie gethan und erstrebt; was er für sie in ihrer falschen, ebenso unverständigen als unklaren und unentschiedenen, gehässigen und feindseligen Behandlung durch die große und kleine Politik der Regierungen und der Höfe gelitten: darüber gibt das vorliegende „Leben" nebst den mitgetheilten Briefen den unzweideutigsten und genügendsten Aufschluß. Es ist in dieser beschränkenden Beziehung ein Vermächtniß, das sein gesinnungsvoller Philhellenismus für Griechenland und für die Griechen, sowie für alle diejenigen hinterlassen hat, die an Griechenland und an Thiersch ein lebhaftes Interesse nehmen. Man könnte es wol auch als ein Denkmal seines Philhellenismus ansehen, das er sich selbst gesetzt hat.

Der übrige Inhalt des Buchs betrifft zunächst die bairischen Beziehungen von Thiersch und die innere Geschichte Baierns von 1830—60. Besonders ist hier aus der Zeit vor 1848 seine erfolgreiche Wirksamkeit für das Unterrichtswesen unter dem Ministerium Wallerstein (1832 fg.), sowie seine nachmalige entschiedene Opposition gegen das Ministerium Abel (Ende 1837 bis Anfang 1847), der sich die Aufgabe gestellt hatte, den paritätischen Staat Baiern „wieder zu katholisiren" indem er die Erhebung des Katholicismus beabsichtigte, hervorzuheben. Thiersch bewährte auch hierbei die Klarheit seines Geistes, die Entschiedenheit seines Willens und die Festigkeit seines Charakters. Der Herausgeber setzt nicht blos als Biograph, sondern auch als Geschichtschreiber den Gang der Ereignisse und die Lage der Verhältnisse zum Zweck der richtigen Beurtheilung jener persönlichen Thätigkeit von Thiersch ausführlich und mit lobenswerther Offenheit auseinander, und ebenso schildert er den Charakter der Parteien treu und ohne Furcht vor den Menschen. Thiersch selbst blieb in allen diesen Beziehungen seinen Ueberzeugungen auch als entschiedener Protestant treu, und er sprach sie in seiner publicistischen Thätigkeit, die er theils für die politischen Fragen der Zeit, theils in Betreff der Kirche und Religion vielfach entwickelte, furchtlos aus. Der Kampf, den er hierbei gegen Barbarei und Anarchie in gleicher Weise wie gegen Revolution von unten und oben führte, lag in seinem ganzen Wesen begründet, denn es war niemals seine Art, sich und die Wahrheit zu verleugnen. Von hohem Interesse sind aus jener Zeit die nähern Beziehungen zu dem Kronprinzen Maximilian, zu welchem Thiersch schon von 1838 an in eine geistige Verbindung trat. Was der Herausgeber hierüber im einzelnen mittheilt und was die dazugehörigen Briefe von Thiersch und dem Kronprinzen bestätigen, läßt theils das ideale und geistvolle Leben ahnen, das der nähere Verkehr zwischen beiden veranlaßte, theils namentlich erkennen, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Strenge der Kronprinz die Größe seines künftigen Berufs und das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit erfaßte. Das Bild, das sich hier dem Leser von jenem Leben und Verkehr darbietet, in den alle wichtigen Gegenstände der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, alle praktischen Fragen und Aufgaben der Zeit gezogen wurden, ist eine der wohlthuendsten Erscheinungen und zugleich eine der anziehendsten Seiten des

vorliegenden „Lebens", die beide Theile gleichmäßig ehrt. Die bittere und leidenschaftliche Parteiwuth, die sie auch noch im Tode in maßlosen Ausbrüchen eines feindseligen Hasses verfolgt, gereicht ihnen ebenso zur Anerkennung, wie sie die Partei, ihr Streben und ihre Zwecke bloßlegt und entehrt und selbst die Presse schändet, deren sich jene Partei dabei bedient.

Obgleich Thiersch schon dem Greisenalter nahe gerückt war, trug er doch auch noch für jenen Verkehr das Feuer eines Jünglings in sich und blieb ebenso freudiger Erwartung und inniger Hingebung fähig, als er dem Kronprinzen mit begeisterter Hoffnung anhing. Und andererseits zeigen die Briefe des unvergeßlichen Fürsten, daß „auch er ein Herz für Thiersch hatte".

Dagegen gewähren die Mittheilungen aus der weitern Geschichte Baierns über die stürmischen Jahre 1847 und 1848 und über die dunkle Geschichte der Lola Montez, wobei Thiersch als Rector der Universität mit kluger Umsicht und Entschiedenheit die Leidenschaften beschwichtigte und versöhnte, zwar weitere Beiträge zu seiner Charakteristik, aber sie zeigen außerdem keine angenehmen Bilder. Sie hinterlassen vielmehr nur wehmüthige und widerliche Eindrücke, auch wenn damals die Herrschaft der katholischen Partei in Baiern ihr Ende fand. Sie gewähren zugleich das tragische Schauspiel, daß eine Regierung, die glänzend und hoffnungsreich begonnen, einen ruhmlosen Ausgang nahm.

Im Jahre 1845 hatte Thiersch noch eine zweite, längst ersehnte Reise nach Italien unternommen, die ihn sogar bis nach Neapel und Sicilien führte. Seine Briefe von dieser Reise sind voll schöner Naturschilderungen, sein Auge und sein Sinn war für Natur und Kunst noch jugendlich frisch und seine Gesundheit ungeschwächt. Aber leider werden von diesen Briefen nur drei Fragmente aus Neapel und Rom mitgetheilt, wie denn überhaupt aus der spätern Lebenszeit von Thiersch sich weniger Briefe hier finden. Der Leser hat hiernach um so mehr Veranlassung, sich an die biographischen Mittheilungen des Herausgebers zu halten, die dafür Ersatz gewähren. Wir erhalten dabei Gelegenheit, Thiersch auch als gefühlvollen, formgewandten deutschen Dichter kennen zu lernen (daß er griechischer und lateinischer Dichter gewesen, wissen die Eingeweihten), indem einige sicilische Sonette von ihm mitgetheilt werden, in denen er zum Theil seiner Wehmuth über die Verkümmerung der talentvollen italienischen Jugend unter einer mönchischen Erziehung einen gefühlvollen, beredten Ausdruck gibt. Auch in einem Briefe an den Kronprinzen Maximilian, als dieser 1840 nach Griechenland gereist war, wohin er übrigens Thiersch als Begleiter mitzunehmen gewünscht, aber dafür nicht die Genehmigung des Königs Ludwig erhalten hatte, findet der Leser ein sinniges, tiefgefühltes Sonett.

Die Zeiten des Königs Maximilian II. werden im letzten, dem sechzehnten Abschnitte nur kurz behandelt. Seit 1852 stand Thiersch dem König wieder sehr nahe. Mit großem Interesse wird man hier II, 597 fg. die Mittheilungen über die geistige Beschäftigung des Königs mit Wissenschaft, Philosophie und Poesie lesen, die ihm hohe Erquickung war und wozu er Versammlungen gelehrter Männer unter dem Namen „Symposion" in München oder in Nymphenburg veranstaltete, an denen auch Thiersch theilnahm. Im übrigen drängte alles zum Ende, obgleich Thiersch das Gefühl, das er schon in seinen Jünglingsjahren gehabt hatte: daß er „nicht blos zum Gelehrten bestimmt sei", noch immer durch die Thatenlust bestätigte, die ihn auch im Alter nicht verließ. Nachdem er durch eine der letzten Regierungshandlungen des Königs Ludwig am 19. Februar 1848 zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt worden war, fand er darin die Erfüllung seines Wunsches, mit den Studien und der Lehrthätigkeit einen praktischen Beruf zu verbinden. Im allgemeinen sind über seine vielfachen Studien, sowie über seine literarische und wissenschaftliche Thätigkeit während seines ganzen Lebens die Mittheilungen des Herausgebers in den einzelnen Abschnitten zerstreut; auch über die Theilnahme an den seit 1838 eröffneten, durch Thiersch veranlaßten Philologenversammlungen, sowie über seine Wirksamkeit als Präsident der Akademie findet sich manches mitgetheilt. An der Politik betheiligte sich Thiersch auch noch im letzten Jahrzehnt seines Lebens in vielfacher Weise, namentlich durch seine publicistische Thätigkeit, wobei er sogar noch in einem „merkwürdigen" Manuscripte dem König von Baiern die drei Ansichten über Lösung der orientalischen Frage, die von den Westmächten, die von Oesterreich und die von den Griechen vertretene, entwickelte. Den Angelegenheiten Deutschlands hatte er sein lebendiges Interesse, wie seine nationale Theilnahme treulich bewahrt, obgleich er besonders seit 1849 infolge einer ungeschickten Leitung der großen Angelegenheiten bitter enttäuscht worden war.

Ueber das Privatleben und die Familienverhältnisse von Thiersch findet sich einzelnes in verschiedenen Abschnitten vor. Dem letzten ist zugleich eine Charakteristik desselben beigefügt, die ihn nach allen Richtungen seines Wesens kennzeichnet und die wir, soweit wir ihn zu beurtheilen im Stande sind, im wesentlichen für wahr und richtig halten, wie sie auch zugleich des Herausgebers und dessen würdig ist, dem sie gilt. Neid, Misgunst und Haß werden freilich daran ebenso manches auszusetzen finden, als offenbare Unkenntniß. Jedenfalls war Thiersch ein seltener Charakter und eine edle Erscheinung, die in dem dem zweiten Bande beigegebenen Porträt aus späterer Zeit eine wohlthuende äußere Darstellung, außerdem aber durch sein thätiges und reichhaltiges Leben eine weitere Erklärung und Bestätigung findet. Wol darf man ihn auch mit dem Herausgeber einen wahrhaft antiken Charakter nennen, wenngleich es fraglich ist, ob der Vergleich mit Cicero allenthalben gerechtfertigt und ein ganz glücklicher ist. Schließlich bleibt es unzweifelhaft, daß das vorliegende Buch keine gewöhnliche Biographie ist, die sich mit bloßem flüchtigen Lesen oder Durchblättern abthun läßt. Man muß das Buch studiren, wenn man seinen wahren Gehalt, sowie den ganzen Werth von Friedrich Thiersch sich aneignen will.

r 3.

Ein satirisch-philosophisches Epos.

Die Komödie des Lebens. Ein Gedicht in zwei Büchern von Karl Erdwin Mölling. Bremen, Balett und Comp. 1866. 16. 20 Ngr.

Wir freuen uns immer, wo wir irgendeinen Anlauf sehen, der sich nicht ganz in den alten Gleisen bewegt, wo die moderne Dichtung einen Ansatz nimmt zu neuen Trieben. Wir sind immer der Ansicht, daß der Roman für die Darstellung unsers modernen Culturlebens nicht die einzige geeignete Form ist, daß auch geschlossenere Formen von schärferm künstlerischen Gepräge sich für dieselbe eignen. Wir halten den Rhythmus und den Reim, so entwickelt jetzt die Gabe und die Fertigkeit sein mag, sich ihrer zu bedienen, keineswegs für gleichgültige Zuthaten, für eine müßige Ornamentik, die sich durch die Arabesken einer stilvollen oder „tollgewordenen" Prosa ersetzen läßt; wir halten dies für ein Märchen, welches der Dilettantismus aufgebracht hat, um aus der Noth eine Tugend zu machen und sich durch die Handhabung bequemer und lässiger Formen eine Stelle neben dem Talent zu erobern. Wir wissen freilich, daß Rhythmus und Reim von dem Dilettantismus und der Bänkelsängerei ebenfalls gemisbraucht werden können; doch da liegen sie alsbald in ihrer Hohlheit zu Tage und es fehlen die Falten, mit denen sie sich drapiren können. Das echte Talent dagegen zeigt gerade in der höchsten Kunstform die vollendete Sicherheit und prägt, was es gestaltet, für die Ewigkeit aus. Die Culturzustände der Gegenwart, die Geschicke der Einzelnen, die sich auf dem Hintergrund derselben abspielen, können in echt dichterischer Einkleidung zur vollsten Geltung kommen. Ein modern-sociales Epos gehört sogar zu den Hauptaufgaben der Zeit.

Leider sind bisher alle Anläufe zu demselben misglückt, und auch die obige Dichtung, trotz mancher werth- und geistvollen Einzelheit, hat dem allgemeinen Misgeschick nicht entgehen können. Ja, es lassen sich an ihr mit besonderer Leichtigkeit die Klippen aufweisen, an denen die meisten Versuche in diesem Genre bisher gescheitert sind.

Die erste Klippe ist die nichtssagende und spannungslose Fabel. Auf die Macht dichterischer Form, auf ihren Gedankenreichthum vertrauend, glauben die Poeten gleichsam wie jener Componist jeden Thorzettel in Musik setzen zu können. Gerade hierin aber sollten sie von den Romanschreibern lernen. Es ist durchaus nicht abzusehen, warum eine Erzählung in Versen nicht ebenso spannend verlaufen sollte wie eine Erzählung in Prosa, wenn nur der Dichter die Kunst des Romanschreibers nicht verschmäht, eine interessante Fabel zu erfinden. Das ist ja doch eben die Eigenthümlichkeit aller Erzählung, von dem Volks- oder Wiegenmärchen bis zu dem ausgebildetsten Roman, daß sie zu fesseln sucht. Wenn unsere erzählenden Poeten aus falscher Vornehmheit hierin nur billige Effecte sehen, so verkennen sie die Grundgesetze der Gattung, welcher ihre Dichtungen angehören.

Der Inhalt fast aller poetischen Erzählungen, welche unserm modernen Leben entnommen sind, ist aber von einer Dürftigkeit, deren sich die kläglichste Novelle schämen müßte. In der vorliegenden „Komödie des Lebens", einer Dichtung von nahe 200 Seiten, handelt es sich um die Liebe einer Hofrathstochter zu einem Ballgast, einer plötzlich erwachenden, rasch eingestandenen Liebe. Doch dieser Ballgast Albert verschwindet trotz seines Treuschwurs spurlos auf lange Zeit. Inzwischen will der Hofrath, ein brutaler Mann, die Tochter mit einem ungeliebten, albernen Vetter verheirathen. Da kehrt als deus ex machina am Schluß, nachdem sich die Heldin das Brautgewand angezogen, um am Altare Nein zu sagen, der Geliebte, zurück, offenbart sich als Sohn des Fürsten aus morganatischer Ehe und erhält ihre Hand. Das lange Verschwinden des Geliebten wird dadurch motivirt, daß der Fürst die Liebe des Mädchens erst auf die Probe stellen wollte.

Diese Fabel sieht fast wie eine Persiflage auf die beliebte Fabrikmanier der Novellenschreiber aus. Wir wissen nicht, ob der Dichter die Absicht hatte, diese Manier zu verspotten, oder ob sein eigenes Erfindungstalent nicht weiter reichte. Jedenfalls ist die Erzählung als solche ohne die geringste Spannung und trotz der unendlichen Weitschweifigkeit ohne die geringste Motivirung.

Ihre zweite Klippe ist die Ungleichheit des Tons. Der Humor mit der lachenden Thräne im Wappen ist zwar die Signatur der modernen poetischen Erzählung seit Byron's Zeit, doch hat das Vorbild des „Don Juan" auch hierin viel Unheil angerichtet. Vor allen Dingen muß der Grundton einer Dichtung klar und bestimmt sein. Ernst und Scherz darf wechseln, aber es muß feststehen, ob man es mit einer ernsten oder heitern Dichtung zu thun hat, in deren Grundgewebe das entgegengesetzte Element eingewirkt wird. In der Mölling'schen Dichtung bleibt man über den Grundton im Unklaren; man weiß nicht, wie man sein Gemüth stimmen soll. Seine Muse ist bald „Jeanne qui pleure", bald „Jeanne qui rit"; aber während man z. B. in Byron's „Don Juan" von Haus aus weiß, daß man es mit einer durchaus satirischen Dichtung zu thun hat, in welche die reizende Heydee-Episode eben nur als solche verwebt ist, stößt man bei Mölling fortwährend auf ernste Betrachtungen, die sich in die Tiefen des Lebens versenken, und aus denen man dann plötzlich in burleske Wendungen oder in die fadenscheinige Handlung herunterpurzelt.

Die dritte Klippe ist der Mangel des leicht-graziösen Conversationstons in Versen, der sich bei einem modernen Epos nicht entbehren läßt, das in bürgerlichen Lebenskreisen spielt. Die schalkhaften Geisterchen, welche die Belinde in Pope's „Lockenraub" umschweben, dürfen einem solchen Gedicht nicht fehlen. Hier ist es übel angebracht, den Mund vollzunehmen und das Os magna sonaturum zur Geltung bringen zu wollen. Der zur Handlung gehörige Dialog in der „Komödie des Lebens" ist entweder von blind zutappender Plumpheit oder von einem Pathos, das für derartige Situationen nur als

ſchwülſtig bezeichnet werden kann. Für das erſte diene die folgende Scene am L'Hombretiſch zur Probe:

„Spadille! Baſta! Donnerwetter!“ ruft
Der Hofrath aus, „und doch hab' ich verloren,
Und Caro war die Farbe! Wär' der Schuft,
Der Bube nicht genommen, meine Ohren
Zum Pfand! ich hätt' gewonnen! — „Sachte, Herr“,
Sagt lächelnd der Hofpred'ger, „die Manille
Sie fehlte Ihnen.“ — „Hatt' ich nicht das As?“
Fragt laut der Hofrath. — „Aber die Familie
War ja getheilt.“ — „Der Henker hol' den Fraß!
Ich hatte Dame, Bube, Vier und Sechs
Und Forcen und Renoncen!“ — Der Major,
Der dritte an dem Tiſchchen, ſtreicht den Bart.
„Da“, ſagt er, „der Herr Hofrath doch verlor,
Scheint's mir das Beſte jetzt, mit guter Art
Von neuem zu beginnen.“ — „Alle Wetter!
Wer gibt? Und wer macht Farbe? Wenn die Hunde
Mir jetzt nicht günſtig ſind, bei Gott! ich ſchwör' —
Hm! Hm! Es macht ſich! Und ich hab' im Grunde —
Ja ſo! Eins! Zwei! Drei! — Ach! — Ich hab' im Coeur
Kein Glück!“ — „Sie ſind zu alt dazu, mein Beſter“,
Sagt ſchmunzelnd der Major. Verdrießlich blickt
Der Hofrath auf die Karten. Der Paſtor
Beſinnt ſich, ſeufzt und ſagt dann ganz bedrückt:
„Ich wag' es nicht!“ Drauf freudig der Major:
„Ich habe eine Frage.“ — „Wenn ich's faſſe“,
Ruft wild der Hofrath, „ſitzt der Teufel drin!“ —
„Der miſcht ſich immer drin, mein Lieber“, ſagt
Bedächtig der Hofpred'ger. — „Nun worin,
Herr Schlachtroßreiter, Weltbezwinger?“ fragt
Erboſt der Hofrath. — „Pique, Herr Bruder, nenn' ich's!“
Sagt heiter der Major. — „Pique! Dacht' ich's doch!“
Ruft der Paſtor u. ſ. w.

Für das zweite aber ſpreche die Rede, mit welcher die Heldin den albernen, ihr zum Bräutigam aufgedrängten Jüngling anredet:

„Wer gibt das Recht dir“, ruft ſie aufgeregt,
„Dich grauſam ſtörend zu mir hinzudrängen?
An meine Ruhe haſt du frech gelegt
Die rohe Hand, wie mit den gier'gen Fängen
Der Geier einſchlägt in die Bruſt des Lammes.
Du biſt ein Dämon mir, herausgeſandt
Aus tiefen Schlünden, um mein Glück zu brechen,
Und höhniſch ſchleuderſt du den Feuerbrand
In alles, was mir theuer iſt, und rächen
Kann ſich die Taube nicht an ihrem Mörder!
Du biſt ein Vampyr, deſſen kalte Nähe
Mein Blut erſtarrt, bis es in bangen Fluten
Vom Herzen ſtrömt und ein unſaglich Wehe
Mich flammend einhüllt in die Feuergluten,
Die erſt erlöſchen in dem Eis des Todes!“

Nach dieſen Proben würde man ein Recht haben, anzunehmen, daß man es mit einer durchweg unreifen und ſchülerhaften Arbeit zu thun hat, welche ſich nicht ernſtlich kritiſcher Würdigung verlohnt. Dies iſt aber nicht der Fall. Wir haben es mit disjecti membra poëtae zu thun; die Glieder der eigentlichen Erzählung ſind kindiſch und unreif; die Glieder aber, welche die Kette der bei weitem die Erzählung überwuchernden Reflexionen bilden, ſind von ſinnreichem Gefüge. Hier iſt poetiſches Leben, das ſich, freilich nur in unkünſtleriſcher Weiſe, durch die ſich in Permanenz erklärende Abſchweifung von der Handlung erreichen läßt. Da ſtrömen Gedanken und Bilder hervor aus einer Grundanſchauung, welcher das Leben als eine Komödie erſcheint, welche tiefſinnend über dem Geheimniß des bunten Spiels ſchwebt. Doch auch das Tragiſche dieſes Spiels wird mit peſſimiſtiſchem Geiſt erfaßt, die Schrecken des Naturlebens wie des geſchichtlichen Lebens mit düſtern Farben gezeichnet; aber auch ein milder Hauch ſtimmungsvoller, verſöhnender Lyrik klingt in die Dichtung anſprechend herein.

Schade nur, daß das in jeder Hinſicht hölzerne Gerüſt der Handlung dieſe Bauſteine einer machtvollen Gedankenarchitektur nicht zu tragen fähig iſt, und daß dieſe Steine ſelbſt ohne jede wohlgefugte Verbindung übereinandergethürmt werden. Der Dichter hat das volle Bewußtſein ſeiner Willkürlichkeit; aber er ſpielt ſie, auf das Vorbild der Romantiker und Byron's fußend, wie einen Trumpf aus, weil die Zerriſſenheit der Dichtung die ſeines Lebens, ſeiner Stimmung ſpiegelt:

Wenn jemand nach der Deutung ſollte fragen
Der Bilder, die ſich ungeordnet, wild
An ihm vorüberdrängen, könnt' ich ſagen,
Ich griff ſie aus dem Leben. Freilich hüllt
Die reine Kunſt die allzu rohen Formen
In claſſiſche Gewande. Doch entſproſſen
Aus deutſchem Blute ſchreib' ich etwas rauh
Und halte nicht das Maß. Im Sturme floſſen
Die Zeiten an mir hin und durch das Blau
Des Aethers zuckten Blitze, die den Frieden
Aus meinem Herzen trieben. Freilich würde
Ich ſonſt in Roſenhainen mich ergehen
Und mein Geſang, der matt und ohne Würde
Sich jetzt dahinſchleicht, ſollte lieblich wehen
Wie milde Sommerluft, wie Veilchenduft,
Wie das Geflüſter winddurchwallter Bäume,
Wie das Gemurmel leicht bewegter Wellen,
Wie ſanfte Klänge dichteriſcher Träume,
Und wie das Rauſchen ſilberheller Quellen,
Und wie das Koſen eines Liebespaares.
Und niemals wollte ich philoſophiren,
Nach deutſcher Art die Metaphyſik treiben
Und noch viel weniger moraliſiren!
Es ſollte immer kalt und ruhig bleiben
Des ſchmeichelnden Geſanges klarer Strom. —
Dann, o ihr Götter, möchte ich es greifen,
Das ewig fliehende und falſche Glück!
Jetzt muß ich in den Abgrund niederſchweifen,
Und auf den düſtern Bildern weilt mein Blick,
Und ihre Nebel ſteigen zu mir auf.

An einer andern Stelle heißt es:

Schon wieder ſchweif' ich abwärts von der Bahn,
Die ich mir vorgezeichnet. Meine Kraft,
Sie reicht nicht aus, dem langgehegten Plan
Mit Feſtigkeit zu folgen. Es erſchlafft
Mein Geiſt in eiteln, weſenloſen Träumen.
So ſchweige mein Geſang jetzt! Greif' ich wieder
In meine rauhe, oft verſtimmte Leier,
Und tönt ſie nichts als matte Klagelieder,
Die kreiſchend ſtets der Muſen ſchöne Feier
Durch ihren Mißklang ſtören; ſie zerbreche
In meiner Hand, die Zeugin meiner Schwäche!

Von den verſchiedenen Gedankenſymphonien, welche die Dichtung enthält, heben wir namentlich diejenigen hervor, welche die Paſſion der Menſchheit in den Grenzen der Peſt, in dem brennenden Meerſchiff, in den Schlach-

stürmen schildern. Die Schlachtsymphonie beginnt mit dem folgenden Eingang:

Ist es der Donner, dessen mächt'ger Schlag
Der Erde felsenfesten Grund erschüttert?
Vor dessen dumpfem, rollendem Gekrach
Die Rieseneiche in dem Walde zittert
Und ängstlich mit den breiten Blättern rauscht?
Ist es die Morgenröthe, welche dort
Im Purpurmantel aus der Erde steigt?
Und schweben Meteore fort und fort
In wirren Kreisen durch die Luft, die leicht,
Balsamisch in dem Duft des Morgens schwimmt?
Und ist es Nebel, was dort aufwärts wallt
In dichten Wolken von der feuchten Flur
Und sich ums Haupt der grünen Hügel ballt,
Auf die die gabenspendende Natur
Die Fülle ausgoß ihres reichen Segens?

O nein! Es sind die Mörser, welche dröhnen,
Die Schlacht beginnend mit den Donnerschlünden!
Es sind die Bomben, die mit schrillen Tönen
Die Luft durchschneiden und das Feuer zünden,
Das qualmend jetzt im fernen Westen glüht!
Es ist der Dampf, der sich in weißen Kränzen
Allmählich zu den flücht'gen Wolken schwingt,
Und durch die Lüfte, durch die Blätter glänzen
Die hellen Waffen, deren Eisen blinkt
Im ersten Strahl der neuerwachten Sonne.

Sehr lebendig und phantastisch bewegt ist der Traum der Heldin in der zweiten Hälfte des Gedichts.

Die fünffüßigen Jamben sind im ganzen lebhaft und nicht einförmig behandelt. Nur gegen die Stellung der Reime haben wir ein Bedenken auszusprechen. Hinter zwei verschlungenen Reimpaaren findet sich in der Regel eine reimlos austönende Endung, was ungefähr den Eindruck macht, wie wenn in einer Fensterreihe hinter je vier Fenstern sich ein blindes befindet.

Rudolf Gottschall.

Ueber weibliche Erziehung.

Reform der weiblichen Erziehung als Grundbedingung zur Lösung der socialen Frage der Frauen von Minna Pinoff. Breslau, Maruschke und Berendt. 1867. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wir haben bereits aus einer frühern Schrift: „Die Erziehung der Frau zur Arbeit", die Verfasserin als eine Vorkämpferin der socialen Reform in Bezug auf die Frauenfrage kennen lernen und zwar als eine verständige Vorkämpferin, welche sich von dem Männerhaß vieler sonst gleichstrebender Mitschwestern freizuhalten weiß. Denn es gibt unter den Vorkämpferinnen der neuen, „realistischen" Frauenemancipation einige, welche nicht anders ans Werk gehen, als wenn sie ebenso viele Männer zum Frühstück verspeist haben, als Percy Heißsporn Schotten zu verspeisen pflegte, und sich dann den Mund wischen und sagen: Kleinigkeit!

Die Verfasserin führt nun ein Thema weiter aus, dessen Grundaccorde sie bereits in ihrer frühern Schrift angeschlagen hat. Die neue Schrift zerfällt in drei Theile. Der erste bespricht den praktischen Erziehungsweg, die Erziehung zur Arbeit durch Arbeit, die Haus und Schule gleichzeitig anzubahnen haben; der zweite Theil die Erziehung der Frau durch die Gesellschaft; der dritte die Erziehung der Frau für die socialen und humanen Zwecke.

Die letzten Ziele der Reform werden in folgender Weise zusammengefaßt:

Nach zwei Seiten hin wird sich in Zukunft das Erziehungswerk vollbringen müssen. Auf der einen Seite soll in der Frau eine echt menschliche Bildung hervorgerufen werden, die sie ihrer natürlichen Thatkraft nicht länger beraubt, damit Berufsthätigkeit und Arbeitstüchtigkeit fortan Hand in Hand gehen mit einer veredelten Geistes- und Herzensbildung; auf der andern Seite wird es gleichzeitig die Erziehung zu übernehmen haben, in der Frau eine ideale Richtung wach zu erhalten, die sie für die hohen und edeln Interessen der Menschheit zu begeistern im Stande ist.

Unsere socialen Einrichtungen müssen aber auch derart beschaffen sein, daß die Frau Gelegenheit findet, ihre geistige und sittliche Arbeitskraft unbehindert und unbemäkelt in der Gemeinsamkeit nutzbar zu machen.

Nicht durch Klagen und schöntönende Phrasen werden wir zu dem Ziele gelangen, sondern nur von innen heraus kann die Befreiung der Frau sich erfüllen, und darum wird eine Reform der weiblichen Erziehung vor allem geboten sein.

Das Princip der Erziehung der Frau zur Arbeit durch Arbeit basirt die Verfasserin darauf, daß sie das reiche Material des Kindergartens in seinem ganzen Umfange als weibliche Arbeitsstätte zu verwerthen sucht. Man dehne Fröbel's Methode im weitesten Sinne für die Erziehung des weiblichen Geschlechts aus und gewähre so auch den Mädchen, die bereits der Schule entwachsen sind, in dieser Arbeitsstätte einen gesunden Arbeitsboden zur Entwickelung ihrer physischen, geistigen und moralischen Kräfte. Auch eine systematische Arbeitsschule zur Vorbildung für künftig auszuführende Handwerks- und Gewerbearbeiten soll damit von Jugend auf verbunden werden, eine allgemein weibliche Berufsschule. Hierfür gibt die Verfasserin manche praktische Winke. Namentlich weist sie auch auf das Bedürfniß der Erziehung der dienenden Klasse hin, auf „Dienstbotenschulen oder Gesinde-Bildungsanstalten". Hiermit wird gewiß jeder einverstanden sein, der die Ueberzeugung hat, daß unsere Dienstboten heutigentags noch eine anomale Stellung einnehmen; denn sie sind in diesem Säculum der Prüfungen die einzigen wild umherlaufenden Menschen, die sich zeitlebens mit Dingen beschäftigen, von denen sie nichts oder wenig verstehen, als da ist: Kochen, Waschen, Kleiderreinigen u. s. w. Auch in der Polemik gegen den „Strickstrumpf", welche die Verfasserin mit vieler Laune ausführt, wird man ihr recht geben müssen. Als die wichtigsten Erziehungsfactoren erkennt die Verfasserin an:

1. Die richtig disciplinirte Anleitung zum Selbstthun und Selbstschaffen durch Aufmerken, Beobachten und Selbstdenken in der Natur und im Leben.
2. Eine schon früh praktisch geschulte Arbeitsamkeit und Liebe zur Arbeit durch die allgemeine Einführung der Fröbel'schen Spielarbeiten.
3. Fröbel's System der Menschenerziehung, welches die Lösung der Aufgabe, wie man willig der Natur in ihrem Entwickelungsgange folgen müsse, anstrebt.
4. Die hieraus sich nothwendig ergebende harmonische

Ausbildung von Körper und Geiſt, die in ihrer Conſequenz körperliche und geiſtige Geſundheit vermittelt.

5. Die Unterſtützung der Arbeitsfähigkeit durch Geiſt und Phantaſie, die als verbündete Mitarbeiter den äſthetiſchen Erziehungsfactor bilden ſollen.

6. Die wechſelſeitige Thätigkeit von Arbeiten und Lernen, von Arbeits- und Lernſchule, die für das weibliche Geſchlecht einzuführen uns als beſonders wichtig und heilſam gilt.

Um für die durch die Erwerbsthätigkeit der Angehörigen in der Berufsſchule geſchaffenen Kunſt- und Induſtriearbeiten den Verkauf an das Publikum direct zu vermitteln, ſoll man entweder von der Anſtalt ſelbſt verwaltete Centralverkaufsſtellen errichten, oder durch eine Frauenaſſociation die Verwerthung dieſer Arbeiten auf dem Wege der Conſumvereine veranlaſſen. Ueber dieſe Conſumvereine ſpricht ſich die Verfaſſerin in einem größern Abſchnitt näher aus; ſie will das ganze männliche Genoſſenſchaftsweſen, wie es Schulze-Delitzſch begründet hat, auch für die Frauen adoptiren: Productivgenoſſenſchaften zur Anfertigung von Gegenſtänden und zur Begründung von Verkaufsſtätten, Vorſchuß- und Creditvereine, Conſumvereine und Bildungsgenoſſenſchaften. Im übrigen will ſie Laſſalle und Schulze-Delitzſch unter eine Haube bringen, indem ſie für die Organiſation der weiblichen Berufs- und Arbeitsſtätten die Mittel in des Volkes Selbſthülfe, in des Staates Beihülfe, in der humanen Mithülfe der Geſellſchaft ſucht.

So weit können wir die praktiſchen Tendenzen der Reform erſprießlich finden. Doch die Verfaſſerin will auch den geiſtigen Geſichtskreis der Frauen und ihre politiſchen Rechte erweitern; ſie ſtimmt mit Stuart Mill für das active Wahlrecht der Frauen, das uns aber ohne das paſſive als ein unlogiſches Zugeſtändniß erſcheinen will. Doch da die Geſellſchaft auf Theilung der Arbeit beruht, ſo glauben wir für den Wirkungskreis der Männer und Frauen doch auch Geſondertes vorbehalten zu müſſen. Der Ernſt der politiſchen Debatte würde die Frauen ablenken von ihrem eigentlichen Beruf. „In der Beſchränkung nur zeigt ſich der Meiſter.“ Die Verfaſſerin will die höhern Töchterſchulen gleichſam als weibliche Univerſitäten fortbeſtehen laſſen. Sie gehört nicht zu denen, welche über der tüchtigen praktiſchen Thätigkeit die höhern Intereſſen des Lebens vergeſſen. In Bezug auf künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Production ſelbſt mahnt ſie freilich zur Vorſicht: „Großes werdet ihr nur in Ausnahmefällen erreichen und manches dabei einbüßen.“ Dagegen ſollen die Bildungsgenoſſenſchaften für Frauen den ethiſchen und äſthetiſchen Sinn für beſſere und edlere Lebensgenüſſe im Volke wecken.

So ſehr wir wünſchen, daß die Frauen in vieler Hinſicht aus ihrem engern Kreiſe heraustreten, ſo haben wir doch gegen den noch ſo verſtändig angewandten Bildungsapparat, den dieſe Reformbeſtrebungen in Thätigkeit ſetzen wollen, einige begründete Bedenken. Wir meinen, daß mit dieſer Tüchtigkeit der Blütenſtaub von den Schwingen der weiblichen Pſyche, der Reiz des Unbewußten, Räthſelhaften, Ureigenen abgeſtreift werde. Ein Mädchen, das ſich in dieſer „Tretmühle der Bildung“ befindet, hat ja kaum Zeit zu eigenen Gedanken und Empfindungen vor der Fülle der einſtürmenden Anregungen. Es lernt, es arbeitet, es bildet ſich; aber das geſchieht alles in Gemeinſamkeit, gleichſam auf dem großen Markt des Daſeins. Alles Träumen und Sinnen wird als müßig verpönt — und doch iſt das Leben, nach dem Ausſpruch der größten Dichter, eines Sophokles, Calderon und Shakſpeare, ein Traum, und in geheimen Ahnungen und Empfindungen des Gemüths liegt mehr Wahrheit für den weiblichen Sinn als in allem, was der laute Markt mit ungemein verſtändlicher Klarheit predigt. Ein Aſyl für die Poeſie der Seele und ihre geheimen Offenbarungen ſollte doch noch offen bleiben. Wenn auch alle Welt heutigentags das Gras wachſen hören will, es wächſt doch im ſtillen und am ſchönſten, wenn nicht auf ihm herumgetreten wird.

17.

Feuilleton.

Die Sprache der Bibel in Schiller's „Räubern“.

Die Anzeigen mehren ſich, daß die Betrachtung unſerer neuen claſſiſchen Literaturperiode ſich nicht mehr beſchränkt auf die Hervorhebung der äſthetiſchen und bloßen literariſchen Momente, ſondern daß man die Literaturdenkmäler auch mit philologiſchem Blicke anzuſchauen beginnt. Dahin rechnen wir eine intereſſante Abhandlung über die dichteriſche Sprache in einem Drama von Schiller, welche der Verfaſſer als Vorarbeit für die lexikaliſche Behandlung des Schiller'ſchen Sprachſchatzes angeſehen wiſſen will. Dieſe Abhandlung: „Die Sprache der Bibel in Schiller's Räubern“, von Robert Boxberger, findet ſich im diesjährigen Oſterprogramm der Realſchule erſter Ordnung zu Erfurt.

Die Arbeit, welche der Natur der Sache nach einen lexikaliſchen Charakter trägt und in welcher die einzelnen theils blos rhetoriſchen, theils auch die Handlung berührenden Anklänge an die Bibelſprache von Act zu Act und Scene zu Scene zuſammengeſtellt und beſprochen werden, leitet der Verfaſſer in kurzer Weiſe folgendermaßen ein:

„In der Vorrede ſeiner «Räuber» ſagt Schiller: «Die edle Einfachheit der Schrift muß ſich in alltäglichen Aſſemblien von den ſogenannten witzigen Köpfen mishandeln und ins Lächerliche verzerren laſſen; denn was iſt ſo heilig und ernſthaft, das, wenn man es falſch verdreht, nicht belacht werden kann? Ich kann hoffen, daß ich der Religion und der wahren Moral keine gemeine Rache verſchafft habe, wenn ich dieſe muthwilligen Schriftverächter in der Perſon meiner ſchändlichſten Räuber dem Abſcheu der Welt überliefere.» Und in der Selbſtrecenſion des Stücks: «Die Sprache und der Dialog dürften ſich gleicher bleiben und im ganzen weniger poetiſch ſein. Hier iſt der Ausdruck lyriſch und epiſch, dort gar metaphyſiſch, an einem dritten Ort bibliſch, an einem vierten platt.» Und ebenda: «Ueberhaupt iſt der alte Moor mehr Beiſchweſter als Ehrenmann, der ſeine religiöſen Sprüche aus ſeiner Bibel herzubeten ſcheint.» Schiller glaubte alſo in jener zahm gehaltenen Vorrede ſich wegen des Gebrauchs bibliſcher Ausdrücke in ſeinem räubermäßigen Stücke bei den Zeloten Würtembergs entſchuldigen zu müſſen. Das Wahre iſt, daß Schiller, der Dichter des Parbot, gar nicht anders konnte, als die Sprache der Bibel in dieſem ſeinem Jugendwerke zu gebrauchen; ſie war ſeit ſeiner früheſten

Kindheit bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen; er hätte unnatürlich werden müssen, hätte er anders reden wollen. Was er später in seiner «Jungfrau von Orleans» mit künstlerischem Bewußtsein that, daß er nämlich die Landleute und besonders Johanna, der er außerdem Charakterzüge von Deborah und von David lieh, die Sprache der Bibel reden läßt, sobald es pathetisch werden, das that er hier mit künstlerischem Instinct, und wir verdanken seinem Studium der Bibel einige der poetischsten Stellen in den «Räubern»."

Die Anklänge sind meist unmittelbar zu fühlen, mitunter sind sie feinerer Natur. Besonders hätte auch noch darauf hingedeutet werden sollen, daß es Luther's Bibelsprache ist, die uns in Schiller's Worten entgegenklingt. Zum Theil hat Schiller selbst, was Boxberger am Schlusse mehrfach belegt, sich die Sprache der Bibel aus Klopstock angeeignet. Einen weitern Nachweis über den Einfluß der Klopstock'schen Sprache auf Schiller's Jugenddichtungen konnte der Verfasser wegen Mangel an Raum hier nicht beifügen. Wir hoffen, daß er sie an einem andern Orte niederlege. Boxberger schließt seine fleißige Arbeit mit folgender anregenden Bemerkung: „Da Schiller zur Befruchtung seines Geistes nur auf Lektüre angewiesen war, so wird es möglich sein, auch den Einfluß anderer in ihm hochgeschätzter Dichter, wie Haller und Ossian, nachzuweisen und somit allmählich ein getreues Bild von dem Ideenkreise zu geben, in welchem er sich in seiner Jugend bewegte." Solche Studien halten wir für sehr fruchtbar, und wünschen wir, dem Verfasser noch öfters auf diesem von ihm so glücklich betretenen Gebiete zu begegnen. Nur möge er andere Organe finden und finden als Schulprogramme, die bekanntlich für die Gemeinheit so gut wie nicht vorhanden sind.

Fortleben der Kudrunsage in Norddeutschland.

Der Schauplatz des Kudrungedichts ist das norddeutsche Küstenland, aber aus dem Süden stammt der Dichter, aus dem Süden auch die einzige handschriftliche Ueberlieferung. Von norddeutschen Aufzeichnungen, von Liedern oder prosaischen Erzählungen haben wir keine Nachricht, auch verlautete nichts von Fortleben der Sage im Volksmunde. Da machte aber vor kurzem Professor Bartsch in Pfeiffer's „Germania", im dritten Hefte dieses Jahrgangs, die interessante und überraschende Mittheilung, daß die Kudrunsage doch ihr Fortleben im nördlichen Deutschland gehabt habe. Diese Kunde wird auch in weitern Kreisen mit Theilnahme aufgenommen werden, weshalb wir über sie hier in Kürze berichten wollen. Ueber jene bemerkenswerthe Thatsache hat Bartsch seinerseits von Fräulein Amalie Krüger in Rostock Mittheilung erhalten, welche in der schriftlichen Aufzeichnung, die sich Bartsch von der Dame erbat, also lautet:

„Als ich vor einigen Jahren mit «Kudrun» bekannt wurde, war der vordere Theil des Gedichts, der in Irland spielt, mir völlig neu, und ich erinnere mich auch nicht, früher jemals von dem Inhalte desselben etwas gehört zu haben. Anders aber war es mit dem Hauptttheile: die Erzählung selbst, die vorkommenden Namen, die einzelnen Scenen, alles erschien mir eigenthümlich bekannt, wie etwas, das ich längst gewußt. Nach langem Besinnen erinnerte ich mich endlich, daß ein Mädchen, welches im Verlaufe der Jahre 1826—28 in Hagenow im Hause meiner Aeltern diente, den Inhalt des genannten Gedichts im Volksdialekte zuweilen zur Unterhaltung in der Kinderstube erzählte. Leider verstand ich damals noch nicht, den Werth einer solchen Mittheilung zu würdigen. Ich achtete weder auf solche Erzählungen und habe als wörtliche und bestimmte Erinnerung nur drei Momente daraus im Gedächtnisse behalten.

Erstens: «Da kommt der alte Wate von Sturmland (de Wâr van Stormland)». Diese Worte wurden jedesmal mit lauter Stimme und mit demjenigen Nachdruck gesprochen, mit welchem man eine bedeutende Persönlichkeit in die Erzählung einführt. Zweitens, ebenfalls mit besonderer Betonung gesprochen: «Da kommen sie an auf dem Wulpensande» (nicht Wülpensande). Und drittens erinnere ich mich deutlich, wie die Scene geschildert ward, als Kudrun und ihre Gefährtin am frühen Morgen, ehe sie zum Meeresstrande gehen, sich in das Vorzimmer der bösen Herzogin schleichen und dort an der Thüre lauschen, ob dieselbe schon erwacht sei und sie ihr die Bitte vortragen können, Strümpfe (nicht Schuhe) anziehen zu dürfen."

Die alte Magd war, wie Erkundigungen ergaben, leider nicht mehr am Leben. Sie hat sicher nicht aus dem uns bekannten Gedichte geschöpft, das ja hochdeutsch und in schwieriger Sprache geschrieben ist, auch erst 1820 veröffentlicht wurde und im Jahre 1826 noch keine populäre Bearbeitung gefunden hatte. Wir haben hier vielmehr einen sichern Beweis von der lebendigen Tradition der Sage im Volkskreise. Nach der Aussage des Fräulein Krüger fehlte der erste Theil des Gedichts in der Erzählung des Kindermädchens; das wäre eine Bestätigung der Ansicht von Bartsch, daß diese Partie vom Dichter zur Volkssage hinzugefügt sei. Dieser Fund und das Bedauern über den Untergang der vollständigen Ueberlieferung ist für Bartsch ein Anlaß gewesen, im Verein mit Lisch zur Sammlung mecklenburgischer Sagen, Märchen und Gebräuche Hand anzulegen.

Bibliographie.

Armin, T., Das heutige Mexiko. 2te vermehrte Auflage. 1ste Lief. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 5 Ngr.

Bahnsen, J., Beiträge zur Charakterologie. Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen. 2ter Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Berthold, G., Galgenvögel, oder die Söhne des Waldes. Romantische Erzählungen. 1stes bis 3tes Heft. Dresden, Tittel u. Wolf. 8. à 2½ Ngr.

Charras, Geschichte des Krieges von 1813 in Deutschland. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Haas, R., Die Reform der Kirche und Schule im 19. Jahrhundert, auf geschichtlichem Rechtsboden im Geiste entschiedener Gewissensfreiheit, reiner Menschlichkeit, Gleichstellung und Versöhnung als Unterlage eines betreffenden deutschen Parlaments in der Cultus- und Schulfrage. Wissenschaftliche Vorlesungen. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Ludwig, C. A., Joseph Haydn. Ein Lebensbild. Nach authentischen Quellen dargestellt. Nordhausen, Büchting. 8. 16 Ngr.

Löbe, E., Hausinschriften aus dem Ostkreise des Herzogthums Altenburg. Altenburg, Pierer. 8. 4½ Ngr.

Kaiser Maximilian von Mexiko, der letzte Ritter des 19. Jahrhunderts. Nach verläßlichen Quellen und Original-Mittheilungen. Von St. Brünn, Buschak u. Irrgang. Gr. 8. 8 Ngr.

Otto, H., Schalkauer Geschichten. Roman in 9 Büchern. 3 Bde. Glogau, Flemming. 8. 4 Thlr.

Passarge, L., Schweden, Visby und Kopenhagen. Wanderstudien. Leipzig, Brandstetter. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Procter, Adelheid Anna, Ausgewählte Gedichte. Nach dem Englischen. Herausgegeben von C. Schlüter und H. Brinckmann. Cöln u. Neuß, Schwann. 16. 20 Ngr.

Römer, R., Die Verfassung des norddeutschen Bundes und die süddeutsche insbesondere die württembergische Freiheit. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 15 Ngr.

Senn, F., Der Vernagtferner im Venterthale. Innsbruck, Wagner. 1866. 8. 3 Ngr.

Spielhagen, F., Unter Tannen. Zwei Novellen. Berlin, Janke. 1868. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Stolz, A., Spanisches für die gebildete Welt. 6te Aufl. mit etwas Türkischem. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 27 Ngr.

Storch, A., Mexiko oder Republik und Kaiserreich. Politisch-socialer Roman aus der Gegenwart. 1ste bis 4te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 5 Ngr.

Straube, T., Die lebendig Begrabenen. Berlin, Straube. 8. 2½ Ngr.

Studien über die Klöster des Mittelalters. Aus dem Englischen übersetzt von A. Kobler. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Sztachovics, R., Braut-Sprüche und Braut-Lieder auf dem Heideboden in Ungern gesammelt und geordnet. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.

Die vorgebliche Tochter der Kaiserin Elisabeth Petrowna. Nach den Akten des kaiserl. russischen Reichsarchivs. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.

Wasserburg, P., In doppelten Banden. Erzählung, frei nach dem Französischen des H. E. Bouchard bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Wullschlägel, H. R., Mancherlei Wege. Christliche Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 8. 12 Ngr.

Zacher, J., Pseudocallisthenes. Forschungen zur Kritik und Geschichte der ältesten Aufzeichnung der Alexandersage. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

(Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittage mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz“ zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile (unter „Ankündigungen“) 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen (unter „Eingesandt“) 2½ Ngr.

Wie beim vorigen Reichstage hat die Deutsche Allgemeine Zeitung auch bei dem jetzt zusammengetretenen besondere Einrichtungen getroffen, um möglichst rasch ausführliche und zuverlässige Mittheilungen über denselben bringen zu können; namentlich wird sie über jede Sitzung zunächst einen telegraphischen Bericht enthalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Statistisch-commerzielle Ergebnisse
einer Reise um die Erde,
unternommen an Bord der österreichischen Fregatte Novara in den Jahren 1857—1859.

Von Dr. Karl von Scherzer.

Zweite, verbesserte und mit den neuesten Daten ergänzte Auflage.

Nebst 4 Karten in lithographischem Farbendruck.

Gr. 8. Geh. 5 Thlr. Geb. 5 Thlr. 20 Ngr.

Dieses für jeden Kaufmann und Industriellen, der irgendwie am Welthandel sich betheiligt, überaus wichtige Werk kostete in der ersten Auflage 24½ Thlr.: ein Preis, welcher der so wünschenswerthen Verbreitung desselben hindernd entgegenstand. Vorliegende zweite Auflage (51 Bogen Lex.-Octav mit 4 interessanten chromolithographischen Karten) erscheint zu dem wohlfeilen Preise von nur 5 Thlr. und darf der günstigsten Aufnahme in commerziellen Kreisen gewiß sein.

Wer über die Bedingungen zu erfolgreichen überseeischen Handelsunternehmungen, über bisher noch wenig beachtete Rohstoffe, über die Bodenerzeugnisse, Productionskraft, Verkehrsmittel, Waaren- und Schiffahrtsbewegung, Ein- und Ausfuhrzölle, Gebräuche und Usancen der verschiedenen außereuropäischen Länder das Neueste und Zuverlässigste erfahren will, wird dieses Werk nicht entbehren können.

Zeitschriften für 1867
aus dem
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.
Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Deutsches Museum.
Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel.

8. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2½ Thlr.

Unsere Zeit.
Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Vorstehende Zeitschriften gehören zu den geachtetsten und gediegensten der deutschen Journalliteratur und sind jedem Lesecirkel, jedem vom gebildeten Publikum besuchten öffentlichen Local als Lektüre zu empfehlen. Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der schönen Literatur in Spanien.
Von Georg Ticknor.

Deutsch mit Zusätzen herausgegeben von Nicolaus Heinrich Julius.

Supplementband,
enthaltend die wesentlichern Berichtigungen und Zusätze der dritten Auflage des Originalwerks,

bearbeitet von Adolf Wolf.

Mit einer Vorrede von Ferdinand Wolf.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser soeben erschienene Supplementband wird allen Besitzern des bekannten Werks als unentbehrliche Ergänzung willkommen sein. Gleichzeitig wurde von dem 100 Bogen umfassenden Hauptwerk (zwei Bände) eine neue wohlfeile Ausgabe zum Preise von nur 4 Thlr. 15 Ngr. (gegen 9 Thlr. der frühern Ausgabe) veranstaltet.

Ticknor's Werk ist die erste vollständige Geschichte der spanischen schönen Literatur, und die deutsche Bearbeitung desselben hat durch zahlreiche, vom Herausgeber und von Professor Dr. Ferdinand Wolf herrührende Nachträge und Zusätze noch mannichfache Vorzüge vor dem amerikanischen Original sowie vor der spanischen Uebersetzung voraus.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1867.

Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Fedor Wehl. Zweiter Artikel. — Ein neuer Roman von Max Ring. Von Rudolf Gottschall. — Zur Geschichte der Musik. — Feuilleton. (Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Das deutsche Drama der Gegenwart.

Zweiter Artikel.*)

Arthur Müller, doch wol derselbe, dem die deutsche ühne schon gar manches wirksame Theaterstück, wenn ch noch wenig eigentlich poetische Dramen verdankt, t abweichend von seinem Gebrauch eine neue Arbeit tt den Directionen dem Buchhandel zugewiesen:

Geächtet oder Otto der Große und sein Haus. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Acten von Arthur Müller. Berlin, Schroeder. 1867. 16. 22½ Ngr.

Der Verfasser gibt dem Stück als Geleitsbrief folides Sonett mit auf den Weg:

Es ist ein altes Leid, das mich durchzieht!
Gleich einer Norne sitzet die Geschichte
Des deutschen Volks mit düstrem Angesichte
Und raunet vor sich hin das alte Lied:

Wie trotz'ger Sinn das eigne Blut verrieth,
Wie schwere Schuld mit ehernem Gewichte
Das Schicksal forderte zum Strafgerichte,
Und wie sein Spruch auf Blut und Tod entschied.

Im Leben oder in der Kunst Gewande —
Der inhaltsschwere Sinn der alten Lieder
Kehrt mahnend stets dem deutschen Volke wieder.

Doch tröstend auch die treue Heldenkraft,
Die büßend stirbt und sterbend Segen schafft
Der Freiheit und dem heil'gen Vaterlande.

Dies Sonett charakterisirt die Art und den Geist des halts ganz und gar. Das Stück ist ein Abschnitt erer unerquicklichen deutschen Kaisergeschichte, d. h. dramatische Darstellung der Familienzwistigkeiten, mit en die Regierungszeit unserer mittelalterlichen Monarı leider Gottes so außerordentlich reich und gesegnet Otto I. in Zwiespalt und Fehde mit Liudolf, Hervon Schwaben, seinem Sohne aus erster Ehe, und trad, Herzog von Franken und Lothringen, seinem swiegersohne — das ist der Stoff dieses Trauerspiels.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 36 d. Bl. D. Red.

Der erste Act spielt auf einem Fürstentage zu Augsburg, wo allerlei politische Geschäfte ins Reine gebracht und namentlich gewisse Punkte geregelt werden, die Konrad im Auftrage Otto's in Italien, auf welches letzterer durch seine Gemahlin Adelheid Anspruch hat, abgeschlossen. Mit diesem Abschlusse ist Otto nicht zufrieden, und diese Unzufriedenheit wurmt Konrad, der gleich bei seinem Auftreten zornig sprudelt:

Gottes Tod!
Er soll sich wundern! ... Gibt mir seine Vollmacht
Zu Krieg und Frieden, und da ich kraft ihrer
An Berengar mein Fürstenwort verpfände,
Daß er als freier König von Italien
Gefahrlos mir nach Deutschland folgen könne,
Mit König Otto selbst zu unterhandeln,
Bricht dieser rücksichtslos mein heil'ges Wort,
Hält Berengar erst viele Monden hin
Und zwingt ihn heut', den Lehenseid zu leisten,
Statt ihn als freien König zu entlassen,
Wie ich's mit ihm vertragen hatte ....

Ueber alles dies geräth der heftige Herzog außer sich, der, als ihn seine Gemahlin daran erinnert, sich vom Grimm nicht meistern zu lassen, sondern sich als Mann zu zeigen, ruft:

Als Mann gilt nur,
Wer mit dem Rechte lebt, sein Wort zu halten.
Dies Recht sprach heut' mir König Otto ab ...
Jetzt bin ich nur die Hülfe eines Mannes,
Ein Schatten nur! Will ich mich selber fassen,
Greif' ich ins Leere, in die eitle Luft.

Der Sohn Otto's, gleichfalls mit dem Benehmen und Handeln seines Vaters unzufrieden, schiebt die Schuld von dessen verändertem Wesen auf seine zweite Vermählung, die er Adelheid ins Gesicht hinein tadelt. Diese und Otto nimmt Heinrich von Baiern, Bruder des deutschen Regenten, in Schutz.

Mitten in diesen Hader tritt der König, der die Störrischen hart anläßt und von ihnen Unterwerfung fordert, während sie auf Genugthuung bestehen und mit Abfall drohen. Als Otto ihnen entgegenherrscht:

Geht! Ich halt' euch nicht!
Der Hochmuth fliegt gleich einem Adler aus
Und kehrt gleich einem Wurm im Staub zurück! —

ſtürzen ſie beleidigt ab.

Kaum iſt dies geſchehen, ſo langt die Nachricht an, daß „die Ungarn ins Reich gebrochen", und obſchon jetzt der Zwieſpalt im Schos des eigenen Reichs und der Abfall zweier Herzogthümer beſonders empfindlich iſt, ſchließt Otto den Act doch mit der folgenden zuverſichtlichen Rede:

Wohl blickt mein Horizont verhüllt und ſchwarz,
Gleich einer wolkenſchweren Sommernacht,
Mit heißem Odem und gewitterdrohend!
Ich kenne das! Und doch iſt Reiſe nur
Das, was ſie wirkt. Sie ſchafft die goldnen Schwaden,
Von deren Brote einſt die Nachwelt zehrt! —
Gefahren ſind der Kön'ge ſtolzes Recht,
Und von dem Dunkel des Gewitterhimmels
Sticht prächtiger das Gold der Krone ab
Als von dem alltagsblauen Himmelszelt!
Ich will den Deutſchen einen König nicht,
Das Königthum will ich den Deutſchen geben,
Die höchſte Macht, in ſeinem beſten Blut
Gegründet, unzerbrechlich, heilig, ewig,
Vermittelnd zwiſchen Gott und allem Volk,
Das auf den Namen Chriſti ſich bekennt!
Was ſich nicht beugen will, das mag zerbrechen!
Ja, wie einſt Abraham, bring' Gott zum Opfer
Ich ſelber meine eignen Kinder dar,
Wenn er ſie heiſcht von meinem Vaterherzen.
Du kennſt mich, Herr! Herr, ſegne deinen Knecht!

Im zweiten Act ſind Liudolf und Konrad im vollen Aufſtande gegen Otto, umworben von einem Abgeſandten der Ungarn, die ſie zu Verbündeten haben wollen. Sie hören von dieſem, daß der König noch einen Ausgleichsverſuch machen und ihnen verzeihen will, wenn ſie diejenigen dem Henkertode zu opfern ſich entſchließen, die ſich ihnen angeſchloſſen. Natürlich halten ſie das mit ihrer für Ehre unvereinbar und ſchwören, in dieſem Falle auf keine Verſöhnung einzugehen. Es kommt, wie ihnen vorhergeſagt: Otto ſtellt wirklich dieſe Bedingung und muß ſie verworfen ſehen. Liudolf ruft:

Mein Herz verdorr' gleich einer mad'gen Frucht,
Die ſamenlos vom Baum zur Erde fällt,
Mein Arm verſchrumpfe wie ein dürrer Aſt
Und thue nie mehr kühne Mannesthat,
Mein Mark verſieg' und zieh mich lahm und krumm,
Zum Scheuſal mich verzerrend, wenn ich je
Verrath begeh' an meinen Waffenbrüdern.

Konrad aber ſagt:

Sieh dieſen dürren Zweig!
Er iſt ein treues Sinnbild unſrer Freundſchaft.
Er grünte, blühte und trug Frucht, wie ſie,
Dann ward er dürr und brach vom Baum, wie ſie...
Und jetzt zerbrech' ich ihn und werfe dir
Die Stücke vor die Füße!

Otto jedoch bleibt feſt; ſelbſt die Drohung ſeiner Söhne, ſich den Ungarn zu verbinden, ſchreckt ihn nicht. Er ſpricht:

Ich weiß es wohl, des Sturmes Geiſter werden
In jeder Himmelsgegend ſich erheben
Und Wogen, wild und furchtbar, mir erregen;
Doch meine Seele wird ſo gläubig, wie
Der Heiland auf dem See Genezareth,
Die ſchaumgekrönten Wellen überſchreiten,
Als wär' es feſtes Land!... Und wenn mein Volk
Schon zu verſinken meint, dann wird mein Glaube
Und Gottvertraun die ſichre Hand ihm reichen,
Daß es gerettet wird aus Sturm und Flut!

Im dritten Act ſpielen nun die Unterhandlungen zwiſchen den Geächteten und den Ungarn. Die erſteren können ſich noch immer zu dem verhängnißvollen Schritte des Bündniſſes nicht entſchließen. Liutgarde, Konrad's Gattin, iſt in Verzweiflung über den Gedanken, daß ihr Gemahl ſich mit dem Reichsfeinde vereinigen ſoll, um dem Vater zu trotzen. Auch Konrad ſelbſt kann ſich nicht damit befreunden und iſt entzückt, als Mathilde, die greiſe Mutter Otto's, die Witwe Heinrich's I., erſcheint, um in dieſer Noth den Ausweg zu zeigen. Sie räth den Geächteten an: Otto gegen die Ungarn beizuſtehen, mit dem Bedingniß, ihnen nicht den Tod zu dictiren, ſondern zu geſtatten, daß ſie denſelben in der Schlacht freiwillig ſuchen dürfen.

Im vierten Acte bereitet ſich Otto zur entſcheidenden Schlacht vor und trifft für alle Fälle ſeine Verfügungen. Sein Sohn aus zweiter Ehe ſoll ihm auf dem Sitze des Sachſenfürſtenhauſes folgen; denn Liudolf habe ſich, meint er, ſelbſt entthront. Adelheid ſoll den künftigen Herrſcher zum würdigen Manne erziehen. Mitten in ſeine Ermahnungen und Vorſchriften bezüglich dieſes Punktes kommen die Geächteten mit Liutgard's Leiche, die Otto rührend ſo begrüßt:

Wie lieb und ſchön! Sie iſt geſtorben nicht,
Sie hat ein Engel auf die Stirn geküßt,
Ihr leis ins Ohr geflüſtert das Gebot
Des Herrn, das zu den Sel'gen ſie beſchied;
Und ſtill hat ſie gehorcht und iſt gegangen,
Des ew'gen Friedens Himmelsabglanz ſchon
Auf dem verklärten, lieben Angeſicht.

Gegen die Ueberlebenden zeigt er ſich ſtreng und abweiſend, er will nichts von ihrer Unterwerfung wiſſen, doch Herzog Heinrich und beſonders Mathilde reden ſo viel und mächtig in ihn hinein, daß er endlich nachgibt und ausruft:

So ſeid begnadigt denn von eurem König!
Und weil ein ganzer Mann nichts Halbes thut,
So füg' ich ſelbſt hinzu noch: Wem der Tod
Vorbeigeht in der Schlacht, der ſei befreit
Von jeder weitern Buße, die er ſchuldet.

Der fünfte Act bringt die Schlacht. Die Geächteten verrichten Wunder von Heldenthaten, Konrad und viele ſeiner Getreuen fallen; aber die Ungarn unterliegen und räumen das Feld. Otto behauptet am Schluß:

Wir ſind ein Volk, aufſteigend, noch im Fluß
Des Werdens und des Ringens nach Geſtalt,
Voll Kraft und Mark und ſtrotzender Geſundheit;
Deshalb der Nachbarn Furcht aus Eiferſucht!
Doch weh' fortan dem Fremden, der es wagt,
Verwegen in das Schickſal einzugreifen,
Das wir aus unſrer eignen Art uns formen.
— — — — — — — — —
Es will das deutſche Volk ſich ſelbſt gehören.
— — — — — — — — —
Ich aber will im Namen meines Gottes

Und meines Volks das Kaiserdiadem
Aus Rom mir holen und als Erbe stiften
Für alle Zeit den deutschen Königen:
Dem ersten Volk gebührt die erste Krone!

Dies das deutsche Trauerspiel, mit dem wir es hier
u thun haben, und in welchem gar vieles, wie wol je-
em leicht in die Augen springen wird, ziemlich unver-
ittelt erscheint, so z. B. gleich die Schlußwendung,
elche nach dem vielen Reden vom Tode des Königs und
inem Testament wie die Faust aufs Auge paßt. Der
ichter hätte sie, wie manche andere, früher andeuten und
gischer motiviren müssen. So erscheint sie nur, wie
an in der Theatersprache sagt, als Zugpflaster des
pplauses.

Otto ist im ganzen zu schönrednerisch und salbungs-
ll und bei all diesem oder eben darum keine sympathische
igur. Eisern, wie er handelt, müßte er auch sprechen.
eine Aussöhnung mit den aufrührerischen Söhnen mag
nschlich und christlich schön sein, dramatisch wirksam
sie nicht; denn nach der Strenge, die er vorgibt und
l auch zeigt, ist seine Umstimmung durch die bloßen
rstellungen der Mathilde, so eindringlich diese auch
n mögen, doch entschieden abschwächend. Ueberhaupt
eint uns gerade in diesem Vorgange eine Hauptschwäche
s Stücks zu liegen, weil er alle Spannung löst und die
tastrophe verhindert. Der Dichter hätte die Geächte-
n ohne Wissen des Königs ihm zu Hülfe kommen und
Schlacht entscheiden lassen sollen. Wäre Otto auch
nn noch bei seinem Spruch geblieben, so hätte die Tra-
ie darin ihre Gipfelung und Mathilde hier die pas-
de Gelegenheit erhalten, sich ins Mittel zu legen. Je-
nfalls wäre das Interesse an der Handlung bis zuletzt
ahrt geblieben. Der Verfasser hat den Knoten nicht
glich genug geschürzt und schließlich nicht zerhauen,
dern langsam sich lösen lassen. Dadurch bekommt das
nze etwas Zerfahrenes und im Ausgange Verschlepp-

Wie viel künstlerischer und glorioser hat einen ähn-
en, aber weit geringfügigern Conflict Heinrich von
ist in seinem „Prinz von Homburg" ausgetragen!
e fest, wie knapp, wie bis zuletzt gesteigert ist der Gang
s Schauspiels; und hier wie matt, wie zögernd und
zisch unerheblich! Das Trauerspiel kommt zu keiner
ten Höhe; es verliert sich nach stattlichen Anläufen
dramatischer Unbedeutendheit: ein Umstand, der zu
auern ist, denn es ist in einer immerhin gefälligen
rache und mit Anlagen geschrieben, die eines bessern
s würdig gewesen wären. Viele Stellen, wie sich
n aus unsern Auszügen ersehen läßt, sind markig
von schätzenswerthem Schwunge. Freilich laufen auch
ge Trivialitäten mit unter, wie z. B. eine solche Gau-
Hugo zum besten gibt, wenn er im ersten Act, den
er zwischen Herzog Konrad und Heinrich voraussehend,
nt: „Nun wird's schön!" So etwas passirt im Lust-
l, aber nicht in der Tragödie.

Trotz aller Mängel läßt sich indeß der Arbeit Ta-
nicht absprechen, und wird dasselbe mehr geschult
greift es zunächst zu weniger schwierigen und von
Haus aus mehr sympathischen Aufgaben, so bewährt es
sich auch gewiß noch mehr und sieghafter als im vor-
liegenden Falle.

Die Nibelungen sind ein dramatischer Stoff, der mehr-
fach und zuletzt von Hebbel und Geibel behandelt worden
ist. Unter den neuen Stücken, die uns für die gegen-
wärtige Besprechung vorliegen, finden wir zwei weitere
Versuche, welche den Untergang der Nibelungen drama-
tisirt zeigen. Der eine davon ist:

8. Markgraf Rüdiger. Drama von Lothar Schenck. Pa-
derborn, Junfermann. 1866. 16. 15 Ngr.

Der erste und zweite Aufzug spielt auf Bechlaren,
der Burg des Titelhelden, der als Lehnsmann Etzel's
die Burgunden auf ihrer Fahrt nach der Etzelburg bei
sich aufnimmt. Aus einer Unterredung, die Rüdiger mit
seiner Gemahlin Gotelinde hat, erfahren wir nämlich,
daß Kriemhilde, welche die Gattin Etzel's geworden, ihre
Brüder eingeladen hat, sie in ihrer neuen Heimat zu be-
suchen. Der Markgraf, ein tapferer, ehrlicher Degen,
ohne Hinterhalt und Falschheit in seinem Wesen, sieht
Kriemhild und die ganze Angelegenheit im rosigsten Lichte.
Er gibt sich der Hoffnung hin, daß dieser Besuch allen
Hader, alle Zwietracht austilgen und an deren Stelle das
Gefühl allgemeiner Versöhnung setzen werde. Gotelinde,
das weibliche Herz besser kennend und von einem feinen
Instincte geleitet, theilt indeß diese Ansicht nicht, sondern
sagt mit Bedauern:

O daß auch ich vermöchte deine Freude
So ganz zu theilen, gerne fügt' ich dann
Mich deinem Wunsch.*) So aber sagt mein Herz,
Daß aus Kriemhildens Seele nimmermehr
Der alte Groll gewichen, daß die Plane,
Die sie seit Siegfried's Fall geheim gehegt
Und die bisjetzt jedweden ihrer Schritte
Geleitet, endlich der Verwirklichung
Entgegenreifen sollen, und mit Recht
Darf ich erbangen um die fremden Gäste,
Wie um dich selbst, wenn du sie hingeleitest.

Rüdiger vermag dieser düstern Voraussehung aber
keinen Glauben zu schenken, selbst da nicht, als sein Freund
Dietrich von Bern kommt, um ähnliche Befürchtungen
auszusprechen. Wohlgemuth und freudig begrüßt Rüdi-
ger die kühnen Recken des Rhein, und als vollends Gisel-
her, der jüngste Bruder Kriemhild's, im zweiten Act um
Dietlind, sein liebliches Töchterlein, wirbt, kennt seine frohe
Zuversicht keine Grenzen. Er ist deswegen auch höchlich
aufgebracht, daß Hagen, der Mörder von Kriemhild's
erstem Gatten Siegfried, und dadurch das Fatum der
Nibelungen, mitten im Rausch und Taumel des allge-
meinen Glücks, wie er meint, seinen Argwohn gegen die
Königin nicht schwinden lassen kann, sondern einen Schwur
von Rüdiger verlangt: „bei jedem Angriff feindlicher
Gewalten zu den Burgunden mit Gut und Leben stehen
zu wollen."

Hagen, auf das Schlimmste gefaßt und von Kriem-
hild nur Tücke erwartend, hat eine Verbindung zwischen

*) Mit an Etzel's Hof zu ziehen.

Dietlind und Giſelher nur begünſtigt, um der erſtern Vater an das Schickſal ſeiner Fürſten zu knüpfen. Er ſpricht das auch offen genug bei dieſer Gelegenheit aus, worüber Gotelind und ihre Tochter entrüſtet auf Löſung der Verlobung dringen. Rüdiger aber, um zu beweiſen, wie ſehr er an die Aufrichtigkeit und die verſöhnliche Gemüthsſtimmung ſeiner Königin glaubt, leiſtet den verlangten Eid, indem er ſpricht:

Wohlan, ſo wißt, daß ich es wagen darf,
Geſtützt auf meiner Königin bekannten
Erhabnen Sinn, euch einen Eid zu ſchwören,
Und daß ich euch verpfände hier mein Wort,
Mit meiner ganzen Macht an Etzel's Hof
Euch zu beſchützen, jegliche Gefahr
Von euch zu wenden und in Sicherheit
Euch zu geleiten, bis des Reiches Mark
Ihr wieder überſchreitet.

Mit dieſem Gelöbniß wird Rüdiger zum Träger des Stücks, in deſſen drittem Acte, welcher auf der Etzelburg ſpielt, ſogleich das ſchreckliche Verhängniß ſich zu entfalten beginnt, dem zwei edle Fürſtengeſchlechter und Tauſende ihrer Getreuen erliegen ſollen.

Königin Kriemhild hat in der That nämlich ihre königlichen Brüder nur zu ſich eingeladen, um an ihnen, vornehmlich aber an Hagen blutige Rache für den Mord ihres erſten Gemahls zu nehmen. Sie hat Hagen zuerſt in aller Stille überfallen und tödten laſſen wollen, und da das mißglückt, tritt ſie offen, allen Friedensmahnungen Rüdiger's zum Trotz, damit hervor, ſein Haupt zu fordern. Da ihre Brüder das verweigern, beginnt der Kampf.

In dieſem Kampfe nimmt unſer Markgraf eine ſehr bedeutungsvolle und entſcheidende Stellung ein. Es handelt ſich ſelbſtverſtändlich nun darum, ob er für Kriemhild einſtehen, oder ſeinem Gelübde gemäß zu den Burgunden übertreten will. Eine lange Unterredung zwiſchen ihm und der Königin im vierten Acte iſt der Gipfelpunkt des Stücks. Kriemhild fordert Rüdiger's Hülfe und Beiſtand zur Vernichtung ihrer eigenen Brüder und Hagen's, den jene auszuliefern unausgeſetzt verweigern.

Rüdiger.

Bedenkt, o Fürſtin, daß ein ſchwerer Eid,
Mit dem mich Hagen's Argliſt feſſelte,
Auf meinem Herzen laſtet. Meine Hülfe
Gab ich ſchon auf Bechlaren den Burgunden.

Kriemhild.

Was Argliſt wob, laßt ohne Scheu den Winden
Geopfert ſein.

Rüdiger.

Auch trieb die Ehre mich
Zu dieſem Eid. Schon der Gedanke, der
Sie ganz befangen hielt, daß Unheil ihnen
Mit meinem Wiſſen hier bereitet werde,
Entzündete ſo mächtig mein Gemüth,
Daß jedes Unterpfand ich gerne bot.

Kriemhild.

Wer hieß ſo raſch der Zukunft dunkler Hand,
Euch vorzugreifen?

Rüdiger.

Unbedacht fürwahr
Muß ich dies nennen, wie ich jetzt nun ſehe,
Daß ſonder Arg mein ganzes Herz ſich ihnen
Gefangen gab.

Kriemhild.

O Rüdiger, durchforſcht
Dies edle Herz und ſagt mir dann in Treue,
Ob nicht in ihm ein alter Schatz verborgen,
Den ich zu heben jetzt geſonnen bin.
Und jener Schatz, das iſt das hehre Wort,
Das Ihr gar feierlich mir einſt verpfändet.
Nie hätt' ich ohne dieſes Wort die Flut
Des dunkeln Rheins, die ich die lange Zeit
Mit meinen Thränen netzte Tag für Tag,
Mit dieſer breiten Donau eingetauſcht,
So ſehr auch hier ein ſchimmernd Leben ſich
Den Fröhlichen zum Hochgenuß entfaltet;
Nie ohne dieſes Wort in Etzel's Hand
Gelegt die meine; niemals auch hätt' ich
Mein bittres Leid ſo ſtill bisjetzt getragen.
— — — — — — — — —
Ihr nur erhobt zur Königin mich hier;
Und nun gewährt mir auch die echte Treue,
Gewährt den Sieg mir über meine Feinde
Und weiht mir Eures Armes ganze Kraft.
Dankt nun mit Thaten einem Fürſten, der
Euch Land und Leute königlich verlieh!

Rüdiger will nicht undankbar ſein, ſträubt ſich aber doch immer noch, gegen die Burgunden das Schwert zu ziehen. Als aber endlich die Königin ihn weichlich und unmännlich ſchilt, da vermag er nicht länger zu widerſtehen, und er macht ſich, wenn auch mit ſchwerem Herzen und dem ſtillen Entſchluſſe, den Tod zu ſuchen, anheiſchig, für Kriemhild zu kämpfen. Noch in demſelben Acte verſammelt er ſeine Mannen und erklärt den Burgunden den Krieg. Umſonſt fleht er Giſelher an, ſich von ſeinen Brüdern und Hagen zu trennen, da Kriemhild ihn, als den einzigen, an deſſen Händen kein Blut klebe, freigeben wolle. Er verlangt das Schickſal der Seinen zu theilen. Auf Hagen's Frage, wie es komme, daß Rüdiger ſeinen Schwur verletze und gegen die Nibelungen kämpfe, antwortet Rüdiger:

Ich gab den Schwur, gab ihn mit voller Seele,
Nicht ahnend, daß ſo weit der finſtre Haß
Sich einer edeln Frau bemächtigen,
So tief ſie in der Rache Luſtgefühl
Verſenken könne. Niemals dacht' ich auch,
Daß dieſem Eid die alte Mannentreue,
Die ich Kriemhild als meiner Fürſtin ſchulde,
So bittern Zwieſpalt je erregen könne.
Und wie ſie daſtehn kalt und unverſöhnt,
Feindſelig meſſend ſich mit düſterm Blick,
Muß unter dieſer Laſt mein armes Herz
Zuſammenbrechen. Hab' ich euch als Freunden
Mein Wort verpfändet, ſo erwarte mich
Auch jetzt der Tod als letzte Freundesgabe
Aus eurer Hand.

Gernot entbindet ihn hierauf ſeines Schwurs und nimmt zum Zeichen der Verſöhnung Rüdiger's Schild. Mit dem neu beginnenden Kampfe ſchließt der Act.

Der letzte folgt nach dem Tode Rüdiger's und der Niederlage der Burgunden. Alle ſind geſunken, nur Hagen lebt noch, Hagen, der den Hort der Nibelungen in den Rhein verſenkt und die Stelle, wo dies geſchehen, nur Gunther verrathen hat. Kriemhild will den Hort

m jeden Preis heben, und da Hagen ihr gesagt, daß er
nfolge eines Schwurs, das Geheimniß niemand zu ent-
üllen, solange Gunther lebe, zu schweigen genöthigt sei,
› hat die Hunnenkönigin ihren eigenen Bruder getödtet
nd tritt jetzt auf, indem sie betheuert, daß, wenn Hagen
e betrogen und nicht reden wolle, sie auch ihn morden
erde. Hildebrand ruft hinter ihr her, daß in diesem
alle auch sie nicht leben dürfe. Damit endigt das Stück.

Man wird uns, nach der bloßen Angabe von dem
erlauf der Handlung einräumen, daß der Stoff nicht
illig aus dem Epos heraus in das Drama hinein ent-
ickelt worden ist. Dem Drama hängen vollständig die
ierschalen des Epos an, aus dem es ausgebrütet wor-
n. Es gewinnt kein recht drastisches Leben, es bleibt
rwiegend im Rahmen der Erzählung und des Berichts.
üdiger's Conflict wird nicht in der gehörigen Weise
sgebeutet, bekommt keinerlei scharfen Ausdruck und tra-
schen Charakter, wodurch denn selbstverständlich auch
e eigentliche Gipfelung und Zuspitzung des Dramas
s dem Spiele bleibt. Das Drama steigt nicht, son-
rn hält sich unausgesetzt zu ebener Erde, um schließlich
t seinem Ausgange gleichsam im Keller zu verschwinden.
as ist kein Ende, das ist ein Abfall. Aehnlich verhält
sich mit den Gestalten dieses Schauspiels, die alle nicht
voller Entwickelung gelangen. Selbst Kriemhild wird
ne klare Figur, und daß Etzel fehlt, ist ein entschiedener
lisgriff.

Zu loben bleibt nur an der Arbeit eine unverzwackte,
sunde, oft markvolle Sprache, die eine gewisse geistige
:deutung bekundet, welche für den Dichter einnimmt und
: lebhaftes Interesse für ihn erwecken muß.

Der andere Versuch, die Nibelungen dramatisch zu
jandeln, ist:

Kriemhild. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Hosäus. Paderborn, Schöningh. 1866. Gr. 16. 24 Ngr.

Das Stück ist in Dessau dargestellt worden und soll
allen haben. Jedenfalls hat es mehr Bewegung, mehr
rbe und dramatisches Wesen als „Markgraf Rüdiger".
e großen Züge, welche die „Nibelungen" von Friedrich
bbel aufweisen, fehlen indeß, und hinter diesen steht die
riemhild" von Hosäus denn entschieden und wesentlich
ück. Jene Trilogie des Holstendichters hat, wie fast
: seine Werke, ihre Härten und Schroffheiten, ja sie
: sogar viele Geschmacklosigkeiten; aber der mächtige
eskenstil ist darin nicht zu verkennen. Man wird, oft
tiefsten Innern darüber erschreckt, doch gewaltig gepackt
› ergriffen. Das ist hier nicht der Fall. „Kriemhild"
: Wilhelm Hosäus erscheint vielfach schönthuerisch und
weichlicht, so z. B. in der Figur des kleinen Ortlieb,
iemhild's Sohn, welcher ganz in der Sentimentalität
romantischen Schule gehalten ist und unter anderm in
iem Selbstgespräch vor dem Muttergottesbilde im drit-
Aufzuge nicht unwesentlich an Zacharias Werner er-
ert. Man urtheile selbst. Der altkluge Knabe sagt
unter anderm:

Ist hier das Grün des Baumes nicht verklärt,
Verklärt zu holdem Evangelium,
Daß in des Kreuzes Nähe auch der Bängste
Noch hoffen darf, noch ewig hoffen soll?
Klingt hier des Vogels Lied nicht lieblicher
Wie Lobgesang, den sich der Ew'ge schuf?
Und du, o Sonnenlicht, wie strahlest du
Mir ew'ge Klarheit, ew'ge Wärme zu;
Wie flüsterst du, o lieber Abendwind,
Von hoher Gottesliebe traut und lind;
O Himmelsblau, wie bist du hoch und weit,
Du des allmächt'gen Vaters leuchtend Kleid;
Wie zieht mich alles zu der Engel Chor,
Zu Paradieseshöhen sanft empor!

Auch die Burgundenkönige haben etwas Geleckes,
etwas von den „Nibelungen im Frack", und sogar Etzel
erhielt in seiner barbarischen Majestät einen allzu moder-
nen Schliff, um überall die zutreffende Wirkung haben
zu können. Die anziehendste und verdienstlichste Gestalt
ist Kriemhild selbst. Die Art, wie gegen ihren Willen
und Vorsatz die Leidenschaft der Rache sich in ihr ent-
wickelt, wie sie dagegen angeht und kämpft und schließlich
doch in ihrem ganzen Wesen davon übermannt wird, so-
daß sie ihr rücksichtslos anheimfällt: dieser Theil des
Stücks flößt nicht nur ein hohes Interesse ein, sondern
hat in sich auch den Hauch und Athem, den unwiderleg-
lichen Beweis großen Talents. Dazu kommt, daß die
Sprache der Heldin nicht selten den Charakter echter tra-
gischer Größe annimmt, z. B. da, wo sie im dritten Auf-
zuge, entschlossen, an Hagen und allen, die zu ihm stehen,
Rache zu nehmen, düster zu sich selber spricht:

O Hölle, reiche mir von deinen Stricken,
Von deinem Marterwerkzeug reiche mir!
Ins eigne Werk verwickle meinen Feind
Und trage mir das finstre Strafamt auf!
Wie Hekate will durch die Reihn ich schreiten,
Wie eine Königin der Unterwelt,
Und keiner soll dereinst mich tadeln können,
Daß ich im Richten träg und lässig war.

Oder später, wo Gunther verspricht, Hagen wegen
seines ungebührlichen Benehmens zur Rede zu stellen, und
sie ihm höhnisch zuwirft:

Will er's? Der wackre Mann — ei, mit ihm sprechen!
Das wird dem Hagen eine Wunde geben.
Sag's ihm nur nicht zu hart, mein lieber Bruder,
Du weißt, ein Wort ist schärfer als ein Schwert,
Und Hagen ist ein zärtliches Gemüth.
Wasch aber deine Hand erst rein, mein Bruder,
Sonst könnte doch Herr Hagen dich verhöhnen
Und sagen: Was, der alte Graukopf da,
Deß Hand von Siegfried's Blute raucht wie meine,
Deß Hand voll Diebstahl ist gerad' wie meine,
Der will mich edle Rittersitte lehren?
Thu' das, mein Bruder, und sprich nicht so laut,
Sprich leise, daß es Hagen selbst nicht hört.

Selbst die Scene, in der sie Ortlieb die Laute spie-
len lehrt und unter den Klängen des Instruments sich in
Träume verliert, in denen sie Siegfried zu sehen meint,
ist, wenn auch etwas gesucht und ausgedistelt, doch nicht
ohne eine gewisse Erhabenheit und ergreifende Größe.
Ebenso entwickelt eine Art von schaurigem Reiz der Banket-
auftritt, wenn sie mitten unter Musik und freundlichem
Gespräch auf den schwertklirrenden Ausbruch ihrer Ver-
schwörung wartet.

Der Kampf der Burgunden und der Fall Kriemhild's ist dagegen nur matt und schwach in der poetischen sowol als dramatischen Ausführung. Hier hat den Autor seine Begabung im Stich gelassen, die zwar, wie sich aus dem Vorwort ergibt, von ernsten Studien und strenger Durchbildung getragen ist, aber noch ihre Abklärung und Reife nicht gefunden hat. Was der Verfasser über die Vermenschlichung des alten Sagenstoffs, über den Unterschied von Epos und Drama, namentlich über den „Fortschritt im Charakter des Helden" sagt, das alles sind wir in der Lage unterschreiben zu können, denn es scheint sich uns an seinem danach gestalteten Werke durchaus zu belegen, wenn auch noch nicht in aller Vollkommenheit und der zu wünschenden künstlerischen Ausgeglichenheit. Unser Dichter macht noch zu viel Worte und verliert darüber Charakter sowol als Handlung, namentlich zum Schlusse hin, allzu sehr aus den Augen. Hagen ist jedenfalls nicht ganz die imposante Gestalt geworden, die sie hätte werden müssen, um Kriemhild das Gegengewicht zu halten. Wenn er einmal zu Ortlieb sagt:

> Ihr, Prinz, mit Euern weisen, frommen Worten,
> Seht keineswegs nach langem Leben aus.
> Geht zu Mama und bittet sie, daß sie
> Euch vor Erkältung und vor Fieber schütze;
> Solch frühreif, altklug Wesen sterbe bald —

so scheint uns hier Hagen's Naturell doch allzu sehr modern lustspielmäßig vermenschlicht. Hagen's Grobheiten müßten entschieden mehr Frescostil haben, ebenso wie Etzel's Empfindungsweise, die uns zu larmoyant bedünkt, wenn er von seinem „bedrückten Herzen" wünscht, daß „Musik es ihm erleichtere".

Immerhin aber sei Wilhelm Hosäus' „Kriemhild" mit Ehren unter den dramatischen Bestrebungen der Neuzeit genannt. Es liegt etwas von dramatischer Rasse darin.

10. Kaiser Otto der Dritte. Trauerspiel in fünf Acten von Ernst Wichert. Königsberg, Selbstverlag des Verfassers. 1866.

Kaiser Otto III., das kaiserliche Wunderkind, das bereits im zweiundzwanzigsten Jahre starb, vergiftet von der Witwe des auf seinen Befehl zu Rom hingerichteten Crescentius, ist von jeher ein Liebling der Dichtung gewesen. Eine große Menge von Balladen und Romanzen feiern seine Jugend, seine Begeisterung für die Größe Roms, seine mächtigen Plane, sein frühes, rührendes Ende. Viel bewundert steht da das Klagelied, das August von Platen in seinem Geiste gesungen, und bekannt ist Julius Mosen's Tragödie. Neuerdings ist Wichert mit demselben Stoffe aufgetreten.

Der erste Act seines Trauerspiels zeigt Otto in siegender Herrlichkeit vor Rom, wohin Stephania, die Witwe des enthaupteten Crescentius, kommt, um, von ihrem Bruder Giovanni, Cardinal der römischen Kirche, und von Scipio, einem römischen Patricier, aufgestachelt, den deutschen Heldenjüngling zu ermorden. Seine Schönheit, sein Enthusiasmus für Rom besiegen indessen ihr Herz, und statt seine Mörderin zu werden, wird sie seine Geliebte.

Im zweiten Acte steht Otto auf dem Gipfel seines Glücks: er zieht als römischer Kaiser in Rom ein und erklärt Stephania zur künftigen Kaiserin der Welt. Heinrich, Herzog von Baiern, der ihn an Deutschland erinnert, ihn vor den Römern und seinen hochfliegenden Träumen warnt, indem er für sich selbst zuletzt um Otto's Schwester wirbt, wird schnöde und beleidigend abgewiesen.

Der dritte Act offenbart die Intriguen Giovanni's und Scipio's, wovon der eine Papst, der andere womöglich Herrscher von Rom werden will. Zu derselben Zeit kommen in das deutsche Lager vor Rom Abgesandte des Deutschen Reichs, das, empört darüber, Otto in Italien so lange säumen zu sehen, die Königskrone Heinrich übertragen lassen will. Otto, davon unterrichtet, erscheint, um Heinrich in die Acht und jenem Abgesandten zu erklären, daß er seinen Reichstag in Regensburg halten werde.

Im vierten Acte windet sich Otto ein wenig ernüchtert aus Stephania's Armen, um den Rosenkranz der Liebe mit dem Lorber des Ruhms zu vertauschen. Er will sich Sicilien erobern. Noch ehe es indeß dazu kommt, bricht die Verschwörung von Giovanni und Scipio aus, man überfällt den Imperator in seinem Palast, um ihn zu ermorden. Heinrich mit den herbeieilenden Deutschen rettet ihn und führt ihn aus dem aufständischen Rom.

Dies aufständische Rom soll nun im fünften Act gezüchtigt werden. Otto bestürmt es mit seinen deutschen Kriegern und erobert es. Giovanni, der Scipio schon hat umkommen lassen, um keinen Nebenbuhler zu finden, fällt im Kampf. Otto selbst aber erliegt am Tage des Siegs, von Stephania vergiftet, weil sie sich aufgegeben sieht. Otto, als er diese That erfährt, stößt sich den Dolch in die Brust. „Mich selbst vernichtend scheid' ich!" Stephania stirbt neben ihm, da sie ebenfalls und zu gleicher Zeit von dem Gift genossen.

Dies ist im Umriß gegeben das Stück, das, gut in der Diction, auch sonst ziemlich eben und abgefeilt erscheint, aber dabei zugleich etwas Karges in Inhalt und Sprache hat. Daß Giovanni und Scipio Stephania zum Morde Otto's aufstacheln, ist widerlich, da auch sie Zutritt zu dem Kaiser haben und also die That selbst verrichten könnten. Wollen sie sich aber dieser Frau als ihres Werkzeugs bedienen, so müßte dies in subtilerer Weise geschehen, als es hier der Fall ist. Die Umwandlung im Geist Stephania's geschieht jedenfalls zu schnell und müßte mehr motivirt sein. Die Motivirungen sind überhaupt eine schwache Seite des Stücks. Das Bereuen der Verschworenen, Otto's Abwenden von der Geliebten, ihre verbrecherische That, dies und manches andere tritt weder scharf noch klar in die dramatische Erscheinung. Die Hauptmomente sehen wie nicht fertig geworden aus, sie kommen nicht recht aus der Schale des Scenariums heraus. Für Otto selbst vor allen Dingen kann man kein rechtes Interesse gewinnen. Er hat allerdings Augenblicke der Größe und bedeutsame Aussprüche, wie etwa die folgenden:

> Mit Waffen zwingt man Länder,
> Doch mit Ideen Welten. — — — — —

So neu gestärkt durch ein Gebet zum Höchsten
Durchschauert mich die Wonne, diesem Volke
Ein Herrscher sein zu können, dessen Kaiser
Ein voll Jahrtausend schon der Welt geboten.
Nicht eitler Schmuck sei diese Krone, die
Augustus trug und Kaiser Karl; sie schließt
In diesen Reif von Gold den Erdkreis ein,
Und wer sie trägt, der beugt sich nur vor Gott.
— — — — — — — — — — — —
Nehmt mir die Welt, rollt unter meinen Füßen
Die Erde fort, blast über meinem Haupte
Die luft'ge Himmelsdecke weg — was hier
In diesem Hirn gelebt, das könnt ihr mir
Nicht nehmen —

er diesem allen zum Trotz ist er „der löwenkühne Jüng-
ıg" nicht, der er sein müßte, wenn man Theilnahme,
athusiasmus für ihn empfinden können sollte. Er hat
aller Größe, in allem Erhabenen etwas Knabenmäßi-
s. Zorn, Liebe, Heldenmuth springen unvermittelt und
nt durcheinander. Er hat das Pathos des Brachvogel'-
jen Narciß, d. h. das Pathos der Verzerrung und
rimasse. Um dies zu erkennen, braucht es nichts, als
n dritten Auftritt im fünften Acte zu kennen, in welchem
tto mit der Krone auf dem Haupte in eine Gegend mit
ainen und Trümmern kommt, um daselbst vom Kampfe
szuruhen. Als er den Kopf auf eine umgestürzte Säule
t, fällt ihm die Krone ab, und sie einem Säulenschafte
ffetzend sagt er:

Mein schlanker König,
Ihr seht gar stattlich aus; ich beuge mich
Vor Euch. Ihr habt viel Tugenden: Geduld
Und Sanftmuth, Ernst und Würde, Ihr seid hart
Und unbestechlich; niemand liebt und haßt Ihr;
Ihr habt kein Herz, glückseliger König! Ach!
Kein Herz — kein Herz!

Das ist ein Seitenstück zu Narciß mit der Pagode:
ſelbe wahnwitzige, halb sentimentale, halb humoristische
lbstgespräch, dasselbe nervöse, überwachte Wesen, das
bisch und halb lallend mit der Erhabenheit der Schö-
ıng und Geschichte spielt. Die echte, gesunde Größe
lt jedenfalls oder sie schreitet wenigstens nicht auf dem
thurn, sondern auf zerrissenen Lackschuhen einher. Man
ılt sich von dem Ganzen weder hingerissen noch erho-
, sondern mehr verstimmt und gedrückt. Lessing's
härfe, Goethe's Liebenswürdigkeit, Schiller's pathetische
irde, alle diese Dinge sind unsern Dramatikern von
te verloren gegangen; nicht Charaktere, nicht Men-
:n, nicht Helden schaffen sie, sondern nur barocke Käuze,
: historische Sonderlinge. Wer kann sich dafür dauernd
:ressiren?

Ein anderes Stück gleichen Titels:

Kaiser Otto der Dritte. Ein dramatisches Fragment von Eduard Roeder. Frankfurt a. M., Hermann. 1866. Gr. 12. 10 Ngr.

zieht sich jeder eingehenden Besprechung, da das Ge-
:ne nur unzusammenhängende Scenen sind, aus denen
ein fester Gang der Handlung oder eine bestimmte
chnung der Charaktere gar nicht erkennen lassen. Es
) zutastende Versuche, dramatische Anschläge — nichts
ter. Ob Talent für das Drama vorhanden ist oder nicht, läßt sich nach diesen zerstreut hingeworfenen Proben nicht sagen. Die Sprache erhebt sich jedenfalls nicht über das Gewöhnliche und Dilettantische, wie nachstehender Auszug beweisen mag:

Otto.
Denn Eines such' ich und ich find' es nie —
Wie nenn' ich's: Ruhe? Frieden? Weiß ich doch
Den Augenblick, seit ich's zuerst vermißte
Und nirgends finden konnte — dieser war's,
Da ich erfuhr, daß man ein Heißgeliebtes
Unwiederbringlich hier verlieren kann;
Da meine Mutter starb, Theophano —
Ein Knabe war ich, doch an ihrem Sarge
Hab' ich nur Eines weinend mir gewünscht,
Daß ich noch einmal so erkranken dürfte,
Wie, als ich einst verwundet kam vom Jagen,
Aus Fieberträumen dann erwachend, sie
An meinem Lager dürfte sitzen sehn
Beim Lampenschein — ihr mildes Auge sorgend
Auf mich gerichtet — einmal, einmal noch
Wünscht' ich mir damals wieder solche Nacht
Und solchen Frieden — glauben konnt' ich nicht,
Daß sich's in Gottes Armen besser schliefe.
Seltsam! wenn ich dran denke — hätte doch
Nun lernen sollen, daß der Tod auf Erden
Gemein, wie — ja, alltäglich, höchst gewöhnlich,
Trotz aller Thränen, aller, aller Schmerzen!
Seltsam? — Nun wohl! u. s. w.

Auch hier spielt etwas vom Narciß — die Ohnmacht der Größe. Die historischen Helden im Drama der Neuzeit paraphrasiren mehr oder weniger alle über die Redensart: Es ginge wol, aber es geht nicht.

12. Erzbischof Anno. Ein geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten nebst einem Vorspiel. Berlin, Dümmler. 1866. 8. 1 Thlr.

Der Held dieses Stücks ist Erzbischof Anno von Köln, der bekanntlich den unmündigen Kaiser Heinrich IV. seiner Mutter raubte, um, wie viele Historiker behaupten, denselben zu einem leichtsinnigen und wankelmüthigen Menschen zu erziehen, über welchen die Kirche unumschränkt herrschen könne. Der Verfasser unserer Tragödie hat ihn jedenfalls derart geschildert, daß sich ihm so etwas zutrauen läßt. Im Vorspiel erfahren wir, daß Willibert Graf von Brakel eine Verwandte Anno's, Gertrudis von Sonnenberg, liebt und dieselbe von deren Vater auch sofort zugesprochen bekommt, als Anno das Bündniß billigt. Der alte Graf Sonnenberg, ein Vetter Anno's, ist nämlich ganz und gar nur des letztern Schatten und Echo. Dieser, blindlings eingenommen für die Macht und Ehre der Kirche, der er alles unterthan machen will, hat außer ihr nur noch einen Schatz auf Erden, nämlich Gertrud.

Gertrud erwidert aber Willibert's Neigung nicht, sondern hat ihr Herz einem kölnischen Patricier, Franko von der Hardfaust, geschenkt, der, als er hört, was in der Pfalz des Erzbischofs vor sich gegangen, die Geliebte entführen will. Dieser Plan, der jedoch verrathen wird, bringt Anno in Zorn und veranlaßt ihn, gegen die ihm allerwärts auffässigen Kölner mit äußerster Strenge vorzugehen.

Dieses Vorgehen hat im zweiten Acte die Empörung

der Kölner zur Folge, die, geführt von Franko, in die erzbischöfliche Pfalz eindringen, Willibert und den alten Sonnenberg ermorden, Anno aber erst zwingen, Zuflucht im Dom, dann aus diesem durch einen heimlichen Gang das Weite zu suchen.

Im dritten Acte kehrt Anno, der sich viel Anhang geworben und Köln mit Erstürmung bedroht, nach Abschluß einer Uebereinkunft in den Sitz seines Erzbisthums zurück. Franko, der sich inzwischen mit Gertrud vermählt, soll dieser Uebereinkunft gemäß sammt den andern Rädelsführern im Bußgewande vor dem Kirchenfürsten Abbitte thun. Er thut es, da er Anno's Heimtücke kennt und im voraus weiß, daß dieser sich an die stipulirten Bedingungen nicht kehren wird, mit Schmerz und in so beleidigender Weise für den Erzbischof, daß dieser ihn gefangen nehmen und blenden läßt. Mit Noth gewinnen er und Gertrud bei einem Bürger Kölns ein Unterkommen, da die eingeschüchterte Menge sich fürchtet, dem auf diese grausame Weise Gestraften ihre Theilnahme zu zeigen, Franko's Vater aber verbannt, ihr Eigenthum eingezogen worden ist.

Der vierte Act führt den König Heinrich in die Mauern von Köln. Erzürnt über das unbarmherzige Verfahren des Geistlichen, kommt er, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, den Kölnern Schutz zu geben. Aber schwach und wankelmüthig, wie Heinrich ist, läßt er sich von Anno's List und Ueberredungskunst beschwatzen und zieht ab, ohne etwas gethan zu haben. Die in ihren Hoffnungen betrogenen Bürger sammeln sich nun wieder um Franko und beschließen, den Erzbischof durch eine neue Revolution zu stürzen. Ehe dieselbe zum Ausbruch kommt, läßt Franko Gertrud aus Köln entfernen. Kaum ist dies geschehen, so wird Franko durch die Häscher Anno's aufgehoben, der inzwischen, von Gewissensbissen gepeinigt, Sehnsucht nach Gertrud empfindet und dieselbe von ihrem Gatten ausgeliefert erhalten will, was dieser jedoch zu thun verweigert, weil er sich an des Elenden Jammer weiden will.

Im fünften Acte ist Anno beinahe sterbend und immer nach Gertrud verlangend. Sie kommt, um für Franko zu bitten; Anno aber bleibt wider Erwarten hart; es empört ihn, daß sie jenen mehr liebt als ihn. Er befiehlt, den Gefangenen zu erdrosseln. In derselben Nacht aber, wo dieser Befehl ausgeführt werden soll, fühlt er sein Ende und er will sich mit der Welt versöhnen. Er gibt Gegenbefehl, aber zu spät, Franko ist bereits todt. Gertrud und der alte heimgekehrte Vater Hardfaust sterben aus Herzeleid über seiner Leiche; Anno verscheidet in Verzweiflung.

Schon aus dieser Inhaltsangabe wird man die Schwächen dieses Dramas zu erkennen im Stande sein. Erzbischof Anno ist keine klar und wirksam hingestellte Hauptfigur. Allerdings tritt der Zweck seines Handelns, seines politischen Handelns erkennbar genug hervor. Schon im Vorspiel sagt er:

Mich leiten Gründe, die vom Himmel sind.
Oft sagt' ich euch: gewalt'ge Zeiten nahen.
Es stieg ein Mann auf der Apostel Stuhl,
Der große Dinge unternehmen wird
Und eine neue Welt schafft, Papst Gregor.
Ein neuer Sonnengott im neuen Rom,
Wird er die Könige der Erde zügeln,
Daß sie gebändigt ziehn der Kirche Wagen.

Dieser Machtentfaltung der Kirche leistet er besten Vorschub.

Der Fürsten Hochmuth und der Ritter Stolz,
Des Bürgers Rührigkeit, des Bauern Arbeit,
Und alle Einrichtungen, alle Thaten,
Die Erde wird der Schemel unsrer Füße,
Uns zinsen Fürst und Volk, uns dienen sie.
Dann senkt das Himmelreich sich in die Zeit.

Das ist sein Glaube, seine Zuversicht, in denen er handelt und mit denen er auch zunächst Köln den Fuß auf den Nacken setzt.

Es ist ein Hohn auf unsre heil'ge Zeit,
Daß Kirchenfürsten in den Städten wohnen
Und gelten kaum wie Gäste, statt zu herrschen.
Köln ist die erste Stadt im deutschen Land,
Die mächtigste, die trotzigste, die reichste.
Fiel' Köln, dann gäben sich die andern schnell,
Und seines besten Halts entgeht der König.
Drum muß ich deine Freiheit haben, Köln!
Und wär' sie fest ans Höllenthor geschmiedet,
Ich reiße sie an mich. Mir sollst du dienen!

Das ist deutlich gesprochen, und hätte der Dichter demnach verfahren, so müßte sich in Anno eine nicht nur sicher gezeichnete, sondern auch wirksame Figur ergeben haben. Anno, im Dienst der Kirche, alle weltliche Macht bekämpfend, wäre eine entschieden imposante Gestalt geworden, wenn der Verfasser sie knapper, fester nach diesem einen Punkte hin gehalten und in dieser Haltung ihr gleich ihre tragische Schuld gegeben hätte. Leicht hätte sich diese dadurch haben erzielen lassen, daß der Act Gertrud zu Anno's eigener Tochter gemacht. Das ginge wohl zu motiviren. Sie könnte ein Kind der Ehe sein; auch hat ja eben erst Gregor, dessen Werkzeug Anno ist, die Ehelosigkeit der Priester eingeführt. Sie könnte vordem geboren sein. Wenn er nun in dem Kampfe für den Sieg der Kirche sich genöthigt sähe, das Herz seiner eigenen Tochter zu brechen, so wäre das ein Fatum, an dem er immerhin zu Grunde gehen könnte. Er müßte sich denn doch für fester, für gestählter angesehen haben als er im Grunde und schließlich ist. An der unaussprechbaren Liebe zu seinem Kinde müßte er untergehen, müßte untergehen am Zwiespalt zwischen Vater und Kirchenfürst, niedergeschmettert und verdammt von der freveln unterdrückten Stimme der Natur.

Daß Gertrud nur eine Verwandte, ein Kind gewissermaßen seiner Laune ist, macht den Conflict nicht scharf und tragisch genug. Hier liegt ein Hauptverstoß in der Behandlung des Stoffs, der außerdem auch zu breit und nicht genug gegipfelt ist. Es sind frappante Momente im Stück, aber sie treten leider nicht mächtig genug hervor. Die Ueberrumpelung Anno's durch das stürmende Volk in seinem Palast, die Bußscene Franko's, die Unterredung zwischen Heinrich IV. und Anno sind groß gedacht und erfunden, aber nicht ebenso ausgeführt

Der Eindruck verzettelt sich, weil der Poet es nicht vermocht
hat, volle, ganze Menschen zu schaffen. Ein Shakspeare
hätte ein epochemachendes Drama in diesem „Anno" ge-
liefert. Er hätte den Erzbischof markiger, mit den Far-
ben eines Richard III., Franko mehr mit dem Geist und
Hauch eines Coriolan ausgestattet. Die kecken Züge, die
esten Striche fehlen. Die Handlung nimmt keinen rech-
en Aufschwung; sie wächst nicht in die Höhe, sie wuchert
m Boden hin und schießt ins dramatische Kraut eigent-
ch nur da, wo sie sich auf realistisches Gebiet begibt.
Die Volksscenen bieten ein volles, saftiges Leben, die Tafel-
ene zwischen Anno und den Bischof von Münster ist als
hr geglückt zu bezeichnen. Franko ist dagegen kein Held,
er uns Theilnahme einflößt; sein Wesen steigert sich tra-
isch nicht, es bleibt immer zu ebener Erde, dramatisch
gentlich auf demselben Flecke. Gertrud entbehrt der
oetischen Naturlaute. Ihr und des alten Hardfaust Tod
t der Tod am fünften Act, den schon Lessing getadelt.
s ist die reine Verlegenheit des Dichters, die diese Per-
nen um das Leben bringt. Dramatische Nothwendigkeit
ihr Ende nicht, wenigstens nicht in dieser Art.

Und hier stoßen wir auf einen zweiten Cardinalfehler
r Tragödie: sie entbehrt, was wir schon bei Berührung
r Handlung angedeutet, der künstlerischen Architektonik.
as Werk ist planlos übereinandergestülpt, zerfahren,
ne festen Unterbau und die nöthige Auswölbung. Das
anze ist ein Riesenbau aus dramatischen Quadern, aber
r regellos und plump aufgeführt. Es mangelt der
il. Das Stück ist hauptsächlich in der Anlage ver-
jen, verräth trotzdem aber immerhin ein entschiedenes
lent.

Wie oft muß man misrathenen Arbeiten dies Aner-
ntniß machen! Unsere Dramatiker laufen zu früh aus
: Schule. Sie misachten das Handwerk in der Kunst,
fen sie doch nimmer entbehren kann. Die Folge ist, daß
s bloße Handwerk so oft über die Kunst triumphirt.

. Stadt Magdeburg. Ein Volksdrama in fünf Acten von Albert Türcke. Berlin, Stille und van Muyden. 1866. 16. 1 Thlr.

n als eine Arbeit gelten, in der sich ebenfalls drama-
he Begabung bekundet, nur daß dieselbe auch hier noch
ht die rechte Bühnengewandtheit besitzt und zuweilen
ichsam außer Rand und Band geht. Es fehlt dem
ück etwas wie eine dramaturgische Redaction und mit
er die passende Ordnung, die gerade Richtung und
richtige Maß in den Verhältnissen. Es ist noch zu
Ueberschwang, zu viel Wildniß in der Schöpfung.
manchen Stellen wuchert das dramatische Leben, an
dern stockt es: die Ausgleichung mangelt. Es ist noch
viel Zufall, zu viel blindes Belieben darin; der Autor
errscht seinen Stoff noch nicht und vermag nicht, den-
en nach den Regeln und Gesetzen der Kunst zum Aus-
g zu bringen. Er stürmt und poltert ihn heraus; er
pufft ihn. Es geht ihm wie manchem nicht talent-
n Schauspieler, der in seiner Rolle zu hitzig ins Zeug
t und seine Kräfte bereits im Anlauf so erschöpft, daß
er in den Hauptmomenten davon nichts mehr zur Ver-
fügung hat.

Der erste Act zeigt uns zunächst das üppige Straßen-
leben Magdeburgs. Die Stadt ist reich, angesehen, mächtig;
das Volk fühlt sich. Man jauchzt über das Auftreten
Gustav Adolf's, man will von Wien und dem Katholi-
cismus nichts wissen. Mitten in diesen Trouble kommt
ein Jude, dem man aus bloßem Uebermuth zu Leibe geht
und welchen nur Prinz Christian Wilhelm von Branden-
burg, Administrator des Bisthums, vor Unbill schützt.
Nachher sehen wir den Oberbürgermeister mit seinem
Mädchen, seinem Käthchen, schäkern, um welche der reiche
Kaufherr Güldenborn für seinen „Goldsohn" Fritz werben
kommt: eine Werbung, die aber ohne den gewünschten
Erfolg bleibt und in jener Patricierfamilie große Verbit-
terung erzeugt. Endlich treten wir ins Rathhaus, um
einer Berathung beizuwohnen, in der entschieden werden
soll, ob man es mit Tilly oder Gustav Adolf halten will.
Gegen Güldenborn's und seines Freundes Säckler Mei-
nung beschließt man letzteres.

Im zweiten Acte entspinnt sich eine herzliche Bezie-
hung zwischen Käthchen und Dietrich von Falkenberg, dem
Commandanten, den Gustav Adolf Magdeburg geschickt
hat. Tilly entsendet einen Trompeter und fordert Ueber-
gabe der Stadt. Da man dieses Ansinnen stolz und auf
die Hülfe der Schweden bauend abweist, so erfolgt die
Belagerung der Stadt durch die Armee der Liga.

Im dritten Acte ist die bedrängte Stadt schon in
Noth; das Schwedenheer kann zum Entsatz nicht durch-
dringen; man hat den Juden abgeschickt, Gustav Adolf
zu treiben; aber Levi ist in Tilly's Hände gefallen, der
ihn vergeblich foltern läßt, um ihm Geständnisse zu er-
pressen. Inzwischen kommt Fritz Güldenborn, um, vom
Vater beschwatzt und von Eifersucht und Rache getrieben,
den Verräther zu machen. Er hat heimlich im Hause des
sterbenden Oberbürgermeisters die Stadtschlüssel in Wachs
abgedrückt und nachformen lassen. Dadurch bewerkstelligt
und erleichtert er das Eindringen der Kaiserlichen.

Damit dieses ja recht ungestört erfolgen könne, gibt
der alte Güldenborn im vierten Acte ein großes Banket,
das alle Wachsamkeit in Lust und Wohlleben einwiegt.

Im fünften Acte erfolgt der Sturm auf Magdeburg
und der Fall der Feste. Der alte Güldenborn, der alle
seine Schätze zu sich gesteckt, kommt im Tumult um. Viele
Edle fallen; auch Falkenberg und Katharina, die hier zu
einer Jungfrau von Orleans wird. Vergebens hat Fritz
Güldenborn sie retten wollen. Sie wünscht nichts, als
den Tod ihres Geliebten zu theilen. Der Administrator
wird gefangen und erschießt den Verräther, den halb tollen
Fritz Güldenborn. Dies ist der Inhalt.

Die Exposition ist breit angelegt und ausgeführt. Das
bunte, behäbige Leben Magdeburgs wird in lebhaften
Volksscenen gezeigt. Die kaufmännische Wohllebenheit,
Leichtfertigkeit, Hang zur Weltlichkeit auf der einen, und
protestantischer Glaubenseifer, Muth und Enthusiasmus
für die Sache der Reformation auf der andern Seite
treten lebendig und drastisch genug in die Erscheinung;

aber dies in die Erscheinung Treten ist zu wirrig, ohne rechte Abklärung, und vor allem ohne einige Hauptgestalten für Leser oder Zuschauer sympathisch daraus sich abheben zu lassen. Das Interesse spaltet sich, es concentrirt sich nicht. Dietrich von Falkenberg, Katharina, der Oberbürgermeister, Tilly, Fritz Güldenborn, die hervorragenden Figuren des Dramas und seine eigentlichen Träger, werden nicht, was sie werden müßten, wenn man sie sollte mit andauernder Theilnahme begleiten können. Der letztere, eine Art Brackenburg, ist allzu verwaschen und in seinem Ende doch von zu wenig dramatischem Ausdruck, um irgendwie fesselnd zu sein. Tilly verschwindet aus der Handlung, wo er gerade recht in ihr erscheinen sollte. Der Oberbürgermeister schleppt sich mit seinem Ende zu lange hin und schwächt dadurch die Wirkung seines Todes ab. Ueberhaupt ist es ein Misgriff, daß die Sterbenden nicht zu enden wissen, daß sie ihren Tod und den Eindruck desselben verzetteln. Namentlich thun das Katharina und Falkenberg. Sie hetzen und jagen sich förmlich mit ihrem Hinscheiden ab; sie nehmen zehnmal den Anlauf dazu, ehe sie damit zur Ausführung kommen. Das verschüttet namentlich den Erfolg des Ausgangs, der gleichsam gar nicht recht zu Stande kommt. Die Helden stehen sozusagen dem Schicksal nicht, sie balgen sich mit ihm herum. Das entzieht der Handlung alle Plastik der Situation, macht alles chaotisch und eindruckslos.

Am besten sind dem Verfasser die komischen oder verwerflichen Charaktere gelungen, die beiden reichen Kaufherren, Güldenborn Vater und Säckler, Wilhelm (Diener der Güldenborns), Barbara u. a. Das schändliche Gastmahl im Garten der Güldenborns, auf dem Magdeburg dem Feinde verrathen wird, gibt höchst ergötzliche Züge einer realistischen Ausführung. Geiz und Niedertracht werden hier recht frappant gezeichnet; und wenn nachher bei der Erstürmung Magdeburgs, mitten im höchsten Jammer und Elend, Barbara nur daran denkt, das Vogelbauer und andern nutzlosen Kleinkram zu retten, so ist auch das ein der kleinen Menschennatur glücklich abgelauschtes Moment. Dagegen verläßt den Dichter aller Schwung und alle Schöpferkraft in den Augenblicken, wo er die Größe und das Pathos der Geschichte zu erfassen die Aufgabe hat. Tilly's Entschluß, Magdeburg zu stürmen und zu vernichten, ist klein gedacht und vergegenwärtigt. Hier wird sogar die Sprache oft trivial oder lächerlich, wie da z. B., wo der Generalissimus des Kaisers von seiner Keuschheit spricht und die Lust am Weibe „das irdisch kleine Nachtlicht" nennt. Wenn Katharina den Schwedenkönig „des Vaterlandes guten Engel" heißt, so ist auch das eine banale Redensart, zum wenigsten in der Apostrophe der Begeisterung. Daß die Verzweiflung und Gewissensbisse Fritz Güldenborn's komisch klingen, wenn sie sich folgendermaßen ausdrücken:

> Ein irrer Geist umschwebt den Todten hier!
> Geldsäcke schleudert steinigend das Gespenst
> Mir auf den Schädel! Ach, umsonst, der ist
> Zu hart, und alle platzen goldnen Regens
> Wie Feuerkugeln! — Willst nicht!? — Nun, so töte
> Mich du, der du den Wurm im Staub vernimmst
> Ihm zum Gericht: ich will wahnsinnig werden! —

wird man uns einräumen, ebenso daß die Verse ungeschickt und linkisch sind.

Die Prosa ist besser und besonders da, wo sie den Athem und die Farbe der Volkssprache annimmt. In solchen Stellen gewinnt sie nicht nur frisches Leben und vollen Ausdruck desselben, sondern zu zeiten auch geradezu überzeugende Wahrheit und zündende Kraft.

Alles in allem genommen, läßt sich, wie schon im Eingang zugestanden, dem Verfasser eine gewisse dramatische Befähigung nicht abstreiten, nur daß sich diese auf mehr bürgerliche Stoffe verlegen und nachhaltigst noch schulen muß.

Leodor Wetzl.

Ein neuer Roman von Max Ring.

Ein verlorenes Geschlecht. Roman von Max Ring. Sechs Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Der vorliegende Roman von Max Ring ist jedenfalls das gelungenste und beste Werk dieses Autors. Die Handlung in demselben ist spannend, die Darstellung lebendig, die Localfarben sind getreu und der philosophische Chorus, welcher die Handlung begleitet, wenn auch nicht reich instrumentirt, doch von anziehender Wirkung.

Wenn man freilich dem Autor in sein Atelier folgt und den Roman in die Bestandtheile auseinandernimmt, aus denen er zusammengesetzt ist, so scheinen dieselben ziemlich heterogener Art und nur durch Geschick und Routine zu einer erträglichen Einheit zu verbinden. Auf der einen Seite die Schopenhauer'sche Philosophie, auf der andern ein crasser Familienroman, der in Oberschlesien spielt. Das waren die beiden Factoren, als deren Product das neue Werk von Max Ring vor uns steht.

Wir glauben nun zwar kaum, daß sich ein Schopenhauer'scher Philosoph de pur sang je nach dem aristokratischen und industriellen Oberschlesien verirrt hat, auch nicht als Mentor eines Fürsten. Gleichwol vertragen die oberschlesischen Zustände die Beleuchtung dieser pessimistischen Philosophie — und hierin liegt die höhere Rechtfertigung einer dem Anschein nach äußerlichen Zusammenschweißung.

Was sich aber schwerer rechtfertigen läßt, das ist die Bekehrung dieses Philosophen, der am Schluß aus seiner dickfelligen Schopenhauer'schen Haut herausschlüpft, um eine optimistische Jubelhymne anzustimmen. Unsere Romanschriftsteller haben zu ihrem Unglück meistens einen „missionären" Tic: sie fühlen sich nicht wohl, wenn sie nicht einen oder den andern ihrer Helden, den sie eigens zu diesem Zweck aus höchster Machtvollkommenheit creiren, ad absurdum führen können. Sie werfen dadurch auf ihre Schöpfungen den verderblichen Schein, als gäbe die dichterische Erfindung nur das Gerüste her für eine logische Argumentation, als wäre der eigentliche Kern ihres Werks eine grundgelehrte Dissertation, die sie nur in usum delphini poetisch eingekleidet und ausgeschmückt hätten.

Ein so sturm- und wetterfester Jünger Schopenhauer's,

wie unser Philosoph Enrico, läßt sich nicht so leicht bekehren, auch nicht durch einen sechsbändigen Roman, am wenigsten, wenn die Ereignisse, die er schaudernd miterlebt, ebenso viele Bestätigungen für seine düstere Weltanschauung sind.

Faust findet seinen Pudel im Trockenen; unser Fürst zieht seinen mephistophelischen Mentor aus dem Wasser. Der Philosoph Enrico Müller suchte die Nirwana in den Fluten der Seine, was er schon öfter gethan, aber nie mit Erfolg, indem ihn stets das buddhistische Mitleid wieder beim Schopfe faßte und in die endlosen Qualen der Welt- und Lebenswanderung, der Sansara, zurückriß. So geschah es auch in einer Wetternacht, daß der oberschlesische Fürst den fast Ertrinkenden aus den Fluten der Seine errettete. Die eigenthümliche äußere Erscheinung des Philosophen wird uns in der folgenden Weise beschrieben:

Man denke sich auf den magern schlotternden Körper eines Pierrot oder Pantalon den Kopf eines bedeutenden Denkers mit kahler, mächtig breiter Stirn, einer gebogenen Adlernase, mit klugen, aus den tiefen Höhlen hervorblitzenden, grellblauen Augen; dazu aber noch das spitze, vorspringende Kinn eines Nußknackers, die eingefallenen, abgezehrten Wangen eines verkommenen Hungerleiders, den Schnurr- und Spitzbart eines Don Quixote von röthlich blonder Farbe und so lückenhaft, als hätte er eine Zeit lang auf dem Leihamte zum Versatz gelegen und wäre dort von den Motten beschädigt worden — und man wird das Bild des seltsamsten Menschenkindes haben, das dem Fürsten halb Clown, halb Philosoph erschien und unwillkürlich an die oft geistreichen Hofnarren früherer Jahrhunderte erinnerte.

Im Schlafrock, bei einer Tasse Thee setzt der gerettete Denker alsbald dem Fürsten die Quintessenz seiner Weisheit, das heißt der Schopenhauer'schen Philosophie auseinander und zwar meistens mit des Meisters eigenen Worten. Gegen die Treue und Correctheit dieses Verfahrens läßt sich nichts einwenden; doch glauben wir, daß der Jünger besser daran gethan hätte, nicht so blind in verba magistri zu schwören, sondern dem philosophischen Amalgam einen stärkern Beisatz eigener Originalität zu geben. Oder wollte Max Ring damit andeuten, daß das Angelernte, Angeeignete, das immer eine bedenkliche Aehnlichkeit mit dem Angeflogenen behält, sich auch gelegentlich wieder abstreifen läßt, und so die Bekehrung am Schluß schon von Anfang an motiviren?

Weiterhin offenbart sich Enrico Müller auch als ein kühner Financier, der sich nicht nur getraut, die österreichische Staatsschuld in wenigen Jahren ohne besondere Opfer zu tilgen, sondern auch jede Farobank zu sprengen und stets zu gewinnen. Diese energische Art, ins Leben einzugreifen, paßt zwar nicht zu der ascetischen Resignation der Schopenhauer'schen Philosophie, kann aber doch als eine lebenswahre Inconsequenz erscheinen bei einem durch das principium individuationis ins Leben gesetzten Anhänger derselben. Jedenfalls verschaffte ihm die Kühnheit seiner Combinationen in Bezug auf das Hazardspiel die besondere Gunst des Fürsten, der von seinen Talenten an der Bank in Wiesbaden Nutzen zu ziehen suchte. Wie unser Schopenhauerianer noch im zweiten Bande des Romans über das industrielle Streben der Neuzeit denkt, das beweist die Rede, welche derselbe in einem Abendcirkel unter lauter Vertretern der neuen goldenen Aera hält.

Unsere Zeit — spottete Enrico Müller — baut lieber Fabriken und Eisenbahnen, als Kirchen und Dome, für welche der nüchternen, glaubens- und poesielosen Gegenwart der Sinn fehlt. Ich kenne nichts Traurigeres als diese Industriekasernen mit ihren endlosen Fenstern und die Atmosphäre verdunkelnden, die Luft verpestenden Rauchfängen; nichts Langweiligeres als diese geradlinigen Schienenwege, auf denen die keuchende Locomotive die armen Passagiere ohne Ruhe und Rast fortschleppt. Die ganze Menschheit befindet sich jetzt gleichsam auf einer fortwährenden Wanderung, auf einer Hetzjagd nach Gewinst und materiellen Gütern, oder nach Vergnügungen und Zerstreuungen, wobei einer den andern zu überholen sucht und keiner nur eine Minute verweilt, um dem zusammenstürzenden Nachbar die Hand zu reichen. Ich bin zwar kein Freund des Mittelalters mit seinem Faustrecht und seiner privilegirten Räuberei, seinen Kaisern und seinen Päpsten, seinen groben Rittern und seinen feisten Pfaffen, seinen Minnesängern und übersinnlichen Frauen; aber all das Volk ist noch tausendmal amusanter und mir weit lieber als unser schacherndes, feilschendes, jammervolles Börsenvolk, dieses elende Mäkler-, Fixer- und Jobbergeschlecht, diese Krämer, Speculanten und Materialisten, welche dem Teufel nicht für Macht, Wissen oder Sinnenlust, sondern um schnöden Mammon ihre Seele verschreiben, die jedoch selbst dem Satan noch zu schlecht dünkt.

Unser Philosoph verstrickt sich immer tiefer in die Verlockungen der Sansara; er entbrennt in leidenschaftlicher Liebe zur schönen Judith, der Geliebten des Fürsten, die ihn ihrer Freundschaft würdigt. Obgleich das System des Philosophen sich an der Bank nicht stichhaltig bewiesen hatte, nimmt ihn doch der Fürst mit nach Oberschlesien, als er durch eine schwere Erkrankung seiner Mutter dorthin berufen wird.

Was nun unser Philosoph in Schlesien erlebte, das scheint allerdings dazu angethan, ihn in seiner Weltanschauung auf das äußerste zu bestärken. Familienzerrüttung und Familiengreuel jeder Art, die Noth und das Elend des Volks, der tragische Selbstmord der schönen Judith — kann sich eine größere Summe von Ereignissen anhäufen, welche für den Schopenhauer'schen Pessimismus beweiskräftig sind? Gleichwol läßt sich Enrico nach allen diesen Erlebnissen und nachdem es ihm selbst schecht genug ergangen ist, nachdem er im Kerker gesessen hatte und nur durch ein Wunder befreit worden war, dennoch zu einer andern Weltanschauung bekehren. Der Umgang mit Gibson, einem edeln Charakter, dem Vertreter der Arbeit, Pflicht und Entsagung, eine organisatorische Thätigkeit, welche die Schäden des oberschlesischen Proletariats in aufopfernder Weise zu heilen und die materielle Verbesserung für die Zukunft anzubahnen sucht, bestimmen ihn allmählich dazu, seine Lehre der Verzweiflung aufzugeben. Die großartige Bethätigung der Menschenliebe, die sich in allen Schichten der Gesellschaft zeigt, triumphirt über sein philosophisches Credo. Ohne Frage hat es sich der Autor mit dieser Bekehrung allzu bequem gemacht; er braucht dazu nur ein einziges Kapitel. Noch ein paar Seiten vorher wandelt Enrico im Inferno seines Systems bei vollkommenster dantesker Höllenbeleuch-

tung, blasphemirt über den Glauben an eine gütige Vorſehung:

Was haben dieſe armen, elenden Menſchen verſchuldet, daß ſie verhungern, verkommen und dahinſiechen, eine Beute des grauenvollſten Todes? Doch was frage ich? Sie tragen nur die Schuld des Daſeins und büßen für den ſündhaften Lebensdrang.... Und iſt dieſe Welt etwas Beſſeres werth, müſſen wir nicht, die wir den Schleier der Maja gelüftet und in den Abgrund dieſer Hölle geblickt, wünſchen, daß ſie früher oder ſpäter untergeht? Was bleibt uns übrig, als das Beſtehende zu verneinen, uns ſchaudernd abzuwenden von dem verwirrten, qualvollen Treiben der verruchten Welt? Nur in der Flucht finden wir Rettung, nur in der vollſtändigen Reſignation die Erlöſung.

Und einige Seiten nachher befindet ſich Enrico ſchon im Paradiſo und wandelt ungeſtraft unter den Palmen des Optimismus, den ſein Herr und Meiſter eine „ruchloſe Geſinnung" nennt:

Die Liebe hat geſiegt, ſie hat auch mich gerettet und befreit. Fortan will ich nur auf Ihre Stimme hören und mich wie Sie dem Dienſte der leidenden Menſchheit weihen. Die Philoſophie der Verzweiflung iſt für mich abgethan, auch ich habe ihren wunden Fleck erkannt. Sie iſt thatenlos und unfruchtbar, darum finde ich ſie verwerflich. Nur die Weisheit, welche aus der Liebe entſpringt und uns lieben lehrt, iſt die einzig wahre und vollkommene.

Ja der dämoniſche Pudel Enrico iſt am Schluſſe ſo gut dreſſirt, daß er ſeinem Autor die Moral des ganzen Romans apportirt: „Die Leiden und die Noth des Lebens ſind unvermeidlich, aber Arbeit und Liebe helfen ſie uns tragen, ſie ſind die Erlöſer der Menſchheit, welche unaufhaltſam ihrem Ziele, dem geiſtigen und materiellen Wohl aller, entgegenſchreitet."

Uns will ſcheinen, der Autor hätte beſſer gethan, ſeinen hartgeſottenen Cyniker in ſeiner Schale ſtecken zu laſſen und ihn nicht am Schluſſe zu Nutz und Frommen des großen Publikums zu zerweichen, wobei wir übrigens bemerken, daß die Bethätigung praktiſchen Mitleids gar nicht im Widerſpruch ſteht mit der Schopenhauer'ſchen Philoſophie der Verzweiflung, ſondern einen den Grundlehren des Buddhismus entnommenen Beſtandtheil derſelben bildet. Auf der andern Seite iſt die Verquickung der Schopenhauer'ſchen Philoſophie mit der Handlung des Werks doch eine äußerliche geblieben, wie denn überhaupt unſere Romanſchriftſteller das Geſetz des künſtleriſchen Organismus, daß der Gedanke ohne Reſt in dem Kunſtwerk ſelbſt aufgehe, nicht anzuerkennen pflegen. Die Tendenz bildet bei ihnen eine Art von Grundwaſſer, das hier und dort hervorquillt und ſich ſelbſtgefällig in breiten Strömen neben der eigentlichen Handlung ergießt.

Was dieſe ſelbſt betrifft, ſo liegt ihr eine in Oberſchleſien bekannte Thatſache zu Grunde, die Ermordung der Fürſtin Sulkowsky auf Anſtiften ihres Sohnes. Um dieſen Muttermord, der in ſeiner craſſen Thatſächlichkeit etwas Empörendes hat, in das Licht einer Oreſtie zu heben, läßt Max Ring die Mutter ſelbſt ſchon am Anfang des Romans als eine Verbrecherin erſcheinen, welche die jugendliche Gattin des Sohnes vergiftet hat. Auch die Geliebte des Sohnes, jene ſchöne Judith, die ihm von Paris aus gefolgt, eine „der verlorenen Seelen", die durch eine hingebende Liebe geläutert werden, wird durch die ſtrenge Mutter in den Tod getrieben. Ein Reitgertenſchlag ins Geſicht der liederlichen Dirne genügt, um dieſe zu dem verzweifelten Entſchluß des Selbſtmordes zu bewegen. Die tyranniſche Herrſchaft der Mutter, ihre fortwährenden Eingriffe in das innerſte Leben des Sohnes, der ganze Charakter des letztern in ſeinem genußſüchtigen Egoismus und ſeiner innerſten Haltloſigkeit — das iſt alles von dem Dichter mit pſychologiſcher Schärfe gezeichnet und zuſammengefügt, um die grelle That des Muttermordes nicht urplötzlich wie ein unheimliches Geſpenſt aus dem Boden emporwachſen zu laſſen, ſondern als die letzte wohlmotivirte Folge nach einer Reihe von düſtern Verwickelungen hinzuſtellen. Was aber beſonders rühmend hervorzuheben iſt, das iſt die entſprechende Beleuchtung und Stimmung, in welche dieſe letzten Scenen gerückt ſind und die für das dichteriſche Nachempfinden von nicht geringerer Bedeutung ſind als die logiſche und pſychologiſche Verkettung der Ereigniſſe. Denn bei jeder Handlung, die wir in ihre Motive auseinandernehmen, bleibt neben den klar erfaßbaren Beſtimmungsgründen noch immer ein unſagbarer Reſt, der aus jenen traumhaft über den Menſchen kommenden Stimmungen hervorgeht. Der Criminaliſt braucht ſich um dieſe nicht zu kümmern, der Moraliſt kümmert ſich in der Regel nicht um ſie; aber der Dichter hat das Recht und die Pflicht, auch in jene tiefern Geheimniſſe der Seele das pſychologiſche Senkblei zu werfen und jene unklar, aber doch mächtig wirkende Traumwelt des Gemüths zu erfaſſen, welche oft die Brutſtätte verhängnißvoller Thaten iſt. Wenn wir den Fürſten in den Armen einer Buhlerin auf dem Brandfeld ſehen, in den Händen eines zerrütteten und gewinnſüchtigen Proletariats, in jener unheimlichen Beleuchtung einer gleichſam durch die menſchliche Thätigkeit verkümmerten Natur: ſo begreifen wir eher, wie der furchtbare Entſchluß in ſeiner Seele Wurzel faſſen, wie aus dieſer Verwüſtung und Verwilderung des Daſeins die entſetzliche That hervorgehen konnte.

Sinnreich entworfen und künſtleriſch gehalten iſt der Gegenſatz der beiden Brüder. Der ältere, der eigentliche Majoratserbe, gegen den der Held des Romans, der jüngere Fürſt, mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln intriguirt, vertritt die antiariſtokratiſche Lebensauffaſſung, welche volle Befriedigung nicht in der harmoniſchen Exiſtenz und glänzenden Hinſtellung der eigenen Perſönlichkeit ſucht, ſondern in der Arbeit und in dem Beſtreben, den Mitmenſchen zu dienen. Unter dem ſchlichten Namen Gibſon iſt er als Director der Gruben eines reichen Privatmanns angeſtellt und macht ſich um die Hebung der Induſtrie und des Loſes der Arbeiter verdient. Sein Glaubensbekenntniß ſpricht er in einem Briefe an einen amerikaniſchen Freund mit den folgenden Worten aus:

Die alten Kräfte, Gedanken und Einrichtungen haben ſich vollkommen überlebt und abgenutzt; ſie ſind dem Untergange unwiderruflich verfallen. Nur ihre Formen behaupten ſich noch, während der Geiſt längſt aus ihnen entwichen iſt. Das eben iſt der Grund der allgemeinen Lüge, woran unſere Zeit vor allem krankt. Der Schein iſt an die Stelle des Weſens getreten und die abſterbende Welt heuchelt noch eine trügeriſche

aft und Gesundheit, obgleich sie sich ihres Verfalls immer
hr bewußt wird. Wo aber das gewöhnliche Auge jetzt nur
flösung, Zersetzung und Untergang sieht, entdeckt der ge-
ärfte Blick des Denkers bereits auch die Keime einer künfti-
n Entwickelung, wie der Landmann unter der winterlichen
cke die junge Saat geschützt erblickt. Von der Lüge wird
s die Wahrheit erlösen, um deren heiliges Banner sich die
ten und besten Geister aller Völker scharen. Die Wissenschaft
t ihr zur Seite und verscheucht mit ihrem Lichte die Nacht
Irrthums und des Wahns. Die Weisheit ist nicht mehr
Geheimniß einer privilegirten Kaste, sondern ein lebendiger
tell, für jeden zugänglich, der daraus schöpfen und sich daran
en will. Was der einsame Gelehrte gefunden und erdacht,
d im Augenblick das Gemeingut aller. Wie ein Säemann
reitet der stille Gedanke vorwärts und streut den Samen des
en Glaubens in die Furchen der Zeit und in die Seelen
Menschen. Die Arbeit gilt nicht mehr für einen Fluch,
dern ist zur Erlöserin geworden, seitdem sie mit der Freiheit
verbunden. Sie hat den Sklaven zum Bürger erhoben,
Bürger geadelt, den verjährten Unterschied der Stände
lends vernichtet und eine gänzliche Umwälzung in unserm
alen und politischen Leben hervorgebracht. Aber wir stehen
am Anfange dieser neuen Weltperiode, wie sie größer keine
t gesehen. Der Uebergang der alten zur neuen Zeit wird
gewaltigen Kämpfen und schmerzlichem Ringen begleitet,
der scheidende Winter noch einmal gegen den kommenden
ihling mit dem letzten Aufgebote seiner Kräfte anstürmt.

Dieser Gibson ist der Agathodämon des Romans; er
der Bekehrer des Philosophen Enrico, der Trostengel
Familie Windeck, und wenn der Autor am Schlusse
Tugend belohnt und dem Vertreter der Arbeit und
nschenliebe zur Hand der geliebten Elfriede, der frü-
n Verlobten des Bruders, und zum Besitze seines fürst-
en Erbes verhilft, während der Muttermörder von dem
ossen seiner Frevelthaten getödtet wird, so würden wir
en dieses versöhnenden Abschlusses und dieser bengali-
n Beleuchtung des Finale nicht mit ihm rechten, wenn
t gerade der bekehrte Schopenhauerianer einen optimi-
jen Hymnus anstimmte!

Die weiblichen Charaktere, die Fürstin, deren männ-
aftes Wesen doch durch manche menschliche Züge un-
: Theilnahme genähert ist, die sinnige, mädchenhafte
iede, die pariser Magdalene Judith, bilden eine an-
hende, sich scharf abhebende Gruppe. Nur in Bezug
den letztern Charakter erlauben wir uns einige skep-
: Bedenken. Die durch eine große Leidenschaft ge-
rte Magdalene ist eine Lieblingsgestalt der neuen Ro-
e. Gleichwol bezweifeln wir, daß diese Leidenschaft
je zu einer tragischen Höhe steigern dürfte. Die
ht der Antecedentien erscheint uns in Bezug hierauf
ine unüberwindliche. Wir glauben, daß bei psycho-
hen Krisen ein Rückschlag in diesem Sinne nicht aus-
n würde. Bei Judith würde die Reaction ihrer
- und heißblütigen Jugend, ihrer an Abenteuern
n Vergangenheit gewiß über dies letzte Abenteuer
phiren; sie würde nach Paris zurückkehren und dort
ssenheit suchen für ihre oberschlesischen Enttäuschun-
Wir meinen natürlich eine echte Judith von Fleisch
Blut, von Esprit und Frivolität, feuerfest durch den
der Demi-Monde, durch den unbesiegbaren Zweifel
e Dauer der Neigungen und die Macht der Empfin-
dungen. Ihr würde in einer solchen Krisis, wie sie der Dichter heraufbeschworen, eher ihre letzte Herzensleidenschaft als eine Illusion erscheinen, als daß sie derselben ihr Leben zum Opfer brächte. Doch wir gönnen dem Dichter das Recht, einen idealen Zauber über seine Gestalten auszubreiten, und wollen auch die Judith von Max Ring mit ihrem Dichterpaß als eine glaubwürdige Persönlichkeit passiren lassen. Hat er doch sonst sociale Charaktere ohne jeden Schein von Verklärung frisch aus dem Leben herausgegriffen. Da steht in erster Linie der Zinkkönig, jene goldverkrustete Figur, deren Originaltypen sich ohne das mühsame Herumleuchten einer Diogeneslaterne in unsern Industriebezirken auffinden lassen und die an jene unheimlichen, nur des Mammons sich freuenden Berggeister erinnern. Es ist ein Jammer, daß das Wohl und Wehe von Tausenden von solchen egoistischen Zinkkönigen abhängt!

Ueberhaupt sind die oberschlesischen Localfarben glücklich getroffen. Man sieht, der Verfasser kennt Land und Leute aus eigener Anschauung und langem Verkehr. Es spricht für die Begabung des Autors, daß er dem anscheinend sterilen Boden Oberschlesiens doch einen poetischen, ja phantastischen Reiz abzugewinnen weiß. Als Beleg hierfür und zugleich für die lebendig warme Darstellung mag hier die Schilderung des Brandfeldes folgen:

Einen eigenthümlichen Anblick bot das sogenannte „Brandfeld", das zwischen den verschiedenen Kohlenrevieren die Grenze bildete und wegen seiner Nutzlosigkeit als eine Art von herrenlosem Gut betrachtet wurde, obgleich es zum Theil dem reichen Windeck, zum Theil dem Zinkkönig Godowski angehörte. Vor langen Jahren war durch Zufall oder Selbstentzündung ein mächtiges, meilenweit unter der Erde fortlaufendes Kohlenflötz in Brand gerathen, ohne daß es bisher geglückt war, die unterirdische Flamme zu ersticken. Allen Anstrengungen und Löschversuchen spottend, loderte das Feuer fort und fort in der Tiefe mit zehrender Gewalt und griff immer weiter um sich, das ganze Terrain unterminirend und allmählich aushöhlend. Die anhaltende Glut hatte mit der Zeit der ganzen Gegend einen unheimlichen Charakter aufgeprägt und ihr eine wild zerstörte Physiognomie verliehen. Mit der friedlichen Umgebung contrastirte in auffallender Weise dieses überraschende Bild einer unvermutheten vulkanischen Thätigkeit und entfesselter Elementarkräfte. Mitten in der lachenden Landschaft stieß der geborstene Boden fortwährend Rauchwolken aus, schwarze Dämpfe, welche die Atmosphäre mit infernalischen Dünsten erfüllten. Von Zeit zu Zeit brachen aus den Ritzen und Spalten plötzlich zuckende Flammen hervor, wie feurige Zungen um sich leckend und den harmlosen Wanderer schreckend. Von der verborgenen Glut wurde die Erde künstlich erwärmt, sodaß hier im Winter Schnee und Eis gar bald zerschmolzen und wie in einem Treibhaus Gras, allerlei Unkraut und selbst Blumen sich entwickelten, während die übrige Natur keine Spur von Leben zeigte und in frostiger Erstarrung lag; ein merkwürdiger Anblick, bei dem man wol an einen Zauber oder geheimnißvolle Mächte glauben konnte. Um so trostloser war der Eindruck während der warmen Jahreszeit, wo die Natur sich in ihr grünes Festgewand kleidete. Während ringsherum Au und Feld freundlich lachten, wurde das Brandfeld dann von der doppelten Hitze ausgedörrt, das trockene Gras verwelkte, der Rasen verwandelte sich in Staub und statt der Blüten brachen gelbe, rothe und blaue Schwefelflammen hervor. Die Reihenfolge der Jahreszeiten schien gestört, der Frühling mit dem Winter, der Winter mit dem Lenz vertauscht. Durch das Feuer in der Tiefe

wurde auch nach und nach der Boden theilweise verglast und in Schlacken umgeschmolzen. Risse und Sprünge durchfurchten die geborstene Erde, welche an manchen Stellen eingesunken war. Mit der Zeit hatten sich hier größere und kleinere Gruben, Löcher und selbst Höhlen gebildet, die zum Theil mit Wasser angefüllt waren. Diese Beschaffenheit des Erdreichs, die ganze trostlose Oede der vulkanischen Natur verliehen dem bekannten Brandfeld ein überaus wüstes und unheimliches Aussehen, sodaß es nur selten von einem Menschenfuß betreten und von den abergläubischen Landleuten soviel als möglich gemieden wurde.

Ueber dies Brandfeld reitet der Fürst:

Es war eine böse Nacht, der Himmel mit schweren Wolken bedeckt, welche der Wind in wüthender Eile wie die Wilde Jagd vor sich hintrieb. Rastlos, gespenstisch flog das phantastische Heer dunkler Ungethüme, schwarzer Drachen, Schlangen und Gewürm, kopfloser Riesen und verzerrter Teufelsfratzen, ein unübersehbarer Zug, an der bleichen Mondscheibe vorüber, sie bald verhüllend, bald wieder sie hell aufleuchten lassend. Der schnelle Wechsel von Licht und Schatten, das Stürmen und Treiben fort und fort eilenden Gewölks, die wilde Hast und das Heulen des hinterdrein jagenden Windes steigerten nur noch den unheimlichen Eindruck des verrufenen Brandfeldes. Aus dem Boden schlugen, von dem stärkern Luftzug angefacht, fußhoch die unterirdischen Flammen empor und beleuchteten mit ihrer rothen Glut die trostlose Zerstörung der vulkanischen Natur; die wüsten Trümmer und das verglaste weiße Gestein lagen über dem Erdreich wie bleiche Knochen und Gerippe ausgestreut. Ab und zu, wenn der Sturm stärker wurde, erlosch die aufschlagende Lohe unerwartet, und auf die blendende Helle folgte plötzlich eine tiefe, nächtige Dunkelheit. Dann brach am Himmel aus dem schwarzen Gewölk wieder der Mond hervor und goß sein dämmerndes Licht über die zerrissene Gegend. Der aus der Tiefe aufsteigende Nebel und die aus Spalten und Rissen hervordringenden Rauchwolken führten dazu einen gespenstigen Reigen auf. Das kochte und brodelte, quirlte und wogte auf und nieder, ballte und verschlang sich zu einem bangen, beängstigenden Traume. Die unbestimmten Schatten nahmen mit Hülfe der magischen Beleuchtung und der erhitzten Phantasie bestimmte Formen und Gestalten an. Bald drohte aus dem wallenden Nebel die finstere Erscheinung eines Mannes mit ernsten Mienen und warnend ausgestreckter Hand, der die bekannten Züge des gefürchteten Gibson trug, bald huschte an dem Fürsten ein bleiches Weib mit schönem verlockendem Gesicht vorüber, ihn traurig anblickend, während das rothe Blut von der weißen Stirn herabrieselte. „Judith!" schrie er in furchtbarster Erregung auf. Von Grausen erfaßt, gab er seinem Pferde die Sporen, um dem nächtigen Spuk so schnell als möglich zu enteilen. Aber hinter ihm drein zogen und wogten die gespenstischen Schatten, glaubte er bald ein schmerzliches Seufzen, bald ein höhnisches Kichern im heulenden Sturme zu vernehmen.

Die Darstellungsweise von Max Ring ist, wie diese Proben beweisen, phantasievoll und fließend. Hin und wieder nähert sich wol der Ausdruck allzu sehr dem alltäglich Belletristischen; dafür ist auch jede falsche vornehme Manier vollkommen vermieden. Außerdem hat der Roman den großen Vorzug, daß er durchweg spannt — ein Vorzug, welcher keineswegs ein zufälliger, sondern ein der Dichtgattung selbst wesentlicher ist, dessen Mangel sich durch keine Declamationen, Geistreichigkeiten, Salonconversationen und andern derartigen Aufputz ersetzen läßt.

Rudolf Gottschall.

Zur Geschichte der Musik.

Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik. Von Rudolf Westphal. Erste Abtheilung. Breslau, Leuckart. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr. — Dasselbe. Dritte Abtheilung: Plutarch über die Musik. Breslau, Leuckart. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die vorliegende Bearbeitung der alten Musikgeschichte — sagt der Verfasser in der Vorrede — hat sich die Aufgabe gestellt, alle jene Thatsachen aus der Schrift des Plutarch ans Licht zu ziehen und sie mit demjenigen, was wir aus der übrigen musikalischen Literatur der Alten und aus den einzelnen auf uns gekommenen Musikresten erschließen können, zu vereinigen. Diese Arbeit war bisher noch nicht unternommen worden. Der Verfasser selber hielt damals, als er die griechische Harmonik ausarbeitete, eine solche historische Darstellung nicht für möglich, und erst nachdem er mit dem Abschlusse jenes Buchs zum Verständniß des von Aristoxenus und Ptolemäus aufgestellten Systems der antiken Musik gelangt war, hat er an diese historisch chronologische Darstellung Hand anlegen und zugleich das in jener frühern Arbeit nicht vollständig und nicht richtig Erfaßte in einer ihm genügenden Weise verbessern können. Der Standpunkt, worauf beide Schriften stehen, mußte im ganzen und großen natürlich derselbe bleiben, aber im einzelnen wird der Leser in jener Darstellung des antiken Systems nur wenig von demjenigen finden, was die gegenwärtige historische Arbeit enthält. Sogar die Auffassung der antiken Tonarten in ihrer harmonischen Bedeutung hat mehrfach eine andere werden müssen, namentlich was die mixolydische Tonart betrifft, in welcher der Verfasser durch Hinzunahme eines ihm früher entgangenen Musikrestes bei Anonymus, sowie durch das endliche Verständniß einer schwierigen Stelle im Buche des Plutarch nunmehr eine in der Terz schließende Dur-Tonart erkannt hat. Im höchsten Grade ergiebig sind, wenn der Verfasser sich nicht irrt, zwei weitere Musikreste bei Anonymus geworden, welche so deutlich nicht als Melodien, sondern als zwei antike Begleitungen — wir würden etwa sagen können: als zwei antike Bässe — ergeben. Ueber die Vorliebe der Alten für die Benutzung der Terz wird nunmehr bei keinem ein Zweifel obwalten können, und die ganze Weise der Harmonisirung erscheint jetzt unserer modernen Manier viel näher und verwandter, als man jemals geahnt haben würde.

Die Einrichtung des Geschichtsbuchs ist folgende: 1) „Uebersicht der Theorie der antiken Musik"; 2) „Die monodische Lyrik und die Instrumentalmusik der Griechen" (Perpander und die kitherodische Nomos, Klonas und die alte Anlodik, der Propos spondeiazon, Archilochus, Olympus); 3) „Die Monodik und Instrumentalmusik von Polymnastus bis Phrynis" (die zweite musikalische Katastasis, Tonarten der Anloi und Saiteninstrumente, Tonlage und Tonumfang, Tongeschlechter). Die Geschichte der alten Musik, sagt der Verfasser, zerfällt in zwei große Abschnitte, deren Grenzscheide das Ende des dritten vorchristlichen Jahrhunderts bildet. Die erste Periode ist die der schöpferischen Kunst, die zweite die der Kunstheorie, die der im Laufe der Jahrhunderte immer mehr welkenden Nachblüte der Kunst zur Seite geht. Was wir von der schönen Thätigkeit der ersten Periode wissen, verdanken wir dem Sammelfleiß der zweiten Periode, und es wird unmöglich für uns sein, der Bewegung des frühern Kunstlebens zu folgen, wenn wir nicht einigermaßen mit der von den spätern Theoretikern aufgestellten Doctrin vertraut sind. Freilich gelangt der Verfasser bei seinen Bemühungen, den

Gebrauch des vollen Dreiklangs bei den Griechen nachzuweisen, immer nur zu einem hypothetischen Resultat. Ein Beispiel der Ausführung findet sich S. 29, wo auf dem Grundton F unter Mitbenutzung von Nebenscalen und Combination zweier Stellen aus Plato und Aristoteles das A und C construirt wird, aber nur als instrumentaler Beiklang, nicht im Chorgesang. Nähere Mittheilungen über die kühne und gelehrte Exegese des Verfassers zu machen, sind wir freilich den Lesern d. Bl. gegenüber außer Stande. Die antike Musik hat ja für die moderne Welt nur ein philologisches Interesse.

Nach Angabe der Verlagshandlung hat das Erscheinen der zweiten Abtheilung infolge einer erst nach der Ausgabe der ersten Abtheilung bekannt gewordenen höchst werthvollen Entdeckung auf dem Gebiete der mittelalterlichen Musikquellen vertagt werden müssen. Statt dessen ist eine dritte Abtheilung erschienen. „Plutarch über die Musik" enthält circa 30 Seiten griechischen und 95 Seiten deutschen Text, nämlich des Textes Ueberlieferung, Inhalt und Quellen, hierauf die deutsche Uebersetzung und zuletzt Erläuterungen, welche aber blos bis S. 9 des griechischen Textes reichen. Als Plutarch's Quellen figuriren Aristoxenus (333 v. Chr.), Heraklides Ponticus (350 v. Chr.), Auszüge unbekannter Schriften und Plutarch selbst.

Die noch ausstehende zweite Abtheilung soll enthalten: die chorische und scenische Musik der altclassischen Periode; die alte nachclassische Musik; die Musik der Byzantiner; die Musik des orientalischen Mittelalters; die Musik der Araber.

Der Verfasser räumt selbst ein, daß das von ihm Vorgetragene der Modification und Berichtigung bedürfen wird, und wünscht, daß solche Berichtigungen dem Gegenstande im großen Maße zutheil werden mögen. „Es wird aber auch jeder", fährt er fort, „dem der Gegenstand nicht gänzlich fremd ist, gern zugestehen, daß der Verfasser hier zum ersten male den aus den alten Quellen zu entnehmenden Boden für eine antike Musikgeschichte wiedergewonnen hat, und daß die Aufgabe, eine Geschichte der alten Musik zu liefern, in diesem Buche zum ersten male gelöst ist." 32.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Von der von Ferdinand Gregorovius herausgegebenen „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" (Stuttgart, Cotta, 1867) ist der sechste Band erschienen, welcher die Geschichte Roms im 14. Jahrhundert enthält und auch die interessanteste Episode dieses Zeitalters, die Geschichte Cola Rienzi's, darstellt.

Von dem Werke Karl von Scherzer's „Statistisch-commerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde, unternommen an Bord der österreichischen Fregatte Novara in den Jahren 1857—59", ist eine zweite verbesserte und mit den neuesten statistischen Daten ergänzte Auflage (Leipzig, Brockhaus, 1867) zu einem bedeutend wohlfeilern Preise, als die erste Auflage in Quart hatte, erschienen.

Das siebente Bändchen der „Collection of German authors" (Leipzig, B. Tauchnitz) enthält in englischer Uebersetzung: „L'Arrabiata und andere Erzählungen" von Paul Heyse.

Von den Geschichten von Karl Neumann-Strela: „Mit dem Zopf" (Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1868) ist eine neue Auflage erschienen.

Das dritte Heft der „Dramatischen Dichtungen" von Alexander Rost" (Weimar, Panse) enthält das Schauspiel: „Landgraf Philipp mit der gebissenen Wange."

Die vierte Lieferung der Friedrich Pecht'schen „Lessing-Galerie" (Leipzig, Brockhaus, 1867) beschäftigt sich ausschließlich mit „Minna von Barnhelm". Man darf sagen, daß dem Zeichner diese Porträts trefflich gelungen sind. Wie charaktervoll und treuherzig zugleich ist der Kopf von Tellheim! Dasselbe gilt von Just, Franziska, dem Wirth und Riccaut de la Marniere — Köpfe, welche der darstellenden Kunst als Vorbild dienen können.

Die Krisis des wiener Burgtheaters hat nun zum Resultat doch den Rücktritt Heinrich Laube's gehabt. Der euberufene Generalintendant, Friedrich Halm, der es natürlich seinem dichterischen Rufe schuldig ist, auch in die künstlerische Leitung der Bühne einzugreifen, nimmt einen wesentlichen Theil der Befugnisse in Anspruch, welche Laube 17 Jahre lang auf Grund seines Anstellungsdecrets ausgeübt hat. Laube's Wirksamkeit am wiener Burgtheater verdient einen ehrenden Nachruf; er hat dies Institut, das vor ihm einer etwas blassen und verschwommenen Romantik huldigte, mit modernem Geiste durchdrungen. Wol mag man tadeln, daß er in diesem Streben allzu sehr der französischen und realistischen Richtung gehuldigt — seine Verdienste, die Energie seiner Bühnenleitung, die mannhafte Unerschrockenheit, mit der er seine Principien vertrat, bleiben unangefochten. Daß die darstellenden Kräfte im ganzen eine geringere Summe des Talents vertreten, als zur Zeit, wo Laube die Direction übernahm, ist nicht seine Schuld, sondern die Schuld einer Zeit, in welcher namentlich die Tragöden, die Träger heroischer Rollen, auszusterben drohen.

Bibliographie.

Bartsch, K., Der saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile. Beitrag zur vergleichenden Metrik. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 16 Ngr.

Appius Claudius. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. Winterhur. 8. 12 Ngr.

Die kürzlichen Ereignisse in Mexico von einem Augenzeugen. Bremen, Geisler. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Fall Otto vor dem Schwurgericht zu Halle, verhandelt am 27. Mai 1867. (Von H. Meyer.) Halle, Pfeffer. 8. 10 Ngr.

Fick, C. F., Kleine Mittheilungen aus Kiel's Vergangenheit. Kiel, Schröder u. Comp. 8. 20 Ngr.

Junius' Briefe. Stat nominis umbra. Deutsch von A. Ruge. 3te durchaus berichtigte Auflage. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

De plattdütsche Kladderadatsch. En Sammlung van Vertällekes, Dönkes, Lebches, Rimkes un Sprööchs in allerhand Mondarte un Sprochwiese tom Lache. Mülheim a. d. R., Bagel. 8. 7½ Ngr.

König, E. A., Aus dem Heirathsbüreau auf die Brautschau. Erlebnisse eines Weinreisenden bei den heirathslustigen Töchtern des Landes. Mülheim a. d. R., Bagel. Gr. 16. 10 Ngr.

Mohl, M., Mahnruf zur Bewahrung Süddeutschlands vor den äußersten Gefahren. Eine Denkschrift für die süddeutschen Volksvertreter. Stuttgart. Schweizerbart. Gr. 8. 22 Ngr.

Mollte, M., Norddeutsches Reichsbürgerbüchlein. Ausgabe für Sachsen. Halle, Schwabe. 32. 5 Ngr.

Moor, C. v., Billigheim. Beitrag zur Geschichte der Pfalz. Landau, Kaußler. 8. 9 Ngr.

Paris al Fresco. Von R. B. Berlin, Janke. 1868. Br. 8. 10 Ngr.

Peters, A., Germania im Herbst 1866. Zeitgedicht. Leipzig, Friese. 8. 7½ Ngr.

Johann Michael von Sailer, Bischof von Regensburg. Eine Lebensskizze. Freising, Datterer. Gr. 8. 6 Ngr.

Werner, C., Ueber Wesen und Begriff der Menschenseele. Eine philosophisch-kritische Abhandlung. 2te verbesserte Auflage. Brixen, Theolog. Verlags-Anst. 1868. Gr. 8. 16 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakespeare's Dramatische Werke.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**

8. Geh. In Bändchen zu 5 Ngr.

Soeben erschien:

5. Bändchen. **Viel Lärmen um Nichts.** Uebersetzt von Adolf Wilbrandt.

Das 1.—4. Bändchen enthalten:

Othello. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.
König Johann. Uebersetzt von Otto Gildemeister.
Antonius und Kleopatra. Uebersetzt von Paul Heyse.
Die lustigen Weiber von Windsor. Uebersetzt von Hermann Kurz.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfniß empfunden, da die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersetzten Stücken beiwohnen, doch den Totaleindruck des Originals nicht wiederzugeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Friedrich Bodenstedt widmet sich im Verein mit einem Kreise befreundeter Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat — dieser großen Aufgabe, und darf deshalb die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme im deutschen Publikum für das Unternehmen erwartet werden, zumal die Verlagshandlung im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt hat. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen und kostet trotz des Umfangs von 8—10 Bogen nur 5 Ngr.

Die erschienenen Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lessing-Galerie.

Charaktere aus Lessing's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht.**

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Dreißig Blätter in Stahlstich.

4. In sechs Lieferungen zu je fünf Blatt nebst Text. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Die „Lessing-Galerie" schliesst sich den von der Verlagshandlung herausgegebenen bekannten Prachtwerken „Schiller-Galerie" und „Goethe-Galerie" in der Idee wie in der Ausführung ebenbürtig an und darf somit auf gleich lebhafte und nachhaltige Theilnahme seitens des Publikums rechnen.

Die erste bis vierte Lieferung sind bereits erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig, woselbst Subscriptionen auf das ganze Werk angenommen werden.

Zur Pariser Weltausstellung.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig:

Friedrich Pecht, Kunst und Kunstindustrie auf der Weltausstellung von 1867. Pariser Briefe.

Zweite Auflage. 8. Cartonnirt 1 Thlr. 10 Ngr.

Julius Rodenberg, Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung. Mit Beiträgen von Heinrich Ehrlich, Rudolf Gottschall, Eugène Laur, Arthur Levysohn, Charles Marelle, H. Oppenheim, William Reymond, Alfred Woltmann.

Zweite Auflage. 8. Cartonnirt. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beide Bücher waren schon wenige Wochen nach ihrem Erscheinen vergriffen, sodaß zweite Auflagen davon veranstaltet werden mußten, in denen sie nunmehr wieder in allen Buchhandlungen vorräthig sind.

Pecht's Briefe geben die erste zusammenhängende Darstellung der Ausstellung und haben bereits allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Die Bairische Zeitung sagt darüber unter anderm: „Alles in allem glauben wir, kann wer nach Paris wandert nichts Besseres thun, als das Buch, wie wir selbst vorhaben, in die Tasche zu stecken."

Ueber Rodenberg's und seiner Mitarbeiter Skizzenbuch heißt es in einer Kritik: „Wer nach Paris geht, sollte sich durch Rodenberg's Werk erst geistig in dasselbe hineinleben."

Beide Werke empfehlen sich somit zunächst jedem, der die Ausstellung noch besuchen will oder schon besucht hat, ebenso aber allen, die, ohne die Ausstellung zu sehen, ein klares Bild derselben und der gegenwärtigen Physiognomie von Paris gewinnen wollen.

Verlag von William Oncken in Hamburg.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Kaiser Maximilian I. von Mexiko.

Erinnerungen aus dem Leben eines unglücklichen Fürsten.

Mit den Portraits des Kaisers Maximilian I. und der Kaiserin Charlotte.

Von **T. A. Liegel.**

12. 12 Bogen. Preis 15 Sgr.

Im Verlag von C. G. Kunze's Nachfolger in Mainz ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Characterbilder und Gruppen aus der deutschen Cultur- und Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts.

Von **D. Valentiner.**

2. Aufl. 1868. Gr. 8. 425 S. Preis 18 Sgr., oder 1 Fl. 3 Kr.

„Wahrhaft anregend und eindrucksvoll wirkt der Unterricht nur durch die Einführung in das Detail, durch die Anschauung ganzer und lebensvoller Gestalten."

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 41. — 10. October 1867.

Inhalt: Shakſpeare's Hiſtorien in deutſcher Bühnenbearbeitung. Von Rudolf Gottſchall. — Fichte's Unſterblichkeitstheorie. Von Adolf Stahr. — Die Grundform der Poeſie und ihre Entwickelung. Von E. Schnellen. — Feuilleton. (Engliſches Urtheil über Erſcheinungen der deutſchen Literatur; Unarten gegen die Philoſophie; Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Shakſpeare's Hiſtorien in deutſcher Bühnenbearbeitung.

Shakſpeare's Hiſtorien. Deutſche Bühnenausgabe von Franz Dingelſtedt. Erſter bis dritter Band: König Heinrich der Sechste. Erſter Theil. König Heinrich der Sechste. Zweiter Theil. König Richard der Dritte. Berlin, Reimer. 1867. 8. Jeder Band 15 Ngr.

Dingelſtedt's Bühnenbearbeitung der Shakſpeare'ſchen Hiſtorien, die ſich bei der Feier des Shakſpeare-Jubiläums in Weimar bei den von ihm ſelbſt geleiteten und inſcenirten Aufführungen ſo glänzend bewährte, erſcheint jetzt im Druck und zwar zunächſt der in der geſchichtlichen Zeit ſpäter ſpielende Cyklus, deſſen Inhalt der Kampf zwiſchen der Weißen und Rothen Roſe, die blutigen engliſchen Bürgerkriege und die ſchrecklichen Thaten des aus ihnen hervorgewachſenen Tyrannen bilden.

Die Vorwürfe, welche jenen Aufführungen gegenüber laut wurden, werden dem Buche gegenüber nicht verſtummen. Die Shakſpearomanen de pur sang, deren Orthodoxie von keinem bibelfeſten Theologen übertroffen werden kann, werden Zeter und Mord ſchreien über die frevelnde Hand, welche den großen Dichter ſo zu entſtellen und zu zerfetzen wagt, ja ſeine Rieſendome ſogar mit ihren eigenen poetiſchen Baracken und Butiken verbaut; ſie, die auf jedes Wort ſchwören, an jedem Buchſtaben feſthalten, werden außer ſich gerathen über die zerriſſene Textur des Textes, über die auseinandergeworfenen und zuſammengeſchweißten Scenen, über ganze Seiten, von denen bei Shakſpeare keine Spur zu entdecken iſt, und die Profanation gleich groß finden wie die Anmaßlichkeit, den kosmopolitiſchen Nachtwächter an die Stelle des britiſchen Genius ſetzen zu wollen.

Doch ebenſo leicht wie die Anklage iſt die Vertheidigung. Man vergeſſe vor allem nicht, daß man es mit Bühneneinrichtungen zu thun hat. Die Bühne jeder Epoche hat aber als ſolche ein abſolutes Recht; ſie iſt Eigenthum des Volks, das an den Formen, wie ſie ſich einmal im Lauf der Zeit entwickelt haben, feſthält. Einen Umſturz dieſer Formen zu verſuchen, heißt die Reform der Bühne am verkehrten Ende anfangen. Shakſpeare ſelbſt war weit entfernt, in ſolcher Weiſe als Reformator auftreten zu wollen; er bequemte ſich vollkommen, wie alle ſeine Mitſtrebenden, den Einrichtungen der altengliſchen Bühne an; als aber ſpäter Dryden eine Revolution der bühnlichen Formen unternahm, war die gute Zeit Altenglands und der engliſchen dramatiſchen Dichtung bereits vorübergegangen. Weil indeſſen Shakſpeare für die altengliſche Bühne ſchrieb, deren Simplicität, deren auf die Phantaſie der Zuſchauer berechnete Andeutungen den reichſten Scenenwechſel auf einer unverwandelten Scene geſtatteten, weil gerade dieſe Einrichtungen zu den unſerigen im diametralen Gegenſatz ſtehen: deshalb kann Shakſpeare nicht ſo aufgeführt werden, wie er gedichtet hat; er bedarf einer Einrichtung, welche ſeine Stücke für unſere Theater, unſere ſceniſchen Gewohnheiten und Anſchauungen möglich macht. Dies iſt eine bereits trivial gewordene Wahrheit; denn nie und nirgends wird der britiſche Dichter mit vollſtändiger Treue gegen den Text zur Darſtellung gebracht. Von umgeſtaltender Kühnheit waren die erſten Schröder'ſchen Aneignungen in Hamburg; auch in Weimar ging man, wie Schiller's „Macbeth" und Goethe's „Dramaturgiſche Skizzen" beweiſen, mit der vollen Ueberzeugung eines guten Rechtes an die bühnliche Umformung, welche auch den dichteriſchen Text nicht verſchonte. Erſt mit der Romantik kam die Lehre von der Unfehlbarkeit des britiſchen Dichters, von der Unantaſtbarkeit ſeiner Schöpfungen auf — hatte doch Altvater Tieck die romantiſche und reactionäre Schrulle, durch die Rückkehr zu den einfachen Formen des altengliſchen Theaters unſere Bühne reformiren zu wollen! Die Romantiker bereiteten dafür auch ihrem Lieblingsdichter die erſten Fiasco in Deutſchland, namentlich durch die Aufführung einiger Luſtſpiele auf der berliner Bühne! Gleichwol iſt es die geiſtige Atmoſphäre dieſer in vieler Hinſicht ſo genial denkenden Schule, in welcher noch heutigentags der Cretinismus der Shakſpeare-Pedanterie gedeiht. Man hat ihre Schrullen jetzt in ein Syſtem gebracht und ihre Einfälle zu Bänden auseinandergefaſert.

Doch auch diejenigen, welche den großen Dichter wie er leibt und lebt als Mumie einbalsamiren und auf unserer Bühne zur Schau stellen möchten, haben Einsicht genug in das Unvermeidliche, um nicht die Nothwendigkeit einzelner Zugeständnisse an die veränderten Bühneneinrichtungen zuzugeben.

Diese Nothwendigkeit wird also allgemein anerkannt. Das Princip ist nicht bestritten; es handelt sich nur um die strengere oder laxere Observanz in der Ausführung. In der Regel ist man billig genug, für Striche und Kürzungen einen Freibrief zu ertheilen, ja selbst eine andere Anordnung, ein Zusammenschieben einzelner Scenen zu gestatten. Dagegen wehrt sich das textkritische Gewissen am eifrigsten gegen jede Art von Zusätzen, gegen die Legirung des Textes mit fremder Poesie. Wird man doch noch immer nicht müde, Schiller zu tadeln, daß er dem Pförtner im „Macbeth", statt des ziemlich nichtssagenden Geschwätzes im Original, ein frommes Lied untergeschoben hat.

Gleichwol ist es doch einleuchtend, daß keine Umarbeitung ohne Zusätze möglich ist. Wo Striche und Kürzungen eintreten, müssen doch auch ergänzende Verbindungsglieder ihre Stelle finden, wenn man nicht ganz zusammenhangloſe Scenen zur Aufführung bringen will, wie dies leider mit vielen sogenannten Bühneneinrichtungen in Deutschland der Fall ist, die ohne Kenntniß des Originals ganz unverständlich bleiben müssen und es auch in der That für die große Zahl derjenigen bleiben, welche sich mit dem Theater-Shakspeare begnügen und nicht Muße finden, den feinern Zusammenhängen im Original nachzuspüren.

Auch Zusätze müssen daher erlaubt erscheinen; man wird nur über die Ausdehnung solcher Interpolationen streiten können. Zuletzt kommt es wie überall auf das Wie an, und jeder einzelne Zusatz hat sich selbst zu rechtfertigen.

In dem geistvollen Programm, welches Dingelstedt seiner Bearbeitung der Shakspeare-Historien vorausschickt und in welchem er zunächst Shakspeare's Historien im Original, dann ihre Reproduction behandelt, spricht er sich über die Zusätze in folgender Weise aus:

So weit wie unsere Bearbeitung auf Streichen oder Einrichten sich beschränkt, wird sie, selbst vor schwierigen Richtern, ein mildes Zugeständniß an das Nothwendige erwarten dürfen. Schlimmer steht unsere Sache, wo es sich um eigenes Zusetzen handelt. Und doch haben wir auch dieses an einzelnen Stellen für unerläßlich gehalten. Die Bearbeitung eines Dichters soll, unsers Erachtens, dichterische Reproduction sein, kein mechanischer Act, den auch die Bleifeder eines erfahrenen Regisseurs vollziehen könnte. Indessen unterscheiden wir dabei zwischen organischen, das Wesen einer Dichtung ändernden Umbildungen — wie sie nicht allein Schröder, Weiße, Gotter, sondern auch Goethe und Schiller Shakspeare gegenüber sich haben zu Schulden kommen lassen — und zwischen Nachbildungen einzelner, schadhafter oder mangelnder Theile, durch welche nicht ein neues, sondern nur ein ganzes Kunstwerk hergestellt wird. Unsere Thätigkeit nach dieser Richtung vergleicht sich der Restauration einer antiken Statue. Den Kenner wird das Fehlen eines Armes, einer Nase, einiger Fußzehen nicht stören; im Gegentheil, er findet einen Reiz in diesem Mangel, und nur in dem fremden Ersatz ein Aergerniß. Anders das große Publikum. Ihm wird das Kunstwerk ungenießbar, welches Fragment, Torso ist; sein Blick unterscheidet auch nicht zwischen Original und Zusatz, selbst wenn dieser aus unedlerm Material besteht, er hält sich an das Ganze. Diesen Standpunkt, der demjenigen eines gemischten Theaterpublikums gleichkommt, haben wir bei unserer Reproduction im Auge gehabt, und ein Muster dazu, auf welches wir uns — die Differenz des Geleisteten beiseitegesetzt — unbedingt beziehen dürfen, Shakspeare selbst. Auch er hat sich, wenn er nach ältern Vorlagen arbeitete, nicht damit begnügt, hier und da eine Zeile auszulassen, einen verstümmelten Vers herzustellen, die Scene energischer zu führen; er schreibt das ganze Stück um, fügt Personen hinzu, wie er deren beseitigt, vereinfacht oder vervielfacht die Handlung, je nachdem es ihm nöthig dünkt, macht oft aus einem einzigen Ausruf, einem Ah! und Oh! einen ganzen Monolog und zieht an anderer Stelle eine lange Scene in eine Zeile zusammen. Seinem Beispiel folgen wir. Wir wagen uns nirgends an den Grundgedanken und den Plan seiner Dichtungen; wir ändern seine Charakteristik und seine Composition nicht, wir rühren auch nicht an das Colorit seiner Sprache, soweit sich dasselbe mit der Bühnenbeleuchtung verträgt. Aber wo die Handlung unvermittelte Sprünge macht, fügen wir ihr ein verbindendes Glied, eine Motivirung ein; wo sie stockt, beschleunigen wir ihren Gang und lassen sie, in Monologen, stillstehen, wenn sie einen Ruhepunkt erheischt. Was er erzählt, setzen wir zuweilen in Handlung um, während wir untergeordnete Partien der Handlung in Erzählung ausarbeiten. Wir fügen seinen Charakteren einen Zug hinzu, setzen helleres Licht auf oder mildern eine scharfe Linie, wie es unserer Empfindungsweise entsprechend scheint. Alles dies, wir wiederholen es, vom Standpunkt des heutigen deutschen Theaters. Weswegen wir, wie für das Original, so für unsere Copie der Historien, an die Bühne appelliren; namentlich vom gedruckten Buche, aus welchem der Unterschied beider ungleich schärfer hervortreten wird, als in der Darstellung.

Ohne Frage wird man in dieser Verfahrungsweise einen Verstoß gegen die Pietät finden, die wir dem tragischen Dichter schuldig sind. Doch Dingelstedt ist voll von dieser Pietät; kann er einen schönern Beweis dafür geben als durch die Eroberung des ganzen Historiencyklus für die deutsche Bühne, durch die ebenso fleißige wie schwunghafte Aneignung? Die so sorgfältig inscenirte Aufführung des Cyklus in Weimar war ein solcher Act der Pietät, gewiß erfolgreicher und bedeutsamer, als was die Shakspeare-Weisheit in stiller Zelle ausbrütet. Man vergleiche seine Bühneneinrichtung „Richard's III." mit der allgemein üblichen — und man wird jener die bei weitem größere Pietät und Treue gegen das Original und einen weit verständlichern Zusammenhang nachrühmen müssen. Jede Zeile Dingelstedt's athmet diese Pietät; er vertheidigt mit Wärme selbst nach unserer Ansicht unhaltbare Scenen, wie die Werbescene Richard's um die Hand Anna's an der Leiche des von ihm gemordeten Königs.

Für Dingelstedt bilden die Historien eine untrennbare Einheit; ja er sieht in dem gesammten Cyklus der acht Stücke („König Johann" und „Heinrich VIII." werden nicht mit dazu gerechnet) nur ein einziges Monstre drama, das nach der strengsten Kunstregel construirt erscheint:

„Richard II." (Zeit der Handlung: 1398—1400) ist der erste Act, die Exposition. Das Haus Lancaster gelangt durch Usurpation zum Thron, dessen legitimer Inhaber, der letzte Plan-

tagenet, sein Recht durch Misbrauch verwirkt und verliert. „Heinrich IV.", der zweite Act, gibt in zwei Theilen (1402—3; 1403—13) die Steigerung der Handlung und den Gegensatz zum Satz des ersten Acts: die Usurpation, wie sie auch persönlich und thatsächlich berechtigt scheint, wird niemals zum Recht; der Usurpator zittert vor dem eigenen Sohn. Der dritte Act, „Heinrich V." (1415—20), zeigt die Handlung auf ihrem Höhenpunkt, Lancaster auf dem Gipfel der Macht und des Ruhms, den Ausgleich zwischen Legitimität und Usurpation. Im vierten Act, „Heinrich VI.", vollzieht sich durch drei Theile (1422—44; 1445—55; 1460—71) der Umschlag der Handlung: Lancaster verliert durch eigene Schwäche und fremden Verrath die Krone an York; der Partei- und Familienstreit entartet zum Bürgerkrieg, gegen welchen es nur ein Mittel gibt, die Tyrannei. Dies Mittel, die Katastrophe der Handlung, führt der fünfte Act, „Richard III." (1471—85), herbei: Auflösung und Selbstvernichtung des Hauses York; mit der versöhnenden Perspective in eine neue Aera, als deren Träger der erste Tudor, Heinrich VII., erscheint, der, mit den Lancaster verwandt, eine York heimführt, sodaß die letzten Sprossen der zwei feindlichen Häuser vereinigt werden — völliger Abschluß der Handlung.

Dingelstedt verspricht sich von diesen Shakspeare-Historien eine verjüngende Rückwirkung auf die deutsche Bühne der Gegenwart, deren Verfall er mit schwarzen Farben schildert; er spricht von den wiederholten Missernten auf diesem Felde, durch welche das Repertoire dem sichern Bankrott gegenüberstehe, von der unverkennbaren Krisis und Auflösung unserer Schaubühne. Wir sind nicht der Ansicht, daß es so bodenlos schlimm mit unsern Bühnenzuständen aussehe, wie wir auf der andern Seite gar ein unleugbares Verdienst in der Aneignung jener großen dichterischen Schöpfungen für unsere Bühne sehen, der den Einfluß derselben auf ihre Regeneration doch geringer anschlagen möchten. Der chronikartige Stil der Historien darf nicht als Muster für das historische Drama der Gegenwart hingestellt werden. Ueberhaupt betreten Shakspeare's Historien keine berechtigte Gattung; sie sind ein Unicum und in ihrer genialen Großheit unnachahmlich.

Ueber die Aufführungen Shakspeare's auf den deutschen Bühnen gibt Dingelstedt folgende interessante Auskunft:

Ueberschlagen wir, im ganzen und großen, den Stand der Shakspeare-Ernte auf der deutschen Bühne, so können wir nur sagen, daß sie sich von Anfang an bis zum gegenwärtigen Augenblicke immer auf denselben Feldern, das heißt Stücken, bewegt und in einem Kreise dreht, der qualitativ dem Mittelpunkt, dem Original, zwar näher kommt, aber quantitativ eher enger als weiter geworden ist. Dieser weder rühmliche noch tröstliche Rechnungsabschluß veranschaulicht sich am besten, wenn wir, nach den Kategorien der alten Herausgeber die Stücke fabriciren, eine tabellarische Uebersicht des gegenwärtigen Shakspeare-Repertoires in Deutschland hier einsetzen, in welcher unter der ersten Klasse die dem allgemeinen Repertoire dauernd gewonnenen Stücke, unter der zweiten die nur auf einzelnen Repertoiren zeitweis erscheinenden Stücke, unter der dritten die noch gänzlich verlorenen Stücke zusammengestellt werden; wobei wir bemerken, daß wir in die dritte Klasse auch solche Stücke verweisen, welche auf einer oder der andern Bühne als Versuche aufgetaucht sind, um wieder zu verschwinden. Unsere Shakspeare-Statistik sieht sich folgendermaßen an:

Komödien	Historien	Tragödien
Erste Klasse: Allgemeine Repertoirestücke.		
Kom. der Irrungen	Richard III.	Romeo u. Julia
Viel Lärm um Nichts		Hamlet
Sommernachtstraum		Lear
Kaufmann v. Venedig		Othello
Zähmung der Widerspenstigen		Macbeth
Was Ihr wollt		
Wintermärchen		
Zweite Klasse: Vereinzelte Repertoirestücke.		
Wie es Euch gefällt	König Johann	Coriolanus
	Richard II.	Julius Cäsar
	Heinrich IV. (2 Theile in Eins)	
Dritte Klasse: Verloren gegangene Stücke.		
Sturm	Heinrich V.	Titus Andronicus
Beiden Veroneser	Heinrich VI. (3 Theile)	Timon v. Athen
Lustigen Weiber		Antonius u. Kleopatra
Maß für Maß	Heinrich VIII.	Cymbeline
Verlorene Liebesmühe		
Ende gut, Alles gut		
Troilus u. Cressida		
Perikles		

Hieraus ergibt sich, daß von den 37 Dramen Shakspeare's auf dem deutschen Repertoire eingebürgert sind: 13, von der ganzen Reihe nicht mehr als ein Drittel; dann und wann erscheinen: 7, zwei darunter durch gewaltthätige Verkürzung in eins geschädigt; ganz und gar fehlen: 17, fast die Hälfte des Dichters . . . Ziffern reden — ! —

Daß Dingelstedt zuerst die zweite Hälfte des Cyklus, die beiden Dramen „Heinrich VI." und „Richard III." veröffentlicht, motivirt er mit einem praktischen Grunde. „Richard III." ist auf allen in Betracht kommenden deutschen Bühnen. Deshalb wird an den einzigen vorhandenen Punkt angeknüpft und derjenige Theil des Werks geboten, der als Vor- und Unterlage zu „Richard III." am leichtesten und nutzbarsten auf das Theater gebracht werden kann.

Der Beginn mit zwei Theilen von „Heinrich VI." bietet aber noch einen andern Vortheil dar, er zeigt uns von Haus aus die Vorzüge der Dingelstedt'schen Bearbeitung da, wo sie am kühnsten in das Original eingreift. Diese Dramen sind vorher nie auf deutscher Bühne gegeben worden. Die zum Theil fragmentarische Fassung, der rapide Scenenwechsel, das anscheinend tumultuarische Durcheinander der Gestalten und Begebenheiten schreckten die Bearbeiter und Bühnenleiter ab. Es war gleichsam thatsächlich zugestanden, daß die Aufführung derselben unmöglich sei, und an dieses Zugeständniß schloß sich ungezwungen das weitere an, daß das Wagniß einer Aneignung vor kühnerer Umgestaltung und theilweiser Neudichtung nicht zurückbeben dürfe. Sollten die großartigen Charaktere und Scenen dieser Dramen für unsere Bühne verloren sein, blos weil sie in einer für unsere Bühne unmöglichen theatralischen Einkleidung erscheinen, weil die Handlung, in der sie auftreten, sich oft in ein Conglomerat von scenischen Fragmenten zersplittert, weil der zusammenhaltende Kitt für unsere Theater zu bröcklig geworden ist, weil sich das Abgeschmackte und Veraltete zu häufig in das Bedeutende und Unvergängliche eindrängt?

Dingelſtedt hat dieſe Frage verneinend beantwortet, und er iſt ſogleich ans Werk gegangen, ſeine Anſchauung durch die That zu beweiſen.

Der erſte Theil von Shakſpeare's „Heinrich VI.", der manchen Autoritäten für unecht gilt, iſt von Dingelſtedt nicht mit in den Kreis ſeiner Umarbeitungen hereingezogen worden, da er ihm nur als ein Vorſpiel zu den zwei folgenden Theilen erſcheint und in lauter einzelne loſe Scenen zerfällt. Auch iſt die Jungfrau von Orleans, die Shakſpeare nach dem nationalen britiſchen Vorurtheil geſtaltet hat, nach dem Schiller'ſchen Drama auf unſerer Bühne eine Unmöglichkeit. Nur die bedeutſame Roſenſcene, welche ungemein klar und ausdrucksvoll die Entſtehung der Abzeichen der zwei feindlichen Häuſer Lancaſter und York verſinnlicht und damit die Baſis der geſammten Handlung abgibt, iſt mit aufgenommen worden.

So iſt der zweite Theil von Shakſpeare's „Heinrich VI." der erſte Theil der Dingelſtedt'ſchen Bühnenausgabe. Er beginnt wie jener mit der Einführung der neuen, durch Suffolk in Frankreich geworbenen Königin Margaretha, der die Bilogie beherrſchenden Furie des Hauſes Lancaſter, nach Dingelſtedt's Anſicht der dankbarſten Rolle, welche im Fach tragiſcher Heldinnen exiſtirt, und der größten von Shakſpeare's Frauengeſtalten. Abgeſehen von einigen Wandlungen des Schlegel'ſchen Textes, den unſer Autor ſeiner Bearbeitung zu Grunde legt, Wandlungen, welche er in der Vorrede rechtfertigt, überall wo es die Deutlichkeit der Rede gilt, verlaufen die erſten Scenen mit treuer Hingebung an das Original. In den Scenen, die bei der Herzogin von Gloſter ſpielen, zeigt der Bearbeiter bereits größere Freiheit. Der Dialog zwiſchen dem Herzog und Eleonore iſt belebter, mit mehr dramatiſchen Einſchnitten. Statt des Beſchwörers Hume erſcheinen zwei Figuren, Hume und Baſſin, die Scene iſt viel weiter und draſtiſcher ausgeführt, da ſie die ſpätere Beſchwörungsſcene mit zu erſetzen hat, die Dingelſtedt als veraltet mit Recht fortließ; doch copirt hier der Dialog mit Glück, nur in etwas elegantern Formen, den Shakſpeare'ſchen Stil. Ebenſo ließ der Bearbeiter den Zweikampf Horner's mit ſeinem Lehrling weg, da der volksthümliche Reiz derartiger Gottesurtheile für unſere Bühne längſt verloren gegangen iſt. Dagegen hat Dingelſtedt in der erſten Scene zwiſchen Suffolk und Margaretha ſchon deshalb einen wärmern Farbenauftrag für nöthig gefunden, weil die am Schluſſe des erſten Theils vorkommenden und erläuternden Scenen, die Gefangennehmung Margaretha's durch Suffolk vor Anjou und die Werbung um ſie in König Heinrich's Namen, einen Erſatz bedürfen. So reizvoll der dichteriſche Hauch iſt, der über dieſer Einlage ſchwebt, ſo erinnern die folgenden Verſe Suffolk's, namentlich die Schlußverſe in ihrem ganzen antithetiſchen Bau, bei weitem mehr an Schiller als an Shakſpeare:

Erhabne Schönheit, bin ich nicht belohnt,
Weit über mein Verdienſt, durch Euer Lächeln?
Seit jenem Tag, — gedenkt Ihr noch daran?
Ich werd' ihn nun und nimmermehr vergeſſen —
Da ich vor Angers Euch gefangen nahm,
Im Lager Eures Vaters, folg' ich Euch
Als Sklave, Euch mit Leib und Seele eigen.
Ich nahm nicht Euch, Ihr nahmet mich gefangen,
Und wenn ich Eurer Ehe Band geknüpft
Als Band des Friedens zwiſchen unſern Ländern,
So war's die Staatskunſt nicht, es war mein Herz,
Das Euch um jeden Preis, auch um den höchſten,
Für ſich noch mehr, als England haben wollte.

Meiſterhaft iſt dagegen wieder die Anordnung der folgenden Enſembleſcenen, namentlich der Fächerſcene. Ohne dem weſentlichen Inhalt, den Shakſpeare gibt, etwas hinzuzuſetzen, hat Dingelſtedt aus dieſer Scene eine Effectſcene für unſer Theater gemacht und zwar durch das einfache und erlaubte Mittel der weitern Ausführung eines an ſich wirkſamen, aber allzu lakoniſch behandelten Motivs. Shakſpeare's Bühne gefiel ſich in derartigen Lakonismen, in deren Auflöſung für uns keine Abſchwächung und Zerwäſſerung liegt. Vieles in den Hiſtorien iſt gleichſam Liebig'ſcher Fleiſchextract in Tafelform, aus dem erſt für uns die genießbare Bouillon gekocht werden muß. Daſſelbe gilt von Gloſter's Schlußmonolog. Unſere Bühnentechnik verlangt Zuſpitzung nach dem Actſchluß hin, zuſammenfaſſende Wendungen. Mit Recht arbeitet Dingelſtedt gerade an dieſen entſcheidenden Stellen auf Concentration hin, wo Shakſpeare die Handlung oft in Epiſoden verlaufen läßt.

Noch glänzender zeigt ſich dieſe bewußte Sicherheit der Behandlung und die Kenntniß unſerer Bühne am Schluß des zweiten Actes, der, wie ihn Dingelſtedt geſtaltet hat, nirgends durchgreifende Wirkung verfehlen wird. Und doch iſt hier die Zuthat gering; alles Weſentliche iſt bei Shakſpeare vorhanden, nur daß die kaleidoſkopiſchen Bilder bei dem Bearbeiter zu einer auf unſerer Bühne wirkſamen Geſtalt zuſammenſchießen, wie ſie bei Shakſpeare ſich wirkſam für das altengliſche Theater gruppirten. Das Hereinbrechen des Volks in der Gerichtsſcene, in welcher die Herzogin von Gloſter wegen ihrer Beſchwörungen zu einem Rundgang im Büßerhemd verurtheilt worden iſt, der Ritt der Sheriffs: Platz der armen Büßerin; die Angſt und Verzweiflung der Herzogin ſelbſt und ihre endliche muthvolle Erhebung bilden eine alle theatraliſchen Mittel benutzende, glückliche Steigerung. Eleonore ſcheidet mit den Worten:

Wohlan, ſo kommt. Geleitet mich zum Pranger!
Ich will nicht wanken auf dem Höllenwege:
Erhobnen Hauptes zieh' ich Euch voran,
Die Furie vor der Schar der Rachegeiſter,
Die wirren Haare ſchüttelnd wie die Schlangen.
Und wenn in meiner Bruſt geheime Kräfte,
In meinen Händen ſchlimme Zauber wohnen,
Ich ruf' ſie auf, ich ruf' ſie alle an:
Rache an der, die das an mir gethan!
Ihr ſollt nicht für die arme Sünd'rin beten,
Nein, flucht mit ihr! Fluch über Margarethen!

Im dritten Acte iſt das Bühnenarrangement der an ſich wirkſamen Scenen von Gloſter's Ermordung und Leichenausſtellung ein treffliches, und die Redaction der ſchönen Abſchiedsſcene zwiſchen Margaretha und Suffolk eine meiſterhafte durch kleine Umſtellungen und Fortlaſſungen und durch den melodiöſen Fall der Verſe. Auch die Sterbeſcene des Cardinals Beaufort iſt durch eine

dramatiſch ſpannende Introduction gehoben und durch kaum merkbare Aenderung einer Zeile und einige Winke für die Darſtellung zu echt dramatiſchem Abſchluß gebracht.

Die bei Shakſpeare den vierten Act einleitende Ermordungsſcene Suffolk's iſt von Dingelſtedt fortgelaſſen; ſie iſt in der That nur im brüsken Stil der Chronik vorgeführt, dabei etwas bombaſtiſch und unnatürlich. Dagegen hat Dingelſtedt einen Monolog der Königin Margaretha, die über Suffolk's Kopf trauert, durch einen Brief des Geliebten und eine Zahl lyriſch ſchöner Verſe erweitert. Der Monolog ſchließt mit den Worten:

Ob ich ſein denke! Hundertmal im Tage,
In ſchlaflos-langen Nächten tauſendmal
Bedeck' ich Euch, die ich im Buſen trage,
Mit Thränen und mit Küſſen ohne Zahl,
Ihr ſtummen Zeugen ſeiner Todesqual.
So viele Tropfen Bluts wie er vergoſſen,
So viele Zähren ſind auf Euch gefloſſen,
Ach! ſalziger und bittrer als die See,
Die des Geliebten holden Leib verſchlungen,
Nicht dunkler in des Abgrunds Dämmerungen,
Und tiefer nicht als mein unendlich Weh!

Gegen die Bedenken, die ſich ohne Frage bei der Leſung dieſer weichinnigen Verſe im Munde der Furie des Hauſes Lancaſter aufdrängen, möge der Autor ſelbſt plaidiren:

Es mag eingewendet werden, daß die weiche Sprache, inſonderheit die gereimten Endzeilen am Schluſſe von Margaretha's Monolog, zu dem harten Charakter der Heldin nicht ſtimmen, vielleicht gar ſtören, als moderne, aus dem dramatiſchen Ton lyriſch abfallende Zuthat. Dennoch haben wir ſie angewendet, um zu den tiefen Schlagſchatten, mit welchen der Dichter Margaretha's Bild ausſtattet, eine ſtarke Lichtſeite zu gewinnen: ihre Liebe zu Suffolk, ſpäter die zu ihrem Sohn. Die Darſtellung wird ohne ein ſolches Element in Gefahr gerathen, ein Mannweib aus Margarethen zu machen, widerwärtiger auf der heutigen Bühne als auf der altengliſchen, auf welcher im allgemeinen grobe Arbeit gemacht, bekanntlich die weiblichen Rollen von Männern geſpielt worden.

Dagegen iſt von zweifelloſer Berechtigung die Einrichtung der Volksſcenen, deren Held der Communiſt Cade iſt und die bei Shakſpeare ſich in ein Hinundher, in eine für unſere Bühne unmögliche Moſaik von Epiſoden zerſplittern. Hier hat Dingelſtedt mit einem kühnen und glücklichen Griff das Weſentliche vom Unweſentlichen geſondert, das erſte in eine große Hauptſcene, mit Benutzung alter und Hinzufügung neuer motivirender Stützen, zuſammengedrängt und dieſe Scene wiederum theatraliſch wirkſam arrangirt, indem die Geſtalt Cade's ſich aus dem Maſſentableau energiſch hervorhebt. Daß die Ermordungsſcene Cade's durch Iden fortbleibt, iſt nur zu billigen. Die Holzſchnittmanier der Chronik, welche durchaus das letzte Wort haben will, iſt unkünſtleriſch. Die Zuthaten in dieſen Cade-Scenen beſchränken ſich meiſtens auf die Einfügung neuer Verbindungsglieder. Die Beleuchtung iſt vortrefflich, auch für Shakſpeare ſelbſt, deſſen oft nicht an rechter Stelle ſtehende charakteriſtiſche Lichter durchweg durch kleine Umſtellungen als Schlaglichter aufgeſetzt worden ſind.

In den fünften Act hat der Bearbeiter als Finale die erſte Scene aus dem dritten Theil von Shakſpeare's „Heinrich VI." aufgenommen, um durch den Scheinfrieden zwiſchen York und Lancaſter der Handlung des Stücks einen gewiſſen Abſchluß zu geben. Die Scene hat dadurch eine Wichtigkeit gewonnen, welche die etwas breitere Ausführung von ſeiten Dingelſtedt's rechtfertigt.

Die Roſenſcene im Tempelgarten zu London, die aus dem erſten Theile Shakſpeare's aufgenommen wurde, bildet hier den erſten Auftritt des zweiten Aufzugs und iſt ebenfalls mit ausnehmendem Geſchick bühnenwirkſam behandelt.

Wir haben in der Analyſe dieſes erſten Theils einen ſo ſichern Einblick in Dingelſtedt's Verfahren bei der Einrichtung der Hiſtorien genommen, daß wir uns in Betreff des zweiten Theils kürzer faſſen können. Nächſt „Heinrich V." iſt dieſer Theil die am meiſten kriegeriſch bewegte der Hiſtorien, und obſchon Shakſpeare nicht alle Schlachten des Bürgerkriegs auf die Bühne bringt, ſo iſt die Zahl der Kämpfe, die wir miterleben, immerhin hinlänglich groß. Auch iſt das Hinundher, die Rapidität der Glückswechſel und Wandlungen, faſt verwirrend, was um ſo mehr hervortritt, als der Dichter eigentlich nur Muße hat, mit Kohlenſtrichen an die Wand zu zeichnen. Außer dem vortrefflich charakteriſirten Heinrich VI., dem ſanft melancholiſchen, zu friedlicher Reflexion geneigten König, der energiſchen Königin und dem Königsmörder Richard, der mit einigen frappant-dämoniſchen Strichen ſcharf umriſſen iſt, treten die übrigen Charaktere nicht bedeutſam genug hervor; der Wogenſchlag der Ereigniſſe geht über ihre Köpfe fort, ſodaß wir gleichſam vor dem herumſpritzenden Schaum ihre Züge nicht deutlich zu erkennen vermögen. Wenn Dingelſtedt dem Darſteller den Wink ertheilt, den Königsmacher Warwick, den letzten der Barone, hoch anzulegen und bedeutend durchzuführen, ſo iſt dieſer Wink um ſo berechtigter, als der Darſteller hier den Dichter zu ergänzen hat. Shakſpeare's Warwick iſt eine echte Illuſtration der Chronik; er thut ſehr viel und ſehr Bedeutendes; wir hören dies von andern und von ihm ſelbſt; aber er ſelbſt erſcheint nicht bedeutend; ihm fehlt jede dramatiſche Motivirung; der Einblick in ſein Inneres iſt uns verſchloſſen. Die Gründe ſeines Handelns werden trocken angegeben, wie in einer Chronik, nirgends wird uns die Geſtalt vom Dichter intereſſant gemacht; denn daß er ſelbſt den Mund voll nimmt und fortwährend damit renommirt, daß er der Königsmacher iſt, vermag kein tieferes Intereſſe für ihn zu erwecken. Noch beiläufiger iſt Clarence behandelt, und wenn der Charakter auch in „Richard III." mehr hervortritt, ſo erſcheint auch die Beleuchtung, in der er in der Traum- und Ermordungsſcene auftritt, nicht als die richtige für einen ſo genialen Vorläufer aller künftigen engliſchen Sonderlinge und Modematadore, der den humoriſtiſchen Einfall hatte, in einer Tonne Malvaſier erſäuft zu werden! Hier ſchläft offenbar der Genius Shakſpeare's. Auch König Eduard wird wegen ſeiner Sinnlichkeit und Ueppigkeit mehrfach geſchmäht; doch das iſt alles Charakteriſtik aus zweiter Hand. Nirgends ſehen

wir im Verlauf der Handlung dieſe Eigenſchaften des Charakters hervortreten!

Jedenfalls ſtellten ſich hier der Bearbeitung ſchon große äußere Schwierigkeiten entgegen, da es galt, dies Scenenconglomerat zu ſichten, die Quinteſſenz der Handlung aus einzelnen Scenen auszuziehen und in der Form der Erzählung in andere zu übertragen, den fortwährenden Schlachtlärm zu ermäßigen, die Hauptcharaktere ſo ſcharf wie möglich aus der nachdrängenden Maſſe herauszuheben. Gut arrangirt und durch einige glücklich aufgeſetzte Lichter gehoben iſt die Verſöhnungs- und Ermordungsſcene York's im erſten Act. Der dichteriſch-ſchöne Monolog Heinrich's auf dem Schlachtfelde von Torton iſt durch eine Einleitung gehoben, in welcher der König erzählt, was wir bei Shakſpeare mit Augen ſehen, wie ein Sohn den Vater, ein Vater den Sohn ermordet. Es iſt nur zu loben, daß Dingelſtedt dieſe in ihrem Schematismus ſehr kindliche Illuſtration der Greuel des Bürgerkriegs beſeitigt hat. Es fehlte nur noch, daß zwei ebenſo anonyme Brüder ſich den Speer in den Leib rennten! Hier iſt ein bedenklicher Zuſammenhang zwiſchen der Hiſtorie und der Puppenkomödie! Den zweiten Actſchluß ſucht Dingelſtedt durch eine kühne, faſt groteske Nuance zu heben, mit der er den Charakter Richard's ausmalt. Dieſer bleibt an der Leiche des gefallenen Clifford zurück:

Ich folge gleich. Noch hab' ich hier zu thun
(Auf einen fragenden Blick Eduard's und Warwick's, mit einem Fingerzeig auf Clifford's Leiche.)
Mit dieſem ſtillen Mann. Ein Werk der Rache,
Das Haupt des Feinds von ſeinem Leib zu trennen,
Das überlaſſ' ich keiner fremden Hand;
Ich üb' es ſelbſt. Auch todt will ich ihn haben:
Den Kopf auf's Thor von York; den Rumpf den Raben!
(Er zieht das Schwert und ſtürzt auf die Leiche zu, während die übrigen nach allen Seiten abgehen. Der Vorhang fällt raſch.)

Dieſer Zug blutdürſtiger Wildheit mag Bedenken erregen. Richard III. wird uns von Shakſpeare als ein Tyrann geſchildert, der ſchonungslos aus dem Wege räumt, was ſeiner Herrſchſucht ein Hemmniß iſt. Doch das perſönliche Behagen an Mord- und Blutthaten, dieſer charakteriſtiſche Zug der römiſchen Cäſaren, wir möchten ſagen die Wolluſt der Grauſamkeit fehlt ihm. Durch dieſe Schlußwendung des zweiten Actes macht ihn Dingelſtedt zum Träger eines cäſariſchen Raffinements. Wir ſind im ganzen indeß der Anſicht, daß Shakſpeare einer Verſtärkung durch grellere Striche nicht bedarf.

Im dritten Acte iſt die Werbeſcene König Eduard's um Lady Grey durch einige pikante Zuthaten gehoben. Die Scenen in Frankreich, welche die Kataſtrophe über Warwick bringen und einen ſehr matt gezeichneten Fürſten, Ludwig XI., in die Handlung einführen, hat Dingelſtedt mit Recht geſtrichen und dafür das Zuſammentreffen Warwick's und Margaretha's nach Dover verlegt und zu einer breiten Scene erweitert. Offenbar verlangt die Einrichtung der Hiſtorien größere Concentration und ein ſchärferes Hervorheben der entſcheidenden Wendungen. Gegen den Monolog Margaretha's hegen wir indeß die bereits früher ausgeſprochenen Bedenken:

Er liebt noch nicht; ſo iſt's für ihn kein Opfer,
Wie einſt für mich. Ach, hier beſtürmen mich
Süße und ſchmerzliche Erinnerungen.
An dieſer Stelle ſtiegen wir ans Land,
Suffolk und ich, als wir zum erſten mal
Von Frankreich auf die Küſte Englands traten.
Da iſt die Treppe noch, damals bedeckt
Mit rothem Tuch zu feſtlichem Empfang,
Die ich an ſeinem Arm heraufgeſchwankt,
Von erſter See und erſter Liebe trunken.
Vielleicht ſtieg er dieſelben Stufen wieder
Hinab auf ſeinem bittern Todeswege .....
O Dover, Dover, Paradieſespforte
Und Thor der Hölle, deine weißen Felſen,
Sie ſtarren mich wie ungeheure Male
Auf einem Kirchhof an. Das alte Lied,
Das ſeit Jahrhunderten die Meeresflut
Der Küſte ſingt, hallt tief im Herzen wider,
Wie langvergeſſne heimatliche Lieder!

Sollten namentlich die „langvergeſſnen heimatlichen Lieder", dieſer Zug träumeriſcher Innerlichkeit, für den weiblichen Tiger paſſen, der ſeine Krallen im erſten Acte ſo ſchonungslos in das Herz des alten York ſchlägt und ihn dann ſelbſt mit dem Dolche durchbohrt? Wir können an dieſe lyriſchen Krokodilsthränen nicht glauben.

Die Einrichtung der Schlußacte iſt nur zu loben: Richard's Geſtalt hebt ſich im letzten Acte dämoniſch-gewaltig hervor. Ebenſo trefflich iſt die Einrichtung des Dramas „Richard III.", die allen Bühnen zu empfehlen iſt wegen ihrer Vollſtändigkeit, gegenüber der beliebten Gaſtſpielredaction, und der größern Klarheit und Durchſichtigkeit der Handlung. Hier handelt es ſich weniger um Zuſätze, als um eine Reſtitution des unbillig Vorenthaltenen. Dingelſtedt hat die Scene der beiden Kinder des Herzogs von Clarence, die Volksſcene nach König Eduard's Tode, die Klage- und Fluchſcene der drei Frauen, die Werbſcene um die junge Nichte Eliſabeth mit aufgenommen und die Viſionsſcene, die er mit Recht ein „Kreuz aller Regiſſeure" nennt, neu und glücklich arrangirt:

Da es unſerer Bühne unmöglich iſt, wie es die Shakſpeare-Bühne gethan, die Lager beider Feldherren einander gegenüberzuſtellen und die Geiſtererſcheinungen von der Empore bald rechts, bald links herunterſprechen zu laſſen, ſo ſehen wir das Zelt Richmond's in den Rahmen der Viſion hinein. Richard, im Vordergrund der Bühne liegend, ſieht im Mittelgrund die Geiſter erſcheinen und im Hintergrund in das erhellte Zelt des Feindes hinein, das ihm gegenüber und erhöht liegt. Die Geiſter ſprechen, in halber Wendung, zu Richard und zu Richmond; Beleuchtung, Gazenvorhänge und eine discrete Musik im Orcheſter unterſtützen den Eindruck und machen ein vollkommen abgeſchloſſenes Bild aus der Scene.

Großes Gewicht legt Dingelſtedt auf die wiederhergeſtellte Werbeſcene um Eliſabeth; er findet dieſe Scene ſehr charakteriſtiſch und wirkſam und meint, der Dichter laſſe es abſichtlich unentſchieden, ob Eliſabeth des wundersamen Eidams Antrag annimmt oder nicht. Die Scene iſt offenbar von dem Dichter mit großer Sorgfalt ausgearbeitet, mit einem großen Aufgebot von Beredſamkeit und Dialektik durchgeführt. Leider aber iſt der Schluß ſehr ſkizzirt und zweifelhaft gehalten, worin wir indeß eher einen Fehler als einen Vorzug erblicken. Der Dramatiker darf ſein Publikum nie im Unklaren laſſen, ein

einziges „bei Seite" hätte zur Aufklärung vollkommen genügt. Richard III., ſich der glänzenden Erfolge ſeiner Ueberredungskunſt bei Anna erinnernd, glaubt hier ebenfalls triumphirt zu haben und ruft aus:

Nachgieb'ge Thörin, wankelmüth'ges Weib!

Auch haben der Chronik zufolge weder Mutter noch Tochter Richard's Antrag zurückgewieſen. Dies iſt aber offenbar nicht Shakſpeare's Intention; wie hätte er ſonſt in demſelben Acte, Scene 5, Stanley zu dem Abgeſandten Richmond's ſagen laſſen können:

Tell him, the queen has heartily consented,
He shall espouse Elisabeth, her daughter?

Dingelſtedt, der die zweifelhafte Beleuchtung jener erſten Scene für künſtleriſch beabſichtigt und berechtigt hält, läßt Stanley ſagen, um dies Zwielicht nicht zu zerſtreuen:

Obgleich die Königin Eliſabeth —
Bewegt von weiblich mütterlicher Schwäche —
Der Werbung Richard's um die holde Tochter
Ein allzu duldſam Ohr geliehn, hat doch
Prinzeß Eliſabeth aus eignem Antrieb
Den blut'gen Freier ſtandhaft abgewieſen
Mit allem Abſcheu, welchen er verdient!

Wir glauben, daß Eliſabeth am Schluß der Scene entſchloſſen iſt, dem Werber nicht die Hand der Tochter zu geben, daß ſie nur durch eine Phraſe leichten Kaufs dem Scheuſal zu entrinnen ſucht. Sonſt wäre die Scene nur ein matter Pendant zur Scene mit Anna. So bildet ſie ein Gegenbild, welches zeigt, wie auch hier Richard's Stern im Sinken iſt, wie ſeine Beredſamkeit keine Erfolge mehr erringt. Wir hätten an Dingelſtedt's Stelle das „halbgewonnen" in der Scene fortgeſtrichen, durch einige „bei Seite" das Publikum über die innerſte Meinung Eliſabeth's verſtändigt und die Rede Stanley's treu dem Original gemäß redigirt.

Dingelſtedt's Shakſpeare-Bearbeitung erſcheint im großen und ganzen als ein Meiſterſtück, in welchem ſich große Bühnenkenntniß, Takt, Umſicht und dichteriſche Begabung die Hand reichen. Möge ſie in erſter Linie allen Bühnen und Darſtellern, in zweiter dem ganzen Publikum warm empfohlen ſein.

Rudolf Gottſchall.

Fichte's Unſterblichkeitstheorie.

Die Seelenfortdauer und die Weltſtellung des Menſchen. Eine anthropologiſche Unterſuchung und ein Beitrag zur Religionsphiloſophie wie zu einer Philoſophie der Geſchichte. Von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Eine der erſten Empfindungen, welche bei Leſung dieſes trefflichen Buchs über mich gekommen ſind, iſt die Verwunderung über das faſt unglaubliche Misverhältniß geweſen, welches heutzutage auf dem Gebiete der philoſophiſchen Literatur zwiſchen dem Werth der Leiſtungen von ſeiten der producirenden Geiſter einerſeits und dem Grade der Antheilnahme an dieſen Leiſtungen von ſeiten des reciſirenden Publikums andererſeits beſteht. Je bedeutender der Eindruck war, den ich ſelbſt von dem Buche empfing, je größer der Genuß war, mit dem ich den ebenſo naturgemäßen wie planvollen, durch unbekannte oder verwilderte Regionen ſich neue Wege bahnenden, von Schritt zu Schritt ſpannendern, feſſelndern und überzeugendern Gedankengang des Autors verfolgen mußte, und je unverkennbarer ſich darin der gewaltige Fortſchritt documentirte, den die Philoſophie in der Forſchungs- wie in der Darſtellungsmethode gerade in jüngſter Zeit gemacht hat: um ſo räthſelhafter und unbegreiflicher erſchien es mir, daß ſich für ſolche Vorzüge nicht auch im größern Publikum ein lebendigeres und allgemeineres Intereſſe bemerklich macht, daß ſelbſt in den Kreiſen der Gebildeten die Zahl derer, welche philoſophiſche Bücher leſen, im Vergleich mit ſonſt eine unverhältnißmäßig geringe iſt, ja daß eher die allerſeichteſten und gehaltloſeſten Fabrikate literariſcher Induſtrieritter auf eine ausgedehntere Beachtung Ausſicht haben, als die gediegenen Arbeiten der gründlichſten Denker über die höchſten und gewichtvollſten Fragen.

Allerdings laſſen ſich gar mancherlei Thatſachen anführen, die dieſe Erſcheinung erklärlich machen. Zunächſt hatte ſich mit der in der letzten dominirenden Schule beliebten Abſtruſität der Speculation und Ungenießbarkeit der Form die Philoſophie ſelbſt in Miscredit gebracht; dann ließ es die Reaction nicht daran fehlen, auch den Miserfolg der von ihr ausgegangenen kirchlichen und politiſchen Bewegung nach Kräften zu ihrer Herabſetzung auszubeuten; weiterhin wurde ſie durch den glänzenden Aufſchwung der Naturwiſſenſchaften in Schatten geſtellt, und endlich thaten die immer mächtiger um ſich greifenden Erfolge des Induſtrialismus und Materialismus das Ihrige, ſie vollends in den Hintergrund zurückzudrängen. Aber trotz alledem bleibt es faſt unbegreiflich, daß ſich das Intereſſe an ihr ſelbſt nicht nur, ſondern auch an allem, was den Gegenſtand ihres Forſchens und Strebens ausmacht, in ſolchem Umfange vermindern, in ſolchem Grade abſchwächen konnte, wie es wirklich geſchehen iſt. Haben denn die ewigen Fragen nach Gott und Unſterblichkeit, nach dem Urſprung und Zweck des Daſeins, nach dem Zuſammenhang der Dinge, nach Geſetz und Freiheit u. ſ. w. Fragen, die durch alle Zeiten hindurch die größten Geiſter beſchäftigt, jedes fühlende Herz in Bewegung geſetzt haben, urplötzlich alle Bedeutung verloren? Oder iſt die deutſche Nation, die noch vor kurzem als ein „Volk von Denkern" gerühmt wurde, dergeſtalt ſich ſelbſt untreu geworden, daß ſie auf einmal vor nichts eine ſo heilige Scheu empfindet, als eben vor dem Denken? Hat ſie von dem in ſeiner Art einzigen und unvergleichlichen Genuß, den es gewährt, ſich mit der Leuchte der nach unverbrüchlichen Geſetzen denkenden Vernunft nach und nach durch Nacht zum Licht, durch Irrthum zur Wahrheit hindurchzuarbeiten, ja von der hohen Befriedigung, die mit dem Forſchen als ſolchem verknüpft iſt, ſchlechterdings keine Vorſtellung, keine Ahnung mehr? Faſt ſcheint es ſo; ſonſt würde man nicht, was wahrhaft beglückt, verſchmähen und nach Wegwurf haſchen.

Und dennoch kann ich dieſen Zuſtand nicht für einen dauernden halten. Je ausſchließlicher man ſich jetzt der Luſt am Materiellen und Sinnlichen hingibt, um ſo eher

wird man inne werden, daß die menſchliche Natur einer höhern Labe bedarf. Man wird ſich ſeines Zuſammenhangs mit dem Ewigen und Göttlichen erinnern und mit doppeltem Verlangen danach trachten, deſſen gewiß zu werden. Dann aber wird man erkennen, daß dieſe Gewißheit, ſoweit ſie überhaupt möglich, einzig und allein die Philoſophie zu gewähren vermag, weil ſie allein es iſt, die dem Endlichen und Unendlichen im Menſchenweſen gleich gerecht wird, indem ſie weder die Alleingültigkeit übernatürlicher Offenbarungen, noch die abſolute Herrſchaft der Materie und blinder Naturkräfte proclamirt, ſondern eben im Geiſtes- und Seelenleben des Menſchen das einheitliche Zuſammenwirken beider erfaßt. Es kann alſo nicht ausbleiben, daß der Menſch, wenn er nicht völlig im Staub verſinken oder ſich ganz und gar ins ſchlechthin Unerreichbare und Unbegreifliche verlieren will, dennoch wieder an den Quellen der Philoſophie Erquickung und Kräftigung ſuchen muß; ja es ſind deutliche Zeichen vorhanden, daß in den tiefer angelegten Naturen das Bedürfniß hiernach ſchon jetzt empfunden wird, und wenn man demſelben folgt, wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß diejenigen, welche hier aufrichtig ſuchen, auch finden werden.

Denn die Philoſophie iſt inzwiſchen nicht unthätig geweſen; im Gegentheil, ſie hat die Zeit der Demüthigung und Erniedrigung, die ſie zur Sühne ihrer Selbſtüberhebung hat durchmachen müſſen, eifrig und weislich zu ihrer Läuterung und Conſolidirung benutzt, ſie iſt ſich in ihrem Kampf mit dem Materialismus und den Erfahrungswiſſenſchaften nicht nur ihrer Kraft, ſondern auch ihrer Mängel klar bewußt geworden, ſie hat mit Ausdauer an der Durchbildung jener, wie an der Ueberwindung dieſer gearbeitet, hat ſich für ihre Unterſuchungen neue, feſte Grundlagen, für ihre Argumentationen naturgemäßere, überzeugungsvollere Methoden, für ihre Darſtellung eine gemeinverſtändlichere, wohlgefälligere Sprache angeeignet und nach verſchiedenen Seiten und Richtungen hin Werke geſchaffen, die nach Gehalt und Form hochbewunderte Arbeiten früherer Epochen weit überragen und von denen man einſt nicht begreifen wird, daß ſie nicht von ihren Zeitgenoſſen mit allgemeiner Anerkennung und Begeiſterung aufgenommen worden ſind.

Zu den bedeutendſten Werken dieſer Art gehören auch die unſers Autors, insbeſondere ſeine „Anthropologie“ und „Pſychologie“, in denen der Verfaſſer mit ſorgfältigſter Benutzung der auf dieſem Gebiet von den Naturwiſſenſchaften erzielten Reſultate und kritiſcher Verwerthung der philoſophiſchen Arbeiten die genannten beiden Wiſſenſchaften auf weſentlich neuer Grundlage ausgebaut und insbeſondere, durchweg auf erfahrungsgemäße, jedoch nicht blos äußerliche, ſondern auch innerliche Thatſachen ſich ſtützend, zu wiſſenſchaftlicher Geltung gebracht hat, daß der menſchliche Geiſt weder, wie der Spiritualismus bisher anzunehmen pflegte, ein von der ſinnenfälligen Realität gänzlich verſchiedenes, an Raum und Zeit nicht gebundenes Pneuma, noch auch, wie der Materialismus behauptet, blos ein Accidens, eine ſelbſt ſubſtanzloſe Eigenſchaft oder Function des Körpers, ſondern vielmehr, gleich allem übrigen Realen, einerſeits ein raumzeitliches, von den ſinnenfälligen Naturerſcheinungen nur durch höhere Begabung und Vervollkommnungsfähigkeit ſich unterſcheidendes, andererſeits auch ein an ſich ſelbſt ſubſtantielles, den veränderlichen Geiſtesphänomenen beharrlich zu Grunde liegendes Realweſen iſt, welches als ſolches mit der Sinnenwelt zwar eng verflochten, aber in ſeinem tiefſten Urſprunge nicht durch dieſelbe bedingt, ſondern unmittelbar aus dem Urgrund alles Daſeins ſtammend, mithin „apririſch“ oder „vorempiriſch“, zwar zu univerſeller Ausbildung angelegt, aber in ſeinem innerſten Kern von entſchieden individualiſirtem, eigenperſönlichem Charakter iſt.

Die ſchwer ins Gewicht fallenden Verdienſte dieſer Werke um die Wiſſenſchaft als ſolche haben ſelbſt in unſern, der Philoſophie abholden Zeiten innerhalb der für ſo tiefgehende Forſchungen empfänglichen Kreiſe nicht unerkannt bleiben können, und in noch umfaſſenderer Weiſe wird ihnen die Anerkennung der Zukunft zutheil werden. Damit aber iſt ihrer weitgreifenden Bedeutung noch keineswegs Genüge geſchehen: denn dieſe reicht weit über das rein Theoretiſche und Wiſſenſchaftliche hinaus in das Gebiet des Fühlens und Handelns hinein, ja man darf behaupten, ihre gemüthberührende und praktiſche Bedeutſamkeit, namentlich auf den Gebieten der Religion und Ethik, hat noch mehr als die rein theoretiſche auf möglichſt baldige und allgemeine Anerkennung Anſpruch, da ſie, wenn es ihr gelänge, ſich wirklich der Herzen und Geſinnungen, wenn auch zunächſt nur des gebildeten Theils der Nation zu bemächtigen, nothwendig einen mächtigen, tiefgreifenden Einfluß heilſamſter Art auf alle Lebensverhältniſſe ausüben würde.

Die Möglichkeit und Erſprießlichkeit eines ſolchen Einfluſſes iſt auch dem Autor nicht entgangen, und demgemäß hat er nicht unterlaſſen, ſchon in den genannten Werken auch die religiöſe und ethiſche Seite ſeiner Unterſuchungsergebniſſe zu betonen. Gleichwol konnte dies dort bei dem vorherrſchend wiſſenſchaftlichen Charakter der Schriften nicht in dem Umfange und mit demjenigen Nachdruck geſchehen, wie es die Sache an ſich wünſchenswerth erſcheinen ließ. Darum hat ſich der Autor gedrungen gefühlt, dieſe Elemente ſeiner auf anthropologiſch-pſychologiſchem Wege gewonnenen Gott- und Weltanſchauung in einer beſondern Schrift darzulegen, und die Frucht dieſer Arbeit iſt eben das vorliegende, nach Inhalt und Darſtellung auch den weitern Bildungskreiſen gewidmete und dieſen zu allgemeiner und warmer Beherzigung zu empfehlende Buch. Daß es ihm bei Abfaſſung deſſelben wirklich im Grunde des Herzens um die Erzielung eines heilkräftigen Einfluſſes auf die Gebrechen unſerer Zeit zu thun geweſen iſt, ergibt ſich von Anbeginn daraus, daß er ſein Vorwort an eine Aeußerung Gelzer's anknüpft. Dieſe lautet:

Das geheime Seelenleiden und die größte ſittliche Gefahr der Gegenwart iſt die unverſöhnte Spannung zweier Bildungsſtufen. „Solange die Verſöhnung zwiſchen unſerer religiöſen und unſerer wiſſenſchaftlichen Cultur nicht für die Mehrzahl gefunden, d. h. in allen Kreiſen unſerer Nationalbildung, in Kunſt und Schule, in Erziehung und Leben, mit Weisheit durchgeführt

, wird unsere Zeit an diesem innern Widerspruche wie an em geheimen Schaden fortwährend kränkeln, der bald die liche, bald die geistige Entwickelung mit Verkümmerung roht.

Nachdem der Autor ausdrücklich erklärt, von dieser ıften Betrachtung auch bei der Abfassung dieses seines ıgsten Werks geleitet zu sein, fährt er fort:

Was die Kirche uns zu glauben gebietet, kann nicht mehr laubt werden in dieser Form und Fassung; denn es steht Widerspruch mit der Verstandesbildung unserer Zeit, die sich ı nicht mehr gefangen nehmen läßt im Glauben. Und es ist zeblich, auf Aenderung dieses Verhältnisses zu hoffen. Soll ch Glaubensautorität die Kirche gerettet werden, so ist ihre cht für immer dahin.... Was andererseits die landläufige ſenschaft auf den literarischen Märkten als ihre Weisheit verdet, ist so hohl und leer, ist so obenhin abgeschöpft von dem rflächlichsten Anschein der Dinge, daß es beklagenswerth e, darin das wahre Ergebniß menschlichen Forschens, den ıften Ertrag der Wissenschaft für die religiöse, wie für die emeine Bildung erreicht zu glauben.

Der Verfasser weist nun darauf hin, wie erfolglos ıer alle Bemühungen gewesen sind, von dem einen die beiden Standpunkte aus den andern zu überwinden, die Theologie von ihrer unfreien Dogmatik und die ıte Aufklärung von ihrer oberflächlichen Negation aus Lösung des bestehenden Widerstreits gleich unfähig ist wie auch gewisse unklare und in Halbwahrheiten sich egende Vermittelungsversuche zwischen Glauben und ſen zu keinem befriedigendern Resultat geführt, son- ı den Dualismus zwischen einseitigem Supranaturaus und Naturalismus nur noch schroffer ausgebildet n. Er sagt unter anderm:

Wenn die Welt des Glaubens uns aufnimmt, verlassen (so scheint es wenigstens) die Welt des Gewohnten und rdlichen. Wenn wir im Leben verweilen und der vielseiBildungsmittel genießen, welche die Ergebnisse der Wissenin allen Zweigen freier Forschung uns bieten, so trennt eine tiefe Kluft von jenen mit Geheimnissen und Unbegreifiten verwachsenen Glaubensanschauungen. Es sind zwei nnte Welten, die um unsern Besitz sich streiten. Eine le zwischen beiden, deren man unzählige versucht hat, gibt cht, und es ist sogar von entscheidender Wichtigkeit, dies sehen. Denn hier gilt, wie man sieht, kein Sowol-Alssondern allein ein Entweder-Oder; hier ist keine Theider Gewalten, kein Compromiß möglich. Wie es in der nur eine Welt gibt und eine Wahrheit, so kann auch ie Religion ganz recht haben oder die sinnlich weltliche ssung der Dinge.

Man braucht nur diesen Gegensatz in solcher Schärfe Auge zu fassen, um sofort zu fühlen, daß er überen werden muß. Wer aber soll zwischen beiden ent-en? Nach dem Autor kann diese Entscheidung, die ichtigste für das gesammte Menschendasein, allein die Wissenschaft erfolgen, und zwar, wie er ausich hervorhebt, nur durch eine freie, nichts voraus-de Wissenschaft, die also zugleich auch von jeder Beng zu einer bestimmten Theologie sich ablösen muß. nur in dem Falle, so betont er, könne der Wiederu sicher und fest sein, wenn er auf der Grundlage rfaler, zugleich unbestreitbarer Weltthatsachen ruhe, das „Natürliche" sich für die freie Erkenntniß geals die Bewährung des „Uebernatürlichen" erweise.

Dies ist die Aufgabe, die der Autor sich selber stellt; von diesem Gesichtspunkt aus übernimmt er es, zwei in die höchsten transscendentalen Gebiete fallende Frage, die über die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen, welche aber miteinander in einem so engen und unauflöslichen Zusammenhange stehen, daß sie zusammen nur eine Frage bilden, in einer den Forderungen einer wahrhaft freien, auf wirkliche Erfahrung sich gründenden Wissenschaft zu beantworten, und es gelingt ihm, dieses schwierigste aller Unternehmen mit einem so bedeutenden, in wesentlichen Beziehungen durch Neuheit überraschenden Erfolge durchzuführen, daß wir unter allen uns bekannten Lösungen dieses ewigen Problems die seinige für die wissenschaftlich durchgebildetste und überzeugendste halten müssen.

Versuchen wir hiernach von den wesentlichsten Gründen, auf welche dieselbe sich stützt, und von dem allgemeinen Gedankengange des reichhaltigen Werks wenigstens einige Andeutungen zu geben.

Außer einer Vorrede und einer sehr genau den Standpunkt des Autors darlegenden Einleitung gliedert sich das Ganze in zwei Bücher, von denen das erste „Die allgemeinen Vorfragen", das zweite „Die metaphysische, anthropologische und ethische Begründung" enthält.

In dem erstern geht er von dem Gedanken aus, daß, wenn überhaupt die Frage nach dem Jenseits von einem erforschbaren Grunde aus beantwortet werden solle, die Untersuchung an die menschliche Selbsterkenntniß angeknüpft werden müsse, denn gleichwie nach einer durchgreifenden und anerkannten Naturanalogie, in der organischen Entwickelung jedes beseelten Wesens dem gegenwärtigen Zustande desselben seine ganze noch verhüllte Zukunft eingebildet sei, so liege unzweifelhaft auch im gegenwärtigen Menschenbewußtsein bereits der Keim seines zukünftigen Daseins verborgen und müsse sich in demselben entdecken lassen. Diesen Spuren nachzugehen und durch sie dem Unsterblichkeitsglauben eine vorherrschend „anthropologische" Begründung zu geben, sei daher das eigentliche Ziel dieser Untersuchung. Als Spuren dieser Art erörtert er sodann nacheinander folgende erfahrungsgemäße, durch Geschichte und Einzelbeobachtung beglaubigte Thatsachen.

1. Die Vorstellung von einer Fortdauer des Menschen auch nach dem Tode ist ein auch unter den rohesten Naturvölkern verbreiteter Naturglauben. Er muß daher irgendwie mit der instinctiven Natur des Menschen selbst verwachsen sein.

2. Bei den Culturvölkern knüpft sich daran ein ethisches Element, indem das jenseitige Leben zugleich als Lohn oder Strafe für das diesseitige Verhalten gedacht wird. Schon dies ist aus der Quelle einer blos natürlichen Existenz und sinnlichen Auffassung seiner selbst nicht zu erklären.

3. In noch höherer Form kündigt sich die Ueberzeugung des Menschen von seinem Zusammenhange mit einer übernatürlichen Macht in dem Glauben an eine göttliche Vorsehung oder Weltregierung an, indem hierdurch auch das Eingreifen eines übersinnlichen, transscendenten Prin-

cips in die diesseitigen Angelegenheiten des Menschenlebens angenommen wird.

4. Dieser Glauben findet unter anderm seine Bestätigung in der aus den bloßen Naturgesetzen unerklärlichen Thatsache, daß der Fortschritt des Menschengeschlechts hauptsächlich durch höher begabte, von oben her inspirirte Geister (productive Genien) bewirkt wird. Die höhere Begabung solcher Geister blos aus der Natur ableiten zu wollen, ist darum unzulässig, weil alles, was lediglich den Naturgesetzen folgt, keine plötzlichen Durchbrüche völlig neuer Daseinsformen noch überhaupt einen permanenten Fortschritt zeigt, sondern sich vielmehr in einem stets wiederkehrenden Kreislauf bewegt. Die außerordentliche Erleuchtung voranschreitender Geister ist daher nur als der Ausfluß einer übernatürlichen Ursprungsquelle, im tiefsten Grunde als eine besondere Einwirkung Gottes zu denken, und ist von diesen Geistern selbst, wie von der durch sie erleuchteten und weitergeführten Menschheit fast ausnahmslos in diesem Sinne aufgefaßt worden.

5. Den höchsten Ausdruck findet diese Anschauungsweise in dem religiösen Glauben an eine göttliche Selbstoffenbarung, namentlich in der Vorstellung, daß Gott selbst in die Menschengestalt sich eingesenkt und als Gottmensch die Erlösung des Menschengeschlechts bewirkt und dasselbe eines ewigen Lebens theilhaftig gemacht habe.

6. Diesen welt- und religionsgeschichtlichen Thatsachen entspricht, daß der Mensch selbst sich von jeher über die Natur gestellt, sich als Herrn der Schöpfung betrachtet und fortwährend demgemäß gehandelt hat. Während das Thier sich vollkommen in seiner natürlichen Existenz befriedigt fühlt, strebt der Mensch rastlos über dieselbe hinaus und schafft dieselbe durch Cultur, Civilisation und Kunst in ein wesentlich neues, vergeistigtes Dasein um und wird, indem er, von der Idee einer unendlichen Perfectibilität durchdrungen, einem höchsten, idealen Ziele zustrebt, gerade hierdurch zum Menschen im eigentlichsten und wahrsten Sinne des Worts, denn eben seine Cultur- und Vervollkommnungsfähigkeit, d. i. das geschichtbildende Princip in ihm, ist das Charakteristikum, welches ihn am entschiedensten von allen übrigen Erdenwesen unterscheidet.

7. In diesem Streben und der ihm entsprechenden Thätigkeit erblickt der Mensch zugleich sein höchstes Gut, die Grundbedingung seiner Glückseligkeit. Um das ihm dabei vorschwebende Ziel, höchste Vervollkommnung seines Wesens, zu erreichen, reicht jedoch sein blos sinnliches Verhalten, wie überhaupt sein Erdenleben nicht aus. Er muß daher, wenn er nicht von vornherein an der Erreichbarkeit seiner Ziele verzweifeln soll, in seiner Geistigkeit den eigentlichen Kern seines Wesens erblicken und von dem Glauben an dessen Fortdauer auch nach dem Tode durchdrungen sein. Die Zuversichtlichkeit, mit welcher sich der Mensch, als Einzelwesen wie als Gattung, dem ihm eigenthümlichen und ihn vor allen übrigen Geschöpfen auszeichnenden idealen Streben hingibt, ist somit ein unzweideutiges Zeugniß der ihm inwohnenden Ueberzeugung von der Uebersinnlichkeit und Unvergänglichkeit seines Wesens.

8. Wäre dem Menschen dieses Streben angeboren ohne eine ihm entsprechende Leistungsfähigkeit innerhalb seiner diesseitigen Existenz und ohne jedwede Aussicht auf eine Weiterführung seiner Anstrengungen in einem jenseitigen Leben, so läge darin ein Misverhältniß und Widerspruch, wie er sonst im Bereich der ganzen Schöpfung nicht gefunden wird: denn es gibt sonst kein Wesen, dem von der Natur ein Trieb nach etwas schlechthin Unerreichbarem, seinen Anlagen Widersprechendem eingeimpft wäre; es wäre daher die willkürlichste Inconsequenz, diese Analogie nicht auch auf den Menschen, das hochgestellteste Wesen, ausdehnen zu wollen.

9. Soll aber dieser Widerspruch wirklich gehoben werden, so muß nicht nur die Menschheit im ganzen, sondern auch das Individuum auf eine Fortdauer seiner geistigen Existenz rechnen dürfen, denn in der Welt des Geistes geht aller Fortschritt von dem Einzelnen, nicht von der Gattung aus, und das Wesentliche der Menschheit besteht keineswegs, wie es von den Thiergattungen gilt, aus einem Geschlecht gleichartiger, uniformer Wesen, sondern aus der höchsten Mannichfaltigkeit einzelner, genau verschiedener Persönlichkeiten, die, was sie zusammen Höheres leisten, nicht durch den die Fortpflanzung des Geschlechts bewirkenden Gattungsproceß, sondern durch den Austausch productiver und receptiver Genien zu Stande bringen.

10. Neben diesen objectiven Bürgschaften für die Seelenfortdauer gibt es auch eine Reihe subjectiver Zeugnisse im Empfindungsleben des Menschen. Dahin gehören unter anderm die natürliche Todesscheu des Menschen und die ethische Ueberwindung derselben, wie sie sich in der unwillkürlichen „Lebensverschwendung", im todesverachtenden Muth und in der Todesfreudigkeit zu erkennen gibt, ferner das an die natürlichen Seiten seines Daseins sich knüpfende Schamgefühl; sodann selbst viele irrthümliche Richtungen seines Geisteslebens, namentlich seine Neigung zum Aber- und Wunderglauben, und vor allem das beherrschende Grundgefühl von der innern Macht und Unverwüstlichkeit seines Wesens, welches eigentlich all seinem Fühlen, Handeln und Denken als Unterlage dient und schließlich ihn auch dazu drängt, das ihm ursprünglich Gewisse auch durch Vernunftgründe und wissenschaftliche Argumentationen festzustellen.

Adolf Zeising.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Die Grundform der Poesie und ihre Entwickelung.

Als einst die Rhapsoden Joniens, als im alten Sachsenlande die Mime, wie das Volk seine wandernden Sänger nannte, und die Skalden des Nordens von Hof zu Hof zogen, wie noch heute die Tolholos unter den Mongolen der Steppe, um die Thaten der Väter dem lauschenden Volk zu singen, da mußte jedem die enge Verknüpfung der Form, in welcher die Dichtung auftrat, mit ihrem Inhalt mehr als heute verständlich werden. Die Dichtung erschien stets und überall in einer, wir können sagen heiligen und darum unantastbaren Form und Weise.

man kannte sie nicht anders als so und immer nur so, durch keine Reform wurde das Ohr aus dem rhythmischen Takte gerissen, in den es sich hineingelebt hatte, der ihm zuletzt angeboren war.

Die Fülle der dichterischen Formen, welche sich im Laufe der Zeiten gestalteten, die Versuche, sie überall anzuwenden, die Schrift endlich, in welcher so viele Dichtungen vor unser Auge traten, entwöhnten das Ohr mehr und mehr, setzten es in Unruhe und verwirrten es. Form galt zuletzt eben nur als Form, aber man hielt sie für die Hauptsache in der Dichtkunst, man ahnte wenig mehr von ihrem Ursprung aus oder mit dem Inhalt, man nahm von irgendeinem hellenischen oder römischen Vorbilde das Metrum und zwängte einen Inhalt in die mehr oder weniger unliebsame Form. Dichtung war, was nur die Form hatte. Ein natürliches Ohr, und ebenso ein geschultes, das Inhalt und Form in ihrer harmonischen Verbindung auffassen gelernt hatte, empfing sofort den Eindruck des Fremdartigen, Unzusammengehörigen aus solcher gemachten Dichtung, es fühlte sich beleidigt, abgestoßen durch den Mangel an Harmonie, durch die fehlende Gesetzmäßigkeit des Schönen.

Untersuchungen über das Versmaß und seine ästhetischen Grundlagen sind deshalb von Interesse, wenn sie von unserm heutigen Standpunkte mit Benutzung alles dessen ausgehen, was die umfangreichen Studien der Culturgeschichte, der Sprachen und Literaturen der Völker zutage, uns zugeführt haben, und aus diesem Gesichtspunkte wollen wir das folgende Werkchen betrachten:

Die ästhetischen Principien des Versmaßes in Zusammenhang mit den allgemeinen Principien der Kunst und des Schönen. Von Konrad Hermann. Dresden, Kuntze. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Seitdem Baumgarten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die neue Wissenschaft schuf, welche er Ästhetik nannte, sind wir in vielem weiter gekommen, als unsere Anschauungen über das Gebiet der Phantasie und ihre reinste und höchste Thätigkeit, die Kunstschöpfung, läutern mußte. Noch immer aber ist nach dem Verfasser die Behandlung „eine ungenügende, solange die strenge wissenschaftliche Diagnose des Unterschiedes der einzelnen Arten des Schönen nicht auf die Basis der genauen Beobachtenden Erforschung sowol des Princips der Form wie der allgemeinen ästhetischen Gliederung der einzelnen Bestandtheile und Beschaffenheiten des Schönen, als auch der durchaus concreten Natur des empirischen Stoffs oder Materials, in welchem dasselbe wurzelt, gestellt wird". Dieser Stoff ist für die Dichtung die Sprache, jene Form das Versmaß in seiner Gliederung als Fuß, Vers und Strophe. Ist nun auch der Dichter „ganz in demselben Sinne ein Künstler in der Behandlung der Sprache, wie der Musiker in der des Tons, der plastische Künstler in Bezug auf den Stein oder der Maler in Bezug auf die Farbe" ein solcher ist, so muß dennoch ein Unterschied festgehalten werden. „Die Poesie verzichtet von vornherein auf jedes Gefangennehmen der Sinnlichkeit des Menschen durch den Reiz oder das Wohlgefällige einer bestimmten äußern Form: nur die innere Einbildungskraft oder Phantasie der menschlichen Seele ist es, an die sie sich wendet, welche sie mit dem Inhalt der von ihr geschaffenen Gestalten erfüllt." Dem Verfasser ist die Poesie „die rein innerliche oder geistige Kunst".

Wir können eine Scheidung der Art nicht anerkennen, um so weniger, wenn wir zurückschreitend die Dichtung stets in Verbindung mit der Musik, als Gesang zunächst, auftreten sehen. Aber auch heute noch ist eine Wirkung auf die Phantasie in keiner Weise anders möglich als durch die Sinnlichkeit hindurch, wenn wir auch den blitzschnellen Durchgang kaum bemerken. Wir kommen zum Schluß darauf zurück.

Der Verfasser erkennt, daß „der wahre und echte poetische Gedanke der Regel nach(?) nur zugleich mit und innerhalb seiner metrischen Form geboren wird". Das Versmaß erscheint hiernach „nicht sowol als Fessel, als künstlich erschwerter Ausdruck des Denkens", als vielmehr „in dem Licht eines nothwendigen Mittels der Erziehung und der ganzen innern Vollendung der Poesie selbst für uns.... Poesie und Versmaß sind etwas organisch zueinander Gehöriges."

Hiermit stimmen wir vollständig überein. Jede bestimmte Gattung poetischen Schaffens bringt die Eigenart der Form mit sich, ohne welche sie ebenso wenig denkbar ist als ein jedes Naturgebilde ohne die aus dem Gesetz seines Entstehens resultirende Form. Im Forschen nach diesem Gesetz für das Versmaß trennt der Verfasser zwei Formen in der Dichtung der Völker, die classische, welche auf der Quantität der Silben, der Scheidung in lange und kurze, beruht, und die moderne Form, welcher nur der Accent, die Betonung, zu Grunde liegt. Wir dürfen hier nicht von „betonten und unbetonten" Silben sprechen, sondern nur von verschiedener Betonung. Absolut unbetonte Silben sind nicht vorhanden, es ist nur ein relatives Verhältniß, und wir nähern uns mit dieser Auffassung einer Einigung beider Formen, der antiken und modernen, in einer Grundform, aus welcher jene sich entwickelt hat, während die moderne eigentlich die Grundform selbst ist, nur umgewandelt mit der umgewandelten Sprache.

In der modernen Dichtung trat der Reim hinzu, in welchem der Verfasser nur eins der „schmuckvollen Elemente" erblickt, welche die Sprachmalerei zu Hülfe nahm. Wir sehen mehr in ihm. Sehr richtig führt der Verfasser den Reim auf die Alliteration zurück, die dreifache Wiederkehr eines und desselben Consonanten in einer Verszeile. Ihr folgte die Assonanz, die Wiederkehr gleichartiger Vocale, endlich der Reim, die Bindung zweier Verse durch den ähnlichen Ausgang ganzer Silben. Zu Anfang des Werks spricht der Verfasser sich nun dahin aus, daß das Versmaß in ältesten Zeiten, als die Schrift noch fehlte, bis zu einem gewissen Grade das Bedürfniß derselben ersetzt habe. Von der Alliteration gilt das unstreitig. Mit dem ersten bedeutungsvollen Wort empfing man auch den Anlaut des zweiten und dritten, sie bildeten das Knochengerüst, an welches sich das Fleisch anlegte.

Man prägte sie sich ganz besonders ein, und in der Sprache haben sich solche alliterirende Grundlagen eines Verses noch erhalten, wie Schild und Schirm, Thür und Thor, Wohl und Wehe u. s. w., und ebenso aus der ersten Reimzeit, wie Borgen macht Sorgen, Ehestand Wehestand u. s. w. Reim wie Alliteration waren Unterrichtsmittel zur Einprägung nicht nur der Lieder in den Sängerschulen, sondern ebenso der Sprache im Volk, welches sie durch mühsamsten Unterricht einer uralten, weiblichen Priesterschaft empfing, wie sich mehr und mehr zeigen wird.

Ein zweites wichtigeres Unterrichtsmittel zur Erlernung der Sprache war aber der Accent. Einsilbig wie die erste Sprache war, kannte sie keinen Unterschied zwischen den Silben. Jedes Wort, also jede Silbe, war von gleicher Quantität, war lang und betont, aber in der Art der Betonung unterschieden sie sich. Wörter, welche geschrieben durchaus gleich aussehen mußten, traten durch den Accent gar sehr auseinander. Das Chinesische, das der Ursprache sehr nahe steht, hat noch heute vier oder fünf verschiedene Betonungen, Stimmodificationen, welche dem damit nicht vertrauten Ohr kaum verständlich sind. Rosny spricht von einem Gezwitscher, das er nie lernen zu können meinte, und es gehört ein langer Umgang dazu, Ohr und Zunge und Kehle darauf einzuüben. „Die Musik der Sprache, die einst vorhanden, haben wir verloren", sagt Max Müller sehr wahr, und mit ihr das Verständniß jener „ersten Poesie der Menschheit", wie Bunsen die Schöpfung der Sprache nennt. Wir gelangen jedoch durch unsere Forschungen allmählich wenigstens zur Erkenntniß. Ob zwischen Betonung und Bedeutung eine Verbindung bestanden, ist eine Frage, zu welcher die Sprachforschung kommt, wenn neben dem bis heute hauptsächlich ins Auge gefaßten Lautwechsel der Wechsel der Bedeutungen beachtet werden wird.

So viel ist indeß bereits festgestellt, daß die Vor- und Nachsilben, die Präfixe und Suffixe, also die kurzen Silben der Sprache, einst gleichfalls Stammwörter gleich denen gewesen, die es heute noch sind, ja viele solcher kurzen Silben einer Sprache erscheinen in einer andern noch in ihrer ursprünglichen langen Form als selbständige Wörter. Durch fortschreitende Corruption entstanden aus ursprünglichen Compositionen scheinbare Ableitungen, der Spondeus verwandelte sich damit in einen Trochäus oder auch in einen Jambus, wenn das erste Wort die Corruption erlitt. Je corrumpirter also eine Sprache geworden, je reicher ihre Flexion, eben jene Ableitungsformen, sich gestaltet hatten, um so mehr eignete sie dem Versmaß — und eine solche war die griechische.

Eine Welt mußte untergehen, ehe man die Pyramiden, die Sophienkirche und ganze Städte wie Tor und Dschidda in Arabien aus den Panzern einst lebender Infusorien errichten konnte. So mußte auch die älteste Sprachwelt untergehen, ehe die Homerischen und weiter die Aeschyleischen und Pindarischen Kunstbauten erstehen konnten. Aus der Corruption erst ward die Metrik geboren, wie Aphrodite aus dem grausen Morde des Uranus hervorging, in engerm Zusammenhange mit der Poesie, als man heute ahnt. Wenn nach unserm Verfasser „alle Wissenschaft vom Versmaß an der griechischen Metrik ihren allgemeinen Prototyp oder ihre höchste vollendete Erscheinung" hat, so verdankt sie das jener großartigsten Corruption. Und wenn wir die griechische Verskunst „in ihrer vollen ursprünglichen Schönheit und Frische nie unbedingt erreichen und nachbilden" können, so bewiese das eine geringere Corruption unserer Sprache, wohin auch die beibehaltene Accentuirung deuten würde. Dennoch hat auch unsere Sprache eine große Corruption erlitten, aber sie ist ihren eigenen Weg gegangen. Mit welcher Leichtigkeit jedoch sie vor manchen andern sich der griechischen Dichtung anzuschließen vermochte, ist bekannt. Auch sie hatte mit immer fortschreitender Corruption jene „so schöne und glücklich temperirte Lautmischung" gewonnen, welche der Verfasser hauptsächlich dem Griechischen zuweist; auch sie war zu der Fähigkeit gelangt, „größere und kunstreich verschlungene Gruppen aus beiden Silbenelementen, dem langen und dem kurzen, zu bilden". Nur in einem Punkte noch außer der Accentuirung ist unsere Sprache und Dichtung der ältesten treu geblieben und hat sich dem classischen Vorbilde nicht genähert — das ist die einfache alte Syntax, welche der Hellene und nach ihm der Römer dem Klanggefühl opferte. Von einer Verderbniß ist weder hier noch bei der obigen Corruption die Rede, der Ausdruck Corruption mag daher falsch gewählt sein, wir haben ihn indeß aus der Sprachwissenschaft beibehalten. Es war eine fortschreitende Entwicklung, aus welcher schöne Früchte hervorgegangen sind.

Unser Autor nimmt das Verhältniß des antiken und des modernen Versmaßes als „den allgemeinen Gegensatz des classischen und des romantischen, des objectiv sinnlichen und des subjectiv geistigen Schönheitsideals". „Der Klang des Hexameters ist etwas an sich und unbedingt oder ein außerhalb alles Verständnisses des in ihm liegenden Inhaltes Schönes; alles neuere Versmaß ist weniger an und für sich als vielmehr nur im Zusammenhang des in ihm ausgedrückten Inhalts schön." Wenn aber der Satz feststeht, daß die schöne Form nur mit dem schönen Inhalt geboren wird, so ist der Hexameter darum schön, weil er der Träger einer großen herrlichen Klangwelt geworden, die Großes und Schönes enthielt; und kann irgend welches neuere Versmaß, das in echt dichterischem Geist mit seinem schönen Inhalt entsprang, anders sein? Wenn ein Unterschied vorhanden, so liegt er in etwas anderm, und wir kommen damit auf das Verhältniß des musikalischen Tonprincips zum musikalischen.

Das Versmaß ist nach unserm Werke „eine Kunstform, die sich allein und organisch aus der Sprache selbst entwickelt, während aller Gesang auf einer bloßen Uebertragung des an sich fremden musikalischen Tonprincips auf die Sprache beruht". Es wird sich jedoch immer mehr bewahrheiten, was einzelne Forscher bereits ausgesprochen, daß älteste Sprache und Gesang eins gewesen sind. Die Spracherfinder und Lehrer waren Sänger und erscheinen unter diesem Namen noch in den Religionen wie in den Mysterien des Ursängers Dionysos, Alles aber

vie die Völker ihn sonst nannten. Sie priesen ihn als en Erwachten, den „ersten im Blitzfeuer geborenen Menchen" — er wurde später ein Gott. Sein Erwachen gechah vor dem tönenden Meer, das er zum ersten mal rblickte, dessen Sang, dessen Hebung und Senkung er in en ersten einfachen Sprachwellen nachahmte, bald in langezogenen, bald in rascher verlaufenden, hier gleichsam ufsprühenden, dort tief niederschlagenden Folgen. Und iese Stimmodificationen, zunächst an einen einzigen in en Mysterien bewahrten heiligen Ruf gewandt, diese achahmung des Meers begleitete er mit Körperbewegun-n. Sprache, Gesang, Tanz sind gleichzeitige Erfinungen, welche am Anfang der Culturgeschichte stehen, reint mit dem Erwachen des menschlichen Geistes. Dar blieb Gesang und Tanz, unter Begleitung später nzutretender Instrumente, in den Religionen, welche n jener ersten halb verschollenen Urlehre des Erwa-ens, dem Cultus des Spracherfinders, des Ursängers, sgingen.

Eine Volkssprache trennte sich später von der ältesten ngsprache. Diese blieb in den Culten, und ein monoter Rest hat sich bis heute in der traditionellen Sprachise unserer Prediger erhalten, wie hier und da auch der Volkssprache — ich erinnere nur an das Sächsische — as von ältester Sangweise geblieben ist. Alliteration Versmaß gingen aus dieser hervor, sie beruhen beide der accentuirenden Grundform aller Poesie und Sprache. incip blieb aber auch in der metrischen Form die Hebung und Senkung des Meers, der Wechsel der Meeresmmungen. Damit gelangte man zu einer ästhetischen rmonie, nicht indem man Arsis und Thesis als das Harmonie Nothwendige erkannte und aus der Erntniß in Fuß und Vers hineintrug, sondern in einem Anschluß an die Natur, hier des Meers. Und en Anschluß hielten die Sängerschulen aus der Tradition fest, aus ihm ging der Hexameter als vollkommenstes Kunstgebilde hervor.

Aber dieses Festhalten an einem Uralten, Hochheiligen, für die ganze Cultur der Menschheit Bedeutungsvollsten zeigt sich nicht blos in der Dichtung, in Gesang, Musik, Tanz — es ist in der ganzen Kunst bis in das Mittelalter hinein vorhanden. Was die alten Sängerschulen für die Dichtung, das waren die Maler-, Bildhauer- und Hüttenbrüderschaften für die räumliche Kunst, treue Bewahrer einer alten, mit jenem Erwachen am Meer verknüpften Kunsttradition. Alle Kunst ging darauf hin, ähnliches Staunen, einen ähnlichen Enthusiasmus für ihre Schöpfungen hervorzurufen, wie sie nach der Tradition einst vor der Erscheinung des Meers entstanden. Und wol erregte mancher den Geist der Hörer und Schauer in mächtiger Weise durch Gebilde des Meißels oder des Pinsels oder durch Sang und Tanz, aber nie wieder wurde die Erregung eine so gewaltige, folgenreiche, als damals bei dem großen Heiligen der Völker, den sie zum Sanggott machten, dem sie die herrlichsten Hymnen sangen, die schönsten Statuen errichteten.

Wir begreifen die Ekstase heute schwer, welche den Schauer der Sage und Mythe nach ergriff; aber der Geist des Menschen, der ideale Mensch wurde damals geboren und prägte sein Zeichen auf Mund und Stirn und Auge, zog die Wunderlinien in ihren Anfängen auf seinem Gehirn wie außen auf seinen Gliedern. Je mehr ein Werk der Kunst im Stande ist, Aehnliches hervorzurufen, um so mehr nähert es sich jener folgenreichsten Erscheinung, um so höher steht es als ein harmonisches, ein schönes Werk da. Die ganze Angelegenheit ist indeß noch nicht spruchreif; endgültig können in Sachen der Dichtung, der Kunst überhaupt erst weitergehende Forschungen auf dem Gebiete der ältesten Culturgeschichte entscheiden.

E. Schnellen.

Feuilleton.

glisches Urtheil über Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Es ist ein neues und angenehmes Gefühl", sagt die „Saay Review" mit Bezug auf Pauli's „Geschichte Englands en Friedensschlüssen von 1814 und 1815" (2. Theil: 1830), „eine gleichzeitige Geschichte unsers eigenen Landes von n wirklich competenten Ausländer zu lesen. Nichts kann hender sein, als zu beobachten, wie die vom Nebel der ungsstreitigkeiten bei uns verdunkelten Ereignisse und Perhkeiten einem unparteiischen Beurtheiler erscheinen. Es ist thig, hinzuzufügen, daß der Werth solcher Gelegenheiten Beobachtung durch ihre Seltenheit erhöht wird. Abgesehen andern Veranlassungen zum Irrthum, deren Aufzählung illig sein dürfte, sind englische Einrichtungen, ebenso wie er Vereinigten Staaten, der Misdeutung dadurch ausgesetzt, sie bei politischen Controversen als Erläuterungen herbeien werden. Wir versehen alle Klassen von Politikern mit eisgründen und werden hier als Vorbilder, dort als Boeuchen aufgestellt. Zwei mächtige, in jeder andern Hinsich stracks entgegenstehende Parteien sind doch darin einig, ie alles Englische herabwürdigen, und wir haben uns beran ultramontane und rothrepublikanische Schmähungen so sehr gewöhnt, daß wir fast vergessen, wie zahlreich und aufgeklärt unsere Freunde sind. Unter diesen letztern nimmt Pauli einen hohen Rang ein, und was er zur Aufhellung unserer Geschichte geleistet hat, gibt ihm einen dauernden Anspruch auf unsere Dankbarkeit nicht minder, als auf die seiner eigenen Landsleute. Sein vorliegendes Werk ist ein Muster von ebenso unparteiischer wie edelmüthiger Würdigung. Ja, wir könnten uns fast darüber beklagen, daß er zu englisch ist, daß er unsere Denkungsart bis zu einem Grade angenommen hat, daß seine Autorität dadurch bei seinen Landsleuten geschmälert wird; daß er gegen unsere Schwächen und Fehlgriffe zu nachsichtig sei und zuweilen mit der Ruhe eines Philosophen Dinge anschaut, welche die Entrüstung eines Censors gerechtfertigt haben würde. Wenn nämlich die erste Hälfte der hier behandelten Geschichtsperiode durch große Leistungen und die zweite durch große Vorbereitungen ausgezeichnet war, so muß man doch einräumen, daß in beiden Thatsachen zu finden sind, deren wir uns zu schämen Grund haben. In der erstern Hälfte waren die Institutionen des Landes durch Angriff von außen, in der letztern durch innern Verfall bedroht. Die stürmischsten Momente der jüngsten Session geben noch keine hinlängliche Vorstellung von der Heftigkeit, mit welcher Lord Grey's Verwal-

tung erschüttert wurde, und, so unglaublich es auch erscheinen mag, keine der neuern Verwaltungen hat solche beklagenswerthe Schwäche verrathen, wie die, welche die Regierung sechs Jahre lang unter der nominellen Führung Lord Melbourne's kennzeichnete. Die Thronbesteigung der Königin Victoria unter den eigenthümlichen und rührenden Umständen, an die wir vor kurzem erinnert worden sind*), verleiht dieser Theil unserer Geschichte ebenfalls ein hohes Interesse, und wie unglücklich Lord Melbourne auch als Premierminister gewesen sein mag, so wird man es ihm doch stets zu seiner Ehre gedenken, wie vortrefflich sein richtiger Takt und sein gutes Herz ihn befähigten, die zartesten Aufgaben, die einem Minister anvertraut werden können, zu erfüllen. Sir Robert Peel indessen verdunkelt den Glanz jedes andern Staatsmannes. Seine Haltung, indem er so lange zögerte, das ihm so nahe liegende Staatsruder zu ergreifen, war entweder das erhabenste Pflichtgefühl oder die höchste Klugheit, und es wird wahrscheinlich lange währen, ehe wir eine solche Handlungsweise wiederholt sehen werden. Pauli hat glücklicherweise Zugang zu einer höchst werthvollen Belehrungsquelle über unsere Parteikämpfe in dem noch unveröffentlichten Tagebuche des frühern preußischen Gesandten, Freiherrn von Bülow**), gehabt. Das Wesentliche daraus ist seiner Erzählung einverwebt; übrigens sind nur wenige Auszüge mitgetheilt, sie genügen aber, die genaue Beobachtung und das scharfsinnige Urtheil des Barons darzuthun.

„Prof. Herrmann, mit den landläufigen Handbüchern der Geschichte der Philosophie unzufrieden, sucht sie durch seine «Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung» zu ersetzen, in welcher die verschiedenen Systeme im Zusammenhang und als Theile eines organischen Ganzen betrachtet werden. In der Ausführung seiner lobenswerthen Absicht jedoch scheint er zuweilen vergessen zu haben, daß er für Studirende schreibt. Es ist nicht überraschend, daß die Ansichten, welche die Lehrer über diesen Gegenstand haben, von denen der Schüler etwas abweichen; da diese Frage aber schließlich mit Bezugnahme auf die Wünsche und Bedürfnisse der letztern entschieden werden muß, so glauben wir nicht, daß man Herrmann's Werk als eine Bereicherung des Verzeichnisses der Musterhandbücher ansehen werde.

„Köhler's «Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere alte Ueberlieferungen im Voigtlande» ist ein höchst anziehendes und reizendes Buch. Es ist eine jener Sammlungen von Volksweisheit, welche ebenso interessant an und für sich, wie sie durch das Licht, welches sie auf die Geschichte und Geistesvorgänge ungebildeter Nationen werfen, anregend sind. Im vorliegenden Falle wird das Interesse noch dadurch erhöht, daß die Sammlung auf die noch ältere slawische Ueberlieferung zurückgeht. Die slawische Bevölkerung des Voigtlandes wurde erst nach einer Reihe heftiger Kämpfe, deren Spuren sowol in den Legenden als auch in der Sprache des Kreises sich erhalten haben, unterjocht oder vertrieben. Ebenso wie die Benennungen der meisten Flüsse in England celtisch sind, so kann der Name manchen wohlbekannten Ortes den gebildeten Deutschen daran erinnern, daß er und die Seinigen Eindringlinge auf dem Gebiete eines ältern Volksstamms sind. Köhler scheint uns in seinen Etymologien etwas kühn zu sein, besonders da, wo er auf die Aehnlichkeit mit dem Englischen hinweist; sein Fleiß aber war unermüdet, und die Art, wie er dessen Ergebnisse mittheilt, ist höchst gelungen. Wir sind ihm ganz besonders für seinen vortrefflichen Anhang über volksthümliche Ueberlieferungen verbunden. Sie sind fast ebenso unterhaltend, wie die berühmten Märchen der Gebrüder Grimm, natürlich aber noch weit mannichfaltiger in ihrem Stoff. Das Buch enthält auch eine ausgezeichnete Sammlung kürzerer Volkslieder, deren Frische und Einfachheit unnachahmbar sind. Aus der in diesen Liedern wahrnehmbaren Gesinnung erhellt es deutlich genug, daß das stärkere Geschlecht auch dort das Monopol in der Dichtung behauptet und Herrn Mill's Grundsätze im Voigtland wenigstens bisjetzt noch nicht viel Fortschritte gemacht haben."

Schließlich mögen noch die wenigen Worte folgen, welche die „Saturday Review" den Pariser Briefen von F. Pecht: „Kunst und Kunstindustrie auf der Weltausstellung von 1867" (Leipzig, Brockhaus) betitelt, widmet: „Dieser kleine Band enthält viel treffliche, obschon in der Nöthigung des Moments nur leicht hingeworfene und im Fluge geschriebene Kritik. Trotz des Unrechts, welches der britischen Kunst durch die Auswahl britischer Gemälde geschehen, scheinen diese dennoch dem Verfasser eine günstige Meinung beigebracht zu haben, obschon er richtig genug bemerkt, daß die Porträts nur mittelmäßig seien. Was er über Kunstindustrie sagt, ist interessant und werthvoll."

Unarten gegen die Philosophie.

Melchior Meyr hat einen neuen Beitrag zu seinem „Grobian" geliefert, indem er in zwei Artikeln des „Deutschen Museum" die Unarten aufzählt, deren sich das Publikum gegen die Philosophie schuldig macht. Dabei werden dem „Publikum", das glücklicherweise einen breiten Rücken hat, allerlei wenig rühmliche Charaktereigenschaften wie Anmaßung, Trägheit u. s. w. zugeschrieben. Uns ist bei den mit gewohnter Lebendigkeit und Ueberzeugungstreue abgefaßten Abhandlungen nur aufgefallen, daß Meyr als die größte und schädlichste „Unart des Publikums gegen die Philosophie" „die Antipathie bezeichnet gegen die specifische christliche Lehre, sofern diese nämlich eine Welterklärung gibt". Uns scheint, daß hierin nicht eine Unart gegen die Philosophie, sondern nur gegen eine bestimmte philosophische Richtung liegt, deren sich das Publikum so gut schuldig machen darf, wie jeder Philosoph, der auf einem andern Standpunkt steht. Denn daß die Philosophen nicht blos unartig, sondern beispiellos grob gegeneinander sind — das beweisen wol am besten die Beiwörter, mit denen z. B. Schopenhauer Hegel und Schelling beehrt. Der Redacteur des „Deutschen Museum", Karl Frenzel, hat eine andere Betrachtung der Frage versucht, und bekennt, daß er die Philosophie liebe und sich doch der „Unarten" schuldig mache, die Meister Meyr dem Publikum vorwirft. Frenzel benutzt die Polemik zu einem kleinen Streifzug gegen die „metaphysischen Systeme", indem er der Ansicht ist, daß die neuen praktischen Philosophen wie Comte, Buckle, Draper sich für die Bildung des Volks mit jedem Tage von größerm Nutzen beweisen werden, als die philosophischen Systeme von Fichte, Schelling und Hegel. Wir können hiermit nicht übereinstimmen; die bei weitem größere Tiefe ist bei den deutschen Denkern, und wenn man eine Draper'sche Culturgeschichte liest, möchte man glauben, daß die ganze Cultur der Menschheit nur auf der Technologie und Chemie beruht.

Allerdings ist die Abneigung gegen philosophische Studien jetzt sehr im Zunehmen begriffen. Wie ganz anders war es noch vor drei bis vier Jahrzehnten, wo selbst der pariser Aristophanes, gewiß doch ein echter Spott- und Schwarmgeist, Kant's „Kritik der reinen Vernunft" mehrfach durchstudirte — wenigstens behauptet er es selbst —, um den Franzosen Collegien über „deutsche Philosophie" lesen zu können. Die Art und Weise, wie er das that, gehört jedenfalls auch zu den von Melchior Meyr vergessenen „Unarten gegen die Philosophie"; denn mit profanerm Zugreifen kann man die großen Denker nicht beim Schopfe fassen, als es Heinrich Heine gethan. Die von Hoffmann und Campe veranstaltete Volksausgabe der „Sämmtlichen Werke Heinrich Heine's" (Hamburg 1867) bringt in ihrem fünften Bande, erster Theil, die Schrift Heine's „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland". Hier möge man nachlesen, wie er Kant mit Maximilian Robespierre vergleicht und ihn den großen Zerstörer im Reiche der Gedanken nennt. Da erhalten wir gleich das folgende Porträt: „Die Lebensgeschichte des Immanuel Kant ist schwer zu beschreiben. Denn er hatte weder Leben noch Geschichte.

*) Durch die von der Königin Victoria veröffentlichten Memoiren des Prinzen Albert. D. Red.

**) Brunnow, wie es im Original heißt, ist natürlich ein lapsus calami.

Er lebte ein mechanisch geordnetes, fast abstractes Hagestolzenleben in einem stillen abgelegenen Gäßchen zu Königsberg, einer alten Stadt an der nordöstlichen Grenze Deutschlands. Ich glaube nicht, daß die große Uhr der dortigen Kathedrale leidenschaftsloser und regelmäßiger ihr äußeres Tagewerk vollbrachte wie ihr Landsmann Immanuel Kant. Aufstehen, Kaffeetrinken, Schreiben, Collegienlesen, Essen, Spazierengehen, alles hatte seine bestimmte Zeit, und die Nachbarn wußten ganz genau, daß die Glocke halb vier sei, wenn Immanuel Kant in seinem grauen Leibrock, das spanische Röhrchen in der Hand, aus seiner Hausthüre trat und nach der kleinen Lindenallee wandelte, die man seinetwegen noch jetzt den Philosophengang nennt. Achtmal spazierte er dort auf und ab, in jeder Jahreszeit, und wenn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen Regen verkündeten, sah man seinen Diener, den alten Lampe, ängstlich besorgt hinter ihm drein wandeln mit einem langen Regenschirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorsehung."

Und dieser Lampe ist nicht etwa blos eine müßige Staffage; nein, die ganze Bedeutung des Kant'schen Systems wird durch ihn illustrirt, er ist gleichsam die anatomische Titelfigur, an der das ganze Gerippe des Systems klargelegt wird. Denn nachdem Heine nachgewiesen, wie Kant die ganze Besatzung des Himmels habe über die Klinge springen lassen, fährt er fort: „Das röchelt, das stöhnt — und der alte Lampe steht dabei, mit seinem Regenschirm unter dem Arm, als trübster Zuschauer, und Angstschweiß und Thränen rinnen ihm vom Gesicht. Da erbarmt sich Immanuel Kant und sagt, daß er nicht blos ein großer Philosoph, sondern auch ein guter Mensch ist, und er überlegt, und halb gutmüthig und halb ironisch spricht er: «Der alte Lampe muß einen Gott haben, sonst kann der arme Mensch nicht glücklich sein — der Mensch soll aber auf der Welt glücklich sein — das sagt die praktische Vernunft — meinetwegen — so mag auch die praktische Vernunft die Existenz Gottes verbürgen.» Infolge dieses Argruments unterscheidet Kant zwischen der theoretischen Vernunft und der praktischen Vernunft, und mit dieser, wie mit einem Zauberstäbchen, belebte er wieder den Leichnam des Deismus, den die theoretische Vernunft getödtet."

Kann man unartiger gegen die Philosophie sein, als wenn man ihre höchsten Postulate in so profaner Weise motivirt?

Literarische Notizen.

Von Georg Weber's „Allgemeiner Weltgeschichte" (in 12 Bänden), mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neuern geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet (Leipzig, Engelmann), liegt jetzt die erste Hälfte des siebenten Bandes (1867) vor, welche die zweite Abtheilung der Darstellung des Mittelalters der Kreuzzüge und der Hohenstaufen" enthält. Von besonderm Interesse ist in dem vorliegenden Bande die Charakteristik Friedrich's II. und seiner Zeit.

An einer neuen Dante-Uebersetzung arbeiten Julius Hanz und Wilhelm Buchholz. Wie wir aus den Mittheilungen einiger Blätter entnehmen, soll diese Uebersetzung in gereimten Terzinen ausgeführt und mit Benutzung aller vorhandenen Dante-Uebersetzungen ein poetisches Kunstwerk hergestellt werden, das die rhythmische Bildungsfähigkeit der deutschen Sprache im Sinne und nach dem Vorbild Platen's und Kopisch's auch an der „Göttlichen Komödie" bewahrheiten soll, eine Uebersetzung, welche auch diejenigen mit Leichtigkeit und Genuß lesen sollen, denen das Original fremd ist. In Bezug auf den Sinn des Originals und gewissenhafte Wiedergabe werden sich die Uebersetzer hauptsächlich an die Auslegungen von Philalethes und Witte halten. Eine Dante-Uebersetzung in dieser Auffassung beabsichtigte schon der leider zu früh verstorbene Max Waldau. Das von ihm veröffentlichte Fragment: „Francesca da Rimini", erkennen seine Nachfolger als mustergültig an.

Heinrich Laube hat während seiner achtzehnjährigen Directionsführung 130 Trauerspiele und 150 Lustspiele am wiener Burgtheater neu zur Aufführung gebracht. Shakspeare's „Julius Cäsar", „Coriolan", „Richard III.", „Heinrich IV." und auch Goethe's „Faust" sind unter seiner Leitung in das Repertoire der Burg aufgenommen worden.

Dem Vernehmen nach wird dieser Autor jetzt eine Gesammtausgabe seiner Schriften herausgeben, welche auf dem Gebiete des Dramas und des Romans, wie auf dem der Kritik und Literaturgeschichte eine bedeutende Summe langjähriger und meist erfolgreicher Production repräsentiren wird.

Das zweite Heft des zweiten Bandes der „neuen Serie" des „Neuen Pitaval", der von A. Bollert fortgeführt wird (Leipzig, Brockhaus) enthält folgende Aufsätze: „Kaspar Trümpy aus Bern" (1864), „Ein Mord im Criminalgefängniß von Nürnberg", „Criminalistische Miscellen aus Nürnbergs Vergangenheit".

Auch von der Auswahl aus dem „Neuen Pitaval", die unter dem Titel: „Die interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit" von A. Bollert (Leipzig, Brockhaus) herausgegeben wird, ist der zweite Band erschienen. Sein Inhalt ist: „Zwei Verschwörungen gegen Napoleon I."; „Zwei Attentate auf König Ludwig Philipp"; „Burke und die Burkiten"; „Graf Bocarmé und seine Gattin"; „Das Wundermädchen aus der Schifferstraße in Berlin".

Bibliographie.

Aimard, G., Die mexikanischen Jäger. Deutsch von A. Wießner. Leipzig, Kollmann. 1868. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Carus, C. G., Betrachtungen und Gedanken vor auserwählten Bildern der Dresdner Galerie. Dresden, Burdach. Gr. 8. 20 Ngr.

Evers, L., Aus vergangenen Tagen. Gedichte. Leipzig, O. Wigand. 1868. 16. 24 Ngr.

Fogiar, L., Freudvoll und leidvoll. Neue Gedichte. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Franz, A., Andeutungen über die Pseudodoxie der Naturwissenschaft. Magdeburg, Berger. Gr. 8. 22½ Ngr.

Heinrich, L., Der Sclavenhändler. Original-Roman aus den Papieren eines Touristen. 2 Bde. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Helle, F. W., Minneleben. Eine romantische Dichtung. Münster, Russell. 16. 24 Ngr.

Höcker, G., Geld und Frauen. Erzählungen. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Keim, T., Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesammtleben seines Volkes frei untersucht und ausführlich erzählt. 1ster Bd. Der Rüsttag. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Kessel, K. v., Eine heimliche Ehe. Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr.

Leben, Wirken und Ende des Kaiser Maximilian I. von Mexico, Erzherzog von Oesterreich. Nach den besten Quellen bearbeitet. Stuttgart, E. Müller. 8. 2½ Ngr.

Mahir, G., Der Tannhäuser. Drama in drei Aufzügen. Bamberg. 1866. Gr. 8. 8 Ngr.

Marx, K., Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie. 1ster Bd. Buch I. Der Produktionsprocess des Kapitals. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Möllhausen, B., Der Meerkönig. Eine Erzählung in drei Abtheilungen. 6 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Müller, N., Neuere Lieder und Gedichte. New-York. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Otto, Louise, Theodor Körner. Große vaterländische Oper in fünf Akten und einem Vorspiel: Des Königs Aufruf. Musik von W. Weißheimer. Leipzig, Matthes. 8. 6 Ngr.

Plath, J. H., Chronologische Grundlage der alten chinesischen Geschichte. München, Franz. Gr. 8. 15 Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 2te Folge. Aus dem „wunderlichsten Buche". Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Riegel, H., Deutsche Kunststudien. 1stes Heft. Hannover, Rümpler. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Robiano, L. Gräfin v., Alexander Menschikoff oder Fürstengunst und Ungnade. Historische Erzählung. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 4 Thlr.

Rüstow, W., Die ersten Feldzüge Napoleon Bonaparte's in Italien und Deutschland 1796 und 1797. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 5 Thlr.

Scheffel, J. V., Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 4te Auflage. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schrader, A., Der Landwehrmann. Zeitbild aus dem Kriege von 1866. 2 Bde. Leipzig, Payne. Gr. 16. 2 Thlr.

Schulze, G. W., Staat und Christenthum in ihren gegenseitigen Verhältnissen. Theologisch-philosophischer Versuch. Jena, F. Frommann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien der zweite Band des Werks:

Die interessantesten

Criminalgeschichten aller Länder

aus älterer und neuerer Zeit.

Eine Auswahl für das Volk

aus dem „Neuen Pitaval".

Umgearbeitet und herausgegeben von **Anton Vollert.**

8. Geh. Jeder Band (ungefähr 20 Bogen) nur 15 Ngr.

Dieser neue Band des rasch beliebt gewordenen Volksbuchs enthält: die merkwürdigsten Attentate auf Napoleon I. und Ludwig Philipp; das grauenvolle Gewerbe der Leichenräuber und Auferstehungsmänner in England; den Proceß gegen den belgischen Grafen Bocarmé, den Giftmörder seines Schwagers; endlich die lustige Spukgeschichte von dem Wundermädchen aus der Schifferstraße in Berlin.

Durch seinen spannenden Inhalt und durch den außerordentlich wohlfeilen Preis empfiehlt sich dieses Volksbuch besonders zur Anschaffung für Lesebibliotheken wie für den Privatbesitz. Der erste und zweite Band sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunst und Kunstindustrie

auf der Weltausstellung von 1867.

Pariser Briefe von

Friedrich Pecht.

Zweite Auflage. 8. Cartonnirt. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der bekannte münchener Maler und Kunstschriftsteller Friedrich Pecht schrieb während seines zweimonatlichen Aufenthalts zu Paris eine Reihe von Briefen über die Weltausstellung, welche zuerst in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" mitgetheilt wurden und, nach vielfacher Durcharbeitung und Vervollständigung, hier im Zusammenhange erscheinen. Sein Buch liefert ein höchst anschauliches Bild von den Leistungen der Kunst und Kunstindustrie bei den verschiedenen Nationen, mit stetem Hinblick auf Deutschland, und empfiehlt sich ebenso als wohlunterrichteter Führer durch die Ausstellung wie als lehrreicher Wegzeiger zu dem Ziele, die deutsche Gewerbsthätigkeit inniger mit der Kunst zu durchdringen, als dies bisher im Vergleich zur französischen Industrie der Fall gewesen.

Bei **Georg Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Königs-Idyllen

von

Alfred Tennyson

übersetzt

von

Werner Scholz.

Preis 25 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Seelenfortdauer

und die Weltstellung des Menschen.

Eine anthropologische Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie wie zu einer Philosophie der Geschichte.

Von

Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Werk reiht sich den frühern Schriften des bekannten Verfassers in consequenter Wahrung seines philosophischen Standpunkts an und bildet mit denselben ein geschlossenes Ganzes, indem es sich zur Aufgabe macht, auf anthropologischen oder psychologischen Erkenntnissweg neuen, bisher unbeachteten Seiten zu verfolgen. Es ist gleicher Wichtigkeit für Philosophen wie für Theologen ein friedliches Werk, das, gleichweit entfernt vom Autoritätsglauben wie von einseitiger materialistischer Weltanschauung, zur Verständigung über die höchsten Lebensfragen des Menschen in einem Geiste ruhigen Erwägens und streitlosen Forschens beizutragen sucht.

Von demselben Verfasser erschien in demselben Verlage:

Anthropologie. Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Geh. 3 Thlr.

Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Psychologie. Die Lehre vom bewussten Geiste des Menschen, oder Entwickelungsgeschichte des Bewusstseins begründet auf Anthropologie und innerer Erfahrung. Erster Theil. Die allgemeine Theorie vom Bewusstsein, und die Lehre vom sinnlichen Erkennen, vom Gedächtniss und der Phantasie. 8. Geh. 4 Thlr.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Fichte's Bildniß J. G. Fichte's. Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Mehulle-Leut'.

Ein Polizeiroman.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Ein nicht lediglich aus der Phantasie geschöpfter, sondern auf Grund reicher Erfahrungen von einem hochgestellten Polizeibeamten verfaßter Roman, welcher die ganze Noth und Gefahr unsers social-politischen Lebens enthüllt, zugleich aber auch mit Humor und Satire den Schwächen der Zeit gegenübertritt. Aehnlich wie zu den sogenannten Schelmenromanen des 17. Jahrhunderts das sittenlose und gaunerische Treiben während des Dreißigjährigen Kriegs den Stoff lieferte, bilden die socialen und polizeilichen Zustände der Gegenwart den Boden, auf dem die spannenden Begebenheiten des vorliegenden Polizeiromans erwuchsen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

ür literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 42. — 17. October 1867.

halt: Friedrich Bodenſtedt. Von **Rudolf Gottſchall.** — Fichte's Unſterblichkeitstheorie. Von **Adolf Zeiſing.** (Beſchluß.) — Mittelteutſche Literatur. — Zur Hygiene. Von **Hermann Schauenburg.** — Zur mittelalterlichen deutſchen Geſchichte. Von **Heinrich Rückert.** — **Feuilleton.** (Der Roman als Kunſtwerk; Literariſche Notizen.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Friedrich Bodenſtedt.

edrich Bodenſtedt's geſammelte Schriften. Geſammtsgabe in zwölf Bänden. Erſter bis achter Band. Berlin, Decker. 1865—67. 8. Jeder Band 15 Ngr.

Die Geſammtausgabe von Bodenſtedt's Schriften, he, beiläufig geſagt, lange auf die letzten Bände warläßt, gibt uns willkommene Veranlaſſung, das Gemtbild eines Schriftſtellers und Dichters zu entrollen, n einzelne Werke bereits gleich nach ihrem Erſcheinen . Bl. gewürdigt worden ſind.

Bodenſtedt's Wirken in ſeinen Hauptzügen gehört jener opolitiſchen Richtung unſerer Literatur an, welche, Herder ausgehend, von Goethe gefördert, von den egel und ihren Nachfolgern gepflegt, mit der Erweig des Weltverkehrs auch immer weitere Bahnen eing, immer weitere Kreiſe umfaßte. Die Weltliteratur, Völkerverbrüderung ſind Loſungen des Jahrhunderts, ber den nationalen Kämpfen ſchweben, oft ſogar aus eindlichſten Berührung noch wie Funken hervorſprinwelche auf dem Herd des Geiſtes die wärmende und ende Flamme zünden.

Nun gibt es einen vagen Kosmopolitismus in unſerer tur, ein Aneignungsfieber, das mit nervöſer Haſt Fremde, Exotiſche ergreift, nur um auf der Kla- der dichteriſchen Formen neue Accorde zu greifen neuen Rohſtoff in die Romanfabriken zu ſchleifen. Aneigner, Ueberſetzer und exotiſchen Fabrikanten ſind nur ein gleichgültiges Medium, durch welches der neue Stoff hindurchſickert und nur in eine neue iche Gewandung ſchlüpft. Der Farbenbuntdruck dieberſetzerfabriken geht wie durch einen zuklappenden nismus vor ſich. Ein anderer Mechanismus mit n Typen klatſcht immer neue exotiſche Romane ab; dieſelben Muſter nur in andern Farben.

n dieſem ſeichten Kosmopolitismus hat unſere Litekeinen Gewinn. Er geht aus zwei verwerflichen en hervor: aus einer akademiſchen Formenhaſcherei, den Eiertanz ihrer Virtuoſität in allen Welttheilen möchte, und aus einem unbegrenzten Stoffhunger, erall eine rudis indigestaque moles zuſammenſcharrt, um die Gefräßigkeit einer mit einem Straußenmagen begabten Phantaſie zu ſättigen. Durch jene Formenhaſcherei läuft unſere Dichtkunſt Gefahr, ganz den eigenen Stil zu verlieren, und die einheimiſchen Talente werden durch die fremdländiſche Concurrenz erdrückt; dieſer Stoffhunger aber fragt nicht einmal nach dem künſtleriſchen Schein, ſondern nur nach der Maſſe des Gebotenen und drängt die Kunſt und ihre Anſprüche ganz beiſeite.

Die kosmopolitiſche Aneignung gewinnt dann erſt Bedeutung für unſere Nationalliteratur, wenn ſie ſich durch eine bedeutſame Dichterindividualität vollzieht; nicht durch ein durchſichtiges Medium, das alle Strahlen hindurchgehen läßt, ſondern durch ein Prisma, das ſie in Regenbogenfarben bricht. So war es bei Herder, Goethe, Schlegel, Tieck, Rückert, Freiligrath — ſo iſt es auch bei Friedrich Bodenſtedt.

Bodenſtedt hat ſelbſt den Wanderſtab ergriffen und ſich in der Welt umgeſehen. Ein friſches heiteres Naturell voll unbefangener Hingabe an jeden Eindruck kam ihm bei dieſer Wanderſchaft zu ſtatten; er ſah mit dem Auge des Dichters. Und weil ſich ihm ſelbſt die ewigen Melodien durch alle Glieder bewegten, ſo fand er raſch den Takt zu den Geſängen fremder Völker, ja mehr, er wußte ſie wiederzugebären durch das eigene Talent, ihnen das Gepräge deſſelben aufzudrücken oder Selbſtgeſchaffenes mit ihrem Geiſte zu durchdringen. Er ſelbſt ſpricht ſich in der Vorrede zu ſeiner Geſammtausgabe in ähnlicher Weiſe aus:

> Um die Zeit, da meine Altersgenoſſen unter den deutſchen Poeten ihre erſten Lorbern in der Heimat ernteten, trieb mich mein Schickſal in fremden Ländern umher und ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, um aus den neuen, oft mächtigen Eindrücken, die ſich mir aufdrängten, bleibenden Gewinn zu ziehen und ſie beherrſchen zu lernen, ſtatt von ihnen verwirrt und überwältigt zu werden. Das Studium der Sprachen und Geſchichte der Völker, unter welchen ich lebte, war nur die nothwendige Vorbereitung zum tiefern Eindringen in ihren Geiſt und ihre Sitten. Meine Neigungen trieben mich, die Sprachen zunächſt und zumeiſt aus ihren poetiſchen Denkmälern zu ſtudiren, gleichviel ob dieſe in Kunſtdichtungen oder Volksliedern beſtanden. Durch ihre Geſchichte lernt man die Thaten und Schickſale der Völker kennen; durch ihre Lieder ſieht man ihnen

ins Herz. So erweiterte ſich auf das natürlichſte mein Geſichtskreis; ich gewann eine Menge fruchtbarer Anſchauungen und Erfahrungen, und durch meine Art, die Menſchen und Dinge zu ſehen und zu beurtheilen, glaubte ich neue Seiten an ihnen zu entdecken, oder das ſchon Bekannte in hellerm Lichte zu ſehen. Dieſe Art war aber keine andere, als mit dem Auge des Poeten zu ſchauen, welches ſich früh gewöhnt, überall das Weſentliche, Bedeutende, Charakteriſtiſche herauszufinden und dem Nebenſächlichen nicht mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken als ihm gebührt. Ich lebte und reiſte nie wie ein Touriſt, der alle Leute zu ſeinen Zwecken ausfragt, mit athemloſer Haſt Jagd auf alle Sehenswürdigkeiten macht, und jeden Abend die Summe ſeiner Eindrücke zieht, um ſie am folgenden Morgen gleich friſch in ſein Buch einzutragen. Dazu fehlte mir der ſchnelle Blick gleichwie Gewandtheit und Neigung. Ich bin ein ſchwerfälliger Menſch, der ſich ganz in die Dinge und Menſchen einleben muß, um ſie mit künſtleriſchem Behagen ſchildern zu können. Jahrelang habe ich gar kein regelmäßiges Tagebuch geführt und überhaupt nie daran gedacht, alle meine Beobachtungen und Erfahrungen für die Oeffentlichkeit niederzuſchreiben. So hab' ich z. B. nicht den mindeſten Drang gefühlt, der Welt von meinem Aufenthalt in der Türkei, Italien, Frankreich und England zu erzählen, weil ich fand, daß wir an trefflichen Reiſewerken von Männern, welche dieſe Länder beſſer kennen als ich, keinen Mangel haben. Selbſt von meinen orientaliſchen Tagebüchern ruhen die meiſten noch unbenutzt in meinem Pulte, da mir nicht daran lag, von Station zu Station über meine Eindrücke, Erlebniſſe und Abenteuer zu berichten, ſondern im Zuſammenhange lebenswahre Bilder aus der Erinnerung zu malen, und zwar zunächſt von ſolchen Ländern und Völkern, von welchen man bei uns in weitern Kreiſen noch keine lebendige Vorſtellung hatte.

Seine erſte größere Wanderung hatte ihn nach Rußland und in den Kaukaſus geführt, und in jenen, von kampfmuthigen Volksſtämmen bewohnten Urgebirgen, wie in dem ſchönen Thale des Kur ſollten ſeine erſten Lorbern wachſen. Der Kaukaſus wurde der Mittelpunkt ſeiner ethnographiſchen Skizzen, die Fundgrube ſeiner dichteriſchen Stoffe, ſeine erſte Specialität:

Gleich mein erſtes größeres Werk: „Die Völker des Kaukaſus", hatte ſich, trotz der höchſt ungünſtigen Zeit, in welcher es erſchien (es fiel mitten in die Märzſtürme des Jahres 1848 hinein) eines ſo durchgreifenden und nachhaltigen Erfolgs zu erfreuen, wie ſelten einem ähnlichen Buche in Deutſchland zutheil wurde. In den nächſtfolgenden Jahren erſchienen die mehr einer poetiſchen Auffaſſung der Menſchen und Dinge ſich zuneigenden beiden Bände der erſten Ausgabe von „Tauſend und Ein Tag im Orient", deren Erfolg denjenigen der „Völker des Kaukaſus" noch übertraf. Beide Werke erlebten wiederholte Auflagen, wurden in fremde Sprachen überſetzt und fanden in der Alten wie in der Neuen Welt gleich günſtige Aufnahme.

Noch heute ſpricht er ſich über die weltgeſchichtliche Bedeutung des Kaukaſus mit folgenden Worten aus:

Der Kaukaſus iſt die Baſis der künftigen Weltherrſchaft, die freilich nicht über Nacht kommen und auch nicht über Nacht verſchwinden wird, ſondern ſich langſam und ſicher vorbereitet, ohne daß die bethörten Völker, im Gefühl ihrer überlegenen Bildung, eine Ahnung haben von der ihnen fern drohenden Gefahr. Die Unterwerfung Schamyl's im Oſten und die Auswanderung der Tſcherkeſſen im Weſten des Kaukaſus ſind Ereigniſſe, von welchen die Tagespreſſe kaum flüchtig Notiz genommen hat, welche aber kommenden Geſchlechtern als die weitaus bedeutendſten Ereigniſſe dieſes Jahrhunderts erſcheinen werden.

Wir wollen zwar das Wachsthum des ruſſiſchen Weltreichs in Aſien, das in der Felſenburg des Kaukaſus einen gewaltigen Stützpunkt gefunden hat, nicht unterſchätzen, auch nicht in ſeiner bedrohlichen Wichtigkeit für die Zukunft Europas. Dennoch glauben wir, daß nur im Schos der abendländiſchen Nationen die bedeutendſten Ereigniſſe dieſes Jahrhunderts ſich vollzogen haben und noch vollziehen. Immerhin beweiſt die Stelle, daß die Begeiſterung des Dichters für das Heimatland ſeiner Poeſie noch unwandelbar dieſelbe geblieben iſt.

Das Hauptwerk Bodenſtedt's über den Kaukaſus „Tauſend und Ein Tag im Orient", umfaßt die drei erſten Bände der Geſammtausgabe. Die lebendigen Landſchafts- und Sittenbilder, die friſche Erzählung der eigenen Erlebniſſe und Abenteuer hätten dieſer Schrift allein nicht in ſo reichem Maße die Theilnahme des Publikums zugewendet, wenn nicht der Dichter den „Liederkranz" Mirza-Schaffy's in ſie eingeflochten hätte. Die mythiſche Figur des Mirza-Schaffy iſt vor allem der Träger des Bodenſtedt'ſchen Dichterruhms geworden. Die Lieder ſind ſpäter ſelbſtändig geſammelt und in zahlreichen Auflagen verbreitet worden. Mirza-Schaffy, der Weiſe von Gjändſh, der nach ſeiner Anſicht zugleich der Weiſeſte aller Menſchen iſt, wohnhaft in der herrlichen Kyrosſtadt Tiflis war der Lehrer, welcher ſeinen abendländiſchen Schüler in die Geheimniſſe der tatariſchen Sprache einweihen ſollte. Das iſt der Kern, den die hiſtoriſche Kritik aus dem Mythus des georgiſchen Hafis herausſchälen wird. Möglich, daß er ſich in mancherlei Weisheitsſprüchen gefiel und nach ſolchen Ergüſſen ſchlauen Blicks mit dem Zeigefinger nach der Stirn deutete; möglich, daß er eine Zuleikha und Hafiſa geliebt und die Abenteuer erlebt, welche Bodenſtedt uns mittheilt. Fraglicher ſchon will es uns erſcheinen, daß er Lieder, um doppelte Mandelkerne gewickelt, ſeiner Zuleikha aufs Dach geſchleudert; wiſſen wir doch, daß der doppelte Mandelkern nur ein einfacher, daß nicht Mirza-Schaffy und Bodenſtedt zuſammen, ſondern der letztere allein dieſe Lieder gedichtet, ja daß Mirza-Schaffy ſelbſt mehr ein Gedicht als ein Dichter iſt.

Die Anregungen des orientaliſchen Lebens und der orientaliſchen Dichtung konnten für einen begabten Muſenjünger wie Bodenſtedt nicht verloren gehen. Andere als ſich Hafis in dem Zauberthal von Tiflis, mit dem Blick auf den halbmondförmigen Gipfel des Kasbek, als in einem deutſchen Theeſalon. Daumer hatte bereits den Hafis für die moderne Menſchheit einzurichten geſucht und mit allerlei Tendenzen von jüngerm Datum verbrämt. Bodenſtedt verſchmähte jede Anlehnung; ſein friſches Naturell hatte einen durchaus volksthümlichen Ton, und man durfte ſich auf daſſelbe verlaſſen, als er ſelbſtändige Lieder ſchrieb mit dem Colorit orientaliſcher Sitte und Weisheit, die im Grunde nur den Kernſpruch Luther's: „Wer Weiber und Geſang", ins Tatariſche hinüber- und zurücküberſetzten. Was freilich Mirza-Schaffy trinkt, iſt kein rheiniſcher und fränkiſcher Tiſchwein, der den wackern Reformator zu ſeinen Tiſchreden begeiſtern mochte, ſondern jener Kachetiner, deſſen Wirkungen der abendländiſche Poet gleich nach dem erſten georgiſchen Sympoſion kennen lernen ſollte. Der feurige, blutrothe Wein von Kachet

hat die Eigenſchaft, daß er nie Kopfſchmerz erzeugt, hingegen den untern Körper mit ſeltſamer Schwere belaſtet. Bodenſtedt hatte dem edeln Getränk tapfer zugeſprochen und mußte von einigen Herren „durch die ungepflaſterten, hundedurchheulten" Straßen von Tiflis in ſeine Wohnung geleitet werden. Hier wollte er noch in ſeliger Naturtrunkenheit von der Galerie die wunderſame Landſchaft anſtaunen; doch das Bret des noch in der Arbeit befindlichen Bauwerks ſchlug mit dem Dichter um; er fiel in den Hof und erlitt ſchwere Verletzungen.

Und doch war er edelmüthig genug, ſeinen Mirza-Schaffy nirgends vor dem Kachetiner und den Gefahren deſſelben warnen, ſondern im Gegentheil ſingen zu laſſen:

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weiſe,
Faſten macht dumm!

Was iſt das Athmen?
Ein Trinken von Luft —
Was iſt das Riechen?
Ein Trinken von Duft!

Was iſt ein Kuß, als
Ein doppelter Trank!
Trinken macht ſelig,
Faſten macht krank!

Was iſt das Sehen?
Ein Trinken des Scheins —
Klingt's auch verſchieden,
Bleibt es doch Eins!

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weiſe,
Faſten macht dumm!

Ja, lautet doch das Glaubensbekenntniß des Mirza-Schaffy:

Mein Lehrer iſt Hafis, mein Bethaus iſt die Schenke,
Ich liebe gute Menſchen und ſtärkende Getränke,
Drum bin ich wohlgelitten in den Kreiſen
Der Zecher, und ſie nennen mich den Weiſen.
Komm' ich — da kommt der Weiſe! ſagen ſie;
Geh' ich — ſchon geht der Weiſe! klagen ſie;
Fehl' ich — wo ſteckt der Weiſe? fragen ſie;
Bleib' ich — in luſt'ger Weiſe ſchlagen ſie
Laut Glas an Glas. Drum bitt' ich Gott den Herrn,
Daß er ſtets Herz und Fuß die rechten Pfade lenke,
Weitab von der Moſchee und allen Bonzen fern
Mein Herz zur Liebe führe und meinen Fuß zur Schenke,
Daß ich dem Wahn der Menſchen und ihrer Dummheit ferne,
Das Räthſel meines Daſeins im Becher Weins ergründe,
Am Buchſe der Geliebten das All umfaſſen lerne,
An ihrer Augen Glut zur Andacht mich entzünde.
O wonniges Empfinden! O Andacht ohne Namen!
Wenn Kolchis Feuerwein mir Mark und Blut durchdrungen,
Ich die Geliebte halte und ſie hält mich umſchlungen,
Beſeligt und beſeligend — ſo möcht' ich ſterben! Amen.

Die außerordentliche Anmuth, die hüpfende Leichtigkeit, die ungezwungene Natürlichkeit, der Witz der Schlagworte haben dieſen Liedern Mirza-Schaffy's mit Recht ſo warm entgegenkommendes Publikum geſichert. Der orientaliſche Epikuräismus mit der bekannten Hafis-Dauer'ſchen Oppoſition gegen das Bonzenthum iſt die beſeelende Seele dieſer Gedichte.

Von der Myſtik, die doch bei dem perſiſchen Originaldichter, bei ſeinen Sangesgenoſſen Dſchelaleddin und Saadi nicht fehlt, iſt hier keine Spur; ſie wird von der Lebensweisheit, die ſich an den vollen Beinen der ſich drehenden Tänzerinen genügen läßt und gewiſſermaßen für den orientaliſchen Cancan ſchwärmt, verſpottet:

Wo ſich der Dichter verſteigt ins Unendliche
Lege ſein Liederbuch ſchnell aus der Hand —
Alles gemeinem Verſtand Unverſtändliche
Hat ſeinen Urquell im Unverſtand.

Ueber dieſen „Liedern des Mirza-Schaffy" hat das Publikum faſt vergeſſen, daß in „Tauſend und Ein Tag" noch manche andere werthvolle Gedichte ſich befinden, die nicht gerade auf dem Miſte des leichtlebigen Weiſen von Tiflis gewachſen ſind: Naturbilder wie der „Kasbek" und der „Terek", Aneignungen koſackiſcher Volkslieder und tſcherkeſſiſcher Volkspoeſie, wie die Lieder von Murad, Aſſlan-Bei und Aſamat. Ja, auch in Bodenſtedt's größerer epiſchen Dichtung: „Ada, die Lesghierin", welche wol den letzten Bänden der Geſammtausgabe vorbehalten bleibt, ſind Volksſitte, Scenerie und Weltanſchauung des Kaukaſus und ſeiner Völkerſchaften die Träger des ganzen Werks. So ſprudelt die Hippokrene für den Pegaſus unſers Dichters am friſcheſten in dieſem ſagenhaften Urgebirge.

Die zweite Heimat der Bodenſtedt'ſchen Dichtung iſt Rußland geworden. Hierauf weiſen zahlreiche Gedichte hin, namentlich auf ſeinen moskauer Aufenthalt. Auch ſein Trauerſpiel „Demetrius" trägt in ſeinen Genrebildern den Stempel genauer Volkskenntniß. Ein dauerndes Denkmal aber hat er ſeinen ruſſiſchen Beziehungen in der Ueberſetzung und Aneignung der ruſſiſchen Dichter geſetzt, welche den vierten bis ſiebenten Band der „Geſammelten Schriften" bilden. Den Anfang machen einzelne Gedichte und Erzählungen von Puſchkin „Eugen Onaegin", jene ruſſiſche Don-Juan's-Dichtung; dann folgt Michael Lermontoff mit ſeinen lyriſchen und epiſchen Dichtungen, zuletzt eine Anthologie ruſſiſcher Dichter, von denen Alexei Kolzoff am meiſten vertreten iſt.

Die Ueberſetzungen Bodenſtedt's ſind vortrefflich und leſen ſich wie Originale, ohne die Eigenthümlichkeit ihrer Vorbilder zu verwiſchen. Einleitungen und Noten machen uns mit dem ruſſiſchen Parnaß näher vertraut. So hoch wir aber auch das Talent eines Puſchkin und Lermontoff ſtellen, ſo gern wir zugeben, daß ſie in der Wahl ihrer Stoffe, im Colorit, in der Darſtellung des Volkslebens und der Natur ihrer nationalen Eigenthümlichkeit Rechnung tragen, ſo wenig iſt zu verkennen, daß dieſe Dichter in der Grundſtimmung, in der Gefühls- und Gedankenrichtung nur als Epigonen Byron's zu betrachten ſind und daß ſie deſſen Weltſchmerz, der immer noch titaniſche Anläufe hatte, in eine Blaſirtheit verkehrt haben, welche nur als das Product einer troſtloſen geiſtigen Stagnation erſcheint. Wenn man in dieſen Stimmungen nicht blos die obern Fluctuationen der petersburger Geſellſchaftskreiſe ſehen will und ein „depotenzirtes" pariſer Leben, ſo begreift man nicht, wie die welterobernde Kraft einer Nation, die zur Herrſchaft über

einen ganzen Welttheil wie Aſien berufen ſcheint, Hand in Hand gehen kann mit der Fäulniß der Geſinnung, wie ſie ſich in ihren Lieblingsdichtern ausſpricht, die zum Theil ſchon als Jünglinge den Tod fanden und Lieder ſingen, wie übermüdete Greiſe, oder mindeſtens das Geſchlecht ihrer Zeitgenoſſen als ſolche ſchildern. Für dieſe Grundſtimmung charakteriſtiſch iſt Lermontoff's Gedicht „Duma“:

In Trauern blick' ich hin auf das Geſchlecht von heute,
Wie es die künſtlich-frühe Reife büßt,
Früh ſchon des Zweifels, der Erkenntniß Beute,
In eine Zukunft ſchaut, die dunkel oder wüſt.
Zum Guten wie zum Böſen ſind wir träg',
Altkluge Kinder mit des Alters Schwächen;
Kaum aus der Wiege, haben wir ſchon viel
Von unſrer Väter Weisheit und Gebrechen,
Ermüdet uns das Leben wie ein Weg,
Der endlos-eben fortläuft ohne Ziel —
Ermüdet uns gleich einem fremden Feſte,
Dem wir zuſchauen, theilnahmsloſe Gäſte:
Wir wollen fremdgereifte Früchte pflücken,
Und ohne Kampf ſoll uns der Sieg beglücken.

Wir ſelbſt ſind gleich der Frucht, die ungereift
Vor ihrer Zeit vom Baume abgeſtreift
Und fallend zwiſchen Blumen hängen bleibt,
Nicht den Geſchmack erfreuend, nicht den Blick —
Und kommt die Zeit, wo alles blüht und treibt,
Trifft ſie nur der Verweſung früh Geſchick.

Verdorrt iſt unſer Geiſt von unfruchtbarer Kenntniß,
Feig übertäuben wir in trauriger Verblendniß,
Was laut zum Beſſern mahnend in uns ſpricht.
Wo es das Gute gilt, ſind wir am trägſten,
Wir haben Heuchlerlarven für den Nächſten,
Und für uns ſelbſt den Muth der Wahrheit nicht!

Wir haben nicht die Kraft der Leidenſchaft,
Und auch nicht der Entſagung Willenskraft.
Feig fürchten wir die Menſchen mehr als Gott,
Und weniger die Sünde als den Spott.

Kaum nippten wir am Becher des Genuſſes,
Und ſchon iſt unſre junge Kraft verflogen,
Wir haben aller Luſt, aus Furcht des Ueberdruſſes,
Für immer ſchon den beſten Saft entſogen.

Erſcheint dieſem Dichter doch die Begeiſterung ſelbſt als ein „ſchlimm Erkranken“:

Sie iſt ein Irrlichtleuchten
Des kranken Geiſts, nicht mehr,
Der Zorn gefeſſelter Gedanken.

Mit dem achten Bande der „Geſammelten Schriften“ betreten wir das dritte Gebiet, auf welchem Bodenſtedt's Muſe ſich heimiſch fühlt — das Gebiet der altbritiſchen Dichtung. Dieſer achte Band enthält die treffliche Ueberſetzung der Shakſpeare-Sonette von Bodenſtedt, denen allerdings der Pomp und die wuchtige Schwere des Shakſpeare'ſchen Stils fehlt, die aber ſelbſt kleine Kunſtwerke von der liebenswürdigſten Grazie ſind und die Virtuoſität bewundern laſſen, mit welcher die Fehler Shakſpeare's in die Tugenden Mirza-Schaffy's verwandelt ſind, wie alles Schwere, Geſpreizte, Schwulſtige ſo leicht, anmuthig und verſtändlich geworden iſt. Bodenſtedt meint zwar, er habe ſich in der Sprache nach Kräften an ſein unerreichbares Vorbild zu halten und alle poetiſche Phraſe, alles Geſchraubte, Geſpreizte und Pomphafte zu vermeiden geſucht. Shakſpeare habe nicht aus bloßem Inſtinct, ſondern mit überlegenem künſtleriſchen Bewußtſein ſich einer edeln Einfachheit der Sprache befleißigt. Wir erlauben uns in Bezug auf die Sonette entgegengeſetzter Anſicht zu ſein.

Shakſpeare ſelbſt theilte zwar die Anſchauung Bodenſtedt's, daß er ſich nicht „prunkvoll, neu und geſpreizt“ ausdrücke wie die andern, doch hat ſein Maßhalten nur eine relative Bedeutung. Mit dem abſoluten Maß ſtrenger äſthetiſcher Forderung gemeſſen, enthalten die Sonette eine Ueberladung mit Bildern und Witzſpielereien, mancherlei barocke Verkruſtungen des Ausdrucks, verworrene, durch ineinanderrankende Bilder, getrübte Reflexionen, Fehler eines glänzenden Phantaſie- und Gedankenreichthums, die aber das Lob edler Einfachheit unbedingt ausſchließen.

Ueber ſeine Ueberſetzungsmethode, welche durch die Abſicht beſtimmt wurde, die Sonette in die poetiſche Sprache *unſerer* Zeit zu überſetzen, ſpricht ſich Bodenſtedt folgendermaßen aus:

Ich betrachte die Sonette Shakſpeare's, wie alle echte Poeſie, als eine charakteriſtiſche Schönheitsoffenbarung, und war daher bemüht, ſie als ſolche auch in der Uebertragung erſcheinen zu laſſen. Ich betrachte Shakſpeare als den größten Dichter aller Zeiten, aber doch auch zugleich als einen Sohn *ſeiner* Zeit, und nicht frei von den Schwächen und Wunderlichkeiten derſelben, wovon auch ſeine Sonette Zeugniß tragen. Der Kern iſt überall ein reiner, aber die Schale will uns, nach heutigem Geſchmack, nicht überall anmuthen. Es waren zu Shakſpeare's Zeit Ausdrücke üblich, an welchen damals ſelbſt in den erhabenſten Dichtungen niemand Anſtoß nahm, welche aber heutzutage in der Poeſie geradezu unſtatthaft erſcheinen. Ich habe ſolche Ausdrücke, als etwas ganz Unweſentliches, gemildert, wo mir das nöthig ſchien, d. h. wo ſich der Sinn ebenſo gut durch andere Worte, in einer uns mehr anmuthenden Weiſe, wiedergeben ließ. Es iſt doch genug übriggeblieben, was Shakſpeare's Zeit und den Boden, worauf die Sonette gewachſen ſind, in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zeigt. Meine Abſicht war nicht ein photographiſches Bild der engliſchen Sonette zu liefern, ſondern ſie deutſch nachzudichten, ſodaß ſie auch in dieſer neuen Geſtalt Kennern wie Laien reinen poetiſchen Genuß gewähren möchten.

Die Anfänge dieſer Ueberſetzungen entſtanden rein aus äußerlicher Veranlaſſung; ähnlich ging es auch mit den Fortſetzungen:

Meine Vorleſungen über Shakſpeare führten mich von ſelbſt darauf, den in ſeinen Dramen unnahbaren Heros in ſeinen Sonetten zu zeigen, wo er uns bald mit ſich aufſchwingt zu den erhabenſten Betrachtungen über Vergängliches und Ewiges, bald mit uns hellauflachend jubelt und neckiſchen Muthwillen treibt, immer aber, gleichviel ob in ernſter oder heiterer Stimmung, uns menſchlich nahe tritt, ſeine eigene Perſönlichkeit offenbart, unverhüllt durch die Larve eines Helden oder Narren. So überſetzte ich denn einzeln eine Anzahl der ſchönſten Sonette mit beſonderer Sorgfalt, und manche davon wurden im Laufe der letzten ſechs Jahre theils im „Frankfurter Muſeum“, theils in meinen unter dem Titel „Aus der Heimat und Fremde“ erſchienenen Gedichtſammlungen mitgetheilt. Der Beifall, den ſie fanden, ließ mich an Feſt- und Feiertagen immer wieder zu der genußreichen Arbeit greifen, bis endlich infolge wiederholter Aufforderungen die ganze Sammlung in den erſten Monaten dieſes Jahres (1861) vollendet wurde. Ich war anfangs gewillt, die Sonette alle in die — hauptſächlich durch Rücker-

und Platen bei uns eingebürgerte — Form Petrarca's zu gießen, welche A. W. Schlegel poetisch folgendermaßen schildert:

Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder
Und stelle sie, getheilt, in gleiche Reihen,
Daß hier und dort zwei eingefaßt von zweien
Im Doppelchore schweben auf und nieder;

Dann schlingt des Gleichlauts Kette durch zwei Glieder
Sich freier wechselnd, jegliches von dreien.
In solcher Ordnung, solcher Zahl gedeihen
Die zartesten und stolzesten der Lieder.

Allein ich merkte bald, daß ich mir in unserer reimarmen Sprache meine Aufgabe dadurch sehr erschwerte und zwar unnöthigerweise, da ich mir füglich dieselbe Freiheit nehmen konnte, welche Shakspeare sich selbst nach seinem Vorbilde Daniel genommen. So begnügte ich mich denn damit, nur eine kleine Anzahl annähernd in die bei uns übliche strengere Form zu kleiden und den übrigen die freiere Bewegung des Urtextes zu gestatten, wo der Regel nach die 14 Verszeilen, welche ein Sonett bilden, dergestalt gegliedert sind, daß man die 12 ersten Verse in drei vierzeilige Strophen (Quatrains) mit gleichmäßig wechselnden Reimen sondern kann, worauf denn die zwei letzten Verse als abschließendes Reimpaar (Couplet) folgen.

Mit Eifer warf sich Bodenstedt, nach der Uebersetzung der Shakspeare-Sonette, auf das Studium der altbritischen Dramatik und ließ „Shakspeare's Zeitgenossen und ihre Werke in Charakteristiken und Uebersetzungen" erscheinen, welche, wie es scheint, in der Gesammtausgabe kaum Platz finden werden. Diese Aneignungen gehören indessen zu Bodenstedt's verdienstlichsten Leistungen; sie enthalten biographisch-kritische Einleitungen, einzelne ganz übersetzte Stücke, die andern in Inhaltsangabe und mit Uebertragung einzelner Hauptscenen, alles takt- und geschmackvoll geordnet und ausgewählt. Noch fehlen freilich einige der Hauptdichter, wie Beaumont und Fletcher, Ben Jonson, Massinger, um ein vollständiges Bild jener reichbegabten Dichtergeneration zu geben, aus welcher Shakspeare als der genialste hervorragt. Die jetzt von Bodenstedt herausgegebene Uebersetzung Shakspeare's selbst, welche, mit allen Mitteln der neuen fortgeschrittenen Interpretation und sprachlichen Fortbildung ausgerüstet, der Schlegel-Tieck'schen Concurrenz zu machen bestimmt ist, wird dem Autor wol kaum Zeit gönnen, sich fernerhin mit den Zeitgenossen des großen Dichters zu beschäftigen. Durch die Herausgabe der zwei ersten Jahrgänge des „Shakspeare-Jahrbuch" hat sich Bodenstedt überdies um die deutsche Shakspeare-Kritik und Shakspeare-Wissenschaft manche Verdienste erworben, sowenig wir selbst durchweg mit den orthodoxen Anschauungen in Betreff des britischen Dichters einverstanden sind, die auch der Herausgeber gelegentlich mit einer gewissen Schroffheit vertritt.

So tritt das Gesammtbild Bodenstedt's vor uns hin als das einer vielseitig regsamen dichterischen Persönlichkeit, welche das Vermittleramt zwischen fremdländischer und deutscher Poesie mit ebenso viel Eifer wie Grazie ausübt, hierbei, wie in eigenen Schöpfungen, unterstützt durch eine seltene Formgewandtheit und eine liebenswürdige Frische und Ungezwungenheit des Naturells.

Rudolf Gottschall.

Fichte's Unsterblichkeitstheorie.

(Beschluß aus Nr. 41.)

Nach Zusammenstellung und Beleuchtung dieser aus dem unmittelbaren natürlichen und geistigen Verhalten des Menschenwesens geschöpften Thatsachen, welche sämmtlich bezeugen, daß der Mensch selbst im Psychischen und Uebernatürlichen den eigentlichen Kern und Grundbestand seines Daseins erblickt und demselben eine dem Tode trotzbietende Dauerhaftigkeit zuschreibt, welche also mit Fug und Recht als im diesseitigen Leben sich kundgebende Vorzeichen eines jenseitigen Daseins aufzufassen sind, wendet sich der Autor zu einer nähern Betrachtung der bisherigen Vernunftbeweise für die Seelenfortdauer, gedenkt dabei insbesondere der Ideen Plato's, Kant's, Schelling's und der theologischen Vorstellungen, weist auf die daran haftenden Unzulänglichkeiten und Phantasmen hin und bezeichnet alsdann genauer und bestimmter den Weg, welchen er selbst zu gehen gedenkt. Bemerkenswerth ist hier, wie besonnen und scharf er den mythenhaften Traditionen und poetischen Ausmalungen des Jenseits gegenüber zwischen solchen Elementen, welche von der Wissenschaft abgelehnt werden müssen, und denjenigen, welche Berücksichtigung verdienen, die Grenzen zieht. Nachdem er z. B. die theologisirenden Hypothesen von einem ursprünglich paradiesischen Zustande des Menschengeschlechts, von Sündenfall und Erbsünde, von guten und bösen Dämonen, als der wissenschaftlichen Erforschung unzugänglich, zurückgewiesen hat, fährt er fort:

Dennoch unterscheide man ein Doppeltes. Es gibt vorläufige Grenzpunkte unserer Erkenntniß, welche immer weiter zurückgedrängt werden können und durch fortschreitende Forschung thatsächlich auch immer mehr es werden. Es geschieht, indem man in einem unzugänglich gebliebenen Erfahrungsgebiete nach dem Gesetze der Analogie das bisher Unbekannte aus dem Bekannten sich zu deuten sucht. So hat man eine Entstehungsgeschichte unsers Planeten entworfen, ja man hat zu einer Vorgeschichte des Planetensystems und des ganzen sinnlichen Weltalls sich versucht. Dabei ist man bewußt und geständig, daß es eben nur Hypothesen sind, welche eine erweiterte oder auch eine tiefer in die Gründe der Erscheinungen eindringende Erfahrung entweder bestätigen oder berichtigen, oder völlig umstoßen werde. Das aber, um was es sich handelt, liegt im Bereiche des überhaupt uns Erfahrbaren und seiner festen Analogien. Und nicht anders, im Vorbeigehen sei es bemerkt, verfährt der von uns versuchte Erfahrungsbeweis für die Fortdauer des Menschengeistes. Gleichwie dort aus der Gegenwart unsers Planeten eine Vorgeschichte desselben entworfen werden soll, sucht er nach der Analogie unsers gegenwärtigen Daseins die Möglichkeit einer Nachgeschichte unsers Geistes zu begründen.

Nicht minder besonnen zeigt sich der Verfasser in der Bezeichnung des Verfahrens, welches die Wissenschaft innezuhalten hat, wenn sie es unternimmt, die instinctiven Zeugnisse des menschlichen Geistes für seinen Unsterblichkeitsglauben in einer ihr angemessenen Weise zu begründen. Als das allgemeinste, in erster Ordnung von ihr zu lösende Problem nennt er hier die Beantwortung der Frage: ob der menschliche Geist in die Reihe jener ewigen Substanzen oder Realen gehöre, welche durch ihre wechselnden Verbindungen und Trennungen unaufhörlich

die wechſelnden Phänomene der vergänglichen Erſcheinungswelt hervorbringen, ohne jemals ſelbſt in denſelben aufzugehen und mit denſelben zu Grunde zu gehen, oder ob er umgekehrt ſelbſt nur ſolch ein zeitweiſes, vergängliches Phänomen, nur ein aufleuchtendes und wieder verſchwindendes Product anderweitiger realer Subſtanzen ſei; und wenn dieſe Frage in erſtgedachtem Sinne bejaht ſei, bleibe ferner zu entſcheiden, ob der menſchliche Geiſt jene ewige Realität und Subſtantialität nur als Geiſt des ganzen Menſchengeſchlechts oder als Individualgeiſt beſitze. Nur wenn die Entſcheidung für den Individualgeiſt ausfalle, ſei damit die Grundlage eines Beweiſes für die perſönliche Fortdauer gewonnen. Nicht durch einen Einzelbeweis ſei alſo die Unſterblichkeit zu erhärten, ſondern nur durch das Geſammtergebniß einer umfaſſenden Wiſſenſchaft vom Geiſte in ſeinem Verhältniß zur Natur; und auch auf dieſem Wege gelange man unmittelbar nur zu einem überwiegend wahrſcheinlichen, nicht zu einem abſolut gewiſſen Ergebniß, weil es ſelbſtverſtändlich eine directe Nachweiſung der factiſchen Zuſtände unſers Weſens nach dem Tode nicht gebe. Auch ein „apriori-ſcher" Vernunftbeweis für die Unſterblichkeit exiſtire nicht; es gehöre vielmehr zu den größten Miſverſtändniſſen einer klügelnden Wiſſenſchaft, jenen Glauben für eine „allgemeine Vernunftwahrheit" zu halten und die Vorſtellung zu nähren, als wenn die Ueberzeugung davon dem Menſchen ſich andemonſtriren laſſe, wie man über ſonſtige Vernunftwahrheiten den Ungebildeten belehrt. Wol aber könne von einem „Erfahrungsbeweiſe" inſofern geredet werden, als man ſo vollſtändig wie möglich die empiriſchen Bedingungen unterſuche, auf die es hierbei ankomme, und ermittle, ob dieſelben zu jener Annahme ſtimmen oder mit ihr in Widerſpruch ſtehen; z. B. feſtzuſtellen ſuche, ob der menſchliche Individualgeiſt erſt mit der Zeugung entſtehe oder — wenn auch in latenter, unentwickelter Weiſe — ſchon vorher exiſtire; was eigentlich mit der Individualſeele geſchehe, indem ſie in Leibesgeſtalt eintrete, und was ſie eigentlich verliere, indem ſie durch den Tod von dieſem leiblichen Zubehör wieder getrennt werde. Fragen dieſer Art lägen nicht jenſeit der menſchlichen Forſchung und ſeien um ſo eher einer Erörterung fähig und bedürftig, als ſich ſchon in unſerm dieſſeitigen Leben bedeutungsvolle jenſeitige Einflüſſe geltend machen, und zwar gerade in den unmittelbarſten, unwiderſtehlichſten und wirkſamſten Bethätigungen und Zuſtänden unſers Bewußtſeins. Dahin gehöre z. B. was Goethe das „Dämoniſche" im Menſchenleben genannt habe, ferner die rückwirkende Macht, welche die Vorſtellung einer überſinnlichen Welt auf das Thun und Treiben dieſer Welt, zumal in ethiſcher und religiöſer Beziehung, ausübe, und insbeſondere die welthiſtoriſche Thatſache, daß gerade mit der chriſtlichen Verheißung der Unſterblichkeit und der dadurch bewirkten ſiegreichen Verbreitung des Glaubens an ſie der gewaltigſte Umſchwung zu Gunſten einer tiefern Erfaſſung der Lebensaufgabe Hand in Hand gegangen ſei.

Man erkennt hieraus, wie genau und beſtimmt der Autor noch vor der eigentlichen Unterſuchung unterſcheidet, was überhaupt auf dieſem Gebiete zu erforſchen iſt und was nicht, und wie ſehr er es ſich zur Pflicht macht, ſich nicht in bodenloſe aprioriſche Speculationen und noch weniger in luſtige Phantaſiegebilde und Gefühlsſchwärmereien einzulaſſen, ſondern ſich lediglich an erfahrungsgemäße, hiſtoriſch gegebene Thatſachen und die daraus ſich ergebenden Analogieſchlüſſe zu ſtützen.

Dieſen vom Verfaſſer ſelbſt geſtellten Bedingungen entſpricht denn auch der Inhalt des zweiten Buchs, welches die ſpecielle Ausführung der im erſten Buch nur allgemein angedeuteten Ideen, alſo die eigentliche Begründung der Seelenfortdauer von metaphyſiſchen, anthropologiſchen und ethiſchen Geſichtspunkten aus enthält. Daſſelbe gliedert ſich in vier Kapitel, von denen das erſte „die reale und die phänomenale Welt", das zweite den „allgemeinen Begriff der Präformation" oder „Präexiſtenz", das dritte die „allgemeine Weltſtellung des Menſchengeſchlechts und die Bedeutung des Individualgeiſtes", und das vierte (nach einem allgemeinen Rückblick) den „ethiſchen Unſterblichkeitsbeweis aus dem Begriffe der Menſchengeſchichte" zum Gegenſtande der Unterſuchung hat. Dem Verfaſſer in dieſe Einzelunterſuchungen zu folgen, iſt hier unmöglich; wir müſſen uns daher begnügen, den überaus reichen und um die wichtigſten und intereſſanteſten Fragen ſich bewegenden Inhalt noch ein wenig näher zu bezeichnen.

Das erſte Kapitel knüpft zunächſt an die gegen die Seelenfortdauer geltend gemachten Zweifel an, findet den vollendetſten Ausdruck derſelben im Skepticismus Humes und unterwirft die von demſelben aufgeſtellten Zweifelgründe einer vorläufigen Kritik. Sodann wendet ſich der Autor unmittelbar zur Unterſuchung der Grund- und Cardinalfrage: ob der menſchliche Geiſt in die blos phänomenale oder in die reale Welt falle, und gibt auf Grund der phyſiſch und phyſiologiſch, wie metaphyſiſch und pſychologiſch anerkannten Thatſachen, daß alle ſinnlichen Erſcheinungen nur durch Zuſammenwirken des ſubjectiven, geiſtigen Bewußtſeins und der auf daſſelbe einwirkenden objectiven Außendinge zu Stande kommen und nur ſo lange dauern, als dieſe Wechſelwirkung ſtattfindet, alſo blos phänomenalen Charakters ſind, daß dagegen das geiſtige Bewußtſein eine der beiden bleibenden Urſprungsquellen jener wechſelnden Erſcheinungen iſt und ſich ſelbſt als ſolche auffaßt, ja daß auch die letzten Urbeſtandtheile der dieſe Phänomene mitbewirkenden Außendinge, d. h. die ſogenannten Atome, nicht materieller, ſondern immaterieller Charakters ſind, ſein Urtheil ſchließlich mit Entſchiedenheit dahin ab, daß der Geiſt nothwendig den ſubſtantiellen Realweſen zugezählt und als ſolches nach dem Geſetz von der Erhaltung der Kraft auch als ſchlechthin unvertilgbar gedacht werden müſſe.

Hiernach folgt die Specialunterſuchung, ob dieſe Realität nur dem in allen Geiſtesacten als einen ſich erweiſenden, in allen Seelen nur ſich ſelbſt documentirenden Univerſalgeiſt oder auch jedem einzelnen, von allen übrigen ſich unterſcheidenden Individualgeiſt beizulegen ſei.

und nachdem er sowol die monistische wie die atomistische Anschauung näher charakterisirt, analysirt und kritisch beleuchtet hat, findet er schließlich beide für sich allein nicht befriedigend und erkennt nur die „monadologische" als dem objectiven Thatbestand wie dem subjectiven Selbstgefühl entsprechend an, welche den eigentlichen Grund und höchsten Ausdruck des Geistes gerade in seiner Individualität erblickt und daher die unauflösliche Realität und Substantialität vor allem dem persönlichen, individualisirten Geiste zusprechen muß. Sind auch die Motive, durch die er sich für diese Ansicht bestimmen läßt, nicht in dem Grade schlagend, daß nicht der auch vom Autor selbst in einer Bedeutung gewürdigte Monismus ihnen gegenüber sehr gewichtvolle Gründe für seine Auffassung in die Wagschale werfen könnte, so liegt doch ohne Frage in der mit dem Menschengeist unablöslich verschmolzenen Vorstellung des Ich und in der dominirenden Rolle, welche das Ichbewußtsein in gutem wie in schlimmem Sinne innerhalb des gesammten Menschenlebens spielt, ein kaum widerleglicher Beweis dafür, daß eben dieses sich selbst der gesammten Außenwelt gegenüberstellende und sich selbst als Mittelpunkt auffassende subjective Element des Geisteslebens dessen eigentlicher Kern und beharrliche, substantielle Unterlage ist; und in vielleicht noch höherm Sinne spricht dafür die Erwägung, daß zum Wesen des Geistes ebenso wohl unendliche Fülle und Mannichfaltigkeit wie Einheit und Beharrlichkeit gehört, und daß er diese Seite seines Wesens nicht würde zur Entfaltung bringen können, wenn er sich nicht theils räumliche ebeneinander, theils zeitlich nacheinander in eine unendliche Zahl von Einzelgeistern auseinanderlegte, um sich in deren Conflicten und Dissonanzen schließlich doch wieder als Einheit, jedoch als Einheit in höherm Sinne, d. i. als Harmonie, zu erweisen. Sinnvoll betont außerdem der Verfasser, daß ja der Individualgeist, durch die Einflüsse, die er in den Zuständen der Andacht, der sittlichen Hingebung, der Begeisterung u. s. w. von seiten des Universalgeistes empfange, keineswegs vernichtet oder auch nur in seinem Selbstgefühl herabgestimmt, sondern im Gegentheil gestärkt und gehoben werde. Gerade im Bewußtsein des Durchdrungenseins von der höhern Geistesmacht und in der eigenen Erhöhung dadurch gewinne erst der Einzelgeist das Vollgefühl seiner Wahrheit, Ewigkeit und innern Unverwüstlichkeit, und damit sei zugleich ein Zeugniß gegeben, daß sie im Einzelgeist sich bethätigende Geistesmacht nicht blos allgemeiner und eigenschaftlicher Natur sein könne, sondern selbst als persönlicher Geist, als Geist der Gottheit gedacht werden müsse, welcher in jenen idealen, aber zugleich höchst realen, ja überwältigenden Wirkungen sein Dasein und seine Macht dem menschlichen Geiste thatsächlich offenbare. Auch das Größte und Gewaltigste weltgeschichtlicher Wirkungen sei durch die Vermittelung des Einzelgeistes hindurchgegangen. Das gerade sei das Gotteswürdige in der Menschengeschichte, daß Gott die Acte seiner Weltregierung völlig mit der menschlichen Freiheit vermittle, durchaus den Menschen an seine Stelle setze und ihm als Ertrag menschlicher Thätigkeit gönne, was ursprünglich doch nur das Werk göttlicher Eingebung sei.

Das zweite Kapitel beschäftigt sich in eingehendster Weise mit der Frage der Präexistenz des menschlichen Geistes. Außer den scharfsinnigen Untersuchungen, die der Verfasser selbst hierüber angestellt, wird der Leser darin auch die epochemachendsten Ideen früherer Philosophen, namentlich von Leibniz, Wolf, Bonnet, Kant u. s. w., sowie auch die gewichtigsten theologischen und naturwissenschaftlichen Theorien beleuchtet finden. Unter den letztern ist namentlich der Präformationstheorie von Agassiz und der Permutationstheorie von Darwin eine genaue Darlegung und gründliche Beurtheilung gewidmet und auf dem kritisch gesichteten Gehalt beider mit Bezugnahme auf Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire eine erweiterte Präformationstheorie aufgebaut worden, die in dem Gedanken gipfelt: nach den Ergebnissen der geologischen, paläontologischen und sonstigen naturwissenschaftlichen Forscher liege der Entstehung und dem Bau des Weltganzen ein so vernunftvoller, stufenweis vom Niedern zum Höhern, vom Aeußern ins Innere, vom Bewußtlosen zum Bewußten fortschreitender Plan zu Grunde, daß sich derselbe schlechterdings nicht aus blindwirkenden Naturkräften, sondern nur aus einer höchsten Intelligenz erklären lasse; nach diesen Ergebnissen erweise sich der Mensch als der Schlußpunkt der organischen und vororganischen Schöpfung, also der gesammten Natur, aber zugleich als der Anfangspunkt einer noch höhern, also übernatürlichen, geistigen Schöpfung, einer Schöpfung von Wesen, durch welche erst der Gesammtzweck des Vorhergehenden erkannt und in bewußter, dem ursprünglichen göttlichen Weltplan entsprechender Weise weiter geführt werden könne; damit schließe sich an die Entwickelungsgeschichte der Natur die Geschichte der Menschheit an, von dieser aber müsse angenommen werden, daß auch sie, wenn auch in freierer und darum mehr mannichfachen, verwickelten und räthselvollen Weise, auf die Verwickelung des präformirten höchsten Weltzwecks angelegt sei, und dieses nachzuweisen macht sich das dritte Kapitel zur Aufgabe.

Dasselbe beschäftigt sich nun mit dem Menschen ausführlicher, namentlich mit seiner Weltstellung im allgemeinen und der Bedeutung des Individualgeistes insbesondere, wobei unter anderm die charakteristischen Unterschiede des Menschenwesens von der Natur des Thiers, die Frage vom Alter des Menschengeschlechts, die Auseinanderlegung desselben in Rassen- und Völkerunterschiede, das Verhältniß zwischen Leib und Seele, seine Beziehung zu Natur und Cultur, die vorherrschende Macht des Geistigen und Persönlichen in ihm und die hieraus erwachsenden Grundzüge seines Verhaltens, namentlich die Keime seiner ethischen und religiösen Natur als Vorzeichen einer ihm bestimmten noch höhern, über sein diesseitiges Thun und Treiben noch hinausreichenden Existenz mit steter Bezugnahme auf die Resultate der neuesten Forschungen erörtert und der Grundidee des Ganzen gemäß festgestellt werden.

Das vierte Kapitel endlich ist der ausführlichen Dar-

legung dieſer ethiſchen und religiöſen Seiten des Menſchenweſens ſpeciell gewidmet. Den Grund- und Kerngedanken dieſer Unterſuchungen bildet der Nachweis, daß die eigentliche Endbeſtimmung des Menſchen im großen Weltplan eine ethiſche iſt und daß er dieſe Aufgabe nur zu löſen vermag, wenn er auf eine perſönliche, eine zugleich ſelbſtbewußte und geiſtige Entwickelung in ſich ſchließende Fortdauer rechnen könne. Dem Verfaſſer Schritt vor Schritt auf dieſem Wege zu folgen, wird jedem Leſer, der überhaupt für eine ernſte Durchdenkung der höchſten Lebensfragen noch eine Empfänglichkeit beſitzt, ein ebenſo erhebender Genuß wie eine kräftigende Vergewiſſerung ſeiner Hoffnungen ſein; wir können ihm hier nur den ſummariſchen Rückblick bieten, in welchem der Autor ſelbſt das letzte Stadium ſeines Gedankengangs noch einmal zuſammenfaßt. „Ethiſche Vollkommenheit in dem umfaſſenden Sinne, welchen dieſer Begriff in ſich ſchließt, iſt die einzige Beſtimmung menſchlichen Daſeins, ihr Proceß und ihre Errungenſchaften der einzige Inhalt der Geſchichte!“ So lautet die Grundidee, und weiterhin heißt es:

Der Menſch greift mit allen ſeinen Gefühlen und Strebungen über ſeine blos epitelluriſche Beſtimmung hinüber. Er iſt, unterſchieden von den übrigen Geſchöpfen, ein ungenügſames, ſehnſuchtsvolles, in die Zukunft hoffendes Weſen. Beide Gefühle, Sehnſucht und Hoffnung, werden ihm zugleich die Wecker alles Strebens, die Verächter alles factiſch Erreichten, und ſind ſie ſeinem Leben entſchwunden, ſo ſinkt dies in thierähnliche Dumpfheit zuſammen. Dieſe pſychiſchen Thatſachen ergaben ſich uns als das unverkennbar Charakteriſtiſche des Menſchenweſens und ſeiner geſchichtlichen Bethätigung. Aber damit kann auch ſeine Geſchichte nicht mehr als bloße Erdgeſchichte betrachtet werden; ſie iſt, ſo gewiß ſie factiſch jenen unverkennbaren Charakter der Nichtvollendung trägt, ſelbſt nur die Vorbereitung höherer, erſt erfüllender Entwickelungen. Und auf dieſe „jenſeitige Welt“, als Hoffnung und als Ziel der gegenwärtigen, weiſen auch alle religiöſen Veranſtaltungen in der Menſchheit hin, deren Inhalt wir, abermals aus rein pſychologiſchen Gründen, durchaus nicht für das Erzeugniß einer reflectirenden Ueberlegung oder menſchlicher Uebereinkunft halten können. In der fortſchreitenden Entwickelung der religiöſen Ideen, ſo zeigte ſich vielmehr, müſſen wir nicht minder die Thatſache einer mehr als menſchlichen, einer göttlichen Leitung und Erziehung anerkennen, als in den allgemeinern Wirkungen jedes bleibenden geſchichtlichen Culturfortſchritts. „Pſychologie“ und „Ethik“ haben für dieſe entſcheidende Wahrheit gleichmäßig ihre Begründung eingelegt. Alle dieſe Betrachtungen jedoch, jede für ſich der Reihe nach durchgeführt, leiteten uns gemeinſam zurück zu der höchſten, allein abſchließenden, wie definitiv erklärenden Wahrheit: auf die Grundthatſache einer allwaltenden Macht des Guten, eines heiligen Liebewillens in der Schöpfung überhaupt, wie noch deutlicher und eindringlicher in der Menſchengeſchichte. Unſere Zuverſicht zu dieſer Treue Gottes für ſeine Schöpfung, zur Conſequenz ſeines Schöpfungsplans iſt abſchließend daher für den Menſchen auch der höchſte Grund, ein künftiges Leben zu glauben. Er darf ſich für unvergänglich halten in ſeiner Art und nach ſeinem Weſensbedürfniß, gleichwie es jedes Realweſen in der ſeinigen iſt; ſo gewiß wir erkennen müſſen, daß in der allgemeinen Weltökonomie jedem Weltweſen die Bedingungen ſeiner Vollkommenheit zugeſichert ſind. Es iſt dies ein Analogieſchluß im größten Maßſtabe, indem die Prämiſſen, auf denen er ruht, ins Unbedingte ſich vermehren laſſen durch die ausnahmslos nachzuweiſende geſchloſſene Zweckvollendung, die jedes Weltweſen nach ſeiner Eigenthümlichkeit zeigt und welche in der Welt des Beſeelten durch den richtig leitenden Sinn ſeiner Triebe und Inſtincte ihren Ausdruck findet... Auch den Menſchen müſſen wir aufnehmen in die Reihe dieſer providentiell ausgeſtatteten Weſen. Daher iſt ihm nicht nur verliehen, ſondern er weiß es auch mit der Sicherheit eines unabtreiblichen Inſtincts, was zu ſeinem Weſensbedürfniß gehört, und dies in ihn gelegte Zeugniß über ſich ſelbſt kann ihn nicht trügen. Es anders zu meinen, hieße die Conſequenz der geſammten Schöpfung aufs willkürlichſte einer empfindlichen Lücke beſchuldigen.

Wir müſſen hiermit von dem gehaltvollen, ſich über die ſchwierigſten und geheimnißvollſten Fragen mit ebenſo viel Klarheit, umfaſſender Kenntniß und philoſophiſchem Tiefblick, wie mit Wärme und Begeiſterung für alles Hohe und Große verbreitenden Werke ſcheiden. Wir ſind nicht ſo ſanguiniſch, zu hoffen, daß der Autor durch daſſelbe auch die eingefleiſchten Materialiſten und Peſſimiſten für die von ihm in demſelben niedergelegte Gott- und Weltanſchauung gewinnen werde: denn dieſe laſſen eben nur das als Erfahrung gelten, was ſich mit Händen greifen und Augen ſehen läßt, und ſie werden daher auch die vom Verfaſſer geführten Erfahrungsbeweiſe nicht als ſolche gelten laſſen. Für alle diejenigen aber, welche dieſen ewigen Fragen noch unbefangen gegenüberſtehen oder, wenn ſie vom augenblicklich dominirenden Zeitgeiſt auch ſchon bis zu einem gewiſſen Grade ergriffen ſein ſollten, doch noch nicht jedwedes Intereſſe an den idealen Zielen der Menſchheit verloren haben, verſprechen wir uns von einer ernſten und aufmerkſamen Leſung dieſes Buchs eine tiefe und nachhaltige, ihnen ſelbſt und der geſammten Zeitrichtung zum Heil gereichende Wirkung. Möge ihm diejenige Aufnahme und Beherzigung zutheil werden, die es in ſo hohem Grade verdient! **Adolf Zeiſing.**

Mittelhochdeutſche Literatur.

Deutſche Claſſiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Dritter Band: Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl Bartſch. Vierter Band: Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech. Erſter Theil: Erec der Wunderaere. Leipzig, Brockhaus. 1866—67. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Das ſchöne Unternehmen Franz Pfeiffer's und der Verlagshandlung, dem größern Publikum die claſſiſchen Werke unſerer ältern Nationalliteratur in brauchbaren Ausgaben darzubieten, ſchreitet ſicher und rüſtig weiter. Im Jahre 1864 erſchien „Walther von der Vogelweide“, herausgegeben von Pfeiffer, und dieſe erſte, die Sammlung eröffnende Ausgabe erfreute ſich einer ſolchen Gunſt und Theilnahme, daß nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eine neue Auflage ſich nöthig machte. Auch der zweite Band, die „Kudrun“, herausgegeben von Karl Bartſch (1865), fand allſeitige Beachtung und wird, wie wir hören, ebenfalls in allernächſter Zeit in zweiter Auflage erſcheinen.

Dieſen zweiten Band zeigte Auguſt Henneberger noch in Nr. 27 d. Bl. f. 1865 an; es war eine ſeiner letzten Beſprechungen. Gewiß würde Henneberger auch den folgenden dritten Band, welcher „Das Nibelungenlied“, herausgegeben von Karl Bartſch, enthält, mit Freude entgegenommen und warm empfohlen haben. War er es doch, der zuerſt in ſeinem altdeutſchen Leſebuche ausgewählte

Stücke aus den „Nibelungen" mit erklärenden Anmerkungen unter dem Texte ausstattete, ein Princip, wie es nun in der Pfeiffer'schen Sammlung in noch ausgedehnterer Weise durchgeführt ist.

Daß „Kudrun" und „Nibelungen" in dieser Classikersammlung nicht fehlen durften, wird jedermann zugestehen, selbst der, welcher diese beiden Epen als Volksgedichte angesehen wissen will.

Von den „Nibelungen" besitzen wir bereits eine Reihe trefflicher Ausgaben; die Arbeit von Bartsch darf aber deshalb nicht betrachtet werden als ein neuer wiederholter Versuch, den Text in möglichster Treue und Correctheit herzustellen, sondern diese Ausgabe nimmt in literargeschichtlicher Beziehung eine ganz besondere Stelle ein, auch wenn der Text ohne alle Erklärung geblieben wäre. Eben dieser literarischen Seite wollen wir hier kurz gedenken. Eine Beurtheilung der kritischen Leistung bleibt füglich einem Fachblatte überlassen, wie nicht minder die Beurtheilung der erklärenden Anmerkungen und der sonstigen Zuthaten, welche die Lektüre zu erleichtern bestimmt sind.

Die Nibelungenfrage hat längst aufgehört, blos in den Kreisen der Forscher zu leben. Kein wissenschaftlicher Gegenstand auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur hat solche allgemeine Theilnahme erweckt wie gerade die Frage über die Entstehung des „Nibelungenliedes", sowie über die Wahl der besten Textüberlieferung und Recension. Bekanntlich existirt von den „Nibelungen" eine beträchtliche Reihe Handschriften, die unter sich wieder in verschiedene Klassen zerfallen. Dieser Klassen sind es drei, und jede derselben wird durch je eine Haupthandschrift repräsentirt; diese Handschriften sind von Lachmann mit Buchstaben bezeichnet worden und solche Benennung ist ziemlich allgemein bekannt. Schon auf den Gymnasien werden die Nibelungenhandschriften A, B und C namhaft gemacht und ihre Eigenthümlichkeiten erläutert. Lachmann folgte dem Texte der münchener Handschrift, die er systemgemäß mit A bezeichnete. Holtzmann und mit ihm Zarncke erklärten die Ueberlieferung der hohenemser Handschrift (von Lachmann C genannt) für die älteste und beste und legten sie ihren Ausgaben zu Grunde. Von beiden Seiten wurde die sanctgaller Handschrift (B) als in der Mitte zwischen beiden Recensionen stehend angesehen, aber nicht weiter beachtet. Man nannte sie die Vulgata, weil sie mit den zugehörigen Handschriften die zahlreichste Handschriftenklasse bildet, also am allgemeinsten verbreitet war. Von dieser Handschrift B besitzen wir nur einige Ausgaben von Friedrich Heinrich von der Hagen, welche längst veraltet sind, unsern heutigen Anforderungen bei weitem nicht mehr genügen. Seit 1820 ist der Text von B nicht mehr benutzt worden zu einer selbständigen Textausgabe. Und eben diese so vernachlässigte Recension finden wir in der Ausgabe von Bartsch.

Wir meinen, daß wir für diese Wahl dem Herausgeber Dank schuldig sind. Denn, ganz abgesehen von kritischen und ästhetischen Gesichtspunkten, wird diejenige Textgestalt sicher zuerst geeignet sein, uns ein Bild von der Wirkung des Inhalts auf die damalige Lesewelt zu geben, welche am meisten begehrt worden ist. Für den Herausgeber war indessen diese Rücksicht nicht maßgebend; seine Wahl der Handschrift B wurzelt in der Anschauung, welche er sich über die Entstehung des Gedichts gebildet hatte.

Bartsch hat fast zu gleicher Zeit mit seiner Nibelungenausgabe ein großes gelehrtes Werk: „Untersuchungen über das Nibelungenlied" (Wien 1865), veröffentlicht, in welchem er mit Fleiß, Scharfsinn und einem ihm eigenthümlichen künstlerischen Verständniß seine Ansichten entwickelt und darlegt. In der Einleitung zu seiner Ausgabe gibt er natürlich nur die Resultate der Untersuchung. Es versteht sich, daß Bartsch mit der Bevorzugung der Handschrift B in eine zweifache Gegnerschaft tritt. Daß er Gegner der sogenannten Liedertheorie ist, fällt hier weiter nicht ins Gewicht, wo es sich um die Handschriften handelt. Er hat aber nun die Anhänger von A, wie die Anhänger von C gegen sich.

Bartsch leugnet nicht das Vorhandensein älterer Lieder, aber er nimmt einen bestimmten Dichter an, der vor der Mitte des 12. Jahrhunderts die zu seiner Zeit gesungenen Lieder und die ihm wie jedem andern bekannte mündliche Ueberlieferung zu einem großen Ganzen gestaltend verarbeitete. Der Name dieses Dichters ist uns nicht überliefert. Im Einklange mit der bekannten Hypothese Franz Pfeiffer's hält es auch Bartsch für höchst wahrscheinlich, daß ein österreichischer Ritter aus dem Geschlecht der Kürenberger, die in der Gegend von Linz an der Donau saßen, um 1140 das Epos in seiner ursprünglichen Gestalt dichtete. Aber diese ursprüngliche Gestalt ist leider nicht auf uns gekommen. Die vorliegende Gestalt — und dies erstreckt sich gleichermaßen auf alle drei Recensionen — gehört einer jüngern Periode an, was sich namentlich aus der Durchführung des reinen Reims ergibt. Wir wissen auch anderwärts her, daß ältere Dichtungen, die noch in der freiern Form der Assonanz abgefaßt waren, dem Bedürfnisse und dem Geschmacke der jüngern Zeit gemäß umgereimt wurden. Dies geschah mit dem „Nibelungenliede" etwa um 1170; aber diese erste Umformung, die nur eine theilweise war, genügte mit dem Aufkommen der höfischen Ritterdichtung bald nicht mehr, und wir müssen annehmen, daß eine zweite Umdichtung vorgenommen wurde.

Wie aber kam es, daß diese jüngere Umarbeitung nicht einheitlich vor sich ging? Bartsch weiß dies einfach und mit überzeugenden Gründen zu beantworten und zu erklären, wenigstens glauben wir nach dem Gange, den unsere alte Literatur genommen hat, daß die Auffassung von Bartsch die naturgemäßeste ist. Er sagt:

So sehr hatte die dichterische Schönheit des Nibelungenliedes sich bereits damals (gegen Ende des 12. Jahrhunderts) geltend gemacht, daß zwei Dichter zu ziemlich derselben Zeit (zwischen 1190 und 1200) es unternahmen, das Gedicht aus der Gestalt, die es um 1170 empfangen, in die strenge Form der reinen Reime umzugießen. Sie verfuhren unabhängig voneinander, beide aber nicht mit solcher Consequenz, daß sie nicht hin und wieder eine Assonanz hätten stehen lassen. Diese beiden

Bearbeitungen ſind uns in zahlreichen Handſchriften erhalten, die meiſten aber gehören derjenigen an, deren älteſten und würdigſten Repräſentanten, die ſanctgaller (B), wir nach einer neuen Vergleichung unſerm Texte zu Grunde gelegt haben. Ein hochbegabter Dichter war dieſer Bearbeiter nicht; aber er ſchonte den urſprünglichen Ausdruck, ſoweit es ihm die Rückſicht auf ſein Vorhaben, die Aſſonanz zu beſeitigen, geſtattete. Namentlich enthielt er ſich aller Zuſätze von ſeiner eigenen Erfindung, ließ aber auch, ſoviel wir ermitteln können, nichts von dem fort, was ſein Original ihm darbot. So liefert er uns das relativ treueſte Bild der in ihrer urſprünglichen Geſtalt verlorenen Dichtung.

Ueber die faſt iſolirt ſtehende Handſchrift A, die als eine beſondere Repräſentantin galt, die für den urſprünglichſten Text gehalten wurde, ſtellt Bartſch eine ganz neue Anſicht auf. Er ordnet ſie unter die Klaſſe B (beide enden: daz ist der Nibelunge nôt); ihr Schreiber hatte ſicher eine alte und gute Vorlage, verfuhr aber ſehr nachläſſig und überſprang meiſt aus dieſem Fehler eine Anzahl Strophen.

Ueber den andern Bearbeiter ſagt Bartſch ferner:

Der andere Bearbeiter (C), deſſen Werk in weniger zahlreichen Handſchriften erhalten iſt, verfährt mit größerer Conſequenz, nicht in formeller Beziehung, denn auch er läßt hin und wieder Aſſonanzen durchſchlüpfen, wol aber in Hinſicht auf den Inhalt. Er ſucht die beſtehenden, zum Theil wol erſt durch die frühere Bearbeitung um 1170 hereingekommenen, zum Theil auch ſchon vom erſten Dichter überſehenen Widerſprüche in der Sage möglichſt auszugleichen, er ſucht eine Verbindung mit der von einem andern Dichter um 1170 gedichteten Fortſetzung des Nibelungenliedes, der ſogenannten „Klage", herzuſtellen ... und fügte dem alten Texte eine Reihe von Strophen ein. ... Auch den Titel der Dichtung veränderte er, weil ihm der Nibelunge nôt nur für den letzten Theil paſſend ſcheinen mochte, und ſetzte dafür der Nibelunge liet.

Streng genommen müßte alſo Bartſch's Ausgabe den Titel „Der Nibelunge Noth" führen. Er hat ſich für den populär gewordenen Titel entſchieden, und das wird ihm niemand zum Vorwurf machen.

Liegt in der Ausgabe von Bartſch der früher verbreitetſte und auch nach ſeinem Inhalte und in ſeiner Form relativ urſprünglichſte Text vor uns, ſo werden dieſe Momente wichtig genug ſein, um ſich für ſie zu entſcheiden. Aber auch ſolchen, die andern Sinnes ſind als Bartſch und die einer andern Ausgabe den Vorrang einräumen, wird dieſe ſorgfältige Herſtellung der Vulgata höchſt willkommen ſein.

Wir haben aus der Einleitung von Bartſch den die Handſchriftenfrage betreffenden Theil hervorgehoben. Sie enthält außerdem noch viel Lehrreiches in gefälliger Ausdrucksweiſe. Bartſch lenkt unſern Blick auch auf die mythiſche Geſtalt der Nibelungenſage, mit Wärme entwickelt er uns die dichteriſche, die dramatiſche und tragiſche Bedeutung des herrlichen Gedichts und ſpricht am Schluſſe kurz über Verſe und Strophen. Von beſonderer Wichtigkeit iſt die von Bartſch zuerſt gemachte Beobachtung, daß in der Nibelungenſtrophe in der achten Halbzeile die Senkung nicht zwiſchen den beiden letzten Hebungen fehlen darf.

Es ſei hier gleich mit erwähnt, daß Bartſch ſoeben auch eine hochdeutſche Ueberſetzung des „Nibelungenliedes" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erſcheinen ließ, über deren eigenthümlichen Werth d. Bl. ſich demnächſt ausſprechen werden.

Mit dem vierten Bande der „Deutſchen Claſſiker des Mittelalters" heben die Werke Hartmann's von Aue an, deren Herausgabe Fedor Bech übernommen hat. Dieſer vorliegende Band und erſte Theil enthält Hartmann's Jugendarbeit, den „Erec", der folgende Theil ſoll die „Lieder", die beiden „Büchlein", den „Gregor" und den „Armen Heinrich" bringen; der dritte und letzte aber wird Hartmann's Meiſterwerk, den „Iwein", enthalten.

Auch hier ſehen wir ab von einem Eingehen auf die kritiſche Behandlung des Textes. Nur das ſei erwähnt, daß Bech's Recenſion die erſte, von Haupt im Jahre 1839 verſuchte in vielen Dingen übertrifft, ſoweit dies überhaupt möglich iſt. Leider beſitzen wir vom „Erec" nur eine einzige und ſehr junge Ueberlieferung, daher befindet ſich der Kritiker oft auf ſchwankendem Boden. Aber gerade die Unſicherheit des Textes reizt auch zu kritiſchen Verſuchen an, und ſolche ſind auch vielfach dem Texte des „Erec" zutheil geworden. Haupt ſelbſt hat Nachträge und Aenderungen gegeben, ebenſo Lachmann, Benecke, Wilhelm Grimm, Wackernagel. Dann ruhte eine längere Zeit der Eifer für Hartmann's Jugendwerk, bis Franz Pfeiffer aufs neue die Aufmerkſamkeit auf dieſes ergiebige Feld zur Erprobung des Scharfſinns hinlenkte in einem Aufſatze ſeiner „Germania". In gleicher Weiſe bemühten ſich W. Müller und auch Fedor Bech ſelbſt, der dann die vollſtändige Arbeit der Textherſtellung übernahm.

Sehr erwünſcht ſind in Bech's Ausgabe die Kapiteleintheilungen mit kurzen Anführungen des Inhalts, wie ſie auch in Bartſch's Ausgaben der „Kudrun" und des „Nibelungenliedes" gegeben ſind. Wir finden uns auf ſolche Weiſe in dem Buche gut zurecht, und bei der Lectüre ſind Ruhepunkte immer willkommen.

Die Anmerkungen Bech's ſind in mancher Beziehung anders als die der vorhergehenden Herausgeber. Sie ſind öfters ſtreng gelehrt und bieten treffende Parallelſtellen. Doch haben ſie durch dieſe Rückſicht auf die Fachgenoſſen im übrigen nichts an dem Charakter verloren, welchen die Erklärungen in dieſer Sammlung haben ſollen.

Der „Erec" gilt allgemein, abgeſehen von kleinern lyriſchen Gedichten, für Hartmann's früheſtes Werk. Ueber die Zeit der Entſtehung ſtellt Bech eine Anſicht auf, welche von der herkömmlichen etwas abweicht; er ſetzt ſie aus Gründen einige Jahre früher an.

Bekannt iſt, daß Hartmann ſeinen „Erec" nach einem Gedichte des Nordfranzoſen Chriſtian von Troyes verfaßte, doch iſt dieſe Nachdichtung frei und enthält eine Menge originaler Züge. Für den Stoff in ſeiner Geſammtheit werden wir uns nicht begeiſtern können, vielmehr ſind es immer einzelne Stellen, Detailmalereien, die uns gefangen nehmen. Hinſichtlich der Darſtellung hat Hartmann erſt in den ſpätern Dichtungen, namentlich im „Iwein", ſich zu künſtleriſcher Vollendung emporgeſchwungen. Bech iſt nicht, wie es ſo leicht einem Herausgeber begegnen kann, zur Ueberſchätzung geneigt und verſchließt ſein Auge keineswegs den Mängeln, welche dieſer Jugend-

arbeit anklebten. Aber mit Recht hebt er hervor, daß der „Erec" immer eine bedeutende Erscheinung in der Geschichte der höfischen Epik bleibe, und daß es nicht zu verwundern sei, wenn er die Grundlage der erzählenden Poesie geringerer Dichter wurde. 26.

Zur Hygiene.

Die Ursachen der Krankheiten, der physischen und der moralischen. Von E. Reich. Leipzig, E. Fleischer. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Es ist dringend zu wünschen, daß das oben angezeigte Buch von Eduard Reich in den weitesten Kreisen Käufer und Leser finde, vorzugsweise bei Gebildeten und Bildsamen, aber auch bei Aerzten von Fach. Wenn diese letztern auch nicht gerade viel Positives aus ihm lernen, so werden sie doch, zumal das Buch überall fesselnd und mit reinem Eifer für die gute Sache der Wahrheit geschrieben ist, überall des Wichtigen und Anregenden viel finden und den Verfasser hochschätzen, der es sich zur Aufgabe gesetzt hat, gegen legale und illegale Quacksalberei und gegen Dummheit und Verdummung jeder Art die Fehde nicht aufzugeben. Bei dieser im höchsten Grade löblichen Thätigkeit mag er bereits des Unangenehmen genug erlebt und erlitten haben; gesteht er doch selbst, daß ihm von süddeutschen Regierungen manche seiner Dar- und Klarlegungen sehr übel genommen seien, und bekämpft er doch einmal die herbe Klage nicht (S. 406):

Solange Menschen auf der Erde hausen, werden Dummheit und Vorurtheil herrschen, und die Quacksalberei hat Aussicht, eine halbe Ewigkeit zu dauern und dann noch ihre Siege zu feiern, wenn alles Vernünftige schon längst von der Erde verschwunden ist.

An dieser Stelle sind wir der Ansicht des Verfassers nicht, auch wird er selbst diesen Satz kaum in seinem ganzen Umfange aufrecht erhalten wollen, er, der so rüstig und jedes Jahr in neuen Werken für Aufklärung und Bildung Propaganda macht, und seinen Ausspruch hoffentlich in spätern Auflagen zurücknehmen oder modificiren. Wir sind der Ueberzeugung, daß der Verfasser nicht für eine verlorene Sache zu kämpfen glaubt; wir erinnern ihn daran, daß seit der letzten Generation Dummheit und Vorurtheil viel Terrain von ihrer Herrschaft verloren haben, unserer und gewiß auch seiner Beobachtung gemäß, und daß, wenn es auch immer Angehörige der species homo geben wird, die lieber das Dumme glauben als das Wahre wissen wollen, doch mehr und mehr in die Gesetzgebung der Culturstaaten die Grundsätze der Humanität und wahrer Geistesbildung übergehen. Die Todten reiten schnell, d. h. die Lebenden langsam; aber seit der Fortschritt sich der Lettern und Schienen bedient, werden die Ziele der Bildung des Menschengeschlechts nach allen Seiten hin in geometrischer Progression erreicht. Die zu bekämpfenden Hindernisse kennen wir und, um bei der Heilkunst stehen zu bleiben, wollen wir dem Verfasser zugeben, daß es die bestehenden Institute sind, welche den Fortschritt hemmen: das Institut der Schulen, wie sie herkommen sind, das Institut der Aerzte, getrennt von dem der Pharmaceuten, das Interesse der Institute, die Erwerbsbedingungen aller betreffenden Individuen, sagen wir es geradezu, die Existenzbedingungen der Staaten wie aller einzelnen! Ach, und in dem bello omnium contra omnes, zu wie viel unlautern, Bildung und Aufklärung hemmenden Mitteln wird gegriffen! Wie die Pferdekutschen-Besitzer die Eisenbahnen bekämpften, so bekämpft überall das Interesse den bessern Fortschritt. Rodenhausen sagt uns am Schlusse seines Werks: „Die Bibel wider den Glauben" (Hamburg, O. Meißner, 1865): „Wenn die Europäer sich einigen zur Menschenliebe, so werden sie besser leben und gedeihen, auch etwa 180 Millionen Thaler jährlich ersparen, die sie an ihre endlos zankenden Priester vergeuden." Wir fügen hinzu, daß wenn diese Einigung zur Menschenliebe zu Stande gekommen ist, auch die Kosten für Militär, Advocaten, Schranzen und überflüssige Menschen jeder Art wegfallen, die dann productiver Thätigkeit sich widmen müßten, vielleicht ein Gewinn von jährlich 180 Milliarden Thaler; aber wann wird der Messias kommen, dem es gelingt, die Religion der Menschenliebe an Stelle der Religion des Interesses durchzusetzen? Das Interesse schafft die Institute, die ebenso viel oder mehr hemmen als fördern, und die Cliquen, mögen sie nun einen Namen haben welchen sie immer wollen, die nur hemmen. Börne hatte gewiß recht, als er sagte, jeder Verein ist zu eng, der nicht die ganze Menschheit in sich schließt, und deshalb ist jeder Verein vom Uebel, dessen erstes Statut nicht bezweckt, das Interesse der gesammten Menschheit aufrichtig fördern zu wollen.

Wir können jede Seite des Reich'schen Werks aufschlagen, um für seine Vortrefflichkeit charakteristische Stellen zu finden. Auf S. 405 heißt es:

Die Receptschreiber gewöhnlichen Schlags, die wider jedes Symptom ein Mittel aus der Apotheke verordnen, und die Quacksalber, welche für alle Krankheiten ein und dasselbe Universalmittel in Bereitschaft haben; sie richten unter den Menschen mehr Unheil und Verwüstung an, als Kriege und Seuchen dies thun. Solange aber dem patentirten Schlendrian der Receptschreiberei und dem Quacksalberthum nicht durch das Mittel der wahrhaft therapeutischen und hygieinischen Bildung der die heilende Kunst übenden Männer und durch entsprechende Aufklärung der Nichtärzte über den nur relativen Werth der Medicamente überhaupt entgegengetreten werden kann: solange wird das Menschengeschlecht unter dem vergiftenden Einfluß des Arzneimisbrauchs stehen.

In meinen nächstens erscheinenden „Erinnerungen aus dem Kriegslazarethleben von 1866" habe ich gesagt:

Ueberhaupt ist man über die Zeit der absurden Trennung von Chirurgie und innerer Medicin hinaus. Wer sich nicht auf Chirurgie versteht und nicht weiß, daß sich die innere Medicin in Physiologie und Humanität aufgelöst hat, mag lieber unter die Theologen gehen, er soll sich aber nicht Arzt nennen lassen.

Ich hoffe, Eduard Reich wird mit mir einverstanden sein und es ebenfalls für richtig befinden, was ich früherhin anderswo ausgesprochen habe, daß doch nun bald die Zeit der „praktischen Routiniers" vorüber sein und die Aera anfangen sollte, wo jedes gute Haus statt eines Hausarztes einen Hausphysiologen engagirte, der zugleich aufrichtiger Freund aller Insassen des Hauses wäre — ach,

und wo jedes Haus ein gutes Haus genannt zu werden verdiente.

Am Schluſſe ſeines Proſpects ſagt Reich von ſeinem Werke, es ſei der Anfang von einer umfaſſenden Aetiologie der Krankheiten, neu in Auffaſſung und Inhalt, er ſtütze ſich auf eine wahre Naturlehre des Menſchen und diene ebenſo der vorbauenden Medicin wie den politiſch-moraliſchen Wiſſenſchaften zur Grundlage. Iſt auch die Prärogative nicht zutreffend, daß es neu ſei in Auffaſſung und Inhalt, wogegen ſchon die zahlloſen Belegſtellen und Citate aus den beſten Schriftſtellern den Beweis liefern, ſo iſt das Buch ſeiner Tendenz und Arbeit gemäß ein vortreffliches zu nennen, denn es bringt die Urſachenlehre der Krankheiten unter allgemeinere und doch einheitliche Geſichtspunkte und zwingt fortan die Forſchung, „ſehr bald das engere Gebiet der Medicin zu verlaſſen und überallhin ſich zu begeben, wo der Menſch Gegenſtand des Studiums iſt, wo ſeine Wohlfahrt, Bildung, Exiſtenz Objecte der Praxis ſind". Als Geſundheit bezeichnet der Verfaſſer die Harmonie der Thätigkeiten organiſirter Weſen, hervorgehend aus dem Gleichgewicht der Menge jener Stoffe, welche in letzter Reihe den Pflanzen- und Thierleib zuſammenſetzen, als Krankheit die Aenderungen in dieſem Mengenverhältniß: beide ſind deshalb nicht ſpecifiſch, ſondern nur dem Grade nach verſchieden und die Krankheit kein Schmarotzer, kein ſelbſtändiges Weſen, ſondern nur ein Zuſtand veränderter Quantitäten der den Leib zuſammenſetzenden Stoffe. Dieſer Zuſtand ändert ſich auch bei Geſundheit, weshalb keine eigentliche Grenze zwiſchen Geſundheit und Krankheit exiſtirt. Zucker befindet ſich im Blute (Lehmann) geſunder Individuen, alſo im Normalzuſtande, bei Harnruhrkranken nur in erheblich größerer Quantität, und das iſt die Urſache, weshalb ſie krank ſind. Alle Störungen ſind mechaniſcher Natur, d. h. ſie gründen ſich auf Veränderungen des Quantums, und ſo beſteht das Weſen der Krankheit in Veränderung des Mechanismus der Stoffbewegung. Jedem organiſirten Weſen kommt die Fähigkeit des Erkrankens in mehr oder minder ausgedehntem Maße zu und „der normale Zuſtand geht in den ſogenannten krankhaften über, wenn der Factor der individuellen Anlage mit dem Factor der dem Organismus heterogenen Momente der Welt in geeignete Wechſelwirkung tritt".

Wir citiren dieſe peinlich gelehrt klingende Phraſe wörtlich, die beſſer aus dem übrigens ſo klar und natürlich geſchriebenen Buche weggeblieben wäre. Das Buch wird in der Bibliothek jedes Gebildeten eine Zierde ſein und ihm zu jeder Stunde als zugleich friſch anmuthende und lehrreiche Lektüre dienen. Das individuelle und Gattungsleben des Organismus wird zuerſt auf die ihm innewohnenden krankmachenden Momente durchforſcht, dann die Außenwelt mit ihren Einflüſſen, den diätetiſchen, pandemiſchen, paraſitiſchen, giftigen, klimatiſchen, atmoſphäriſchen und endlich den politiſch-moraliſchen, überall mit genügender Gründlichkeit, nur in dem letzten Kapitel oft mit nicht gerechtfertigter Bitterkeit.

Hermann Schauenburg.

Zur mittelalterlichen deutſchen Geſchichte.

1. Geſchichte Heinrich's des Löwen, Herzogs von Baiern und Sachſen und der welfiſchen und ſtaufiſchen Politik ſeiner Zeit. Von Martin Philippſon. Erſter Band. Leipzig, Leiner. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Hermann II., Biſchof von Münſter (1174—1203) und Bernhard II., Edelherr zur Lippe (1140—1224). Zwei Lebensbilder aus der ältern weſtfäliſchen Geſchichte nach den Quellen und Urkunden herausgegeben von Adolf Hechelmann. Münſter, Regensberg. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Die Doppelwahl des Jahres 1257 und das römiſche Königthum Alfons' X. von Caſtilien. Ein Beitrag zur Geſchichte des großen Interregnums. Mit bisher ungedruckten Briefen. Von Arnold Buſſon. Münſter, Aſchendorff. Gr. 12. 15 Ngr.

Auf dem Felde der mittelalterlichen Geſchichtsforſchung wird es immer lebendiger, auch die eigentliche Geſchichtsſchreibung verſucht ihre Kräfte an dieſem im allgemeinen für ſie ziemlich ſpröden Stoffe. Häufig mit Glück und Geſchick, noch häufiger aber ſchadet die hier kaum zu umgehende Vermiſchung zweier ganz getrennter Aufgaben, des kritiſchen Forſchers und des geſtaltenden Darſtellers. Bis jetzt iſt die Methode einer wirklichen Verſöhnung zwiſchen beiden noch nicht als ſichergeſtellt zu betrachten: jeder, der praktiſche Veranlaſſung dazu hat, behilft ſich, ſo gut er kann und ſo wie es ihm ſein angeborenes Geſchick machen heißt.

Dieſe allgemeinen Bemerkungen haben ſich uns auch wieder bei der Lectüre der obengenannten Monographien aufgedrängt; auch ſie ſollen weder bloße Forſchung, noch bloße Darſtellung geben. Jeder ihrer Verfaſſer hat ſich auf eigene Hand einen Weg zu bahnen geſucht, der eine mit mehr Erfolg, der andere mit weniger.

Das erſtgenannte Werk: die „Geſchichte Heinrich's des Löwen", von M. Philippſon, iſt wegen ſeines ſchon erreichten und noch mehr wegen ſeines beabſichtigten Umfangs, aber auch wegen der relativen Wichtigkeit ſeines Gegenſtandes, von uns an die Spitze geſtellt worden. Es mag auffallend ſcheinen, daß nach der ſchon im vorigen Jahre publicirten Biographie Heinrich des Löwen von H. Prutz jetzt ſchon eine Neubearbeitung deſſelben Themas auftritt. Doch erklärt es ſich, wie der Verfaſſer derſelben es thut, leicht genug. Er war ſchon länger mit Vorarbeiten beſchäftigt, als in der Zwiſchenzeit jene Arbeit von H. Prutz vollendet wurde. Um auf die Früchte ſeiner Mühen in der gelehrten Welt nicht zu verzichten, und um ſeine Auffaſſung und Darſtellung zur Geltung zu bringen, die in weſentlichen Dingen von der ſeines Vorgängers abweicht, iſt er gleichfalls damit aufgetreten. Möglicherweiſe erhalten wir auch noch von einer andern Seite her eine Behandlung deſſelben Themas, denn es war bei der Rührigkeit unſerer neuern Geſchichtswiſſenſchaft wunderlich genug, daß für einen in jeder Art ſo dankbaren und bedeutenden Gegenſtand ſeit 1819, wo ihn Böttiger in einer ſelbſt für den damaligen Standpunkt nur als Erſtlingsarbeit zu betrachtenden Monographie behandelt hatte, niemand mehr thätig geweſen war.

Der erſte Band umfaßt nur die Jahre 1139—61 von Heinrich's Leben, die zwar inhaltreich genug, doch

an welthiſtoriſchem Intereſſe gegen das ſpätere zurückſtehen. Denn bis dahin bleibt er ſcheinbar im Gefolge der kaiſerlichen Politik, als rechte Hand und Herzensfreund Friedrich's des Staufers; erſt ſpäter und gerade ſeit 1162 vollzieht ſich jene verhängnißvolle Wandlung, die weniger in der Individualität oder in andern Zufälligkeiten des einen und des andern Theils gegründet war, als vielmehr in der Natur der Reichsverhältniſſe, in der Tradition des Welfenthums und in dem unverſöhnlichen Gegenſatze der Territorial- und Kaiſermacht, wodurch Heinrich ſein eigentliches Gepräge für alle Zeiten erhalten hat. Wir verſparen daher ein näheres Eingehen auf dieſe Leiſtung, bis ſie ſich mehr im Zuſammenhang überſchauen läßt.

In denſelben norddeutſchen Kreis, zugleich auch in den der territorialfürſtlichen Politik und Strebungen ungefähr der gleichen Zeit führen uns die beiden biographiſchen Bilder Hechelmann's: „Hermann II., Biſchof von Münſter (1174—1203) und Bernhard II., Edelherr zur Lippe (1140—1224)" (Nr. 2). Sie machen nach Inhalt und Ausführung einen guten Eindruck. Der Held des erſten, der auch in der Reichsgeſchichte der Zeit öfter, aber wie ſelbſtverſtändlich, nur beiläufig genannte Biſchof Heinrich II. von Münſter, aus dem Geſchlechte der Grafen von Katzenellnbogen, gehört jenem welfiſch-päpſtlich geſinnten Kreis von deutſchen Kirchenhäuptern an, dem man die Hauptſchuld an der Vernichtung des von Friedrich I. und Heinrich VI. mit Glück und Geſchick verſuchten Werks der Wiederherſtellung des Kaiſerthums und der Gründung einer kräftigen Centralgewalt mit Recht beimeſſen muß. Wie weit dieſe Leute bona fide gehandelt haben, iſt eine Frage, die wie die meiſten ihresgleichen nicht mehr beantwortet werden kann. Höchſtens mag man in einigen Fällen, wie auch bei dem berühmten Biſchof Hermann von Münſter, aus der ganzen Haltung des Charakters, aus den ſonſt bekannten Spuren ihres Wirkens geneigt ſein, mit großer Wahrſcheinlichkeit ihre ſubjective Schuldloſigkeit zu vermuthen: ihre objective Verſchuldung gegen die Zukunft des deutſchen Reichs und Volks kann keine Sophiſtik wegdeuteln. Freilich war der Geiſt des Mittelalters am wenigſten dazu angethan, dem einzelnen eine freiere und ſelbſtloſere Haltung gegenüber den großen Intereſſen der Geſammtheit einzuflößen; gerade jener maßloſe Idealismus, in welchem der Begriff des Reichs oder Staats zu einer weſenloſen Phantasmagorie ſich verflüchtigte, mag wol einem unreifen Verſtande ſpäterer Zeit als etwas wunderbar Herrliches und Großes erſcheinen, wie wir ja heutzutage ganz ähnliche Traumgebilde alles Ernſtes von wohlgeſinnten aber ſchwachköpfigen Leuten als reale Ziele verfolgt ſehen. Aber ſowenig wie heute ſchützte auch damals die theoretiſche Befriedigung der Phantaſie davor, daß jeder, bei einem entſtehenden Conflict mit der Wirklichkeit, in das ſcheinbar entgegengeſetzte Extrem der blödeſten und kurzſichtigſten ausſchließlichen Wahrnahme der genannten nächſten Intereſſen verfiel.

So hat auch Biſchof Hermann von Münſter trotz aller ſeiner angeblichen Begeiſterung für die Herrlichkeit des Reichs es an ſeinem Theile mit vernichten helfen, indem er ſich bei der Doppelwahl von 1198, wo das Reich auf dem Spiele ſtand, an die Minorität der Welfiſchgeſinnten anſchloß. Sie wollten zunächſt nur des Druckes los ſein, den namentlich Heinrich VI. auf ſie ausgeübt hatte, ein Druck, der mehr der Zukunft, den egoiſtiſchen Planen des Territorialfürſtenthums, als der Gegenwart galt, deren einmal fixirte Zuſtände auch eine ſolche geniale Kraft wie ſeine nicht mehr zu beſeitigen wagen konnte. Daraus allein erklärt ſich ja auch die Liga des Particularismus mit dem Papſtthum, der einzigen Großmacht der Zeit, die nicht blos ein Intereſſe, ſondern auch die Mittel dazu hatte, Deutſchland nicht zur Conſolidirung gelangen zu laſſen. Hätten ſich anderswo beſſere Allianzen geboten, ſo würde man zu dieſen gegriffen haben; aber die engliſche, die auch als Trumpf gegen die Sache der Reichseinheit ausgeſpielt wurde — Otto der Welfe hat ja bekanntlich ſeine Wähler mit engliſchem Gelde bezahlt — erwies ſich doch als zu lahm. Selbſt unſere welfiſch geſinnten Biſchöfe ſind durch kein ſpecifiſch kirchliches Intereſſe zur Fixirung ihrer Poſition getrieben worden: es wirkte nicht einmal ſecundär mit, auch nicht bei den wenigen, die, wie dieſer Biſchof Hermann, es wirklich ehrlich mit ihren Amtspflichten meinten. Auch er, wie alle, ſahen in dem Papſte Innocenz III. nur das natürliche Haupt einer politiſchen Combination, nichts weiter. Hierin liegt ein weſentlicher Unterſchied von dem innern Gefüge einer frühern, dieſer in vieler Hinſicht ſehr ähnlichen Situation. Als unter Heinrich IV. der große Kampf zwiſchen Papſtthum und Kaiſerthum, zwiſchen Particularismus und Einheit gefochten wurde, gab es unter den biſchöflichen und geiſtlichen Feinden des Kaiſers in Deutſchland allerdings eine ganze Anzahl, die nicht den Kaiſer als Feind des Landesfürſtenthums, ſondern als Feind der Kirche bekämpften. Dafür war jetzt alles Gefühl erloſchen, wenn man auch zu eigener Selbſttäuſchung und zur Täuſchung des einſichtsloſen Haufens manchmal noch dieſes alte Regiſter zog, deſſen fanatiſirende und betäubende Wirkung ja erprobt war.

Davon abgeſehen iſt der genannte Biſchof von Münſter immerhin eine intereſſante Geſtalt; ein rechter Fürſt dieſer Zeit vom beſſern Schlage, mit praktiſchem Blicke und entſchiedener Neigung für das Praktiſche, daher denn auch ein Begünſtiger des Städteweſens und der Städtefreiheit, die von Weſten und Süden her auch in dieſe entlegenern und von dem damaligen Culturſtrom weniger berührten Theile unſers Vaterlandes mächtig vordrang. Daß er mit ihrer Pflege ſeinen Amtsnachfolgern eine ſchwere Sorge und ein lange unüberwindliches Hinderniß ihres autokratiſchen Strebens großzog, konnte er ſowenig wie ein anderer der damaligen, die Mode mitmachenden fürſtlichen Protectoren des deutſchen Bürgerthums ahnen.

Von anderm, wir möchten ſagen dramatiſcherm Gehalte iſt die zweite biographiſche Skizze. Dieſer Bernhard II., Edelherr zur Lippe, der Stammvater des jetzt noch blühenden fürſtlichen und gräflichen Hauſes, ſpiegelt die bunte Romantik der Zeit, der wir meiſt nur in der Poeſie begegnen, in dem Niederſchlag eines wirklichen

Lebens ab. In seiner Jugend zum Dienste der Kirche bestimmt und durch die dazu erforderlichen gelehrten Studien vorbereitet, wird er durch Zufall, durch den Tod eines ältern Bruders, in das weltliche Leben zurückgerissen. Halb widerwillig seinem ersten Berufe entsagend, bewährt er sich in dem neuen als Mann und Held in der vollsten Macht dieser Begriffe nach damaliger Auffassung. Im wilden Kriegsgetümmel, wie es sich um und durch seinen herzoglichen Herrn und Beschützer, Heinrich den Löwen, damals von den Ufern des Rhein bis zu denen der Trave mit wenigen Pausen verbreitete, steht er voran in der Reihe der Vorkämpfer der welfischen Sache. Die berühmtesten Kriegsthaten glücken ihm; sein Name gehört zu den gefeiertsten des deutschen Ritterthums der Zeit. Dabei aber ist er auch vorsorglicher Landesherr; Beschützer seiner Unterthanen, soweit er es gegen die raffinirte Barbarei der freilich von ihm aufs äußerste gereizten Feinde vermag, Gründer von Städten, ein milder Herr gegen die Kirche und im Hause das Haupt eines reichen und schönen Familienlebens. Aber endlich bricht die nie erloschene Sehnsucht, Gott allein zu dienen, auch in dieser Kraftnatur durch: er entsagt allem, was ihn an die Welt fesselt, verläßt Weib und Kinder und geht zuerst allerdings noch als Streiter mit Schwert und Schild gegen die Heiden in Livland. Bald aber legt er beide nieder und kämpft nur noch mit den Waffen des Gebets. Er tritt in den Cistercienserorden und wird endlich Bischof von Sanct-Gallen. Als solcher übt er bis zu seinem Tode unermüdliche Werke des Glaubens im Stile der Zeit und stirbt als ein Heiliger.

Die dritte der genannten Schriften: „Die Doppelwahl des Jahres 1257" von Arnold Busson, führt uns in eine Periode deutscher Geschichte, in welcher die früher gesäeten giftigen Früchte reif geworden waren. Je weniger erfreulich Zustände und Menschen sind, um so mehr thut es für die Wissenschaft noth, hier so manches Dunkel aufzuklären. Hier handelt es sich hauptsächlich um jene seltsame Episode, als ein König von Castilien, das damals kaum innerhalb des Bereichs von Europa zu liegen schien, die Krone Karl's des Großen auf sein Haupt setzte. Alfons X., el sabio bei seinen spätern Landsleuten genannt, hat von jeher in diesem Unternehmen seines ehrenden Beinamens nicht werth geschienen. Doch hat sich auch viel traditionelles Vorurtheil um die Betrachtung des ganzen Vorgangs gelagert, wovon der Verfasser mit Glück das meiste zerstört hat. Man sieht aus seiner Darstellung, daß es im Geiste der Zeit wenigstens doch eine leidlich verständige Combination und nicht blos eine Grille war, die Alfons das Kaiserthum erstreben ließ.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Der Roman als Kunstwerk.

Wir hatten in der Besprechung der Meißner'schen Romane (Nr. 35 d. Bl.) auf Schiller's Ausspruch verwiesen, der den Romanschriftsteller den Halbbruder des Dichters nannte, und von höhern Lorbern gesprochen, die einem begabten Dichter erreichbar seien. Unser wackerer Mitstreitender für das moderne Princip in der Literatur, Karl Frenzel, hat daraus Anlaß genommen zu einer Polemik, die sich wie ein rother Faden durch seine letzten kritischen Artikel hindurchzieht. In einer Kritik des Meißner'schen Romans „Babel" im Feuilleton der „Nationalzeitung" sagt er: „Man hat dem Roman die Würde eines Kunstwerks abgesprochen, man vergleiche doch unsere modernen Dramen und Gedichte, welche die Blüte der Poesie sein sollen, mit dem Meißner'schen Buche! Welcher Reichthum an Scenen, Gestalten, an fruchtbringenden Gedanken und Anschauungen hier, welche Armuth im leeren Reimgeklingel dort!" Im „Deutschen Museum" leitet Frenzel eine Kritik des dritten Bandes von Gutzkow's „Hohenschwangau" mit folgenden Bemerkungen ein: „Neulich, bei der Debatte über die Volksbibliotheken, sprach sich Eugen Pelletan in der französischen Kammer dahin aus, daß die Bühne längst ihren erziehenden Einfluß auf das Volk verloren habe und dagegen der Roman in den Vordergrund der poetischen Literatur getreten sei: eine Meinung, der gegenüber der Hochmuth der deutschen Lyriker, mit dem sie von der Höhe ihres Parnasses auf den Romanschriftsteller herabsehen, sich ein wenig wunderlich ausnimmt. Bei den drei großen Culturvölkern, den Franzosen, Engländern und Deutschen, unterstützen die Thatsachen Pelletan's Meinung; bei ihnen allen ist die Bühne im Verfall, und die sogenannte höhere Poesie auf akademische Preise und einen kleinen Kreis von Lesern beschränkt. Die verschiedenen Gattungen der Poesie gegeneinander abwägen wollen, erinnerte an jenen Streit unter den Künstlern des 16. Jahrhunderts, ob die Malerei oder die Sculptur die edlere Kunst sei; jeder der Streitenden bleibt bei seiner vorgefaßten Meinung. Thatsache aber ist es wieder, daß die deutsche Literatur seit zehn Jahren wol eine Reihe bedeutender, kunstvoller Romane, aber außer Brachvogel's «Narciß» nicht ein einziges Trauerspiel aufzuweisen hat, das einen nennenswerthen Erfolg errungen hätte. Wie ließen sich die Erfolge, die hier und dort, vorübergehend, Hebbel's «Nibelungen», manche Trauerspiele von Gottschall oder Laube erreicht haben, mit den Tausenden von Lesern vergleichen, welche Gutzkow's, Auerbach's, Freytag's Romane, Heyse's Novellen finden! Wer, außer den Schriftgelehrten, kennt Jordan's «Demiurgos», Lingg's «Völkerwanderung»? Waren wir doch selber Zeuge, wie das Publikum, dem in Berlin Jordan sein Epos über Siegfried vorlas, in jeder Sitzung mehr zusammenschmolz. Der Grund, warum die «höhere Poesie» so gar keinen Einfluß auf die Masse ausübt, liegt nicht etwa in der Erhabenheit, sondern in der Unzulänglichkeit ihrer Formen, den Inhalt des modernen Lebens voll auszudrücken und widerzuspiegeln. Ist denn bei dem Zustand unserer Theater ein Drama möglich, das Shakspeare's und Schiller's Wirkungen auch nur annähernd erreichte? Vermag bei der realistischen Färbung, die wir nun einmal fordern, ein Dichter in Versen Waterloo zu schildern, wie es Victor Hugo in Prosa gethan? Ob das Theater nicht unter andern Gesellschaftsformen, in der neuen Entwicklungsepoche, der wir entgegengehen, eine große und glänzende Zukunft haben wird, liegt ganz außerhalb der Frage; zunächst ist es die Aufgabe des tragischen und lyrischen Dichters, den Zusammenhang zwischen Altem und Neuem aufrecht zu erhalten, er wird immer mehr oder weniger den Charakter des Epigonen an sich tragen, während der Romandichter aus dem Reichthum der Gegenwart und des modernen Geistes voll schöpfen kann. Der Fortschritt der modernen Romandichtung über die englischen Humoristen, Rousseau, Goethe, Jean Paul, selbst Walter Scott ist allen ersichtlich; auf dem Gebiete des Dramas und der Lyrik ist er nicht zu entdecken: ebenso wenig haben

die Franzosen Corneille, Racine oder gar Molière wieder erreicht."

Wir sind auch weit davon entfernt, die Vorzüge der einen Dichtgattung gegen die andere abwägen zu wollen; wir erkennen die Bedeutung des Romans für die Gegenwart vollkommen an. Gleichwol haben uns die Gründe Frenzel's nicht davon zu überzeugen vermocht, daß jener Ausspruch Schiller's gänzlich haltlos, ebenso wenig, daß dem Roman für unsere Epoche ein Vorzugsrecht einzuräumen sei. Daß in neuerer Zeit mehrere gute und besonders erfolgreiche Romane geschrieben worden sind, und dafür recht viele schlechte, mit Reimen klingelnde Gedichte, ist keinesfalls eine beweiskräftige Thatsache. Im ganzen hält unsere moderne Lyrik noch immer den Vergleich mit unserm modernen Roman aus, wenngleich es nach Julian Schmidt's Literaturgeschichte in ihrer neuesten Auflage den Anschein gewinnt, als hätten wir gar keine Dichter mehr; da dieser Autor Emanuel Geibel in seinem so dickleibigen Buch mit keiner einzigen Zeile erwähnt, während er mislungenen Romanen, wie Grimm's „Unüberwindlichen Mächten", mehrere Seiten widmet. Glücklicherweise hängt die Bedeutung und der Fortschritt unserer Literatur nicht davon ab, ob ein Literarhistoriker sich zufällig in die Romanlektüre vertieft und sich um Lyrik und Drama nicht kümmert, die denn doch hinter seinem Rücken nicht nur zu existiren, sondern auch die Nation zu fesseln wagen. Bisjetzt wenigstens hat noch kein Roman entfernt die Zahl der Auflagen erreicht, die Geibel's Gedichte erlebten. Solche Thatsachen zu ignoriren ist doch eine curiose Vornehmheit. Auch die Parallele, die Frenzel zwischen dem Erfolg der neuen Dramatik und Romandichtung zieht, will uns nicht einleuchten. Wir behaupten, daß z. B. Gutzkow's „Uriel Acosta" einem weit größern Theil des deutschen Publikums bekannt ist als seine Romane. Man vergesse nicht, daß an einem einzigen Abend von dem Publikum einer Stadt eine größere Zahl das Theater besucht, als das Contingent beträgt, welches dasselbe im Laufe eines ganzen Jahres für die Leihbibliotheken stellt, und darunter viele, welche nie oder selten ein Buch in die Hand nehmen. Das Theater erfreut sich einmal der populärsten und durchgreifendsten Wirkungen. Auch ist nicht abzusehen, warum diese Wirkungen, wenn sie den Schiller'schen und Shakspeare'schen Dramen treu bleiben, den heutigen versagen sollten, die in gleicher Richtung, wenn auch mit modernem Sinn gedichtet sind. Ebenso wenig räumen wir den Fortschritt der modernen Romandichtung über Goethe, Jean Paul und Walter Scott ein. Was den letztern betrifft, so ist seine künstlerische Architektur, die meisterhafte Anschaulichkeit und Energie seiner Darstellung noch immer nicht erreicht. Und irgendeinen der im ganzen flachen realistischen Romane der Neuzeit z. B. mit Jean Paul's „Titan" vergleichen zu wollen, erscheint uns eine Vermessenheit. Es ist wahr, viele neue Romane erstreben die Höhe eines Kunstwerks, indem sie irgendeine Idee in künstlerischer Ausführung darzustellen suchen; doch in keinem decken sich Inhalt und Form, die Idee und ihre künstlerische Verwirklichung. Da dies auch bei den begabtern Autoren der Fall ist, so liegt der Schluß nahe, daß wir es hier mit einem in der Romanform selbst liegenden Mangel zu thun haben, indem es derselben an der künstlerischen Geschlossenheit fehlt, und seine breite Behäbigkeit es verstattet, die Tendenzen neben der Geschichte einherlaufen zu lassen. Die bequemere Form erlaubt ihm allerdings, einen reichen Inhalt aus der Zeit aufzunehmen, ohne künstlerische Verarbeitung. Hierzu kommt, daß die Prosa des Romans jene Seite des dichterischen Talents ausschließt, welche sich in der Bewältigung oder vielmehr in der Verklärung der poetischen Formen ausprägt. Man kann die Metrik und den Reim nicht für vollkommen gleichgültig erklären, ohne der Poesie einen Absagebrief zu schreiben. Was durch sie erreicht wird, ist die Prägnanz des dichterischen Ausdrucks, der Schwung und Adel einer Inspiration, welche in diesen Formen keine Schranke, sondern eine tragende Schwinge findet. Statt jeder nähern Auseinandersetzung weisen wir nur darauf hin, wie die Verse aus Schiller's Tragödien, aus Goethe's „Faust" im Munde des Volks leben und Gemeingut der Nation geworden sind, ein Beleg für die schöne Unvergänglichkeit des Dichterwortes, während aus hundert Bänden neuer Romane, die gefeiertsten nicht ausgenommen, nichts derartiges im Gedächtniß des Volks haften geblieben ist.

Literarische Notizen.

Dem Dichter **Valerian Wilhelm Neubeck** (geb. 29. Januar 1765 zu Arnstadt, gest. 1850 in Altwasser) ist in seiner Vaterstadt auf einer schön gelegenen Anhöhe, am Wege nach der Eremitage, ein Denkmal errichtet und am 20. September, seinem Todestage, feierlich eingeweiht worden. Neubeck hat sich durch sein Lehrgedicht: „Die Gesundbrunnen" (1795), einen Namen gemacht, auf welches A. W. Schlegel zuerst hinwies. Als didaktisches Gedicht hat dasselbe nennenswerthe Vorzüge, überschreitet aber selbstverständlich nicht die Grenze, welche die jetzt mit Recht veraltete lehrhafte und descriptive Dichtform von echter Poesie trennt.

Die neu erscheinende, von **Julius Fröbel** herausgegebene „Süddeutsche Presse", deren Feuilleton Richard Wagner redigiren soll, scheint die Kunstinteressen eingehend in ihren Abendblättern vertreten zu wollen. So bringen die ersten Nummern einen langen Artikel: „Deutsche Kunst und deutsche Politik", und sehr ausführliche Opernreferate.

Der Dichter **Gustav Gans Edler zu Putlitz** ist, nachdem er von der rühmlich geführten Intendanz des schweriner Hoftheaters zurückgetreten, zum Hofmarschall des Kronprinzen von Preußen ernannt worden.

An Stelle Dingelstedt's ist der anhaltinische Kammerherr, Freiherr **von Loën**, bekannt durch seine tüchtige Thätigkeit auf dem Gebiete der Kritik und des Romans, der sich in jüngster Zeit, wie namentlich seine Artikel in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" beweisen, mit Eifer dramaturgischen Studien hingegeben, ein geschätzter Mitarbeiter unserer „Blätter für literarische Unterhaltung", Intendant des weimarischen Hoftheaters geworden.

Bibliographie.

Bernhardt, T., Preußens moderne Entwickelung. 3 Vorträge. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 15 Ngr.

Braun, K., Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der „Vier Fragen eines Ostpreußen". Leipzig, Hirzel. 8. 10 Ngr.

Das Büchlein vom König Johann von Sachsen. Leipzig, Müller. 8. 20 Ngr.

Egan, P., Ein verlassenes Weib oder die Rache der Verstoßenen. Lebens- und Sittengemälde. 1ste und 2te Lief. Berlin, Moeser. Gr. 8. à 4 Ngr.

Friedrich von Gentz. — Aus dem Nachlasse Friedrichs v. Gentz. 4ter Bd. Denkschriften. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5. bis zum 16. Jahrhundert. 6ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gustav vom See's (G. v. Struensee) Gesammelte Schriften. 1ster Bd. Breslau, Trewendt. 16. 20 Ngr.

Das Hohe-Lied. Uebersetzt und erklärt von **M. Friedländer**. Berlin, Benzian. 8. 15 Ngr.

Huber, V. A., Sociale Fragen. VI. Handwerkerbund und Handwerkernoth. Norrhausen, Förstemann. Gr. 8. 3 Ngr.

May, K., Dramen. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Münster, G. H. Graf zu, Politische Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. (1815—1867.) Nebst den Depeschen des Grafen Ernst Friedrich Herbert zu Münster über den Wiener Congreß. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Steffens, A., Der Bruder des Verurtheilten. Criminalgeschichte aus der Gegenwart. 4 Bde. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 4 Thlr.

Stein, F. Freih. v., Die Separation der Thüringer Staaten. Weimar, Dittmar. Gr. 8. 10 Ngr.

Vámbéry, H., Cagataische Sprachstudien. Enthaltend: grammatischen Umriss, Chrestomathie und Wörterbuch der cagataischen Sprache. Unter den Auspicien der königl. asiatischen Gesellschaft von Grossbritannien und Irland. Leipzig, Brockhaus. Hoch 4. 7 Thlr.

Vilmar, A. F. C., Die Gegenwart und die Zukunft der niederhessischen Kirche. In Aphorismen erörtert. Marburg, Elwert. Gr. 8. 5 Ngr.

Warmann, G., An Sterbebetten. Breslau, Morgenstern. 8. 12 Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall**.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.
Herausgegeben von **Franz Pfeiffer.**
Vierter Band.

Hartmann von Aue. Herausgegeben von Fedor Bech.
Erster Theil. Êrec der Wunderære.

Hartmann von Aue ist einer der hervorragendsten Dichter des Mittelalters, und sein „Êrec" gehört zu den bedeutendsten epischen Dichtungen der deutschen Literatur. Der diese Dichtung enthaltende vierte Band der „Deutschen Classiker des Mittelalters" wird daher gewiss eine gleich günstige Aufnahme finden, wie sie den ersten drei Bänden dieser Sammlung zutheil geworden.

Der I.—III. Band enthalten:

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.
II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch.
III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch.

Jeder Band geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Gesammtausgabe von Theodor Mügge's Romanen.

Nunmehr vollständig in 33 Bänden.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Theodor Mügge's Romane

30. Band:
König Jacob's letzte Tage.
Ein Roman.
2. Aufl. 8. Brosch. ⅓ Thlr.

31.—33. Band:
Der Prophet.
Historischer Roman aus dem Bauernkriege.
3. Auflage. 3 Bde. Brosch. 1½ Thlr.

Die ersten 29 Bände enthalten: **Der Chevalier.** 3 Bde. — **Toussaint.** 5 Bde. — **Erich Randal.** 4 Bde. — **Afraja.** 3 Bde. — **Tänzerin und Gräfin.** 3 Bde. — **Die Vendeerin.** 2 Bde. — **Weihnachtsabend.** 1 Bd. — **Avor Spang.** 2 Bde. — **Verloren und gefunden.** 2 Bde. — **Die Erbin.** 1 Bd. — **Der Voigt von Sylt.** 2 Bde. — **Der Majoratsherr.** 1 Bd.

Die Kritik hat die Vorzüge dieses Schriftstellers schon so oft in das richtige Licht zu stellen gesucht, daß es in der That nur das Bekannte wiederholen und das längst Anerkannte bestätigen heißt, wenn wir die Schönheit der Darstellung, die Vortrefflichkeit des Stils, vor allem jedoch die sittliche Reinheit, von welcher alles, was der zu früh vollendete Mügge geschrieben, durchdrungen ist, als die Eigenschaften hervorheben, um derentwillen es aufrichtig zu wünschen ist, daß seine Werke noch mehr, als schon geschehen, in die Hände des Volks kommen möchten. — Der billige Preis und die saubere Ausstattung der vorliegenden Gesammtausgabe sollen diesen Zweck möglichst fördern.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

ČAGATAISCHE SPRACHSTUDIEN

ENTHALTEND GRAMMATIKALISCHEN UMRISS, CHRESTOMATHIE UND WÖRTEBUCH DER ČAGATAISCHEN SPRACHE

von

HERMANN VÁMBÉRY.

4. Geh. 7 Thlr.

Vámbéry, dessen in demselben Verlage erschienenes Werk „Reise in Mittelasien" (durch ganz Europa Aufsehen gemacht hat, veröffentlicht hiermit die wissenschaftlichen linguistischen Resultate seiner Reise. Aus dem praktischen Leben geschöpft, bilden diese Studien einen für die Sprachwissenschaft um so werthvollern Beitrag, als die Kenntniss des Osttürkischen, gerade des reinern Zweigs in der Kette der türkisch-tatarischen Sprachenfamilie, bisher noch höchst mangelhaft geblieben war. Die neben Grammatik und Wörterbuch gegebene Chrestomathie bietet überdies einen reichen Schatz bisher unbekannter Volksdichtungen u. dgl. und zwar in Text und deutscher Uebersetzung, so dass auch Nichtsprachkundigen ein interessanter Einblick in die Volksliteratur und das Culturleben der Völkerstämme in jenen Gegenden Centralasiens (Bochara, Chokand, Chiwa) gewährt wird, die durch das Vordringen Russlands mehr und mehr die Aufmerksamkeit Europas auf sich ziehen. Das Werk erscheint unter den Auspicien der königl. Asiatischen Gesellschaft von Grossbritannien und Irland.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe von

Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.,

nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von

Varnhagen von Ense.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Vorliegende neue Sammlung von Briefen aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense vervollständigt in vielen Beziehungen das Bild der Persönlichkeiten, die in diesen brieflichen Mittheilungen ihr innerstes Wesen enthüllen. Wilhelm von Humboldt tritt zum ersten male als Jüngling in Freundschaftsbriefen an Henriette Herz vor den Leserkreis; Chamisso in inniger Beziehung zu einer Französin, Ceres Duvernay; Prinz Louis Ferdinand und seine Geliebte Pauline Wiesel in gegenseitiger Leidenschaft ergriffen. Bisher ungedruckte Briefe von Rahel, Ludwig Tieck, Stägemann, Staatsminister von Beyme, Feldmarschall Gneisenau, Staatsminister Haugwitz, dem räthselhaften Grafen von Saint-Germain, Friedrich Rückert u. a. schließen sich an. Varnhagen's eigene Aufzeichnungen werfen die pikantesten Streiflichter auf die vorgeführten Personen und Zustände.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 24. October 1867.

Inhalt: Charakterstudien. Von Rudolf Gottschall. — Unterhaltungsliteratur. Von Gustav Hauff. — Sugenheim's Deutsche Geschichte. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Julius Mosen; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Charakterstudien.

Beiträge zur Charakterologie. Mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen. Von Julius Bahnsen. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 4 Thlr.

Das Werk Bahnsen's ruht auf der Grundlage des Schopenhauer'schen Systems, obgleich der Autor hin und wieder ketzerisch genug ist, auch Hegel'sche Kategorien und Gedankenverbindungen zu benutzen. Das System Hegel's war für den vorliegenden Stoff fruchtbar zu machen, würde selbst für einen Hegelianer de pur sang die größten Schwierigkeiten darbieten. Alles Einzelne und Individuelle wird zu rasch von den logischen Allgemeinheiten des Systems absorbirt; es erscheint werth- und interesselos für den Denker, da eben das Allgemeine erst der Ehre des Gedankens ist. Wie flüchtig und skizzirt sind die Ausführungen über Temperament und Charakter in Hegel's „Lehre vom subjectiven Geist", wo der Philosoph von der Seele handelt, „die zum individuellen Subjecte vereinzelt ist"! Er fügt gleich hinzu:

> Zunächst muß über die individuelle Seele bemerkt werden, daß in derselben die Sphäre des Zufälligen beginnt, da nur das Allgemeine das Nothwendige ist. Die einzelnen Seelen unterscheiden sich voneinander durch eine unendliche Menge von zufälligen Modificationen. Diese Unendlichkeit gehört aber zur schlechten Art des Unendlichen. Man darf daher die Eigenthümlichkeit des Menschen nicht zu hoch anschlagen.

So darf man sich nicht wundern, wenn der „Charakter" dem Philosophen selbst unter der Hand zu einem leeren Begriff umschlägt, der „formelle Energie und den gehaltvollen allgemeinen Inhalt des Willens hat". Der individuelle Charakter, der einen Pluralis zuläßt, entzieht sich ganz seiner philosophischen Beachtung.

So unfruchtbar für das vorliegende Problem wie das Hegel'sche System dürften sich unsere andern idealistischen Systeme ausweisen, mit Ausnahme des Kant'schen, welches für dasselbe wenigstens solide Grundlagen bietet. Die modernen Stoff- und Kraftlehren beschäftigen sich ebenso wenig mit dem individuellen Charakter; sie bewegen sich in einer andern Allgemeinheit auf, welche man die des Chemismus nennen möchte. Ihnen gilt das Individuum ebenfalls für ein zufälliges Gefäß, welches der Stoffwechsel formt und zerschlägt. Auch die Herbart'sche Philosophie, deren Schwerpunkt in der Psychologie ruht, ist wenig ausgiebig für die vorliegende Frage. Das Uhrwerk des von ihr ausgerechneten Mechanismus mit seinen Vorstellungsketten und seinen Hemmungen ist ja in allen Seelen dasselbe. Eher findet sich Bezügliches in Hermann Lotze's „Mikrokosmos", und zwar in dem Abschnitte, der von dem menschlichen Naturell handelt.

Da die Vorarbeiten so gering sind, erscheint es uns auffällig, daß unserm Autor zwei ältere Werke entgingen, welche einen reichen Stoff enthalten und jedenfalls wiederholte Bezugnahme verdienen; wir meinen die beiden Schriften von Johann Gebhard Ehrenreich Maaß: „Versuch über die Leidenschaften" (2 Bde., 1805—7) und „Versuch über die Gefühle und Affecte" (1811). Dieser hallenser Philosoph lehnte sich zum Theil an die Kant'sche Philosophie an; gerade über die Vorfragen der Bahnsen'schen Schrift, über Temperament und Charakter, läßt er sich indeß in origineller Weise aus und verdient in einer neuen „Charakterologie" wohl beachtet zu werden.

Bahnsen's Werk selbst ist durchaus geistvoll und anregend. In dem ersten, allgemeinern Theil stören hin und wieder terminologische Verkrustungen, zu denen der bei weitem freiere und klarere Stil Schopenhauer's hier erstarrt; in dem zweiten Theil dagegen herrscht ein pikanter, espritfunkelnder Feuilletonstil, der eine vielseitige Bildung mit großem Glück flüssig zu machen versteht und eine Menge neuer und schlagender Reflexionen mit vollen Händen ausstreut.

Die Einleitung des ersten Bandes enthält inductorische Vorbetrachtungen, der allgemeine Theil die Grundzüge, der besondere Theil die Ausführungen, in denen zuerst die „nächsten Mischungen", dann „die Imputabilitätsfrage" und das „Modificabilitätsproblem", darauf „die Communionsprovinz", nämlich viom „Willen und Intellect", und zuletzt „die Energiegrade" behandelt werden.

Die Grundlagen des Schopenhauer'schen Systems, namentlich der Gegensatz zwischen Intellect und Willen, sind auch die Grundlagen, auf denen Bahnsen seine

„Charakterologie" aufbaut. Die Rücksichtnahme auf Pädagogik ist namentlich im ersten Bande eine sehr lebendige. In der That haben Lehrer und Erzieher die meiste Gelegenheit, Charaktere zu studiren, wie auf der andern Seite die Möglichkeit einer gedeihlichen Einwirkung von ihrer Seite auf der Charakterkenntniß beruht. Bahnsen zeigt sich überall als ein Gegner des Schablonenmäßigen, welches allen schwierigen Problemen aus dem Wege geht; er weist überall auf die Widersprüche, auf die Antinomien hin, deren Lösung ein tieferes System der Charakterkunde zu versuchen hat. Schon in der Schulstube zeigen sich diese Widersprüche:

Da sitzt gleich der „Träumer" neben dem „Windhund" — beide hat der Lehrer in seine Nähe gerückt, den einen zu gelegentlicher Aufrüttelung, den andern, um nöthigenfalls der Zerstreutheit und ihren Folgen zu wehren. Wie aber, wenn wir dieselben Knaben dann auf dem Spielplatz wiedersehen und doch kaum wiedererkennen, weil hier aus der „Schlafmütze" ein „Ritter ohne Furcht und Tadel", aus dem ewig „Spielerigen" ein feiger Duckmäuser geworden ist? Oder wir hospitiren bei einem Collegen und sind voller Verwunderung, unsern durch Regsamkeit und Eifer ausgezeichneten Liebling auf der untersten Bank in dumpfer Theilnahmlosigkeit hinbrüten und unter unablässigem Tadel mürrisch und verdrossen zu sehen, während derselbe Junge, der von uns als unverbesserlicher Faulpelz, „zu allem Guten träge", täglich Schelte bekommt, strahlenden Auges, im Vollgefühl soeben empfangenen Lobes ob bester Leistung, aufhorcht und sich noch extra der längstersehnten Stunde freut, wo er auch vor uns in günstigerem Licht sich zeigen könne. Welcher Lehrer kennt sie nicht, die unerquicklichen Debatten der Versetzungs- und Abiturientenprüfungs-Conferenzen, wo über das Plus hier und das Minus dort fast unvermeidlich ein Feilschen entsteht, solange nicht die individualisirende Gerechtigkeit durchdringt, stark genug, um den Egoismus zu überwinden, der gerade nur das eigene Fach für voll und entscheidend will gelten lassen? Welches Mitglied eines zahlreichern Lehrercollegiums wäre nicht schon erstaunt, wenn auch bei Festsetzung der Censur über das Betragen der einzelnen die Urtheile zuweilen so weit auseinandergehen, daß von dem einen derselbe Schüler als Muster der Bescheidenheit gepriesen wird, den der andere als störrisch charakterisirt? Da beruhigen sich denn wol die Vertreter des mittlern Urtheils bei der Annahme: jener habe „verzogen", wo dieser nicht „richtig zu nehmen" verstanden, und die wahren Gründe solcher Differenz liegen doch noch viel tiefer. Man braucht dafür gar nicht einmal zurückzugehen auf die räthselhaften Motive unerklärlicher Sympathien und Antipathien — obwol auch solche Geheimnisse mit hineinspielen — und darf sich ebenso wenig beruhigen bei einer Berufung auf die Macht vorgefaßter Meinungen: die entscheidenden Factoren fallen dabei meistens in Gebiete, an welche zunächst niemand denkt, der sich solche Fragen nicht ausdrücklich als Problem gestellt hat.

In der Lehre von den Temperamenten sucht Bahnsen zum Theil neue Grundlagen zu legen — schade nur, daß er gerade hier sich in einer Terminologie gefällt, welche, durch das ganze Werk sich hinziehend, demselben einen etwas schwerfälligen Charakter gibt. Allerdings steht es jedem frei, neue Wörter als Träger für seine Begriffe hinzustellen, wenn er die Bedeutung derselben hinlänglich bestimmt hat. Dennoch ist das Haushalten mit dem gegebenen Sprachschatz sehr zu empfehlen, weil alle diese neugeschaffenen Wendungen sich doch schwerer assimiliren lassen und stets eine gewisse Sprödigkeit behalten.

Bahnsen scheidet zunächst aus der Lehre von den Temperamenten die „Posodynik" aus (πόσος-ὀδύνη) als Lehre von den Graden der Capacität für Schmerz und Lust, und zwar stellt er hier den Gegensatz der Dyskolie und Eukolie auf, den er im Verlaufe seiner Auseinandersetzungen weit mehr berücksichtigt als den Unterschied der eigentlichen Temperamente. In der bisherigen Lehre von den Temperamenten spielte aber gerade das Element, welches Bahnsen Posodynik nennt, eine so wesentliche Rolle, daß man sogar geneigt sein mochte, in seinem „Eukolen" die Eigenschaften des Sanguinikers wiederzufinden. Die Unterscheidung führt in erster Linie auf Schopenhauer, in letzter auf Plato zurück. Die bezügliche Stelle in „Die Welt als Wille und Vorstellung", welche von Bahnsen nicht mitgetheilt wird, lautet:

Man könnte durch die Betrachtung über die Unvermeidlichkeit des Schmerzes und über das Verdrängen des einen durch den andern und das Herbeiziehen des neuen durch den Eindruck des vorigen sogar auf die paradoxe, aber nicht ungereimte Hypothese gelenkt werden, daß in jedem Individuum das Maß des ihm wesentlichen Schmerzes durch seine Natur ein für allemal bestimmt wäre, welches Maß weder leer bleiben noch überfüllt werden könnte, wie sehr auch die Form des Leidens wechseln mag. Sein Leiden und Wohlsein wäre demnach gar nicht von außen, sondern eben nur durch jenes Maß, jene Natur bestimmt, welche zwar durch das physische Befinden einige Ab- und Zunahme zu verschiedenen Zeiten erfahren möchte, im ganzen aber doch dieselbe bleibe und nichts anders wäre, als was man sein Temperament nennt oder genauer, der Grad, in welchem er, wie es Plato im ersten Buch der „Republik" ausdrückt, εὐκολος oder δυσκολος, d. i. leichten oder schweren Sinnes ist.

Daß dieser posodynische Unterschied ein angeborener sei, kann man Bahnsen zugeben. Als Beleg hierfür citirt er aus einer Schülerarbeit den folgenden Seufzer:

Der Mensch wird überall zu wenig gefragt, ob er mit allem zufrieden, was mit ihm vorgenommen werden soll; er wird nicht einmal gefragt, ob er zur Welt kommen wolle oder nicht, und das ist ein großes Uebel, denn man geräth in große Verlegenheiten oft blos, weil man auf der Welt ist, und dann die Leute nehmen es einem noch dazu übel!

Dieser Schüler war jedenfalls ein δυσκολος de pur sang.

Indem Bahnsen nun diese Posodynik aus der Temperamentslehre ausscheidet und als einen nicht an die Temperamenten haftenden Gegensatz beweglich macht, so daß beide Prädicate jedem Temperament zu nähere Bezeichnung vorgesetzt werden können, führt er die Temperamentslehre selbst auf rein formal-quantitative Unterschiede zurück, scheidet die vier Temperamente nach den Graden der Spontaneität, Receptivität, Impressionabilität und Reagibilität, denen die vier Gegensatzpaare: stark und schwach, rasch und langsam, tief und flach, mächtig und flüchtig, entsprechen. Nach diesen Bestimmungen gibt Bahnsen auch die Tafel der Temperamente entworfen.

Uns will es scheinen, als hätte Bahnsen durch die Ausscheidung der Posodynik der von Haus aus auf rein logische Unterschiede zurückführbaren Temperamente gleichsam den Farbstoff ausgewaschen, und wenn er auch eine reichhaltigere und beweglichere Scala aufstellt, so ist sie doch für die praktische Anwendung allzu complicirt und appellirt zu sehr an den tabellarischen Verstand, dem Bahnsen sonst einen hohen Rang anzuweisen nicht geneigt ist. Dem Verfasser selbst gibt diese

Scala freilich Veranlassung zu geistvollen Illustrationen, indem er die Scheintemperamente, die Temperamente in Verbindung mit dem posodynischen Gegensatz, ihre Beziehung zur intellectuellen Verschiedenheit und die feinern Spielarten dieser Mischungsproducte behandelt und durch scharfumrissene Charakterbilder beleuchtet.

Die Philosophie Hegel's findet in diesem allen bereits die Herrschaft des Zufalls und sieht darin vornehm nur die schlechte Unendlichkeit zufälliger Modificationen. Doch es ist die Pflicht und das Recht der Wissenschaft, dies Reich des Zufalls immer mehr einzuschränken und in seinen Wundern das vertraute Gesetz zu suchen. Bahnsen wendet sich weiterhin zur Frage der Zurechnungs- und Bildungsfähigkeit des Charakters: Fragen, in denen die Charakterologie mit der Ethik zusammenhängt und die größte Wichtigkeit für den Criminalisten und Pädagogen gewinnt. Bei dieser Gelegenheit spricht sich Bahnsen über die Stellung seines Werks zu dem Schopenhauer'schen System in folgender Weise aus:

Nur anlehnend und gruppirend, kaum hin und wieder ergänzend, kann sich in dem charakterologischen Theil des Systems meine Leistung neben die seine stellen. Denn soll es auch nicht bestritten werden, daß es an dem imposanten Gebäude seiner Lehre Seiten gibt, wo ein ihn „zu Ende denkender Nachfolger" den „Ausbau" durch Errichtung von Flügeln wird zu beschaffen haben, so will doch mein gegenwärtiges Thun nur mit dem Geschäft eines Architekten verglichen werden, der an einem festen, stattlichen und vielumfassenden Bau mit reichgefüllten Schatzkammern, hier und da die Außenmauern, Binnenwände und Fußböden durchbricht, um mehr Fenster, Thüren und Treppen anzubringen, damit nicht nur das Interieur noch heller, sondern auch der directe Zugang von einem Raum und von einem Stockwerk ins andere noch leichter und bequemer werde. Und wenn man dabei nicht wird umhin können, an Stellen für eine neue Decoration zu sorgen, so will ich mir mit allem Ernste der Verantwortlichkeit bewußt bleiben, welche verbietet, den Geist des Gründers durch Entstellungen oder „Verschlimmbesserungen" seines so großartigen Plans zu verunehren.

Nachdem Bahnsen zunächst den Unterschied zwischen dem Standpunkt des Ethikers und des Charakterologen in Betreff der Zurechnungsfrage auseinandergesetzt hat, spricht er über die vorübergehenden Veränderungen in der Functionirungsweise des Intellects, wie der Rausch, die Wirkungen sämmtlicher Narkotika, Paroxysmen aller Art, sei es im gewöhnlichen Fieber, sei es als Incidenzpunkte dauernder Geistesstörungen, ferner die Traumzustände in den verschiedensten Formen, die sogenannten Affecte und die Wirkungen der scheinbar schon auf die Seite des Willens fallenden Stimulantia.

Unser Autor behauptet, daß im Traume das Individuum reiner auf sich und seinen innern Gehalt gestellt sei als im Wachen, der Traum also sehr geeignet sei, die Selbsterkenntniß auf ihre elementaren Factoren zurückzuführen. Im Traume verrathe sich uns unverfälscht der eigene Charakter; ja ganze Genera von Thaten, die auch dem Charakter im Wachen völlig fern liegen, werden auch im Traume ausgeschlossen:

Sollte wol jemand, der einen gründlichen Abscheu vor der Lüge hat, oder dem niemals wachend ein Gelüste aufgestiegen ist, fremdes Eigenthum mit List oder Gewalt an sich zu bringen, im Traume sich je eine grobe Lüge, Betrug, Diebstahl oder Raub zu Schulden kommen lassen? Wol mag im Traum unser Wille im Schlechten ein paar Schritte weiter gehen als im Wachen, dessen Verhältnisse ihm objective Schranken entgegenwerfen; aber Eigenschaften, welche unserm Charakter gänzlich fremd sind, werden auch im Traume nicht an uns hervortreten. Oder sollten wirklich die Träume eines rücksichtslosen Egoisten oder eines schadenfrohen, grausamen Völkerpeinigers sich nicht moralisch unterscheiden von der Rolle, welche ein wahrhaft liebevoller Wohlthäter der Menschheit oder ein opfermuthiger, wirklich uninteressirter Vertreter des Rechts und der Wahrheit in seinen eigenen Träumen spielt?

Ebenso treffende Bemerkungen macht Bahnsen über die Geisteskrankheiten, deren Zunahme er aus der skeptischen Kritik der Neuzeit erklären will, die nach der Ursache aller Institutionen fragt, keine mehr unbesehens gelten läßt:

Je unwankender einem die Gesetze der Moral und des Weltlaufs feststehen, je selbstloser er sich ihnen gegenüber jeder eigenen Meinung begibt, desto sicherer ist er vor einer nicht offenkundig aus somatischer Veränderung hervorgegangenen „Gemüthskrankheit" — den altgläubigen Israeliten mit seiner starren Jehovahschen und den echten Muselman in seinem einfachen Fatalismus wird dergleichen so leicht nicht befallen — das wird z. B. auch durch alles bestätigt, was wir von der Statistik des Türkenreichs wissen.

Wir glauben, daß diese Auffassung zu philosophisch ist und durch die Statistik der Irrenanstalten widerlegt wird. Ein mitspielender, aber gewiß nicht den Ausschlag gebender Factor ist die Skepsis des Jahrhunderts. Das Ueberhandnehmen des Wahnsinns hängt wol damit zusammen, daß, wie jede Epoche ihren vorherrschenden pathologischen Zug hat, so die unserige besonders an zerrütteten Nerven leidet. Nervenkrankheiten und Geisteskrankheiten sind aber theils identisch, theils hängen sie auf das genaueste miteinander zusammen.

Sowenig unser Autor die Lebensverhältnisse, Gewöhnungen, Erfahrungen und Eindrücke als den angeborenen Charakter umwandelnde Factoren unterstützt, so entschieden erklärt er sich gegen eine Ueberschätzung der im engern Sinne pädagogischen Einwirkungen. Bei dieser Gelegenheit entwirft er nicht nur ein pikantes Bild des Schulmeisterthums, sondern er gibt demselben auch viele sehr beherzigenswerthe Unterschriften. In diesen, mit humoristischem Geist geschriebenen „Parabasen" wird namentlich das Einpauken und Abzapfen und die Manier angegriffen, Bildung und Begabung nach dem eingesaugten Memorirstoff zu beurtheilen. Immer wieder betont Bahnsen sein eigenes Princip und verweist auf Quintilian's Ausspruch: „Notare discrimina ingeniorum." Ueber den Werth der classischen Studien sagt Bahnsen sehr schön:

Die in der „classischen Literatur" niedergelegten Schätze des Alterthums sind, an der Quelle geschöpft, dem Schatz in jenem Weinberg gleich, nach welchem der sterbende Vater die Söhne graben hieß: der beste Theil ihres Werths besteht in der Umwühlung des Geistes durch die Arbeit selber, und was gehoben wird, ist allem andern unvergleichlich an Einfachheit und Eindringlichkeit, weil Durchsichtigkeit.

Ebenso treffend macht er auf die nachhaltig schädlichen Wirkungen des Schulmeisterthums aufmerksam, indem „nach derselben Methode, wie der Schulmeister den Werth

seiner Schüler schätzt, der ganze sittliche Charakter eines Menschen nach Schülertugenden abgeschätzt wird":

Da soll „Bescheidenheit" auch noch den Mann zieren, von dem überhaupt dieselbe selbstlose Unterordnung unter eine Autorität verlangt wird, welche etwa einem A-b-c-Schützen wohl ansteht — da muß das empörte Aufwallen eines edeln Selbstgefühls es sich gefallen lassen, der kindischen Empfindlichkeit — das feste, gewissenhafte Handeln nach Grundsätzen, dem knabenhaften Trotze — die würdevolle Zurückhaltung von würdelosen Collisionen, dem Maulen eines kleinen Mädchens gleichgestellt zu werden. Wer selber keine Principien zu vertreten hat, nennt es gern Rechthaberei, wenn einer von wohlgeprüften Ueberzeugungen nicht ohne Gegengründe abgehen will.

Nach unsers Autors Ueberzeugung hat die Schule ihren Zöglingen das Höchste, dessen sie fähig ist, dargeboten, wenn sie anregt und immer wieder anregt:

Die rechte Methode muß wirken wie das optische Verstärkungsmittel, dem Schüler die mikroskopisch erleuchtende Brille aufsetzen, denn „anregen" heißt auffordern, immer genau hinzusehen, was das vorgelegte (concrete oder abstracte) Object wirklich enthält, und dem zu Hülfe zu kommen, indem man es „unter immer neue Gesichtspunkte rückt". Das führt auch zur wahren Gründlichkeit; denn diese besteht beim kritischen Denken wesentlich in einer allseitigen Berücksichtigung und aufrichtigen Würdigung der gegen einen Satz möglichen Einwendungen.

Die weitern Untersuchungen über das „Modificationsproblem", über die Möglichkeit der sogenannten Selbstbeherrschung, Selbsterziehung, Selbstveredlung und Besserung, Reue, Gewissen und Gewissenhaftigkeit, über die Instanzen des ethischen Fatalismus, wie sie Bahnsen, zum Theil sich an Schopenhauer anlehnend, zum Theil im Widerspruch mit diesem Philosophen ausführt, behandeln die schwierigsten Probleme der Ethik. Hier bewegt sich die Charakterologie schon an ihren Grenzen: denn das Individuelle muß hier zurücktreten gegen das allgemeine Gesetz. Deshalb wirkt auch hier die allzu große Fülle des charakterologischen Details mehr verwirrend als erläuternd. Unser Autor hat selbst dies Gefühl, indem er sagt:

Es mag sich nämlich ein Leser, der mich bis hierher geleitet hat, gesagt sein lassen, daß nicht weniger als ihm dem Schreibenden selber in diesem Abschnitt oft zu Muthe gewesen ist, als müßten wir uns auf einem sumpfigen Terrain bewegen, wo jeder Schritt vorwärts die Gefahr mit sich führt, tiefer ins Bodenlose zu gerathen. Da entsteht von selber eine Zickzackbewegung, die in ziellosen Kreuz- und Quergängen eigene wie fremde Kraft vergebens abzumartern scheint, und mit der Geradlinigkeit des Vorschreitens scheint jede feste Disposition aus der Erwägung zu verschwinden — so sehr, daß selbst die Ueberschriften dieser letzten Kapitel zum Theil hinter Unbestimmtheiten sich flüchten mußten.

Nachdem uns Bahnsen noch durch das Reich Don Juan's, die Entsittlichung und Frivolität geführt hat, führt er uns jetzt in das Reich Faust's, die „Communionsprovinz", wie er es nennt, und bespricht das Verhältniß des Willens zur Wahrheit. Eins der wichtigsten und von Bahnsen etwas zu flüchtig behandelten Kapitel in diesem Abschnitte ist das über die „in Anspruch genommene Sonderstellung des Genies". Hier hätte der Autor durchaus die Vertreter unser romantischen Schule citiren müssen, welche diese Sonderstellung vor allem in Anspruch genommen hatten; hier wäre ein Blick auf Schlegel's „Lucinde" und andere Productionen am Platze gewesen, die im wesentlichen auf jenem Dogma von dem eximirten moralischen Gerichtsstand des Genies beruhen; ja es hätte das Dogma selbst in unserer classischen Literaturepoche verfolgt werden sollen, wo es namentlich in Goethe's Leben und Schriften eine thatsächliche, naive Geltung gefunden. Auch in Bezug auf die Berechtigung der Frage, die keineswegs mit den Gemeinplätzen unserer Moralästhetiker abzufertigen ist, wäre ein tieferes Eingehen wünschenswerth gewesen. Desto reichhaltiger sind die folgenden Abschnitte, welche die Aufmerksamkeit, „als das deutlichste Zwischengebiet von Wille und Intellect", Zerstreutheit, Zerfahrenheit, Geduld und Ungeduld behandeln. Die nächste Abtheilung gilt den Energiegraden und was damit zusammenhängt, dem Eigensinn und seinen Synonymen, der wirklichen und scheinbaren Charakterschwäche, der Charakterlosigkeit und dem Lumpenthum, welches Bahnsen namentlich in der Verleugnung der eigenen Ueberzeugung sucht. So scharf er diese Negativbilder des Charakters kennzeichnet, so entschieden wendet er sich auch gegen die Repräsentanten der sogenannten „Gesundheit", unter denen er Julian Schmidt und Mommsen anführt, und für welche „Tüchtigkeit", „Brauchbarkeit" u. dgl. der ethische Grundmaßstab ist. Noch schlimmer ist es freilich, wenn dergleichen auch zum ästhetischen Grundmaßstab gemacht und jenes Ideal, welches die Studenten mit dem Ausdruck „ein ganzer Kerl" bezeichnen, zur Anbetung auch auf den Altären aller neun Musen erhöht wird. Die Folge davon ist, daß „die guten Leute und schlechten Musikanten" in den neuen Literaturgeschichten die erste Violine spielen und unsere Classiker, welche bei dieser moralischen Schneiderelle wesentlich zu kurz kommen, froh sein können, ihr Schäfchen ins Trockene gebracht zu haben.

Mit dem zweiten Bande des Bahnsen'schen Werks betreten wir ein Gebiet, das mit der „Ethik und Metaphysik" nur noch in lockerm Zusammenhang steht, dagegen durch die Grenzpfähle der alten Popularphilosophie markirt wird und auch dem großen Lesepublikum vollkommen zugänglich ist. Wir werden hier im Durchschnitt nicht an Larochefoucauld und Garve erinnert, als an unsere metaphysischen Systeme. Wol aber bleibt es ein Verdienst Schopenhauer's und seiner Schule, auch wieder eine praktische Lebensphilosophie gepflegt zu haben, welche von den Nachfolgern Kant's vornehm ignorirt wurde.

Wir finden in dem zweiten Bande der „Charakterologie" interessante Beiträge zur praktischen Charakterkunde. Ein wissenschaftlicher Vorzug derselben besteht namentlich in den feinen Distinctionen, durch welche verwandte Charaktereigenschaften geschieden wären, Distinctionen, welche auch der sprachlichen Synonymik zugute kommen. So werden die Formen des Selbstgefühls: Stolz, Selbstgenügsamkeit, Eitelkeit und Ehrgeiz, Ruhmsucht, Eigenliebe und Selbstliebe, Hochmuth und Eigendünkel, Selbstgefälligkeit geschickt gruppirt und scharf gesondert; ebenso an einer andern Stelle Neigung, Hang und Leidenschaft; an einer dritten die verschiedenen Formen des Humors. Am meisten an die Haltung des ersten Bandes erinnert noch der Abschnitt, welcher „Da-

Antinomien des Gemüths" behandelt. Die übrigen Abschnitte lösen sich zum Theil in die Skizze und das humoristische Charakterbild auf; da wird der Idealarzt, der Hauslehrer, der Pantoffelheld, der gute Gesellschafter und der Patriot skizzirt; da werden wir im ersten Anfang in eine Galerie weiblicher Charakterköpfe eingeführt, in welcher weder die Backfische noch die Stiefmütter fehlen, in der indessen im allgemeinen die Frauenköpfe nicht in ein so ungünstiges Licht gehängt sind, wie bei dem Meister selbst; da folgen in einem zweiten Anhang Aphorismen zur Völkerpsychologie", welche mit einer Ahnung schließen, nicht die deutsche Eigenart in Ost und West, in Süd und Nord zu nivelliren. Der Autor selbst erklärt, daß sein Thema endlos, unerschöpflich sei; er gibt damit zu, daß seine Untersuchungen hier in der That an der Grenze des Zufälligen umherspielen; denn er könnte die unendliche Fülle menschlicher Eigenart schöpfen oder systematisch gliedern, ohne daß das nichtbestimmbare aus allen Fugen des Systems hervorquölle?

Wo aber der Philosoph aufhört, da fängt der Dichter an, für den jedes einzelne Individuum ein Kunstwerk ist oder mindestens ein Davenport'scher Wunderschrank, zu dem er den Schlüssel sucht. Die Humoresken und Arabesken des zweiten Bandes, diese mit der Silhouettenschere ausgeschnittenen Charakterköpfe gehören schon in den Bereich, wo die aus der Anschauung schöpfende dichterische Thätigkeit heimisch ist. Es sind Feuilletonskizzen, aber nicht im schlechten realistischen Stil, sondern von den warmen Streiflichtern des Humors beleuchtet. Nächst Schopenhauer wird kaum ein anderer Schriftsteller so oft citirt wie Jean Paul, und wir freuen uns dieser Erinnerung des Unvergeßlichen in so vergeßlicher Zeit. Niemand wird diesen zweiten Band lesen, ohne eine Fülle der geistreichsten Anregungen zu erhalten, ohne sich oft durch die humoristischen Streifzüge des Autors in das höchste Behagen versetzt zu sehen, um so mehr, als derselbe, frei von Ueberladung und Polyhistorie, doch den reichsten Stoff auf allen Gebieten des Wissens beherrscht.

Auf eine Lücke indessen in dem sonst so reichhaltigen Werke wollen wir am Schluß noch hinweisen. Nirgends beschäftigt sich der Autor eingehend mit der Phrenologie, Physiognomik und Symbolik der Gestalt. Solche Beschäftigung aber, mag sie nun in höherm oder geringerm Maße polemisch sein, ist doch für die Charakterkunde erforderlich. In der Form, in welcher die Symbolik der Gestalt von Carus gelehrt wird, ist sie jedenfalls ein wichtiger Beitrag zur Charakterologie. Bahnsen hat fast alle Aufschlüsse vernachlässigt, welche die Naturseite des Individuums bietet, mit Ausnahme derjenigen, die aus der Beziehung der Temperamente zum plastischen System hervorgehen. Es ist ein Fehler, dies Gebiet für unwissenschaftlich zu halten und den Wunderdoctoren preiszugeben. Möge das Versäumte in einer zweiten Auflage des interessanten Werks nachgeholt werden.

Rudolf Gottschall.

Unterhaltungsliteratur.

Es liegen uns diesmal folgende Werke zur Besprechung vor:

1. Haus und Volk. Roman aus dem 18. Jahrhundert von Georg Horn. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1867. 8. 4 Thlr.
2. Der kleine Abbé von Savoyen. Historischer Roman von Ferdinand Pflug. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Endlich doch Land! Roman von Eduard Yates. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Autorisirte deutsche Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.
4. Herzensgeheimnisse von Elise Polko. Leipzig, Schlicke. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Novellen von Rudolf Müldner. Altona, Verlagsbureau. 1867. 8. 20 Ngr.
6. Das rothe Buch. Aus Kreuz und Freude einer Kaufmannsfamilie. Von Friedrich Ahlfeld. Halle, Mühlmann. 1867. 8. 10 Ngr.

Von diesen Werken sind die zwei ersten geschichtliche Romane. Das Horn'sche Werk: „Haus und Volk" (Nr. 1), zerfällt, um hier den Titel zu vervollständigen, in zwei Abtheilungen mit je zwei Bänden; die erste Abtheilung behandelt einen Carneval in Venedig, die zweite versetzt uns nach München und Frankfurt. Ob nun der Leser trotz des weitläufigen Titels vom Inhalt eine Ahnung hat, steht dahin. Der Held des Romans ist der bairische Kurprinz Karl Albrecht, der älteste Sohn des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern, später bairischer Kurfürst, nach Karl's VI. Tode Gegner Maria Theresia's, nach der mit französischer Hülfe bewirkten Eroberung Böhmens zum deutschen Kaiser gewählt, nach wechselndem Kriegsglück 1745 von der Last der Krone, deren er nicht würdig war, durch einen frühzeitigen Tod befreit. Dieser Mann spielt im ganzen Roman die Rolle eines Ritters von der traurigen Gestalt und kann höchstens ein aus Mitleid und Verachtung gemischtes Gefühl erregen. In der ersten Abtheilung verliebt er sich während seines Aufenthalts in Venedig in die Tochter des Holzschnitzers Nicolo; „aus dem öftern Zusammen- und doch Getrenntsein, aus den beiderseitigen Wünschen und Sehnen, Verlangen und Hoffen stieg die Liebe der frischen und heißen, noch unverbrauchten Herzen zu einer Hochflut leidenschaftlicher Empfindung, die über kurz oder lang ihre Dämme durchbrechen und beide dem Ziele entgegentreiben mußte, welches der Denker des Welträthsels uns armen Geschöpfen für seine großen Weltzwecke angewiesen hat". Mit dieser seltsam schwülstigen Wendung schließt das erste Bändchen. Cetera quis nescit? Durch eine französische Intrigue wird unser moderner Aeneas, der seinen Fehler durch die Ehelichung seiner Geliebten wieder gut machen möchte, dieser entführt, kommt nach München und vergißt nachgerade das Carnevalsabenteuer von Venedig. Die zweite Abtheilung muthet uns einen Sprung von 17 Jahren zu; denn sie versetzt uns vom Jahre 1723 ins Jahr 1740; der Prinz ist jetzt zum Mann und Fürsten geworden, aber in seinem Charakter ist keine Veränderung vorgegangen; er ist, wie ihn auch die

Geſchichte darſtellt, nach wie vor ſchwach, haltungslos, leicht beſtimmbar, ein gewordener, aber kein geborener Kaiſer. Dies iſt nun ſchon ein Hauptfehler des Romans. Von dem Helden eines Epos, eines Romans, eines Dramas erwartet man, daß er auch wirklich ein Held ſei, daß er durch einen heroiſchen Zug ſeines Weſens, durch irgendwelche hervorſtechende Eigenſchaften des Geiſtes und Charakters, mögen dieſe noch ſo ſehr mit Fehlern, ja wie bei Don Quixote mit Lächerlichkeiten verſetzt ſein, uns ſympathiſch anmuthe, und man wird von dieſem Geſetz nur die ſatiriſchen Werke der obengenannten Gattungen ausnehmen dürfen. Welches Pathos kann aber dieſer Strohmann von einem Kaiſer in uns erwecken? Bei dem Einzug in Frankfurt heißt es: „Die Männer ſagten: er iſt ein recht gravitätiſcher, die Frauen: er iſt ein wohlanſehnlicher Mann.“ Ja wohl; am Leibe groß, am Geiſte klein; alles, nur kein Held. Der ſeltſame Titel „Haus und Volk“ wird uns IV, 168 erklärt:

Er war müde — ruft hier der Verfaſſer aus — müde, vielleicht ehe der Kampf begann. Wo wird deſſen Ende ſein? In der Gruft bei den Theatinern in München. Vielleicht iſt's noch ein Glück. Was hatte er denn gethan? Sein Recht — ſein gutes Recht auf das öſterreichiſche Erbe hatte er behauptet, den Ruhm und Glanz ſeines Hauſes wollte er heben. Und das Reich? Die Pflicht des deutſchen Kaiſers? Das war der trübe Fleck. Nicht um das Recht, nur um den Glanz der Krone war es ihm zu thun; nicht für das Reich, nur für ſein Intereſſe, nur für ſein Haus und nicht für ſein Volk trug er Sorge. Der Ehrgeiz war größer als die Kraft, denn die Kraft und Macht des Herrſchers beruht in ſeinem Volke. O, Kaiſer Ludwig — der böſe Traum! O hätte er den unſeligen Gedanken nie gedacht, er wand ihm die Dornenkrone um die Schläfe. Schweigt — ihr Töne der Freude — ſie iſt dahin für ihn, für immer. Klagt — klagt! Sein Kaiſermuth iſt hin — ſein Kaiſerherz zerriſſen!

Worte, die unſere obige Behauptung nur beſtätigen können. Zu einem Nebenhelden, einer untergeordneten Figur in einem Roman mag Karl VII. taugen, zum Haupthelden taugt er nicht; er iſt ja nur ein Werkzeug in der Hand anderer. Wie traurig nimmt ſich dieſer deutſche Kaiſer aus neben den Franzoſen Belleisle und Chevert, neben ſeinem charakterfeſten Rath Unertl, ja neben der imponirenden Geſtalt der Schweſter Friedrich's des Großen, der Markgräfin Friederike Wilhelmine von Baireuth, die, von patriotiſchem Gefühl entflammt, den ſchwankenden Kaiſer von der Unterzeichnung eines die Rheingrenze preisgebenden Vertrags mit Frankreich zurückhält. Zudem iſt einem Manne wie Karl VII. gegenüber der elegiſch-empfindſame Ton, von dem wir oben eine Probe gegeben haben, übel angebracht; bei einer ſolchen Figur darf der Romanſchreiber ſo gut wie der Biograph aus ſeiner Objectivität heraustreten und dem Pathos der Entrüſtung Worte leihen.

Wie hängen nun, fragen wir weiter, die zwei Abtheilungen des Romans zuſammen? Den Meiſter Nicolo hat der Jammer über die Schande ſeiner Tochter unter die Erde gebracht; dieſe ſelbſt bringt ihr Kind in ein tiroliſches Kloſter und ſtirbt bald darauf. Ihre Tochter verläßt im Alter von 18 Jahren in Mannskleidern das Kloſter, kommt in die Umgebung der Königin Maria Thereſia und überbringt, von einem immerwährenden Drang in die Weite getrieben, mit Ueberwindung der größten Gefahren ein Schreiben der Königin an die Markgräfin von Baireuth, in dem Maria Thereſia um jeden Preis den Frieden mit Friedrich dem Großen wünſchte. Infolge dieſes Briefs nehmen die Dinge eine für Karl VII. unglückliche Wendung; zugleich kommt Paula im Gefolge der Markgräfin mit Karl VII. zuſammen und dieſer erkennt in ihr ſeine Tochter, ſie in ihm ihren Vater. Das Schuldbewußtſein regt ſich in ihm; er muß ſich am Bette der kranken Tochter, deren Lebenstage gezählt ſind, ſagen, es ſei ſeine Schuld, daß ſein Kind älternd und ſchutzlos dem Schickſal anheimfallen mußte, mit Waffen in der Hand auf ſeiten der Partei zu ſtehen, ſie trete dadurch aus dem natürlichen Kreis ihres Berufs und ihrer Pflichten und rufe einen Conflict in ſich auf, den nichts löſen könne als der Tod; er habe von der Schmeichelſtimme des Ehrgeizes, die dem Grafen Belleisle ſchon damals geneigtes Ohr lieh, berückt und gefangen, die Mutter vergeſſen, und dieſe Eine Schuld fordere zwei Opfer. So iſt allerdings ein gewiſſer Zuſammenhang zwiſchen Venedig einerſeits und München und Frankfurt andererſeits, zwiſchen der Familiengeſchichte und der politiſchen Verwickelung vorhanden.

Wenn aber der Verfaſſer im ganzen Werk auf die Nemeſis, die vergeltende Gerechtigkeit ſo großes Gewicht legt, ſo iſt zu bemerken, daß ſich dieſe in dem Schickſal des würdigen Holzſchnitzers Nicolo und ſeiner betrogenen Tochter nicht zeigt, und daß die Grundidee des Werks, die ſich im Titel ausſpricht, ſich auch ohne jene Fäden, die nicht ſtraff genug über die Alpen herüberlangen, künſtleriſch darſtellen ließ. Dieſe Idee iſt an und für ſich ſchon wichtig und wahr und wird durch die deutſche Geſchichte und insbeſondere durch die Geſchichte Baierns traurig genug beurkundet. Anerkennung verdienen in dieſer Hinſicht einige Worte gegen den Schluß des Buchs:

„Das Haus Habsburg iſt mit Karl VI. geſtorben. Baiern iſt der alleinige, rechtmäßige Erbe. Baiern ſoll von nun an die deutſche Krone tragen und im Reich herrſchen“, ſagt Karl VII. geſagt. „Majeſtät“, antwortete die Markgräfin mit wehmüthig lächelnder Ruhe, „der alte Glanz der Krone Karl's des Großen iſt verblichen, und nicht der beherrſcht das Reich, der jene unter Schloß und Riegel hält. Die Zeit verjüngt ſich, Majeſtät. Die alten Formen gehen auseinander. Mächtige Keime friſchen, ungeahnten Lebens ſproſſen überall empor, ein neuer Geiſt der That beginnt ſich überall zu regen. Wer dieſen Geiſt begreift und pflegt, nur der allein wird die neue, die unſichtbare Kaiſerkrone tragen.“ — „Und glauben Sie, Madame, daß mein Haus demnach nicht berufen ſei, dieſe Sendung zu erfüllen?“ — „Einſt hatte ſie es erfüllt. Kaiſer Ludwig, der große Wittelsbacher, der wahre deutſche Kaiſer, an dem das Volk in inniger Liebe gehangen, er hatte in geweihter Stunde hinaus in die Zeit gelauſcht und das Zauberwort gehört, das Wort: Seid national, ſo ſeid ihr mächtig!“ — „Nun, Madame?“ — „Doch Sie, Majeſtät ...“ — „Sprechen Sie, Madame!“ — „Sie, Majeſtät, Sie haben dieſes Wort vergeſſen.“

Manche einzelne Schilderungen zeichnen ſich durch Friſche und Lebendigkeit aus; doch leidet der Ausdruck

hier und da an Schwulst und Unbehülflichkeit; eine Probe davon wurde oben mitgetheilt. I, 40 lernen wir, Papst Innocenz habe nur deswegen das Cölibat eingeführt, weil er die Rechte nicht gefunden habe.

Ganz anders, als der deutsche Schattenkaiser, tritt in Nr. 2: „Der kleine Abbé von Savoyen", von Ferdinand Pflug, der Titelheld auf. Hier sind die Fehler, die wir an dem Horn'schen Roman tadeln mußten, sorgfältig vermieden. Der kleine Abbé, in dem der Leser gewiß sogleich den Prinzen Eugen von Savoyen erkannt hat, ist nicht nur dem Namen, sondern auch der That nach ein Held. Zwar hat er in unserm Werk noch keine großen Heldenthaten vollbracht; aber sein ganzes Auftreten zeigt den kommenden Helden. Einen von Louvois und der Montespan angesponnenen Mordanfall auf die Frau von Maintenon schlägt der zufällig dazukommende kleine Abbé mit Erfolg zurück; diese eine Thatsache ist von dem Verfasser mit großem Geschick an die Spitze des Romans gestellt. Ebenso wohl muß seine treue Liebe zu der Tochter seines Feindes Louvois, seine entschiedene, von der Ahnung seiner wahren Bestimmung herrührende Weigerung, dem Wunsche des Königs gemäß sich dem geistlichen Stande zu widmen, eine in einem Gewirr von Intriguen und Cabalen um so mehr ansprechende offene und gerade Haltung den Leser für ihn einnehmen. Der Roman gehört zu denjenigen, welchen man das Motto aus Schiller vorsetzen könnte: „Schon oft haben sich die tiefsten Geheimnisse der Politik unter den Falten eines Weiberrocks verborgen." Die inspirirende Göttin solcher Werke ist nicht Frau Aventiure, wie in den mittelalterlichen Epen, sondern Madame Intrigue. Diese verlangt, daß der aus so vielen Fäden geschlungene Knoten fest und straff geschürzt und doch zuletzt mit überraschender Leichtigkeit gelöst wird, und auch in dieser Hinsicht ist an dem Roman nichts auszusetzen. Der Prinz, der von dem Ehrgeiz des Ministers Louvois, des Beichtvaters Lachaise und der Maintenon verfolgt wird, kann sich nach einer ungnädigen Audienz bei Ludwig XIV. nur durch schleunige Flucht der Gefahr, in die Bastille gesteckt zu werden, entziehen; er schwört auf der Grenze dem Könige, der ihn unklug genug von sich gewiesen, Rache, und hält sein Wort, wie am Schlusse an der Hand der Geschichte kurz nachgewiesen wird. Etwas Aehnliches, wie dem französischen Könige mit Eugen von Savoyen, begegnete, um dies beiläufig zu bemerken, Friedrich dem Großen mit Laudon, der in seine Dienste treten wollte, wegen seines unangenehmen Aeußern aber von diesem zurückgewiesen wurde und nun in österreichische Dienste ging.

In Hinsicht auf Stil und Ausdruck ist nur eine Sonderbarkeit zu tadeln, die seltsame Manier, wie Personen zuweilen eingeführt werden, z. B.: „Marquis, Sie werden mir für die auf mich geschleuderten Beschuldigungen Rede stehen, beanspruchte der Herzog von Laroche Guyon" (II, 53). „Lancourt hat recht, trat die Mehrzahl der Anwesenden auf dessen Seite" (II, 54). Der Blick des Königs heischte eine Erklärung. „Dieser so bestimmten Beschuldigung gegenüber, ertheilte der Minister dieselbe, vermag ich nur die erneute Bitte an Ew. Majestät zu richten" u. s. w. (I, 90). Eine stilistische Schrulle, welche der Verfasser sich leicht abgewöhnen kann.

„Endlich doch Land!" (Nr. 3): wie vielen Romanen, Dramen und Epen ließe sich dieser Titel vorsetzen! Ende gut, alles gut! Wahrscheinlich war der Verfasser, Edmund Yates, um einen Titel verlegen und zwar aus dem triftigen Grunde, weil der Roman wenig Charakteristisches enthält. Kündigte sich das Werk nicht auf dem Titel als englischen Roman an, so hätte man meinen können, es sei aus dem Schwedischen übersetzt und ein Erzeugniß einer schriftstellernden Dame, wie Friederike Bremer, Flygare-Carlén oder Frau Schwartz. Nach dem Titel sollte man auf ein bewegtes Abenteurerleben schließen; in der That aber ist das Werk nur eine Alltagsgeschichte, halb Familien-, halb Künstlerroman. Der Maler Ludlow begeht, obgleich dem Schwabenalter sehr nahe, einen sehr thörichten Streich. Er findet auf der Straße ein verlassenes, zum Tode schwaches Mädchen; bisher kennt er die Liebe nur vom Hörensagen, nun aber verliebt er sich Knall und Fall in sie, d. h. in ihre Haare und Augen. Ihre Augen sind veilchenblau, ihre Gestalt ist zart und schlank und ihr Gesicht ist von einem prächtigen rothen Haar umrahmt. Genauer betrachtet war ihr Haar — der Roman spielt in England — lang, dick und wellig und in Hinsicht auf die Farbe goldroth, weder das poetische „goldig", noch das gewöhnliche „brenn mich nicht an", sondern eine tiefe, gesättigte Metallfarbe, ein unleugbares Roth, das weder Pommade noch Bandoline hinwegbringen konnte, und das in seiner wundervollen Ueppigkeit einen seltsamen, fremdartigen Reiz hatte. Die Nase war schmal und leichtgebogen, ihre Flügel zitterten oft bei erregter Stimmung, das Kinn zierlich, die Lippen fein und dünn („dünne Lefzen, böse Befzen", sagt Fischart), die Hände fein und weiß, die Stimme endlich sanft, tief, etwas tremolirend und in ihrem Ausdruck unendlich beseligend. Von diesen Reizen läßt sich der Maler bezaubern, muß aber bald erfahren, daß ihre Stimme nicht von Herzen kam und, wie wir hinzusetzen, die Stelle in einem altdeutschen Epos nicht ganz unrecht zu haben scheint, die von rothhaarigen Menschen behauptet:

Von denselben hor ich sagen,
Daß sie falsche Herzen tragen.

Sie erzählt ihm ihre Geschichte, nämlich daß sie von einem vornehmen Wüstling entführt und verlassen worden sei. Ludlow heirathet sie, lebt aber nicht glücklich mit ihr; sie bleibt kalt und gleichgültig, auch nachdem sie ihm ein Kind geboren. Inzwischen erscheint ihr früherer Liebhaber wieder in London; sie verläßt ihren Mann, nachdem sie ihm gestanden, daß sie in ihrer frühern Erzählung einen Hauptpunkt ausgelassen habe, nämlich daß sie mit ihrem Entführer getraut sei. Der Maler fällt in Ohnmacht; die Ungetreue wird indessen von ihrem frühern Liebhaber fortgewiesen und stirbt einsam. Der Maler vergißt seinen Gram auf einer Kunstreise und verbindet sich, nachdem er sich die Hörner abgelaufen hat, mit einem Mädchen, das er früher als Kind oft auf den Knien geschaukelt hatte und das bisher in dem Hause, dem der

genannte Entführer als jüngerer Sohn angehörte, als Gesellschaftsdame gewesen und durch eine unverhoffte Erbschaft plötzlich sehr reich geworden war. Die Geschichte dieses Hauses bildet den Einschlag im Gewebe des Romans und ist in mehrfacher Hinsicht besser als die Hauptpartie. Eine gelungene Figur ist besonders der ältere Bruder des Entführers, durch einen kranken Körper an den Rollstuhl gefesselt, mit Geistes- und Gemüthsgaben reichlich ausgestattet, durch stille Liebe zu der genannten Gesellschaftsdame beglückt und durch frühen Tod von seinen Leiden erlöst.

Das erste Buch ist überschrieben: „Dem Ufer zusteuernd", das zweite: „Klippen", das dritte Buch und in diesem dritten Buch das letzte Kapitel: „Endlich doch Land!" Merkwürdig in der That, wenn das ganze Werk und das letzte Buch und Kapitel dieselbe Ueberschrift haben. Ob ein ähnlicher deutscher Roman, der sich nicht über eine gewisse gediegene Mittelmäßigkeit erhebt, ins Englische übersetzt werden würde?

Die „Herzensgeheimnisse" von Elise Polko (Nr. 4) sind leicht skizzirte und anmuthig erzählte Liebesgeschichten, von einer Frau für Frauen oder richtiger für Backfische geschrieben. Geist und Tiefe sucht man vergeblich; um so mehr versteht die Verfasserin die Kunst des Plauderns, des berühmten causer, wie sie sich S. 69 ausdrückt, wo sie das französische Wort dem deutschen „Reden", das sie an deutsche Schwerfälligkeit und Gelehrsamkeit in der Conversation erinnert, entgegensetzt, ohne an das deutsche Wort „kosen", das ja mit causer verwandt ist, und an „plaudern" zu denken. Ziemlich schwach ist „Das Liebesopfer"; von einem Opfer kann hier eigentlich nicht die Rede sein, sofern die Mutter, die nun einmal wegen vorgerückten Alters von Oberst Bodendorf nicht mehr geliebt wird, höchst unfreiwillig zu Gunsten ihrer Tochter auf Herz und Hand des frühern Geliebten verzichtet. „Ein pariser Kind", früher in der „Gartenlaube" erschienen, ist allerliebst erzählt; nur hätte die Verfasserin als Deutsche bemerken sollen, daß die Schwester Ellernburg's in ihrem engherzig kleinbürgerlichen Sinn nicht als Vertreterin der deutschen Frau im Unterschied von der genialen, bezaubernden Französin mit ihren kecken, halb muthwilligen Chansons gelten darf. Der plötzliche Tod der Jeanneton ist doch blos erfunden, um den verwickelten Knoten zu zerhauen. Ebenso naiv ist der Schluß von „Erste Liebe", wo ein halb untreuer Geliebter, der nach dem Bekanntwerden einer bisher verschwiegenen frühern Liebe das Verhältniß zu seiner jetzigen Geliebten lösen will, von dieser in seinem Hause aufgesucht und mit den Worten getröstet wird: „Tante sagt, alle Männer seien nicht besser als du — und da meine ich, daß ich's doch mit dir — —". Des Mannes Herz ist, wie der Schluß lautet, ein trotziges und verzagtes Ding. Den Preis verdient die letzte Erzählung: „Georgine", welche die genannten Fehler glücklich vermeidet.

In den drei „Novellen" von Rudolf Müldner (Nr. 5) zeigt sich ein anerkennungswerthes Erzählertalent. Die gelungenste Erzählung ist die mittlere: „L'Hirondelle" (warum nicht: Schwalbe?). Die schwierige Aufgabe, zu erzählen, wie ein französischer Kaper nicht nur das Schiff, auf dem sich ein englischer Kaufmann mit seiner Tochter befindet, sondern auch das Herz und zuletzt die Hand der letztern erobert, ist hier, wie es scheint am Faden geschichtlicher Thatsachen, mit großer psychologischer Wahrheit geschildert. Zur Vergleichung mit der Gestaltsbeschreibung in dem Roman von Yates führen wir eine ähnliche aus dieser Novelle an:

Miß Glanville zählte kaum erst 17 Jahre, allein unter dem glücklichen Himmel Jamaicas reifen die Menschen schnell. Ihre Schönheit war vollkommen entwickelt, ihre Formen ermangelten nicht einer gewissen Fülle und Rundung, und an Stelle jener etwas linkischen oder eckigen Grazie, welche die Töchter des Nordens in diesem Alter charakterisirt, zeigten alle ihre Bewegungen die den Kindern des Südens eigene Elasticität. Ihre Züge waren fein und regelmäßig; ihr Teint zart und weiß, als wäre sie am Ufer der Themse geboren; ihr Haar glänzte in jenem fast goldenen Blond, welches ehemals in England und jetzt noch in Schweden als die höchste weibliche Schönheit gilt (dies scheint also doch ein anderes Roth zu sein, als die hochrothe Farbe, in die sich Ludlow verliebte), und die dunkle Bläue ihres Auges würde Tennyson mit dem Blau des Himmels oder der Blüte der Cyane verglichen haben. Gleichwohl war es weniger die Schönheit des jungen Mädchens, welche den Kapitän fesselte; von Vorbeck wußte, daß Schönheit nur eine vergängliche Blüte ist. Was ihn zu ihr zog, das war vor allem das Einfache, Klare, Intuitive ihres ganzen Wesens.

Zu tadeln ist der übermäßige Gebrauch von Fremdwörtern, wie abusiren, Exterieur, Patissier, Renseignement und hier und da ein gewisses Sichgehenlassen im Ausdruck, z. B.: „ein Mann, der von einer schweren Last befreiet" (S. 40), statt: „befreit ist".

„Das rothe Buch" von Friedrich Ahlfeld (Nr. 6) endlich erinnert in der Grundidee an Clemens Brentano's treffliche Erzählung vom braven Kasperl und schönen Annerl. In Versen ist sie vom Verfasser so ausgedrückt:

Nimmst du als deines Hauses Grund
Die Ehre und der Leute Mund,
So bist du jämmerlich betrogen,
Du bauest auf den Regenbogen.

Das treffliche, in jeder Hinsicht wohlgelungene Schriftchen eignet sich zur Belehrung und Unterhaltung nicht allein für Kinder, sondern auch für Erwachsene, namentlich für Aeltern und Erzieher. **Gustav Hauff.**

Sugenheim's Deutsche Geschichte.

Geschichte des deutschen Volks und seiner Cultur von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart von S. Sugenheim. Erster bis dritter Band. Leipzig, Engelmann. 1866—67. Gr. 8. 8 Thlr. 2½ Ngr.

Eine ausführlichere Darstellung der deutschen Geschichte, wie sie hier beabsichtigt ist, wird manchem ein bedenkliches Unternehmen scheinen, ehe er noch Kenntniß von der Art seiner Ausführung genommen hat. Es gilt wenigstens unter den eigentlichen Fachleuten als ausgemacht, daß der gegenwärtige Zustand unserer geschichtlichen Studien eine genügende Lösung einer solchen umfassenden Aufgabe unmöglich mache. Die gründliche Umwälzung, welche die Methode unserer Geschichtsfor-

ſchung ſeit einem Menſchenalter erfahren hat, ihr immer
ntſchiedeneres Hinlenken zu einer exacten und minutiöſen
ritik des altüberlieferten Materials, ſowie die faſt un-
berſehbaren Maſſen neuen Stoffs, die täglich zuſtrö-
nen, erſchweren ſelbſtverſtändlich den Ueberblick und die
Durchdringung des Ganzen von Jahr zu Jahr. Aber
as Bedürfniß einer Zuſammenfaſſung und Verarbeitung
leibt trotzdem in ſeinem alten Rechte, ja es tritt um ſo
ärker hervor, je mehr ſich die Wiſſenſchaft zerſplittern
uß. Eigentlich beſagt auch jener principielle Einwurf
gen die Möglichkeit einer deutſchen Geſchichte nichts
deres, als was gegen jede Geſchichtsdarſtellung vorge-
acht werden kann, auch wenn ſie ſich auf die ſpeciellſte
pecialität, auf ein ganz correct monographiſch abgezir-
tes Thema beſchränkt, wie es in vieler Augen jetzt
ein als der Wiſſenſchaft gerecht gilt. Auch die ge-
ueſte und gewiſſenhafteſte Durchforſchung eines möglichſt
einen Kreiſes bedingt noch nicht ſeine vollſtändige Er-
ſchung. Es bleiben nothwendig auch dann noch Lücken
d Mängel aller Art übrig, die theils in der Beſchaffen-
t des Stoffs, theils in der Perſönlichkeit des Forſchers
gründet ſind. Niemals kann die Arbeit als abgeſchloſſen
geſehen werden, und wenn ſie als ſolche bezeichnet wird,
iſt dies nur ein vager Ausdruck der Anerkennung,
e hergebrachte Formel, deren eigentlichen Werth jeder
nſichtige nach Gebühr beurtheilt. Natürlich treten die
ängel und Lücken an einem Zwerggebilde nicht ſo augen-
ig heraus, wie an einer Koloſſalſtatue, aber nur des-
b, weil man häufig gedankenlos genug iſt, das eine
das andere von demſelben Augpunkte aus zu be-
heilen. Gibt man jedem den ſeinigen, ſo ſind ſie hier
t größer und ſtörender als dort.

Daß aber für eine deutſche Geſchichte noch ganz
ere Intereſſen maßgebend ſind als die der bloßen
ſwiſſenſchaft, ſollte keiner beſondern Bemerkung be-
ſen. Die zuſammenfaſſende Darſtellung der National-
ſchte iſt ein nothwendiger praktiſcher Beſtandtheil des
onalen Lebens und Bewußtſeins jeder Periode im
ein einer Nation. Sie gehört gerade ſo nothwendig
, wie die nach den Bedürfniſſen jeder Epoche vor-
den Umformungen in der politiſchen und ſocialen
aſſung derſelben. Denn damit hängt dieſe nur ſchein-
blos auf das theoretiſche Gebiet beſchränkte Thätigkeit
Nationalgeſchichtſchreibung aufs genaueſte zuſammen.
wirkliche Geſchichtſchreibung iſt bewußt oder un-
ßt das Spiegelbild der Gegenwart in die Vergangen-
übertragen. Sie geht aus dem immanenten Bedürf-
des menſchlichen Geiſtes hervor, das, was er thut
anſtrebt, als eine vernünftige Folge ſeiner frühern
igkeit zu begreifen. Die Geſchichte iſt ihm ſozuſagen
Rechtsboden, auf dem ſeine Poſtulate der Gegenwart
. Dabei macht es im weſentlichen keinen Unter-
, ob ſich das Bewußtſein der Gegenwart mehr
iv oder mehr poſitiv zu dem Bilde der Vergangen-
erhält. Auch wenn es die Vergangenheit, wie man
gen pflegt, gänzlich zu negiren ſucht, rechnet es doch
mit ihr. Sie iſt ihm eine reale Macht, deren
Einwirkung auf das unmittelbare Leben es gerade dann am unzweideutigſten anerkennt, wenn es am leidenſchaftlichſten ſich dagegen zur Wehre ſetzt, um ſein Eigenrecht dagegen zu behaupten.

Was aber von der Geſchichte überhaupt gilt, gilt auch von jedem Ausſchnitt derſelben, der durch ſeine eigene Beſchaffenheit ſich als die natürliche Vergangenheit einer noch lebendigen Gegenwart ausweiſt. Es iſt darum vorzugsweiſe die Geſammtgeſchichte einer Nation, der eine ſolche concrete und unmittelbare Beziehung auf die praktiſchen Beziehungen des Tags einwohnt.

Daraus folgt auch von ſelbſt, daß wie jede wahre Geſchichtſchreibung auch die der Nationalgeſchichte nur von dem Standpunkte der Tendenz oder der Partei, oder wie man dies Moment ſonſt nennen will, möglich iſt, auch wenn der Darſteller ſelbſt, unter dem Bann misverſtandener Anſichten über die Natur ſeines Berufs, dies abzuleugnen ſich und andern gegenüber verſuchen ſollte. Die kindiſche Verwechſelung der Begriffe von Tendenz und Parteiſtellung des Geſchichtſchreibers mit tendenziöſem und parteiiſchem Verhalten deſſelben ſollte endlich einmal abgethan ſein. Unkundige werden doch noch immer damit irregemacht und die Wirkung des ganzen Fachs, das, wie kein anderes, auf eine tiefe und nachhaltige Anregung des ethiſchen Elements im Menſchen berechnet iſt, häufig beeinträchtigt.

Wir freuen uns, ausſprechen zu dürfen, daß die Tendenz dieſer neueſten deutſchen Geſchichte nicht blos von ihrem Verfaſſer ſelbſt deutlich genug bekannt wird, ſondern daß dieſelbe auch als ein lebendiges und geſtaltendes Princip die ganze Maſſe des Stoffs durchzieht und beſeelt. Darin liegt ja überhaupt die Aufgabe der modernen Geſchichtſchreibung. Jene argloſe Naivetät, die dem mittelalterlichen Chroniſten noch wohl erlaubt war, obgleich auch er ſchon häufiger, als man annimmt, über ſie hinausſchritt, der es nur auf den epiſchen Gehalt und nicht auf den Inhalt des Dargeſtellten ankam, würde jetzt nur durch künſtliche Reflexion zu gewinnen oder ein Zeichen eines zurückgebliebenen Bildungsſtandes ſein. Das eine wie das andere paßt aber nicht zu dem Begriffe eines Geſchichtſchreibers, wie er ſich immer klarer ſeit dem 16. Jahrhundert in dem Bewußtſein der modernen Welt herausgebildet hat.

Wer die anderweitige Thätigkeit des Verfaſſers dieſer deutſchen Geſchichte kennt, wird auch in ihr den Grundzug ſeiner Geſinnung und ſeines Wirkens leicht wieder erkennen. Sugenheim gehört zu den ehrenwertheſten und aufrichtigſten Vertretern der Ideen der Freiheit und des Lichts, insbeſondere auf dem Gebiete der Religion. Wäre nicht ſehr mit Unrecht das Wort Aufklärung einſtweilen noch in einigem Miscredit, ſo würde man ihn am einfachſten als einen hervorragenden Kämpfer für die Aufklärung bezeichnen. Alle ſeine zahlreichen und in ihrer Art trefflichen, geſchichtlichen Arbeiten, die Früchte einer langen, dem Fache gewidmeten Thätigkeit, eines recht eigentlich blos darauf gewandten Lebensberufs, entſtammen

dieſem Geiſte und haben, weil ſie ſich ſtets von den Prätenſionen einer zunftmäßigen Ausſchließlichkeit fern hielten, weil ſie ſtets darauf berechnet waren, von dem Publikum, in deſſen Sprache ſie geſchrieben wurden, auch geleſen und verſtanden zu werden, relativ große Erfolge erzielt. Dieſe können nicht nach dem Maßſtabe gemeſſen werden, der ihnen nach der Gediegenheit ihrer Vorausſetzungen eigentlich zukäme, denn die deutſche Geſchichtſchreibung befindet ſich immer noch und befand ſich vor einem Menſchenalter noch mehr in einer wenig gedeihlichen Stellung zu der Nation, woran dieſe oder ihr damaliger Bildungsſtand unzweifelhaft mehr Schuld trug als jene, die ſchon damals mit anerkennenswerthem Streben alle Anforderungen zu erfüllen ſuchte, welche man an ſie zu ſtellen berechtigt war. Doch in dem noch immer zu engen Kreiſe wirklicher Freunde der Geſchichtſchreibung, die nicht zugleich Männer vom Fache ſind, hat der Name Sugenheim's immer einen guten Klang gehabt, und die eigentlichen Leute vom Fache haben ihm, trotzdem er ausgeſprochenermaßen für die Nation und nicht blos für ſie ſchrieb, immer als einem gründlich gelehrten, gewiſſenhaften und redlichen Forſcher ihre Anerkennung nicht verſagen können.

Seine „Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung des Kirchenſtaats", ſein „Staatsleben des Klerus im Mittelalter", ſeine „Geſchichte der Aufhebung der Leibeigenſchaft in Europa", der „Jeſuiten in Deutſchland", „Frankreichs Einfluß auf Deutſchland ſeit 1577", „Baierns kirchliche und ſociale Zuſtände im 17. Jahrhundert", gehören zu den Büchern, die auch der exacteſte Specialiſt nicht unberückſichtigt laſſen darf, obgleich ſie alle, wie ſchon ihre Titel angeben, einen weitern Geſichtskreis umſpannen, als es gegenwärtig die ſtreng zunftmäßige Satzung zu belieben pflegt.

Auch dieſe deutſche Geſchichte gibt in den drei bisjetzt vollendeten ſtattlichen Bänden dieſelben Beweiſe der Gründlichkeit und Sorgfalt ihres Verfaſſers. Alle vernünftigen Anſprüche, die man an die wiſſenſchaftliche Baſis einer ſolchen großartigen Arbeit erheben kann, ſind nach unſerer Meinung hier erfüllt. Man muß nur nicht überſehen, daß der durch zwei Jahrtauſende vertheilte Stoff einer und derſelben Individualität, und wenn ſie auch die vielſeitigſt gebildete wäre, an ſich nicht überall gleich zugänglich oder wahlverwandt ſein kann. Selbſtverſtändlich wird der eine, der ſich an ſeine Behandlung wagt, mehr für die der Zeit nach entferntern Maſſen deſſelben gerüſtet ſein, der andere durch eigene Neigung und bisher geübte Thätigkeit mehr ſich da zu Hauſe fühlen, wo ihm Geſtaltungen entgegentreten, die mit denen der Gegenwart oder einer nicht allzu entlegenen Vergangenheit in ihren Hauptzügen zuſammentreffen. Sugenheim befindet ſich offenbar in dieſem letztern Falle. Sein praktiſches Intereſſe, deſſen Dienſte er ſeine gelehrte Thätigkeit von jeher gewidmet hat, weiſt ihm die Neuzeit als ſeine eigentliche Heimat an; aber er iſt wiſſenſchaftlich genugſam geſchult und an durchgreifende Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit gewöhnt, um auch in den dunkelſten Partien des Mittelalters oder der Urzeit ſich ſelbſtändig zurechtzufinden, allerdings mit Benutzung der zuverläſſigſten Führer. Aber es gehört ſchon etwas dazu, um nur dieſe aus dem Haufen der unbrauchbaren herauszuleſen und zu verwerthen.

Jeder Hiſtoriker befindet ſich mehr oder minder in demſelben Falle. Auch das noch ſo engbegrenzte monographiſche Thema greift eben doch, weil es ein geſchichtliches iſt, weil es die Univerſalität des menſchlichen Daſeins, die ſich wol durch die Reflexion, aber nicht in der Wirklichkeit in einzelne Separatgebiete zerlegt, darzuſtellen hat, in eine Anzahl von Wiſſenſchaften und Kenntniſſe hinein, in denen unmöglich eine und dieſelbe Individualität im eigentlichen Wortſinn ſachverſtändig ſein kann. Die Bewältigung der Arbeit iſt ein für allemal das große Grundgeſetz der modernen Cultur auf praktiſchem wie auf theoretiſchem Felde. Der Hiſtoriker iſt mehr als andere auf ſeinen Beruf angewieſen, das, was die Specialiſten unabhängig voneinander zu Tage gefördert haben, zu einem größern Ganzen zuſammenzufügen. Man kann von ihm nicht fordern, daß er überall Specialiſt ſei, aber man daß er das Weſen der Specialarbeiten, auf die er ſich ſtützen muß, begriffen hat und die Güte ihrer Leiſtung zu beurtheilen verſteht. Je vielgliederiger die Arbeitstheilung wird, deſto größere Schwierigkeit macht die Erfüllung dieſer Anforderung. Ein Thema von ſo äußern und innern Reichthum, wie eine vollſtändige Darſtellung der deutſchen Geſchichte, in der auch das ſich beinahe grenzenloſe Moment der Culturentwickelung beſonders berückſichtigt werden ſoll, erfordert natürlich ganz andere Kräfte, als etwa eine Monographie über die Bedeutung des germaniſchen Princips oder über die älteſten Geſtaltungen unſerer Poeſie.

Wünſchenswerth iſt es immerhin, wenn auch nicht unerlaßlich, daß ein Hiſtoriker wenigſtens in einer Specialität wirklicher Sachkenner oder Mann vom Fache ſei. Der abſtracte Hiſtoriker, der weiter nichts als Theoretiker geräth leicht in die Gefahr, ſeine Methode, die Verwendung ſeiner kritiſchen Grundſätze über Gebühr hochzuhalten und mit ihnen eine Idolatrie zu treiben, in welcher er durch keine Hinderniſſe des ſpröden Details geſtört wird, weil er dieſes nicht kennt. Der Verfaſſer dieſer deutſchen Geſchichte iſt durch gründliche Studien berechtigt, als einen gediegenen Kenner der ſtaats- und kirchenrechtlichen Disciplinen zu gelten. Namentlich das Kirchenrecht ſcheint ihm als ſein eigentliches Fach zuzuweiſen. Daher läßt ſich denn auch begreifen, daß die Rückſicht darauf in ſeinem Werke mit einer gewiſſen Prägnanz ſich geltend macht. Die Gebilde des deutſchen Staatslebens, der Einfluß der Kirche auf Staat und Volk treten als die Hauptmomente der Entwickelung des deutſchen Culturlebens hervor, während andere, an ſich nicht minder berechtigte, nur zur Ergänzung und Verdeutlichung des Geſammtbildes dienen.

Für die Geſchichte des deutſchen Volks bis zur zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, welche Sugenheim in den beiden erſten Bänden ſeines Werks dargeſtellt hat, gibt es aber auch keinen an ſich bedeutendern Inhalt als gerade das eigentlich politiſche oder noch mehr das

tisch-kirchliche Moment. Alles, was der deutsche Geist anderwärts bis zu diesem Zeitpunkt geschaffen hat, z. B. in der Kunst, in der Literatur, in der Wissenschaft, in der materiellen Cultur, verschwindet dagegen, wenn es auch an sich immerhin ehrenwerthe und großartige Schöpfungen waren. Der Neubau der europäischen Culturwelt nach dem Zusammensturz des römischen Staats mußte nothwendig mit den beiden Hauptfundamenten derselben, dem Staate und der Kirche, beginnen. Das eine wie das andere ist wesentlich aus den Mitteln des deutschen Volksgeistes erzeugt. Vom Staate und der damit aufs genaueste zusammenhängenden socialen Gestaltung ist dies allgemein bekannt; die Kirche dagegen scheint, aber sie scheint auch nur eine unmittelbare Fortsetzung und Weiterbildung einer Gestaltung, die aus dem antiken oder, genauer gesagt, aus dem römischen Geiste stammte. In Wahrheit sind es aber nur die Formen, die dogmatischen sowol wie die des Cultus und der Verfassung, welche das Alterthum auch hier wie überall einer neuen Welt — neu am Blut, Gesinnung und Geist — überlieferte. Diese neue Welt hat, wenn auch immer im besten Glauben, die alte Ueberlieferung fortzuführen oder wiederherzustellen, doch ebenso selbständig damit geschaltet, wie mit allen andern Traditionen der antiken Bildung, im Staate, in der Gesellschaft, in der Kunst, in der Wissenschaft. Dem Kerne nach ist die Kirche des Mittelalters ebenso durch und durch deutsch oder, wenn man den bescheidenen Ausdruck vorzieht, germanisch geartet, wie das Ritterthum oder das Kaiserthum, von denen das eine wie das andere eine Menge römischer Formen zu einem, wie jeder erkennen muß, doch ganz neuen Baue verbraucht. Denn ein Neubau wird nicht nur dadurch geschaffen, daß man nur neues Material dazu verwendet: ein Neubau entsteht auch dann, wenn blos schon anderwärts gebrauchtes Material, aber nach einem neuen Plane und in einem neuen Geiste verarbeitet wird.

Wer könnte die Scholastik des Mittelalters aus der antiken Substanz der Kirche erklären, und doch, wenn diese überhaupt erhalten worden sein soll, wie hätte neben oder aus ihr eine Scholastik entstehen können? Ja selbst die Hierarchie, das Papstthum und die äußere Form der Kirchenregierung und Verfassung ist zwar dem Modell einer untergegangenen Welt nachgebildet, aber nur dadurch zu einer lebendigen Macht geworden, daß ein neues Blut und ein neuer Geist in sie einzog. Das antike Papstthum schließt mit Gregor dem Großen, das moderne beginnt mit Hildebrand. Der eine ist noch ein echter alter Römer, der andere durchaus eine mittelalterliche oder germanische Natur, nur freilich nach dem subjectiven Geschmack vieler Germanen keine liebenswürdige. Die Zwischenzeit wird ausgefüllt durch die bedenklichsten und widerwärtigsten Evolutionen, in denen es sich zuletzt immer darum handelte, dem neuen Elemente den vollen Eintritt in die ausgelebten Organismen der Kirche und dadurch diesen neue Lebensmöglichkeit zu schaffen. Ein Bonifacius, ein Karl der Große, Otto der Große, Heinrich III., diese sind die wahren Baumeister der Kirche des Mittelalters; das römische Element in ihr war dasjenige, welches sie in ihren Schöpfungen beseitigten, weil es zu weiter nichts taugte, als im besten Falle die alte Form als Mumie zu erhalten, wie es in Byzanz geschehen ist. Denn wozu der antike Geist befähigt war in Staat und Kirche, Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft, nachdem seine ihm zugemessene Lebensperiode ein Ende erreicht hatte, das zeigt sich eben dort: eine künstlich conservirte Leiche, die durch die Gunst des Zufalls ein ganzes Jahrtausend vor dem Zerfallen geschützt blieb. Im Abendland, wo ein frischerer Lebensstrom flutete, war so etwas unmöglich, daher hier dem Tode auch sofort die Auflösung, aber dieser auch sofort ein neues Leben folgte! Es war die weltgeschichtliche Aufgabe des deutschen Volks, diese größten concreten Gestaltungen des Mittelalters in sich und durch sich herauszuarbeiten. Darum ist die deutsche Geschichte jener Periode von selbst auch die Universalgeschichte. Eine Localisirung ist für sie ebenso unmöglich, wie sich etwa der Begriff des Kaiserthums territorial fassen läßt. Der Untergang der Hohenstaufen bezeichnet den Zeitpunkt, wo die universelle Bedeutung der deutschen Geschichte erlischt. Von da an ist Deutschland oder das deutsche Reich eben auch nur ein Land oder ein Reich neben andern gleichartigen und nicht einmal von vorwiegendem Einfluß auf den weltgeschichtlichen Entwickelungsproceß, bis die Reformation ihm diesen wenigstens periodisch wiedergab.

Wenn das Mittelalter nicht blos eine willkürliche Zahlencombination, sondern ein wirklicher Begriff sein soll, kann man sein Ende dahin setzen, wo die universelle Bedeutung der deutschen Geschichte aufhört. Die folgenden zwei Jahrhunderte bis zu der Epoche, von wo man herkömmlich und mit Recht die Neuzeit datirt, die Zeit der großen Entdeckungen und der Reformation, mögen ebenso wol als die Nachklänge des Mittelalters, wie als das Vorspiel der Neuzeit betrachtet werden, nur darf man sie nicht dem echten Mittelalter zuzählen.

Es muß natürlich der Subjectivität jedes Geschichtschreibers überlassen bleiben, wie er sich mehr oder minder ablehnend oder mehr oder minder geistes- und sinnesverwandt zu den Gestaltungen des Mittelalters verhält. Die einzige wahre Objectivität, die man von ihm hier wie überall fordern kann, besteht in dem aufrichtigen Bemühen, die thatsächliche Wirklichkeit oder die objective Wahrheit des Geschehenen zu ermitteln und rückhaltlos darzustellen. Sie verlangt aber weder eine Beseitigung des einmal fixirten sittlichen Gefühls noch der durch Bildung und Leben erworbenen Grundsätze. Freilich ist es immer ein mißliches Unterfangen, diese zum unmittelbaren Maßstab aller andern Erscheinungen außerhalb des einen urtheilenden Subjects zu machen; aber wer Geschichte zu schreiben unternimmt, von dem verlangen wir doch, daß er es thue. Wir lassen uns sogar eher gefallen, daß er sein zufällig subjectives Maß schonungslos auf ganz verschiedene Zeiten und Menschen übertrage und diese daran messe oder verurtheile, als daß er nicht sowol alles, was geschehen ist, für vernünftig halte — denn vernünftig wird es auch bleiben, selbst wenn es für das sittliche Gefühl

noch so verwerflich ist —, sondern den Unterschied zwischen gut und böse, recht und unrecht nicht nachzuempfinden scheine. Denn es bleibt dabei, das sittliche Pathos ist das eigentlich Wirksame an dem geschichtlichen Stoffe, nicht sein abstract gedankenmäßiger Inhalt und noch weniger sein dramatisches oder überhaupt sein künstlerisches Moment. Die eigentlich richtige Vermittelung beider Extreme mag wol als ein theoretisches Ideal festgehalten werden; in der Wirklichkeit ist sie unsers Wissens bisjetzt nur annähernd erreicht. Sie hätte darin zu bestehen, daß das sittliche Urtheil der Gegenwart selbst als ein flüssiges, einem historischen Werdeproceß unterworfenes begriffen würde und daß man diese Einsicht auch rückwärts auf die vorgegangenen Gestaltungen der Geschichte übertrüge. Wenn man den Begriff des wechselnden und wachsenden Maßstabes der ethischen Beurtheilung vollständig erfaßte, würde auch die wahre historische Objectivität des Urtheils und der Auffassung errungen sein, über welche insgemein noch ziemlich verworrene Ansichten herrschen, während doch alle darin einig sind, daß sie das letzte Ziel der Geschichtschreibung ist.

Wer Sugenheim's schon oben charakterisirte wissenschaftliche Thätigkeit kennt, wird in ihm keinen Lobpreiser und Bewunderer unserer mittelalterlichen Geschichtsentwickelung vermuthen. Dem unbeschadet hat er sich redlich bemüht, dem Großen und Guten, was jene Periode hervorgebracht hat, nach Kräften gerecht zu werden, auch wenn es durch die specifische Form seiner Erscheinung das moderne Gefühl eher abstoßend als anziehend berührt. Dies gilt für sein Urtheil über Personen wie über Sachen. In den meisten Fällen wird man ihn von seinem wohlbegründeten Standpunkt aus recht geben müssen, d. h. man wird ihm keine Inconsequenzen oder Trugschlüsse nachweisen können. So wie der Geschichtschreiber oder vielmehr das Gewissen des Geschichtschreibers einmal geartet ist und wie es zu sein ein Recht hat, kann sein Verstand nicht wol anders urtheilen als es geschieht. Einige male aber ist es auch ihm ergangen, wie es jedem zu ergehen pflegt, er hat sich mit sich selbst, ohne es zu merken, in Widersprüche verstrickt. Es ist darauf um so weniger Gewicht zu legen, weil es sich meist nur um Dinge von untergeordneter Bedeutung handelt. Nur in einem Falle, der eine geschichtliche Gestaltung von der größten Tragweite betrifft, können wir nicht umhin, aus den Voraussetzungen des Geschichtschreibers selbst Einsprache gegen die von ihm acceptirte Auffassung zu erheben. Es betrifft dies einen Gegenstand, der bis zu diesem Augenblick noch immer zu den heftigsten Controversen Anlaß gibt und dadurch schon seine eminente Bedeutung für die Entwickelung der Menschheit im allgemeinen und des deutschen Volks im besondern beurkundet. Ob die Wiederaufnahme der universalistischen Ideen des Kaiserthums Karl's des Großen, wie sie durch Otto den Großen geschah und fortan als ein festes Erbtheil allen seinen Nachfolgern in der Krone hinterlassen wurde, ein Fluch oder ein Segen für unser Volk geworden ist, kann man beinahe mit demselben Eifer noch jetzt erörtern hören, mit welchem große Tagesfragen discutirt werden. Die Antwort unsers Geschichtschreibers verdammt nicht blos diese ganze sogenannte kaiserliche Politik als die eigentliche Ursache aller der Leiden, die über Deutschland bis zu diesem Tage gekommen sind, sondern sie sieht auch in Otto einen durch bloßen maßlosen Ehrgeiz über seine natürliche Schranke hinaufgeschraubten Charakter. Seine Wiederherstellung des Kaiserthums gilt also nicht blos für einen politischen Fehler, sondern auch für einen Flecken auf seinem sittlichen Charakter. Uns scheint das eine wie das andere Urtheil nicht sowol das Ergebniß eines klaren und vorurtheilsfreien Denkens oder jener historischen Objectivität, die wir als die einzig berechtigte Urtheilerin über die Menschen und Dinge der Geschichte bezeichnet haben, als vielmehr das Erzeugniß einer aus der Einwirkung zufälliger Einflüsse der Gegenwart hervorgebrachten und daraus leicht begreiflichen, aber um nichts mehr berechtigten Verstimmung. Es hält nicht schwer, den politischen Jammer der spätern deutschen Geschichte, unter dessen Nachwirkungen wir noch immer leiden, in pragmatisirender Weise auf ein ursächliches Factum zurückzuführen. Dafür bietet sich kein auffälligeres und handgreiflicheres als das oben bezeichnete. Aber ein besonnenes Denken wird wie gegen alle eigentliche Pragmatisirung der Geschichte, so auch gegen diese mistrauisch sein. Es hält ebenso wenig schwer, den Faden ganz wo anders, früher oder später anzuknüpfen und den Römerzug Otto's etwa nur eine Masche in dem Gewebe des Unheils sein zu lassen, oder ihn gar nicht in Betracht zu ziehen. Mit derselben formalen Regelrichtigkeit, mit der sich der Beweis gegen Otto führen läßt, könnte man ihn auch gegen Karl den Großen führen und, wie uns scheint, mit besserer innerer Berechtigung; denn er ist es gewesen, der die Idee des Kaiserthums in ihrer mittelalterlichen Conception geschaffen hat. Unter dem Banne dieser zu einer Weltmacht gewordenen Idee hat Otto der Große gehandelt, wie er handelte; nicht weil er so handeln wollte, sondern weil er so handeln mußte, wenn er sich selbst und der Zeit Genüge thun wollte.

Ueberhaupt scheint uns in dieser oft besprochenen Frage der principiell so verschiedene Standpunkt des praktischen Politikers und des Historikers gewöhnlich miteinander vermengt zu werden. Begreiflich und ehrenhaft genug, sich als die reifen Söhne ihres Volks mit aller Kraft der Gesinnung und allen Fasern ihres Daseins an die Geschicke desselben gefesselt zu fühlen, aber nichtsdestoweniger doch eine ungehörige Confusion des Urtheils. Der praktische Politiker, der die Resultate der Geschichte auf sein specielles Feld und zwar auf die Beschaffenheit desselben, wie sie der gegenwärtige Augenblick bietet, zu begreifen und zu verwerthen berufen und berechtigt ist, darf von diesem seinem Standpunkt aus eine Politik der Vergangenheit verurtheilen, von der sich in gerader Linie die hauptsächlichsten Schäden der Gegenwart ableiten lassen. Wäre damals die Gründung eines deutschen Nationalstaats versucht worden und wäre sie, wie supponirt wird, geglückt, so hätten wir jetzt nicht alle Kräfte aufzubieten, um nur

die erſten Grundlagen dazu einem allmählich immer lockerer gewordenen Boden einzuſenken. Der Hiſtoriker dagegen muß ſeinen Anſchauungskreis über dieſes eine, wenn auch momentan aus allen möglichen Gründen der Vernunft und der Ehre vorzugsweiſe berechtigte Intereſſe hinaus auf die Geſammtheit aller Culturintereſſen erweitern, in deren Complex das Daſein eines Volks beſteht. Es iſt ihm nicht erlaubt, wenn er die Totalität der Geſchichte eines Volks darſtellen und beurtheilen will, ſich auf einen iſolirten Standpunkt eines Intereſſes oder Moments, ſei es auch des praktiſch wichtigſten der Gegenwart zu ſtellen. Er muß die Freiheit und Allſeitigkeit ſeines Geſichtskreiſes ſich ſyſtematiſch wahren oder, wenn er ſie nicht beſitzt, zu erwerben ſuchen. Von einem ſolchen wahrhaft hiſtoriſchen Standpunkt wird er eine Erſcheinung wie das mittelalterliche Kaiſerthum nicht als eine Verirrung der Phantaſie oder des Ehrgeizes betrachten. Es wird ihm klar werden, daß es eine der größten Schöpfungen der in der Geſchichte ſtärker als alle menſchliche Schwäche und Thorheit waltenden Vernunft, ein Erziehungsmittel der europäiſchen Menſchheit und ſomit des deutſchen Volks war, an deſſen Stelle gar kein anderes als möglich gedacht werden kann. Was die Kirche des Mittelalters trotz aller ihr anklebenden Flecken der Fortbildung des Geiſtes geweſen iſt, wird ziemlich allgemein anerkannt; wie aber könnte die Kirche gedacht werden, wie hätte ſie überhaupt nur in dem Mittelalter exiſtiren können ohne den Halt und das Gegengewicht des Kaiſerthums in ſeiner idealiſtiſchen Färbung?

Wer die Idee des mittelalterlichen Kaiſerthums in die Gegenwart übertragen und darauf das neue Gebäude des deutſchen Staats gründen will, weil ſie einmal in der Vergangenheit praktiſch und lebensberechtigt geweſen iſt, wird ſich weder durch den Einſpruch des Politikers noch des Hiſtorikers von ſeiner Schwärmerei bekehren laſſen. In dem Wirrſal der deutſchen Zuſtände und Meinungen ſind wir, wie jedermann weiß, noch immer von dieſer Spukgeſtalt des Mittelalters, wie von ſo vielen andern beläſtigt, und werden es ſein, ſo lange es noch eine ultramontane Partei, eine großdeutſche Romantik und eine öſterreichiſche Hauspolitik gibt. Daher mag es ſich wenn auch erklären, daß wohlgeſinnte Kenner der deutſchen Geſchichte, denen die Gegenwart und Zukunft ihres Volks das erſte und heiligſte Intereſſe iſt, der Vergangenheit nicht ganz gerecht zu werden vermögen, wo ſie den Irbildern jener Geſpenſter als realen Geſtalten begegnen. Man überträgt die Verſtimmung und den Zorn der Gegenwart unwillkürlich auf die Vergangenheit und macht dieſe ihr Dinge verantwortlich, die ohne Zweifel in einem Abhängigkeitsverhältniß von ihr ſtehen, aber doch nur ſo, wie der Misbrauch der Baſtard eines guten Brauchs iſt. Mit demſelben Rechte, wie man Karl den Großen, Otto I. der das deutſche Kaiſerthum des Mittelalters überhaupt als die Urſache der heutigen politiſchen Zerrüttung in Deutſchland verdammt, könnte man auch das Chriſtenthum wegen der Inquiſition und der Hexenproceſſe verdammen, die ohne jenes nicht in die Welt gekommen wären. Conſequenzen, die der Genius der Lüge und des Böſen zieht, hat man dieſem allein, aber nicht der unſchuldigen Veranlaſſung anzurechnen.

Unzweifelhaft fühlt ſich der Verfaſſer dieſer deutſchen Geſchichte, wie ſchon bemerkt, je näher er der modernen Zeit zuſchreitet, deſto mehr auf ſeinem heimatlichen Boden. Der dritte Band, welcher die Uebergangsperiode vom Mittelalter in die Neuzeit darſtellt, iſt ihm offenbar leichter geworden als die beiden erſten. Auch die Leſer werden ſich hier an einer größern Wärme und Friſche der Darſtellung erfreuen, welche durch die gewiſſenhafteſte Selbſtüberwindung in der Behandlung eines dem Autor innerlich abſtoßenden Stoffs nicht erzeugt werden können. Auch hier würde ſich über vieles Einzelne rechten laſſen. Wir begnügen uns aber auch hier, zuzugeben, daß der Hiſtoriker ſelbſt da, wo er nach unſerer Anſicht nicht das Richtige getroffen hat, überall ſeinen gewohnten Fleiß, ſeine Unparteilichkeit und ſeine verſtändige Beurtheilung der Menſchen und Verhältniſſe nicht verleugnet. Auch hier erklären ſich einige der auffallendſten Urtheile durch die an ſich ſo ehrenwerthe, aber dem Hiſtoriker doch nicht nachzuſehende Vermengung des politiſch-patriotiſchen und des eigentlich hiſtoriſchen Standpunktes. So z. B. iſt ſeine durchgreifende Verurtheilung Rudolf's von Habsburg vielleicht doch im letzten Grunde nichts anderes als eine in die Vergangenheit zurückverſetzte Verurtheilung der öſterreichiſchen Hauspolitik. Jedermann in Deutſchland, der Augen hat zu ſehen und Ohren zu hören, der nicht aus vorſetzlicher Verſtocktheit oder perfider Selbſtſucht weiß ſchwarz und ſchwarz weiß zu nennen beliebt, iſt darüber vollſtändig aufgeklärt. Die Entfremdung der Schweiz und der Niederlande, die Gegenreformation und der Dreißigjährige Krieg, die ſyſtematiſche Unterdrückung des deutſchen Geiſtes und der deutſchen Nationalität, überall, wo dieſe ſich am freieſten und freudigſten zu regen gewohnt waren; die Ausbeutung der materiellen Kräfte des Reichs zu den egoiſtiſchen Zwecken des durchlauchtigſten Erzhauſes, dies und tauſend und aber tauſend andere Todſünden gegen den Geiſt unſers Volks laſten ſchwer auf dem von Rudolf abſtammenden Herrſchergeſchlecht. Der Fluch, der auf Deutſchland ſeit ſo vielen Jahrhunderten ruht, iſt ohne Frage zumeiſt und zunächſt die Erbſchuld dieſer ſeiner verhängnißvollſten Kaiſerdynaſtie und nur inſofern auch die Schuld des deutſchen Volks ſelbſt, als das Wort qualis rex, talis grex auch umgekehrt ebenſo gilltig iſt. Aber dies alles zugegeben, warum Rudolf für die Verbrechen und Fehler ſeiner Nachkommen verantwortlich machen? Und noch mehr, warum Rudolf wegen derſelben Politik verdammen, die Sugenheim an ſeinem Sohne Albrecht I. mit Lob überſchüttet? Freilich klingt es wunderlich, von Rudolf als dem Wiederherſteller des Reichs zu ſprechen. Wir wollen hier nicht erörtern, ob es überhaupt noch wiederherzuſtellen war, gewiß aber iſt es, daß es von dieſem Kaiſer nicht geſchah. Wer ihn ſo nennt, thut es entweder, um ſeinen Nachfolgern auf dem Throne ein Compliment zu machen, deſſen Nichtigkeit beide Theile recht wohl kennen, oder aus kindlicher Befangenheit in

der Phraſe, welche die moderne ſogenannte ghibelliniſche Hiſtoriographie in Curs geſetzt hat.

Aber trotzdem bleibt Rudolf bis zu einer gewiſſen Grenze eine ehrenhafte Erſcheinung, ein Charakter, der zwar von der natürlichen Selbſtſucht ſeiner Zeit und ſeines Standes nicht frei war, der aber doch von den meiſten ſeiner Zeit- und Standesgenoſſen das Bewußtſein der Pflicht und des Berufs kannte und ihm zu dienen ſuchte. Sein Sohn Albrecht mag den Vater an politiſcher Schlauheit und zäher Conſequenz übertreffen, an Uneigennützigkeit und Pflichttreue in ſeinem Berufe als deutſcher König kann er nicht mit ihm verglichen werden. Was Albrecht für das Reich gethan hat, wie ſein Kampf gegen die rheiniſchen Kurfürſten oder gegen die Söhne Albrecht's des Unartigen, iſt dem deutſchen Volke nicht zugute gekommen. Wer wie dieſer Herrſcher ſeinen Beruf nur als Deckmantel für ſeine Machinationen zur Vergrößerung ſeiner Hausmacht und zur Befeſtigung ihrer Selbſtändigkeit benutzte, hatte kein Recht und auch nicht die Fähigkeit, ſeine fürſtlichen Genoſſen in demſelben Beſtreben zu hindern. Rudolf's Bemühungen, ſich und ſein Haus mit Land und Leuten auszuſtatten, waren damit verglichen noch ganz naiv und wurden auch ſo von der öffentlichen Meinung aufgefaßt. Denn mit einem König Habenichts war niemand gedient, und daß Rudolf raſch zugriff, wo ſich etwas für ihn fand, verübelte man ihm nicht, nur wie er es that, erhielt nicht allgemeine Billigung. Sein Sohn dagegen hätte, wenn er wirklich König ſein wollte, an dem Hausbeſitze, den ihm der Vater gegründet, eine hinlängliche Stütze gehabt. Was Deutſchland damals bedurfte, hätte er damit und mit den moraliſchen und materiellen Hülfsquellen, die ihm ſein Amt gab, recht wohl ſchaffen können: einen dauernden Friedenszuſtand, gegründet auf das von der Centralgewalt zu wahrende Gleichgewicht der verſchiedenen größern und kleinern untergeordneten Staatsbildungen von monarchiſchem oder republikaniſchem Charakter.

Es ſcheint, als wenn Albrecht ſeine günſtige Beurtheilung bei dieſem neueſten Geſchichtſchreiber blos dem wenig erheblichen Umſtand verdanke, daß er die freien und Reichsſtädte gelegentlich bei ſeinen großen Zerwürfniſſen mit den Fürſten an ſich heranzuziehen ſuchte. Aber hierin liegt doch wahrlich noch keine tiefe politiſche Weisheit, und wie wenig er da, wo es ſein nächſtes Intereſſe galt, geneigt war, der ſtädtiſchen Freiheit oder dem Bürgerthum irgendeine Conceſſion zu machen, zeigt ſein Verfahren gegen die aufſtändiſchen Wiener. Sie wurden von ihm mit derſelben ſchroffen Härte behandelt, die er überall bewies, wo er es wagen durfte. Der innerſte Kern ſeiner Natur war aus dieſer Eigenſchaft zuſammengeſetzt, die ihn bei ſeinen Zeitgenoſſen ebenſo wenig populär machte, wie er es bei der Nachwelt geworden iſt.

So paradox es auch klingen mag, ſo behaupten wir doch, daß das Bild Albrecht's, wie es Schiller im „Tell" geſchaffen hat, dem eigentlichen Weſen des geſchichtlichen Albrecht näher kommt, als alle jene gelehrten und zum Theil auch wohlgemeinten Verſuche zu ſeiner Ehrenrettung, von denen die letzten dreißig Jahre der deutſchen Geſchichtſchreibung eine ganze Anzahl gebracht haben. Die Intuition des echten Dichters hat auch hier trotz der mangelhaften äußern Hülfsmittel das Richtige erfaßt, weil ſie allein fähig war, das Innerſte, den Kern und Keim des ganzen Weſens zu erfaſſen.

Heinrich Rüdiger.

Feuilleton.

Julius Moſen.

Am 10. October ſtarb in Oldenburg nach jahrelangem Leiden einer der talentvollſten deutſchen Dichter, Julius Moſen. Eine ſchwere Lähmung warf ihn auf das Krankenlager, ähnlich wie den pariſer Ariſtophanes, nur daß letzterm, wenn er auch die Augenlider mit den Fingern heben mußte, doch noch der freie Gebrauch der Sprachorgane geblieben war, Moſen aber ſich nur mit großer Mühe verſtändlich machen konnte. Doch während Heine hinter der ſpaniſchen Wand ſeines Krankenzimmers in der Rue d'Amſterdam, ſoweit es ihm die folternden Schmerzen geſtatteten, immer ein Spott- und Schwarmgeiſt blieb und ſeine Witzraketen ſteigen ließ und das im „Wintermärchen" ſatiriſch gegeiſelte Deutſchland im Hohlſpiegel ſeines Humors auffing und verzerrte, verließ den oldenburger Poeten auch nicht auf dem Krankenlager ſeine ernſte patriotiſche Begeiſterung, der er noch in dem Jahre des großen deutſchen Kriegs einen warmen poetiſchen Ausdruck gab.

Moſen iſt am 8. Juli 1803 in Marieney im ſächſiſchen Voigtlande geboren und war der Sohn des dortigen Schullehrers. Er ſtudirte die Rechte, practicirte als Actuar bei einem kleinen Patrimonialgericht und ſeit 1834 als Advocat in Dresden. Nachdem er ſich durch ſeine dramatiſchen Leiſtungen einen Namen gemacht, wurde er 1844 mit dem Hofrathstitel als Dramaturg an das Hoftheater zu Oldenburg berufen. Schon hier wurde ſeine Thätigkeit oft durch Anfälle jener Krankheit gehindert, die ihn ſpäter auf das Siechbett daniederwarf und auch ſeine ſchöpferiſche Wirkſamkeit faſt vollkommen lähmte.

Am bekannteſten iſt Moſen wol durch einige ſeiner patriotiſchen Balladen geworden, wie: „Andreas Hofer", und „Die letzten Zehn vom vierten Regiment", in denen er bei würdiger Haltung doch den volksthümlichen Ton glücklich traf. Seine größten philoſophiſchen Dichtungen: „Ritter Wahn" und „Cheveros", haben einzelne hervorragende Schönheiten in Bezug auf dichteriſche Schilderung und ebenſo tiefen wie ſchwunghaften Gedankengang — nur wird durch unklares Allegoriſiren oft der Fluß der Inſpiration gehemmt und der künſtleriſche Eindruck geſchwächt. Als Dramatiker hat ſich Moſen auf der Bühne nicht eingebürgert, ſo wenig man ſeinen Stücken einzelne ſpannende Situationen, Schönheit des dichteriſchen Ausdrucks, Talent für hiſtoriſche Genremalerei und den ethiſchen Grundgedanken abſprechen kann. Zu ſeinen beſten Dramen rechnen wir: „Kaiſer Otto III.", „Der Sohn des Fürſten" und „Die Bräute von Florenz". „Herzog Bernhard von Weimar", dagegen, den man unglücklicherweiſe am berliner Hoftheater herausgriff, um ſich gegen den Vorwurf einer Vernachläſſigung dieſes Poeten zu ſchützen, und „Don Juan von Auſtria" ſind theils zu dramatoriſch gehalten, theils zu ſehr im Stil der Shakſpeare'ſchen Hiſtorien componirt, um auf der Bühne wirken zu können.

Man mag zugeben, daß den Moſen'ſchen Dramen, und namentlich den ſpätern, die ſichere Beherrſchung der Bühne mit

nur, sondern auch die feinere dramatische Technik fehlt, doch tragen hieran mehr die Bühnen die Schuld als der Dichter, indem sie sich gegen die Productionen Mosen's stets stiefmütterlich zeigten, trotz der Anerkennung, welche die literarische Kritik den Werken des Dichters zutheil werden ließ. Die Dramatiker aber lernen die Geheimnisse der Wirkung erst aus den Aufführungen ihrer Stücke, während sie auf der andern Seite aus demselben die Ermuthigung zu fortgesetzter Thätigkeit schöpfen. Die Bühne ist die inspirirende Muse der dramatischen Dichtung. Darum trifft gerade die ersten Theater die Verantwortung, wenn tüchtige Talente verkümmern, weil ästhetische Urtheilslosigkeit oder conventionelle Engherzigkeit ihnen den Boden versperrt, aus dessen Berührung sie Leben und Wachsthum schöpfen können. *)

Literarische Notizen.

Heinrich Laube übernimmt die Redaction des Feuilletons der „Neuen Freien Presse" gegen einen Gehalt von 5000 Gulden. Auf seine dramaturgischen Kritiken darf man gespannt sein, sie gehen aus der genauesten Kenntniß der Bühnenverhältnisse hervor. So hat Laube sein Portefeuille abgegeben und sich auf die Bank der Opposition gesetzt. Zunächst veröffentlicht er einen Bericht über seine ministerielle Thätigkeit in den Spalten der „Neuen Freien Presse", indem er eine Darstellung der Zustände des Burgtheaters von 1848—67 gibt.

Ueber die fernern Reisepläne unsers unermüdlichen Reisenden Friedrich Gerstäcker, der in Saint-Louis angekommen ist, berichtet die von Karl Schurz herausgegebene „Westliche Post": „Unser interessanter Gast war genau vor 30 Jahren schon einmal in Saint-Louis, und, wie wir von ihm vernehmen, gedenkt er auch jetzt wieder von hier aus seine Jagdgründe in Arkansas aufzusuchen. Vorher aber will er, womöglich, der Zusammenkunft der Indianerhäuptlinge mit der nach Fort Laramie geschickten Commission beiwohnen, zu welchem Zwecke er sehr bald abreisen wird. Später gedenkt der unermüdliche Reisende, der immer noch seine Reisen theilweise zu Fuß und stets von seiner Büchse begleitet macht, den Mississippi herunter zu gehen und sich dann für einige Zeit nach Mexico zu begeben. Solche Touren sind für Friedrich Gerstäcker Kleinigkeiten, wie er uns denn auch auf unsere betreffende Frage lachend versicherte, europäische Reisen, wie z. B. die Bergtour durch Norwegen, habe er sich für seine alten Tage aufgehoben, wenn es nicht mehr recht gehen wolle."

Eduard Duboc, bekannt unter dem schriftstellerischen Namen Robert Waldmüller und als Verfasser einiger origineller und sinniger Dichtungen, hat Alfred Tennyson's Dichtung „Enoch Arden", eine der fashionabelsten Dichtungen Neuenglands, ins Deutsche übersetzt.

Die „Junius-Briefe" sind in einer Uebersetzung von Arnold Ruge neuerdings dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden.

Von Bernhard von Cotta's „Geologie der Gegenwart" (Leipzig, Weber) erscheint die zweite vermehrte und verbesserte und mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich versehene Auflage.

Der am 3. September in Berlin verstorbene Schriftsteller Heinrich Smidt hat sich durch eine Specialität hervorgethan, die in jüngster Zeit gewiß wieder lebhafter die Aufmerksamkeit auf sich ziehen dürfte: durch den See- und Marineroman. Er hat nicht blos holländische Seehelden wie den Admiral de Ruyter zu Helden seiner Romane gemacht; er hat auch die einzige Episode deutscher Kriegsmarine und staatlicher Colonisation, die brandenburger Ansiedelung in Afrika unter Kurfürst Friedrich Wilhelm, zum Thema eines umfassenden Romans gemacht. Da die deutsche Flotte, auf der jetzt die norddeutsche Landesflagge aufgehißt ist, gewiß nicht zum zweiten male unter den Hammer kommen wird, so soll man das Andenken derjenigen in Ehren halten, welche, sei es auch im Gewande der Dichtkunst, die Spuren der deutschen Marine in der Vergangenheit aufsuchten und den Glauben an ihre Zukunft wach hielten.

*) Wir verweisen auf das eingehende Charakterbild Julius Mosen's, das 1. Bl. in Nr. 19 f. 1864 nach dem Erscheinen der Gesammtausgabe seiner Werke brachten.

Bibliographie.

Castendyck, W., Pocherze. Ein Hauswerk kleiner Gedichte. Braunschweig, Krampe. 16. 22½ Ngr.

Cornelius, C. A., Churfürst Moritz gegenüber der Fürstenverschwörung in den Jahren 1550—51. München, Franz. Gr. 4. 28 Ngr.

Dalton, H., Der ewige Jude und der ewige Johannes. Vortrag. St. Petersburg, Röttger. 16. 5 Ngr.

Dove, H. W., Ueber Eiszeit, Föhn und Scirocco. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Feldzug von 1866 in Deutschland. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 1stes Heft. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 24 Ngr.

Füller, J. L., Das Alte Testament dem Zweifel und dem Anstoß gegenüber. Gekrönte Preisschrift. Basel, Bahnmaier. 8. 8 Ngr.

Gaboreau, E., L'Affaire Lerouge oder Gefahren des Irrthums. Roman. Aus dem Französischen. 3 Bde. Wien, Lafl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Friedrich von Gentz. — Briefe von Friedrich von Gentz an Pilat. Ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. Herausgegeben von R. Mendelssohn-Bartholdy. 1ster Bd. Leipzig, Vogel. 1868. Gr. 8. 2 Thlr 15 Ngr.

Gerlach, F. D., Leben und Dichtung des Horaz. Ein Vortrag. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 9 Ngr.

Hansen, T., Johann Rist. Zur Erinnerung an seinen 200jährigen Todestag den 31. August 1867, und zur Begrüßung der Mitglieder des 14ten evangelischen Kirchentags in Kiel 3. bis 6. September 1867. Kiel, Schwers. Gr. 8. 5 Ngr.

Harder, Pauline v., Suum cuique. Gedichte. Wiesbaden, Schellenberg. 8. 20 Ngr.

Hassner, C., Junker Flickschuster. Wiener Roman in 3 Bdn. Wien, Lafl. 1866. Br. 8. 20 Ngr.

— — Nonne und Maitresse. Roman aus dem Wiener Leben. 3 Bde. Wien, Lafl. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Helene, Aus Herz und Leben. Gedichte. Berlin, v. Decker. Br. 8. 18 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben (A. H.), Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen. 1ster bis 3ter Bd. Hannover, Rümpler. 1868. Gr. 8. 5 Thlr. 7½ Ngr.

„Im Felde." Erinnerungen eines einjährigen Freiwilligen vom Füsilier-Bataillon des Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiments aus dem Feldzuge in Böhmen und Mähren. Berlin, Stille u. van Muyden. 8. 12½ Ngr.

Kurz, Marie, Märchen. Stuttgart, Schober. Gr. 8. 18 Ngr.

Liegel, T. A., Kaiser Maximilian I. von Mexiko. Erinnerungen aus dem Leben eines unglücklichen Fürsten. Hamburg, W. Oncken. 1868. 8. 15 Ngr.

Meckelburg, F. A., Die Königsberger Chroniken aus der Zeit des Herzogs Albrecht nach den Handschriften zum erstenmal herausgegeben mit einer litterär-historischen Einleitung. Königsberg, Koch. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyer, C. H., Johann Martin Lappenberg. Eine biographische Schilderung. Hamburg, Mauke Söhne. Gr. 8. 1 Thlr.

Rothenfels, E. v. (Frau v. Ingersleben), Haideblume. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1868. 8. 4 Thlr.

Schmidt, G. L., Justus Menius, der Reformator Thüringens. Nach archivalischen und andern gleichzeitigen Quellen. 1ster Bd. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schröder, W., Swinegel's Lebensloop und Ennе in'n Staate Mississippi. Eene putzige plattdütsche Historie in 13 Kapitteln mit Bildern. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 4. 15 Ngr.

Schulz, K. A., Maria Kaunitz-(Zirksena-)Rittberg. (1683 bis 1765.) Ein frei skizzirtes Lebens- und Charakterbild. Anclam, Dietze. Gr. 8. 1 Thlr.

Siegwart-Müller, C., Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der schweizerischen Eidgenossenschaft und mein Antheil daran. 3 Bde. Zürich, Woerl. 1868. Gr. 8. 8 Thlr. 15 Ngr.

Tennyson, A., Enoch Arden. Aus dem Englischen von R. Schellwien. Quedlinburg, Huch. 16. 15 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. Marburg, Koch. Gr. 8. 1 Thlr.

Wehl, F., Vom Herzen zum Herzen. Gedichte. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 25 Ngr.

Wendt, P., Château Lafite. Roman. 2 Bde. Leipzig, Granow. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wentzel, H., Goethe in Schlesien 1790. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur. Oppeln, Clar. Gr. 8. 15 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Perlen aus dem Sande. Erzählungen. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 1 Thlr.

Winterlin, A., Die Bürgermeisterin von Schorndorf, Lustspiel. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 15 Ngr.

Zeit- und Lebensbilder. Neue Sammlung interessanter Novellen und Erzählungen. 3ter Bd.: Die vornehmen Sünder. Charakteristisches Sittengemälde von W. Bernhardi. Berlin, Conrad. Gr. 16. 15 Ngr.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Commentar

zum Oesterreichischen

Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche

mit vorzüglicher Berücksichtigung des gemeinen deutschen Privatrechts.

Von Dr. **Ludwig Ritter von Kirchstetter.**

Gr. 8. (43 Bogen.) Geh. 3 Thlr. Gebunden in Halbfranz 3 Thlr. 15 Ngr.

In diesem für die Theorie wie für die Praxis der Jurisprudenz gleich bedeutenden Werke liefert der Verfasser eine gedrängte compendiarische Bearbeitung desselben Rechtsstoffs, welcher von Unger in seinem „System des allgemeinen österreichischen Privatrechts" umfassend und streng wissenschaftlich behandelt worden ist. Unmittelbar an die betreffenden Paragraphen des Gesetzbuchs anknüpfend und auch die übrigen deutschen Particularrechte, darunter vorzugsweise das preußische Landrecht herbeiziehend, steht das Werk ganz auf praktischem Boden und empfiehlt sich sowol dem Beamten wie dem Studirenden innerhalb wie außerhalb Oesterreichs.

Im Verlag von H. Jaenicke in Dresden erschien:

H. Martin's Novellen, Band I—IV.

Band I.

Das Gelöbniß.

Novelle

aus dem Volksleben.

15 Bog. Eleg. geh. 1 Thlr.

Band II.

Der Flüchtling.

Novelle

aus den Adelskreisen.

20 Bog. Eleg. geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Band III.

Die Sühne.

Novelle.

22 Bog. Eleg. geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Band IV.

Der Blinde.

Novelle.

22 Bog. Eleg. geh. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dramen

von

Andreas May.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt des 1. Theils. Cinqmars. Drama in 5 Aufzügen. — Die Jünger der Freiheit. Drama in 5 Aufzügen. — Zenobia, die letzte Heidin. Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Inhalt des 2. Theils. Der Courier in die Pfalz. Lustspiel in 5 Aufzügen. — Wittenborg. Drama in 5 Aufzügen. — Die Amnestie. Schauspiel in 5 Aufzügen.

Die hier veröffentlichten Dramen sind fast sämmtlich bereits an deutschen Bühnen mit Erfolg zur Darstellung gelangt. Vorliegende vom Verfasser veranstaltete Sammlung derselben wird daher Theatervorständen willkommen sein, nicht minder aber bei allen Freunden dramatischer Literatur entgegenkommende Aufnahme finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Politische Skizzen

über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. (1815 — 1867.)

Nebst den Depeschen des Grafen Ernst Friedrich Herbert zu Münster über den Wiener Congreß.

Von **Georg Herbert Graf zu Münster.**

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Sohn des im Jahre 1839 verstorbenen hannoverischen Diplomaten Grafen zu Münster, bekanntlich eines der thätigsten und einflußreichsten Bevollmächtigten am Wiener Congreß, übergibt hiermit die vertraulichen Originaldepeschen seines Vaters der Oeffentlichkeit. Dieselben enthalten viele für die Geschichte des Congresses wichtige Enthüllungen über Personen und Zustände. Vom Herausgeber selbst sind interessante Betrachtungen über die gegenwärtige politische Lage Europas, besonders Rußlands und Deutschlands, vorausgeschickt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

UN PORTRAIT RUSSE

L'ŒUVRE ET «LE LIVRE D'UNE FEMME»

DE

MME BAGRÉEFF-SPÉRANSKI

PAR

VICTOR DURET.

In-8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die erste Abtheilung dieses Werks bietet ein biographisch-literarisches Porträt der bekannten, 1857 zu Wien verstorbenen Orientreisenden und Schriftstellerin Bagréeff-Spéranski, in welches die interessantesten Bilder aus dem socialen und politischen Leben Russlands, Polens, Ungarns und des Orients verflochten sind. Die zweite Abtheilung enthält eine bisher ungedruckte, nachgelassene Schrift der geistreichen Dame: „Le livre d'une femme", bestehend aus Reflexionen, Aphorismen, Aperçus u. s. w., den Frauen gewidmet von einer Frau.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Philosophische Paradoxa.

Von **Heinrich Ritter.**

8. Geh. 2 Thlr.

Unter obigem Titel veröffentlicht der berühmte gelehrte Philosoph eine Reihe von Aufsätzen, welche untereinander in enger Verbindung stehen, indem sie alle von der Erkennbarkeit der Welt handeln und die besondern Bedingungen, unter welchen dieselbe steht, hervorheben. Das Buch ist als eine nothwendige Ergänzung zu den frühern Werken des Verfassers anzusehen, wird aber auch dem für ernstere Lektüre empfänglichen größern Publikum Interesse gewähren.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 31. October 1867.

nhalt: Hegel und die Seinen. Von Rudolf Gottschall. — Zur Länder- und Völkerkunde. — Unterhaltungsliteratur. Von Rudolf onnenburg. — Der selbständige Werth des Wissens. Von David Asher. — Aus dem Leben berühmter Tonkünstler. — Feuilleton. (Ein Theaterdirector als Theaterkritiker; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Hegel und die Seinen.

us früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Vierter Band. Berlin, F. Duncker. 1867. 8. 2 Thlr. 20 Ngr. *)

Wie haben sich doch die Zeiten verwandelt! Vielen, lche diesen Band und die in demselben enthaltene Entckelung der Hegel'schen Philosophie lesen werden, wird s alles so abgethan, so veraltet vorkommen, und Arnold uge, dieser Führer der philosophischen Stürmer und ränger, der einstmals die äußerste Linke des Zeitgeistes trat, jetzt als ein weit hinter der Zeit zurückgebliebener arodeur! Wie kann man sich heutigentags noch mit gel beschäftigen, mit dieser absurden, längst überwunnen Metaphysik, rufen die Materialisten, mit diesem ßen Charlatan, rufen die Schopenhauerianer. Professor ym aber, der Hegel längst todtgeschlagen hat, wundert über das neu auftauchende Gespenst und mit ihm ganze „realistische" und altkluge Philosophie der jüngZeit, welche die geistigen Anstrengungen der großen tschen Denker höchstens als überflüssige Turnübungen achtet, als Luftsprünge und Tanzübungen auf dem ffgespannten Seile der „bodenlosen" Metaphysik, wähsie selbst ihre Muskeln in dem Stahlbad der politi Praxis und der Naturwissenschaften stärkt.

In der That, ein Denker mit so „langen Fortschrittsn", wie Arnold Ruge, der gewohnt ist, an der Tête narschiren, in und mit der Zeit zu leben, mit Keulschlägen aus dem Wege zu räumen, was ihrem Vorch hinderlich ist, muß sich schmerzlich berührt fühlen, er auf einmal zum alten Eisen geworfen wird mit m radicalen Schlachtschwert und seiner philosophischen lhaube. Und diese Erfahrung wird ihm nicht erspart n! Man wird ihn für einen Pedanten und Doctrinär en, da er es unternimmt, tauben Ohren in heutiger die Hegel'sche Philosophie zu predigen; ja da er , in einzelnen Abschnitten der „Phänomenologie" so le Meisterwerke zu finden, daß sie sicherlich auf Jahrrte hinaus eine Fundgrube der Weisheit bleiben und denkende Geister befreien werden!

Das kann nur ein Hegel-Schwärmer sagen, und ein Hegel-Schwärmer ist in heutiger Zeit ein so seltenes Insekt, daß er als Rarität in dem philosophischen Schmetterlingskasten an die Nadel gespießt zu werden verdient.

Freilich ist Ruge kein kritikloser Bewunderer Hegel's! Die Kritik Hegel's war schon die Aufgabe der „Halleschen" und „Deutschen Jahrbücher", doch diese Kritik war wesentlich eine Fortentwickelung der Hegel'schen Principien; Hegel wurde durch Hegel kritisirt, die Halbheiten und Zugeständnisse und schiefen Anwendungen, welche der große Philosoph sich namentlich in seiner berliner Epoche zu Schulden kommen ließ, wurden aufgelöst durch die befreiende Macht seines Grundprincips, der fortschreitenden Entwickelung! Dagegen ist die jetzt im Schwang stehende Kritik eine Kritik der Nasenstüber, welche die auf dem Riesen herumkriechenden Liliputer ihm ertheilen.

Der Junghegelianismus ist so weit davon entfernt, ein überwundener Standpunkt zu sein, daß der deutsche Geist ihm nach wie vor seine befreienden Thaten verdankt und daß alle Materialisten und Realisten noch immer von ihm lernen können.

Ruge ist in seiner Autobiographie, in der Geschichte seines Lebens, jetzt bei der Epoche angekommen, in welche die Begründung der „Halleschen Jahrbücher" fällt. Durch diese „Jahrbücher" erhielt der Junghegelianismus erst seinen Mittelpunkt; er wurde als Richtung, wenn man will als System durch dieselben geschaffen. Das Einzelgefecht verwandelte sich in einen organisirten Massenkampf. Das Verdienst dieser journalistischen Organisation bleibt Ruge gesichert; er gruppirte die Kräfte:

> Und was man nicht gruppiren kann,
> Das sieht man als ein Neutrum an.

Das ist einer der verhängnißvollsten Grundsätze der deutschen Literaturgeschichtschreibung. Ohne Ruge gab es wol einen Strauß und Feuerbach, aber keine Junghegelianer, keine „fixirte", literarhistorisch nachweisbare Richtung der Philosophie und der Literatur.

Die „Jahrbücher" waren nicht nur der Mittelpunkt der junghegelschen Philosophie; sie waren auch der Mittelpunkt von Ruge's geistiger Wirksamkeit. Es ist daher

*) Vgl. die Besprechung der frühern Bände in Nr. 18 f. 1863 u. Nr. 16 d. Bl. D. Red.

begreiflich, daß hier der Autobiograph einen größern Anlauf nimmt, um dieſe Wirkſamkeit auch nach ihren Vorausſetzungen zu charakteriſiren. Ruge erkennt nur die griechiſche und deutſche Philoſophie an. „Wer die griechiſche und deutſche Philoſophie nicht verſteht, der verſteht unſere Zeit nicht.“ Er verſucht nun, dieſe Philoſophie möglichſt genießbar zu machen. Das iſt die Hauptaufgabe des vorliegenden Bandes. Er meint, „die Dinge werden vielen vielleicht ſauer ankommen, dann aber, wenn ſie dieſelben verdaut haben, ihnen beſſeres Blut in die Adern gießen“.

Dabei verſprech' ich indeß den Unverbeſſerlichen, wir werden nicht in dieſem Heiligthum der geiſtigen Entwickelung bleiben, ſondern überall, in Halle, in Berlin und in Dresden wieder unter die armen gedankenloſen Sterblichen, Miniſter, Profeſſoren und andere Philiſter herabgeſtürzt werden und an ihren Purzelbäumen ein ſokratiſches Vergnügen haben, das uns um ſo wirkſamer befriedigen wird, je beſſer wir die Götter unſers Tempels, denen wir ſie opfern wollen, zu würdigen wiſſen.

Aus ſeiner Bewunderung der Hegel'ſchen Philoſophie macht Ruge von Haus aus kein Hehl:

Was iſt nun dieſe verkannte, ſo vielen unbekannte und dennoch alles beherrſchende Philoſophie? Sie iſt die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes im Denken ſelbſt, ſie iſt die Ausbildung des Denkens in der Geſchichte, ſie iſt alſo die ſich entwickelnde Geſchichte ſelbſt, aber im Kopfe, im Elemente des Gedankens. Ihr Inhalt ſind die Wiſſenſchaften, und ihre Form iſt das Syſtem der Wiſſenſchaften; aber der Inhalt iſt nicht todter Stoff, ſondern lebendiges Denken, und die Syſtematiſirung iſt kein äußerliches Fachweſen, ſondern die Hindurchführung, d. h. Entwickelung der Ideen (oder des lebendigen Denkens) durch alle ihre Geſtalten.

Und weiterhin ſagt er:

Es ſind nicht nagelneue Erfindungen eines einſamen Sonderlings, ſondern es ſind die mit ſtaunenswerther Gelehrſamkeit verarbeiteten, entwickelten und an ihren richtigen Platz geſtellten Gedanken aller wirklichen Philoſophen; und es iſt hiermit eine Kritik der reinen Vernunft gegeben, der nur Plato und Ariſtoteles etwas Aehnliches, kein anderer Denker ein gleiches Werk entgegenzuſetzen hat. Es iſt nie etwas ſo Großes geleiſtet worden. Schon die wahre Form der Entwickelung zu finden, war viel; wie viel mehr iſt ihre Durchführung durch den ganzen Stoff, den Natur und Geſchichte in unbewältigter Geſtalt darboten?

Die ſkizzirte Geſchichte der griechiſchen Philoſophie, welche Ruge mittheilt, hat große Vorzüge. Er verſteht es, das Weſentliche hervorzuheben, und markirt namentlich alle Anſatzpunkte, an welche Hegel ſpäter angeknüpft hat. Mit Recht hebt er bei der Darſtellung des Heraklit das vortreffliche Werk Laſſalle's hervor, der auch ein geharniſchter Junghegelianer war, von Kopf zu Fuß. Die Entwickelung der Platoniſchen Ideenwelt, zu deren Charakteriſtik Ruge ſchon 1832 durch ſeine „Platoniſche Aeſthetik“ einen Beitrag geliefert hat, wie die Darſtellung des ariſtoteliſchen Syſtems ſind, bei aller Kürze, weit klarer und durchſichtiger als manche größere umfaſſende Werke über dieſe Philoſophen.

Im ganzen ſtimmt Ruge wol mit der eigenen Darſtellung Hegel's in ſeiner „Geſchichte der Philoſophie“ überein. Deſto ſchärfer weicht er von ihm ab, wo er die Philoſophie des Mittelalters berührt, welche für ihn gar keine Philoſophie iſt, weil ſie die Wahrheit außer ſich, neben ſich, ja über ſich erkennt. Hegel ſelbſt ſei in dieſen Fehler der Scholaſtik gefallen, wenn er die Dogmatik mit ſeinen Kategorien aufpolſtert und den Gott der Juden „das Abſolute“ nennt. Die Form des Denkens ſei damals verloren gegangen, der menſchliche Geiſt unterjocht, Glaube, Vorſtellung, Ueberlieferung und Märchen über die Wiſſenſchaft zum Herrn eingeſetzt, ja die Geſetze oder Dogmen des kirchlichen Staats von einem alle Geiſter regierenden Herrn, dem Papſte, geltend gemacht worden.

Dieſer ungeheuere Rückſchlag koſtet der Welt eine tauſendjährige Unterbrechung ihrer wiſſenſchaftlichen Entwickelung und eine Unterjochung und Einſchüchterung des Denkens, von der es ſich immer nur noch an einzelnen Lichtpunkten und in wenigen Köpfen erholt hat.

Die Befreiung vom Mittelalter und von ſeinem Geiſte findet Ruge nun in folgenden Momenten:

1) Die Wiederaufnahme des Studiums der Alten, ohne Rückſicht auf die Theologie.

2) Die Reformation, die vom Papſt abfiel und an die Stelle der Autorität die freie Forſchung ſetzte, freilich immer mit der Vorausſetzung, daß die Wahrheit in der Bibel gegeben ſei.

3) Die Philoſophie, welche an die Stelle der gläubigen nun wieder die denkende und ſelbſtändige Forſchung nach Wahrheit ſetzte.

Die Geſchichte der neuen Philoſophie bis auf Hegel wird nun in allgemeinen Umriſſen ſkizzirt, von dem Hegel'ſchen Syſtem dagegen eine eingehende Entwickelung gegeben, welche die ganze Architektonik deſſelben nachzeichnet und mit richtigem Takt alles Weſentliche hervorhebt — keineswegs eine leichte Aufgabe bei dem immenſen Gedankeninhalt der Hegel'ſchen Philoſophie. Ruge beginnt mit der „Logik“, dem „reinen Denken, die Idee in der Idee“, geht über zur „Naturphiloſophie“, die Idee als Natur, dann zur „Philoſophie des Geiſtes“ und beſchäftigt ſich dann mit der „Phänomenologie“ und am ausführlichſten mit der „Rechtsphiloſophie“.

So ſehr ein mit Verſtändniß zubereiteter Extract aus Hegel wünſchenswerth erſcheint, da ſelbſt viele der Connaiſſeurs den Philoſophen gar nicht oder nur höchſt oberflächlich aus einigen Phraſen kennen, mit denen der Witzverſtand hauſiren geht, oder aus einigen Werken, die uns ein einſeitiges und unvollkommenes Bild von ihm geben, ſo war es doch durchaus nicht Ruge's Abſicht, einen Hegel für die Weſtentaſche zu liefern, oder durch populäre Auftrennung und Zerfaſerung ſeines Gedankengewebes für den Aufputz der mit Geiſt kokettirenden Toilettentiſche der Literaturbureaux zu ſorgen. Er hat im Gegentheil ſeine Darſtellung des Hegel'ſchen Syſtems kritiſch beleuchtet und damit zugleich alle Punkte bezeichnet, an welche die Fortbildung deſſelben in den „Halleſchen Jahrbüchern“ und in der junghegelſchen Philoſophie anknüpfen konnte.

Den Entwickelungen der „Logik“ gegenüber ſchweigt die Kritik allerdings gänzlich, um die Selbſtbewegung des reinen Gedanken nicht zu ſtören. Auch der „Naturphiloſophie“ gegenüber verhält ſie ſich neutral, obwol hier an vielen Stellen eine Gloſſirung ſchon durch den Fortſchritt der Naturwiſſenſchaften nöthig gemacht wird. Glänzend iſt die Geringſchätzung der Hegel'ſchen „Naturphiloſophie“

wie sie selbst von manchen Freunden des Systems ausgesprochen wird, eine unberechtigte. Die geistigen Imponderabilien, welche in der Natur latent sind, werden durch die Wage der Materialisten weder entdeckt, noch gewogen werden.

Erst bei der „Phänomenologie" setzt Ruge die Hebel einer fortbewegenden Kritik ein, die sich allerdings von der alklug auflösenden eines Haym und Julian Schmidt wesentlich unterscheidet. Ohne Frage schwebt diese „Phänomenologie" als eine zeitlose Entwickelung der Gestalten des Bewußtseins gewissermaßen in den Wolken über der Geschichte, aus der sie ganz anachronistisch einzelnes aus alter und neuer Zeit aufgreift. Es beruht dies allerdings auf einem ὕστερον πρότερον. Jene Gestaltungen des geschichtlichen Geistes waren das erste. Indem der Philosoph sie construirte und verallgemeinerte, gewann er erst den festen Halt für die Stufen des Bewußtseins, das seine Schattenwelt dann wieder mit dem Lebensblut derselben geschichtlichen Gestalten erfüllte, an denen er schon von vornherein das Maß für die speculative Einkleidung genommen hatte. Deshalb braucht man noch immer nicht zu behaupten, daß in diesem Werk die Geschichte die Metaphysik, und die Metaphysik die Geschichte verwirre. Ruge nennt die „Phänomenologie" das Mausoleum des vergangenen und die Geburtsstätte eines neuen Geistes. Doch gibt Ruge zu, daß die tiefsinnigen Entwickelungen Hegel's die Gestalten der Geschichte ebenso oft in einer Trübung, wie in einer Verklärung fassen. Er wendet sich namentlich gegen die Behauptung Hegel's, die Aufklärung sei eine bewußte Lüge, wenn sie von Pfaffenbetrug und Volkstäuschung spreche, auch leihe er dem Glauben eine speculative Tiefe, die er nicht hat:

Die Blicklinge vor dem Aberglauben und das scharfe Anlassen der Aufklärung wegen ihrer verständigen Beschränktheit sind daher auch die Stichworte der reactionären Schule geworden; und obgleich Hegel dem todten Glauben durch alle Deutung nicht wieder zum Leben verhelfen konnte, so ist es ihm doch ohne allen Zweifel darum zu thun gewesen: er sagt es hundertmal gerade heraus; ebenso wie er in der Politik für veraltete Formen auftritt und dem Volksgeist oder dem politischen Geist, der sich entwickelt und in der politischen Gemeinde offenbart, nicht einmal die Würde des Geistes zugesteht, den die religiöse Gemeinde zum Vorschein bringt. Die Dialektik ist freilich der Speer des alten Helden, der die Wunden heilt, die er schlägt, und wie die Kritik des Glaubens nicht fehlt, so ist allerdings auch die Kritik der Aufklärung nicht verloren gegangen. Beide lösen sich vollständig in die geistige Entwickelung auf; und Hegel, der den Glauben und das politische Heldenthum halten will, hat beiden den Todesstoß versetzt.

Auch den berühmten Abschnitt: „Die absolute Freiheit und der Schrecken", unterwirft Ruge einer scharfen Kritik, indem er meint, Hegel thue der französischen Republik das Unrecht an, als wären alle organischen Unterschiede der Arbeit aufgehoben gewesen, gleichsam als hätte der nur regiert und niemand mehr Brot gebacken und Schuhe gemacht. Wenn Ruge dagegen anführt, der Repräsentant Robespierre habe bei seinem Schuster gewohnt, so ist dies wol ein lapsus calami, da der Wirth Robespierre's bekanntlich der Tischler Duplay war. Ruge nennt Hegel's Maßstab gegenüber der Revolution einen kleinlichen und fährt fort:

Hegel geht alle Einsicht in ein wirkliches Staatsleben und in die freie Bewegung der Gegensätze (der Parteien), d. h. in die Anwendung seines eigenen Princips der dialektischen Entwickelung auf das Volksleben ab. Er verkennt daher alle Formen, in denen sich der Volksgeist frei bethätigt, sowol die englischen als die nordamerikanischen, und polemisirt gegen sie mit der Aufhebung aller politischen Entwickelung durch Feudalismus und Königsgewalt. Weil die Gestalten des Geistes, wie sie in der Geschichte sich langsam gegeneinander aufreiben, in der Dialektik der „Phänomenologie" mit reißender Geschwindigkeit hervortreten und sich wieder auflösen, so thut diese Dialektik der Geschichte die Gewalt an, daß sie von ihrer Trägheit, von der Nothwendigkeit, einfache wahre Schritte der Entwickelung durch vielfache Wiederholung in das Bewußtsein der Volksmassen einzubilden, gänzlich absieht. Wenn die reine Dialektik auf diese Weise eine Tagesfrage der Politik anfaßt, so wirkt sie als Sophistik. Und wenn die „Phänomenologie" die Nothwendigkeit der historischen Gestalten nicht ausdrücklich hervorhebt, so wirkt sie ebenso, besonders wenn diese historischen Gestalten, wie Glaube, Aufklärung, demokratische Selbstregierung immer noch nicht gänzlich aufgehört haben, Tagesfragen oder politische Probleme zu sein.

Am schärfsten ist natürlich Ruge's Opposition gegen die „Rechtsphilosophie", jenes Werk Hegel's, das mit der Vernünftigkeit alles Wirklichen am meisten Ernst gemacht hat und auch diesen vielfach misverstandenen Ausspruch an seiner Stirn trägt. Hier klafft der Riß zwischen Hegel und seinen Jüngern am weitesten. Ruge sucht nachzuweisen, daß Hegel's Staatsformen begriffswidrig und unecht sind. Zunächst polemisirt er gegen des Philosophen Erklärung, daß Verträge nur Grundlagen des Privatrechts, nicht des öffentlichen Rechts sein können, und meint, daß Verträge überall in Wirksamkeit seien, wo es politisches Leben und Freiheit gelte. Gegen Hegel's strafrechtliche Theorie von der Wiedervergeltung versucht er eine auf gleichen Grundlagen ruhende, aber anders ausgeführte dialektische Entwickelung, der zufolge die Strafe wol der Zwang des Zwangs, aber deshalb der sich selbst aufhebende, der zur Freiheit umschlagende Zwang sei — die Besserung. Mit ähnlicher Wendung erklärt er sich gegen die Todesstrafe. Bei dem Hegel'schen „Polizeistaat" spricht Ruge von „faulen altpreußischen Fischen". Er meint, daß Hegel der Begriff des Staatsbürgers fehle, zu dem sich jeder selbst bestimmt, indem er denkend und handelnd in die allgemeine Entwickelung mit eintritt. Sogar die Mitglieder der Parlamente nenne er in der Encyklopädie „Privatpersonen". Die Staatsdiener dagegen seien ihm die eigentlichen Staatspersonen, die alles am besten verstehen:

Das innere Staatsrecht wird bei Hegel leblos. Es fehlt die Anschauung der alles durchdringenden bürgerlichen Gesellschaft, die den Staat durch die Erzeugung des Gemeingeistes und durch den Ausdruck desselben in den Formen ihrer Selbstregierung, der Presse und den Volksversammlungen, lebendig durchdringt.

Dann werden die Widersprüche nachgewiesen, deren Hegel sich in Bezug auf „die fürstliche Gewalt" schuldig macht, indem er zuerst alle Machtvollkommenheiten auf sie häuft und dann dem Könige nichts übriglassen will,

als „den Punkt über das I zu machen“. Gegen das von Hegel vertretene Princip ſtändiſcher Gliederung, die „berüchtigte“ Conſtruction der Majorate und Fideicommiſſe, wendet ſich Ruge mit großer Schärfe und nennt dann abſchließend den Hegel'ſchen Staat ein glücklicherweiſe ungeborenes und auch nicht zur Welt zu bringendes Ungeheuer, zu deſſen Erfindung ſich der Polizeiſtaat, das Gelüſte der Umkehr und die Sophiſtik des größten Meiſters in der Dialektik verbinden müßten.

Hegel's Rechts- und Religionsphiloſophie ſteht nach Ruge's Anſicht im ſchärfſten Widerſpruch mit ihrem eigenen Princip. Dieſen Widerſpruch aufzuzeigen und aufzulöſen, war nun die Aufgabe der „Deutſchen Jahrbücher“.

Die Geſchichte dieſes literariſchen Unternehmens, zu dem ſich Ruge durch eine in unſern „Blättern für literariſche Unterhaltung“ gerührte Lärmtrommel und die ſchonungsloſe Kritik der gelehrten Literaturzeitungen den Weg bahnte, nimmt den Schluß des vorliegenden Werks ein. Hier werden die Leſer, denen es im feinen Aether der Hegel'ſchen Speculation unwohl wurde, wieder feſten Boden unter ihren Füßen gewinnen; hier beginnt wieder der plaudernde Biograph den Faden, den er fallen ließ, aufzunehmen, und er plaudert mit vieler Jovialität und reiht Anekdote an Anekdote. Es handelt ſich um die Zeit der erwachenden politiſchen Oppoſition in Preußen. Ruge war damals Stadtverordneter in Halle und zeigte etwas von dem „Halleſchen Löwentrotz“, den Heine beſingt. Schon damals hatten die Stadtgemeinden die ſpäter ſo oft gerügte Unart, ſich in politiſche Angelegenheiten zu miſchen, und Ruge war der Matador auf dieſem Gebiete. Doch auch aus dem blos communalen Leben theilt er manche pikante Anekdote mit. Die Bedeutung der „Jahrbücher“ charakteriſirt er ſelbſt treffend mit den folgenden Worten:

Die Feſſeln, welche die Philoſophie gebracht hatte, mußte die Philoſophie nun auch wieder löſen. Aus dem geiſtigen Tode mußte ſich geiſtiges Leben erzeugen; denn die Idee iſt die abſolute, ſich ſelbſt befreiende Macht. Dieſe Befreiung haben die Schriftſteller der „Halleſchen“ und „Deutſchen Jahrbücher“ vollzogen. Von Anfang an machten wir die Entwickelung zum Princip; wir wollten hier die Geſchichte mitleben und mit hervorbringen. Ebenſo anregend als fortreißend, wurden die „Jahrbücher“ die bewußte Praxis der hiſtoriſchen Dialektik, eine bis dahin unerhörte Erſcheinung. Es war das auch bis dahin unmöglich geweſen. Erſt mußte die Methode der freien Entwickelung begriffen, eingelebt und zu abſolutem Selbſtvertrauen gelangt ſein, bevor ſie ſich zu dieſer Selbſtbefreiung entlaſſen konnte. Den „Berliner Jahrbüchern“ war die Hegel'ſche Philoſophie, aber nicht als freie Dialektik, ſondern als dieſes Syſtem der Reſtaurationszeit, Princip. Sie wurde dadurch der reactionäre Maßſtab, den man überall anlegte; ſie waren alſo das Organ der Knechtſchaft und weit davon entfernt, freie Entfaltung der Idee zu ſein und die Kritik der alles prüfenden Zeit ſelbſt ans Ruder zu ſtellen. Waren jene die Philoſophie als Reſtauration, ſo waren wir die Philoſophie als Revolution, d. h. unſer Princip war die ewige unerbittliche Selbſtentwickelung der Idee. Der Gedanke tödtet ſich, wenn er ſich an die erſtarrten Formen der Vorzeit wegwirft; der Gedanke regt alle Vorurtheile gegen ſich zum Kampfe auf, wenn er ſich frei verwirklicht.

Auch die Mittheilungen über den Entwickelungsgang der „Jahrbücher“, die von einem anfangs ſpecifiſch preußiſchen Standpunkt zu immer kühnerm Radicalismus fortgingen, die Angabe über die Entſtehung und Tendenz der einzelnen Artikel, wie z. B. des Manifeſtes gegen die Romantik, einer der größten literariſchen Thaten der letzten drei Jahrzehnte, wird man nicht ohne Intereſſe leſen. Iſt doch Ruge der Ueberzeugung von der geiſtig befreienden Miſſion Preußens bis auf den heutigen Tag treu geblieben, wie ſeine begeiſterte Anerkennung der preußiſchen Siege im vorigen Jahre beweiſt, während Herwegh dieſelben Gedanken, denen er in ſeinem Gedicht „An den König von Preußen“ Ausdruck gegeben, jetzt, wo ſie ſich verwirklichen, verleugnet und Spottlieder auf daſſelbe Preußen ſingt, dem er einſt zurief:

Des Weſt und Oſt, das Nord und Süd,
Wir ſind der vielen Worte müd' —

oder:

Schlag' in die Feinde wie der Blitz,
Schon tagt ein neues Auſterlitz,
Mögſt du in ſeiner Sonne ſiegen!

Ruge iſt ein immer noch bedeutendes Ferment in der geiſtigen Entwickelung unſerer Zeit; ſeine friſche joviale Natur ſprüht von Kernſprüchen, die zündend wirken. Er iſt ein Idealiſt de pur sang; aber wer wollte einem ſolchen Idealismus, der ſo jugendkräftig in die Gegenwart eingreift, nachſagen, daß er ſich überlebt habe? Mögen die altklugen Kleinmeiſter des heutigen Tags aus dieſem Bande der Ruge'ſchen Autobiographie lernen, wie man ſcharf und entſchieden gegen Hegel polemiſiren und doch ſein großes philoſophiſches Genie mit Begeiſterung anerkennen kann, während es jetzt zum guten Ton gehört, abzuſprechen über das, was man nicht verſteht, was man zu ſtudiren zu träge iſt. Die Fabel von den ſauren Trauben wiederholt ſich immer wieder: es iſt nichts leichter als zu verdammen, was einem zu hoch hängt.

Rudolf Gottſchall

Zur Länder- und Völkerkunde.

Der Albert Nyanza, das große Becken des Nil und die Erforſchung der Nilquellen von Samuel White Baker. Autoriſirte vollſtändige Ausgabe für Deutſchland. Aus dem Engliſchen von J. E. A. Martin. Nebſt 33 Illuſtrationen in Holzſchnitt, 1 Chromolithographie und 2 Karten. Zwei Bände. Jena, Coſtenoble. 1867. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Speke's Entdeckungsreiſe nach den Nilquellen, die in Nr. 48 d. Bl. f. 1864 beſprochen wurde, fand eine enthuſiaſtiſche Aufnahme, wie kein zweites Werk der Reiſeliteratur. Die Löſung des uralten Räthſels, das Jahrtauſende alle forſchenden Geiſter beſchäftigt, war nun vollbracht. Außerdem gibt das Buch ſo merkwürdige Enthüllungen, Schilderungen von Land und Leuten, die zum Theil ſo märchenhaft klingen, daß man an der Wahrheit zweifeln könnte, wäre Speke's Ehrenhaftigkeit nicht hinreichend bekannt. Die wichtigſte Thatſache ſeiner Reiſe war die Entdeckung der ſeit Jahrtauſenden geſuchten Quelle des heiligen Stroms.

Daß ſich aber bald nach dem Erſcheinen des Werks

die kritiſche Skepſis regen würde, iſt nicht anders zu erwarten. Es wurden Zweifel wach, ob der Victoria Nyanza die wirkliche und einzige Quelle des Weißen Nil ſei, denn Speke habe den Strom nicht von ſeiner Quelle bis nach Aegypten verfolgt u. ſ. w. Manche wollten ihm ſogar den mühevoll errungenen Lorberkranz wieder ganz entreißen. Zum Glück erſcheint nun Baker's Werk, durch welches Speke's Reſultate ergänzt und beſtätigt werden. Die Regionen und Stromſyſteme, welche Speke zu erforſchen verhindert ward, hat Baker bereiſt. Folgen wir ihm auf ſeiner Tour.

Er begann ſeine Expedition im März und ſegelte am 15. April 1861 von Kairo aus den Nil hinauf nach Süden in der Hoffnung, die Nilquellen zu entdecken und der Expedition der Kapitäne Speke und Grant zu begegnen, welche die engliſche Regierung zu demſelben Zweck von Zanzibar abgeſandt hatte. Da die Nilquellen bisher ſo oft vergeblich geſucht worden waren, machte er ſein Vorhaben nicht bekannt, war aber im Innern feſt entſchloſſen, dieſe Aufgabe zu löſen oder bei dem Verſuch unterzugehen. Mit kühnem Muth und felſenfeſtem Vertrauen auf die Führung einer göttlichen Vorſehung, einen Schutzengel in Geſtalt einer jungen Frau an der Seite, trat er ſeine Reiſe an. Seine junge Gemahlin ließ ſich durch die dringendſten Bitten nicht abhalten, ihn durch alle Todesgefahren zu begleiten.

Um arabiſch zu lernen, was durchaus zur Reiſe erforderlich war, entwarf er für das erſte Jahr einen Forſchungsplan, der die Zuflüſſe zum Nil von der abyſſiniſchen Gebirgskette her umfaſſen ſollte. Er bereiſte deshalb die abyſſiniſchen Gebirge und die Syſteme der Flüſſe, welche ſich von da aus in den Nil ergießen. Dieſe weitumfaſſenden Forſchungen will er in einem beſondern Werke veröffentlichen. Ueber Berber verfolgte er den Atbara bis zur Einmündung des Settite- oder Taccazyfluſſes; dann ging er in die abyſſiniſchen Gebirge. Die Flüſſe Atbara, Settite, Salaam, Angrab, Rahad, Dinder und der Blaue Nil ſind die großen Entwäſſerungskanäle Abyſſiniens; ſie haben alle einen gleichförmigen Lauf von Südoſt nach Nordweſt und treffen den Hauptnil durch zwei Mündungen, durch den Blauen Nil bei Khartum, 15° 30′, und durch den Atbara unter 17° 37′ nördl. Br. Der Blaue Nil, welchen Bruce vor 90 Jahren entdeckte, iſt während der trockenen Jahreszeit ſo klein, daß er nicht Waſſer genug für kleine Fahrzeuge hat. Der Atbara, in der Regenzeit Abyſſiniens ein bedeutender Strom, iſt mehrere Monate des Jahres hindurch ganz trocken. Als ihn Baker am 15. Juni 1861 zum erſten mal ſah, war er eine bloße Fläche funkelnden Sandes. Beide Ströme, welche den ganzen Waſſerabfluß Abyſſiniens aufnehmen, ergießen ihre Hochwaſſer in der Mitte des Juli in den Hauptnil; alſo nicht im Juni, wie durch einen Druck- oder Schreibfehler in der Ueberſetzung ſteht. Die Regenzeit beginnt in Abyſſinien zwar ſchon in der Mitte Mai, da aber das Land durch die Sommerhitze verſengt iſt, ſo werden die erſten Regen vom Boden eingeſaugt.

Bei dieſen Forſchungen ſtudirte Baker die arabiſche Sprache theoretiſch und praktiſch, reiſte dann durch das Baſéland wieder an den Nil und gelangte am 11. Juni 1862 nach Khartum, der Hauptſtadt der Sudanprovinzen, welche gegenwärtig etwa 30000 Einwohner enthält. Das türkiſche Regiment ſchildert er mit ſchwarzen Farben; er ſagt:

Vom höchſten bis zum niedrigſten Beamten ſind Unredlichkeit und Betrug die Regel — und jeder raubt im Verhältniß zu der Stufe, die er im Regierungsſach einnimmt —, während die Laſt der Erpreſſung auf die Eingeborenen fällt, hauptſächlich auf die Landwirthe. Die ſchwerſte und ungerechteſte Steuer iſt die auf die zum Landbau unentbehrlichen Waſſerſchöpfräder.

Wahren Abſcheu flößen die Schilderungen der Sklavenjagden ein:

Die Sklavenjäger umringen in der Nacht ruhig ein Dorf, während die Bevölkerung im Schlafe liegt, ſtecken die Grashütten nach allen Richtungen in Brand und ſchütten Musketenſalven durch das lodernde Dachſtroh. Im paniſchen Schrecken ſtürzen die unglücklichen Opfer aus ihren brennenden Wohnungen; die Männer werden niedergeſchoſſen wie Faſane auf einer Treibjagd, während die in Gefahr und Verwirrung beſtürzten Frauen und Kinder geraubt und in Sicherheit gebracht werden. Mit den Viehheerden, die ſich noch in ihrem Pferch befinden, wird man leicht fertig: man treibt ſie als Siegespreis fort. Dann werden die Frauen und Kinder aneinander befeſtigt, die erſtern in einem Inſtrumente verwahrt, das man Schéba nennt, und das aus einer gegabelten Stange beſteht, ſodaß der Hals der Gefangenen in die Gabel paßt, welche durch ein hinten feſtgebundenes Querholz geſchloſſen wird, während man die Handgelenke, auf der Vorderſeite des Leibes vereinigt, an die Stange bindet. Die Kinder werden hierauf an ihren Hälſen mit einem Strick an die Frauen geknüpft und bilden ſo eine lebendige Kette. In dieſer Ordnung läßt man ſie in Geſellſchaft mit den erbeuteten Heerden nach dem Hauptquartier marſchiren.... Die türkiſchen Beamten ſtellten ſich, als ob ſie die Sklaverei misbilligten, und doch war jedes Haus in Khartum voll Sklaven und die ägyptiſchen Offiziere pflegten einen Theil ihres Soldes in Sklaven zu empfangen, genau ſo, wie die auf dem Weißen Nil beſchäftigten Leute von ihren Herren bezahlt wurden.

Nachdem Baker in Khartum 45 Bewaffnete zur Bedeckung und 40 Mann als Matroſen engagirt hatte, wodurch ſeine Reiſegeſellſchaft ſich auf 96 Mann belief, ſegelte er am 18. December 1862 auf dem Nil hinauf bis Gondokoro, der ſchiffbaren Grenze des Fluſſes. Ein in ſeinem Dienſte ſtehender Deutſcher, Johann Schmidt aus Krombach in Baiern, ſtarb auf dieſer Fahrt. Seine letzten Gedanken waren bei einem Weſen, das er liebte, weit in der Ferne, in ſeinem Heimatsdorfe. Nachdem der Todte begraben, ging die Reiſe wieder vorwärts bis zum Sobatfluß, welcher 360 Fuß breit, unter 9° 21′ 14″ nördl. Br. in den Weißen Nil mündet. Dann erreichte er den Bahr el Gazal, deſſen Mündung das Anſehen eines Sees hat. Der ganze Fluß iſt ein Syſtem von Marſchen, ſtagnirendes Waſſer, das von Binſen und Ambatſchgehölz überwachſen iſt. Ueber die ihm begegnenden Nuehr-Eingeborenen ſchreibt Baker:

Sie treiben das Weſen der Wilden ziemlich auf die höchſte Spitze; die Männer gehen ſo nackt, wie ſie auf die Welt kamen; der Leib iſt mit Aſche eingerieben und ihr Haar mit einer Tünche von Aſche und Kuhurin roth gefärbt. Dieſe Kerle ſind die leibhaftigſten Teufel, die ich je ſah; es gibt für ſie keinen andern Ausdruck. Auch die unverheiratheten Frauenzimmer

sind ganz nackt; die verheiratheten haben eine aus Gras gemachte Franse um ihre Lenden.

Die Menschen des Kytschlandes, welche ebenfalls nackt gehen, bezeichnet er als Affen, die sich nur ganz auf das verlassen, was die Natur zu ihrem Lebensunterhalt hervorbringt, also weder säen noch pflanzen und demzufolge oft dem Hungertode nahe sind.

In Gondokoro fand eine Meuterei seiner Leute statt, welche aber durch die kühne Entschlossenheit seiner Frau glücklich beseitigt ward. Das freudigste Ereigniß war nun die Begegnung mit Speke und Grant, die von ihrer Entdeckungsreise in Gondokoro eintrafen. Baker glaubte, daß sie die Entdeckung der Nilquellen vollendet hätten und seine Expedition nun zwecklos sei. Er schreibt:

Als ich ihnen von ganzem Herzen Glück wünschte zu der Ehre, die sie in so herrlicher Weise geerntet hatten, gaben mir Speke und Grant mit charakteristischer Aufrichtigkeit und Großmuth eine Karte von ihrer Reise, aus welcher hervorging, daß sie den Nil, welchen sie vom Victoriasee aus verfolgt, unter 2° 17′ nördl. Br. überschritten hatten.

Hier wendet sich derselbe nach Westen und fließt in einen großen See, welcher Luta N'zige heißt, dessen Erforschung ganz besonders empfohlen wurde. Speke sprach seine Ueberzeugung aus, daß der Luta N'zige eine zweite Quelle des Nil sein müsse und schrieb eine ausführliche Reiseinstruction in Baker's Tagebuch, welche dieser in seinem Werke veröffentlicht. Speke bezeichnet diesen auf seiner Karte als „kleinen Luta N'zige" und „Hinterwasser des Nil". Aus Baker's Forschungen geht aber hervor, daß er viel größer als der Victoriasee und das Hauptreservoir des Nil ist. Hierauf kommen wir später zurück und verfolgen zunächst seine Weiterreise, welche mit abermaligen Meutereien und Desertionen seiner Leute beginnt, abgesehen von zahlreichen andern Mühseligkeiten und Landplagen, durch die Krankheit und Tod unter die Expedition gebracht wird.

Von Gondokoro aus machen zahlreiche Kataraкte und Stromschnellen die Beschiffung des Nil gefahrvoll, zum Theil unmöglich. Baker verließ deshalb den Strom und ging ostwärts durch die schönen Gebirgsländer Ellyria, Latuka, von da aus südlich nach Obbo, Faradjoke, wandte sich dann südwestlich nach Schoa und dann wieder nach Süden zu den Karuma-Wasserfällen, kam also auf Speke's Reiseroute. In Ellyria traf er mit einer türkischen Handelsexpedition zusammen, befürchtete einen Kampf; aber auch hier gelang der Klugheit und Kühnheit der Frau Baker nicht nur eine Aussöhnung, sondern sogar ein Bündniß mit dem Anführer Ibrahim, was die guten Folgen hatte, daß Baker nun vor den Aufständen seiner eigenen Leute gesichert war und einen Verbündeten gegen die Angriffe der wilden Eingeborenen hatte.

Herrliche Landschaften boten sich dem Blicke dar, ein wahres Elysium mit den schönsten Früchten und Jagdthieren! Aber die Menschen stehen noch auf der niedrigsten Stufe. Die Häuser der Latukas sind in der Regel glockenförmig, während andere ungeheuern, gegen 25 Fuß hohen Zuckerhüten gleichen. Die Dächer sind mit Stroh gedeckt und ruhen auf einer kreisförmigen Mauer; das Dach bildet daher eine Haube, die bis auf drithalb Fuß von der Erde herabreicht. Der Eingang ist nur 2 Fuß und 2 Zoll hoch; der Eintritt muß daher auf allen Vieren stattfinden. Das Innere ist dunkel, von Fenstern haben die Baumeister keinen Begriff. Die Leute gehen so wie sie die Natur erschaffen, flechten sich aber aus ihren Kopfhaaren, welche sie mit Garn durchweben, eine feste Haube, gleichsam einen Helm, an dessen Vorderseite ein Stück polirtes Kupfer angebracht wird. Ihre Armbänder haben rund herum lange Messerklingen als Zierde, dienen indeß auch als Kampfeswaffe und zur Züchtigung der Frauen. Diese armen Wesen haben nicht so viel Werth wie eine Kuh. Die Idee einer Gottheit ist dem nicht vorhanden, keine Religion, auch nicht einmal in der rohesten Form der Fetischanbeterei. Baker versucht, einen Häuptling über Gott und Unsterblichkeit zu belehren, dieser erwidert:

Das ursprüngliche Korn steht nicht wieder auf; es verfault wie der todte Mensch; die erzeugte Frucht ist nicht dasselbe Korn, das wir in die Erde legten, sondern das Erzeugniß dieses Korns. So ist es auch mit dem Menschen: ich sterbe und vergehe und höre auf; aber meine Kinder wachsen auf wie die Frucht des Korns.

So lautet die Lebensweisheit Commoro's. Baker gab seine Bekehrungsversuche auf gegenüber einer Naturweisheit, welche mit vielen philosophischen Systemen der Neuzeit eine frappante Aehnlichkeit hat.

In Obbo knüpft er ein Freundschaftsverhältniß mit dem Häuptling Katschiba an, der als großer Magiker dem Volke bei eintretender Dürre Regen schafft, d. h. nachdem sie ihm eine Anzahl Viehheerden und Früchte geopfert haben. Dies ist Katschiba's Steuersystem; bringt das Volk nicht Opfer genug, so schafft er keinen Regen und wenn darob alles verschmachten müßte.

Ein eifriger Anhänger der Darwin'schen Theorie bemerkte, daß Reisende geschwänzte Menschen in Afrika gesehen haben wollten, mithin die Lehre der Abstammung vom Affen gar nicht so absurd sei. Auch Baker erblickte Menschen mit Schwänzen. Die Frauen des Baristammes tragen eine Umgürtung, besetzt mit Perlen oder kleinen Ringen und als Hintergehänge einen aus Lederstreifen oder Garnfäden verfertigten Schwanz. Reisende, welche dergleichen Leute nur in der Ferne gesehen haben, mögen das ja noch von Kant wiederholte Märchen von geschwänzten Menschen ausgesprengt haben.

Vor den Karuma-Wasserfällen gelangte Baker an den aus dem Victoriasee ausfließenden Strom, welcher Victorianil, auch Somersetfluß genannt wird, hier nach Westen umbiegt und dann in den Luta N'zige, jetzt Albert Nyanza fällt, dann einige Stunden nördlich mit größern Wassermassen wieder aus demselben heraustritt und ununterbrochen nordwärts fließt. Die Reise ging jetzt dem Victorianil parallel; nach den Karuma-Fällen bei Atada aufwärts nach Süden bis zum Kamrasidorf 'Mruli am Kafur. Dort wendete sich Baker südwestlich, dann nach Westen, überschritt den Kafur und kam endlich an den gesuchten großen Albert Nyanza.

welcher von Speke Luta N'zige genannt ward. In diesen Gegenden fand er Zuckerrohr, wildwachsenden Kaffee und viele andere herrliche Producte, welche die müßig gehenden Menschen reichlich ernähren. Daß hier zahlreiche Thiergattungen heimisch sind, auch unser Rindvieh, versteht sich von selbst. Die ganze Zone, vom 5° nördl. Br. an bis über die Seeregion hinaus zum 4° südl. Br., ist eine der fruchtbarsten Gegenden der Erde, überreich in der Fauna und Flora, wie schon Speke berichtete.

Endlich erreichte Baker das heißersehnte Ziel! Auf einer Bergesspitze erblickte er den unermeßlich großen See. Er schreibt:

Dort lag gleich einem Quecksilbermeer tief unten die großartige Wasserfläche: im Süden und Südwesten ein grenzenloser Seehorizont und im Westen erheben sich in einer Entfernung von 50—60 Meilen blaue Berge aus dem Busen des Sees zu einer Höhe von etwa 7000 Fuß über seinen Wasserstand.

Die Reise ging nun bergab, am 16. März 1864 erreichte er Vacovia, ein am Ufer des Sees liegendes kleines Fischerdorf, 1° 15′ nördl. Br. und 30° 50′ östl. L. Von hier aus machte er eine mehrtägige Seereise nördlich und erlebte einen heftigen Sturm, der ihn bald in den Wellen begraben hätte, wenn nicht Muth, Geistesgegenwart und sein Glücksstern ihn gerettet. Nach Süden ist der See bis über den 2° südl. Br. wohl bekannt; von da an wendet er sich nach Westen und ist in seiner weitern Ausdehnung unbekannt. Die Ostküsten des Sees werden von Norden nach Süden von den Ländern Tschegi, Unyora, Uganda, Utumbi und Karagwé eingenommen. Nördlich von Malegga, auf der Westküste des Sees, liegt ein kleines Land, Namens M'Caroli; dann Koschi auf der Westseite des Nil, wo er aus dem See tritt; Koschi gegenüber, auf der Ostseite des Nil, liegt das Madiland. Von seinem Ausfluß aus dem See in Koschi ist der Nil eine große Strecke schiffbar; Canots können auf dem Flusse durch das ganze Madiland fahren.

Der See ist eine ungeheuere Einsenkung weit unter das Niveau des Landes, von jähen Klippen umringt und im Westen und Südwesten von großen Bergketten begrenzt, die sich 5—7000 Fuß über den Stand seiner Wasser erheben. Speke's Victoria Nyanza bildet einen Wasserbehälter in bedeutender Höhe, welcher durch den Kitangulé-strom den Abfluß von Westen her aufnimmt. Er hat den M'Fumbiroberg als eine Spitze zwischen andern 10000 Fuß hohen Bergen gesehen, die zwischen dem Victoria- und Albertsee liegen, von denen die Flüsse herabkommen, welche durch ihre Vereinigung den Hauptstrom Kitangulé, den größten Speisekanal des Victoriasees von Westen her, unter 2° südl. Br. bilden. Diese hohe und lange Gebirgskette, welche den Victoriasee im Osten speist, muß daher auch eine Wasserscheide nach Westen und Norden haben, die in den von Baker entdeckten Albertsee fließt. Da der allgemeine Abfluß des Nilbeckens von Süden nach Norden gerichtet ist und der Albertsee sich viel weiter nach Norden erstreckt als der Victoriasee, so nimmt er den Fluß aus dem letztern auf, um ihn weiter nordwärts mit größern Wassermassen wieder ausströmen zu lassen. Baker sagt:

Das ganze Nilsystem, von dem ersten abyssinischen Nebenflusse, dem Atbara, unter 17° 37′ nördl. Br. bis zum Aequator, zeigt einen gleichförmigen Wasserabfluß von Südost nach Nordwest, und jeder Nebenfluß läuft in dieser Richtung zu dem Hauptstrome des Nil. Das wirkliche Becken des Nil liegt etwa zwischen dem 22° und 39° östl. L. und erstreckt sich vom 3° südl. bis zum 18° nördl. Br. Der Wasserabfluß dieses ungeheuern Raums wird von dem ägyptischen Flusse allein in Anspruch genommen. Die Seen Victoria und Albert, die beiden großen Aequatorial-Wasserbehälter, nehmen alle Flüsse auf, die südlich vom Aequator dem Nil zuströmen; der Albertsee ist der große Behälter, in welchem sich außer den Nebenflüssen, die von den Blauen Bergen, nördlich vom Aequator, sich ergießen, das ganze von Süden herkommende Wasser concentrirt. Der Albert Nyanza ist das große Bassin des Nil; der Unterschied zwischen ihm und dem Victoria Nyanza ist der, daß der Victoriasee ein Behälter für die östlichen Nebenflüsse ist, und er wird an der Stelle, wo der Fluß am Ripon-Wasserfall aus ihm heraustritt, ein Ausgangspunkt oder die am höchsten gelegene Quelle desselben; der Albertsee ist ein Behälter, der nicht nur die westlichen und südlichen Nebenflüsse direct von den Blauen Bergen empfängt, sondern er nimmt auch (wie schon bemerkt) das Wasser aus dem Victoriasee und aus dem ganzen Aequatorial-Nilbecken auf. Der von Speke entdeckte Victoriasee sammelt alles auf der östlichen Seite befindliche Wasser und gießt es in das nördliche Ende des Albertsees, während der letztere, seiner Beschaffenheit und Lage nach, das unmittelbare Bett des Nil ist, welches alles Wasser aufnimmt, das zu dem Aequatorial-Nilbecken gehört. Der Victoriasee ist daher die große Quelle; aber aus dem Albertsee tritt der Fluß sogleich als der große Weiße Nil heraus.

Speke hat den von ihm entdeckten Nyanza zu Ehren der Königin Victoriasee und Baker den seinigen zu Ehren ihres Gemahls getauft. Die hohen Verdienste des erstern werden von Baker stets ehrend gewürdigt, wie folgende Stelle beweist:

Meine Forschung bestätigt alles, was von Speke und Grant behauptet wurde. Sie durchforschten das Land von Zanzibar bis zur nördlichen Wasserscheide Afrikas, die etwa unter 3° südl. Br., am südlichen Ende des Victoria Nyanza, anfängt. Darauf entschieden sie, daß der Fluß, der sich am Ripon-Wasserfall aus jenem See ergießt, die höchste Quelle des Nil sei. Sie verfolgten den Fluß eine beträchtliche Strecke weit bis zum Karuma-Wasserfall unter 2° 15′ nördl. Br. und trafen später den Nil unter 3° 32′ nördl. Br. Sie hatten gehört, daß er in den Luta N'zige fließe und daß er wieder aus demselben herauskomme; ihre Nachforschungen waren daher alle richtig und meine Entdeckungen haben sie bestätigt. Ihre Beschreibung des Landes war im allgemeinen vollkommen genau, aber da sie den See, von dem sie als dem Luta N'zige gehört, nicht besucht hatten, so konnten sie unmöglich wissen, daß jener große Wasserbehälter im Stromsystem des Nil eine so ungeheuere Wichtigkeit habe.

Der Regenfall dauert nördlich bis innerhalb 3° nördlich vom Aequator zehn Monate, er beginnt im Februar und hört Ende November auf. Die stärksten Regen fallen von April bis Ende August; während der letzten zwei Monate dieser Jahreszeit haben die Flüsse ihren höchsten Wasserstand. Der Weiße Nil nimmt folgende Nebenflüsse auf: vom östlichen Ufer den Asua, der vom 15. April bis 15. November ein bedeutender Fluß, nach dieser Zeit trocken ist. Vom westlichen Ufer den Yé, einen Fluß

dritter Klasse, vom 15. April bis 15. November voll; den Bahr el Gazal; dieser führt aber nur wenig Wasser zu. Vom östlichen Ufer den Sobat, einen Fluß erster Klasse, vom Juni bis December voll. Der Bahr el Giraffe wird von den Eingeborenen als ein Arm des Weißen Nil bezeichnet; er verläßt im Eliablande den Hauptstrom, vereinigt sich aber unter 9° 25′ nördl. Br. zwischen dem Bahr el Gazal und dem Sobat wieder mit ihm. Der Sobat ist der stärkste Nebenfluß des Weißen Nil und wird außerdem, daß er die Flüsse aus den Berri- und Latukaländern aufnimmt, wahrscheinlich durch viele Nebenflüsse aus dem Gallalande um Kassa herum gespeist; er ist Ende December voll bis zum Uferrand. Nördlich von dem Sobat hat der Weiße Nil keine Nebenflüsse weiter, bis in Khartum der Blaue Nil und unter 17° 37′ nördl. Br. sein letzter Nebenfluß, der Atbara, sich mit ihm vereinigen. Diese zwei großen Ströme, welche, durch die Regen Abyssiniens gespeist, Ende Juli plötzlich Hochwasser bekommen, erhöhen die Wassermasse des Nil bis zu einem Umfange, der die Ueberschwemmungen Unterägyptens veranlaßt und durch die herbeigeschwemmten Erdmassen dessen Fruchtbarkeit bewirkt.

Der Albert Nyanza liegt nach Baker's Messungen 2720 Fuß über dem Meeresspiegel und enthält süßes Wasser. Während der zehntägigen Fahrt auf dem See fand er, daß jeden Tag bis 1 Uhr nachmittags Windstille herrschte, dann erhob sich ein Windstoß aus Südwest, welcher die Mannschaft nöthigte, ans Ufer zu fahren und zu landen. Speke's Höhenangabe des Victoria Nyanza (3740 Fuß) scheint nicht zu niedrig zu sein. Abgesehen davon, daß das angrenzende Land 4—5000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt, so haben ja auch die Ufer des Victorianil an manchen Stellen eine Höhenlage von 4000 Fuß. Was aber die Angabe mancher Schriftsteller betrifft, daß der weit oben im Süden liegende Tanganyikasee, welcher jenseit des 3. südlichen Breitengrades liegt und dessen Lage Speke zu 1850 Fuß über dem Ocean bestimmte, wahrscheinlich einen Strom nordwärts nach dem Nil sende, die eigentliche Nilquelle also weiter südlich im Tanganyikasee zu suchen sei, so ist diese Muthmaßung ganz falsch und widerspricht allen Karten und Berichten über die Höhenverhältnisse jener Region. Speke und andere Reisende haben diese Gegenden besucht und an vielen Stellen die Höhe bestimmt. Daraus geht hervor, daß das ganze Terrain nördlich vom Tanganyikasee 1—2000 Fuß höher liegt, ja daß eine Gebirgskette diesen See vom Victoria- und Albertsee scheidet; nämlich jene Gebirge, welche Speke als Mondgebirge bezeichnete und die im Osten den Victoriasee und im Westen den Albertsee speisen. Diese Gebirgsregion, welche sich natürlich auch nach Süden abdacht, speist auch den südlich liegenden Tanganyikasee, welcher also vom Norden her Ströme empfängt, aber keine nordwärts senden kann, sonst müßten ja seine Gewässer bergauf fließen. Ein Blick auf Speke's und Baker's Karten und ihre Beschreibung der Gebirgsregion beweisen dies mit größter Evidenz.

Nach der zehntägigen Seefahrt kam Baker in Magungo an, wo der aus dem Victoria Nyanza kommende Somersetfluß oder Victorianil in den See fließt. Hier stieg er ans Land und betrachtete von einer Anhöhe den See, die umliegenden Gebirge und den Weißen Nil, wo er aus dem Albert Nyanza austritt und nordwärts fließt.

Die hervorragendsten Gegenstände, welche die westliche Grenze bildeten, waren die Berge auf der malleggaschen Seite, mit dem See im Vordergrunde. Einige Meilen nördlich schien ein Riß in der Bergkette zu sein und der See setzte sich nach Westen fort, aber sehr verschmälert, während die Bergkette an der nördlichen Seite des Risses nach Nordosten fortlief. Gerade nach Nord und Nordost war das Land eine todte Fläche, und soweit das Auge reichte, war eine Strecke hellgrünen Schilfs, die den Lauf des Nil bezeichnete, wie er aus dem See floß. Die Wasserfläche, welche in Magungo etwa 17 Meilen breit war, endete nach Norden in einen langen Streifen oder Schwanz, bis sie sich in dem flachen Thal von grünen Binsen verlor. Dieses Thal mochte vielleicht 4—6 Meilen breit sein und wurde auf seiner westlichen Seite von der Fortsetzung der Bergkette begrenzt, welche die westliche Grenze des Sees gebildet hatte.

Baker wollte auf dem Nil von seinem Austritt aus dem See hinabfahren, aber die Eingeborenen verweigerten ihre Hülfe, weil sie befürchteten, von ihren Feinden getödtet zu werden. Er vernahm von ihnen, daß der Weiße Nil von seinem Austritt aus dem See bis ins Madiland zu Miani's Baum schiffbar sei, also bis zu 3° 34′ nördl. Br., aber zum Mitfahren konnte er sie nicht bewegen. Er stand deshalb davon ab, und weil er es Speke versprochen hatte, untersuchte er den Victorianil von seiner Mündung in den Albertsee bis zum Karuma-Wasserfall; er fuhr also aus dem See heraus auf dem Flusse hinauf ostwärts, machte dann die nicht schiffbare Strecke des Stromes parallel zu Fuß und kam glücklich in Atada an, denn er hatte sich nun von der Wahrheit überzeugt, daß der Victorianil aus dem Victoriasee ausfließt, und sich in den Albertsee ergießt, um weiter nördlich mit einer viel größern Wassermasse wieder aus diesem See auszutreten und in das Land Aegypten zu ziehen. Diesen Lauf hat er zwar nicht befahren, aber er sah ihn in Magungo aus dem Albert Nyanza hinausströmen und durch die Länder Koschi und Madi ziehen, also eine nordöstliche Richtung nehmen. Demzufolge mußte er ihn im Madilande wieder treffen. So geschah es auch, denn er reiste vom Karuma-Fall nordwärts und gelangte bei Apuddo wieder an den Fluß. Baker sagt:

Von unserm Standpunkte in Magungo sahen wir die Länder Koschi und Madi liegen und den Nil aus dem See kommen und durch sie fließen. Wir mußten, wenn wir direct den Karuma über Schoa nach Gondokoro gingen, nothwendig durch diese Länder ziehen, und trafen wir im Madi- und Koschilande den Fluß nicht, so war der Nil, den wir jetzt sahen, nicht der Nil von Gondokoro. Wir wußten jedoch, daß es so war, da Speke und Grant diesen Weg gegangen waren und den Nil in der Nähe von Miani's Baum im Madilande getroffen hatten, während das Koschiland auf seinem westlichen Ufer lag. Da wir uns nun jetzt an der Nilquelle befanden und den Fluß durch das Madi- und Koschiland gehen sahen, so wäre jeder Beweis gegen den Fluß das argumentum ad absurdum gewesen.

Damit wird wol jeder einstimmen, der Speke's und Baker's Forschungen gründlich studirt. Hoffentlich ist nun die Nilquellenfrage endgültig erledigt, Baker's Resultate

laſſen ſich nicht bezweifeln oder durch Muthmaßungen umſtoßen, wie man dergleichen gegen Speke's Forſchungen vorgebracht hat.

Von den Karuma-Waſſerfällen zog Baker nordwärts durch unbewohnte Prairien und Sümpfe, kam ins Madiland und traf den Nil bei Apuddo, reiſte dann zu Lande, aber ſtets dem Nil parallel, bis nach Gondokoro und ſchiffte von hier hinab nach Aegypten, um von da aus in die Heimat zu reiſen. Seine romanhaften Abenteuer und Schilderungen von Land und Leuten, Thieren und Pflanzen möge man im Werke ſelbſt nachleſen, das nicht nur eine belehrende, ſondern auch eine angenehm unterhaltende Lektüre bietet. Die beigegebenen Karten und Abbildungen veranſchaulichen das Geſagte und ſind eine weſentliche Ergänzung des Buchs.

So hat denn abermals ein edler Forſchergeiſt eine entſcheidende That vollbracht. Solche Leiden, Drangſale und Todesgefahren, wie ſie Speke, Grant und Baker auf ihren Forſchungsreiſen erlitten, um die Wiſſenſchaft zu bereichern, verdienen die ehrenvollſte Würdigung.

21.

Unterhaltungsliteratur.

Auf keinem Gebiete der literariſchen Thätigkeit findet man ein ſolch buntes Gemiſch von ganz ſchlecht geſchriebenen, faden und frivolen Machwerken einerſeits, und eleganten, mit Liebe und Verſtändniß durchgearbeiteten Productionen anderſeits, wie auf dem Felde der Romanliteratur. Die unzähligen neuen Erſcheinungen von dem verſchiedenartigſten Werthe fluten einem gleichſam wie ein ſtets ſich erneuernder Wellenſchlag entgegen; und es erſcheint faſt räthſelhaft, daß ſich immer Leſer genug finden für ſolche zum Theil ſo unbedeutende Erzeugniſſe. Vieles zwar wird Makulatur — ein Handelsartikel, den man in frühern Zeiten wenig kannte, der aber jetzt in manchen Städten wie Leipzig und Berlin bedeutende Ziffern aufweiſt —, meiſtens findet indeß jeder Roman ſeine Leſer, denn der Kreis derſelben umfaßt alle Schichten der Geſellſchaft, und die widerſprechendſten Geſchmacksrichtungen und die verſchiedenartigſten Anforderungen wollen befriedigt werden. Der Gelehrte, der Künſtler, der Geſchäftsmann, der Handwerker, ſelbſt ſchon der thatendurſtige Tertianer und der romantiſch geſtimmte Ladenlehrling, alles greift nach Romanen, um ſich zu zerſtreuen und zu unterhalten und um ſich auf Augenblicke in die Welt der Phantaſie zu flüchten. Wenn man dazurechnet, daß die Frauen, von der hochadelichen Dame an bis zur bürgerlichen Putzmacherin herab, ſich vorzugsweiſe auf Lektüre von Romanen beſchränken, ſo wird es einem klar, daß dieſer Zweig der Literatur deshalb ſo ſehr cultivirt wird, weil die Nachfrage in allen Klaſſen der Geſellſchaft eine ſo außerordentlich große iſt.

Die vorliegenden Romane ſind für ſehr verſchiedene Bildungsſtufen berechnet; die erſte Stelle verdient ohne alle Frage:

1. Deutſche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Max Müller. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 24 Ngr.

Der Inhalt iſt kurz angedeutet folgender. Der Sohn eines bürgerlichen Beamten in einer kleinen Reſidenzſtadt wird als Kind zuweilen auf das fürſtliche Schloß mitgenommen und verkehrt hier mit den Kindern des Fürſten. Es entſteht eine treue und liebevolle Freundſchaft zwiſchen ihm und der einen Tochter des Fürſten, der Gräfin Maria. Letztere iſt mit einem tiefen ſeelenvollen Gemüthe ausgeſtattet; leider iſt ihr Körper ſiech und hinfällig, und ihr Leben wird nur durch die aufopfernde Sorgfalt und Pflege des Hausarztes gefriſtet. Als der Geſpiele ihrer Kindheit ausſtudirt hat, kehrt er in ſeine kleine Vaterſtadt zurück; er ſieht die Gräfin Maria wieder, und es entwickelt ſich jetzt zwiſchen ihnen ein inniges Liebesverhältniß, voll von Poeſie und Wonne, doch zugleich auch voll von Wehmuth und herber Trauer, denn die Gräfin ſtirbt nach kurzer Zeit.

Das Buch enthält acht „Erinnerungen" an dieſes Verhältniß; geſammelt und mit einem Vorwort begleitet ſind ſie von dem ebenſo geiſtreichen wie gelehrten Max Müller in Oxford, deſſen Name allein ſchon für den Werth des Buchs bürgt. Und in der That enthält daſſelbe die ſinnigſten, lieblichſten und anregendſten Gedanken und Betrachtungen über Liebe, Glauben und Poeſie, überhaupt über alle Verhältniſſe und Beziehungen, welche den Menſchen tiefer berühren. Die Sprache iſt gewählt und poetiſch, ohne im geringſten geſucht zu ſein. Das Buch verdient mehr als einmal geleſen zu werden. Gern möchten wir einige Stellen daraus mittheilen, wenn der Raum es geſtattete. Möge es einen recht großen Leſerkreis finden!

2. Still und bewegt. Ein Lebensbild von Amalie von Klausberg. Jena, Manke. 1866. 8. 1 Thlr.

Die Hauptzüge der Erzählung ſind folgende. In einer kleinen Stadt lebt ein Arzt, Doctor von Hagen, mit drei Töchtern und einem Sohn; die Mutter iſt todt. Die älteſte Tochter, Dora, hat die Sorge für das Hausweſen übernommen, und ſie erfüllt dieſe Aufgabe mit ſeltener Hingebung und Aufopferung: in allen ihren Anſchauungen und Handlungen läßt ſie ſich durch die beiden Begriffe „Pflicht" und „Nächſtenliebe" leiten. Durch einen Zufall wird ein junger Graf mit der Familie von Hagen bekannt und er faßt eine ſchwärmeriſche Zuneigung zu Dora. Auch dieſe liebt ihn; doch gibt ſie ihm, als er ihr ſeine Liebe geſteht und um ihre Hand wirbt, kein bindendes Verſprechen; ſie fürchtet, der Graf könne ſich über ſich ſelbſt täuſchen und ſich übereilen. Wenn er einige Jahre älter und reifer an Urtheil iſt, will ſie ſeine Hand annehmen. Durch die Verhältniſſe werden Dora und der Graf getrennt. Nach mehrern Jahren erſt kehrt der letztere zurück. Dora liebt ihn immer noch; auch er iſt ihr bis dahin treu geblieben; als er aber Dora's jüngere, jetzt herangewachſene Schweſter Alma erblickt, welche eine Perle von Schönheit iſt, erwacht in

ihm eine stärkere Liebe zu dieser. Dora entdeckt zufällig diese Liebe, welche von Alma erwidert wird, verzichtet großmüthig auf den Grafen und thut alles, was sie vermag, um die Verbindung zwischen diesem und ihrer Schwester zu Stande zu bringen. Diese Wendung der Erzählung erinnert lebhaft an „Kampf des Lebens" („Battle of Life") von Dickens. Zu loben ist an dem Buche, daß es klar, einfach und mit sehr viel Wärme geschrieben ist. Vor den gewöhnlichen Erzeugnissen von Frauenhand zeichnet es sich rühmlich aus. Der Stil ist gewandt, fließend und correct; bei dieser sonstigen Correctheit ist es um so auffallender, daß die Verfasserin in Einer Construction (z. B. man hat es mir nicht fühlen lassen) immer fälschlich den Dativ statt des Accusativs gebraucht. Die Charaktere sind in ihrer Haltung gut durchgeführt; auch erwecken sie bis zu einem gewissen Grade unser Interesse; doch klebt den Hauptcharakteren ein gemeinsamer Mangel an: sie sind zu abstract gehalten und haben keine rechte Individualität; insbesondere Dora ist ein nach allgemeinen Begriffen ideal construirter Charakter, welcher der Wirklichkeit ganz fern steht.

3. Frauenschuld. Roman von August Diezmann. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr.

Die Erzählung gruppirt sich um zwei Familien: die Familie eines reichen Fabrikherrn, und die Familie des Barons Walding; letztere besteht aus dem alten Baron, einem Sohne und zwei Töchtern; die Mutter ist beim Beginn der Erzählung gerade vor einem Jahre gestorben. An dem ersten Jahrestage ihres Todes überreicht der Ortspfarrer dem Baron einen Brief von seiner verstorbenen Frau, den sie kurz vor ihrem Tode geschrieben hat und worin sie gesteht, sie wäre ihrem Manne einmal während eines längern Aufenthalts in Genf untreu geworden, und die jüngste Tochter wäre nicht seine Tochter. Dieser Brief führt die schlimmsten Familienzerwürfnisse und Wirren herbei; zuletzt aber klärt es sich auf, daß die Frau den Brief im Irrsinn geschrieben, und daß ihre angebliche Untreue nur in ihrer Einbildung existirt hat. Sie hat ihren Mann nicht aus Liebe geheirathet; sie hat einen andern geliebt, mit diesem ist sie in Genf später zusammengetroffen, und nachher ist bei ihr — ohne allen Grund — die Vorstellung von ihrer Untreue zur fixen Idee geworden. Dies ist an sich unwahrscheinlich; um so mehr, als der Brief mit einer solchen Einfachheit, Klarheit und Ausführlichkeit geschrieben ist, daß es als ein Widerspruch erscheinen muß, ein solches Schriftstück von solchem Inhalt sei von einer Irrsinnigen auf ihrem Todtenbette verfaßt. Sonst ist alles in dem Roman geschickt angelegt; die Charaktere sind anziehend und lebendig geschildert; der Stil ist sehr correct und fließend. Der Roman gewinnt dadurch an Interesse, daß viele brennende Tagesfragen darin in verständiger Weise berührt werden.

4. Ein Geächteter. Lebensbild von Hermann Breusing. Zweite Abtheilung. Jena, Costenoble. 1867. 8. 3 Thlr.

Ein sonderbares, höchst wunderliches Erzeugniß! Es werden die Erlebnisse eines Assessors in Westfalen [illegible]. So lange er im Amte ist, ist er ein brauchbarer vernünftiger Mensch; er überwirft sich indeß mit seinen Vorgesetzten und nimmt seinen Abschied. Bis dahin hält das Buch einige originelle und anziehende Partien nur eine Liebeständelei des Assessors mit einer Grä ist unwahrscheinlich und in einer äußerst überspannte Weise dargestellt. Zu Anfang des zweiten Bandes liebt der Assessor, welcher bisher mit den Frauen gescherzt hat, sich sehr ernstlich in eine junge Dame, von da an wird die Erzählung so unklar, wirr wüst, daß das Ganze nur noch insofern Interesse als es eine Illustration dazu sein kann, welche phantastischen und verzerrten Gestaltungen die moderne Romanliteratur aufzuweisen hat. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser, dem es an Talent nicht zu fehlen scheint, solche Abwege gerathen ist.

Rudolf Sonnenburg

Der selbständige Werth des Wissens.

Die feierliche Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 31. Mai 1867. Wien. 1867.

Im vorliegenden Berichte über die am genannten Tage stattgehabte Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien befindet sich unter anderm der [illegible] Vicepräsidenten derselben, Hofrath und Professor [illegible] kitansky, gehaltene Vortrag über den „selbständigen Werth des Wissens", der in jeder Hinsicht die allgemeinste Beachtung verdient. Ist es schon an und für sich interessant, wenn ein Mann, der auf einem andern Gebiete so Hervorragendes geleistet und zu den ersten wissenschaftlichen Berühmtheiten Deutschlands gehört, sich mit philosophischen Fragen beschäftigt, so muß das um so erfreulicher sein, wenn es zu einer Zeit geschieht, wo die Philosophie bei der großen Menge wenigstens in entschiedenem Mißcredit steht und, wie wiederholt in d. Bl. geklagt wurde, die deutsche Nation auf den Ruhm zu verzichten scheint, ein „Volk von Denkern" genannt zu werden. Ganz besonders erfrischend aber ist die Thatsache, daß, während die für die Masse zurechtgekochte Kraft- und Stoffweisheit des darmstädter Arztes bereits in neunter Auflage erscheint, es doch auch Fachgenossen dieses Mannes gibt, die einer andern Richtung huldigen und dem Idealismus zu seinem Rechte verhelfen. So versuchte erst vor kurzem der nun dahingeschiedene berühmte Ophthalmologe Ruete in seiner Antrittsrede als Rector der leipziger Universität die „Existenz der Seele" zu beweisen. Kann man sich auch mit seinen Folgerungen nicht durchaus einverstanden erklären, so fühlte man sich doch durch die Wahrnehmung gehoben, daß ein Mann, dessen Geistesthätigkeit der gewöhnlichen Annahme nach ihn zu ganz andern Schlüssen führen müßte, eine so ausgesprochene idealistische Richtung bekundete. Nun betritt auch der große Forscher den Kampfplatz und bricht eine Lanze mit dem Materialismus. Die Waffe, mit welcher er ihn bekämpft, hat er Schopenhauer entlehnt; er handhabt sie aber

solchem Geschick und solcher Meisterschaft, daß der selbständige Denker überall durchblickt und man nur bedauern kann, daß die Ausführung so knapp gehalten ist und er uns zwar prägnante, doch immerhin blos flüchtige Gedankenumrisse bietet.

Der Vortrag zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste verbreitet sich, an die von Cicero mitgetheilte Sage von Pythagoras und seiner Unterredung mit Leon, dem Beherrscher von Phlius, und Röth's Bemerkungen dazu in dessen Geschichte unserer abendländischen Philosophie anknüpfend, über den selbständigen Werth des Wissens und die Befriedigung, die es als eins der höchsten Lebensgüter gewährt, und der Redner macht darauf aufmerksam, daß hier ausschließlich nur das theoretische Wissen gemeint sei". Das Ergebniß dieses Theils der Untersuchung wird am Schluß des ersten Abschnitts in folgenden drei Sätzen zusammengefaßt:

1. Wir schaffen in dem Wissen auf dem Wege unbewußter automatischer, insbesondere aber zweckbewußter anstrengender, an Organe geknüpfter und damit an bestimmte inhärente Normen gebundener Thätigkeit eine materielle und eine geistige Welt.

2. Wir schaffen durch die hierin liegende selbständige Arbeit ein persönliches Eigenthum eigener Art, welchem mit Beziehung auf den specifischen Drang nach Forscherthätigkeit ein selbständiger Werth zukommt.

3. Wir erlangen, indem wir den den edelsten Gebilden unseres Organismus innewohnenden Drang nach Thätigkeit befriedigen, eins der höchsten Lebensgüter — ein Lebensgut, welches sich dem Bewußtsein des Gerechten würdig zur Seite stellt —, ein Lebensgut, zu dessen massenhafter Production und Mittheilung die Menschen sich zu Vereinen zusammenthun, deren Bedeutung jener ethischer Vereine würdig zur Seite steht.

Gestattete es der Raum, so würden wir manche schöne, treffende Stelle aus diesem Abschnitte anführen: eine aber können wir uns nicht versagen, hier mitzutheilen, da sie die in neuerer Zeit vielfach bewegte Frage in höchst treffender Weise beleuchtet. Der Verfasser sagt:

Kein Erzeugniß trägt die Individualität des Producenten so ausgeprägter Weise an sich, keines legt das Innere der Werkstätte, die in ihr waltende Arbeitskraft und Richtung so klar dar als das geistige Eigenthum. Deshalb heftet der Producent gemeinhin mit Besorgniß seinen Namen an die Errungenschaft seines Forschens, spricht dieselbe auch dann noch, wenn sie zum Gemeingut geworden, als sein bleibendes Eigenthum an und verlangt auch von andern diese Anerkennung. Und deshalb ist auch die unbefugte Aneignung desselben der empfindlichste Diebstahl.

Dies sind goldene Worte, die wir dem jetzt versammelten Reichstage des Norddeutschen Bundes zur Beherzigung empfehlen möchten. Sie treffen den Nagel geradezu auf den Kopf und werfen mit einem Schlage alle Gegenstände Carey's über den Haufen.

Der zweite Abschnitt untersucht die Frage: „Von welcher Art ist unser Wissen in Beziehung auf das Wesen der Dinge, oder, was haben wir von den Dingen, die wir erkennen, zu halten?" Hierbei, meint der Verfasser, handle es sich nicht allein um eine gründliche und allseitige Erkenntniß der Dinge, sondern habe man als gleichwichtig zu berücksichtigen, welche Rolle dem Erkennenden zukomme. Und die Antwort fällt zu Gunsten einer idealistischen Anschauung der Dinge aus, wie sie Kant begründet und Schopenhauer zu Ende gedacht hat.

Schon im ersten Abschnitt wird diese Weltanschauung unsers Verfassers angedeutet und Kant's Theorie von der aprioriischen Form der Raumanschauung auf einen physiologischen Vorgang in uns zurückgeführt. „So viel ist unzweifelhaft", heißt es S. 16, „daß das Zwingende, demgemäß wir die vorgestellten Dinge außer das Vorstellende verlegen, in der Organisation liegen müsse, daß das Anschauen der Dinge im Raume eine Function der Organe unsers anschaulichen Erkenntnißvermögens sei, welche uns consequent auch im Traume, in der Hallucination, immer eine äußere Welt vorführt."

Im zweiten Abschnitte nun berichtigt der Verfasser nach genauerer Erwägung Kant's Theorie dahin, daß nicht sowol in der Raumanschauung, als „vielmehr in dem Verlegen der Dinge mit dem sie enthaltenden Raume außer uns eine subjective aprioriische Form unserer Anschauung" liege. Sodann geht er mit Schopenhauer über Kant hinaus, indem er meint, daß Kant selbst sich nicht ganz und gar vom realen, physiologischen Standpunkt, nach welchem die Dinge einmal an und für sich da seien und außerdem erkannt werden sollen, habe losmachen können, während er, hätte er seine Richtung unbeirrt festgehalten und verfolgt, zum Idealismus Schopenhauer's gelangt wäre. Den Unterschied zwischen den beiden genannten Philosophen gibt Rokitansky in folgenden Worten an: „Während Kant von der Voraussetzung ausgeht, daß Objecte gegeben seien, und sodann begründet, daß sie für uns Erscheinungen seien, so concresciren diese zwei Welten, die Welt der gegebenen Dinge oder der Objecte an sich, und die durch die Anschauung hergestellte Erscheinungswelt in der Auffassung Schopenhauer's, zu der einen, umfassenden Welt der Vorstellung." Hiernach „sind die Dinge nicht insofern, als sie angeschaut werden, Erscheinungen, sondern, indem sie überhaupt nur vermöge der Anschauung gegeben sind, durchweg phänomenal, ideal", und hieraus ergibt sich „das von Philosophen und großen Dichtern durchblickte traumartige Sein der Welt".

Wie stellt sich nun unser Verfasser zu Schopenhauer's „Welt als Wille"? Dieser Bezeichnung begegnen wir zwar in der Abhandlung nirgends, wol aber geht er auch hier der Sache nach mit Schopenhauer zusammen. „Der Idealismus", sagt er, „postulirt ein Transscendentes (es wird kurz vorher auch ein Reales genannt), welches, in uns und der uns umgebenden Welt zum anschaulichen Ausdruck gekommen, das innerste Wesen der Dinge ausmacht und jeder anschaulichen Erkenntniß entrückt ist." Außer dem Idealismus, behauptet der Verfasser, könne es nur noch einen Materialismus geben. Der Spiritualismus und Naturalismus werden als bloße Afterformen der letztern erklärt. Es wird dann gezeigt, wie der Materialismus nothwendigerweise auf die Geltung einer Weltanschauung resigniren und sich zum Idealismus gestalten müsse. Und gerade die atomistische Theorie der Materie, welcher der Verfasser das Wort redet, stützt nach seiner Ansicht eine idealistische Weltanschauung; denn sie ist

ſelbſt das Ergebniß ſubjectiver Nothwendigkeit, durchaus bedingt durch ſubjective Formen der anſchaulichen Vorſtellung. Schließlich wirft er nochmals die Frage auf, von welcher Art nach alle dem Vorangegangenen unſer Wiſſen in Bezug auf das Weſen der Dinge ſei, und beantwortet ſie in folgenden Worten:

Wir wiſſen von Erſcheinungen, Erkanntem, Vorgeſtelltem. Daran aber knüpft ſich die Ueberzeugung, daß die Dinge außerdem noch „etwas, was nicht anſchaulich erkannt werden kann", ſeien, und daß dieſes „außer jeder Beziehung zu einem Erkennenden an und für ſich Seiende das Reale ſei. Was dieſes innerſte nicht anſchauliche, jenſeit aller Erfahrung liegende transſcendente Weſen der Dinge ſei, wiſſen wir nicht". . . . Wir können nur aus der weſentlichen Einheit der Materie und ihrer Kräfte, der ſubjectiven Nothwendigkeit einer einheitlichen, mechaniſchen Auffaſſung derſelben ſchließen, daß es ein „Einiges, in jedem Dinge ganz zum Ausdruck gelangendes Weſen ſei".

Wir haben uns erlaubt, die betreffenden Stellen anzuführen, um die vollkommene Uebereinſtimmung des Verfaſſers mit Schopenhauer's Lehre auch von der „Welt als Wille" deſto deutlicher hervorzuheben, und zweifeln nicht, daß die Anhänger dieſes Philoſophen ſich Glück dazu wünſchen werden, einen ſolchen Mann zu den Ihrigen zählen zu dürfen. David Aſher.

Aus dem Leben berühmter Tonkünſtler.

1. Mozart und Haydn in London. Von C. F. Pohl. Erſte Abtheilung: Mozart in London. Zweite Abtheilung: Haydn in London. Wien, Gerold's Sohn. 1867. 8. 4 Thlr.

In beiden Abtheilungen dieſes in ſeiner Art höchſt verdienſtvollen, jedenfalls mit größtem Fleiß in dem reichen Detail zuſammengeſtellten Werks iſt die Darſtellungsweiſe dieſelbe. Grundlage des Gemäldes bildet die genaue Beſchreibung der jeweiligen muſikaliſchen Zuſtände Londons, ſeiner verſchiedenen muſikaliſchen Vereine, der Concert-, Oratorien- und Opernaufführungen, nebſt biographiſchen Skizzen über die bedeutendern mit Mozart und Haydn dort in Berührung gekommenen Künſtler.

Mozart war in den Jahren 1764 und 1765 als achtjähriger Knabe nebſt ſeiner zwölfjährigen Schweſter Marianne in London, wohin der Vater von Paris die Wunderkinder brachte, um mit ihnen möglichſt viel Geld zu verdienen. Der Verfaſſer faßt den Erfolg in folgenden kurzen Worten zuſammen:

Das Jahr 1764 neigte ſich zu Ende. Leopold befand ſich nun bereits acht Monate in der großen Weltſtadt. Dreimal hatten Tochter und Sohn bei Hofe geſpielt; beide hatten ein öffentliches Concert mit glänzendem Erfolg gegeben und Wolfgang überdies noch als Organiſt Staunen erregt. Aber in einer ſo großen Stadt, wo das Intereſſe ſo vielfach in Anſpruch genommen iſt, will auch die Aufmerkſamkeit fortwährend durch neue, ſich ſteigernde künſtliche Mittel gereizt ſein, wenn nicht Theilnahmloſigkeit eintreten ſoll. Leopold mußte dies nur zu bald erfahren. Wir werden ihn im folgenden Jahre immer ängſtlicher die Wunder ſeiner Kinder anpreiſen und alle Mittel verſuchen ſehen, den möglichſten Vortheil aus ſeinem ungewöhnlich langen Aufenthalte zu ziehen. Bei Hofe ſpielten die Kinder nicht mehr; dort hatte man an anderes zu denken. Von Local zu Local ſieht ſich die Familie getrieben; immer beredter werden die Ankündigungen, immer beſcheidener zugleich die Anſprüche, mit denen Leopold das wundergierige Publikum anzulocken ſuchte. Den ganzen Gewinn der erſten Hälfte ſeines Aufenthalts ſieht er, ſchnell gewonnen, noch ſchneller entſchwinden. Die Schwierigkeit, eigene Concerte zu geben und auf einmal größere Einnahmen zu erzielen, ſuchte er auf anderm Wege zu erſetzen, indem er das Publikum einladet, die Kinder in ihrer Wohnung zu hören und ſo doch wenigſtens tropfenweiſe das Verlorene wieder einzubringen. Doch vergebens. Die Neugierde iſt befriedigt, das Intereſſe vorüber. Die faſt abgelaufene Saiſon drängte zum Aufbruch. Noch einmal verſuchte es die Familie, in dem für Kunſt weniger empfänglichen Theile der Stadt, in der City, aufzutreten, wo die Kinder in einem beſcheidenen Locale ſich hören laſſen und es nicht verſchmähen, dort, wo die Kunſt nicht verſtanden wird, ſelbſt zu Kunſtſtückchen ihre Zuflucht zu nehmen. Doch der Kampf iſt von kurzer Dauer, der Erfolg ein zweifelhafter, denn plötzlich verſtummen die Ankündigungen, ohne es auch nur auf ein „letztes Auftreten" ankommen zu laſſen. Die Familie verläßt London.

Mozart's größere Werke eroberten ſich erſt ſpät Eingang in England. Sonderbarerweiſe war ſein letztes Werk, das „Requiem", dasjenige, welches zuerſt dort aufgeführt wurde (1801). Im Jahre 1806 folgte „Titus", „Così fan tutte" und „Die Zauberflöte" 1811 (20 Jahre nach dem Tode des Componiſten!), „Figaro's Hochzeit" 1812, „Don Juan" 1817, „Die Entführung" 1827 (die drei letztern ſehr verſtümmelt).

Unter ganz andern Verhältniſſen betrat Haydn den engliſchen Boden. Ihn, den faſt Sechzigjährigen, begleitete der ſchon weit verbreitete Ruhm ſeiner Compoſitionen, welche eben die Veranlaſſung waren, daß ihn der Violinſpieler Salomon für ſeine Concerte engagirte. Sein zweimaliger Aufenthalt in London (1791 und 1792, dann 1794 und 1795) war für ihn und die Kunſt erfolgreich. Er ſelbſt wurde zu geſteigerter Thatkraft angeſpornt; Ruhm und Auszeichnungen in Fülle waren die Folge. Auch in pecuniärer Beziehung durfte er mit dem Reſultat ſeiner beiden Reiſen zufrieden ſein; ſie trugen ihm im ganzen gegen 24000 Gulden Gewinn ein, ungerechnet die Honorare für ſeine Compoſitionen, ſeine Mitwirkung in Concerten und den Unterricht in Klavier und Compoſition. Haydn war nun im Stande, ſeinen alten Tagen mit ſorgenfreiem Blick entgegenzuſehen. Trotz des vorgerückten Alters ſollte jedoch ſeine Leier noch nicht verſtummen. Im Gegentheil ertönten ihre Saiten gar bald wieder in noch vollern Accorden. Nur wenige Jahre, und England begrüßte das Meiſterwerk („Die Schöpfung") jenes Mannes, deſſen Muſe daſelbſt nach Händel's Heimgang die erſten nachhaltigen Erfolge im Reich der Töne erkämpft hatte.

Für den Forſcher muſikaliſcher Geſchichte dürfte das Werk einen dauernden Werth beanſpruchen.

2. Otto Nicolai. Eine Biographie von Hermann Mendel. Berlin, Mendel. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Otto Nicolai iſt jedenfalls ein intereſſanter Tonſetzer, deſſen überall gegebene komiſche Oper: „Die luſtigen Weiber von Windſor", ſeinen Namen noch lange auf den Brettern erhalten wird. Mit Dank iſt daher vorliegendes, aus authentiſchen Quellen entſtandenes biographiſches Denkmal von den Freunden der Muſik entgegenzunehmen.

Karl Otto Nicolai, geboren zu Königsberg am 9. Juni 1810, war der Sohn eines Muſiklehrers daſelbſt. In

Vater, den sein Beruf den größten Theil des Tags vom Hause entfernt hielt, konnte nur wenig für die Veredlung und moralische Bildnng des Sohnes thun, ja ein unglückseliges Vorurtheil hatte in ihm eine Art Abneigung gegen den armen Knaben entwickelt, die sich in einer oft ungerechten Strenge geltend machte und mit der Zeit von übelm Einflusse auf den Charakter und die geistigen Eigenschaften des Kindes sein mußte, abgesehen davon, daß auch die körperliche Entwickelung unter dieser Behandlung litt. Manifestationen des tief innewohnenden Musiksinns erweckten die Aufmerksamkeit und die Speculationsideen des Vaters, und er begann schon früh, ihm Klavierunterricht zu ertheilen. Dem Charakter des Lehrers gemäß waltete dabei eine unbarmherzige Strenge ob, die sich vermehrte, als trotz der reißenden Fortschritte des Knaben dennoch nicht die Absicht ausführbar schien, ein musikalisches Wunderkind aus ihm zu machen, das auf seinen Reisen Geld und Ruhm zusammenhäufte. Die harte Behandlung des Vaters trieb ihn manchmal tagelang aus dem Hause, und endlich nach einer furchtbaren körperlichen Mishandlung entlief er im Jahre 1826 ohne Legitimationspapiere, ohne Geld, ohne Nahrungsmittel und ohne andere Kleidung, als die er gerade trug, der Heimat gänzlich. Sein gutes Geschick führte ihn dem kunstliebenden Auditeur Adler in Stargard zu, welcher sich seiner annahm und seine Ausbildung in jeder Weise förderte. So ausgerüstet kam Nicolai an einem heitern Octobertage des Jahres 1827 nach Berlin, und damit begann für ihn eine schönere, hoffnungsvollere Zeit. Unter Klein, Berger und Zelter lag er aufs eifrigste seinen Studien ob. Bald trat er auch als Vocalcomponist auf, und namentlich seine Vocalduetten (gleich op. 2, das vielfache Auflagen erlebte) machten entschiedenes Glück. Auch größere Vocal- und Instrumentalsachen kamen von ihm zur öffentlichen Aufführung.

Eine hervorstechende Charaktereigenschaft Nicolai's war Reizbarkeit. Diese entwickelte sich progressiv fortschreitend mit seiner erweiterten Thätigkeit und den Erfolgen, mit denen er bisher auf keine erheblichen Hindernisse gestoßen war, und ist vielleicht als die Mutter aller seiner übrigen Schwächen, besonders des zunächst daraus hervorgegangenen Egoismus und der künstlerischen Eifersucht anzusehen. Ein Beispiel davon liefert die Thatsache, daß er am Tage der Aufführung einer Operette von dem mit ihm gleichstrebenden Taubert (1832) fast besinnungslos hinauslief und, aufgeregt und excentrisch wie er war, im Begriff stand, sich das Leben zu nehmen, sodaß seine Freunde die größte Mühe hatten, ihn einigermaßen bei Besinnung zu halten. Erst als er den Misserfolg des Werks vernommen, fand er nach und nach seine Ruhe wieder.

In Gesellschaft des Ritters Bunsen ging er im December 1833 als Organist an der Gesandtschaftskapelle nach Rom, wo er unter Baini die alte Kirchenmusik studirte. Bald aber verursachten die Erfolge der italienischen Operncomponisten einen gänzlichen Umschwung in seinem musikalischen Sinnen und Trachten. Der schnell gewonnenen Achtung für Bellini, die bald in Nacheiferung und lebenslängliche Verehrung überging, gab er, abgesehen von seiner bald hervortretenden Compositionsmanier, auch einen directen Ausdruck durch einen Bellini's Tod gewidmeten Trauermarsch und durch mehrere Compositionen über Motive dieses Componisten. Er selbst begann eine Reihe italienischer Arietten und Canzonetten zu schreiben, die großen Beifall fanden und ihn ermunterten, den betretenen Weg weiter zu verfolgen. Er sah, wie leicht die italienischen Maëstri Ruhm und Lorbern pflückten, und beschloß, in gleicher Richtung sein Glück zu versuchen.

Das einzige Hemmniß sah er in seinem Amte; dennoch aber gelang es ihm, am 1. April 1837 seinen Abschied zu erwirken, und er richtete seine Schritte auf kurze Zeit nach Wien, wo er Gesangsunterricht zu geben begann und den Titel eines Professors des Gesangs am kaiserlichen Hoftheater erhielt. Trotzdem ihm der Aufenthalt in Wien, wo ihm zudem neben Konradin Kreutzer und Reuling die Kapellmeisterstelle an dem k. k. Hoftheater verliehen ward, sehr behagte, glaubte er doch nicht in dieser Stadt einen ausreichenden Wirkungskreis zu finden, und 1838 sehen wir ihn wieder in Italien. Hier vollendete er im folgenden Jahre ein paar Opern, welche zuerst in Triest zur Aufführung gelangten, aber nur theilweise Beifall errangen und verschollen sind.

Durch diesen Misserfolg nicht zurückgeschreckt, verfaßte er seinen „Templario", welcher in ganz Italien mit Enthusiasmus und über die Grenzen dieses Landes hinaus mit Beifall aufgenommen wurde. Es ist natürlich ein Product der italienischen, namentlich Bellini'schen Moderichtung, zeigt aber zugleich andererseits Vorzüge, die kein Italiener in dem Maße entwickelt, nämlich gründliche Harmonie und gehaltvolle Instrumentation. Der große Erfolg dieser Oper veranlaßte, daß Nicolai mit Aufträgen von seiten der Theaterdirectionen wahrhaft bestürmt wurde. Eine andere Oper, welche er 1840 in Genua zur Aufführung brachte, fand nur getheilten Beifall und verschwand für immer. Noch in demselben Jahre ging er an die Abfassung des „Proscritto", welcher indeß an der Scala in Mailand keinen Erfolg erlangte. Im Jahre 1841 erhielt Nicolai die Stelle als erster Kapellmeister an der k. k. Hofoper in Wien. Durch Gründung der Philharmonischen Gesellschaft, deren erstes Concert im Jahre 1842 stattfand, hat er sich einen unvergeßlichen Namen in der musikalischen Culturgeschichte Wiens erworben. Seinen „Proscritto" unterwarf er in Text und Musik einer Umarbeitung, und so gelangte die Oper unter dem Titel: „Die Heimkehr des Verbannten", zur Aufführung. Schon dem oberflächlichsten Blick auf die Partitur kann das Ringen zwischen deutscher gründlicher Musik und italienischer Compositionsmanier nicht entgehen, und es gibt ganze Nummern, die den Stempel dieses musikalischen Hermaphroditismus an sich tragen. Die Oper, welche im Winter 1843—44 und in den weitern Jahren an 40 Vorstellungen erlebte, ist zwar wie der „Templario" im Druck erschienen, aber von der Bühne gänzlich verschwunden.

Eine freudige Ueberraſchung war dem Componiſten zu Anfang des Jahres 1844 vorbehalten, wo ihm von dem Magiſtrat ſeiner Geburtsſtadt Königsberg die Einladung zuging, als verdienſtvoller Landsmann dem großen Jubelfeſte beizuwohnen, welches die Univerſität zur Verherrlichung ihres dreihundertjährigen Beſtehens zugleich mit der Stadt feiern wollte. Seinen Dank für die ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit und Anerkennung ſeiner Vaterſtadt beſchloß er in einem der Feier entſprechenden Tonwerk auszudrücken, er wählte dazu die Form einer Ouverture über Luther's Choral: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott", für Orcheſter, Orgel und Chorgeſang. Das Werk iſt als op. 32 erſchienen.

In Berlin bot ihm König Friedrich Wilhelm IV. die Stellung eines Dirigenten des Domchors an, durch welchen er mehrere ſeiner Compoſitionen in einem Hofconcerte hatte aufführen laſſen. Aber Nicolai zog es vor, der dramatiſchen Muſe treu zu bleiben. Bei ſeiner Rückkehr nach Wien ging er ſogleich an die Compoſition ſeines Hauptwerks, „Die luſtigen Weiber von Windſor". Indeß legte er 1847 dennoch ſeine Stelle in Wien nieder und ging nach Berlin, wo er die Direction des königlichen Domchors und die Kapellmeiſterſtelle an der königlichen Oper erhielt. Am 9. März 1849 kamen „Die luſtigen Weiber von Windſor" unter großem Beifall zum erſten mal zur Aufführung. Doch ſchon am 11. Mai deſſelben Jahres, im noch nicht vollendeten neununddreißigſten Lebensjahr, entriß ihn ein Schlagfluß der Kunſt, welche noch ſo viel des Schönen von ihm zu erwarten hatte. Nicolai war klein von Perſon und nie verheirathet. Ein Verzeichniß ſeiner gedruckten und ungedruckten Compoſitionen (der Nachlaß befindet ſich im Beſitz des Muſikalienhändlers G. Bock) ſchließt das Buch.

32.

Feuilleton.

Ein Theaterdirector als Theaterkritiker.

Bühnenleitung und Theaterkritik ſind in Deutſchland ſo getrennt, daß es zu den ſeltenſten Ausnahmen gehört, wenn ein Schauſpieldirector nach langjähriger Theaterführung zur Feder greift, um ſich als Kritiker zu bewähren, noch dazu gegenüber der von ihm ſelbſt ſo lange Zeit dirigirten Bühne. Dies Schauſpiel gewährt jetzt Heinrich Laube in den „Dramaturgiſchen Berichten" der „Neuen Freien Preſſe". Kaum hat er ſein Scepter niedergelegt, ſo erhebt er die Fahne der Empörung gegen ſeinen Nachfolger. Und da des Schickſals Mächte nicht blos eiferſüchtig, ſondern oft auch ſchadenfroh und witzig ſind, ſo begibt es ſich, daß gerade das erſte Stück, das in ſeine kritiſchen Fangnetze geräth, ein Stück ſeines Nachfolgers im Amte iſt: das Trauerſpiel „Begum Somru" von Friedrich Halm, das allerdings von ihm ſelbſt ſchon zur Aufführung am Burgtheater angenommen war. Mit einer Beſprechung dieſes Halm'ſchen Dramas eröffnet Laube ſeine „Dramaturgiſchen Berichte" und dieſer Beſprechung ſelbſt ſendet er eine allgemeine Charakteriſtik Friedrich Halm's als Dramatiker voraus, die freilich nicht gerade von einer allzu enthuſiaſtiſchen Auffaſſung und ſchwärmeriſchen Vorliebe für die Dramen Halm's Zeugniß ablegt.

Dem Unbehagen, gleich bei ſeinem erſten kritiſchen Debut auf ein Halm'ſches Trauerſpiel zu ſtoßen, macht Laube mit den folgenden Zeilen Luft: „Ich kann nicht ausdrücken, wie ungern ich dies alles ſchreibe; wie widerwärtig es mir iſt, auf dieſem erſten kritiſchen Gange gerade einem Halm'ſchen Stücke begegnen zu müſſen. Es liegt ſo nahe, daß die Alltäglichkeit eine gereizte Stimmung vorausſetzt bei meinem Tadel. Und doch iſt die obige Klaſſificirung Halm's ſo alt in mir! Wie oft habe ich beklagt, daß ſo viel Talent, wie Halm verliehen worden, nicht an einen tiefern Menſchen gekommen iſt. Welch ein Dichter wäre da entſtanden! Jene Klaſſificirung keimte, als ich in den dreißiger Jahren ſeine «Griſeldis» geſehen, ſie wuchs aus dem Boden nach dem «Sohn der Wildniß», ſie ſchoß in die Höhe nach «Sampiero» und dem «Fechter von Ravenna», und ſtand weitverzweigt da, als mir vor Jahren das nichtige «Wildfeuer»-Spiel vor Augen kam. Als Theaterdirector hatte ich keinen Beruf, meine volle Meinung auszudrücken; als Kritiker habe ich die Pflicht, die Wahrheit ganz auszuſprechen, wie ſie feſtgeprägt in mir liegt, ſei es mir auch in dieſem Augenblicke noch ſo unangenehm. Das Publikum hat das Recht, vom Kritiker vor allen Dingen Wahrhaftigkeit zu fordern."

Laube rechnet nämlich die frühern Stücke Halm's zur Kunſtpoeſie, und ſtimmt in principieller Hinſicht ganz mit dem von uns ſtets vertretenen Standpunkte überein; er verlangt für den Dramatiker Stoffe, die ohne künſtliche Mache unſerm Gedanken- und Empfindungskreiſe nahe zu bringen ſind; er verlangt überhaupt eine Poeſie, die in das Leben der Nation eingreift. In „Begum Somru" hat Halm nach Laube's Anſicht einen mehrlichen Fortſchritt gemacht, indem er einen Stoff wählte, der Actualität beſitzt, der wichtig und lebensvoll iſt. Doch habe er den Schritt auf der neuen Bahn nur halb gethan. Die Liebe der Heldin zu einem nichtswürdigen Patron zeige, daß der Autor noch in der Schlinge der alten Vorliebe für Cognac hänge, in der Abneigung vor breiter, gründlicher Geſtaltung. „Trotzdem", fährt Laube fort, „hielt ich nach der Lektüre «Begum Somru» für eine verdienſtliche Arbeit und für ein haltbares Stück. Die Aufführung hat dieſe günſtige Vermuthung nicht beſtätigt. Verkörpert auf der Scene treten die doch dramatiſche Vorgänge und Perſonen erſt in volles Leben. Es zeigt ſich auf der Scene, daß ein Ehebündniß zwiſchen klingender Romantik und realer Einfachheit nicht ſo leicht zu bewerkſtelligen iſt. Alter romantiſcher Stil und moderner Inhalt widerſprachen ſich unharmoniſch und erzeugten Langeweile. Halm muß dieſen Verſuch eines Ueberganges eben nur als einen Verſuch betrachten, welcher jetzt noch nicht gelungen iſt, der aber bei neuer Arbeit gelingen kann, ſobald der Verfaſſer ſich herzhaft und ganz befreit vom alten Kuhreigen erträumter Scenen. Die Figur und Rede eines Warren Haſtings zeigt ja, daß er es kann." In Bezug auf die Aufführung beklagt ſich der neue Theaterreferent „über den Singſang des Vortrags, den er gründlich ausgerottet zu haben glaubte", und darüber, daß dem Talent des Fräulein Wolter die dramaturgiſche Leitung gefehlt habe.

Eine Kritik in der „Preſſe" rühmt das Halm'ſche Drama mit vieler Wärme als die beſte Production dieſes Autors. Ueberhaupt ſind die Feuilletons der „Neuen Freien Preſſe" und der „Preſſe" jetzt in offenem Kriegszuſtande. Laube beginnt im Feuilleton der erſtern Zeitung eine Geſchichte ſeiner ſiebzehnjährigen Burgtheaterleitung zu entwerfen; alsbald leitet das Feuilleton der zweiten eine ähnliche Charakteriſtik dieſer Theaterepoche mit dem Verſprechen ein, dem Dramaturgen auf dem Fuß zu folgen und ihn in einer Reihe von Artikeln jedesmal da zu corrigiren, wo ihn das geſchichtliche Gedächtniß verläßt. So wird es der Burgtheater an einer von zwei entgegengeſetzten Seiten herabfallenden Beleuchtung nicht fehlen!

Literarische Notizen.

Goethe's Marmorbüste von dem Bildhauer Knaur ist on der Stadt Leipzig der Universität am hundertundzweiten ahrestage der Immatriculation Goethe's als akademischer Bür- er zum Geschenk gemacht worden. Goethe wurde am 19. Oc- ber 1765 vom damaligen Rector Professor Ludwig inscribirt nd zwar als ein Akademiker „bairischer Nation", zu welcher mals Ost- und Westfranken, Baiern, Schwaben, Oesterreich, ber- und Niederpfalz, Oberrhein, Mainz, Hessen, Wetterau, rabant, Lothringen, Elsaß, Schweiz, Tirol, Kärnten, Steier- ark, Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Schott- nd und Irland gehörten. Gewiß ein glänzendes Annexions- egramm für einen bairischen Großmachtspolitiker der Zu- nft! Ueber Goethe's Universitätsleben in Leipzig gibt die ollständigsten Aufschlüsse das von uns bereits besprochene Werk n Woldemar Freiherrn von Biedermann: „Goethe und Leip- g" (2 Thle., Leipzig, Brockhaus, 1865).

Die Deutsche Schiller-Stiftung hat Freiligrath eine rgabe von 500 Thalern zugewendet. Aus dem die Gabe gleitenden Schreiben theilen wir die folgende Stelle mit: „Sehr verehrter Herr! Wir ergreifen mit herzlichem Vergnü- n die Gelegenheit, Ihnen zu dem Resultate der Nationalsamm- ng, insofern es der Uebersicht vorliegt, Glück zu wünschen d die Genugthuung auszusprechen, womit wir in dieser er- nlichen Thatsache zwischen Volk und Dichter ein Band ge- lüpft sehen, welches beiden Theilen zum Ruhme und zur Ehre reicht. Was die allgemeine Deutsche Schiller-Stiftung anbe- fft, so glauben wir, nachdem unerläßlich gewesene Vorfragen e Klarheit und zur Verständigung geführt, nunmehr den Au- blick eingetreten, wo der Tribut derselben eine offene und t Nutzen auszufüllende Stelle findet. Dieser Augenblick eint offenbar derjenige zu sein, in welchem das National- engeschenk, nach dem natürlichen Gesetze der Schwere, wel- s so großen Veranstaltungen anhaftet, seine der Zukunft vor- haltenen Früchte noch nicht der unmittelbarsten Gegenwart lt, während doch eben diese Gegenwart, der laufende Tag d die Stunde, unabweisliche Rechte geltend machen. Mögen e, hochgeschätzter Herr, in dem Anerbieten, welches wir Ih- r im Namen unsers nationalen Instituts stellen, den Zoll anerkennenden Dankes erblicken, den Ihnen das Vaterland ldet! Möge aber auch von nun an das Geschick, das Sie schwer heimgesucht, ein freundliches werden, damit die Na- r aus der Fülle Ihres großen Talents noch mehr der Gaben alte.... (Gez.) Freiherr von Münch."

Von der Auswahl dramatischer Werke von August von bebue ist der sechste Band erschienen, welcher folgende icke enthält: „Das Intermezzo oder: Der Landjunker zum :n male in der Residenz", „Der Taubstumme oder: Der ié de l'Epée", „Der todte Neffe", „Die Uniform des Feld- schalls Wellington".

Die Dramen von Andreas May, einem Autor, der r jüngst mit seiner „Amnestie" beachtenswerthe Bühnenerfolge ugen hat, wurden in zwei Theilen (Leipzig, Brockhaus) gegeben. Der erste Theil enthält die Dramen: „Lingmars", e Jünger der Freiheit" und das Trauerspiel „Zenobia"; zweite Theil das Lustspiel: „Der Courier in die Pfalz", Drama „Wittenborg" und das Schauspiel „Die Amnestie". Otto Girndt gibt „Dramatische Werke" heraus (Ham- g, O. Meißner), von denen das erste das Trauerspiel arlotte Corday" und die Lustspiele „Y" und „Paroli" ält. Interessant ist es bei allen diesen Gesammtausgaben, ehen, wie beliebte Bühnenstücke der Autoren andere unbe- te, von idealerm Gepräge, denen gewiß die stille Liebe der ter gehört, ins Schlepptau nehmen müssen.

Bibliographie.

Limard, G., Der Araucanier. Deutsch von A. Wießner. 2 Bde. ig. Kollmann. 1868. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Album schlesischer Dichter. Herausgegeben vom Verein für Poesie. 6te Folge. Breslau, Mälzer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Anraucher. Harmloses Genrebild in 1 Akt, aus dem Leben eines Pfeifensammlers. Hannover, Lohse. Gr. 8. 15 Ngr.

Auerbach, B., Rede auf Ferdinand Freiligrath. Darmstadt, Zernin. 8. 7½ Ngr.

Aus Hannovers Gegenwart. Eine politische Novelle von ***. Leipzig, Kummer. 1868. Gr. 16. 24 Ngr.

Baumblatt, L., Das Fräulein von Flörsheim auf Landstuhl. Eine Novelle aus der Zeit des Franz von Sickingen. Nebst einer kurzen Geschichte der Burg Landstuhl und der Familie Sickingen. Mannheim. 8. 10 Ngr.

Becker, O., F. Becker's Erlebnisse in Rußland und Sibirien. Wiesbaden, Feller u. Gecks. 8. 7 Ngr.

Benedix, R., Die Mutter. Bilder aus dem Leben. Leipzig, Weber. 16. 20 Ngr.

Blum, K. L., Franz Lefort, Peter's des Großen berühmter Günstling. Heidelberg, K. Groos. Gr. 8. 12 Ngr.

Blumen und Früchte. Ein Familienbuch zur Unterhaltung in Feierstunden. Eine Sammlung von Original-Erzählungen, Novellen, Gedichten ꝛc. 1ste Lief. Löbau, Walde. Hoch 4. 2½ Ngr.

Brook, A., Nanna. Ein Lebensbild. 2 Bde. Berlin, Kortkampf. 1868. 8. 2 Thlr.

Buch's, L. v., gesammelte Schriften. Herausgegeben von J. Ewald, J. Roth und H. Eck. 1ster Bd. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Burckhardt, H., Jagd- und Wald-Lieder. Im Verein mit Wald- und Forstgenossen herausgegeben. 1ste Sammlung. Hannover, Klewe u. Thiele. 1868. 8. 1 Thlr.

Forderungen der Zeit und der Humanität. Ideen und Vorschläge zur Lösung der socialen Frage. Offenes Sendschreiben an den hier tagenden hohen Reichsrath, an den hiesigen löblichen Gemeinderath, sowie an alle Freunde des Fortschrittes. (Von M. Leidesdorf.) Wien, Manz. Lex.-8. 7 Ngr.

Jung, A., Ueber Franz v. Baader's Dogmatik als Reform der Societätswissenschaft und der gesellschaftlichen Zustände. Erlangen, Besold. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Kern, J., Schlesiens Sagen, Legenden und Geschichten. In metrischen Bearbeitungen. Breslau, Kern. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Laboulaye, E., Paris in Amerika. Nach der 11ten Auflage des französischen Originals von René Lefebure. Erlangen, Besold. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Langenberg, C., Adolf Diesterweg. Sein Leben und seine Schriften. Unter Mitwirkung der Familie herausgegeben. 1ster Thl. Diesterweg am Rhein. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 18 Ngr.

Leupolt, J. M., Ein Lebenslauf und sein Ergebniß für die allgemeine Bildung. Erlangen, Deichert. 1868. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Lewald, A., Anna. Schaffhausen, Hurter. 1868. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Löber, R., Das innere Leben. Ein Beitrag zur theologischen Ethik und zur Verständigung mit der mündigen Gemeinde. Gotha, Schloeßmann. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Mettingh, Freih. F. v., Lebens-Skizzen deutscher Tonsetzer. Ein Beitrag zur Geschichte der Oper. Nürnberg, Korn. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Meteler, B., Socialpolitisches Märchen für die Propheten der gothaischen Schule. Münster, Krick. Gr. 8. 5 Ngr.

Oertel, J. R., Paulus in der Apostelgeschichte. Der historische Charakter dieser Schrift an den paulinischen Stücken nachgewiesen. Halle, Schwabe. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Osten-Sacken-Doudangen, T. v. der, Gedichte. Dresden, Burdach. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Paulus, E., Aus meinem Leben. Gedichte. Stuttgart, Neff. 8. 28 Ngr.

Peip, A., Zum Beweis des Glaubens. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der Preußenhaß. Beleuchtet von einem Süddeutschen. Leipzig, O. Wigand. 8. 8 Ngr.

Silberstein, A., Die Katharsis des Aristoteles. Aesthetisch-kritische Untersuchung. Leipzig, Rhode. Gr. 16. 15 Ngr.

Starck, R., Die Stadt Ziftersdorf im Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns und die feindlich preußische Invasion im Jahre 1866. Korneuburg, Kühkopf. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.

Stern, A., Die Kaisertragödie in Mexico. Ein zeitgeschichtlicher Versuch. 1ste Lief. Dresden, Heinsius. Gr. 8. 6 Ngr.

Streben, C., Plänkler auf Versfüßen. Leipzig, O. Wigand. 16. 20 Ngr.

Uschner, L. R. W., Der Hagestolz. Leipzig, Leiner. Gr. 16. 15 Ngr.

Veltheim, H. v., Remy v. Trehour. Eine Erzählung aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Nach dem Französischen frei bearbeitet. Cöln, Bachem. 8. 12 Ngr.

Waldner, Minna, Die Thalmühle. Eine Dorfgeschichte. Frei nach dem Englischen der Verfasserin des Moravian life in the bleak forest. Ins Deutsche übertragen. Einzig rechtmäßige von der Verfasserin autorisirte deutsche Ausgabe. Basel, Bahnmaier. Gr. 16. 10 Ngr.

Weller, E., Der Volksdichter Hans Sachs und seine Dichtungen. Eine Bibliographie. Nürnberg, Sichling. 1868. 8. 20 Ngr.

Widmann, J. V., Orgetorix. (Ein Trauerspiel.) Dem schweizerischen Volke. Frauenfeld, Huber. Gr. 16. 12 Ngr.

Zedlitz-Trützschler, Elisabeth Gräfin, Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Eine Festgabe zur 800jährigen Gründungsfeier der Wartburg. Halle, Schwabe. Gr. 16. 15 Ngr.

Zu Hause. Geschichten und Bilder zur Unterhaltung. 3ter Jahrgang. 1868. 13 Hefte. Stuttgart, E. Hallberger. Hoch 4. à Heft 3 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet

von

Max Müller.

Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese zuerst anonym erschienene Schrift, eine seelenvoll und mit psychologischer Feinheit erzählte Novelle, hat in Deutschland wie namentlich auch in England (wo sie auch übersetzt wurde) so zahlreiche Freunde gefunden, daß der bekannte in England lebende deutsche Gelehrte Prof. Max Müller dadurch veranlaßt ward, sich nunmehr bei der nöthig gewordenen zweiten Auflage auf dem Titel zu nennen. Dieser Umstand wird dem Buche — das sich durch seinen Inhalt wie auch durch sein ansprechendes Gewand besonders zu einer Gabe für die gebildete Frauenwelt empfiehlt — zu den alten gewiß noch viele neue Freunde zuführen.

Karl von Holtei's Theater. 6 Bände.

Soeben ist vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theater

von

Karl von Holtei.

Ausgabe letzter Hand.

Sechs Bände. 16. Eleg. brosch. Subscriptionspreis 3 Thlr.

☞ Januar 1868 tritt der Ladenpreis von 4 Thlr. ein. ☜

„Diese Ausgabe schließt sich in ihrer äußern Ausstattung an die Gesammtausgabe der erzählenden Schriften Holtei's an und wird den Besitzern derselben ohne Zweifel eine willkommene Ergänzung dieses Schatzes von Haus- und Familienlektüre sein. — Ein Blick in das Inhaltsverzeichniß erfüllt uns mit Achtung vor der auch auf diesem Gebiete so reichen und von dauernden Erfolgen gekrönten Thätigkeit Holtei's. Enthält doch jeder Band mehr als eine dramatische Arbeit, die sich nicht nur bereits durch mehrere Jahrzehnte auf der Bühne gehalten hat, sondern auch ein beliebtes Volkseigenthum geworden ist. Wir brauchen zum Belege dafür nur an «Leonore», «Der alte Feldherr», «Wiener in Berlin», «Lorberbaum und Bettelstab», «Hans Jürge» u. s. w. zu erinnern. Viele der im ganzen 30 dramatischen Dichtungen Holtei's eignen sich auch vortrefflich zum Lesen oder Aufführen in Privatkreisen, sodaß auch aus diesem Grunde die Anschaffung der Sammlung zu empfehlen ist, die durch den verhältnißmäßig billigen Preis nach Möglichkeit erleichtert wird." Hamburger Correspondent. 1867. Nr. 180.

Verlagshandlung Eduard Trewendt in Breslau.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Der Albert-Nyanza,
das grosse Becken des Nil

und die

Erforschung
der Nilquellen

von

Samuel White Baker.

Deutsch

von

J. E. A. Martin,

Custos der Grossherzogl. Sächs. Universitäts-Bibliothek Jena.

Autorisirte Ausgabe.

Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt, 1 Chromolithographie und 2 Karten.

2 starke Bände. Eleg. brosch. 5½ Thlr.

Die Quellen des Nil waren bisjetzt ein Geheimniss. Jetzt ist das Werk der Entdeckung der Nilquellen vollendet. *Bruce* gewann die Quellen des Blauen Nil, *Speke* und *Grant* gewannen die Victoria-Quelle des Weissen Nil und dem *Verfasser* war das Verdienst vorbehalten, das grosse Bassin der Aequatorialwasser des Nil zu entdecken, aus welchem der Fluss als der ganze Weisse Nil entspringt.

Die höchst spannend geschriebene Reiseschilderung gewinnt noch dadurch ein erhöhtes Interesse, dass des Verfassers junge Gattin den berühmten Entdecker auf seine beschwerlichen Reise begleitete, alle die furchtbaren Strapazen mit ihm in treuer Liebe theilte und ihm schliesslich durch ihre zarte Pflege das Leben rettete und so das Gelingen der Expedition allein ermöglichte. Auch für Damen ist deshalb das Buch von grossem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe und Leipzig.

Zur hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Anknüpfend an die Feier des 19. October, an welchem Tage der junge Goethe im Jahre 1765 auf der Universität Leipzig inscribirt wurde, gibt der Verfasser in diesem Buche eine Menge sehr werthvoller, zum Theil bisher weit zerstreuter, zum Theil noch ganz unbekannter Mittheilungen aus Goethe's Leben und dem seiner Zeitgenossen, darunter eine Anzahl hier zum ersten mal gedruckter Briefe Goethe's. Das Werk ist demnach keine Gelegenheitsschrift, sondern eine wichtige Ergänzung der Goethe-Kunde und ein dankenswerther Beitrag zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 7. November 1867.

Inhalt: Romane von Gustav vom See, Leo Wolfram, Edmund Hoefer und Freiherrn von Stifft. Von **Rudolf Gottschall.** — Zur Ethik. Von **Julius Frauenstädt.** — Ein französischer Aesthetiker. Von **Moritz Carriere.** — Zum bevorstehenden Feste des Reformationsdenkmals. Von **Georg Heusinger.** — Sicilische Reisebilder. — Ein Lebensbild Abraham a Sancta Clara's. — **Feuilleton.** (Ein Sendschreiben über das „Bücherleihen"; Die historische Commission bei der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Romane von Gustav vom See, Leo Wolfram, Edmund Hoefer und Freiherrn von Stifft.

. Heimatlos. Roman in vier Bänden von Gustav vom See (G. von Struensee). Vier Bände. Breslau, Trewendt. 1867. 8. 6 Thlr.

Dieser Roman spielt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, um die Zeit, als Friedrich der Große starb nd sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., mit Hülfe er Bischofswerder und Wöllner, der Geisterseher und Raitressen regierte. Die preußischen Zustände bleiben war im Hintergrunde, die Handlung bewegt sich mei- ens an den kleinen Höfen und spielt nur kurze Zeit in Berlin; aber der Autor hat diese Epoche gewählt, um as die Katastrophe herbeiführende Hauptmotiv benutzen u können. Es bedurfte einer Zeit, in der die Caglio- ros, die Geisterbeschwörer und Alchemisten eine Haupt- olle spielten, um uns glaublich zu machen, daß man mit olchen Mitteln, mit Hülfe einer künstlich arrangirten Geisterkomödie eine langjährige Intrigue enthüllen und die eiter derselben zu Fall bringen konnte. Diese Intrigue ht von einem katholischen Kaplan aus, der sich des ewissens einer Generalsfrau so vollkommen bemächtigt t, daß dieselbe den Sohn erster Ehe ihrem Manne durch ntergeschobene Briefe als unecht zu verdächtigen weiß. r wird von dem Vater verstoßen. Der eigene Sohn r Generalin ist schwächlich, und die Intriguen des aplans gehen darauf hinaus, diesen zur Wahl des geist- hen Standes zu bestimmen und dann Hab und Gut der irche anzueignen, die bekanntlich einen großen Magen t und ungerechtes Gut verdauen kann. Diese Intriguen nd weitaussehend, scheitern aber nahe dem Ziele durch e Gegenintriguen des Alchemisten, der die Generalin urch die Schauer einer Geisterkomödie zu einem zerknirsch- n Geständniß in Betreff der gefälschten Briefe bringt. o werden die Teufel ausgetrieben durch Beelzebub, den ersten der Teufel.

Diese bewegende Maschinerie der Handlung nimmt in- ß nicht das Hauptinteresse in Anspruch, welches sich an e Schicksale des verstoßenen Sohnes knüpft. Der Auf- enthalt desselben bei dem Baron in Roda, seine Wirksam- keit als Cabinetssecretär am Hofe eines kleinen Fürsten, dessen Nachfolger, den Erbprinzen, er vielfach in seinen Verführungsplanen kreuzt, seine Gefangenschaft nach dem Regierungsantritt des letztern, seine Befreiung durch die schöne Lucie, die Alchemistentochter, seine Leidenschaft für das Mädchen, die durch die Vermuthung, sie könne seine Schwester sein, eine durch die gefälschten Briefe genährte Vermuthung, auf eine harte Probe gestellt wird, die glück- liche Lösung, daß Richard durch eine einflußreiche Staats- stellung an einem deutschen Hofe, durch den Alleinbesitz des väterlichen Erbes und die Hand der schönen Lucie für seine Irrfahrten belohnt wird: das alles bildet den Haupt- inhalt des Romans, der so nach den Grundregeln der Gattung die Entwickelung und Bildung eines Individuums durch abenteuerlich wechselnde und spannende Lebens- geschicke darstellt.

Eine weitere, in die Gegenwart eingreifende Tendenz liegt dem Autor fern. Er will nur ein Stück Menschen- leben darstellen, in welches allerdings Kirche und Staat und die objectiven Lebensmächte bedeutend eingreifen. Die kirchliche Intrigue sowie ihr mystisches Gegenspiel er- scheinen uns als die schwächere Seite des Romans, dessen Glanzpartie wol die Begegnisse Richard's an den Höfen bilden mögen. Was uns das Talent Gustav's vom See besonders respectabel erscheinen läßt: das ist die Sicher- heit, mit der sich dasselbe in realen und praktischen Ver- hältnissen bewegt. Man fühlt hier stets festen Boden unter seinen Füßen. So ist die Verwaltungsmaschinerie in kleinen Staaten, sowie alle dieselbe bestimmenden Ein- flüsse, mit eingehender Kenntniß geschildert. Der schlimme Erbprinz ist kein taciteisch aufgebauschter Charakter, son- dern eine besonders für die damalige Zeit durchaus glaub- würdige Erscheinung. Ueberhaupt haben die Charaktere des Romans durchgehende Lebenswahrheit, ohne gerade tief und bedeutend angelegt zu sein. Der General und die Generalin sind treffliche Typen; ebenso der kleine Baron in Roda mit seinen urkundlichen Quellenforschun- gen und altadelichen Marotten. Auch das Gesellschafts- fräulein als Gattin ist eine am häuslichen Herd mit Glück

gemachte Studie. Zart gehalten iſt die Prinzeſſin und ihre erwachende Neigung. Am meiſten tritt Lucie hervor. Mit pſychologiſcher Wahrheit iſt der Gegenſatz geſchildert zwiſchen mädchenhafter Schüchternheit und der alles wagenden Unternehmungsluſt, welche die Liebe auch in der Bruſt eines ſchwachen Mädchens zu entzünden vermag.

Ein anderer Vorzug des Romans iſt die vollkommene Beherrſchung der Romantechnik, die ſich in demſelben ausprägt. Der Autor weiß zu feſſeln und zu ſpannen. Nun iſt es wohl bekannt, daß auch die intereſſanteſte Handlung in einer Weiſe erzählt werden kann, welche uns durchaus nicht in Mitleidenſchaft zieht, während auch mehr alltägliche Begegniſſe durch geſchickte Darſtellung uns intereſſant gemacht werden können. Dieſe kleinen Hülfsmittel der Routine laſſen ſich zwar erlernen, doch gehört immer angeborenes Geſchick zu ihrer Anwendung. Es iſt durchaus nicht gleichgültig, wo der Verfaſſer den Verlauf der Begebenheiten in dem einen Kreiſe der Handlung unterbricht, um uns in den andern zu führen; ferner, an welcher Stelle er die Hüllen einer noch verſchleierten Vergangenheit lüftet, wie viel er uns davon auf einmal ſehen läßt; in welcher Beleuchtung er dieſe oder jene Situation uns zeigt, wo er der Handlung in die Zügel fällt oder ihr raſchern Lauf gönnt. Der Leſer eines Romans muß immer einige kleine Räthſel mit ſich herumtragen, deren Auflöſung nicht gleich in der nächſten Nummer erfolgt. Wenn z. B. Oskar aus der Burg von Roda trotz der aufgezogenen Zugbrücke entkommt, ſo wäre es ungeſchickt, wollte uns der Autor dieſe Flucht alsbald zum dramatiſchen Abſchluß des dritten Bandes erzählen. Er ſagt dagegen lakoniſch: „Der beabſichtigte Zweck dieſer Maßregel wurde jedoch nicht erreicht; denn am Morgen des folgenden Tags war der Gaſt ſpurlos verſchwunden und die ſogleich angeordneten Maßregeln, ſeiner wieder habhaft zu werden, blieben ohne Erfolg.“

So geht der Leſer mit einer nicht aufgeklärten Thatſache, an der die Phantaſie im ſtillen herumknorpelt, in den nächſten Band. Man kann ſagen, daß auf der Summe ſolcher mit Geſchick vermehrten Dunkelheiten die Spannung des Romans beruht, im Gegentheil zur Spannung des Dramas, die nur aus einer durchſichtigen Entwickelung aus den klarſten Vorderſätzen hervorgeht. Ein anderes Hülfsmittel der Romantechnik iſt der pathologiſche Reiz, die Appellation an unſer Mitgefühl. Unſere Romanſchriftſteller machen von ihm den ausgiebigſten Gebrauch. So hat auch Guſtav vom See uns die Krankheit Oskar's mit einer, jedenfalls für tüchtige mediciniſche Studien ſprechenden Lebenswahrheit, aber dabei mit einer Ausführlichkeit geſchildert, welche einen allzu lazarethartigen Beigeſchmack hat. Daſſelbe mußten wir ſchon in Meißner's „Schwarzgelb“ tadeln, in welchem Roman uns die Krankheit der Cordelia am Schluß mit einer Gründlichkeit geſchildert wird, daß wir faſt vor lauter Medicinflaſchen die Heldin nicht ſehen. Dergleichen macht zwar Wirkung, doch es iſt eine ſtoffartige Wirkung, die aus dem Bereich des ſchönen Scheins herausfällt. Es iſt ein durchaus rührendes Motiv, wie Oskar dem mit Unrecht verſtoßenen Bruder nachreiſt und bei dieſer Wanderung den Reſt ſeiner Geſundheit einbüßt. Doch die Art, wie uns ſein Leiden und ſeine mehrfachen Blutſtürze beſchrieben werden, ſchwächt das Gefühl der Rührung, das dadurch verſtärkt werden ſoll, indem wir jenes Motiv über den grell gezeichneten Krankheitsbildern und der durch dieſelben hervorgerufenen Spitalſtimmung vergeſſen.

Ueberhaupt beeinträchtigt Guſtav vom See die Vorzüge ſeiner Romantechnik wieder durch die große Breite ſeiner Darſtellung, welche namentlich in der erſten Hälfte des Romans ſtörend hervortritt. Allen Reſpect vor dem Recht des Epikers, die ganze Breite der äußern Welt in ſeine Dichtung aufzunehmen. Doch es gibt des Gleichgültigen und Nichtsſagenden ſo viel im äußern Leben und in der alltäglichen Converſation, daß die Dichtung auch im Roman wie überall von dem Rechte oder vielmehr von der Pflicht der Abbreviatur Gebrauch machen und in einen einzigen ſchlagenden Zug zuſammendrängen muß, was ſich im Leben in eine Reihe von Zügen zerſplittert. So iſt z. B. der Aufenthalt in Roda für den Entwickelungsgang unſers Helden blos eine Zwiſchenſtation ohne alle in die Handlung eingreifenden Conſequenzen. Auch der Aufenthalt Oskar's daſelbſt, der ſich nur durch einen merkwürdigen Zufall in dieſe von der Heerſtraße abgelegene Burg verirrt, hat einen vollkommen epiſodiſchen Charakter. Dafür iſt die Darſtellung der Localitäten, der Perſönlichkeiten u. ſ. w. viel zu breit angelegt und läßt das Intereſſe erlahmen. Ebenſo gehen die Geſpräche oft ins Breite, indem der klare und praktiſche Weltverſtand, der einen Grundzug in dem Weſen des Dichters bildet, von ſelbſt zu ausführlichen Erörterungen geneigt iſt. Es ſind in dem Roman keine üppigen Ranken zu verſchneiden, da er keine Spur einer wuchernden Ueberkraft trägt; wol aber wären einige langgeſtreckte Rabatten des Nutz- und Gemüſegartens zu caſſiren und dem freiern Blumenflor zu zuräumen. Auch dieſen Blumenflor weiß der Autor mit Kunſt und Geſchmack zu pflegen. Die maßvolle Darſtellung Goethe's iſt das Muſter, dem er nachſtrebt. Der Roman enthält zahlreiche Schilderungen von ſtimmungsvollem Duft und Reiz, von lebendigſter Anſchaulichkeit. Dabei iſt alles klar, feſt, beſtimmt; keins der anſprechenden Bilder ſteht auf einer wackeligen Staffelei. Als Probe für die Anſchaulichkeit der Darſtellung möge der Anfang der Schilderung ſtehen, wie Lucie ſich dem gefangenen Richard im Kahne nähert, um ihm eine Feile als Mittel zu ſeiner, von ihr ſpäter ſelbſt ausgeführten Befreiung zu überreichen:

Die Dämmerung ſenkte ſich herab, mit angſterfüllter, zagender Seele ſtand ſie am Fenſter und blickte durch die Wipfel der Bäume nach jenem alten Gebäude hinüber, deſſen Umriſſe in der Dunkelheit allmählich verſchwammen. Die Nacht zog herauf; ſie wußte, daß binnen kurzer Zeit der Mond aufgehen müſſe; jetzt allein war es möglich, ihr Vorhaben auszuführen, jetzt, oder heute nicht mehr! Entſchloſſen, wenn auch hochklopfenden Herzens, ſprang ſie auf, nahm den Mantel und den Hut ihrer Dienerin um, welche ſie ſich ſchon vorher heimlich zurechtgelegt hatte, und eilte leiſen flüchtigen Fußes über den langen Corridor die Treppe hinab. Unten mäßigte ſie ihren Schritt, denn inmitten der Ausführung ihres gefährlichen Unternehmens

war sie plötzlich fest und besonnen geworden und sagte sich, daß sie das Benehmen ihrer alten Dienerin nachahmen müsse, um unerkannt und unbeachtet aus dem Schlosse zu gelangen. Es begegnete ihr nur ein Lakai, der ihr guten Abend wünschte, und die Schildwache am Thor machte einen schlechten Scherz. Dann war sie draußen in der menschenleeren und völlig dunklen Straße. Rasch eilte sie weiter und gelangte bald an den äußern Rand des Teichs und zu dem Damm, auf welchem sie morgens gegangen war. In angstvoller Aufregung spähte sie nach dem Kahn, aber die herrschende Dunkelheit erlaubte ihr nur die nächsten Gegenstände zu erkennen. Eine unbeschreibliche Freude erfaßte sie, als sie den Kahn endlich gefunden und sich überzeugt hatte, daß auch das Ruder noch darin vorhanden sei. Würde es ihr gelingen, hinüberzurudern? Zwar war die Strecke nicht weit, aber sie hatte nie ein Ruder geführt, und ach! es war in der finstern Masse, welche an der andern Seite des Teichs sich gegen den Horizont abhob, nichts zu erkennen! Was nützte es ihr jetzt, daß sie so sorgsam die Fenster gezählt hatte — keins davon war sichtbar. Aber sie hatte keine Zeit zu weiterm Ueberlegen; mit einem Gebete, nicht auf den Lippen, aber in dem tiefsten Grunde ihrer Seele, Zagen und Furcht gewaltsam niederkämpfend, von dem Einen Gedanken beseelt, ihn zu befreien, stieß sie den Kahn vom Lande! Langsam trieb er auf der dunklen Fläche dahin, und dann schien es ihr, als ob er sich gar nicht mehr bewege. Sie senkte das Ruder in das Wasser, und versuchte sich an, das Fahrzeug fortzutreiben, erschrak dann vor dem Geräusch, welches sie verursachte, und erkannte zugleich, daß der Kahn sich um sich selbst drehe, aber nicht in der beabsichtigten Richtung dahingleite. Es kam ein Augenblick trostloser Hülflosigkeit über sie, denn sie vergegenwärtigte sich mit Entsetzen die Möglichkeit, daß man sie hier in dieser Lage entdecken könne und dann alles verloren sei. Bald mußte der Mond aufgehen, es fing schon an, weniger dunkel zu werden, und sie vermochte die Ufer zu erkennen, auch die Fenster an dem Gefängniß! Sie sah sich bis in die Mitte des Teichs gelangt, und den Kahn mit der Spitze nach demselben Ufer gerichtet, von dem sie abgefahren war. In fieberhafter Aufregung wechselte sie ihren Sitz und begann wieder zu rudern — sie kommt näher — nur noch eine ganz kurze Strecke — und jetzt — jetzt stößt der Kahn so hart und laut an die Mauer, daß sie Mühe hat, sich auf ihrem Sitze festzuhalten. Das Ziel ist erreicht — sie, während sie sich krampfhaft an die Steine der alten Mauer klammert, will das gebrechliche Fahrzeug unter ihren Füßen entgleiten — sie bedarf all ihrer Entschlossenheit, all ihres Muths, um nicht aufzuschreien, denn sie schwebt in der höchsten Gefahr, in das finstere Wasser hinabzustürzen. Endlich hat sie das widerwillige Fahrzeug wieder in ihrer Gewalt. Aber welches Fenster ist das gesuchte? Es liegt nicht in der Möglichkeit, die Fenster zu zählen, es ist zu dunkel, auch wird sie durch die unmittelbare Nähe der Mauer daran gehindert. Aufrecht im Kahne stehend kann sie bis zu den Fenstern emporreichen. Eins derselben befindet sich unmittelbar über ihr. Vielleicht hat ein günstiger Zufall sie das richtige finden lassen. Leise faßte ihre kleine schmale Hand durch die Stangen des eisernen Gitters hindurch und klopft zaghaft an die Scheiben. Athemlos lauscht sie — sie hört nur das Pochen des eigenen Herzens — noch einmal klopft sie, lauter, deutlicher — da öffnet sich das Fenster, erschreckt fährt ihre Hand zurück, und ihre Gestalt schmiegt sich fest an die kalte feuchte Mauer.

Im directen Gegensatz des Stils und der Lebensanschauung zu dem Romane von Gustav vom See steht folgende:

Ein Goldkind. Roman von Leo Wolfram. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 3 Thlr.

In Nr. 19 d. Bl. haben wir desselben Verfassers „Verlorene Seelen" besprochen. Beide Romane verleugnen die Familienähnlichkeit nicht. Gegenüber der ruhigen Anschaulichkeit des vorherbesprochenen Werks von Struensee herrscht hier eine unruhige, prickelnde Beweglichkeit, freilich auch ein funkensprühender Esprit, wie wir ihn dort nicht finden. Hier ist Geist, Leben, Rausch, Leidenschaft, moussirender Champagner, der mit Knalleffect die Pfropfen in die Luft sprengt. Alle Fehler und Vorzüge der „Verlorenen Seelen" finden sich in diesem Romane wieder und zwar beide in gesteigertem Maße. Er ist pikanter, aber auch noch greller als jener.

Es gewinnt allerdings den Anschein, als ob Leo Wolfram in seinem Romanatelier einen photographischen Kasten aufgestellt habe, um die Bilder seiner Umgebungen treulich aufzunehmen. Es ist das österreichische high-life, das er schildert. Gewiß gehören viele dieser Gestalten dem wiener Leben an, nur daß sie mit poetischer Licenz retouchirt sind. Auch die Begebenheiten des Romans mögen auf wirklichen Erlebnissen ruhen, nur daß der Verfasser dieselben etwas abenteuerlicher zurechtgeschnitten hat. So mag der Roman den Werth eines Sittengemäldes haben; jedenfalls ist sein künstlerischer Werth dadurch beeinträchtigt worden. Ihm fehlt nämlich alles Licht; er ist durchaus schwarz in schwarz gemalt, ja sogar in einer Rabenschwärze. Die Charaktere sind scheußlich und gewinnen dadurch nicht, daß sie mit einer gewissen äußern Grazie bekleidet sind; die Motive sind niedrigster Art, die Gemeinheit triumphirt. Sagt doch der Verfasser selbst am Schluß: „Machtlos senkt den Arm mit dem Schwert die irdische Gerechtigkeit, wenn die Wagschale mit den Beweisen der Schuld emporschnellt — und die poetische liegt niedergeworfen, trauernd und gefesselt im Staube vor dem wirklichen Leben."

Der Realismus in dieser Fassung als bloße Copie der Wirklichkeit will uns nicht berechtigt erscheinen. Wenn übrigens das wiener high-life an Exemplaren wie die hier vorgeführten reich ist, so muß es von einem seltenen Hauch der Fäulniß und Verworfenheit angefressen sein, sodaß selbst die pariser Corruption sich nicht damit messen kann. Sind diese Erscheinungen aber nur Ausnahmen von der Regel, so schwindet damit der Reiz des Sittengemäldes und die Berechtigung des Dichters, gerade sie herauszugreifen.

Die einzige Gestalt des Romans, welche der Autor mit einigen Lichtern erhellt hat, sodaß sie den übrigen gegenüber als eine Idealfigur erscheint, ist die des Malers Morland, der von großen Weltreisen nach Wien zurückgekehrt ist. Doch auch sein Moralprincip zeigt von einer für den Rigoristen betrübenden Begriffsverwirrung:

Der junge Mann hat sich sozusagen ein Hausgesetz zu seinem Privatgebrauche ausgearbeitet, an dem er, wie an allem, was er einmal zum Grundsatz erhoben, unverbrüchlich festhält. Einer dieser Grundsätze, und zwar ein höchst lobenswerther, war der, keinem Mädchen und keiner Frau die Hand zu einem ersten Schritt vom rechten Wege abseits zu bieten. Er hatte kein Mädchenglück und keinen gestörten Hausfrieden auf seiner Seele. Desto schiefer stand es mit seiner Denk- und Handlungsweise bei Berührungen mit solchen, welche jenen ersten Schritt bereits hinter sich hatten. Das heißt, er respectirte das Respectable und beobachtete der Frau und dem Mädchen gegenüber, auf deren Vergangenheit kein Schatten ruhte, die zarteste

Zurückhaltung, während er da, wo er derlei Schatten vorfand, unbedenklich seinen eigenen sich mit demselben vermischen ließ. Dieser Grundsatz war so fest in ihm geworden, daß ein Gatte ihm die Begleitung seiner jungen Frau nach Kalkutta oder Mexico mit größerer Beruhigung anvertrauen konnte als einem türkischen Serailwächter — wenn nämlich Morland wußte, daß er bisher treu Bewahrtes zu bewahren habe; daß aber das Zugeständniß einer Begleitung nicht weiter als von Wien nach Hainbach im höchsten Grade bedenklich erschiene, wenn er Grund hätte, zu glauben, er hüte sozusagen einen leeren Käfig. Nur bei einer Gattung von Frauen war es ihm gleichgültig, ob ihre Vergangenheit einer weißen oder einer bereits etwas bräunlich geränderten Camellie glich, und er respectirte sie unter allen Umständen. Und dies waren diejenigen, die ihm nicht gefielen.

Das ist nun der weiße Rabe unter den Helden des Romans. Da ist zunächst die plastische Fürstin mit ihrer Modelliebhaberei. Sie war „keine Freundin von langen erotischen Schachpartien; gelang es ihr nicht, durch einen raschen sogenannten Husarenmatt das Spiel zu gewinnen, so warf sie es zusammen". Diese Fürstin lebt in einem beständigen Krieg der Salonrivalität und der Liebesabenteuer mit der schönen Gräfin Melanie, der eigentlichen Heldin des Romans, äußerlich eine Madonna, innerlich eine „Beatrice Cenci". In der That ist es ein schlangenhaariges Scheusal, so sehr die Blüte von 23 Frühlingen auf ihren Wangen und das Sonnengold derselben auf ihren Haaren glänzt. Sie ist verheirathet mit einem kranken, gelähmten, im Rollstuhl hin- und hergefahrenen Grafen. Von ihrer Vorgeschichte erfahren wir alsbald zwei Verhältnisse aus dem ersten Jahre der Ehe, das eine mit dem siegreichen Major, das andere mit Marchetti, einem sehr kräftigen Naturmenschen, der in die Handlung wesentlich einzugreifen bestimmt ist. Ueber die Tugend der Madonna läßt uns der Autor durchaus nicht im Zweifel:

Als der Major nach dem ersten Halbjahre ihrer Ehe ihr seine Gefühle im Stile eines sicher und gerade auf das Ziel losreitenden muntern Husaren entdeckte, antwortete sie in jenem einer eleganten und leichtfertigen Frau, und schien sich die Clowns bei Renz zum Vorbilde zu nehmen, welche in dem Augenblicke, wo der Forcereiter über das Hinderniß setzt, dasselbe so tief niederlassen, daß der Araber ohne Anstrengung hinübersliegt.

Unter so bewandten Umständen können die Liebesabenteuer der Dame kein sonderliches Interesse in Aussicht stellen, da die Liebe im Roman nur interessirt, wenn sie ein Rennen mit Hindernissen ist. Auch ist es darauf nicht abgesehen; es handelt sich, wie schon der Titel andeutet, um Intriguen anderer Art, um eine Erbschaftsintrigue, indem die schöne Gräfin einem Sohn des Grafen aus erster Ehe, den er zum Erben seiner Million eingesetzt hat, diese Million entreißen will, die ihr erst aus zweiter Hand gehören soll. Die Art, wie diese Intrigue ausgeführt wird, ist ebenso pikant wie infam. Sie erhält zwar die Nachricht, daß jener Heinrich gestorben ist; Marchetti überbringt ihr den genauesten Bericht seines Todes. Aber sie weiß es besser; sie hat durch klerikale Intriguen einen Brief in der Hand, aus dem hervorgeht, daß der Stiefsohn Heinrich und Maler Morland ihre Namen getauscht haben. Deshalb muß sie über die Leiche des letztern zu ihrem Ziel gelangen. Sie weiß ihn in raffinirter Weise in ein amerikanisches Duell zu verwickeln, sodaß er sich von einem Felsen herabstürzt; damit hat das Goldkind sein Ziel, die Million, erreicht. Diese Geschichte ist so unerquicklich wie möglich; aber die Art, wie die Spannung bis zum letzten Moment wach gehalten und dann mit einer durchaus unerwarteten Ueberraschung belohnt wird, zeugt für das Talent des Autors, die im Roman erlaubten Coups in frappanter Weise zu benutzen.

Wir glauben kaum, daß irgendein anderer Roman eine so durchaus niederträchtige Heldin aufzuweisen hat, an der so wenig ein gutes Haar ist, wie an einem ins Wasser geworfenen Pudel ein trockenes. Diese fashionable Messalina ist in des Worts verwegenster Bedeutung „mit allen Hunden gehetzt". Zu einem raffinirten Mittel ihrer Intriguen gehört der „Hundetelegraph". Da unsere Leser schwerlich einen Begriff von dieser sonderbaren Art telegraphischer Geheimschrift haben, so wollen wir ihnen das Technische dieser neuen Verkehrserleichterung nicht vorenthalten. Ein Blatt in Großquart, das im Roman allerlei Schicksale erlebt, enthielt den Schlüssel des Geheimnisses:

Es ließ sich am besten mit jenen Blättern des „Kladderadatsch" vergleichen, welche auf einer gleich einem Schachbrett in kleine viereckige Felder getheilten Seite eine Menge von Bildchen vorführen, die in irgendeiner Beziehung zueinander stehen, als Variationen eines dem ganzen Cyklus zu Grunde liegenden Gedankens. Auf den ersten Blick machte das vom Winde hergewehte Blatt den Eindruck großer Monotonie und Armuth an Erfindung. Es zeigte vier Reihen von Feldern; in jeder befanden sich deren sechs und in jedem — ein Hund, und zwar ein Pintsch. Der Pintsch wie er sein soll — eine auf vier Füßen ruhende Masse von Haaren, aus denen etwas von der Schnauze und die Enden seiner Pfoten vorstanden — die Augen selbstverständlich unsichtbar. Wenn ein großer Teleologe die Bemerkung machte, daß die Vorsehung es so wunderbar eingerichtet, daß die Katzen gerade an den Stellen Löcher im Balg haben, wo die Augen sitzen, so muß er auf den Einwurf gefaßt sein, daß bei den Hunden diese humane Einrichtung dadurch paralysirt wird, daß einem halbweg eleganten Pintsch die Haare auf eine Weise über die Augen wachsen, welche das Sehen nicht viel weniger erschwert, als ein darübergezogener Balg. Der auf dem Blatte vierundzwanzigmal wiederkehrende Pintsch war in liegender Stellung abgebildet und augenscheinlich durch ein mechanisches Mittel vervielfältigt, lithographirt oder mit einem Holzmodel abgedruckt. Doch zeigte jedes Feld eine mit Kreide gezeichnete Hand, welche in verschiedener Weise mit dem Pintsch beschäftigt war. Im ersten Felde ruhte sie auf dessen Kopf, im zweiten auf dem Halse, im dritten legte sie sich um die Schnauze, im vierten faßte sie die rechte Vorderpfote und so fort. Die Combinationen von Hand und Pintsch waren übrigens durchweg einfach, lauter Bewegungen, welche vorkommen können, wenn jemand mit einem ihm zur Seite liegenden Hündchen spielt, während die Gedanken anderwärts beschäftigt sind. Es hatte keines langen Nachsinnens der beiden Beschauer bedurft, um die Bestimmung des Tableau zu erkennen. Unter dem ersten Felde stand ein A, unter dem zweiten ein B und so weiter bis Z. Das Y war weggelassen, sodaß die 24 Felder für alle Buchstaben des Alphabets ausreichten. Die Rückseite enthielt eine Ergänzung, deren Nothwendigkeit sich erst nachträglich fühlbar gemacht haben mochte. Noch einmal der Pintsch; die Hand zog einen Büschel Haare am äußersten Rädende empor. Daneben stand ein Fragezeichen. Die Beschauer begriffen alsbald, daß der Schlüssel einer Zeichensprache ver-

ihnen lag, mittels deren zwei Personen, welche die Bedeutung jeder aufgezeichneten Bewegung auswendig gelernt, sich mit Leichtigkeit einige Worte mittheilen konnten, von welchen die übrigen Anwesenden nicht mehr verstehen sollten, als der dazu verwendete Hund. Von letzterm wurde nichts verlangt als die Erfüllung der bekannten ersten Bürgerpflicht, und von Seite der einander Telegraphirenden natürliche, zwanglose Bewegung und unregelmäßige Intervalle zwischen den Zeichen, damit das Spiel auf der behaarten Tastatur den Schein der Zufälligkeit bewahre.

An dergleichen Sonderbarkeiten, ausgesuchten Raffinements ist der Roman sehr reich. Der Autor besitzt eine juvenalische Ader, schonungslosen Witz, der mit Vorliebe frivol ist, Ironie, Sarkasmus; das Werk ist reich an frappanten Wendungen, an unsaglicher Médisance; Charaktere, wie der in die aristokratischen Kreise sich drängende jüdische Bankiersohn, der dies Vergnügen theuer bezahlt, wie der vorlesende Professor, der die Bessemerei so gründlich behandelt, sind köstliche, humoristische Figuren. Auch der abenteuernde mexicanische Kapitän Lopez, den der wiener Autor aus zarter Rücksicht für die Betheiligung der Habsburger an den mexicanischen Händeln zu einem Juaristen macht, ist eine mit schärfsten Umrissen gezeichnete „niederträchtige Creatur". Das sind alles schwarz touchirte Banditenköpfe. Doch wie unschuldig sind die frühern Räuberromane, wie viele arme Reisende und Nonnen auch darin massacrirt wurden, gegen das fashionable Banditenunwesen, das in diesem Roman eine so grauenerregende Rolle spielt. Offenbar will der Autor durch das vorgeführte Bild moralisch wirken; doch ein derartiges zuchtpolizeiliches Abschreckungssystem ist in einem Kunstwerk nicht am Platz, um so weniger, wenn sich das Laster zu Tisch setzt und die Tugend sich erbricht wie hier, soweit nämlich der von dem Felsen herabgestürzte Maler, von dessen Katechismus wir bereits einige Proben gegeben haben, auf Tugend Anspruch machen kann.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Ethik.

Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens. Ein kritischer Beitrag zur Selbsterkenntniß. Von Otto Liebmann. Stuttgart, Schober. 1866. Gr. 8. 27 Ngr.

Die menschliche Vernunft — so begann Kant die Vorrede zur ersten Auflage der „Kritik der reinen Vernunft" — hat das besondere Schicksal in einer Gattung ihrer Erkenntnisse, daß sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann, denn sie sind ihr durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben; die sie aber auch nicht beantworten kann, denn sie übersteigen alles Vermögen der menschlichen Vernunft.

Unter diesen Fragen verstand er bekanntlich die metaphysischen, die Fragen nach Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Was die zweite dieser Fragen betrifft, die Freiheit des Willens, mit der wir uns hier beschäftigen, so löste sie Kant durch die Unterscheidung zwischen Ding an sich und Erscheinung. Wenn, sagte er, die Kritik nicht geirrt hat, da sie das Object in zweierlei Bedeutung nehmen lehrt, nämlich als Erscheinung oder als Ding an sich selbst; wenn die Deduction ihrer Verstandesbegriffe richtig ist, mithin auch der Grundsatz der Causalität nur auf Dinge im ersten Sinne genommen, nämlich sofern sie Gegenstand der Erfahrung sind, geht, dieselben aber nach der zweiten Bedeutung ihm nicht unterworfen sind: so wird eben derselbe Wille in der Erscheinung (den sichtbaren Handlungen) als dem Naturgesetze nothwendig gemäß und sofern nicht frei, und doch andererseits, als einem Dinge an sich selbst angehörig, jenem nicht unterworfen, mithin als frei gedacht, ohne daß hierbei ein Widerspruch vorgeht.

Dieses aber, daß die Freiheit, wenn auch nicht sich erkennen, doch wenigstens ohne Widerspruch denken lasse, dies, meinte Kant, genüge für das Interesse der Moral. Gesetzt, die Moral setze nothwendig Freiheit als Eigenschaft unsers Willens voraus, die speculative Vernunft aber hätte bewiesen, daß diese sich gar nicht denken lasse, so müßte nothwendig jene Voraussetzung, nämlich die moralische, derjenigen weichen, deren Gegentheil einen offenbaren Widerspruch enthält, folglich Freiheit und mit ihr Sittlichkeit dem Naturmechanismus den Platz einräumen. So aber, da wir zur Moral nichts weiter brauchen, als daß Freiheit sich nur nicht selbst widerspreche und sich also doch wenigstens denken lasse, ohne nöthig zu haben, sie weiter einzusehen, so behaupte die Lehre der Sittlichkeit ihren Platz, und die Naturlehre auch den ihrigen, welches aber nicht stattgefunden hätte, wenn nicht Kritik uns zuvor von unserer unvermeidlichen Unwissenheit in Ansehung der Dinge an sich selbst belehrt und alles, was wir theoretisch erkennen können, auf bloße Erscheinungen eingeschränkt hätte. (Vgl. die Vorrede zur zweiten Auflage der „Kritik der reinen Vernunft", und in dieser selbst S. 537 fg. der Ausgabe von Rosenkranz und Schubert, ferner „Kritik der praktischen Vernunft", S. 224—231 derselben Ausgabe.)

Mit der Kant'schen Freiheitslehre wesentlich identisch ist die Schopenhauer'sche. Kant's größtes und glänzendes Verdienst um die Ethik besteht nach Schopenhauer in der Lehre von dem Zusammenbestehen der Freiheit mit der Nothwendigkeit. Diese Kant'sche Lehre hält Schopenhauer für die größte aller Leistungen des menschlichen Tiefsinns. Die durch ihr lebhaftes Colorit und anschauliche Darstellung für viele faßlichere Paraphrase jener Kant'schen Lehre, die Schelling in seiner Abhandlung über die Freiheit gegeben, würde Schopenhauer loben, wenn Schelling die Redlichkeit gehabt hätte, dabei zu sagen, daß er hier Kant's Weisheit, nicht seine eigene, vorträgt. (Vgl. Schopenhauer, „Die beiden Grundprobleme der Ethik", zweite Auflage, S. 174 fg.)

Schopenhauer sucht die Kant'sche Lehre und das Wesen der Freiheit überhaupt dadurch faßlicher zu machen, daß er sie mit einer allgemeinen Wahrheit in Verbindung setzt, als deren bündigsten Ausdruck er den scholastischen Satz ansieht: Operari sequitur esse, d. h. jedes Ding in der Welt wirkt nach dem wie es ist, nach seiner Beschaffenheit. Demgemäß können sämmtliche Handlungen

des Individuums, durch die Motive bestimmt, nie anders ausfallen als dem individuellen, unveränderlichen Charakter gemäß. Wie einer ist, so muß er handeln. Die Freiheit liege nicht im Handeln, sondern im Sein. Das operari eines gegebenen Menschen sei von außen durch die Motive, von innen durch seinen Charakter nothwendig bestimmt; daher alles, was er thut, nothwendig eintrete. Aber in seinem esse da liege die Freiheit. Er hätte ein anderer sein können, und in dem, was er ist, liege Schuld und Verdienst.

Gegen diese Schopenhauer'sche Freiheitslehre nun wendet sich der Verfasser unsers Buchs in einem besondern Abschnitt. Seine Schrift zerfällt nämlich in vier Abschnitte: 1) „Ueber die Thatsachen des sittlichen Bewußtseins"; 2) „Ueber den Erklärungsgrund der Thatsachen des sittlichen Bewußtseins"; 3) „Kritik der Schopenhauer'schen Freiheitslehre"; 4) „Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens".

Der Verfasser sucht erstens zu beweisen, daß aus dem Philosophem Schopenhauer's die Thatsachen des sittlichen Bewußtseins weder wirklich erklärt sind, noch auch sich irgendwie erklären lassen. Zweitens sucht er zu beweisen, daß dieses Philosophem an sich Widersprüche enthält, also undenkbar ist, und daß es auf einer nicht stichhaltigen Argumentation ruht, also unbewiesen ist. Ein Philosophem aber, welches weder die zu erklärenden Thatsachen zu erklären vermag, noch logisch unantastbar ist, sei zu verwerfen.

Dies ist der langen Kritik kurzer Sinn. In den Augen vieler freilich, die jetzt beflissen sind, Schopenhauer herunterzureißen und als eine philosophische Null darzustellen, um an ihm ihre eigene Ueberlegenheit geltend zu machen, wird nun gewiß die Schopenhauer'sche Ethik für vernichtet gelten. Ich aber, der ich doch Schopenhauer auch kenne und auf Anlaß der Liebmann'schen Kritik die betreffenden Stellen in Schopenhauer's Werken noch einmal aufmerksam gelesen habe, finde, daß diese Kritik, anstatt den Autor mittels seiner selbst auszulegen, ihm einen Sinn unterlegt, bei dem Widersprüche und Ungereimtheiten herauskommen müssen. Hat man erst einen Autor sich auf diese Weise zurechtgemacht, dann ist es freilich leicht, jubelnd auszurufen: Seht, welche Widersprüche und Ungereimtheiten!

Dies durch alle Stellen der Liebmann'schen Kritik zu belegen, dazu fehlt hier der Raum; denn es hieße ein Buch gegen ein Buch schreiben. Aber einige Beispiele werden genügen. Schopenhauer sagt von der Reue, daß sie immer „berichtigte Erkenntniß des Verhältnisses der That zur eigentlichen Absicht" sei, und belegt dies durch Beispiele. Von der Reue, die sich auf die That bezieht, unterscheidet Schopenhauer ausdrücklich die Gewissensangst, die sich auf den Willen bezieht. (Vgl. „Welt als Wille und Vorstellung", dritte Auflage, I, 350 und II, 679.) Auch unterscheidet Schopenhauer ausdrücklich die moralische Reue von der egoistischen. Alles, was Schopenhauer am angeführten Orte über die Reue sagt, ist jedem, der nur verstehen will, so einleuchtend, daß kein Zweifel darüber aufkommt. Liebmann hingegen citirt nur den Anfangssatz des von Schopenhauer über die Reue Gesagten, übersieht die Schopenhauer'sche Unterscheidung zwischen Reue und Gewissensangst gänzlich und verschweigt die ergänzende Erläuterung im zweiten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung", wo Schopenhauer erst vom Affect und dann unmittelbar darauf von der Reue als einem durch berichtigte Erkenntniß des Verhältnisses der That zur eigentlichen Absicht erregten Affect spricht. Da ist es denn freilich leicht, Schopenhauer vorzuwerfen, daß er „die Wahrheit geradezu auf den Kopf gestellt", daß von seiner Erklärung der Reue ungefähr das Gegentheil wahr sei. „Nicht eine Einsicht", ruft der Verfasser aus, „ist die Reue, sondern ein Affect." Als ob Schopenhauer geleugnet hätte, daß die Reue ein Affect sei. Er erklärt sie ja für einen durch berichtigte Einsicht veranlaßten Affect. Der Verfasser sagt weiter:

> Nicht deshalb fühle ich sie (die Reue), weil sich meine Erkenntniß geändert hat, während mein Wille blieb, sondern gerade umgekehrt. Hätte sich meine Erkenntniß in Beziehung auf meine That geändert, erschiene mir z. B. diese jetzt als böse, die ich, als ich sie ausführte, für gut hielt, so würde ich durchaus keine Gewissensstrafe, keine Reue empfinden, vielmehr würde ich mir sagen müssen: Es ist freilich bedauerlich, daß dies geschehen ist; aber du hast bona fide gehandelt, mithin trifft dich keine Schuld.

Daß in solchem Falle keine „Gewissensstrafe" (Gewissensangst) eintrete, das ist richtig und das gibt auch Schopenhauer zu; aber daß keine Reue eintrete, ist falsch. Der Verfasser confundirt Gewissensstrafe und Reue, während beide nach Schopenhauer auseinanderzuhalten sind. Reue ist Schmerz über das Gethane und Wunsch, es nicht gethan zu haben; Gewissensangst ist, wie Schopenhauer definirt, „Schmerz über die Erkenntniß seiner selbst an sich, d. h. als Wille". Bereuen kann ich also eine That, die mein Gewissen durchaus nicht belastet.

Ein zweites Beispiel von des Verfassers schnellfertiger Kritik findet sich auf S. 70:

> Bei Schopenhauer soll der Mensch nicht für seine That verantwortlich sein, weil diese mit Nothwendigkeit aus der Einwirkung des Motivs auf den Charakter erfolgt, also unfrei ist, und weil Verantwortlichkeit nur da ist, wo Freiheit u. s. w.

Daß der Mensch für seine That nicht verantwortlich sei, weil sie nothwendig ist, das sagt Schopenhauer nirgends. Vielmehr lehrt er, daß die moralische Verantwortlichkeit des Menschen

> zwar zunächst und ostensibel das betrifft, was er thut, im Grunde aber das, was er ist; da, dieses vorausgesetzt, sein Thun, beim Eintritt der Motive, nie anders ausfallen kann, als es ausgefallen ist. Aber so streng auch die Nothwendigkeit ist, mit welcher, bei gegebenem Charakter, die Thaten von den Motiven hervorgerufen werden, so wird es doch keinem, selbst dem nicht, der hiervon überzeugt ist, je einfallen, sich damit disculpiren und die Schuld auf die Motive wälzen zu wollen: denn er erkennt deutlich, daß hier, der Sache und dem Anlaß nach, also objective, eine ganz andere, sogar eine entgegengesetzte Handlung sehr wohl möglich war, ja, eingetreten sein würde, wenn nur er ein anderer gewesen wäre. Daß aber er, wie es sich aus der Handlung ergibt, ein solcher und kein anderer ist — das ist es, wofür er sich verantwortlich fühlt: hier, im esse liegt die Stelle, welche der Stachel des Gewis-

ns trifft. („Die beiden Grundprobleme der Ethik", zweite Auflage, S. 177.)

Also lehrt Schopenhauer nicht, wie ihm der Verfasser vorwirft, daß der Mensch für seine That nicht verantwortlich sei, weil sie nothwendig ist, sondern er lehrt, daß er für sie verantwortlich sei, trotzdem daß sie nothwendig ist, weil diese Nothwendigkeit kein Zwang, kein actum ist, sondern Folge seiner Willensbeschaffenheit, seiner Willensrichtung, für die er verantwortlich ist. Schopenhauer leugnet also die Verantwortlichkeit für die That nicht, sondern erklärt sie nur für eine mittelbare, für eine secundäre. Primär sei der Mensch für sein esse, d. h. für seine habituelle Willensrichtung, verantwortlich; aber aus dieser die Thaten auf Anlaß der Motive mit Nothwendigkeit hervorgehen, so sei er secundär auch für die Thaten verantwortlich, obgleich dieselben nothwendig sind. Dies ist der Sinn der Schopenhauer'schen Verantwortlichkeitslehre.

Man kann nun zwar bestreiten, daß das Individuum für seine habituelle Willensrichtung — für sein esse — verantwortlich sei. Aber, wie der Verfasser thut, behaupten, daß in dieser Lehre ein Unsinn liege, daß sie unfaßbar, widersprechend sei, das ist doch nur möglich, wenn man sie gar nicht verstanden hat. Der Verfasser hält zuerst an dem Ausdruck „das Sein ist frei" herum. Es klingt ihm ungefähr ebenso, wie: „der Geist ist nicht viereckig" oder „die Tugend ist nicht gelb", „das Wasser ist nicht pflichtwidrig". Alsdann aber doch einsehend, daß Schopenhauer hier unter dem Sein, in welchem die Freiheit sei, etwas ganz anderes versteht, als sonst das Wort Sein besagt, nimmt er den Vorwurf der Ungereimtheit wieder zurück, erklärt aber jenen außerzeitlichen Willensact, dessen zeitliche Erscheinung nach Schopenhauer der individuelle Charakter des Menschen ist, für undenkbar. Ein solcher Willensact sei erstens deshalb undenkbar, weil er von niemand ausgeht, eine That ohne Thäter, ein Entschluß ohne sich Entschließenden sein, d. h. gänzlich zusammenhangslos in der Luft schweben soll, wobei also vergessen sei, daß der Wille immer nur Function eines wollenden Subjects, und daher ebenso wenig ohne vorgesetztes Subject gedacht werden könne als überhaupt eine Function ohne Fungirendes. Zweitens aber solle er dennoch „außerzeitlich" gedacht werden, was für unser Intellect, der selbst nur in der Zeit vorstellt und dessen Vorstellungen deshalb nur einen einige Zeit hindurch dauernden Inhalt haben können, eine Forderung ohne Sinn sei. „Mit der sogenannten Freiheit des Seins wäre es nichts; der Sinn dieses Ausdrucks ist unklar; er selbst aber ein leeres Wort, κενοφωνία."

Diese kritiklose Kritik hätte sich der Verfasser erspart, wenn er sich, ehe er sich zu Gericht setzte, bemüht hätte, den Sinn der Lehre, die er richten wollte, einzudringen.

Die Schopenhauer'sche, mit der Kant'schen im wesentlichen übereinstimmende Freiheitslehre ist sowenig, wie der Verfasser behauptet, undenkbar, daß sie vielmehr eine Nothwendigkeit, d. h. eine Forderung des Denkens ist. Sie ist nach Schopenhauer das Gegentheil von nothwendig; nothwendig aber ist gleichbedeutend mit: Folge aus einem Grunde. Folglich kommt das Prädicat frei nur demjenigen zu, was nicht Folge eines Grundes, sondern grundlos ist. Ein solches Grundloses nun aber ist nicht die That, denn sie ist Folge des empirischen Charakters und der auf ihn wirkenden Motive. Ein solches Grundloses ist aber auch nicht der empirische Charakter, denn er ist Folge des intelligibeln. Folglich fällt auf diesen zuletzt alle Schuld und Verantwortlichkeit zurück; denn er ist frei, d. h. er ist das Ursprüngliche, Primäre, Grundlose. Er hat keinen Grund, weil er selbst der Grund von allem ist. Was seine Außerzeitlichkeit betrifft, so hat sie den Sinn, daß der empirische, successiv sich entfaltende Charakter in dem intelligibeln wie in einem Keime eingeschlossen ist, dieser Keim also die ganze Zeitreihe, in der der empirische Charakter sich entfaltet, umfaßt, folglich nicht selbst in dieser Zeitreihe liegen kann. Diese Außerzeitlichkeit ist also eine relative. Im Vergleich nämlich zu seiner zeitlichen, successiven, empirischen Erscheinung ist der intelligible Charakter außerzeitlich.

Wo in aller Welt liegt hier das Undenkbare, Widersprechende, das der Verfasser dieser Kant'schen und Schopenhauer'schen Lehre vorwirft? Wenn der Verfasser gegen Schopenhauer einwendet, der außerzeitliche Willensact, aus dem er den empirischen Charakter ableitet, sei eine That ohne Thäter, schwebe also gänzlich in der Luft, so ist das falsch. Denn der Wille als Ding an sich ist ja der Thäter. Wenn er ferner sagt, daß der Wille immer nur Function eines wollenden Subjects sei, so nimmt er hier das Wort Wille in einem ganz andern Sinne als Schopenhauer. In dem Sinne, in welchem Schopenhauer den Willen nimmt, ist dieser nicht Function eines Subjects, sondern ist selbst das Subject aller Functionen. Den Willen aber als Subject zu denken, darin liegt kein Widerspruch.

Wenden wir uns nun zu des Verfassers eigener Freiheitslehre. Auffallend ist zunächst schon der Titel: „Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens." Was soll das heißen „individueller Beweis"? Der Verfasser gibt die Erklärung davon im vierten Abschnitt. In allen von den Logikern unterschiedenen Beweisarten komme eines gar nicht in Betracht, ja solle sogar grundsätzlich unberücksichtigt bleiben, nämlich: die Person des Beweisenden selbst. Es werde stillschweigend oder ausdrücklich verlangt, daß alle in ihnen enthaltenen Begriffe, Urtheile, Urtheilsverknüpfungen, Subsumtionen u. s. w., und damit ihre Ergebnisse, ganz abgesehen von dem einzelnen Individuum, welches sie denkt und vernimmt, gleicherweise für alle Vernunftwesen überhaupt gültig seien. Nun könnte es aber wol sein, daß in einem gewissen Falle meine, des Beweisenden Person gar sehr in Frage käme: dann nämlich, wenn etwas zu beweisen wäre, was man seiner Natur nach allein und ausschließlich an sich selbst (in individuo, ἐν ἰνμῷ) und daher auch nur für sich selbst (sibi) und für niemand sonst darzuthun und zu erkennen vermöchte, wovon also jeglicher nur sich überzeugen könnte, nicht aber andere. Sollte ein derartiger

Beweis in irgendeinem Falle denkbar ſein, ſo würde man ihn, da es ſich nicht um logiſch allgemeine, von allen Menſchen überall anerkannte Sätze handelte, ſondern um etwas, deſſen gerade nur das beweiſende Individuum inne werden könnte, am treffendſten einen individuellen Beweis nennen.

Der Verfaſſer nennt ſolche Vorſtellungen, deren Gegenſtand nur der Vorſtellende ſelbſt, nur an ſich und nur in einem einzigen Falle finden kann, κατ' ἐξοχήν „individuelle Vorſtellungen", und zu dieſen individuellen Vorſtellungen rechnet er nun die Idee der Willensfreiheit. Denn unter ihr werde die Ueberzeugung des Menſchen verſtanden, daß er nicht gezwungen ſei, ſo zu wollen, wie er in der That will. Folglich ſei ſie, wenn überhaupt möglich, dann etwas, das wir durchaus niemals in der äußern Erfahrung, ſondern nur in uns, nämlich im Verhältniß zu unſern Willensacten finden können; ſie könne daher nur für uns ſelbſt exiſtiren und nicht für andere. Wenn man aber etwas beweiſen, d. i. ſeine Wirklichkeit und Nothwendigkeit darlegen will, ſo müſſe man vor allem die Gewißheit haben, daß es an ſich möglich, d. i. denkbar ſei. Der Verfaſſer ſucht daher zuerſt die Möglichkeit des freien Willens feſtzuſtellen. Dies geſchieht durch den Nachweis, daß das a priori gewiſſe Geſetz der Cauſalität mit der Freiheit ſehr wohl vereinbar ſei, weil nur der Zwang der Freiheit widerſtreitet, nicht aber die Nothwendigkeit. Wenn die Nothwendigkeit, die beim Handeln mich beherrſcht, mich nicht wider, ſondern mit meinem Willen beherrſcht, dann ſei der Zwang aufgehoben, die Nothwendigkeit beſtehe fort, folglich ſei die Freiheit mit der Nothwendigkeit vereint, der Streit zwiſchen Determinismus und Indeterminismus geſchlichtet.

Nach dem Beweiſe der Möglichkeit der Freiheit geht der Verfaſſer zu der Wirklichkeit eines freien Willens über. Er kommt hier zuerſt zu dem Satze: „Frei iſt ein Menſch nur, wenn er durchweg nach Maximen handelt, d. h. wenn in keinem Falle ein Motiv im Stande iſt, ihn zu einem andern Entſchluß zu bewegen, als ihn ſeine Maxime verlangt." Um aber im höchſten für uns denkbaren Sinne frei zu ſein, müſſe, da der Menſch ein Vernunftweſen iſt, die Maxime von der Vernunft allein, ohne Rückſicht auf Neigungen u. ſ. w., als ſchlechthin werthvoll, unſerer würdig und alſo wollenswerth anerkannt werden. Die zur Führung des individuellen Beweiſes für die Freiheit taugliche Maxime ſei identiſch mit der Pflicht. „Um den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens zu führen, muß ich meine Pflicht thun. Thue ich ſie in allen Fällen, ſo bin ich im höchſten denkbaren Sinne des Worts frei; thue ich ſie nicht, unfrei."

Hiermit iſt nach dem Verfaſſer der abſtracte, allgemeine Theil des Beweiſes beendigt. Die Möglichkeit der Freiheit iſt durch die nachgewieſene Vereinbarkeit der Freiheit mit der durch das Cauſalitätsgeſetz geforderten Nothwendigkeit bewieſen, und es iſt gezeigt, worin die wirkliche Freiheit beſteht, nämlich in der Pflichterfüllung. Zweierlei aber läßt ſich nach dem Verfaſſer gar nicht abſtract, d. i. allgemeingültig, faſſen und bleibt alſo dem Individuum allein überlaſſen. Erſtens nämlich die Ueberlegung ſelbſt darüber, was mir, dem Beweiſenden, als tauglich zur Maxime erſcheint. Das ſei nicht nur, wie die Geſchichte lehrt, nach Völkern und Zeiten, ſondern, wie jeder aus der Vergleichung ſeiner Grundſätze mit denen anderer erſehen kann, nach Individuen verſchiedener Beurtheilung unterworfen. Jeder nach ſeiner Ueberzeugung. Eine gewiſſe Conformität werde ſich doch nachweiſen laſſen. Zweitens aber die conſequente, pflichtgetreue Befolgung der von jedem als ſchlechthin vernunftgemäß und werthvoll anerkannten Maxime, durch welche man ſich ſelbſt unter den Begriff eines freien Weſens ſubſumirt. „Die Freiheit iſt durchaus individuell. Sie läßt ſich allgemeingültig weder beweiſen, noch widerlegen."

In einer Anmerkung fügt der Verfaſſer noch hinzu: Ob jemand der ſittlichen Pflicht gemäß leben, ja was er überhaupt dafür halten wolle, ſei gänzlich ſeine Privatſache. Anders verhalte es ſich mit der rechtlichen Pflicht. Da ſei es nicht Privat-, ſondern öffentliche Sache.

Eine gewiſſe Originalität läßt ſich der Freiheitslehre des Verfaſſers nicht abſprechen; ob ſie aber wahr ſei, iſt eine andere Frage. Streng genommen ſind individuelle Eigenſchaften ſolche, die nur einem beſtimmten Individuum zukommen, die nicht Art- oder Gattungseigenſchaften ſind. Sie bilden alſo das Gegentheil der allgemeinen, in allen Individuen einer Art oder Gattung vorkommenden Eigenſchaften. Die Art- oder Gattungseigenſchaften kommen zwar nur in und an den Individuen zur Erſcheinung, aber darum ſind es doch keine individuellen Eigenſchaften, denn ſie kommen in allen Individuen der Art oder Gattung zur Erſcheinung. Die Sterblichkeit z. B. iſt keine individuelle, ſondern eine allgemeine Eigenſchaft der Organismen. Die Freiheit könnte man alſo keine individuelle Eigenſchaft nennen, wenn ſie allen Individuen der menſchlichen Gattung zukäme, ſondern nur, wenn ſie einem beſtimmten Individuum zukommt.

Wäre nun aber der Sinn von des Verfaſſers Behauptung, „die Freiheit iſt durchaus individuell", dieſer, daß nur ein beſtimmtes Individuum frei iſt, ſo wäre die Freiheit gar nicht Gegenſtand der Wiſſenſchaft; denn die Wiſſenſchaft hat es nicht mit individuellen, nur dieſem oder jenem Individuum zukommenden Qualitäten zu thun, ſondern mit allgemeinen, mit Art- und Gattungsqualitäten.

Soll hingegen der Sinn von des Verfaſſers Behauptung dieſer ſein, daß die Freiheit nur in den Individuen zur Erſcheinung oder zur Verwirklichung komme, ſo hätte ſie gar nichts, wodurch ſie ſich von andern Gattungsqualitäten unterſchiede; denn alle Gattungseigenſchaften kommen nur in den Individuen zur Erſcheinung. Solche Eigenſchaften nennt man aber nicht individuelle.

Alſo muß der Verfaſſer entweder leugnen, daß die Freiheit des Willens ein Gegenſtand der Wiſſenſchaft ſei und ſich beweiſen laſſe, oder er muß leugnen, daß ſie etwas Individuelles ſei. Aus ſeinem oben angeführten Satze: „Die Freiheit iſt durchaus individuell, ſie läßt ſich allgemeingültig weder beweiſen, noch widerlegen", ſo

hervor, daß er die Freiheit aus den Gegenständen der Wissenschaft ausstreicht. Es ist gerade, wie wenn jemand sagte: „Die Sterblichkeit ist durchaus individuell, sie läßt sich allgemeingültig weder beweisen, noch widerlegen.“ Könnte da wol die Sterblichkeit noch Gegenstand der Wissenschaft sein?

Hat man aber erst einmal die Freiheit aus den Gegenständen der Wissenschaft ausgestrichen, so ergibt sich weiter, daß von einer allgemeingültigen Moral nicht mehr die Rede sein könne; und der Verfasser ist naiv genug, in seiner oben angeführten Behauptung: „Ob jemand der sittlichen Pflicht gemäß leben, ja was er überhaupt dafür halten will, das ist gänzlich seine Privatsache“, die Allgemeingültigkeit der Moral zu streichen. Es ist gerade so, wie wenn man sagte: Ob jemand den logischen Denkgesetzen gemäß denken, ja was er überhaupt für ein Denkgesetz halten will, das ist gänzlich seine Privatsache. Könnte da noch von einer Allgemeingültigkeit der Logik die Rede sein?

Mit dem Leugnen der Allgemeingültigkeit der Moral steht der Verfasser zwar in neuester Zeit nicht allein da; denn auch Hr. von Kirchmann hat sie geleugnet. Aber ich habe auch bereits an einem andern Orte (in meiner Schrift: „Das sittliche Leben“) gezeigt, wie oberflächlich diese Leugnung ist.

Wenn der Verfasser Schopenhauer vorwirft, daß aus seiner Lehre die Thatsachen des sittlichen Bewußtseins sich nicht erklären lassen, so trifft dieser Vorwurf vielmehr den Verfasser selbst. Denn wenn die Freiheit eine blos individuelle Eigenschaft ist und wenn ferner die sittlichen Pflichten reine Privatsache sind, wie läßt es sich da erklären, daß wir von jedem die sittliche Pflichterfüllung fordern und es dabei nicht seinem individuellen Gutdünken überlassen, was er für sittliche Pflicht halten will? Diese Thatsache läßt sich nur unter der Voraussetzung erklären, daß die Freiheit des Willens und das Sittengesetz allgemeingültiger Natur sind.

Julius Frauenstädt.

Ein französischer Aesthetiker.

Philosophie der Kunst. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Paris, Jung-Treuttel. 1866. 8. 1 Thlr.

Wenn in Frankreich eine Reihenfolge von Werken über Aesthetik erschienen wäre, wie bei uns die von Hegel, Weiße, Vischer, Zeising und dem Unterzeichneten, so würde schwerlich ein namhafter deutscher Schriftsteller eine Philosophie der Kunst veröffentlichen, ohne sich mit den Richtungen und Ergebnissen von jenen auseinanderzusetzen und, sei es polemisirend, sei es zustimmend, auf sie Bezug zu nehmen. Das Buch würde dadurch aber auch viel gründlicher und umfassender werden als das unsers französischen Collegen, der sich begnügt, geistvolle Wahrnehmungen auszusprechen und fruchtbare Gesichtspunkte zu eröffnen, ohne danach zu streben, den Begriff der Kunst im allgemeinen systematisch darzulegen und die Stilgesetze der besondern Künste zu entwickeln. Seine Schrift ist aus Vorlesungen entstanden, die einer Geschichte der italienischen Malerei zur Einleitung dienten, und da war ihre Haltung zweckmäßig; zur Einführung in die deutschen Werke empfiehlt sie sich, und wenn sie den Kennern derselben kaum etwas Neues bietet, so gewährt es immer ein Interesse, zu sehen, wie die wissenschaftlichen Principien und Grundgedanken auf eine leichtverständliche und frische Weise vor Künstlern und Kunstfreunden in Paris vorgetragen werden.

Ich muß vor allem bei dieser Gelegenheit wiederholen, daß autorisirte Uebersetzungen von einem Manne des Fachs wenn nicht veranstaltet, so doch durchgesehen werden sollten. Was denkt sich z. B. der Uebersetzer unter „jener halben Wiederauflebung des 11. Jahrhunderts“, mit der sich die gothische Baukunst entwickelt haben soll? Im Original steht sicherlich renaissance, und wie in Deutschland zur Zeit der Ottonen, so war in Italien und Frankreich das Studium der römischen Dichter, der Gebrauch der lateinischen Sprache mit der Verwerthung antiker Formen im romanischen Stil Hand in Hand gegangen; das kann man als eine vorläufige oder halbe Renaissance bezeichnen, nur muß es dann heißen, daß aus und nach ihr der gothische Stil sich zum Ausdruck des romantischen Geistes entwickelt habe, der gleichzeitig in den Nationalsprachen und in der Ritterdichtung mündig ward.

Taine bestimmt den Begriff der Kunst: sie scheint zunächst Nachahmung der erscheinenden Natur zu sein; aber dann wäre der stenographische Bericht das rechte Drama, die Photographie die beste Zeichnung. Es ist der innere Zusammenhang, es sind die Verhältnisse der Theile eines Organismus, sagt man weiter, was der Künstler ergreift, und wiewol auch das richtig ist, so gewahrt man bei Meisterwerken von Rubens, von Michel Angelo, daß sie nach geistiger Anschauung diese Verhältnisse selbst umbilden, um eine eigenthümliche Idee, einen wesentlichen Charakter klar hervortreten zu lassen. Das innere Wesen verleiht den Dingen der Wirklichkeit ihre Form, aber nicht vollständig, es ist in seiner Wirksamkeit gehindert und durchkreuzt durch das Dazwischentreten anderer Einflüsse, und so hat es sich in den Erscheinungen, die seinen Stempel tragen, nicht stark, nicht deutlich genug ausprägen können. Der Mensch empfindet diese Lücke, und um sie auszufüllen, erfindet er die Kunst. Er räumt die Züge aus dem Wege, die den Grundcharakter verdecken, und bringt die, welche ihn ausdrücken, zur Alleinherrschaft. So Taine. Damit ist aber die Idee der Kunst nicht erschöpft, es fehlt die Rücksicht auf die Schönheit und ihre Beseligung. Die Richtung nach diesem Ziel war einmal eingeschlagen, als Taine von der „Iphigenie“ Goethe's, „einem der größten Werke unserer Zeit“, die Bemerkung machte, sie sei erst in Prosa, dann in Versen geschrieben, und hinzufügt:

> Augenscheinlich ist es hier gerade die Umänderung der gewöhnlichen Redeweise, ist es die Einführung des Rhythmus und Silbenmaßes, was dem Werke seinen unvergleichlichen Accent, jene lautere Erhabenheit, jenen getragenen machtvollen tragischen Gesang verleiht, unter dessen Klängen die Seele sich

erhebt über die niedern Kleinlichkeiten des gewöhnlichen Lebens und vor ihren Augen die Helden der alten Tage erscheinen steht, das vergessene Geschlecht der primitiven Seelen, und unter ihnen die erhabene Jungfrau, die Verkünderin des göttlichen Willens, die Hüterin der Gesetze, die Wohlthäterin der Menschen, in der sich alle Güte und alles Edle der menschlichen Natur vereint findet zur Verherrlichung unserer Art und zur Erhebung unsers Herzens.

Der Hauptgedanke, den Taine durchführt, ist der innige Zusammenhang der Kunst mit dem Leben, ihrer Formen mit der Geschichte der Menschheit. Das Kunstwerk steht nicht für sich isolirt da, es ist das Erzeugniß eines Meisters, der sich noch in andern Schöpfungen bewährt hat, der seinen eigenen Stil besitzt, der selbst seine Entwickelung gehabt. Und der Künstler steht innerhalb seiner Schule, auch ein Shakspeare oder Rubens sind nur die größten im Kreise tüchtiger Genossen. Sie alle aber stehen innerhalb der Gesellschaft und des herrschenden Zeitgeschmacks:

Uns freilich ist durch die Jahrhunderte nur ihre Stimme vernehmlich, aber mitten unter dieser hellönenden Stimme, die mächtig an unser Ohr schlägt, vernehmen wir zugleich ein Gemurmel und wie ein dumpfes Durcheinanderflüstern vieler Stimmen — die gewaltige unendliche Stimme des Volks, das um sie her im Einklange sang. Und nur durch diesen Einklang sind sie groß gewesen.

Die moralische Temperatur ist für die Kunstwerke ebenso bedingend, wie die physische für die Pflanzen und ihre Vertheilung auf der Erde. Ob Wohlbehagen und Heiterkeit, ob Misstimmung, Schmerz und Sehnsucht in einer Zeit vorwiegen, das bestimmt die Art der Kunstwerke, da das Volk diejenigen hegt und pflegt, welche seine Stimmung ausdrücken, die andern aber vernachlässigt, anfeindet und hemmt. Darwin's Gesetz von der natürlichen Auswahl bewährt sich auch hier. Ich lasse Taine selber dies näher darstellen:

Die Gesammtlage entwickelt in den Menschen entsprechende Bedürfnisse, besondere Anlagen und eigenthümliche Empfindungsweisen, wie die physische Thatkraft oder den Hang zum Traumleben, hier die Roheit, dort die Milde, einmal den Trieb zum Krieg, dann die Kunst der Rede, dann wieder die Begierde nach Genuß und hundert andere abwechselnde und ineinander verknüpfte Dispositionen: in Griechenland die körperliche Vollkommenheit und das Gleichgewicht aller Fähigkeiten, das nicht durch ausschließliche Denk- oder Handarbeit gestört ist; im Mittelalter die Unmäßigkeit der überspannten Einbildungskraft und die krankhafte weibische Empfindsamkeit; im 17. Jahrhundert den feinern Ton und Anstand im Verkehre und die Würde der aristokratischen Gesellschaft; in den neuesten Zeiten die Größe der entfesselten Begehrungen und das Unbehagen des unstillbaren Verlangens. Diese Summe von Empfindungen, Bedürfnissen und Anlagen gestaltet nun, sobald sie sich in aller Fülle und Deutlichkeit in einem und demselben Gemüthe ausprägt, die herrschende Persönlichkeit, d. h. das Musterbild, das die Zeitgenossen mit Bewunderung und Theilnahme umgeben; in Griechenland den nackten, schöner Art entflammten, in allen Leibesübungen vollendeten Körper; im Mittelalter den ekstatischen Mönch und den verliebten Ritter; im 17. Jahrhundert den vollendeten Hofmann, und in unsern Tagen den unersättlichen oder traurigen Faust oder Werther. Da aber diese Persönlichkeit unter allen die interessanteste, die wichtigste und überall in dem Vordergrund stehende ist, so ist sie auch eben diejenige, die der Künstler dem Publikum vorführt; wir können somit des Künstlers ganze Arbeit in dem Ausdruck zusammenfassen, daß er einmal die herrschende Persönlichkeit darstellt, das andere mal sich an sie wendet; er wendet sich an sie in den Symphonien Beethoven's und in den Fensterrosen der Kathedralen; er stellt sie dar in dem Meleager und den Niobiden des Alterthums, in dem Agamemnon und dem Achilles Racine's — der Art, daß die ganze Kunst von ihr abhängig ist, weil eben die ganze Kunst nur darauf ausgeht, ihr zu gefallen oder sie auszuprägen.

Taine gibt nun eine ausführliche Schilderung des Griechenthums, des Mittelalters, des 17. und 19. Jahrhunderts, um zu zeigen, wie sie die Blüte der Skulptur, die gothische Architektur, die classische französische Tragödie und die deutsche Musik ausgebildet haben. Die Schilderung ist geistreich, aber etwas einseitig und in ihrer rhetorischen Manier nicht frei von Uebertreibungen. Da wird ganz Hellas zum spartanischen Kriegslager und nähren sich die Bürger von drei Oliven, einem Sardellenkopf und einer Knoblauchszehe; da dichten Marlow, Green, Ben Johnson, Massinger in demselben Stil und Geist wie Shakspeare; da ist Corneille Frankreichs Michel Angelo, und werden Sophokles, Shakspeare, Calderon, Lessing, Schiller vergessen, wenn das Zeitalter der Tragödie gezeichnet wird; da soll das 14. und 15. Jahrhundert die Glanzperiode der Gothik sein statt des 13., und die Aufklärung, die politische Revolution, die Naturwissenschaft und Industrie werden übersehen, um den traurigen oder träumerischen Ehrgeizigen zum Typus unserer Zeit zu machen. Aber gewiß hat Taine recht, wenn er von der Neugestaltung der Dinge und Gemüther auch neue Kunstwerke erwartet und mit Goethe den Künstlern zuruft: „Erfüllen Sie Ihren Geist und Ihr ganzes Gemüth mit den Ideen und den Empfindungen Ihres Jahrhunderts, und das Werk wird kommen."

Moriz Carriere.

Zum bevorstehenden Feste des Reformationsdenkmals.

Das hehre Monument des Protestantismus, im Geiste geschaut von dem Meister Ernst Rietschel, der noch den Luther mit seiner kunstreichen Hand gebildet, aber den Tag der Vollendung nicht erlebt hat, errichtet vom ganzen deutschen evangelischen Volke durch die Beiträge aller derer, die sich in dieser Sache als Volksvertreter bewährt haben: es schreitet seiner Aufstellung zu Worms entgegen. Die Statuen sind sämmtlich gegossen. Schon erhebt sich in der alten Reichsstadt das granitne Fundament, das sie tragen soll. Das nächste Jahr ist zur Einweihung festgesetzt. Daß nicht etwa eine welsche Kriegsfurie das Enthüllungsfest vereiteln möchte! Tragisches Geschick für den deutschen Reformator, etwa nicht nach Worms zu können, weil dort — zwar nicht so viel Teufel als Ziegel auf den Dächern, aber unglücklichenfalls doch so und so viel französische Regimenter wären! Hat doch Worms dergleichen mehr als einmal erleben müssen. Ein anderes ehrwürdiges Baudenkmal im Elsaß ist seinerzeit in des Erbfeindes Hände gerathen und auch darin belassen worden: solche Schmach könnte Deutschlands Genius jetzt nicht mehr ertragen.

Dergleichen Gedanken überkamen uns beim Durchlesen eines vortrefflichen Werks, das vom Verfasser als Festschrift im voraus veröffentlicht ward:

Wormser Luther-Buch zum Feste des Reformationsdenkmals. Von Karl Alfred Hase. Mainz, Kunze Nachfolger. 1867. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Luther's Leben in Luther's Worten erzählt dies Buch dem deutschen Volke. Keiner Partei, nur der Wahrheit will es dienen, aber es dankt seinen Ursprung der Liebe und Verehrung für den Reformator und steht da, wie ohne Zweifel auch Luther in unsern Tagen stehen würde: auf dem Grunde gewissenhaft historischer, confessionell weitherziger, echt rationeller Geschichtsbetrachtung. Als lebensvolle Illustration eines Meisterwerks plastischer Kunst ist es selber in seiner Art ein kleines Kunstwerk, hervorgegangen aus dem Atelier gründlicher Detailforschung und doch ohne den Staub profunder Gelehrsamkeit, eine geschmackvolle Arbeit voll zutreffender Charakteristik in sauberster Durchführung: nach Form und Inhalt ganz und gar ein — verjüngter „Karl Hase".

Das Lutherdenkmal stellt bekanntlich den Glaubenshelden dar als Gipfel des reformatorischen Dranges, der vor ihm war, und als Mittelpunkt seiner Zeit. Auf 8 Fuß hohem Postamente steht er in allbekannter Gestalt und Tracht, das Haupt kühn erhoben, mit dem Finger auf Gottes Wort in Heiliger Schrift weisend: „Das Wort sie sollen lassen stahn!" An den vier Ecken des Postaments sitzen die Vorläufer der Reformation, Repräsentanten germanischen, romanischen und slawischen Volksstums: Waldus aus Frankreich, Wycliffe aus England, Huß aus Böhmen, Savonarola aus Italien. Ihnen ist mit Recht das erste Kapitel der Festschrift gewidmet. Vier große Standbilder umgeben weiter das mit den Gestalten einer Propheten geschmückte Hauptbild: Förderer der deutschen Reformation. Rechts von Luther sein gnädiger Herr, der weise Kurfürst von Sachsen mit dem Reichsschwert, hinter ihm der hochgelehrte Humanist Reuchlin; links Landgraf Philipp in Kraft und Eifer der Jugend, hinter ihm Melanchthon in seiner sinnig bescheidenen Weise. Zwischen diesen Standbildern sitzen die symbolischen Frauengestalten dreier Städte, vor andern Zeugen der Kirchenerneuerung; im Hintergrunde Speier: in protestirender Haltung; zur Rechten Magdeburg, trauernd und mit dem gebrochenen Schwerte des Martyriums; zur Linken Augsburg, mit der Palme des Siegs und dem inhaltschweren Codex der Confession. Das Ganze, auf einem gewaltigen Stufenbau, umschlossen von Mauern und Zinnen mit den Wappen der Städte, welche zuerst die Reformation in ihren Mauern schützten; es macht den Eindruck wie ein Lied, welches der Gottesstreiter mitten in Kampf und Noth siegesbewußt gesungen hat: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Und der Verfasser weiß dieses grandiose Denkmal an der Hand der Geschichte vor uns lebendig werden zu lassen. Luther's Jugendentwickelung, seine Kinder- und Lehrjahre, sein Heranreifen zum entscheidungsvollen Schritte, sein Kämpfen und Beten, der Reichstag zu Worms, das Stilleben auf der Wartburg, der Bauernkrieg mit seinen Schrecken, Schloß Koburg und die Versammlung zu Augsburg, des Reformators religiöse, literarische und urbildlich deutsche Genialität: alles dies wird in frischester Weise und mit einer Anschaulichkeit uns vorgeführt, wie sie nur aus gründlicher Kenntniß der Zeit und der geschichtlichen Actenstücke zu gewinnen war. Dabei versteht es Hase, seinen Helden immer möglichst selbst reden zu lassen, Briefwechsel und gelegentliche Aeußerungen trefflich zu verwerthen und den großen Umrissen stets sorgsam die kleinen ausmalenden Züge beizufügen, die den Reformator uns verständlicher, aber nicht kleiner machen, sondern ihn der Nachwelt herzlich näher rücken. Ueberall erquicken den Leser naive, saftige, den Nagel auf den Kopf treffende Lutherspräche. Namentlich das Kapitel: „Luther im Hause", das ihn im Verhältniß zu Frau und Kindern, als scherzhaften Tischgenossen und aufopfernden Freund vortrefflich schildert, verdient um so mehr gelesen zu werden, da es manchen neuen Zug enthält, der die allgemein bekannte, vorbildliche Gemüthlichkeit des Lutherhauses in ein noch charakteristischeres Licht stellt. Auch die gewaltigen, innern Anfechtungen, die in Luther's Seelenleben sich zu einem Kampfe mit dem Teufel selber gestalteten, werden eingehend besprochen und psychologisch zu lösen gesucht:

Ihn stellte das Geschick auf die Grenze zweier Zeitalter, Kind des einen, Vater des andern. Er liebte die Vergangenheit, und er sollte eine ganz andere Zukunft schaffen; er stand fest gewurzelt in seiner Kirche, und er sollte sie bekämpfen und sie ihn verfluchen. Sie war ein Stück von ihm selbst, seine Jugend; nicht blos was außer ihm war, bekämpft er, sondern was in ihm ist, und das Gebilde seiner Jugend muß er in Stücke schlagen. Das ist das geheime Weh, welches auf Menschen von weltgeschichtlicher Bedeutung gelegt ist. Wer es trägt, ahnt es wol, nicht immer begreift er es. Eigenthümlich nach der Zeit und dem Gedankenkreise, in dem einer aufgewachsen ist, gestaltet sich ihm der Widerspruch seines Lebens. Für Luther kam noch seine gewaltige bilderreiche Phantasie hinzu. Und in einer Zeit, wo man so viel an Gott dachte und von ihm sprach, konnte man den Teufel nicht vergessen.

Auch die Gegensätze, die in Luther's Anschauungen zu verschiedenen Zeiten hervortreten, werden nicht verschwiegen und am Schlusse das Urtheil unserer Zeit über ihn dahin zusammengefaßt:

Der Zeiten Umschwung, an dessen Spitze er stand, ist als schroffer Gegensatz in sein Leben gefallen. Er hat den Papst für den allerheiligsten und für den allerhöllischsten Vater gehalten. In seiner leidenschaftlichen Erregung wechselten stürmisch die Gefühle. Sein Leben galt der Befreiung des Geistes und er hat für den Buchstaben geeifert. Er hat mit der Geschichte gebrochen, über die Väter der Kirche verächtlich geurtheilt und sich doch auf die kirchliche Ueberlieferung gesteift. Er hat mit seiner christlichen Einsicht sich selbst über die Heilige Schrift gestellt, und dann doch die Vernunft zu erwürgen geboten. Er ist im Vertrauen auf die alleinige Macht des Geistes dem Sturme der Revolution in die Zügel gefallen, und hat gelegentlich gerathen, den Papst sammt seinem Gesinde im Tyrrhenischen Meer zu ersäufen. Aber allezeit hat er in unbedingter Redlichkeit seine Ueberzeugung ausgesprochen und war jedem irdischen Interesse fremd. Mit kräftiger Sinnlichkeit stand er festgewurzelt in der Erde, aber sein Haupt reicht in den Himmel. An schöpferischem Geiste war seinerzeit keiner ihm gleich, seine Reden sind

oft derber, als selbst seiner derben Zeit erlaubt schien, aber an volksthümlicher Beredsamkeit ist nie seinesgleichen gewesen in deutschen Landen. Aus Angst und Zorn wuchs ihm die rechte Freudigkeit im Kampfe. Wo er einmal Unrecht erkannte, sah er nichts als Hölle. Aber seine Bedeutung besteht weniger in seinen losreißenden und zerstörenden Thaten, andere konnten sich leichter und entschiedener von der alten Kirche losreißen, vielmehr in seiner auferbauenden Macht, in seiner begeisterten Glaubensfülle; obwol er in trüben Stunden durch des Teufels Anfechtung Gott und Christum und alles miteinander zu verlieren meinte. Zumal Gegnern gegenüber hat er sich gefühlt und unbefangen ausgesprochen, daß er ein erwähltes Rüstzeug Gottes sei, im Himmel und auf Erden und in der Hölle wohl bekannt: doch mit seiner Persönlichkeit hatte das nichts zu schaffen; er wollte nichts wissen von lutherischer Lehre, und sein hehres Gottvertrauen galt nicht seiner eigenen Rettung aus Gefahren, sondern dem Glauben, daß Gott alltäglich zehn Doctor Martinus erschaffen könne. Abgeschmackte Vorwürfe und beschränkte Rechtfertigungen sind verschollen, solch ein Mann gehört nicht einer Partei an, sondern dem deutschen Volke und der Christenheit.

Möchte dieses „Wormser Luther-Buch", im Verein mit jenem demnächst zu errichtenden Lutherdenkmale, dazu beitragen, im Leben der Nation eine kräftige protestantische Gesinnung wach zu erhalten. Wir haben sie in unserer Zeit nöthiger denn je. Selbst der Boden, auf dem das eherne Bild des Reformators sich erheben soll, ist ultramontanen Gegenwirkungen nur mit Mühe abgerungen worden, und gerade dort am Rheine lastet bischöfliche Priesterhand nicht nur auf Kirche und Schule, sondern auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Georg Heusinger.

Sicilische Reisebilder.

Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder von Otto Hartwig. Erster Band. Göttingen, Wigand. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Werk bietet nicht nur flüchtige Touristeneindrücke, sondern das Resultat längerer Beobachtungen und eingehender Studien, die dem Verfasser ein mehrjähriger Aufenthalt in Messina ermöglichte. Darin liegt nicht nur ein hervorragender Reiz dieser Aufsätze, sondern ihr bleibender Werth. Was sie beschreiben, hat der Verfasser selbst gesehen und untersucht, sie athmen den Eindruck des lebendigsten Augenscheins und geben ein wahres und sprechendes Bild von einem der schönsten und interessantesten Länder, die wol existiren. Vieles davon ist völlig neu und wirft auf bisher fast gänzlich ungekannte Partien ein helles Licht, ich meine namentlich die historischen Aufsätze, und so wird diese Schrift auf der einen Seite dem Fachgelehrten vielfach willkommen sein, auf der andern aber auch das Bedürfniß gebildeter Unterhaltung befriedigen, zumal der Verfasser über einen leichten, kräftigen und farbenreichen Stil gebietet, der sich mit feinem Takt dem Gegenstande anpaßt und ihn seiner Art entsprechend wiedergibt.

Den Inhalt anlangend, behandeln die beiden ersten Aufsätze zwei Aetnafahrten, die der Verfasser gemacht und die er in der frischen lebenslustigen Stimmung erzählt, in der er sie unternommen hat. Seine kleinen Reiseabenteuer verweben sich geschickt mit der packenden Darstellung der gewaltigen Bergnatur, und das Bild, das er von der letzten Eruption entwirft, ist von wahrhaft plastischer Kraft. Von großem Interesse ist der mit vielem Geschick und scharfer Beobachtung geschriebene dritte Aufsatz: „Die Wechselbeziehungen zwischen der Geschichte Siciliens und seiner Bodencultur." In einem kurzen historischen Abriß werden die wechselnden Schicksale, die Behandlung resp. Mishandlung, welche die Insel erfahren, dem Leser vorgeführt, von den ersten Zeiten bis zur Gegenwart. Die große Epoche der griechischen Cultur, in der Sicilien als die Fruchtkammer Italiens berühmt war, und in der Städte wie Syrakus und Agrigent blühten; die Zeiten der Römerherrschaft, die für die Insel durch das Aussaugesystem habgieriger Proconsuln so verhängnißvoll ward; die gänzliche Vernachlässigung ihrer Verhältnisse unter den byzantinischen Kaisern; das höchst interessante Verfahren, das die römischen Bischöfe, namentlich Gregor der Große, in der Behandlung Siciliens einschlugen; die neue Blüthepoche unter der Herrschaft der Sarazenen, die hier die Seidenzucht, den Baumwollenbau einführten und auf dem ergiebigen Boden zuerst jene Bäume pflanzten, in deren Ertrag heute noch der Hauptreichthum der Insel besteht; das kriegerische Regiment der Normannen, die Glanzzeit unter Friedrich II., die damals schon sich ausbildende feudale Adelsherrschaft, die selbst unter dem Drucke des spanischen Absolutismus im Verein mit der Geistlichkeit sich Besitz und Macht zu retten wußte: alle diese Schicksalsphasen der Insel sind in kurzer, kräftiger Schilderung zusammengestellt und bieten in ihrem Zusammenhang den Schlüssel, um die gegenwärtige Lage Siciliens zu verstehen. Eine lange Kette von Vernachlässigung und Plünderung haben den vielleicht fruchtbarsten Boden der Erde wüst und öde gemacht, der große Mangel an Communicationsmitteln hat den Verfall einst bedeutender Städte nach sich gezogen, die Gleichgültigkeit des Adels, in dessen Händen noch der große Grundbesitz liegt, gegenüber dem Zustand ihrer Territorien, hat von der enormen Ertragfähigkeit des Landes Nutzen zu ziehen verabsäumt, und wir finden Sicilien nach jeder Seite hin als ein Land, das den Standpunkt des Mittelalters kaum verlassen hat; wir begreifen aber auch, daß es trotz allem, was hier die Natur gethan, dahin kommen mußte.

Dieser umfassenden und lehrreichen Skizze, zu welcher der Verfasser seine Streifzüge in die wenig besuchten innern Partien der Insel vortrefflich benutzte, folgt ein Aufsatz über eine sicilische Adelsfehde zwischen den Familien Lune und Perello, ein charakteristisches, kräftig gezeichnetes Bild, das in ausdrucksvoller Behandlung an Kleist's genialen Novellenstil erinnert. Die Darstellung eines kleinen, auf Leben und Tod geführten Kampfes, der um einer unbedeutenden Kränkung des Stolzes willen jahrelang dauernd zu allen Greueln sich versteigt, deren die gereizte Wuth fähig ist, hat eine hinreißende Lebendigkeit, und kaum war ein Gegenstand zu finden, der uns in den eigenthümlich stolzen heißen Sinn der Sicilianer einen so

tiefen Einblick gewährt, als dieser von dem Verfasser mit richtigem Blick gewählte.

Der letzte Aufsatz, über die „Revolution von Messina" (1672—78), ist der umfassendste und nach gewisser Seite auch der werthvollste, weil er den Gegenstand zum ersten male im Zusammenhang behandelt. Die italienische Geschichte erfährt durch ihn eine wesentliche Bereicherung. Hier kommt dem Verfasser sein Aufenthalt in Messina vor allem zu statten. Seine Ausführung bekommt durch die unmittelbare Kenntniß des Orts eine plastische Anschaulichkeit, die wol unter andern Verhältnissen kaum zu erreichen sein würde, und Wahrnehmungen über das italienische Städtewesen und die Eigenthümlichkeit seiner Entwickelung und seiner Bedeutung lassen sich wol nur an Ort und Stelle so umfassend gewinnen. Leider müssen wir auf eine Besprechung des Gegenstandes, die uns allzu weit führen würde, verzichten. Doch schon um dieses letzten Aufsatzes willen verdient das Werkchen die Aufmerksamkeit jedes Geschichtsfreundes, und so können wir nichts anderes thun, als dasselbe der gebildeten Lesewelt aufs wärmste zu empfehlen. Wir schließen mit der Hoffnung, daß diesem ersten Bande bald ein zweiter folgen und daß der Verfasser die Früchte seiner sicilischen Studien, die bisjetzt in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen zerstreut sind, in der begonnenen Weise zusammenstelle und dem Publikum biete, hoffentlich in nicht zu langer Zeit. 38.

Ein Lebensbild Abraham a Sancta Clara's.

Abraham a Sancta Clara, von Th. G. von Karajan. Wien, Gerold's Sohn. 1867. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Friedrich der Große fand eines Tags bei dem Besuche einer Dorfkirche in Schlesien auf dem Altar statt einer Hostienschachtel eine Schachtel mit Whistmarken (man erfährt nicht, durch welches Versehen sie dahin gekommen). „Hm", äußerte der König zu dem ihn begleitenden Geistlichen, „es scheint, daß Er seinen Sündern blos die Knochen statt des ganzen Leibes des Herrn verabreicht!"

Schier in dieselbe Lage versetzt uns Karajan. Nie sind wir mit größern Erwartungen an ein Werk bei Lesung seines Titels gegangen, und nie sind wir ärger enttäuscht worden. Zwar befremdete es uns einigermaßen, daß der gelehrte Verfasser in seinen Tagen noch Aesthetiker geworden sein sollte, der man nothwendig ebenso wie Historiker sein muß, um eine genügende Monographie über den Pater Ulrich Megerle liefern zu können, auf welche jeder Literaturfreund schon wer weiß wie lange sehnlichst harrt; doch aber glaubten wir, daß ein Mann von Karajan's Bedeutung und Verdienst in ein Fahrwasser sich begeben würde, wo er nicht mit vollen Segeln nach einem allgemein frommenden Ziele ansteuern könne. Dem ist, wie gesagt, nicht so, und in Anwendung einer uralten Moral haben wir deshalb mit ihm weit ernster und rückhaltloser zu rechten als mit einem halbschürigen Schriftsteller. Nicht den Leib und das Blut Abraham's vergegenwärtigt er uns, nur das Skelett ist aus der Rumpelkammer der Vergessenheit mit einer Peinlichkeit und Mühseligkeit hervorgezogen worden, die eines bessern Zwecks würdig waren und worüber wir selbst Angstschweiß vergießen. Nichts von des Augustiners culturgeschichtlicher Bedeutung, keine allseitige Würdigung seiner Werke! Freilich bekennt der Verfasser, daß es ihm dazu an Muth und Geschick fehle; allein man soll niemand zu Tafel laden, den man nicht zu sättigen vermag und auf fremder Herren Tisch vielleicht ad nonas Ebracorum vertrösten muß. Freilich kündigt uns das Vorwort an, das Werk bringe nicht viel; aber der Raum von mehr als 23 Bogen zur Ausbreitung eines Knochengerüstes, zu einer rein äußerlichen Darstellung seines Lebens und seiner Individualität, zu einer Betrachtung, in welcher nicht die Zeit und die Zustände der Focus sind, in denen sich des Paters Wirken retrospectiv auflöst, im Gegentheil gleichsam blos zufällige Einrahmung einer ganz subjectiven Erscheinung — das ist wahrlich viel zu viel, das heißt uns Hungrigen Steinhaufen statt des begehrten Brotes bieten. Wir wollen ihn auch nicht haben, diesen urälterlichen und älterlichen Familienquark, diesen genealogischen Krimskrams obscurster, historisch nichtssagender Leute; zu ernste Forderungen stellt die Gegenwart an jeden einzelnen, um sich durch den Mulm und Moder pedantischer und weitschweifiger Kleinlichkeiten zu würgen. Man muß nicht über die elementaren Versuche historiographischer Combinationen hinaus sein, um nicht auf den ersten Ueberblick zu erkennen, daß der allein wesentliche Inhalt sämmtlicher 40 Kapitel sich auf ein Drittel des Buchs ohne jegliche Einbuße zusammendrängen ließ. Hin und wieder zwar nimmt der Verfasser einen Anlauf zu der Bahn universeller und geistreicher Behandlung; aber wenn wir meinen, den räthselhaften Todten im Lichte neuen Lebens erstehen zu sehen und unsere Hände in seine Nägelmale legen wollen, bricht er flugs wieder als Mumie zusammen, große Staubwolken raritätenhafter Ingredienzen aufwirbelnd, die einen Petrefactensammler entzücken mögen, unsern Augen und Athmungsorganen hingegen schädlich sind. Registermäßiger und geistloser wie hier lassen sich des Paters Schriften kaum behandeln; es sind die alleroberflächlichsten Gesichtspunkte, unter welche sie in massenhaften Auszügen geradezu blos rubricirt werden: Auszüge, die obenein mit allen Stacheln und Krusten der jedem Gebildeten bis zum Ueberdruß bekannten verwilderten Schreibart des 17. Jahrhunderts, also mit einer widerwärtigen diplomatischen Genauigkeit zum Genuß geboten werden.

Dankbar sind wir Karajan einzig und allein für den Nachweis der Reihenfolge der meisten Werke Abraham's nach der Zeit ihrer Entstehung oder, wo dies nachzuweisen nicht gelang, nach der Zeit ihrer ersten Veröffentlichung (S. 348—361), nur hätten wir sie bibliographisch erweitert gewünscht.

Hoch thürmt sich der Spreuhaufen, den wir durchwühlt, und klein ist die Zahl der Körner, welche geeigneterer Kraft zur künftigen literarischen Aussaat über den

großen Satiriker der kaiserlichen Hofkirche zu Wien verwendbar sind. Vielleicht ist es Karajan's negatives Verdienst, eine solche bereits angeregt und ihr gezeigt zu haben, wie sie sich nicht gebaren darf.

Die Ausstattung des Buches ist — leider — recht haft prachtvoll: ein purpurner Krönungsmantel über einem morschen Gerippe.

Feuilleton.

Ein Sendschreiben über das „Bücherleihen".

Es ist von Alfred Meißner wie von uns mehrfach darauf hingewiesen worden, daß ein Aufschwung in den finanziellen Verhältnissen unserer Dichter und Schriftsteller nur dann zu erreichen sei, wenn die anständige deutsche Gesellschaft es sich, wie die französische und englische, zur Ehre rechne, die Bücher, welche sie liest, selbst zu besitzen. Das Geheimniß einer glänzendern Zukunft unsers Verlagsbuchhandels und des deutschen Schriftstellerthums liegt in der „Privatbibliothek", in dem „Bücherschrank". In einer drastischen Weise hat jetzt Wilhelm Jordan dies Thema dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen versucht, indem er einen Brief veröffentlicht, den er an eine fingirte oder wirkliche Commerzienräthin in Berlin geschrieben hat. Diese Dame ersuchte ihn, für einen Leseabend ihr ein Exemplar seines Lustspiels „Die Liebesleugner" zu borgen; in seiner Antwort, deren göttliche Grobheit den Nagel auf den Kopf trifft und nur dann Bedenken erregen muß, wenn der Dichter nicht gegen einen maskirten Feind, sondern gegen eine Dame von Fleisch und Blut focht, sagt er:

„Sie und Ihre Gesellschaft wünschen mein Lustspiel zu lesen. Dieser Wunsch, Frau Commerzienräthin, ist ein Erzeugniß meines Kapitals und meiner Arbeit. Um ihn erregen zu können, bedurfte ich meines Erbtheils von Vater und Mutter, des poetischen Talents, der Sprachgewandtheit, der Uebung im Versemachen und einer Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten, die weder umsonst, noch ohne vieljährige Anstrengung zu erwerben sind. Mit diesem Betriebskapital habe ich dann wochenlang am Schreibtisch sitzen, hierauf die Darstellung meines Stücks betreiben, die Proben leiten, die Rollen mit den Schauspielern einstudiren müssen. Das Stück hat Beifall gefunden und dadurch das Publikum begierig gemacht, es auch zu lesen. So hat es neben seinem Bühnenwerth auch einen Buchwerth erlangt. Die Nachfrage des Publikums, von der die Ihrige einen Theil ausmacht, ist fällig gewordene Rente meines Kapitals, ist realisirbarer Verkaufswerth der von mir producirten Waare. Diese Rente nun habe ich für eine gewisse Zeit, von dieser Waare einen gewissen Vorrath an Herrn Sauerländer in Frankfurt verkauft. Es ist also ein irrthümlicher Ausdruck, wenn Sie mich ersuchen, Ihnen das Stück zu leihen. Was Sie mir wiedergeben, das wäre nur die Schale einer gegessenen Auster; nämlich bedrucktes Papier, das die Eigenschaft verloren hätte, anderthalb Gulden aus Ihrer Kasse in diejenige meines Herrn Verlegers führen zu können. Dem letztern sind Sie durch das Factum Ihrer Leselust den Ladenpreis schuldig geworden, zwar nicht nach dem Handelsgesetz, wol aber nach einem höhern, das auf Ihrer gesellschaftlichen Stufe mindestens ebenso bindend sein sollte: nach dem Gesetze des Anstandes. Es gibt Leute, denen es niemand übel nimmt, wenn sie dem Aufsteigen eines Luftballons oder einer Kunstreitergesellschaft von außerhalb der Planken gratis zuschauen, andere, für die der dritte oder zweite, andere endlich, für die nur der erste Platz schicklich ist. So gibt es denn auch große Klassen, die sich mit Büchern gegenseitig aushelfen oder in die Leihbibliothek schicken müssen. Aber stellen Sie sich Ihren Gemahl, den Herrn Commerzienrath, vor, die schwere Goldkette seines Chronometers zur Schau tragend auf der mit feinstem Piqué und Buckskin bekleideten Vorwölbung seiner wohlgenährten Gestalt, und dennoch, umgeben von zerlumpter Straßenjugend, vom Ast eines Baumes aus seine Schaulust am Pferderennen befriedigend. Sie und Hunderte Ihres Standes verschmähen es nicht, eine ähnliche Situation einzunehmen gegenüber dem am wenigsten beschützten, unbewachbarsten Eigenthum, dem des Schriftstellers — offenbar ahnungslos darum, weil Sie noch niemals überlegt haben, worin dies Eigenthum bestehe. Sie sowol als Ihr Herr Gemahl sind ja warme Bewunderer Englands und englischer Sitten. Wohlan denn, seien Sie englisch auch in Ihrem Verhalten zur Litteratur. In England hat niemand Anspruch auf den Namen eines Gentleman, der nicht eine Bibliothek besitzt im Verhältniß zu seinem Vermögen. Eine Flucht von zwölf Zimmern und Sälen bewohnen wie Sie, sechs Pferde und drei Bedienten zu halten wie Sie, und dennoch geliehene Bücher, wol gar aus der Leihbibliothek zu lesen, das würde in England für höchst ruinirend gelten. Trotz alledem aber, verehrteste Frau Commerzienräthin, bin ich gern bereit, Ihnen etliche Exemplare des gewünschten Lustspiels zu leihen, wenn Sie mir eine genügende Gegengefälligkeit leisten wollen. Man versichert, daß Sie Ihrem Herrn Gemahl als Mitgift einen stattlichen Folioband in Maroquin zugebracht haben, dessen Inhalt sehr schätzenswerth sei, wenn auch zum Lesen nicht besonders unterhaltend, denn er bestehe aus lauter Staatsschuldscheinen. Ich bitte Sie, mir denselben nur auf einige Stunden zu leihen. Sie sollen ihn pünktlich nach Ablauf dieser Frist wieder erhalten; denn ich will weiter nichts als die Zinscoupons für mich ausschneiden."

Die Historische Commission bei der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften.

Von dem regen Leben auf dem Gebiete deutscher Geschichtforschung und Geschichtschreibung legen die Berichte Zeugniß ab, welche über die achte, vom 2. bis 7. October in München tagende Plenarversammlung der Historischen Commission der bairischen Akademie veröffentlicht werden. Die namhaftesten deutschen Historiker, darunter die beiden Jubilare Ranke und Pertz, wohnten derselben bei. Nach dem Bericht des Secretärs waren von den durch die Commission herausgegebenen Schriften seit dem vorigen Jahre in den Buchhandel gekommen: 1) K. Hegel, „Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert", Bd. 5. 2) „Jahrbücher der deutschen Geschichte: Kaiser Heinrich VI." von Th. Töche. 3) „Forschungen zur deutschen Geschichte", Bd. 7. 4) „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland"; dritte Lieferung, enthaltend: a) Geschichte der protestantischen Theologie" von J. A. Dorner. b) „Geschichte der katholischen Theologie" von L. Schegg. 5) „Weisthümer", gesammelt von J. Grimm, Bd. 5. Auf Oberleitung von G. L. von Maurer herausgegeben von Fr. Schröder. 6) „Briefe Friedrich's des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz, mit verwandten Schriftstücken", gesammelt und bearbeitet von A. Kluckhohn. Bd. 1. 7) J. G. Lehmann, „Geschichte des Herzogthums Zweibrücken". — Von der „Geschichte der Wissenschaften" ist eine neue Abtheilung, die „Geschichte der Aesthetik" von Lotze, unter der Presse und wird binnen kurzem als vierte Lieferung ausgegeben werden. Je größer die Theilnahme des Publikums an diesem Unternehmen ist — von einigen Werken sind bereits neue Abdrücke nöthig geworden —, desto mehr wünscht die Commission den regelmäßigen Absatz gesichert zu sehen. Nachdem Prof. Ihering wegen anderweitiger Beschäftigungen die Bearbeitung der Geschichte der Rechtswissenschaft aufgegeben hat, wurde dieselbe dem Prof. Stintzing in Erlangen übertragen. Für die Geschichte der Astronomie,

welche bisher noch kein geeigneter Bearbeiter gefunden war, ist bestimmte Aussicht vorhanden, Prof. R. Wolf, Director der Sternwarte in Zürich, jetzt zu gewinnen. Der dritte Band der „Historischen Volkslieder der Deutschen" wird in den nächsten Tagen im Druck vollendet sein.... Der vierte Band soll im Jahre 1869 erscheinen, und der Herausgeber, Cabinetsrath von Aliencron, wird ihm noch einen kleinen Band mit Beilagen, besonders alte Melodien, ein Wörterbuch, ein Verzeichniß der Liederanfänge und Quellennotizen enthaltend, dann sofort folgen lassen.

Die Arbeiten für die Herausgabe der Städtechroniken, der deutschen Reichstagsacten, von denen der Text des ersten Bandes, die erste Hälfte der Regierung Kaiser Wenzel's (1376—78) umfassend, vorliegt, werden mit Eifer betrieben; die Sammlung der Weisthümer ist durch interessante Stücke, namentlich aus Schwaben, vervollständigt worden. Die Zeitschrift: „Forschungen zur deutschen Geschichte" wird in der bisherigen Weise unter der Redaction von Prof. Waitz, Oberstudienrath von Stälin und Prof. Wegele fortgeführt werden. Von archivarischen Veröffentlichungen ist der erste Band der „Wittelsbachischen Correspondenz", der die Briefe Kurfürst Friedrich's III. von der Pfalz enthält, jetzt ausgegeben worden. Den Arbeiten aus der pfälzer Geschichte, welche Pfarrer J. G. Lehmann in Nußdorf auf den Wunsch König Maximilian's II. unternommen hatte, schließt sich die Geschichte der Grafen von Spanheim an, welche im Manuscript vorlag. Auf den Vorschlag des Oberstudienraths von Stälin beschloß die Commission zur Erleichterung des Drucks eine Subvention allerhöchsten Orts zu beantragen. Außerdem soll von Schmeller's „Bairischem Wörterbuch" eine neue Ausgabe von Karl Frommann herausgegeben werden.

Bibliographie.

Asztalos, Elise v., An die denkenden deutschen Frauen. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Becker, A., Hedwig. Ein Roman aus dem Wasgau. 2 Bde. Berlin, Janke. 1868. 8. 3 Thlr.

Bowitsch, L., Vom Donaustrande. Mährlein und Sagen. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 8. 12 Ngr.

Briefwechsel zwischen dem Künstler und Schauspieler Moritz Rott und einer Dame. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 1 Thlr.

Briegleb, H. C. B., Gebrochene Fürstenherzen. Zwei Novellen aus dem Süden. Der deutschen Nation gewidmet. Leipzig, Leiner. 1868. 8. 20 Ngr.

Diefenbach, L., Die Pfarrerskinder. Novelle. Frankfurt a. M., Auffarth. 16. 20 Ngr.

Dingelstedt, F., Die Amazone. Novelle. 2 Bde. Stuttgart, C. Hallberger. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Dühring, E., Die Verkleinerer Carey's und die Krisis der Nationalökonomie. 16 Briefe. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr.

Belletristisches Frankreich des 19. Jahrhunderts. Romane von Abbé ..., About, Achard, Aimard ꝛc. Einzig berechtigte deutsche Uebersetzung. 1ter bis 5ter Bd. Wien, Tendler u. Comp. 1868. 8. 3 Thlr.

Giesebrecht, L., Gedichte. 2 Bde. 2te vermehrte Ausgabe. Stettin, von der Nahmer. 8. 3 Thlr.

Girndt, O., Dramatische Werke. 1ster Bd. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr.

Grothe, W., Aus dem Reiche der Lampen und der Schminke. 3ter Bd.: Hoelog und Komödiant. Humoristisch-komischer Roman. Berlin, Grothe. 1 Thlr.

Haffner, K., Die schönen Weiber von Wien. Humoristischer Roman aus dem Wiener Volks-Leben. 3 Bde. Wien, Lafi. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hamerlin, R., Ahasverus in Rom. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einem Epilog an die Kritiker. 3te Aufl. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1868. Gr. 16. 1 Thlr.

Heije, J. P., Griechenlands Kampf und Erlösung. Eine neue niederländische Dichtung zu Beethoven's Ruinen von Athen. Amsterdam. 8. 12 Ngr.

Herbst-Blätter. Gesammelt und den Sonntagskindern gewidmet. Breslau, Hirt. 16. 12 Ngr.

Herchenbach, W., Kaiserkrone und Herzogshut. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert. 2 Bde. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hofer, E., Die gute alte Zeit. Erzählungen und Geschichten. 2 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Andreas Hofer in seinem Leben und Wirken. Eine Skizze zur Säkularfeier 1867. Wien, Hartleben. 8. 4 Ngr.

Hoff, J., Harmonie. Ein kulturgeschichtliches Bild. 2te durch Zusätze und Berichtigungen vermehrte Aufl. Stuttgart, Scheber. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jaeschkowski, F., Gottfried der Bärtige, Herzog von Lothringen und Markgraf von Toscana (1033—1069.) 1ster Thl. Inaugural-Dissertation. Göttingen. Gr. 8. 10 Ngr.

Kératry, E. Graf, Kaiser Maximilians Erhebung und Fall. Originalcorrespondenzen und Documente in geschichtlichem Zusammenhange dargestellt. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Kluckhohn, A., Briefe Friedrich des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz mit verwandten Schriftstücken gesammelt und bearbeitet. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. 1ster Bd. 1559—1566. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 4 Thlr.

König, A., Die Echtheit der Apostelgeschichte des heiligen Lucas. Ein Wort an deren Gegner. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Krogk, G. L., Die goldene Bulle der Stadt Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 5 Ngr.

Laube, H., Der deutsche Krieg. Historischer Roman in 3te Aufl. 1ste Lief. Leipzig, Hasfel. 8. 7½ Ngr.

Lazarus, M., Ueber Mortalitätsverhältnisse und ihre Ursachen. Hamburg, O. Meissner. 8. 12 Ngr.

Löbbach, R., Handbuch der römischen Nationallitteratur. Prosaiker und Dichter. Mit kurzen biographischen Erläuterungen. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ludwig, R., Geologische Skizze des Grossherzogthums Hessen. Herausgegeben vom mittelrheinischen geologischen Verein. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 4. 1 Thlr.

Leipziger Messbilder. Heitere Lebensbilder aus der Gegenwart. Nr. 1. Leipziger Harfenmädchen. Leipzig, Burkfirst. 8. 2½ Ngr.

Margerie, A. v., Die Familie. Autorisirte Uebersetzung. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 27 Ngr.

Marryat, Florence, Für immer und ewig. Roman. Aus dem Englischen von H. Hardt. 3 Bde. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Schlicke. 1868. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Merx, E., Ministerfieber und Schwiegersöhne. Kein sentimentaler Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 1868. 8. 3 Thlr.

— — Nicht nach der Schablone. Novellen. 2 Bde. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 2 Thlr.

Molitor, W., Claudia Procula. Ein dramatisches Gedicht. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Neubürger, E., Einige Blätter zur Erinnerung an K. Schwenk. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Einige Blätter zur Erinnerung an H. Hilliger. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Noë, H., Neue Studien aus den Alpen. 1ste Lief. München, L. Finsterlin. 1868. 8. 4½ Ngr.

Poppe, A., Die Bedeutung und das Wesen der antiken Telegraphie. Ein kulturgeschichtlicher Beitrag. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reckendorf, H., Das Leben Mosis. Allen denkenden Bibelfreunden gewidmet. Leipzig, Gerhard. 1868. 8. 15 Ngr.

Reuter, W., Ein bunter Strauß. Gedichte. Trier, Braun. 16. 15 Ngr.

Rötscher, H. T., Dramaturgische und ästhetische Abhandlungen. Herausgegeben von Emilie Schröder. Leipzig, F. Fleischer. 8. 22½ Ngr.

Sauer, C. M., Korporal Hilscher. Ein Dichterleben. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schaefer, A., Geschichte des siebenjährigen Kriegs. 1ster Bd. Der Ursprung und die ersten Zeiten des Kriegs bis zur Schlacht bei Leuthen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schmid, C. v., Josaphat, Königssohn von Indien. Eine Geschichte aus dem christlichen Alterthume neu erzählt. München, L. Finsterlin. 8. 10 Ngr.

Schmidt-Weißenfels, Pascal Paoli, der letzte Korse. Historischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr.

Schmidt, O. G., Petrus Mosellanus. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Sachsen. Leipzig, F. Fleischer. 8. 12 Ngr.

Schneider, K., Volksschule und die Schullehrerbildung in Frankreich. Dargestellt und mit den entsprechenden Verhältnissen des preußischen Schulwesens in Frankreich verglichen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 10 Ngr.

Siemssen, H. J., Ein Gedicht- und Liederbuch für praktische Aerzte nebst einem Anhang enthaltend ärztliche Redensarten. Original-Beiträge. Hamburg, O. Meißner. 8. 15 Ngr.

Sonnenburg, F., Erloschene Sterne. Roman. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 2 Thlr.

Spir, A., Die Wahrheit. Leipzig, Förster u. Findel. Gr. 8. 21 Ngr.

Springer, R., Weimar's klassische Stätten. Ein Beitrag zum Studium Goethe's und unserer klassischen Literatur-Epoche. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr.

Strack, L., Bilder aus der Reformationsgeschichte. 3ter Bd. Blicke in die katholische Kirche. Leipzig, Schlicke. 1868. Gr. 8. 28 Ngr.

Tennyson, A., Königs-Idyllen. Uebersetzt von W. Scholz. Berlin, G. Reimer. 16. 25 Ngr.

Tiefenhausen, E. Baron P. v., Plettenberg. Historisches Trauerspiel. Riga, Kymmel. 8. 15 Ngr.

Wehl, F., Dramen. III. Lustspiele. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 1 Thlr.

Woldemar, C., Die Lettenauswanderung nach Newgorod im Jahre 1345 und die baltische deutsche Presse. Bautzen, Schmaler u. Pech. Gr. 8. 4 Ngr.

Würkert, L. (L. Rein), Marlene oder Magd und Gräfin. Ein Tendenzroman. 2 Bde. Leipzig, Matthes. 1868. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ziel, E., Gedichte. Leipzig, Matthes. 1868. 16. 20 Ngr.

Ziemssen, R., Christus der Herr. Eine biblische Studie zur Christologie. Kiel, Schwers. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

König Richard der Zweite.

Von William Shakespeare.

Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 5 Ngr.

Bildet das 6. Bändchen von:

William Shakespeare's Dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt u. a. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**

Das 1.—5. Bändchen enthalten:

Othello. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt.

König Johann. Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Antonius und Kleopatra. Uebersetzt von Paul Heyse.

Die lustigen Weiber von Windsor. Uebersetzt von Hermann Kurz.

Viel Lärmen um Nichts. Uebersetzt von Adolf Wilbrandt.

Eine neue deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen wird längst als Bedürfniß empfunden, da die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung, ungeachtet der hohen Vorzüge, die namentlich den von Schlegel selbst übersetzten Stücken beiwohnen, doch den Totaleindruck des Originals nicht wiederzugeben vermochte und den gegenwärtigen Ansprüchen keinesfalls mehr völlig genügt. Die obengenannten Schriftsteller — zu den ersten Namen zählend, welche Deutschland im Gebiete der poetischen Uebersetzungsliteratur aufzuweisen hat — haben sich dieser großen Aufgabe gewidmet, und darf deshalb die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme im deutschen Publikum für das Unternehmen erwartet werden, zumal die Verlagshandlung im Interesse der weitesten Verbreitung einen überaus wohlfeilen Preis gestellt hat. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen und kostet trotz des Umfangs von 8—10 Bogen nur 5 Ngr.

Die erschienenen Bändchen sind nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Alle Bücherkäufer werden auf den soeben ausgegebenen

Katalog werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig

zu bedeutend ermässigten Preisen,

welcher in fünf Abtheilungen eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthält, besonders aufmerksam gemacht.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Statistisch-commerzielle Ergebnisse

einer Reise um die Erde

unternommen an Bord der österreichischen Fregatte Novara in den Jahren 1857—1859.

Von Dr. **Karl von Scherzer.**

Zweite, verbesserte und mit den neuesten Daten ergänzte Auflage.

Nebst 4 Karten in lithographischem Farbendruck.

Gr. 8. Geh. 5 Thlr. Geb. 5 Thlr. 20 Ngr.

Dieses für jeden Kaufmann und Industriellen, der irgend wie am Welthandel sich betheiligt, überaus wichtige Werk ist in der ersten Auflage 24⅔ Thlr.: ein Preis, welcher der wünschenswerthen Verbreitung desselben hindernd entgegenstand. Vorliegende zweite Auflage (51 Bogen Lex.-Octav mit 4 interessanten chromolithographischen Karten) erscheint zu dem soliden Preise von nur 5 Thlr. und darf der günstigsten Aufnahme in commerziellen Kreisen gewiß sein.

Wer über die Bedingungen zu erfolgreichen überseeischen Handelsunternehmungen, über bisher noch wenig beachtete Rohstoffe, über die Bodenerzeugnisse, Productionskraft, Verkehrsmittel, Waaren- und Schiffahrtsbewegung, Ein- und Ausfuhrzölle, Gebräuche und Usancen der verschiedenen außereuropäischen Länder das Neueste und Zuverlässigste erfahren will, wird dieses Werk nicht entbehren können.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von

Karl Goedeke und **Julius Tittmann.**

Erster Band.

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von **Karl Goedeke** und **Julius Tittmann.**

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die hiermit beginnende Sammlung wird die poetische Production des 16. Jahrhunderts — Lieder, Fabeln und Schwänke, Schauspiele, Lehrdichtungen, Erzählungen —, und zwar in Hauptwerke ihrer Hauptvertreter, in neuen mit Einleitungen und Erklärungen versehenen Ausgaben umfassen. Sie bildet mit gewissermaßen eine Fortsetzung der in demselben Verlage erscheinenden Sammlung: „Deutsche Classiker des Mittelalters." Für die Gediegenheit der Auswahl, wie für die quellenmäßige Correctheit der Texte bürgen die Namen der Herausgeber. Es darf daher für diese Reihe deutscher Originaldichtungen dieselbe allgemeine Theilnahme erwartet werden, welcher jene andere Sammlung sich in so hohem Grade zu erfreuen hat, zumal der Preis trotz eleganter Ausstattung im Interesse der allgemeinsten Verbreitung überaus billig gestellt ist.

Der erste Band, enthaltend Volks- und Gesellschaftslieder, historische, geistliche und Meisterlieder aus dem 16. Jahrhundert, sprachlich und sachlich erläutert, ist nebst einem Prospect über das ganze Unternehmen in allen Buchhandlungen zu haben. Derselbe kostet bei einem Umfange von 25 Bogen nur 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 46. — 14. November 1867.

Inhalt: Kleinigkeiten der Kriegs- und Friedenslyrik. Von E. Herkfurth. — Romane von Guſtav vom See, Leo Wolfram, Edmund Hoefer und Freiherrn von Stifft. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Ein ungariſcher Dictator. Von Adolf Silberſtein. — Feuilleton. (Neue Dramen auf der deutſchen Bühne.) — Anzeigen.

Kleinigkeiten der Kriegs- und Friedenslyrik.

Wie die Kunſt, ſo wird auch die Literatur von der allgemeinen geiſtigen Strömung der Zeit bewegt und getragen, und indem ſie mit dem öffentlichen Leben und der Geſittung in innigſter Wechſelwirkung ſteht, iſt ſie ein Spiegel, in dem ſich jeder Zug des geſammten Culturlebens in zwar kleinerem, oft aber deſto klarerem Bilde reflectirt. Je größer der Genius eines Autors, deſto tiefer ſind dieſe Wechſelbeziehungen zwiſchen dem Mikrokosmos ſeiner Werke und dem Makrokosmos; und epochemachend werden dieſe Werke nur dann ſein, wenn ſie den großen Gedanken der Zeit Worte geben, für das Sehnen und Drängen, welches dieſe durchzieht, die erlöſende Zauberformel finden und ſo den innigen Zuſammenhang von „Dichten und Trachten" praktiſch bewähren. Jeder Dichter iſt der Sohn ſeiner Zeit, und bei aller Originalität und Abſonderlichkeit der Individualitäten bleibt es ſtets „der Herren eigner Geiſt, in dem die Zeiten ſich beſpiegeln", und darum erkennt auch die Beſcheidenheit eines Taſſo-Goethe an, daß „was man iſt, das blieb man andern ſchuldig". Wie aber jedes Bruchſtück eines Spiegels das gleiche Bild wie dieſer ſelbſt zurückwirft, ſo iſt auch jeder einzelne Zweig der Literatur einer Zeitperiode ebenſo, wie dieſe als Ganzes, der Naturſelbſtdruck der Blüte, die am Baume der Menſchheit gerade zur Entfaltung gekommen.

Es iſt von beſonderm Intereſſe, dieſen feinen Beziehungen nachzuſpüren, die Fäden zu verfolgen, die ſich ineinandergeſchlungen auf dem ſauſenden Webſtuhl der Zeit, und der Harmonie zu lauſchen, die ſich aus den von hier und dort hertönenden abgeriſſenen Klängen bildet, und in der jede Diſſonanz ihre Auflöſung findet. Zuweilen ſind freilich dieſe Beziehungen faſt unmerkbar, und trotz dem Reichthum, der Vielſeitigkeit, leider aber auch der Zerfahrenheit des modernen Geiſtes nur ſchwer nachzuweiſen; manchmal ſpringen ſie dagegen mit einer auch das blödeſte Auge zwingenden Deutlichkeit hervor. So hat wol ſeit den Freiheitskriegen die Literatur keines Jahres ſo unverkennbar das Gepräge ihrer Entſtehungszeit getragen, als die Dichtung ſeit dem Frühling von 1866, welche mit der Treue eines photographiſchen Bildes die Züge feſtgehalten, die dem öffentlichen Leben der Gegenwart den bezeichnenden Charakter geben. Selbſt in der Lyrik, deren sedes materiae doch die ewig unerſchöpflichen Kapitel von Lenz und Liebe ſind, zeigt ſich der Einfluß und die Nachwirkung der Ereigniſſe dieſes bedeutungsvollen Jahres; und wie die Wogen des Meers noch längere Zeit hoch gehen, auch wenn der Sturm, der ſie erregte, ſich wieder gelegt hat, ſo tragen auch jetzt noch die lyriſchen Novitäten die Signatur jener in die Tafeln der Geſchichte mit ehernem Griffel eingegrabenen Epoche.

Die politiſche Lyrik, ſeit 18 Jahren faſt gänzlich verſtummt, ſetzt die Tuba wieder an den Mund, ein Tyrtäus nach dem andern ſendet ſeine Kriegs- und Siegslieder in die Arena. So zeigt auch von den zur Beſprechung vorliegenden Novitäten ein großer Theil dieſen Charakter der Kriegslyrik, während andere nach dem Grundſatz, daß ein politiſch Lied ein häßlich Lied ſei, ſich zwar an die uralten Themata der Lyrik halten, in deren Auffaſſung und Behandlung aber doch auch den Einfluß der geiſtigen Strömung der Zeit deutlich erkennen laſſen. Zu der erſtern Gruppe gehören die fünf folgenden kleinen Hefte, von denen die vier erſten ſich unter die Fahnen des Siegers ſcharen, während die victa causa nur einen Vertreter findet:

1. Preußiſche Kriegs- und Siegeslieder von Adolf Gad und K. von Holtei. Breslau, Trewendt. 1867. 8. 1 Ngr.
2. Heldenthaten preußiſcher Krieger und Charakterbilder aus dem Feldzuge von 1866. Geſchildert von Wilhelm Petſch. Berlin, Schleſier. 1867. 8. 5 Ngr.
3. Königgrätz. Preußens Ehrenſpiegel. Eine Perle für jedes treue Preußenherz. Epiſches Gemälde von Emil Kluge. Deſſau, Neubürger. 1866. Gr. 8. 6 Ngr.
4. Der Krieg 1866. Ein Gedicht von Heinrich Pröhle. Berlin, Schweigger. 1866. 16. 5 Ngr.
5. Kriegs- und Leidensfahrten eines Schwerbleſſirten von Richard von Meerheimb. Dresden, Meinhold und Söhne. 1866. 16. 10 Ngr.

Die billigſte dieſer Kleinigkeiten, die nur einen Neugroſchen koſtende Sammlung der „Preußiſchen Kriegs- und

Siegeslieder" von A. Gad und K. von Holtei (Nr. 1), ist unzweifelhaft die inhaltreichste Gabe. Diese Gedichte, von denen namentlich „Ostern 1854" und „Vorm Feinde" von Gad als gelungen hervorzuheben sind, treffen mit Glück den populären Ton des einfachen Soldatenliedes, sie sind frisch und kräftig und mit gutem Humor gewürzt:

Ja, der Bismarck fing an,
Und der Moltke ersann;
Und das preußische Heer —
Liebes Deutschland, schau her!

Von den 15 Gedichten dieser Sammlung beziehen sich nur 10 auf den Krieg von 1866, die übrigen stammen aus der Zeit des Krimkriegs, dem Jahre 1859, und dem schleswig-holsteinischen Feldzuge; eins der besten hat den Untergang der Amazone zum Vorwurf genommen.

In den Blättern von Wilhelm Petsch: „Heldenthaten preußischer Krieger" (Nr. 2), welcher schon früher in verschiedenen kleinen Schriften den Feldzug in Schleswig-Holstein zum Theil nach persönlichen Erlebnissen besungen, sind eine Anzahl von Heldenthaten preußischer Krieger aus den Kämpfen des Jahres 1866, an welchen der Verfasser ebenfalls als preußischer Landwehr-Unteroffizier theilgenommen, in einfach schmuckloser und ansprechender Weise zusammengestellt. Da das kleine Buch, wie das Vorwort betont, unter Vermeidung alles Anekdotenhaften nur wirklich Geschehenes in ausführlicher Darstellung mit voller Namensnennung bringt, so hat dasselbe auch einen historischen Werth und wird für Kaserne und Wachtstube eine willkommene Gabe sein. Die sechs Gedichte, welche den 39 Charakterbildern in Prosa beigefügt worden, sind während des Feldzugs selbst gedichtet und zum Theil — namentlich Nr. 26: „In Sadowa" — von wohlthuender Wärme der Begeisterung und tiefer Empfindung erfüllt, sodaß man über einzelne Mängel des poetischen Ausdrucks gern hinwegsieht.

Das dritte Heft: „Königgrätz" von E. Kluge (Nr. 3), gibt eine nach dem Vorbild von Scherenberg's „Waterloo" angefertigte Schilderung der Schlacht von Königgrätz und namentlich der Heldenthaten der Division Franseky, nebst einer einleitenden Uebersicht des siebentägigen Kriegs und einem Epilog mit den unvermeidlichen Kyffhäuserraben des Kaisers Barbarossa. Wenn schon Scherenberg selbst in der oft gesuchten Simplicität und gedrungenen Kürze seines Lapidarstils zuweilen nahe an Manier streift, so sind seine Nachtreter, welche das Gold patriotischer Dichtung in Scheidemünze auszuprägen sich bemühen, fast ohne Ausnahme Manieristen. Und der Vorwurf der Manier trifft auch dieses epische Gemälde der Schlacht von Königgrätz, in welche statt der meisterhaften plastisch-epischen Schilderung Scherenberg's eine zuweilen etwas confuse Gefechtsrelation, untermischt mit unklaren Bildern, hinkenden Vergleichen und trivialen Reflexionen zum Vorschein kommt. Stellen, wie die folgenden, S. 14:

Und aus des Parks verrammelten Zinnen —
Blumenstaub nächtlicher Königinnen —
Brechen Shrapnells und Kartätschen hervor! —

oder S. 17:

Wenn du den grimmigen Tiger der Wüste
Suchst auf der Lauer zum Schusse zu fassen
Und er erblickt dich, so speit aus den Nüstern
Rache und Zorn er mit wüth'gen Grimassen: (!)
Also verzerren sich Muskeln und Sehnen
Derer, die würfeln auf Leben und Tod.
Glaubt mir, es weinten die Härtesten Thränen,
Schauten sie diese Verzweiflung und Noth! —

lassen dies Urtheil wol nicht zu hart erscheinen. Und wenn schon Scherenberg zu häufig den fünffüßigen Jambus mit Trochäen und Daktylen unterbricht, so geht in dieser epischen Studie die Ungebundenheit der Form so weit, daß man oft nur improvisirte Knittelverse eines begeisterten Dilettanten, der des dichterischen Ausdrucks wenig mächtig ist, zu lesen glaubt.

Wie das aus ungefähr 100 Distichen bestehende Gedicht von Heinrich Pröhle sich den Titel: „Der Krieg 1866" (Nr. 4), dessen Schwere diese kleinste Kleinigkeit fast zermalmt, hat beilegen können, ist kaum zu errathen. Denn die Einleitung: „Vaterlandsliebe", ist eine Studie römischer Archäologie, welche zu dem Kriege von 1866 in keiner Beziehung steht, weshalb uns eine Anmerkung besonders darauf hinweisen muß, daß unter den „Barbaren, die sich selber erhängt an des Zugviehs mächtigen Hörnern nach der verlorenen Schlacht", die Armee Benedek's gemeint sein soll. Und das Gedicht selbst ist nur ein nicht immer correct versifizirtes Gespräch über Krieg und Kriegsgeschrei an einem Sonn- und Feiertage im gemüthlichen Pfarrgarten bei einem Gläschen Wein, welches, an sich inhaltsleer und bedeutungslos, durch einen ziemlich ungeschickten Ausfall auf Hermann Lingg nicht schmackhafter wird. Doch: „Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas"; denn das Titelblatt besagt: „Der Ertrag ist zum Besten der preußischen Helden und deren Angehörigen bestimmt!"

Einen ähnlichen guten Zweck verfolgen die „zum Besten der Stiftung für die durch Kriegsnoth hülfsbedürftig gewordenen Soldaten- und Beamtenfamilien im Königreich Sachsen" herausgegebenen „Kriegs- und Leidensfahrten eines Schwerblessirten", von R. von Meerheimb (Nr. 5), in der Verfasser, zur Zeit des Kriegs Hauptmann im vierten sächsischen Infanteriebataillon der Brigade Kronprinz, während seines Schmerzenslagers im Augartenspital zu Wien gedichtet. Dieselben bedürfen aber einer solchen captatio benevolentiae viel weniger, denn, wenngleich sie in Composition und Ausdrucksweise das Dilettantenhafte nicht verleugnen, so zeichnen sie sich doch durch die anschauliche Schilderung des Selbsterlebten, die frische individuelle Färbung und den guten Humor vortheilhaft aus (S. 27):

Humor, du schäkernd Himmelskind,
Das selbst durch Thränen lacht,
Im Becherklang des Herzens sei
Dir heiß ein Hoch gebracht!

Du warst mein Führer in der Schlacht,
Ja, selbst an Wunden reich,
Warst du es, fröhlicher Humor,
Der mich gebettet weich!

Noch jetzt, da ich um ein'ge Loth
Fußknochen leichter bin,
Lenkt mir mein wackelnd Krückenpaar,
Humor, dein froher Sinn!

Die von dem Verfasser aus eigener Anschauung geschilderten vielbesprochenen Vorfälle in der Schlacht von Gitschin, das Beschießen sächsischer Truppen von österreichischer Artillerie und das Wehen der weißen Tücher beim Nahen der anstürmenden Preußen finden auch hier eine genügende Erklärung in dem angeblichen humoristischen Einfalle nicht und behalten ihren etwas mysteriösen Charakter. Ergreifend und von poetischem Werth ist namentlich die Einleitung: „Ein heimatloses Heer", welches den kampflosen Rückzug der sächsischen Truppen nach Böhmen beim Beginn des Kriegs schildert.

Den Uebergang von der politischen Lyrik zur unpolitischen bilden folgende Werke, von denen namentlich das erste ein besonders interessanter Beleg dafür ist, daß, wie oben erwähnt, die geistige Strömung eines Zeitalters unwiderstehlich alles mit sich zieht und selbst die stillen entfernten Gestade überflutet, auch wenn sich dieselben durch künstliche Schutzwehren ganz abzuschließen suchen:

6. Elegien vom Wörthersee. 1866. Von Ernst Rauscher. Klagenfurt, Leon. 1867. 16. 10 Ngr.
7. Jubiläums-Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutscher Dichter eingesammelt von Friedrich Hofmann. Fünfundzwanzigste Christbescherung. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1866. 16. 10 Ngr.
8. Gedichte von Karl Heinzen. Dritte vermehrte Auflage. Boston, Selbstverlag des Verfassers. 1867. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser der „Elegien vom Wörthersee" (Nr. 6), Ernst Rauscher, ist eine beschauliche lyrische Natur, begabt mit empfänglichem Sinn für die Schönheiten seiner Sommerfrische, begeistert für das Gemurmel der smaragdenen Wellen, für Bergeshöhen und Waldesdunkel, der den Drang, diesen Empfindungen Worte zu geben, für den Ruf der Muse hält: „Dichter bin ich nun 'mal, spottet und höhnt wie ihr wollt!"

Daß die Grenzen seiner dichterischen Begabung sehr eng gezogen sind, scheint ihm selbst freilich nicht unbekannt zu sein, wie das Epitaphium beweist, welches er sich selber schreibt:

— — Ein Dichter ward er geboren,
Lebte als Dichter und starb nimmer als solcher bekannt.
War sein Jahrhundert zu groß? Zu klein sein Genius? Gleichviel!
Frage nicht weiter; hier liegt er ein Opfer der Zeit!

Und doch ist es gerade die Zeit, welche, indem sie mit reicherm, lebensvollerm Inhalt diese still beschauliche Natur, ihres Widerstrebens ungeachtet, erfüllt, auch den Gedichten selbst einen höhern Werth verleiht, als sie sonst beanspruchen könnten. Der Verfasser, ein Deutsch-Oesterreicher, will anfangs nur die Freuden der Natur bei einem Landaufenthalte im Kreise seiner Familie, unbekümmert um das Treiben der großen Welt, genießen, seinen Umgang auf Nixe und Muse beschränken:

Spiegle, nimmer getrübt vom weitab tobenden Zeitstrom,
Bilder der Ruhe, mein Herz, Bilder des Friedens zurück!

Da kommt die „schwarzbeflügelte Zeitung" von der Niederlage der Oesterreicher bei Königgrätz, und bald darauf die Nachricht von dem Nikolsburger Frieden, von dem Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, die ihn, der „deutsch im Geist und Gemüth, im Denken, Dichten und Handeln", fast noch tiefer trifft als die erste Trauerbotschaft, sodaß er nur mit Mühe in einer Elihu Burrit'schen Vision des goldenen Zeitalters mit ewigem Frieden die verlorene Fassung „im ahnenden Zukunftsglauben" wiedergewinnt. Und so wandeln sich diese Idyllen in Elegien, welche auch auf dem Titel das Gepräge „1866" tragen, aber gerade dadurch, z. B. in der Klage: „Deutsch darf ich nicht mehr sein" (Nr. XVIII), zuweilen einen besondern Reiz erhalten. Hätte nur der Verfasser, der sein tiefes Ergriffensein von dem Unglück des Vaterlandes mit den eher komisch als tragisch klingenden Worten: „Den Geist gab ich im Geiste schon auf", beschreibt, statt der Distichen eine Dichtungsform gewählt, die ihm etwas mehr geläufig ist! Denn mit den Regeln der Bildung des Pentameters ist er fast fortwährend im Streit, und daß auch die Hexameter nicht immer richtig scandirt sind, mögen zwei bezeichnende Proben erweisen (S. 5):

Oede trauert sie, seit neben ihr die eiserne Bahn buhlt.

S. 34:

Ist's in der That unmöglich, daß es ein zweites mal dort auch —

Auch die Jubiläumsausgabe des „Weihnachtsbaum für arme Kinder" (Nr. 7), welche mit den Stahlstichporträts der beiden Gründer dieser Christbescherung, Joseph Meyer und Friedrich Hofmann, geschmückt ist und am Schluß eine Art Rechenschaftsbericht über die segensreiche fünfundzwanzigjährige Wirksamkeit dieser Stiftung enthält, bringt einige Gedichte, wie z. B.: „Das Schlachtfeld von Langensalza", von Adolf Bube; „Todtenopfer", von Müller von der Werra; „Heimkehr der Krieger", von Würkert; „Vaters Klage" und „Der letzte Brief", von Paul Riemann, die wol direct durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 veranlaßt worden sind. Die Mehrzahl dieser Gaben deutscher Dichter, unter denen sich auch eine Reliquie des frühern Herausgebers d. Bl., ein patriotisches Gedicht von Hermann Marggraff: „An das Volk von vierzig Millionen", befindet, hat dagegen mit der Politik nichts zu schaffen. Manche dieser „Gaben", z. B.: „Das Weihnachtsmärchen", von Anna Hering, das Gedicht: „Das Herz — ein Blumenkörbchen", von Gustav Bernhard, mit einer wahren Mustersammlung falscher Reime, sind allerdings schwach und wol nur mit Rücksicht auf ein bekanntes Sprichwort zum Abdruck gebracht. Dagegen bringt der „Weihnachtsbaum", der manche wohlbekannte Namen unter seinen Mitarbeitern zählt, auch viele recht hübsche Bescherungen: Gedichte von wirklich poetischem Werth. Hervorzuheben sind namentlich: „O sehne dich nicht ans graue Meer", von Robert Hamerling; die „Tagebuchsblätter", von Julius Große, besonders das erste: „Das Menschenherz ist auch ein Gottesacker"; dann die plattdeutsche Humoreske: „Den eenen sien Uhl is den annern sien Nachtigal", und endlich die

Sprüche von Paul Heyſe, z. B. das „Memento vivere“ und:

Verſchiedene Ziele? — Böſes Spiel!
Doch können wir uns noch gelten laſſen.
Verſchiedene Wege zum gleichen Ziel? —
Da hilft kein Gott, wir müſſen uns haſſen!

Eine ganz abſonderliche Erſcheinung ſind endlich die im Selbſtverlag des Verfaſſers in Boſton herausgegebenen „Gedichte“ von Karl Heinzen (Nr. 8), und daß dieſelben eine dritte Auflage erleben konnten, rechtfertigt faſt die darin enthaltenen maßloſen Invectiven gegen die Deutſch-Amerikaner. Von dieſen Gedichten ſind diejenigen, welche einen politiſchen Beigeſchmack haben, verſificirte Journalartikel in der berüchtigten publiciſtiſchen Manier des Verfaſſers, die, ein Product der von ihm geprieſenen amerikaniſchen Preßzuſtände, von ihm ſelbſt mehr deutlich als höflich in folgendem Epigramm charakteriſirt wird:

Wenn du eine gute Feder führſt,
So werde Ochſentreiber!
Wenn du einen Ochſen in dir ſpürſt,
So werde Zeitungsſchreiber!

Das Stärkſte in derartigen Schimpfereien, welche den Mangel an Witz durch koloſſale Grobheit zu erſetzen ſuchen, findet ſich übrigens nicht ſowol in den gereimten und ungereimten Invectiven „in tyrannos“, als in den Angriffen auf die Concurrenten im Revolutionsfach; auf den „Nichtsthuer Kinkel“; auf die „großen Männer Niklas Becker und Friedrich Hecker“:

Die beide ſich an Ruhme gleich,
Der eine durch ein dummes Kind,
Der andre durch 'nen dummen Streich! —

und namentlich auf A. A. Follen, den längſt vergeſſenen Burſchenkaiſer in partibus.

Was die unpolitiſchen Gedichte anlangt, ſo charakteriſirt auch ſie der Verfaſſer ſelbſt am beſten:

Nicht überdacht, was man gefühlt,
Und nicht gefühlt, was man gedacht:
So iſt's, wie man mit Worten ſpielt,
So iſt's, wie man Gedichte macht.

Zum Schaffen reicht nicht Phantaſie,
Zu Oden nicht der Schwung allein,
Die Elegie macht mir und andern Pein —
Und dennoch muß gedichtet ſein!

So iſt es denn kein Wunder, daß von dieſen Gedichten nur wenige, z. B.: „Todesahnung“, erträglich, die Mehrzahl trivial und gewöhnlich, einzelne, z. B. „Einſamkeit“, „Die See“, „Trinklied“, „Gefahren für die Liebe“ („die phyſiologiſch lernt betrachten, was früher ihr die Phantaſie verdeckt hat“), geradezu widrig ſind. Selbſt die Epigramme, für die das Talent des Verfaſſers noch am erſten ausreicht, ſind, wie ihr Motto beſagt, „unſchön von Form, zum Theil veraltet“, und wenn Heinzen meint:

Die beſten Gedichte, die ich hab' gemacht,
Sind die, die ungemacht geblieben! —

ſo möchte man wünſchen, daß er ſich auf die Herausgabe ſeiner „beſten Gedichte“ beſchränkt und dieſe Machwerke für ſich behalten hätte.

Im Vergleich mit ſolchen transatlantiſchen Monſtroſitäten erſcheinen die Productionen deutſcher Dichter ſtets gentlemanlike, auch wenn ſie, wie die beiden erſten der nachfolgenden Werke, ſich zuweilen eine kleine Extravaganz geſtatten:

9. Wilde Ranken. Gedichte von H. Harberts. Emden, Haynel. 1867. 16. 22½ Ngr.
10. Roſalinde oder das Turnei zu St.-Johann. Romantiſche Humoreske von Wilhelm Hoſäus. Paderborn, Schöningh. 1866. 16. 21 Ngr.
11. Lenz und Liebe. Gedichte von Adolf Treblin. Breslau, Trewendt. 1867. 16. 12½ Ngr.
12. Stunden meiner Muſe. Lieder und Gedichte von Jeer Schuriem. Kaſſel, C. Luckhardt. 1866. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Einleitungs- und das Schlußgedicht zu den „Wilden Ranken“ von H. Harberts (Nr. 9) erläutern den Titel in folgender Weiſe:

Ihr findet nicht gewaltige Gedanken,
Nur ſchlichte Kinder ſinds, und — wilde Ranken! —

und zwar kommen dieſelben nicht als „zierliche Eklogen“:

Denn wilde Ranken ſind oft wilde Rangen!

Etwas „ungezogen“, wenn auch zum Theil nicht ohne Grazie, ſind nun allerdings einige dieſer Ranken, z. B. die Klage über das geſchwätzige Liebchen: „Ich kann nicht zu Worte kommen“; die „Rührung über Amaranth“; „Der letzte Romantiker“, der an der Table-d'hôte ſo viel geworden u. a. Es wäre beſſer geweſen, wenn die Büſche etwas mehr verſchnitten, und einige Wildlinge, die weder Blüte noch Frucht verſprechen, gänzlich beſeitigt worden wären, denn es kommt doch gar zu häufig vor, „daß ſich ein Stengel hier und da verbogen!“ Gar eigenthümlich klingt es z. B.:

Mir ward ſo eigentlich zu Muth!
Ich wußte ſelbſt nicht wie —

und die Imperativbildung: werfe, treffe, nehme u. ſ. w. ſtatt: wirf, triff, nimm, iſt weder correct noch wohllautend, z. B. in folgender ſehr proſaiſchen Paraphraſe des Geibel'ſchen: „O rühre, rühre nicht daran!“

Wenn junge Herzen Blumen pflücken
Zum erſten goldnen Liebesfeſt,
Wenn ſich in namenlos Entzücken
Ein Herze an das andre preßt,
Wenn, was die Bruſt ſonſt ahnend glaubte,
Verklärt erglüht zum Liebesmai:
Dann nehme leis den Hut vom Haupte
Und betend gehe ſtill vorbei!

Allein dennoch können dieſe Erſtlingsklänge das gewünſchte „Plätzchen im Gedränge“ der literariſchen Notitäten mit Recht beanſpruchen, und ſind namentlich die „Klänge aus der Heimat“ mit dem allerdings etwas kleinſtaatlich-partikulariſtiſchen Motto von Wilhelm Müller:

Es iſt das kleinſte Vaterland
Der größten Liebe nicht zu klein;
Je enger es dich rings umſchließt,
Je näher wird's dem Herzen ſein —

ſowie die „Zeitgedichte“ ſehr anſprechend. Es bekundet ſich in denſelben nicht blos eine liebevolle Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle, ſondern auch ein Verſtändniß für die großen Aufgaben der Zeit, deren Löſung ſeit

Abfaſſung dieſer Gedichte dem von der patriotiſchen Begeiſterung angeſtrebten Ziele ſo viel näher gerückt iſt; wie denn ja auch der Verfaſſer zu denjenigen gehört, denen der oft geſungene Wunſch: „Mein Vaterland muß größer ſein“, inzwiſchen in Erfüllung gegangen iſt. Als beſonders gelungen ſind von dieſen Gedichten: „Am Dollart“, „Der Neujahrshymnus“ und der „Nachruf auf Rückert's Tod“, hervorzuheben.

Zu den wilden Ranken im Dichtergarten gehört auch das etwas burleske „Turnei zu St.-Johann“ von Wilhelm Hoſäus (Nr. 10), deſſen Kampfpreis, die Hand der ſchönen, aber hypernaiven Roſalinde, im komiſchen Quidproquo der Ritter vom Schloß Gitſchin erobert. Die Dichtung verſetzt uns in die Zeit der alten Ritter:

Wo Offenbach und Meyerbeer
Und Kücken, Verdi und ſo mehr —
Mit Gnadenarien, Schwalbenklängen,
Und Fliegenſurren, Kloſterſängen
Die Welt noch nicht beglückten,
Kein ſterblich Ohr entzückten!

Auch gute Schulen und Penſionen,
Wo Mädchen viel beiſammenwohnen
Und lernen früh, was Liebesleid,
Die waren damals Seltenheit.

Dieſe Stellen geben zugleich eine Probe von dem etwas forcirten Humor dieſer Bluette, die bei der niedern Komik des Stoffs und bei der Extravaganz der ironiſirenden Behandlung ſich kaum über einen Faſtnachtsſchwank erhebt.

Wenn das dritte Werk, die Gedichtſammlung: „Lenz und Liebe“ von A. Treblin (Nr. 11), zu ſeiner Legitimation ſich auf den als Motto vorgeſetzten platoniſchen Spruch beruft:

Jeder wird ein Dichter, wär' er auch
Den Muſen vorher fremd,
Den Eros trifft! —

und wenn der Verfaſſer wohlgemuth fragt:

Wem ich die kleine Gabe bringe,
Ihr Recenſenten? Amor's Schwinge
Deckt wohl und ſicher ihren Mann! —

muß er es ſich wol auch gefallen laſſen, daß dieſem neuen erſten Gedichte ſein letztes als Antwort entgegengehalten wird:

Dichtungen ſind Ruinen. Des Herzens urſprüngliche Fülle
Schwand, und es ſtarren im Vers ärmliche Trümmer dich an!

Denn nicht alles, was dem liebenden Mädchen intereſſant und bedeutend erſcheinen mag, iſt es auch für das größere Publikum; ein liebendes Paar iſt bekanntlich zwar ein Schauſpiel für Götter, für Menſchen aber ziemlich langweilig, und letzteres gilt auch von dieſen verſificirten Liebesbriefen und Liebesgeſprächen, die meiſt ſehr unbedeutend ſind und nirgends eine urſprüngliche poetiſche Geſtaltungskraft verrathen. Eins der beſten dieſer Lieder iſt wol folgendes:

Ein Acker mein Herz.
Durchfurcht es der Schmerz,
Beſamt es die Liebe,
Befruchten es trübe
Gewölke mit Thau,
Dann ſprenget der Au
Verſchloſſene Hülle
Aufkeimende Fülle;
Eh's einer gedacht,
Erwachſen aus Nacht
Wie Blumen mir Lieder,
Und ſchauſt du hernieder,
Sie lachen wol dann
Ihre Sonne, dich — an!

Die Lieder und Gedichte von Jean Schuriem: „Stunden meiner Muſe“ (Nr. 12), ſcheinen an einem bedeutungsſchweren orthographiſchen Fehler: an der Verwechſelung von Muſe und Muße, zu leiden, und wer die faſt 400 Seiten ſtarke Sammlung dieſer poetiſchen Kleinigkeiten durchleſen muß, der möchte wol bedauern, daß die Stunden der Muße dem Verfaſſer ſehr reichlich zugemeſſen, die Muſen aber ihm nur wenig gewogen geweſen ſind. Die Mehrzahl dieſer Gedichte, bei denen die Quantität die Qualität nicht zu erſetzen vermag, hält ſich auf dem Niveau alltäglicher Mittelmäßigkeit, über das nur wenige (z. B.: „Herbſtzeitloſe und Schneeglöckchen“) ſich zu erheben vermögen; auch iſt ein Fortſchritt in der dichteriſchen Entwickelung von dem erſten aus dem Jahre 1848 ſtammenden Gedichte bis zu dem letzten aus dem Frühling 1866 nicht zu erkennen. Und wenn auch eine gewiſſe Geläufigkeit der Form durch die jahrelange unausgeſetzte Uebung erzielt worden ſein mag, ſo ſind doch auch viele Stellen im Ausdruck recht trivial und geſchmacklos; z. B. das Gebet des Ahasverus: „Erlöſe mich von dem verdammten Fluch“; die Todesmuthigen, die „den Sarras nach Herzensluſt ziehen“; die Welt, „die den Splitter in des Bruders Aug', aber nicht den eignen giftgeſchwollnen Bauch“ ſieht; die als Prolog dienende Unterredung der Muſe mit „Herrn Adam“ u. a. m.

Eine ernſtere, religiös-didaktiſche Richtung verfolgen nachſtehende Werke:

13. Maria von Bethanien. Neuteſtamentliches Gedicht von Luiſe von Ploennies. Stuttgart, S. G. Liesching. 1867. 16. 18 Ngr.
14. Herbſtblätter von Franz Graf Pocci. München, Manz. 1867. Gr. 16. 1 Thlr.
15. Im Erntw. Gedichte von B. Plačzek. Wien, Herzfeld und Bauer. 1867. 16. 1 Thlr. 2 Ngr..

„Maria von Bethanien“ von Luiſe von Ploennies (Nr. 13) iſt eine Fortſetzung der ſchon früher erſchienenen bibliſchen Gedichte („Ruth“, „Joſeph und ſeine Brüder“ u. a.) der rühmlich bekannten Verfaſſerin. Derartige bibliſche Gedichte ſind ſtets von ſehr zweifelhaftem Werthe; denn entweder benutzen ſie die Geſtalten der Heiligen Schrift nur als Gefäße, in welche ſie einen neuen, meiſt modernen Inhalt gießen — dann entſteht, mag dieſer Inhalt auch, wie in Max Waldau's „Rahab“, in den Hebbel'ſchen Dramen u. ſ. w., bedeutungsvoll und ergreifend ſein, eine unauflösliche Disharmonie zwiſchen der Intention des Dichters und den in das allgemeine Bewußtſein übergegangenen, typiſch gewordenen Vorſtellungen —; oder ein ſolches Gedicht hält ſich möglichſt ſtreng an die großen Züge der Bibel, deren Lapidarſtil in Currentſchrift umgeſetzt werden ſoll, und ſucht durch Detailmalerei die oft nur in

wenig Strichen ſkizzirten Geſtalten derſelben zu lebensvoller Beſtimmtheit herauszuarbeiten und in pſychologiſcher Motivirung uns menſchlich näher zu rücken — dann läuft daſſelbe Gefahr, den in der Bibel flutenden tiefen Strom der Poeſie in ein zwar breiteres, aber nur deſto flacheres Bett zu leiten. Dieſer letztern Gefahr iſt die Verfaſſerin, welche den zweiten Weg eingeſchlagen, auch nicht entgangen; die 15 Geſänge, welche überdies durch kein inneres Band verbunden nur loſe aneinandergereiht ſind, ſagen eigentlich nicht mehr als 15 Verſe der Bibel, und alle dieſe Detailſchilderungen ſind nur als ein gleichgültiger Schmuck, zuweilen ſogar als ziemlich unnützes Beiwerk anzuſehen. In dem achten Geſang: „Maria's Geſpräch mit Lazarus" nach deſſen Auferweckung, verſucht einmal die Verfaſſerin etwas Eigenes zu bringen; allein die Antworten, die Maria auf ihre Fragen über den Zuſtand nach dem Tode erhält, ſind in unklare Bilder gehüllt, inhaltleer und bedeutungslos. In den Detailſchilderungen ſucht die Verfaſſerin häufig Anſchaulichkeit durch Weitſchweifigkeit zu erſetzen, und geht dabei überdies zuweilen mit einiger Nachläſſigkeit zu Werke. So wird z. B. am Ende des elften Geſangs erzählt, das Salböl, welches Maria gekauft, ſei in ein alabaſternes Gefäß gefüllt geweſen; im Anfang des zwölften Geſangs heißt es dagegen:

Sie hatte ſtill das Glas ergriffen,
Aus ſchimmerndem Kryſtall geſchliffen —

und auf der folgenden Seite wird dann wieder von den Alabaſterwänden dieſes Gefäßes geſprochen. Bei derartigen bibliſchen Gedichten liegt außerdem eine beſondere Schwierigkeit in der Sprache; denn will ſich der Dichter an die kernige kraftvolle Ausdrucksweiſe Luther's halten, ſo verfällt er faſt unrettbar der Manier, dem theologiſchen „Cant"; bei dem Gebrauch der modernen Sprache iſt dagegen eine Verwäſſerung der wohlbekannten markigen Bibelſprüche nur ſchwer zu vermeiden. Dieſe Gefahren hat nun zwar die Verfaſſerin, deren große formelle Gewandtheit nicht zu verkennen iſt, mit Geſchick zu vermeiden gewußt, und einzelne Stellen, z. B. die Paraphraſe der Seligpreiſungen der Bergpredigt ſind recht gelungen zu nennen. Dagegen verfällt ſie manchmal in den Fehler einer ſüßlichen, ſentimental-herrnhutiſchen Ausdrucksweiſe; das Ausmalen des Gleichniſſes von der Brautſchaft Jeruſalems und dem Werben des Bräutigams um dieſelbe; dann wieder daſſelbe Bild auf Maria angewandt:

Der Meiſter in heiliger Liebe ſchaut
Auf ſeines Geiſtes weinende Braut —

erinnern doch zu ſehr an verſificirte Tractätchen. Einen Anklang an die Zeitereigniſſe gibt übrigens auch dieſes Werk in der vom Sommer 1866 aus Darmſtadt datirten Widmung an die Gräfin Clotilde von Erbach-Erbach:

In dieſen ſchwer mit Weh beladnen Tagen
Sind vieler Mütter Augen Thränenbäche
Geworden, deren Quelle nie verſieget.
Auch du, erlauchte Frau, haſt heiß beweint
Den edeln Sohn, den dir der Krieg getödtet!

Die in ſplendider Ausſtattung erſchienenen „Herbſtblätter" von Franz Graf Pocci (Nr. 14) — eine Reihe Tagebuchblätter eines melancholiſch-contemplativen Gemüths — erinnern in Form und Inhalt an Schefer's „Laienbrevier", von dem ſie ſich aber doch wieder in ſehr beſtimmter Weiſe unterſcheiden. Denn ſtatt des poetiſchen Optimismus des Dichters von Muskau, der einen Kranz duftiger Frühlingsblüten ſich um das Haupt windet, herrſcht bei Pocci ein trüber aſcetiſcher Ernſt, der mit halbwelken Herbſtblättern ſein melancholiſches Spiel treibt; ſtatt der pantheiſtiſchen Weltanſchauung Schefer's macht ſich eine ſtrenggläubige, ſpecifiſch-katholiſche Richtung geltend (vgl. z. B. „Die Kirche", „Toleranz"); leider findet ſich aber auch ſtatt der wirklich dichteriſchen Stimmung der Meditationen des „Laienbrevier" bei Pocci, der in dem Epilog ſich beſcheidet, nur „Herbſtblätter und keine goldenen Früchte" darbieten zu können, zuweilen die banale Proſa. So heißt es z. B. S. 157:

Rings um dich iſt des Lebens Maß gezogen,
Ein Kreis, aus dem du niemals ſchreiten kannſt;
Und magſt du wünſchen ohne End' und beten,
Beſchränkt bleibſt du durch die Peripherie! —

oder S. 153:

Und Tanz auf Tanz ſpinnt ſich ſo ledern ab,
Daß beim Beginn ihr ſchon das Ende wünſcht!

Recht proſaiſch ſind auch die wiederholten Trinitätsſpielereien mit der Einheit der Dreiheit von Seele, Geiſt und Leib, oder das: „Wehe denen, die muſiklos ſind", nur einzelne dieſer Contemplationen können ſich an poetiſchem Werth mit Schefer's „Laienbrevier" meſſen; z. B. „Gebet"; „Quid est veritas"; „Träume". Auch die Form iſt häufig mangelhaft und nicht frei von Incorrectheiten (z. B. S. 190: lügten, ſtatt lögen u. a.).

Dieſer ſpecifiſch-katholiſchen Gedichtſammlung folgt eine ſpecifiſch-jüdiſche, deren Titel ſchon bekundet, daß ſie ihren Leſerkreis in Iſrael ſucht: „Im Erum" von B. Plezel (Nr. 15):

Dem Eruw, der ums Ghetto hin
Abſteckt die Scheidemarken!

In der That ſind einzelne dieſer von dem Sohne des mähriſchen Landesrabbiners herausgegebenen Gedichte nur diejenigen, welche im Talmud nicht bewandert ſind, kaum verſtändlich und wol nur zum Handgebrauch jüdiſcher Gemeinden beſtimmt; ſo verfolgt z. B. das ganze zehnte Gedicht: „Kidush Lewanah", d. h. „Mondesweihe", auf mehr als 25 Seiten den Zweck, die bei dieſem rituellen Act der Juden vorkommenden Benedictionen und Gebete zu einem poetiſchen Ganzen zu verarbeiten. Auch die Sprache dieſer „Hebrew melodies" bietet, trotz des im Anhang beigefügten erläuternden Lexikons, für das Verſtändniß beſondere Schwierigkeiten, wie folgende Stelle beweiſen mag, bei der die den Anmerkungen entnommenen Worterklärungen unten beigeſetzt ſind:

Und der Chaſen [1] intoniret
Schon den Schluß mit hellem Rufe,
Klappet zu den abgegriffnen
Alten pergamentnen Siddur [2] . . .
Aus der letzten Ständereihe,
Wo die Orchim und Awelim [3]

1) Vorſänger. 2) Gebetbuch. 3) Fremde Arme und Trauernde.

Sitzen, hin bis an die Stufen
Vom Aron-hakodesh [1] treten
Ein Soldat vom Feindesheere
Und ein hager blasses Knäblein
Aus der Khilleh [2]. „Bin ein Owel
Owel [3] bin ich", sagen beide
Auf die Frage des Bitt'stelleh. [4]
Kadesh kann nur Einer sagen,
Mag entscheiden denn der Siddur u. s. w.

Dennoch sind diese Gedichte zum Theil auch für den Kreis christlicher Leser von größerm Interesse, welches namentlich durch die, wenn auch nicht direct ausgesprochenen, doch mehrfach deutlich hervortretenden Beziehungen auf die neuesten politischen Ereignisse und ihre Bedeutung für die Stellung des jüdischen Volks (z. B. durch die Betonung der Wichtigkeit der allgemeinen Kriegsdienstpflicht im „Veteran und Rekrut", „Sieger" u. s. w.) in Anspruch genommen wird. Als rein poetische Erzeugnisse betrachtet können diese Dichtungen, deren Form auch vielfach mangelhaft ist (z. B. sind Reime wie: „fliehen" und „Lilien", keine Seltenheit), allerdings keinen hohen Rang beanspruchen, wenngleich einzelne Stellen, z. B. die Schilderung des Traumlebens im Eingang des „Kidush Lewanah", die jüdische Mutter an dem kreuzgeschmückten Grab der gefallenen Krieger, unter denen auch ihr Sohn sich befindet, und der Prolog, welcher die Stellung des vom Vorurtheil und von der Satzung strenger Gläubigkeit eingeengten Juden in der modernen Welt zum Vorwurf nimmt, von der dichterischen Begabung des Verfassers Zeugniß ablegen.

Den Schluß möge endlich ein Werk bilden, welches den „Kleinigkeiten der Kriegs- und Friedenslyrik" allerdings kaum beizuzählen ist, denn wenngleich in demselben die Wala nicht blos „im Kampfgefilde der erzenen Flügel ehernen Klang erklingen läßt", sondern auch „der Liebe lockende Laute leiht", so ist es doch ein rein episches, kein lyrisches Gedicht, welches, so gering auch sein Umfang ist, doch nicht als „Kleinigkeit" bezeichnet werden darf. Es ist dies:

16. Helgo und Sigrun. Heldengedicht von Ernst Mevert. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1867. 16. 15 Ngr.

Es hat dieses Werk einen besondern fesselnden Reiz; während durch die Schroffheit, mit der die Eigenthümlichkeiten des dem altfriesischen Sagenkreise entnommenen Stoffs oft absichtlich hervorgehoben werden, der Leser abgestoßen und zu Widerspruch gereizt wird, besticht ihn doch auch wieder die ursprüngliche Gewalt, die wilde Poesie der Darstellung und die bezaubernde Schönheit einzelner Stellen. Wenn das prosaische Vorwort der Verlagshandlung das Zurückgreifen in die altgermanischen Sagenstoffe gerade für unsere Zeit, welche in ihrem materiellen und politischen Streben der poetischen Erfindung so ungünstig sei, für einen besonders glücklichen Griff erachtet; und wenn der Dichter in dem poetischen Vorwort die Form der Alliteration, „die Stabdichtung", als die urweise Wala besingt, welche der lauschenden Welt von neuem des Wohllauts Wundergewalt lehren solle, und es beklagt, daß der Väter Weisen vergessen worden:

Du mußtest weichen romanischem Reim,
Du wurdest verfolgt, wie im Felde das Unkraut,
Von der Aftermuse lästerndem Mund —

so werden diese Thesen, welche viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit enthalten, wol wenig Anklang finden. Denn daß der Reim nicht als ein Appendix der romanischen Aftermuse, sondern als die der deutschen Sprache naturgemäße Form des dichterischen Ausdrucks anzusehen ist, dafür genügt fast schon als Beweis jene Scene der Helena, in der Faust in einem collegium practicum die ars poëtica mit der ars amandi zu verknüpfen weiß.

Während die Assonanz die vorzugsweise beliebte Form der romanischen Vocalsprachen ist, verlangt gerade das Deutsche, welches zwischen letztern und den slawischen Consonantsprachen die Mitte hält, die Verstärkung durch die Gleichheit der Endconsonanten, d. h. den Reim, der zur Herstellung der Harmonie des Geistigen und Sinnlichen für das Ohr des Deutschen so nothwendig ist, daß, wenn derselbe etwas „ungereimt" findet, er damit einen innern Widerspruch bezeichnen will. Und was das Zurückgreifen in die altgermanischen Sagenstoffe anlangt, so sind diese schon von Klopstock gemachten Versuche erfolglos geblieben, und werden es auch wol bleiben, solange nicht die „Ilias" und die „Aeneide" durch die „Edda" in unsern Schulen verdrängt sein werden. Dem modernen Bewußtsein liegen die altgermanischen Sagenkreise so viel ferner als die altgriechischen und altrömischen, daß bei denselben ein ungetrübter poetischer Genuß schon deshalb nicht möglich ist, weil wir zum Verständniß noch eines erklärenden Lexikons bedürfen. Wie wenige der Gebildeten wissen, was ein „Drapa", oder der „den Unsieg verkündende Urlog" ist, oder was unter „der Burg der Einheren" zu verstehen; wer erkennt den Anbruch des Morgens aus folgenden Worten:

Schon wieherte Skinfax hell durch den Wald —

und wenn der qualmende Kessel, in dem der borstige Eber siedet, von „sudkundigen" Priestern umstanden wird, so möchte wol mancher versucht sein, in letztern Kochkünstler statt Zauberkundige zu erblicken.

Aber auch abgesehen von diesen Fremdartigkeiten der Ausdrucksweise wird unser Interesse an den Gestalten dieser Sage durch die übermenschliche, ja unmenschliche Wildheit der Leidenschaft, durch die Maßlosigkeiten des titanischen Thatendrangs wieder vernichtet; für die Heldin, welche dem verschmähten Freier mit eigener Hand in offener Feldschlacht das Schwert in die Brust stößt und auf dem Schlachtfeld dem Sieger, der ihren Vater und fast alle ihre Verwandten getödtet, ihre Hand anbietet, vermögen wir uns ebenso wenig zu erwärmen, als für den Helden, der seinen Sieg mit Hekatomben grausiger Menschenopfer feiert.

Und dennoch — trotz alledem — wird diese Dichtung ihre ergreifende Wirkung gewiß nur selten verfehlen; denn es zeigt sich die wahrhaft bedeutende poetische Gestaltungskraft des Dichters gerade darin, wie dieser so widerstre-

1) Lade mit den Thora-Rollen. 2) Jüdische Gemeinde. 3) Trauernder. 4) Vorbeter.

bende Stoff bewältigt und zu erhabener Schönheit verklärt wird. Einzelne Stellen, z. B. die Verbannung Sigrun's aus Walhalla; der Fluch der Meergöttin Ran über die Frieſen, die Todtenwacht Sigrun's bei Helgo's Leiche u. a., ſind Schilderungen voll bezaubernder Pracht und wilder Schönheit, welche um ſo ergreifender wirken, als der mit großer ſprachlicher Gewandtheit begabte Dichter den Stabreim oft in wunderbarer Vollendung handhabt; „es iſt ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen; es iſt ein Klang drin gleich dem Tönen eines Schildes, der im Wind den Aſt ſchlägt, dran er hänget!" Wenn, wie bei Hagen's Gaſtmahl, ſolch eines Liedes rauſchende Stäbe von dem Chore der Helden in die hallende Höhlung der Schilde gerufen werden, da mag es wol klingen:

Wie das Brüllen brandender Wogen,
Wie das Brauſen des Sturms in den brechenden Stämmen
Des nächtlich ächzenden Urwalds.

Als ein Beiſpiel dieſer wildkräftigen Diction möge der Anfang des erſten Geſangs: „Sigrun's Kür", hier noch zum Schluß Platz finden:

Der Kriegsgott herrſchte im Hünenland;
Zum Himmel ſchwang er ſein Flammenſchwert,
Da ſprangen Stücke von ſprühenden Sternen,
Daß feurige Funken durchfuhren die Nacht;
Es regnete Blut aus gerötheten Wolken
Und am Nordpol lohte das Nordlicht.

Dort ſchmiedete ſchweigend des Schickſals Hand
In flammender Eſſe die Feuerruthe,
Mit der es der Hünen frevelnden Hochmuth
Im Zorne zügeln und züchtigen wollte.
Und als der Ruthe Flammenreifer
Geſchmiedet waren, da warf ſie das Schickſal
Hinaus an den Himmel, und es ſah allnächtlich
Die zitternde Erde voll Zagen die Zeichen
Des Zornes der Götter, und böſer Zeiten
Drohende Vorbedeutung.

Schon durchheulten die Wölfe in Heerden den Wald,
Brandende Wogen umbrüllten den Strand,
Und in den Wogen und Augen der Wölfe
Der leichenwitternden, leuchtete lüſtern
Der Lichtſchein feindlicher Feuer!

E. Hersfurth.

Romane von Guſtav vom See, Leo Wolfram, Edmund Hoefer und Freiherrn von Stifft.

(Beſchluß aus Nr. 45.)

3. In der Irre. Roman in vier Büchern von Edmund Hoefer. Vier Bände. Berlin, Janke. 1867. 8. 6 Thlr.
4. Modernes Leiden. Roman von A. von Stifft. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1867. 8. 5 Thlr.

Wenn ſchon in dem neulich beſprochenen Roman von Guſtav vom See ein kleiner deutſcher Hof einen der Mittelpunkte der Handlung bildete, ſo bewegt ſich die Handlung bei Hoefer und Stifft ganz in dieſen Kreiſen. Freytag's „Verlorene Handſchrift" mit dem ins Grelle verzeichneten Fürſten ſcheint den Ton angegeben zu haben; auch für Auerbach's „Auf der Höhe" war das Hofleben, wenngleich in größern Dimenſionen, der hervorragendſte Kreis der Handlung. Die Romantik der kleinern Höfe beginnt jetzt eine ſo große Rolle in unſerer Romanliteratur zu ſpielen, daß man von einem „Hofroman" ſprechen kann, wie man früher von Räuber- und Ritterromanen und jetzt von Zigeuner- und Indianerromanen ſpricht.

Und wie erſcheint der „Hof" in dieſen Romanen? Er gibt nicht nur die glänzende äußere Decoration her; er bildet nicht nur ein Centrum der Intriguen und Intereſſen; er erſcheint in jener ſagenhaften Herrlichkeit, wie ſie die Grotte der Kalypſo und den Venusberg umſchwebt, als eine Stätte der Galanterien und Verführungen; etwas Nimbus des ancien régime, Rococo, Chronik des oeil de boeuf mit Arabesken, die nach dem Bedürfniß der Zeit umgemodelt ſind, geben die Elemente des hier gezeichneten Hoflebens. Die Helden und Heldinnen müſſen froh ſein, wenn ſie den Kopf aus dieſer Schlinge gezogen haben.

Der taciteiſche Fürſt der „Verlorenen Handſchrift", der in einem Rococopavillon einen Angriff auf die Tugend der Frau Profeſſorin macht, während der Herr Profeſſor nahe daran iſt, unter den magnetiſirenden Einflüſſen der Prinzeſſin den Kopf zu verlieren — das ſind ſolche Proben der modernen Tanhäuſerei, die in dieſen Hofromanen ſpukt. Aehnliche Situationen finden ſich in Hoefer's „In der Irre", nur daß hier der Gegenſatz der Stände keine Rolle ſpielt. Wol vertritt ein alter Commerzienrath und ſein Enkel Erhard das bürgerliche Element; doch kommt daſſelbe mit den Hofkreiſen in keine nähere Berührung und erweiſt ſich nur im Augenblick der Kriſis als das thatkräftige und den Ausſchlag gebende. Die abenteuernden, in der Irre geführten Charaktere ſind die Kinder eines alten Rittmeiſters, der Offizier Eugen und ſeine Schweſter Hermine, welche beide in Hofdienſte treten und dort in die verfänglichſten Situationen gerathen. Hermine rettet ſich aus dieſen Gefahren; Eugen geht darin unter, oder vielmehr, er wird durch eine durchaus unpſychologiſche Kataſtrophe von dem Autor aus dem Wege geräumt.

Ein despotiſcher Herzog, mit dem vollen Gefühl der Herrſchaft „von Gottes Gnaden", eine ſchöne, leidenſchaftliche Herzogin ſtehen im Vordergrund des Bildes; eine Misregierung mit übermäßiger Begünſtigung des Prinzen- und Soldatenweſens und ſchneidend ſcharfem abſolutiſtiſchen Ton ruft die Misſtimmung des Volks hervor; mit herein ſpielen die Intriguen der Kronprätendenten; eine Revolution macht den Schluß, nachdem der Dichter noch zu rechter Zeit im vierten Band den Edelſten und Würdigſten entdeckt, um ihn mit der Herzogskrone zu ſchmücken.

Die Ausführung dieſes politiſchen Gemäldes nimmt eine große Breite ein, ohne ein entſprechendes Intereſſe einzuflößen. Derartige kleinliche Bedrückungen, wie ſie uns hier vorgeführt werden, mögen für diejenigen ſehr unangenehm ſein, die darunter zu leiden haben; doch mit hören von dieſen Staatsaffairen eigentlich nur immer in Bezug auf die allgemeine Tendenz und Richtung der Regierung ſprechen; die Helden leiden nicht unter den ſtaatlichen Verhältniſſen, ſondern unter den Einflüſſen des Hoflebens, die man ſcharf davon trennen muß. Die

Misregierung wird uns nicht mit Romanfarben, sondern im Stil des Publicisten geschildert; gleichwol bringen ihre Folgen auch die entscheidende Katastrophe des Romans mit sich.

Seit Spielhagen ist es Mode geworden, ein revolutionäres Spectakelstück, illustrirt mit den Flammen des Aufruhrs, für die Schlußgruppen eines Romans zu verwenden. Die praktischen Vorzüge liegen auf der Hand. Nicht nur in decorativer Hinsicht erzielt man einen glänzenden Eindruck; man kann auch die Helden, mit denen man nichts mehr anzufangen weiß, gleich en gros losschlagen. Zwar hat der Epiker, also auch der Romandichter das Recht, das dem Dramatiker versagt ist, auch den Zufall für seine Katastrophen zu benutzen; das Tragische als Gesetz des Universums, wie Vischer es treffend bezeichnet, kommt hier zu seinem Recht, der Tod durch Krankheit, durch Unfälle, wie sie zwar aus der Nothwendigkeit des Naturgesetzes hervorgehen, aber sich doch bei ihrem Eingreifen in das Geschick des einzelnen als unberechenbare und in höherm Sinne auch unberechtigte Zufälle erweisen. Dabei ist es nun gleichgültig, ob der eine Autor eine Ueberschwemmung in Scene setzt und seine Helden ertrinken läßt, der andere eine Feuersbrunst, bei der sie in den Flammen sterben — durch diese Vorliebe für den Neptunismus oder den Vulkanismus im Roman unterscheiden sich z. B. Freytag und Gutzkow —, der dritte eine Revolution, die auch nur als ein Naturschauspiel erscheint, bei welchem den Massen eine elementarische Rolle zufällt. So grausam freilich, wie Edmund Hoefer zu Werke geht, ist selbst Spielhagen, der revolutionäre Schlußdecorateur κατ' ἐξοχήν, nicht verfahren. Nicht nur seinen Hauptheldeu Eugen läßt er im Kampfe mit den Volksmassen sterben; auch einen andern Helden, den Intriguanten für den Nachbarhof, Graf Hellenberg, von ihnen zerrissen werden, den übermüthigen Pagen Gaston, das leichtfertige Hoffräulein Flora Werner im Schloßbrand umkommen. Wird doch das neununddreißigste Kapitel in der Ueberschrift als eins bezeichnet, „in welchem die Böcke von den Schafen streng geschieden werden und in ihren Sünden dahinfahren". Wol soll der Romandichter die Nemesis walten lassen, doch, wie es uns scheint, nicht in so äußerlicher Auffassung, daß er alles leichtfertige Volk massacrirt und der Tugend dann mit einem Bückling die Serviette umbindet, mit der sie sich zu Tisch setzt. Der Roman ist ein Spiegel des Weltlaufs; doch in der Welt passirt es allzu oft, daß sich die Tugendhaften ein Loch in den Kopf stoßen, und ein Romandichter, der so systematisch nach wohlgeordneten Schubfächern Lohn und Strafe vertheilt, wird das an Lebenswahrheit einbüßen, was er an moralischer Autorität zu gewinnen sucht.

Auch dürfen psychologische Krisen nicht durch solche äußerliche Gewaltmaßregeln entschieden werden. Eine Revolution ist eine Staatskrisis; hier spielt sie nur die Rolle einer Hofkrisis, die für unser Empfinden allzu acut verläuft. Die ganze Behandlungsweise Edmund Hoefer's fordert indeß um so mehr eine nähere Analyse, als der Autor zu den Talenten gehört, die stimmungsvoll und lebendig zu schildern verstehen, und als das von ihm gegebene Beispiel leicht zur Nachahmung verführen kann.

Hoefer beherrscht die Technik des Romans; aber er macht von ihren Hülfsmitteln nicht immer den richtigen Gebrauch. Wir haben oft nachgewiesen, wie die Spannung des Romans auch nach der Vergangenheit geht, wie der Autor das Recht hat, Räthsel aufzugeben, die erst später gelöst werden, wie dunkle, sich allmählich lichtende Begebenheiten aus dem Hintergrund der Dichtung immer mehr in den Vordergrund rücken dürfen. Hier aber besteht die Kunst des Romandichters darin, das Interesse an jenen dunkeln Punkten von vornherein in dem Leser wach zu rufen. Wir müssen gleichsam an der Kette eines Causalnexus von spannenden Motiven bis zu jener Stelle geführt werden, wo diese Kette lückenhaft wird, und die Ergänzung unsere Neugier und unsern Scharfsinn herausfordert. Ein allgemeines Clairobscur, das über dem Ganzen schwebt, verdirbt aber diese Wirkung. Wir haben den ersten Band des Hoefer'schen Romans und einen großen Theil des zweiten ohne alle Spannung gelesen. Hoefer ist im wesentlichen Novellist; ihm fehlt noch die freie Herrschaft über die Massentableaux des Romans. Er führt gleich von Haus aus eine zu große Zahl von Personen ein, von denen jede ihre kleine Novelle mit sich herumträgt; dann haben sie alle ihre Geheimnisse, die der Autor nicht so rasch verrathen will, und es geht uns zuletzt wie dem Vetter in dem Benedix'schen Lustspiel — uns schwirrt der Kopf und wir verwechseln eins mit dem andern. Hierzu kommt die Schwierigkeit, die politischen Verhältnisse eines Phantasiestaats, die Verwickelungen seines Erbrechts uns klar zu machen, ohne Langeweile zu erregen. Und zuletzt hat sich der Autor, durch den Misbrauch seines Rechts zur Geheimnißkrämerei, eine Art von aphoristischer Dialogisirung angeeignet, die mit lauter Andeutungen, Gedankenstrichen und Verschweigungen zu wirken sucht, sodaß man die „Aposiopesis" die Lieblingsfigur des Hoefer'schen Dialogs nennen könnte. Der Fehler ist nun, daß uns überall Geheimnisse aufgetischt werden, ehe die Spannung in uns erregt ist, die nicht durch solche Zersplitterung, sondern nur durch einen nachhaltigen Druck auf unsere Phantasie in einer und derselben Richtung hervorgerufen werden kann.

Im Verlaufe des Romans selbst stoßen wir nun auf neue Geheimnisse; die Arme einer unsichtbaren Verehrerin umfangen den Helden, eine weiße Frau durchwandelt die Corridore des Schlosses und erscheint zuletzt im Zimmer Eugen's — ein Gespenst, das mit dem der lustigen Lady Fitzbulk in Byron's „Don Juan" die größte Aehnlichkeit hat. Im Grunde aber bleibt uns der Autor die Lösung dieser Räthsel schuldig, abgesehen von einigen Andeutungen. Damit lassen wir uns aber nicht abfinden. Dazu war der Apparat zu groß, der in Bewegung gesetzt wurde. Wenn uns der Autor mit der Sorglichkeit des minutiösesten Architekturmalers, ja Architekten die Räume hinzeichnet, welche durch die Erscheinung der

weißen Frau unsicher gemacht werden, die Treppen, Corridore u. s. w., wenn er sie dann mehrmals in unerklärbarer Weise verschwinden und wiederauftauchen läßt, so muß er schließlich uns die äußere Möglichkeit dieses Spuks mit derselben Genauigkeit nachweisen, wenn wir nicht das Misverhältniß zwischen der Einfädelung und Aufdröselung der Intrigue als störend empfinden sollen. Hier eine Probe, mit welcher Wichtigkeit Hoefer die Schloßarchitektur behandelt:

Der „Pavillon" war von jeher, auch im alten Schloß, ein Gebäude für sich und für alle anstoßenden Theile, bis auf einen Durchgang im Parterre des Ostflügels völlig unzugänglich gewesen. Dies war durch den neuen Bau nicht verändert worden; der Südflügel, in welchem sich der Leibstall, mehrere Dienerwohnungen und allerhand zu untergeordneten Zwecken benutzte oder auch nicht benutzte Räumlichkeiten befanden, war von ihm durch eine Mauer geschieden, von der man nur wußte, daß sie damals dem Brande Einhalt gethan hatte; eine Verbindung fand hier nicht statt. Die Einrichtung des Flügels war nicht von der Art, daß man geheimnißvolle Pforten, Treppen und was sonst in dies Genre gehört, übersehen haben könnte. Vom Ostflügel, wo das herzogliche Paar wohnte, führte der genannte Durchgang im Parterre auch jetzt noch in den „Pavillon" hinein, zuerst auf einen kleinen Querflur und sodann in einen Corridor, durch den man in die Kanzleien und sonstigen Räumlichkeiten der Adjutantur gelangte. Daran schloß sich die große Halle mit dem Haupteingang vom Schloßhofe her, und an der südlichen Wendung derselben lagen die Zimmer Eugen's bis an den oben erwähnten Abschluß des Gebäudes. Die sämmtlichen Fenster dieser Gelasse hatten gegen den Park zu gebauchte und zierliche, aber massive Eisengitter, und eben solche beschützten auch die Fenster, welche in den Schloßhof führten und zur Wohnung des Kanzleiaufsehers sowie zu einem Zimmer für Eugen's Diener gehörten. Zum Ueberfluß wurde die Thür des Haupteingangs allabendlich verschlossen und stand die Außenseite so gut wie die Innenseite unter der Aufsicht eines mit der Dämmerung aufgestellten Postens.

Dieser Eintheilung des untern Geschosses entsprach die des obern im allgemeinen ziemlich genau, wenn auch Einzelheiten anders waren; der kleine Flur, der große Corridor, die Halle waren ganz ebenso da, nur daß die letztere in ihrer Wendung gegen Süden mehr Platz zu Zimmern abgegeben hatte und daher hier gleichfalls in einen Corridor auslief. Ueber den Kanzleien lagen die Zimmer des Fräuleins von Rausnitz, über denen Eugen's die Gemächer seiner Schwester; der wiederum schon erwähnte Eckthurm, welcher beide Wohnungen schied, enthielt einen, von den Damen gemeinschaftlich benutzten kleinen Salon. Gegenüber, in den Schloßhof blickend, waren Zimmer für die Bedienung.

In der Halle, welche gleich allen andern Räumlichkeiten gewölbt war, wurden beide Geschosse durch eine große, aber fast dunkle Treppe verbunden; auf dem kleinen Flur fand sich eine zweite, hellere, jedoch schmale — eine sogenannte Lauftreppe, in dem hier befindlichen erkerartigen Vorsprung des Baues. Und da die Fürstin diese Wohnung für ihre Damen bestimmt hatte und dieselbe sich und ihnen so bequem zugänglich wie möglich machen wollte, so hatte sie in ihrem Geschoß ebenfalls eine Oeffnung durch die Scheidemauer brechen lassen, correspondirend mit dem untern Durchgang und ebenso wie dieser von dem breiten Schloßcorridor in den schmalen des Pavillons führend.

Wir führen diese Stelle auch deshalb an, um zu zeigen, welche Art von Beschreibungen wir als nicht episch im Roman misbilligen und welche unter den Tadel fallen, den Lessing im „Laokoon" über die beschreibende Poesie ausgesprochen hat. Diese ganze Darstellung könnte zur Erläuterung eines danebenliegenden Schloßplans dienen, wo die betreffenden Räumlichkeiten durch A, B, C, D, durch Buchstaben und Nummern bezeichnet werden und so mit dem Commentar verglichen werden können; die Phantasie aber erhält kein Bild, am wenigsten ein dichterisches, das sich immer aus einzelnen, aber schlagenden Merkmalen aufbaut. Wer nach solcher Beschreibung die Localitäten lebendig erfaßt, der muß eine Energie der Anschauung haben wie ein ausgezeichneter Blindlingsspieler im Schach.

Diese Beschreibung müssen wir aber im Kopfe haben, um die geheimnißvollen Umgänge der „weißen Frau" zu begreifen; sie verschwindet, wo die sorgsamste Untersuchung keine Möglichkeit dafür sieht; sie taucht ebenso unbegreiflich wieder im Zimmer des Adjutanten auf. Das muß uns aber Hoefer genau erklären; denn was nützt uns sonst der ganze so breit verzeichnete Plan? Wir wollen jetzt auch an der Hand des Architekten durch die Tapetenthüren und über die geheimen Treppen geführt werden. Der Romanschriftsteller darf uns keine Vorstellung mit einem Davenport'schen Wunderschrank geben und uns hinterdrein die Aufklärung schuldig bleiben. Hoefer hat das aber versäumt.

Dasselbe gilt von den innern Seelenzuständen seiner Hauptheldin; überall gibt er Andeutungen, läßt errathen und zwischen den Zeilen lesen. Das Verhältniß zwischen der Herzogin und Eugen, der innere Kampf in dem letztern sind durchaus nicht mit psychologischer Vertiefung durchgeführt. Mit einem Wort, Hoefer ist zur unrechten Zeit ausführlich und breit und zur unrechten Zeit apophoristisch und kurz. Namentlich ist die Ueberstürzung gegen den Schluß hin nicht zu verkennen.

Die Vorzüge der Hoefer'schen Darstellungsweise sind aus seinen Novellen bekannt und verleugnen sich auch in diesem Roman nicht. Die Charakteristik hat viel Treffendes und Anmuthendes; besonders gelingen dem Autor die Charaktere, die einen festen innern Halt haben, mögen sie ihn äußerlich nun mit größerer oder geringerer Schroffheit hervorkehren, wie der alte Commerzienrath Warder, ein neues Porträt aus der reichen kaufmännischen Galerie des Autors, der Rittmeister und die Herzogin-Mutter. Ueberhaupt ist das treuherzig Naive seine Lieblingsdomäne, und er zeichnet seine Gestalten mit Vorliebe in die traulich warme Beleuchtung des häuslichen Herdes hinein. Auch die Herzogin ist ein treffliches Charakterbild, nur zu aphoristisch, zu sehr von außen dargestellt. Wir vermissen die zusammenfassende Entwickelung des Charakters. Der Stil ist nicht gleichmäßig, oft zu weitschweifig, dann aber wieder bezeichnend und glänzend. Der Anlauf zu humoristischen Excursen am Anfang erscheint uns verfehlt, weil ein ähnliches Geplauder des Autors im ganzen Roman nicht wiederkehrt.

Ohne derartige Jean Paul'sche Extrablätter jeanpaulisirend ist der Roman von A. von Stifft: „Moderne Leiden" (Nr. 4), der daher gegenüber der heutigen Romanschriftstellerei den Eindruck eines Anachronismus macht. Dieser fortwährende hochgehende Wogenschlag der Empfin-

dung, dies Ueberschütten mit lyrischen und Gedankenblüten ist dem heutigen Publikum unbequem, welches in erster Linie nach einem stoffartigen Interesse trachtet. Nun ist nicht zu verkennen, daß dies stoffartige Interesse in dem ganzen Roman ein sehr geringes ist, ein weit geringeres, als man von einem Roman mit Recht verlangen darf. Die Contouren der Gestalten verschwimmen ins Unbestimmte, die Handlung selbst ist wie in einen Blütennebel gehüllt; es fehlen ihr alle scharfen Einschnitte. Die Figuren erinnern zum Theil an Jean Paul; zu Adolar ist an den hohen Menschen Jean Paul's, an Emanuel das Maß genommen; er ist überdies ein Prinzenerzieher, wie alle diese erhabenen Pägagogen unsers großen Humoristen; der Held Heinrich ist von prinzlicher Herkunft, wie Albano; die Verwickelungen der Geburt mit einer auf einen kleinen Landesfürsten zurückweisenden Lösung sind ähnlich wie in „Hesperus" und „Titan". Auch einzelne Motive, wie die Verwechselung der Vorleserinnen bei dem blinden Herzog, sind ganz im Stil, man möchte sagen in der Manier Jean Paul's gehalten.

Die Tendenz indeß ist moderner; die Berührung der Bürgerlichen mit dem Hofleben wird im Geiste der „Verlorenen Handschrift" geschildert, nur daß der Hauptheld gegen den Schluß hin geadelt und hoffähig gemacht wird. Der Autor hatte, wie schon der Titel ankündigt, die Absicht, „modernes Leiden", d. h. moderne Blasirtheit zu schildern. Der reflectirende Chorus des Romans, der Arzt Frauenfeld, spricht sich hierüber in folgender Weise aus:

„Modernes Leiden, ein allgemeines Wort, welches eine lange, lange Auseinandersetzung nöthig machte, um ganz begriffen zu werden. Ich möchte damit beginnen, zu beklagen, daß die Welt, die Menschheit erkrankt ist, weil ihr der große Arbeitsproceß fehlt, ohne welchen es keine Gesundheit gibt. Arbeit macht die Wangen roth, deshalb ist die moderne Gesellschaft blaß, krankhaft blaß, weil sie diese große Arbeit eingestellt hat, ohne welche es kein wahres, großes, schönes, fruchtbringendes Leben gibt." — „Sie sprechen in Räthseln", fiel Helene ein. „Wer ist ohne Arbeit, unthätig? Vielleicht die reichsten, unabhängigsten Menschen? Und machen diese nicht die Unterhaltung zum Gegenstande der Arbeit?" — Frauenfeld lächelte. „Vielleicht macht es Sie gesund", sagte er, „wenn ich Ihnen ein Bild jener großen Krankheit entwerfe, von welcher ich das moderne Leben ergriffen sehe. Zunächst gewährt das moderne Leben eine zu große Freiheit. Die antike Welt war enger beschlossen, straffer zusammengehalten. Die alte Welt, namentlich die griechische, trug den Staat wie einen Purpur am Leibe. Man konnte nicht leben, ohne dem Staate anzugehören, ihm Tribut zu zollen, von ihm abzuhängen. Man konnte sich aber auch nicht vereinsamt fühlen. Statt der Begriffe von Gesellschaft, Familie, welche wir jetzt besitzen, hatte man damals die Lehre vom Staate. Er nahm alles in sich auf; man lebte in ihm. Es gab außer ihm keine Berechtigung. Anders ist es mit der Gesellschaft, der Familie. Im Mittelalter trat an die Stelle des antiken Staats die Kirche, die häusliche Zucht. Nun die Reformation auch diese Steinhülle zerbrochen, die Aesthetik an die Stelle der Theologie getreten ist, muß der Einzelmensch sich verlassen, ziellos fühlen. Die Gesellschaft ist in der Revolution einen Kampf eingegangen, welcher zum Siege und zur Niederlage führen mußte. Beides sind Stabilitätserscheinungen. Nur daß der Sieger die Lust, der Besiegte den Gram des Daseins mit sich fortträgt. An diesem Mangel einer historischen, innern Arbeit krankt die moderne Gesellschaft. Es fehlt das bewegende, anregende Element. Die Nerven erschlaffen, die Ideen entschwinden."

Als ein solcher moderner Held wird uns Heinrich von einer schönen Briefschreiberin geschildert:

Die Gesellschaft, das moderne Leben erhebt sich selbst, wenn es, auf seine Uranfänge zurückkehrend, einen solchen Adelsbrief des Geistes ausstellt. Willst du wissen, was ich in Heinrich sehe? Den modernen Mann, den Mann des Heute, des modernen Lebens. Sieh die Gesellschaft rings um uns. Wo ist Wahrheit, Liebe, Kraft in irgendeiner historischen Erscheinung? Wo lebt das Königthum noch in seiner angeborenen, unmittelbaren Größe, Einsamkeit, Unerreichbarkeit? Adel und Bürgerthum theilten das goldene Scepter. Könige sind Dichter, Künstler, sie sind alles geworden, was der letzte Bürger ihres Reichs besser ist als sie selbst. Wo das Licht des Talents aufgeht, wo der Strahl der Wahrheit ihnen entgegenleuchtet, eilen sie mit den ordengefüllten Händen herbei, werfen Wappen, Titel aus, um sich zu retten. Soll der Adel nicht berufen sein, ruhiger, unabhängiger vorzugehen? Seit Goethe's Faust ist kein Mensch geschildert worden, welcher Heinrich Altmann gliche. Er ist die Fortsetzung des alten, jetzt nur verjüngten Faust. Es ist dieselbe Ahnung des Höhern, derselbe unersättliche Trieb, das Ewige, Höchste an sich zu reißen, der Mangel an irdischen und geistigen Mitteln, das Unzulängliche an Kraft und Willen, der stete Wechsel von Licht und Nacht. Das Ziel ist ihm wie ein Irrlicht, das sonnengroß aufleuchtet, zuckt, und doch wieder untergeht. Hoffnung und Verzweiflung wechseln in ihm, er bezahlt mit seinem Ich und darin liegt der Stempel seiner Lebenstragödie. Heinrich kann nicht siegen und nicht untergehen, ohne sich selbst zu zerstören. Sein Leben ist ein langsamer Selbstmord, ein Selbstverbrennen, wie es die Brahmanen an des Ganges heiligen, stillen Wäldern vollzogen haben mögen in jenen fernen Tagen, da ihre Götter mit den dreifachen Köpfen, die holden Göttinnen mit den Blumenantlitzen, die hohen Erscheinungen voll Wunder, Zauber, Größe, Macht und Herrlichkeit ihnen noch mehr waren, als die Griechen den Begriff des Göttlichen noch nicht mit dem des irdisch Schönen verdorben hatten.

Es ist das moderne Titanenthum, nicht das philosophische, das Robert Giseke in seinem interessanten Roman geschildert, sondern dasjenige des Jean Paul'schen „Titan", nur mit modernem Relief. Der Fehler ist derselbe wie bei Jean Paul; diese Titanen bewegen sich in kleinen Verhältnissen; ihre Größe ist mehr eine innerliche, wie sie besonders von den Frauen herausempfunden wird, die Handlung verläuft in Hofgeschichten und Liebesverhältnissen; die dichterische Intention wird durch die Ausführung nicht gedeckt. Dennoch sind in den Frauencharakteren feine Nuancirungen, und Gestalten wie der Hofbankier haben eine mehr als typische Bedeutung.

Ein inniges Naturgefühl, eine warme Naturlyrik durchdringt die ganze Darstellung, die in hohem Maße bilderreich, bisweilen unklar und überschwenglich, doch ganz dazu geeignet ist, den Leser mit dem geistvollen Autor zu befreunden. An sentenziösen Albumblättern fehlt es nicht; wir theilen einige davon mit:

Jugend! Welch ein vergängliches Wort. Das Wort und die Sache sind eine Täuschung, oder vielmehr die Zeit, der Keim aller Täuschung, liegt ihr zu Grunde. Die Jugend ist stark im Hoffen. Im raschen Drange führt sie vorwärts. Sie zeigt ein fernab liegendes Ziel. Zuerst tröstet noch die Geduld. Zuerst umspielen uns noch die täuschenden Farben der Lebensfreuden. Dann tritt der Ernst des Lebens ein. Das Herz will Wahrheit, Befriedigung, die Erfüllung seiner Wünsche. Wieder ist es nur die Zeit, die ans Ziel, ans Ende führen kann. Und indem uns die trügerische

Führerin leitet, nimmt sie uns das Ziel, das wir schon besaßen, das uns allmählich abhanden gekommen ist. Denn dieses Ziel war die Jugend. Wir lebten im Kelch der Rose, welche sich entblättert, während wir, getäuscht von ihrem Lenzeslichte, betäubt von ihrem Dufte, einen neuen Himmel, eine neue Erde erwarteten. —

Wir setzen uralten Kampf fort, der seit Jahrtausenden geführt wird. Der erste Knecht war auch der erste Rebell. Der erste Knecht war der erste Mensch. Sein Sündenfall zerbrach die Schranken zwischen Schöpfer und Geschöpf. Jener Baum der Erkenntniß war nur ein Symbol für das Verständniß der Gesammtnatur. Zum ersten mal am jungen Weltgeschichtsmorgen wirkt die Sage. Die schillernde, schimmernde Schlange spricht noch. Sie trägt vielleicht ein Krönlein auf dem Kopfe, den leuchtenden Karfunkel an der Stirn. Der Mensch bricht die Frucht, feurige Schwerter vertreiben ihn, der Garten der Herrlichkeit ist ihm verschlossen, zur Arbeit ist er verurtheilt. Und doch gibt er den Kampf gegen die Ungerechtigkeit, gegen Uebervortheilung nicht auf. Wie lange stritten die Menschen mit Eisen, nach Blut lechzend. Bauernaufstände, Religionskriege, Hugenottenthum, ich habe diese Formen der Emancipation nie geliebt. Ich weine um jedes schöne Haupt, welches unter dem kalten Eisen der Guillotine fiel. Die rauhe Henkershand hebt es empor, das blonde Lockenhaar krümmt sich wie Gorgonenschlangen. Wie unschön, wie entsetzenerregend! Es gibt andere, zartere, verläßlichere Mittel des Kampfes. Durch die Menschengeschichte geht der Sirenenklang des Zweifels. Der Zweifel öffnet die Thore der Welt. Selbst die aristokratische fürstliche Unschuld harrt zögernd an der Schwelle. Wie wunderbar liegt das Reich der Erde vor ihr. Schön gewellte, glänzende Bergreihen, lachende Fluren, reiche Städte, tränkende Flüsse mit kühlendem Wasserathem, und neben dem Fürstenkinde steht jene geheimnißvolle Gestalt, auf der Ritterburg Barde, im Reformationszeitalter Dichter des Kirchenliedes, in der Gegenwart bacchantisch mit Weinlaub gekränzter Heinejünger — und flüstert der fast in die Knie sinkenden Fürstentochter leise zu: „Bete mich an, und all diese Herrlichkeit ist dein.“ Sie sind alle in die weißen Knie gesunken, sie erhoben alle die flehenden, zarten Hände, sie nahmen alle leise zitternd den Kronenschmuck und zierten das goldwallende oder nachtschwarze Haar damit. Wie der Rattenfänger von Hameln die bebende Kinderschar — unheimliches Abendroth liegt auf den Bergen, die Glocke der Kirche vertönt mahnend — in den Venusberg führt, folgen uns die Kinder der Höhe. —

Herbst! Ein Park im Herbste. Es war wie das Altern einer schönen Dame. Die frische Farbe, die wundervollen Lichter sind entschwunden. Aber das bleiche, fast Wehmuth erweckende Wesen hat andere, weniger blendende und doch anziehende, ja fesselnde Reize. Schon das Vergehen, das Entschwinden an und für sich rührt an die innersten Saiten des Herzens. Es klingt wie aus der Memnonssäule hervor. Vielleicht war es einst eine Hymne voll feierlicher Accorde, welche die aufgehende Sonne weckt, jetzt klagt nur mehr eine vereinsamte Note. Aber diese eine, elegische Note läßt die entschwundende Herrlichkeit errathen. So der Herbst. Im Lenze, im Sommer liegen die Gebirge, die Wälder wie in einem grünen Sammtmantel, abendlich stahlblau umflossen. Der Herbst wirft eine Fülle von neuen Tinten auf die Umrisse, Gold, Purpur, Erdbraun. Der Friede des Blühens weicht der elegischen Stimmung.

Man liebt in neuer Zeit nicht die Romane, deren Helden Dichter sind, man liebt die Lyrik nur im Goldschnitt; das greifbar Realistische wiegt im Roman vor; Stimmungen, Empfindungen treten mehr zurück, werden nur hin und wieder wie glänzende Lichter aufgesetzt. In der That fehlt dem Stifft'schen Werk der epische Stil; dafür ist seine lyrische Dithyrambik inhaltreich; man wird gern seinen Gedankenfäden nachgehen, wenn sie auch bisweilen wie im Abendgold schimmernde Herbstfäden, haltund ziellos, nur vom Hauch der Stimmungen bewegt, in den Lüften flattern.

Rudolf Gottschall.

Ein ungarischer Dictator.

Was das Schwert gegründet, wird das Schwert vernichten! In acht Tagen waren die ungarischen Truppen von der Theiß bis an den obern Donaubug siegreich vorgerückt. In noch zwei Wochen wehte auf Komorns Mauern die Tricolore. Arthur Görgei, das Schwert der Insurrection, hatte im April 1849 den kaiserlichen Adler in sein Nest gescheucht, und ein Schritt über die Leitha konnte die Burg und mit ihr das gesammte Oesterreich der Stephanskrone unterwerfen.

Der ungarische Genius hatte seine Mannesthat gethan. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war das an Zahl geringe, aber innerlich hochpotenzirte Volk der Magyaren, dessen Geschichte reich war an Ruhm der Waffen, noch reicher aber an Leiden und Drangsalen jeder Art, wieder einmal aus anhaltender Lethargie zu Zielen neuer Art erwacht. Hatte es früher den Halbmond gekreuzt, die Grenzen des Landes im Süden gegen die Adria, im Norden gegen das Baltische Meer getragen; hatte es bis dahin um seine bloße Existenz gerungen gegen eine Unzahl äußerer Feinde und mehr noch gegen die Wuth der Parteien in seinem Innern: so waren es jetzt die Aufgaben der Humanität, die Thaten des Gedankens, welche es auf seine Fahne schrieb. In kaum funfzig Jahren wurden die feudalen Institute aus eigener hochsinniger Entschließung der „adelichen Nation“ vom ungarischen Boden gefegt, der fortan nur freie Männer trug. Das tausendjährige Recht, nunmehr auf alle Kinder des Landes ausgedehnt, das Recht der freien Selbstbestimmung des Volks gegenüber den Gelüsten der Willkür, fand nach langer anhaltender Erregung des Volksgeistes durch innere und äußere Einflüsse einen dem modernen Geist conformen Ausdruck in der Constitution von 1848, die vom Herrscher feierlich beschworen ward. In Männern wie Széchenyi und Wesselényi gipfelte der Schwung des patriotischen Gemeingefühls durch Erstthaten auf dem Felde materieller Glückseligkeit des Landes, der Wirthschafts-, Verkehrs- und Handelsinteressen. Und sämmtliche Bestrebungen erscheinen im Elemente des Gedankens, der in der Sprache, der hinreißend beredten Prosa Kossuth's, der bacchantischen Poesie Petöfi's zur höchsten Entfaltung gelangt. Und als der Verrath von außen über das Land hereinbricht, war es Görgei's Schwert gewesen, das männlich vertheidigte, was männlich gewonnen war. Daß die Kräfte, welche das Unglück gespannt, im Glück erschlaffen müssen! Daß die menschliche Natur nach so viel Erfahrungen, vor dem Verderben, das im Gelingen liegt, sich nicht zu hüten vermag!

An Ungarns Erhebung war sein Sturz unmittelbar geknüpft, den erst männliches Dulden der Nation nach 18 Jahren zum Triumph umzuwandeln beginnt. Denn das Schwert, welches den Landesfeind über die Grenze getrieben, hatte sich gegen das jubelnde Land selbst zurückgewendet. Görgei ward der Verräther des Landes

nachdem er es gerettet hatte. Gegen dieſen Vorwurf des Verraths ſollten Görgei die Memoiren: „Mein Leben und Wirken in Ungarn“ (Leipzig, Brockhaus, 1852), rechtfertigen. Görgei führt die Feder ſo gut wie das Schwert. Seine Sätze ſind kurz und ſchlagend, klar tritt jede Situation mit wenig Strichen vor uns hin und faſt dramatiſch bewegt ſich das Geſchehende von Moment zu Moment. Nichts von dem Nimbus und der Großſprecherei, mit der ſich nur kleine Seelen für ihre Unbedeutendheit entſchädigen. Dagegen ergibt ſich ungeſucht ſeine Größe aus ſeiner Macht über die Menſchen, wovon nur hier und da ſparſame Winke verſtreut ſind, und aus der gewaltigen Ironie, womit er alle Götzen des Tages, Freunde ſowie Rivalen um ſich her, dem Gelächter der Mit- und Nachwelt überliefert.

Dieſer Geiſt der Ironie iſt der Schlüſſel zum übrigen. Keine größere Sophiſtik, als womit Görgei den Fall ſeines Charakters zu überkleiden ſucht. In ſeinen Memoiren erſcheint jeder Schritt als Reſultat genauer Erwägung. Wir ſehen die Motive kreuz und quer laufen, wie die Fäden in einem bunten Gewebe, bis der redliche Wille des Mannes in die Maſchen eines trügeriſchen Raiſonnements unlösbar verſtrickt iſt.

Der Geiſt, der andern gegenüber nach Vortheil und Behagen die Maske ſo geſchickt zu wechſeln verſtand, verwechſelte ſich am Ende ſelbſt mit ſeiner Maske.

Görgei war kaiſerlicher Soldat. An die Fahne ſeines Kriegsherrn band ihn ſein Eid. Als er integrirendes Glied der ungariſchen Inſurrection wurde, mußte er ſich entſchieden haben. Seine Proclamation an ſein Armeecorps in Waizen am 5. Januar 1849 faßt indeß den Kampf als einen ganz loyalen für den Kaiſer, damals Ferdinand V., auf. Jedoch gegen wen? Wenn Görgei ehrlich ſein wollte, gegen ebendenſelben. Denn daß Jellachich und Windiſchgrätz im Namen des Herrſchers gegen Ungarn agirten, war damals doch wol klar. Wie man nun für und gegen eine Sache zugleich ſtreiten kann, iſt auf jedem andern als auf geradem Wege zu erklären. Auf das kaiſerliche Octroi vom 4. März 1849 antwortete die Nation durch Görgei's Arm mit den Siegen im April. Alſo hatte Görgei's Patriotismus es über den an ſein Wort gebundenen Soldaten in ihm vermocht? Vielleicht; doch war Görgei gleichzeitig mit dem Stab des Oberfeldherrn der ungariſchen Armee belehnt worden. Mitten in den Siegen des April ward vom debrecziner Parlament die Unabhängigkeit Ungarns ausgeſprochen; Koſſuth Gouverneur des Landes. Hatten bisher ſoldatiſche Pflicht, Patriotismus und Ehrgeiz ſich in Görgei's Bruſt befehdet, ſo ſchlug jetzt nach Koſſuth's Emporkommen der Dämon der Zwietracht in hellen Flammen in ihm auf. Das Trugbild der Militärdictatur führte ſeinen und des Landes Sturz herbei.

Denn nach dem Fall Komorns, als der Weg nach Wien zur Krönung der Revolution angetreten werden mußte, hält es Görgei für gerathener, innezuhalten und ſich zur Belagerung der unwichtigen Feſtung Ofen zurückzuwenden. Die Spitze dieſer Operation war jedoch, ohne daß Görgei dies ſich oder andern offen eingeſtand, gegen Koſſuth gerichtet, deſſen Alleingewalt er nicht hinter ſeinem Rücken dulden wollte. Daß Görgei die Unabhängigkeitsacte vom 14. April aus Loyalität zurückgezogen wiſſen wollte, war ein Vorwand, mit dem er wiederum ſich und andere täuſchte. Sonſt hätte er ſich ſchwerlich als Kriegsminiſter auf ebendieſelbe Acte beeidigen laſſen. Mit Intriguen und Machinationen, die auf den Sturz Koſſuth's berechnet waren, mit militäriſchen Allotriis, die nur politiſch eine Bedeutung haben konnten, verlor Görgei einige koſtbare Wochen, während deren die von der Dynaſtie herbeigerufene ruſſiſche Hülfsmacht in den Thälern der Karpaten ſich gemächlich ausbreiten konnte. Als Görgei zur Beſinnung erwachte, war es zu ſpät. Er hatte das Los einer ganzen Nation auf das Spiel geſetzt, ohne ſeinen eigenmächtigen Willen durchgeſetzt zu haben. Was jetzt folgte, war eine matte Defenſive, ein ruhmloſer Rückzug vor den überlegenen feindlichen Streitkräften, ohne daß Görgei auch hier noch die Selbſtüberwindung gehabt hätte, den Feldherrnſtab, zu deſſen energiſcher Führung ſein Geiſt doch nicht mehr zureichte, friſchern Händen zu übergeben. Seltſame Ironie des Schickſals! In den letzten Zuckungen der Revolution wird Görgei von der abdankenden revolutionären Regierung das, wonach er von Anfang an geſtrebt hatte, die Dictatur, übertragen. Zwei Tage darauf ſtreckt Görgei bei Világos die Waffen, am 13. Auguſt 1849.

Nach 15 Jahren, angeſichts der politiſchen Triumphe der ungariſchen Nation, deren Geſchick einſt auf ſeiner Degenſpitze geruht hatte, läßt Görgei abermals eine Schrift pro domo erſcheinen:

Briefe ohne Adreſſe. Von Arthur Görgei. Deutſche Originalausgabe, im Auftrage des Verfaſſers aus dem ungariſchen Originalmanuſcript überſetzt. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 10 Ngr.

Dieſe Broſchüre hat ſehr viel perſönliches Intereſſe; unſer Urtheil über Görgei, mit welchem dasjenige des ungariſchen Hiſtorikers und Staatsmanns Michael Horváth übereinſtimmt (vgl. deſſen ungariſches Werk über den Unabhängigkeitskampf, 3 Bde., Genf 1865), kann durch ſie eher beſtätigt als umgeſtoßen werden. Dieſelben Vorzüge und Fehler des Mannes begegnen uns darin: ungebrochener Trotz und Glanz der Sophiſtik, nur mit mehr patriotiſchem Feuer, mit einem wohlthuenden Zug der Reſignation und häuslicher Milde verſetzt.

Im Vorwort, das aus Viktring (Kärnten) 27. April 1867 datirt iſt, entwirft der Verfaſſer ein kleines Genrebild materieller Noth, die ihn zur beſchleunigten Herausgabe ſeiner Memoiren bewog. Er ſagt:

In einer andern Lage würde mein Buch nicht in deutſcher Sprache, und nicht in jener an und für ſich zwar berechtigten (!), aber keineswegs zum Ziele führenden Art und Weiſe, ſondern in ungariſcher Sprache und in einem ſelbſt den Gegner möglichſt ſchonenden Geiſte geſchrieben erſchienen ſein, welcher Geiſt überdies — ich geſtehe es ein — auch der Großartigkeit des Gegenſtandes beſſer entſprochen haben würde.

Alles, was er wünſche, ſei nur noch, „daß man von Uebem, was man ihm im Vaterlande nachtrage, ſeine

Kinder nichts entgelten laſſe". Denn er ſelbſt habe für ſeinen Theil, nach den vielen Erlebniſſen, die in Oeſterreichs und ſeines Vaterlandes Geſchicken ſeit jener Zeit an ihm vorübergezogen, auch das Schwerſte erlebt, daß er entſagen, ſich in das drückendſte Los zu ergeben gelernt.

Ich will — gelobt er —, ſolange ich lebe, keinen Anſpruch mehr erheben — ſei es auf Anerkennung meiner Leiſtungen in den Jahren 1848/49, meiner lautern Abſichten und Beſtrebungen; ſei es auf Berichtigung der über den patriotiſchen Werth derſelben ſeit den Hinrichtungen von Arad und Peſth bis auf den heutigen Tag allgemein mundgerecht verbliebenen Anſichten; ſei es auf Wiederherſtellung meines hierdurch vernichteten guten Leumunds als Patriot.

Und nur patriotiſches Pflichtgefühl ſei es geweſen, das ihn zur Veröffentlichung dieſer Briefe, zur Befürwortung des achtundvierziger Conſtitutionalismus, zur unermüdeten, eindringlichen Warnung vor der Actionspolitik des Jahres 1849 getrieben habe. Ebenſo wird im Schlußwort das wiener Cabinet vor der Erneuerung ſeiner achtzehnhundertneunundvierziger Tendenzen gewarnt. Es iſt, mit Bezugnahme auf den in dieſem Jahre im ungariſchen Unterhauſe zur Annahme gelangten „Entwurf der conſtitutionellen Behandlung der gemeinſamen Angelegenheiten", Görgei's Ueberzeugung:

daß das durch die Pragmatiſche Sanction geſchaffene Staatengebilde von den insgeheim noch fortwuchernden Folgen des von der traditionellen wiener Politik im Jahre 1848/49 angefachten Bürgerkriegs zu befreien vorausſichtlich „nur mehr ſo möglich iſt, wenn der genannte Entwurf auch auf dem linken Ufer der Leitha richtige Aufnahme findet" —

und es ſtehe zu hoffen, daß auf dieſem Wege „auch Ungarns Einfluß nach außen zunehmen wird und dies zwar im allgemeinſten Intereſſe der Volksfreiheit".

In der Mitte zwiſchen Vor- und Schlußwort ſind nun acht an den Leſer gerichtete Briefe, in denen er ſich von der ihm zur Laſt gelegten Schuld des Landesverraths zu reinigen ſucht. Wir können ihm von allen Vorwürfen, die er hier gegen ſich einbringt und widerlegt, ruhig Abſolution ertheilen, ohne doch unſer früheres Urtheil zu modificiren.

Im erſten Briefe: „Világos", antwortet er auf die Frage, warum er, anſtatt bei Világos die Waffen zu ſtrecken, nicht lieber auf türkiſches Gebiet mit dem Heer übergegangen ſei, mit einem Vers aus dem Nationalhymnus: „Hier (im Lande) ſollſt du leben — ſterben!" Mag hingehen!

Der zweite Brief: „Cauſalnexus", antwortet auf die Beſchuldigung, daß die Greuelthaten der Pacification durch die Waffenſtreckung von Világos herbeigeführt worden ſeien. Wir ſprechen: „Unſchuldig."

Im dritten Briefe: „Sonderbar!", liegt die Frage vor: „Ob er wol die Waffenſtreckung jedenfalls beſchloſſen haben würde, wenn er — mit Sehergabe ausgeſtattet — ſein eigenes Schickſal, wie das ſeiner Freunde (die Hinrichtung der 13 Generale zu Arad u. ſ. w.) vorhergeſehen hätte." Die Antwort lautet, daß er angeſichts der unendlichen Kriegsdrangſale, von denen Millionen ſeiner Mitbürger erlöſt werden ſollten, „die Waffenſtreckung dennoch — nur ohne Mitwirkung der unglücklichen Freunde — vollzogen haben würde".

Im folgenden Briefe: „Zur Sache", gelingt es Görgei, die Beſchuldigung, als habe er Nagy-Sándor mit ſeinem Corps bei Debreczin den Ruſſen preisgegeben, zurückzuweiſen.

Schon im fünften Briefe: „Wie war es doch?" zeigt ſich Görgei's Sophiſtik durch das Verſchweigen entſcheidender Umſtände. Es wird darin Koſſuth zum Vorwurf gemacht, daß er Görgei's Feldzugsplan vom 26. Juni zu ſpät eingegangen wäre. Das unzweideutige Dément, das Görgei der Politik des Gouverneurs fortwährend gegeben hatte, das daraus gerechtfertigte Mistrauen, womit Koſſuth den Feldherrnſtab Görgei's Händen entwinden wollte, die offene Widerſetzlichkeit Görgei's werden mit keiner Silbe erwähnt. Doch es ſei! Görgei habe recht, wenn er argumentirt:

Nun verfügte ich aber in Arad — mit eingerechnet die daſelbſt angetroffene Reſervedivision — über kaum mehr als 30000 Mann, dem hatte Siebenbürgen bereits aufgegeben, und auf die Südarmee durfte ich gar nicht mehr rechnen; denn in meinen Händen hielt ich den Originalbericht Guyon's an Koſſuth, daß die genannte Armee ſich ſchon am Abend des 9. Auguſt aufzulöſen begann. Mir blieb alſo in Wirklichkeit — wie Sie nach alledem leicht einſehen können — nur die Wahl zwiſchen folgenden drei Möglichkeiten: einem hoffnungsloſen letzten Engagement mit den von allen Seiten mich bedrohenden Ruſſen — oder Orſova — oder Világos.

Im folgenden Briefe zeigt Görgei, daß ſchon vor Világos die Sache des Landes auch von Koſſuth aufgegeben worden war, daß ihn alſo der Vorwurf nicht treffe: „im Kriege entſcheide das Kriegsglück und um 20—30000 Mann ſtrecke man nicht die Waffen, ſondern ſetze den Krieg fort, um günſtigere Chancen abzuwarten". Sehr energiſch antwortet Görgei auf den Entwurf: „Es wäre beſſer geweſen, dieſe Armee in einem ungleichen Kampfe gegen Haynau's Heer der Vernichtung preiszugeben, als die Waffen vor den Ruſſen zu ſtrecken." Die Antwort lautet:

Ich kann nicht verbergen, daß eine ſolche Begriffsverwirrung mich vollkommen unvorbereitet findet. Ich kann jenen „Patriotismus" nicht verſtehen, welche „der nutzloſen Hinopferung mehrerer tauſend Mitbürger den Vorzug einräumt vor deren Erhaltung". Daß es für „meinen Heldenruhm" günſtiger geweſen wäre, mich „von ſolchem Patriotismus" beſeelen zu laſſen, unterliegt allerdings keinem Zweifel.

Im vorletzten Briefe verwahrt ſich Görgei gegen die Zumuthung, als wäre er je mit der Revolution gegangen. Sein politiſches Glaubensbekenntniß als Soldat ſei immer ein und daſſelbe geweſen: „Ferdinand V., König von Ungarn und die von ihm ſanctionirten Geſetze vom Jahre 1848."

Was ſeinen Eid als Kriegsminiſter auf die Unabhängigkeitsacte beträfe, ſo „habe daran der Heerführer ebenſo wenig theil, wie die Vaterpflicht des erſten römiſchen Conſuls an der Todesſtrafe, welche dieſer über ſeine eigenen Söhne verhängte".

Hier iſt der Widerſpruch ſchon mit Händen greifbar.

Jedoch wie Görgei den Vorwurf präciſirt: „Die Revolution capitulirt nie“, wollen wir ihm denſelben erlaſſen.

Im letzten Briefe endlich geiſelt Görgei den Optimismus der Nation, die von der ruſſiſchen Intervention Gutes für Ungarn erwartete und darum von der Waffenſtreckung bei Világos um ſo empfindlicher berührt werden mußte. Wir geben zu, daß „die Lehre, die Waffenſtreckung von Világos wäre ein Act der Verrätherei, falſch ſei, denn jene Kataſtrophe war nur der concrete wahre Ausdruck der Situation“.

Nach dieſer curſoriſchen Angabe des Görgei'ſchen Reinigungsverfahrens iſt von ſelbſt klar, daß dieſer geniale Feldherr durch Häufung ſchlagender Beweiſe auf einen ſchwachen Punkt die Aufmerkſamkeit von der Hauptſache abzuwenden verſucht. Niemand, der die Geſchichte des ungariſchen Inſurrectionskriegs genau verfolgt, wird irgendwie durch die Waffenſtreckung von Világos ſich überraſcht finden. Vielmehr liegt der Schwerpunkt der Schuld Görgei's in ſeinem Gebaren während der drei verhängnißvollen Wochen vor Ofen. Der 21. Mai, der Tag der glorificirten Einnahme dieſer Feſtung, war der Vorderſatz zur Waffenniederlegung am 13. Auguſt 1849.

Wohl der ungariſchen Nation, daß ſie ihre civiliſatoriſchen Errungenſchaften nicht der Spitze des Degens anzuvertrauen braucht; daß die Principien der conſtitutionellen Freiheit und Selbſtregierung ſo feſt in ihrem Weſen wurzeln, daß ſie nach blutigen Niederlagen unblutige Siege derſelben zu feiern im Stande iſt! Und Görgei, der als blühender Mann ſich einſt in Peſth den Kranz des Vaterlandsbefreiers aufgeſetzt, wandelt jetzt nach achtzehnjährigem Exil mit kahlem Haupt auf den Straßen der wiederum jubelnden Landeshauptſtadt. Große Schatten wandeln neben ihm, die Häupter der Revolution: Koſſuth, Perczel u. ſ. w., eine Nekyia auf der Oberwelt. Sollten dieſe Schatten wieder lebendig werden durch das Blut der Schlachtfelder? Der friedliche Genius der Cultur möge die ungariſche Nation davor bewahren!

Adolf Silberſtein.

Feuilleton.

Neue Dramen auf der deutſchen Bühne.

Die Führung für die neue Saiſon hat Heinrich Laube's „Statthalter von Bengalen“ übernommen; er iſt außer in Wien auch in Dresden, München, Karlsruhe und Leipzig zur Aufführung gekommen. Nur die berliner Bühne ſcheint das Stück nicht geben zu wollen, vielleicht wegen der in demſelben enthaltenen Declamationen gegen das Junkerthum, welche allerdings tendenziös erſcheinen, da ſie durchaus nicht in die engliſche Politik des 19. Jahrhunderts hineinpaſſen. Das Stück dreht ſich um die berühmten „Juniusbriefe“, deren anonymer Verfaſſer, Sir Francis, zugleich als Bewerber um die Statthalterſtelle von Bengalen auftritt. Die Beſtrebungen der ſatiriſch gegeißelten Hochtories und ihres Anhangs, den Schleier der Anonymität durch Beſtechungsverſuche bei Druckern und Setzern, durch Vergleiche von Handſchriften u. ſ. w. zu lüften, wobei ſie mehrfach auf falſche Fährte gerathen, geben Veranlaſſung zu den komiſchen Scenen des Schauſpiels, während der Gegenſatz zwiſchen dem für die Volksrechte in Europa und Aſien gleich begeiſterten Pathos eines Sir Francis, dem die gewaltig ſich aufrichtende Geſtalt des gelähmten Lord Chatham ecundirt, und den auf ihre Vorrechte eiferſüchtigen, das Recht leugenden Hochtories die ernſtere politiſche Handlung vertritt. Die Faſſung dieſes Schauſpiels iſt eine berechtigte; gleichwol nimmt es n derſelben keinen hohen Rang ein. Die Vorzüge der Laube'ſchen Bühnentechnik, die vorſorgliche Motivirung und das geſchickte rrangement der einzelnen Scenen können ebenſo wenig wie der reiſt inhaltreiche, oft humoriſtiſche und witzige Dialog darüber uſchen, daß weder der Held noch die Handlung intereſſiren. ir Francis iſt im Stück nicht entfernt der ſcharfe, geiſtvoll ttere Autor der „Juniusbriefe“, er iſt ein Liebhaber, der die Maske der Anonymität abwirft, als ihm die Geliebte deshalb re Neigung aufzukündigen droht; er iſt ein edler beredter Mann, doch fehlt dieſem Charakterbild alle Schärfe. Daß Lady aterford ihm ihr Herz ſchenkt und ihm noch im vierten Act, s ſie ihre Neigung unerwidert ſieht, eine leidenſchaftliche cene macht, erſcheint ebenfalls als durchaus äußerlich; denn r Dichter hat es nicht verſtanden, für dieſe Neigung der rme irgendein Intereſſe zu erregen, ſodaß man ſich über die s Tragiſche ſtreifende Wichtigkeit, mit der ſie auf einmal behandelt wird, nur verwundert. Auch die Geſtalt Lord Chatham's, glücklich ſie für den Bühneneffect angelegt iſt, erſcheint doch nur als ein äußerlich hin- und hergeſchobenes Decorationsſtück; nirgends thun wir einen Blick in das Innere dieſes Mannes, und am Schluß verwandelt ſich der große Pitt gar in einen Luſtſpielonkel, der die Pärchen unter die Haube bringen hilft. Das Stück iſt aus lauter kleinen Motiven, ohne Frage ſehr geſchickt, zuſammengeſtoppelt; doch dieſer Scenenmoſaik fehlt die innere belebende Kraft, fehlt der große Stil, ſelbſt jener große Stil einer einheitlichen Intrigue, wie er durch die Scribe'ſchen Dramen hindurchſchlägt, gleich dem Funken durch die Volta'ſche Säule. Hier ſehen wir nur die Plattenpaare mit fortwährend unterbrochener Leitung.

Ein neues Schauſpiel von Roderich Benedix: „Aſchenbrödel“, iſt in Berlin und Leipzig zur Aufführung gekommen und hat das Publikum mehr befriedigt als die Kritik. Man darf in dieſem Stück durchaus nicht den phantaſtiſchen Reiz der Märchenwelt ſuchen, Scenen aus der „mondbeglänzten Zaubernacht der Romantik“, die den Sinn gefangen hält. Im Gegentheil, Benedix iſt ein Rationaliſt, ein Mann der Aufklärung, der keine Wunder geſchehen läßt, ohne ſie auf das bündigſte zu erklären. Auch heute noch gibt es „Aſchenbrödel“ in der breiten bürgerlichen Proſa — allenfalls kann auch aus einem „Aſchenbrödel“ noch ein Dornröschen werden, das in einem zauberhaften, öden Palaſt erwacht; aber das geht alles außerordentlich natürlich und verſtändig zu, und das Märchen dauert nicht länger, als bis ſich das ſchlafende Dornröschen die Augen gerieben hat. Das arme „Aſchenbrödel“, eine älternloſe Waiſe, die in einem Penſionsinſtitut Magddienſte thun muß, weil die fälligen Penſionsgelder ſeit längerer Zeit ausgeblieben ſind, verliebt ſich in einen jungen Grafen, der ſich für einen Förſter ausgibt. Das drohende Geſpenſt einer Mésalliance wird indeß glücklich beſeitigt, Aſchenbrödel's ebenbürtige Geburt legitimirt, und mit der Ehe am Schluß kann der turnierfähigſte Adel einverſtanden ſein.

Der Gang der Handlung, welche durch den Schlaftrunk eine allzu romantiſche Wendung nimmt, in den Liebesſcenen dafür mit einfachen, etwas abgetragenen Motiven der Empfindung fürliebnimmt, flößt kein ſonderliches Intereſſe ein. Wol aber ſind einzelne Scenen und Genrebilder von anerkennenswerther Trefflichkeit. In den Waldſcenen des erſten Acts waltet ein naives, herziges Naturgefühl und die Penſionsſcenen ſind von erheiternder Komik.

Herausgegeben von Rudolf Gottſchall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur

des 18. und 19. Jahrhunderts.

In Bänden (15—20 Bogen) zum Preise von nur 10 Ngr.

Neue, schön ausgestattete, correcte Ausgaben der Schätze der deutschen Nationalliteratur, von den angesehensten Schriftstellern der Gegenwart herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von

Barisch, Biedermann, Buchner, Carriere, Düntzer, Ebeling, Frenzel, Gervinus, Goedeke, Gottschall, Hettner, Köhler, Hermann Kurz, Max Müller, Moritz Müller, Oesterley, Pfeiffer, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Zöllner und Andern.

Folgende Bände sind bereits erschienen:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Düntzer;
Musäus' Volksmärchen, von Moritz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobsiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose und Tagebuch, von Tittmann.

Unter der Presse befinden sich:

Maler Müller's Dichtungen, von Hettner;
Forster's Ansichten vom Niederrhein, von Buchner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Herder's Cid, von Julian Schmidt;
Senme's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan der Weise, von Hettner.

Zahlreiche andere Bände sind in Vorbereitung, darunter:

Körner's Gedichte und Dramen, von Gottschall;
Bürger's Gedichte, von Tittmann;
Voß' Luise, von Goedeke;
Goethe's Faust, von Carriere.

Jeder Band kostet geheftet 10 Ngr., in elegantem Leinwandband 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Jeder Band ist einzeln zu haben und die Käufer sind nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erschienenen Bände sind in allen Buchhandlungen vorräthig, wo auch Bestellungen angenommen werden.

Ein Prospect über die Sammlung ist in allen Buchhandlungen **gratis** zu haben.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint eine

Neue wohlfeile Ausgabe des Illustrirten Haus- und Familien-Lexikon

in 70 Heften zu 5 Ngr.

Probehefte und Prospecte dieses anerkannt trefflichen, über 2000 Abbildungen enthaltenden Werks sind in jeder Buchhandlung **gratis** zu haben, wo auch Subscriptionen angenommen werden.

Wichtig für alle Literaturfreunde!

Außerordentliche Preisermäßigung!

In meinem Verlage erschienen und sind bis Ende dieses Jahres zu den beigesetzten Preisen durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Geschichte der

Literatur der Gegenwart.

Vorlesungen

über deutsche, französische, englische, spanische, italienische, schwedische, dänische, holländische, vlämische, russische, polnische, böhmische und ungarische Literatur.

Von dem Jahre 1789 bis zur neuesten Zeit.

Von

Dr. Theodor Mundt,

Professor und Bibliothekar der königlichen Universitätsbibliothek in Berlin.

Zweite neubearbeitete Auflage.

1853. 8. Gebunden in englischen Halbleinenband. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Herabgesetzter Preis 20 Ngr.

Die deutsche

Literatur der Gegenwart.

1848 bis 1858.

Von

Robert Prutz.

Zweite Auflage.

1860. 2 Bände. 8. Geheftet. Preis 3 Thlr. 10 Ngr.

Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig. **Ernst Julius Günther.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus dem Tonleben unserer Zeit.

Gelegentliches

von

Ferdinand Hiller.

2 Bände. Geh. Preis 2 Thlr.; geb. in 1 Band. Preis 2 Thlr. 10 Ngr.

(Verlag von Hermann Mendelssohn in Leipzig.)

Im Verlage von Wiegandt & Grieben in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wiener, Pfarrer. Die Pfarrerstochter zu Worms. (Historisch.) I. Fröhliche Pfalz. II. Am Ort der Nibelungen. III. Die Schreckenstage von Worms. IV. Heimweh und Heimkunft. 1 Thlr.

Ein in christlich-nationalem Geiste geschriebenes, schönpoetisches Buch.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 21. November 1867.

Inhalt: Die sächsischen Schriftsteller der letzten zwanzig Jahre. Von Rudolf Gottschall. — Geschichte der Schweiz seit 1830. — Gegen die Todesfurcht. — Feuilleton. (Englisches Urtheil über neue Erscheinungen der deutschen Literatur; Ein mongolisches Seitenstück zum Gottesgericht in „Tristan und Isolde"; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die sächsischen Schriftsteller der letzten zwanzig Jahre.

Bericht über literarische Leistungen im Königreich Sachsen lebender Schriftsteller während der Jahre 1847—67. Von Oswald Marbach. Zur allgemeinen Ausstellung in Paris 1867. Leipzig, Giesecke und Devrient. 1867. Lex.-8. 1 Thlr.

Der sächsische Cultusminister hatte dem Verfasser dieser Schrift die Anfertigung eines Berichts über Leistungen sächsischer Schriftsteller auf den Gebieten der Wissenschaft und der Nationalliteratur während der letzten zwanzig Jahre übertragen, auf Anregung der von dem französischen Minister Duruy gemachten Vorschläge, welche an die französische Industrieausstellung eine Statistik auch des gesammten geistigen Lebens zu knüpfen suchten. Von Haus aus bot die Begriffsbestimmung eines „sächsischen Schriftstellers" eine gewisse Schwierigkeit. Marbach schloß zunächst die in Sachsen geborenen Autoren aus, die außerhalb Sachsen ihren Aufenthalt genommen hatten; ebenso wenig wollte er alle in Sachsen erschienenen Schriftwerke als Erzeugnisse sächsischer literarischer Thätigkeit aufführen. Das letztere hätte insofern ein sehr glänzendes Resultat ergeben, als von den über 9000 in Deutschland jährlich erscheinenden Büchern ungefähr ein Drittheil aus sächsischen Pressen hervorgegangen ist. Er zieht als sächsische Schriftsteller nur diejenigen Verfasser und Herausgeber von literarischen Werken in Betracht, welche gegenwärtig ihren wesentlichen Wohnsitz im Königreich Sachsen haben oder doch zu der Zeit, in welcher Schriften von ihnen erschienen, in Sachsen sich aufhielten.

Ohne Frage hat auch diese Begriffsbestimmung etwas Schwebendes und Willkürliches und zeigt nur, wie zum Heile deutschen Geisteslebens die literarische Bewegung in ihrer ewigen Fluctuation über die bunten Grenzen der Landkarte hinübergreift und sich einer Freizügigkeit erfreut, welche der norddeutsche Reichstag nicht erst festzusetzen braucht. Ja, schon der Begriff einer „sächsischen Literatur" hat etwas Widerstrebendes, da man in die deutsche Literatur einmal nicht hineindividiren kann, mag man diesen oder jenen einzelnen Staat zum Divisor wählen, mindestens nicht so, daß das Exempel ohne Rest aufgeht.

Gleichwol hat jeder Staat das Recht und die Pflicht, die Bilanz seines geistigen und literarischen „Soll und Haben" zu ziehen — nur darf eine derartige Statistik blos eine particulare, nicht eine allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmen. Wir würden daher auch die Marbach'sche Schrift als eine sächsische Staatsschrift nicht in den kritischen Bereich d. Bl. ziehen, aus welchem die eigentlichen Fachwissenschaften ausgeschlossen sind, wenn der Autor nicht vielfach Veranlassung genommen hätte, sich über literarische Fragen von allgemeinem Interesse auszusprechen und seine bibliographischen Mittheilungen mit derartigen Glossen und Arabesken zu verzieren.

Dem Auftrag des sächsischen Ministeriums zu entsprechen, war Oswald Marbach wie wenige durch die Vielseitigkeit seiner Bildung berufen, die ihn gleichzeitig auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften wie auf dem der schönen Literatur heimisch macht. Ein Technolog und Physiker, der zugleich Dichter und Dramaturg ist, gehört gegenwärtig in Deutschland um so mehr zu den Seltenheiten, als nicht nur diese anscheinend entgegengesetzten Gebiete, sondern auch die innig verwandten, ja sogar die Zweige einer und derselben Wissenschaft sich gegeneinander abzusperren pflegen und bei einer bis ins kleinste gehenden Arbeitstheilung oft der freie Gesammtüberblick und die warme Sympathie für das gesammte geistige Streben verloren geht, durch welche namentlich unsere classische Epoche sich auszeichnete.

Marbach gibt zunächst in der Einleitung eine Uebersicht über den Buchhandel in Sachsen, über das wissenschaftliche Vereinsleben, über die Publicistik. Die Schrift selbst theilt er, im ungefähren Anschluß an das französische Programm des Ministers Duruy, soweit es sich deutschen Verhältnissen anpassen läßt, in drei Abschnitte: „Exacte Wissenschaften", „Speculative und historische Wissenschaften", „Schöne Wissenschaften; Nationalliteratur". In der ersten Abtheilung behandelt er die mathematischen und Naturwissenschaften; in der zweiten, außer den moralischen und politischen Wissenschaften noch die philosophischen, historischen und philologischen Disciplinen, Theologie, Pädagogik, Länder- und Völkerkunde und Statistik; in der dritten

diejenigen Schriften, die auf Unterhaltung ausgehen und die vorherrschenden Geschmacksrichtungen kennzeichnen. Die bibliographischen Angaben, bei denen Marbach, wie er selbst dankend erwähnt, besonders durch eine Zusammenstellung des leipziger Oberbibliothekars Hofrath Gersdorf unterstützt wurde, sind sorgfältig und erschöpfend nach dem von dem Verfasser angenommenen Maßstabe; sie zeigen zur Genüge, welche literarische Thätigkeit in Sachsen herrscht und daß ein beträchtlicher Bruchtheil der literarischen Leistungen auf allen Gebieten, darunter auch einige der namhaftesten, auf dies Königreich fällt. Was die Bibliographie betrifft, können wir auf das Werk selbst verweisen; wir erwähnen nur noch, daß die auf der pariser Industrieausstellung ausgestellten Schriften durch fette Schrift hervorgehoben sind, daß indeß in dieser Auszeichnung keineswegs ein unbedingter Werthmesser für die literarische Bedeutung der betreffenden Werke liegt, sondern nur ein Maßstab für das Gewicht, welches Verleger und Autoren selbst auf eine derartige Ausstellung in Paris legten.

Wir wenden uns zu den Excursen, in denen Marbach allgemeine literarische Zustände beleuchtet. Da Leipzig noch immer die Metropole des deutschen Buchhandels ist, so findet sich für den sächsischen Bibliographen alsbald willkommene Veranlassung zur Beleuchtung der buchhändlerischen Verhältnisse überhaupt. Wenn man mit Recht in der geringen Kauflust des deutschen Publikums, in dem Mangel gewählter Bibliotheken gerade bei den Reichen und Vornehmen ein Haupthemmniß für eine, namentlich der schriftstellerischen Thätigkeit ersprießliche Entwickelung unserer Literatur gesehen hat, so findet Marbach ein anderes, nicht geringeres Hemmniß in der Einrichtung des deutschen Buchhandels selbst. Diese Seite ist bisher noch wenig hervorgehoben worden. Von der Organisation des Buchhandels gibt Marbach ein klares Bild; er zeigt seine Eintheilung in Verlags- und Sortimentsbuchhändler, welche letztern nur die „Agenten des Verlegers" seien:

Dieser stellt jenen seine Waare zur Disposition, setzt den Preis der Waare (den Ladenpreis) fest und gewährt für den Absatz eine Provision vom Preise, welche unrichtig als Rabatt bezeichnet wird. Wenn ein deutscher Verleger ein Buch hat drucken lassen, so versendet er es an sämmtliche Sortimenter (soweit er ihnen Credit gewährt und soweit sie sich nicht selbst die Zusendung von Novitäten verbeten haben) zur Ansicht (pro novitate); jeder Sortimenter bestellt hierauf seinem Bedürfniß gemäß nach: à condition, d. h. unter der Bedingung, die bestellten Exemplare zurückschicken zu können, wenn er sie nicht verkauft hat. Nach einem Jahre zur leipziger Buchhändlermesse (nach Ostern) wird Abrechnung gehalten. Der Sortimenter soll vorher die nicht verkauften Exemplare zurückgeschickt haben, die verkauften aber zur Messe bezahlen. Das braucht aber auch nicht zu geschehen, wenn der Verleger sich gefallen läßt, die nicht verkauften Exemplare dem Sortimenter noch länger zu belassen; dies geschieht unter der Form der Disponirung. Die Bücher lagern bei den Sortimentern zur Verfügung der Verleger, und ihr nach dem Ladenpreise sich bestimmender Geldwerth wird von den Sortimentern auf neue Rechnung als Guthaben der Verleger vorgetragen. Die Folge von alledem ist, daß man in Deutschland im allgemeinen jedes noch im Buchhandel verkäufliche Buch zur Ansicht und Durchsicht erhalten kann, ohne es zu kaufen, daß die Auflagen der Bücher sich nicht nach dem voraussichtlichen Absatz, sondern mehr oder weniger nach der Zahl der Sortimenter und deren Ansprüchen regulirt, endlich, daß der Sortimenter kein durch seinen eigenen Vortheil gebotenes Interesse am Inhalt, d. h. am intellectuellen Werth der von ihm verkauften Bücher hat. Er kauft die Bücher, nicht um sie als sein wohlerworbenes Eigenthum wieder zu verkaufen, sondern er bestellt sie nur auf Speculation und auf Verlangen, und remittirt das, was er nicht verkauft. Es schließt dies nicht aus, daß es Sortimentsbuchhändler in Deutschland gibt, welche eine höchst achtungswerthe Bücherkenntniß besitzen, aber sie werden immer seltener und können sich kaum noch gegenüber der alljährlichen Flut von 10000 und mehr neuen Büchern ausbilden, von denen die große Mehrzahl ihnen nur einmal zu Gesichte kommt.

Hierauf wird der Commissionsbuchhandel charakterisirt und der Antiquarbuchhandel. In dem Antiquar sieht Marbach den Buchhändler der Zukunft:

Der Buchhandel, wie er noch ist, drängt selbst unwillkürlich diesem Ziele zu. Die Frist, innerhalb welcher aus einem neuen Buche ein altes wird, hat sich immer mehr verkürzt. Die Abrechnungen von Messe zu Messe, die Novitätenversendungen, vor allem die Buchhändlerspeculationen auf die momentanen Bedürfnisse, Gelüste, Interessen, Leidenschaften, Liebhabereien des Publikums, Speculationen, zu denen die geschilderte Organisation des deutschen Buchhandels außerordentlich einladet, haben es mit sich gebracht, daß ein Buch schon für veraltet gilt, nachdem es einmal die Reise vom Verleger zum Sortimenter und zurück gemacht hat. Früher wurden die Bücher dem Antiquar durch das Publikum zugeführt, welches sie gekauft und gelesen hatte; jetzt ist es immer mehr Brauch geworden, daß die Verleger selbst ihre Büchervorräthe dem Antiquar überliefern, natürlich zu enorm herabgesetzten Preisen. Ja die Antiquare werden allmählich immer mehr in den Organismus des Buchhandels hereingezogen, die Usancen des Rabatts, des A-Condition-Verlangens, des Zur-Disposition-Stellens u. s. w. kommen auch im Antiquarhandel immer mehr auf.

Nach einem flüchtigen Blick auf die Leihbibliothekare, in deren Interesse es liege, die schlechtesten Bücher vorzugsweise anzuschaffen, weil die schlechtesten Bücher das größte Publikum hätten, und deren Bibliotheken allzu stark auch von solchen benutzt würden, die wol in der Lage wären auch Bücher zu kaufen, fährt Marbach fort:

Die Gesammtwirkung aller geschilderten Verhältnisse ist, daß bei weitem die große Mehrzahl der Verlagsbuchhändler fast ausschließlich nur solche Bücher auf den Markt bringt, die das möglichst größeste Publikum haben, billig herzustellen sind und sich mehr durch Ausstattung als durch Gehalt empfehlen. Die billige Herstellung geschieht auf Kosten des Gehalts. Das Schlimmste dabei ist, daß die jungen schriftstellerischen Talente im Dienste der speculirenden Buchhändler abgenutzt werden, bevor sie zur vollen Entfaltung gelangt sind, und daß das bücherkaufende Publikum für die Buchhändlerspeculation in Anspruch genommen wird, während die Erzeugnisse des selbständigen schriftstellerischen Fleißes und Talents unbeachtet bleiben. Nur einer Anzahl höchst ehrenwerther Verlagsbuchhändler, welche ihren Beruf, Heger und Pfleger des nationalen Geistes zu sein, nicht vergessen haben, hat sich eine leider von Jahr zu Jahr wachsende Zahl von Buchhändlern aufgethan, welche mit großer Betriebsamkeit förmlich die Bücherfabrikation auf eigene Rechnung betreiben und ein Surrogat für den verpönten Nachdruck erfunden haben, indem sie aller bedeutenden literarischen Erscheinungen sich sogleich bemächtigen, um aus ihnen mehrbändig und lockend ausgestattete Compilationen zu veranstalten, oder sie unter ähnlich klingenden Titeln nachzumachen und so den Ruf derselben zu ihrem Vortheil durch Fälschungen auszubeuten.

Er hatte schon früher behauptet, der deutsche Buch-

handel habe unternommen, das Publikum hinauf- und das Literatenthum herabzuziehen. Hieran knüpft er noch die folgenden Betrachtungen:

Die Ueberbrückung jener erwähnten Kluft durch den Buchhandel hat nur theilweise ihren Zweck erreicht. Sie hat ein Publikum zum Lesen von Büchern herangezogen, welches früher gar nicht las und nun die Befriedigung seiner zum Theil gemeinen Bedürfnisse von der Lektüre verlangt; aber sie hat zugleich das Publikum, welches früher mit Bildung und Theilnahme dem deutschen Schriftthume folgte, abgeschreckt, sodaß es mit Indignation und, setzen wir hinzu, mit thörichter Verblendung von den modernen Productionen sich abwendet und sie gänzlich ignorirt. Die Kluft ist nicht ausgefüllt, sondern verlegt worden. Die deutschen Schriftsteller, welche früher auf der rechten Seite standen, befinden sich nunmehr auf der linken; sie gehören nicht mehr zu den Gelehrten, mit denen sie früher rangirten, sie sind zum großen Theil zu den Buchhändlern in ein Abhängigkeitsverhältniß gerathen, welches mit der Freiheit der Wissenschaft und mit der Selbständigkeit der Kunst unvereinbar ist. Die aber, welche berufen sind, Geister ersten Ranges zu sein, sind in Gefahr gerathen, gänzlich zu vereinsamen, denn niemand gibt sich mehr Mühe, sie zu verstehen, weil sie selbst leider sich keine Mühe geben, verstanden zu werden. So ist es dahin gekommen, daß die deutsche Nationalliteratur, welche im Anfange des Jahrhunderts einen so vielverheißenden Aufschwung genommen hatte, ohne den erwarteten kräftigen Nachwuchs geblieben ist. Die Ausnahmen von dem als Regel Angegebenen beweisen nichts als die Unverwüstlichkeit des Genies und sind um so achtungswerther, je schwieriger es ist, daß ein selbständiger Geist durch so große Hindernisse sich Bahn bricht.

Ohne Frage sind diese Betrachtungen, soweit sie den deutschen Buchhandel betreffen, höchst beachtenswerth. Es ist Aufgabe des Culturhistorikers, das geistige Facit zu ziehen aus solchen, dem Anschein nach äußerlichen Organisationen, in denen sich indeß immer ein Stück Zeitgeist krystallisirt und die dann wiederum durch ihre Schwerkraft eine das geistige Leben bestimmende Wirkung ausüben. Marbach hat vollständig nachgewiesen, daß die Einrichtungen des heutigen Buchhandels dazu führen, die Buchhändler gegen die geistige Bedeutung der von ihnen in Vertrieb genommenen Waare immer gleichgültiger zu machen. Dies beginnt schon bei den Verlegern, von denen ein nicht unbeträchtlicher Theil kaum die im eigenen Verlag erscheinenden Werke kennt und sich nur durch die Namen der Schriftsteller, durch kritischen Rath, durch den Titel oder durch das stoffliche Interesse des Inhalts und durch mancherlei andere Rücksichten zum Verlag bestimmen läßt. Das Interesse wird nur ein wärmeres, wenn das Unternehmen die Möglichkeit eines glänzenden Erfolgs in Aussicht stellt, und besonders wenn es zu seiner Herstellung eines tiefen Griffs in die Kasse bedarf. Hierin gleichen die Verlagsbuchhändler den Theaterdirectoren, denen besonders diejenigen Stücke ans Herz gewachsen sind, auf welche sie eine kostspielige glänzende Ausstattung verwendet haben, mag ihre geistige und künstlerische Bedeutung auch unter dem Nullpunkt stehen. Weitaussehende speculative Unternehmungen stehen immer im Vordergrunde des Interesses, und da für dieselben auch ein größeres Honorar bezahlt wird als für selbständige dichterische und wissenschaftliche Schöpfungen, so stellt sich ein Verhältniß der Wechselwirkung her, durch welches die letztern noch mehr in den Hintergrund gedrängt werden.

Bei den Sortimentsbuchhändlern ist es fast eine Unmöglichkeit geworden, gegenüber der Uebermasse der Production das ideale Verhältniß dieses Geschäftszweigs festzuhalten. Dasselbe kann aber nur darin bestehen, daß der Sortimentsbuchhändler selbst ein warmes Interesse an der Literatur nimmt und diejenigen Erscheinungen, welche innern Werth haben, welche ihm selbst warme Theilnahme einflößen, seinem Publikum mit Wärme empfiehlt. Ein solches gebildetes Vermittleramt zwischen dem Publikum und der Literatur darf um so weniger gering geschätzt werden, als namentlich der schönen Literatur, der Poesie, Dramatik u. s. w., bei der Zerfahrenheit unserer kritischen Zustände und der in den Zeitungen wuchernden Reclame, unser Publikum ziemlich rathlos gegenübersteht und oft, bei Weihnachtseinkäufen u. s. w., an den guten Rath des Buchhändlers appellirt. Wie aber soll sich dieser Rath bewähren einer jährlichen Production von fast 10000 Werken gegenüber? Immer stoßen wir auf die buchhändlerische Hyperproduction als letzten Grund literarischer Misstände, und diese selbst ist nur die Folge der eigenthümlichen Verhältnisse, welche den deutschen Verlagshandel charakterisiren.

Weniger sind wir mit Oswald Marbach einverstanden, wo er das moderne Schriftstellerthum darstellt. Das verhängnißvolle Wort „Epigonenthum", das er an einer Stelle gebraucht, erscheint uns ebenso mislich wie bedenklich. Wir sind überzeugt, daß die Literaturgeschichte der Zukunft weit günstiger über unsere jetzige Epoche urtheilen wird, als die Zeitgenossen selbst zu thun pflegen; ja es ist die Frage, ob sie nicht in der noch immer nicht recht erklärten raschen Uebertragung des Classicitätsbegriffs auf eine bestimmte abgeschlossene Epoche eine Voreiligkeit erblicken wird. Marbach statuirt Ausnahmen; aber die Genies waren auch in unserer classischen Zeit nicht so dick gesäet, um die Regel zu bilden. Um die Gegenwart nicht zu sehr durch die pessimistische Brille zu sehen, bedarf es einer ungetrübten Anschauung der Vergangenheit. Der Erfolg unserer classischen Autoren ist keineswegs nach dem Erfolg der Cotta'schen Gesammtausgaben zu messen. Die bei Göschen erschienene Ausgabe Goethe'scher Dichtungen, mit „Tasso", „Iphigenie" u. s. w., hatte einen sehr schwachen Absatz, auf den Bühnen fanden die Goethe'schen Stücke spärlichen Zutritt; manche wurden gar nicht, manche wurden nur in Weimar gegeben. Und wie florirten daneben Vulpius, Kotzebue, Iffland! Auch stand es bei einem großen Theile der gleichzeitigen Kritik und des Publikums keineswegs fest, daß Schiller ein unbedingt größerer Tragödiendichter als Kotzebue und die „Johanna d'Arc" der „Johanna von Montfaucon" entschieden vorzuziehen sei.

Auch mit der einseitigen Auffassung des modernen Literatenthums können wir uns nicht einverstanden erklären. Es ist wahr, die schriftstellerische Thätigkeit hat an Breite zugenommen, das größere Publikum verlangt auch eine größere Anzahl literarischer Kräfte; daß aber unsere

namhaften Literaten jetzt anders stehen als früher, läßt sich nicht behaupten. Schiller, dessen kurze akademische Thätigkeit nicht in Betracht kommt, war durchaus Literat, nicht nur Bühnendichter, sondern auch Redacteur der „Thalia", der „Horen", welche Zeitschriften ihm die finanzielle Grundlage seiner bürgerlichen Existenz gaben. Jean Paul, Lessing, Klopstock, um nur noch drei der größten Namen zu nennen, waren nichts anderes; was ist nun für ein Unterschied zwischen diesen und modernen Literaten, wie Freytag, Gutzkow, Julian Schmidt u. a.? Wir können ihn beim besten Willen nicht herausfinden.

In der Journalistik ist freilich eine bei weitem größere Masse von Autoren thätig als früher. Marbach spricht sich über das Zeitschriftenwesen ähnlich aus wie Wuttke, klagt über das Eingehen der bessern Journale, der Literaturzeitungen, der Blätter, welche wenigstens auf eine geistreiche Unterhaltung des Publikums ausgingen, und fährt fort:

Darum hat die Journalistik nicht aufgehört; sie hat im Gegentheil einen früher gar nicht für möglich gehaltenen Aufschwung genommen. Es ist ihr gelungen, vollkommen zeitgemäß zu werden; daher charakterisiren die Mittel, mit welchen sie ihre großen Erfolge erlangt, in unwiderleglicher Weise den Geist, welcher die große Masse des gegenwärtig lebenden Volks beherrscht. Diese Mittel sind: eine den verbreitetsten politischen Sympathien und Antipathien entsprechende Tingirung des gesammten Inhalts der Zeitschrift, socialer Skandal in leichter Novellenform, von Poesie nichts als von Zeit zu Zeit ein blasirt sentimentales lyrisches Gedichtchen, Belehrungen über allerlei nützliche Dinge in möglichst pikanter Form, gute Illustrationen, gutes Papier, guter Druck und zu alledem ein höchst billiger Preis, berechnet auf einen Absatz von mindestens 20000 Exemplaren. Wir leben eben in einer Zeit, welche nur Sinn hat für das Nützliche, das Gefällige und den Skandal, von keiner Art von Idealität aber etwas wissen mag, weil sie unbequem ist. Neben dieser auf Unterhaltung berechneten Journalistik floriren noch die politischen Zeitungen, welche durch ihre politischen Tendenzen ihr Publikum suchen und finden. Eine Zeit lang nahmen die politischen Zeitungen die Unterhaltungslektüre ins Schlepptau; das hat aber nachgelassen. Das Feuilleton der meisten Zeitungen ist jetzt nur der sociale Klatsch und das auf Reclame hinauslaufende Geschwätz über die vorübergehenden Leistungen der Künste, welche allgemein zum Amusement einer mehr oder weniger blasirten Menge gemisbraucht werden.

Wir finden, daß hier die Farben doch zu grell aufgetragen sind. Die Journalistik hat einen sachlichern Charakter angenommen; die flunkernde Geistreichigkeit der jungdeutschen Genialitätsepoche beherrscht sie nicht mehr. Damit ist nicht so viel verloren. In den gelesensten Blättern finden tüchtige literarische Leistungen noch immer in dieser oder jener Form wohlverdiente Anerkennung.

Von den übrigen Excursen Marbach's erwähnen wir seine „Einleitung zur Bibliographie der praktischen Naturwissenschaften", welche sich durch eine ideale Auffassung der „Technologie" auszeichnet:

Die Technologie ist bestimmt, allmählich aus einer rationellen Auffassung des Handwerk- und Gewerbmäßigen zu einer Wissenschaft von der Beherrschung der Natur, von der Vermenschlichung derselben, d. h. Umgestaltung nach den Bedürfnissen der Culturmenschen, und von der Befreiung derselben aus den Banden einer starren Nothwendigkeit zu werden. Denn indem der menschliche Geist die Naturgesetze begreift und selbstbewußt gebraucht, um die Dinge nach seinem Wohlgefallen zu verwenden, erhebt er die blinde Nothwendigkeit zur sich selbst beherrschenden Freiheit des Geistes. Zu dieser hohen wissenschaftlichen Würde haben sich freilich die meisten technologischen Werke noch nicht erhoben, aber wenn man verfolgt, wie immer mehr eine freie geistige Auffassung der Probleme, welche die Technik der Wissenschaft stellt, platzgreift, so erkennt man auch, daß die Technologie mit der ihr eigenthümlichen Raschheit der Entwickelung jenem erhabenen Ziele unwillkürlich zustrebt. Die Technik ist der unvergängliche Ruhm unsers Jahrhunderts; ihre bewunderungswürdigen Leistungen beruhen aber auf der wissenschaftlichen Auffassung ihrer Aufgaben und auf der Hingebung des Menschengeistes an den ewigen Schöpfergeist, welcher der Natur ihr Gesetz gegeben hat, um zur Freiheit zu gelangen, und so ist in der That die Technologie gegenwärtig die ergiebigste Quelle intellectueller und sittlicher Bildung für die Menschheit.

Wo Marbach von der Theorie und Kritik und wo er vom Drama spricht, sind seine Ansichten derart, daß sie leicht zu Gunsten der einseitigen akademischen Richtung gedeutet werden könnten. So sagt er an der ersten Stelle:

Die neuere deutsche Literatur hat sich von der Theorie und Kritik ziemlich emancipirt, indem sie die Kunst viel weniger in der Form als in dem Inhalte sucht; die Erfindung der Fabel, meint man, mache den Dichter. Zum Glück hat gegenüber einer so barbarischen Maxime das Streben, den großen Dichtern der Nation, deren wohlklingende Verse in aller Munde und Herzen leben, es nachzuthun, zu einer unmittelbaren Pflege der Form geführt, welche die deutsche Literatur vor gänzlicher Verwilderung bewahrt hat.

Und an einer andern heißt es:

Die Bühne erkennt nicht mehr den Dichter als ihren Beherrscher an, sondern den Schauspieler, und macht daher an den Dichter den Anspruch, daß er sich den Bedürfnissen des Schauspieler und dem mit diesen Bedürfnissen Hand in Hand gehenden Geschmacke der herbeizulockenden großen Masse des Volks accommodire und stets neue Stoffe in pikanter Form vorführe. Hierdurch sind gerade die selbständigsten Dichter und alle diejenigen ausgeschlossen, welche die Kunst nicht im Stoffe, sondern in der Form suchen und darum mit Vorliebe gegebene, schon von andern Dichtern behandelte und ins Volksbewußtsein übergegangene Fabeln artistisch bearbeiten.

Wir halten es für ebenso einseitig, die Kunst blos in der Form zu suchen, wie die Akademiker de pur sang, als die Form für gleichgültig zu erklären, wie das letztere in der neuen Auflage von Julian Schmidt's Literaturgeschichte mit mehr oder weniger Bewußtsein geschieht, sodaß der ästhetische Maßstab für diesen Autor gar nicht mehr existirt. Jenes führt zu Formspielereien ohne festen Boden im Volke und in der Zeit; dies zu einer bedauerlichen Misachtung des Talents, der Inspiration, der künstlerischen Bedeutung. Nur diejenigen Talente, welche den Geist der modernen Zeit, den Geist des Jahrhunderts in unvergänglichen dichterischen Formen ausprägen, halten die Bedeutung unserer Nationalliteratur für die Nachwelt aufrecht.

Die Fülle der Anregungen, welche das Marbach'sche Werk neben seinem reichhaltigen statistischen Material bietet, ergibt sich aus unserer Besprechung von selbst. Es ist daher nicht nur Fachmännern, sondern auch dem größern Publikum zu empfehlen. **Rudolf Gottschall.**

Geschichte der Schweiz seit 1830.

1. Erinnerungen seit mehr als sechzig Jahren von Heinrich Escher. Zürich, Schabelitz. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Geschichte der schweizerischen Regeneration von 1830—48. Nach den besten Quellen bearbeitet von P. Feddersen. Zürich, Verlagsmagazin. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.
3. Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der Schweizerischen Eidgenossenschaft und mein Antheil daran. Von Konstantin Siegwart-Müller. Altdorf. 1864.
4. Rathsherr Joseph Leu von Ebersoll. Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Konstantin Siegwart-Müller. Mit dem Bildniß des Rathsherrn Joseph Leu von Ebersoll. Altdorf. 1863. Lex.-8. 3 Thlr. 26 Ngr.
5. Der Sieg der Gewalt über das Recht in der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Konstantin Siegwart-Müller. Altdorf. 1866.
6. Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Par M. Guizot. Tome huitième. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter den uns vorliegenden Werken befindet sich zwar eins der oben verzeichneten (Nr. 1), welches bis in die Zeiten der helvetischen Revolution zurückgeht, die Mediationszeit berührt und sich ausführlicher über die Jahre 1814—30 verbreitet. Allein so breit die Erzählung auch gehalten ist, so wenig Aufklärung gibt sie über die Zeit- und Ortsverhältnisse. Der Verfasser verweilt zu lang und zu behaglich bei geringfügigen Kleinigkeiten, die ihn persönlich betreffen, und geht zu schnell über die allgemeinen Zustände hinweg. Einmal (S. 223) nimmt er einen Anlauf, um über die Civil- und Strafrechtspflege in seinem Heimatscanton Zürich zu berichten, und wir erwarten nach dem Anfang interessante Mittheilungen über diesen wichtigen Zweig des Staatslebens; allein bald darauf fällt es ihm ein, daß er nicht für Juristen schreibe, und er läßt es bei einzelnen Andeutungen bewenden, als ob eine klare Darstellung der Rechtsverhältnisse nicht für jeden gebildeten Leser von hohem Interesse sein müßte. Wenn man aber auch aus dem Buch nur wenig Gewinn zieht, so liest man es doch nicht ohne Vergnügen; man freut sich der behaglichen Plauderei des heitern, beinahe achtzigjährigen Greises, der mit dem Bewußtsein einer fruchtbaren Thätigkeit auf seine lange Laufbahn zurückblickt.

Von weitaus größerer Wichtigkeit sind die andern oben verzeichneten Werke, von denen das eine in entschieden liberalem, die andern in ebenso entschieden jesuitischem Sinne geschrieben sind. Feddersen's „Geschichte der schweizerischen Regeneration" (Nr. 2) ist mit der größten Sorgfalt und Gründlichkeit ausgearbeitet; der Verfasser hat die Geschichte der Zeit, die er erzählt, nach den besten Quellen studirt und diese mit sicherer Kritik benutzt. Wenn er auch, wie schon erwähnt, in seinem Buch entschieden liberale Gesinnung an den Tag legt, so werden ihm selbst die größten Gegner des Fortschritts, wenn sie ehrlich sind, zugestehen müssen, daß er mit großer Unparteilichkeit berichtet und weder die Schwächen, Irrthümer und Fehler der liberalen Partei bemäntelt, noch gegen die Gegner derselben ungerecht ist, daß er diese vielmehr mit großer Milde beurtheilt. Nirgends läßt er sich von Leidenschaftlichkeit hinreißen, selbst dann nicht, wenn die berichteten Thatsachen eine solche herauszufordern scheinen.

Ganz anders verhält es sich mit den drei dickleibigen Bänden (sie enthalten beinahe 3000 Seiten) des Anstifters des Sonderbundes (Nr. 3, 4 und 5) *); überall tritt in ihnen das Bestreben hervor, die Gegner zu verdächtigen, ihnen die schändlichsten Motive, ja selbst verbrecherische Absichten zu unterlegen, und man muß gestehen, daß der Verfasser hierin ein ausgezeichnetes Geschick an den Tag legt, sodaß ihm kaum der gewandteste Jesuit gleichkommen möchte und nur der Protestant Guizot ihm ebenbürtig ist, der im letzten Bande seiner Denkwürdigkeiten der Schweiz und dem Sonderbund ein eigenes Kapitel widmet. Die Uebereinstimmung dieser beiden Staatsmänner und Schriftsteller, Siegwart's und Guizot's, läßt sich leicht erklären: sie sind beide Apostaten. Beide waren liberal, beide gingen ins entgegengesetzte Lager, der eine aus Ehrgeiz, weil er bei der ultramontanen Partei, die sich einer großen Intelligenz nicht rühmen konnte, hoffen durfte, eine größere Rolle zu spielen als bei der freisinnigen, der es selbst im Canton Luzern nicht an tüchtigen Köpfen fehlte; der andere aus Neid gegen seinen ehemaligen Kampfgenossen Thiers, dem er an geistiger Beweglichkeit, Scharfsinn, staatsmännischem Blick und Gewandtheit in Behandlung der Geschichte weit nachstand.

Die Geschichte der Schweiz in den wenigen Jahren von 1830—48 ist äußerst lehrreich, lehrreicher vielleicht als die Geschichte der größten Staaten, wenn diese auch einen größern Einfluß auf die Entwickelung der europäischen, ja der gesammten Welt haben. Wir wollen versuchen, an der Hand der vorliegenden Werke die bedeutendsten Thatsachen hervorzuheben, aus denen Völker wie Staatsmänner Belehrung schöpfen können. Doch müssen wir, sowol um Wiederholungen zu vermeiden, als auch um die spätern Erscheinungen klarer zum Verständniß zu bringen, einen kurzen Blick auf die frühern Verhältnisse werfen.

Die alte Eidgenossenschaft der dreizehn Orte hatte infolge der unseligen Religionskriege und der Unterdrückung der spätern Bauernaufstände alle Kraft und Lebensfähigkeit verloren. Die Französische Revolution weckte das Volk aus seiner bisherigen Erstarrung und es verlangte die von den Aristokratien lange unterdrückte Freiheit zurück. Mit Hülfe französischer Bajonnete wurde das morsche Gebäude zertrümmert, und an die Stelle der dreizehn Cantone mit ihren Unterthanenländern bildete sich die eine und untheilbare Helvetische Republik in Nachahmung des französischen Vorbildes. Aber diese Staatsform war die allerungeeignetste für das schweizerische Volk, dessen ganze Geschichte auf der Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Cantone beruhte. Daher fühlte es sich in den neuen Verhältnissen unbehaglich, die vielfachen Verbesserungen der Zustände verloren im Vergleich zu dem, was man eingebüßt hatte, allen Werth, und so gelang es den Anhängern

*) Der Verfasser bezeichnet diese drei Werke zugleich als ersten, zweiten und dritten Band eines Ganzen.

des Alten leicht, die Unzufriedenheit zu nähren, die sich endlich in Aufständen Luft machte, die zwar mit Waffengewalt und Hülfe der Franzosen unterdrückt wurden, aber sich trotzdem immer wiederholten. Da griff der Erste Consul der französischen Republik mit seiner eisernen Hand ein und dictirte die sogenannte Vermittelungsacte, durch welche die Schweiz wieder zu einem lose zusammenhängenden Staatenbund umgestaltet wurde. Diese hatte ohne Zweifel viel Gutes und war den Zuständen vor der Revolution weit vorzuziehen, aber sie befriedigte in der That doch keine Partei, weder diejenigen, welche eine festere Vereinigung der Cantone wünschten, noch viel weniger die Aristokratien, welche auch durch die neue Verfassung ihrer frühern Macht vollständig beraubt worden waren. Als daher Napoleon's Stern gesunken war, fiel es nicht schwer, die Mediationsverfassung zu stürzen, die auch schon deshalb bei dem Volke verhaßt sein mußte, weil sie ihm von Fremden aufgedrungen worden war. Schnell ergriffen die Aristokraten die günstige Gelegenheit, und es gelang ihnen unter dem Einfluß der verbündeten Mächte sowol in den einzelnen Cantonen, die Herrschaft wieder an sich zu reißen, als auch einen neuen Bundesvertrag durchzusetzen, der den Cantonen eine beinahe vollständige Souveränetät gewährte und dem Bund als solchen alle Kraft und Lebensfähigkeit raubte. Beinahe das einzige Gute, welches damals gewonnen wurde, war erstens die Vereinigung von Wallis, Genf und Neuenburg mit der Schweiz nebst den Gebietserweiterungen einiger Cantone*), und zweitens die Anerkennung der ewigen Neutralität der Schweiz von seiten der alliirten Mächte. Um die spätern Verhältnisse sicher und richtig beurtheilen zu können, ist es nöthig, die Bestimmungen anzuführen, durch welche diese Neutralität gewährleistet wurde, um so mehr als Siegwart-Müller im dritten Bande seines Werks dieselben nicht genau anführt. Am 20. März 1815 erklärten die zum Wiener Congreß versammelten Mächte, daß sie die beständige Neutralität der Schweiz anerkennen und gewährleisten würden, sobald die Tagsatzung den von ihnen vorgeschlagenen Vergleich angenommen haben würde, in welchem ausdrücklich festgesetzt war, daß die Integrität der Cantone die Grundlage des politischen Systems der Schweiz sein sollte. Die Tagsatzung erklärte am 27. Mai 1815, daß die Schweiz diesen Vergleich getreu und gewissenhaft erfüllen würde, infolge dessen Oesterreich, Frankreich, Großbritannien, Portugal, Preußen und Rußland unter dem 20. November 1815 eine Urkunde unterzeichneten, durch welche sie die ewige Neutralität der Schweiz förmlich und rechtskräftig anerkannten und die Integrität und Unverletzbarkeit ihres Gebiets gewährleisteten.

Die aristokratischen Regierungen, welche seit dem Bundesvertrag von 1814 in den Cantonen herrschten, hatten, wie die Bourbonen in Frankreich, nichts vergessen und nichts gelernt. Ihre ganze Regierungskunst bestand darin, sich den Großmächten unterwürfig zu bezeigen und ihnen zu Liebe die Presse einer strengen Censur zu unterwerfen. Für Verbesserung der Zustände geschah nichts; der öffentliche Unterricht wurde vernachlässigt, besonders lag das Volksschulwesen im argen; Handel und Verkehr wurde durch Zölle zwischen den Cantonen verkümmert; die Straßen waren in erbärmlichem Zustand; die höhern und niedern Beamten bereicherten sich, obgleich ihre Gehalte meist sehr niedrig waren. Am traurigsten sah es in den Cantonen aus, in denen die Geistlichkeit einen überwiegenden Einfluß auf Volk und Staat hatte, so in Wallis und Freiburg, wo die Jesuiten eingeführt wurden, so namentlich in Tessin, wo die klerikal-aristokratische Partei sogar mit den wichtigsten Staatseinrichtungen ihren Spott trieb. So ernannte daselbst der Große Rath (wenn wir nicht irren, im Jahre 1828 oder 1829) eine Commission von sieben Aerzten, um eine baufällige Brücke zu untersuchen, und eine andere von sieben Geistlichen, um ein Militärgesetz zu prüfen. Dieser Hohn, den man mit dem Volke zu treiben wagte, mußte dieses endlich empören, und es brach ein Aufstand aus, infolge dessen die nichtswürdigen Behörden vertrieben wurden. Auch in den übrigen Cantonen wuchs die Unzufriedenheit von Tag zu Tag; doch trat die Opposition erst mit der pariser Julirevolution von 1830 thatsächlich auf. Man benutzte die günstige Zeit, wo man wenig oder nichts von der Einmischung der fremden Mächte zu befürchten hatte, und zwang die bisherigen Regierungen abzutreten. Obgleich die Bewegungen einen mehr oder weniger revolutionairen Charakter trugen und es in einzelnen Cantonen zu feindlichen Auftritten kam, so ging doch die Gewalt nicht über den Sturz der politischen Ordnung hinaus. Sobald das Volk seine Rechte errungen hatte, begab es sich schnell zur Ruhe. Zerstörende Leidenschaft oder blinde Erbitterung, in denen man sich an Personen oder Eigenthum vergriff, kamen wenig vor. Die neuen Verfassungen hoben zwar die Vorrechte auf und gewährten ausgedehnte politische Freiheit, doch zeigte sich in den Neuerungen beinahe eine Ausnahme weise Mäßigung, und zwar um so mehr, je weniger die Bevorrechteten sich der Umgestaltung entgegengesetzt hatten. Die neuen Regierungen entwickelten überall eine große und fruchtbare Thätigkeit; es blieb kein Zweig des Staatshaushalts unberücksichtigt; nach allen Seiten hin entstanden die schönsten und selbst großartige Schöpfungen. Am auffallendsten und am niederschlagendsten für die

*) Doch sind diese Errungenschaften nur dem guten Willen, oder, was wahrscheinlicher ist, der gegenseitigen Eifersucht der Großmächte zu verdanken, nicht aber der Klugheit oder Energie der aristokratischen Staatsmänner, welche damals die Geschicke der Eidgenossenschaft leiteten. Vielmehr haben sie alles unterlassen, was dem Bund eine größere Selbständigkeit nach außen hätte sichern können. Mit klugem und energischem Auftreten wäre es möglich gewesen, die savoyischen Provinzen Chablais und Faucigny, sowie die französische Landschaft Gex mit Genf zu vereinigen, was die südwestliche Grenze der Schweiz natürlicher und vertheidigungsfähiger gemacht hätte. „Aber der Hader unter den eidgenössischen Ständen", bemerkt Feddersen, „confessionelles Mißtrauen und die kleinmüthige Haltung der Staatsmänner verhinderten die Ausführung jedes kühnern Gedankens." Zwar wurden die genannten savoyischen Provinzen in die Neutralität der Schweiz aufgenommen, und diese hat das Recht, sie vorkommendenfalls militärisch zu besetzen; allein seitdem sind sie dem französischen Reiche einverleibt worden, das dadurch Herr des Genfersees geworden ist; und wenn auch bei ihrer Abtretung an Frankreich die Neutralität derselben stipulirt worden ist, so würde sie natürlich bei einem Kriege der Eidgenossenschaft mit Frankreich nicht geachtet werden und jene dadurch der größten Gefahr ausgesetzt sein. Ebenso hätte im Jahre 1814 die Stadt Konstanz leicht für die Schweiz gewonnen werden können, was in militärischer und commerzieller Beziehung von der höchsten Wichtigkeit gewesen wäre; allein auch hier setzten sich die engherzigsten Rücksichten einem nachdrücklichen Einschreiten entgegen.

abgetretenen Regierungen war der Umstand, daß beinahe überall schon in den ersten Jahren die öffentlichen Einkünfte sich wesentlich vermehrten, obgleich die Einnahmequellen sich durch Aufhebung mancher Abgaben und Steuern vermindert hatten und keine neuen eröffnet worden waren. Obschon in allen Cantonen, die sich neue Verfassungen gegeben hatten, mit Eifer und mehr oder weniger Erfolg an der Begründung besserer Zustände gearbeitet wurde, so ging doch Zürich allen voran. Feddersen sagt S. 284:

Nirgends entwickelte sich seit dem Umschwung von 1830 eine so reiche und schöpferische Thätigkeit als im Canton Zürich. Fast nach allen Richtungen hin wurde hier in der Reform des Staatswesens Außerordentliches geleistet. Es war die Scheidewand zwischen Stadt und Land vollständig gefallen und die Rechtsgleichheit durchgeführt. Eine der Hauptaufgaben bestand von vornherein in einer durchgreifenden Volksbildung. Das Schulwesen kam zu einer vorhin nicht gekannten Höhe. Nicht nur wurden die obern Lehranstalten mit einer Hochschule als Schlußstein erweitert; vor allem richtete sich die Sorge auch auf Entwickelung des eigentlichen Volksschulwesens. Mit Gründung eines Seminars, Anstellung von vielen neuen Lehrern, Erhöhung der Besoldungen, Entwerfung zweckmäßiger Lehrmittel, Aeufnung der Schulfonds in den Dorfgemeinden u. s. w. geschahen mächtige Schritte vorwärts. Während der Staat früher für das Primarschulwesen fast nichts beitrug, erschienen jetzt jährlich bei 132000 Schweizerfranken (= 188750 Francs) zu diesem Zwecke auf dem Budget. Zürich ward mit seinem Schulgesetz das anerkannte Vorbild für andere Cantone. Auch die ganze Justizpflege erhielt eine neue Organisation im Sinne größerer Unabhängigkeit der Richter, strengerer Proceßformen und humanerer Behandlung im Strafverfahren; Galgen, Pranger, Brandmarkung und Auspeitschung, die Stützpunkte und Ehrenzeichen der alten Gewaltherrschaft, verschwanden, und auch im Zuchthaus fing man an, den Verbrecher noch als Menschen zu achten. Auch das Militärwesen hob sich durch Abschaffung des Wachtgamaschendienstes, Handhabung einer strengern Disciplin, bessere Instruction und zweckmäßigere Ausstattung der Truppen. Zur Förderung des Verkehrs wurde der Canton nach allen Seiten hin mit neuen Straßen durchschnitten. Durch ein Forstgesetz kamen die Waldungen unter bessere Aufsicht und Verwaltung. Das Gewerbswesen konnte sich mit Beseitigung einer Menge von Misbräuchen und Beschränkungen freier entwickeln. Der ganze Staatshaushalt wurde dem alten Geheimniß entzogen und den Augen der Bürger offen gelegt. Das Finanzsystem strebte nach einer gerechtern Vertheilung der Lasten. Die erhöhte Betriebsamkeit rief größern Wohlstand hervor. Eine Reihe gesegneter Jahre erleichterte den Loskauf der Zehnten und Grundzinsen, sodaß diese Lasten im Canton fast ganz abgetragen wurden. Die Industrie stieg zu einer Stärke und Ausdehnung wie zu keiner frühern Periode. Vor allen Gemeinden aber war es die Stadt Zürich, die sich unter der neuen Ordnung zu der Bedeutung erhob, welche selbst die höchsten Erwartungen übertraf. Als die Mauern, Schanzen und Wälle, für die sich die Städtischen mit aller Macht wehrten, umgestürzt waren, erhoben sich ganze Straßen mit neuen herrlichen Gebäuden; ein reger Kunstsinn entwickelte sich in diesem Zeitpunkt des aufblühenden Staats. Auch in den fernsten Winkel des Cantons verbreitete sich unter den angesehenen Familien der Trieb nach Ausbildung geistiger Anlagen, das Streben nach Kenntnissen. Fast in allen größern Ortschaften bildeten sich Sängervereine, die sich in größern Bezirksvereinen zu jährlichen Sängerfesten versammelten. In vielen Dörfern entstanden Lesegesellschaften; gemeinnützige Vereine gründeten Kleinkinderschulen und Ersparnißkassen, Armen- und Waiseninstitute u. s. w.

Selbst ein Gegner der radicalen Richtung, fährt Feddersen fort, mußte über diese schöpferische Periode gestehen:

Es wird eine Zeit kommen, wo man die Leistungen des Cantons Zürich während des letzten Jahrzehnts zu den märchenhaften rechnen wird; ich behaupte noch mehr, eine Zeit, auf welche die edelsten Geister, die freiesten Herzen mit Sehnsucht zurückblicken und sich an ihr erwärmen werden. („Betrachtungen über die Revolution im Canton Zürich in Briefen eines Zürichers an einen Basler"; Basel 1839.)

Selbst die größte Parteilichkeit kann den liberalen Regierungen der regenerirten Cantone das Zeugniß nicht verweigern, daß sie den geistigen und materiellen Interessen stets die größte Aufmerksamkeit gewidmet haben; während die mildeste Beurtheilung zugeben muß, daß die sogenannten Conservativen weder nach der einen, noch nach der andern Richtung Bemerkenswerthes und Bleibendes geleistet haben, vielmehr haben sie sich überall als vollständig impotent erwiesen. Oder wer wird zu behaupten wagen, daß die züricher Regierung, welche im Jahre 1839 das liberale System stürzte und sich mit pfäffischer Heuchelei „liberal-conservativ" nannte, wir wollen nicht sagen, irgendetwas Bedeutendes, sondern überhaupt nur irgendetwas geschaffen habe? Und doch hatte sie in ihrer Mitte höchst bedeutende Kräfte, unter denen wir den bekannten Dr. Bluntschli nennen, der sich freilich damals herabwürdigte, sich zum Schildknappen des marktschreierischen Rohmer zu machen. Die Thätigkeit der Conservativen war immer rein destructiv; sie stellten sich zur höchsten und beinahe einzigen Aufgabe, das wieder zu vernichten, was die Liberalen aufgebaut hatten. So wütheten sie vor allem gegen die vortrefflichen Schuleinrichtungen. Der gelehrte Bluntschli ließ sich verleiten, den trefflichen Seminardirector Scheer auf das bitterste zu verfolgen, der sich die höchsten Verdienste um das Schulwesen des Cantons Zürich erworben hatte. Aber freilich waren die Conservativen durch ihre Verbindungen gezwungen, gegen die Intelligenz anzukämpfen. Sie stützten sich in den protestantischen wie in den katholischen Cantonen auf die Geistlichkeit, die es nicht vergessen konnte, daß ihr die ausschließliche Beherrschung des öffentlichen Unterrichts entrissen worden war. Sie hatte zwar nie eine große Thätigkeit und Theilnahme bewiesen, und dieselbe beschränkte sich meist darauf, die armen Dorfschulmeister lebhaft fühlen zu lassen, daß sie der geistlichen Herren Untergebene seien; aber sie konnte es den neuen Verhältnissen nicht verzeihen, daß man so Großes ohne ihr Zuthun, ja gegen ihren deutlich ausgesprochenen Willen habe leisten können. Dazu kam, daß die Conservativen ihre Hülfstruppen vorzugsweise in den Reihen der ungebildetsten und rohesten Klassen des Volks suchten, was sie sogar zwang, die höchsten Beamtungen mit dem erbärmlichsten Gesindel zu besetzen. So wurde in Zürich ein herumwandernder Wirthshausmusikant in das Obergericht gewählt, ob er gleich nur mit Mühe und Noth lesen und schreiben konnte, wie er denn seinem Namen stets den Titel „Oberrichter" beisetzte, um auf das schlagendste zu beweisen, daß er auch hochdeutsch verstehe. In Luzern wurde zur Zeit der Siegwart'schen Herrschaft ein Mensch

von gleichem Kaliber zum Präsidenten des Bezirksgerichts Münster ernannt. Da er jedoch seinen juridischen Kenntnissen mistraute, nahm er die Stelle nur unter der Bedingung an, daß ihm ein gebildeter Liberaler als Vicepräsident beigegeben werde, der nun auch alle Geschäfte besorgen mußte. Einmal war dieser abwesend, und der unglückliche Präsident sah sich gezwungen, eine zwar unbedeutende, aber doch dringende Urkunde auszufertigen. Da ihm nicht entgangen war, daß sein Stellvertreter die Actenstücke immer unterzeichnete: „In Abwesenheit des Präsidenten, der Vicepräsident", so unterschrieb er die betreffende Urkunde mit dem stolzen Bewußtsein, daß er die Kanzleisprache und juridischen Formeln gründlich verstehe: „In Abwesenheit des Vicepräsidenten, der Präsident." Wer sich einige heitere Augenblicke verschaffen will, durchblättere die schweizerischen Zeitungen jener Tage und er wird Hunderte von solchen Stückchen der Unsterblichkeit überliefert finden.

Es ist begreiflich, daß die durchgreifenden Umgestaltungen der Jahre 1830 und 1831 manche Unzufriedenheit erregen, daß manche Interessen tief verletzt werden mußten, und es läßt sich nicht leugnen, daß die Liberalen oft zu schroff auftraten und den wohlerworbenen Rechten einzelner zu wenig Rechnung trugen. Sie begingen namentlich einen großen Fehler, zu dem sie freilich durch die bisherigen Zustände verleitet worden waren und der deshalb zwar keineswegs auf Rechtfertigung oder auch nur auf Entschuldigung Anspruch machen kann, aber sich wenigstens doch erklären läßt. Dieser Fehler bestand und besteht leider noch darin, daß die neuen Verfassungen den gesetzgebenden Behörden, d. h. den Großen Räthen, eine despotische Gewalt einräumten, die nur zu häufig misbraucht wurde, weil kein gesetzliches Mittel gegeben war, ihr entgegenzutreten. Dies läßt sich nicht dadurch rechtfertigen, daß die Großen Räthe von dem souveränen Volke gewählt werden und somit dessen Willen repräsentiren; denn in einem wohlgeordneten Staate soll auch der Souverän, er mag ein Monarch oder das Volk in seiner Gesammtheit sein, nicht die Macht haben, Willkür auszuüben. Es muß daher neben dem Souverän noch eine Gewalt bestehen, welche die Aufgabe und die Macht besitzt, Uebergriffen desselben entgegenzutreten und ihn in seine Schranken zurückzuweisen. Diese Macht kann in keine andern Hände gelegt werden, als in die der Gerichtsbehörden; und es muß diesen daher in jeder Beziehung die größte Unabhängigkeit und Sicherheit ihrer Stellung gewährt werden, was in der Schweiz durchaus nicht der Fall ist. Schon die periodische Wahl nach einer meist kurzen Amtsdauer ist gefährlich, weil die Richter dadurch der zufälligen Stimmung der Wahlbehörden preisgegeben sind. Die Richter sollten nothwendig lebenslänglich angestellt werden, damit sie rücksichtslos und in voller Unabhängigkeit von jeder andern Gewalt ihre hohe Aufgabe lösen könnten. Und wollte man doch aus falsch verstandenem Republikanismus von der Lebenslänglichkeit durchaus nichts wissen, so sollte jedenfalls die Amtsdauer länger sein und es dürfte keine Totalerneuerung stattfinden, es sollte immer nur ein Viertel oder höchstens ein Drittel der Gerichte einer neuen Wahl unterworfen werden, und zwar aus demselben Grunde, aus welchem wir die periodische Wahl überhaupt für unstatthaft halten. Die Gerichtsbehörden sind aber nicht blos der Gefahr ausgesetzt, nach einer kurzen Amtsdauer wieder entlassen zu werden, das Schwert des Damokles schwebt auch während derselben über ihrem Haupte; denn es kann den Großen Räthen jeden Augenblick einfallen, sie abzuberufen, d. h. sie nach Willkür zu entlassen, wenn ihre Urtheile dem Souverän misfallen. Daher kommt es, daß sie es nicht wagen, demselben entgegenzutreten, wenn er sich Ungesetzlichkeiten erlaubt. Wir wollen nur Ein Beispiel anführen. In verschiedenen Cantonen waren Lehrer und Geistliche lebenslänglich angestellt. Die Großen Räthe erließen neue Gesetze, durch welche die Lebenslänglichkeit dieser Stellen aufgehoben wurde. Dazu hatten sie das vollkommenste Recht, aber sie hatten nicht das Recht, den neuen Gesetzen rückwirkende Kraft zu geben; sie hatten das Recht, zu bestimmen, daß künftighin kein Lehrer oder Geistlicher lebenslänglich angestellt werden dürfe, aber sie hatten nicht das Recht, die neuen Gesetze auf die vorher lebenslänglich Angestellten anzuwenden, d. h. dieselben ihres gesetzlich erworbenen Rechts zu berauben. Versuche, welche gemacht wurden, bei den Gerichten Schutz zu finden, blieben ohne Erfolg, denn diese gingen von der Ansicht aus, daß der Souverän alles thun dürfe.

Doch wir kehren nach dieser Abschweifung zu unserer Darstellung zurück. Wir haben gesagt, daß die durchgreifenden Umgestaltungen in den Jahren 1830 und 1831 manche Unzufriedenheit erregten, weil die Rechte einzelner auf willkürliche Weise verletzt wurden, was den größern, nicht hoch genug anzuschlagenden Nachtheil hatte, daß dadurch das Rechtsgefühl im Volke geschwächt wurde, welches zu heben und zu kräftigen die größte Aufgabe des Liberalismus hätte sein sollen. Die Gegner versehlten nicht, diesen Vorgang nachzuahmen, als sie hier und da wieder zur Macht gelangten; aber freilich überboten sie in ihren Rechtsverletzungen die der Liberalen in höchstem Maße, und es kann hier schon die Bemerkung gemacht werden, daß diese sich gegen ihre politischen Feinde viel milder und menschlicher gezeigt haben, als die sogenannten Conservativen, die sich meist rachsüchtig und grausam erwiesen. So oft die liberalen Regierungen einen Aufruhr zu bekämpfen hatten, zogen sie allerdings die Theilnehmer und insbesondere die Anstifter in Untersuchung, behielten sie aber selten auch nur wochenlang in Haft, und nach gefälltem Urtheil trat immer Begnadigung ein. Nur das südliche Blut der Tessiner ließ sich im Jahre 1841 zu einem Todesurtheile verleiten, das mittels Erschießen an dem Advocaten Nessi vollzogen wurde, welcher einen Aufstand erregt hatte und mit den Waffen in der Hand gefangen worden war.

Als im Jahre 1831 die aristokratische Regierung von Neuenburg einen Aufstand der Republikaner unterdrückt hatte, wurden die Angeklagten den zuständigen Gerichten entzogen und vor ein Kriegsgericht gestellt, welches 11

Todesurtheile fällte, die freilich auf dem Wege der Gnade in lebenslängliches Gefängniß verwandelt wurden. Die meisten hatten sich glücklicherweise durch die Flucht der Begnadigung entziehen können und nur zwei wurden derselben theilhaftig. Der eine, Dr. Rösinger, wurde nach Preußen geschleppt und dort zehn volle Jahre in den Festungskerkern von Wesel und Ehrenbreitstein gefangen gehalten, bis er endlich auf wiederholte Verwendungen der Tagsatzung begnadigt wurde; der zweite, Dr. Alfons Petitpierre, unterlag seinen schweren Leiden in den Gefängnissen von Neuenburg. Ueber eine größere Zahl wurden Ketten- und Gefängnißstrafen und lebenslängliche oder zeitliche Verbannung verhängt; einzelne erhielten eine Zugabe von 20—50 Ruthenstreichen.

Noch ärger wüthete die Partei in Luzern gegen ihre Gegner. Als der treffliche Dr. Steiger nach dem zweiten Freischarenzug in die Hände derselben fiel, wurde er zum Tode verurtheilt, und obgleich die Bischöfe von Solothurn und Freiburg, der Vorort und einzelne Cantonsregierungen, ja selbst der französische und der englische Gesandte sich für ihn auf das lebhafteste verwendeten, so drängte doch die fanatische Partei auf die Hinrichtung. Zwar scheute sich der Große Rath, das Urtheil vollziehen zu lassen; aber die Rachsucht suchte einen andern Weg, um den Mann vollständig zu verderben. Man frug bei Oesterreich, Preußen, Holland und Sardinien an, ob sie ihn zur strengen Verwahrung übernehmen wollten. Sardinien zeigte sich dazu geneigt, und Steiger wurde selbst genöthigt, den König um Aufnahme zu bitten. Glücklicherweise zogen sich die Unterhandlungen in die Länge, und unterdessen gelang es dem Gefangenen zu entfliehen. Gegen 700 wurde Zuchthausstrafe ausgesprochen, es wurde ihnen jedoch gestattet, sich durch Erlegung namhafter Summen von der Strafe loszukaufen.

Wir können nicht alle wichtigen Ereignisse besprechen, welche während des Zeitraums von 1830—48 stattfanden; insbesondere würde uns die Darstellung der reactionären Revolutionen in Zürich, Luzern und Wallis zu weit führen; wir müssen uns begnügen, einige Bemerkungen über die damaligen Verhältnisse zu machen.

Die revolutionären Bewegungen gegen die liberalen Institutionen gingen überall von der Geistlichkeit aus, von der protestantischen wie von der katholischen; die Aristokraten verbanden sich mit ihr, um ihre eigenen Zwecke zu erreichen, wurden aber in ihren Erwartungen getäuscht und mußten sich mit einer sehr untergeordneten Rolle begnügen. Die Geistlichkeit bediente sich, um das Volk zu gewinnen, vorzüglich zweier Mittel; sie erklärte die Religion in Gefahr und pflanzte die Fahne der Ultrademokratie auf. So gelang es ihr, die liberalen Regierungen zu stürzen, und zwar zuerst in Zürich, wo ihr die Berufung des Dr. Strauß an die Hochschule einen erfreulichen Vorwand gab, einen Aufruhr zu erregen, dem der Pfarrer Hirzel die blutige Weihe gab, indem er seine fanatisirten Scharen im Namen Gottes auf die Regierungstruppen schießen ließ. Die eigentliche Absicht der Klerisei trat bald hervor, sie begann ihre Thätigkeit damit, daß sie die Schule und insbesondere die Volksschule zu verfolgen begann. Daß ihr nicht blos daran lag, den frühern Einfluß auf dieselbe wiederzugewinnen, zeigte der Erfolg ihrer Bemühungen; ihr war es hauptsächlich darum zu thun, der Volksaufklärung Einhalt zu thun, daher sie die größten Anstrengungen machte, die trefflichen Schuleinrichtungen, welche man der liberalen Partei verdankte, zu vernichten, was ihr leider in nur zu großem Umfange gelang. Diese pfäffische Revolution in Zürich gibt jedoch, so beklagenswerth sie auch ist, Veranlassung zu einer tröstlichen Bemerkung. So leicht es nämlich einer rührigen Partei ist, unter Verhältnissen das Volk irrezuleiten, so kann man sich der beruhigenden Ueberzeugung hingeben, daß dieses von selbst wieder auf die rechte Bahn kommt, wenn die künstlich hervorgebrachte Aufregung der ruhigen Ueberlegung wieder weicht. So war es im Canton Zürich. Obgleich die Partei mit der größten Klugheit und List verfuhr, ob sie gleich ihren Einfluß immer weiter ausdehnte, so mußte sie doch nach wenigen Jahren der Macht der Wahrheit unterliegen. Es bedurfte keines Aufstandes, um sie zu verdrängen, das Volk, das zur bessern Erkenntniß gekommen war, ließ sie einfach fallen.

Im katholischen Wallis gelangte die Geistlichkeit infolge eines von ihr angestifteten blutigen Bürgerkriegs wieder zur Herrschaft, die sie in der frechsten Weise misbrauchte. Schon vorher hatte sie durch ihre Agitationen die Einführung eines bessern Schulgesetzes hintertrieben, welches sie als antikatholisch und die Rechte der Kirche gefährdend verschrie; ebenso hatte sie das Volk für die Verwerfung eines andern Gesetzes gewonnen, welches die Befreiung der Geistlichkeit von der Militärsteuer aufhob. Als sie die Gewalt wieder in Händen hatte, drang sie zunächst auf Aenderung der Verfassung, welche keineswegs sehr liberal war und dem Klerus noch sehr große Vorrechte zugestanden hatte. Er erhielt einen Repräsentanten mehr im Großen Rath; dem Bischof wurde ein übermäßiger Einfluß zugestanden; alle Rechte der Geistlichkeit, damit auch die heillosen Immunitäten, wurden garantirt*), den Protestanten aller Gottesdienst, selbst der stille Hausgottesdienst verboten. Der Bischof und der Chorherr de Riaz sprechen im Großen Rath den Satz aus:

> Das Gegenrecht der Toleranz ist gegen die Grundgesetze der katholischen (sollte heißen römisch-päpstlichen) Kirche; diese verbietet die Toleranz, weil sie die allein wahre ist; die protestantische Kirche kann sie nicht verbieten, weil sie nicht sagen kann, daß sie die allein wahre ist.

Der Unterricht kam noch ausschließlicher in die Hände des Klerus; die Staatsgewalt mußte jede Aufsicht preisgeben. Alle Saat, die unter der liberalen Ordnung für allmähliche Bildung des Volks ausgestreut worden war, wurde von den Priestern zertreten. Die Jesuiten konnten über alles gebieten. Für den Volksunterricht wurde auch die kleinste Summe mit Widerwillen gegeben, dagegen

*) „Der Klerus in Wallis hatte einen privilegirten Gerichtsstand nicht blos für alle Civilsachen, sondern auch für die Verbrechen, die er beging. Priester verübten die Verbrechen des Kindesmords, Straßenraubs und Betrugs; der Bischof ließ sie einstecken und dann entweichen. Man hat kein Beispiel einer einzigen Ahndung." (Moriz Barmann, „Die Gegenrevolution in Wallis", übersetzt von L. Snell; Zürich 1844.)

das Jesuitencollegium reichlich unterstützt. Wie es aber mit dem Unterricht in demselben stand, davon hatte der Verfasser dieser Zeilen Gelegenheit sich zu überzeugen, indem er mehrere Zöglinge desselben, die übrigens schon theologische Studien gemacht hatten, in den Gymnasialfächern prüfen mußte. Sie hatten allerdings eine gewisse Gewandtheit, sich in der lateinischen Sprache (freilich keiner ciceronianischen) auszudrücken; dagegen bewiesen sie in allem übrigen die größte Ignoranz. Gründliche Kenntniß der Grammatik, selbst der lateinischen, ging ihnen vollständig ab, sodaß sie nicht im Stande waren, die einfachsten Definitionen von Subject und Prädicat zu geben. Einer behauptete, daß die Donau in den Vogesen entspringe, ein anderer suchte ihre Quellen in den Alpen.

Noch unheilvoller hauste die Geistlichkeit im Canton Luzern, wo sie mit Hülfe des Apostaten Siegwart die Jesuiten berief und den Grund zu dem sogenannten Sonderbund legte, dem die Absicht zu Grunde lag, sich mit Hülfe der fremden Mächte von der Eidgenossenschaft zu trennen und sich unter den Schutz des Metternich'schen Oesterreich zu stellen; jenes Oesterreich, dem die alten Eidgenossen in großartigen Kämpfen ihre Freiheit und Selbständigkeit abgerungen hatten. Daß eine Trennung beabsichtigt wurde, muß selbst Siegwart zugeben, der es wahrscheinlich leugnen würde, wenn nicht Professor Herzog in Bern das Protokoll einer Conferenz der katholischen Stände vom Jahre 1843 bekannt gemacht hätte, in welchem schon vor dem eigentlichen Abschluß des Bündes die Trennungsgelüste offenbar genug hervortraten. Zur Trennung trieb die Geistlichkeit, weil sie fühlte, daß sie niemals ihrer Herrschaft sicher sein würde, so lange die katholischen Cantone in einem engen Verband mit den protestantischen ständen; zur Trennung trieb Siegwart, der seinen ungemessenen Ehrgeiz nur auf diesem Wege zu befriedigen hoffen konnte. Daher wurden alle Mittel aufgewendet, den Riß zwischen den Confessionen immer größer zu machen; daher wurden vor allem die Jesuiten berufen, um die Protestanten aufs äußerste zu erbittern. Dieser Schritt hatte in der That auch den unseligen Freischarenzug zur Folge, der, vortrefflich angelegt, nur an der mangelhaften Ausführung scheiterte, und trotzdem wahrscheinlich doch gelungen wäre, wenn der Oberbefehlshaber sich nicht davor gescheut hätte, einige Kanonenkugeln in die Stadt Luzern zu werfen. Wir haben es übrigens, so traurig die Folgen der Niederlage der Freischaren waren, schon damals für ein Glück gehalten, daß der Zug derselben nicht gelang. Es war derselbe ein ungesetzlicher Schritt, der sich durch nichts rechtfertigen läßt. In einem Staate, wo die Souveränetät im Volke liegt, wo das Volk daher jeden Augenblick auf gesetzlichem Wege zu seinem Rechte gelangen kann, sind revolutionäre Handlungen in keiner Weise zu rechtfertigen. Ist das Volk verblendet, so suche man es eines Bessern zu belehren; es wird mit der Zeit selbst dem Einfluß des Pfaffenthums entzogen werden können. Es war, wie gesagt, ein Glück, daß die Freischarenzüge mislangen, weil die liberale Partei dadurch wieder auf den Rechtsboden zurückgeführt wurde, den sie nie hätte verlassen sollen und auf welchem allein ihre Stärke liegt. Ihr Mislingen erwies sich auch deswegen als ein großes Glück, weil die Umgestaltung des Bundes sonst nicht zu Stande gekommen wäre. Denn wären sie gelungen, so hätten sie keine andere Folge gehabt, als daß die Jesuiten aus Luzern vertrieben und eine liberale Regierung eingesetzt worden wäre, die sich wahrscheinlich nicht einmal lange hätte halten können. An weiteres dachte niemand, und wäre auch der Gedanke aufgetaucht, eine Bundesrevision vorzunehmen, so wäre dieselbe ebenso gut an dem Widerspruche der Cantone gescheitert, wie im Jahre 1834. Es mußte sich die unbedingteste Nothwendigkeit zu einer Umgestaltung der Bundesverhältnisse herausstellen, um das Volk in seiner Gesammtheit oder wenigstens in seiner großen Majorität dafür zu gewinnen. Und diese Nothwendigkeit wurde durch die klerikale und aristokratische Partei herbeigeführt, die nun ihren leitenden Mittelpunkt in Luzern hatte, um welches sich die kleinen katholischen Cantone nebst Wallis und Freiburg scharten, und das in dem fürstlichen Neuenburg und in Baselstadt eine moralische Unterstützung fand. Die Regierung und der Große Rath des Cantons Luzern überließen sich nun willenlos der Leitung Siegwart's, der, durch die glückliche Abwehr des Freischarenzugs sicher und muthig gemacht, immer entschiedener den Bundesbruch vorbereitete. Die Gefangennehmung einer großen Anzahl von Freischärlern benutzte er, um sich Geld zu verschaffen; die Cantone Aargau, Solothurn, Bern und Baselland mußten die Ihrigen um bedeutende Summen loskaufen; ebenso wurden die luzerner Flüchtlinge gebrandschatzt. Das Verbrechen eines verkommenen Menschen (er hieß Jakob Müller), der, in der Hoffnung, seinem finanziellen Ruin zu entgehen, eines der jesuitischen Parteihäupter, den Großrath Leu von Ebersoll, ermordete, benutzte Siegwart, um die ganze liberale Partei als Anstifterin der Schandthat zu verdächtigen. Da Siegwart seinen eigenen Creaturen nicht genug traute, drang er darauf, daß ein außerordentlicher Untersuchungsrichter bestellt wurde; als solchen berief man den berüchtigten Ammann aus dem Canton Thurgau, der sich in seinem dortigen Wirksamkeit durch Härte und Gewaltthätigkeit bekannt gemacht und dadurch der jesuitischen Partei empfohlen hatte.

Die Art und Weise — sagt Feddersen — wie dieser in Luzern inquiriren durfte, war schreiend. Um Geständniß herauszubringen, griff er zu allen Mitteln physischer und moralischer Tortur. Gefangene konnten monatelang sitzen, ohne verhört zu werden. Das Gesetz galt nichts gegenüber der grausamen Willkür. Ammann selbst faßte in einem Schreiben an das luzerner Obergericht seine Untersuchungsmaxime in die Worte zusammen: „Der Inquisit muß vorab physisch und psychisch gebeugt und so lange gedrückt werden, bis die Lust zum Leben mit allen seinen Annehmlichkeiten gebrochen ist." Jakob Müller wurde zum Geständniß gebracht; als Motiv der That gab er Rachedurst an. Die vorgespiegelte Hoffnung, sein Leben retten zu können, trieb ihn zu Anschuldigungen. Seine bloßen Aussagen, ohne weitere Indicien, genügten zu dem gerichtlichen Verfahren gegen die Bezichtigten. Unter anderm wurde Dr. Kasimir Pfyffer, der immer im Rufe des strengsten Rechtssinnes stand, ohne vorherige Einvernahme unter gewaltsamen

militärischen und polizeilichen Aufwand nächtlicherweise verhaftet und in eine finstere Kerkerzelle geworfen, aus welcher der Mörder eben entfernt worden war. Er sollte um das Vorhaben gewußt und dieses nicht zur Anzeige gebracht haben. Allerdings hatte Müller bei Gelegenheit eines Geldgeschäfts seine Mordabsicht vor ihm geäußert, war aber (nach Müller's eigener Aussage) von ihm abgemahnt worden. Gesetzlich lag keine Pflicht zur Denunciation ob; auf die bloße Drohung eines Polterers war noch nicht viel zu geben. Nach der That machte Pfyffer dem Staatsanwalt Anzeige, aber dieser nahm keine besondere Notiz davon. Nichtsdestoweniger wurde Pfyffer erst nach dreiwöchentlichem harten Gefängniß freigelassen. Siegwart hätte selbst große Lust gehabt, seinen gewaltigsten Gegner, den Dr. Steiger, der Anstiftung des Mordes zu verdächtigen. Dieser hatte nach seiner Befreiung einen Brief an die Frauen und Töchter von Luzern geschrieben, in welchem er diese aufforderte, sich nach Kräften der zahlreichen Opfer anzunehmen, die noch in den luzerner Gefängnissen schmachteten, und in welchem er sie ermahnte, auf Gott zu vertrauen, der die übermüthige Herrschaft der rohen Willkür sehr oft nur darum auf schwindelnde Höhe führe, um sie zur Warnung anderer desto anschaulicher vor aller Welt zu vernichten, wie denn der Blitz immer nur die stolzesten Gebäude treffe. Ein Exemplar des lithographirten Briefs war in die Hände des Rathsherrn Leu gekommen, der ihn seinem Freund Siegwart mittheilt. „Als ich zu der Stelle kam — erzählt dieser („Rathsherr Leu von Ebersoll") —: „Trifft der Blitz jeweilen nur die stolzesten Gebäude!" fasste ich Steiger's Absicht sogleich auf, und ich sagte zu Rathsherrn Leu: Da können wir Acht geben! Sogleich wollte ich Steiger's Brief als ein Muster der Heuchelei und als einen Beweis, womit man umgehe, in der Staatszeitung veröffentlichen. Rathsherr Leu wehrte ab und bemerkte, es könnten noch viele durch die Sprache bethört werden. Lassen wir es." Leu war noch klüger als Siegwart, er fürchtete die Sprache der Wahrheit, die ein Heuchler nicht so leicht als Heuchelei ausgeben kann. — An einer andern Stelle sagt Siegwart: „Der erste Verdacht, ich muß es gestehen, fiel bei mir auf Jakob Robert Steiger. Er war kurz vorher dem Gefängnisse in Luzern entwichen, wurde mit seinen drei Befreiern, meineidigen Landjägern, in Zürich hoch gefeiert, schickte von Winterthur den bekannten Brief an die Pfefferfrauen von Luzern (so wurden nämlich von der Jesuitenpartei die Frauen und Töchter der Liberalen genannt), worin nach meiner allerersten Empfindung ein Mordplan angedeutet war (o Gewissen!) und schien mir seinem Charakter nach einer solchen That nicht unfähig; dazu kamen noch mehrere, vorzüglich von der Stadtpolizei in Zürich gesammelte Anzeichen, welche auf einen der drei Landjäger als Mörder führten (was natürlich nicht der Fall war). Es wurden deshalb Nachforschungen in Zürich gemacht, Aufsicht in Winterthur bestellt, namentlich unter den luzerner Flüchtlingen im Sternen zu Zürich ein paar gewonnen" (wodurch sich Siegwart als einen gelehrigen Schüler der jesuitisch-metternichschen Staatskunst bewies). Diese Stellen reichen hin, um Siegwart's Charakter zu zeichnen. Läßt es sich auch erklären und entschuldigen, daß damals ein Verdacht gegen Steiger in ihm aufstieg, obgleich er auch nicht den entferntesten Grund dazu hatte, so ist es geradezu unverantwortlich, sich zu stellen, als ob er noch nach zwanzig Jahren diesen Verdacht hege, zumal die von ihm des Breitesten mitgetheilte Untersuchung auch nicht im entferntesten Steiger's gedenkt und selbst ein Ammann nicht den Muth hatte, nur dessen Namen zu nennen. — Der Mörder Jakob Müller wurde hingerichtet. Als er unter der Erde war, schleppte sich die Untersuchung gegen seine wirklichen oder vermeintlichen Mitschuldigen noch lange hin. Sein Denunciant, Michael Ackermann, als eigentlicher Anstifter überwiesen, ward im Tode verurtheilt, aber die Strafe in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt. Auch die Mutter Müller's kam ins Zuchthaus. Gegen den vom Freischarenzug flüchtigen Altoberrichter Kühler fiel auf die Aussagen von Müller nach Freisprechung in erster Instanz vor oberm Gericht ein Todesurtheil in Contumaz, das erst bei späterer Revision des Processes aufgehoben wurde. Zwei andere Angeklagte (Hauptmann Corragioni und Amtsrath Häsler) wurden nach abscheulicher Procedur und schweren Kerkerleiden endlich freigesprochen oder von der Instanz entlassen. Ein Greis (Ineichen) unterlag der grausamen Inquisition und starb im Gefängniß, im Tode noch seine Unschuld betheuernd.

Als durch diese Verdächtigungen das Volk der katholischen Cantone irregeleitet worden war, trat Siegwart mit seinen Absichten immer offener hervor. Indem er Furcht vor neuen Freischarenzügen heuchelte, die in keiner Weise mehr zu fürchten waren, gelang es ihm, im December 1845 einen förmlichen Vertrag zwischen den Cantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis zu Stande zu bringen, in welchem sich dieselben verpflichteten, jeden gegen sie gerichteten Angriff mit allen zu Gebote stehenden Mitteln abzuweisen. War schon ein solches Separatbündniß durch den Bundesvertrag von 1815 ungesetzlich, auf den sich die Cantone doch fortwährend beriefen, so stellte sich bald heraus, daß es mit demselben nicht blos auf Abwehr feindlicher Angriffe abgesehen sei. Sie waffneten sich und trafen ausgedehnte militärische Vorkehrungen, die den entschiedensten offensiven Charakter trugen. Es wurden Unterhandlungen mit den fremden Staaten angeknüpft, die bereitwillig Geld und Waffen lieferten, und von denen man, wenn der Kampf zum Ausbruch kommen sollte, thatsächliche Hülfe hoffte. Als daher die Tagsatzung endlich, auf die klaren Bestimmungen des Bundesvertrags sich stützend, Auflösung des Sonderbundes verlangte, verließen die Gesandten der sieben Cantone dieselbe unter der Erklärung, daß sie niemals in eine Auflösung ihres Bundes willigen würden. Vermittelungsversuche von seiten Neuenburgs und von Baselstadt wurden schnöde abgewiesen, den von der Tagsatzung in die aufrührerischen Cantone abgeschickten Commissaren, welche das Volk derselben aufklären sollten, wurde von den Regierungen die Möglichkeit genommen, ihre Aufträge auszuführen, weil man mit Recht fürchtete, daß das Volk eines Bessern belehrt werden könne, und so blieb der Tagsatzung nichts übrig, als den Sonderbund mit Gewalt der Waffen aufzulösen, was unter der umsichtigen und wohlberechneten Leitung des Generals Dufour ohne große Opfer an Leuten gelang.

Daß infolge dieser Ereignisse die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Umgestaltung des Bundes allgemein wurde, ist schon angedeutet worden. Die Revolutionen, welche um diese Zeit halb Europa erschütterten, hinderten die Mächte, sich in die Angelegenheiten der Schweiz zu mischen, was außerdem unfehlbar geschehen wäre, und so kam eine Bundesverfassung zu Stande, welche von dem praktischen Geist sowie von der Weisheit der Staatsmänner zeugt, die sie ins Leben riefen. Die Cantone traten von ihrer Selbständigkeit nur das Allernothwendigste an den Bund ab, sodaß sie auch unter der jetzigen Verfassung vollkommen unabhängig und souverän in allem sind, was die innern Verhältnisse betrifft. Dagegen wurden die Beziehungen zum Auslande ausschließlich

in die Hände des Bundes gelegt, der von jetzt an eine ehrenvolle Stellung einnahm und sich durch die kluge Politik des Bundesraths und der Bundesversammlung die ungetheilte Achtung der fremden Mächte zu erwerben wußte.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Gegen die Todesfurcht.

An Sterbebetten. Von Gustav Waxmann. Breslau, Morgenstern. 1867. 8. 12 Ngr.

Das warm und klar stilisirte Schriftchen Waxmann's beschäftigt sich mit einer Darlegung ärztlicher Erfahrungen an Sterbebetten, um gegen die Angst vieler Menschen vor dem Tode anzukämpfen:

Es ist der Sterbensact auf dem Krankenlager, der Kampf der Seele mit dem absterbenden Körper, der Todeskampf, den sie fürchten! Sie sind verleitet, alle die Vorstellungen, von welchen sie in der Kraft der Gesundheit, in der Mitte eines thätigen Lebens erfüllt sind, mit gleicher Lebendigkeit und Stärke auf das Kranken- und Sterbelager zu übertragen und zu glauben, sie könnten diese in derselben Frische und Klarheit ungeschwächt bis in die letzten Augenblicke bewahren. Sie meinen, ganz so, wie sie jetzt denken und empfinden, würden sie auch an der Grenze ihres Lebens, im Sterben, denken und empfinden. Sie würden die Sonne noch einmal über alle ihnen theure Güter dieser Erde leuchten sehen und sich betrübt oder verzweifelt zu einem bewußten Kampf gegen das unerbittliche Naturgesetz, gegen die eisige Umarmung des Todes, aufrichten, um in die ewige Nacht hinabgerissen zu werden. Es ist ein Ausruf, den wir häufig vernommen haben: der Himmel bewahre mich, durch eine Krankheit zu sterben; es muß schrecklich sein, so einen Theil nach dem andern kalt und starr werden, das Herz immer langsamer schlagen, aussetzen und endlich — still stehen zu fühlen!

Andere stellen sich die Angst der Seele und des Herzens im Sterben ungefähr in der Weise vor, wie wir uns die Verzweiflung, den Kampf eines Ertrinkenden oder Erstickenden malen.

Waxmann sucht, im Widerspruch damit, nachzuweisen, daß das Sterben nicht die schlimmste Aufgabe des Lebens ist und daß die Natur liebreich dafür sorgt, uns auf dem Krankenbette den Abschied vom Leben weniger schmerzlich empfinden zu lassen, als wir jetzt glauben und als es den Anschein hat. Er spricht zunächst über „Todesursachen" und den „Sterbensact":

Das Sterben beginnt mit einer Abnahme der Nervenreizbarkeit, zunächst der Hautsensibilität. Demnächst schwindet das Sehvermögen, Geschmack, Geruch, Gehör. Was zuletzt aufhört, ist Herzschlag und Athmung. Diese Functionen empfangen ihren Reiz und ihre Leitung vom sogenannten verlängerten Mark und aus einem Punkte, dem man wegen der Wichtigkeit der Organe, welche von ihm regiert werden, auch den Namen des Lebensknotens, Lebenspunktes gegeben hat. Das Leben dauert also so lange als die Reizbarkeit im verlängerten Mark; so lange schlägt noch das Herz und athmen die Lungen. Bei manchen Sterbenden dauert das lange, und oft in einer für die Umstehenden erschütternden Weise werden die Athmungsbewegungen mühsam, keuchend, schnarchend, röchelnd stundenlang unterhalten. Manchmal scheint der letzte Athemzug gethan zu sein — eine Pause! Von neuem neue Anstrengung; es ist für den Zuschauer eine Pein, die ihm selbst centnerschwer die Brust belastet. Da pflegt man denn zu sagen: er hat schwer gekämpft, einen langen Todeskampf gehabt.

Eine im Sterbensact zwar nicht in allen Fällen, aber doch meist eintretende Erscheinung ist das Hervorquellen eines mitunter so bedeutenden Schweißes, daß die Betten und Wäsche vollständig durchnäßt werden. Die großen Tropfen perlen vom Antlitz herab und am Oberkörper. Das ist die Folge der eintretenden Lähmung der Haut; sie verschrumpft, zieht sich in sich im Erkalten zurück, und aus den in der Haut sich öffnenden Schweißdrüsenschläuchen quillt der flüssige Inhalt nur in Tropfen heraus. Den Augen der Umgebung erscheint dieser Todesschweiß als eine Folge des Todeskampfs, der Todesangst und man bezeichnet ihn gewöhnlich auch mit dem Worte: Todesangstschweiß. Wir haben diesen Begriff auch auf das gesunde Leben übertragen und sprechen wol bei manchen Gelegenheiten: Ich habe Todesangstschweiß geschwitzt.

Der Hinweis auf die durch die tödlichen Krankheitsprocesse bewirkten tiefen materiellen Veränderungen des Gehirns, dem Organ des Geistes, des gesammten Nervenlebens genüge, solche Meinung zu widerlegen. In den Stunden unsers Sterbens kennt Gehirn und Seele nicht mehr jene Erregungen, welche uns tausendfach während des Lebens den Angstschweiß ausgepreßt haben.

Waxmann weist auf den Zustand der Schlafmüdigkeit hin, in welchem wir nicht mehr recht denken können, in der Rede, die schwerfällig von der Zunge geht, die Worte, die Fortsetzung vergessen, Dinge hören wie halb im Traum, auch Dinge, die nicht sind, bis wir unter sich verwirrenden Gedanken und Bildern in Schlummer verfallen. Das Nervensystem sinkt auf ein Minimum der Reizbarkeit herab. Diesen Zustand vergleicht er mit dem Sterben; das tägliche Einschlafen sei eine wahre, tägliche Vorübung des Sterbens. Weiterhin sagt er:

Acute wie chronisch verlaufende Krankheitsprocesse, wenn sie solche Veränderungen im Organismus bewirkten, daß jeder Augenblick der Tod eintreten kann, ändern auch die Gehirn- und Nerventhätigkeiten, das Willens-, Denk- und Empfindungsvermögen. Das Blut hat einen ungemeinen Einfluß auf die Erregungszustände im Nervensystem. Quantität und Qualität des Bluts steigert und verringert je nach Umständen die Nerven- und Gehirnerregungsfähigkeit. Störungen im Blutkreislauf in irgendeinem Gliede oder Theile des Körpers bewirken Verminderung des Lebensgefühls in dem Gliede und der Bewegungsfähigkeit. Bei zu großem Andrang und Druck des Bluts z. B. im Gehirn tritt Benebelung der Sinne, Stumpfheit der Empfindung und Unterdrückung des Bewußtseins ein. In Krankheiten entstehen, unabhängig von äußern Einwirkungen, Umwandlungen und Zersetzungen des Bluts, chemische Veränderungen der Bestandtheile desselben, die uns nicht genügend bekannt sind, die aber fähig sind, die Lebensäußerungen des Nervensystems in auffallendster Weise bald aufzuregen, bald herabzustimmen.

Es ist unmöglich, daß ein Schwerkranker, noch dazu ein dem Sterben naher Mensch wollen, denken und empfinden könne wie wir in gesunden Tagen denken und empfinden; in seinem Auge und in seinem Gehirn kann sich die Welt nicht anders als matt und unklar widerspiegeln, wenn er überhaupt noch bei Bewußtsein ist.

Die meisten tödlichen Krankheitsprocesse führen im Gehirn, dem Organ des Geistes, tiefgehende materielle Veränderungen herbei; sie enden mit theilweiser oder völliger Unterdrückung des Selbstbewußtseins, oder Delirien, Phantasien treten in den letzten Stunden ein, wenn sie nicht, wie häufig, längst andeuteten; ebenso oft zeigt sich, entsprechend der körperlichen Entkräftung, auch die Abnahme der Sinnes- und Gefühlsnervenreizbarkeit, des Sprachvermögens. Die einen liegen ohne Theilnahme für das, was um sie her vorgeht, und sind nur beschäftigt, mit ihren Händen zu tasten, zu greifen, am Bett zu zupfen

(Flockenlesen); andere sprechen wol in manchen Augenblicken mit den Ihrigen, auch vielleicht davon, daß sie den Tod fühlen, aber die Seele kennt in diesen Momenten nicht mehr den Schmerz; wir überlegen nicht mehr, daß der Tod die geliebtesten Bande zerreißt. Wir können uns in der Erschöpfung, in der Stunde des Erlöschens aller Lebensfunctionen nicht mehr der Beziehungen zum Leben so bewußt werden, um das mitzuempfinden, was die Umstehenden bewegt.

Auch verhält sich unser Autor skeptisch gegen die Mittheilungen von den Sterbebetten berühmter Personen, von ihren letzten Worten. Einige von diesen haben, wie er behauptet, erst durch die Auslegung hinterher Bedeutung erlangt. Nach „Licht und mehr Licht" rufen auch andere Sterbende als Goethe, in dem Augenblicke, wo das Auge brechen will. Auch gegen ein anderes Motiv der Todesfurcht, den Gedanken an den Scheintod und das Lebendigbegrabenwerden, wendet sich Waxmann, indem er die Fabel eines todähnlichen Starrkrampfs zu widerlegen sucht und meint, es gebe untrügliche Kennzeichen des wahren Todes und man habe die zuverlässigsten Mittel, einen scheintodten Körper sicher von einer Leiche zu unterscheiden.

17.

Feuilleton.

Englisches Urtheil über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Die Veröffentlichung der nachgelassenen Werke des unglücklichen Kaisers Maximilian", sagt die „Saturday Review", „bildet in demselben Maße das literarische Ereigniß des Tages in Deutschland, wie Prinz Albert's Schriften in England. Da die sämmtlichen bisher erschienenen vier Bände*) blos Reisenotizen enthalten, welche der Kaiser niederschrieb, als er etwa zwanzig Jahre alt war, so gewähren sie uns freilich noch keinen vollständigen Einblick in seinen Charakter. Sie genügen indessen, die Meinung, welche man sich von seiner Gesinnung und seinen Fähigkeiten gebildet hat, zu rechtfertigen. Es ist klar, daß unmöglich jemand durch seine Tugenden und Talente besser befähigt sein konnte, als Privatmann zu glänzen. Wenn jedoch der literarische Werth dieser Nachlassenschaften zweifelhafter erscheint, so sollte man sich billigerweise daran erinnern, daß sie nur das Werk eines Jünglings sind. Als solche betrachtet, muß man sie für sehr bemerkenswerth erklären. Gewiß würden nur sehr wenig junge Männer im Stande sein, so elegant und geschmackvoll zu schreiben oder in einem so unreifen Alter über gleiche Schätze des Wissens zu gebieten. Augenscheinlich ist des Prinzen Erziehung aufs sorgfältigste geleitet worden, und müssen die Ergebnisse für seine Lehrer höchst befriedigend gewesen sein. Noch ein anderer Gesichtspunkt aber sollte nicht übersehen werden. Es würde uns besser gefallen haben, größerer Unreife und Unfertigkeit, genialer Ueberschwenglichkeit, stärkern Anzeichen von der der Jugend natürlichen Lebhaftigkeit, kurz mehr von jener gesunden Gärung, ohne welche kein guter Wein werden kann, zu begegnen. Das einzige, was auf dieses wünschenswerthe Aufbrausen hindeutet, ist ein etwas überspannter Ton poetischen Gefühls, besonders da, wo religiöse Dinge berührt werden. Im ganzen werden wir zu dem Schlusse getrieben, daß Maximilian durchaus kein Mann der That gewesen, und daß er sich entweder in seinem eigenen Charakter oder in dem der Mexicaner sehr geirrt haben müsse, als er sich überreden ließ, den Versuch zu machen, diese zu beherrschen. Zugleich aber ist die Thatsache, daß ein österreichischer Prinz sich so weit vom Absolutismus in der Politik und von der Unduldsamkeit in der Religion befreit hat, ein überzeugender Beweis, wenn auch nicht von entschiedener Geisteskraft, so doch wenigstens von einer selbst noch merkwürdigern Billigkeit und redlichen Gesinnung. Die hier mitgetheilten Reiseskizzen legen ein reiches Zeugniß für natürliche Beobachtungsgabe und lebhafte Empfänglichkeit ab; doch wäre es vergebens, viel neue Belehrung über Länder zu erwarten, die so häufig besucht worden und welche Maximilian als ein Prinz, dessen Bewegungen durch sein Gefolge und die Etikette gehemmt sind, unter ungünstigen Verhältnissen bereist hat."

K. von Scherzer's „Statistisch-commerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde, unternommen am Bord der österreichischen Fregatte Novara" wird als ein selbst für deutschen Fleiß höchst überraschendes Product bezeichnet. „Es ist nichts Geringeres", heißt es, „als ein erschöpfender Bericht über den Handel, die Industrie, die Erzeugnisse und die übrige Statistik aller der Länder, deren Gestade die Novara während ihrer zweijährigen Weltumsegelung berührt hat. Um eine Vorstellung von dem umfassenden Inhalt zu geben, wollen wir blos erwähnen, daß das Werk Angaben über den Ertrag der Kupferbergwerke von Namaqualand, über die Zimmtpflanzungen von Ceylon, den Seidenhandel von Schanghai, die Zeitungspresse auf der Landenge von Panama, und über alle Surrogate für Thee, welche je in irgendeinem Winkel der Erde angewendet worden sind, enthält. Uebrigens hat Scherzer's ärztlicher Beruf ihn veranlaßt, der Botanik und materia medica besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und sein Werk ist voll von Einzelheiten über diese Wissenszweige. Da er überdies so viel mit englischen Kaufleuten und Ansiedlern in Berührung gekommen ist, so ist es auch reich an Belehrung, die für uns von besonderm Interesse ist. In der That jedoch gibt es wenige, für welche nicht das eine oder das andere Kapitel nützlich oder anziehend sein dürfte, während der orientalische Charakter des Werks, die ausländische Beschaffenheit der Gegenstände, die es aufzählt, und die Gedankenverbindungen, welche ihre bloßen Namen wecken, es, sonderbar genug, für den Laien fast noch anziehender machen, als für den Sammler statistischen Details."

Ueber C. H. Meyer's Biographie Lappenberg's sagt die Review, sie sollte, wegen der großen Dienste, die er der englischen Geschichte geleistet, auch für Engländer von Interesse sein. „Wir erfahren jetzt", so fährt sie fort, „daß Lappenberg als ein langjähriger Bewohner Schottlands, als Freund von Wordsworth und den Wilsons und als herzlicher Theilnehmer an allem Englischen noch weitere Ansprüche auf unsere Aufmerksamkeit hat. Der Roman seines Lebens hängt mit Schottland zusammen, und es war eine sehr schlecht erwiderte romantische Zuneigung. So trocken auch seine schriftstellerischen Arbeiten waren, so scheint doch seine Geistesrichtung außerordentlich zart, sentimental und poetisch gewesen zu sein. Seine schwärmerische Verehrung für den auf dem Festlande damals so wenig gewürdigten Wordsworth bestätigte Goethe's Ausspruch, daß der Dichter nur in seinem eigenen Lande verstanden werden könne. Der Biograph scheint übrigens etwas von dem seinem Helden innewohnenden romantischen Elemente angenommen zu haben; denn sein Werk, obschon nicht zu lang, ist doch viel zu hochtrabend und schwülstig, sowol der Form als dem Inhalte nach."

Günstiger wird Beethoven's Leben von Ludwig Nohl beurtheilt. „Es ist ein Thema, dessen die Welt nie müde zu werden scheint, so zahlreich und bedeutend sind die fast jährlich dazu erscheinenden Beiträge. Nohl, der als eine große Autorität im Musikfache im allgemeinen und als der Biograph von Mozart insbesondere gilt, ist vielleicht besser als irgendjemand zu der Aufgabe befähigt, es sei denn der Amerikaner Thayer, dessen außerordentlicher Fleiß und große Sachkenntniß Nohl

*) Jetzt liegen bereits sieben Bände vor. D. Red.

selbst genügend anerkennt. Der Hauptvorzug des letztern scheint in seiner mühsamern Erforschung der Geschichte von Beethoven's Jugend zu bestehen. Diese, sagt er, sei von seinen Vorgängern ziemlich vernachlässigt worden, und man kann zugeben, daß sie allerdings viel weniger bekannt sei als die schmerzlichere Geschichte der letzten Tage des Componisten. Nohl hat einen großen Schatz von Details gesammelt, von dem nur weniges als unerheblich angesehen werden kann; sein Stil ist klar und fließend; die leitenden Thatsachen sind geschickt erzählt, die Erläuterungen einsichtsvoll angebracht und des Biographen eigene Bemerkungen verständig und angemessen. Im ganzen daher, sei es nun, daß sie später von der Thayer's verdrängt werde oder nicht, kann man nicht zweifeln, daß diese Biographie von Beethoven großen und verdienten Erfolg erzielen werde."

Außer diesen und einigen andern kürzern Besprechungen, widmet die „Saturday Review" dem „Simon von Montfort" von R. Pauli und der Uebersetzung der „Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns" von Michael Horváth besondere Artikel.

Pauli's Werk findet volle Anerkennung. Eine Stelle lautet: „Wir haben uns bereits selbst in mehrern frühern Artikeln über den Charakter und die Laufbahn des Grafen Simon verbreitet, sodaß wir jetzt wenig mehr zu thun haben, als Zeugniß abzulegen für die klare und sorgfältige Weise, in welcher Pauli die Hauptzüge und die wichtigsten Ereignisse in seiner Erzählung ans Licht gestellt hat. Vielleicht fehlt es Pauli's Geschichte im ganzen an Lebhaftigkeit; doch ist das durchaus nicht überall der Fall: es finden sich auch Stellen von bedeutender Kraft in diesem Buche. Wenn man seinen deutschen Stil mit dem Auge eines Engländers betrachtet, so findet man, daß seine Perioden verwickelter und weniger klar sind als die fließende Diction, welche Ernst Curtius' «Geschichte von Griechenland», auszeichnet; daß er aber wenigstens, so wie die Sachen jetzt stehen, eine teutonische Sprache schreibt und nicht wie Mommsen ein halbfranzösisches Kauderwelsch. Gleichwol könnte man selbst aus einer einzigen Seite in Pauli's Werk leicht ein Verzeichniß von vielen Wörtern herauslesen, welche Johannes von Müller wol etwas in Erstaunen versetzt haben würden. Was auch immer aus dem Elsaß, Lothringen und der Rheingrenze werden mag, so scheint es doch wirklich, als ob die teutonische Sprache der Insel sowol wie des Festlandes dem Untergang geweiht wäre."

Und nun zum Schluß eine Stelle aus dem Artikel über Horváth's Geschichte: „Die, welche glauben, die Magyaren hätten sich ihr nationales Leben vom Hufe des Deutschthums niedertreten lassen sollen, werden sich vielleicht herablassen, uns in Horváth's Bänden andere Zeichen von der angenommenen Ueberlegenheit des deutschen Geistes über den ungarischen nachzuweisen als das unleugbare der größern Klarheit, Ungezwungenheit und Glätte des Stils bei dem ungarischen Autor und dem dem deutschen Gebrauche widersprechenden Vorhandensein von Randnoten, Datum, Ueberschriften und Inhaltsverzeichniß. Was uns betrifft, so könnten wir nicht mit Zuversicht irgendeinen lebenden deutschen Historiker nennen, der eine tüchtigere Leistung geschaffen hätte, als das vorliegende Buch. Ranke hat zwar einen merkwürdigen Blick als philosophischer Kritiker, hingegen zerbröckeln die Thatsachen in seinen Händen. Sybel ist in der Verallgemeinerung stark und erhebt sich zuweilen bis zur Beredsamkeit; er kann aber die Geschichte der Vergangenheit nicht anders als durch die Brille zeitgenössischer politischer Leidenschaft sehen."

Wir brauchen wol nicht erst darauf hinzuweisen, daß die Beurtheilungen der „Saturday Review" hin und wieder nicht in übereinstimmendem Geist geschrieben sind, ja sich zuweilen geradezu im Widerspruch miteinander befinden.

Ein mongolisches Seitenstück zum Gottesgericht in „Tristan und Isolde".

Der hochverdiente Kenner des Mongolischen, B. Jülg in Innsbruck, geht mit dem Plane um, eine Gesammtausgabe der Sammlung „Ardschi Bordschi" und der neun Nachtragerzählungen des „Siddhi-kür" zu veranstalten. Er kann nun eher, als er hoffen wagte, zum erwünschten Ziele gelangen, weil sowol in Petersburg und Kasan jetzt auch in Innsbruck mongolische Typen vorhanden sind. Jülg gab einstweilen als eine einzige Erzählung heraus, welche geeignet ist, ein gemeineres Interesse zu erregen. Das Büchlein, welches als ersten in Deutschland gedruckten mongolischen Text enthält, den Titel: „Mongolische Märchen. Erzählung aus der Sammlung Ardschi Bordschi. Ein Seitenstück zum Gottesgericht in Tristan und Isolde. Mongolisch und deutsch nach dem Buch aus Tristan und Isolde herausgegeben von B. Jülg" (Innsbruck, Wagner, 1867). Was der von Jülg herausgegebenen Erzählung eine außerordentliche Bedeutung verleiht und ihn auch bestimmte, gerade sie als Probe auszuwählen, ist die schlagende Aehnlichkeit mit einer Episode in „Tristan und Isolde". Herr von der Gabelentz, der die ausgebreitetste Sprachkenntniß mit einem tiefen Studium deutscher Literatur verbindet, machte den Herausgeber darauf aufmerksam. Die Aehnlichkeit ist so überraschend, daß man versucht sein könnte, anzunehmen, die Mongolen hätten ihre Erzählung dem mittelhochdeutschen Originale nachgebildet und nach ihren Anschauungen umgedichtet, als sie vielleicht mit dem mittelalterlichen Gottesurtheil bekannt wurden, wenn man nicht wüßte, daß das Prototyp des Gottesurtheils schon weit früher im Orient vorhanden war. Zur Vergleichung hat Jülg die betreffende Stelle aus Hermann's Uebertragung des Gottfried'schen „Tristan" beigefügt. Da dem das Motiv des Gottesurtheils nicht entlehnt zu sein braucht, ist doch Jülg zu der Annahme geneigt, daß sich das Märchen an die Scene in „Tristan und Isolde" anlehnen könne, da die Zeiten Gottfried's von Strasburg (um 1210) und seiner beiden Fortsetzer (1250 und 1300) gerade in die Epoche fallen, wo ganz Osteuropa dem Andrange der Mongolen unterlag. „Die Tristansage", bemerkt Jülg sehr richtig weiter, „war ein Lieblingsstoff der Poesie jener Zeiten und es konnte eine beliebte markirte Episode daraus recht gut auch den damals dem Westen so nahe gerückten und über ein Jahrhundert in Europa lebenden Söhnen der hochasiatischen Steppe bekannt geworden sein, welche sie bei ihrer angeborenen Vorliebe für Märchen und Erzählungen gierig ergriffen und sich mundgerecht machten."

Literarische Notizen.

Friedrich Bodenstedt's „Lieder des Mirza-Schaffy sind in das Hebräische übersetzt werden.

Von Konstantin von Wurzbach's „Biographischem Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" (Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei) ist der siebzehnte Theil erschienen, welcher von Maronnich bis Meszleny reicht. Auch er zeigt wieder in seltenem, ein imponirendes Material beherrschenden Fleiß des Herausgebers. Von lebenden deutschen Dichtern finden wir nur Alfred Meißner in diesem Bande; doch ist die Angabe der biographischen und bibliographischen Daten wie immer sehr genau; von den Werken wird eine chronologische Uebersicht gegeben und bei jedem Werke die wichtigern Beurtheilungen angeführt. Dann folgen die Beiträge zur Biographie Alfred Meißner's, ein Urtheil über seine Handschrift, Angabe seiner Pseudonyme und kritische Stimmen zu seiner allgemeinen Charakteristik. Sie müssen diese Dichterbiographien bei Wurzbach mit besonderer Anerkennung hervorheben, je mehr ein so gediegenes Werk heutigentage zu den Mythen gehört, indem die vornehmen Literarhistoriker ignoriren, was ihnen kennen zu lernen zu bequem ist.

Wie verlautet, wird die Generalintendanz des [illegible]theaters Preise für deutsche Originallustspiele ausschreiben, und zwar zwei Preise von 200 und 100 Dukaten für den Abend ausfüllende Lustspiele. Zu Preisrichtern wurden gewählt die Herren Dingelstedt, Laroche, Mosenthal, Speidel und Professor Zimmermann. Die Einsendungen sollen vom 1. Februar bis 30. April 1868 zu machen, die Zuerkennung

der Preise erfolgt bis Ende Juni 1868. Einer ähnlichen Preisausschreibung im Jahre 1850 verdankte die Bühne immerhin einige Repertoirestücke, obgleich sich damals das Accessitstück besser bewährte als das Preisstück. Die Zusammensetzung der Commission aus Bühnenlenkern, Bühnendichtern, Schauspielern und Theaterrecensenten, zu denen sich ein Fachästhetiker gesellt, ist anzuerkennen, namentlich wenn man sie mit der berliner dramaturgischen Prüfungscommission vergleicht, in welcher ausgezeichnete Gelehrte figuriren, die sich aber um die Bühne der Gegenwart so gut wie gar nicht gekümmert hatten.

Von der Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und F. von Holtzendorff (Berlin, Lüderitz), sind die Hefte 30—37 erschienen, welche folgende Abhandlungen enthalten: „Die Entwickelung der Handelsgesellschaften", von W. Endemann; „Bedeutung und Werth der Schutzpockenimpfung", von Heinrich Bohn; „Algier", von W. Wattenbach; „Ueber die Todesstrafe", von Richard E. John; „Pompeji", von R. Nissen.

Lehrer F. Frehse hat ein „Wörterbuch zu Fritz Reuter's Sämmtlichen Werken" herausgegeben (Wismar, Hinstorff). Durch derartige Eselsbrücken, zu denen wir auch die Uebersetzung Reuter's ins Englische rechnen, wird die Kenntniß dieses deutschen Autors in immer weitern Kreisen verbreitet werden. Jedenfalls bleibt es ein Unicum, daß man einen deutschen Schriftsteller der Gegenwart mit Hülfe eines Wörterbuchs genießt.

Von Ludwig Büchner's „Kraft und Stoff" ist die neunte, vermehrte und verbesserte Auflage mit Bildniß und Biographie des Verfassers (Leipzig, Thomas, 1867) erschienen, ein Beweis dafür, welchen Anklang empirisch-naturphilosophische Studien in unserer Zeit finden.

Bibliographie.

Bengel, J. A., Schriftgedanken nebst seinen geistlichen Liedern und einem kurzen Lebensabriß. Stuttgart, S. G. Liesching. 16. 16 Ngr.

Bibra, Freih. E. v., Die Schatzgräber. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Bischoff, F., Ueber eine Sammlung deutscher Schöffensprüche in einer krakauer Handschrift. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Blankenburg, H., Der deutsche Krieg von 1866. Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt. 1ste Hälfte. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bornitau, C., Gedanken über Gewissens-Freiheit. Königsberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Braun, L., Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der „vier Fragen eines Ostpreußen". 2ter Abdruck. Leipzig, Hirzel. 8. 10 Ngr.

Busch, M., Das Uebergangsjahr in Hannover. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Candidus, K., Neueste Göttergespräche. Leipzig, H. Schultze. 8. 10 Ngr.

Christern, W., Bismarck und Napoleon. Motto: Preußens Beruf ist Deutschlands Bestimmung. Ein deutsches Wort an das deutsche Volk. Hamburg, Fischer. 8. 2 Ngr.

Conard, J., Verlorne Kronen oder: das Ende des deutschen Bundestages. Historisch-romantische Erzählung des Feldzugs der preußischen Mainarmee gegen Hannover und die Bundestruppen im Sommer 1866. 3 Bde. Berlin, Seehagen. Gr. 8. 2 Thlr.

Contzen, H., Die Nationalökonomie ein politisches Bedürfniß unserer Zeit. Vorträge und gesammelte Abhandlungen aus dem Gebiete der Volkswirthschaft. Leipzig, Priber. 1868. Gr 8. 27 Ngr.

Danz, A., Aus Rom und Byzanz. Vorträge. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 28 Ngr.

Neueste Etui-Aehrenlese aus deutschen Denkern. Ein Toiletten-Geschenk. Münster, Brunn. 32. 7½ Ngr.

Etui-Blüthen-Kranz aus deutschen Dichtern. Ein Toiletten-Geschenk. Münster, Brunn. 32. 7½ Ngr.

Gerstäcker, F., Der Erbe. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Giesebrecht, W. v., Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 3ter Bd. 2te Abth. Heinrich V. — Quellen und Beweise. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Ngr.

Gumppenberg, C. Freih. v., „Da hsunderne Ring." A richtige Geschicht aus der alten Zeit, in oberbayrischer Mundart erzählt. Landshut. Gr. 8. 15 Ngr.

Hirschfeld, H., Spätes Erkennen. Novelle. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1868. 8. 24 Ngr.

Hölty, H., Alpenzauber und italische Gebilde. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Jordan's, W., Nibelunge. 1stes Lied: Sigfritsage in 24 Gesängen. 1ste und 2te Lief. Frankfurt a. M. Gr. 8. à 10 Ngr.

Kalich, K., Die Reformation in der Lausitz. Festvortrag. Bautzen, Schmaler u. Pech. Gr. 8. 5 Ngr.

Kleinsteuber, H., Schach dem König. Historischer Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Kühne, G., Die Freimaurer. Eine Familiengeschichte aus dem vorigen Jahrhundert. 3 Bde. 2te verbesserte Aufl. Leipzig, Denicke. 8. 3 Thlr.

Lange, F. A., Neue Beiträge zur Geschichte des Materialismus. 1stes Heft. Zurückweisung der „Beiträge" Schillings, nebst einer Untersuchung über Epikur und die Grenzen des Erfahrungsgebietes. Winterthur, Bleuler-Hausheer u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Geschichtliche und kulturgeschichtliche Lebensbilder. Aus den Erinnerungen und der Mappe eines Greises. Hannover, Meyer. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leupoldt, J. M., Ein Lebenslauf und sein Ergebniß für die allgemeine Bildung. Erlangen, Deichert. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Mademoiselle Mori. Eine Erzählung aus dem heutigen Rom. Aus dem Englischen von Elise Mirus. 4 Bde. Hamburg, Bernhard. 1868. 8. 3 Thlr.

Mylius, O., Die weiße Frau. Eine Hof- und Familiengeschichte aus dem 18. und 19. Jahrhundert. 1ste Lief. Stuttgart, E. Ebner. Gr. 8. 5 Ngr.

Nessel, G., Leokadie. Bilder aus der Gesellschaft. Leipzig, Naumann. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Otto, Louise, Drei verhängnißvolle Jahre. Zeit-Roman. 2 Bde. Altona, Verlagsbureau. 8. 2 Thlr.

Pröhle, H., Die Reformationssagen und die Volksüberlieferung der Protestanten. Ein Vortrag. Berlin, Frank. Gr. 8. 4 Ngr.

Quandt, E., Weihrauch und Myrthen. Neue Lieder. Berlin. 16. 15 Ngr.

Rasch, G., Die Völker der unteren Donau und die orientalische Frage. Breslau, Kern. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Zwei Revolutionen von Oben in der amerikanischen und deutschen Conföderation. Von einem Deutsch-Amerikaner. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 10 Ngr.

Riehl, W. H., Neues Novellenbuch. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rocholl, R., Christophorus. Altes und Neues aus Wald und Haide. 2 Bde. Hannover, Meyer. Gr. 8. 3 Thlr.

Rodenberg, J., Ein dänisches Seebad. Vier Wochen in Helsingör. Berlin, Gerschel. 16. 12 Ngr.

Roman- und Novellenmappe. Herausgegeben von F. W. Wulff. 3ter und 4ter Bd. — A. u. d. T.: Erzählungen und Novellen von W. Andreä, Chatrian, L. Du Bois, L. Habicht ꝛc. 2 Bde. Hamburg, Kittler. 1868. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Roquette, O., Luginsland. Novellen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Roth, C. L., Von alter und neuer Rhetorik. Ein Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 8. 5 Ngr.

Rückert's, F., gesammelte poetische Werke. 1ste Lief. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 8 Ngr.

Salzbrunn, Alice, Stilleben. Novellen und Skizzenblätter. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1868. 8. 18 Ngr.

Schulz, L., Belagerung, Zerstörung und Wiederaufbau der Burg Hohenzollern im 15. Jahrhundert. Nach dem jetzigen Standpunkte der Quellen dargestellt. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, H., Der paulinische Christus. Eine historisch-kritische Apologie des Christenthums. Weimar, Dittmar. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt's, K., Die Geschichte der Pädagogik dargestellt in weltgeschichtlicher Entwickelung und im organischen Zusammenhange mit dem Culturleben der Völker. 2te, vielfach vermehrte und verbesserte Aufl., besorgt durch W. Lange. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit. Cöthen, Schettler. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Schötter, J., Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. 1ster Bd. Geschichte des Alterthums. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 28 Ngr.

Schubar, L., Ein Ahnherr Victor Emanuel's. Historischer Roman. Detmold, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr.

Schultes, C., Ulenspegel II. Humoristische Erzählung aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Jena, Hermsdorf. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwartz, H. J., Stefan Türr. Historisch-romantisches Zeitgemälde aus Oesterreichs jüngster Vergangenheit. 2 Bde. Wien, Lasi. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Taylor, B., Kennett. Roman. Aus dem Englischen von Marie Hansen-Taylor. 3 Bde. Autorisirte Uebersetzung. Gotha, Thienemann. 8. 2 Thlr.

Tenckhoff, A., Westfälische Geschichten. 1stes Bdchn. Paderborn, Schöningh. Gr. 16. 15 Ngr.

Thum, R., Mensch und Christ. 3 Abhandlungen. Dortmund, Crüwell. Gr. 8. 22½ Ngr.

Toeppen, M., Aberglauben aus Masuren mit einem Anhang, enthaltend: Masurische Sagen und Mährchen. Nr, durch zahlreiche Zusätze und durch den Anhang erweiterte Aufl. Danzig, Bertling. Gr. 8. 24 Ngr.

Uechtritz, O. v., Die Epigonen Friedrichs und seiner Zeit. Ein Rückblick auf Deutschlands jüngste kriegerische Vergangenheit. 1ste Abth. Jena, Hermsdorf. 16. 1 Thlr.

Vilmar, A. F. C., Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands. Zerstreute Blätter, wiederum gesammelt. 3ter Theil: Vermischtes. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 1 Thlr.

Warum tobt man gegen das Concordat? Adresse der zu Wien versammelten Erzbischöfe und Bischöfe an Se. k. k. apostol. Majestät. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Wengler, E., Reise- und Wander-Memoiren eines Buchhändlers. Leipzig, Wengler's Selbstverlag. 8. 1 Thlr.

Weschke, C., Finsterwalder Geschichten. 1ste Lief. Finsterwalde, Schneider. 8. 1½ Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns

von 1283 bis 1848

von

Michael Horváth.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli.

Zwei Bände. Gr. 8. Geh. Preis 5 Thlr.

Dieses zuerst in ungarischer Sprache erschienene Werk Michael Horváth's — des verdienstvollen Geschichtschreibers seines Heimatlandes, an dessen Kämpfen er selbst thätigen Antheil nahm, besonders 1849 als ungarischer Cultusminister — hat unter dessen Landsleuten ausserordentlich günstige Aufnahme und bereits in mehrern tausend Exemplaren Verbreitung gefunden. Der Verfasser entwirft darin ein fesselndes, mit Freimuth und gründlichster Kenntniss der Verhältnisse ausgeführtes Bild von dem gesammten politischen Leben Ungarns während einer der wichtigsten Perioden seiner neuern Geschichte, einer Periode, welche hauptsächlich die nationalen Strebungen, die Parteibildung und die parlamentarischen Kämpfe ins Leben rief, von denen das Land gegenwärtig bewegt wird.

Um auch dem deutschen Publikum das Werk zugänglich zu machen, ist unter Mitwirkung des Verfassers die vorliegende deutsche Ausgabe veranstaltet worden. Dieselbe wird um so willkommener sein, je lebhafter und allgemeiner das Interesse ist, welches die Entwickelung der ungarischen Angelegenheiten in der Gegenwart auch ausserhalb Ungarns in Anspruch nimmt.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Reise nach Abessinien,

den Hasa-Ländern, Ost-Sudan und Chartum

in den Jahren 1861 und 1862

von

M. Th. von Heuglin.

Mit 10 Illustrationen in **Farbendruck und Holzschnitt**, ausgeführt von **J. M. Bernatz**, nebst 1 lithogr. Tafel und **Originalkarte von Abessinien.**

Groß-Lex.-8. in elegantester Ausstattung. 5 Thlr.

Das vorstehende Werk des berühmten Reisenden enthält seine Erlebnisse in Ostafrika und die wissenschaftlichen Resultate in allgemein verständlicher und anziehender Form vorgetragen, und wird nicht verfehlen, in Deutschland wie im Auslande verdiente Anerkennung zu finden.

Der Verfasser gibt außerdem **wichtige** Aufschlüsse über **König Theodor von Abessinien**, welchen er besuchte und mit dem er in freundschaftlichem Verkehr stand, und gewinnt das Werk durch die von **England** gegen diesen Herrscher eingeleitete **Expedition** jetzt **doppelt an Interesse und Wichtigkeit.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen durch Südamerika.

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten

Erster bis dritter Band.

8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Soeben erschien von diesem allgemein mit grosser Auszeichnung aufgenommenen Reisewerke des bekannten Verfassers der dritte Band. Derselbe enthält die Reise durch die Provinzen Espiritu Santo und Rio de Janeiro, den Besuch der Colonien in Sao Paulo und in Santa Catharina; durch eine grosse Anzahl Abbildungen nebst 3 Karten illustrirt, übertrifft er noch die vorhergehenden Bände an Reichhaltigkeit wie an Neuheit und Interesse der ethnographischen Schilderungen und Culturbilder aus den vom Verfasser bereisten Gegenden Brasiliens.

Außerordentliche Preisermäßigung von: 9 Thlr. 20 Sgr. auf 3 Thlr.

Aus Schinkel's Nachlaß.

Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen.

Mitgetheilt und mit einem

Verzeichniß sämmtlicher Werke Schinkel's und einem Katalog des künstlerischen Nachlasses versehen von

Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Vier Bände. 110½ Bogen gr. 8. geheftet.

Mit 4 Portraits und 1 Skizze in Photographie, 1 Facsimile, 2 Plänen in Steindruck und 22 in den Text gedruckten Holzschnitten.

Früherer Preis 9 Thlr. 20 Sgr., jetzt nur 3 Thlr.

Um auch weniger bemittelten Kreisen diese wichtige und interessante Sammlung zugänglich zu machen, ist eine Anzahl von Exemplaren zu diesem billigen Preise zur Disposition gestellt und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

In der **C. G. Lüderitz**'schen Verlagsbuchhandlung (A. Charisius) in Berlin erschien soeben:

Neue Gedichte

von

Emil Taubert.

218 Seiten. 8. Geh. 1 Thlr. Eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

E. Taubert ist durch seine „**Gedichte**" (1865) und sein „**Brautgeschenk**" (2. Aufl. 1867) bereits vortheilhaft bekannt. In dem hier gebotenen frischen Blütenstrauß seiner Muse ist neben der Lyrik der Empfindung die gedankliche Lyrik in Sonetten, Oden und freiern Rhythmen vielfach vertreten. In den „Naturbildern" bekundet sich ein sinniges und überall anregendes Versenken in das geheime Walten der Natur. Wir empfehlen die nach Form und Inhalt gleich reichhaltige Sammlung allen Freunden der Poesie.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 48. — 28. November 1867.

Inhalt: Zur deutſchen Literaturgeſchichte. Von Rudolf Gottſchall. Zweiter Artikel. — Geſchichte der Schweiz ſeit 1830. (Beſchluß.) — Militäriſche Studien. Von Karl Guſtav von Berneck. — Feuilleton. (Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutſchen Literaturgeſchichte.

Zweiter Artikel. *)

Geſchichte der deutſchen Literatur ſeit Leſſing's Tod. Von Julian Schmidt. Fünfte, durchweg umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erſter Band: Das claſſiſche Zeitalter. Zweiter Band: Die Romantik. Dritter Band: Die Gegenwart. Leipzig, Grunow. 1866—67. Gr. 8. 8 Thlr. 15 Ngr.

Julian Schmidt ſagt in der Vorrede zum dritten Band, daß die gegenwärtige Auflage ſeines Buchs mit Recht als ein völlig neues Werk bezeichnet werde. Wir ſchließen uns ebenfalls dieſer Anſicht an, und widmen ihr daher eine beſondere Beſprechung, obgleich wir ſonſt neue Auflagen nicht in den Bereich unſerer Recenſionen zu ziehen pflegen.

Das Neue beſteht nun vorzugsweiſe in zwei Umwandlungen: in der Einführung einer chronologiſchen Anordnung des Stoffs und in der Ermäßigung der frühern heftigen Polemik gegen neue Erſcheinungen der Literatur. Der Verfaſſer bemüht ſich, „das Kritiſche mehr und mehr ins Hiſtoriſche zu verwandeln". Durch die chronologiſche Anordnung gewinnt er überdies den Vortheil, daß ſich ſeine „Geſchichte der deutſchen Literatur ſeit Leſſing's Tod" ungezwungen an ſein Werk: „Geſchichte des geiſtigen Lebens von 1681—1781" anreiht und beide ein zuſammenhängendes Ganzes bilden. Offenbar war es beſonders dieſe Rückſichtnahme, welche den Verfaſſer beſtimmte, ſein älteres Werk dem neuern zu Liebe in die Form umzugießen, die er dieſem gegeben hatte.

Wir müſſen nun von Haus aus bekennen, daß wir in der Anwendung der chronologiſchen Methode keineswegs einen Fortſchritt finden, während der Verfaſſer ſich von ihrer Richtigkeit mehr und mehr überzeugt. Der Grundfehler der Julian Schmidt'ſchen Literaturgeſchichtſchreibung, der aber bei Gervinus und Koberſtein ebenfalls, wenn auch nicht in gleichem Maße ſich kenntlich macht, iſt die Verwiſchung des Unterſchieds, der zwiſchen der Weltgeſchichte und Literaturgeſchichte beſteht. Alles Hiſtoriſche über einen Leiſten ſchlagen zu wollen, ohne Unterſchied, ob es ſich um politiſche Daten oder um geiſtige Erzeugniſſe handelt: das iſt doch eine bedenkliche Conſequenzmacherei. Ein Geſchichtſchreiber des Siebenjährigen Kriegs wird uns freilich ein Jahr deſſelben nach dem andern entrollen — was aber ſoll man zu einer Literaturgeſchichte ſagen, welche den Meßkatalog eines Jahres nach dem andern beſpricht und es dem Leſer überläßt, aus dieſen muſiviſchen Steinchen ſich das Bild der Schriftſteller zuſammenzuſtellen?

Ueberhaupt iſt die Chronik die urſprünglichſte, aber die unreifſte Form der Geſchichtſchreibung. Eine Literaturchronik gar iſt eine Monſtroſität. Man läßt ſich ſynchroniſtiſche Tabellen gefallen, wie die Eitner'ſchen, welche für die Orientirung nach äußerlichen Daten willkommene Anhaltspunkte bieten; aber die ſynchroniſtiſche Tabelle zur Grundlage der Literaturgeſchichte zu machen, erſcheint uns als ein erſtaunlicher Misgriff. Und gerade dieſes Misgriffs macht ſich Julian Schmidt in der neuen Auflage ſeiner Literaturgeſchichte ſchuldig. Die eine Folge davon iſt ein gewaltthätiger Zwang, den die Jahreszahl wie die magiſche Zahl einer Kabbala ausübt, indem ſich wohl oder übel ihr alles unterordnen muß, die andern ſind — disjecti membra poëtae in des Worts verwegenſter Bedeutung.

Die Literaturgeſchichte gehört einmal nicht zu den exacten Wiſſenſchaften, wie etwa Chemie und Phyſik. Das Streben nach einer derartigen Exactheit kann nur auf Aeußerlichkeiten gehen, und die ironiſche Folge hiervon iſt Ungenauigkeit in den weſentlichen Beſtimmungen.

Wir brauchen uns nach Belegen hierfür nicht weit umzuſehen. Die Methode Julian Schmidt's wird ſchon von den Titelblättern ſeiner Bände kritiſirt. Er macht da drei große Abtheilungen. Der erſte Band beſpricht „Das claſſiſche Zeitalter von 1781—97". Warum in aller Welt bis 1797? Etwa, weil da die erſten Jugendſchriften der Romantiker erſchienen? Nun fällt aber der Höhenpunkt unſerer claſſiſchen Epoche offenbar in diejenige Zeit, in welcher raſch hintereinander Schiller's meiſterhafte Tragödien erſchienen, in die Jahre von 1799—1805. Dieſe gehören, nach der Julian Schmidt'ſchen

*) Vgl. den erſten Artikel in Nr. 12 d. Bl. D. Red.

Bestimmung, bereits dem romantischen Zeitalter an und werden im zweiten Bande: „Die Romantik", besprochen. Läßt sich eine größere Willkürlichkeit denken? Bei den Regierungsjahren eines Monarchen oder den Jahren vom Beginn eines Kriegs bis zum Friedensschluß sind derartige genaue Zahlenangaben selbstverständlich. In der Literaturgeschichte aber, wo die Richtungen durcheinanderfluten, lange Zeit ein getheiltes Terrain gleichzeitig beherrschen, sich durchaus nicht mit der Pünktlichkeit von Schildwachen zur bestimmten Stunde ablösen, machen solche Zahlenangaben einen komischen Eindruck. Sie erinnern etwa an einen Bräutigam, der seiner Braut schreiben würde: Heute 12 Uhr 5 Minuten habe ich aufgehört dich zu lieben!

Das classische Zeitalter hat also, infolge eines Decrets von Julian Schmidt, mit dem Jahre 1797 zu existiren aufgehört. Die Romantik dauert von 1797—1813. Diese Bestimmung ist ebenso willkürlich, wie die erstere. Die Zeit nach den Befreiungskriegen war die Blütezeit gerade der politischen Romantik. In der That nimmt es Julian Schmidt mit seinen Totaleintheilungen nicht so genau; denn in der ersten Kapitelüberschrift des dritten Bandes, der schon „Die Gegenwart" behandelt, finden wir wieder die Romantiker: Uhland(?), Baader, Zacharias Werner, Müllner, E. T. A. Hoffmann, Brentano; wir finden im dritten Abschnitt: „Die Reaction", Arnim's „Kronenwächter" besprochen und alle politischen Romantiker. In jedem Bande ist also ein Nachschub aus dem vorigen, der den ganzen Rahmen des Werks auseinandersprengt.

Die einzige correcte Zeitbestimmung ist die des dritten Bandes, indem die Gegenwart bis zum Jahre 1867 datirt wird. Sie hat nur den Fehler, daß sie bereits im nächsten Jahre uncorrect geworden ist.

Es scheint uns, daß die Inconvenienzen einer chronologischen Literaturgeschichtschreibung schon aus diesen großen Hauptschubläden des Schmidt'schen Werks hervorgehen. Natürlich wiederholen sie sich bei den kleinern; am schlimmsten aber ist es, daß die ganze Darstellung unter diesem „Geschichtszwang" zu leiden hat. Wir können nicht oft genug wiederholen, daß unsere Literaturgeschichte sich auf einem bedauerlichen Abwege befindet, indem sie die Nebensache zur Hauptsache macht, die biographische Notiz über die Charakteristik des dichterischen Werks stellt. Die chronologische Behandlung macht gar das biographische Datum zur höchsten Instanz für die Gliederung des Werks. Die in ihre Atome aufgelöste Biographie bildet das Skelet der Schmidt'schen Literaturgeschichte. Fast jedes Lustrum erhält seine aparte Ueberschrift, wird etikettirt und muß sich nun Mühe geben, Ordre zu pariren und auch an sich darzustellen, was ihm vorgeschrieben ist.

Das erste Buch z. B. behandelt die neue Philosophie 1781—85; der erste Abschnitt „die Physik und das Christenthum 1781—84". Unter dieser Ueberschrift werden uns zunächst einige der damaligen Zeit entsprechende Bruchstücke des weimarischen Lebens vorgeführt, ausgestattet mit einigen der jetzigen Zeit anpassenden Seitenhieben auf die Kleinstaaterei, Excerpte aus Briefen der Frau von Stein, eine Charakteristik der Frau Gräfin Werther, einiges über Knebel, Wieland, eine ziemlich ausführliche Vorgeschichte von Johannes von Müller's Leben bis zu dem entsprechenden Zeitraum — wo bleibt denn „die Physik und das Christenthum"? Endlich erscheinen Lavater, Jacobi und seine Sinnesgenossen; dann erfahren wir einiges von Goethe's Naturstudien und dem Kampf um den Spinozismus. Das ist nun „die Physik und das Christenthum". Ist dieser Gegensatz für die Jahre 1781—84 besonders charakteristisch? Gewiß nicht! Die größere Hälfte von dem Mitgetheilten fällt ganz außerhalb desselben. So locker ist überall der Zusammenhang zwischen Ueberschrift und Inhalt, so schlotterig diese Schmidt'sche „Etikettenfabrik", die im letzten Band sogar in spielerische Witze übergeht und unter Romantiteln, wie „Die Ritter vom Geist" und „Soll und Haben", Jakob Grimm und weiß Gott was für aus allen Schubfächern zusammengeraffte Autoren bespricht.

Wir mögen das Werk aufschlagen, wo wir wollen — wir stoßen überall auf einen gegen die Ueberschriften widerspenstigen Inhalt. So wird z. B. im zweiten Buch in einem Abschnitt: „Die Antike und das Schicksal", der mit einer Kritik der „Braut von Messina" beginnt, und zwar in der größern Hälfte dieses Abschnitts, eine Biographie von Heinrich von Kleist bis zum Jahre 1800 und eine Charakteristik des „Robert Guiscard" und der „Familie Schroffenstein" gegeben. Wer würde unter jener Ueberschrift ein Bild dieses romantischen Poeten suchen? Unter der Ueberschrift: „Die Naturphilosophie", müssen wir eine Charakteristik der Werner'schen Tragödie: „Das Kreuz an der Ostsee", mit in den Kauf nehmen. „Die Metamorphosen der Gesellschaft" behandeln „Die Wahlverwandtschaften" und „Wilhelm Meister"; aber auch Kleist's „Prinz von Homburg". Unter dem bekannten Romantitel: „Problematische Naturen", wird zunächst ausführlich Fichte's „System der Sittenlehre" besprochen, dann seine „Bestimmung des Menschen", dann Schelling's „System des transscendentalen Idealismus": lauter schwerlich problematische Werke; dann erst kommen die Dichtungen Jean Paul's, sein Roquairol und Schoppe zur Sprache; Clemens Brentano betritt die Bühne, allerdings eine problematische Natur, die aber mit Fichte's Sittenlehre nichts zu thun hat. Woher diese Gruppirung? Die der Ueberschrift zugefügte Jahreszahl „1800" gibt die Lösung. In diesem Jahr erschienen Schelling's „System" und Brentano's erster Roman: „Godwi oder das Bild der Mutter." Der Meßkatalog gibt also die fehlende Verknüpfung. Die geistreichen Ueberschriften, in denen der Julian Schmidt'sche Genius wie im Brillantfeuerwerk erglänzt, sind gleichsam nur Arabesken, welche den einzelnen Jahrgängen des Meßkatalogs eine irrlichtelirende Bedeutung anheften. Wer in den Kapiteln das suchen wollte, was die Ueberschriften besagen, der würde wenig finden, möchte er auch tausend Laternen anzünden.

Ein anderer Misstand der synchronistischen Methode ist, daß sie nicht durchführbar und daß sie sich selbst

aufhebt. Das Gewiſſen des Literarhiſtorikers proteſtirt dagegen; er kann doch nicht blos die Werke regiſtriren; er muß doch von den Verfaſſern, wenn ſie das erſte mal auftreten, irgendwelche Kunde geben. Wir erhalten alſo einen biographiſchen Abriß, der in die Chronologie Verwirrung bringt; denn er muß um Jahrzehnte zurückgreifen. Am Anfang des Werks befinden wir uns in Weimar um das Jahr 1781; dann geht's von den Dichtern, über deren Befinden in dieſem Jahre wir mehrere Mittheilungen erhalten, zu den Hiſtorikern. Johannes von Müller betritt die Bühne; doch das geht unmöglich ohne Taufſchein und Legitimationspapiere. Wir ſchreiben zwar das Jahr des Herrn 1781; doch kehren wir nun ohne Bedenken bis zu Müller's Geburtsjahr 1752 zurück und verfolgen auf mehrern Seiten das Leben dieſes Mannes durch einige Jahrzehnte; Briefſtellen von 1773, von 1774 werden mitgetheilt; kurz, das Jahr 1781 erſcheint nur als ein Landungsplatz, bei welchem wir nach einer längern Fahrt endlich wieder ankommen. Daſſelbe wiederholt ſich mit Forſter, Kleiſt und vielen andern. So plötzlich wie die Männer aus dem Centrum einer ins Schwarze getroffenen Scheibe können die Literaturgrößen nicht bei jeder Jahreszahl in die Höhe ſpringen; man will doch wiſſen, woher ſie kommen. Wir erhalten alſo eine verwirrende Zahl von Daten, die ſich neben das Hauptdatum gruppiren, und werden alle Augenblicke aus unſerm ſynchroniſtiſchen Behagen aufgeſtört. Die Unmöglichkeit, dieſe Methode rein durchzuführen, ſpricht nicht minder gegen ſie, wie die durch ſie bewirkte Zerſetzung des ganzen literarhiſtoriſchen Stoffs und die Zerfetzung der dichteriſchen Charakterbilder. Der einzige Vorzug derſelben, der aber ihre Wahl nicht rechtfertigen kann, iſt der einer Correctur in Bezug auf das entgegengeſetzte Extrem. Durch die ſelbſtändige Behandlung der Claſſiker und Romantiker nacheinander wird allerdings bei dem minder aufmerkſamen Leſer der Glaube genährt, daß die einen von der Bühne abgetreten waren, als die andern auf derſelben erſcheinen. Wenn wir aber bei Julian Schmidt „Lucinde" neben „Wallenſtein", „Kaiſer Octavianus" neben der „Jungfrau von Orleans" beſprochen ſehen, ſo tritt uns die Gleichzeitigkeit dieſer literariſchen Erſcheinungen lebendig vor die Seele. Manche irrige Anſicht kann dadurch corrigirt werden, ohne daß der Grundirrthum der ganzen Methode durch dieſe Rückſicht gerechtfertigt würde.

Wir haben ſchon geſehen, wie mit derſelben die biographiſche Darſtellungsweiſe zuſammenhängt, die jetzt zur Mode geworden iſt. Wir erfahren ganz genau die Lebensverhältniſſe aller Schriftſteller; wir werden in ihre Liebſchaften eingeweiht. Das Werk von Julian Schmidt kann in vieler Hinſicht ein „galanter Parnaß" genannt werden und lieſt ſich oft ſehr amuſant; denn auch die Weiblein werden in ihren Briefen redend eingeführt, kein pikanter Skandal verſchwiegen. Frau von Kalb, Dorothea Schlegel, Pauline Wieſel u. a. nehmen mit ihren brieflichen Mittheilungen einen beträchtlichen Raum ein, und wir erfahren ganz genau, bei welchen Damen ſich Gentz des Nachts amuſirt hat. Das nennt man neuerdings Literaturgeſchichte, wir nennen's Skandalgeſchichte. Eine Chronik des literariſchen oeil de boeuf mag ſich auf ellenhohe Socken ſtellen, ſie bleibt doch immer, was ſie iſt.

Es iſt wahr, die zahlreichen Briefſammlungen und Memoiren, die in jüngſter Zeit herausgegeben wurden, verführen zu einer derartigen Behandlungsweiſe; doch die Beleuchtung, die dadurch auf unſere Dichter fällt, iſt mehr eine Beleuchtung von unten auf, welche bekanntlich die tiefſten Schatten wirft. Alle verlorenen Briefetzen, alle billets d'amour zu einem großen Papierſchweif zuſammenzuheften, um damit unſere Claſſiker „ſteigen zu laſſen", erſcheint uns als ein zu kindliches Vergnügen. Wir wollen gern zugeben, daß Julian Schmidt dieſe Brief- und Memoirenliteratur mit ausnehmendem Fleiß durchſtudirt hat, daß ihm kaum eine dieſer neuen Veröffentlichungen entgangen iſt, daß er die Parallelſtellen geſchickt zuſammenfügt und daß hier ſeine ſynchroniſtiſche Methode ſich noch am meiſten bewährt, indem durch die Mittheilung gleichzeitiger Correſpondenz aus einer Briefſammlung ein Licht auf die andern fällt. Doch was iſt damit gewonnen? Nur daß, wenn wir die Auszüge aus Briefen ſtrichen, gewiß faſt ein Band der Schmidt'ſchen Schrift verloren ginge.

Das Werk bekommt dadurch einen etwas blauſtrümpflichen Charakter; denn es gehört zum Weſen des Blauſtrumpfs, Briefe und Tagebücher zu ſchreiben, aus Briefen und Tagebüchern das Bild des Dichters, ſeine Perſönlichkeit herauszuconſtruiren, ſeinen Begegniſſen, ſeinen Empfindungen nachzuforſchen. Es iſt dies ein ewig weiblicher Zug, das Taſten nach den Geheimniſſen einer Dichterſeele! Derartige Biographien, Memoiren, Briefſammlungen haben eine gewiſſe Berechtigung; es kann aus denſelben ein Licht auf Einzelheiten in den dichteriſchen Werken fallen. Die Literaturgeſchichte aber darf ſie nur mit großer Zurückhaltung benutzen; ihr ſollen dieſe Leiſtungen ſelbſt in erſter Linie ſtehen; indem ſie dieſe charakteriſirt, charakteriſirt ſie den Dichter, nicht indem ſie ſeine Liebesbriefe und ſeinen Trauſchein aneinanderheftet.

Aehnlich verhält es ſich mit den Mittheilungen aus Journalen und Recenſionen. In ihnen kann ſich wol der Kampf der Richtungen und Meinungen in einer beſtimmten Epoche ausſprechen, die gegenſeitige Stellung der Autoren abgrenzen; ſie ſind als Hülfsmittel zur Orientirung zu benutzen; aber wo ſie ſo breit in den Vordergrund treten und einen unverhältnißmäßigen Raum einnehmen, iſt ihre Wirkung nur eine verwirrende, und das Hinundher dieſer Reflexe läßt kein klares Licht aufkommen. Was das Urtheil der Zeitgenoſſen geſündigt, ſoll eben das Urtheil des Literarhiſtorikers gutmachen. Er braucht uns nicht das Chaos der durcheinandergärenden Meinungen zu zeigen; er ſoll mit einem: Es werde Licht! ein endgültiges Facit ziehen. Es heißt irrthümlich den Pragmatismus der Geſchichte auf die Literaturgeſchichte übertragen, wenn man meint, in dieſen Briefen und Recenſionen lägen eben ſolche wichtige Actenſtücke für die letztere vor, wie in den diplomatiſchen Urkunden,

Friedensinstrumenten u. ſ. w. für die erſtere. Das iſt nicht der Fall; hier hat man den Inhalt ſelbſt, die Sache, worauf es ankommt, dort nur ein Mittel, denſelben zu erfaſſen. Denn der Inhalt der Literaturgeſchichte ſind nur die national bedeutſamen Werke der Dichtung, Philoſophie und Geſchichtſchreibung; ſie iſt erſt in zweiter Linie eine Geſchichte der Meinungen, Anſichten und Stimmungen. Wird das Verhältniß umgekehrt, ſo kann leicht die Bedeutung der Autoren dadurch verrückt werden. Der Schwerpunkt fällt dann auf die Talente zweiten Ranges, die neben einer minder gewichtigen dichteriſchen Production eine eifrige journaliſtiſche Wirkſamkeit oder im brieflichen Verkehr große Regſamkeit entfalten. Natürlich kann auch eine verſchwiegene Briefſtellerei, die im Papierkorb endet, keine Beachtung finden, nur diejenige, welche durch den Druck weitere Verbreitung gewonnen hat.

Dieſe Verſchiebung der dichteriſchen Bedeutung findet ſich bei Julian Schmidt wie bei Koberſtein. Welcher unbegrenzte Raum wird bei beiden Autoren den Schlegel gewidmet, ihren Briefen, den Briefen der Frau Dorothea, ihren Journalartikeln im „Athenäum" und der „Europa", zwei Journalen, die einen höchſt beſchränkten Leſerkreis hatten, während das große Publikum ſie gar nicht kannte oder ihnen gegenüber den Standpunkt Kotzebue's im „Hyperboräiſchen Eſel" einnahm.

Die ganze Manier hat außerdem die Schattenſeite, daß ſie ſich nicht conſequent durchführen läßt; denn gegenüber den Autoren der neueſten Zeit verſagen dieſe Hülfsmittel und Actenſtücke. Und doch ſtehen die Briefe der Schriftſteller ſeit 1830 an pikantem Intereſſe gewiß nicht hinter denen früherer Zeiten zurück; ebenſo ſpiegelt ſich in denſelben der literariſche, politiſche und ſociale Geiſt der Epoche; was aber intereſſante Erlebniſſe und Verhältniſſe betrifft, Liebesaffairen und mit der Politik zuſammenhängende Schickſale, ſo dürften ſie bei weitem intereſſanter ſein als jene frühern. Bei conſequenter Fortführung der Julian Schmidt'ſchen Manier bis zur Gegenwart würde mancher Autor, der jetzt nur flüchtig erwähnt wird, durch die geiſtige Bedeutung ſeiner Correſpondenz in den Vordergrund treten. Die veröffentlichte Correſpondenz von Max Waldau z. B. würde einen unglaublichen Reichthum von Gedanken, Tendenzen, tief in die Zeit einſchneidenden Beſtrebungen und kritiſchen Gloſſen zu Tage legen, gegen den die Briefe der Schlegel, Tieck's u. ſ. w. in den Schatten treten müßten. Daſſelbe gilt von vielen andern Dichtern. Hier ſteht Julian Schmidt vor einem verſchloſſenen Schrank.

Anders verhält es ſich mit den Journalen; das ſind bis in die neueſte Zeit zugängliche Hülfsmittel. Hier werfen wir ihm geradezu Inconſequenz vor, wenn er viele hundert Excerpte aus den Journalen der Claſſiker und Romantiker mittheilt und die jungdeutſchen Blätter wie die neueſte Journaliſtik beiſeiteläßt. Wer A geſagt hat, muß auch B ſagen. Die Ausreden von Einflußloſigkeit oder Bedeutungsloſigkeit laſſen wir nicht gelten — die Journale Mundt's, Gutzkow's hatten weitere Verbreitung als die der Schlegel; ſie geben ebenſo gut ein Programm wie „Europa" und „Athenäum", und zwar ein Programm, das in weſentlichen Punkten noch auf die neueſte Literatur einwirkt, während das hyperboräiſche Programm der Romantiker längſt in Vergeſſenheit gerathen iſt. Auch aus Ruge's „Jahrbüchern", deren tonangebender Einfluß für eine beſtimmte Epoche anerkannt werden muß, hat Julian Schmidt verſchmäht, Excerpte zu machen; ebenſo aus dieſen „Blättern für literariſche Unterhaltung", die zu verſchiedenen Zeiten eine kritiſche Bedeutung hatten und angeſehene Namen zu ihren Mitarbeitern zählten. Was aber für die eine Epoche recht iſt, das iſt für die andere billig. Die Ungleichheit der Behandlung iſt durch nichts motivirt. Wenn man aber der Anſicht iſt, daß nur das Altbackene verdaulich iſt und daß eine gewiſſe Reihe von Jahren vergangen ſein muß, ehe das bedruckte Papier ein wiſſenſchaftliches Intereſſe gewinnt, ſo braucht man gerade keine Literaturgeſchichte der Gegenwart zu ſchreiben! Der verderbliche Einfluß, den viele Journale, z. B. die „Grenzboten" in ihrer Blütezeit, auf die Entwickelung unſerer Literatur ausgeübt haben, verdiente unter allen Umſtänden eine ſchonungsloſe Darſtellung.

Das Streben Julian Schmidt's geht dahin, die Literatur nicht auf einen Iſolirſchemel zu ſetzen, ihren Zuſammenhang mit der Geſchichte und den Tagesereigniſſen, mit der geſellſchaftlichen Sitte und den Erlebniſſen der Dichter nachzuweiſen. Dies Streben iſt berechtigt, inſoweit die Literatur ſelbſt nicht darüber verflüchtigt wird und gleichſam bei dieſer Heizung mit allem erdenklichen Material verdunſtet. Ueberdies gehen die geſchichtlichen und culturgeſchichtlichen Zuſammenhänge ins Große und vertragen nicht die chronikartige Darſtellung. Einzelne geſchichtliche Daten machen einen burlesken Eindruck, wenn ſie ſo in die literargeſchichtlichen Kapitel hineingeſtreut werden. Als Probe der Geſchichtschronik diene folgende Stelle:

16. December kam aus Madrid ein Decret, welches „le nommé Stein, der Unruhen zu erregen ſuche", für einen Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärte, und ihn überall, wo man ihn träfe, zu verhaften befahl. Stein eilte über Berlin nach Prag, wo er täglich mit Gentz zuſammenkam. Der „Zuſtand des Brütens und der Erwartung", wie Schleiermacher ſich ausdrückt, laſtete ſchwer auf Deutſchland.

W. von Humboldt, der October 1808 zum Beſuch nach Deutſchland gekommen war, erhielt 6. Januar 1809 in Erfurt die Aufforderung, preußiſcher Cultusminiſter zu werden; er folgte dem Ruf und ging nach Berlin.

17. Januar 1809 reiſte Napoleon von Valladolid ab, 22. war er in Paris. 24. Februar wurde Gentz nach Wien entboten, wo Hofer und der Herzog von Braunſchweig ſchon ihre Inſtructionen empfangen hatten. 11. März wurde ein Aufruf an die öſterreichiſche Landwehr erlaſſen: „Keiner von euch will fremden Hohn und fremde Feſſeln tragen; dieſer feſte Entſchluß verbürgt den Sieg." Die ſchlechten Finanzen verzögerten die Bewegung, 27. März unterzeichnete der Kaiſer eine Declaration, in welcher die Beſchwerden gegen Frankreich ſpecificirt waren; zwei Tage darauf wurde F. Schlegel als Hofſecretär angeſtellt. 9. April brach der Aufſtand in Tirol los. — Freih. von Aretin in München veröffentlichte eine Anklage gegen die „Fremden" — Jacobi, Jacobs, Niethammer, Schlichtegroll, Feuerbach, Thiersch u. ſ. w. — die mit Oeſterreich gegen Frankreich und Baiern

conspiriren sollten. 15. April wurde das von Gentz verfaßte österreichische Kriegsmanifest veröffentlicht.

17. April kam Napoleon bei Donauwerth an: die deutschen Rheinbundtruppen fühlten sich sehr geschmeichelt, unter dem berühmten Feldherrn zu dienen; 20. 21. warf er die Oesterreicher bei Abensberg und Eckmühl. 23. scheiterte Dörnberg's Versuch, den König Jerôme in seiner Hauptstadt gefangen zu nehmen; 28. rückte Schill aus Berlin aus, um auf eigene Hand Krieg gegen Napoleon zu führen.

Diese Chronik bildet den Uebergang zur Charakteristik von Kleist's „Hermannschlacht"; mit einem solchen Mörtel historischer Notizen werden immer die Fugen der literaturgeschichtlichen Darstellung verkittet.

Die Form der neuen Auflage der Julian Schmidt'schen Literaturgeschichte ist, um es mit einem Worte zu sagen, ein Bandwurm von Excerpten. Diese Excerpte sind theils trocken aufgenommene Daten aus der politischen Geschichte, aus den Dichterbiographien, theils Auszüge aus Briefen, Denkwürdigkeiten, Journalkritiken und den Werken selbst. Bei solcher Stellung der Aufgabe kann das Verdienst des Literarhistorikers nur in der Anordnung und Gruppirung bestehen; die Verbindungsfäden sind indeß oft in hohem Grade äußerlich und die Gruppirung ist eine atomistische. Nirgends eröffnet sich uns der Blick auf ein Gesammtbild, auf geistige Richtungen, die in ihrem Zusammenhang mit der Vergangenheit, in ihren Perspectiven in die Zukunft dargestellt werden. Es ist eine Mosaik literarischer Studien und Genrebilder; die Ringe werden einzeln aufgespießt; der Leser mag sich selbst aus ihnen die Kette bilden.

In der Darstellungsweise verdient die erste Auflage der Julian Schmidt'schen Literaturgeschichte ganz entschieden den Vorzug vor dieser letzten.

Da uns der Autor gleichsam die Selbstbewegung des literarischen Geistes vorführt, so nimmt er gewiß den Ruhm höchster Objectivität für sich in Anspruch. Oft erinnert die Julian Schmidt'sche Kritik an die Kritik der charlottenburger „Jahrbücher", an die Bauer'sche absolute Kritik, welche angeführte Stellen nur mit Frage- und Ausrufungszeichen kritisirte. Um diese Frage- und Ausrufungszeichen aber zu verstehen, mußte man schon selbst auf dem Standpunkt der Kritiker sich befinden. Wer nicht so glücklich war, den vorgeschrittensten Posten der geistigen Entwickelung einzunehmen, die alles überwunden hatte, der konnte in dieser Kritik durch Interpunktionen nur den Ausdruck vollkommener Geistesverwirrung sehen. Julian Schmidt macht zwar keine Frage- und Ausrufungszeichen, aber er überläßt es dem Leser, sie zu machen, indem er oft die mitgetheilten Stellen sich selbst kritisiren läßt und sie nur durch den Zusammenhang in eine Beleuchtung rückt, welche eine solche Kritik ermöglicht.

Freilich ist dem Literarhistoriker doch nicht vergönnt, immer bei der Selbstkritik der literarischen Bewegung das Zusehen zu haben; er muß bisweilen selbst eingreifen, um den Autoren den Kopf zurechtzusetzen. Dies geschieht denn auch häufig genug, selten in einer charakterisirenden, meistens in einer kritisch hofmeisternden Weise. Ohne Frage ist diese Kritik oft scharf und treffend; namentlich was die Romantiker betrifft, welche eine Specialität der Schmidt'schen Studien bilden. Hier auf sicherer Grundlage ruhend, was wir bei der modernen Poesie meist vermissen, verliert die Kritik viel von ihrer schulmeisterlichen Nüchternheit und entwirft Charakterköpfe, wie z. B. den Heinrich von Kleist's, der zwar in ein allzu günstiges Licht gehängt, aber doch mit Liebe und Sorgfalt behandelt ist. Noch öfter aber und in der Mehrzahl der Fälle übt Schmidt eine kleinliche Verstandeskritik aus, welche dem dichterischen Genius nicht entfernt gerecht wird. Auch zeigt sich, daß die Grundsätze der Schmidt'schen „Poetik" mehr Löcher haben als das Register von Spiegelberg, und daß seine ästhetische Bildung nicht zur Beurtheilung von Dramen und Gedichten ausreicht, wie denn überhaupt bei ihm das Moment des Inhalts und des Stoffs fortwährend vorschlägt und die künstlerische Form von ihm selten oder nie in Betracht gezogen wird. Hierauf bezieht sich wol die Stelle der Vorrede: „Ein jeder Versuch derart leidet an den Grenzen des geistigen Horizonts, den der Verfasser beherrscht: über diese Grenzen kann er nicht hinaus. Aber eine Verpflichtung hat er, diese Grenzen zu kennen, nichts zu sagen, was er nicht weiß und lebendig versteht."

Als Beleg für diese höchst einseitige Kritik, die sich denn doch nicht immer der Grenzen ihres geistigen Horizonts bewußt bleibt, wollen wir hier einige Bruchstücke aus der Beurtheilung der spätern Schiller'schen Tragödien mittheilen, welche zwischen die Besprechung der Romantiker eingekeilt sind, sodaß man sich aus den verschiedensten Kapiteln die Summe der Leistungen unsers größten Tragikers zusammensuchen muß.

Zunächst aber wollen wir unsern Lesern das Gesammturtheil Julian Schmidt's über unsere classische Epoche nicht vorenthalten:

Fassen wir das Jahrhundert, welches mit dem Sturz Gottsched's beginnt und sich bis zu den Wehen der Julirevolution hinzieht, in ein allgemeines Bild, so finden wir zwar die Farben, welche Frau von Staël anwendet, nicht ganz getroffen: es sah nicht ganz so träumerisch und nebelhaft bei uns aus, wie es der geistreichen Französin vorkam. Aber das Zeitalter erscheint uns doch beinahe so fremd wie in jenem merkwürdigen Buch. Alles wetteiferte, für die Gebilde der Phantasie Andacht und Begeisterung zu empfinden. Man schente sich nicht, was augenblicklich die Seele bewegte, als ewige Wahrheit auszusprechen, und für seine geheimsten Herzensergießungen bei aller Welt eine verwandte Stimmung vorauszusetzen; jede neue Idee fand ihre Apostel und ihre Gläubigen. Je unbefangener man sich forttragen ließ vom Strom des allmächtigen Gemüths, desto unreifer war nicht selten, was man in solchen Irrfahrten gewann: aber es war viel Farbe in dieser liebenswürdigen Zeit, und wir können sie nicht ohne Rührung betrachten. Gleichviel! Die Empörung war nothwendig. Es ist nicht blos der zufällige Wechsel der öffentlichen Stimmung, der uns anders empfinden läßt, nicht blos die größere Breite und Höhe unserer Bildung, die unser Urtheil verändert: wir stehen mit einem ganz neuen sittlichen Princip jenem Jahrhundert gegenüber. Das Leben gilt uns mehr als die Kunst, die Sache mehr als die Person, die sittliche Kraft mehr als die schöne Erscheinung: das Vaterland hat das zerflossene Bild der allgemeinen Humanität verdrängt.

Es iſt in der That rührend, wie Julian Schmidt von ſeinem erhabenen Standpunkte aus unſer claſſiſches Zeitalter mit Rührung betrachtet. Noch charakteriſtiſcher aber ſind die Schlußworte dieſer Stelle: „Das Leben gilt uns mehr als die Kunſt, die Sache mehr als die Perſon, die ſittliche Kraft mehr als die ſchöne Erſcheinung“ — aber, mein Gott, wo ſind wir denn? in einem Moralcollegium, oder ſtehen dieſe Worte in einer deutſchen Literaturgeſchichte, die doch im weſentlichen eine Geſchichte deutſcher Dichtung iſt? Da haben wir ja die unglaubliche Begriffsverwirrung, welche längere Zeit in unſerer Literatur den Ton angab, die Verwechſelung des moraliſchen und äſthetiſchen Maßſtabes, das Maulheldenthum der ſich in die Bruſt werfenden ſittlichen Tüchtigkeit. Wenn Julian Schmidt und ſeinen Sinnesgenoſſen das Leben mehr gilt als die Kunſt und die ſittliche Kraft mehr als die ſchöne Erſcheinung, ſo mögen ſie eine Moralphiloſophie ſchreiben, aber ſich nicht auf das Gebiet der äſthetiſchen Kritik wagen, da ihr Intereſſe für die Kunſt und das Schöne ſich unter dem Nullpunkt befindet. Unſere Dichtung mag ſich von der claſſiſchen darin unterſcheiden, daß ſie einen größern Reichthum neuer Gedanken und Tendenzen verwerthet; aber ihr höchſtes Geſetz iſt und bleibt die Schönheit, wie zu unſerer claſſiſchen Zeit, wie zu allen Zeiten, und wer dies nicht reſpectirt, dem muß die Literatur mit dem Horaziſchen Spruch den Weg weiſen: „Odi profanum vulgus et arceo!“

Am ausführlichſten beſpricht Julian Schmidt den „Wallenſtein“. Bei dieſer Gelegenheit erhalten wir wiederum einige Proben von Schmidt's äſthetiſchem Kanon. So heißt es z. B.: „Der letzte Zweck der Poeſie iſt, die Wahrheit des Lebens darzuſtellen, d. h. das Geſetz des Lebens zu exemplificiren.“ „Die Natur ſteht höher als die Poeſie; die Geſchichte auch; es handelt ſich nicht darum, ſie zu verbeſſern, ſondern ſie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen.“ Der ſeichteſte Naturalismus, die flachſten Anſchauungen eines Batteux und Nicolai werden uns mit einer Miene vorgetragen, als handle es ſich um noch nie verkündete Offenbarungen. Sähe man nicht aus den zahlloſen Excerpten, daß Schmidt unſere Philoſophen ſtudirt — man würde dort, wo er ſelbſt den Mund aufthut, keine Spur von dieſem Studium bemerken. Als Schiller's zwei Schwächen werden bezeichnet: es mit dem Charakteriſiren nicht genau zu nehmen, und „die ideale Empfindung der wirklichen gegenüberzuſtellen“. Das iſt eine jener Phraſen, in denen die Gedankenloſigkeit des Autors explodirt — der Dichter ſoll alſo die wirkliche, nicht die ideale Empfindung ausſprechen! Welch ein Gegenſatz! Jeder Dichter idealiſirt die Empfindung, die er ausſpricht, Goethe wie Schiller; dieſe Idealität liegt einfach im Begriff des Schönen und der Kunſt. Wenn uns im Gegenſatz hierzu das „wirkliche“ Empfinden aufgetiſcht wird, ſo können wir nur an die Schmerzenslaute eines auf die Pfoten getretenen Hundes oder ähnliche Interjectionen der gepeinigten Natur denken, ſobald wir überhaupt das Bedürfniß fühlen, etwas dabei zu denken. Daß dies nicht gerade nöthig iſt, hat ſchon Goethe ausgeſprochen:

Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt zur rechten Zeit ein Wort ſich ein.

Was den zweiten Vorwurf betrifft, daß es Schiller mit dem Charakteriſiren nicht genau genommen habe, ſo iſt das allerdings ein landläufiges Gerede, welches nachzuplappern einem Literarhiſtoriker nicht gerade ziemt. Für den Stil der Tragödie charakteriſirt Schiller ſcharf genug — man darf nur genauer hinſehen, wie markirt ſich die Charakterzüge ſeiner Geſtalten herausheben. Der Schein geringerer Schärfe wird nur durch den gleichmäßigen Adel der Diction erzeugt, der ſich aber für die Tragödie ziemt.

Von Max und Thekla heißt es, mit Bezug auf die Schlußſcene des dritten Actes:

Der junge Offizier hat am Fahneneid, an ſeinem ſchlichten Rechtsgefühl nicht genug, er legt die Entſcheidung ſeines innern Conflicts, die Wahl zwiſchen Vater und Freund, zwiſchen Pflicht und Neigung, in Thekla's Hände. Sehr galant, aber wenig correct! Der Begriff des kategoriſchen Imperatives iſt dem Menſchen immanent, aber nicht ſein Inhalt: was unter beſtimmten Umſtänden Landesverrath iſt, lernt man nicht in einer Mädchenpenſion. Thekla's kategoriſcher Imperativ war, zu ihrem Vater zu halten; wenn ihre Leidenſchaft ſie gleich Julia anderswohin trieb, ſo war das ihre Sache, ſie durfte es aber nicht für ein Pflichtgebot ausgeben. Das Urtheil mußte ſie ablehnen: zum Urtheil über einen Staatsact gehört Sachkenntniß. Um dieſe reine Stimme aus dem Jenſeits zu erwecken, hat Schiller eine Figur geſchaffen, die Rahel nicht ganz mit Unrecht als die tragiſche Gurli bezeichnet; jeder ihrer Entſchlüſſe, jede ihrer Empfindungen wetteifert mit der andern an Ueberſpanntheit, und es gelingt ihr wirklich, den ſo präciſe angelegten Charakter des jungen Piccolomini zu Sentenzen zu verführen, die man kaum einem Backfiſch verzeihen möchte.

Welche ſeichten Redensarten! „Der junge Offizier hat am Fahneneid, an ſeinem ſchlichten Rechtsgefühl nicht genug“ — freilich, wenn Max und Wallenſtein ſelbſt wie die andern am Fahneneid und ſchlichtem Rechtsgefühl genug hätten, dann wäre die ganze Tragödie überflüſſig. Das iſt ja alles ſo ſelbſtverſtändlich für dieſe Heroen der ſittlichen Kraft. Weil jeder Menſch heute ſo reglementsmäßig gebildet iſt, daß er genau weiß, was er zu thun hat, ſo gibt es eigentlich keine Conflicte mehr und die Tragiker können ruhig das Feld räumen den gediegenen Männern des kategoriſchen Imperativs.

„Maria Stuart“ wird von Julian Schmidt „ein gemeines Intriguenſtück“ genannt; die Haderſcene „äſthetiſch und ſittlich unmöglich“; Leiceſter eine „erbärmliche Figur“, die Schiller's innerſter poetiſcher Natur widerſtrebte. Von Eliſabeth heißt es in claſſiſchem Deutſch: „Wer könnte vor dieſer ganz gemeinen Heuchlerin, die nicht einmal ſtarken Verſtand und Willen zeigt, irgendwelche Theilnahme empfinden.“

Nachdem Julian Schmidt durch dieſe „draſtiſchen“ Schimpfwörter Schiller auf einen etwas plebejen Standpunkt herabgezogen hat, findet er zwar die „techniſche Arbeit meiſterhaft“, wirft aber dem Stück dabei „den Mangel aller wirklichen Spannung vor, da die Sache von vornherein entſchieden iſt“. Eine meiſterhafte Technik bei dem Mangel aller dramatiſchen Spannung — das ſind wieder zwei zu ihrer eigenen Verwunderung aneinander-

geſchirrte Redensarten. Eine dramatiſche Technik, die keine dramatiſche Spannung erregt, kann nicht meiſterhaft ſein; denn das Geheimniß dieſer Technik beſteht eben in der Erregung der Spannung. Dieſe aber ſoll fehlen, „da die Sache von vornherein entſchieden iſt“. Die Sache — welche Sache, wenn man einmal dieſen trivialen Ausdruck gebrauchen ſoll? Der Proceß iſt freilich entſchieden. Unſere Spannung aber geht auf die Befreiungsverſuche, auf das Reſultat der geſchickt ſich kreuzenden Fäden. Daß das Stück in hohem Maße ſpannend iſt, davon kann ſich Julian Schmidt bei jeder Aufführung an der Haltung des Publikums überzeugen. Man kann der Heldin Paſſivität zum Vorwurf machen, aber nicht dem Trauerſpiel Mangel an Spannung.

Von der „Jungfrau von Orleans“ heißt es:

Nicht ohne Grund bezeichnete Schiller ſelbſt ſein Trauerſpiel als ein romantiſches. Einmal hat er aus Gründen künſtleriſcher Wirkung das Motiv einer ihm fremden Religion zu Grunde gelegt: die Wunder, die Johanna unter erſchwerenden Umſtänden thut, und der Werth, der auf die Keuſchheit gelegt wird. Sodann iſt der Kern des Ganzen eine Gefühlsverwirrung, um die ihn Tieck hätte beneiden können: die Frage, die ſich die Heldin vorlegen muß, ob ſie wirklich ein Werkzeug Gottes oder des Teufels ſei? Dieſe Gefühlsverwirrung wird zwar ſpäter abgeleugnet, aber die entſcheidende Scene des Stücks, das Verhalten Johanna's der Anklage ihres Vaters gegenüber, hätte gar keinen Sinn und wäre ein gemeiner Bühneneffect, wenn nicht in ihrer Seele dabei etwas vorginge. Was dem Dichter vorſchwebte, läßt ſich wohl verſtehen, nur überhört man es über dem Klingklang ſchöner Verſe und über der bunten Pracht ganz äußerlicher Effecte.

„Der Klingklang ſchöner Verſe“ — das iſt wieder eine jener abſurden, aber höchſt charakteriſtiſchen Wendungen, an denen das Schmidt'ſche Werk reich iſt. Wenn Schmidt die Anſichten Percy's theilt:

> Ich wär' ein Kätzlein lieber und ſchrie' Miau,
> Als einer von den Versballadenſängern —

warum beſchäftigt er ſich denn in drei dicken Bänden mit den letztern, warum bleibt er nicht als Kater Murr im politiſchen Schmollwinkel liegen, ſtatt uns eine ganze Literaturgeſchichte zuſammenzuprusten und zu ſchnurren? Wenn ſelbſt „ſchöne Verſe“ für ihn nur Klingklang ſind, warum geſteht er nicht von vornherein ſeine vollſtändige Unempfänglichkeit für Poeſie ein? Man würde ihm dann eher verzeihen, wenn er den großen Dichtern einen Klingklang ſchuld gäbe, der nur Folge ſeines eigenen Ohrenſauſens iſt.

Was den Inhalt der Tragödie betrifft, ſo erfahren wir, daß der Kern des Ganzen eine Gefühlsverwirrung iſt: die Frage, die ſich die Heldin vorlegen muß, ob ſie wirklich ein Werkzeug Gottes oder des Teufels ſei? Wo in aller Welt ſteht denn das? In Schiller ſteht's freilich nicht, das gibt Julian Schmidt ſelbſt zu; aber man muß es ergänzen, weil der Anklage des Vaters gegenüber „doch etwas in der Heldin vorgehen muß“. Das iſt wieder ein Beiſpiel der claſſiſchen Logik unſers Kritikers. Weil etwas in ihr vorgehen muß, muß denn gerade das vorgehen, was Julian Schmidt decretirt? Wie kommt er dazu, in ſo altkluger Weiſe den Dichter verbeſſern zu wollen? Nirgend fällt es der Johanna d'Arc ein, ſich für ein Werkzeug des Teufels zu halten — das iſt eine Verdrehung des Schiller'ſchen Grundgedankens. Sie ſchweigt in jener Scene, weil ſie ſich ſchuldig fühlt, nicht als Werkzeug des Teufels, ſondern durch die erwachende Herzensneigung zu Lionel. Ihr Monolog am Anfang des vierten Actes iſt doch wahrhaftig lang und deutlich genug, ihr Zögern, die Fahne zu ergreifen, hinlänglich bezeichnend, um derartige, auf eine dogmatiſche Spitze geſtellte Interpretationen auszuſchließen.

Die Motive, die der Dichter ſelbſt ausſpricht, bezeichnet Julian Schmidt mit „angeblich“; diejenigen, die er ihm unterſchiebt, führt er mit einem „In Wahrheit“ ein. Die ganze kritiſche Conſtruction, die Schmidt von dieſer Tragödie gibt, iſt eine verfehlte, weil ſie die romantiſche Einkleidung für die Hauptſache nimmt und ſich mit lauter Schatten aus der Ober- und Unterwelt herumſchlägt. Der Kern der Tragödie hat aber eine allgemein gültige, auch in die Emancipationsbeſtrebungen der Gegenwart tief einſchneidende Wahrheit: es iſt der Conflict, der zwiſchen einer höhern thatkräftig eingreifenden Miſſion der Frauen und den Neigungen des Herzens entſteht; es iſt ein Problem von tiefer ſocialer Bedeutung, das aber unſerm Kritiker über den Madonnenviſionen, dem ſchwarzen Ritter u. ſ. w. verloren geht.

Was man gegen die Vermiſchung der Weltanſchauungen und die Schickſalsidee der „Braut von Meſſina“ geltend gemacht hat, das wird von Julian Schmidt wiederholt; doch auch den in dieſem Drama, namentlich in den Chorgeſängen hervortretenden, in Formen von unvergänglicher Schönheit gekleideten Gedankeninhalt will er nicht anerkennen. Er ſagt:

Dies Uebergewicht des formal Aeſthetiſchen über den eigentlichen Kern der Poeſie rächt ſich auch an den allgemeinen Ausſprüchen, auf die Schiller beſondern Werth legt. Die Poeſie hat den Zweck, die Einſicht in die Gewalten zu verleihen, welche das Leben regieren. Das thut weder die Handlung des Stücks, noch die Reflexion des Chors: läßt man ſich durch die Pracht der Sprache nicht täuſchen, ſo findet man bald Trivialitäten („Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht, der Uebel größtes aber iſt die Schuld!“), bald unhaltbare Paradoxien („Die Welt iſt vollkommen überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual!“ Ein Einfall, den der erſte beſte Blick in die Thierwelt widerlegt).

Wir können dieſe Ausſprüche weder trivial noch paradox finden. Der erſte enthält eine ſittliche Wahrheit in ſo prägnanter Form, daß ſie zu einem „geflügelten Wort“ geworden iſt; der zweite iſt doch wahrlich in ſeiner Bedeutung zu verſtehen, wenn es auch immer Leute gibt, welche auf den Eichen die Kürbiſſe wachſen ſehen wollen.

„Wilhelm Tell“ wird ein „mittelmäßiges Theaterſtück“ genannt in der beliebten Art und Weiſe der Schmidt'ſchen Schulcenſuren. Was im übrigen Lob und Tadel des „Tell“ betrifft, ſo iſt beides wol richtig vertheilt, aber nicht neu.

Wir haben durch dieſe Proben gezeigt, wie Julian Schmidt ſein kritiſches Amt verſieht, wo er ſelbſt aus dem Strom ſeiner, lauter Gerölle von Excerpten fortſpülenden

Darstellung mit dem eigenen Kopf hervortaucht. Das bezeichnendste Merkmal seiner Kritik ist die Phraseologie des gesunden Menschenverstandes und das kleinmeisterliche Raisonnement. Die eigentliche Kenntniß der Poetik fehlt gänzlich, ebenso Sinn und Empfänglichkeit für die dichterische Schönheit. Niemals hätte Julian Schmidt in einem Schiller das eingeborene Genie entdeckt, wäre es nicht bereits entdeckt gewesen. Die glänzenden Prädicate, die er hin und wieder dem Dichter ertheilt, kommen auf Rechnung seines anerkannten Ruhms, seine eigene Kritik ist durchaus mäkelnd und nörgelnd, ohne eine Spur warmer Anerkennung und begeisterter Hingabe an das dichterisch Große. Es ist immer derselbe Ton, mit welchem von dem Großen und Kleinen gesprochen wird; alles wird auf das gleiche Niveau gebracht und mit derselben Wasserwage gewogen. **Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Geschichte der Schweiz seit 1830.

(Beschluß aus Nr. 47.)

Um die Bedeutsamkeit dieser Stellung in ihrem ganzen Umfang zu begreifen, ist es nöthig, auch die Beziehungen der Schweiz zum Auslande während der Herrschaft des Bundesvertrags von 1815 ins Auge zu fassen. Daß die aristokratischen Regierungen bis zu ihrem Sturz im Jahre 1830 mit den fremden Mächten im besten Einvernehmen standen, bedarf kaum der Erwähnung. Sie hatten die nämlichen Regierungsgrundsätze wie jene und befolgten in Unterthänigkeit alle Befehle, welche ihnen von Paris oder Wien gegeben wurden. Die cantonalen Umgestaltungen von 1830 und 1831 konnten ohne Einmischung des Auslandes vor sich gehen, theils weil man befürchtete, daß die Schweiz im Julikönigthum eine mächtige Hülfe finden möchte, theils weil die revolutionären Bewegungen in Deutschland und Polen die Aufmerksamkeit der Mächte in Anspruch nahmen. Als diese Furcht vor Frankreich einigermaßen geschwunden und die Ordnung in Deutschland und Polen wiederhergestellt war, zögerte man nicht mehr, gegen die Schweiz aufzutreten. Weil man wol wußte, daß eine kräftigere Gestaltung des Bundes den Einfluß der Mächte schwächen oder gar vernichten müßte, wurde schon im Juni 1832 in Wien ein Memorandum entworfen, das zur Grundlage gemeinschaftlicher Instructionen an die Gesandtschaften der Großmächte dienen sollte. Darin wurde der Schweiz das Recht der freien Bundesconstituirung abgesprochen und die Garantie der immerwährenden Neutralität als verwirkt erklärt, wenn die wesentlichen Grundlagen des Bundesvertrags von 1815 geändert würden. Da zugleich Oesterreich zahlreiche Truppen an der Grenze zusammenzog, beschloß die Tagsatzung, die nöthigen militärischen Vorsichtsmaßregeln den Cantonen zur Pflicht zu machen. Diese kräftige Haltung und zugleich die Ueberzeugung, daß Frankreich zur Unterdrückung der Schweiz die Hand noch nicht bieten würde, veranlaßte die Mächte, einstweilen die Angelegenheit noch nicht weiter zu führen; aber es war nur zu offenbar, daß man nur auf eine Veranlassung wartete, um der Schweiz neue Verlegenheiten zu bereiten, denn die freien Verfassungen, welche sich die Cantone gegeben hatten, waren und blieben ihnen ein Greuel. Einstweilen erhielten ihre bezahlten Organe den Befehl, die Schweiz als den Mittelpunkt aller revolutionären Bewegungen zu verleumden und zugleich dieselbe als von der wildesten Anarchie zerrissen darzustellen. Allerdings herrschte bald in diesem, bald in jenem Canton größere oder geringere Aufregung, die meist durch die aristokratischen und pfäffischen Umtriebe hervorgerufen wurde; allein nur böser Wille konnte darin Anarchie erblicken, denn selbst bei zahlreichen Volksversammlungen, die weder von Polizei beaufsichtigt, noch von Militär gemaßregelt wurden, herrschte stets die größte Ordnung. Allein gerade diese Ordnung war den Diplomaten ein Dorn im Auge. Daher ergriffen sie jede Gelegenheit, der Schweiz Schwierigkeiten zu bereiten, selbst dann, wenn es klar vorlag, daß man keinen Grund dazu habe. Allerdings wurden die fragenden Regierungen sehr häufig durch ihre Spione, die sie in großer Anzahl in der Schweiz unterhielten, falsch berichtet; denn wenn diese keine Veranlassung zu Anklagen gegen die Eidgenossenschaft oder die einzelnen Cantone fanden, so stellten sie entweder unbedeutende Erscheinungen als bedenkliche Anzeichen revolutionärer Umtriebe dar oder sie berichteten offenbare Lügen. Es war dies eine natürliche Folge des Spionirsystems. Denn da die Spione nur so lange ihr ehrenvolles und gut bezahltes Amt zu behalten hoffen konnten, als die Mächte, von denen sie unterhalten wurden, Furcht vor der Schweiz hatten, mußten sie alle möglichen Mittel ersinnen, diese Furcht zu erhalten. Dazu gaben ihnen die deutschen Flüchtlinge, die in großer Anzahl in der Schweiz lebten, durch ihr oft unsinniges Benehmen nur zu häufig Veranlassung; denn es waren viele darunter, welche mit Absicht die Schweiz in Verwickelungen mit den Mächten zu stürzen suchten, weil sie sich der Hoffnung hingaben, daß ein Krieg mit der Schweiz eine Revolution in Deutschland zur Folge haben müsse. Dennoch war alles, was sie thaten und sprachen — denn am Ende lief alles auf phrasenhaftes Geschwätz aus — von so wenig Bedeutung, daß man in Deutschland ganz ruhig hätte sein können. Sie suchten unter anderm die deutschen Handwerksburschen, welche in der Schweiz arbeiteten, für ihre revolutionären Ansichten zu gewinnen, und es gelang ihnen, politische Vereine unter denselben zu gründen. Sie lebten der Hoffnung, daß, wenn diese in ihr Vaterland zurückkehrten, sie die revolutionären Ansichten weiter verbreiten würden, wobei sie freilich vergaßen, daß der deutsche Revolutionär sogleich zum gehorsamsten Unterthan wird, sobald er ein Amt erhält oder sich häuslich niederläßt. So wenig die Regierungen von diesem Treiben zu fürchten hatten und wahrscheinlich auch fürchteten, so erschienen doch Noten auf Noten, die an die kühnsten Forderungen stellten und mit Gewaltmaßregeln drohten. Bemerkenswerth, aber nicht auffallend ist es, daß die fremden Mächte gleich mit Drohungen bei der Hand waren, wenn sich in irgendeinem Canton liberale Bewegungen kundgaben, dagegen die blutige

Aufstände der Conservativen oder der Jesuitenpartei in Zürich und Wallis vollständig ignorirten. Die eben erwähnte Gründung der Handwerkervereine hatte zur Folge, daß die deutschen Handwerksburschen aus der Schweiz zurückberufen wurden und man überhaupt das Wandern in dieses Land gänzlich verbot. Am lächerlichsten benahmen sich dabei die kleinern Staaten, z. B. Baden, welches im Jahre 1836, wenn wir uns recht erinnern, allen Bürgern des Cantons St.-Gallen, der damals im Rufe des Radicalismus stand, den Eintritt in das Großherzogthum versagte. St.-Gallen erklärte zwar, daß es auch keinem Unterthan des Großherzogs den Zutritt in St.-Gallisches Gebiet gestatten würde, wies aber zugleich die Grenzpolizeien an, niemand zurückzuweisen, weil es die Einwohner des Großherzogthums nicht für den Unsinn ihrer Regierung bestrafen wollte. Nur als ein badischer Minister in Rorschach aus dem Dampfschiff gestiegen war, um sich in einen appenzellischen Curort zu begeben, wurde er mit aller Höflichkeit wieder in dasselbe zurückgeführt. Bald darauf hob Baden sein Verbot auf. Auch Baiern hatte große Furcht, daß seine Unterthanen in St.-Gallen angesteckt werden möchten; dies geht wenigstens daraus hervor, daß in einem in München ausgestellten Paß die Bemerkung stand, daß dem Paßinhaber, der nach dem Canton Appenzell reisen wollte, dies nur unter der Bedingung gestattet würde, den Canton St.-Gallen nicht zu betreten: eine Bedingung, die er freilich nicht halten konnte, da Appenzell bekanntlich ganz vom Canton St.-Gallen eingeschlossen ist.

So schroff und unverantwortlich das Benehmen der deutschen Staaten, namentlich Oesterreichs, gegen die Eidgenossenschaft war, so wurde es von dem französischen Bürgerkönigthum noch überboten, das, seines Ursprungs vergessend, in das Fahrwasser der heiligen Allianz eingelenkt hatte und, wie alle Apostaten, die frühern Meinungsgenossen mit der größten Wuth verfolgte. Auch hier gaben die sogenannten Umtriebe der Flüchtlinge den Vorwand zu dem diplomatischen Krieg von seiten des damaligen Ministers Thiers, der, von seinem Gesandten Montebello kräftig unterstützt, auf das bitterste geführt wurde. Der Minister wie der Gesandte erlaubten sich Zumuthungen und Drohungen, die das Nationalgefühl des Schweizervolks auf das tiefste verletzten. Die ganze Schändlichkeit der Diplomatie zeigte sich aber am offenbarsten in der sogenannten Conseilgeschichte. Im Juli 1836 erließ nämlich der Herzog von Montebello eine Note an den Vorort, worin er von diesem in anmaßendem Tone verlangte, die Cantone anzuweisen, einen gewissen Flüchtling, Namens Conseil, verhaften und über die Grenze schaffen zu lassen, der bei dem Fieschi'schen Attentat betheiligt gewesen sei und sich zu den revolutionärsten Meinungen bekenne; er habe sich, hieß es weiter, n Paris einen Paß als Napoleon Cheli zu verschaffen ewußt. Es gelang wirklich, dieses Menschen habhaft zu erden; aber infolge der Untersuchung stellte sich heraus, aß er ein Spion der französischen Polizei war, von der r in die Schweiz geschickt worden, um die Flüchtlinge auszukundschaften und zu ungesetzlichen Schritten zu verleiten. Es ergab sich, daß er sogar von der französischen Gesandtschaft in Bern einen falschen Paß auf den Namen Hermann und zehn Napoleons erhalten hatte. Natürlich wurde von der Diplomatie alles geleugnet und die schweizerischen Behörden beinahe geradezu des Betrugs beschuldigt, Frankreich forderte Genugthuung und ließ an der ganzen westlichen Grenze eine strenge Sperre eintreten, durch welche aller Verkehr unterbrochen wurde. Leider ließ sich die Tagsatzung dadurch in Schrecken jagen; sie hob den Beschluß, die Untersuchungsacten nach Frankreich zu schicken, wieder auf, und erklärte mit entwürdigender Unterwürfigkeit, daß alles auf Misverständnissen beruhe. Die öffentliche Meinung in ganz Europa ließ sich jedoch nicht täuschen und das Treiben der französischen Diplomatie erregte überall den tiefsten Abscheu.

Nicht lange nachher kam die Schweiz nochmals in Conflict mit Frankreich. Der Prinz Louis Napoleon, jetziger Kaiser der Franzosen, der im Canton Thurgau und somit in der Schweiz das Bürgerrecht erworben hatte, war von dort aus nach Strasburg gegangen, und hatte dort versucht, einen Aufstand gegen das Julikönigthum zu erregen. Da er die erwartete Unterstützung seitens der Garnison wie der Bevölkerung nicht fand, gelang es leicht, ihn gefangen zu nehmen. Die französische Regierung ließ ihn nach Amerika bringen, von wo er jedoch nach dem Thurgau zurückkehrte. Nun verlangte der König Ludwig Philipp, daß ihn die Tagsatzung des Landes verweise. Es war dies wieder eine Zumuthung, die sich nicht im mindesten rechtfertigen ließ. Der Aufstandsversuch des Prinzen in Strasburg ging weder die Eidgenossenschaft, noch insbesondere den Canton Thurgau an; es war eine Handlung, die allein in Frankreich, aber in keinem andern Lande strafbar war. Auch erklärte der Canton Thurgau auf das entschiedenste, daß er der Anmaßung der französischen Regierung auf keine Weise nachgeben würde. Diese drohte mit Gewaltmaßregeln, aber nun erhob sich das ganze schweizerische Volk wie Ein Mann und verlangte, daß die Tagsatzung die Ehre der Schweiz wahre. Am kräftigsten erhob sich die Bevölkerung in denjenigen Cantonen, welche der Gefahr am meisten ausgesetzt waren, in Genf und Waadt. Diese boten ihre Truppen auf, noch ehe die Tagsatzung den Befehl dazu gegeben hatte, und besetzten die Grenzen. Es wäre auf jeden Fall zum Krieg gekommen, wenn nicht der Prinz Napoleon erklärt hätte, daß er die Schweiz freiwillig verlassen wolle, um das Land, das ihn gastfreundlich aufgenommen, nicht den Wechselfällen eines Kriegs auszusetzen. So ging die Gefahr vorüber, in der sich die Schweiz wieder ihrer Ahnen würdig gezeigt und der Welt bewiesen hatte, daß sie bereit sei, die größten Opfer für die Bewahrung ihrer Selbständigkeit zu bringen.

Wie fein die Diplomatie oft bei der Auslegung der Verträge zu Werke geht, haben auch die neuenburger Wirren bewiesen. Zwar war der König von Preußen zugleich Fürst von Neuenburg, aber nicht als König von Preußen, welcher Staat in keinerlei Art in Beziehung zu Neuenburg

stand. Ebenso wenig wie der König von England als solcher im Königreich Hannover das Geringste zu verfügen hatte, ebenso wenig hatte der König von Preußen als solcher im Fürstenthum Neuenburg zu gebieten. Kein englischer Minister hätte es gewagt, irgendetwas mit Bezug auf Hannover zu verfügen; aber die preußischen Minister maßten sich an, sich in die neuenburgischen und somit in die schweizerischen Angelegenheiten zu mischen, obgleich Preußen nicht einmal im losesten Allianzverhältniß mit Neuenburg stand, obgleich die Aufnahmsurkunde des Fürstenthums als einundzwanzigster Canton der Eidgenossenschaft die ausdrückliche Bestimmung enthielt, daß einzig und allein die in Neuenburg residirende Regierung die innern Angelegenheiten zu leiten und keine weitere Sanction oder Genehmigung einzuholen habe (Art. 1). Zwar war der Gouverneur des Fürstenthums kein Neuenburger, aber er war nicht als Preuße vom König von Preußen, sondern vom Fürsten von Neuenburg ernannt, woraus schon deutlich hervorging, daß das Königreich Preußen mit dem Fürstenthum Neuenburg in keinem Staatsverband stand. Es war daher eine gänzliche Verkennung der vertragsmäßigen Verhältnisse, als der Staat Preußen sich in die neuenburger Angelegenheiten mischte und 1856 sogar die Eidgenossenschaft mit Krieg bedrohte. Was soll man aber zu dem Benehmen des Deutschen Bundes, insbesondere aber zu dem der südlichen Staaten sagen, welche damals dem preußischen Heere den Durchzug gegen die Schweiz gestatteten? War schon Preußen nicht befugt, in die neuenburger Angelegenheiten thatsächlich einzugreifen, so war es der Deutsche Bund, so waren es Baiern, Würtemberg und Baden noch viel weniger, da Neuenburg noch weniger zum Deutschen Bund gehörte als zu Preußen. Und außerdem war diese Nachgiebigkeit gegen Preußen nicht blos eine politische Schwäche, sie konnte die bedenklichsten Folgen haben, da die Regierungen dieser Staaten ihre Länder der naheliegenden Gefahr aussetzten, zum Kriegsschauplatz zu werden. Glücklicherweise war der König Friedrich Wilhelm IV. weiser als seine Minister, weiser als die Regierungen der Südstaaten, und verzichtete lieber auf den Besitz des Fürstenthums, der übrigens für ihn als König von Preußen nicht den geringsten Werth hatte und ihn zudem mit der Eidgenossenschaft in fortwährende Collisionen brachte, als daß er die Schweiz und Süddeutschland dem Unglück eines Kriegs ausgesetzt hätte, der zudem mit der Zeit größere Dimensionen hätte annehmen können.

Das letzte Auftreten der Diplomatie in den schweizerischen Angelegenheiten während des Zeitraums, den die uns vorliegenden Schriften behandeln, war auch das unverzeihlichste. Es spielte namentlich Frankreich und der jesuitenfreundliche Protestant Guizot eine traurige Rolle, was er im letzterschienenen Bande seiner Memoiren selbst eingestehen muß, so viele Mühe er sich auch gibt, sein Treiben nicht zu rechtfertigen — denn das ist nicht möglich —, sondern wenigstens zu entschuldigen. Die Diplomatie ließ ihren bösen Willen schon darin durchblicken, daß sie ohne weiteres den Standpunkt des Sonderbundes einnahm. Dieser begründete nämlich seine Widersetzlichkeit gegen den Bund damit, daß er, wie schon erwähnt, die Behauptung aufstellte, man beabsichtige eine Umgestaltung des Bundes im Sinne vollständiger Centralisation, sodaß an die Stelle des Staatenbundes eine einheitliche Republik treten sollte. Obgleich diese Behauptung durchaus lügenhaft war und die oberflächlichste Kenntniß der schweizerischen Verhältnisse auf das unzweifelhafteste überzeugen mußte, daß man an eine Umgestaltung des Bundes in diesem Sinne nicht im entferntesten denke, so nahm die Diplomatie dies doch als bewiesen an und begründete darauf ihre weitern Schritte. Aber zu feig, um entschiedene Maßregeln zu ergreifen und eine von dem Sonderbund zwar nicht ausdrücklich verlangte, aber doch hinlänglich angedeutete Intervention eintreten zu lassen, suchte sie auf dem Wege der Intrigue und des falschen Spiels ihre Zwecke zu erreichen. Sie wagte noch nicht, den Sonderbund förmlich anzuerkennen, aber die Gesandten von Oesterreich, Frankreich, Rußland und Preußen verließen Bern, den Sitz der Tagsatzung, wodurch sie andeuteten, daß sie den diplomatischen Verkehr mit dem Bunde abzubrechen geneigt seien. Der französische Gesandte Boislecomte, ein erklärter Jesuitenfreund *), hatte sogar die Keckheit, als sich die Eidgenossenschaft schon im Kriegszustande befand und aller Verkehr zwischen den bundesgetreuen Ständen und den revolutionären Cantonen abgebrochen war, vom eidgenössischen Obergeneral ein Schutzgeleite für einen seiner Gesandtschaftssecretäre zu begehren, den er ins sonderbündische Lager zu senden beabsichtigte. Als ihm dies begreiflicherweise abgeschlagen wurde, schickte er heimlich Abgeordnete nach Luzern und Wallis, um zum äußersten Widerstand zu ermuthigen und das Eintreten fremder Intervention in wenigen Tagen als gewiß zuzusichern. Der preußische Gesandte erklärte, daß Neuenburg im Kampfe neutral bleiben und daß der König von Preußen die Verletzung der Neutralität als eine gegen ihn verübte Feindseligkeit betrachten würde. Die Tagsatzung wies diese Einmischung mit aller Energie zurück.

Während dieser diplomatischen Schachzüge war der Sonderbund besiegt und aufgelöst worden, und die Häupter der Partei befanden sich auf der Flucht. Nichtsdestoweniger beharrte die Diplomatie darauf, ihn als fortbestehend zu erklären. Frankreich, Oesterreich und Preußen richteten Noten an den Präsidenten der Tagsatzung und an den flüchtigen Präsidenten des sonderbündischen Kriegsraths, worin sie ihre Vermittelung anboten; sie schlugen darin eine Conferenz von Bevollmächtigten der fünf Großmächte, einem Abgeordneten der Tagsatzung und einem Abgeordneten des Sonderbundes vor, um die obschwebenden Streitpunkte friedlich zu erledigen, und zwar auf den Grundlagen, daß die Jesuitenfrage dem Papste anheimgestellt, die Unabhängigkeit und Souveränetät der Sonderbundscantone besonders gewährleistet und ohne Einwilligung aller Bundesmitglieder nichts an der Bundesacte geändert werde, worauf sich der Sonderbund aufzulösen habe.

*) Daß Guizot keine schlechtere Wahl hätte treffen können, gibt er selbst zu. („Memoires", VIII, 516.)

Diese Zumuthungen wies die Tagsatzung mit würdiger Entschiedenheit zurück und ließ namentlich den französischen Minister eine Sprache hören, die ihn hätte tief beschämen müssen, wenn er einem solchen Gefühl zugänglich gewesen wäre. Feddersen sagt:

Kläglich stand besonders die französisch-österreichische Diplomatie da. Erst hatte sie den Sonderbund so weit angetrieben, bis er den Kampf wagte, im entscheidenden Augenblick ließ sie ihn mit der versprochenen Hülfe im Stich; nach Austrag der Sache wollte sie noch eine komische Vermittelungsrolle spielen, aber vergebens sah sie sich jetzt nach einem festen Halt um. Ihr Unmuth mußte um so größer sein, als die Völker ringsum sich aufrichtig des Siegs der eidgenössischen Sache freuten und ihre lebhafteste Theilnahme — zum Theil in Adressen an die Tagsatzung — bezeugten. Am bezeichnendsten war eine Demonstration in Rom, wo der Fall Luzerns unter den Augen des Papstes durch einen Fackelzug vor der Wohnung des schweizerischen Consuls gefeiert wurde.

Wie dankbar die Häupter der Jesuitenpartei dafür waren, daß die fremden Mächte ihnen Geld und Waffen, selbst schweres Geschütz und höhere Offiziere zuschickten, daß ihre Diplomaten alles in Bewegung setzten, um dem Sonderbund zum Siege zu verhelfen, das ersieht man aus dem Schlußworte des dritten Bandes der Siegwart'schen Darstellung. Er sagt:

Es ist bekannt, daß die Tagsatzung sich nicht im mindesten an die gemeinsame Note der Mächte kehrte, sondern die militärische Besetzung der sieben Stände fortdauern ließ u. s. w. Die europäischen Mächte ließen nicht nur alles dieses geschehen, sondern Frankreich und Oesterreich anerkannten infolge innerer Umwälzungen die neuen Zustände der Schweiz und traten mit ihr wieder, als ob nichts geschehen wäre, in freundlichen Verkehr. Das war und ist europäische Politik: Intrigue, Schwäche, Grundsatzlosigkeit, Anerkennung jeder vollendeten Thatsache, ohne alle Rücksicht auf Recht oder Unrecht. So lange sie auf dieser Bahn fortwandelt, werden die Völker und Nationen niemals der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Wohlfahrt sich erfreuen.

Siegwart hat hierin vollkommen recht, nur hätte er, um ganz wahr zu sein, noch beifügen sollen, daß diese Politik die der Jesuiten und der sogenannten Conservativen ist, daß es die seinige war, und daß sie sich noch außerdem durch Rachsucht, Härte und selbst Grausamkeit gegen die besiegten Gegner kennzeichnet.

Um die Wahrheit der Siegwart'schen Definition recht lebendig hervortreten zu lassen, theilen wir schließlich noch den Schluß des dem Sonderbund gewidmeten Kapitels in Guizot's „Mémoires" mit (VIII, 517):

Unsere Politik beruhte auf der doppelten Voraussetzung, daß, vom rechtlichen Standpunkt aus betrachtet, die Sache des Sonderbundes gut sei, und daß sein Widerstand kräftig und ang sein würde. Wir hatten recht, was den ersten Punkt betrifft: der Bundesvertrag, die Unabhängigkeit der Cantone in hren innern Verhältnissen*), die Freiheit der religiösen Association**), die Freiheit des Unterrichts***), die Achtung und ie Gewährleistungen, welche die Majorität der Minorität schuldig war*); alle Grundsätze einer freien Regierung und der europäischen Ordnung waren auf seiten des Sonderbundes**); wir gaben ihm offen unsere moralische***) Unterstützung, aber wir betrachteten die materielle Intervention zu seinen Gunsten wie ein letztes und unangenehmes Mittel, das wir nur dann ergreifen wollten, wenn in der Ansicht Europas und im Gefühl der Schweiz selbst das Unglück des Bürgerkriegs und der Anarchie es nothwendig gemacht hätten.

Wie stimmt aber diese letzte Behauptung mit dem, was Siegwart (III, 955) berichtet?

Am 22. November kam Herr Hamon, Auditor beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten von Paris, vom Minister Guizot eigens abgesandt, nach Luzern, um den Stand der Dinge in Augenschein zu nehmen und darüber Bericht zu erstatten. Er hatte eine Unterredung zuerst mit mir, dann mit Herrn Staatsschreiber Bernhard Meyer. Aus allen seinen Reden schien hervorzugehen, daß das französische Ministerium wünschte, wir möchten den Kampf bis aufs äußerste führen und uns so lange als möglich halten, damit es Zeit gewänne, seine Maßregeln zu nehmen.

Also Guizot wollte zwar die Intervention nur dann eintreten lassen, wenn der Bürgerkrieg zu lange dauern sollte; aber er sorgte auch zugleich dafür, daß ihm dieser Vorwand gegeben werde! 35.

*) Diese Unabhängigkeit war nie bedroht, sondern nur der ungesetzliche Widerstand gegen rechtmäßige Beschlüsse der Bundesbehörde.

**) Diese war nie beschränkt worden; man hatte nur Klöster aufgehoben, welche stets Zwietracht zwischen den Confessionen und Aufstände gegen die Regierungen erregten.

***) Diese war nur insoweit beschränkt worden, als man den in religiöser und politischer Beziehung verderblichen Einfluß der Jesuiten verhindern wollte, die sich zudem als Lehrer höchst unfähig erwiesen hatten.

*) In jedem wohlgeordneten Staat muß sich die Minorität der Majorität unterwerfen, namentlich in einem republikanischen Staatswesen, wo die Minorität, wenn das Recht auf ihrer Seite ist, auf gesetzlichem Wege durch Belehrung jeden Augenblick zur Majorität werden kann.

**) Wie soll man eine solche Behauptung im Angesicht der offenbarsten Thatsachen bezeichnen?

***) Oder vielmehr höchst unmoralische!

Militärische Studien.

1. Studien über Taktik von M. Grivet. Deutsche, vom Verfasser autorisirte Ausgabe von J. Körbling. Mit 40 Illustrationen. Weimar, Voigt. 1866. Gr. 8. 25 Ngr.

In dem kurzen Vorworte des französischen Verfassers befremdet der Ausspruch, daß die kriegswissenschaftlichen Werke selten und dem Offizier oftmals nicht zugänglich seien. Wir sollten meinen, auch die französische kriegswissenschaftliche Literatur sei reich genug; der zweite Theil des Satzes mag dort vielleicht richtig sein, in den deutschen Armeen, namentlich in der preußischen, ist aber durch die Regimentsbibliotheken dafür gesorgt, daß auch dem ärmsten Offizier, der sich Bücher nicht selbst kaufen kann, wenigstens die wichtigsten Werke der Militärliteratur zugänglich sind. Mit Recht macht der deutsche Uebersetzer auf die Nothwendigkeit des Kriegsstudiums für jeden Truppenführer aufmerksam, er erinnert an Napoleon's Aussprüche darüber, an Friedrich's des Großen Wort: „Ein Maulthier, das elf Feldzüge unter dem Prinzen Eugen gemacht hat, ist darum noch kein Taktiker", und an die Bestrebungen des Königs für die kriegswissenschaftliche Bildung seiner Offiziere. Wir könnten selbst Blücher, den die sogenannten Praktischen immer als Beispiel anführen, umgekehrt als Autorität für die hohe Wichtigkeit des Wissens nennen, die er oft genug ausdrücklich anerkannt hat. Grivet's Werk ist ein Beitrag zum Studium der Taktik, es führt die bisjetzt angenommenen Formen derselben in kurzen Umrissen vor und gibt dazu Beispiele von den Schlachtfeldern. Er sagt:

Beim Studium der Kriegsgeschichte gelangt man zu der Ueberzeugung, daß die Sieger immer durch überlegene Taktik die Erfolge gewannen: ihre Armeen waren sowol in den Gesammtbewegungen, als in den Details der Manöver besser ausgebildet als ihre Gegner.

Im allgemeinen mag das gelten, die Geschichte hat aber doch Beispiele genug, daß wohlgeübte Truppen im Kampfe gegen taktisch gar nicht ausgebildete Haufen erlegen sind. Das Geheimniß des Siegs hat noch niemand ganz ergründet. Der Verfasser will lediglich vom taktischen Gesichtspunkte aus den Siebenjährigen Krieg und die Kriege der Republik und des Kaiserreichs besprechen, doch sendet er eine kurze Uebersicht der vorhergehenden Kriegsbegebenheiten voraus — seit dem Falle des römischen Kaiserreichs. Sie ist sehr oberflächlich; das ganze spanische und deutsche Kriegswesen zur Zeit Maximilian's und Karl's V., das für die Entwickelung der Taktik so überaus wichtig war, ist mit keinem Worte berücksichtigt. Dagegen ist die preußische Taktik unter Friedrich dem Großen, für welche Guibert vorlag, besser behandelt — nur verstehen wir manchen Satz nicht. Friedrich habe einen alten, den Anschauungen damaliger Zeit entsprechenden Brauch abgeschafft, nach welchem die Grenadiere von ihrem Regiment abgetrennt wurden und eigene Bataillone bildeten? Gerade umgekehrt! Die Grenadiercompagnien (bei jedem Bataillon eine) wurden unter ihm zum Gefecht in Grenadierbataillone von vier Compagnien vereinigt, welche seit dem Siebenjährigen Kriege auch zusammen blieben. Ebenso unklar ist uns die Behauptung, daß der Flankenmarsch bei Leuthen nicht im Angesicht des Feindes ausgeführt worden sei. Aus österreichischen Berichten von Augenzeugen (Cogniazzo) ist bekannt, daß die kaiserliche Armee diesen Flankenmarsch sah, ohne ihn zu begreifen, daß Daun äußerte: „Die guten Leute paschen ab, lassen wir sie!", daß ein alter Hauptmann in einer Gruppe von Offizieren auf die Frage des Generals Puebla: was sie davon dächten, geantwortet: „Wir lassen uns den Hund in die Küche laufen, die Preußen wollen unsern linken Flügel attakiren." Grivel hat gerade die Musterschlacht der preußischen Taktik ausgeschlossen. Einzelnes in der Darstellung, wie überhaupt manches in dem Werke hätte der Uebersetzer, da er es deutschen Offizieren nutzbar machen wollte, in Anmerkungen erläutern oder berichtigen sollen, er mag sich aber wol durch Rücksichten auf den Verfasser darin gebunden erachtet haben. Das Werk ist ein verdienstliches, das erkennen wir an, doch steht es, wie wir ihm nicht verdenken wollen, ganz auf dem französischen Standpunkte. Im ganzen folgt es dem Ideengange des Generals Renard in dessen Betrachtungen über die Taktik der Infanterie, und darum finden wir auch hier die Ansicht wieder, daß Ménil-Durand's System von 1774, die ganze Taktik der Armeen der Republik und des Kaiserreichs, die gegenwärtig von allen Armeen Europas angenommene Taktik sei und darin das unsterbliche Verdienst Ménil-Durand's liege. Wir verkennen das letztere gewiß nicht und haben uns bei unsern Vorlesungen über Geschichte der Kriegskunst viel damit beschäftigt; aber es ist doch eine nachträgliche Construction, die Taktik, die sich in den Kriegen der Revolution aus der Macht der Verhältnisse entwickelte (wie unter gleichen Umständen überall), auf einen principiellen Ursprung zurückzuführen. Die Schriftsteller, welche in jenen Kriegen mitgekämpft, theilweise auch mit organisirt haben, sagen davon nichts (Duhesme, Gouvion St.-Cyr u. a.). Gerade die Träger der vorigen Ideen waren ja zum größten Theil emigrirt (ganze Offiziercorps), und die neuen, von den untersten Graden rasch aufsteigenden Führer wußten wol von Ménil-Durand und seinen immerhin gesunden taktischen Vorschlägen gar nichts. Sein Perpendikulärsystem die französische Taktik oder Schule zu nennen, ist ganz unpassend, da es in Frankreich nie zur Geltung gekommen ist; die Uebungslager zu Metz und Vassieux 1778 und die Versuche mit Manövern führten zum Siege der Linientaktik. Doch konnten die großen Vortheile der Colonnentaktik nicht übersehen werden und sind jedenfalls auf der Kriegsschule zu Paris mit vorgetragen worden, wo sie denn Napoleon als Schüler gehört haben mag. Als er aber an die Spitze einer Armee trat, fand er die rechten Formen nicht aus Ménil-Durand's Zeit, sondern auf den Schlachtfeldern, wie andere Feldherrn auch die Formlosigkeit der ersten Kämpfe in den Revolutionskriegen schon in zweckmäßiger Weise geregelt hatten. Die Taktik des Kaiserreichs als französische bezeichnet, lassen wir vollkommen gelten und erkennen an, daß sie im vorliegenden Werke geistreich dargestellt ist.

In den Beschreibungen der Schlachten werden immer die taktischen Momente richtig hervorgehoben, die Formationen bezeichnet und deren nothwendige Erfolge charakterisirt. Daß die glorreichen Kriege ausführlicher und mit Vorliebe, die letzten unglücklichen kürzer behandelt sind, finden wir erklärlich, wenn wir auch die Behauptung in Betreff der Feldzüge 1813 und 1814, daß Napoleon als einfacher General ohne Zweifel siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen sein würde, etwas gewagt nennen müssen. Beiläufig, die preußische Brigade von 1812 ist nicht neun, sondern sieben Bataillone stark gewesen. Ein interessantes Kapitel schildert die Verstöße gegen die Taktik in jener Zeit, der Verfasser findet sie in der Anwendung großer geschlossener Massen zum ersten mal bei Eylau, dann mehrfach gegen die Engländer in Spanien, zuletzt bei Waterloo. Für letztere Schlacht hätte er, statt auf Damitz (d. h. Grolman), doch lieber auf das neutrale Zeugniß von Charras reflectiren können — den aber citirt wol kein Franzose gern! Im letzten Kapitel folgen Betrachtungen über die taktischen Grundsätze einiger Staaten Europas. Nachdem ausgesprochen worden, daß auch Rußland nach dem Krimkriege die moderne Taktik in ihren reinsten Grundsätzen angenommen habe, und diese Grundsätze in den Vorschriften der deutschen Mächte vollkommen bestimmt seien, wird besonders die Manövrirvorschrift der österreichischen Armee besprochen, die der Verfasser als vortrefflich anerkennt, worin wir ihm vollkommen recht geben; auch die Vorzüge der preußischen Compagniecolonnen in ihrer bestimmten Formation werden, wenn

auch nicht eingehend, beleuchtet. Dem französischen Reglement bevorstehende oder gewünschte Verbesserungen sind zum Schlusse angedeutet. Das Werk in seiner guten Uebersetzung, mit eingedruckten übersichtlichen Plänen und taktischen Zeichnungen, vom Verleger anständig ausgestattet, kann militärischen Studien eine anregende Lektüre bieten.

2. Studien kriegswissenschaftlichen Inhalts. Oldenburg, Schulze. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Ursprünglich, wie das Vorwort sagt, waren die Aufsätze, welche in diesen „Studien" zusammengefaßt sind, nicht zur Veröffentlichung bestimmt, sondern zur eigenen Unterhaltung und Belehrung geschrieben. Aufforderung von verschiedenen Seiten hat den Verfasser jedoch veranlaßt, sie drucken zu lassen. Die erste Studie „Ueber den Einfluß der gezogenen Handfeuerwaffen auf die Kriegführung" ist im Jahre 1858, also vor dem italienischen Kriege geschrieben. Seit diesem und dem dänischen Kriege haben sich die Ansichten über den Gegenstand wesentlich geklärt und wir können dem Schlusse des Verfassers, daß der Einfluß gezogener Handfeuerwaffen auf die mittlere Wirkung des Kleingewehrfeuers sehr gering sein werde, nur dann beistimmen, wenn jene Waffen falsch gebraucht werden. Der Verfasser legt aber besondern Werth auf die Art der Begründung seiner Ansichten und wir wollen gern anerkennen, daß dieselbe mit logischer Schärfe zu Werke gegangen ist, nur fürchten wir, daß sie dadurch für den Soldaten an frischer Darstellung verloren hat. Hinsichtlich der übrigen Studien sagt der Verfasser selbst, daß sie Ansichten vertreten, welchen kaum ein Leser vor ihrer Prüfung zustimmen werde und nach derselben auch nur wenige beipflichten würden. Es ist ihm aber darum zu thun, Streitfragen ins Leben zu rufen, welche den Interessen der Wahrheit nur förderlich sein können. Damit sind wir vollkommen einverstanden. Ob aber der Verfasser seinen militärischen Lesern, mit Ausnahme eines kleinen Theils, nicht gerade durch seine abstracte Behandlung die Prüfung erschwert, vielen die Lectüre ganz verleidet? Die zweite Studie: „Ueber den Werth der verschiedenen Feuerarten", kommt zu dem Resultat, daß man gegen attakirende Colonnen am besten combinirtes Schützen- und Massenfeuer anwenden werde — warum sollte man das bestreiten? Die dritte vergleicht Bataillonslinie und Angriffscolonne und bedient sich dabei, gestützt auf John Stuart Mill's System der deductiven und inductiven Logik, der deductiven Methode, die er zuvor auf einigen Seiten charakterisirt und für die Kriegswissenschaften nutzbar gemacht haben will. Der Vergleich fällt zu Gunsten der Colonne aus, und wir wüßten nicht, daß neuere taktische Schriften anders geurtheilt hätten. Die vierte Studie enthält Untersuchungen über die Bedingungen des kriegerischen Erfolgs und über Heeresorganisation im allgemeinen. Alle Achtung vor dem Scharfsinn, mit welchem hier aus Ethik, Physik, Chemie (Liebig) und Weltordnung (Winer) nach positiven Resultaten für das Thema gesucht wird, aber wir fürchten, daß der Verfasser dadurch den Zweck seiner Studien, welche doch gewiß nicht für abstracte Speculation geschrieben sind, und sein Publikum verliert. Wenn ein Soldat in einer kriegswissenschaftlichen Abhandlung einen halben Bogen über die „Umsetzung der Kräfte" nach den neuern Fortschritten der Naturwissenschaften lesen soll, wenn er das kriegerische Talent der Feldherren in mathematische Formeln gebracht sieht: Charakter = K, Intelligenz = i, das kriegerische Talent der größten Feldherren = K + i, das der tüchtigen = $^7/_{10}$ bis $^9/_{10}$ K + $^5/_{10}$ bis $^9/_{10}$ i u. s. w., so wird er wahrscheinlich das Buch beiseitelegen und darüber der trefflichen Schlußfolgerung der Deductionen verlustig gehen. Diesen stimmen wir aus voller Ueberzeugung bei, wenn es heißt: das Mittel, durch welches der Feldherr den gewaltigsten Einfluß auf den Umsatz der allgemeinen Kraft seines Heeres gewinnen, sie in kriegerische Kraft regeln und auf ein Maximum steigern kann, ist die Anwendung und Durchführung einer herzhaften, kühnen Offensive. Wir empfehlen die Erörterung darüber auf S. 73 als ganz ausgezeichnet auch denjenigen Lesern, welche sich etwa durch den gelehrten Apparat abschrecken ließen. Die letzte Studie: „Betrachtungen über die Organisation und Taktik der Infanterie", bewegt sich mehr auf praktischem Boden. Unsern weitern Leserkreis im Auge behaltend, müssen wir eine eingehende Besprechung dieses Artikels den Fachjournalen überlassen, erklären aber, daß wir, wenn auch nicht mit allen, doch mit den meisten darin ausgesprochenen Ansichten einverstanden sind. Manchem Reglementsmanne werden sie Bedenken erregen, solche werden aber nur durch Befehle von oben belehrt, nicht durch kriegswissenschaftliche Studien. Von den vorliegenden steht noch ein zweiter Theil in Aussicht, auf den der Verfasser mehrfach im Text hingewiesen hat.

Karl Gustav von Berneck.

Feuilleton.

Literarische Notizen.

Von der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts", welche die Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig veranstaltet, liegen jetzt die ersten sieben Bände vor. Der erste Band enthält: Schleiermacher, „Ueber die Religion", herausgegeben von Carl Schwarz; der zweite eine Auswahl aus Klopstock's „Oden" mit Einleitung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer; der dritte und vierte die „Volksmärchen der Deutschen" von Musäus, herausgegeben von Moritz Müller; der fünfte und sechste die „Jobsiade" von Kortum, herausgegeben von F. W. Ebeling; der siebente „Die bezauberte Rose" und das „Poetische Tagebuch" von Ernst Schulze, herausgegeben von Julius Tittmann.

Sachgemäße Einleitungen von kundiger Hand sind den durch genaue Textrevision sich auszeichnenden Ausgaben vorausgeschickt. Auch sind ihnen, wo es nothwendig schien, erläuternde Anmerkungen beigefügt, die indeß nirgends das gebotene Maß überschreiten. Wir kommen auf das Unternehmen eingehender zurück.

Ein interessantes Unternehmen ist die große historisch-

kritische Ausgabe von „Schiller's sämmtlichen Schriften" (Stuttgart, Cotta), von welchen die zwei ersten Bände vorliegen. Der erste Band umfaßt die Jugendversuche, die ganze Anthologie ist in denselben aufgenommen. Der Herausgeber, Karl Goedeke, erwähnt in dem Vorwort, daß die Methode, die für die ganze Sammlung dieselbe bleibt, hier, wo das kritische Material reichhaltig zu Gebote stand, etwas genauer ins Einzelste und Kleinste durchgeführt ist als späterhin, wo uns das Werden und Wachsen des Dichters und Menschen weniger anzieht, während uns das Gewordene mit Liebe und Begeisterung erfüllt. Hier hat alles einzelne nur relativen Werth als Entwickelungsmoment, gerade deshalb aber sind die einzelnen Belege so vollständig mitgetheilt worden, wie es das vorhandene Material erlaubt. Der zweite Band enthält die „Räuber" mit allen Varianten, Vorreden und Ankündigungen. Sobald die Jugendepoche Schiller's abgeschlossen vorliegt, werden wir diese Ausgabe näher prüfen.

Von Emil Kneschke's „Anthologie deutscher Lyriker seit 1850" (Leipzig, Fritsch, 1868) ist eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage erschienen. Die Sammlung ist vollständig und die Auswahl zu rühmen. Daß einige der namhaftern Lyriker nicht vertreten sind, hat seinen Grund nicht in einer Versäumniß des Herausgebers, sondern darin, daß ihre Muse seit 1850 verstummt ist. Auch darf es uns nicht verstimmen, wenn wir auf einige minder bekannte Namen stoßen. Es findet sich oft auch in weniger hervorragenden Gedichtsammlungen dies oder jenes Gedicht, welches herausgehoben zu werden verdient. In einer Anthologie, welche nicht ganz zwei Jahrzehnte umfaßt, ist der Raum hierfür gegeben. Kneschke hat einige biographische Ungenauigkeiten, die sich in der ersten Auflage fanden, in der zweiten berichtigt, auch die Auswahl der Gedichte einzelner Autoren vervollständigt und erneut.

Von demselben Verfasser erscheint in Lieferungen: „Leipzig seit 100 Jahren. Säcularchronik einer werdenden Großstadt. Ein Beitrag zur Localgeschichte seiner Heimat" (Leipzig 1867). Bisjetzt liegen vier Lieferungen vor, welche die Geschichte der Pleißestadt bis zur Zeit der Befreiungskriege fortführen. Nach Vollendung des Werks werden wir auf dasselbe zurückkommen.

Von Wilhelm Jordan's Neudichtung der Nibelungen, welche durch die öffentlichen Vorlesungen des Rhapsoden in vielen Städten bekannt worden sind, liegen jetzt zwei Lieferungen, welche den ersten bis vierten Gesang enthalten, im Drucke vor: „W. Jordan's Nibelunge. Erstes Lied: Sigfridsage in 24 Gesängen" (Frankfurt a. M. 1867). Die Ausgabe empfiehlt sich der Lektüre durch Lettern von einer fast sagenhaften Größe, welche mit dem beliebten Augenpulver der Gegenwart einen auffallenden Contrast bilden.

Von der „Bibliothek ausländischer Classiker" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1867) liegen neun Hefte vor, welche eine Uebersetzung von Cervantes' „Don-Quixote" von Edmund Zoller, Shakspeare's „Gleiches mit Gleichem" von Karl Simrock und eine Uebersetzung der Sonette Shakspeare's von F. A. Gelbcke enthalten. Außer dieser Uebersetzung und den mit Recht anerkannten von Wilhelm Jordan und Friedrich Bodenstedt ist auch eine neue von Karl Simrock (Stuttgart, Cotta) erschienen, der wie Jordan auch die übrigen Dichtungen Shakspeare's übersetzt hat. So ist die Shakspeare'sche Lyrik, die lange Zeit ein noli me tangere war, in Deutschland jetzt nicht weniger eingebürgert als seine Dramen.

Von Hermann Schulze's „Einleitung in das deutsche Staatsrecht mit besonderer Berücksichtigung der Krisis des Jahres 1866 und der Gründung des Norddeutschen Bundes" (Leipzig, Breitkopf und Härtel) ist eine neue Ausgabe erschienen, welche sich besonders, wie schon der Titel angibt, durch die Rücksichtnahme auf die neuesten deutschen Ereignisse auszeichnet, soweit dieselben einigermaßen eine feste Gestaltung hervorgerufen haben. Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Eine gesunde Staatsrechtswissenschaft soll das Neue überall an das Alte anknüpfen und alles, was aus den frühern Zeiten noch lebenskräftig ist und mit der Gegenwart nicht in Widerspruch steht, als werthvollen Schatz zu retten suchen. Darum wird gerade in den Zeiten großer Umgestaltungen eine genaue geschichtliche Kenntniß derjenigen staatlichen Zustände, aus denen sich die Gegenwart unmittelbar entwickelt hat, nöthiger denn je. In diesem Sinne hoffe ich allen denen, die sich für das praktische Staatsleben eine wissenschaftliche Vorbildung aneignen wollen, durch den geschichtlichen Theil meiner Einleitung einen Dienst zu leisten. Freilich verkenne ich nicht, daß eine völlig objective Darstellung so naheliegender Ereignisse fast unmöglich ist. Obgleich ich politische Betrachtungen nur so weit hereingezogen habe, als dies für das Verständniß der staatsrechtlichen Entwickelung unbedingt nothwendig war, so bin ich doch nicht im Stande gewesen, meinen persönlichen Standpunkt ganz in den Hintergrund zu drängen. Seitdem ich überhaupt über staatliche Dinge nachzudenken begann, habe ich zu allen Zeiten an Preußens großer Mission für Deutschlands Zukunft festgehalten, habe ich der Ueberzeugung gelebt, daß eine staatliche Wiedergeburt Deutschlands nur durch Preußens consolidirte Staatsmacht möglich sei. Wenn man in dieser Beziehung meine Darstellung der neuesten Zeitereignisse einseitig nennen will, so muß ich mir diesen Vorwurf allerdings gefallen lassen. Dagegen habe ich mich bemüht, den Gang der Ereignisse einfach und ungeschminkt darzustellen, die Thatsachen möglichst selbst reden zu lassen. Ein großer Theil meiner Darstellung ist aus officiellen Actenstücken geschöpft. In dieser Beziehung verdanke ich dem wichtigsten Quellenwerke der Geschichte der Gegenwart, dem verdienstvollen Staatsarchiv der Herren Aegidi und Klauhold viel."

Die neue, siebente Auflage von Hermann Burmeister's „Geschichte der Schöpfung" (Leipzig, O. Wigand, 1867) ist von Professor C. G. Giebel herausgegeben worden, weil die Uebersiedelung Burmeister's nach Buenos-Ayres, wo er seine unermüdliche Thätigkeit hauptsächlich der höchst eigenthümlichen Diluvialfauna zuwendet, ihm nicht mehr verstattet, den allseitigen Fortschritten der Naturwissenschaften, auf denen die Schöpfungsgeschichte basirt, mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu folgen. Doch hat der neue Herausgeber nur solche Aenderungen aufgenommen, welche die fortschreitende wissenschaftliche Forschung in der Gewinnung neuer Thatsachen und der daraus sich ergebenden Schlußfolgen erheischt, Aenderungen, welche sich daher hauptsächlich auf die Abschnitte geognostischen und paläontologischen Inhalts beschränken.

Eine chronologische Ausgabe von Immanuel Kant's „Sämmtlichen Werken", herausgegeben von G. Hartenstein, erscheint im Verlage von Leopold Voß in Leipzig. Die chronologische Reihenfolge läßt uns das Werden und Wachsen dieses gewaltigen Geistes und seinen Entwickelungsgang klar übersehen; wir verlieren die Spuren desselben auch in den flüchtigen Abhandlungen, Recensionen und kleinern Schriften nicht, welche den Inhalt der ersten Bände hauptsächlich bilden. Mit dem fünften Bande, dem letzten der bisjetzt erschienenen, tritt der Riese gewappnet vor uns hin mit der „Kritik der praktischen Vernunft" und der „Kritik der Urtheilskraft". Auf dies verdienstliche Unternehmen werden wir nach seinem bald bevorstehenden Abschluß zurückkommen.

Von der „Costümkunde. Handbuch für Geschichte der Tracht und des Geräthes vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart", von Hermann Weiß (Stuttgart, Ebner und Seubert) ist die zweite Lieferung erschienen, welche vorzugsweise die Ornate, Trachten, Waffen und Abzeichen im 14. Jahrhundert behandelt.

Bibliographie.

Aumale, Herzog v., Die militairischen Institutionen Frankreichs. Aus dem Französischen von J. Kg. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 12 Ngr.

Aquileja's Patriarchengräber. Monographische Skizzen von J. C. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aurach, P. S. v. der, Der Luxemburger Handel und die französischen Rheingelüste. Ein süddeutsches Wort an alle Vaterlandsfreunde. München, Fritsch. Gr. 8. 10 Ngr.

Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte. (Von Maximilian I.) 5ter bis 7ter Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 Thlr.

Bacmeister, A., Alemannische Wanderungen. I. Ortsnamen der keltisch-römischen Zeit. Slavische Siedlungen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Brandt, J., Blätter und Blumen. Gedichte. Neisse, Hinze. 8. 15 Ngr.

Bastian, A., Die Völker des oestlichen Asien. Studien und Reisen. 4ter Bd.: Reise durch Kambodja nach Cochinchina. Jena, Costenoble. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Blomberg, H. Freih. v., Studien zur Kunstgeschichte und Aesthetik. I. Der Teufel und seine Gesellen in der bildenden Kunst. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 22½ Ngr.

Boltz, A., Die Sprache und ihr Leben. Populäre Briefe über Sprachwissenschaft. Offenbach a. M. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.

Conzen, H., Nationalökonomische Grundanschauungen. Leipzig, Prider. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Der Wald im Haushalt der Natur und Volkswirthschaft. Leipzig, Prider. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.

Cotta, B. v., Die Geologie der Gegenwart dargestellt und beleuchtet. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Davis, A. J., Der Zauberstab. Eine Autobiographie des amerikanischen Sehers und Verkündigers der „harmonischen Philosophie". Aus der 8ten amerikanisch-englischen Ausgabe mit Autorisation des Verfassers in's Deutsche übersetzt von G. C. Wittig und herausgegeben von A. Aksákow. Leipzig, Wagner. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Dieterici, F., Die Logik und Psychologie der Araber im 10. Jahrhundert n. Chr. Leipzig, Hinrichs. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Dornau, F. (F. Ritter v. Henfl), Im Halbdunkel. Erzählungen. 2 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ehrlich, M., Das hohe Lied Salomonis. In poetischer Nachbildung. Berlin, Mitscher u. Röstell. 16. 15 Ngr.

Ein Exjesuit. Eine Selbstbiographie. Neu herausgegeben von J. B. Kempf. Regensburg, Pustet. 8. 12 Ngr.

Fessler, S., Die letzten Tage von Carthago. Historisches Trauerspiel. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1868. 8. 20 Ngr.

Frans, O., Aus dem Orient. Geologische Beobachtungen am Nil, auf der Sinai-Halbinsel und in Syrien. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Frauenspiegel. Lebensbilder christlicher Frauen und Jungfrauen. Im Verein mit gleichgesinnten Freunden herausgegeben von W. Ziethe. III. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1868. 8. 10 Ngr.

Frenzel, Der Belus oder Sonnendienst auf den Anden oder Kelten in Amerika. Leipzig, Denicke. Gr. 8. 5 Ngr.

Frenzel, K., Freier Boden. Historischer Roman. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 1868. 8. 5 Thlr.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 3te vermehrte Aufl. 3ter und 4ter Bd. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. à 2 Thlr.

Fürst, J., Geschichte der biblischen Literatur und des jüdisch-hellenistischen Schriftthums. Historisch und kritisch behandelt. 1ster Bd. Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gallettiana. Ergötzlich und nachdenklich zu lesen. Berlin, Nicolai. 16. 15 Ngr.

Gärtner, J. M., Bibel und Geologie. Widersprechen sie einander oder nicht? Stuttgart, Belser. Gr. 8. 27 Ngr.

Göll, H., Kulturbilder aus Hellas und Rom. III. Leipzig, Wiedemann. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Guntram, K., Sandwirth Hofer. Wien, Hartleben. 16. 7½ Ngr.

Halm, Elise, Agnes oder die Verbannten. Neu-Ruppin, Oehmigke. Br. 8. 15 Ngr.

— — Im Liebe dienen. Ein Lebensbild. Neu-Ruppin, Oehmigke. Br. 8. 20 Ngr.

Heuglin, M. T. v., Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862. Mit Vorwort von A. E. Brehm. Jena, Costenoble. 1868. Gr. 8. 5 Thlr.

Hohndorf, Luise, Norah. Ein Frauenleben. Barmen, Langewiesche. 1868. 16. 12 Ngr.

Horn, M., Für das Haus zu festlichen Gelegenheiten. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr.

Ein Jahr in Schwaben unter Freunden und Feinden Deutschlands. Stuttgart, Schaber. Gr. 8. 10 Ngr.

Kitty Trevylyan's Tagebuch. Eine Erzählung aus dem letzten Jahrhundert von der Verfasserin Familie Schönberg-Cotta. Aus dem Englischen übertragen von Charlotte Philippi. 2 Bde. Autorisirte Uebersetzung. Basel, Schneider. 1868. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kohl, J. G., Pilgerfahrt des Landgrafen Wilhelm des Tapferen von Thüringen zum heiligen Lande, im Jahre 1461. Bremen, Müller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Die gegenwärtige Lage Deutschlands. München, Kaiser. Gr. 8. 4 Ngr.

Leyser, J., Karl Friedrich Bahrdt, der Zeitgenosse Pestalozzi's, sein Verhältniß zum Philantropinismus und zur neuern Pädagogik. Ein Beitrag zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Neustadt a. d. H., Gottschick-Witter. Gr. 8. 20 Ngr.

Löffler, C., Die Justizmorde der Neuzeit aller Länder. Interessant und belehrend dem Volke erzählt. 1ste und 2te Lief. Leipzig, Minde. Lex.-8. à 4 Ngr.

Loewenthal, E., Die Gebrechen unserer Universitäten und die Bedeutung der Cogitanten-Akademie. Vortrag. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Mallet, F., Altes und Neues. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Neues und Altes. Gesammelt und herausgegeben von H. Mallet. Bremen, Müller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Marc, F., Gedichte. 3te Aufl. Leipzig, Prider. 1866. 16. 20 Ngr.

Martins, C., Von Spitzbergen zur Sahara. Stationen eines Naturforschers in Spitzbergen, Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien. Autorisirte und unter Mitwirkung des Verfassers übertragene Ausgabe für Deutschland. Mit Vorwort von C. Vogt. Aus dem Französischen von A. Bartels. 2 Bde. Jena, Costenoble. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Maurenbrecher, W., Ueber Methode und Aufgabe der historischen Forschung. Bonn, Cohen u. Sohn. 1868. 8. 7½ Ngr.

Mayer, P., Eine Flitterwoche in Konstantinopel. München, Lentner. 1868. 8. 12 Ngr.

Meyr, M., Dramatische Werke. Mit einem Vorwort: Die Gefahr und das Heil des deutschen Dramas. Hannover, Rümpler. 1868. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Mazzini's, G., Schriften. Aus dem Italienischen mit einem Vorwort von Ludmilla Assing. 2 Bde. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Meyr, M., Gleich und Gleich. Erzählung aus dem Ries. Leipzig, Keil. 8. 27 Ngr.

Mohrmann, J., Alte Zeiten. 1ster Bd. Geschichte der Juden. 1ster Thl. Hamburg, Schuberth. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Nielsen, Rede am Grabe von J. Mosen den 14. October 1867 gehalten. Oldenburg, Schulze. 8. 3 Ngr.

Oesterreich's Kämpfe im Jahre 1866. Nach Feldacten bearbeitet durch das k. k. Generalstabs-Bureau für Kriegsgeschichte. 1ster Bd. Wien, Gerold's Sohn. Gr. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ostfrieslands politischer Charakter historisch beleuchtet. Berlin, Springer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Overbeck, J., Die antiken Schriftquellen zur Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen. Leipzig, Engelmann. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Joseph Pape. Gesammtcharakteristik der Joseph Pape'schen Dichtungen. Paderborn, Kleine. Gr. 16. 1½ Ngr.

Pauli, C., Ueber die Benennung der Körpertheile bei den Indogermanen. Berlin, Dümmler. 4. 8 Ngr.

Meine Perle vor dem Genfer Congress. Von einem proletarischen Diplomaten. Zürich, Verlags-Magazin. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.

Pfyffer, L. — Sammlung einiger kleinern Schriften Dr. Kasimir Pfyffer's nebst Erinnerungen aus seinem Leben. Zürich, Schulthess. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Planck, M., Ueber den Ursprung der römischen Gladiatorenspiele. Ulm. 1866. Gr. 4. 5 Ngr.

Pröhle, H., Deutsche Sagen. Neue, wohlfeile, durch Reformationssagen vermehrte Ausgabe. Berlin, Frank. Gr. 8. 20 Ngr.

Propst, J., Die Nothwendigkeit des Christenthums in der Familie, der Schule und im Staat. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 9 Ngr.

Rabus, L., Logik und Metaphysik. 1ster Thl. Erkenntnisslehre, Geschichte der Logik, System der Logik, nebst einer chronologisch gehaltenen Uebersicht über die logische Literatur und einem alphabetischen Sachregister. Erlangen, Deichert. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Raimund, G., Zweimal vermählt. Roman. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 1868. 8. 4 Thlr.

Richter, K., Die Anforderungen der Gegenwart an den Volksschullehrer. Preisgekrönte Abhandlung. Leipzig, Klinkhardt. 8. 4 Ngr.

Ruffini, J., Ein stilles Plätzchen im Jura. Eine Schweizergeschichte. Aus dem Englischen. Berlin, Lesser. 8. 15 Ngr.

Salfinger, J. B., Der Hausknecht beim Adlerwirth. Ein Volksroman. 2 Thle. Wels, Haas. 16. 20 Ngr.

Schillers sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Im Verein mit A. Ellissen, R. Köhler, W. Müldener ꝛc. von K. Goedeke. 1ster und 2ter Thl. Stuttgart, Cotta. Lex.-8. à 1 Thlr. 6 Ngr.

— — dramatische Entwürfe zum erstenmal veröffentlicht durch Schillers Tochter Emilie Freifrau v. Gleichen-Rußwurm. Stuttgart, Cotta. Lex.-8. 18 Ngr.

Schmid, H., Der Kampf der lutherischen Kirche um Luther's Lehre vom Abendmahl im Reformationszeitalter. Im Zusammenhang mit der gesammten Lehrentwickelung dieser Zeit dargestellt. Leipzig, Hinrichs. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Schmid's, H., gesammelte Schriften. Volks- und Familien-Ausgabe. 1ster Bd. Leipzig, Keil. Gr. 16. 7½ Ngr.

Schulze, H., Die Krisis des deutschen Staatsrechts im Jahre 1866. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 22½ Ngr.

Shakspere's Werke. Herausgegeben und erklärt von N. Delius. Neue Ausgabe. 1ste Lief. Elberfeld, Friderichs. 1868. Lex.-8. 4 Ngr.

Stern, A., Das Fräulein von Augsburg. Eine Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Leipzig, Weber. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Strodtmann, A., H. Heine's Leben und Werke. 1ster Bd. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr.

Taubert, E., Neue Gedichte. Berlin, Lüderitz. 8. 1 Thlr.

Ein Traum! Von A. J. 40. Altona, Uflacker. Gr. 8. 3 Ngr.

Tyndall, J., Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung. Autorisirte deutsche Ausgabe herausgegeben von H. Helmholtz und G. Wiedemann nach der 2ten Aufl. des Originals. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 12te vermehrte Aufl. 1ste Lief. Marburg, Elwert. 1868. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Idiotikon von Kurhessen. Marburg, Elwert. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Wandelungen. Gedenkbuch an ein großes Jahr. Dresden, Heinrich. Gr. 8. 20 Ngr.

Wie Gott will. Eine Erzählung. Berlin, Rauh. 8. 20 Ngr.

Windisch, E., Der Heiland und seine Quellen. Leipzig, Vogel. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.

Zengerle, W., Liebfrauenbronn. Eine Volkssage. Nach zuverlässigen Quellen bearbeitet. Tauberbischofsheim, Lang. Gr. 16. 5 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der deutsche Krieg von 1866.

Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt
von
Heinrich Blankenburg.

Mit Karten und Plänen.

Erste Hälfte. (Bogen 1—20.) 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von allen Darstellungen des jüngsten Kriegs erregte die, welche die Zeitschrift „Unsere Zeit" in einer Reihe von Artikeln brachte, wegen der geistvollen Auffassung und klaren, übersichtlichen Gruppirung der Ereignisse das meiste Interesse, sodaß man besonders auch auf den Namen des Verfassers gespannt war. Auf vielseitigen Wunsch hat nun der Verfasser, ein ehemaliger preußischer Generalstabsoffizier, sich genannt und seine durch die neuesten Resultate berichtigten und ergänzten Artikel zu einem Werke vereinigt, dessen erste Hälfte hiermit vorliegt, während die zweite sich unter der Presse befindet und binnen kurzem folgen wird.

Die großen Vorzüge, die das Werk selbst vor den amtlichen Veröffentlichungen der betheiligten Generalstäbe voraushat, liegen darin, daß es ebenso den Militär von Fach befriedigt, als die diplomatische Action und den zeitgeschichtlichen Standpunkt zur Geltung bringt, namentlich aber, daß der Verfasser, bei allem Streben nach Objectivität, doch den Personen, Verhältnissen und Thatsachen gegenüber eine freimüthige, unbefangene Kritik übt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.

Briefe von

Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.,

nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von

Varnhagen von Ense.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Vorliegende neue Sammlung von Briefen aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense vervollständigt in vielen Beziehungen das Bild der Persönlichkeiten, die in diesen brieflichen Mittheilungen ihr innerstes Wesen enthüllen. Wilhelm von Humboldt tritt zum ersten male als Jüngling in Freundschaftsbriefen an Henriette Herz vor den Leserkreis; Chamisso in inniger Beziehung zu einer Französin, Ceres Duvernay; Prinz Louis Ferdinand und seine Geliebte Pauline Wiesel von gegenseitiger Leidenschaft ergriffen. Bisher ungedruckte Briefe von Rahel, Ludwig Tieck, Stägemann, Staatsminister von Beyme, Feldmarschall Gneisenau, Staatsminister Haugwitz, dem räthselhaften Grafen von Saint-Germain, Friedrich Rückert u. a. schließen sich an. Varnhagen's eigene Aufzeichnungen werfen die pikantesten Streiflichter auf die vorgeführten Personen und Zustände.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Von Spitzbergen zur Sahara.

Stationen eines Naturforschers auf Spitzbergen, in Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien.

Von

Charles Martins,

Professor der Naturgeschichte an der medicinischen Facultät zu Montpellier, Director des botanischen Gartens daselbst, correspondirendem Mitglied des Institut de France und der Geologischen Gesellschaft zu London.

Autorisirte und unter Mitwirkung des Verfassers übertragene Ausgabe.

Aus dem Französischen.

Mit Vorwort von **Carl Vogt.**

2 Bände. Gr. 8. 3⅓ Thlr.

Carl Vogt sagt über den Werth dieses Buchs von Ch. Martins Folgendes:

„So sehr Martins auch Franzose ist in Gesinnung und Richtung, so sehr ist er auf der andern Seite mit deutschem Geiste genährt und durch seine unter den Gelehrten seines Landes seltene Kenntniß der Culturſprachen befähigt, auch den Arbeiten und Richtungen der übrigen Länder Rechnung zu tragen. Martins war vielleicht der erste, welcher die Franzosen mit den naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethe's bekannt machte. Seine Forschungen, Reisen und Abenteuer erstrecken sich über einen Raum, den nur wenige Forscher durchmessen zu haben sich rühmen können, über 50 Breitengrade, von den aus dem Eismeere hervorragenden Felsenkämmen Spitzbergens bis zu den glühenden Sandebenen der Sahara. Es ist ein populäres Buch im wahren Sinne des Wortes, ebenso klar und verständlich wie angenehm und unterhaltend.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Brockhaus'
Bibliothek der deutschen Nationalliteratur
des 18. und 19. Jahrhunderts.

Jeder Band (15—20 Bogen) geheftet nur 10 Ngr.
gebunden 15 Ngr.

Diese Sammlung soll dem deutschen Volke die reichen Schätze der neuern deutschen Nationalliteratur in correcten, schön ausgestatteten und wohlfeilen Ausgaben darbieten. Jedes Werk wird von einem namhaften Schriftsteller der Gegenwart herausgegeben, mit Einleitung und, wo nöthig, mit erläuternden Anmerkungen begleitet.

Die bereits erschienenen Bände sind nebst einem Prospect über die ganze Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 5. December 1867.

Inhalt: Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Rudolf Gottschall. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Eine Geschichte Preußens. Von Hans Prutz. — Ein ultramontaner Roman. — Beethoven's Leben von Nohl. — Feuilleton. (Laube über die Shakspeare-Kritik von Gervinus; Eine zweifelhafte Autorschaft; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 48.)

Der dritte Band von Julian Schmidt's Werk verdient noch besondere Beachtung, da er sich mit der Gegenwart beschäftigt; er ist, wie der Verfasser zugibt, nicht gleichmäßig behandelt. Mit dem Jahre 1853 beginnt eine andere Behandlung:

Für die Zeit nach 1853 ziemte sich weder die Methode der ersten, noch die der letzten Ausgabe. Die ausführliche und heftige Polemik gegen krankhafte Erscheinungen ist heute völlig antiquirt. Andererseits paßte auch die Form des historischen Referats, die immer ein Urtheil ist, nicht für ein Werk, das ursprünglich selbst als Partei erschien; noch weniger die Einflechtung persönlicher Lebensschicksale in die Geschichte der Schriften für eine Zeit, wo die Personen zum großen Theil noch leben. Ich habe von den wissenschaftlichen und poetischen Leistungen jener Jahre im letzten Kapitel, nicht chronologisch, sondern sachlich geordnet, nur dasjenige hervorgehoben, was mir als neu und charakteristisch für die moderne Bildung erschien.

Die Zeitbestimmung des Jahres 1853 ist so willkürlich wie jede andere in dem Werke, durch welche Epochen abgegrenzt werden. Der Autor verzichtet zwar auf Vollständigkeit, doch wird immer für seinen Standpunkt das sehr charakteristisch sein, was er als charakteristisch hervorzuheben sich gemüßigt sah.

Der dritte Band zerfällt in zwei Bücher: das erste geht von 1813—30; das zweite von 1830 bis zur Gegenwart. Das erste Buch enthält die Abschnitte: „Der Krieg und der Congreß, 1813—16"; „Wissenschaftliche Gärungen, 1816—17", „Die Reaction, 1817—21"; „Der neue Orient, 1821—23"; „Die Historiker und die alte Kunst, 1823—29". Unter dieser letzten Ueberschrift werden uns wunderbarerweise Heine's „Reisebilder" analysirt.

Das zweite Buch zerfällt in fünf Abschnitte: „Das junge Deutschland, 1830—35"; „Die Realisten, 1835—41"; „Das Zeitalter Friedrich Wilhelm's IV., 1841—47"; „Die Ritter vom Geist, 1848—55"; „Soll und Haben, 1855—67". Dieser letztere Abschnitt soll wahrscheinlich die Bilanz der Gegenwart ziehen; die darin vorzugsweise behandelten Historiker haben mit dem Freytag'schen Roman nicht das Geringste zu thun. Bei dieser Bilanz kommt die Poesie wie immer wesentlich zu kurz. Im übrigen verräth dies letzte Kapitel seinen journalistischen Ursprung; es ist eine Sammlung Julian Schmidt'scher Kritiken, die hier zusammengeschleudert und durch lockere Fäden verknüpft sind. Die „Unüberwindlichen Mächte" von Grimm verdanken eine eingehende seitenlange Besprechung nur einem Artikel in den „Preußischen Jahrbüchern", der hier verwerthet wird. Ja das Erstaunen, das man darüber empfindet, den „Versuch" von Jakob Burkhardt: „Die Cultur der Renaissance", und Hermann Grimm's „Michel Angelo", zwei Werke, die ganz dem Gebiet der Specialstudien angehören, mit seitenlanger Ausführlichkeit besprochen zu sehen, kann nur dadurch ermäßigt werden, daß man die praktische Seite ins Auge faßt, den berechtigten Eifer, einige gute Gedanken vor dem Lose des Einstampfens als journalistische Makulatur zu retten! Freilich, das Misverhältniß, das bei diesen in ganzer Breite aufgenommenen Recensionen zu Tage tritt, wird um so auffälliger, wenn man damit vergleicht, was denn auf dem Gebiete der neuen Aesthetik bei unserm Autor Beachtung gefunden hat. Da aber nicht einmal Vischer's „Aesthetik", dies große Hauptwerk der neuen Zeit, mit einem einzigen Worte erwähnt wird, geschweige denn von Weiße, Carriere, Zeising u. a. gesprochen wird, so muß man in der Aufnahme jener Kritiken einen auffallenden Verstoß gegen das Princip der Gleichberechtigung sehen, das der Literarhistoriker seiner Arbeit zu Grunde zu legen hat.

Bei Julian Schmidt aber herrscht das Princip der zufälligen Lektüre. Schon in den „Grenzboten" stieß man oft auf die Wendung, dies oder jenes Buch sei den Kritikern nicht „zugänglich" gewesen, d. h. nicht in das Haus geschickt worden. Es ist aber die Pflicht und Schuldigkeit des Literarhistorikers, die Literatur zu beherrschen und die Mühe nicht zu scheuen, welche auch in neuerer Zeit die Herrschaft über den massenhaft angesammelten Stoff mit sich bringt. Nicht die eigene Neigung, auch nicht das Maß der eigenen Einsicht, noch weniger das Vorurtheil darf hier bestimmen zu vornehmer

Ablehnung; es gilt, vorurtheilsfrei die Werke ſelbſt in die Hand zu nehmen und zu prüfen. Sonſt ſchreibt der Hiſtoriker eine Geſchichte einzelner Richtungen, die ihm zufällig nahe liegen, aber keine Literaturgeſchichte, und indem er die öffentliche Meinung durch dies Etikette täuſcht, begeht er eine Ungerechtigkeit gegen alle diejenigen, die er aus Bequemlichkeit oder Einſeitigkeit aus ſeinem Werke ausgeſchloſſen hat.

In dieſem dritten Bande ſind die wiſſenſchaftlichen Zweige, mit denen ſich Julian Schmidt eingehend beſchäftigt hat, vor allen übrigen bevorzugt. Wenn ſich auch hier bisweilen ein ſchroffes oder keck abſprechendes Urtheil geltend macht, ſo gelingt es doch dem Literarhiſtoriker, uns ein Bild der vorgeführten Richtungen und Beſtrebungen zu entwerfen. Die Charakteriſtiken von Hegel's „Logik" und ſeinen ſpätern Werken, von Jakob Grimm, Gervinus, Ranke, Leo, Droyſen, Mommſen, einem enfant cheri der „Grenzboten", die Charakteriſtik der ſich ablöſenden Richtungen auf dieſen Gebieten darf im ganzen als gelungen betrachtet werden. Wenn ſich auch in der Porträtgalerie der Philoſophen und Hiſtoriker bedeutende Lücken finden, ſo darf doch hier eher als auf dem Gebiete der Dichtung der eine Gelehrte für den andern eintreten, ſofern ſie nur eine gleiche oder verwandte Richtung verfolgen, da die Individualität hier nur mitbeſtimmend, aber nicht alleinbeſtimmend auftritt, wie auf dem Gebiete der Kunſt. Manches früher Verſäumte iſt nachgeholt; Herbart und Schopenhauer z. B. ſind etwas ausführlicher beſprochen als früher. Nur iſt bei Herbart mehr die Polemik gegen die Modephiloſophie hervorgehoben als der Schwerpunkt ſeines eigenen Syſtems; namentlich ſind die Vorzüge ſeiner „Praktiſchen Philoſophie" gar nicht gewürdigt. Auch aus dem Schopenhauer'ſchen Syſtem wird im Grunde nur „ein Weltbild", wie Schmidt es nennt, herausgegriffen, beiläufig eine gegen die Principien des Syſtems ſchwer ſündigende Ausdrucksweiſe: denn Weltbild kann nur auf die „Welt als Vorſtellung" gehen; Julian Schmidt charakteriſirt aber unter dieſer Bezeichnung gerade die „Welt als Wille" und beginnt ſelbſt damit, den Willen nach Schopenhauer als das ſchöpferiſche Princip aller Erſcheinungen zu bezeichnen. Einen klaren Einblick in das Schopenhauer'ſche Syſtem gewinnt man durchaus nicht aus den Schmidt'ſchen Excerpten.

Mit der meiſten Vorliebe iſt das Hegel'ſche Syſtem charakteriſirt. Dieſe Charakteriſtik beginnt ſogar immer wieder von neuem, da bei der zuſammengeſtoppelten fragmentariſchen Form der Darſtellung ſich für kein Charakterbild ein beſtimmter Abſchluß findet. Für die Reife und Erhabenheit des Schmidt'ſchen Standpunktes ſind Ausſprüche bezeichnend, wie der folgende: „Hegel's Philoſophie war das letzte Reſultat einer reichen und glänzenden, aber unfertigen Bildung: einer Periode des Werdens, die ſich zuerſt in einzelnen Blüten ausprägte, die aber endlich in einen allgemeinen Gärungsproceß ausging." Beiläufig, ſich „in Blüten ausprägen" iſt eine jener Katachreſen, deren ſich die Schmidt'ſche Muſe in der Regel ſchuldig macht, wenn ihre Diction ſich einmal in das metaphoriſche Gebiet verſteigt. Die glücklicherweiſe nicht häufigen Tropen des Autors ſind faſt alle ſchief und ungeſchickt — Fehler, die bei dem Reichthum verzeihlich, bei der Armuth unerträglich ſind.

Die Correſpondenzen einzelner Männer, wie z. B. die von Gentz, ſind zur Charakteriſtik der Zeit unverhältnißmäßig ausgebeutet. Gentz bildet einen Chorus, der ſich durch zwei Bände hindurchzieht. Welches bleibende Werk hat denn dieſer Diplomat für unſere Literatur geliefert? Die Perſönlichkeit von Gentz iſt bedeutend genug, um ſie an geeigneter Stelle zu porträtiren, aber ein für allemal. Dies haben die „Deutſchen Jahrbücher" in muſtergültiger Weiſe gethan. Doch fortwährend das fauniſche Geſicht dieſes Epikuräers als literarhiſtoriſches Titelkupfer in allen Abſchnitten zu begrüßen, das macht einen ermüdenden Eindruck; dergleichen paßt eher in eine politiſche Geſchichte jener Zeit als in eine Literaturgeſchichte.

Sehen wir uns nun nach den Lyrikern und Dramatikern der „Gegenwart" um; graben wir aus dem Schutt dieſer Briefſtellen, Auszüge, Notizen, Gloſſen das Wenige heraus, was Schmidt über unſere Dichter, die Träger unſerer Nationalliteratur, zu ſagen weiß! Selbſtverſtändlich fällt auf den Entwickelungsgang unſerer Lyrik nur eine ſehr aphoriſtiſche Beleuchtung; es werden nur wenige Dichter charakteriſirt, nur diejenigen, die gelegentlich einmal in den Zeitungen aufgetaucht ſind; denn um die Talente als ſolche kümmert ſich die publiciſtiſche Chronik nicht. Auch wird die Lyrik ſo wenig im Zuſammenhang behandelt wie irgendeine andere Dichtgattung; man muß ſich ihre zerſtückten Glieder aus den verſchiedenſten Kapiteln zuſammenſuchen. Ueber Uhland wird im erſten Kapitel ein Urtheil gefällt, das ſich in wenigen Sätzen erſchöpft; über die andern ſchwäbiſchen Dichter geht der Autor raſch zur Tagesordnung über. Ausführlicher wird „Der neue Orient" behandelt; doch nur die Charakteriſtik der Scheffer'ſchen Novellen iſt eingehend und gründlich.

Von Rückert werden die „Oeſtlichen Roſen" und der „Liebesfrühling" erwähnt. Auffallenderweiſe iſt das alles, was wir von den umfaſſenden Aneignungen, von der großartigen kosmopolitiſchen Thätigkeit dieſes Mannes hören, während uns im vorigen Bande jeder Fetzen romantiſcher Ueberſetzungskunſt aufgetiſcht wurde. Ja nicht einmal „Die Weisheit des Brahmanen", dies Hauptwerk des neuen Orients, wird mit einer Silbe berückſichtigt. Das Erſtaunen über ſolche Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit wird geringer, wenn wir ſehen, wie die Methode des Autors einen Theil ſeiner Schuld übernimmt. „Der neue Orient" trägt die chronologiſche Beziffrung: 1821—[illegible]. Alle ſpäter erſchienenen Werke gehören alſo nicht in dieſen Abſchnitt. Das Unglück iſt nur, daß der Autor vergißt, darauf zurückzukommen. Oder verdiente Bodenſtedt's „Mirza-Schaffy", der einen bei weitem durchſchlagendern Erfolg hatte als die „Oeſtlichen Roſen", nicht eine Erwähnung, wie überhaupt die neue, mehr das Polemiſche hervorkehrende Aneignung orientaliſcher Lyrik? Verdiente die Ueberſetzung des Firduſi von Schack und Aehnliches nicht hervorgehoben zu werden? Wie ärmlich

ist die Literaturkenntniß dieses Autors, wenn er nicht auf seinen Steckenpferden oder den Steckenpferden seiner Coterie herumreiten kann!

Unter den neuen Orientalen begegnen wir auch Platen, der von Schmidt in vornehmster Weise abgefertigt wird. Er nennt ihn einen genialen Virtuosen, aber ohne Rückert's „poetischen Schmelz". Der poetische Schmelz ist wahrlich nicht Rückert's stärkste Seite.

Er (Platen) hatte bereits in allen möglichen, griechischen und modernen Rhythmen sich versucht: die Handhabung des Metrums ist sehr geschickt und der Stil zeigt ein löbliches Streben nach Reinheit und Würde. Aber der Stil wird doch durch die Gedanken und Empfindungen bedingt, und wo diese ganz fehlen oder wenigstens matt sind, wird das größte Formtalent nicht befriedigen. In Ramler's Zeit hatte die lyrische Stillübung eine ganz andere Bedeutung: es kam darauf an, der Sprache eine neue edlere Form und einen neuen poetischen Inhalt zu geben, sie in Rhythmus, Melodie, Bildern und Wortfügungen, kurz in den eigentlichen Elementen der Kunst zu bereichern und zu veredeln. Seitdem litt die Sprache nicht mehr an Armuth und Einseitigkeit, sondern an einem höchst bedenklichen Ueberfluß; der Deutsche hatte nicht nöthig, nach fremden Formen für den Ausdruck des Schönen zu suchen. Platen hat Gedichte in deutschen Formen geschrieben, und es zeugen einige darunter von einer natürlichen Anlage für Melodie, die wol hätte entwickelt werden können; doch nur einige: in den meisten wird die deutsche Weise gerade so behandelt, wie die ausländische. Es ist nie der Strom eines gewaltigen und innigen Gefühls, der sich sein angemessenes Bett sucht, sondern die Reflexion, die von der Form zum Inhalt übergeht und höchstens zu einem epigrammatischen Effect gelangt. Die Thätigkeit seiner Seele erschöpfte sich mehr in Sehnsucht und Verdruß, als in einem realen Streben. Ohne es zu wissen, nahm er seine Zuflucht stets zu fertig zubereiteten Stoffen, zu ältern lyrischen Stimmungen, die er metrisch reconstruirte, und es war immer eine literarische Beziehung, die sein Schaffen bedingte. Er wird von irgendeiner neu auftauchenden Richtung oder auch von einer, die bereits verjährt ist, mit fortgerissen, bildet dieselbe zu ihrem Extrem aus und wundert sich dann, daß er keine Anerkennung findet. Das geheime Gefühl seiner Unsicherheit sucht er durch Prahlerei zu übertäuben.

Man kann über Platen's dichterische Bedeutung verschiedener Ansicht sein; wenn man aber von ihm zu behaupten wagt, „sein Stil zeige ein löbliches Streben nach Reinheit und Würde", eine Schulcensur, die man allenfalls einem nicht ungewandten Primaner mit auf den Weg gibt, so ist dies Urtheil, einem Dichter gegenüber, der in Bezug auf poetischen Stil zu unsern ersten Classikern gehört, ein testimonium paupertatis, wie es sich die ästhetische Kritik nicht schlimmer ausstellen kann. Die schulmeisterliche Phrase zeigt sich hier in ihrer ganzen Hohlheit.

Von Heinrich Heine erhalten wir eine vollkommene Anthologie. Lange Stellen aus seinen Gedichten werden citirt und zwar Stellen, die jeder Mensch kennt. Hierbei müssen wir die Unart Schmidt's erwähnen, selbst die Gedichte, die er citirt, in Prosaform mitzutheilen. So weit geht seine Abneigung gegen die Lyrik, daß er sein gediegenes Werk nicht durch Verse verunzieren will. Schmidt hat einen neuen Leitton in Heine's Poesie entdeckt: „den Glauben an die Realität des Todes". Diese Phrase ist wiederum classisch. Weiterhin wird Heine ein „thränenreicher Falstaff" genannt, der durch die Scheu, sich auf einem wahren und bleibenden Gefühl ertappen zu lassen, zu unschönen Possen verleitet wird. Wo zeigt denn Falstaff diese Scheu? Dieser in jeder Hinsicht unpassende Vergleich ist einer der zahlreichen unglücklichen Versuche Julian Schmidt's, witzig zu sein. Später findet sich in Bezug auf die „Reisebilder" folgende Stelle: „Der Neffe eines Millionärs, überzeugt, alle Schönen seien käuflich, wechselt alle Augenblicke seine Rolle mit dem gemüthlichen Studenten, der zu thränenvoller Liebe geneigt ist." Welch ein Zusammenhang zwischen „dem Neffen eines Millionärs" und der Ueberzeugung, daß alle Schönen käuflich sind! Von Chamisso heißt es weiterhin: „Auch trockene Gegenstände wußte er durch die Form der Terzine zu adeln." Hier kommt auf einmal die vielgeschmähte lyrische Stillübung zu ihrem guten Recht!

In dem Abschnitte: „Das Zeitalter Friedrich Wilhelm's IV.", behandelt Schmidt die „politische Lyrik". Anastasius Grün wird stiefmütterlich mit wenigen Worten abgefertigt; Nikolaus Lenau nach seinen „Albigensern" und seinem „Savonarola" charakterisirt, während seine „Gedichte", in denen sich seine dichterische Physiognomie am schärfsten ausspricht, keine Erwähnung finden, ebenso wenig wie sein „Faust" und „Don Juan". In der Charakteristik kommt die geheimnißvolle Phrase vor: „Das Herz ist voll, aber die Zunge gelähmt." Ein solcher Dichter ist ja noch schlimmer als der Lessing'sche Rafael ohne Hände! Von Karl Beck's „Gepanzerten Liedern" heißt es, sie seien ganz ohne Sinn und Verstand. Eingehender werden Ferdinand Freiligrath, Annette von Droste-Hülshoff und Georg Herwegh gewürdigt. Damit ist Julian Schmidt's Darstellung der neuern Lyrik, eine scharfe und gerechte Abfertigung der „Amaranth" von Redwitz ausgenommen, abgeschlossen. Für die ganze übrige Lyrik scheint der Spiegel bestimmt zu sein, den Schmidt den jugendlichen Dichtern vorhält:

Es ist für manchen unserer jungen Lyriker ein Unglück gewesen, in ziemlich frühem Alter durch Gedichte im Geschmack der Zeit eine gewisse Berühmtheit zu erlangen; das Prädicat eines jungen Dichters ist ihm seitdem geblieben. Diese „jungen Dichter" haben nun eine Reihe liebedienerischer Freunde, welche das Prädicat der Jugend gern recht lange erhalten möchten. Sie rufen bei jedem neuen Versuch: hier ist zwar noch nicht völlige Vollendung, aber welch kühne, gewaltige, großartige Gärung u. s. w. Vor solchen Lobsprüchen kann der junge Dichter nicht genug auf seiner Hut sein. Wenn man unter Jugend nichts anderes versteht als frischen Muth und Wärme des Herzens, so soll nicht blos jeder Dichter, sondern jeder Mensch sich bemühen, soweit es geht, ewig jung zu bleiben. Aber man versteht unter Jugend meistens Unreife und Unfertigkeit der Bildung, und diese Jugend soll man so zeitig als möglich los werden. Das erste Jugendgefühl wird durch das Studium der Wirklichkeit corrigirt. Aber dieser bleiben die meisten jener Poeten fern; sie führten nur ein Scheinleben. Abgesehen von kleinen Liebesintriguen, bei denen die Reminiscenz maßgebend ist, und etwa einer Reise nach Paris, wo sie an jedem Ort, vom Hôtel de Ville bis zum Père Lachaise, die Empfindungen hatten, die im Reisehandbuch verzeichnet sind, zeigten sie sich der Gesellschaft nur in der Dichterpositur. Sie empfingen für die Declamation ihrer Verse bei der Theegesellschaft das gebührende Lob, und sie ärgerten sich über übelwollende Kritiker.

Für sie bestand die Menschheit aus zwei Klassen: aus denen, die ihre Verse bewunderten, und denen, die sie nicht bewunderten.

Das klingt fast geistreich; wir bewundern die Reife des Kritikers, der die unreifen Dichter zur Ordnung ruft, und lachen über die nach dem Reisehandbuch empfindenden Poeten, wenn dieselben auch nur in der Phantasie unsers Kritikers existiren. Unsere Dichter, die in Paris waren, Alfred Meißner, Friedrich Hebbel u.a., haben in Reiseschriften und Gedichten wohl bewiesen, daß sie origineller Gedanken und Empfindungen fähig sind. Doch man würde dem Kritiker diesen kleinen satirischen Excurs gern verzeihen, wenn derselbe uns nur nicht schadlos halten müßte für das ganz unglaubliche Deficit, welches die neue Lyrik in dieser Literaturbilanz erleidet.

Ein Dichter wie Emanuel Geibel existirt für die Julian Schmidt'sche Literaturgeschichte nicht, ein Dichter, der in vielen und großen Kreisen für den ersten Lyriker der Gegenwart gilt, dessen „Gedichte" eine größere Zahl von Auflagen erlebt haben als irgendeine andere schönwissenschaftliche Production der letzten drei Jahrzehnte. Einen solchen Dichter vornehm ignoriren zu wollen, ist in einer Literaturgeschichte der Gegenwart eine Abgeschmacktheit. Möglich, daß Schmidt ihn nur für einen Poeten für Backfische hält; möglich, daß er in seiner Chronologie keine rechte Jahreszahl für ihn, in seiner Charakteristik der Richtungen keinen Platz für ihn fand. Er mochte Geibel verkleinern und angreifen, aber einen bei dem Publikum so beliebten, von der Kritik so vielfach anerkannten Dichter, der gerade deshalb schon ein culturgeschichtliches Interesse in Anspruch nimmt, einfach auszulassen, das verdient die schärfste Rüge und wirft außerdem das schärfste Licht auf die Art und Weise, wie die Julian Schmidt'sche Literaturgeschichte zusammengestoppelt ist.

Bei der Darstellung der politischen Lyrik vermissen wir: Robert Prutz, einen Lyriker ersten Ranges, der in Form und Inhalt vorzügliche Gedichte geschaffen; Franz Dingelstedt, einen unserer geistvollsten Dichter; Hoffmann von Fallersleben, dessen „Unpolitische Lieder" im Zeitalter Friedrich Wilhelm's IV. nicht fehlen durften; Moritz Hartmann u. a. Nirgends mit einer Silbe wird Friedrich Bodenstedt erwähnt; nirgends Julius Mosen, weder als Lyriker noch als Epiker und Dramatiker; nirgends Otto Roquette, dessen „Waldmeisters Brautfahrt" doch in weitesten Kreisen Anklang fand; nirgends der Schlachtenmaler Scherenberg, von vielen andern jüngern Dichtern zu schweigen. Wie sollen wir diese Auslassungen erklären? Erscheinen dem Literarhistoriker diese Dichter nicht bedeutend genug? Wie kommt er dazu, sein eigenes subjectives Urtheil hier zum Maßstab für die Aufnahme oder Ausschließung der Autoren zu machen, während es doch seine Pflicht ist, alle auf die Zeit und das Volk wirkenden Schriftsteller zu charakterisiren? Diese Dichter haben aber eine bei weitem größere Wirkung ausgeübt als eine große Zahl jener secundären Historiker oder Monographienschreiber, denen er lange Seiten widmet; auch ist ihr Talent bedeutender. Wie soll man eine Geschichte der „Literatur der Gegenwart" bezeichnen, in welcher ihre besten Dichter fehlen?

Nicht besser als den Lyrikern ergeht es den Dramatikern. Hebbel und Halm, Gutzkow, Laube und Freytag werden allerdings besprochen. Die Polemik gegen Hebbel und Gutzkow ist dieselbe geblieben wie in den frühern Auflagen; doch sind ihre gehässigen Pointen etwas gemildert worden. Freilich kommen noch Stellen vor wie die folgende: „An Fruchtbarkeit steht Gutzkow nahe an Benedix, dessen «Bemoostes Haupt», «Doctor Wespe» u. s. w. um keinen Gran gescheiter sind; freilich sind sie viel anspruchsloser." Die „Gescheitheit" ist überhaupt ein Lieblingsmaßstab Julian Schmidt's. Was wir hier von Benedix hören und was ohne Frage geeignet sein soll, uns ein Bild von diesem Autor und unserer bürgerlichen Lustspieldichtung zu geben, ist überhaupt alles, was wir vom neuen Lustspiel erfahren. Nur Bauernfeld wird gelegentlich erwähnt und ebenso eingehend gewürdigt. Nirgends eine Darstellung unserer Lustspieldichtung in ihrer neuesten Gestaltung; nirgends eine culturhistorisch unerlaßliche Charakteristik der Posse. Das ganze Theater existirt für Julian Schmidt nicht; gegenüber dem frischen Leben der Gegenwart lassen ihn seine Excerpte im Stich.

Man sollte nun glauben, daß er von der neuern Dramatik eine sehr geringschätzige Meinung hat. Dem ist aber durchaus nicht so. Er sagt auf der vorletzten Seite des Werks:

> Der eigentlich moderne Roman hat aber zu seinem Publikum auch die besten Köpfe der Nation, und wo dieselben Dichter es versuchen, im idealistischen Drama die Bahn Goethe's und Schiller's wieder zu betreten, bleibt bei der edelsten Anstrengung der Erfolg aus. Was für eine echt künstlerische Anstrengung ist z. B. in Freytag's „Fabiern", Hebbel's „Nibelungen", Otto Ludwig's „Makkabäern", Paul Heyse's „Sabinerinnen" aufgewandt! Das unbedeutendste von diesen und ähnlichen Dramen würde vor 40 Jahren Epoche gemacht haben, jetzt beachtet man sie kaum.

Und über solche Meisterwerke geht auch die Literaturgeschichte zur Tagesordnung über, blos weil das Publikum sie nicht beachtet, was übrigens nur in Bezug auf die Römerdramen wahr ist! Stellt sich der Literarhistoriker auf einmal auf den Standpunkt des großen Haufens? Hat er nicht die Verpflichtung, durch Analyse des wirklich Bedeutenden und Gelungenen den Kunstschöpfungen der Gegenwart gerecht zu werden und die verständnißlose Menge auf deren Vorzüge, auf die dichterischen Schätze hinzuweisen, die ihr verschlossen sind?

Da „der Roman die besten Köpfe der Nation zu seinem Publikum hat", so darf auch Julian Schmidt nicht hinter diesen zurückbleiben; er liest nicht blos in der Universitätsbibliothek, er abonnirt sich auch in der Leihbibliothek und ertheilt im letzten Kapitel kritische Auskunft über alle Romane, welche gerade Mode sind. Auerbach, Stifter, Keller, Freytag, Spielhagen, Hermann Grimm werden ausführlich, Fanny Lewald vorübergehend, Heinrich Koenig, Schücking u. a. gar nicht gewürdigt, Otto Ludwig wegen seiner, nur in Einzelheiten großartigen, in

ganzen überspannten und in der Form ungelenken Novelle „Zwischen Himmel und Erde" in den Himmel gehoben. Es beruht auf dem odisch-polarischen Gegensatz, daß die höchste Ueberspanntheit der höchsten Nüchternheit imponirt. Schmidt hat eine unglückliche Liebe zu den Kraftgenies, wenn er sie auch hofmeistert. Im übrigen bespricht er auch hier nur, was sich in seine Gedankengänge einfädeln läßt. Der deutsche Roman bekommt nämlich mit jeder Auflage des Schmidt'schen Werks eine neue Aufgabe. Früher sollte er das deutsche Volk bei seiner Arbeit suchen; jetzt heißt es: „Mehr und mehr stellt sich als die Aufgabe des modernen Romans heraus, das Verhältniß der Stände zum Staat, das die Wissenschaft analytisch untersucht, durch die Anschauung festzustellen." Es ist ein Glück, wenn Homer und Aristoteles gleichzeitig leben; dann behält die Theorie des letztern die nöthige Biegsamkeit, um sich jedem neuen Werk des dichterischen Genies anzupassen. Die erste Aufgabe des Romans war aus Freytag's „Soll und Haben" destillirt, die zweite ist nach seiner „Verlorenen Handschrift" bestimmt; ohne Frage wird ein drittes Freytag'sches Werk den deutschen Roman mit einer neuen Mission in der nächsten Auflage von Julian Schmidt beglücken. So hebt sich die Einseitigkeit, die in jeder einzelnen Auflage herrscht, wieder auf durch die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, die alle Auflagen zusammen darlegen, und ein Literarhistoriker der Zukunft kann auch von dem Literarhistoriker der Gegenwart in Excerpten eine chronologische Entwickelung geben.

Das Gesammturtheil über das Julian Schmidt'sche Werk kann nur ungünstig lauten, insofern dasselbe sich für eine Geschichte der deutschen Literatur ausgibt. Als ein Beitrag zur Geschichte der Richtungen und Meinungen, namentlich auf wissenschaftlichem Gebiete, könnte man dasselbe gelten lassen, um so mehr, als seine Lektüre in mancher Hinsicht anziehend ist, indem der Autor die bedeutenden Geister der Nation oft zu Worte kommen läßt und wir so an seiner Hand, wenn auch oft gestört durch die aufdringlichen Bemerkungen des Cicerone, unser deutsches Pantheon durchwandeln. Als Geschichte der Dichtung aber, namentlich der Gegenwart gegenüber, verräth das Werk eine solche Lückenhaftigkeit, Oberflächlichkeit und dilettantische Einseitigkeit, daß man jeden, der sich eine unbefangene und eingehende Kenntniß unserer Dichter und ihrer Werke verschaffen will, auf das entschiedenste vor demselben warnen muß. **Rudolf Gottschall.**

Eine Geschichte Preußens.

Geschichte des preußischen Staats, von Felix Eberty. Erste Abtheilung: Geschichte des preußischen Staats bis zum Regierungsantritt Friedrich's des Großen. 1411—1740. Zwei Bände, Breslau, Trewendt. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die großartigen Ereignisse des verflossenen Jahres, durch welche Preußen endlich zu der ihm in Deutschland gebührenden Stellung gekommen ist, haben ganz naturgemäß auch der frühern Entwickelung dieses Staats ein regeres Interesse zugewandt: denn der fast überraschend schnell erfolgte Abschluß einer langjährigen Reihe von mühsamen Kämpfen und vergeblichen Bestrebungen legt einem jeden unwillkürlich den Wunsch nahe und macht es ihm zum Bedürfniß, rückwärts gekehrt in der Vergangenheit diejenigen Momente aufzusuchen, in denen der erste Keim und Ansatz zu finden ist für das, was wir in der Gegenwart verwirklicht sehen, und im Geiste noch einmal den oft von Dunkel bedeckten und so wunderbar verschlungenen Weg zu durchmessen, auf dem Preußen, und mit ihm Deutschland, zu dem nun erreichten Ziele gelangt ist. Dieser Anregung verdanken wir manchen Beitrag, durch den in der letzten Zeit die Geschichte Preußens bereichert worden ist. Denn jetzt, wo der historische Entwickelungsgang des preußischen Staats wenigstens einen vorläufigen Abschluß erhalten hat, ist eigentlich erst ein Gesichtspunkt gewonnen worden, von dem aus ein Uebersehen, ein Erfassen und Würdigen seiner frühern Schicksale recht möglich ist: bisher hatte man Wünsche und Hoffnungen, von denen aus die Vergangenheit gemessen und durch die das Urtheil über dieselbe bestimmt wurde; jetzt endlich hat man dafür wirklich festen Boden unter den Füßen und schwebt nicht mehr wie bisher in der Luft. Eine in diesem Sinne gehaltene Darstellung der preußischen Geschichte würde uns gerade jetzt als eine durchaus zeitgemäße Gabe erscheinen; sie würde, da sie ein wirkliches Bedürfniß befriedigte, auch in den weitesten Kreisen Anerkennung und Verbreitung finden: freilich wäre die erste Forderung, die erfüllt sein müßte, die, daß ein solches Werk einmal von nicht zu großem Umfang, und dann in seiner Darstellung wirklich populär gehalten wäre, daß sein Verfasser das Wesentliche und wirklich historisch Wichtige von dem Unwesentlichen und nur Aeußerlichen zu scheiden, die eigentlich einen Fortschritt enthaltenden Momente klar in ihrem innern Zusammenhange hervorzuheben und die Entwickelung dieser Keime in ihrer Gesammtheit zur Anschauung zu bringen vermöchte. Diese Eigenschaften, welche unserer Meinung nach einem solchen Buche nicht fehlen dürfen, sind allerdings der Art, daß die Aufgabe mit zu den schwierigsten gehört, welche unsere Geschichtschreibung in der nächsten Zukunft zu lösen haben wird. Mancher wird sich noch vergeblich an dieser Lösung versuchen; immerhin aber wird er unsern Dank verdienen, wenn er derselben wenigstens einen Schritt näher gerückt ist und in einem oder dem andern Punkte die Sache wirklich gefördert hat.

Von dem eben gekennzeichneten Gesichtspunkte aus hat Felix Eberty, der sich früher durch seine nach englischen Quellen zusammengestellten Lebensbilder von Walter Scott und Lord Byron bekannt gemacht hat, eine Darstellung der preußischen Geschichte unternommen. Die entscheidende Anregung dazu scheint auch er durch die glorreichen Ereignisse des vorigen Sommers erhalten zu haben, und in unmittelbarem Hinblick auf das durch sie in greifbare Nähe gerückte Ziel, dem die Zukunft Preußens entgegeneilt, hat er die frühern Schicksale des preußischen Staats dargestellt. Sein Werk wendet sich daher an alle diejenigen, welche für die große Gegenwart Sinn und Verständniß haben

und dieſelbe tief genug zu erfaſſen vermögen, um den Spuren ihres hiſtoriſchen Werdens auch in der Vergangenheit nachzugehen. Eberty erklärt ferner, daß er auf hiſtoriſche Gelehrſamkeit keinen Anſpruch mache und keinen andern Zweck verfolge, als die in ſo vieler Beziehung unvergleichliche Geſchichte unſers Vaterlandes ſchlicht und einfach „zu erzählen"; er faßt danach ſeine Aufgabe ganz im populären Sinne und hat ein Werk ſchreiben wollen, welches, wenn auch nicht im Volke überhaupt, ſo doch unter den Gebildeten Kenntniß der preußiſchen Geſchichte und damit Verſtändniß der Gegenwart zu verbreiten geeignet ſein ſoll. Dieſe entſchieden populäre Tendenz des Eberty'ſchen Werks wird auch ſchon äußerlich dadurch bethätigt, daß daſſelbe dem „deutſchen Volksdichter" Fritz Reuter zugeeignet iſt. Nach alledem werden wir die Forderungen, welche wir oben an eine populäre Darſtellung der preußiſchen Geſchichte ſtellten, auch dieſem Werke gegenüber geltend machen und als Maßſtab anwenden müſſen, um zu beurtheilen, inwieweit der Verfaſſer jene Aufgabe nun auch wirklich gelöſt hat.

Gleich ein erhebliches Bedenken trifft den äußern Umfang des Werks: die beiden vorliegenden Bände, welche die preußiſche Geſchichte bis zur Thronbeſteigung Friedrich's des Großen führen, ſind zuſammen über 1400 Seiten ſtark. Das aber iſt, wie es uns ſcheinen will, ein Raum, welcher ſelbſt bei dem vorliegenden kleinern Format und dem verhältnißmäßig weitläufigen Druck ausreichen würde, um eine allen Anforderungen genügende, bei wichtigen Punkten ſelbſt in das Detail eingehende Darſtellung der Geſchichte Preußens bis auf die Gegenwart zu geben. Wenn aber zur Erzählung der preußiſchen Geſchichte bis zum Tode Friedrich Wilhelm's I., alſo des an wirklich großen Ereigniſſen verhältnißmäßig ärmſten Zeitraums, zwei übermäßig ſtarke Bände nöthig ſind, ſo wird, um die Aufgabe zu Ende und die Darſtellung bis auf die Gegenwart zu führen, doch wenigſtens das Doppelte erforderlich ſein, ſodaß damit das ganze Werk zu einem Umfange von ſechs bis ſieben, vermuthlich ſogar noch mehr dickleibigen Bänden anwachſen wird. Wie aber ſoll daſſelbe dann noch ſeinen populären Zweck erfüllen? Denn an eine preußiſche Geſchichte von ſo ungewöhnlichem Umfange wird ſich von denjenigen Leſern, auf welche das vorliegende Werk ganz beſonders rechnet, ſo leicht keiner wagen, zumal da wir eine ganze Anzahl ſehr viel knapper und kürzer gehaltener Werke dieſer Art beſitzen, welche dem Bedürfniß dieſes Leſerkreiſes mehr entſprechen. Zu ſolchem Umfange, welcher mit den an ein populäres Werk zu ſtellenden Forderungen im ſchroffen Widerſpruche ſteht, konnte eine Erzählung der preußiſchen Geſchichte bis 1740 aber nur anſchwellen infolge einer übermäßigen Ausführlichkeit. Das ganze Werk iſt eine außerordentlich weitläufige Compilation aus der einſchlagenden Literatur: ein eigentliches Quellenſtudium liegt demſelben nicht zu Grunde, und die Materialien hat dem Verfaſſer, wie er in der Vorrede ſelbſt angibt, „die beſonders für die ältere brandenburgiſche Geſchichte ſehr reiche breslauer Bibliothek dargeboten, welche auf dieſem Gebiete kaum hinter der königlichen Bibliothek zu Berlin zurückſteht". Mit hiſtoriſchen Darſtellungen, welche ſo ganz auf andern Schultern ſtehen und nur mittelbar eine von ihrem Verfaſſer nicht genau gekannte quellenmäßige Begründung haben, iſt aber das ein eigenes Ding: ſelbſt bei dem beſten Willen wird dabei immer nur eine mehr oder weniger unvollſtändige Compilation herauskommen, und ſelbſt das Publikum, das durch ſo zahlreiche, tüchtige, quellenmäßige und dabei doch leicht, ja mit Genuß lesbare Werke geſchult iſt, wird nicht ohne weiteres zu dieſer leichtern Waare greifen. Bei Werken, die ſo ganz auf Compilation beruhen, iſt eine wirkliche hiſtoriſche Kritik nicht möglich, ja auch eine wahrhafte, organiſche Einheit der Darſtellung wird auf dieſem Wege niemals erreicht werden können, derſelbe wird vielmehr bei der großen Verſchiedenheit der zuſammengefügten Beſtandtheile höchſtens zu einer guten, durch ſeine geſchmackvolle Anordnung feſſelnden Moſaik führen, ganz abgeſehen davon, daß für den Compilator die Gefahr ſo nahe liegt, Unrichtigkeiten und Irrthümer, die ſich in die ihm vorliegenden Werke eingeſchlichen haben, mit zu übernehmen und auch ſeinen Leſern aufzutiſchen. Alle dieſe Mängel müſſen wir nun auch an der vorliegenden „Geſchichte des preußiſchen Staats" rügen; dieſelben werden noch geſteigert und doppelt empfindlich gemacht dadurch, daß es der Darſtellung an jeder klaren Geſammtauffaſſung, jeder geſchichtsphiloſophiſchen Betrachtung, ja ſelbſt an einer Würdigung der Vergangenheit von den politiſchen Geſichtspunkten der Gegenwart aus gänzlich fehlt. Die Breite der Detailmalerei und die ermüdende Weitſchweifigkeit in dem rein äußerlichen Aneinanderreihen der Thatſachen vermögen für das Fehlende natürlich keinen Erſatz zu geben. Wenden wir uns jedoch, um den ausgeſprochenen Tadel im einzelnen zu begründen, zu dem, was uns in dem vorliegenden Werke geboten wird.

Ueber die Umgrenzung ſeines Stoffs und die Wahl des Ausgangspunktes für die genauere Darſtellung ſagt der Verfaſſer in der an Fritz Reuter gerichteten Vorrede:

> Anfangs war es meine Abſicht, die Erzählung erſt mit dem Jahre 1640 zu beginnen, weil von einem preußiſchen Staat vor den Zeiten des Großen Kurfürſten überhaupt nicht die Rede ſein kann. Eine ganz kurz gefaßte Erzählung der vorangehenden Begebenheiten ſollte als Einleitung dienen. Ob es wohlgethan war, von dieſem Plane wieder abzugehen und auch die Zeiten der erſten hohenzollernſchen Kurfürſten etwas ausführlicher zu beſchreiben, das mögen Sie ſelbſt beurtheilen. Die Kinderjahre des preußiſchen Staats reichen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Kriegs. Jede Schilderung derſelben muß um deswillen von geringerm Intereſſe ſein, weil die Brandenburger nicht minder als ihre deutſchen Mitfürſten mit ſchlecht die beiden Jahrhunderte benutzt haben, während deren ſie ſich für die Theilnahme an den großen Welthändeln hätten vorbereiten ſollen.

Die von dem Verfaſſer im Vorſtehenden aufgeworfene Frage, ob die ausführlichere Darſtellung der Geſchichte Brandenburg-Preußens bis zum Jahre 1640 eine Verbeſſerung des anfänglichen Plans geweſen ſei, müſſen wir mit einem entſchiedenen Nein beantworten, wenigſtens wenn wir auf die Art blicken, in welcher dieſer erſte Theil der

Aufgabe gelöst worden ist. In der Hauptsache nämlich ist die Geschichte der Mark Brandenburg bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts als eine reine Territorialgeschichte ohne jedes besondere Interesse, und kann daher, wo es sich um eine Darstellung der preußischen Geschichte überhaupt handelt, so weit beiseitegelassen werden, als sie zum Verständniß des Spätern nicht ganz unumgänglich nöthig ist; es genügt da also, die hauptsächlichsten Momente des Entwickelungsganges hervorzuheben und diejenigen Erscheinungen zu bezeichnen, welche für spätere Bildungen und Neuerungen den Anhalts- und Ausgangspunkt gegeben haben. In das Einzelne jener wirren Territorialgeschichte einzudringen, ist ebenso wenig nöthig wie erquicklich, und nur selten wird man auf einen Punkt stoßen, dessen ausführlichere Darstellung insofern von Interesse ist, als von ihm aus auf die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des ganzen Zeitalters ein helleres Licht fällt; auch solche Einzelheiten verdienen nähere Beachtung, an die sich im Gedächtnisse des Volks bis auf den heutigen Tag eine mehr oder minder klare Erinnerung erhalten hat. In der vorliegenden Darstellung jedoch geschieht weder das eine noch das andere. Gleich in der Einleitung, welche eine wenig scharfe, stellenweise verworrene Uebersicht über die Schicksale der Mark bis auf den ersten Hohenzollern gibt, wird des Auftretens des sogenannten falschen Waldemar (1348) in gerade vier Zeilen Erwähnung gethan: und doch gerade war dies eine von den Gelegenheiten, wo es sich mehr als sonst verlohnt hätte, in das Detail einzugehen und den räthselhaften Vorfall zu benutzen, um durch seine genauere Darstellung dem Leser einen Einblick zu gewähren in die eigenthümlichen Verschlingungen der Politik in jener Zeit; denn nur das Zusammenwirken der das Reich zerreißenden Parteiung zwischen Wittelsbachern und Luxemburgern, des intriguanten Sinnes Karl's IV., der habsüchtigen Gier des Erzbischofs von Magdeburg, des Fürsten von Anhalt u. s. w. machte es möglich, einen solchen Betrug mit so großem, wenigstens zeitweiligem Erfolge durchzuführen. Hier hätte sich die ganze Zeit ihrer innern Zerfahrenheit und Entsittlichung nach so gut zur Anschauung bringen lassen. Auch an Unrichtigkeiten fehlt es — wie leider in dem ganzen Buche — gleich in dem einleitenden Abschnitte nicht; zum Theil sind dieselben aus der etwas lockern Ausdrucksweise und dem Mangel an Schärfe und Genauigkeit hervorgegangen. In dieser Hinsicht sind uns Fehler aufgestoßen, welche sich eigentlich nur aus übermäßiger Flüchtigkeit erklären lassen. So heißt es bei Erwähnung der Erbtheilung Karl's IV.: „Sein Sohn Wenzel, bereits zum römischen König gewählt, erbte Böhmen und Schlesien, während die Mark an den Bruder desselben, König Sigismund von Ungarn und Böhmen, fiel.“ Wie kann, wenn Wenzel Böhmen erhält, Sigismund König von Böhmen sein? König von Ungarn aber wurde derselbe lange nach dieser Theilung (1378) durch Vermählung mit Maria von Ungarn im Jahre 1387! Aehnliche Flüchtigkeiten ließen sich noch viele zusammenstellen; doch fehlt es auch nicht an noch viel gröbern Verstößen: II, 104 wird der den spanischen Erbfolgekrieg beendigende Friede zwischen dem Kaiser und dem Reich einer-, Frankreich andererseits geschlossen zu Rastadt und Basel! Wir glaubten es anfangs mit einem der sehr zahlreichen Druckfehler zu thun zu haben: aber S. 208 wird wiederum Basel (statt Baden im Aargau) als der Ort jenes Friedensschlusses genannt! Ganz abgesehen von solchen Irrthümern merkt man nur allzu häufig, daß diese preußische Geschichte rein auf der ältern Literatur beruht, und daß daher auch bei Fragen, die nicht ganz unmittelbar in ihr Gebiet hineingehören, die Ergebnisse neuerer Forschungen dem Verfasser so gut wie ganz unbekannt geblieben sind; so hätte bei der Erzählung von der treulosen Verhaftung des Landgrafen Philipp von Hessen durch Karl V. doch nicht die alte Fabel von neuem aufgetischt werden sollen, wonach eine Vertauschung der Worte „einige Gefangenschaft“ mit „ewige“ die kaiserliche Gewaltthat äußerlich zu verdecken bestimmt gewesen wäre.

An den einleitenden Abschnitten, welche die Geschichte der Mark Brandenburg bis auf den Großen Kurfürsten behandeln, vermissen wir dann ferner namentlich die klare Gliederung, die Sichtung und Ordnung des bunten Durcheinander, das die Geschichte jener Zeiten bildet, nach allgemeinen Gesichtspunkten; während ganz Nebensächliches mit ermüdender Breite behandelt wird, bleiben die für die Charakteristik der ganzen Zeit bedeutendsten Ereignisse so gut wie unbeachtet: so wird z. B. der Kampf des Markgrafen Albrecht Achilles gegen Nürnberg und die fränkischen Städte, in dem sich der großartige, die Mitte des 15. Jahrhunderts ganz erfüllende Gegensatz am schärfsten veranschaulicht, mit wenigen Zeilen und der Erzählung einiger werthloser, historisch nicht zweifelloser Heldenthaten erledigt. Noch auffälliger aber ist es, daß die Geschichte Preußens zur Zeit des Ordens und des Herzogthums bis zur Vereinigung mit Brandenburg nur beiläufig erwähnt, ja eigentlich so gut wie gar nicht berücksichtigt wird. Und doch möchte man fast sagen, daß die Geschichte Preußens für die Schicksale, die spätere Entwickelung und die ganze Gestaltung des brandenburgisch-preußischen Staats sehr viel wichtiger und maßgebender ist als die der Marken. Diese waren zertheilt in kleine, durch Sonderrechte getrennte Territorien, und aus ihnen einen einheitlichen Staat zu bilden, sind selbst die tüchtigsten Kurfürsten vergeblich bemüht gewesen. Erst die Vereinigung mit Preußen hat die Marken allmählich zu einem Staate erwachsen lassen, und zwar so, daß die eigentlich den Staat ausmachenden Eigenschaften von dem neuerworbenen Preußen aus auf jene ältern Territorien übertragen worden sind. Es liegt, so scheint es uns, ein tiefer Sinn darin, daß der Name des ehemaligen Ordensstaats auf den ersten Staat Deutschlands überging, daß derselbe einköpfige schwarze Adler, den einst Kaiser Friedrich II. dem Hochmeister des Deutschen Ordens, um ihn im Herzschilde des Ordenskreuzes zu führen, verliehen hat, das Zeichen geworden, unter dem die preußischen Truppen fechten und siegen gelernt haben. Denn

es findet dadurch nur das historische Verhältniß der Marken und Preußens zur Entwickelung der Gesammtheit des preußischen Staats seinen richtigen sinnbildlichen Ausdruck. Die Marken waren die Schule für das Regentenhaus der Hohenzollern; zunächst als der Schauplatz, auf dem die persönlichen Schicksale derselben sich ereignen, sind sie von Interesse; für die Geschichte des preußischen Staats, seine Entstehung, sein Wachsthum, seine Machtentfaltung kommt zuerst das ehemalige Ordensland Preußen in Betracht. Daher wäre es unserer Ansicht nach Pflicht eines Geschichtschreibers des preußischen Staats gewesen, gerade diesen Punkt eingehender zu behandeln: aus der Geschichte der Begründung der Ordensherrschaft in den Ländern auf dem rechten Weichselufer lassen sich ganz dieselben Momente klar hervorheben, welche dem preußischen Staate späterer Zeit eigen und für seine Geschichte bestimmend gewesen sind. Denn — um nur einzelnes anzudeuten — auch der Staat der Deutschen Herren zu St.-Marien war ein Militärstaat, und zwar in noch sehr viel höherm Grade als es im guten oder bösen Sinn von dem Preußen unserer Tage gesagt werden kann; auch des Ordensstaates Sicherheit erforderte ein stets schlagfertiges Heer, besondere Einrichtungen zur Landesvertheidigung, in denen man wol ein erstes Vorbild der Landwehr sehen kann. Dazu bedurfte er aber auch eines gefüllten Schatzes und stets geordneter Finanzen, deren Bedingung der Wohlstand des Landes war; daher auch hier die emsige Sorge für Hebung der innern Cultur, die geordnete und in fast modernen Formen sich bewegende Verwaltung in den verschiedenen Gebieten des Staatslebens. Zu einer Zeit, wo noch kein Theil des Deutschen Reichs im Ernste den Namen eines Staates beanspruchen konnte, wo selbst in England und Frankreich kaum die ersten Anfänge zu einer wirklich staatlichen Organisation gemacht waren, da bestand im Nordosten des Reichs, als starke Grenzwacht gegen Polen und Litauen, als Vorkämpfer deutscher Cultur, der Staat der Deutschen Ordensritter, ein politisches Meisterstück, das in seiner Art geradezu einzig dasteht, namentlich schon deshalb, weil ihm der Name eines Staats wirklich mit Recht gegeben werden konnte. Vieles allerdings von den trefflichen Einrichtungen, die den blühenden Ordensstaat einst des Namens „das neue Deutschland" würdig erscheinen ließen, ist durch den spätern Verfall und in den Stürmen, welche im 15. Jahrhundert über ihn hereinbrachen, untergegangen oder doch entstellt worden; dennoch aber war Preußen, als es 1618 mit den Marken vereinigt wurde, in Betreff seiner staatlichen Organisation diesen bei weitem überlegen, und es erscheint daher als ganz natürlich, daß die Kurfürsten den Schwerpunkt ihrer Machtstellung sogleich nach der neuen Provinz verlegten und von ihr aus und nach ihrem Vorbilde die Marken zu einem Staate umzubilden begannen.

Eine nähere Ausführung des hier Angedeuteten müssen wir uns natürlich versagen; doch wird das Gesagte genügen, um den Nachdruck zu rechtfertigen, den wir auf die Nichtbeachtung der frühern Geschichte Preußens in dem Eberty'schen Werke legen zu müssen meinten. Aehnliche Unterlassungsfehler ließen sich aus demselben noch in großer Zahl zusammenstellen.

Wir heben noch nur einzelne Abschnitte hervor, in denen im Gegensatz hierzu die breite Ausführung besonders zu rügen ist. So wird im ersten Bande die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs mit einem Eingehen in das Einzelne erzählt, wie es wahrlich nicht nöthig war, wo es darauf ankam, den allgemeinen Hintergrund zu bezeichnen, auf dem die besondern Schicksale der Mark Brandenburg und Preußens sich abspielen. Dasselbe gilt von der Darstellung der Verhandlungen zu Osnabrück und Münster: man glaubt eine Geschichte des Westfälischen Friedens, nicht aber Preußens zu lesen. Ein Gleiches muß von den meisten Abschnitten gesagt werden, in welchen die Culturgeschichte eines Zeitraums gegeben wird. Statt Nebensachen kurz und nur so weit, als es zum Verständniß der preußischen Verhältnisse nothwendig ist, anzudeuten, wird auch von ihnen des Langen und Breiten gehandelt; so wird z. B. die Vertreibung der salzburger Protestanten mit einer Ausführlichkeit erzählt, wie sie wahrlich nicht nöthig war, um darzuthun, welche Bedeutung und welchen Nutzen die Aufnahme der unglücklichen Flüchtlinge in Preußen hatte. Auch in anderer Hinsicht macht sich dieselbe ermüdende Breite geltend: man vergleiche die Parallele zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinen Aeltern, König Friedrich I. und Sophie Charlotte (II, 182 fg.).

Beiläufig schon haben wir oben auf einen andern Mangel des uns vorliegenden Werks hingewiesen, der allerdings noch schwerer als die bisher gerügten ins Gewicht fällt, nämlich die Lockerheit und Incorrectheit des Ausdrucks und den Mangel an Ordnung und Klarheit in dem ganzen Stil. Nirgends tritt dieser Fehler so augenscheinlich hervor, als wo ein Anlauf zu allgemeinen Betrachtungen genommen und eine Würdigung der Ereignisse von einem höhern Gesichtspunkte aus versucht wird. Da kommen Dinge vor, die man eben nicht anders als trivial bezeichnen kann, während man bei einigen völlig rathlos dasteht. Welcher Art die allgemeine historische Anschauung ist, die dieser preußischen Geschichte zu Grunde liegt, mögen einige Beispiele am besten darthun. Bei Gelegenheit der Wiedervereinigung der Marken (1571), welche Joachim I. gegen das Achilleische Hausgesetz unter seine Söhne Joachim II. und Johann von Küstrin getheilt hatte, wird die Erzählung von folgender geschichtsphilosophischen Betrachtung unterbrochen:

> Es ist dies das erste mal, wird aber nicht das letzte mal sein, wo wir beinahe an das Walten eines besondern Schutzgeistes erinnert werden, welcher dem hohenzollernschen Hause seine politischen Fehler zum Guten ausschlagen läßt. Offenbar nämlich war es ein Vortheil für die Marken, daß der neue Regent (Johann Georg, 1571—98) neben den durch die Verschwendung und die Schulden seines Vaters entkräfteten Provinzen die Neumark zurückerhielt, deren geordnetes Geldwesen von dem wirthschaftlichen Sinne Markgraf Johann's ein rühmliches Zeugniß ablegte.

Ueber die erste Jugend des Kurfürsten Joachim Friedrich

rich, der bei seiner Geburt kaum lebensfähig schien, finden wir (I, 154) folgende Aeußerung: „Nachdem man ihn aber in Malvasier gebadet und mehrere alte Weiber verbrannt hatte, die im Verdacht standen, den jungen Prinzen behext zu haben, erholte derselbe sich nach und nach und wurde so kräftig, daß er ein ziemlich hohes Alter erreichte."

Die Begründung der Souveränetät in Preußen durch den Großen Kurfürsten gibt Anlaß, einige allgemeine Betrachtungen anzustellen über den Absolutismus, die historische Nothwendigkeit desselben und sein Auftreten in Europa, welche in einigen Punkten unklar, in andern aber anfechtbar sind. Die Brechung der Adelsmacht aber, welche mit der Durchführung des Absolutismus nothwendig war, erfährt da gar folgende Würdigung:

Denn bei uns in Preußen wurde mit der Vernichtung der politischen Macht des Adels zugleich das vermittelnde Glied des Staatskörpers zerbrochen, welches eine allmähliche vernunftgemäße Ausbildung der ständischen Verhältnisse hätte herbeiführen können. Man darf die mittelalterlichen Vorrechte des Adels bei aller ihrer Ungerechtigkeit immerhin als einen Bruchtheil der allgemeinen Menschenrechte betrachten, welche dem Volke gegenüber der Fürstengewalt gebühren. Das Recht, nur von seinesgleichen gerichtet zu werden, war ein Keim, aus dem die Schwurgerichte sich herausbilden konnten(!). Bei den Landtagsverhandlungen machte sich die Denk- und Redefreiheit geltend, das Recht der Steuerbewilligung wurde von dem Adel mit weit größerer Entschiedenheit wahrgenommen als heutzutage von den Volksvertretungen.

Mit seinen allgemeinen Betrachtungen, beiläufigen Vergleichungen und eingestreuten Reflexionen hat der Verfasser überhaupt Unglück. Noch einige besonders schlagende Beispiele mögen das allerdings harte Urtheil begründen. König Friedrich's I. Bemühungen zum Schutze der Protestanten und seine Fürsorge für die französischen Réfugiés werden (II, 11) unter anderm folgendermaßen motivirt:

Wenn ein solches Schutzamt ihn zu einem natürlichen Gegner Ludwig's XIV. machte, welcher sich als den gefährlichsten Feind der Evangelischen erwiesen hatte, so entsprach das nicht nur dem persönlichen Widerwillen, welchen Friedrich gegen einen König empfand, dessen prachtvoller Hofhalt für ihn ein trotz aller Nacheiferung unerreichbarer Gegenstand der brennendsten Eifersucht war.

Zwei Seiten weiter (S. 13) finden wir bei Erwähnung der von den Franzosen im dritten Raubkriege in der Pfalz verübten Greuel folgende Zwischenbemerkung: „Im nächsten Frühjahre sprengten die Franzosen das heidelberger Schloß in die Luft, nicht ahnend, daß sie durch diese Schandthat auf Jahrhunderte hinaus für Millionen fröhlicher Menschen einen der reizendsten Lustörter der ganzen Welt geschaffen hätten."

Einen zum wenigsten komischen Eindruck müssen Betrachtungen machen wie die folgende, welche bei der Erwähnung des Todes der beiden ältesten Söhne Friedrich Wilhelm's I. angestellt wird; die Prinzen sollen nämlich infolge der von ihrem Großvater König Friedrich I. angeordneten Tauferemonien, bei denen man ihr Köpfchen mit einer goldenen Krone zu sehr drückte, gestorben sein:

Wie anders hätten die Geschicke unsers Vaterlandes sich gestaltet, wenn statt Friedrich's des Großen einer jener beiden kleinen Prinzen, welche dem Druck ihrer Tauferemonien erlagen, den preußischen Thron bestiegen hätte, und es ist zu verwundern, daß noch keiner der Geschichtschreiber, welche Friedrich I. so manche, von ihm weder gewollte noch geahnte Folgen seiner Eitelkeiten und Schwächen zum Verdienst anrechnen, darauf verfallen ist, ihn dafür zu preisen, daß ohne seinen Geschmack für überladenes Hofceremoniell der größte König, den die neuere Geschichte aufzuweisen hat, niemals zur Regierung gelangt wäre.

Doch wollen wir diese Blütenlese nicht weiter fortsetzen. Auch gegen andere, formell nicht zu tadelnde Aeußerungen läßt sich gegründete Einsprache erheben: wenn (II, 107) gesagt wird, daß „damals (unter Friedrich I.) das ganze preußische Land das Ansehen eines großen Exercierplatzes bekommen habe, welches ihm seitdem mehr oder weniger stets geblieben ist", so ist das eben nichts als eine oft gehörte und ebenso oft nachgesprochene Phrase, von deren Bedeutung wahrlich nicht viel zu halten ist. Endlich ließen sich noch solche Stellen in ziemlicher Anzahl zusammenstellen, wo ein an sich ganz richtiger Gedanke doch durch die Ungenauigkeit und Incorrectheit des Ausdrucks und die sprachlichen Mängel, welche oft der Darstellung anhaften, fast unverständlich gemacht wird oder doch schief und wunderlich erscheint. So hat man z. B. Mühe, das, was eigentlich gemeint ist, zu verstehen, wenn es II, 174 von der „philosophischen" Königin Sophie Charlotte heißt: „Durch ihre ganze Denkart zieht sich eine Vorahnung der Culturstufe, die man 50 Jahre später mit dem Namen der Aufklärung bezeichnete und welche durch ein hauptsächlich verneinendes Entgegentreten gegen veraltete Vorurtheile sich kundgab." Härter und ungewandter konnte doch das, was hier gemeint ist, kaum ausgedrückt werden, und daß die Deutlichkeit dadurch gewonnen, wird doch auch niemand behaupten wollen. Den Mängeln, an denen Forschung, Anordnung und Darstellung in dieser „Geschichte des preußischen Staats" leiden, entsprechen auch manche Verstöße und Ungenauigkeiten in Sprech- und Schreibweise: auf derselben Seite finden wir „Baier" und „Bayer" (I, 6), auf welch wunderlicher Etymologie beruht die Schreibung „Stehgreif" (S. 56)? S. 61 finden wir den Plural „Magistráte", S. 279 die Schreibung „Hippolithus"; die S. 226 erwähnte Insel an der Pernemündung heißt „Ruden" und nicht „Rüden" u. dgl. m.

Hans Prutz.

Ein ultramontaner Roman.

Moderne Familiengeschichten. Von August Lewald. Drei Bände. Schaffhausen, Hurter. 1866. 8. 3 Thlr. 12 Ngr.

Am Schluß der Einleitung zu seinem Buche sagt Lewald: „Wie der Leser sich seinen Autor wählt, so hat dieser, wenn er mehr als blos unterhalten will, auch das Recht, sich in Gedanken seine Leser zu wählen. Und an diese allein nur will er sich wenden." Diese „Familiengeschichten" sind denn auch in der That nicht für das große Publikum geschrieben, das nach des Tages Last und Mühe nach behaglich anregender und dabei die Lebensgeister schließlich auf einen guten Ruhepunkt stimmender Unterhaltungslektüre greift, sondern es ist ein Tendenzroman von craß katholischer Färbung, womit wir es zu thun haben und den wir — offen gestanden — nicht zu

Ende gelesen hätten, wenn unsere Recensentenpflicht es nicht geboten. Cardinal Wiseman, Gräfin Ida Hahn-Hahn, O. Redwitz, J. J. Holzwarth, A. Lewald und einige andere Autoren besorgen diese Literatur, von der wir zweifeln, daß sie anders als nebenher von der wissenschaftlichen Literaturgeschichte erwähnt werden wird, die aber die ecclesia militans neben den andern Kampfmitteln, die sie gegen den verpönten „Zeitgeist" ins Feuer führen zu dürfen glaubt, nicht müde wird, in ihren geheimen Laboratorien fabriciren zu lassen. Lewald behauptet, an vielen hervorragenden und hochgepriesenen Erscheinungen der Zeit könne ebenfalls Tendenz nachgewiesen werden, Tendenz anderer Art, aber immerhin Tendenz, und so brauche er sich seiner tendenziösen Schriftstellerei halber nicht zu entschuldigen. Das ist etwas jesuitisch, denn einmal ist die Behauptung und dann ist die Folgerung falsch. Die wirklich hervorragenden literarischen Erscheinungen der Vergangenheit wie der Gegenwart sind nicht um äußerer Zwecke willen, die eine Partei zu erreichen strebt, also aus einem äußern Zwange, sondern aus innerer poetischer Nothwendigkeit entstanden, und so wird es auch für alle Zukunft bleiben. Diese innere Nothwendigkeit, die vor allem von dem Hader der confessionellen Parteien nichts weiß und nur aus dem Menschlichen heraus schafft, ist das Wesen der wahren Poesie. Man kann die Poesie — oder gehört etwa der Familienroman nicht in das Gebiet der Poesie? — zu politischen, philosophischen, confessionellen Zwecken misbrauchen, aber das ist eben Misbrauch, und wie jeder Misbrauch sich selbst verurtheilt, so ist nach unserer aufrichtigen Meinung und unserm Verständniß der Sache auch dieses Werk Lewald's von vornherein verurtheilt.

Darüber mit dem Verfasser zu rechten, würde müßig sein. Aber wir wollten auch nur seinen Standpunkt und den der unbefangenen literarischen Kritik andeutungsweise bezeichnen. Ihm ist die Romanschriftstellerei Mittel zur Erreichung confessioneller Zwecke, er ist sich dessen wohl bewußt und er hält dieses Mittel für erlaubt. Wir nicht, und das ist der ganze Unterschied. Er hätte auch bloße katholische Gebet- und Andachtsbücher schreiben können, aber das Geschäft besorgen Glaubensgenossen von ihm, die in der Kunst der Romanfabrikation — wir wählen für die Sache den richtigsten Ausdruck — nicht bewandert sind. Er und „hoffentlich talentvolle Nacheiferer" fabriciren katholische Romane, „damit dem gotteslästerlichen Zeug, das die Lesewelt unserer Tage beherrscht, ein Gegengewicht geschaffen werde", wie das „Deutsche Volksblatt" (1865, Nr. 195) offenherzig genug bekennt.

Ob der Verfasser bei seiner oben citirten Behauptung, auch hervorragende Erscheinungen der Zeit seien tendenziös, an dieses „gotteslästerliche Zeug" gedacht hat, erfahren wir nicht. Keinenfalls berechtigt ein Fehler zu einem weitern Fehler, Misbrauch zu Misbrauch, und so ist ohne allen Zweifel auch seine Folgerung falsch.

Wir wenden uns zu den „Modernen Familiengeschichten", zu denen der Verfasser, der nach einer Notiz der „Kölnischen Blätter" (1865) seine 72 Jahre auf dem Rücken trägt, Zeit und Gelegenheit genug hatte, das Material der trivialen Alltagswelt zu entnehmen. Durch die routinirte Art und Weise, wie er das Talent hat, dieses Material für seine Zwecke zu metamorphosiren, entzieht er sein Buch dem Vorwurfe, richtiger „Familienklatsch" genannt zu werden.

Der Anstifter alles Unheils im Buche ist ein fahrender Virtuose à la Franz Liszt; doch Franz Liszt spielt, wie bekannt, im Vatican eine bedeutende Rolle, während der Verfasser seinen Signor Ludolfo Protestant bleiben und im Winkel eines Orchesters verkommen und vergessen läßt.

Durchaus einverstanden sind wir mit dem Verfasser, wenn er es als wenig empfehlenswerth nachweist, Virtuosen und Pseudovirtuosen im Innern von wohlanständigen Häusern heimisch werden und sich einnisten zu lassen. Sie suchen auch nur vorzüglich der Frauenwelt zu imponiren, und so wird man sie am meisten in den Häusern finden, die das Unglück haben, von Frauen regiert zu werden. Vor seiner Kunst, wie er seine Fingerfertigkeit nennt, muß sich alles beugen. Andere mögen unglücklich werden, geschieht nur sein Wille. Verspürt er mehr Beruf in sich, „Familienphilister" zu werden, als sein geniales Vagabundenthum fortzusetzen, wozu vorzugsweise die Sorge, von jüngern Potenzen ausgestochen werden zu können, Hauptantrieb zu sein pflegt, so heirathet er die Tochter aus einem reichen, bequemen Hause und hängt die Geige an die Wand, nur seinen Passionen noch nachgehend. Andernfalls bleibt Signor Ludolfo so lange der Don Juan einer Gegend, der „vielbeliebte Rattenfänger", bis er sich unmöglich gemacht hat und sein Theater anderswo aufschlagen muß. Variatio delectat.

Lewald's Virtuose gehört zu dieser letztern Sorte. Er verführt Delphine von Wildenstein, die er aus einem klösterlichen Pensionate halb wider ihren Willen raubt, und Irene von Tersato, eine jung verwitwete walachische Fürstin, welcher der Verfasser mehr Herzens- und Geistesbildung beilegt, als bei ihrer abenteuerlichen Lebensart statthaft erscheint. Aus den halbwilden Ehen entspringen zwei Kinder, Delphine gebiert Victoria, Irene einen Knaben, der als bürgerlicher Paul Möller seine Rolle spielt. Beide Kinder sind liebenswürdig, tugendhaft, talentvoll, musikalische Genies, und nachdem sie sich im zweiten Bande kennen gelernt haben und Paul seine Schwester dazu einmal dem sichern Wassertode entrissen hat, lieben sie auch einander genug, um sich heirathen zu wollen. Die Ehe würde auch zu Stande gekommen sein, denn die Angehörigen der jungen Leute, die von deren gemeinschaftlichem Vater sowenig wissen wie diese selbst, begünstigen das Verhältniß; aber Victoria ist strenge Katholikin und Paul in den evangelischen Glaubensansichten groß gezogen. Es entsteht die bekannte heikle Frage, welcher Confession sollen die zu erwartenden Kinder angehören, und sie wird von den Liebenden mit einem fast ungeheuergen Phrasenreichthum discutirt. So sagt Victoria zu Paul:

„Ich bin eine gläubige Tochter der katholischen Kirche und halte sie(!) nicht für einen Freidenker, der es für ein Meisterstück

seiner Aufklärung hält, über die Religion mit stolzerhobener Stirn hinwegzusehen. Auch ihnen (!) ist sie die Grundlage des irdischen Glücks. Das ist jedoch in unserer Lage durch eine Verbindung in der Ehe unmöglich. Wir wären durch unsere verschiedenen Bekenntnisse eingeschränkt und in der freien Wahl der Selbstbestimmung gehindert. Nicht nur das Gewissen allein, sondern auch das Pflichtgefühl fordern von mir, davon abzustehen, meine Lebensverhältnisse auf Kosten meiner religiösen Ueberzeugung verbessern zu wollen. Sie stimmen mir bei; denn auch sie (!) würden gewiß nicht das, was sie (!) als Wahrheit erkennen, für eine mit dem Leben vorüberfliehende Glückseligkeit vertauschen wollen. Die Liebe zu ewigen Wahrheiten ist stärker." — „Ihr Gesichtspunkt", sprach er, „erscheint mir um so wichtiger, als es nur die lauterste Wahrheitsliebe ist, welche ihre (!) Gedanken beseelt. Es sind die mislichsten Fragen, welche sie (!) zu den dornigsten Klippen führten. Sie vergaßen aber, daß das Bekenntniß nicht Zweck sei, sondern nur Hülle und Werkzeug für edlere moralische Absichten. Das Ritual des Cultus kommt dabei nicht in Betracht. Selbst diejenigen Lehrsätze ihrer (!) Kirche, die sie als die eigenthümlichsten Grundpfeiler ihres Glücks und ihrer Tugend ansehen; die von ihren Heiligen und den Weisen und Gelehrten der Jahrhunderte durch die angestrengteste Kraft ihrer Vernunft, theils mit der erforderlichen Klarheit und Bündigkeit, theils weniger zusammenhängend vorgetragen wurden: diese Wahrheiten sind allgemein und gehören nicht blos ihrer Kirche an" u. s. w.

Die Leser erkennen aus den mitgetheilten Phrasen, die in der That Gemeinplätze sind, was sie von dem ganzen Buche zu erwarten haben. Aus der intendirten Ehe wird denn auch aus dem erwähnten Grunde nichts, noch ehe die Liebenden wissen, daß sie Geschwister sind. Die feinfühlende, feingebildete Victoria, die in einem Institute du sacre coeur erzogen und süßduftig wie eine Mandelblüte ist, hat noch einen andern katholischen Verehrer, einen praktischen Landedelmann, der natürlich Walter heißt und eines Tags zu ihr zu gehen beschließt „mit der Frage, ob sie ihn zum Manne wolle", worauf er eine von den geraden Antworten erwarten will: „Ja, ich will" oder: „Scher' dich fort, ich mag dich nicht!" Um zu zeigen, daß der Verfasser gut zu schildern versteht, daß seine Charakteristik aber dem Träger der Rolle des ersten Liebhabers nicht zu Gesichte steht, erlauben wir uns, die Morgenpromenade des alten Heirathscandidaten, der von einer alten Kuppeltante in Trab gesetzt ist, wörtlich abzuschreiben:

Walter trug den Kopf hoch, streckte die Nase in die Luft hinaus und bewegte die Arme vor- und rückwärts, als ob er dadurch seine Schritte beschleunigen wollte. Hätte er eine Cigarre im Munde gehabt, das Denken wäre ihm sicher dadurch erleichtert worden. Er selbst mochte es wol glauben. Allein er hatte sich diesen absichtlichen Morgengruß (soll wol heißen: —genuß) absichtlich versagt. „So eine Französin wie die Valmont kann das Rauchen nicht leiden", sagte er sich, „und nimmt mich am Ende gar nicht an. Bin ich einmal im Hause, so ist's etwas anderes; wenn sie mich kennt und weiß, wer ich bin." Er war aber so schnell gegangen, daß er besorgen mußte, die gute Frau zu überraschen, wenn sie noch im Bette lag. Eine halbstündige Rast erschien als geboten und er suchte sich ein schönes Plätzchen aus, um seinen Gedanken einstweilen Audienz zu ertheilen, und hoffte, daß sie sich endlich einstellen würden. Das Plätzchen war eine Lichtung, von der Sonne beschienen, wo ein leiser Wind die schwanken Stengel der Heideblumen bewegte. Es war zum Entzücken. Sonne, Blumen, alte Bäume, freie Luft. Der ganze Wald schien zu singen. Hier setzte er sich ins Moos. „Wer jetzt eine Cigarre hätte", rief es wiederholt in ihm. Dieser Gedanke war bald nur der einzige, der ihn erfüllte, haschte er nach einem andern, so vermochte er keinen festzuhalten; er ward immer zerstreuter, fast schwermüthig; der im Augenblick nicht zu erfüllende Wunsch wurde gleich einer fixen Idee. Einige Bauern gingen vorüber, aber sie rauchten nicht. Endlich vernimmt er hinter sich Schritte, die durch das Gestrüpp sich den Weg bahnen. Ein Handwerksbursche ist's. Ein junger gesunder Bursche, der ihn freundlich grüßt und dabei zwischen zwei Reihen blanker Zähne eine soeben angebrannte Cigarre zeigt, die den (dem!) Glücklichen um die Nase dampfte. Walter stürzt auf ihn zu. Nichts gilt ihm mehr die Abneigung der französischen Madame gegen das Rauchen. Die Verzweiflung treibt ihn. Er bittet den Burschen, ihm eine Cigarre abzulassen, die er ihm gut bezahlen will. Der Glückliche besitzt aber keine andere, als die er eben raucht. „Ein freundlicher Herr zu Pferd, der mir soeben ein Almosen gab, schenkte mir dazu auch noch diese Cigarre, die ich an der seinigen anzünden durfte. Sie ist freilich so fein, wie ich noch niemals eine zu rauchen bekam, wenn ich aber dem Herrn dienen kann", sagte er, indem er sie aus dem Munde nahm, sein Taschenmesser öffnete und das obere nasse Ende wegschnitt, „so bitte ich selbe von mir anzunehmen." Walter hätte ihn umarmen mögen, aber er begnügte sich dabei, ihm die Cigarre überreichlich zu bezahlen, was den guten Burschen auch bedeutend mehr zufrieden stellte. Unter tausend „Vergelt's Gott!" zog er fürbaß. Mit welcher Wonne blies nun Walter die ersten Dämpfe in die frische Luft u. s. w.

Niemand wird leugnen, daß man einen Liebhaber nicht wol gründlicher lächerlich machen kann, als indem man ihn so einführt, die einem Handwerksburschen aus dem Munde genommene Cigarre mit Wonne rauchend — und dieser Bursche führt die holde Braut heim. Der Verfasser charakterisirt ihn weiter in demselben Sinne, und nun wollen wir alle unsere Leserinnen fragen, wem würden sie den Vorzug gegeben haben, Walter, unsauber und katholisch, oder Paul, evangelisch, liebenswürdig und — geliebt? Und wer will es verantworten, einen Liebesbund zu stören wie den von Paul und Victoria, um einen Ehebund wie den mit Walter zu Stande zu bringen? Beide erstern sind Halbgeschwister; aber das wird erst später bekannt.

Der Abbé von Songères, natürlich ein Jesuit und einer vom reinsten Wasser und als das Muster eines Priesters und Wohlthäters geschildert, ist der gute Genius der Handlung, fädelt ab und fädelt ein, hat überall seine Verbindungen, und wo sie fehlen, schleicht er sich ein. Aber das ist nach dem Urtheil der feingebildeten Welt gegen alle Wohlanständigkeit, convenance, wie der Verfasser sich auszudrücken liebt. Delphine's Bruder, ein General a. D., voll periodisch schmerzhafter Narben, lebt mit seiner protestantischen Frau in guter Ehe, begeht aber die unerhörte Thorheit, als er Delphine's Tochter Irene ein Asyl zu verschaffen sich entschließt, seiner Frau hieraus ein Geheimniß zu machen. Weshalb? In guten Ehen haben die Gatten keine Geheimnisse voreinander. Sie verschweigen es einander selbst nicht, wenn die Schwester eines der Eheleute zu Fall gekommen sein sollte. Weshalb auch, da sie Leid und Freud gemeinschaftlich tragen sollen? Und dazu war Delphine mit Ludolf von einem protestantischen Pastor in Holstein rechtlich und ehrlich getraut, freilich mit Hülfe eines dänischen Königsbriefs,

aber die Ehe war gesetzlich gültig und kein Concubinat, wie der Verfasser es darzustellen liebt. Einerlei, der General bringt seine unglückliche Nichte heimlich unter, es entsteht Lärm, Familienhader, Eifersucht, und — die Generalin verläßt ihren Mann und soll von ihm geschieden werden.

Dem Jesuiten liegt daran, die Generalin zu sprechen, und nun fädelt er. In einer einsamen Galerie lauert er der Donna auf, weiß zu ihr auf eine Bank zu kommen, und nun —

Als sie die bleiche Gestalt des Priesters neben sich erblickte, ward sie fast widerwärtig davon berührt. Sie war schon im Begriff aufzustehen und sich schnell zu entfernen. Allein sie schämte sich, weil ihr Gewissen ihr sagte, daß es Schwäche sei. Der Ruf hatte den Fremden als einen Jesuiten bezeichnet. Noch mehr; sie wußte auch, daß diese für sie schon an und für sich abstoßende Persönlichkeit mit Gallini verkehre. Allein sie gelangte dennoch zu der Standhaftigkeit, auf ihrem Platze zu bleiben, obgleich ihr jetzt eben der abscheuliche Orden mit Scheiterhaufen und Brandfackeln und seiner satanischen Lehre vorschwebte, wie man es sie von Jugend auf gelehrt hatte. Der Abbé von Songères war (!) nur eine kurze Zeit dagesessen, als er mit französischer Politesse eine gleichgültige Frage an Ernestine richtete. Sie antwortete darauf mit wenigen Worten. Er ließ sich durch diese Kürze nicht abhalten, eine andere Frage der ersten folgen zu lassen, und so bildete sich durch seine Beharrlichkeit nach und nach ein Gespräch, welches bald darauf zu unterhaltenden Mittheilungen sich gestaltete. Es war nicht zu verkennen, daß dem Abbé die ausgebildetste Uebung zu Gebote stand, dies zu bewerkstelligen. Zu dem natürlichen Fluß seiner Rede gesellte sich eine so fein gewählte Ausdrucksweise und eine so begeisterte Wärme, die er fern von Emphase und Salbung in seine Worte zu hauchen wußte. Ernestine verhehlte es sich nicht, daß sie ihm mit Wohlgefallen zuhöre. Was sie von dem einschmeichelnden Wesen der Jesuiten wußte, erschreckte sie zwar ein wenig, aber es erschien ihr dabei doch gar zu lächerlich, wie man sie schon als Kind eingeschlichtert hatte, vor den Jesuiten auf der Hut zu sein. Eine Art von Neugier empfand sie vielmehr, als sie in ein solches tête-à-tête unvermuthet gerathen war. Die Unterhaltung erschien ihr in ihrem Trübsinn wie eine Zerstreuung, die sie nicht zurückweisen wollte. Bald jedoch war dieser anfängliche Reiz gestört, nachdem der Fremde sich als den Abbé de Songères zu erkennen gab, der, auf einer Reise nach Schweden begriffen, hier verweile u. s. w.

Die Reise nach Schweden ist eine Lüge, aber den Jesuiten ist das Lügen, wie es scheint, um des guten Zweckes willen erlaubt. Und haben wir hier nicht einen Jesuiten vor uns, wie er im Buche steht? Um des guten Zweckes willen! Schöne Phrase! Im Buche liest sich das auch recht gut, wie der Abbé ohne alle Selbstsucht die reine Aufopferung ist, und wir müssen ihm sogar dankbar sein, daß er das aus Thorheit gestörte häusliche Leben des Generals wieder in Ordnung bringt, aber die Geschichte ist nur nach dem Leben zurechtgemacht und nicht das Leben selbst. Anderswo zerstören die Genossen des Abbé das Familienglück, aber — le jésuite s'amuse!

Doch wir haben nicht den Jesuitismus zu kritisiren, sondern seine Verherrlichung in Unterhaltungsschriften, und diese ist denn doch sehr mislungen. Wir haben den Verfasser ausführlich selbst sprechen lassen und geben jedem Leser das Urtheil frei. Daß er eine routinirte Feder führt, ist bekannt; er ist ein Gegner des Aufschwungs unsers Vaterlandes durch Preußen und hat das durch sein „Torniſter-Büchel", das 1866 dem kaiserlichen Heere gewidmet wurde, durch „Clarinette" und ähnliche Ephemeriden zur Genüge bekundet. Aber ein glücklicher Klopffechter für das klerikale Regiment auf Erden ist er nicht, und hoffentlich werden ihn seine Gönner bald auf Ruhegehalt setzen. 15.

Beethoven's Leben von Nohl.

Beethoven's Leben. Zweiter Band: Beethoven's Mannesalter. 1793—1814. Von Ludwig Nohl. Leipzig, Günther. 1867. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das erste Buch des vorliegenden Bandes *) betitelt sich „Vorspiele" und reicht von 1793—1801. Dasselbe enthält folgende Kapitel: „Sociale Existenz"; „Theoretische Studien"; „Die Kunstreise"; „Die Taubheit". Das Verhältniß Beethoven's zu seinen Lehrern Haydn, Schenk und Albrechtsberger mochte bei seinem leicht verletzbaren Selbstbewußtsein natürlich kein angenehmes sein. Am längsten dauerte bekanntlich der Unterricht bei Albrechtsberger, welcher die Lücken, die Beethoven auch nach der Herausgabe seiner ersten Werke in seiner contrapunktischen Gewandtheit fühlen mochte, auszufüllen bestimmt war. Freilich machen die theoretischen Studien auch bei dem befähigtsten Lehrer noch keinen genialen Künstler, wenn die Natur das Beste versagt hat. Für die drei Trios Op. 1 erhielt Beethoven an Honorar 212 Fl. und 400 Exemplare à 1 Fl. Doch wurde das Geld ohne Vorwissen des Componisten vom Fürsten Lobkowitz dem Verleger Artaria ausgezahlt. Am meisten machte damals Beethoven als Klavierspieler Aufsehen, weniger noch als Componist.

Das zweite Buch, „Heldenthaten", bespricht die Zeit von 1801—6. Die einzelnen Kapitel heißen: „Giuletta Guicciardi" (der bekanntlich die Cis-moll-Sonate gewidmet ist); „Das Heiligenstädter Testament"; „Die Heldensymphonie"; „Leonore-Fidelio". Bekanntlich ist die Beethoven'sche Oper den Wagnerianern ein Dorn im Auge, also auch Herrn Nohl. In diese Zeit fällt eine andere Neigung Beethoven's, zu Therese Malfatti, die aber schon bei der unsichern Stellung und der Taubheit des Meisters zu keinem Resultate führen konnte.

Im dritten Buche: „Herrscherzeiten" (1806—14) wird zuerst die C-moll-Symphonie und die Pastorale besprochen. Von den drei Quartetten Op. 59 heißt es, daß Beethoven darin versucht habe, bei aller Kunst und Originalität so populär als möglich zu sein, und es sei sogar durchgehends ein Bestreben nach klarster Verständlichkeit, ja ein häufiges Anlehnen an die traditionelle Form und allgemein übliche Quartettweise zu erkennen. Nun, in Wahrheit hat Beethoven durch diese Quartette seinerzeit ebenso epochemachend gewirkt wie durch die Eroica im Symphoniefache. Das erste Allegro in dem ersten jener drei Quartette ist sogar der größte erste Satz, welchen wir von Beethoven in diesem Genre haben. Das folgende Scherzando, der langsame Satz im zweiten Quartett, der zweite

*) Vgl. die Besprechung des ersten Bandes in Nr. 13 d. Bl. f. 1865. D. Red.

Satz im dritten Quartett sind Leistungen, welche weit über die Schöpfungen der Vorgänger hinausgehen. Was Nohl von Frische des Humors in den Menuetten (?) dieser drei Quartette spricht, verstehen wir nicht. Von der vierten Symphonie heißt es: „Mag sich der Meister der Technik hier in trefflichster Weise bewähren, ja die ganze Künstlerschaft Beethoven's eine bedeutsame Fortentwickelung zeigen, eine tiefere Enthüllung geistiger und allgemein menschlicher Dinge ist hier nicht zu finden, und daher auch das allgemeine Interesse bei diesem Werke weniger lebhaft als bei der Eroica und C-moll-Symphonie." Der erste und zweite Satz der Eroica überragen freilich alle andern von Beethoven geschriebenen gleichen Symphoniesätze; indeß nimmt nach unserer Ansicht die vierte Symphonie durch ihren durchaus idealen Inhalt eine gar bedeutsame Stellung ein. Es ist der tiefsinnige Widerhall bald ernster, bald freudiger Naturlaute, also eine vertiefstere Bearbeitung des Vorwurfs der zweiten Symphonie. Das vierte Klavierconcert (G-dur) wird zwar als musikalisch interessant, aber nicht reich an innerm Gehalt und daher ohne allgemeine Bedeutung bezeichnet. Wir denken doch, es liegt etwas mehr darin, als Nohl meint. Diese Abwechselung von Humor und Ernst ist charakteristisch genug. Im December 1807 macht Beethoven, gedrängt durch pecuniäre Verlegenheiten, welche zum Theil von dem Misserfolge des „Fidelio" herrührten, den er auf Tantième verfertigt hatte, eine Eingabe an die Hoftheaterdirection, die sich damals in den Händen einer Gesellschaft hochadelicher Herren unter Präsidium des Fürsten Esterhazy befand, behufs Anstellung als Compositeur der k. k. Hoftheater. Darin machte er sich anheischig, jährlich wenigstens eine große Oper, außerdem eine kleine Operette oder dergleichen zu componiren, und zwar für eine Besoldung von 2400 Fl. nebst freier Einnahme bei der dritten Vorstellung, und außerdem jährlich eine Benefizakademie. Sein Gesuch wurde abgeschlagen und Beethoven war wieder auf sich selbst angewiesen.

Das zweite Kapitel des dritten Buchs trägt die Aufschrift: „Der Ruf nach Kassel." Infolge desselben setzte bekanntlich der Erzherzog Rudolf und die Fürsten Lobkowitz und Kinsky dem Meister, um ihn an Wien zu fesseln, ein Jahrgehalt von 4000 Fl. aus, welche sich allerdings später, was den Antheil der beiden letztern betrifft, verkürzten. Uebrigens soll der große Zeitaufwand, den der Unterricht beim Erzherzog Rudolf in Anspruch nahm, Beethoven einmal zu dem Ausrufe veranlaßt haben, daß ihn die unglückliche Verbindung mit diesem Erzherzog beinahe an den Bettelstab gebracht habe. Man wird bei solchen Aeußerungen des mislaunigen Meisters nicht alles ernst nehmen müssen; wenigstens schlagen die Briefe Beethoven's an den Erzherzog einen ganz andern Ton an. Reichardt, welcher bekanntlich Beethoven 1808 besuchte, sagt von ihm: „Er ist eine kräftige Natur, dem Aeußern nach cyklopenartig, aber doch recht innig, herzig und gut."

Das dritte Kapitel ist überschrieben: „Die A-dur-Symphonie." Schnyder von Wartensee schreibt 1811 aus Wien an Nägely in Zürich über Beethoven: „Seine Bildung ist vernächlässigt, und seine Kunst ausgenommen ist er roh, aber bieder und ohne Falschheit. Er sagt geradezu von der Leber weg, was er denkt. Ueber Wien schimpft er und wünscht fortzugehen. «Vom Kaiser bis auf den Schuhputzer», äußert er, «sind alle Wiener nichts werth.» Ich frug ihn, ob er keine Schüler annähme. «Nein», antworte er; «er habe nur einen, der ihm sehr viel zu schaffen mache, und den er sich gern vom Halse schaffen möchte, wenn er könnte.» — «Wer ist denn dieser?» — «Der Erzherzog Rudolf.»"

Das vierte Kapitel führt die Ueberschrift: „Die Reise nach Teplitz." Bekanntlich traf er dort mit Goethe zusammen, der keinen Sinn für Musik hatte, und bei seiner durchaus heterogenen Natur und seinen Hofbeziehungen in allem sehr gegen Beethoven abstach. So lagen weitere Anknüpfungspunkte zwischen beiden Männern nicht vor. Angeblich soll Beethoven in Teplitz zu Amalie Sebald, Gouvernante einer dort weilenden russischen Familie, wiederum eine Neigung gefaßt haben.

Das fünfte Kapitel heißt: „Das Concert im Universitätssaale." Nach der Badereise war Ebbe in Beethoven's Finanzen eingetreten, da er auch seinen unglücklichen kranken Bruder Carl nebst Familie unterstützen mußte. Beethoven selbst gibt in einem Briefe an Ries vom 22. November 1815 die Summe, welche er zu dem Zweck aufgewendet, auf 10000 Fl. an. Kein Wunder, daß der Meister sich genöthigt sah, mehrere tausend Gulden Schulden zu contrahiren. In den beiden Akademien, die er am 8. und 12. December 1813 in der Aula der Universität zum Besten der in der Schlacht bei Hanau invalid gewordenen Krieger gab, wurden die A-dur-Symphonie und die „Schlacht bei Vittoria" aufgeführt.

Das letzte Kapitel dieses Buchs führt uns auf den Wiener Congreß. Die „Schlacht bei Vittoria" hatte beim Publikum durchgeschlagen und wurde nebst der siebenten Symphonie zunächst am 2. Januar wiederholt. In dem Concert vom 27. Februar trat zu dem genannten Werke noch die achte Symphonie. Die Jubelrufe der Versammlung von 5000 Zuhörern überstiegen nach Schindler alles, was bisher im Concertsaal erlebt worden war. Dieser ungeheuere Beifall hatte die Wiedererweckung des „Fidelio" zur Folge, welcher in der neuen Bearbeitung viermal innerhalb drei Wochen wiederholt wurde. Einen Monat später fand zu Beethoven's Benefiz gleichfalls eine Aufführung der Oper statt, deren Einnahme sehr gut war. Zur Zeit des Wiener Congresses wurden in Gegenwart der Monarchen am 29. November 1814 die Cantate „Der glorreiche Augenblick", die „Schlacht bei Vittoria" und die A-dur-Symphonie aufgeführt. Am 2. und 25. December fand Wiederholung statt, das letzte mal zu wohlthätigem Zweck. Die Geschenke der fremden Monarchen, zumal das großmüthige der Kaiserin von Rußland, welche sich ihn besonders vorstellen ließ, setzte Beethoven in den Stand, nicht blos leidige Schulden zu bezahlen, sondern auch ein Kapital in einigen österreichischen Bankactien anzulegen, das ihm wenigstens für spätere Zeiten einen gewissen Anhalt bot.

Hiermit schließt der zweite Band, welcher in lebhaftem, panegyrischem Stil verfaßt ist. Die Lebensverhältnisse Beethoven's, soweit sie die Oeffentlichkeit interessiren können, sind zu bekannt, als daß daraus noch viel Neues mitzutheilen wäre, indessen bildet eine Gesammtdarstellung des Lebens eines so hervorragenden Meisters, wie die vorliegende, den Musikfreunden gewiß eine interessante Lektüre. Einen großen Theil des Bandes (130 Seiten) nehmen die im Anhange aufgeführten Quellen, Zeugnisse und Anmerkungen ein. 32.

Feuilleton.

Laube über die Shakspeare-Kritik von Gervinus.

Heinrich Laube erwähnt in seiner Geschichte des Burgtheaters von 1849—67, die er im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" gibt, daß wir eine wahrhaftige Theaterkritik über die Shakspeare-Stücke nur in sehr geringem Maße haben. Er macht hierüber folgende treffende Bemerkungen:

„Unsere Buchkritik über Shakspeare ist bekanntlich ein unerschöpflicher Born des Lobes, und ich will gar nicht streitig machen, daß sie unserm literarischen Geiste reiche Hülfsquellen erschließen hilft, wie überschwenglich sie sich auch oft geberde, wie grundlos sie auch oft folgere und thürme. Aber ich muß doch einmal darauf hinweisen, daß diese Shakspeare-Kritik uns meist ganz irrthümlich berichtet über die Wirkung der Shakspeare-Stücke auf dem Theater. Ich wüßte kaum einen der Shakspeare-Erklärer, welcher darin eine Bedeutung hätte. Gervinus am wenigsten. Er führt geradezu irre. Sein Urtheil über die Theaterwirksamkeit Shakspeare's ist eine völlige Merkwürdigkeit. Wenn er sagt: dies Stück empfiehlt sich ganz besonders für die Bühne, dann kann man sicher sein, es ist nicht aufführbar. Und wenn er sein Bedenken äußert über die Aufführbarkeit, dann kann man sich getrost mit der scenischen Einrichtung des Stücks beschäftigen. Denn von dem Talente des Schauspielers Shakspeare weiß Gervinus kein Wort. Wie oft überrascht uns dies Talent bei der Inscenesetzung! Es hat kein dramatischer Autor so viel scenische Macht, die wir heute noch nicht mit all unserer Klassificirung der Effecte hinreichend erklären können, als gerade Shakspeare. Er war auch darin ein Genie. Aber er hatte eine ganz andere Bühne, als wir sie haben, und seine Zuschauer machten ganz andere Ansprüche, als die unserigen sie machen, und um über Theaterwirkung etwas voraussagen zu können, muß man eben eine plastische Phantasie haben. Just diese aber geht zumeist Gelehrten ab. Sie sind vorzugsweise Denker, nicht Künstler. Und gerade Gervinus ist völlig verlassen von jedem Atom plastischer Phantasie. Man braucht nur seinen Stil anzusehen, eine wahre Tortur für den Leser, welcher irgendein künstlerisches Bedürfniß hat. Die Gedanken drängen sich und stoßen sich in dunkler Kammer. Gervinus sieht sie selber nicht; er hat nie eine Anschauung und kann deshalb auch keine geben. Es gehört zu unserm deutschen Schicksale, daß eben solch ein Mann — reich an Kenntnissen und unermüdlich im Fleiße, aber ohne jede plastische Fähigkeit — über unsere Poeten zu Gerichte sitzt. Die Grundelemente der Poesie, naive Anschauung und glückliche Gestaltung, sind seinem Naturell versagt, er muß seinem Wesen gemäß die Dichter nach Gedankenkategorien messen und muß also Poeten wie Goethe aufs ärgste mishandeln. Bei einem Landsmann wie Goethe thut das weniger Eintrag. Der steht unserm Verständnisse so nahe, daß unverständiger Tadel an uns abgleitet. Aber wenn der Kritiker ohne Augen über die Wirkung blos gelesener Dramen redet, dann muß er den Leser irreleiten. Glücklicherweise ist er durch den großartigen Geist Shakspeare's so eingenommen für diesen Dichter, daß er auch das lobt, was er nicht sieht, und so wird sein reichlich gesammeltes Material immerhin werthvoll, seine rastlos unruhig combinirende Dialektik immerhin anregend, wenn man sich durcharbeitet durch das Dornengestrüpp seiner Rede und wenn man auf der Hut bleibt bei seinen Folgerungen. Aber vor seinen Verkündigungen der Shakspeare'schen Theatereffecte möge jedermann gewarnt sein."

In der That kann man sagen, daß die Kritik unsere Literarhistoriker zu unsern „deutschen Schicksalen" gehört. Man schreibt über Dichter ohne Sinn und Verständniß für Dichtkunst, und man wird durch den Fleiß, den man offenbart, durch die Fülle von Kenntnissen, durch die wissenschaftliche Methode der Darstellung ein großer Gelehrter, eine Autorität. Man wird keinen Physiker anerkennen, dem alle Experimente mißglückten und alle Rechnungen nicht stimmten, wenn er auch noch so geistvolle Collegien über Physik läse. Unsere Literarhistoriker aber gleichen auf dem Gebiet der Dichtkunst solchen Physikern, und doch werden sie anerkannt und gewinnen eine in vielen Fällen „zermalmende" Autorität!

Eine zweifelhafte Autorschaft.

Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

In einem umfassenden Bericht aus Rom war vor geraumer Zeit, im Cotta'schen „Morgenblatt", Obiges mit dem Bemerken abgedruckt, daß jene Worte des unsterblichen Schiller für das alte Rom die beste Anwendung finden würden. In Thüringen nennt man, außer Goethe, den Herzog von Meiningen als den Verfasser der erwähnten Zeilen, da sie derselbe auf einem Monument, welches er im Bad Liebenstein hatte errichten lassen, als Inschrift wählte. Da in neuerer Zeit das schöne Thüringen oft durchwandert wird, so ist jene Inschrift durch viele Albums und Reiseberichte verbreitet worden, ja sogar Grabsteine sieht man damit geweiht. Der wahre Verfasser jener poetischen Trostworte war der durch seine Lebensstellung und Schriften bekannte Professor Karl Förster, welcher 1841 in Dresden starb. Nach seinem Tode erschienen, von Ludwig Tieck herausgegeben, bei F. A. Brockhaus in Leipzig seine Gedichte in zwei Bänden. Im ersten Theile beginnt das Gedicht: „Erinnerung und Hoffnung" mit den kleinen Strophen. Wir fügen hinzu: Suum cuique!

Literarische Notizen.

In der Zeitschrift „Unsere Zeit" erschien eine Folge von Artikeln über den letzten deutschen Krieg, welche durch die Lebendigkeit und Sachgemäßheit der Darstellung, durch ihre eine scharfe Kritik nicht ausschließende maßvolle Haltung, durch die selten vereinigten Vorzüge genauer Fachkenntniß und einer das große Publikum fesselnden stilistischen Form in weitesten Kreisen Aufsehen erregten. Diese Aufsätze erscheinen jetzt gesammelt und neu bearbeitet als ein selbständiges Werk: „Der deutsche Krieg von 1866. Historisch, politisch und wissenschaftlich dargestellt von Heinrich Blankenburg. Mit Karten und Plänen" (Leipzig, Brockhaus). Der ersten Hälfte, die bisjetzt vorliegt, ist eine Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes in Böhmen beigefügt.

Friedrich Rückert's „Gesammelte poetische Werke" erscheinen in einer Ausgabe von zwölf Bänden (Frankfurt a. M., Sauerländer). Die erste uns vorliegende Lieferung enthält die „Geharnischten Sonette" und „Patriotische Gedichte". Von den in Aussicht stehenden zwölf Bänden sollen acht Bände „lyrische Gedichte" enthalten, ein Beweis von der unerschöpflichen lyrischen Productivität dieses Dichters. Zwei Bände werden dramatische und die letzten zwei Bände epische Dichtungen bringen.

Von dem „Tagebuch" der sechszehnjährigen Margarethe More, Tochter des Sir Thomas More, hat Adolf Bacmeister eine Uebersetzung veranstaltet, von welcher jetzt eine zweite Ausgabe erscheint (Stuttgart, Mäcken, 1867). Bekanntlich ist dies fingirte „Tagebuch", das aber mit großer historischer Treue abgefaßt ist, ein Lieblingsbuch der Engländer, namentlich der englischen Frauenwelt und hat die liebenswürdige „Lieblingstochter des Thomas Morus", Miß Meg, mit ihren apokryphischen Enthüllungen, in den Boudoirs der fashionablen Ladies heimisch gemacht.

Professor K. G. Hotho, der sich durch seine „Geschichte der niederländischen Malerei" einen hervorragenden Namen als Kunsthistoriker erworben hat, gibt eine „Geschichte der christlichen Malerei in ihrem Entwickelungsgang" heraus (Stuttgart, Ebner u. Seubert), von welcher die erste Lieferung vorliegt. Sie führt ihr Thema bis zum Jahre 1300.

F. W. Ghillany gibt „Die wichtigsten politischen Urkunden aus den Jahren 1849—67 mit geschichtlichen Einleitungen" heraus (Nördlingen, Beck, 1868). Der Friede zu Mailand 1849, der pariser Frieden 1856, der Friede zu Zürich u. s. w. nehmen die erste Hälfte des Bandes ein, während die zweite Hälfte den diplomatischen Actenstücken gewidmet ist, welche dem letzten deutschen Krieg vorausgingen, ihn begleiteten und abschlossen. Auch der Friede zwischen Preußen und dem Fürstenthum Reuß-Greiz fehlt unter „den wichtigsten politischen Urkunden" nicht.

Bibliographie.

Aimard, G., Die Söhne der Schildkröteninsel. Deutsch von A. Wießner. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1868. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1868. Gr. 8. 20 Ngr.

Andresen, K. G., Ueber J. Grimms Orthographie. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 12 Ngr.

Aristophanes, Die Wolke. Erklärt von W. S. Teuffel. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 Ngr.

Arndt, F., Die deutschen Frauen in den Befreiungskriegen. Halle, Buchh. des Waisenh. 8. 1 Thlr.

Arnold, J. v., 24 auserlesene Opern-Charaktere in Bezug auf deren musikalisch-deklamatorische, wie dramatisch-mimische Darstellung analysirt und beleuchtet. 12 Hefte. Leipzig, Rhode. Gr. 8. 5 Thlr.

Avé-Lallemant, R. C. B., Anton. Altona, Mentzel. 1868. 8. 1 Thlr.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. — 1ster Bd.: Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Von F. Schleiermacher. Herausgegeben von C. Schwarz. — 2ter Bd.: Oden von F. G. Klopstock. Auswahl. Herausgegeben von H. Düntzer. — 3ter und 4ter Bd.: Volksmärchen der Deutschen. Von J. K. A. Musäus. Herausgegeben von M. Müller. — 5ter und 6ter Bd.: Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von C. A. Kortum. Herausgegeben von F. W. Ebeling. — 7ter Bd.: Die bezauberte Rose. Ein Gedicht in drei Gesängen. Poetisches Tagebuch. Von E. Schulze. Herausgegeben von J. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. Jeder Band 10 Ngr.

Bluntschli, J. C., Das moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten als Rechtsbuch dargestellt. Nördlingen, Beck. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Conscience, H., Der Bürgermeister von Lättich. Historische Erzählung. Aus dem Flämischen von E. Büchele. 2 Bde. Stuttgart, Franckh. 16. 1 Thlr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1868. Herausgegeben von Frater Hilarius. 55ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Cron, Clara, Mary. Mädchenspiegel in Briefen. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1868. 16. 1 Thlr.

Dirksen, C. B., Der Wildmeister Gruszdorf, oder: der letzte deutsche Jäger. Eine Biographie. Potsdam. Br. 8. 1 Thlr.

Eckardt, L., Wander-Vorträge aus Kunst und Geschichte. 1ste Hälfte. Stuttgart, Rieger. 1868. Lex.-8. 22½ Ngr.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 3te vermehrte Aufl. 3ter Bd. 2 Abtheilungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Geschichte der polnischen Literatur. Uebersichtlich dargestellt von E. P. Breslau, Günther. 1868. Gr. 8. 8 Ngr.

Hancke, O., Friedrich Werner, der Sohn des Veteranen. Eine Erzählung aus dem deutsch-österreichischen Kriege für Jung und Alt. Berlin, Liebrecht. 1868. 8. 15 Ngr.

Hartmann, E., Entwickelungs-Geschichte der Posten von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart mit besonderer Beziehung auf Deutschland. Leipzig. 1868. Gr. 8. 2 Thlr.

Herold, E., Malerische Wanderungen durch Prag. 1stes bis 4tes Heft. Prag. 1866. Gr. 8. à 12 Ngr.

Hertzberg und Boehmer, Zur Geschichte der Vereinigung von Wittenberg und Halle. — Geschichte der v. Ponickauischen Bibliothek. Halle. Gr. 4. 20 Ngr.

Heyse, P., Novellen und Terzinen. 7te Sammlung der Novellen. Berlin, Hertz. 8. 2 Thlr.

Hiller, F., Aus dem Tonleben unserer Zeit. Gelegentliches. 2 Bde. Leipzig, Mendelssohn. 1868. 8. 2 Thlr.

Hopfen, H., Verdorben zu Paris. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Kröner. 1868. 8. 3 Thlr.

Hüppe, S., Verfassung der Republik Polen. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 2 Thlr.

Jacob, P. L., Die beiden Narren. Ein historischer Roman aus der Zeit Franz des I. (1524.) Aus dem Französischen. 3 Bde. Leipzig, Kollmann. 1868. Gr. 16. 2 Thlr.

Kalidasa, Sakuntala. Indisches Schauspiel. Deutsch metrisch bearbeitet von L. Lobedanz. 3te durchgesehene Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Gräfin Käthchen. Eine Erzählung nach dem Englischen der Verfasserin des „Erben von Redcliffe". Stuttgart, J. F. Steinkopf. 16. 15 Ngr.

Kauffer, E., Jean Paul als Dichter und Prediger. Blüten und Perlen aus seinen Werken. Neudnitz, Förster. 16. 1 Thlr.

Klostermann, R., Das geistige Eigenthum an Schriften, Kunstwerken und Erfindungen, nach preussischem und internalem Rechte dargestellt. 1ster Bd. Allgemeiner Theil. — Verlagsrecht und Nachdruck. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Kneschke, E., Deutsche Lyriker seit 1850. Mit literarhistorischer Einleitung und biographisch-kritischen Notizen. 2te verbesserte und vermehrte Aufl. Leipzig, Fritsch. 1868. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klinkhardt, R. H., Die Unendlichkeit des Raumes und des Weltalls. Versuch einer Erklärung dieses Problems, erläutert durch eine Zeichnung. Leipzig, Lißner. 8. 3 Ngr.

Kohl, J. G., Geschichte des Golfstroms und seiner Erforschung von den ältesten Zeiten bis auf den grossen amerikanischen Bürgerkrieg. Eine Monographie zur Geschichte der Oceane und der geographischen Entdeckungen. Bremen, Müller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kosmisch-Komisches. Naturkundig gereimt und geleimt für Naturforscher und Solche, die es werden wollen vom Verfasser des Reactionair in der Westentasche (F. Jacobsen). Berlin, Hofmann u. Comp. 1868. Gr. 8. 15 Ngr.

Frau v. Krüdener. Ein Zeitgemälde. Bern, Mann. Br. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Krythe, H. C. J., Religionsreise eines schlichten Landmannes von der holländischen Grenze. Gotha, Stollberg. Br. 8. 15 Ngr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler. Herausgegeben von A. Traeger. 10ter Jahrgang. 1868. Leipzig, Bach. Gr. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

Deutsches Künstler-Album. 11ter Jahrgang. Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter. Gesammelt von W. Breidenbach und L. Bund. Düsseldorf, Breidenbach u. Comp. Gr. 4. 5 Thlr.

Laboulaye, E., Paris in Amerika. Humoristisch-satyrischer Roman. Einzige vollständige deutsche Uebersetzung der 17ten Aufl. des Originals, mit einem Briefe des Autors an den Verleger. In 2 Bdn. 1ster Bd. Berlin, Lesser. 8. 15 Ngr.

Lechler, G. V., Robert Grosseteste, Bischof von Lincoln. Leipzig. Gr. 4. 2 Ngr.

Lerber, T. v., Professoren, Studenten und Studentenleben vor 1500 Jahren. Bern, Mann. Gr. 16. 3 Ngr.

Lieder aus der Zeit von einem heiteren Beobachter. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1868. 8. 22½ Ngr.

Lobedanz, E., Album nordgermanischer Dichtung. Deutsch und mit biographisch-literarisch-historischen Notizen. 2 Bde. Leipzig, Fritsch. 1868. 8. à 1 Thlr.

Reiff, F., Glaube und Gewissen. Ein Vortrag. Detmold, Meyer. 1868. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reinicke, L., Römer und Dacier. Historisches Schauspiel. Berlin, Lassar. Gr. 8. 15 Ngr.

Reiss, W., und A. Stübel, Ausflug nach den vulkanischen Gebirgen von Aegina und Methana im Jahre 1866, nebst mineralogischen Beiträgen von K. v. Fritsch. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Riedl, J., Salzburg's Domherrn. Von 1514—1806. Salzburg. Lex.-8. 2 Thlr.

Schochner, X., Unumstösslicher Nachweis dass die Erde nicht um die Sonne herumgehe. München, Gummi. 1868. Br. 8. 7½ Ngr.

Schweitzer, L., Gedichte. Hirschberg, Rosenthal. 16. 1 Thlr.

Shakespeare's dramatische Werke nach der Uebersetzung von A. W. Schlegel und L. Tieck sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitungen und Noten versehen, unter Redaction von H. Ulrici herausgegeben durch die deutsche Shakespeare-Gesellschaft. 1ster Bd. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Sutermeister, O., Pädagogische Distichen. Zürich, Schulthess. 1866. 16. 6 Ngr.

Tschudi, J. J. v., Reisen durch Südamerika. 3ter Bd. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Warlenburg, K., Gerichtet und gerettet. Roman. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 1868. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wedewer, H., Die neuere Sprachwissenschaft und der Urstand der Menschheit. Freiburg im Br., Herder. 12. 5 Ngr.

Zimmermann, Wernine, In einsamen Stunden. Gedichte. Rostock, Stiller. 1868. 16. 22½ Ngr.

Zingerle, I. v., Findlinge. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Zugschwerdt, J. B., Der Vollzug der Freiheitsstrafe. Wien, v. Waldheim. Lex.-8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die hohe Braut.

Ein geschichtlicher Roman

von

Heinrich Koenig.

Dritte Auflage. Drei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Koenig's „Hohe Braut" wurde stets von der Kritik wie vom Publikum zu den werthvollsten und anziehendsten deutschen Romanen gezählt. Das Interesse daran hat sich seit länger als dreißig Jahren ungeschwächt erhalten und wird auch der soeben erschienenen dritten Auflage um so gewisser zutheil werden, da der historische Hintergrund, auf dem die handelnden Personen sich bewegen — Napoleon Bonaparte's Herrschaft über Italien —, die frappantesten Vergleichungspunkte mit der politischen Lage der Gegenwart darbietet. Ueberdies ward der Preis dieses Romans fast um die Hälfte billiger als bei den frühern Auflagen gestellt, wodurch derselbe auch dem Privatbesitz zugänglicher gemacht worden ist.

Das vorliegende Werk bildet zugleich den 17.—19. Band der neuen wohlfeilen Ausgabe von Heinrich Koenig's „Gesammelten Schriften", deren frühere Bände zu folgenden (nur bis Ende 1868 geltenden) ermäßigten Preisen zu haben sind:

1. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 15 Ngr.
2.—4. **König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. 6. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 1 Thlr.
7.—9. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 1 Thlr. 15 Ngr.
10. 11. **Georg Forster's Leben in Haus und Welt.** Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 1 Thlr.
12. 13. **William Shakspeare.** Ein Roman. Vierte Auflage. Zwei Theile. 1 Thlr.
14. **Auch eine Jugend.** Erinnerungen und Bekenntnisse. Zweite, verbesserte Auflage. 15 Ngr.
15. 16. **Ein Stillleben.** Erinnerungen und Bekenntnisse. Zwei Theile. 1 Thlr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Ut 't Dörp.

Lustege un ärnsthafte Vertellungen.

Van'n

oll'n Nümärker.

8. Elegant brosch. 1¼ Thlr.

☞ In Ut 't Dörp lernt das Publikum einen humoristischen Ebenbürtigen Fritz Reuter's kennen, dessen Dialekt (brandenburgisch-pommerisch) bei weitem leichter zu lesen und zu verstehen ist, als der mecklenburgische unsers Reuter's. Allen Freunden echten Humors — so selten heut! — wird das Buch bestimmt sehr willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Volkswirthschaft

in Lehre und Leben.

Ein Leitfaden für den Unterricht.

Von

Wilhelm Röhrich,

Director der Handelsschule zu Frankfurt a. M.

8. Geh. 1 Thlr.

Für Unterrichtszwecke wie zur Lektüre kann dieses Buch empfohlen werden. Der Stoff ist übersichtlich geordnet, die Darstellung klar und logisch. Die erste Abtheilung enthält die volkswirthschaftlichen Lehrsätze, die zweite das Wirthschaftsleben selbst. Der Entwickelung der Volkswirthschaftslehre ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, in welchem das Charakteristische der einzelnen Systeme hervorgehoben und beleuchtet ist.

Verlag von G. Weiß in Heidelberg:

Auf der Scholle.

Elegien

von

Stephan Milow.

Geh. 15 Sgr. Eleg. cart. 20 Sgr.

Einer Kritik entnehmen wir: „Das sind nicht Elegien gewöhnlicher schulmäßiger Art, sondern hochgedachte und tiefgefühlte Gedichte im Goethe'schen Geiste; nicht krankhafte weltschmerzliche Klagelieder, sondern echt classische Verse, welche das edelste Lebensglück athmen und die schönste Lebensweisheit verkünden, das Glück des Zuhause" u. s. w.

Preisermäßigung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Gregorovius, F., Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit. Gr. 8. 1851. (1 Thlr. 15 Sgr.) Für 1 Thlr.

Gregorovius, F., Werdomar und Wladislaw, oder Wüste Romantik. 2 Bde. 8. 1845. (2 Thlr. 15 Sgr.) Für 1 Thlr. 15 Sgr.

J. H. Bon's Verlag in Königsberg.

Gratis ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Verzeichniss ausgewählter Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In eleganten Einbänden zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Weihnachten 1867.

Ein durch seine Reichhaltigkeit an gediegenen Werken besonders zu empfehlender Rathgeber bei der Wahl literarischer Festgeschenke.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 12. December 1867.

Inhalt: Zur Charakteristik Heinrich Heine's. Von Rudolf Gottschall. — Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Feodor Wehl. Dritter Artikel. — Feuilleton. (Die Classiker und der deutsche Buchhandel.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Charakteristik Heinrich Heine's.

1. Heinrich Heine's sämmtliche Werke. Volksausgabe. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1867. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.
2. Briefe von Heinrich Heine. Drei Theile. (Neunzehnter, zwanzigster und einundzwanzigster Band der rechtmäßigen Originalausgabe von Heinrich Heine's sämmtlichen Werken.) Hamburg, Hoffmann und Campe. 1865—66. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ohne Frage tritt das vollständige Bild eines Autors uns erst aus den Gesammtausgaben seiner Werke entgegen; erst die Summe seiner Leistungen berechtigt zu einem entscheidenden Schlußurtheil. Freilich pflegt die Siebung von Spreu und Weizen in solchen Gesammtausgaben nicht immer die sorgfältigste zu sein; die Pietät gegen den Autor, welche den Herausgeber beseelt, hindert eine derartige Kritik. Auch läßt man sich in solchen Sämmtlichen Werken eher etwas Unbedeutendes und Nichtssagendes gefallen. Dies ist ebenso der Fall bei Goethe wie bei Heine, und wer einen Band Goethe'scher Festspiele, Prologe, Maskenscherze und Gelegenheitsgedichte hintereinander durchgelesen hat — wenn dies überhaupt ein Sterblicher im Stande sein sollte — der wird ein Gefühl der Ermüdung und Leere empfinden, und es wird ihm wie ein Märchen vorkommen, daß er Werke eines großen Dichters genossen haben soll.

Bei Heine stellt sich die Sache noch etwas anders. Bei ihm haben wir es mit Gedichten, mit Reisebildern, mit literarhistorischen und publicistischen Skizzen zu thun; nirgends stoßen wir auf einen größern künstlerischen Organismus; denn seine beiden Trauerspiele sind vollständige Nieten. Die ganze Production des Dichters ist eine aphoristische. Daß sie dabei aber so große und glänzende Wirkungen hervorgerufen, das zeugt von der Macht des eingeborenen Talents und von der glücklichsten Uebereinstimmung seiner Offenbarungsformen mit der Richtung des Zeitgeistes. Der Theenebeldunst der damaligen Belletristik und des romantischen Epigonenthums übte eine zehrende und austrocknende Wirkung; es bedurfte einer wetterleuchtenden Genialität, um die schwüle Atmosphäre zu reinigen. Wol erschienen damals auch Romane, Novellen, Dramen in Fülle; doch gegenüber der Fadheit dieser Production war das kleinste Heine'sche Gedicht ein Kunstwerk zu nennen. Nur der auflösende Witz konnte damals Großthaten vollführen, und selbst wenn die Fülle der im Herzen des Dichters quellenden Lyrik rein ausgeströmt wäre, sie hätte sich allzu leicht mit dem Theewasser gemischt, welches damals auf allen Credenztischen der Literatur brodelte.

Bei der Gesammtausgabe eines solchen im wesentlichen aphoristischen Poeten, der in Vers und Prosa, in Bildern, Skizzen, Abhandlungen, Liedern, Satiren und Humoresken stets nur eine willkürliche Form fand zur Ablagerung seines eigenthümlichen Gedankenstoffs, mit dem er die alte Geisteswelt aus den Fugen zu heben suchte, ist die Sichtung des Bedeutsamen und Werthvollen von dem Mislungenen und Werthlosen doppelt erschwert. Das Genie dieses Autors ist überall und nirgends; wo man es verloren zu haben glaubt, da tritt es plötzlich auf das nachdrücklichste hervor; selbst unter dem Wust des Gleichgültigen und Nichtigen, durch den man sich hier und dort durcharbeiten muß, stößt man wieder auf eine glänzende Offenbarung; unter dem Schutt lodert eine zündende Flamme hervor. Er ist so geistreich in seinen Briefen, wie in seinen Liedern — wer wollte da sichten und ausscheiden? Den ungezogenen Liebling der Camönen muß man sich einmal gefallen lassen, wie er ist, auch wenn er sich bisweilen hinflegelt und uns anzugähnen scheint; er springt dann plötzlich auf mit einer unnachahmlich komischen Geste, um welche ihn die Gamins aller Zeiten beneiden könnten.

Die von Hoffmann und Campe jetzt veranstaltete Volksausgabe der Heine'schen Schriften wird wesentlich dazu beitragen, den Dichter in weitesten Kreisen einzubürgern. Heine's Volksthümlichkeit beschränkt sich freilich nur auf einzelne Producte seiner Muse. Im übrigen hat er etwas Vornehmes, ja er hat Anwartschaft darauf, ein Classiker zu werden; denn ohne Noten entzieht sich vieles von ihm dem Verständniß; es bedarf einer gewissen Literaturkenntniß, einer Kenntniß der damaligen Tagespolitik,

die jetzt schon historisch geworden ist und mit jedem Jahre vornehmer und wissenschaftlicher wird.

In der Volksausgabe werden indeß, der Ankündigung zufolge, die drei Bände Briefe fehlen, welche den neunzehnten bis einundzwanzigsten Band der großen Originalausgabe bilden. Diese Briefe, welche vom Jahre 1820 bis zu den letzten Lebensjahren reichen, sind jedoch für Biographie und Charakteristik des Dichters von Wichtigkeit und verdienen, daß man sich eingehender mit ihnen beschäftigt.

Das erste Buch (1820—31) zeigt uns den Dichter im Stadium seines werdenden Ruhms, dem wir die „Reisebilder" und einige seiner unsterblichen Gedichte verdanken. Der übermüthige Student, der junge Doctor, mit Planen und Entwürfen für die Zukunft, oft brouillirt mit seinen Finanzen und seinen Familienverhältnissen, schlägt im Durchschnitt einen sehr heitern Ton an, obgleich er daneben fortwährend über Kopfschmerz und Geldmangel klagt. Er ist übermüthig und witzig, aber der Witz ist bei ihm nie Selbstzweck. Von Berlin sagt er an einer Stelle, daß es ihn nicht sonderlich dort hinzöge: „seichtes Leben, witziger Egoismus, witziger Sand". Und in schlagender, treffender Weise sagt er, bei Erwähnung Saphir's und einiger seiner Bagatellen im „Gesellschafter":

Witz in seiner Isolirung ist gar nichts werth. Nur dann ist mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernsten Grunde ruht. Darum trifft so gewaltig der Witz Börne's, Jean Paul's und des Narren im „Lear". Der gewöhnliche Witz ist blos ein Riesen des Verstandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rothjäckiger Affe, der sich zwischen zwei Spiegeln begafft, ein Bastard, den der Wahnsinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf öffentlicher Straße gezeugt; nein! ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, daß wir beide selbst uns zu zeiten herablassen, einen Witz zu reißen.

Heine faßte seinen literarischen Beruf höher als den eines bloßen Witzboldes; er verglich sich mit Byron:

Der Todesfall Byron's hat mich übrigens sehr bewegt. Es war der einzige Mensch, mit dem ich mich verwandt fühlte, und wir mögen uns wol in manchen Dingen geglichen haben; scherze nur darüber, soviel du willst. Ich las ihn selten seit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menschen, deren Charakter von dem unserigen verschieden ist. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen, wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden. Mit Shakspeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu sehr, daß ich nicht seinesgleichen bin, er ist der allgewaltige Minister, und ich bin ein bloßer Hofrath, und es ist mir, als ob er mich jeden Augenblick absetzen könnte.

Und an einer andern, sehr lustigen Stelle seiner Briefe sucht er eine Aehnlichkeit zwischen sich und Sterne auf:

Es ist fatal, daß bei mir der ganze Mensch durch das Budget regiert wird. Auf meine Grundsätze hat Geldmangel oder Ueberfluß nicht den mindesten Einfluß, aber desto mehr auf meine Handlungen. Ja, großer Moser, der H. Heine ist sehr klein. Wahrlich, der kleine Marcus ist größer als ich! Es ist dies kein Scherz, sondern mein ernsthaftester ingrimmigster Ernst. Ich kann dir das nicht oft genug wiederholen, damit du mich nicht mißt nach dem Maßstabe deiner eigenen großen Seele. Die meinige ist Gummi elastic, zieht sich oft ins Unendliche und verschrumpft oft ins Winzige. Aber eine Seele habe ich doch. I am positive, I have a soul, so gut wie Sterne. Das genüge dir. Liebe mich um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, die sich bei mir ausspricht in Thorheit und Weisheit, in Güte und Schlechtigkeit. Liebe mich, wenn dir nun mal so einfällt, nicht, weil du mich der Liebe werth hältst. Auch ich liebe dich nicht, weil du ein Tugendmagazin bist, und Adelungisch, Spanisch, Syrisch, Hegelianisch, Englisch, Arabisch und Kalkuttisch verstehst, und mir deinen Mantel geliehen hast, und Geld geliehen hast, und für mich den Kopf zergrübelt hast und dergleichen; ich liebe dich vielleicht nur wegen einiger närrischen Mienen, die ich dir mal abgelauscht, und wegen einiger pudelnärrischen Redensarten, die dir mal entfallen und die mir im Gedächtniß kleben geblieben sind und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gut gelaunt, oder bei Kassa, oder sentimental bin. Ich hatte einen Polen zum Freund, für den ich mich bis zu Tod besoffen hätte, oder, besser gesagt, für den ich mich hätte todtschlagen lassen, und für den ich mich noch todtschlagen ließe, und der Kerl taugte für keinen Pfennig, und war venerisch, und hatte die schlechtesten Grundsätze; aber er hatte einen Kehllaut, mit welchem er auf so wunderliche Weise das Wort „Was?" sprechen konnte, daß ich in diesem Augenblick weinen und lachen muß, wenn ich daran denke.

Auch von seiner „düsterbittern Ironie" hat er das vollste Bewußtsein; er schreibt an Simrock:

Lächle nicht, lieber Simrock, über den mürrischen Ernst, der mich anwandelt; auch dich wird er einst erfassen, wenn du mancher Dinge überdrüßig bist, die dich vielleicht jetzt noch amusiren. Ich darf glauben, daß wir manche Anschauungsweise miteinander gemein haben, und daher erklär' ich's mir auch, warum dir, Simrock, manches Gedicht von mir zusagen kann, und warum auch ich in manchem Gedichte von dir, das mir seitdem durch den „Gesellschafter" und durch den „Musenalmanach" zu Gesicht gekommen, eine geistige Blutsverwandtschaft geahnt habe. Ueber die ersten Ergüsse der lieben Flegeljahre und der Flegeljahrenliebe sind wir beide schon hinaus, und wenn wir dennoch manchmal das Lyrische hervortreten lassen, so ist es doch ganz und gar durchdrungen von einem geistigern Elemente, von der Ironie, die bei dir noch goethisch freundlich gaukelt, bei mir hingegen schon ins Düsterbittere überschnappt. Ich wünsche sehr, daß deine Ironie jenes heitere Colorit behalte, aber ich glaube es nicht, und ich fürchte, daß aus deinen Gedichten werden mir einst weniger Rosen und mehr Belladonnablüten entgegenduften.

Die Bildungselemente Heine's lassen sich aus den Briefen dieser Epoche mit Bestimmtheit nachweisen; sie sind vielseitiger, als man in der Regel anzunehmen pflegt. Zunächst beschäftigte ihn seine Fachwissenschaft, die Jurisprudenz, da er die Absicht hatte, aus der Wagschale der Themis sein Mittagbrot zu essen. Am 20. Juli 1825 vertheidigte er, um den Doctorhut zu erringen, die folgenden Thesen: Der Ehemann ist Herr der Mitgift; der Gläubiger muß eine Quittung ausstellen; alle Rechtsverhandlungen sind öffentlich zu führen; aus dem Eid erwächst keine Verpflichtung; die confarreatio war bei den Römern die älteste Art einer rechtlichen Eheverbindung. Doch erhielt er im Doctordiplom nur die dritte Nummer: post exhibita legitimae scientiae specimina. Und in der That darf man wol annehmen, daß ihm die Zersplitterung seiner Interessen zur Vertiefung in seine Fachwissenschaft nicht die nöthige Zeit gönnte. Indeß rühmte ihm Hugo nach, daß er ein großer Dichter und ein großer Jurist sei; auch wurde er mit Goethe verglichen, wie er sich denn selbst später als Nichtraucher mit den andern großen Juristen, Cujacius, Donellus und Gech-

in eine Linie stellte. Ja, er hatte, wie er am 7. April 1823 schreibt, eine große Arbeit über „das historische Staatsrecht des germanischen Mittelalters" fast druckfertig; aber Ideen, die er aus dem Studium Asiens gewonnen, sowie auch das Beispiel der Art, wie Gans das Erbrecht behandelt, und vorzüglich philosophische Anregungen von Moser machten, daß er den größten Theil seines Buchs dem Feuer übergab, in der Absicht, das Ganze in Paris, und zwar in französischer Sprache, neu zu schreiben. Ein philosophischer, dabei geistreicher Jurist wie Gans, der auch mit den Tagesinteressen vertraut und im Salon heimisch war, mußte dem jungen Rechtscandidaten ausnehmend imponiren, wie er denn sehr oft von Gans in diesen Briefen spricht. Auch zu den Füßen Hegel's hat Heine gesessen und dort so viel gelernt, um den Franzosen Vorlesungen über deutsche Philosophie halten zu können.

Niemand wird gewiß so frivol sein, behaupten zu wollen, daß der Dichter der „Reisebilder" ein großer Orientalist gewesen sei. Gleichwol hat er von Bopp und Friedrich Schlegel manche Anregungen erhalten, die sich auch in seinem „Buch der Lieder" nachweisen lassen. Die Lotosblumen und die Gazellen am Ganges, der König Wiswamitra und Aehnliches weist auf diese Studien hin. Auch in seinen Briefen finden sich mancherlei Anklänge. Originell ist die persische Dithyrambik in den folgenden Ergüssen:

Eigentlich bin ich auch kein Deutscher, wie du wol weißt (vide Rühs, Fries a. m. O.). Ich würde mir auch nichts darauf einbilden, wenn ich ein Deutscher wäre. O ce sont des barbares! Es gibt nur drei gebildete, civilisirte Völker: die Franzosen, die Chinesen und die Perser. Ich bin stolz darauf, ein Perser zu sein. Daß ich deutsche Verse mache, hat seine eigene Bewandtniß. Die schöne Gulnare hat nämlich von einem gelehrten Schafskopfe gehört, daß das Deutsche Aehnlichkeit habe mit ihrer Muttersprache, dem Persischen, und jetzt sitzt das liebliche Mädchen zu Ispahan und studirt deutsche Sprache, und aus meinen Liedern, die ich in ihren Harem hineinzuschmuggeln gewußt, pflegte sie, zur grammatischen Uebung, einiges zu übersetzen in ihre süße, rosige, leuchtende Bulbulsprache. Ach! wie sehne ich mich nach Ispahan! Ach, ich Armer bin fern von seinen lieblichen Minarets und duftigen Gärten! Ach, es ist ein schreckliches Schicksal für einen persischen Dichter, daß er sich abmühen muß in euerer niederträchtig holperigen deutschen Sprache, und daß er zu Tode gemartert wird von euern ebenso holperigen Postwagen, von euerm schlechten Wetter, euern dummen Tabacksgesichtern, euern römischen Vandalen, euerm philosophischen Kauderwelsch und euerm übrigen Lumpenwesen. O Firdusi! O Ischami! O Saadi! Wie elend ist euer Bruder! Ach, wie sehne ich mich nach den Rosen von Schiras! Deutschland mag sein Gutes haben, ich will es nicht schmähen. Es hat auch seine großen Dichter: Karl Müchler, Clauren, Gubitz, Michel Beer, Auffenberg, Theodor Hell, Laun, Gehe, Houwald, Rückert, Müller, Immermann, Uhland, Goethe. Aber was ist alle ihre Herrlichkeit gegen Hafis und Nisami! Aber obschon ich ein Perser bin, so bekenne ich doch: der größte Dichter bist du, o großer Prophet von Mekka, und dein Koran, obschon ich ihn nur durch die Boysen'sche Uebersetzung kenne, wird mir so leicht nicht aus dem Gedächtniß kommen!

Ueber seine Zusammenhänge mit der romantischen Schule, welcher die Sphinx seiner Lyrik ihren schönen Kopf und die schwärmerischen Augen verdankt, während die Tatzen auf eigene Rechnung kommen, findet sich in den Briefen wenig Aufschluß. Nur ein Schreiben an Baron Fouqué erinnert an Heine's Jugendliebe für die Romantik und schlägt dabei einen wesentlich andern Ton an, als die spätere kritische Beleuchtung der Fouqué'schen Schriften in seiner Darstellung der romantischen Schule:

Kaum las ich Ihren theuern Namen, so war es auch, als ob in meiner Seele wieder auftauchten all jene leuchtende Lieblingsgeschichten, die ich in meinen bessern Tagen von Ihnen gelesen, und sie erfüllten mich wieder mit der alten Wehmuth, und dazwischen hörte ich wieder die schönen Lieder von gebrochenen Herzen, unwandelbarer Liebestreue, Sehnsuchtglut, Todesseligkeit — vor allem glaubte ich die freundliche Stimme von Frau Minnetrost zu vernehmen. Es mußte den armen Kunstjünger sehr erfreuen, bei dem bewährten und gefeierten Meister Anerkennung gefunden zu haben, entzücken mußte es ihn, da dieser Meister eben jener Dichter ist, dessen Genius einst so viel in ihm geweckt, so gewaltig seine Seele bewegt und mit so großer Ehrfurcht und Liebe ihn erfüllt!

Von seiner „Harzreise" scheint Heine anfangs keinen sonderlich hohen Begriff gehabt und sie mehr für ein hors d'oeuvre gehalten zu haben, während „Der Rabbi von Bacherach", den er nicht zu Ende schrieb, das Werk war, auf das er seinen Nachruhm gründen wollte. Sehr lebendig blieb der Verkehr mit Immermann, dessen Dramen er eingehend kritisirt und dessen „Tulifäntchen" er mit verbessernden Randglossen von großer Feinfühligkeit des Geschmacks versah. Sie zeigen, wie Heine zu feilen pflegte, und was er an fremden Productionen gethan, that er sicher noch mehr für die eigenen. Der unerquickliche Streit, den Heine mit dem Meister künstlerischer Form, mit Platen, führte und zwar mit ebenso viel Grobheit wie Unbehagen und Angst, spielt schon in die letzten Briefe dieses Buchs mit herein, die im übrigen den Scenenwechsel der „Reisebilder" widerspiegeln, bald Nordseebilder aus Helgoland und Norderney darstellen, bald aus den Bädern von Lucca und von Florenz datirt sind, wo der Dichter der Frau von Medicis, vormals Frau von Vulcan, geborene Jupiter, seinen Besuch gemacht hat.

Das zweite Buch enthält die Briefe von 1832—43 und umfaßt die jungdeutsche Epoche unserer Literatur. Wie das erste Buch mit dem Platen-Skandal dramatisch abschließt, so das zweite mit der bekannten Ohrfeigen- und Duellgeschichte, die Heine mit Herrn Strauß, dem Rächer einer beleidigten Gattin, ausfocht. Wir erhalten dabei einen Einblick in die damaligen Zeitungen, welche diesen Händeln und den auf sie bezüglichen Erklärungen und Gegenerklärungen einen breiten Raum gestatteten. Jedenfalls erweist sich die Ohrfeige als ein mythisches Ereigniß, während das Duell dem Boden der Geschichte angehört. Es fand statt am 9. September 1841 im Thale von St.-Germain, und Heine trug, infolge eines Streifschusses, eine sehr angeschwollene und kohlschwarze Hüfte davon. Sein Gegner hat dasselbe Verdienst, welches Napoleon Goethe gegenüber in Anspruch nehmen kann; er verwandelte Heine's wilde Ehe in eine zahme. Heine ließ sich vor dem Duell mit Mathilde trauen und machte sein Testament; später richtet er sich comfortabler ein, lebt

im „ernſthafteſten Eheſtand" und „treibt Monogamie". Infolge jener Ohrfeigengeſchichte will er in franzöſiſch-chevaleresker Anwandlung die Literatur auf die Menſur citiren:

Ich will mich nämlich heute dahin ausſprechen, daß die franzöſiſche Sitte, die dem perſönlichen Muthe, gegen ſchnöde Preßbengelei, eine nach Ehrengeſetzen geregelte Intervention geſtattet, auch bei uns eingeführt werden müſſe. Früh oder ſpät werden alle anſtändigen Geiſter in Deutſchland dieſe Nothwendigkeit einſehen und Anſtalt treffen, in dieſer Weiſe die löſchpapierne Roheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, ſo wünſche ich herzlich, daß mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beiſpiel hier voranzugehen! Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, daß die Vornehmheit der literariſchen Kunſtperiode mit dieſer ſelbſt jetzt ein Ende hat, und daß der königlichſte Genius gehalten ſein muß, dem ſchäbigſten Lumpazio Satisfaction zu geben, wenn er etwa über den Weichſelzopf deſſelben nicht mit dem gehörigen Reſpect geſprochen. Wir ſind jetzt, Gott erbarm ſich unſer, alle gleich! Das iſt die Conſequenz jener demokratiſchen Principien, die ich ſelber all mein Lebtag verfochten.

Dieſe Sitte wird ſich indeß in Deutſchland, wo ſich die öffentliche Meinung immer entſchiedener gegen das Duell ausſpricht, ebenſo wenig einbürgern, wie ſie bisher hier heimiſch geworden iſt. Wie oft hätten wir ſonſt unſere Claſſiker auf der Menſur ſehen müſſen! Ueberhaupt, wenn wir durch den Klatſch, manche perſönliche Gehäſſigkeiten und namentlich auffallende Urtheilsſchwankungen, ſowie durch die Befliſſenheit, mittels Preßconnexionen die öffentliche Meinung zu dirigiren, oft in dieſen Heine'ſchen Briefen abgeſtoßen werden, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß der Briefwechſel unſerer Claſſiker ganz das gleiche Schauſpiel bietet, nur mit etwas weniger lebhaftem Colorit. Was Schiller z. B. über Herder, Herder und Frau oft über Schiller und Goethe ſchrieben, das iſt um kein Gran gelinder und freundlicher, als was hier über gleichzeitige Schriftſteller ausgeſprochen wird. Und nun gar die „Xenien"! Heine's Epigramme ſind freilich nicht in claſſiſchen Diſtichen geſchrieben, ſondern in Proſa.

Seine Urtheile über die jungdeutſchen Autoren ſind kurz, aber ſchlagend. Am freundlichſten verkehrte er mit Laube, der damals die „wichtige Feſtung", die „Elegante Welt" innehatte. Ihm ſchreibt er bisweilen Herzensergüſſe, wie den folgenden bei Immermann's Tod:

Geſtern Abend erfuhr ich durch das „Journal des débats" ganz zufällig den Tod von Immermann. Ich habe die ganze Nacht durch geweint. Welch ein Unglück! Sie wiſſen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieſer alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Literatur aufgetreten, gleichſam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutſchen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutſchland, die alte Rabenmutter! Und nicht blos ein großer Dichter war er, ſondern auch brav und ehrlich, und deshalb liebte ich ihn. Ich liege ganz danieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen ſtand ich des Abends auf einem einſamen Felſen am Meere und ſah den ſchönſten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!

An Kühne ſchreibt er am 11. October 1839:

Ihre Proſa, liebſter Kühne, beiläufig geſagt, gefällt mir überaus gut, Sie ſchreiben einen Stil, der ganz original, was nicht bei allen unſern Freunden der Fall iſt. Es liegt ein ſanfter Schmelz drin, und die Gedanken ſchauen manchmal wie verſchämt aus einer ſilberfarbigen Gaze.

Von Auerbach's „Spinoza" heißt es treffend:

Den „Spinoza" habe erhalten, und danke recht herzlich für dieſe Zuſendung. Der erſte Band hat mir ungemein zugeſagt, der zweite ſchon weniger. Der Verfaſſer hat viel Geiſt, viel Talent der Darſtellung, nicht viel Poeſie.

Und über den damals von Heine angeſungenen „Kosmopolitiſchen Nachtwächter" lautet das Urtheil:

Herr Dingelſtedt iſt hier, hab' ihn aber noch wenig geſehen; ein äußerſt liebenswürdiger Menſch, ſchönes Talent, viel Zukunft, aber in der Proſa.

Was aber Gutzkow betrifft, ſo zeigt ſich im Verlauf der Jahre eine entſchiedene Umſtimmung zu Ungunſten dieſes Autors, der anfangs dem pariſer Ariſtophanes in einem ſehr glänzenden Licht erſchien. Am 19. December 1837 ſchreibt er an Campe:

Was Sie mir in Betreff Gutzkow's ſchreiben, freut mich. Der „Telegraph" iſt jedenfalls eine nützliche Acquiſition für Sie; Sie haben jetzt Ihr Journal, und den beſten Journaliſten zur Redaction. Gutzkow iſt das größte Talent, das ſich ſeit der Juliusrevolution aufgethan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, iſt für die Gegenwart ganz wie geſchaffen; der wird mir noch viele Freude machen, nicht eben directe Freuden, ſondern indirecte, indem er meinen Feinden alles mögliche Herzleid verurſachen wird. Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, daß ſie den Gutzkow erfunden haben. Wenn er nur nicht ſo irreligiös wäre! Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräſentanten des Heiligen Geiſtes einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir; aber ſo muß er ſein, ſonſt könnte er ſein Tagewerk nicht vollenden.

Am 7. Juli 1838: „Wenn Gutzkow herkäme, ſo wäre mir das eine der größten Lebensfreuden." Und am 3. April 1839:

Ich erhielt zu gleicher Zeit einen Brief von Herrn Gutzkow, worin er ſich mir freundlich und liebevoll nahte, was er mehrlich guten Fugs thun konnte, da ich ſchon frühzeitig in meinen Schriften ſeinen Genius mit gehöriger Würdigung begrüßt hatte und ich auch ſpäterhin, in bedrängteſter Zeit, als die Genoſſen ihn gleichſam im Wettlauf desavouirten, unumwunden meine Sympathie für ihn ausſprach.

Dann aber tritt die Beziehung der beiden Autoren in eine andere Conſtellation, die ſich immer feindlicher geſtaltet. Anfangs ſchreibt Heine Gutzkow eine levissima culpa zu; er hat wenigſtens ein bischen mit dazu beigetragen, ihm Kummer zu machen. Die äußere Rivalität und der innere Widerſpruch der beiden Autoren trat aber in ihren Schriften über Ludwig Börne alsbald ſchroff und ſcharf hervor. Schon vom 18. Februar 1840 heißt es in einem Schreiben an Campe:

Sie ſagten mir in Ihrem letzten Briefe, daß Gutzkow's Bücher keinen Abſatz finden, daß er nicht von der Menge geleſen wird — lieber Gott! Das hätten Sie gar nicht nöthig gehabt, mir zu ſagen, das weiß ich.... Lieber Campe, wenn man kein Herz in der Bruſt hat, kann man nicht für die große Menge ſchreiben.

Er ſchreibt es ſpäter Gutzkow und Conſorten zu, daß ſeine politiſchen Ueberzeugungen verdächtigt ſind und daß er, Heine, für einen Abtrünnigen, für einen Servilen gehalten wird. Er bilde Oppoſition gegen Phraſenpatriotismus, gegen die Scheinhelden, Maulpatrioten und feſtigen Vaterlandsretter. Es war dies der Gegenſatz Heine's gegen die politiſche Geſinnungspartei, der in dieſem Conflict

zwiſchen ihm und Gutzkow zu Tage trat. Man verlangte am Anfange der vierziger Jahre ein beſtimmtes politiſches Credo, und das war Heine's Sache nicht, der eine hin- und herirrlichtelirende, meiſt radicale Oppoſition gegen die alten Zuſtände auf allen Gebieten ausfocht, doch ſich ſehr gleichgültig verhielt, wo es den Streit um politiſche Formen galt. An Heinrich Laube ſchrieb er am 23. November 1835, als infolge der Menzel'ſchen Denunciationen das bundestägliche Interdict gegen Heine erſchienen war, welches dieſen Schriftſteller mit in den Sündenfall des Jungen Deutſchland verwickelte:

Machen Sie eine genaue Scheidung zwiſchen politiſchen und religiöſen Fragen. In den politiſchen Fragen können Sie ſo viel Conceſſionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politiſchen Staatsformen und Regierungen ſind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratiſche oder ariſtokratiſche Inſtitutionen ſind gleichgültige Dinge, ſolange der Kampf um erſte Lebensprincipien, um die Idee des Lebens ſelbſt, noch nicht entſchieden iſt. Erſt ſpäter kommt die Frage, durch welche Mittel dieſe Idee im Leben realiſirt werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Ariſtokratie oder gar durch Abſolutismus.... für welchen letztern ich gar keine große Abneigung habe. Durch ſolche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Cenſur beſchwichtigen; denn Discuſſion über das religiöſe Princip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze proteſtantiſche Denkfreiheit und Beurtheilungsfreiheit zu annulliren; hier bekommt man die Zuſtimmung der Philiſter.... Sie verſtehen mich, ich ſage: das religiöſe Princip und Moral, obgleich beides Speck und Schweinefleiſch iſt, eins und daſſelbe. Die Moral iſt nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Iſt aber die Religion der Vergangenheit verfault, ſo wird auch die Moral ſtinkicht. Wir wollen eine geſunde Religion, damit die Sitten wieder geſunden, damit ſie beſſer baſirt werden als jetzt, wo ſie nur Unglauben und abgeſtandene Heuchelei zur Baſis haben. Vielleicht ohne dieſe Andeutungen werden Sie begriffen haben, warum ich mich immer in der proteſtantiſchen Befugniß verſchanzt, ſowie Sie auch leicht die pöbelhafte Liſt der Gegner begriffen, die mich gern in die Synagoge verwieſen, mich, den geborenen Antagoniſten des jüdiſch-mohammedaniſch-chriſtlichen Deismus. Mit welchem Mitleiden ich auf die Würmer herabſehe, davon haben Sie keinen Begriff. Wer das Loſungswort der Zukunft kennt, gegen den vermögen die Schächer der Gegenwart ſehr wenig. Ich weiß, wer ich bin. Jüngſthin hat einer meiner ſaint-ſimoniſtiſchen Freunde in Aegypten ein Wort geſagt, welches mich lachen machte, aber doch ſehr ernſthaften Sinn hatte; er ſagte, ich ſei der erſte Kirchenvater der Deutſchen.

Schon früher (am 10. Juli 1833) hatte er an Laube geſchrieben:

Seien Sie überzeugt, daß ich Sie verſtehe, und alſo wahrhaft ſchätze und ehre. Sie ſtehen höher als alle die andern, die nur das Aeußerliche der Revolution, und nicht die tiefern Fragen derſelben verſtehen. Dieſe Fragen betreffen weder Formen, noch Perſonen, weder die Einführung einer Republik, noch die Beſchränkung einer Monarchie, ſondern ſie betreffen das materielle Wohlſein des Volks. Die bisherige ſpiritualiſtiſche Religion war heilſam und nothwendig, ſolange der größte Theil der Menſchen im Elend lebte und ſich mit der himmliſchen Religion vertröſten mußte. Seit aber durch die Fortſchritte der Induſtrie und der Oekonomie es möglich geworden, die Menſchen aus ihrem materiellen Elend herauszuziehen und auf Erden zu beſeligen, ſeitdem — Sie verſtehen mich. Und die Leute werden uns ſchon verſtehen, wenn wir ihnen ſagen, daß ſie in der Folge alle Tage Rindfleiſch ſtatt Kartoffel eſſen ſollen, und weniger arbeiten und mehr tanzen werden. Verlaſſen Sie ſich darauf, die Menſchen ſind keine Eſel.

Einen Hauptbeſtandtheil des zweiten Bandes bilden die Briefe Heine's an ſeinen Verleger Julius Campe, Briefe, in denen ſich alle ſchriftſtelleriſchen Nöthen jener Zeit ſpiegeln. Heine's Klagen über die Verſtümmelung ſeiner Werke durch die Cenſur und durch die Schuld ſeines Verlegers gehen in einer ebenſo rührenden wie ermüdenden Weiſe durch den ganzen Band. Die Freundſchaft zwiſchen dem Autor und dem „Odyſſeus" des deutſchen Buchhandels mußte auf ſehr feſter Baſis begründet ſein, da ſie die verſchiedenen harten Stöße überlebte, die wir aus dieſem Briefwechſel nachempfinden. Keinesfalls war es eine Freundſchaft, die aus den Kanälen eines Complimentirbuchs geſpeiſt wurde.

Der dritte Band des Briefwechſels, der Heine's Briefe von 1843 bis zu ſeinem Tode enthält, entrollt uns in dramatiſcher Steigerung die in den Annalen aller Zeiten einzige Tragödie von dem in langſamer Marter hinſterbenden Dichter, der ſich dabei alle Freiheit des Humors bewahrt. Gegen dies pathologiſche Intereſſe tritt der andere Inhalt der Briefe in den Hintergrund, obgleich neue, intereſſante Perſönlichkeiten, wie Ferdinand Laſſalle, jetzt in dieſe Correſpondenz vom Krankenbette aus mit eintreten. Am Anfang der Periode beſchäftigen unſern Dichter „Das Wintermärchen" und „Atta Troll"; ſpäter der „Romancero", deſſen Beleuchtung über dieſen Briefen ſchwebt, und die Geſammtausgabe der Schriften, für deren Anordnung mehrfache Beſtimmungen in dem Briefwechſel mit Campe vorliegen.

Schon im Jahre 1844 beginnen die Klagen über die ſchrecklichen Augenübel, die mit Erblindung drohen. Zwar ſeine Seele hat noch wenig gelitten; ſie iſt ein bischen gebeugt, aber keineswegs welk und ſie wurzelt noch feſt in der Wahrheit und in Liebe. Im Jahre 1846 ſtellt ſich bereits eine theilweiſe Lähmung ein: „Meine Lippen ſind ſo gelähmt, daß mir das Küſſen verleidet wird, was noch unentbehrlicher als das Sprechen, deſſen ich mich wol enthalten könnte." Im Jahre 1847 ſchreibt er an Laube am 3. April:

Verflucht ſchlechte bruſtgluckſende Nächte; hätte ich nicht Frau und Papagei, ich würde (Gott verzeih mir die Sünde) wie ein Römer der Miſère ein Ende machen!

Und gleich darauf am 5. April:

Mein Zuſtand iſt noch immer derſelbe — mein Kopf iſt ſo ſchwach, als wäre ich der Verfaſſer einer Auerbach'ſchen Dorfnovelle — mein Magen ebenſo katzenjämmerlich ſentimental und religiös-ſittlichflau wie eine dito Novelle — trotzdem will ich gegen 11 Uhr zu dir kommen.

Dies innere Unbehagen trägt er auch auf ſeine Anſchauung der Bewegung von 1848 über; er ſchreibt am 12. März 1848 an Alfred Meißner:

Sie wiſſen, daß ich kein Republikaner war, und werden nicht erſtaunt ſein, daß ich noch keiner geworden. Was die Welt jetzt treibt und hofft, iſt meinem Herzen völlig fremd, ich beuge mich vor dem Schickſal, weil ich zu ſchwach bin, ihm die Stirn zu bieten, aber ich mag ihm den Saum ſeines Kleides nicht küſſen, um keinen nackten Ausdruck zu gebrauchen... Daß ich einen Augenblick furchtbar bewegt wurde, daß es mir kalt über den Rücken und die Arme hinauf wie ſtechende Nadeln lief, das wird Sie nicht verwundern. Nun, es iſt vorübergegangen. Auch war es ſehr läſtig, als ich rings um mich

lauter alte Römergesichter sah, das Pathos an der Tagesordnung war, und Benedey ein Held des Tags. Gerne wollte ich aus dem mich beängstigenden Getümmel des öffentlichen Lebens wegflüchten, in den unvergänglichen Frühling der Poesie und der unvergänglichen Dinge, wenn ich nur besser gehen könnte und nicht so krank wäre. Aber meine Gebresten, die ich allenthalben mitschleppen muß, erdrücken mich schier, und ich glaube, Sie müssen sich sputen, lieber Freund, wenn Sie mich noch sehen wollen.

Im Januar 1849 theilt er bereits Campe mit, daß er seit sieben Monaten das Bett nicht verlassen habe, beständig auf dem Rücken liegend, wo ihm vier Wunden eingebrannt worden, die seine Rückgratskrämpfe etwas gemildert hätten, und in einer öffentlichen, den Zeitungen eingeschickten Erklärung vom 15. April 1849 heißt es:

Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisirt, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moëlle épinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist — so viel weiß ich, daß sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht blos mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeiniger Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor 25 Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe", wie mich Ruge in gesündern Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. 2, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysus verglich, während man meinem Collegen Nr. 1 den Titel eines großherzoglich weimarischen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!

Später fühlt er sich oft kopfbetäubt durch den Genuß von Opium. Am 12. August 1852 schreibt er:

Rasend vor Schmerzen wirft sich mein armer Kopf hin und her in den schrecklichsten Nächten und die Glöckchen der alten Kappe klingeln alsdann mit unbarmherziger Lustigkeit.

Am 12. September 1852:

Mögen die Würmer sich an meinem Leibe weiden, ich gönne ihnen diesen Schmaus, und es ist mir leid, daß ich ihnen nur Knochen anbieten kann.

Und am 14. December 1852:

Mein Körper leidet große Qual, aber meine Seele ist ruhig wie ein Spiegel und hat manchmal auch noch ihre schönen Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge.

Die aus dem Nachwort zum „Romancero" bekannte Wendung zum „Glauben", die sich dort fast nicht minder frivol ausspricht als der frühere Unglaube, tritt auch an einigen Stellen dieser Briefe zu Tage. Noch im Jahre 1846 erinnert er sich seines frühern schönen Lebens mit Begeisterung:

Meine Meinung geht dahin, daß ich nicht mehr zu retten bin, daß ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder höchstens zwei Jahre, in einer trübseligen Agonie mich hinfristen kann. Nun, das geht mich nicht an, das ist die Sorge der ewigen Götter, die mir nichts vorzuwerfen haben, und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdselige Bewußtsein, ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten. Unter uns gesagt, dieser letztere ist das wenigst Furchtbare, das Sterben ist etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod gibt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube.

Am 1. Juni 1850 kündigt er sich bereits seinem Verleger als sorgsamen Censor seiner frühern Werke an:

Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und alles, was aus der frühern blasphematorischen Periode noch vorhanden war, die schönsten Giftblumen hab' ich mit entschlossener Hand ausgerissen, und bei meiner physischen Blindheit vielleicht zugleich manches unschuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn das in den Flammen knisterte, ward mir, ich gestehe es, gar wunderlich zu Muthe; ich wußte nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnsinniger sei, und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgendeines Mephistopheles, welche mir zuflüsterte: „Der liebe Gott wird dir das alles weit besser honoriren als Campe, und du brauchst jetzt nicht mit dem Druck dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein Paar alte Hosen." Ach, liebster Campe, ich wünsche manchmal, Sie glaubten an Gott, und wär' es auch nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann aufs Gewissen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein so grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir lastet. Schreiben Sie mir bald Antwort, ehe es zu spät ist. Liegt Ihrer Schreibsäumniß irgendeine politische Hesitation oder ein mercantilisches Bedenken zum Grunde, so sagen Sie es aufrichtig, und ich will die gehörigen Instructionen hinterlassen für den Fall, daß ich vor dem Beginn des Drucks meiner Gesammtausgabe das Zeitliche segne. Erschrecken Sie nicht über das Wort „das Zeitliche segnen"; es ist nicht pietistisch gemeint; ich will damit nicht sagen, daß ich das Zeitliche mit dem Himmlischen vertausche, denn wie nahe ich auch der Gottheit gekommen, so steht mir doch der Himmel noch ziemlich fern; glauben Sie nicht den umlaufenden Gerüchten, als sei ich ein frommes Lämmlein geworden. Die religiöse Umwälzung, die in mir sich ereignete, ist eine blos geistige, mehr ein Act meines Denkens als des seligen Empfindens, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, wie ich mir fest bewußt bin. Es sind große, erhabene, schauerliche Gedanken über mich gekommen, aber es waren Gedanken, Blitze des Lichts, und nicht die Phosphordünste ....

An Georg Weerth schreibt der Dichter am 5. November 1851:

Es freut mich, daß Ihnen meine Vorrede (das Nachwort zum „Romancero") gefallen hat; leider habe ich weder Zeit noch Stimmung gehabt, darin auszusprechen, was ich eben darthun wollte, nämlich, daß ich als Dichter sterbe, der weder Religion noch Philosophie braucht und mit beiden nichts zu schaffen hat. Der Dichter versteht sehr gut das symbolische Idiom der Religion und das abstracte Verstandeskauderwelsch der Philosophie; aber weder die Herren der Religion, noch die der Philosophie werden jemals den Dichter verstehen, dessen Sprache ihnen immer spanisch vorkommen wird, wie dem Reichsmann das Latein. Durch diese linguistische Unkenntniß geschah es, daß diese und jene Herren sich einbildeten, ich sei ein Bekehrter geworden. Sie begreifen nur die Mistgeschöpfe, denen sie gleichen, wie Goethe sagt, den ich um seinen göttlichen Ruhm beneide.

Auch die „Reisebilder" wünscht er zu purificiren (1853,

da sich einige Stellen in denselben befinden, die von einer so crassen Religionsspötterei befleckt sind, daß er eine aufrichtige Reue darüber empfindet. An Lassalle's Vater in Breslau schreibt er am 30. April 1850:

Von Ihrem Sohne habe ich keine Nachricht und bin sehr begierig, etwas von ihm zu erfahren. Ich möchte sein Gesicht sehen, wenn ihm zu Ohren kommt, daß ich, aller atheistischen Philosophie satt, wieder zu dem demüthigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt bin. Es ist in der That wahr, was das Gerücht, obgleich mit Uebertreibung, von mir verbreitet hat. Hat Ferdinand noch etwas innere Geistesruhe, so dürfte auch bei ihm diese Nachricht ein heilsames Nachdenken hervorbringen.

Welches seltsame Quodlibet von Gedanken, in jener urtragischen Beleuchtung der menschlichen Passion, die ebenso prometheisch wie christlich ist! Glaubenswendungen, Censurbedenken und Frivolitäten, furchtbare Schmerzen und Opiumbetäubungen, finanzielle Bedrängnisse und Sorgen für den Nachruhm, ein fast ungetrübtes geistiges Schaffen in langjähriger körperlicher Auflösung! Die Literaturgeschichte kennt kein Schauspiel von größerm pathologischen und psychologischen Interesse als das, welches der unglückliche Dichter in der Matratzengruft der Rue d'Amsterdam gewährt! Daß er auch in den schwersten Leiden noch Geschmack an cynischen Geschichtchen fand, beweist das Folgende, das er am 4. Mai 1854 Meißner erzählt:

Im Personal unserer Bekannten werden Sie, wenn Sie kommen, wenig verändert finden. Von *** wäre eine artige Geschichte zu erzählen; da ich aber sehr krank bin, begnüge ich mich, sie in ihren Contouren anzudeuten. Unser Freund trat vor einigen Monaten in eine jener Anstalten ein, die, so sehr mit Unrecht, den Namen Cabinets inodores führen. Dort, wo sonst die Menschen eine harmlose Erleichterung suchen, traf ihn der Pfeil des kleinen Cupido, und er verliebte sich in die junge Dame, die dort am Kassiertisch die Sousstücke einnimmt. Um sich der Theuern zu nähern, simulirte er eine chronische Diarrhöe, bis es ihm durch die Assiduität seiner Besuche gelang, ihr Herz zu gewinnen. Er soll, wie mir verläßliche Berichterstatter melden, jetzt stundenlang im Zauberkreise der Geliebten weilen, und aus dem Verhältnisse, das allmählich entstanden, entkeimen ihm duftige Blüten der Poesie. Wie ich höre, wird er sie demnächst unter dem Titel: „Violen und Cactus", dem Publikum übergeben.

Der dritte Band des Briefwechsels ist jedenfalls der interessanteste, ein literarhistorischer Rembrandt mit der düstersten Beleuchtung und einzelnen grell aufgesetzten Lichtern.

Rudolf Gottschall.

Das deutsche Drama der Gegenwart.

Dritter Artikel.*)

14. Heinrich der Vogelsteller. Ein vaterländischer Operntext in drei Aufzügen von F. Wilhelm Andreä. Leipzig, Matthes. 1864. 16. 8 Ngr.

Diesem Opernbuche wird, wie den meisten andern, nicht eben poetischer Werth, wol aber Compositionsfähigkeit zuzuerkennen sein. Die Handlung ist einfach, leicht geschürzt und wenn auch an mancherlei Unverträglichkeiten leidend, doch im ganzen und großen für die lyrische Bühne immerhin passend.

Die Vorgänge sind folgende: Nachdem von Köhlern im Harz ein Morgengesang gesungen worden und Herzog Heinrich mit seinem Pagen Sigurd inzwischen auf die Vogeljagd gezogen, erfahren wir durch Gunther's liebliches Töchterlein, um die sich Wolfhardt vergeblich bemüht, daß die Ilse vom Ilsenstein, die liebliche Sagenfee des Harzes, sich gezeigt, was immer etwas Großes zu bedeuten hat.

Daß die Sache richtig, erleben wir selbst, denn indem wir an den Vogelherd Heinrich's geführt werden, der seinem Pagen seine unglückliche Liebe zu einer Nonne berichtet, begegnen wir Ilse selbst, welche dem Herzog verkündet:

Bereitet sich Großes im Reiche vor,
Dann komme auch ich ans Licht,
Und wen sich Deutschland zum Helden erkor,
Dem zeig' ich mein Angesicht.

Dir, Heinrich, fiel das glückliche Los,
Dir herrlicher Kriegesheld!
Dein Name leuchtet riesengroß
Und ewig durch die Welt!

Heinrich weiß sich natürlich diese Prophezeiung nicht zu deuten und kopfschüttelnd singt er:

Zu dunkel ist mir deiner Worte Sinn,
Ich schätze mich nicht größer, als ich bin.

Als sie ihm dagegen zuruft:

Dein häuslich Glück, hold lächelnd wie die Sonne,
Erblüht dir aus dem Schleier einer Nonne —

da ist er gleich im Reinen und jubelt entzückt:

O habe Dank für diese Worte!
Sie sind mir etwas dunkel zwar,
Doch weiß ich nun, des Klosters Pforte
Führt sicher mich zum Brautaltar.

Der Page Sigurd, der hinter seinem Herrn nicht zurückbleiben und ebenfalls sein Schätzchen haben will, hat mit Gunther's Brunhildchen inzwischen ein zärtliches Techtelmechtel angefangen, das zu mannichfachen Liedchen und Duetten Veranlassung gibt. Als Sigurd bei einer solchen Gelegenheit bekennt, „daß er zu seinem Leid nicht andern Reichthum zählet als sein Pagenkleid", wahrscheinlich um damit anzudeuten, daß es mit einer Hochzeit nicht allzu rasch werde gehen können, entdeckt ihm sein Schätzchen folgendes glückliche Geheimniß:

Im süßen Liebestraume,
Beim Abendsonnenglanz,
Saß ich am Waldessaume
Und wand mir einen Kranz.

Da kam im weißen Kleide
Prinzeß vom Ilsenstein
In köstlichem Geschmeide
Von Gold und Edelstein.

Sie thät sich zu mir neigen
Mit ihrem Zauberstab,
Und brach mir von den Zweigen
Drei Tannenäpfel ab.

Dann floh sie in die Schatten
Des Walds und nickte hold,
Die Aepfel aber hatten
Verwandelt sich in Gold.

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 36 u. Nr. 40 d. Bl.
D. Red.

Wirklich holt sie diese Goldäpfel auch gleich aus der Tasche, geht in ihrem Liebeseifer aber so fahrlässig damit um, daß Wolfhardt, der lästige Freier, hinterrücks sie stehlen kann. Natürlich aber werden sie nach dem alten bekannten Feenhokuspokus in seiner Hand sogleich wieder zu gewöhnlichen Tannenzapfen und nehmen erst, in Brunhildens Besitz wieder zurückgelangt, ihren kostbaren Werth aufs neue an.

Nun werden wir in das Kloster zu Herford geführt, wo wir die arme Nonne Mathilde, die Angebetete Heinrich's, finden, die natürlich seine Gefühle erwidert, sich darüber bitterliche Vorwürfe macht und in einem rührenden Liede die Mutter Gottes um Beistand in dieser Noth ihres Herzens anruft:

Die schwere Last der Sünden
Läßt keine Ruh' mich finden,
Sie quält mich spät und früh —
Erbarme dich, Marie!

Dieser letzte flehende Ruf geht als effectvoller Refrain durch sechs Verse und dürfte sich musikalisch sehr wirksam verwerthen lassen. Wenn nun aber auch nicht die heilige Marie, so erbarmt sich doch Herzog Heinrich, der, durch die Weissagung kühn gemacht, mit seinem Pagen Sigurd und den treuen Köhlern vom Harz kommt, Mathilde aus dem Kloster zu reißen. Die Nonnen sind selbstverständlich über diesen Frevel außer sich; als jedoch die Köhler im Chore versichern:

Eh' sie dem Himmel angetraut,
War sie schon längst des Herzogs Braut —

empfinden sie plötzlich ein unmenschlich menschliches Rühren, indem sie sich beeilen, in Masse zu versichern:

Dann sei sie ihrer Pflichten frei!

Natürlich ist Heinrich glücklich, so leichten Kaufs zu einer Frau zu kommen und dieselbe ihrer klösterlichen Gelübde entbunden zu sehen. Man ist in der Oper und braucht eines Papstes nicht. Der Componist wird aber jedenfalls Protestant sein müssen; denn einem Katholiken dürfte die Sache doch nicht so glatt aus der Feder gehen. Wenigstens hätte Heinrich doch schon Kaiser sein sollen; aber das erlaubte die Technik der Oper nicht, die für den dritten Act doch den Haupteffect sich aufsparen mußte. In diesem kommen denn nun die Abgeordneten des Deutschen Reichs in großem feierlichen Aufzuge, um Herzog Heinrich am Vogelherde, wo er mit seiner jungen Gemahlin weilt, zu küren zum Herrn und Herrscher von Deutschland. Großer Pomp und Jubel beschließt das Stück.

Es ist, wie gesagt, keine Perle der Dichtung, sondern ein Opernbuch mit allen Fehlern und Schwächen, wie wir sie an solchen kennen, locker in der Form, oft trivial im Ausdruck, unmöglich in der Handlung, aber glatt und musikalischer Verwendung jedenfalls nicht widerstrebend.

15. Musikdramen von Peter Lohmann. Leipzig, Matthes. 1866. 8. 1 Thlr.

Peter Lohmann ist auf dem dramatischen Felde unausgesetzt thätig, ohne indeß bisher irgendwelchen Erfolg erzielt zu haben. So sehr das zu bedauern und wie gern man seiner Ausdauer auch mehr Lohn wünschen möchte, doch muß zugestanden werden, daß die Bühne wegen der Vernachlässigung dieses Dichters nicht allzu schwer anzuklagen sein dürfte. So viel gute Bildung, warme Draufgabe und immerhin auch Talent er besitzt, er weiß es damit nicht zu erquicklichen und irgendwie fertigen Arbeiten zu bringen. Alle Arbeiten Peter Lohmann's haben etwas Leichenhaftes. Es sind mehr oder minder todtgeborene Kinder der Muse, Kinder, welche die Muse nicht ausgetragen hat und welche daher niemals recht lebensfähig sind. Dem einen fehlen die Füße, dem andern die Arme, dem dritten der Kopf. So gut sie sonst auch gebildet, ja, so schön sie an einzelnen Stellen sein mögen, sie haben dramatische Gebrechen, die ihre Darstellung beinahe immer zur Unmöglichkeit machen.

Auch diese Musikdramen, obschon der Verfasser sie bereits componirt und im Geiste auf den Bretern dahinschreiten sieht, werden, unserm Ermessen nach, doch kaum jemals vor den Lampen erscheinen.

Es sind der Zahl nach sechs, und wiewol sie nicht ohne Stellen sind, die sich in der musikalischen Behandlung effectvoll dürften ausbeuten lassen, haben sie doch entweder im Stoff so viel Unzuträgliches oder in der Fassung so viel Sprödes, daß sie schwerlich für die Composition anlockend oder in deren Ausführung von durchschlagender Wirkung sein möchten. Gehen wir sie kurz einzeln durch.

„Durch Dunkel zum Licht" führt uns zwei Brüder, Lorenzo und Cesare, in Rom zu Ende des 15. Jahrhunderts vor, von denen der erstere, von seiner Geliebten, wie er glaubt, verrathen, ins Kloster gegangen ist, während der andere ein Weltkind geblieben und um Elise, die vermeintliche Ungetreue des Bruders, herumschwärmt. Der letztern lustiges Treiben fordert die Rache des Himmels oder wenigstens der Kirche heraus, und wir hören deswegen gleich nach dem Eröffnungschor der Mönche den Prior zetern:

Heut' feiert die stolze Elise,
Verhaßt im darbenden Volke,
Vom üppigen Adel geliebt
Zum Hohne der Kirche,
Trotz unserer Mahnung
Erneut ihre Feste.
Dort sammeln sich die Scharen,
Die unsrer Macht in träger Zeit gelacht,
Elise selber spottet des Kreuzes,
Nahet sich nimmer der Stätte des Herrn —
Trotzet der mahnenden Stimme.
Weh ihr:
Noch heute sei beim strahlenden Jubel
Der Fluch der Kirche auf sie geschleudert!

Zum Botenträger dieses Fluchs wird Lorenzo ausersehen, der sich auch zu diesem Amt willig erfinden läßt und schwört, es dahin zu bringen, daß sie, der Weltlust entsagend, in den Hallen des Klosters Rettung suchen soll.

Er hat sich indeß mehr zugemuthet, als er vermag. Nachdem er vergebens getrachtet hat, den eigenen Bruder zu bekehren, scheitern auch an Elise seine Bußermahnungen.

Ja, da sie ihm gesteht, daß sie noch immer ihn liebe und ihn nur Grillen von ihrer Seite getrieben, fängt sogar in seinem eigenen Herzen die Neigung zur Welt wieder an, Wurzel zu fassen.

Im zweiten Acte sucht Cesare sich Elise zu gewinnen; seine Bewerbungen scheitern aber, ja, sie eilt sogar ins Kloster, um bei Lorenzo Schutz zu suchen. Lorenzo vergißt entzückt alle Gelübde und folgt ihr zurück ins Leben.

Der Prior, darüber entrüstet, steckt sich hinter Cesare, indem er ihn zur Rache auffordert. Cesare, von Eifersucht und Neid getrieben, mischt sich in den Chor der Gäste, die zur Vermählung seines Bruders herbeigeströmt. Als das Paar kommt, stürzt er mit gezücktem Schwerte auf seinen Bruder zu, dessen Brust aber Elise mit einem so furchtbaren Angstschrei deckt, daß der Wahnsinnige stutzt, sie anstarrt und das Schwert sinken läßt. Statt des Bruders mordet er sich nun selbst; treue Liebe aber triumphirt.

Die Fabel ist ziemlich craß und dabei von etwas roher Gestalt. Elisens und Lorenzo's Verhältniß ist nicht klar; daß letzterer so ohne weiteres aus dem Kloster fort und in die Arme der Geliebten und den Hafen der Ehe laufen kann, ist selbst für die Oper doch zu unwahrscheinlich; das aber, was der Prior dagegen thut, ist wieder völlig unverständlich. Zu was er Cesare eigentlich reizt, läßt sich schwer oder gar nicht erkennen. Dennoch ist der Text noch einer der besten von den sechsen.

„Die Brüder", in Deutschland spielend, im Jahre 940 n. Chr., bewegt sich in noch viel verworrenern und düsterern Verhältnissen. Ein beliebiger Kaiser von Deutschland besitzt eine zweite Gemahlin und von dieser einen Sohn, der mit seinem Stiefbruder, dem Sohne seines Vaters aus erster Ehe, durch seine Mutter angestiftet, in Todfeindschaft lebt. Der Kaiser stirbt und vererbt seine Krone an den Erstgeborenen, was den Zweitgeborenen zu offenem Aufstande treibt, in dem er denn schließlich ums Leben kommt. Eine Geliebte und die thörichte Mutter weinen an seiner Leiche, welcher auch der Sieger sein Mitleid nicht versagt.

„Die Rose vom Libanon", eine Handlung bietend, die um das Jahr 1000 n. Chr. vor sich geht, führt uns zwei Töchter eines Fürsten vom Libanon vor, Mayfuna und Ianthe, von denen die eine Abdul, den treuen Feldherrn des Vaters, liebt, indeß die andere ihr Herz Asaad, einem Eroberer, geschenkt hat, der in das Reich ihres Vaters eindringt und ihn vertreibt. Diese letztere ist Mayfuna, die sich Asaad in die Arme wirft, während Ianthe mit dem Vater und Abdul ins Innere des Landes flüchtet, wo sie einstweilen ein idyllisches Leben führen, bis ein neues Heer gesammelt sein wird.

Asaad, ein Wüstling, ist aber bald Mayfuna's überdrüßig; blasirt reißt er sich aus ihren Armen, singend:

Wehe!
Das dürre, todte Einmaleins,
Das ewig Sein und Immerbleiben,
Das stets im Kreis einander Treiben
Drängt meine Lebenspulse nieder —
Wieder erwacht das glühende Sehnen
Nach neuem Leben,
Nach höheren Siegen.

Nach diesem etwas trivialen Bombaste von Mayfuna erfahrend, daß sie noch eine Schwester habe, und nun in dieser mit Recht die gefeierte Rose des Libanon vermuthend, stürzt er ab, sie zu suchen und sich zu erringen. Es gelingt ihm, sie zu entdecken, sich ihr zu nähern und ihr sein Herz anzubieten. Sie aber schlägt es aus. Inzwischen hat Abdul sein Heer zusammen und schlägt damit die Scharen Asaad's; Asaad flieht und will auf seiner Flucht noch rasch sich Ianthe aneignen. Wie er diese aber davontragen will, stürzt Mayfuna hervor, durchbohrt ihn und erdolcht sich dann selbst. Der Vater erhält sein Reich wieder und Abdul natürlich Ianthe's Hand.

Der Text ist bewegt, doch wennschon an sich wenig lyrisch, in seinem Ausgange vollends überstürzt und unvermittelt.

Auch „Frithjof" ist zu unruhig und lärmend in seinen Vorgängen, sonst aber ein Stück, das anerkennenswerthe Schönheiten besitzt und sich dem ersten Drama anreiht, es wol auch überragt. Sein Inhalt ist folgender:

Für König Helge hat sein Feldherr Frithjof siegreich gestritten; er kommt lorbergekrönt heim und wirbt um Ingeborg, Helge's Schwester, die er liebt und von welcher die Neigung erwidert wird. Helge aber hat seine Schwester dem alten König Ring zugesagt, den er sich verpflichten will, damit er seine junge Herrschaft stütze, diese auch wol ein Gegengewicht gegen den volksbeliebten Frithjof erhalte, der mit Empörung droht.

Ingeborg nämlich hält es für ihre Pflicht, ihrem Bruder und Könige zu gehorchen, ein Gehorsam, dem Frithjof zuerst mit dem Schwert in der Hand wehren will; als er jedoch sieht, daß er unbeugsam, erklärt er dem greisen Ring, seinem Kampfgenossen von ehedem, daß er sich selbst den Tod geben werde. Dies und die Bitten Ingeborg's bewältigen den nordischen Monarchen und reifen in ihm den Entschluß der Entsagung. Helge, darüber außer sich, will Frithjof ermorden; da aber dessen Mannen den Wüthenden von ihm abhalten, ersticht er in der Wuth sich selbst.

Bis auf diesen Tod ist das Stück sonst am meisten ausgeglichen und organisch gegliedert.

„Valmoda", etwa 600 n. Chr. spielend, zeigt uns einen König von Sussex, dessen beide Söhne, Ethelreich und Astolf, durch die Intriguen Valmoda's, der kriegsgefangenen Tochter eines Nachbarkönigs, in furchtbare Conflicte gebracht werden. Astolf liebt Valmoda, und Valmoda zeigt sich ihm geneigt, ist im Herzen aber Ethelreich zugethan, den sie zu umstricken sucht. Da ihr dies jedoch nicht gelingt, ersticht sie sich, und die entzweiten Brüder söhnen sich darauf wieder aus. Dies Drama ist dunkel, unklar und finster.

Noch mehr gilt das von „Irene", einer Tragödie, die sich in Alexandrien, 415 n. Chr. ereignet. Pelagia, die

Tochter von Euſtachius, eines Landmanns an den Grenzen der Thebaiſchen Wüſte, iſt nach Alexandrien gekommen und dort in die Netze der Griechen gerathen, unter denen ſie als Tänzerin ſich aufhält. Johannes, ihr Bruder, kommt, um ſie zu retten, verfällt aber ſelber bald den Reizen der Irene, der Tochter des Prokles, Statthalters von Alexandrien. Im Begriff, ihr zu erliegen, ermannt er ſich und entzieht ſich ihr, die im ſelben Augenblick der Rache der Chriſten zum Opfer fällt. Pelagia kehrt ſchließlich, dem Chriſtenthum wiedergewonnen, in den Schoß ihrer Familie zurück.

Durchgehends, wie man geſehen, fehlt es den Arbeiten an Helligkeit des Stoffs, an geſunder Grundlage und ſicherm Aufbau. Es wirrt ſich alles zu ſehr durcheinander; die Motive ſind nicht immer verſtändlich und pſychologiſch erklärt; die Effecte unvermittelt und brüsk hereinbrechend. Unter dieſen Misſtänden erſtirbt und verſchwindet manche gute Anlage und an ſich recht poetiſche Erfindung.

16. Der Herzog von Reichſtadt. Drama in fünf Acten von Julius Mühlfeld. Köthen. 1866. 8. 20 Ngr.

Dieſes Stück gehört zu jenem Genre, das man in Frankreich mit Porte-Saint-Martin-Stücke zu bezeichnen pflegt. Es ſucht ſeinen Reiz in Benutzung hiſtoriſcher Perſonen und Daten zu ganz äußerlich dramatiſchen Effecten, wobei die geſchichtliche Treue ſehr wenig in Betracht kommt.

Der Herzog von Reichſtadt, der Sohn Napoleon's I., in Wien von den Spionen Metternich's umgeben, wird von Bonapartiſten, darunter auch von der Gräfin Napoleone Camerata, der Tochter von Napoleon's Lieblingsſchweſter, Eliſa Bacciochi, aufgeſucht, um ihn zu entführen und zum Kaiſer von Frankreich zu machen. Man hält geheime Zuſammenkünfte, berathet und berechnet alle Eventualitäten, um endlich dennoch beim Losbruch ſich von dem öſterreichiſchen Staatskanzler überliſtet und in ſeinen Hoffnungen betrogen zu ſehen. Der Herzog von Reichſtadt, brennend vor Begierde, in die Fußſtapfen ſeines großen Vaters zu treten, verzehrt ſich im Unmuth über ſeine gezwungene Thatenloſigkeit, und als am Ende ſeine Entweichung aus Schönbrunn misglückt, zieht er es vor, ſtatt in ſein abhängiges Verhältniß zurückzukehren, an der Auszehrung zu ſterben.

Mit ſeinem Tode ſchließt das Stück, das jedenfalls nicht poetiſch gezeugt, ſondern gemacht iſt. Feine pſychologiſche Züge, Aufwand von Charakterzeichnung, geiſtvolle Diction und Stil ſind unter allen Umſtänden an der Arbeit nicht zu rühmen; es iſt eine Werkeltagsarbeit, die mit einer gewiſſen Keckheit und dem Schliff einer alltäglichen Routine auftritt, ohne indeß damit irgendwelche Erfolge zu erzielen. Mit einem andern, mehr gewöhnlichen Stoffe würde der Verfaſſer vielleicht ein brauchbares Theaterſtück geliefert haben — der hiſtoriſche Vorwurf, den er ſich gewählt hat, erforderte eine vornehmere Behandlung und entſchieden mehr Kunſt, als er derzeit aufzuwenden im Stande. Die erſte beſte Stelle gebe den Beleg dazu.

Als Kaiſer Franz behauptet, daß ſeine Wiener für eine Revolution zu gemüthlich und gut kaiſerlich wären, entſpinnt ſich zwiſchen ihm und Metternich folgendes Geſpräch:

Metternich. So lange die ſchlimmen Beiſpiele ſie nicht verderben. Majeſtät, die Revolution iſt nichts Zufälliges, kein franzöſiſches oder italieniſches Symptom, die Revolution iſt eine Völkerſeuche, anſteckend wie die Peſt. Sie verwirrt die Köpfe zum Wahnſinn, in plötzlicher Fäulniß zerfallen alle Gefühle der Treue und Anhänglichkeit, und viehiſche Tollwuth tobt in dem Delirium, das nur durch Blut zu heilen iſt. Majeſtät, bewahren Sie Ihre Völker vor der Anſteckung!

Kaiſer. Sie malen ohne Grund mit ſo dicken Blutfarben, Metternich — in Oeſterreich iſt keine Revolution möglich.

Metternich. In Oeſterreich, Majeſtät, wie in allen Ländern, in denen es Fürſten und Unterthanen gibt. Einen Tropfen vom Gifte dieſer Seuche in das Blut des Volks, und es iſt unabwendbar geſchehen. Dann heilt nur noch Blut.

Kaiſer. Mein Volk iſt geſund und liebt mich. . . .

Metternich. Der tolle Hund beißt auch den geliebteſten Herrn. Majeſtät, mit Schrecken lehrt die Geſchichte, was aus der Nachſicht mit der Revolution entſteht u. ſ. w.

17. Walther und Hildegunde. Ein dramatiſches Spiel in drei Aufzügen von Wilhelm Oſterwald. Mühlhauſen. Heinrichshofen. 1867. 8. 12½ Ngr.

Der Verfaſſer, Director des Gymnaſiums zu Mühlhauſen, hat bereits manche verdienſtliche Arbeit geliefert; die vorliegende ſind wir jedoch nicht vermögend dazu zu rechnen. Sein dramatiſches Spiel ſcheint uns weitſchweifig und unintereſſant, ſelbſt in dem Fall, daß wir, wie der Dichter in einem poetiſchen Vorwort anräth: „Hildgund Germania nennen die Braut", und damit uns ſelber ſagen können, wer Walther iſt.

Die ganze Sache beſchränkt ſich darauf, daß Etzel und ſeine Gemahlin Helche Ellak mit Hildegunde und Walther mit Sarolta vermählen wollen, d. h. einen Hunnen mit einer Deutſchen und einen Deutſchen mit einer Hunnin, dieſer Plan aber dadurch ſcheitert, daß Hunne und Hunnin, Deutſche und Deutſcher ſich lieben und die letztern beiden ein großes Feſt benutzen, um ſich ſelbſt und ihre Herzen aus der Etzelburg zu retten, d. h. zu entfliehen.

Die Handlung iſt alltäglich und matt, dabei breit und ohne Humor und Geiſt zum Austrage gebracht. Die Verſe ſind reinlich und glatt, aber unbedeutend. Das dramatiſche Spiel iſt nicht mehr als eine müßige Spielerei mit dem Drama.

18. Die rumäniſche Prinzeſſin. Von Karl Richard Waldemar Uſchner. Leipzig, Deckmann. 1866.

Wir wollen gern bekennen, daß dieſes Schauſpiel ein Fortſchritt des Autors iſt, ohne freilich deswegen dem erſtern einzuräumen, daß es darſtellbar und jemals wirkſam ſein könne. Es iſt die „Preciosa" ins Tragiſche, aber freilich ſehr plump, man darf wol ſagen abgeſchmackt, übertragen. Die Handlung iſt von ſchwerfälligem Gang und linkiſcher Bewegung; daß ſie einen blutigen Ausgang nimmt, iſt unberechtigt und bloßes Ungeſchick des Verfaſſers, der die tragiſche Schuld nicht aus dem Weſen und der Natur ſeiner Figuren und der Verhältniſſe zu

erzeugen weiß, ſondern ſie auf gut Glück in die Vorgänge hineinwirft, wie ein kurzer Bericht derſelben beweiſen kann.

Der rumäniſche Hospodar Fürſt Mathusez hat zwei Söhne, von denen Andres noch ein Knabe, Florilor aber eben mannbar geworden. Letzterer hat ſich in eine ſchöne Zigeunerin, Jucca mit Namen, verliebt, die ihrerſeits indeſſen ihr Herz an Köddo, einen ſpaniſchen Zigeuner, geſchenkt. Da jedoch Ketſcha, die Stiefmutter Jucca's, in einer Verbindung ihrer Stieftochter mit Florilor, die deſſen Aeltern gebilligt, viele Vortheile erſieht, ſo zwingt ſie dieſelbe, ſich zum Schein mit dem jungen Fürſtenſohn zu vermählen, ihr gebietend, in der Brautnacht dieſen zu ermorden. Dieſen Mord vollzieht Jucca aber nicht, ſondern, da der arme, etwas alberne Prinz, der ein ganz plumpes Gaukelſpiel mit ſich treiben läßt, ihr leidthut, ſo flieht ſie unverrichteter Sache mit ihrem freilich nicht viel beſſern Köddo davon.

Florilor ſetzt nun der abgezogenen Bande nach, überrumpelt zuerſt Ketſcha und ihren ſaubern Gatten, und da erſtere ihm nicht ſagen kann, wo Jucca geblieben, durchſticht er ſie, um dann ſeine Ungetreue auf eigene Hand, von Spionen geführt, weiter zu verfolgen. Endlich trifft er ſie und läßt nun Köddo vor den Augen Jucca's an den Beinen aufhängen, um ihn dann ſo zu erſchießen. Ueber den Tod des Geliebten außer ſich, erſticht ſich Jucca, und Florilor, nun gleichfalls durch das Ende ſeiner zigeunerlichen Gemahlin zur Verzweiflung getrieben, jagt ſich an ihrer Leiche eine Kugel, es iſt nicht vorgeſchrieben, ob durch das Herz oder den Kopf.

Das Ganze artet auf dieſe Weiſe in ein ſinnloſes Gemetzel aus, dem ſich kaum eine Theilnahme, höchſtens ein Lächeln ſchenken läßt, weil das alles ungeſchickt und ſozuſagen mit zwei linken Händen tragirt wird. Höre man nur die Worte, mit denen Florilor ſeinen Selbſtmord ankündigt und motivirt:

Die Braut iſt da,
Und doch bin ich allein; wo biſt du denn?
Warum denn gingſt du weg von mir? Sie kann
Mir nicht mehr Antwort geben. Such' ich ſie
Denn auf im Reich der Schemen, denn ſie iſt
Für mich dahier zu wortlos und zu kalt,
Mein Leben ekelt drum mich an, ha ha,
Ihr muß ich ſchleunig gleich ſein.
(Erſchießt ſich.)

Es iſt zu bedauern, daß der Verfaſſer ſeine Zeit und ſeinen Fleiß auf dieſe Gattung von Literatur zu verwenden nicht müde wird. Dünkt uns doch, daß er dafür kein Talent beſitzt und beſſer thun würde, ſich in der Erzählung oder der hiſtoriſchen Abhandlung zu verſuchen.

Auch:

19. Hiob. Ein dramatiſch-didaktiſches Bild aus dem Morgenlande. Mit einem Anhang von Sonetten. Von Philipp Zapf. Münchberg. 1866. 8. 18 Ngr.

legt, unſerm Dafürhalten nach, kein Zeugniß für dramatiſche Begabung ab.

Das Vorſpiel „Im Himmel" iſt eine Nachahmung der ähnlichen Introduction zum „Fauſt" von Goethe, aber ohne deſſen Gedankentiefe und Schönheit des Verſes. Philipp Zapf hat, wie viele, der mächtige bibliſche Stoff ergriffen, und da er mit Antheil und Intereſſe die großartige Dichtung unſers weimariſchen Claſſikers in ſich aufgenommen, ſo hat er der Verſuchung nicht widerſtehen können, ſie in derſelben Weiſe dramatiſch zu geſtalten. Die Geſtaltung iſt aber leider durchaus unfertig und dilettantenhaft geblieben. Unſer Dichter zeigt uns die Hirten und Schnitter Hiob's, die deſſen Glück und Würdigkeit rühmen; er zeigt uns deſſen Töchter, die als gute Kinder erſcheinen; er zeigt uns Hiob ſelbſt und ſein Weib Jisca, wie ſie im Kreiſe ihrer Kinder, Knechte und Mägde Gott dienen, von ihren Freunden und Nachbarn gerühmt und geprieſen werden, bis dann Satan kommt und das Unheil losläßt, deſſen raſch nacheinanderfolgende Meldung Hiob in den Abgrund der Verzweiflung ſchleudert, aus dem am Ende dann Gott ſelbſt ihn wieder emporhebt.

Dies „dramatiſch-didaktiſche Bild" iſt jedenfalls mehr Opern- oder Oratorienbuch als Drama. Das Ganze iſt groß gedacht und empfunden, aber in jeder Beziehung unzulänglich ausgeführt. Die Handlung entbehrt der organiſchen Gliederung, der tragiſchen Steigerung und lebenſtrotzenden Fülle. Es iſt ein mageres Geſtell, dem auch durch die Diction weder poetiſche Schönheit noch die Reize der Phantaſie gewonnen werden.

Verſe mit ſo unreinen Reimen wie etwa die folgenden an die Quelle:

Liebreiche!
Ach, daß ich dir gleiche,
Und freundlich dazu
Stets Liebe nur zeige,
Und Segen nur reiche,
Und komm' nie zur Neige,
Wie du! —

oder Verſe von der Unbehülflichkeit der nachſtehenden:

Ja, Herrin, laßt mit Euch uns gehen beide!
O daß uns nur der Tod von Euch erſt ſcheide! —

oder der Plattheit der beigefügten:

Mein Gott, was iſt's? Es zittert meine Seele!
— — — — — — — —
Schon iſt's vorbei, 's war, als ob mir was fehle! —

können unmöglich als Proben von Talent gelten.

Der Schlußgeſang der Engel allein:

Lobt Gott! Er macht
Auf Wunderwegen
Aus Fluch doch Segen
Und Licht aus Nacht!

Er beuget oft
Den Frommen nieder,
Hoch hebt er wieder
Ihn unverhofft!

Es führt der Hirt
Durch wüſte Erde,
Sodaß die Herde
Doch ſelig wird!

Was auch er thut,
Am End' erſcheinet,
Wie er's gemeinet
So treu und gut.

Ihm sei geweiht
Anbetung, Ehre,
Die sich ihm mehre
In Ewigkeit! —

dieser Schlußgesang der Engel allein genügt wol, um darzuthun, daß man es hier mit mehr gutem Willen als wirklicher Fähigkeit zu thun hat. Das Werk ist ein freundlicher, wohlgemeinter, aber wenig geglückter Versuch — Nachbildung und Anempfindung eines vielleicht mit warmer Hingabe in großen Dichtungen lebenden und webenden Geistes, eines Geistes, der, weil er Dichtungen liebt und versteht, sich damit so weit täuscht, daß er auch selbst welche glaubt machen zu können.

20. König Alfred. Trauerspiel in sechs Abtheilungen. Bamberg, Buchner. 1866. Gr. 8. 16 Ngr.

Nachdem der Verfasser in einem gedichteten Vorwort gesagt:

Ring fort, mein Geist, mir sagt's ein herrlich Ahnen,
Du eilst fortan auf ruhmbekränzten Bahnen
Zum heil'gen Tempel der Unsterblichkeit —

entrollt er in dem Drama selbst ein so burleskes Gemisch von Mord, Schandthat und Verbrechen aller Art, daß es aussieht, als wäre eine Shakspeare'sche Tragödie toll geworden und raste sich vor unsern Augen aus. Die Tragödie übertragödien, das ist die rechte Bezeichnung für dieses Stück, das mit stierem Blick, verwildertem Haar, herabgerissenen Kleidern, zeternd, mit weißem Gischt vor dem Munde und tobenden Geberden an uns vorüberzieht. Den Stoff und Inhalt näher zu verfolgen, wäre eine unerquickliche und quälerische Sache. Wir wollen uns deswegen mit der Angabe begnügen, daß das Ganze ungefähr darauf hinausläuft, uns eine Königsfamilie zu zeigen, die sozusagen in Blut und Scheußlichkeiten bis an die Gurgel watet.

König Alfred, selbst von schweren Sünden belastet, wird auf Anstiften seiner Söhne ermordet, die, von ihm verflucht, sich dann wieder untereinander umbringen. Ihr Vertrauter, Cäsar, ein Bösewicht wie er im Buche steht, oder besser gesagt, wie er wol in keinem Buche steht, ist dabei ihr Rathgeber, bis zuletzt auch er elend zu Grunde geht und die Hunnen kommen, um die Herrschaft anzutreten. Der König derselben schließt das Stück mit folgenden Versen:

Grauenvoll hat sich erfüllet eures Königs wilder Fluch;
Seht, den letzten des Geschlechtes deckt das dunkle Leichentuch.
Weh! ihm bleibt ein düstres Denkmal, denn zerstört sind Feld und Flur
Und des Reichs verheerte Gauen tragen seiner Herrschaft Spur.
Doch euch trieb ein frevles Sinnen wider eure Fürsten auf: —
Schicksal, wandle deinen herben, unerbittlich strengen Lauf,
Denn kein Unheil bleibt verborgen, und es rächt sich jede That,
Welche mit entweihten Füßen des Gesetzes Rechte trat.

Wenn man das liest, klingt es nach etwas; es hat die Geste des Pathos; aber auch nur die Geste; jeder eigentliche Sinn fehlt. Der Verfasser hat vielleicht etwas Großes gewollt: er wollte die Verfallzeit eines Reichs schildern, den Untergang einer sittlichen Welt, und wollte es mit großen, mächtigen Zügen, in dramatischer Alfredsmanier; aber ihm fehlte dazu die Kraft und das Genie eines Shakspeare so sehr, daß schließlich aus seinem Bilde nur eine blödsinnige Caricatur, ein geschmackloses Zerrwesen wurde. Man glaubt in Wahrheit zu zeiten in einem Tollhause zu sein, in welchem die Tragik in der Zwangsjacke sitzt.

Ueberzeuge man sich durch ein Beispiel. Man hat Julien, einer Maitresse des Prinzen Ferdinand, die aber zugleich auch König Alfred und wer weiß wem noch sonst angehört, auf Antrieb Cäsar's, es wird nirgends recht klar, zu welchem Zweck, die Kinder geraubt. Nun kommt sie, dieselben im irren Zustande am Hofe suchen:

Julia.

So hast du sie? (Geht zu Pedro, nimmt ihn bei der Hand.) Hast du sie, König, gib sie mir zurück.

Pedro.

Ich hab' sie nicht, mein Kind.

Julia (geht zu Hadrian).

Vater, hast du sie?

Hadrian.

Ich hab' sie nicht.

Julia (zu einem andern).

Du? Gib sie mir zurück.

Dieser.

Ich weiß nichts davon.

(Julia geht zu Ferdinand *), ohne ihn anzusehen, und nimmt ihn bei der Hand.)

Julia.

Hast du sie? Sprich! O fühlt denn keiner meine entsetzliche Qual?

Ferdinand.

Julia! Julia!

Julia.

Ferdinand!

Cäsar.

Sieh Julia, besser hättest du gethan,
Dem Mann zu folgen, der dir's wohlgemeint.

Ferdinand.

Gerechter Gott! Jetzt wird mir alles klar! **)

Julia.

Endet kein Tod meine Pein? Ferdinand, wer rettet meine Kinder? Man nahm sie dir und mir. Rette! Rette! (Fällt in Ohnmacht.) ***)

Ferdinand.

O mein Leben, mein Leben!

Hadrian.

Ist sie todt? Tragt sie in ihres Vaters Haus.

(Sie wird fortgetragen; Hadrian folgt ihr.)

Ferdinand.

Wie trifft mich jetzt zermalmend meine Schuld!
Bleib aufrecht, mein Gehirn! O Gott, dies Weib,
Das ich geliebt und noch im Herzen trage,
Durch meine Schuld am Abgrund der Verzweiflung!
Was ich bisjetzt gefühlt und was gelitten,
Zerfließt vor dieses Weibes Qual in nichts.

*) Der inzwischen geblendet und verbannt worden, ohne daß man weiß warum, und der nun ebenso zwecklos wieder zurückkommt.
**) Der Glückliche!
***) Und zwar ganz aus heiler Haut, weil sie in Verlegenheit darüber ist, was sie sonst thun soll.

Cäſar.

Nun edler Fürſt, ſeid Zeuge der Vergeltung!
(Offizier mit Wache tritt auf.)

Offizier.

Thut eure Pflicht!

Pedro*) (erſchrocken).

Was ſoll das? Cäſar, ſchütze mich!
(Cäſar ſieht ihn ſpöttiſch an.)

Pedro.

Was ſiehſt du mich ſo ſpöttiſch an?

Cäſar.

Vergeltung,
Nimm deinen Lauf!

Pedro.

O ich Verblendeter!

Offizier (auf Pedro deutend).

Thut eure Pflicht!

Pedro.

Wer hieß euch das?

Offizier.

Es iſt mein Amt.
(Einige Vaſallen lachen.)

Pedro.

Was lacht ihr Thoren?
So ſeht ihr nicht, daß ihr wie ich umſtrickt ſeid?
(Pauſe.)
So bin ich wirklich dein Gefangener?
(Pauſe.)
Es mög' ſich denn der grauſe Fluch erfüllen,
Und ſei's die Sühne meiner Miſſethat!
Ich ſeh's, du nahſt dich, blut'ger Tag der Rache!
Ich geh' zum Tod, zum fürchterlichen Tode.
Ihr aber wagt's, den Jammer zu verlachen,
Der euch wie mir von dieſem Bluthund droht.
(Zu Cäſar.)
Dich achtet' ich wie meinen treuſten Freund,
Du aber haſt mit tück'ſchen Heucheleien
Mein offnes, ahnungsloſes Herz umſtrickt.
Du logſt mir Treue, Schändlicher! — Du thatſt es
Als rächend Werkzeug eines höhern Willens.
Wohlan, ich geh', doch treffen wir uns wieder;
Jetzt aber ruf' ich Elend und Verzweiflung auf dich nieder.
Es wird des grauſamen Spiels genug ſein!

21. Heinrich V. Trauerſpiel in fünf Acten von Oskar Stern. Mainz, Le Roux. 1866. Gr. 8. 20 Ngr.

Dieſe Tragödie dürfte mit vielen andern ebenſo wenig geglückten ſchwerlich dazu beitragen, die Sympathie und das Intereſſe des Publikums für die deutſche Kaiſergeſchichte im Drama zu erwecken. Der Verſuch iſt nicht ohne eine gewiſſe Keckheit und jugendliche Friſche unternommen, aber vollkommen mißglückt. Eine kurze Darlegung der Handlung wird das zu bekunden genügend ſein.

Papſt Paſchalis hat in der Umgebung Heinrich's IV. Creaturen gefunden, die ſich zu deſſen Ruin verſchwören. Sie ziehen den liederlichen Prinzen Heinrich in ihre Netze, der, eines verführten Mädchens, Hedwig, überdrüßig, ſich dazu beſtimmen läßt, den eigenen Vater und Kaiſer gefangen zu nehmen.

Da treue Freunde den unglücklichen Monarchen aber wieder befreiten, iſt der ſchändliche Sohn nach Canoſſa zur Gräfin Mathilde von Toscana gegangen, wo er ſich zu weitern nichtswürdigen Ränken gebrauchen läßt, dann thut, als wenn er ſich mit dem Vater ausſöhnen wollte, den Argloſen endlich überraſcht und aufs neue gefangen ſetzt. In der unwürdigen Behandlung dieſer Gefangenſchaft erliegt Kaiſer Heinrich IV., und ſein Sohn folgt ihm auf den Thron.

Um dieſe Haupthandlung gruppiren ſich faſt nichts als Schlechtigkeiten. Schandthat und Verbrechen herrſchen überall; nirgends iſt ein rechter Lichtfleck. Heinrich IV. und ſein Sohn, der ſpätere Heinrich V., ſind zwei Figuren in dieſem Stück, für deren keine man ſich intereſſiren kann. Sie ermangeln allen Charakters und Inhalts, werden wie Gliederpuppen gelenkt und handeln ohne Tendenz. Am Schluſſe, wenn der Sohn ſeinen Vater durch Heimtücke, Verrath und alle nur erdenkliche Niedertracht zu Grunde gerichtet, gelobt er Reue und Beſſerung, und Büren, der Ahnherr der Hohenſtaufen, jauchzt:

Der Freiheit Tag iſt angebrochen
Für Deutſchlands Völker, für die ganze Welt.

Aber um ſo etwas dem Drama glauben zu können, fehlen alle Vorbedingungen. Der Dichter hat uns in ſeinem Helden einen ganz verlorenen, grundſchlechten Menſchen gezeichnet und in dieſer Zeichnung nirgends Sorge getragen, uns beſſere Eigenſchaften erkennen zu laſſen, Eigenſchaften, die auch nur im mindeſten zu der Hoffnung berechtigen, der Miſſethäter werde ſich aufrichten und beſſern können. Er iſt der fortwährende Spielball ganz gemeiner Intriguen, dabei ſtets zu allen möglichen Schändlichkeiten bereit. Mit ſeinem ſchließlichen Triumphe dem Publikum zuzumuthen, an die Freiheit Deutſchlands und der Welt zu glauben, iſt wahrlich ein ſtarkes Stück. Dieſen Glauben zu ermöglichen, hätte Oskar Stern ſich am Heinrich Shakſpeare's ein Beiſpiel nehmen müſſen. Leichtſinnig, liederlich, von einem Falſtaff und ſeinem Gelichter umgeben kann ein großer Menſch zeitweilig ſein — das alles thut nichts. Daraus kann er ſich immer noch glanzvoll eines ſchönen Tags emporheben. Aber ſchlecht, erbärmlich, niederträchtig, das Werkzeug eines La Barca und Kanzler Fernando darf ein Menſch, der ein Held werden ſoll, niemals ſein. Und das iſt Heinrich V. doch alles. Sein Verhalten zu der verführten Hedwig iſt nichtswürdig, ſein Verfahren gegen den Vater herzlos, hinterliſtig, bodenlos gemein, ſein Benehmen gegenüber der toscaniſchen Mathilde und dem Welf erbärmlich, ehrlos; nirgends verräth ſich, daß er für eine Idee, eine große Sache lebt. Einem ſolchen Manne Antheil zu ſchenken, von einem ſolchen Manne etwas Großes für die deutſche Geſchichte erwarten — iſt ein ſonderbares Verlangen. Dazu kommt eine Sprache, die oft wie aus dem Luſtſpiel oder einem Operntext genommen erſcheint. Man leſe z. B. folgende Stellen:

Kaiſer (zu ſeinem Sohne).

Doch könnteſt du — ſchon beim Gedanken
Durchzuckt die Bruſt mir jäher Schmerz —
Verführt, in deiner Treue ſchwanken,
Verrathen dieſes Vaterherz — —

*) Der gerade das Unglück hat, König zu ſein, und ermordet werden muß, damit ſich der Fluch des Vaters erfülle.

Doch nein, — nein, — nimmer könnt' ich's glauben;
Verzeihe mir — geliebter Sohn,
Nein — niemand kann dein Herz mir rauben,
Dir meines Alters Troſt und Lohn.
— — — — — — — — — —

Barca.

Ich lernt' die Welt mit anderm Aug' betrachten.
Was iſt ein Leben denn im Strom der Zeit?
Nichts, wie der fade Traum der Ewigkeit.
Wer klug iſt, lernt bei zeiten es verachten,
Und kämpft nur um das eigne ſchwache Sein.
— — — — — — — — — —

Hedwig

ſich durch die Menge drängend, fällt vor dem Kaiſer athemlos in die Knie).

Flieht, rettet Euch, mein Kaiſer —
Seht um Euch her die Mörder alle ſtehn —
Ich ſterbe —

(Allgemeine Verwirrung.)

Heinrich. Barca.

Hedwig?!

Fernando (zu Barca).

Du verriethſt uns.

Kaiſer.

Was ſoll das? — Rede!

Barca.

Ha! Sie iſt entflohn!

Hedwig.

Der Sohn hat ſelbſt Euch Tod geſchworen.

Fernando.

Entſetzlich Weib!

Kaiſer (entſetzt).

Wie — Heinrich?

Chor.

Ha, Verrath!

Dieſe letzte Stelle, wird man uns einräumen, iſt doch ein vollſtändiger Operntext, der mit den Händen flehentlich nach Muſik ringt. Nicht minder thun das die Schlußreden des Kaiſers, in denen es heißt:

Ja, nach dem Tode ſelbſt wird man mir fluchen,
Wird mein Gedächtniß noch zu ſchänden ſuchen.
Ich kenne die Partei, die mild ſich nennt
Und deren Haß nicht mit dem Grabe endet,
Die keine Gnade, kein Erbarmen kennt.
Belaſtet nie die Religion,
Die der verklärte Gottesſohn
In ſeinen Lehren uns gegeben;
Sucht nur den Aberwitz zu heben,
Der jede Aufklärung erdrückt,
Mit ſeinem Fanatismushauche
Des Geiſtes Thätigkeit erſtickt;
Den erſten Schritt hab' ich gethan:
Die Morgenröthe ziert das Firmament,
Und mächtig bricht der Geiſt ſich Bahn.
Ich gab mich hin, es iſt mein Teſtament.

Es ſcheint faſt, als hätte unſer Dichter ſeine dramatiſchen Studien an den „Operndichtungen" Wagner's gemacht. Daß gewandte lyriſche Form oft mit trivialer Ungeſchicklichkeit wechſelt, ergibt ſich wol für jedermann aus dieſen Proben zur Genüge. Zuweilen wird die Ausdrucksweiſe aber auch geradezu lächerlich, wie da z. B., wo Barca „verſtörten Blicks" auftritt und unter anderm zum König ſagt: „Mir wird ſo toll."

Der Gang der Handlung iſt dieſer Sprache angemeſſen, unruhig, her- und hingezogen, ſchwankend. Der Dichter, noch nicht fähig, Affecte auszutragen und Conflicte zu ſchlichten, bricht ſie mitten durch Vermittelung des Zwiſchenvorhangs ab. Da hat Hedwig z. B. die Verſchwörung belauſcht, welche Barca, Fernando und der ſaubere Sohn gegen die Herrſchaft und das Leben des Kaiſers geſponnen; ſie tritt hervor und will Heinrich von der Schandthat zurückhalten; man dringt mit Waffen auf ſie ein, will ſie ermorden — das gibt ein hübſches Tableau und weil aus dieſem die Handlung herauszuführen der Autor nicht Kraft und Erfahrung genug beſitzt, läßt er raſch den Zwiſchenvorhang fallen, um dann ſpäter den Verlauf der Scene erzählen zu laſſen.

Dieſes Auskunftsmittel wiederholt ſich zu verſchiedenen malen und beweiſt uns deutlich, daß unſer Verfaſſer noch keine Uebung in der theatraliſchen Mache beſitzt, noch nicht Herr ſeiner ſelbſterfundenen Situationen iſt. Ueberhaupt kann man nicht leugnen, daß ſein Werk noch äußerſt dilettantiſch iſt. Aber wir kommen darauf zurück, ihm eine gewiſſe Friſche und unternehmenden Geiſt einzuräumen. Geht er tüchtig in die Schule und wendet er ſich leichtern Aufgaben zu, vielleicht, daß er eines ſchönen Tags Erfolge erringt.

Frodor Weil.

Feuilleton.

Die Claſſiker und der deutſche Buchhandel.

Nachdem das Privilegium einzelner Verlagsbuchhandlungen, namentlich der Cotta'ſchen, erloſchen iſt und unſere Claſſiker gleichſam der freien Strömung des Buchhandels übergeben ſind — eine Thatſache, die man im Intereſſe der größern Verbreitung und Zugänglichkeit ihrer Werke mit Freuden begrüßen muß und die weſentlich dazu beitragen wird, ſie in jedem Sinn zum Nationaleigenthum zu machen — regt ſich bereits die buchhändleriſche Production in außerordentlichem Maße und die von allen Schranken befreite Concurrenz trägt wie immer dazu bei, die Preiſe in einer für das ärmere Publikum erfreulichen Weiſe herabzudrücken. Es erſcheinen größere „Nationalbibliotheken", wie im Verlag von Brockhaus, von Meyer, von Hempel, auf deren Tendenz und Einrichtungen wir näher zurückkommen werden; einzelne Buchhandlungen ſchneiden ſich gleichſam Sectoren aus dem Kreiſe der Production unſerer Claſſiker heraus. Dieſe Freiheit beliebiger Abgrenzung und Zuſammenfaſſung iſt ebenfalls eine Frucht des freien Verlagsrechts.

Die Gleichſtellung des geiſtigen Eigenthums und des gewöhnlichen Privateigenthums in Bezug auf die Unvergänglichkeit ihrer Dauer muß als eine Unbilligkeit gegenüber höhern Culturzwecken anerkannt werden. Hier hat die Geſetzgebung ein Recht, eine Grenze zu ziehen. Genie und Talent mögen den Glücklichen, welche in ſolcher Weiſe von der Natur ausgezeichnet wurden, längere Zeit ſich auch als Kapital für ihren Privatbeſitz verzinſen; doch ſie dürfen nimmer zu einem Familienfideicommiß werden, welches auch ſpätern Generationen gegenüber ſeine Ausſchließlichkeit behauptet. Wenn das Proudhon'ſche Paradoxon: „La propriété c'est le vol" irgendwo Geltung finden kann, ſo iſt es auf geiſtigem Gebiete, wo die Ausſchließ-

lichkeit des Besitzes ein Unrecht ist gegenüber dem schrankenlosen Recht des Volks auf den Genuß geistiger Güter; denn das Talent gehört der Nation, und es muß der Zeitpunkt eintreten, wo diese theoretische Wahrheit zu einer praktischen wird. Die Poesie muß wie der Sonnenschein in alle Hütten leuchten. Freilich, unsere Culturverhältnisse sind nicht mehr derartig, wie in den Zeiten der Rhapsoden, welche für ihren Vortrag der Homerischen Gesänge und des Nibelungenepos keinen Preiscourant an ihre Lyra steckten. Immerhin aber bleibt diese durch kein Werthzeichen eingeschränkte Allgemeinheit des dichterischen Genusses das Ziel, welchem das Jahrhundert nachzustreben hat und welchem dasselbe durch die jüngste Aera des deutschen Buchhandels wenigstens näher gerückt ist.

Freilich, die Classiker drücken jetzt nicht nur durch die Bedeutung ihres Genius, durch die Macht ihrer Autorität auf die Bestrebungen der jüngern Poesie, sondern auch durch die erstaunliche Wohlfeilheit und Billigkeit des Preises. Oder glaubt man, daß das Publikum, welches Schiller's Gedichte jetzt für 2½ Silbergroschen erhält, geneigt sein wird, Dichtungen, welche nicht das classische Gepräge tragen, in eleganten Miniaturausgaben für den Preis von 2½ Thaler zu kaufen? Das Misverhältniß ist so erstaunlich, daß es die jüngere poetische Production, die schon an und für sich, von den Anthologien abgesehen, sich keiner lebendigen Theilnahme erfreut, gänzlich lähmen müßte, wenn sich nicht durch den Fluß der Bewegung selbst die Extreme mehr ins Gleichgewicht setzten. Dies wird aber schon dadurch geschehen, daß die Verleger nicht die Mahnung überhören, die in den billigen Preisen und der entsprechenden Verbreitung unserer classischen Autoren liegt, und ebenfalls dafür Sorge tragen werden, die Ausgaben der neuern Dichter durch wohlfeilere Preise einem größern Publikum zugänglich zu machen und sie nicht blos für den Toilettentisch und die elegante Miniaturbibliothek zu bestimmen. Dies wird gerade energischen und geistvollen Dichtern zugute kommen, denen nicht der beliebte Parfum des Boudoirs anhaftet und die deshalb von dem distinguirten Publikum wenig beachtet werden, während der hohe Preis sie von der Theilnahme derjenigen Kreise ausschließt, auf welche sie eine unfehlbare Anziehungskraft ausüben würden. Auf der andern Seite werden die Kreise des Publikums, die etwas Apartes für sich in Anspruch nehmen, sich mehr als bisher den neuern und theuern Lyrikern zuwenden, nachdem Schiller und Goethe zum „profanen" Eigenthum auch der niedern Volksklassen geworden sind und der Besitz dieser Classiker dem Bücherschrank kein vornehmes Air mehr zu geben vermag.

Ueber die juristische Seite der betreffenden Frage hat sich einer unserer namhaftesten Juristen, Oskar Wächter, in mehrern Artikeln des leipziger „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" unter der Ueberschrift: „Der 9. November 1867 und die Verlagsrechte", eingehend ausgesprochen. Er gibt einen Ueberblick über die Geschichte unserer literarischen Rechtsentwickelung und über die Thätigkeit des Buchhändler-Börsenvereins, sowie eine vergleichende Zusammenstellung unserer Rechtszustände: „Der deutsche Buchhandel, organisirt in dem Buchhändler-Börsenverein, hat mit seinen Kräften seit einem halben Jahrhundert auf seinem Gebiet eine deutsche Einheit geschaffen und den gleichmäßigen Schutz der deutschen Verlagsrechte inmitten der widerstrebenden Staatenvielheit erwirkt. Dieser mühsame Bau fand unter den alten Verhältnissen seinen Schlußstein in dem Bundesbeschluß vom 6. November 1856, durch welchen der Deutsche Bund — seine eigene Dauer überbietend — den Schutz der ältern Verlagsrechte noch bis zum 9. November 1867 erstreckte. Angesichts des 9. November wird vielfach die Frage sich geltend machen: Was fällt? Was gilt? Was muß geschehen?"

Auf alle diese Fragen ertheilt Wächter eine eingehende Antwort, die um so mehr Beachtung verdient, als über einzelne Punkte in der That noch sub judice lis est. Den Bundesbeschluß vom 6. November 1856 erläutert Wächter durch einen Rückblick auf die frühern Bundesbeschlüsse und eine Betrachtung der an dieselben sich anschließenden Landesgesetze. Die Schutzfrist in den einzelnen Staaten bezüglich der ältern Verlagsrechte ist insofern keine gleichförmige, als nicht überall der 9. November 1867 maßgebend bleibt. Die Bedeutung dieses Termins ist aber jedenfalls, daß er der Allgemeinheit und Gleichförmigkeit jenes Schutzes durch alle deutschen Länder ein Ende gemacht hat. Fortan muß bei den Gesetzgebungen der einzelnen Staaten in jedem einzelnen Falle Umfrage gehalten werden, ob das betreffende Verlagsrecht noch geschützt ist und wie lange und welche Handlungen als rechtswidriger Nachdruck verfolgt werden können. Da dieser Zustand noch immer in einzelnen Fällen dieselben Misstände herbeiführen wird, gegen welche der Börsenverein mit so großen Arbeiten und Opfern seit Jahrzehnten anstrebt, so wendet Wächter seine eingehende Aufmerksamkeit der deutschen Nachdrucksgesetzgebung zu, namentlich dem neuesten Entwurf des Buchhändler-Börsenvereins, dessen Grundgedanken an die preußische Gesetzgebung anknüpfen und welche Wächter für eine geeignete Grundlage zu einer Weiterbildung der Gesetzgebung hält. „Die Einsicht", so schließt er seine Abhandlung, „daß die bestehenden Normen formell wie materiell nicht mehr zureichen, während entsprechende Vorarbeiten durch die nach ihrer Verkehrsstellung dafür zunächst berufenen Organe bereit liegen, muß bei unsertigen Zuständen den Ausbau dieses wichtigen Rechts- und Verkehrsgebiets beschleunigen, die Betheiligten aber ermuthigen, daß sie die mühevolle Bahn zum lohnenden Ziel mit neuen Kräften verfolgen. Mögen immerhin mit dem November und December dieses Jahres gleich herbstlichen Blättern alte Verlagsrechte fallen, so entsproßt ein neues Leben dem Stamm, wenn seinen Wurzeln Erweiterung, Vertiefung, Nahrung vergönnt wird. Dieser Stamm unserer literarischen und artistischen Rechtsgestaltung, von den trefflichsten Kräften des deutschen Buchhandels genährt, nicht im Gehege bureaukratischer Formen, sondern im Freiland autonomischer Verständigung erstarkt, wird, richtig erfaßt und gepflegt, ein neuer Halt nationaler Einigung werden und die deutsche Nation als den Hort auch des literarischen und künstlerischen Rechtsschutzes legitimiren. Verbürgt ist fortan diese Zuversicht und eine reiche Entfaltung der nationalen Interessen auch dieser Sphäre in der Verfassung des Norddeutschen Bundes. Sie unterstellt (Art. 4) der Beaufsichtigung seitens des Bundes und der Gesetzgebung desselben den Schutz des geistigen Eigenthums."

Bibliographie.

Lecky, W. E. H., Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. 1ster Bd. Leipzig, C. F. Winter. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lieder der Heimath. Eine Sammlung der vorzüglichsten Dichtungen im Bilderschmucke deutscher Kunst. Herausgegeben von L. Bund. Düsseldorf, Breidenbach u. Comp. 1868. 5 Thlr.

Der letzte Makkabäer. Historischer Roman. Aus den Papieren eines Verstorbenen. 3 Bde. Hannover, Klindworth. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Marcks, L. de, Geistliche Dichtungen. Nach dem Lateinischen und Italienischen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Martin, E., Bemerkungen zur Kudrun. Halle, Buchh. des Waisenh. Gr. 8. 5 Ngr.

Pilger, L., Die Enttäuschten. Bilder aus dem Leben in der „neuen Welt". Leipzig, Loewe. 1868. 8. 1 Thlr.

Polko, Elise, Verklungene Akkorde. Gedenkblätter. Berlin, Lesser. 8. 15 Ngr.

Potter, T. J., Fluch und Segen. Eine Erzählung. Frei nach dem Englischen von Lina Freifrau v. Berlepsch. Köln, Bachem. 8. 12 Ngr.

Ratcliffe, J., Brasilien. Erlebnisse eines deutschen Auswanderers in den Mucury-Colonien. 2 Bde. Leipzig, Häfele sen. 1868. Gr. 8. 24 Ngr.

Schopenhauer, Arthur. — Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von J. Frauenstedt. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Das Neue Testament. Nach dem überlieferten Grundtexte übersetzt von C. C. J. Bunsen. Herausgegeben von H. J. Holtzmann. Separatabdruck aus Bunsen's Bibelwerk. Leipzig, Brockhaus. 1868. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungsliteratur und Kunst.

W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin, 6. Aufl., geb. 2⅔ Thlr. u. 5 Thlr. — Gutzkow, Hohenschwangau, 1.—4. Bd. geh. à 1 Thlr. 15 Ngr., geb. à 1 Thlr. 24 Ngr.; Die Ritter vom Geiste, 4. Aufl., 9 Bde., geb. 5½ Thlr.; Der Zauberer von Rom, 2. Aufl., 18 Bdchn., geb. 7½ Thlr.; Die Curstaunben, cart. 12 Ngr. — Golz, Ein Jugendleben, 2. Aufl., 4 Thle., 2⅔ Thlr. — Deutsche Liebe, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. — Schücking, Ausgewählte Romane, 12 Bdchn., geb. 7 Thlr. — Bremer, Gesammelte Schriften, 50 Bde. à 10 Ngr. — Schwartz, Gesammelte Romane, 44 Bde. à 10 Ngr. — Lichtstrahlen: J. G. Fichte; G. Forster; Goethe als Erzieher; J. G. v. Herder; W. v. Humboldt; F. Schleiermacher; Arthur Schopenhauer; Shakspeare als Lehrer der Menschheit: geb. à 1⅓ Thlr. — Carus, Lebenserinnerungen, 4 Thle., 6 Thlr. — F. v. Raumer, Handbuch zur Literaturgeschichte, 4 Thle., geb. 6 Thlr. — Rosenkranz, Diderot's Leben, 2 Bde., 5 Thlr. — Lewes, The Life of Goethe, 2. edition, 2 vol., geb. 3⅔ Thlr. — Carriere, Die Kunst, 1. u. 2. Bd., geb. à 3½ Thlr. — Oppermann, Ernst Rietschel, geb. 2 Thlr. — Pecht, Kunst und Kunstindustrie, cart. 1⅓ Thlr. — A. v. Wolzogen, Rafael Santi, cart. 1 Thlr.

Philosophie; Theologie; Erbauungsbücher.

Moses Mendelssohn's Gesammelte Schriften, 7 Bde., 5⅓ Thlr. — Buckle, History of Civilization, 5 vol., geb. 6⅔ Thlr. — Fichte, Die Seelenfortdauer, 2⅔ Thlr. — Frauenstädt, Das sittliche Leben, 2⅔ Thlr. — Victor Granella, Wahrheit, Schönheit und Liebe, geb. 1⅔ Thlr. — Strauß, Das Leben Jesu, geb. 3 Thlr. 12 Ngr. — Renan, Die Apostel, geb. 1⅓ Thlr. — Bunsen's Bibelwerk, 1. 2. 4. 5. 8. u. 9. Bd., geb. 2⅔ Thlr., 3 Thlr., 2⅓ Thlr., 2⅓ Thlr., 2⅓ Thlr., 2 Thlr. — Bunsen's Uebersetzung des Neuen Testaments, geb. 24 Ngr. u. 1 Thlr. — Für stille Morgenstunden, geb. 1⅓ Thlr. — Aus den Papieren einer Verborgenen, 2 Thle., geb. 2 Thlr. 16 Ngr. — Volckmar, Hausaltar, cart. 2 Thlr. — Schwarz, Predigten aus der Gegenwart, drei Sammlungen, geb. à 2 Thlr.

Geschichte und Reiseliteratur.

F. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, 6 Bde., geb. 7 Thlr. — Fessler, Geschichte von Ungarn, 2. Aufl., 1. Bd., geb. 3 Thlr. — Blankenburg, Der deutsche Krieg von 1866, erste Hälfte, 1⅓ Thlr. — Joachim Nettelbeck, Lebensbeschreibung, geb. 1⅓ Thlr. — Gregorovius, Wanderjahre in Italien, 3 Bde., geb. à 2 Thlr. — J. W. v. Müller, Reisen in Mexico, 3 Bde., 10 Thlr. — Polak, Persien, 2 Thle., 4 Thlr. — Scherzer, Statistisch-commerzielle Ergebnisse der Novarareise, geb. 5⅓ Thlr. — Speke, Die Entdeckung der Nilquellen, 2 Thle., 6 Thlr. — Tschudi, Reisen durch Südamerika, 1.—3. Bd. à 3 Thlr. — Bámbéry, Reise in Mittelasien, 3 Thlr.

Vermischtes.

Schoedler, Chemie, 3. Aufl., cart. 2⅓ Thlr. — Staedler, Geographie, 2 Thle., geb. 1 Thlr. 4 Ngr. — Lewes, Physiologie, 2 Bde., geb. 2⅓ Thlr. — Miß Nightingale, Krankenpflege, geb. 26 Ngr. — Stern, Die häusliche Erziehung, geb. 1⅔ Thlr. — Winckell's Handbuch für Jäger, 4. Aufl. hrsg. v. J. J. v. Tschudi, 2 Bde., geb. 9 Thlr.

☞ In allen Buchhandlungen vorräthig. ☜

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig (Weihnachten 1867) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von Kalidasa.

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Dritte durchgesehene Auflage.

Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Edmund Lobedanz' deutsche Bearbeitung des indischen Schauspiels „Sakuntala", das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt. Das Buch, soeben bereits in dritter Auflage erschienen, eignet sich bei seiner eleganten Ausstattung besonders auch zu Geschenken.

In Bearbeitung von Lobedanz erschien ebendaselbst:

Urvasi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Miniaturausgabe. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

König Nal und sein Weib. Indische Sage. Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Elfte Auflage.

In 150 Heften à 5 Sgr. oder in 15 Bänden à 1½ Thlr. gebunden in Leinwand à 1 Thlr. 28 Sgr., in Halbfranz à 2 Thlr. Preis des vollständigen Werks 25 Thlr.

Brockhaus' Conversations-Lexikon wird nicht nur von keinem andern an Gediegenheit der Bearbeitung erreicht; es verdient auch deshalb den Vorzug, weil es in der gegenwärtigen elften Auflage unter allen das neueste ist. Bis zum Herbst 1868 wird die elfte Auflage vollständig.

Bestellungen auf Lieferung in Heften oder Bänden, nach und nach oder auf einmal, werden von jeder Buchhandlung ausgeführt. Prospect gratis.

☞ **Bücher zu ermässigten Preisen.** ☜

Alle Bücherkäufer werden auf den soeben ausgegebenen

Katalog werthvoller Werke

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig

zu bedeutend ermässigten Preisen,

welcher in fünf Abtheilungen eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthält, besonders aufmerksam gemacht.

Jede Buchhandlung liefert die fünf Abtheilungen des Katalogs **gratis** und nimmt Bestellungen auf die Werke an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 51. — 19. December 1867.

Inhalt: Kaiſer Maximilian von Mexico. Von **Rudolf Gottſchall**. — Zur Literatur der Befreiungskriege. Von **Karl Guſtav von Berneck**. — **Feuilleton.** (Vom Weihnachtstiſch.) — **Bibliographie.** — **Anzeigen.**

Kaiſer Maximilian von Mexico.

1. Aus meinem Leben. Reiſeſkizzen, Aphorismen, Gedichte. (Von Maximilian I.) Sieben Bände. Leipzig, Duncker und Humblot. 1867. Gr. 8. 9 Thlr. 10 Ngr.
2. Kaiſer Maximilian I. von Mexico. Erinnerungen aus dem Leben eines unglücklichen Fürſten. Von T. A. Liegel. Hamburg, W. Oncken. 1868. 8. 15 Ngr.

Das Trauerſpiel in Mexico hat die allgemeinſte Theilnahme erregt. Der Charakter des Fürſten, der als ein Regent mit großen Culturplanen begann und wie ein Flibuſtier endete, ſteht noch immer nicht mit voller Klarheit vor den Augen der Mitlebenden. Er iſt durchaus nicht ſo einfach, wie diejenigen glauben, welche in ihm nur den liebenswürdigen Fürſten ſehen. Humanität, feinſinniger Geſchmack, vielſeitige Bildung, eine gewiſſe Munterkeit und Schärfe ſind dem Erzherzog Maximilian nicht abzuſprechen; doch erſchöpfen dieſe Züge keineswegs ſeinen Charakter. Man muß tiefer graben, wenn man auf die Quellen ſtoßen will, aus denen ſein weltgeſchichtliches Handeln entſprang. Die von außen an ihn herantretenden Charakterſkizzen geben hierfür nur einen ungenügenden Beitrag; dagegen verſtatten ſeine eigenen Aufzeichnungen, ſo ſehr ſie meiſtens auf äußerliche Schilderungen auszulaufen ſcheinen, manchen tiefern Einblick; man muß nur immer die Gedanken des Touriſten mit den Thaten des Kaiſers vergleichen.

Maximilian war kein orthodoxer Abſolutiſt, der ſich ſtarr dem Dogma von Gottes Gnaden hingab; ſeine Natur war beweglich und empfänglich genug, um die Strömungen der Zeit in ſich aufzunehmen. Gleichwol hat er nur der Sache des Abſolutismus gedient, mochte er in Mailand als Generalgouverneur des Lombardiſch-Venetianiſchen Königreichs die freien Regungen der italieniſchen Nation gewaltſam daniederhalten, oder in Mexico mit fremden Söldnern gegen die Republikaner und gegen die rechtmäßige Regierung des Landes kämpfen. Die hohlen Formen eines Abſtimmungsmechanismus, gehandhabt nach dem Schema der franzöſiſchen Präfecten, mochten ihn ſelbſt vielleicht darüber täuſchen, daß ſein Eindringen in das Reich Montezuma's ein Act der Uſurpation und er ſelbſt ein gekrönter Freiſchärler war, noch dazu auf fremde Koſten; die Geſchichte können ſie nicht täuſchen, deren Verdict in dem civiliſatoriſchen Freiſcharen- und Krönungszuge nicht die geträumte Culturmiſſion erblickt, ſondern nur die tendenziöſe Verpflanzung des Abſolutismus auf den freien Boden Amerikas.

Wie aber, wenn noch dazu der humane Prinz, unter den Bedrängniſſen der Lage, eine Grauſamkeit entwickelte, welche ſich beſſer für jene ehernen Charaktere paßte, die ihren Namen mit Blut in die Geſchichte einzeichneten, wenn er die Vertheidiger des Vaterlandes zu todeswürdigen Verbrechern ſtempelte?

Ohne Frage ſind Widerſprüche in dieſem Charakter, die ſich nicht durch eine einfache Formel löſen laſſen. Wer die Erinnerungen aus dem Leben des Fürſten aufmerkſam durchlieſt, der findet dennoch einen ſcharf hervortretenden Zug, der zu dieſer Löſung beitragen kann — die Romantik der Empfindung und der Geſinnung.

Kaiſer Maximilian war nicht der letzte Romantiker auf dem Throne der Cäſaren, aber der erſte Romantiker auf dem Throne des Montezuma.

Liegel hat in ſeinem „Kaiſer Maximilian I. von Mexico" (Nr. 2) die Memoiren des Kaiſers ſelbſt nicht mit benutzen können. Die Vorgeſchichte, die er von dem Leben des Prinzen vor ſeiner Thronbeſteigung gibt, iſt überhaupt dürftig; er erwähnt nicht einmal die Reiſen, denen faſt die ganzen ſieben Bände ſeiner Schriften gewidmet ſind; er gibt hauptſächlich eine Geſchichte des mexicaniſchen Kaiſerthums, ähnlich wie ſie „Unſere Zeit" in zwei trefflich zuſammenfaſſenden Artikeln brachte.

Der Kaiſer Ferdinand Maximilian wurde als zweiter Sohn dem Erzherzog Franz Karl und deſſen Gemahlin Sophie von Baiern am 6. Juli 1832 geboren. Seine drei Brüder ſind der Kaiſer von Oeſterreich Franz Joſeph, die Erzherzoge Ludwig und Victor. Liegel gibt folgendes Charakterbild Maximilian's:

Schon von früher Jugend an zeigte ſich bei jedem der vier Brüder eine beſondere Geiſtesrichtung als vorherrſchend. Man könnte ſie etwa ſo einander gegenüberſtellen: Ludwig iſt durchaus gutmüthig, Victor dies ebenfalls, doch zugleich witzig und ſarkaſtiſch, Kaiſer Franz Joſeph iſt ein klarer Kopf und überwiegend praktiſch, Kaiſer Maximilian war eine poetiſche Natur. Prinz Maximilian entwickelte ſich ſchnell. Im allgemeinen wurde

ihm dieselbe fürstliche Erziehung zutheil wie seinen Brüdern, unter der sorgsamsten Beobachtung von seiten seiner berühmten Mutter. Doch schon in dem Knaben entdeckte ein genauer Beobachter einen gewissen Zug zum Weichen und Schwärmerischen und zum Aufsuchen von kleinen, selbst abenteuerlichen Wagnissen, wenn sie nur eine romantische Färbung hatten. Sein blaues Auge flammte bei dem Lesen von den Rittern des Mittelalters und ihrer Thaten in höherm Glanz, und seine Lieblingsbücher — eben solche und ähnliche — las er wiederholt, und stets mit solchem Eifer, daß er darüber oft alles übrige vergaß. Von Jugend an für das Seewesen ausgebildet und zur Leitung der österreichischen Marine bestimmt, widmete er sich dieser Aufgabe mit der ganzen Kraft seines regen Geistes. Ueber sein Wirken als Chef der Marine berichten wir später. Damals träumte er sich mit klarem Bewußtsein in die Zeit der frühern Jahrhunderte und sah sich, wie aus verschiedenen seiner Aeußerungen hervorgeht, auch oft als Held irgendeines gewaltigen, gewagten Abenteuers. Der eigentlich praktische Sinn für das Leben, wie er bei seinem kaiserlichen Bruder ausgeprägt ist, lag ihm dagegen ferner. In den Wissenschaften machte er bei seiner trefflichen Begabung schnell tüchtige Fortschritte, sodaß seine Erziehung im Alter von 18 Jahren als abgeschlossen betrachtet werden konnte. Mit voller Liebe warf er sich auf das Studium der Künste. Die ersten Anfänge seines später entwickelten Malertalents reichen in seine frühe Jugend zurück. In dieser Kunst erhob er sich weit über das Niveau des Dilettantismus hinaus, wie eine ganze Reihe trefflicher Skizzen und ausgeführter Gemälde auf seinem Feenschlosse Miramare bezeugen. Daneben versuchte er sich später auch im Modelliren und Bossiren, und auch hierin erreichte er eine ungemeine Vollendung, sodaß eine Anzahl der von ihm modellirten Köpfe wegen ihrer sprechenden Naturähnlichkeit großes Aufsehen erregten.

Seinen Aeltern, wie dem ganzen erlauchten Fürstenhause, aus dem er stammte, war er in herzlicher Liebe und Verehrung zugethan. Vor allem aber liebte er diejenigen Mitglieder seiner Familie, die ihm an Charakter und Herzensgüte ähnlich waren. So wuchs der junge Mann frisch und fröhlich heran. Als nachgeborener Prinz hatte er Muße genug, sich seinen Lieblingsneigungen zu überlassen. Im allgemeinen kam er selten auf längere Zeit nach Wien. Wenn er indessen, was auf einige Tage oft der Fall war, sich dort aufhielt, sah man ihn vielfach des Mittags im Volksgarten, nur von einem Adjutanten begleitet, promeniren. Traf er irgendeine wichtige, ihm bekannte oder auch nur vorgestellte Persönlichkeit, so pflegte er dort spazierend sich eine halbe oder ganze Stunde zu unterhalten. Seine Unterhaltung aber war im höchsten Grad spannend und fesselnd. Besonders waren es die Künste, über die er gern und viel sprach, sodann die Marine, seltener politische Zustände, da er sich nicht immer denselben mit seinen Gedanken und Meinungen ganz anbequemen konnte. Im elegantesten Conversationston sprang er mit Leichtigkeit von einem Gegenstand zum andern, überall die glattesten, polirtesten Formen wahrend. Anders dagegen gab er sich besonders befreundeten Persönlichkeiten gegenüber; dort war er ungenirt und herzlich. So besonders im Verkehr mit Künstlern, deren besonderer Protector er war, soweit seine Einkünfte es ihm erlaubten. Unter all den wiener und italienischen Künstlern, mit denen er fast kameradschaftlich verkehrte, zeichnete er ganz besonders den ausgezeichneten Landschaftsmaler Joseph Selleny aus, der denn auch später die Novaraexpedition mitmachte. In seiner äußern Erscheinung unterschied er sich als Mann von seinem Bruder, dem Kaiser Franz Joseph, wesentlich. Letzterer ist etwas kleiner, brünett, mit gesundem Teint, von Jugend auf ein mehr männlicher Charakter. Maximilian dagegen war als Knabe hellblond, als Jüngling blond, fein gegliedert, mit wachsartigem, aber gesundem Teint, mit blauen Augen, und konnte, ehe er einen starken, blonden Backenbart trug, fast für eine verkleidete reizende englische Lady angesehen werden; sein ganzer Typus war ein weiblicher.

Maximilian, der elegante, liebenswürdige Mann, mit warmem Gemüth, jugendlichem Enthusiasmus, verheirathete sich 1857 mit der einzigen Tochter des greisen Königs Leopold, Charlotte, welche den Scharfsinn und praktischen Blick ihres Vaters besaß. Ihr ganzes Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, ihrem Gatten eine seiner Person und seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung in der Welt zu verschaffen. Sie hielt ihren Gemahl für würdig, eine Kaiserkrone zu tragen, und nährte seinen eigenen Trieb, in die Geschichte der Völker einzugreifen. Ohne die Prinzessin Charlotte wäre das mexicanische Abenteuer gewiß nicht in Scene gesetzt worden, um so weniger, als Maximilian gerade bei seiner Hochzeitsreise die Bekanntschaft Napoleon's machte, die für ihn so verhängnißvoll werden sollte. Die Persönlichkeit des Kaisers hatte auf den österreichischen Fürsten einen fascinirenden Eindruck gemacht.

Liegel meint zwar, für Maximilian wäre die Annahme der Kaiserkrone kein Abenteuer gewesen, sondern ein Beruf, an welchen er alle Kräfte seines Daseins zu setzen sich verpflichtet glaubte. Daß er nicht mit den Franzosen abzog, daß er nicht wie ein Abenteurer, sondern wie ein Held enden wollte, scheint jene Ansicht zu bestätigen. Doch wie ernst auch der Prinz persönlich seine Aufgabe erfassen mußte, für eine kühle Betrachtung der amerikanischen Zustände, welche doch auch die gigantische Nachbarrepublik, so sehr sie sich damals im Bürgerkriege zerfleischen mochte, als wesentlichen Factor für die Berechnungen der Zukunft nicht vergessen durfte, blieb der mexicanische Kaiserzug ein gewagtes und haltloses Abenteuer, um so verfänglicher, als das Engagement zu dieser Gastrolle in Amerika von einem europäischen Machthaber ausging, der die nothwendige Statisterie dazu lieferte, ohne keine Garantien bot, daß ihm die Kosten der Inscenirung nicht eines Tags zu hoch anlaufen würden. Der Erzherzog, der in seiner Stellung als Gouverneur des Lombardo-Venetianischen Königreichs nicht mit den Italienern fertig werden konnte und deshalb zurücktrat, hatte ganz Erfahrungen gesammelt, wie schwer es ist, eine fremde Nation zu beherrschen. Daß er diese Erfahrungen nicht befrug, als ihm die mexicanische Kaiserkrone angeboten wurde, läßt sich nur aus der Illusion erklären, er habe es in Mexico mit keiner Nation, sondern mit einem Volk von Wilden zu thun, das erst durch die Tünche der Civilisation ein menschenähnliches Ansehen bekommen werde. Die Geschichte der jüngsten Zeit hat bewiesen, daß dies ein Irrthum war, daß trotz der langjährigen anarchischen Zustände des Landes, trotz der bunt durcheinandergewürfelten Rassen und Mischstämme doch hier ein nationales Bewußtsein herrschte, das der fremden Invasion gegenüber einen festen Kern bildete, der wol zusammenschrumpfen, aber nie ganz verkümmern konnte, und als das geeinigte Nordamerika ihm einen sichern Halt für seine Entfaltung bot, alsbald zu einem das ganze Land überschattenden Baume heranwuchs.

Die nach und nach erschienenen sieben Bände des Nachlasses: „Aus meinem Leben" (Nr. 1), umfassen zum größten Theil Reiseskizzen und nur die zweite Hälfte des siebenten

Bandes bringt Aphorismen, Stammbuchblätter und Gedichte. Die ersten Bände sind die Tagebücher eines kaum zwanzigjährigen Jünglings, sie schildern uns die italienischen und spanischen Küstenländer: die Balearen, Algier, Albanien, die der Prinz auf seinen Seereisen als sich heranbildender Marineaspirant besuchte. Neun Jahre später (1860) fällt die Reise nach Brasilien, welche in den letzten Bänden geschildert wird.

Die Aufzeichnungen des jungen Touristen würden Beachtung verdienen, auch wenn dieser Tourist kein Prinz gewesen wäre und später nicht durch sein tragisches Schicksal die allgemeinste Theilnahme erregt hätte. Es spricht sich in ihnen eine vielseitige Bildung, warme Naturempfindung, viel Gemüth und Phantasie aus; einzelne Schilderungen, wie die der Besteigung des Vesuv und des Stiergefechts in Sevilla, gehören zu dem Besten, was bisher hierüber geschrieben worden ist; in andern pulsirt eine träumerische Lyrik, und die Mondnachtphantasien im Alcazar von Sevilla könnte Heine geschrieben haben. Gleichwol bringen die „Reiseskizzen" wenig stofflich Neues — dazu waren die Reisen selbst zu flüchtig, meistens nur Ausflüge aus den Seehäfen, in denen das Schiff des künftigen Admirals Anker geworfen hatte. Daß sich indeß das Interesse auf die Person des Reisenden, auf seine Anschauungen und Schilderungen concentrirt: das haben diese Reiseskizzen mit allen touristischen Schriften seit der Aera Semilasso's und der jungdeutschen Weltfahrer gemein.

Zu den romantischen Zügen des jungen Prinzen, die später sein Unglück beschleunigten, gehört seine begeisterte Hingabe an das Papstthum. Diese Romantik des Katholicismus machte ihn in Mexico zu einem Schildträger der Klerikalen, obgleich ihn die Staatsraison mit ihren dringenden Mahnungen nöthigte, sich einmal von ihnen loszusagen; doch es war die klerikale Partei, mit der er zuletzt stand und fiel, deren Generale an seiner Seite Queretaro gegen die Republikaner vertheidigten. Der junge Erzherzog besucht den Rè bomba in Gaëta: vergebens suchen wir irgendein kritisches Streiflicht, mit welchem der Prinz den tyrannischen Gewalthaber beleuchtet hätte. Dieser ist 41 Jahre alt (1851), doch würde man ihn, wie Maximilian meint, für einen starken Funfziger halten, so hat die zerstörende Kraft des Südens und der Einfluß der Revolutionsjahre, die, wie aus allem hervorgeht, der König sich sehr zu Herzen nahm, auf ihn eingewirkt. Die königliche Familie und ihr Gast besuchen ein Franciscanerkloster:

Der König führte uns hinein. Am Eingange befand sich eine Kapelle, vor welcher sich die königliche Familie auf die Knie warf und ein kurzes Gebet verrichtete; durch einen Kreuzweg, vor dessen Bildern meine hohen Führer fromme Verbeugungen machten und sich bekreuzten, kamen wir in eine Kapelle, in welcher man abermals in die Knie sank. Aus dieser Kapelle gelangten wir in eine Felsenspalte, welche, ungefähr 4 Schuh breit, von der Spitze des Bergs bis auf die Fläche des Meers reicht, und die sich bei dem großen Erdbeben, das im Augenblicke des Todes Christi stattfand, geöffnet haben soll. Diese eigenthümliche, schmale tiefe Spalte ist vielleicht die größte Merkwürdigkeit Gaëtas; ob ihr Entstehen ein Wunder ist oder nicht, kann ich nicht entscheiden, doch überlasse ich es den lachenden Ungläubigen, dies Phänomen zu erklären.

Mit der hier sich offenbarenden Legendengläubigkeit des Prinzen steht auch die mehrfach sich aussprechende Begeisterung für den Papst in Einklang:

Das stille Retiro von Gaëta mag manche Eigenschaft besitzen, durch welche es das Herz des Königspaars gewonnen hat. Der König ist diesem Felsen dankbar, in welchem sein müdes Haupt Ruhe und Rast, seine und der Christenheit Krone eine Stütze fand, aus welchem sein Thron, wiedergeboren, fester hervorging, und es sind die Erinnerungen dieser Tage, die ihn mächtig an Gaëta fesseln. Er beugte dort als frommer Christ der erste sein Knie vor dem Stellvertreter Gottes; gleich Abraham empfing er demüthig den heiligen Gast, wofür dieser den Segen Gottes über ihn ausgoß.

An einer andern Stelle heißt es:

Außerhalb der Umfassung befindet man sich sogleich auf einer kahlen, schmalen Landenge, welche die Verbindung zwischen Land und Felsen herstellt; gegen dieses Terrain zu, von dem aus der Landangriff geschehen müßte, bietet die Festung schroffe Umfassungen von natürlichen Felswänden, welche nach der hohen See zu bis zum Eingange in die Bucht die Festung umgeben. Die von Menschenhänden errichteten Schutzmauern erheben sich vor dem Eingange der Bucht und längs derselben vor den Häuserreihen der Stadt bis um das oben besprochene Thor herum. Auf dieser Erdenge wimmelte es vor zwei Jahren zweimal von tausend und tausend Köpfen; das erste mal war es das Volk der Umgegend und die neapolitanischen Truppen, die hier versammelt waren. Ein armer Flüchtling auf den Höhen der Festung gab ihnen von einem Platze herab, den ein Marmorstein mit einer Inschrift bezeichnet, das einzige Gut, das ihm in den Stürmen der Zeit übriggeblieben war, und nach dem sich, trotz der Wuth seiner Feinde, noch so viele drängten, nämlich den apostolischen Segen. Das zweite mal stand Pius abermals auf dem Felsen der Feste, und wieder sprach er mit lauter Stimme die mächtigen Worte des Segens; doch diesmal spendete er ihn einer Menge, die ihm nahe Hülfe verhieß; es waren die von der sehr katholischen Königin gegen die Rebellen geschickten spanischen Truppen, die bei Gaëta gelandet hatten, um sich den päpstlichen Segen zu holen und sich dann gestärkt in den Kampf zu begeben. Augenzeugen versicherten mich, es sei ein höchst imposanter Anblick gewesen, den Kirchenfürsten in der einfachen weißen Tracht auf den Werken der Festung hoch erhoben zu sehen, wie er auf die große Zahl der Gläubigen, die lautlos in Andacht versunken vor ihm das Haupt beugten, herabsehend mit klarer ruhiger Stimme die heiligen Worte sprach. Der Platz ist zu einer solchen feierlichen erhabenen Function wie geschaffen.

Auch Maximilian drängte sich, ehe er seine Abenteurerfahrt nach Mexico antrat, nach dem apostolischen Segen, von dessen Unwirksamkeit er sich mehr als alle andern zu überzeugen Gelegenheit fand. Kein Wunder, daß der Papst dem jungen Prinzen eine solche Begeisterung einflößt; wird doch seine Phantasie schon durch den Anblick eines „Einsiedlers" gewaltig angeregt:

Als ich eben zwischen Gärten auf meinem kleinen Gaul dahinjagte, in einem seligen Gefühle, welches die Triumphe der Natur, und ein solcher ist Capri, in mir hervorbringen, sah ich vor mir einen alten Mann in dunkler Kutte auf einem Eselein galopiren, einen gefüllten Bettelsack heimbringend; da ich ihn für einen Mönch hielt und mit diesen Leuten gern Gespräche anknüpfe, trieb ich meinen Gaul an und holte ihn ein. Wie freudig aber war meine romantische Ader angeregt, als ich in dem Reiter einen Eremiten kennen lernte, den ersten, den ich in meinem Leben sah; meine Sehnsucht nach diesem

Anblick habe ich bei der Besteigung des Vesuvs kundgegeben, hier in Capri wurde ich auf die interessanteste, komischste Art befriedigt. Also ein Einsiedler saß vor mir auf dem Eselein fein und grinste mich freundlich an. Der erste Anblick war eher geeignet, einen lächerlichen Eindruck zu machen. Die große Hast des Solitärs, das schnelle Tempo auf dem ungesattelten Langohr, an dessen Seiten Sandalen und Kutte hin- und herschlotterten, der lange Sack, der durch die ungewohnte Bewegung von der Croupe herunterrutschte, auf welch letzterer der Mann der Einsamkeit gezwungen war, Voltigirübungen zu machen, bei welchen ein bedeutend kürzerer Klumpfuß sich developpirte, gab einen sonderbaren Contrast zu dem stillen ernsten Bilde, welches die Romantik gewöhnlich von diesen der Welt abgestorbenen Wesen liefert. Unsere Wege hatten dasselbe Ziel, da es sich fand, daß die Klause der Abgeschiedenheit auf den Ruinen von Tiber's Freudenpalaste steht. Von den Ueberresten einstiger Pracht ist gar wenig zu sagen; einige verfallene Mauern, schmucklose Gewölbe, unansehnliche Mosaiks und der Anfang eines gedeckten Wegs, welcher einst dem Kaiser von der bedeutenden Höhe bis zum Meer als geheime Communication gedient haben soll. Ueppiges Unkraut wuchert malerisch auf den unbedeutenden Ruinen; und doch flößten mir die letztern eine Bewunderung von Tiber's Verständniß ein. Er hat nämlich einen der schönsten Punkte der Welt für sein Schloß ausersehen, und das ist eine Weisheit, die man selten findet. Er scheute nicht die Höhe, und hatte so von seinen Terrassen das Zauberbild des einzigen Golfs, den Anblick des imposanten Vesuvs mit seiner geheimnißvoll wallenden Himmelssäule, und die tiefe Philosophie des unbegrenzten Meers; alles von einer hohen schroffen Felsenspitze in einer verklärenden Entfernung gesehen. Gibt es ein schöneres Bild, und das aus seiner Wohnung gesehen? Diesen Genuß hatte der Weltherrscher, und jetzt wird er einem Eremiten zutheil, der sich aber mehr ob der zahlreichen Fremden, als aus frommem Weltüberdruß hierher gezogen zu haben scheint, und sich noch immer mit irdischen Gedanken abgibt. Er versicherte uns, daß ihm die reine Luft in der Wunderhöhe, welche er nun schon, glaube ich, bei dreißig Jahren genießt, einen unsaglichen Appetit gebe, den er mit milden Gaben aus dem Dorfe halb und halb befriedige. Von einem solchen Streifzuge kam er gerade heim. Auch metallenen Gaben ist er keineswegs abhold, und ein Zettel in seiner Klause erinnert die Fremden auf französisch, ja ihm selbst und nicht dem Cicerone, den milden Trost in die Hand zu drücken. Ein Wesen letzterer Gattung, welches uns wie natürlich ebenfalls begleitete, war auch eine komische alte Typusfigur, die, als sie einer der Gesellschaft schelmisch fragte, ob der Eremit immer Einsiedler sei? boshaft antwortete: „Non si sa." Der arme Verleumdete brachte schlechten Capriwein und ein Fremdenbuch. Während wir uns setzten, fing er an, auf der Flöte lustige Weisen zu spielen; alle Würde war vom Klausenkellner geschwunden, und die schwarze Kutte, der Klumpfuß und die geldgierigen, verschmitzten Züge machten einen diabolischen Eindruck. Wie ganz anderer Natur müssen die Eremiten in der Thebais gewesen sein.

Hier folgt die Kritik wenigstens der Romantik auf dem Fuße nach! Sonst aber befleißigt sich der Prinz selbst einer romantischen Kritik. Ein Besuch des Doms von Pisa begeistert ihn zu folgenden Ergüssen:

Wie herrlich, mächtig steht das reiche Marmorgebäude da mit seinem langen Hauptschiff, an dessen Ende sich über dem Altar, als unverwüstlicher Baldachin, die hohe säulenreiche Kuppel erhebt, nicht wie im Norden mit einem Kupferfutteral bedeckt, sondern aus weißem Marmor, dem geisterhaften Haupt der stolzen Salute ähnlich, aber mit fein ciselirten Säulenkränzen, gleich dem Battisterio, erhaben geschmückt. Wie liebe ich's, wenn man zum großen Portal einige breite Stufen emporsteigen muß, wenn das Gotteshaus nicht im Niveau mit Kaffehaus und Theater steht, was moralisch in Italien leider nur zu oft der Fall ist. Wir Deutsche brauchen das Wort „erhaben", um etwas Großes auszudrücken; das Ergreifende muß hoch liegen, es ist dies ein Verlangen des Menschengeistes, er heb, um gehoben zu werden. Das Hinaufsteigen adelt, und das Herabsteigen steht nur Großen an und heißt dann Herablassung. Wie weckt erst die Religion diesen Trieb: zum Meßopfer, zum Gebet schauen wir empor, und in der Communion, in diesem Zusammenfließen von Erde und Himmel, neigt sich das höchste Wesen in der Gestalt des Brotes zu uns herab. Wie mit Kirche und Altar, so ist es mit dem Throne, so mit allem, was nach den Gesetzen der Welt erhaben erscheinen soll; überall müssen Stufen das Auserlesene vom Alltäglichen trennen.

Die Rafael'sche „Vision des Ezechiel" im Palazzo Pitti in Florenz wird mit folgenden Worten geschildert:

Dieser Gott Vater muß der Schöpfer und Lenker der Welt sein; als ein Herrscher des Universums ruht er auf dem Wolkenthrone; getragen von der Evangelisten geheimnißvollen Symbolen; ein Gott des Alten Testaments, Jehovah, vor dem man zitternd in den Staub sinkt, in Anbetung vertieft und doch hoch gehoben von dem Gedanken, daß jeder von uns nach seinem Ebenbilde geschaffen ward, und daß die ewige Seele im gebrechlichen Gefäß von dem ausging, der da war, ist und sein wird. Wäre es nach dem Vorhergehenden erlaubt, so würde ich sagen, daß die Gestalt des Allmächtigen etwas vom Bewohner des Parthenon, vom Donnerer Zeus an sich habe, wozu der Adler des Apostels Johannes wol beitragen mag. Doch ist der Gott der Welt, das Endziel alles Glaubens vom Anfang bis in Ewigkeit, das Unwandelbare im Jupiter und Odin in dieser Gestalt verschmolzen. Gebieterisch wallt das graue Haar und der mächtige, flutende Bart um das ernste Antlitz voll Alterswürde und Schöpfungskraft; segnend aufgehoben breiten sich die Arme hoch über die Wolken, die nicht zum Ruhelager, die zum gebietenden Throne sich zusammenballen. Vor diesem Bilde zu denken, seine Seele in Anschauung zu vertiefen, ist Himmelswonne; denn hier ahnt man den Augenblick, in dem man einst den Herrscher von Angesicht zu Angesicht sehen wird.

Eigenthümliche Gedanken grauser Art erregen in den Prinzen die Mediceergräber in der Kapelle der Annunziatakirche in Florenz. Diese Kapelle macht auf ihn einen kalten widerlichen Eindruck. Buonarotti's „Tag und Nacht" begeistern ihn nicht; er findet in diesen Gräbern den Ausdruck speculativ-philosophischer Eitelkeit, die herumliegenden Statuen indecent, ohne alle Grazie; in der halb sitzenden, halb liegenden Stellung der großen Mediceer sieht er nur den Widerspruch der eiteln thörichten Philosophie gegen die Todesruhe. Die Kapelle regt ihn an zu einer Diatribe gegen den Sirenencultus der Regenten Frankreichs, gegen die Philosophie der Herrscher des vorigen Jahrhunderts, ihre nie zu befriedigende Eitelkeit und die Vergötterung der Sinnlichkeit. „Joseph II.", heißt es, „der Völkerbeschützer, wußte auch hiervon etwas zu erzählen." Wir sehen, der Regent der Aufklärung und Humanität ist nicht das Ideal des jungen Habsburgers. Er begeistert sich nur, wenn ihn der Weihrauchduft der katholischen Dome umweht, so z. B. im Dom von Sevilla:

Die große Messe begann hinter dem goldenen Gitter, zuweise fiel die Orgel über unsern Köpfen in den Gesang der Priester ein, Epistel und Evangelium wurden auf erhabenen, an beiden Enden des goldenen Gitters angebrachten kanzelartigen Pulten laut, aber unverständlich gelesen. Der Dom zeigte sich während der Feierlichkeit in seiner imposanten, bewunderungswürdigen Größe; es nahte der erhabene Augenblick für die gläubigen Christen. Ernster, rührender Orgelklang rauschte durch die weiten gothischen Räume; die Häupter der frommen

Betenden neigten sich beim Tone der Glocke; eine breite Weihrauchsäule stieg, gleich einer duftigen Wolke, auf den hohen Stufen des Altars empor, und begrüßte das große Opfer, welches den Herrn der Welt, den Gottessohn in unsere Mitte brachte. Es war einer jener erhebenden, feierlichen, innig gefühlten Momente, die nur der wahren katholischen Religion angehören, um den Menschen zur Anbetung hinzureißen.

Neben dem Dom ist es die Arena für Stiergefechte, die sein vollstes Interesse in Anspruch nimmt. Es ist derselbe Boden der Romantik, auf welchem die Begeisterung für Messen im Dom, wie die für Stierkämpfe in der Arena erwächst. Ja es bleibt eine offene Frage, ob sich nicht auch einem Auto da Fé ein romantisches Interesse abgewinnen läßt! Mit Sehnsucht erwartet der Prinz die Stunde, in welcher er eins der wenigen Feste sehen sollte, das aus der „alten ritterlichen Zeit" unserm entnervten Jahrhundert übriggeblieben ist. In der Zwischenzeit besucht er den Alcazar von Sevilla, den er in lebendiger schwunghafter Weise schildert. Im Botschafterſaal erblickt er die schönen stolzen Züge der Maria Padilla; er glossirt das Bild mit den Worten: „Ernster Hochmuth spricht aus den Zügen dieses bösen Weibes." Und wer war diese Messalina? Die ruhmreiche Heldin von Toledo, gefeiert in allen Gesängen Spaniens, die noch nach dem Tode ihres Gatten das Banner der Comuneros hochhielt gegenüber dem Despotismus eines Karl V. Kein Wunder, daß ein Habsburger über dies böse Weib rasch zur Tagesordnung übergeht!

In der Schilderung des Stiergefechts selbst nimmt der Stil des Prinzen einen dithyrambischen Aufschwung, und gerade deshalb gehört diese Schilderung zu den gelungensten Partien der Reiseskizzen. Was andere Reisende mit Gleichgültigkeit oder Widerwillen gegen die Metzelei ansahen: das versetzt unsern jungen Zuschauer in das höchste Entzücken. Daher gleicht seine Schilderung einer Ode, während die andern nur eine trockene oder äußerlich farbenbunte Beschreibung lieferten.

Anfangs denkt der Prinz, nachdem er auf einer Steinbank in der Arena Platz genommen, mit Bangigkeit an das Folgende; er zweifelt, ob er das blutige Spiel, welches sich vor ihm bereitet, zu betrachten im Stande sein werde. Schon will er die Arena verlassen, eine innere Bewegung will ihn von seinem Sitze treiben; doch die immer mehr und mehr sich füllenden Galerien fesseln ihn. Soll er sich von Sevillas Töchtern beschämen lassen, die sich auf den blutigen Kampf freuen? Dunkle Köpfchen mit glühenden Augen, frischen Jasmin und Rosen unter dem Spitzenschleier im Rabenhaar, die Mantille leicht um die Schulter geschlungen, wiegen sich in munterm Scherze und lebhaftem Geplauder auf den steinernen Sitzen. Nachdem dem Impresario der Schlüssel der Arena zugeworfen worden, erscheinen die Espadas, und unser Reisender ist alsbald in jene Begeisterung versetzt, die ihn nicht mehr verläßt:

Ein herrlicher Anblick ward uns zutheil: die Espadas mit ihren Quadrillen, die Picadores und Banderilleros hielten in reicher, altspanischer Tracht mit stolzem, leichtem Schritte ihren Einzug. Es folgten ihnen die mit Fähnlein und Glöckchen geschmückten Maulesel, welche bestimmt sind, die getödteten Thiere fortzuschaffen. Altspanien nahte mit seinen Gebräuchen, mit seiner herrlichen Kleiderpracht, mit seinen imposanten Bewegungen. Ihres Muthes, ihres Siegs bewußt, traten die Kämpfer mit stolzem Blicke in die weite Versammlung. Jubel begrüßte sie von allen Seiten, die schönsten Augen glänzten ihnen von den Galerien feurig entgegen; es war einer jener Prunkzüge, bei denen nicht das Geld, dieses kleinliche Treibmittel neuerer Zeiten, das Beste that; nein, nur das Gefühl, das Bewußtsein der eigenen Kraft gab diesen Männern ihre Würde. Wie reich, wie sehr den schönen Bau hervorhebend war die Kleidung der Espadas und ihrer Quadrille. Geschmackvoll gestickte, schöne Seidenspenser schlossen sich an den schlanken Leib; über die Achseln ergossen sich Stickereien von Gold und Silber gleich reichen Blätternetzen; den freien Hals engte keine Halsbinde ein; die reichen Haare waren zum Vortheile der edeln Züge zurückgekämmt und endeten in einem kleinen Seidenzopfe, welchen ein reicher Busch von schwarzen Seidenmaschen zierte; auf dem Kopfe saß ein pfiffiges Sammtkäppchen; den Leib umgürtete eine breite Schärpe; die kurzen Hosen, auch mit Gold oder Silber verziert, waren von gleichem Stoffe wie der Spenser; vom Knie abwärts umschlossen das gut geformte, gelenke Bein seine Seidenstrümpfe, welche rosenfarb oder weiß waren; über den Schultern hingen graziös und in reichen Falten die mit reichgesticktem Kragen versehenen Seidenmäntel; so waren die Espadas, ihre Quadrillen und die Banderilleros gekleidet. Die Picadores oder Kämpfer zu Pferde hatten die reichen Spenser, Schärpen und Haarputz mit den übrigen Fechtern gemein, aber statt des Sammtkäppchens saß der durch Bilder berühmte, flache, breitkrämpige, graue Hut mit den vielfarbigen Bändermaschen, den der Zopf horizontal auf dem Kopfe des Reiters hielt. Unter den gelbledernen Hosen schützten ihn vor den spitzen Hörnern seines Gegners hohe Stiefeln, was man aus den steifen Bewegungen des Mannes wahrnehmen konnte. In der Rechten führte er die Pica. Er sitzt im hohen andalusischen Sattel, der Fuß ruht im breiten, maurischen Steigbügel.

Lebendig wird der Kampf der Picadores mit dem Stier beschrieben, der seine Hörner „mit voller herrlicher Wuth" bald in dies, bald in jenes Pferd senkt, bis den unglücklichen Thieren die Gedärme heraushängen und sie zuletzt ganz „unter dem wüthenden Jubel der Menge" dem Gegner erliegen. Dann kommen die Banderilleros, höchst gewandte Männer, welche dem Stiere je zwei lange mit Papierbändern geschmückte Pfeile in die Schultern stoßen müssen als neues Reizmittel. Endlich kommt der größte Augenblick des Stierkampfes; der Enthusiasmus des Prinzen geht crescendo:

Luca Blanco, der schöne, reichgekleidete Matador, tritt unter dem Jubel der Zuschauer vor die Hauptloge, grüßt die Autoritäten, und richtet hierauf in kurzen Worten an dieselben die Frage, ob er dem Stiere den Todesstoß geben könne. Schon umflattert das berühmte rothe Tuch seinen Arm, schon hält er die spitze Klinge in der Hand. Dreimal schwingt er zum Zeichen des zu vollführenden Todesurtheils, in der Versammlung herumblickend, seine Kopfbedeckung horizontal hin und her; hierauf tritt er mit stolzem, festem Schritte seinem Feinde entgegen. Die Quadrille reizt denselben mit den Mänteln; Luca Blanco läßt sein Scharlachtuch flattern; der Stier dringt auf dasselbe mit Wuth ein; Luca Blanco weicht gewandt aus. Einigemal wird dieses Spiel wiederholt, und dadurch die Spannung erhöht. Plötzlich nimmt der Stier die dem Matador günstige Richtung, hält einige Schritte vor demselben inne, scharrt Staubwolken mit dem Fuße auf, senkt das Haupt, und stürzt mit voller Kraft gegen das rothe Tuch. Der große Augenblick ist da, und wie auf einen Zauberschlag erhebt sich das Volk, ohne Schauder, ohne Erschrecken vor der Gefahr, um den

Todesstoß mit enthusiastischem Auge zu erwarten. Diese allgemeine, elektrische Bewegung ist einer der großartigsten Anblicke, die ein fremdes Auge treffen können, und die beweisen, wie sehr dieses Schauspiel in Fleisch und Blut des Volks übergegangen ist. Luca steht stolz und unerschrocken wie festgebannt; plötzlich schwingt er die Klinge und stößt sie tief und sicher bis zum Heft in den Rücken des Thiers. Der Stier wankt und bricht in den Sand. Der Jubel der Menge kennt keine Grenzen, die Luft erzittert unter dem Beifallsrufe. Ein unbeschreiblicher, wilder, hinreißender Rausch hat auch mich ergriffen, ich fühle mich mit fortgezogen; ich schwärme für die blutige Scene, meine Hände zollen dem braven Espada den verdienten Lohn. Als stolzer Triumphator tritt er vor die Loge, grüßt die tausend und tausend Blicke, die sich ihm begeisternd zuwenden; er ist der König des Augenblicks, er hat die Menge elektrisirt.

Fünfmal wiederholen sich diese Scenen, jeder dieser Kämpfe wird mit homerischer Anschaulichkeit beschrieben. Ehe der Matador den fünften Stier tödtet, verneigt er sich vor der Loge, in welcher Maximilian sitzt, hält eine Anrede und verkündet, daß er den Todesstoß ihm zu Ehren führen werde. Der Prinz schreibt:

Mich ergriff ein eigenthümliches Gefühl; die Blicke der ganzen Arena waren auf mich gewendet; ein Geräusch durchlief die Menge; ich kann es nicht leugnen, die nationale Huldigung schmeichelte mir. Ich träumte mich in die schönen Zeiten zurück, in welchen die Habsburger die Herrscher dieses edeln Volks waren. Der Rausch, welcher mich erfaßte, war auf das höchste gestiegen, das Spiel drehte sich theilweise um mich, der Stier sollte mir zu Ehren erlegt werden.

Er fürchtet sich, wegen seiner Begeisterung für dies Fest von sentimentalen Lippen für einen Barbaren erklärt zu werden und hält folgende Vertheidigungsrede:

Ich liebe die Feste, in welchen sich die ursprüngliche Natur des Menschen in voller Wahrheit zeigt, mehr als die verweichlichenden sittenlosen Unterhaltungen unserer in Luxus verschlammten Länder. Hier gehen Stiere zu Grunde, dort versinkt Geist und Seele in kraftlos sentimentalem Tand. Ich leugne es nicht, ich liebe die alte Zeit! Nicht die der vergangenen Jahrzehnte, wo man im Nimbus des Haarpuders unter lau-flauen Idyllen, zwischen üppigen Wiesenblumen dem gähnenden Abgrunde entgegenkollerte; nein, die Zeit unserer alten Ahnen, wo sich in Turnieren Rittersinn entwickelte, wo das tüchtige Weib nicht bei jedem Blutstropfen ein Riechfläschchen verlangte und eine Ohnmacht fingirte, wo man nach dem wilden Eber und dem Bären jagte, und zwar im freien Forste, nicht wie jetzt hinter Barrikaden. Diese starke Zeit hat starke Kinder erzeugt. Was ist uns als Erbtheil von der Väter männlichen Lustbarkeiten übriggeblieben? Vielleicht die Jagd? Nein! Wir nennen uns Jäger, schicken aber nur aus weiter, gesicherter Ferne dem gezähmten Wildschweine eine tödtende Kugel zu. Nur der Krieg ist's, den die Philanthropen trotz ihrer dreißigjährigen Bemühungen noch nicht abschaffen konnten, und zwei Festlichkeiten, welche sich in zwei noch nicht versunkenen Völkern erhalten haben. Es ist die Fuchsjagd in England, bei der sich der Mann Wagnissen aussetzt, die seiner würdig sind, und kein Hinderniß scheut, um sein Ziel zu erreichen; und wenn man auch sagt, es sei unnütz, sein Leben für nichtige Dinge in Gefahr zu bringen, so glaube ich, daß diejenigen, welche die unnützen Gefahren scheuen, auch den Muth im Unvermeidlichen nicht finden werden. Das zweite Fest ist das Stiergefecht in Spanien; ein wahres Volksfest aus alter Zeit. Es ist wahr, daß die Leidenschaften, die dem Menschen innewohnende Wildheit erregt werden, doch wird es auch die Kraft; und wer an diesen Scenen enthusiastischen Antheil nimmt, dem wird auch der Sinn für andere Dinge nicht fehlen und er wird wenigstens nicht in Apathie untergehen. Im spanischen Volke ist noch feste, stolze Ritterlichkeit, und trotz des Festes, das ihre Väter ihnen überliefert haben, sind die Spanier fromm und mildthätig.

Wir haben diese Stellen hervorgehoben, weil sie höchst charakteristisch sind für den künftigen Kaiser von Mexico, für welchen der Kaiserzug in die transatlantische Welt, abgesehen von der geträumten Culturmission, jedenfalls denselben Reiz hatte wie ein Stiergefecht und eine Fuchsjagd, den romantischen Reiz der Gefahr, die den ritterlichen Sinn herausfordert.

Im übrigen enthält der zweite Band, dem diese Skizzen entnommen sind, eine lebendige Schilderung von Gibraltar, welche später im fünften Bande bei der Darstellung eines wiederholten Besuchs eine interessante Ergänzung findet, indem man damals von dem Felsen des Hercules die Kämpfe der Spanier und Marokkaner jenseit der Meerenge mittels des Teleskops beobachten konnte. Ebenso lebendig ist die Schilderung Granadas und der Alhambra, obschon wir der eingehendern Darstellung, welche neuerdings Arthur Stahl den Reiseblättern: „Spanien" von dem Maurenschloß und der zauberischen Hauptstadt des spanischen Maurenreichs gegeben hat, den Vorzug einräumen möchten. In der Capella real des Doms von Granada erblickt Maximilian die Porträts von Ferdinand und Isabella, von Philipp und seinem großen Sohne Karl V. Außerdem stehen am Fuße des Altars zwei schöne Doppelsarkophage in blendend weißem Marmor mit den Bildern Ferdinand's und Isabella's, Philipp's und der wahnsinnigen Johanna:

Ich blickte meinen steinernen Ahnenbildern so recht ins todtenstille Antlitz; es waren große Menschen, die ein Stück Geschichte gemacht, die das Ihrige auf dem weiten Erdball geleistet, ein mächtiges weithin herrschendes Geschlecht erzeugt haben, und nun verlassen in einer einsamen Kapelle ruhen. Vanitas vanitatum vanitas. Statt des glänzenden Hofstaats, der sie einst umgab, ergreift ein ärmlich gekleideter Sakristan die Fackel, öffnet das eiserne Pförtchen und führt mich über schmale Stufen ins niedere, dumpfe Grabgewölbe, dem alle Zier, jeder Schmuck fehlt und wo die nackte Wahrheit herausgrinst. Da fällt das Auge der vergessenden Erben nimmer hin, und was die Welt nicht sieht, das schmückt sie nicht. Hier ruhen die stolzen Königspaare in so engen kleinen, furchtbar bloßen Särgen, daß es einem das Herz beengt und daß einem das jämmerliche memento mori durch die schauernde Seele dröhnt. In ganz Spanien war ich den armen Todten als legitimer Verwandter der Nächste, näher als die Herrscher und Prinzen des Landes; da fühlte ich, daß das verwandtschaftliche Gefühl erst nach Jahrhunderten ergreift, und ein wehmüthiges Bedauern bewegte meine Seele, wie die großen Todten so verlassen sind, wie der neue Stamm ihrer nicht gedenkt und wie ich in schlichter Kleidung am Sarge jener stehe, auf deren sonnigem Thron die Unserigen, wäre kein Karl II. gewesen, noch herrschen sollten.

Der dritte Band führt uns nach Sicilien, nach den Balearischen Inseln, nach Valencia und Murcia, nach Lissabon und Madeira. Außer einigen etwas burlesken Genrebildern des portugiesischen Hoflebens, die der Prinz mit vielem Humor erzählt, ist die ansprechendste Partie dieses Bandes die Schilderung der englischen Flotte, die vor Mahon in Minorca vor Anker liegt, und eines Besuchs, welchen der Prinz auf der Britannia, dem Flaggenschiff des Admirals Dundas, machte. Die Seetüchtigkeit des Schiffs und der Mannschaft, der herrschende

Comfort, die treffliche Verpflegung entlocken dem spätern Admiral der österreichischen Flotte Ausdrücke der wärmsten Anerkennung. Namentlich erfreuen ihn, als die ganze Equipage, 1000 seelustige, aufgeweckte Leute, an ihm vorbeidefiliren, die 35 Midshipmen, die Pflanzschule der Offiziere, junge Leute zwischen 13—20 Jahren, die mit 13 Jahren auf dem größten Linienschiffe, wie jeder alte Kapitän, das Manöver zu commandiren im Stande wären, die sich, daumenlang, den unbedingtesten Gehorsam zu verschaffen wissen, die auf der See aufwachsen und lernen, und nicht in Akademien am Lande, ohne eine Meerbucht zu sehen, mit Ausnahme einiger Spazierfahrten. Gewiß ist diese frische Anschauung der englischen Marine nicht ohne Einfluß auf die spätere Wirksamkeit des Prinzen in seiner hohen Stellung als Chef der österreichischen Marine gewesen, deren Mängel ihm nicht verborgen waren. Wie er für seinen Beruf eingenommen war, beweist das begeisterte Lob des Matrosen:

Das Herz lachte dem Beschauer beim Anblick dieser Matrosen, deren jeder als das Modell eines Seemanns hätte gelten können; dieser freie, offene Blick aus den blonden edeln Gesichtern, dieser entschiedene, gefahrtrotzende, stolze, selbstbewußte Ausdruck, dieser kräftige, schlanke Bau, diese praktische Tracht, alles war für ein Seemannsherz bezaubernd. Ja der wahre Matrose hat recht, stolz zu sein, ihm gehört die Welt, das Weltmeer ist sein Vaterland, keine Grenzen als die der Erdkugel kennt sein Sinn, in allen Ländern ist er Bürger, überall wird er freundlich und gern aufgenommen, und doch ist er überall in seinem Vaterlande, denn sein Schiff ist ein Stück desselben, und ist bis zu den Antipoden eine mächtige und gefürchtete Feste. In stetem Kampfe und von immerwährenden Gefahren umringt, wird sein Gemüth ernst und gediegen, und in Entbehrungen auferzogen, bleibt er kindlich und genießt das Kleinste mit frischer Unverdorbenheit. Man verzeihe ihm daher auch den sarkastischen Zug, den er durch die weite Weltanschauung erhält, die ihm so manches Kleinliche der daheim weilenden Landratten in ein lächerliches Licht stellt.

Noch erwähnen wir das Gedicht, welches Maximilian an Platen's Grab in Syrakus dem Dichter weiht. Oft haben die Dichter Fürsten besungen; es ist interessant, wenn umgekehrt ein Fürst einen Dichter besingt:

Fern der Heimat mußte hier,
Platen, dich der Tod erreichen!
Nicht zum Sarge boten dir
Ihre Planken deutsche Eichen.

Zwei Cypressen, dürr und klein,
Und des Weines wilde Ranken
Sieht um deinen Marmorstein
Trüb des Pilgers Auge schwanken.

Nicht einmal den Lorber gab
Welschland unserm Musensohne,
Und zerstört auf seinem Grab
Liegt des Wappens Bild und Krone.

Blumen wollt' im fernen Land
Deinem Grab zum Schmuck ich spenden,
Doch auch die im Sonnenbrand
Welkten unter meinen Händen!

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Literatur der Befreiungskriege.

Wiederum liegen einige neuere Werke vor, welche ihren Stoff aus der Zeit der Befreiungskriege genommen haben, deren Quellen noch immer nicht erschöpft sind:

1. Deutschlands Wiedergeburt. Eine den Hauptzügen nach vollständige Geschichte der deutschen Befreiungskriege. Mit den sie feiernden Freiheits- und Vaterlandsreden Dräseke's. Eine Festgabe zur goldenen Jubelfeier des Siegestags der Schlacht bei Waterloo am 18. Juni 1865. Von August Wilhelm Müller. Magdeburg, Heinrichshofen. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der im Jahre 1849 zu Potsdam verstorbene evangelische Bischof Dräseke, einer der ausgezeichnetsten Kanzelredner, den man wegen seiner Gedankenfülle und Wärme des Gefühls, bei schlagendem Witz und glänzender Darstellung, den Jean Paul unter den geistlichen Rednern genannt, hat während der Fremdherrschaft zu Ratzeburg mit Unerschrockenheit gegen dieselbe und in den Freiheitskriegen, dem Wechsel ihrer Begebenheiten folgend, mit Begeisterung für Deutschlands Wiedergeburt gepredigt. Unter diesem Titel hat er auch 1814 diese Reden in drei Bänden veröffentlicht. Sie bilden den Kern oder vielmehr den eigentlichen Inhalt der vorliegenden Schrift, und die Geschichte der deutschen Befreiungskriege, welche sich allerdings nur an die Hauptzüge derselben hält und wol auch keinen Anspruch auf Bedeutung macht, ist nur des genetischen Zusammenhangs jener Reden wegen geschrieben. Der würdige Verfasser sagt darüber selbst, daß er, mit einer Lebensskizze des Bischofs Dräseke beschäftigt, in dessen durch die Weltereignisse angeregten Rednerthätigkeit von 1804—14 eine so reiche Fülle höchst anziehenden Stoffs gefunden habe, daß sie, in vollem Umfange eingefügt, die Harmonie des Lebensbildes gestört haben würde; er habe sich also entschlossen, die Schilderung derselben als Denkschrift zum Jubeltage der Schlacht bei Waterloo erscheinen zu lassen und, den Hauptereignissen jener Zeit Schritt für Schritt folgend, überall die darauf bezüglichen Predigten Dräseke's, die fast alle als Gelegenheitspredigten zu betrachten sind, im Auszuge mitzutheilen, um so ein den Hauptzügen nach vollständiges Bild der schmachvollen Unterdrückung, glorreichen Erhebung und siegreichen Befreiung unsers deutschen Volks zu geben: ein Bild, welches durch Dräseke's meisterhafte Reden in einer verklärenden Beleuchtung erscheinen werde.

Diesen Vorsatz hat der Verfasser consequent ausgeführt, und wir können ihm nur Dank dafür sagen, daß er dem Geschlechte der Gegenwart dies lebendige Zeugniß von dem Geiste jener Zeit der Wiedergeburt Deutschlands vorführt, da die Epigonen ihn zu vergessen oder zu verleugnen beginnen. Auch wir stehen vor einer Wiedergeburt Deutschlands — es würde hier zu weit führen, wollten wir den Unterschied beider Epochen besprechen, wir dürfen ihn aber wol dem Nachdenken unserer Leser empfehlen. Der Verfasser hat sein Werk allen noch lebenden Veteranen aus den Befreiungskriegen, insbesondere dem General von Mauderode, Schloßhauptmann in Meiningen, und dem Superintendenten Holzapfel in Benshausen gewidmet.

Die Lebensſkizzen dieſer beiden Männer ſtellt er „als Vorrede“ dem Buche voran, weil ſie Beiträge zur Specialgeſchichte jener Zeit liefern. Solche ſind uns immer willkommen. Mauderode, der Sohn eines preußiſchen Stabsoffiziers, begann ſeine militäriſche Laufbahn in der Armee, welcher ſein Vater angehört hatte, ſchon im vierzehnten Jahre und wohnte zuerſt dem Feldzuge von 1806 bei, wo er aus der Schlacht bei Auerſtädt wenigſtens die ihm anvertraute Fahne rettete, die er aber bei der Capitulation von Magdeburg dem Feinde übergeben mußte. Er that es unter Thränen, und der franzöſiſche Oberſt, der ſie in Empfang nahm, tröſtete ihn: „Ne pleurez pas, jeune homme! Calmez vous, c'est un sort de la guerre, vous avez fait votre devoir, cela doit vous consoler.“ Als Gefangener auf ſein Ehrenwort entlaſſen, lebte er in Schleſien bei ſeiner Mutter bis zum Tilſiter Frieden, wollte 1809 in Nachod zum Corps des Herzogs von Braunſchweig übertreten, was ihm aber leid wurde, und ging dann, aufgefordert von Weimar aus, in meiningiſche Dienſte, in denen er dann durch alle Wechſelfälle der Zeit geblieben iſt. Zunächſt gehörte das meiningiſche Contingent, 300 Mann ſtark, zu dem Regiment der fünf Herzoge von Sachſen, das mit dem der drei Herzoge von Anhalt und des Fürſten zu Lippe und dem der Fürſten von Schwarzburg, Reuß und Waldeck die 2. Brigade der 34. Diviſion der „Großen Armee“ bildete. Die 1. Brigade derſelben beſtand aus 2 naſſauiſchen und dem Regimente des Fürſten Primas (Frankfurter). Gewöhnlich wurde die 34. Diviſion wegen ihrer Zuſammenſetzung division princière genannt. Mauderode kam zu ſeinem Regiment in Wien, wo es nach ſeinem großen Verluſte in Tirol wieder verſtärkt worden war und von Napoleon gemuſtert wurde. Der bald eintretende Frieden führte daſſelbe nicht in die Heimat zurück, ſondern nach Spanien. Ueber die Geſchichte der thüringiſchen Truppen in dem Feldzuge 1810—11 in Catalonien iſt kürzlich von Hermann Pfiſter, einem preußiſchen Offizier, ein Werk erſchienen, zu welchem Mauderode's Schilderungen, die in unſerer Schrift gegeben werden, manche Illuſtration in lebhaften Farben liefern könnten. Kleine ſprachliche Irrthümer werden keinen Anſtoß erregen — der ſpaniſche Pfarrer z. B. kann unmöglich zu dem Sachſen italieniſch geſprochen haben: „O, Signore — poco di gente!“ Es wird doch wol Señor u. ſ. w. geweſen ſein. Die Ortsnamen ſind auch mehrfach variirt. Das Regiment war von 1900 Mann auf 50 geſchmolzen, als es der meininger Regierung gelang, die Zurückberufung zu erwirken. Vom hildburghäuſer Contingent, 200 Mann, ſahen nur 8 die Heimat wieder. „Der große Kaiſer“, ſagt ein geiſtreicher militäriſcher Kritiker, „hielt genau Buch und Rechnung, daß ihm kein kriegsbrauchbarer Mann in ſeinen Vaſallenſtaaten für ſeine weiten Züge vom Tajo bis zum Dnjepr entging.“ Auch die Thüringer durften nach ihrem ſpaniſchen Feldzuge nicht zu Hauſe bleiben. Ihre Contingente wurden wieder ergänzt und marſchirten 1812 erſt nach Stralſund und Rügen, dann nach Rußland, nachdem ſie in Königsberg zu der Reſervediviſion Loiſon geſtoßen waren. In Wilna wurde noch Napoleon's Krönungstag (2. December) mit großen Feſtlichkeiten gefeiert, aber bald kam ihnen der Strom des unglücklichen Rückzugs entgegen, in deſſen Schrecken ſie nun auch verwickelt wurden und ſich auflöſten. In Königsberg wurde jedoch das Regiment zu 800 Mann wieder formirt und zur Beſatzung von Danzig mit verwendet, wo Mauderode nun die furchtbare Leidenszeit der Belagerung zu durchleben hatte. Zuletzt wurde Menſchenfleiſch als Schweinecarbonade zugerichtet zum Verkauf angeboten, was ärztlich conſtatirt worden iſt. Ende November 1813 erfolgte endlich die Capitulation, welche auch Mauderode wieder in die Heimat führte. Als Hauptmann in dem neuformirten Regiment aus Meiningern, Koburgern und Hildburghäuſern unter dem Herzog Ernſt von Koburg ſtand er hierauf 1814 vor Mainz, 1815 vor Neubreiſach und fand in dem nun folgenden langen Frieden als Mitglied der Landesregierung ein Feld ehrenvoller Thätigkeit, von welcher uns noch manches, das für die Localverhältniſſe nicht unintereſſant iſt, mitgetheilt wird.

Die zweite Lebensſkizze, kürzer gehalten, weil an Stoff nicht ſo reich, zeigt einen jungen Theologen, der ſeine Vicarie bei der Kunde von Napoleon's Rückkehr aus Elba verließ, um mit einigen jungen Männern aus den angeſehenſten Familien Mühlhauſens in das Regiment Königin Dragoner zu treten. Sechzig andere traten dort in das kolberger Regiment. Als Holzapfel nach beendigtem Nachmittagsgottesdienſt den Chorrock mit dem Dragonercollet vertauſcht und ſein Pferd beſtiegen hatte, trat noch der alte Schulze ſeines Dorfs an ihn heran und überreichte ihm im Namen der Gemeinde 60 Fl. als Ehrengeſchenk der Dankbarkeit und Feldzulage. Nach ſeiner Rückkehr aus dem kurzen Kriege wurde er in Mühlhauſen zum Pfarrer gewählt; ſeine weitere Amtsthätigkeit dort und ſpäter in Benshauſen hat der Verfaſſer als Amtsbruder mit Vorliebe geſchildert. Er wollte auch durch dies Lebensbild ein Zeugniß geben, daß die vaterländiſche Begeiſterung, welche den Grundzug in Holzapfel's Leben bildete, damals alle Freiheitskämpfer durchglühte.

Am Schluſſe des Werks leſen wir die Feſtrede, welche der Verfaſſer ſelbſt am 18. October 1861, aufgefordert dazu, auf dem Marktplatze zu Meiningen gehalten hat. Als Grundgedanken wählte er die Worte der Inſchrift auf dem eiſernen Kreuze, welches der Herzog von Meiningen 1814 auf dem Bonifaciusfelſen ſeines Altenſtein zum Erinnerungsmale an den Sieg und die Befreiung Deutſchlands hatte errichten laſſen. Dieſe Worte ſind: „Gott. Vaterland. Freiheit. Friede. MDCCCXIV.“ Wir können den trefflichen Betrachtungen, die der Verfaſſer in echt deutſcher Geſinnung daranknüpft, nur beiſtimmen.

2. Mettlerkamp, der Führer einer am deutſchen Freiheitskriege theilnehmenden Bürgerwehr. Mit Benutzung des handſchriftlichen Nachlaſſes Mettlerkamp's von F. Wille. Mit dem Porträt Mettlerkamp's. Hamburg, O. Meißner. 1866. Gr. 8. 22½ Ngr.

Hamburgs Schickſale im Jahre 1813, ſein kurzer Freudenrauſch der Befreiung vom franzöſiſchen Joche und

ſeine langen Leiden unter Davouſt's eiſerner Fauſt ſind bekannt, ebenſo die Vorwürfe, die man der Stadt gemacht, für ihre Vertheidigung und Rettung nichts oder doch nur ſehr wenig gethan zu haben. Der Verfaſſer der obigen kleinen Schrift ſucht gegen dieſe Vorwürfe wenigſtens das Volk von Hamburg, wenn er ihnen auch die Behörden und die Börſenmänner preisgibt, zu rechtfertigen und hebt als „unentſtellteſte edle Verkörperung der Volkskraft und des Bürgermuthes in Hamburg" David Chriſtoph Mettlerkamp hervor, den Führer der Bürgergarde, welche ſich außerhalb der wieder in franzöſiſche Hände gefallenen Stadt gebildet und zur Befreiung derſelben mitgekämpft hat. In der Einleitung leſen wir ſehr beherzigenswerthe Worte über „Deutſchland und den Bonapartismus". Erſtaunenswerther als das raſche Erbleichen des Glanzes jener Kaiſerzeit vor der nähern geſchichtlichen Prüfung der Thatſachen und Zeugniſſe der Zeitgenoſſen ſei es, wie raſch in der öffentlichen Meinung die Erinnerung all des Elends und der ganzen Herabwürdigung erloſchen, welche die Kriege und die Herrſchaft des franzöſiſchen Cäſar über Europa, beſonders über Deutſchland gebracht, ſodaß der Schlachtenkaiſer wenige Jahre nach ſeinem Sturze aus deutſchem Munde als ein Heros der Menſchheit vergöttert, von deutſchen Dichtern, wie Gaudy, Zedlitz, Heine, beſungen worden. Der Verfaſſer erklärt es aus der Kläglichkeit und Wortbrüchigkeit der Reſtaurationszeit nach 1815, welche der hochherzigen Begeiſterung von 1813 ſo wenig entſprochen habe, und findet es ganz natürlich, daß die Jugend der franzöſiſchen Napoleonsbegeiſterung verfielen und ihr glaubte, daß die Heere des Kaiſers nur zur Befreiung der Völker über Rhein und Alpen gezogen. Er ſelbſt, der Verfaſſer, geſteht, ſeinen Theil daran genommen zu haben, und daß er hauptſächlich durch das einfache Wort eines alten Freundes, des Hauptmanns Böſe von Bremen, zur Umkehr gebracht worden ſei. Auf die Frage, wie er der Bewunderung ſolcher Ruhmesgröße widerſtehen könne, habe Böſe trocken geantwortet: „Ich habe nie die Peitſche geküßt."

Zu ſeinem Thema übergehend, um den Mann der That zu ſchildern, der beſonnen und ernſt, aber ohne alles Zagen die von ihm gebildete Bürgerwehr den kriegsgeübten Franzoſen entgegengeführt und nach dem Kriege bis ins Alter für ein wehrhaftes, ſeine öffentlichen Angelegenheiten ſelbſt verwaltendes Bürgerthum geſtrebt und gewirkt hat, erzählt der Verfaſſer zuerſt von Mettlerkamp's Jugend und der letzten Zeit der Freien Reichsſtadt. Mettlerkamp war der Sohn eines Bleideckers in Hamburg, welcher hier, wie überhaupt auf dem europäiſchen Feſtlande, die erſten Blitzableiter errichtet hat. Der Sohn, 1774 geboren und früh verheirathet, führte ſelbſtändig das Geſchäft des alternden Vaters. Hamburg ſtand in der Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf dem Höhepunkt ſeiner Handelsgröße und ſeines Reichthums; es ſpielte damals in der Welt und namentlich in der Phantaſie des Volks noch eine größere Rolle als jetzt. Die Ereigniſſe der nächſtfolgenden Zeit machten auf Hamburg keinen nachhaltigen Eindruck und wurden nicht als Vorboten ernſterer Prüfungen erkannt. Unbekümmert um die Schmach des großen Vaterlandes hoffte man, durch Nachgiebigkeit und kluge Benutzung der Eiferſucht zwiſchen den Mächten die Unabhängigkeit der Stadt zu retten. Gelegentliche Erpreſſungen von Dänemark und Frankreich wurden leicht verſchmerzt; nach der Auflöſung des Deutſchen Reichs nannte man ſich „Freie Hanſeſtadt" und freute ſich, der Ausgaben für Wien und Regensburg überhoben zu ſein: Hamburg bleibe Hamburg immerdar. Aber die Freude ſollte nur eine kurze ſein. Mitte November 1806 kam ein Schreiben aus Bergedorf, adreſſirt an die Herren Mitglieder des Senats von Hamburg, folgenden lakoniſchen Inhalts: „Meine Herren, ich komme im Namen meines Herrn, des Kaiſers und Königs, Ihre Stadt in Beſitz zu nehmen. Ed. Mortier." Der Marſchall rückte ein, die Stadt war franzöſiſch. Indeſſen — Börſe und Hafen blieben, wie konnte Hamburg zu Grunde gehen! Da kam ſchon nach zwei Tagen das berüchtigte Decret von Berlin, das die Continentalſperre befahl, und mit dieſem furchtbaren Schlage war die Axt an Hamburgs Handelsgröße gelegt. Vergeblich kauften die Hamburger die zur Confiscation verurtheilten Waaren mit 16 Millionen ab, dieſelben wurden, nachdem ſie bezahlt waren, dennoch zur Verbrennung beſtimmt, blieben aber als Beute in den Händen der franzöſiſchen Beamten, während ganz werthloſe Gegenſtände oder mit Stroh gefüllte Ballen verbrannt wurden. Die Verſicherungsgeſellſchaften gegen Seegefahr verloren, da die Schiffahrt aufhörte, in den erſten Jahren nach dem Decret von Berlin über 20 Millionen Franken. Ueber 12 Millionen Thaler koſtete nur von 1806—9 die franzöſiſche Beſatzung; Bourrienne, Napoleon's Jugendfreund, der nach Hamburg geſchickt war, um ſeine Finanzen wiederherzuſtellen, erhielt an Douceurs allein 558000 Franken! In dieſem Verhältniß ſtanden die erpreßten Geſchenke auch für andere. „Ihr werdet ruinirt ſein, ſagt ihr?" rief Napoleon einer hamburger Deputation zu, welche ihm Vorſtellungen machte. „Deſto beſſer! Dann könnt ihr nicht mehr Englands Geſchäfte beſorgen." Welche Brutalitäten ſonſt die Franzoſen als Freunde in Hamburg begangen, iſt in dem Kapitel unſerer Schrift, das dieſen Titel trägt, zu leſen. Wir verweiſen immer wieder auf ähnliche Gedenkblätter, weil in Deutſchland ſelbſt in allerneueſter Zeit eine gewiſſe Partei ſehnſüchtig nach Weſten geblickt. Sachſens Volk unter andern möge ſich erinnern, was ihm die Franzoſen als Freunde einſt angethan haben, trotz aller Hingebung ſeines Königs an franzöſiſche Intereſſen!

In Deutſchland trat zur Zeit ſeiner tiefſten Erniedrigung endlich der moraliſche Wendepunkt ein, der beſſere Geiſt erwachte allmählich. Auch Hamburg trug die Fremdherrſchaft nur mit Ingrimm; beſonders in den kräftigen niedern Volksklaſſen der großen See- und Handelsſtadt hatte das Militärregiment noch nicht den alten reichsſtädtiſchen Trotz zu brechen vermocht. Unter den gebildeten Männern, welche gleiche Geſinnung ſich zuſammenfinden ließ und welche die Möglichkeit einer Befreiung beriethen, wird neben Perthes, Dr. von Heß, Dr. Beneke,

Speckter u. a., vornehmlich Mettlerkamp genannt. Die Schmach des Vaterlandes ergriff ihn ſtark, da er ſich immer den Sinn für allgemeine Intereſſen offen gehalten hatte; er dachte ſchon ernſtlich an Auswanderung, weil es ſchien, als könne man ſich und die Seinen nur durch Entweichung aus dem Lande der Knechtſchaft retten. Doch ſchöpfte er Vertrauen aus Geſprächen mit Perthes. „Daß durch die Waffen zuerſt die fremde Macht gebrochen werden mußte", ſo ſchrieb er ſelbſt, „war mir klar, und da mir der Zweck am Herzen lag, war es wol natürlich, daß ich die Mittel kennen zu lernen ſuchte." Er widmete alſo ſeine ganze Muße dem Studium des Kriegs, und als Napoleon nach Rußland zog, ſuchte er kräftige Leute, meiſt Handwerker, einzeln für die gute Sache zu gewinnen, welche dann wieder andere dazu werben ſollten. Bald hatte er eine vollſtändige Namenliſte derer, welche entſchloſſen waren, ihm blindlings zu folgen, wenn es darauf ankäme, die franzöſiſche Autorität zu vernichten. Das berühmte 29. Bulletin kam gerade in der Weihnachtswoche in Hamburg an; Mettlerkamp begrüßte es als „die köſtlichſte Weihnachtsgabe für jung und alt, die der heilige Chriſt beſchieden". Bald langten auch die Flüchtlinge aus Rußland an, und der Groll wie die Freude des Volks machte ſich bekanntlich am 29. Februar durch die Vertreibung der Zollwächter, Abreißung der kaiſerlichen Adler (beim Volke die „Aasvögel" genannt) und andere Exceſſe Luft. Die ſchwache Beſatzung und die franzöſiſchen Behörden hätten ſchon an dieſem Tage vertrieben werden können, „nur eines Leiters bedurften die furchtloſen Volksmaſſen, und die ungeheuere Wirkung einer Selbſtbefreiung der Stadt auf ganz Deutſchland hätte das vergoſſene Blut hundertfach aufgewogen". Der einzige Mann, der eines ſolchen Gedankens fähig war und dabei Muth und Geſchick beſaß, ihn auszuführen, wurde nur durch die Rückſicht auf diejenigen Hamburger, welche theilweiſe in beſter Abſicht franzöſiſche Beamtenſtellen angenommen hatten und jetzt das Opfer der Volkswuth hätten werden können, davon abgehalten, ſich an die Spitze zu ſtellen. Der Aufſtand verlief im Sande, ein halbes Dutzend armer Teufel, die an den Zertrümmerungen theilgenommen haben ſollten, wurden früh morgens aus den Betten geholt, ohne Vertheidigung vom Kriegsgericht, das die Verhandlung in franzöſiſcher Sprache führte, verurtheilt und von Rekruten, die nicht zielen konnten, jammervoll erſchoſſen. Am 12. März, nachdem der Vicekönig von Italien bereits Berlin aufgegeben hatte, zog endlich auch Carra St.-Cyr, der Gouverneur, von Hamburg ab, geleitet von der reitenden Bürgergarde und die Hamburger zur fernern treuen Anhänglichkeit an den Kaiſer ermahnend.

Unſere Schrift iſt keine Geſchichte Hamburgs in jener Zeit, ſie ſetzt die Bekanntſchaft mit derſelben meiſt voraus und hält ſich nur an ihren Gegenſtand: den echten Bürger Mettlerkamp. Sein geſunder Sinn trat bei der Bildung der neuen Bürgerbewaffnung hervor, welche die früher genannten patriotiſchen Männer in die Hand nahmen. Ein Principienſtreit jedoch, den der gewählte Anführer Heß angeregt, daß nämlich auch die Franzoſen und franzöſiſches Eigenthum durch die Bürgerwehr geſchützt werden ſollten, hatte das Volk mistrauiſch gegen dieſelbe gemacht, und Mettlerkamp war der Anſicht, daß, wenn nicht der wahrſcheinlich ſehr bald nothwendige Einfluß auf das Volk gefährdet werden ſolle, der Waffenverein aufzulöſen ſei, was auch, da Perthes dieſer Anſicht beitrat und Heß nachgab, geſchah. Mettlerkamp ſchrieb darüber:

> Es ſchien mir nicht beſonders wichtig, ob ein paarhundert Leute unvollkommen taktiſch eingeübt waren oder nicht. Durch taktiſche Künſte konnten ſo wenige Leute die uns drohenden Gefahren nicht beſiegen, die Feinde blieben uns darin überlegen. Aber auf den kräftigen Willen des Volks, auf deſſen Maſſen mußten wir rechnen, auf jenen Willen, der den Tod verachtet und durch den jedwedes Geräth zur Waffe wird! Dieſe Kraft, aus dem Gemüthe erzeugt, war überwiegend über die taktiſchen Künſte unſerer Gegner; keine Taktik konnte vor ihr im entſcheidenden Kampfe beſtehen.

Seine Hoffnungen ſollten aber nicht mit Erfüllung gekrönt werden. Wohl kam der 18. März, welcher den Einzug Tettenborn's mit den erſten Freiſcharen der Verbündeten unter unermeßlichem Volksjubel brachte, aber ſchon am 30. Mai kehrten die Franzoſen zurück und begannen die Schrecken der neuen zehnmonatlichen franzöſiſchen Herrſchaft. Der Verfaſſer tritt an die Frage heran: ob Hamburg zu retten geweſen? Er hat ſich durch die Flut von Denkſchriften und andern Veröffentlichungen, welche darüber von Kriegs- und Staatsmännern, von Heß, Bartels, Perthes, Leonhard Wächter (dem Verfaſſer der einſt ſo beliebten „Sagen der Vorzeit") und vielen berufenen und unberufenen Tagesſchriftſtellern erſchienen ſind, hindurchgearbeitet und ſich überzeugt, daß Mettlerkamp's Büchlein: „Hamburgs Vertheidigung im Jahre 1813", das zuverläſſigſte und wahrhaftigſte und auch das beſtgeſchriebene Werk der hamburger Zeitliteratur ſei. Er weiſt Beitzke, der in ſeiner „Geſchichte des deutſchen Freiheitskriege" den Hamburgern ſo ſchwere Vorwürfe gemacht, nach, daß er jene Quellen nicht gekannt, den lähmenden Einfluß der däniſch-ſchwediſchen Politik ganz überſehen und ſich meiſt nur an ſeine Boſſiſche Zeitung gehalten habe, daher ungerecht gegen Hamburg ſei. Das Volk war bereitwillig, alle Anträge Tettenborn's auf ein Freiwilligencorps mit Beſeitigung alles Dingens und Abkaufens anzunehmen. 3000 Bürger hatten ſich unaufgefordert einſchreiben laſſen, ehe noch Tettenborn den Aufruf von dem zaudernden Rathe erzwang. Die Mitglieder des Senats meinten es gewiß gut, daß ſie die Stadt bei der Nähe und Verſtärkung der franzöſiſchen und der Unzulänglichkeit der ruſſiſchen Streitkräfte vorſichtig gegen die Rache der Franzoſen ſichern wollten; „aber eine Regierung, von der ihr einflußreichſtes Mitglied rühmt, daß ſie die Gemüther nicht noch mehr erhitzen wollte, als ſie es ohnehin waren, eine Regierung, die ſo von der herrſchenden Begeiſterung dachte, konnte dieſe Begeiſterung nicht leiten und benutzen". Freilich ſtand der Senat den einmal begonnenen Rüſtungen nicht im Wege; aber Tettenborn und Heß, welche dieſelben in die Hand genommen, waren ihrer Aufgabe nicht gewachſen. Die Bürgergarde betrug bald ſechs Bataillone von ach

Compagnien, dazu Artillerie, Jäger und Reiter. Ein wohlhabender Schlächtermeiſter Hanſt errichtete aus eigenen Mitteln eine Schwadron von 200 Pferden. Im Mai ſchon bezog die Bürgergarde Vorpoſten und mancher Zug der Tapferkeit wird uns berichtet. „Von ſolchem Geiſte", ſchreibt Mettlerkamp, der ein Bataillon befehligte, „waren die Menſchen in jener Zeit getrieben, ihr Eifer wie ihre Ausdauer waren faſt grenzenlos und man hätte mit ihnen die bedeutendſten Unternehmungen wagen können." Dieſe wurden aber durch die Zagheit und Unfähigkeit der obern Leitung verhindert: nicht das Volk trifft die Schuld. Auch ein anderer Vorwurf, welchen Beitzke dem Volke über ſeine geringen freiwilligen Beiträge (wiederum nach der Voſſiſchen Zeitung) macht, wird von Wille widerlegt: ſchon allein die Summe der bei den Dienſtmädchen angeſtellten Sammlung überſteigt Beitzke's Angabe um das Dreifache! Freilich haben die Börſengrößen nicht viel gethan; ſie mußten dafür bald dem Feinde hundertfach zahlen, was ſie nicht zur Abwehr deſſelben hatten opfern wollen.

Der Verfaſſer ſchildert die Zuſtände und Perſonen, welche die Schuld tragen, daß Hamburg ſich nicht mit ſeinen eigenen Kräften bis zum Waffenſtillſtand hielt, und berührt die Ereigniſſe, welche die Hülfe von außen vereitelten, nur kurz:

Es war ſicher nicht das Mittel, ſchwediſche Truppen nach Hamburg zu ziehen, wenn der Senat, wie Bartels ſelbſt erzählt, den General Raven, welchen Bernadotte zur nähern Erkundung der hamburger Zuſtände geſandt hatte, ſtatt des verlangten Verſprechens, daß Hamburg ſich noch einige Tage halte, bis ſich 25000 Schweden bei Schwerin und Ratzeburg ſammeln könnten, nur von dem ſchrecklichen Elende und der Unmöglichkeit, ferner die ungeheuern Ausgaben zu beſtreiten, unterhielt. Ein Theil der Millionen, die man bald den Franzoſen zahlen mußte, zum Lohn und Unterhalt den Schweden angeboten, hätte beſſere Dienſte geleiſtet. Nur bei Mettlerkamp und den zu ihm ſtehenden ſchlichten Bürgersleuten finden wir die Hingebung und den Muth, welche allein hätten retten können.

Als Tettenborn infolge der däniſchen Demonſtration aus Hamburg abgezogen, Heß mit Hinterlaſſung eines undatirten Auflöſungsbefehls an die Bürgergarde davongeritten war, ließ Mettlerkamp Generalmarſch ſchlagen und bat um Verhaltungsbefehle, er ſtehe mit ſeinem Kopfe dafür, die Stadt noch vierzehn Tage zu halten, während welcher Zeit Hülfe kommen werde. Umſonſt! Der Senat ſchickte den Auflöſungsbefehl, und Mettlerkamp verließ Weib und Kinder, nahm Abſchied von ſeinem ſiebzigjährigen Vater und ritt aus Hamburg, um dahin zu eilen, wo noch gekämpft wurde, zunächſt zu den ſchwediſchen Vorpoſten. Ueber ſeine nächſte Thätigkeit, eine hanſeatiſche Bürgergarde zur Wiedereroberung ſeiner Vaterſtadt zu bilden, und ſeine Führung derſelben hat dem Verfaſſer eine nachgelaſſene Handſchrift mit Actenſtücken und Belegen nebſt einer ſehr reichen Correſpondenz vorgelegen und iſt von ihm trefflich benutzt worden.

Ein ſchlichter Handwerker bildet mit ſtrenger, ſogar eigenſinniger Fernhaltung ſowol alles eigentlichen Soldatenthums wie aller gewöhnlichen Freiſcharenelemente aus des Waffenhandwerks unkundigen Bürgersleuten einen ſelbſtändigen Truppenkörper und macht ihn inmitten aller Nothſtände, Beſchwerden und Hinderniſſe ſo feldtüchtig, daß die hanſeatiſche Bürgergarde an dem Feldzuge an der Niederelbe und der Belagerung Hamburgs thätig Antheil nimmt und Mettlerkamp den Feldherren der großen Heere Achtung und Anerkennung ſeiner ſelbſtändigen Stellung abnöthigt.

Die Erzählung der Thatſachen rechtfertigt dieſe Charakteriſtik. Mit ſeinem älteſten Sohn und zwei andern Jünglingen, die in ſeinem Bataillon gedient, traf er in Ratzeburg zuſammen; dieſe drei waren der erſte Anfangskern ſeines Corps, das freilich ſeine Hoffnungen in der Stärke und militäriſchen Wirkſamkeit nicht erreichte, denn er hatte auf ſo viele Tauſende gerechnet, als er zuletzt kaum Hunderte zuſammenbrachte, aber doch 1050 Mann ſtark in das befreite Hamburg einzog. Von Alopäus, dem Bevollmächtigten der Alliirten für die proviſoriſche Organiſation der von ihren Truppen beſetzten Provinzen, zu einer Proclamation, ſeine Mitbürger zu den Waffen zu rufen, ermächtigt, vom engliſchen General Lyon durch die Zuſage von Waffen und Ausrüſtung ermuthigt, von dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, ſehr freundlich aufgenommen, ging Mettlerkamp ans Werk. „Bernadotte, der in ſeiner Verſchlagenheit, wie in der ihn allenthalben populär machenden natürlichen Herablaſſung ſeiner Manieren und dem anſcheinend zutraulichen Sichgehenlaſſen ſeiner Unterhaltung, oft an ſeinen ſpeciellen Landsmann Heinrich IV. erinnert, hatte jedenfalls Gefallen an dem treuherzigen, kühnen Handwerker gefunden; dagegen aber auch deſſen Herz gewonnen." Seine Aeußerungen, welche Mettlerkamp aufgezeichnet hat, waren merkwürdig genug. Er rechtfertigte gegen ihn ſeine bisherige Unthätigkeit! Vor Erfüllung der ihm von Rußland und Preußen gemachten Verſprechungen könne er ſich auf nichts einlaſſen, er ſei zu oft betrogen worden, ihr Dupe wolle er nicht ſein. Dann ſprach er von der elenden Politik der deutſchen Fürſten und meinte, Deutſchland ſtehe noch eine große Revolution bevor, die etwas koſten, aber von heilſamen Folgen ſein werde. Möglicherweiſe könne dieſe Revolution noch verzögert werden, aber kommen werde ſie. Napoleon nannte er einen Eiſenkopf, der nie ruhen könne und, ſo lange er lebe, Unheil ſtiften werde. „Bonaparte hat Genie, aber Cartouche hatte es auch, wahr iſt's!" Er ſprach noch von ſeiner eigenen unſichern Lage; die Schweden ſeien äußerſt ſchwer zu behandeln; Bonaparte würde ſich nicht zwei Monate als Kronprinz von Schweden gehalten haben. Während der ganzen Unterredung hatte Bernadotte ein Flacon mit Eau de Lavande in der Hand, an das er oft roch. Als Mettlerkamp einen guten Anfang zu ſeinem Corps gemacht hatte, wurde daſſelbe der Nordarmee und zwar dem Walmoden'ſchen Armeecorps zugetheilt, ſpeciell unter General Vegeſack geſtellt. Sein Angriffsplan auf Hamburg fand aber noch kein Gehör, und trotz ſeines Widerſtrebens wurde ſeine Bürgergarde mit der hanſeatiſchen Legion vereinigt, welche aus ganz andern Elementen zuſammengeſetzt war. Er hielt aber wenigſtens ſeine Infanterie zuſammen. Endlich ſah er ſeinen Wunſch erfüllt: Bernadotte, der nun gegen Dänemark zog, ließ ſich von Mettlerkamp erklären, warum er ungern an den Operationen gegen Holſtein theilnehmen

werde, und dirigirte ihn dann nach Hamburg zum General Woronzow. In Bergedorf traf er mit Lützow und einem Theile seines Corps zusammen, das dem hamburger Bürgersmann nicht besonders gefiel. Die Parallele zwischen dem „Bürgersoldaten und dem adelichen Freischärler" ist aber etwas schief. Wenn alle Requisitionen im Kriege gleich baar bezahlt werden sollten, müßten Tausende von armen Soldaten verhungern. Jetzt sollte auch Mettlerkamp's Schar am Kampfe theilnehmen, er übernahm bei dem nächtlichen Angriff auf Wilhelmsburg die Führung der Tolstoi'schen Colonne; zwar wurde diese entdeckt und der Signalschuß durch lebhaftes Feuer der vier Jäger, welche Mettlerkamp bei sich hatte, erwidert (was ein erfahrener Soldat durch den Befehl, mit ungeladenen Büchsen vorzugehen, verhindert hätte), aber dennoch drang man vor und Mettlerkamp's Idee, jetzt Hamburg durch Ueberrumpelung zu nehmen, fand Tolstoi's Beifall; ein Befehl des commandirenden Generals Bennigsen erklärte aber den Zweck mit der Zerstörung der Brücke erreicht und schickte die Truppen zu Mettlerkamp's Verzweiflung in die Quartiere zurück. Ein noch härterer Schlag traf ihn, als seine Bürgergarde, sein Stolz, das Werk so vieler Opfer und Mühen, mit Auflösung bedroht wurde, indem Offiziere der hanseatischen Legion die folgende Zeit der Entbehrungen und Leiden benutzten, um seine Leute, welche ohne Sold dienten, zum Uebertritt in die Legion zu bewegen. Er erließ darüber einen Tagesbefehl, der höchst charakteristisch ist:

Jetzt treiben Werber unter euch ihr Wesen — sagte er darin unter anderm —, die euch von eurer Bürgerehre abwendig zu machen suchen. Ihr leidet, ihr sucht Verbesserung eurer Lage. Ihr laßt euch durch Anerbietungen und Versprechungen des Augenblicks um euere Bürgerehre betrügen, die darin besteht, daß ihr allen Mühseligkeiten, allem Ungemach zum Trotz fest das Ziel ins Auge faßt, als freie Bürger, die Waffe für euere Vaterstadt in der Hand, wieder in die befreite Heimat einzuziehen. Statt dessen wollen einige von euch Soldaten werden. Wohlan! Es steht jedem von euch frei, um Sold zu dienen, den ich euch nicht bieten kann, nie nehmen wollte, weil es der Ehre des Bürgers zuwider ist, der ein freier Mann bleiben muß.

Der Verfasser, der sonst radical ist, bemerkt hierzu, daß er diese Auffassung nicht vertheidigen wolle, da der Kämpfer für das Vaterland doch des Lebensunterhalts bedürfe und auch die Heere der Nordamerikanischen Union in ihrem jüngsten großartigen Kriege gegen die Sklaverei nicht ohne Sold bestehen konnten. Allerdings!

In dem folgenden Kapitel: „Hamburg vom Wiedereinzuge der Franzosen bis zur Befreiung", lesen wir nicht die ganzen Leiden der unglücklichen Bewohner, sondern nur einige Bruchstücke davon, die aber genügen, uns mit Schauder zu erfüllen. Auch nach der Thronentsagung Napoleon's weigerte sich Davoust bekanntlich noch lange, zu capituliren, und erst am 31. Mai 1814 verließen die letzten Franzosen die Stadt, in welche nun Bennigsen mittags 12 Uhr seinen Einzug hielt, die Bürgergarde unter Mettlerkamp allen voran. Damit endet die Laufbahn des wackern Mannes, der neben Nettelbeck einen Ehrenplatz in der Geschichte deutschen Bürgerthums verdient; er wurde weder Befehlshaber der Bürgerwehr, noch Stadtcommandant, und mußte noch 36 Jahre lang bis zu seinem Tode, 25. Juli 1850, manche herbe Enttäuschung erleben. Den heimgekehrten Freiwilligen wurde sogar mehrfach Wiederanstellung auf den Handelscomptoiren verweigert, „weil das Herumtreiben im Kriege für solche Arbeit unfähig gemacht haben werde". Soll man da noch sehr entrüstet sein, daß Davoust diesen Herren — wie einst der wilde Albrecht Alcibiades von Kulmbach sich ausgedrückt — „tüchtig ins Maul gegriffen hat"? Mettlerkamp ertrug es bald nicht länger, er entschloß sich 1825 zur Auswanderung nach den deutschen Colonien in Bessarabien, wo einer seiner Söhne als Gutsbesitzer lebte, während der älteste als Rittmeister in russischen Diensten stand. „Ich wähle", so spricht er seine Bitterkeit aus, „Selbstverbannung aus einer Republik, wo die Tugenden der Vorfahren Platz gemacht haben dem gemeinen Egoismus, der hochmüthigsten Geldliebe, dem unerträglichsten Nepotismus, der Niedertracht und der Verachtung aller Wissenschaften, wenn sie nicht Geld einbringen." Diesen harten Anklagen wird man unparteiisch wol auch persönliche Gründe unterlegen können. In Bessarabien fand er sich aber auch getäuscht. „Auf fremde Menschen, fremde Sitten war ich gefaßt; allein gar keine Menschen, gar keine Sitten, das war zu arg", schrieb er. Im Jahre 1827 kehrte er zurück und gründete eine Eisengießerei, ohne dabei dem Drange zu entsagen, sich über öffentliche Angelegenheiten auszusprechen; als Greis betheiligte er sich noch an der Bewegung von 1848 in Hamburg, war dann Alterspräsident in der „errungenen" gesetzgebenden Versammlung und thätiges Mitglied des Wehrausschusses. Doch kam die Verfassung von 1849 nicht zur Einführung. „Die hamburger Dinge verschwanden als eine trübselige, dabei undramatische und unblutige Episode in den großen und furchtbaren Ereignissen des kläglichen politischen Rückschlags gegen jenen europäischen Volksfrühling von 1848." So der Verfasser. Mettlerkamp, mit den Behörden verfeindet, die ihm alle Staatsarbeiten entzogen und den Contract über das der Stadt gehörige Land, auf welchem seine Eisengießerei stand, nicht verlängerten, starb in bitterer Sorgen um die Zukunft seiner Familie. Seine Witwe und die seines ihm bald gefolgten Sohnes mußten den Platz räumen, jede Spur von seinem Wirken daselbst, die Gebäude, die er errichtet, die Bäume, die er gepflanzt, wurden vernichtet. Doch hat das Volk sein Andenken treu bewahrt. Ob das Büchlein, welches ihm ein solches in größern Kreisen sichern soll, ganz sine ira et studio geschrieben ist, werden nur diejenigen, welche mit den Zuständen und Verhältnissen vertraut sind, beurtheilen können.

3. Hinterlassene Schriften des Dr. Karl Friccius, nebst einer Lebensskizze desselben. Herausgegeben von Heinrich Beitzke. Mit einer Photographie und dem Plane der Gegend von Delsyl. Berlin, Koblgk. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In dem Nachlaß des vor zehn Jahren verstorbenen Generalauditeurs Friccius haben sich noch einige Aufsätze

meist kriegsgeschichtlichen Inhalts, gefunden, welche der auch bereits verstorbene Verfasser der „Deutschen Freiheitskriege" auf den Wunsch der Familie veröffentlicht und mit einer Lebensskizze des ausgezeichneten Mannes begleitet hat. Friccius war jedenfalls ein ausgezeichneter Mann, das werden auch die Gegner seiner politischen Stellung anerkennen.

Er gab als Civilbeamter im Jahre 1806 das erste, damals noch unerhörte Beispiel, daß ein Nichtsoldat, zu einer Zeit, wo nur Adeliche Offiziere werden konnten und nur Berufssoldaten kämpften, freiwillig seine Civilstellung verließ, in die Reihen des Heeres eintrat und nach beendetem Kriege sein Civilverhältniß wieder aufnahm.

So schreibt der Herausgeber und nennt ihn darum nicht mit Unrecht den ersten preußischen Freiwilligen. Friccius wurde darauf 1808, 29 Jahre alt, als Oberlandesgerichtsrath in Königsberg angestellt. Als aber 1813 die Landwehr in Ostpreußen errichtet wurde, wählten ihn die Stände zum Major und Commandeur des königsberger Landwehrbataillons, und er zog, vom König bestätigt, in den Freiheitskrieg. Bei Großbeeren kam sein Bataillon zuerst ins Feuer, ohne selbst mitzukämpfen. Dies geschah dann bei Dennewitz. Beitzke schildert hier, wie bei den folgenden Kriegsbegebenheiten, an denen die königsberger Landwehr theilnahm, die Gefechtsmomente eingehender, als es in seinem größern Werke möglich war. Die Schlacht von Leipzig gibt ihm Anlaß, die in neuester Zeit entstandene Controverse über die Erstürmung des Grimmaischen Thors scharf zu verurtheilen und die bisherige Annahme, daß Friccius mit seinem Landwehrbataillon der erste gewesen, der in Leipzig eingedrungen, aufrecht zu halten. Die Stadt Leipzig hat bei der Jubelfeier 1863 das Bronzemedaillon, Friccius' Bildniß, das ihr die Stadt Berlin gesandt, an dem Denkmal für die königsberger Landwehrmänner anbringen lassen — beiläufig gesagt Friccius als Greis, da er doch als ein Dreißiger gekämpft! Auch wir sind, wo wir über jenen Sturm zu sprechen oder zu schreiben hatten, immer der frühern Angabe gefolgt und wollen dem Helden und seinen tapfern Wehrmännern ihren Ruhm nicht schmälern; ihre That bleibt dieselbe, wenn auch, wie neuerdings durch noch lebende Kampfgenossen behauptet worden ist, Leute von einem andern Regiment an einer andern Stelle und vielleicht leichtern Kaufs um ein weniges früher in Leipzig eingedrungen sein sollten. Daß aber der Herausgeber den Aufsatz im „Militärwochenblatt" vom Januar 1866, der ihm erst zu Gesicht gekommen, als sein Werk druckfertig war, mit der kurzen Bemerkung abfertigt, daß er sich dessen Auffassungen in keiner Weise anschließen könne, widerlegt ihn nicht, da er nicht blos „Auffassungen", sondern Thatsachen enthält. Wir lassen die Sache auf sich beruhen, da sie actenmäßig nicht mehr zu entscheiden ist. Ebenso mögen die Auslassungen des Herausgebers über das Verhältniß der Landwehr zur Linie, die letzte Reorganisation der Armee, welche aus Bedenken gegen die „volksthümliche, allerdings demokratische Wehrverfassung" entstanden sein soll, auf sich beruhen. Auch haben sich die Verhältnisse ja, seit Obiges geschrieben wurde, wesentlich geklärt; die Landwehr ist als große Heeresreserve im Felde erschienen und hat auch ihre Lorbern, wo sie zum Kampfe kam, gepflückt. Die Landwehr wird immer ihren Ehrenplatz im Heer behalten und einen wesentlich integrirenden Theil des „Volks in Waffen" bilden.

Nach der Schlacht von Leipzig ging das Bülow'sche Corps zur Eroberung von Holland, und Friccius erhielt den Auftrag, mit einem Detachement Ostfriesland wieder für die Krone Preußen in Besitz zu nehmen und dort neue Truppen zu errichten. Er führte diesen Auftrag trefflich aus, erhielt dort gleichzeitig das eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse und den russischen Annenorden zu dem schwedischen Schwertorden, den er schon besaß, und wurde zum Commandeur des ostfriesischen Landwehrregiments ernannt, das aber (weil Ostfriesland an Hannover abgetreten werden sollte) als 3. westfälisches bezeichnet wurde. Sein Augenmerk war nun auf die Festung Delfzyl gerichtet, deren große Wichtigkeit für die Emsmündung er erkannte; der Friede hinderte aber deren Eroberung. Am Feldzuge von 1814 hatte er so nicht theilgenommen; in dem von 1815 führte er aber sein Regiment bei Ligny, wo er verwundet wurde. Doch bedurfte seine Heilung nur kurze Zeit und er befehligte schon wieder in den letzten Gefechten des Kriegs. Nach dem Frieden, als sein Regiment aufgelöst war, zunächst ohne Bestimmung und Anstellung, glaubte er sich zurückgesetzt und suchte seine Entlassung nach, um wieder in den Justizdienst einzutreten. Der Herausgeber erkennt selbst an, daß eine Anstellung in der Linie als Regimentscommandeur, da Friccius nur vier Jahre Soldat gewesen war (und, setzen wir hinzu, seine Laufbahn gleich als Stabsoffizier begonnen hatte), nicht recht thunlich schien; er läßt sich aber die Gelegenheit zu einem Ausfall nicht entgehen: „Hätte er ausgeharrt, hätte er es verstanden, sich heranzudrängen, zu bitten, sich zu beugen, so würde er wol noch zur Linie gekommen sein. Er hätte den Adel nachgesucht und erhalten, er wäre General geworden, seine Söhne wären als Offiziere zur Garde gekommen, er wäre in die Militäraristokratie des Landes eingetreten." Wir fragen, ob etwa Reyher und Krauseneck sich herangedrängt, gebeten und sich gebeugt haben? Die Civillaufbahn, welche Friccius noch durchlief, bis er Generalauditeur der Armee wurde, ist eine so ehrenvolle gewesen, daß er sich über Nichtanerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste nicht beklagen kann. Er gerieth dann freilich mit dem Minister Kamptz in Conflicte; die Zeitereignisse brachten ihn später in eine Stellung zur Regierung, welche für letztere unliebsam wurde, besonders als das Generalauditoriat sich für nicht ermächtigt erklärte, infolge des Belagerungszustandes über Civilpersonen Urtheile zu fällen. Wir haben jene Zeiten in Berlin durchlebt, Friccius persönlich gekannt und manches, was ihn betraf, durchsprechen gehört. Dem Herausgeber seiner nachgelassenen Schriften hat die Eingabe vorgelegen, welche Friccius, als ihn der Minister geradezu aufforderte, seines Alters wegen den Abschied zu nehmen, unter der Ueberschrift:

„Skizze meines öffentlichen Lebens", gemacht hat; sie wird hier im wesentlichen mitgetheilt und ist würdig und männlich gehalten. Er wies den freiwilligen Rücktritt, um kein Bewußtsein einer Schuld zuzugeben, zurück; es erfolgte keine Entscheidung, doch endigte in demselben Jahre, am 7. November 1856, plötzlich ein Gehirnschlag sein Leben.

An die Lebensskizze, welche fast bis zur Hälfte des Bandes angewachsen ist, schließen sich die hinterlassenen Schriften, zehn Aufsätze, an. Die drei ersten beziehen sich auf Ostfriesland und sind bei der jetzigen Wiedererwerbung dieses Landes für Preußen von erneutem Interesse. Der erste Aufsatz gibt „Ostfriesische Erdkunde", die noch heute Geltung hat; der zweite eine „Uebersicht der Geschichte Ostfrieslands" nach Wiarda's Werk; die frühere Zeit bis zum Aussterben des Hauses Cirksena 1744 wird nur flüchtig erzählt, eingehender die folgende. Der letzte eingeborene Fürst hinterließ sein Land in völliger Anarchie und unter allen Schrecknissen eines langen Bürgerkriegs. Um so wohlthätiger wirkte nun die preußische Herrschaft, deren Segnungen noch heute nicht vergessen sind; der Verfasser der Apotheose Tilly's wird daran mit seinen preußenfeindlichen Schriften und Schritten nichts ändern. Ostfriesland hat zwar seine funfzigjährige Verbindung mit Hannover vor einiger Zeit mit den gewöhnlichen Kundgebungen gefeiert, aber dennoch jetzt die Wiedervereinigung mit Preußen freudig begrüßt. Für den bevorstehenden schonenden Uebergang in die neuen Verhältnisse ist es lehrreich zu lesen, wie Friedrich der Große damals verfahren. Bis 1806, also 62 Jahre, gehörte Ostfriesland zur preußischen Monarchie, dann wurde es von den Holländern besetzt und durch den Tilsiter Frieden mit dem Königreich Holland vereinigt. Der Verfasser bekundet, daß alle Ostfriesen einstimmig die holländische Zeit für die drückendste und widerwärtigste und den Eintritt der französischen Herrschaft 1810 als ein Glück und eine wesentliche Verbesserung ihres Zustandes angesehen haben. Doch fühlten sie bald den schweren Druck der französischen Abgaben und am schmerzlichsten und tiefsten die Einführung der Conscription. Im „Departement der Ostems", wie das Land nun hieß, sind in den drei Jahren französischer Herrschaft 2359 Mann ausgehoben worden — bei einer Bevölkerung von nur 127000 Einwohnern! Der dritte Aufsatz: „Uebersicht der allgemeinen politischen Verhältnisse in Hinsicht auf Ostfriesland während des Kriegs im Jahre 1813/14", wie die folgenden sechs sind Materialien für die Fortsetzung der Friccius'schen Kriegsgeschichte, welche unvollendet geblieben ist. Sie berichten über den Feldzug der Nordarmee nach der Schlacht von Leipzig, ihre Trennung, den Feldzug des Bülow'schen Corps in Holland, des Kronprinzen von Schweden gegen Dänemark, auch über die Verträge zwischen den nordischen Mächten und zwischen Preußen und Hannover. Seit Friccius diese Aufsätze niederschrieb, sind viele Werke über jene Begebenheiten erschienen und mehr Quellen erschlossen worden, als damals zugänglich waren; doch bleiben jene immer interessant und ihre Herausgabe ist keine verlorene Mühe. Für die Specialgeschichte sind besonders der sechste und achte hervorzuheben, welche Friccius' Thätigkeit in Ostfriesland und seine Unternehmung gegen Delfzyl darstellen. Aus dem Gedächtniß 1825 niedergeschrieben sind die „Erinnerungen aus der Schlacht von Ligny", die aber wenig enthalten. Den Schluß bildet ein trefflicher, in wahrhaft patriotischem Geiste gehaltener Aufsatz „Ueber den bürgerlichen Zustand des preußischen Staats nach dem Tilsiter Frieden bis zur Aufhebung der Erbunterthänigkeit durch das Gesetz vom 9. October 1807". Es ist wohlthuend, von einem Manne wie Friccius, der als Beamter die Verhältnisse genau kannte, eine so gerechte Würdigung des Königs und seiner „auf die geistige Wiedergeburt des Volks gerichteten Gedanken" zu lesen, den neuesten Parteischriftstellern gegenüber. Schon 1803 hatte der König, wie hier bezeugt wird, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit gewollt, sie scheiterte aber an dem Widerspruch der ersten ostpreußischen Verwaltungsbehörde, bis das Gesetz endlich nach dem Frieden erlassen wurde. Der Verfasser sagt:

> Die rechte Geburtsstunde für ein Gesetz zu treffen, ist eben so wichtig und verdienstlich als der Inhalt. Darum sind die, welche es zu Stande brachten, doppelt zu preisen. Die höchste Ehre gebührt dem Könige, welcher tief durchdrungen von der Güte und Nothwendigkeit des Gesetzes die Ausführung auf alle Weise betrieb.

Eine Anmerkung des Herausgebers sagt uns, daß dieser letzte Aufsatz im Jahre 1819, um in der Königlichen Deutschen Gesellschaft zu Königsberg benutzt zu werden, niedergeschrieben und 1846, jedoch ganz unwesentlich, corrigirt worden ist. Daß alle diese hinterlassenen Schriften den Stempel der Zeit, welcher ihr Stoff entnommen ist, tragen, gibt ihnen ihren Werth.

4. Tabellarische Zusammenstellung der Kriegsereignisse bei Leipzig im October 1813. Von Theodor Apel. Leipzig, T. O. Weigel. 1866. Qu.-Folio. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir haben des patriotischen unlängst verstorbenen Mannes, welcher auf den Schlachtfeldern von Leipzig auf den wichtigsten Punkten mit nicht unerheblichen Kosten die 41 Marksteine hat setzen lassen, schon bei Besprechung der zahlreichen Werke zur Jubelfeier (vgl. Nr. 42 d. Bl. f. 1863) zu denen er einen „Führer auf dem Schlachtfelde" geliefert, mit verdienter Anerkennung gedacht. Die „Tabellarische Zusammenstellung" ist eine Ergänzung dazu, welche für das eingehende Studium der Kriegsereignisse bei Leipzig von außerordentlichem Nutzen sein wird. Mit Sorgfalt aus den besten und zuverlässigsten Schriften zusammengestellt, gibt sie, nach den Armeen rubricirt, erst die Zusammenziehung sämmtlicher Heere um Leipzig nach ihrer Stärke, den Ereignissen bei jedem derselben und ihre Märsche vom 6. bis 14. October, und dann die Gefechte und Schlachten bei Leipzig, letztere nach den Tagen vom 14. bis 19. October. Dabei sind für die Hauptschlachten am 16. und 18. October, die Schlachten von Wachau und Möckern und die Schlacht vor Leipzig getrennt, nach ihren Gefechtsacten der Zeit nach dargestellt und die Eroberung der Stadt am 19. geschildert. Die Anordnung der Tabellen ist ebenso durchdacht als klar, sie gewährt

eine Uebersicht der gleichzeitigen Stellungen und Vorfälle bei den sich bekämpfenden Armeen, wie sie bei einer zusammenhängenden Erzählung schwer gegeben werden kann; die Form und die einzelnen Rubriken sind sehr glücklich gewählt. Wir danken dem Verfasser für seine mühevolle Arbeit und wünschen, daß sie fleißig benutzt werden möge. Das Studium der Kriegsgeschichte wird sich trotz allem, was seitdem Großartiges geschehen, doch immer wieder der napoleonischen Zeit zuwenden.

Karl Gustav von Brnck.

Feuilleton.

Vom Weihnachtstisch.

Für das bevorstehende Weihnachtsfest empfehlen sich in erster Linie die großen Albums, in denen Poesie und künstlerische Ausstattung Hand in Hand gehen: das „Deutsche Künstler-Album", herausgegeben von W. Breidenbach und Ludwig Bund (1868), eine Fortsetzung des „Düsseldorfer Künstleralbums", und das von Albert Traeger herausgegebene Album: „Deutsche Kunst in Wort und Lied." Daran schließt sich das Prachtwerk von Hermine Stilke: „Hauslaub, Lieder und Bilder für's Haus" (Leipzig, Arnold).

Ohne den Schmuck von Illustrationen erscheint soeben: „Deutsche Dichtergaben. Album für Ferdinand Freiligrath", herausgegeben von C. Schad und J. Hub (Leipzig, Duncker u. Humblot), empfehlenswerth durch treffliche Beiträge der namhaftesten Dichter.

Von der „Gedankenharmonie aus Schiller und Goethe" (Leipzig, Boldmar), die der Herausgeber d. Bl. zusammengestellt hat, ist eine neue, die vierte Auflage erschienen, durch den Verleger noch glänzender ausgestattet als die vorausgehende und mit den geschmackvollsten und sinnigsten Abtheilungsvignetten versehen.

Von neuen Gedichtsammlungen empfehlen sich für den Weihnachtstisch: Robert Hamerling, „Sinnen und Minnen, ein Jugendleben in Liedern" (Hamburg und Leipzig, J. P. F. E. Richter, 1868); Hermann Lingg, „Gedichte", zweiter Band (Stuttgart, Cotta, 1868); „Vom Herzen zum Herzen", Gedichte von Feodor Wehl (Leipzig, Matthes, 1867), „Auf der Scholle", Elegien von Stephan Milow (Heidelberg, Weiß) und „Gedichte" von Ernst Ziel (Leipzig, Matthes, 1867), letztere die Erstlingsproduction eines jungen begabten Dichters, der sich damit in glücklicher Weise in die Literatur eingeführt hat. Wir kommen auf die Sammlungen, wie auf die obenerwähnten Albums noch näher zurück.

Die Literatur für die „reifere Jugend", die natürlich außerhalb des Kreises d. Bl. fällt, wird von einigen Verlagsbuchhandlungen mit besonderm Eifer gepflegt; wir nennen namentlich die Verlagsbuchhandlungen von E. Trewendt in Breslau, von Flemming in Glogau und von Otto Spamer in Leipzig („Jugend- und Hausbibliothek"). Sehr empfehlenswerth sind auch die Jahrgänge von „Der Jugend Lust und Lehre" von Hermann Masius (Glogau, Flemming). Diese Jugendbibliotheken repräsentiren einen für die Bedürfnisse des jüngern Lebensalters redigirten „Kosmos". Bald werden exotische Romane mit ihrem bunten Colorit und ihren durch die Anschauung belehrenden Erzählungen zu diesem Zweck eingerichtet, bald neue Entdeckungsreisen, neue Erfindungen, wichtige Begebenheiten der Tagesgeschichte, und wenn dies mit Urtheil und Umsicht geschieht, wie man den erwähnten Verlagsbuchhandlungen nachrühmen muß, so kann eine derartige Lektüre auf die Jugend nur einen wahrhaft bildenden Einfluß ausüben.

Weit schwieriger ist es, den rechten Ton zu treffen für das Lebensalter, welches noch nicht zu jener Reife gelangt ist, um Weltereignisse, Entdeckungen, Abenteuer in der Fremde nach Gebühr zu würdigen. Da muß das kleine Begebniß, welches der Erzähler mittheilt, von einem engern, traulichern Horizont umrahmt sein, da müssen Töne angeschlagen werden, welche das Herz ergreifen, und die Poesie des häuslichen Herdes überwiegen, da der kleine Weltbürger noch nicht diesem Namen Ehre macht. Auch hier wird manches Erquickliche geleistet; wir erwähnen besonders den Verlag von Meinhold und Söhne in Dresden, der diese Specialität pflegt.

Es liegen uns ältere und neuere Kinderschriften von Pauline Schanz vor: „Herz und Haus", „Ferientage", „Für junge Herzen", „Ein Tag aus dem Kinderleben" und neuerdings Erzählungen in Meinhold's „Illustrirter Groschenbibliothek für die deutsche Jugend" (Dresden, Meinhold und Söhne), welche für die noch gänzlich unter dem Strich sich befindenden Rekruten des menschlichen Lebens besonders empfehlenswerth scheinen. Pauline Schanz ist eine Dichterin, sie weiß herauszufühlen, wofür junge Gemüther empfänglich sind, und dieselben vielfach anzuregen, namentlich auch zu sinniger Naturempfindung, zu herzigen Pietätsgefühlen; sie hat Phantasie, und wie sie anmuthig die dichterische Form beherrscht, so verräth auch ihre Prosa das feine Gefühl dichterischen Taktes. Die ersten Verse jenes Programms, mit welchem sie ihre „Erzählungen für junge Herzen" einleitet, mögen dies Lob rechtfertigen:

Spät ist es, nur die Wanduhr tickt,
Ich glaub', ihr schlaft schon lange,
Ins weiche Kissen niedergedrückt
Die warme rosige Wange.

Spät ist es, nur in Windeswehn
Schlafende Blumen schwanken;
Ich aber mag nicht schlafen gehn,
Euch suchen meine Gedanken.

Ich kenne euern leisesten Schlag,
Kenn' eure Freuden und Schmerzen,
Kenn' alles, was euch bewegen mag,
Ihr jungen, fröhlichen Herzen.

Wie oft hab' ich in stiller Nacht,
Wenn die Sterne funkelten droben,
In rastloser Liebe für euch gewacht,
Von schimmernden Märchen umwoben!

Die Vorzüge der Jugendschriften von Pauline Schanz werden auch in dem „Dritten kritischen Jugendschriftenverzeichniß, herausgegeben vom Pädagogischen Verein in Berlin" (Berlin, Geelhaar, 1867) hervorgehoben. Dies Verzeichniß enthält nur die Titel solcher Jugendschriften, welche der pädagogische Verein in Berlin nach gewissenhafter Prüfung als empfehlenswerth gefunden hat, und ist daher ein willkommener Leitfaden zur Orientirung auf diesem Gebiete.

Bibliographie.

Preger, W., Die Briefe Heinrich Suso's nach einer Handschrift des XV. Jahrhunderts herausgegeben. Leipzig, Dörfling u. Franke. 8. 12 Ngr.

Reichenau, R., Liebesgeschichten. Neues aus den alten vier Wänden. Leipzig, Grunow. 1868. 16. 24 Ngr.

Reusch, Henriette, Die Errettung des Moses. Ein dramatisches Spiel für die weibliche Jugend. Köln, Bachem. 12. 7½ Ngr.

Rochholz, E. L., Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. 2 Bde. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 Thlr.

Roß, K., Durch Feld und Wald. Bilder aus dem Naturleben. Mit Illustrationen von R. Kretschmer. Leipzig, Brockhaus. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Schmidt-Weißenfels, E., Frankreich und die Franzosen. 2 Bde. Berlin, Sacco Nachfolger. 1868. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Silberstein, A., Rede zur Feier der 25jährigen dichterischen Wirksamkeit von R. Gottschall gehalten. Leipzig, Rhode. Gr. 8. 3 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Anzeigen.

Zu Festgeschenken geeignete Werke

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Nationalliteratur.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts, 1.—7. Band, geh. à 15 Ngr.: 1. **Schleiermacher**, Reden über die Religion, hrsg. v. Schwarz; 2. **Klopstock**, Oden, hrsg. v. Düntzer; 3. 4. **Musäus**, Volksmärchen der Deutschen, hrsg. v. Mor. Müller; 5. 6. **Aorium**, Die Jobsiade, hrsg. v. Ebeling; 7. **Schulze**, Die bezauberte Rose u. Poetisches Tagebuch, hrsg. v. Tittmann.

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts, hrsg. v. Goedeke u. Tittmann, 1. u. 2. Band, geh. à 1⅓ Thlr.: 1. Liederbuch; 2. Schauspiele.

Deutsche Classiker des Mittelalters, hrsg. v. Pfeiffer, I. — V. Band, geh. à 1⅓ Thlr.: I. **Walther von der Vogelweide**, hrsg. v. Pfeiffer, 2. Aufl.; II. **Kudrun**, hrsg. v. Bartsch, 2. Aufl.; III. **Das Nibelungenlied**, hrsg. v. Bartsch; IV. V. **Hartmann von Aue**, 1. u. 2. Theil, hrsg. v. Bech.

Gedichte und Dramen.

Album der neuern deutschen Lyrik, 7. Aufl., geh. 1⅔ Thlr., Prachtausg. geh. 3 Thlr. — **Gottschall's Dramatische Werke**, 6 Bdchn., geh. 3⅓ Thlr. — **Gregorovius, Euphorion**, cart. 16 Ngr. — **Gutzkow's Dramatische Werke**, 20 Bdchn., geh. 8 Thlr.; **Uriel Acosta**, 3. Aufl.; **Zopf und Schwert**: geh. à 24 Ngr. — **Hammer, Schau um dich und Schau in dich**, 16. Aufl.; **Zu allen guten Stunden**, 3. Aufl.; **Fester Grund**, 2. Aufl.; **Auf stillen Wegen**, 2. Aufl.; **Lerne, liebe, lebe**, 2. Aufl.: geh. à 1 Thlr.; **Unter dem Halbmond**, geh. 16 Ngr.; **Die Psalmen**, geh. 1 Thlr. 4 Ngr. — **Horn, Die Pilgerfahrt der Rose**, 3. Aufl., cart. 24 Ngr. — **Kalidasa, Sakuntala**, 3. Aufl. geh. 1 Thlr.; **Urvasi**, geh. 26 Ngr. — **Wilhelm Müller, Gedichte**, 4. Aufl., 2 Theile, geh. 1 Thlr. 16 Ngr.; **Ausgewählte Gedichte**, cart. 20 Ngr. — **Das Nibelungenlied**, übers. v. Bartsch, geh. 1⅓ Thlr.; übers. v. Bürger, geh. 1⅓ Thlr.; in Romanzen v. Naumann, geh. 1⅔ Thlr. — **Pfeilschmidt, Heilige Zeiten**, geh. 16 Ngr. — **Rossbach, Das Lilienmärchen**, cart. 12 Ngr. — **Ernst Schulze, Die bezauberte Rose**, Min.-Ausg., geh. 1 Thlr.; **Cäcilie**, 3. Aufl., 2 Thle., geh. 1⅓ Thlr.; **Gedichte**, 3. Aufl., geh. 16 Ngr. — **Sturm, Gedichte**, 3. Aufl.; **Neue Gedichte**; **Für das Haus**: geh. à 1⅓ Thlr.; **Fromme Lieder**, 6. Aufl. geh. 1 Thlr.; **Neue Fromme Lieder**, geh. 1⅔ Thlr.; **Zwei Rosen**, geh. 16 Ngr. — **Tschabuschnigg, Gedichte**, 3. Aufl., geh. 2⅓ Thlr.

Illustrirte und Prachtwerke, Atlanten.

Karl Ruß, Durch Feld und Wald, illustrirt von Kretschmer, geh. 3 Thlr., geb. 4 Thlr. — **Schiller-Galerie** von Pecht u. Ramberg, Octavausgabe, geb. 5 Thlr. u. 6 Thlr. — **Goethe-Galerie** u. **Schiller-Galerie** von **Pecht** u. **Ramberg**, Quartausgaben, geb. à 15⅓ Thlr. u. 16⅔ Thlr.; Prachtausgaben, geb. à 30 Thlr. — **Lessing-Galerie** von **Pecht**, Quartausgabe, geb. 10 Thlr. u. 11 Thlr.; Prachtausgabe, geb. 20 Thlr. — **Neue Shakspeare-Galerie**, geb. 13 Thlr. u. 14 Thlr. — **Genelli, Aus dem Leben eines Wüstlings**, in Carton 25 Thlr. — **Ernst Schulze, Die bezauberte Rose**, illustrirt von **Baumgarten**, geb. 5⅔ Thlr. u. 8 Thlr. — **Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862**, 1. Bd. geb. 8⅓ Thlr., 2. Bd. geb. 7 Thlr. — **Illustrirter Katalog der Pariser Industrie-Ausstellung von 1867**, 12—15 Lieferungen à 20 Ngr. — **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon**, cart. 17⅔ Thlr., geb. 23⅓ Thlr. — **Illustrirter Handatlas**, cart. 6⅔ Thlr. Ausgabe mit Text, cart. 9 Thlr., geb. 10 Thlr. — **Lange's Geographischer Handatlas**, 2. Aufl., cart. 6⅔ Thlr., geb. 7 Thlr. — **Arendts' Naturhistorischer Schulatlas**, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. 26 Ngr.

Encyklopädische Werke.

Brockhaus' Conversations-Lexikon, Elfte Auflage, 15 Bde., geb. à 1 Thlr. 28 Ngr. u. 2 Thlr., auf Velinpapier geb. à 3 Thlr.; **Zehnte Auflage**, 15 Bde., geb. 23⅓ Thlr., 24 Thlr. u. 24⅔ Thlr. — **Unsere Zeit**, Neue Folge, 1.—5. Bd., geb. à 2⅔ Thlr. u. 2 Thlr. 24 Ngr. — **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon**, Zweite Auflage, 4 Bde., geb. 7⅔ Thlr. u. 7 Thlr. 26 Ngr. — **Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon**, neue wohlfeile Ausgabe, 7 Bde. geb. 13 Thlr. 16 Ngr. — **Allgemeines Handbuch der Freimaurerei**, 3 Bde., geb. 11⅓ Thlr. — **Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon**, 1. Bd. geb. 10⅔ Thlr. — **Staats-Lexikon** von **Rotteck u. Welcker**, 14 Bde., geb. à 3 Thlr. 16 Ngr.

Jugendschriften.

Kinderleben, illustrirt von Ludwig Richter, 5. Aufl., cart. 1 Thlr. — **Müller von Königswinter, Märchenbuch für meine Kinder**, cart. 1 Thlr. — **Das Märchen vom gestiefelten Kater**, 3. Aufl., cart. 15 Ngr. — **Eine Tigergeschichte**, 2. Aufl., 6 Ngr. — **Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein**, 3. Aufl., 15 Ngr. — **Mme. de Beaumont, Le Magasin des enfants**, geb. 1 Thlr.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig (Weihnachten 1867) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für literariſche Unterhaltung.

Erſcheint wöchentlich. — Nr. 52. — 26. December 1867.

Inhalt: Ludwig Uhland. Von Alexander Jung. — Kaiſer Maximilian von Mexico. Von Rudolf Gottſchall. (Beſchluß.) — Feuilleton. (Zur Journaliſtik; Theodor Apel; Muspilli, ein chriſtlich-mythologiſches Gedicht; Literariſche Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ludwig Uhland.

Ludwig Uhland, ſeine Freunde und Zeitgenoſſen. Erinnerungen von Karl Mayer. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1867. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Es iſt ein ganz beſonderer Vorzug Deutſchlands, daß Werke wie das obige immer wieder erſcheinen. Sie beweiſen ein für allemal, daß der Deutſche überall, mehr oder weniger, auch mit dem Gemüthe betheiligt iſt, daß er das Familienleben, die Freundſchaft, die Geſelligkeit höherer Art auch in die Literatur mit hereinzieht, daß er einen Briefaustauſch pflegt, der für die literariſchen Angelegenheiten ein fortgeſetztes Organ wird. Nun erhalten derartige Werke in neuerer Zeit allerdings eine große Bereicherung dadurch, daß ſie auch auf das Leben der Oeffentlichkeit eingehen, und ſo den bedeutenden Fortſchritt machen, daß ſie das literariſche zu einem Weltintereſſe erheben. Es leuchtet ein, daß dergleichen Ausführungen, wenn ſie von geſchickter Hand kommen, ſehr dankenswerth ſind. Sie vervollſtändigen das Bild einer außerordentlichen Perſönlichkeit um vieles. Der größte Autor will nicht blos aus ſeinen Schriften ſtudirt, er will auch aus ſeiner Zeit und Umgebung miterlebt ſein. Die allein ſichere, einigermaßen abſchließende Geſchichte der Nationalliteratur wird erſt dann gegeben werden, wenn alle Lücken in jenem Betracht ausgefüllt ſind, wenn Einzeldarſtellungen genug vorliegen, auf daß ſie der Hiſtoriker im großen Stil gleichmäßig durchdringe, gruppire, zuſammenordne, und nun erſt mit gewiſſenhafter Treue den Hauptcharakter und die Nebencharaktere als zuverläſſiges Ergebniß gewinne.

Wir dürfen dem Verfaſſer obiger Schrift zugeſtehen, daß er ſein Thema demgemäß behandelt hat, und uns den mit Recht allbeliebten Dichter, um den es ſich handelt, in die nächſte Nähe rückt. Daß er ſelbſt mit Ludwig Uhland aufs innigſte befreundet geweſen iſt, daß er eine lange Reihe von Jahren heitere und ernſte Tage mit ihm durchlebt hat, daß ſich ein Kreis nicht allein von Dichtern und dichteriſchen Naturen, ſondern auch von andern liebenswürdigen, oft ſogar höchſt merkwürdigen Männern und Frauen bildet, in den auch von fern her Auserleſene einſprechen oder doch Schriftzeichen des Andenkens und Ideengehalts ſenden: das alles macht das vor uns ſich erhebende Denkmal zu einem ſo ſprechenden wie ſeelenvoll ausgeführten.

In dieſem Bereich, in welchen Karl Mayer uns einführt, hat man die Aufmunterung unſers wackern Uhland, daß doch jeder getroſt ſingen ſolle, der irgend den Antrieb zum Geſange in ſich verſpüre, wahrlich nicht zweimal an ſich ergehen laſſen: Hall weckt Widerhall. Auch der Gaſt bleibt nicht ohne Segen und ohne Sang in dieſem ſangreichen Schwabenlande. Er hört ſingen, und ſchon ſingt er ſelbſt. Ja es bildet ſich in unſerm Werke aus einer Schule ſchwäbiſcher Dichter eine wandernde Sängerſchule hervor, die auch in Hamburg und Altona ſingt, ſogar in einem Kriegszuge, auf Rußlands Feldern deutſchen Geſanges eingedenk bleibt, und wo einer hier nicht ſingen, nicht dichten kann, da ſchreibt er mindeſtens treugeſinnte Briefe, die bisweilen höchſt originell ſind.

Der Verfaſſer des Werks verfährt zweckmäßig ſo, daß er nach kurzer Einleitung Briefe, Gedichte folgen läßt, und mit kürzern oder längern Bemerkungen, auch Notizen unterhalb des Textes dazwiſchentritt, um die jedesmalige Situation aufzuklären und auf das Folgende vorzubereiten. Den Hauptſtoff des Ganzen geben natürlich die Briefe Uhland's, wie ſie ſich auch ſogleich durch größern Druck bemerkbar machen. Auch aus damaligen Zeitſchriften werden intereſſante Sachen, in ungebundener und gebundener Rede eingelegt, die ebenfalls das Ihrige dazu beitragen, Uhland's Bild in das rechte Licht zu ſtellen, wobei aber keiner der Zeitgenoſſen, wiefern er auf Uhland Bezug hat, zu kurz kommt. Der eben genannte Dichter gibt ſich in ſeinen Briefen bieder, brav, ohne Rückhalt, neidlos, mit Freude erfüllt über das, was andern gelingt, ebenfalls ſangesfroh, bereit, Winke anzunehmen, wie zu ertheilen, anſpruchslos, aufrichtig auch in der Kritik, freimüthig in Privat- und öffentlichen Angelegenheiten. In den aus Zeitſchriften herübergenommenen Aufſätzen Uhland's finden wir einen ganz eigenthümlichen Humor. Seine Briefe ſagen oft mit Einer Wendung ſehr viel. Dennoch erhalten wir den Eindruck, daß Briefſchreiben

nicht gerade zu den Lieblingsneigungen Uhland's gehörte. Der allezeit Briefluſtige in dieſer Sammlung, originell und ergötzlich, ob er ausführlich iſt oder nur einige Zeilen ſendet, der, ungeachtet Wehmuth und Melancholie Grundtöne ſeines Weſens ſind, unerſchöpflich an reizenden Einfällen und köſtlichem Humor iſt, deſſen Briefe wir während der Lektüre kaum erwarten können, iſt Juſtinus Kerner.

Die Mittheilungen des erſten Bandes beginnen im Jahre 1807. Uhland und Mayer haben eben ihre Univerſitätsſtudien beendigt. Uhland lebte in Tübingen, Mayer in Kochendorf. Wir wiſſen unſerm Autor beſondern Dank, daß er ein Schreiben vorausſchickt, welches von einem Oberamtmann Clavel kommt. Man hat den frühern Deutſchen den Vorwurf gemacht, daß ſie über Literatur alles andere vernachläſſigten und es nach der Seite der Oeffentlichkeit hin an dem rechten Freimuth fehlen ließen. Sehr mit Unrecht. Unſere claſſiſche Literatur hat edelm Freiſinn überall vorgearbeitet, iſt ſelbſt von ihm erfüllt geweſen und es haben ſich früh ſchon Tüchtige in allen Ständen daran weiter gebildet. Jenes Schreiben gibt davon Zeugniß. Es folgen nun gleich zwei Briefe Uhland's. Ein echtes Dichtergemüth ſchließt ſich hier auf, wie es die Natur feiert und auch den Freund daran theilnehmen läßt. Wie reich der Wechſel der Ein- und Ausgehenden iſt, kündigt ſich bereits an, indem Kerner, Haug, Werner (F. L. Zacharias) genannt werden. Ueberhaupt iſt es charakteriſtiſch, und es möge unſern Leſern zu weiterm Anreiz dienen, daß ſich in beiden Bänden die verſchiedenartigſten Männer und Frauen unſerer frühern und neuern Literatur wie in einer Walhalla oder in einem Pantheon zuſammenfinden. Außer den eben Erwähnten nennen wir unter andern: Goethe, Schiller, Jean Paul, Hölderlin, Tieck, Eſchenmayer, Görres, Varnhagen von Enſe, Achim von Arnim, Schwab, Mörike, Madame Herz, Helmina von Chézy, Thereſe Huber, Roſa Varnhagen, David Aſſing, Neander, E. M. Arndt, David Strauß, Rückert, Nikolaus Lenau, Geibel.

Von Einfluß auf die ſpätere Zeit iſt es gewiß geweſen, daß das damalige „Sonntagsblatt" mit dem ſtuttgarter „Morgenblatt" in Rivalität und ſogar in einigen Kampf trat. Die unter uns Heutigen ſehr zahlreichen Feinde aller Romantik werden mit Aufmerkſamkeit leſen, wie dieſe in jenem Organe in Schutz genommen wird. Und ſo bietet auch alles Weitere durch Dichtung, Geſelligkeit und Reiſebericht viel Abwechſelung. Wie ſehr Uhland oft darunter litt, daß eine gewiſſe Flauheit des äußern Lebens ſich ihm kundgab, und wie er es für unumgänglich erforderlich hielt, daß der Dichter auch von außen her Anregung erhalte, entnimmt man einem Briefe aus Tübingen im September 1809. Er ſagt:

Von meiner Lage mag ich dir nicht ſchreiben, da ich gerade nicht in der rechten Stimmung bin; wär' ich in dieſer, ſo würde meine Tinte der Galläpfel entbehren können. Ich wende mich oft weniger aus Luſt und Drang, als um mich aus den Bedrängniſſen zu flüchten, zur Poeſie. Die Reſultate mögen aber auch danach ſein. Es iſt vielleicht nicht ſo übel, wenn der Dichter in ſeinem Innern etwas zerfällt und ihm das jugendliche Schwelgen in Gefühlen und Reflexionen vergeht, damit er mehr das Aeußere, das Leben ergreife, aber dann muß auch ein Aeußeres, ein Leben da ſein und vor allem muß er ſelbſt ein Dichter ſein.

Womit er freilich alles in allem feſtſtellen will; Inneres und Aeußeres müſſen ſich gegenſeitig in die Hand arbeiten, und weder hier noch dort dürfe die Schalheit platzgreifen, auf daß der Dichter nicht um ſein Element komme.

Wir gelangen nunmehr zu einem der eigenartigſten, für uns anziehendſten Abſchnitte des Werks, welcher die Ueberſchrift trägt: „Aus J. Kerner's hamburgiſchen Briefen an L. Uhland." Wir bedauern unſererſeits ſehr, daß nicht alle Briefe Kerner's uns in Ausſicht ſtehen, und daß auch ſelbſt die aus Hamburg uns hier nicht vollſtändig mitgetheilt werden. Wir könnten nie davon genug bekommen, ein ſo eigenthümlicher Duft ſchwebt über allen, in einer ſo liebreizenden Sprache läßt Kerner ſich vernehmen, die voller Naivetät und Muſik iſt, und den Dichter in jeder Wendung offenbart. Die ärztliche Praxis des Mannes, die er mit pflichttreueſter Emſigkeit und Sorgfalt übt, thut dem lebhafteſten Phantaſieſpiel, den drolligſten Einfällen, den tiefſten Anempfindungen und Gefühlen ſo wenig Eintrag, daß ſie dieſe als ihren Gegenpol vielmehr noch begünſtigt. Mitten im harmloſeſten Briefſtil gewinnt der Dichter ſo ſehr die Oberhand, daß es zu Verſen und Reimen aufſchießt, ohne daß der durch ſich ſelbſt Ueberraſchte ſolche beſonders abſetzt. So ſchreibt er an Uhland (S. 139):

Weine trinkt man hier (in Hamburg) blos franzöſiſche, beſonders rothe. Ach, die ſind lange nicht ſo herzlich, wie unſer Neckarwein, nach dem mich, ſo oft ich ein Glas klingeln höre, ein Sehnen anwandelt wie den Schweizer nach ſeinen Bergen, wenn er das Alphorn hört. Hätt' ich vom Neckarthale Jetzt deutſchen Liederwein, Aus mächtigem Pokale Müßt' jetzt getrunken ſein. Tränk' ach ſo gern! zur Stelle Zwei lieben Herzen zu, Weh! bin ſo fern der Quelle, O Theurer, trinke du!.... Fleug über Berg und Au Zur alten Stadt der Lieder Durch's wolkenloſe Blau. Dort eine Lilie ſtehet, In Trauern halb entlaubt, Von Thränen ſtill beſäet, Senkt ſie das müde Haupt. O trink' von Herzensgrunde Ihr zu den edeln Wein, Daß ſie mit mir geſunde Von treuer Liebe Pein! Es iſt mir recht, als hätte ich Flügel gehabt, die mir nun abgeſchnitten, als wäre mir was aus dem Leben genommen; es fehlt mir ſo ganz was.

Es iſt in dieſer Kerner'ſchen Weiſe alles melodiös und traumwandleriſch und doch ſicher, bis auf jeden ſchwäbiſch-rheinländiſchen Auslaut der Sprache und das kleine, eigenthümlich wiederkehrende „als", womit er ſorglich hervorhebt, z. B. wenn er ſchreibt:

Varnhagen iſt nun in Wien, hergeſtellt von ſeinen Wunden, jedoch noch hinkend. Wer hätte das geglaubt, als wir auf der luſtnauer Chauſſee als mit ihm umherſpazierten! Doch hatte ich ſchon eine Ahnung: denn ich nannte ihn ja als Herr Hauptmann! Varnhagen iſt nun voll Frohſinns. Sein Gemüth, das vorher ſo niedergeſchlagen, ſei nun ganz erheitert, ſchreibt er. Ich ergreife bei Gott zuletzt dies Mittel auch noch lieber, als daß ich nach Ludwigsburg in die Langeweile ſitze. Hier befinden ſich Werber für ein Regiment in Spanien, ich brauche nur dorthin zu gehen.

Kerner verkehrt in Hamburg viel mit Roſa Maria Varnhagen. Sie iſt ſein liebſter Umgang. Es reflectiren ſich in das Buch und in die Briefe hinein die feſten-

vollſten Geſpräche, die ſie miteinander führen. Es gibt einen wunderbaren Schmelz, wie die Erinnerung an die einſt ſo ſüße Idylle des Schwabenlandes mit der nicht minder friſchen aber pikantern Atmoſphäre einer ſeemänniſchen Welt ſich verbindet, und doch flüchtet man ſich auch hier beſonders gern in die vertrauliche Stille, in ein verſchwiegenes Gärtchen, um ideelle Intereſſen auszutauſchen. Wir finden hier und im Folgenden ſchon immer den ganzen Kerner, wie er ſich auch in der Literatur ſpäter ſo treuherzig gegeben hat. Gewiſſenhafteſte Krankenpflege, Wohlthun, wo ſich irgend Gelegenheit bietet, das Lyriſche vom reinſten Gehalt des Inhalts und der Form, Sinnigkeit, Phantaſie mit einer immer noch berechtigten Phantaſtik, kühner Humor, der ſeine Lebensluſt oft aus düſterſter Melancholie hell aufſchlagen läßt, geiſterhafte Anwandlungen bis auf Geiſterweſen ſelbſt und ſtetes Ahnen einer umnachteten Zukunft für dieſe Erde: ſie folgen aufeinander und gehen oft ſogar einträchtig beiſammen. Dabei enthält ſich Kerner, wo es ihm darum zu thun iſt, uns eine Oertlichkeit und Situation genau vorzuführen, aller Ausſchmückung, weiß jedoch das Einfache des Gegenſtändlichen ſo lakoniſch vorzubringen, ohne ſeine Maultrommel zu vergeſſen — als wäre ſie das Attribut ſeiner Geiſtercitation —, daß wir vollſtändig unterrichtet und mannichfaltig unterhalten werden.

So ſchreibt er ferner an Uhland aus Hamburg vom Jahre 1809:

Geſtern war mein Geburtstag. Ich konnte ihn nicht ſchöner feiern, als zu Roſa zu gehen; es hätte wol auch kein Menſch hier mehr Antheil genommen als Roſa. Sie ſagte mir bisher kein Wort, daß ſie die Guitarre ſpiele, um ſo angenehmer war mir die Ueberraſchung, als ſie mir jetzt ſpielte und ſang. Sie hat mir eine Haarſchnur mit einem goldenen Schlößchen zum Geſchenk gemacht. Es freut mich recht herzlich, da es mir ein Beweis iſt, daß ich ihr nicht fremd bin. Ich zeigte ihr dein Bild und ſie hat es bei einer halben Stunde betrachtet.

Erwägt man, wie damals ſchon Kochendorf und Stuttgart und Tübingen und Hamburg und Berlin literariſch zuſammenrücken, ſich heiter verſtändigen, ſich luſtig ergehen, in Leid und Freud zuſammenhalten, einander ergänzen, fördern, ermuntern, gemeinſam Früchte ernten, und ſich in einem ſo univerſellen Culturleben als Deutſche, als Schweſtern und Brüder eines und deſſelben großartig gediegenen Nationalweſens erkennen und lieben, um alle Menſchen zuletzt für ſolchen Bund zu gewinnen, ſo kann man ſich nicht der Vorſtellung erwehren, was erſt für Folgen daraus entſtehen würden, wenn auch noch außerhalb der Literatur eine derartige Vereinigung zu Stande käme, wenn der Norden und der Süden Deutſchlands einander ſo zu Gunſten nicht blos dichteten, ſondern auch dächten und handelten, und alle Kräfte ſo auf das große Bildungswerk gerichtet würden, um es immer rüſtiger zu vollenden. Ungeachtet ſeiner geiſterhaft lyriſchen Sonderlingsnatur wußte Kerner in die abweichendſten Naturen ſich zu ſchicken, mit den verſchiedenartigſten Menſchen, die ihn ſelbſt gern ſahen und hörten, zu verkehren, obwol ihn natürlich Hervorragende in der Geſellſchaft beſonders anzogen. Auch Frau Herz gehörte zu dieſen. Ohne Zweifel iſt ſie dieſelbe, die in Berlin auch Schleiermacher ſo ſehr für ſich einnahm. Kerner erzählt:

Es iſt ſonderbar, daß ich nun auch nirgends mehr hinkomme als in Judenhäuſer. Julius iſt Jude, Neander, Oppenheimer, wo Roſa und Madame Herz. Von dieſer Madame Herz habe ich dir noch nichts erzählt. Bei ihr war Varnhagen Hofmeiſter und ſie eins der liebenswürdigſten Weiber, die ich kenne. Es iſt ganz, wie wenn von ihrer Stirne ein Wohlwollen in einen überſtrömte, wenn man bei ihr iſt. Ihre Augen ſind voll Seele, ja, ſie iſt ein recht liebes Weib, der Roſa beſte Freundin. Ich war ſchon einmal bei ihr auf ihrem Landhauſe in Wandsbeck, kürzlich aber in ihrem Hauſe hier. So geſchmackvoll, ſo edel und groß ſah ich noch kein Haus eingerichtet, wie das ihrige! Der Bediente, nachdem er mich bei ihr angemeldet, führte mich durch einen langen Vorſaal, der mit ſchönen Teppichen belegt war, die breite Treppe hinauf. Die war mit Orangen und andern duftenden Gewächſen in Töpfen verziert und ſah man auf ihr in einen ſchönen Garten voll lieblicher Gänge. Der Bediente öffnete mir die Flügel einer Thüre und da trat ich in ein Zimmer mit Niſchen, in denen Figuren von Gips ſtunden. An den Wänden umher, die grün ſahen, hingen Gemälde nach Shakſpeare. Von der Mitte der Decke des Zimmers hing eine einfache Lampe von Kryſtall, in der ein Licht brannte. Der Bediente vertheilte bald mehrere Lichter im Zimmer, und die Frau kam aus einer Nebenthüre, empfing mich recht freundſchaftlich, hieß mich zu ſich auf dem Sofa niederſitzen und wir ſprachen lange recht vergnügt miteinander. Ihr war mein Maultrommelſpiel bekannt, und bat ſie mich, mich hören zu laſſen. Ich äußerte ihr den Wunſch, in einem dunklern Zimmer zu ſpielen, da öffnete ſie das Nebenzimmer, und da meint' ich, es ſchiene mir der Mond entgegen, war es aber ein Licht, das in einer großen chineſiſchen Urne brannte. Ich ſpielte ihr und ſie ſagte nachher: „Dies Eiſen that gar nichts zur Sache, die Töne ſtrömten alle aus Ihnen."

Gewiß, auch das Kleinſte iſt charakteriſtiſch, jede Neigung, Beſchäftigung, Geſchicklichkeit, Virtuoſität mehr zur Erholung, zur Abſchweifung neben den Hauptleiſtungen eigenthümlicher Geiſter; jede wirft auf das Naturell ein ganz apartes Streiflicht. So waren die Töne der Maultrommel das Kerner durchs Leben geleitende Signal, einer unſichtbaren Welt gedenk zu ſein, deren Warte der Thurm zu Weinsberg war, deren Phänomene Kerner auch in jenen aus Tinte gelecktſten Bildern zu Papier brachte, in welchen er ebenfalls als Meiſter ſich zeigte, wie in den Humoresken des Schattenſpielers Lux. Aehnlich, wie es bei Varnhagen mit dem eigenſten Naturell in Verbindung ſtand, daß er mit derſelben Nettigkeit und zierlichen Sauberkeit ganze Landſchaften in Papier ausſchnitt, welche er ſeinem Stil, ſogar ſeiner Handſchrift zu geben wußte.

Die vielen, über alle civiliſirten Länder hin verſtreuten Freunde Neander's, des ausgezeichneten Kirchenhiſtorikers, der auch als Menſch ſo eigenthümlich und liebenswürdig war, werden für ihren Liebling in dem vorliegenden Werke manche Ausbeute finden, bis auf des Mannes Mutter und Schweſtern, zuerſt in Hamburg, dann auch in Nachrichten von andern Orten aus. Karl Mayer läßt ſich in ſeinen „Reiſebekanntſchaften" aus Hamburg alſo vernehmen:

Am vertrauteſten bin ich mit Neander, ſeiner Mutter und ſeinen Schweſtern, ſämmtlich trefflichen Menſchen, geworden. Nirgends in dieſem Leben einen feſten Fuß faſſend oder nirgends recht behaglich, als wo er Spuren des Ewigen antrifft, iſt Neander tiefdenkend und philoſophiſch mehr als poetiſch

und phantasirend (doch natürlich nichts weniger als im schlechtern Sinne prosaisch); durchdrungen von Religion (wie er denn mit wahrer Liebe von der jüdischen zur christlichen überging), vom redlichsten Herzen, dabei von erstaunlicher Kenntniß des Alterthums und großer Fähigkeit, das Hohe, habe er es wo immer gefunden, erfreulich und überraschend zusammenzustellen. Ich bin alle Abende mit ihm spazieren gegangen, sein Umgang war mir erquickend und stärkend und auch wegen der Liebe erfreulich, die er bald zu mir gefaßt hatte. Das Abendbrot habe ich gewöhnlich bei ihm genommen, wo dann im Cirkel seiner sehr gebildeten Mutter und Schwestern eine sehr gemüthliche Fröhlichkeit herrschte.

Je weiter wir in unserm Buche vordringen, desto unentbehrlicher und vielsagender wird uns auch unser Führer. Karl Mayer ist in allen diesen Darstellungen unterrichtend, er weiß seinen Stoff stets mit Geist zu verarbeiten, ohne sich vorzudrängen. Ueberaus thätig auch als Beamter und zwar praktischer Jurist, bei oft unterbrochener Gesundheit, mit einem sogar bedenklich leidenden Körper, weiß er durch Energie des Willens, durch Umgang mit der Natur, unter angreifenden Fußwanderungen sich stets wieder aufzuhelfen, und wo auch manches ihm versagt, verläßt ihn doch nie die Sangeslust, wie er uns denn mit manch anmuthigen Spenden seiner Muse auf dem Wege erfrischt. Am vortrefflichsten erscheint er uns in seinen kleinen Naturbildern. Und er hat darin seinem innersten Genius lobenswerth Folge geleistet, daß er sich nie hat irre machen lassen, solch Miniaturdichten fortzusetzen. Möchten doch die Bedenklichen auch bedenken, daß es nirgends eines gewaltigen, eine ganze Wand einnehmenden Rahmens bedarf, um uns die Unendlichkeit zur Anschauung zu bringen. Auch diese Mayer'schen Naturbildchen beweisen diese Wahrheit. Aus dem endlosen Meere der Erscheinungen, die dem Gesetz nach immer sich gleich bleiben, dennoch im Wechsel, im Außer- und Nacheinander stets neu und unerschöpflich sind, fängt unser Dichter Tropfen auf Tropfen auf, aber jeder Tropfen spiegelt das Ganze ab und gibt Einzigkeiten wie Analogien kund. Mayer bringt die Natur, indem er sie belauscht, zu dem heimlichsten Geständniß, gewinnt so aber auch das Verständniß vieler ihrer tiefsten und höchsten Mysterien. Es ist übrigens sehr begreiflich, daß gerade der in seinem Element auch wieder so einzige Nikolaus Lenau an dergleichen Kleinbildern in ihrer allgenugsamen Einfriedigung Ausstellungen machte, da es seine Melancholien erheischten, mehr zu Worte zu kommen, den Trauerflor über die Natur lang hinwehen zu lassen. Beide Dichter haben recht, jeder in seiner Art.

Unter den Reisebekanntschaften fesselt uns besonders der Besuch bei Jean Paul. Nur den Wunsch können wir nicht unterdrücken, der Verfasser hätte uns mehr noch aus der Unterredung mit dem Unvergeßlichen mitgetheilt. Was er uns gibt, ist im höchsten Grade interessant, alles und jedes ist bedeutend, was auch hier aus dem Munde des herrlichen, mit keinem andern zu vergleichenden Humoristen, eines der bewunderungswürdigsten Männer aller Zeiten kommt. So beruht es bei Jean Paul auf ganz richtiger Beobachtung unserer modernen Generation und deren unbewußtem Behagen an Selbstquälerei, wenn er äußert: „Alle jungen Leute pflegen sich für brustkrank zu halten." Ebenso schon etwas früher im Gespräch: „Man könne nicht sagen, wo die Deutschheit ihren Sitz habe. Gegenwärtig, wie die Zeiten immer schneller gehen, darf man schon feststellen: in Europa, Amerika, Asien, Australien, Afrika, ja, wenn man die Allseitigkeit deutscher Bildung erwägt, man wird bald für bloße Welttheile ein umfassenderes Wort brauchen müssen. So auch ist es äußerst bedeutsam, daß Jean Paul im Reiseleben die kleinern Siedeleien des Menschendaseins, in welchen man doch stets noch etwas von Urzuständen streift, an denen freilich unsere Eisenbahnfahrten vorbeisausen, sorglichst beachtet haben will, er, der allerdings Zeit seines Lebens und auf seinem hohen Standpunkt als Dichter, Philosoph und Menschenkenner in allen seinen Schriften diese kleinsten Asyle immerdar im Auge behielt. Wenn es zur Sprache kommt, daß Goethe „kalt aus Italien gekommen sei", so ist letzterer Umstand wol daraus zu erklären, daß Goethe ohne Zweifel anfangs der Contrast zwischen Sonne und Nebeln stark auf die Brust fiel, daß er sich in sich selbst erst wieder zurechtrücken mußte, um dann in Deutschland auch Italien wahrhaft zu haben. Durch eine Frau Doctorin Seebeck erhalten wir S. 168 fg. über Jean Paul, Goethe und Schiller fernere Mittheilungen; so Goethe's Wort: „Ach! daß mein Schiller noch lebte, damit ich jemand hätte, der mich verstände." — Inzwischen war Uhland nach Paris gereist.

Was uns S. 175 über Hölderlin mitgetheilt wird, ist ergreifend, darunter befindet sich auch einiges noch Unbekannte von Gedichten aus der Periode des Wahnsinns. Man liest aus ihnen heraus, stets will der Unglückliche sich wieder emporwinden aus den Abgründen, in denen er haust; in einzelnen Versen hat er sich auch wirklich ans Licht gekämpft, wir verstehen ihn, freuen uns mit ihm an den Gestalten der Welt; nun ist er aufs neue zurückgesunken, wir vernehmen nur noch einen dumpfen Laut aus nächtlicher Tiefe, es könnte in dem Ton so etwas von Sinn sein, doch — fassen wir es nicht, und uns wird unheimlich zu Muthe. *)

Uhland fährt fort in seiner biedern, von rastloser Thätigkeit zeugenden Briefweise sich auszusprechen. Auch manches liebliche Gedicht von ihm und andern wird uns vorgelegt. Ferner machen wir eine ganz unerwartete Bekanntschaft, nämlich die mit August Mayer, einem Bruder unsers Autors. Dieser August ist ein wahres Muster von Tüchtigkeit an Gesinnung, Pietät, Ausdauer, Ehrgefühl und Aufgeschlossenheit für alles, was des Geistes ist. Er hat seine Universitätsstudien mit dem besten Erfolg hinter sich, wird aber jetzt dem Militär einverleibt, um den Kriegszug der Franzosen nach Rußland mitzumachen. Unter der Ueberschrift: „August Mayer's Briefe aus dem Felde", deren erster „Wulfingen bei Jagstberg, 13. März 1812", der letzte „Moskau, 17. September" datirt ist

*) Ueber Hölderlin's außerordentliche Bedeutung sind die Acten der Literatur noch keineswegs geschlossen. Man vgl. „Friedrich Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart. Von Eugen der Jung" (Stuttgart, Cotta, 1843).

eröffnet ſich uns eine der gehaltvollſten, friſcheſten und mannichfaltigſten Partien dieſes Werks. Wir dürfen es nicht unterlaſſen, einige Stellen zu citiren. Nie iſt ein deutſcher Jüngling unverdroſſener und wackerer, treuer dem Vaterlande, treuer ſeinen Verwandten, Freunden und Bekannten in der Nähe wie in der Ferne geweſen. Der Marſch iſt mit den ſtärkſten Beſchwerden verbunden. Mitten unter allen Strapazen aber iſt der junge Soldat im Dienſte pflichtbefliſſen, zur Aufmunterung ſeiner Kameraden, zur Genugthuung ſeiner Vorgeſetzten; wo er dabei nur irgend Gelegenheit hat, iſt er eifrigſt bemüht, ſeine Kenntniſſe zu erweitern, ſich an der Natur zu erheben, am Schönen zu veredeln; ſo, wo er unterwegs ein Buch, auf einem Dorfe ein Klavier findet, nun vollends in der Stadt, wo er alsbald aufſucht, was der Seele Nahrung und Erquickung zu bereiten vermag. Unermüdet gibt er den Seinigen Beſcheid. Dabei gehen Briefe, die er abſendet, höchſt unſicher, nicht minder die ihm zugedachten; ein ganzes Packet, welches die Freunde ihm ſchicken, gelangt nicht an ihn, kommt wieder zurück, während er nach geiſtiger Berührung lechzt. Er ſchreibt an die Aeltern:

Mangel an Gelegenheit, einen Brief auf ſichere Art an Sie zu bringen, hinderte mich bisher, meinen eifrigſten Wunſch, Ihnen Nachricht von mir zu geben, zu befriedigen, und auch dieſer Brief muß einem Boten mitgegeben werden, der blos zufälligerweiſe auf die nächſte Poſtſtation geht und ihn vielleicht nicht richtig beſorgt. Wir marſchirten vorgeſtern von Oehringen ab; ein Theil der Compagnie kam nach Kappel, und ich mit einem Detachement meines Unterlieutenants eine Stunde weiter nach Baiersbach. Ich war im Begriff, ein ſchlechtes Quartier zu bekommen, als mich mein Lieutenant rufen ließ, um ihm Geſellſchaft zu leiſten und an ſeinem Quartier theilzunehmen, wobei ich mich recht wohl befand. Der gute Menſch hatte Langeweile und ich mußte daher ſtets um ihn ſein, Quartiere viſitiren u. dgl., wobei ich zu nichts kommen konnte, ob ich gleich über einen halben Tag Zeit hatte. Am Abend ließ er Muſikanten holen und gab den Soldaten einen Tanz, der bis 12 währte; hierauf legten wir uns auf unſer Stroh und ſchliefen bei einer Nachtmuſik von Gaſſenhauern recht ſanft ein.

Und in einem andern Briefe:

Ich wurde heute, wiewol auf der Wache, von Oberſt Bauer zum Eſſen gezogen, wie auch ſchon öfters von meinem Hauptmann. Dieſe Leute ſind ſehr gut gegen mich; der Hauptmann macht mich auf dem Marſch zu ſeinem Geſellſchafter. Ich bin matt und ſtumpf und möchte mich am liebſten hinlegen und mich an meine ſchönern, glücklichern Tage erinnern. Damals umgab mich ein weiches Leben, von Poeſie, Muſik und Liebe gebildet, und ich ſah hin auf eine goldene Zukunft. Rauh und ſcharf iſt nun, was um mich iſt, und fordert gröbere Kräfte, ſich ſelbſt darin zu behaupten. Da iſt ein ſanftes Gefühl lächerlich, und weiche Pflege ein Verbrechen. Auch ſo iſt mir's angemeſſen, nämlich nach der Art, wie ich jetzt denke. Ich achte das Leben der Menſchen für wenig, und mein eigenes für nichts. Dies tröſtet und ſtärkt mich bei dem Elend, das der Krieg verbreitet, und gibt mir Muth, es verbreiten und ertragen zu helfen. Wie ein leiſer Traum begleitet mich die Erinnerung, kann ſich nur ſchwach in ſeltenen Augenblicken emporarbeiten. Ich denke nichts, ſinne nichts und wünſche mir jede Strapaze ſtärker, um mich an ihr zu erproben. Ich wünſchte, ich könnte mich, wie einſt die Alten, für das allgemeine Beſte durch eine ſchöne That aufopfern, und doch wär' es bei mir kein Verdienſt, denn die edle That wäre mir weniger werth als mein eigener Untergang. Hätte ich nur Muſik, aber meine Finger werden ſteif, ich habe weder Gelegenheit, noch Luſt, ſie zu üben. Nur die ewig große Natur kann mich verſöhnen mit mir und den Menſchen und ich möchte am liebſten in Wäldern leben als Einſiedler.

Auguſt Mayer's letzter Brief an die Aeltern ſchließt mit den Worten:

Verleben Sie dieſen Winter in der beneidenswerthen Zutraulichkeit, die Sturm und Kälte im Innern der Häuſer erzeugen; ich habe ebenfalls Hoffnung, wieder zwiſchen vier Mauern zu kommen, da wir morgen in Moskau Quartiere beziehen. Indem ich die lieben Geſchwiſter und unſere Freunde umarme und grüße, wünſche ich Ihnen allen Segen in dem neuen Jahre, das bei Ankunft dieſer Worte ſchon begonnen haben wird. (Wohl zu merken, geſchrieben den 17. September!) Leben Sie recht wohl und vergnügt, beſte Aeltern.

Und dennoch, herbes Geſchick! ſo weit gediehen, ſollte der Treffliche ſeine deutſche Heimat nicht wiederſehen. Nach dem Ueberſchreiten der Bereſina ſcheint er ein Opfer der Kälte geworden zu ſein. Hat man in dem Werke alle ſeine köſtlichen Briefe geleſen und ihn bleibend lieb gewonnen, ſo wird man zu einer Winternänie geſtimmt, welche allein der ruſſiſche Volksgeſang mit ſeinen tief ergreifenden Molltönen würdig accompagniren könnte, da es die Leichenfeier eines Feindes beträfe, der zur Feindſchaft durch Frankreich nur gezwungen worden war. Jene Nänie findet denn auch ihren Ausdruck in Mayer, dem Bruder, und in Kerner, dem zärtlichſten Freunde, welches Todtenfeſtes erhabenes Finale dann eine Stelle aus Shakſpeare iſt.

Der zweite Band des Werks ſteht dem erſten in keiner Weiſe nach, was Mannichfaltigkeit des Inhalts und ganz beſonders anziehende Partien betrifft. Zu den letztern zählen wir alles, was von Uhland und Karl Mayer in fortgeſetzter Sangesluſt, wie aus Reiſeerlebniſſen uns geſpendet wird, die Sendungen Kerner's, der ſich bis zum letzten Augenblick gleichbleibt an echtem Dichternaturell, an neckiſchen Wendungen, lieblichen Humoresken, momentaner Ausgelaſſenheit in halbem Verzweifeln, in Heiterkeit und Stärke des Duldens und unermüdeten Handelns, ungeachtet ſein Augenlicht ſtets mehr dahinſchwindet. Ferner gehören dahin alle politiſchen Berathungen, Verhandlungen in Anſehung der Verfaſſungsfragen, Vorgänge, die bald über das Würtembergiſche hinausreichen, bis in die Paulskirche in Frankfurt a. M. und über ganz Deutſchland hin ſich erſtrecken, und hier überall den Charakter edelſter Freimüthigkeit zu erkennen geben, der von heiligſten Ueberzeugungen nicht weichen kann, von allem kleinlichen Markten, von allem elenden Coterie- und Cliquengetriebe ſich aber auch fern hält. Endlich gehört zu den hervorglänzenden Mittheilungen dieſes Bandes auch noch alles und jedes, was aus Briefen von Eduard Mörike, mit dem Beginn der vierziger Jahre, wie auch aus ſpäterer Zeit kommt, ſowie ein Schreiben Eſchenmayer's 1849, ein Brief Ludwig Tieck's und ſchließlich die ſehr zu beachtende Beilage unſers Autors: „Ueber kurze Gedichtgattungen.“

Auszeichnung verdient ſogleich am Anfange, was General von Scharffenſtein, Freund Schiller's, an Mayer

über den eben erschienenen Almanach schreibt, vom 24. Juni 1813. Jede Wendung beweist auch den geistigen Adel des Mannes, wie gediegen ausgeprägt, heldenhaft gerade sein Wesen ist:

Ich danke Ihnen recht herzlich für das mir überschickte Buch. Ich habe bisjetzt nur darin geblättert, aber ohne weiteres hat es weit mehr wahre Poesie, als die meisten Productionen der Art, die mir dann und wann zu Gesicht kamen. Mein altes Herz hat hierin eine Wünschelruthe behalten, die richtiger als je und ohne zu fackeln deutet. Ich finde die meisten Verfasser durch einen eigenen Geist verwandt, es ist jener hehre Geist, der unser innerstes ahnendes Leben aufregt, ein wohlthuendes Asyl in dieser eisernen Gegenwart. Die Erinnerung an Ihren Bruder hat mir nasse Augen gemacht. Es verdorrte dort so vieles gemeines Gras. Ach diese edle herrliche Pflanze! Doch vielleicht hat August sein rechtes Vaterland gefunden und bedauert uns.

Gewiß, wo ein Held solche Sprache führt, da merkt man, daß er mit unserm Schiller verkehrt hat und das Reich der Ideale kennt.

Briefe Sulpiz Boisserée's und August Neander's erfreuen uns nicht minder. Bei Neander heißt es unter anderm:

Auf meiner Reise hierher (Berlin) über Nürnberg, Eger, Karlsbad, Dresden lernte ich manche schöne Gegend Deutschlands kennen, nur daß ich überall kurz verweilen mußte. Das alte reichsstädtische Nürnberg machte auf mich, wie ich glaube auf dich, einen erfreulichen Eindruck; ich lernte nur Hegel kennen, der mir sehr gefiel, Schubert war abwesend. Meine Familie, besonders meine ältere furchtsame Schwester, fanden auf dieser Reise die Schrecknisse nicht, die man ihnen im voraus geschildert hatte. Desto größer war ihre Angst und Unruhe während der nahen drohenden Ereignisse (1813), welche die Vorsehung so schön abgewandt, von denen du weißt; es ist das Unangenehmste in solchen Zeiten und Lagen mit Weibern zu sein; als vor dem Waffenstillstande hier der Landsturm gebildet wurde und nach dem Gesetze jeder Staatsbürger demselben sich zugesellen sollte, ließen sie mir keine Ruhe, bis ich mich, was mir in dem Augenblick natürlich unangenehm war, eximiren lassen. Man sah hier viel Schönes bei dem Volke, viel Tragisches, auch manches Komische. Im Sommer las ich ein Collegium zuletzt für zwei, einen Ausländer und einen körperlich Schwachen; alles war, wie sich denken läßt, gestört.

Unser Uhland ist weiterhin in Stuttgart (1814) auch als Advocat thätig, wobei er allerdings nicht das Ausreichende für seine innersten Anliegen finden mochte, daher er auch stets wieder kleine Abstecher auf den Musenberg machte und nie ohne Gewinn zurückkam. Die Poesien theilte er sofort dem Freunde mit, der seinerseits ebenfalls nichts unterließ, sodaß die Sendungen sich kreuzten. Nun beobachteten die andern Genossen es auch so. Wir werden daher mit einem reichen Segen des Musenbergwerks und -Gartens bestens bedacht, sodaß wir unter der Lektüre dieser anmuthigen Briefunterhaltungen auch noch mit artigen, seltenen Steinchen, die poetisch gefaßt sind, sowie mit Blumen und Blümchen ausdrücklich beschenkt werden. Kurz, wo man nur irgend Zeit abmüßigen kann, liegen diese treugesinnten Sangesbrüder und -Schwestern dem Dichtercultus ob. Ein ganz eigenthümliches Ferment brachte, wie es scheint, Nikolaus Lenau in diesen Kreis. Wir haben es schon einmal angedeutet, er konnte sich namentlich in diese Klein- und Feinmalerei des großen Naturlebens nicht recht hineinversetzen. Er ging damals mit einer Reise nach Amerika um, die er bekanntlich auch ausführte, ohne durch die Neue Welt befriedigt zu werden. Auch erregte er schon jetzt in der Uhland-Gemeinschaft manch ernste Besorgnisse für seine Gemüthsverfassung. Man hatte leider nur zu richtig geahnt. Kerner besaß für dergleichen gewiß die seltenste Spürkraft, die schärfste Seelensonde.

Weiterhin theilt unser Autor die obenerwähnten Stellen aus Briefen Eduard Mörike's mit, wahre Kleinodien unter all den übrigen Spenden. Es ist wol nur ein Urtheil darüber unter solchen, die wirklich Kenner poetischer Schöpfungen sind, daß Mörike ein origineller, ausgezeichneter Dichter ist, wenngleich die Menge noch wenig von ihm wissen mag. Hier aber bestätigt sich doch auch wieder die Erfahrung, daß der Dichter sich am besten auf den Dichter versteht. Ob immerhin Karl Mayer in seinen sinnreichen, auf tiefer Anschauung beruhenden Naturbildern noch lange nicht genug gewürdigt sein mag, die Anerkennung, welche er von dem Verfasser des „Maler Nolten" erfährt, wird ihn über jedes Vermissen von seiten anderer erheben. Man sollte gar nicht glauben, wie wenige selbst unter den sogenannten Gebildeten eigenes und noch dazu gehaltvolles Urtheil in Sachen des Geschmacks haben. Die meisten sprechen Urtheile nach, ja sogar solche, die durchaus leer sind. Nirgends wimmelt es so von Phrasen und Gemeinplätzen als in der Kritik. Die obigen Briefe Mörike's offenbaren nicht blos den Dichter, sondern auch den Mann von reifster, feinster Bildung, der, unabhängig von andern, sicher und klar in sich selbst ist. Auch die Sprache ist gediegen und nicht im entferntesten gesucht. Wie eigenthümlich und feinfühlig weiß er sich das Wesen und die Form kleiner Gedichte, zarter Naturbildchen, wie besonders die Mayer'schen, in den rechten Lichtpunkt zu bringen, sich in ihre stille, traulich beschlossene Welt hineinzuversetzen! Mörike schreibt an Mayer:

Einer der wesentlichsten Reize Ihrer Gedichte besteht meines Erachtens in ihrer engen Begrenzung. Dies hat seinen allgemeinen, nicht schwer zu entwickelnden Grund. Es ist jedoch dabei auch einiges Besondere zu bemerken. Unzähligemal wird nämlich ein Gegenstand, der sonst als mehr oder weniger subordinirtes Glied ein Ganzes bilden hilft, isolirt und alles Licht auf ihn gesammelt, er wird uns unversehens ganz nahe gerückt, daß wir aufs angenehmste frappirt sind. Dies rasche, gleichsam extemporirte Hervorheben erweckt zugleich beim Leser den Begriff des Kühnen (in Bezug auf den Dichter). Jedenfalls ist der Ausdruck allenthalben von ungemeiner Keckheit. Sie wissen auch das Spitzigste sicher zu treffen. Man ist überrascht, gewisse Dinge, die man aus eigener Erfahrung in ihrer ganzen süßen Eigenheit auszusprechen vielleicht den Muth, den rechten Ansatz nicht gehabt hat, hier auf einmal, in wenigen Worten, krystallenhell und scharfkantig ausgedrückt und auf ewig festgehalten zu sehen, wobei sich auch wol einer bei Gelegenheit in allem Ernste Glück wünscht, wenn er sich von der Versuchung, dies oder jenes einmal recht charakteristisch abgefeimt darzustellen, nunmehr durch fremde Satisfaction wie von einer alten Schuld vollkommen und für immerdar entbunden fühlt. Sie werden das curios finden, doch ist es wirklich so, ich kann's von mir versichern.

Dies Urtheil ist bedeutend und von schwerem Gewicht in jedem Wort. Aus solchem Urtheil, auch aus der Weise, wie hier Lob ertheilt wird, lernt urtheilen, schätzen,

eindringen, begründen, aufmuntern, euch neidlos mitfreuen an dem Gelungenen, ihr Beurtheiler aufs gerathewohl, die ihr so gern aburtheilt, unterschätzt, obenhin lest, unmotivirt laßt, abschreckt, gehässig herummäkelt und wunder glaubt, wie aufs Classische bedacht und vornehm ihr gewesen seid, während ihr euere Unfähigkeit nur beweist, wenn nicht gar euere Misgunst.

Wir verdenken es unserm Autor keinen Augenblick, daß er jenes geistreiche, höchst gebildete und, was die Hauptsache ist, richtige Urtheil Mörike's über seine Gedichte in obigem Werke abdrucken ließ, er war es andern und sich selbst schuldig bei der immer noch weitreichenden Stumpfheit und Barbarei in Angelegenheiten des Geschmacks. Der gebildete Leser wird mit großem Wohlgefallen und zu ausgesuchter Unterhaltung die weitern Urtheile jenes vortrefflichen Mannes in der angegebenen Beziehung im zweiten Bande verfolgen und nur das Wenige der dort abgedruckten Stellen bedauern.

Im Folgenden gibt Mörike dem Freunde auch seinerseits ein liebliches Naturbildchen, welches uns zugleich einen Blick in seinen Wohnsitz gewährt:

Damit Sie auch wissen, wie es jetzt um mich her aussieht. Seit drei Monaten bewohne ich ein oberes, bisher nur wenig benutztes Zimmer mit geweißten Wänden, das ich im alterthümlichen Geschmack einrichtete, indem ich allen alten Basel unsers Hauses mit Hülfe meiner Schwester zusammenschleppte. Die Sonne scheint beinahe den ganzen Tag ins Zimmer und liegt so zärtlich auf dem braunen Geräth. Rechts drüben sieht der nahe Berg und Wald herein, wo schon fast sämmtliche Frühlingsstimmen laut geworden sind, und weiter links die offenere Gegend nach Brettach, Langenbeutingen u. s. w. Hier schrieb ich Gegenwärtiges in dem bequemsten Altvaterstuhl, und hier werde ich Ihre nächste Sendung genießen.

Unser Autor (Mayer) übersiedelt sich jetzt nach Tübingen, wo er also das Glück hat, mit Uhland zusammen zu sein. Kerner's fliegende Briefblättchen bleiben nicht aus. Jedes ist duftig. Er klagt über sein Alter. Seine Augen reifen der Blindheit immer mehr entgegen. Bald sieht er nur noch einen lichten Punkt wie den letzten Stern des Himmels, wie die letzte kleine Oeffnung der herrlichen Lichtwelt. Dennoch der Dichter, der zärtliche Freund, der, welcher am wenigsten an sich denkt, aufs besorgteste in den andern lebt, sie sind in ihm unverwüstlich. Man begreift nicht, wie er bei solcher Beschaffenheit seiner Augen noch lesen, schreiben, an der Welt der Objecte sich so kindlich noch freuen kann. Das erstere wird ihm schwer, er weiß es dennoch durchzuführen oder er dictirt auch; das letztere dagegen geht ihm nie aus, und wenn es auch nur der blasse Mond einer Freude ist, die jeden Augenblick in Gefahr steht, von der schwarzen Wolke der Melancholie verzehrt zu werden: er freut sich doch! Durch alle Briefe und Briefchen Kerner's in diesem Werke geht ein süß-schwärmerischer Zug, der nicht von Kerner, dem Geisterseher, sondern von Kerner, dem lyrisch-humoristischen Dichter, dem liebenswürdigsten Menschen kommt, wie auch Shakspeare solchen Zug vielen seiner männlichen und weiblichen Charaktere mitgibt. Er schreibt:

Du kannst denken, wie herzlich es mich erfreut, deine Wünsche erfüllt zu sehen. Das wird auch eine große Freude bei Uhland sein. Nun kannst du in Tübingen wieder mit Uhland in der alten Jugendzeit leben. Du solltest vor dem Zug nach Tübingen auch noch von Heilbronn und der Gegend Abschied nehmen. Das thue! Dann wollen wir auch zu Möhrike. Unaussprechlich freut mich deine Freude. Das glaube! Komme!

Und in einem andern:

O mein Alter! Wir leben als noch und doch ist das Leben zu traurig, besonders, wenn man diesen schönen Frühling nur noch, wie ich, durch einen Schleier der kranken Krystallinse und durch Thränen sieht. Gott mache es dir ganz anders!

Todesfälle nächster Personen erfolgen.

Die politischen Verhältnisse nehmen nun Uhland und Mayer immer mehr in Anspruch (1848). Auch in dieser Hinsicht werden uns die interessantesten Notizen, Vorgänge mitgetheilt. Wir dürfen hier aus Mangel an Raum auf das Detail nicht eingehen, und müssen auf das Buch selbst verweisen. Nur einiges Wenige. Mit S. 199 datiren sich die Briefe Uhland's und seiner Frau aus Frankfurt. Er ist also Deputirter. Es handelt sich im Weitern um den Verfassungsentwurf. Es heißt in einem Schreiben Uhland's von 29. Juni 1848:

Gestern kamen die Abstimmungen über die provisorische Executivgewalt zu Ende und heute Mittag wird die Wahl des Reichsverwesers vor sich gehen, die mit starker Mehrheit auf den Erzherzog Johann fallen wird.

Dann vom 15. October meldet Uhland's Frau:

Von den hiesigen Verhältnissen ist wenig Gutes zu schreiben; die Parteien stehen sich schroffer als je gegenüber; jede hat sich auch mit Recht über die andere zu beklagen. Die Beschuldigungen der Aufreizung des Volks und dann dagegen der Vorwurf über gewaltsame und reactionäre Maßregeln und Beschlüsse fliegen wie feurige Bälle hin und her, und wer, wie Uhland an beiden unschuldig, dazwischensteht, hat keine beneidenswerthe Lage. Gestern sagte er: wenn mir an einem Tage die Linke recht gründlich entleidet, so wird mir am nächsten Tage die Rechte zum Ekel. Seit den Unruhen hat er sich nun auch von den Abendgesellschaften bei Jacobi zurückgezogen und ist nun, da er auch in keinem Club ist, einsamer als je. Dessenungeachtet dürfen Sie nicht besorgt sein, daß er den Muth verliert oder gar nach Hause desertirt, wie Herr Professor Bruns von Tübingen gehört haben will; dazu kennen Sie und ich seinen kräftigen Geist zu gut. Er wird aushalten, solange es möglich ist.

In eine ganz andere Sphäre versetzt uns ein Brief Eschenmayer's an Kerner vom 18. October 1849. Er ist sehr frisch gehalten und vergegenwärtigt uns aufs lebhafteste die Akademie zu Stuttgart, wo auch der Schreibende seine Ausbildung erhielt. Er gedenkt zunächst zweier Brüder Kerner's, die auch daselbst ihren Studien oblagen. Die gewaltigen Ereignisse in Frankreich (1789—93) spielen in den Bericht herein, außerdem sind es manche recht pikante Dinge, die aus der akademischen Geselligkeit aufs Tapet kommen, Züge, Anekdoten, Kurzweiligkeiten, welche jedes Memoire schmücken würden, sodaß die alten Genossen, die längst dahingeschieden, wieder ans Licht treten und die Erinnerung eine reiche Ernte findet. Eschenmayer erzählt:

Du kannst dir leicht denken, welche Sympathie die Wörter Freiheit und Gleichheit, die der „Moniteur" zu einem stereotypen Schilde führte, auf uns unfreie, von Offizieren und Aufsehern bewachten Jünglinge damals wirkten und einen so großen Contrast mit unsern deutschen dynastischen Formen bildeten.

Es folgen ſehr ergötzliche Einzelheiten. Weiter heißt es:

In der letzten Epoche (vor Aufhebung des Inſtituts) ſahen wir eine Menge fremder Gäſte. Alle Emigranten, die nach Stuttgart kamen, beſuchten die Akademie. Alle Beſucher kamen in unſern prächtigen Speiſeſaal, wo 500 Zöglinge bequemen Tiſchraum fanden. Unſere Ordnung, Reinlichkeit, Uniformirung und militäriſche Präciſion in Schritt und Tritt mußte auf jeden Fremden einen günſtigen Eindruck machen. Unter den damaligen hohen Fremden iſt mir noch lebhaft erinnerlich der General Dumourier, der, nachdem er mehrere Siege erfochten hatte, der Tyrannei der Umſturzpartei zu entgehen, die franzöſiſche Fahne verließ; ferner der Graf Artois, der nachmals eingeſetzte, aber auch vertriebene Charles X. Schiller kam gleich nach dem Tode des Herzogs aus ſeiner Verbannung nach Stuttgart und beſuchte uns. Wie mag es ihm zu Muthe geweſen ſein, die Jugendſtätte ſeiner Bildung noch einmal betreten zu können! Ich ſah ihn da zum erſten und letzten mal.

Welch ergiebiger, unerſchöpflicher Stoff liegt in dieſen und ähnlichen Aufzeichnungen für den künftigen Geſchichtſchreiber der Literatur und Cultur, wenn er das 18. und 19. Jahrhundert organiſch zuſammenfaßte, da ſie untrennbar zuſammengehören, damit man dem Geiſte beider, in ſeinen großartigen literariſchen wie ſocialen Productionen gerecht würde, und ſich endlich denn doch überzeugte, daß Idealismus und Realismus auf die Länge ohne Schaden nie getrennt werden dürfen, in den ausgezeichneten Intelligenzen beider Zeitalter auch ſtets vereint waren. Eine ſolche Darſtellung erforderte aber vor allem nicht blos hiſtoriſche Kenntniß, nicht blos Combinationsgabe, nicht blos Geſchicklichkeit, Thatſachen richtig aufzufaſſen, ſie treu wiederzugeben, ſondern auch philoſophiſchen Blick und philoſophiſche Bildung. Wer, nur mit einem von beiden ausgerüſtet, an ein ſolches Werk ginge, würde uns immer nur ſubjective Eigenmächtigkeiten liefern, die auf einige Jahrzehnte imponiren, dann aber unfehlbar ſich als ſchattenhaft oder abſtract herausſtellen, nachdem ſie eine Menge Vorurtheile und falſcher Urtheile, oft über das Genie ſogar, veranlaßt haben. Man hat daher unſerm Autor ſehr dankbar zu ſein, daß er einen ſolchen Brief wie den Eſchenmayer's in der ganzen Ausführlichkeit mittheilt, da derſelbe uns eine ſo weltberühmte Anſtalt, wie die der Akademie zu Stuttgart, auch durch die kleinſten Einzelzüge um vieles näher bringt. Eſchenmayer fährt fort:

Ewig ſchade für dieſe Anſtalt, in der aus allen Staaten von Europa tüchtige Jünglinge gebildet wurden. Zu meiner Zeit waren ſogar Amerikaner da. Obgleich die militäriſche Maſchinerie auch mir ärgerlich war, ſo bildete ſie doch den Sinn für Ordnung und für Achtung der Vorgeſetzten, was heutzutage gänzlich fehlt.... Der Herzog hatte doch die rechte Methode, brauchbare Menſchen zu ziehen. Die Hauptſache in der Akademie war nicht der äußere Zwang, ſondern die innere Lernfreiheit, wozu die Akademie hundertfache Auswahl darbot. Man verlangte bloße Beſchäftigung; von welcher Art ſie war, fragte man nicht. Neben dem Fachſtudium konnte jeder ſeinem Hang [illegible] die ich [illegible] dem Selbſtudium der Philoſophie widmen konnte, wozu mir die „Aphorismen" und die „Anthropologie" von Plattner den erſten Anſtoß gaben. In Tübingen ging ich in die Kant'ſche Philoſophie über, aus deren Naturmetaphyſik ich das Thema meiner Diſſertation wählte, die mich nachher in einen vieljährigen Briefwechſel mit Schelling brachte. Obgleich wir die ganze Woche in die Akademie gebannt waren, ſo fehlte es nicht an Unterhaltungen mit Spiel und Scherz. Unſere Hörſäle waren parterre und ſtießen an die Planie, wo an heitern Tagen die ganze ſchöne Welt luſtwandelte. Da konnte jeder von den ſchönen Mädchen ſich ſein Ideal wählen. So wählte Ekbrecht (ſpäter Generalmajor im würtembergiſchen Generalſtab) ein Ideal, das er die göttliche Dina nannte. Es war eine geborene Wächterin. Auch von deinem Georg (Bruder Kerner's) ſagte man, daß ſeine häufigen Beſuche in die Stadt, wozu er als Arzt beſondere Erlaubniß hatte, nicht alle dem Klinikum gegolten hätten. Wo iſt jene ideale Liebe, jenes reine Wohlgefallen am Schönen jetzt noch zu finden?

Man ſieht alſo hinlänglich, welch ein vollkräftiges, geſundes Leben ſich in jener vielgenannten Akademie, zum beſten Gedeihen einer deutſchen Jugend, entwickelte, wo hier Ernſt und Heiterkeit ungenirt zuſammengingen und auch in Liebesgefühlen bereits jene berühmte Identität des Idealen und Realen ſich kundgab, die viele heute übermüthig belächeln und dafür ſich weidlich im gröbſten Materialismus herumtummeln.

Inzwiſchen treten in unſerm Werke, da wir uns auch in ihm dem Ende nähern, immer ſchmerzlichere Todesfälle ein. Der Kreis auserleſener Menſchen, der vom erſten Bande ab ſich von Seite zu Seite erweiterte, wird jetzt im Fluge enger. Man muß in ſolchen Wendungen ſpäteſter Jahre ſtets an Goethe denken, welche Schmerzen der durchmachte, als alle die Vortrefflichen um ihn her wegſtarben, mit denen er theils herangekommen war, die er theils ſpäter bleibend liebgewonnen hatte, und wie derſelbe Goethe ſich dennoch in allen ſolchen Verluſten hoch aufrecht hielt, ſich durch alle dieſe Oeden recht eigentlich hindurcharbeitete. Auch unſer Autor leiſtet darin das Mögliche. In dem eben angedeuteten Punkte des Hinwegſterbens iſt namentlich ein Brief von Ludwig Tieck an Kerner wahrhaft ergreifend. Waren doch auch ihm unter ſo vielen andern durch den Tod entriſſen worden ſeine Frau, ſeine Tochter Dorothea, Gräfin Finkenſtein. Zumal der Schluß des Schreibens iſt von großer Bedeutung, beſonders in dem Umſtande, daß die meiſten Menſchen ſo leichtfertig fortleben, daß ſie gar nicht mehr unterſcheiden können, was wichtig iſt, was nicht, und daß nicht Weniges, ſondern Unzähliges ſein Gewicht verliert der Wucht und Erhabenheit des Univerſums gegenüber. Tieck ſagt unter anderm:

Ich bin jetzt 80 Jahre und habe ſchon ſeit lange eine wunderſame Sehnſucht nach meinem großen, ſtarken, herzlichen Juſtinus Kerner getragen, und daß ich Sie noch einmal ſehen ſollte, gehört wol zu der Unmöglichkeit des Lebens. Schwab iſt nun auch geſtorben, ebenſo Reinbeck in Stuttgart. Das Räthſel des Lebens, alles Geſchaffene und ſich Fortpflanzende, ſowie die Erde und die Unendlichkeit aller Schöpfung, das bleibt unauflösliche Räthſel iſt und bleibt. Die Geſchäfte, die uns angewieſen, ſind ſo proſaiſcher Natur, daß ſie in komiſchem Widerſpruch mit jenen Fragen, Zweifeln und Unterſuchungen ſtehen, die ſo viele Menſchen für den höchſten Beruf des Lebens achten.

Jetzt leſen wir leider auch den letzten Brief Kerner's S. 251, der ſich uns durch ſeine reizenden Sendungen ſo nothwendig und unentbehrlich gemacht hat, daß, wenn uns der Verfaſſer auch noch einen dritten Band des Intereſſanteſten brächte, wir ihn überall vermiſſen würden.

Und so entgehen wir auch der Trauerbotschaft nicht, daß Uhland, der allgemein Geliebte, dahin sei.

Die bereits früher von uns erwähnte Beilage Karl Mayer's: „Ueber kurze Gedichtgattungen", enthält so viel des Feinen, gründlich Durchdachten, klar Auseinandergesetzten, sogar Neuen, daß wir es gern gesehen hätten, wenn von unserm Autor derartige Ansichten schon längst zu einer Poetik und Aesthetik ausgeführt worden wären, um eine Legion von Vorurtheilen und Engherzigkeiten, die auf jenen Gebieten herrschen, zurückzuschlagen.

Das vorliegende Uhland-Buch wird gewiß auch in ganz Norddeutschland viel gelesen, mit aller Wärme nachempfunden werden. Möchte es dazu beitragen, daß die Eintracht aller Deutschen in jeder Beziehung, wo es das Gute und Wahre, das Rechte und Schöne gilt, erhalten werde! Wo eine Sprache gesprochen wird wie in diesem Buche, da befinden sich Autor und Leser in derselben Heimat, die Trennung von Süden und Norden hat aufgehört.

Alexander Jung.

Kaiser Maximilian von Mexico.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Der vierte Band der Reiseskizzen des jungen Seemanns führt uns nach Algier und nach Albanien. Die Lebendigkeit der Schilderungen ist auch hier anziehend; von dem neuen Algier erhalten wir ein charakteristisches Bild:

Der obere pyramidal zulaufende Theil der Stadt ist alt und in jeder Faser maurisch, während sich dem Meere zu ein kleines Paris in fabelhafter Schnelligkeit angesiedelt hat, bei dem es aber doch nach allen Seiten hin hapert, wie sich denn überhaupt nichts auf dieser Welt übers Knie brechen läßt. Man findet große breite Straßen mit ungeheuern auf Arcadengängen ruhenden Zinshäusern, hat dafür aber auch im Vergleich mit dem schattigen, engen Bau der Mohammedaner unleidliche Hitze, lästigen Staub, lungenzerstörende Stiegenexperimente zu bestehen; man sieht die elegantesten Quincaillerieladen mit all ihrem leichtfertigen Luxus, stößt aber daneben auf schmuzige Ständerbuden mit zusammenhockenden braunen Söhnen Afrikas; man sieht Kaleschen und Omnibus der Champs Elysées, nur daß auf letztern statt Boulevard des Italiens, Akbahr, statt Bois de Boulogne, Marabuh als Etikette steht; man findet daneben wiederkäuende, wüstenbestaubte Kamele in den pomphaft beginnenden und bergauf bergab endenden Gassen, oder stößt auf große Eselkaravanen, die sich mit den in tropischer Sonne gereiften Früchten des Atlas in die elegante pariser Modenwelt hineindrängen; man begegnet den feinen Damen des Elysée in Spitzen und parfümirten Rosahandschuhen, leichtfertigen Loretten und Grisetten, der Dame de la Halle mit ihrer rückwärts gehobenen blendendweißen Haube à la mère Gogo, wie der pantoffelschleppenden, leichenmäßig verhüllten Maurendame, oder der reichen goldbehängten, grellbemalten Jüdin mit ihrem vom Hinterkopfe zurücklaufenden, schleierbehangenen Horne, sowie auch der entsittlichten maurischen Tänzerin mit ihren frühwelken, abgelebten Zügen; man findet den Gamin in der blauen Bluse in Kameradschaft mit dem schmuzigen Mohrenknaben aus Tombuctu. Den Mittelpunkt Neualgiers und seiner Entwickelung bildet der bei weitem noch nicht geebnete Platz mit der etwas zu eleganten Reiterstatue des Herzogs von Orleans in Bronze; nahe dabei stehen auf einem Plätzchen der Gouverneurspalast, die Moscheekathedrale und der Bazar d'Orleans. Um von dort zum Hafengestade zu gelangen, muß man über einen halsbrecherischen Steig gehen, dessen sich jedes Fischerdorf schämen müßte. Wüstenschmuz und Salonflitter, Urnatur und Ultracivilisation, Parfum und Gestank gären hier einer gewaltsamen Entwickelung entgegen.

Ein Besuch bei dem durch Semilasso's Beschreibung bekannten Yusuf, jetzt getauften französischen General, macht uns mit dem Atlas bekannt, der keineswegs kahl und wüstenähnlich, sondern frisch grün und üppig wie die Alpen ist. Edle Eichen und hunderterlei Gestrüppe zieren seine romantischen Felsen, während zahlreiche, von Farrnkräutern umwucherte Cascaden mit ihrem kalten Wasserstaube den malerischen Engpaß wonnig erfrischen, durch den die Straße führte. Von dem schönen Yusuf und der feinen Pariserin, die den Wüstenlöwen gezähmt hat, von den lärmenden Kampfspielen der Beduinen und den maurischen Tänzen, die Fürst Pückler zuerst so pikant geschildert, erhalten wir lebendige Beschreibungen.

Die Fahrt nach Albanien (1853) hat einen gewissen abenteuerlichen Reiz: Saujagden, Paschabesuche u. s. w. wechseln miteinander ab, ebenso die Schilderungen albanesischer Landschaften und grotesker Volkstypen, in denen sich der Humor des Autors behagt. Offenbar war der Prinz bei sehr guter Laune, als er diesen Ausflug machte und beschrieb. Der sarkastische Zug, welchen die Hofdame der Kaiserin in ihren mexicanischen Reiseskizzen an dem Kaiser hervorhob, tritt hier etwas schärfer hervor als in den frühern Bänden. Die Satire des Seemanns gilt besonders den Hofgelehrten, die sich in diesem Spiegel beschauen mögen. Schon bei einem Diner des Mamlukengenerals in Algerien behagte es ihm, die Extravaganzen der Natur: Mohren, Zwerge, Haiducken und Hofnarren um sich zu sehen. Er fügt dann hinzu:

Es schickt sich freilich nicht in unser jetziges gar so vernünftiges Jahrhundert, weil der Mohr, nach unsern geläuterten Begriffen, viel kostet, aber keine Procente einträgt; es zeigt nur den Reichthum einer Haushaltung, wie im Hühnerhofe der Pfau. Nur am preußischen Hofe fand ich noch derlei Leibgeschöpfe; unter ihnen einen deliciösen kleinen Leibchinesen und einen noch liebenswürdigern Leibgelehrten des Königs.

Aehnliche Betrachtungen macht er bei einer Saujagd in Albanien, wo er auf einem köstlichen Plätzchen im frischen Buchenwalde Posto faßt, einem von Jägern häufig besuchten Stande, einer Art Korb von Aesten und Wurzeln, zwischen zwei oder drei schlanken Brüderstämmen an dem abschüssigen Hügelrücken wie ein Sperbernest hangend. Der Blick fiel hinab auf Astwerk und Schlinggewächse, unter denen ein kühler Bach zum nahen Meere zog. Neben ihm saß ein origineller Gefährte, Michele de Nicolo, der zweite Skanderbeg mit dem absurd pfiffigen, herausfordernden Kamelgesicht:

Ich hätte laut auflachen mögen, daß der Wald widergehallt hätte, wären wir nicht auf der Jagd gewesen. Man findet im Leben Gestalten, die man ohne allen Grund entweder mit muthwilliger Freude von festen Händen durchprügeln sehen oder sie mit Belohnungen wie ein verzogenes Kind, das man in seinen Ungezogenheiten bestärkt, überschütten möchte. Ich fand solche Gestalten an Höfen unter eminenten Gelehrten und absonderlich in der Klasse der Ciceroni, Kellner und Commisvoyageurs. Eine solche Gestalt muß der Affe von Fernay gewesen sein, eine solche ist Michele de Nicolo; wohlverstanden aber, daß ich mich beim Prügeln stets dem homerischen Lachen

und nicht der geringſten Regung von wirklicher Bosheit hingeben würde.

So ſehen alſo die eminenten Gelehrten an Höfen aus, von oben geſehen! An der Neigung des romantiſchen Prinzen, Voltaire durchzuprügeln, mag wol die gottloſe Richtung dieſes Philoſophen nicht geringen Antheil gehabt haben. Als katholiſcher Romantiker zeigt er ſich auch in Albanien. Einer ſeiner Seeleute liegt im Sterben, alle Verſuche, einen Geiſtlichen noch rechtzeitig herbeizuholen, ſind vergeblich:

Da hieß es, einen Entſchluß faſſen, denn ein öſterreichiſcher Matroſe durfte nicht wie ſeelenloſes Fleiſch und Blut aus dem Leben ſcheiden. Ich forderte einen aus der Mannſchaft, die ſich theilnehmend und ſtaunend um den Sterbenden gruppirt hatte, auf, dem Scheidenden fromme Gebete vorzuſprechen, doch keiner hatte den Muth dazu. In unſerm Jahrhundert fühlt man ſich in Augenblicken religiöſen Ernſtes von einer unbegreiflichen Verlegenheit erfaßt; die Religion iſt zu einem Gegenſtande des Unbehagens geworden, ihr Feuer brennt, aber erwärmt nicht mehr; ich ſah den Haufen ſtumm und blöde um mich herumſtehen, der wichtige heilbringende Augenblick konnte leicht verſcherzt werden; ich beſann mich nicht lange und eilte in meine Cabine, von wo ich einen heiligen Kreuzſplitter und mein Gebetbuch holte. Jenen ließ ich auf der Hängematte befeſtigen, und ich ſelbſt kniete in der Nähe des Sterbenden auf das Verdeck nieder: das brach den böſen Zauber, und bald bildete ſich ein Chor frommer Gebete für das Heil der armen Seele. Als die Sonne ihre letzten Strahlen durch die Vorderluke auf die bange Gruppe warf, hauchte der arme junge Mann ſeine Seele aus. In zitternden Tönen erſcholl die Schiffsglocke, und raſch zog die kommende Nacht ihr ſtilles Leichentuch über den Entſeelten.

Mit dem fünften Bande beginnen die transatlantiſchen Reiſeſkizzen, die uns zunächſt nach Madeira und Teneriffa führen. Die Pflanzenpracht dieſer Inſeln wird mit glänzendem Colorit und genauer botaniſcher Kenntniß geſchildert, welche letztere ſich der Prinz inzwiſchen in den Gartenanlagen von Miramare angeeignet zu haben ſcheint. Der um die Inſel Madeira tobende Oceanſturm kommt mit dichteriſchem Schwung zur Darſtellung:

Vom bleigrauen Himmel ſtrömte der Regen in nicht endenden Maſſen; trotzdem zog's mich aus dem Hauſe, um das Naturſchauſpiel ſtaunend zu bewundern. In Regenmantel und Regenhut gehüllt, trotzte ich dem Sturme. Der Ocean, jener unendliche Waſſerplan, den von Funchal bis zum Südpol kein Land unterbricht, war in wilder Empörung, rieſige Wellen, mit weißem Schaume bedeckt, donnerten und ſtürmten die ſchwarzen Baſaltfelſen heran, um gleich maſſenhaften Schneelavinen wieder dröhnend herunterzuſtürzen; um den Loo Rock und um den Landungsfelſen bäumten ſich in zügelloſem Ungeſtüm die Fluten, und ſchoſſen gleich Gebirgscascaden durch die ausgehöhlten, tintenſchwarzen Baſaltſpitzen und über die Steintreppen ſchäumend hinab. Das furchtbare Schauſpiel, das großartigſte, welches ich je in der Natur geſehen habe, war immer im Zunehmen; wilder und wilder peitſchte die Windsbraut, höher und mächtiger ſchwollen die weiten, breiten, gigantiſchen Wellen.

Ich ging zur Landungsſtiege hinab, wo das Schauſpiel noch großartiger, noch grauſiger war, und doch hatte es etwas feſtlich Ueberwältigendes: bald war's wie ein Schlachtenſturm, als ſollte die Inſel vom Ocean erobert werden, bald wie ein großartiger, wilder Tanz, der die Fugen und Wände des Rieſenſaals erbeben machte; man ſah die Wellen anſtürmen, wie eine Schar von wilden Reitern, immer näher, näher, immer mehr anſchwellend, bis ſie endlich an den Felſen ſtießen, daß die Baſaltmauern erbebten; dann kletterten ſie in Schaummaſſen, ziſchend und brauſend, hoch hinauf, bis über uns hinüber. An der äußerſten Terraſſe ſprangen die Wogen wie ein weißer Vorhang, ja wie eine verticale Mauer hinan und verſchwanden gleich wieder ſpurlos, wie ein böſer Märchentraum. Nur manchmal, wenn eine noch rieſigere alte Welle kam, donnerte ſie über die Terraſſe und lief dann wie ein Heer von Geiſtern züngelnd über die glatten Dahlenſteine, oder rauſchte die Stiegen wie die ſchönſte, reichſte Waſſerkunſt hinab. Wir wurden durch und durch naß, konnten uns aber von dem wild anziehenden, magnetiſchen Schauſpiele nicht trennen, bis eine mächtige Welle zwei von uns umriß; lachend und jubelnd ſtanden wir wieder auf, wurden aber von den Ortskundigen gewarnt und weggeführt, da ſchon mehrere Perſonen durch die rückziehenden Fluten von der Terraſſe weggeſchwemmt worden ſind. Immer ſtieg das Wetter und ſchon flogen einzelne Wellen über den thurmhohen Loo Rock.

Einen Pendant hierzu, in humoriſtiſcher Genremalerei, bildet die Beſchreibung der Judenhochzeit in Gibraltar, welche zeigt, daß nicht blos die Farben Achenbach'ſcher Marinemalerei, ſondern auch das muntere Colorit eines Teniers und Oſtade dem in dieſer Kunſt ſelbſt ſo talentvollen Prinzen zu Gebote ſtanden. Die Paſſage der Linie mit ihren Maskenſcherzen wird pikant dargeſtellt; es war das erſte mal, daß ein öſterreichiſches Kriegsſchiff und ein Prinz des habsburger Hauſes die Linie paſſirte; deshalb wurde dies Ereigniß mit beſonderer Feierlichkeit begangen. Kurz vorher hatte der Prinz zum erſten mal das ſüdliche Kreuz erblickt, ohne daß ihn dieſer Anblick in beſondere Begeiſterung verſetzt hätte. Er fand, daß die fünf leuchtenden Punkte dieſes Sternbilds zu einem ſo ſchiefen Kreuze verzerrt ſeien, wie man es im Spiele mit Brotkrumen auf der Tafel wirft.

Als der Prinz zuerſt die Küſte Amerikas erblickt, jenes Erdtheils, der für ihn ſo verhängnißvoll werden ſollte, bricht er in den folgenden Dithyrambus aus:

Land, Land! jubelte es wie ein Triumphlied aus meiner hoch und frei athmenden Bruſt, als ich am frühen Morgen auf das Deck kam und weithin vor meinen Augen ſich die ſonnenbeſchienene, wellenbeſpülte Küſte des neuen Continents, des durch Wiſſensdrang eroberten Welttheils ausdehnte. Faſt 400 Jahre ſind es, als der beſeligende Ruf: Land, Land! zum erſten mal von den Maſten eines kleinen, ſchwanken Schiffs erſcholl, auf dem aber eine große glühende Seele lebte, daß die eiſerne Conſequenz eines einzigen Mannes den drei vereinten Schweſtern nach vielen Jahrtauſenden eine vierte, die größte und wichtigſte gab; daß durch das Streben eines einzigen gewaltigen Geiſtes dem Menſchengeſchlechte die Wiege der Zukunft geſchenkt wurde. Wie ein Märchen ſcheint es jetzt, daß Europa in Kunſt und Wiſſenſchaft ſchon ſo weit vorgeſchritten war, daß ſchon die Buchdruckerkunſt das Licht verkündete, daß ſchon der eherne Mund der Kanonen donnerte, daß ſo viele der größten Männer hingeſchieden waren, während die Hälfte des Erdballs noch immer nicht entdeckt war. Ein Märchen ſcheint es mir, daß ich der erſte Blutserbe Ferdinand's und Iſabellens bin, dem es von Kindheit an eine Lebensaufgabe war, einen Continent zu betreten, der für die Geſchichte der Menſchheit eine ſo rieſenhafte Bedeutung erlangt hat.

Derſelbe Dithyrambus wiederholt ſich, als der Erzherzog bei Bahia ans Land ſteigt:

Mit brennender Ungeduld ſprangen wir in unſer Boot, und fort ging es mit pochendem Herzen zwiſchen Schiffen und Barken über die azurnen Wellen zum heißerſehnten transatlantiſchen Strande. Meine Stimmung in Worte zu faſſen iſt

unmöglich; es war einer jener glücklichen, im Menschenleben so seltenen Tage, wo sich das enthusiastische Gefühl des Triumphs, das sichere Erfassen des Schwererreichten mit der unnennbaren Wonne des Erforschens und Anschauens einer neuen, ganzen Welt verbindet. Mein Geist und meine Sinne waren geschärft, um mit jener höhern Thätigkeit des Glücks alles Neue, Wunderbare aufzunehmen, was ich bisjetzt nur aus Buch und Phantasie kannte. Mein Herz schlug in der Bangigkeit und dem süßen Zweifel, ob die Uebertragung in die Wirklichkeit dem in mir getragenen Ideale entsprechen oder dasselbe gar übertreffen würde. Für einen Naturfreund und leidenschaftlichen Reisenden wie ich ist es ein unvergeßliches Moment, in jene Welt zu treten, wo das Erlernte zum Erlebten wird, wo die mühseligen und beschränkten Sammlungen unsers kalten Europa in Fleisch und Blut vor und um uns stehen und unsere engen Glashäuser mit ihren Pigmäen-Exemplaren sich zu Wäldern und riesigen Formen ausdehnen; wo die Geschöpfe, die wir nur verkümmert aus den zoologischen Gärten oder ausgestopft aus Sammlungen kennen, uns in frischer, freier Wirklichkeit, in der Farbenpracht des fröhlichen Daseins umgeben; wo das Buch Leben, der Traum Wirklichkeit gewinnt. Wir hatten einen grünen Uferpunkt, wo sich der Bambus in vollen Massen zum Strande drängt, rechts von der Stadt unterhalb Vittoria zur Landung gewählt. Ich konnte mich nicht entschließen, im Gewühle der lärmenden Stadt Amerika zu betreten; in bedeutenden Augenblicken flieht die durchwogte Seele das störende Geräusch der Menschen. Sucht doch auch ein Bräutigam die ihm bestimmte Braut zum ersten mal in stiller Einsamkeit zu sehen, eilt doch ein Sohn, der seine Mutter nach langjähriger Trennung wieder an das Herz zu drücken hofft, den Freunden und Bekannten voraus! In großen Momenten braucht das übervolle Herz Ruhe, weil der Mensch, um zu erfassen, sich concentriren muß.

Er ahnte damals noch nicht, in welchem Sinn Amerika die für ihn bestimmte Braut sei und daß der neue Erdtheil für ihn wie für seinen ersten Entdecker nur die Scene sein werde, auf der sich sein Leben als eine große Tragödie abspielt.

Mitten durch die farbenreichen Schilderungen Bahias, der benachbarten Wälder, ihrer Kolibris und Klapperschlangen, Limonen und Orchideen, welche die Baumkronen mit ihren Blüten schmücken, tönt in dem ganzen sechsten Bande ein elegischer Grundton hindurch — der Haß des Prinzen gegen die Sklaverei. Zahlreiche Genrebilder aus dem Negerleben, Studien des „schwarzen Fleisches" bei Wasch-, Bade- und Festscenen, wo es sich in üppigster Fülle und einer fast vollkommenen Costümlosigkeit zur Schau stellt, enden fast immer mit Ausdrücken des Abscheus gegen die ganze Institution. So heißt es:

Die Sklaverei zu brechen, wäre daher der Geburtsact des neuen Brasilien; er würde nicht ohne Wehen vorübergehen, aber alles Lebenskräftige wird mit Wehen geboren, und gewiß sind sie dem Hinsiechen und der Fäulniß vorzuziehen. Welchen empörenden Grund geben die kalten Klügler für das staatlich gerechtfertigte Fortbestehen der Sklaverei an? Sie behaupten, daß, wenn man die Sklaverei mit einem Gewaltacte aufhöbe, eine große Anzahl Besitzer für den Augenblick zu Grunde gerichtet würden, indem sie dann ohne arbeitende Menschenmaschinen ihr ungeheueres Terrain nicht bestellen könnten. Um also das faule Fett, den moralischen Speck einer auserwählten Kaste von Besitzern unangetastet zu lassen, müssen Generationen von Unglücklichen in gezwungener Sklaverei schmachten. Die Schwarzen sind Menschen und Christen, und durch Gottes Gesetz frei geboren! Daß man sie dafür ansieht, beweist, daß man sie tauft, und daß ihre Besitzer so oft mit Negerinnen Kinder zeugen, die sie dann häufig wieder auf dem Markte selbst verkaufen! Welch ein Hohn der Logik und der Moral, welches Verleugnen jeder Sitte, jedes menschlichen Princips liegt in diesen Zuständen! Warum schreiben die ultraliberalen Zeitungen, die muthigen Vorkämpfer des Rechts, über solche Thatsachen nicht? Vielleicht weil der ganze Menschenfleischproceß in eine liberal-demokratische Constitution gehüllt ist und man die Regierung im echten Nachplappergeiste eine aufgeklärte nennt? Wer ist aber diese Regierung? Lauter Besitzer von schwarzen Gestüten; und der Imperator selbst besitzt eins der größten Gestüte in Santa-Cruz bei Rio!

Tragische Ironie des Verhängnisses, welches später das Geschick dieses, der Sklaverei so feindlichen Prinzen mit dem Schicksal der von ihm gehaßten Institution so eng verband! Der Untergang der Sklaverei in Nordamerika, den Maximilian mit Jubel begrüßen mußte, war zugleich der Untergang seines mexicanischen Kaiserthums!

Wenn der Abscheu vor der Sklaverei sich aus den christlichen Weltanschauungen des Autors erklären läßt, so überrascht dagegen eine andere Stelle, in welcher der Prinz in Europa Analogien der Sklaverei aufsucht und sich über Militärwesen und Militärpflicht in einer Weise ausspricht, die man einem Radicalen von der äußersten Linken, einem Mitgliede des genfer Friedenscongresses kaum verzeihen würde; denn sie berührt ein unantastbares Credo, in Bezug auf welches die Absolutisten und Liberalen in Deutschland übereinstimmen. Dabei rechtfertigt Maximilian seine Anschauungen durch die nicht minder anrüchige Theorie eines contrat social, die er unmittelbar von Rousseau entlehnt zu haben scheint:

In der menschlichen Gesellschaft ist meiner Ansicht nach alles faul, wo Gewalt den gegenseitigen Contract des freien Willens aufhebt. Alle Institutionen, die nicht diesen Contract zur Basis haben, können auf die Länge nicht bestehen, oder bringen Misstände und Wunden hervor, die fortwährend eitern und an den besten Kräften zehren. Europa hat auch einige so unfreiwillige Contracte, die einer moralischen Sklaverei sehr ähneln, an denen es aber auch krankt, und die die Basis der Misstimmung abgeben. Wenigstens hat man bei uns beschwichtigende Gesetzesformeln gefunden, und rechtfertigt solche Contracte durch die Allgemeinheit und das sogenannte Staatswohl. In dieses Kapitel gehört vor allem die Militärpflicht, wie sie auf unserm alten Continente gehandhabt wird, und die ich für einen der größten Auswüchse unserer Zeit halte. Aber wenigstens entscheidet das Los, und durch den Begriff des Staatswohls kann man es annähernd entschuldigen, daß so große Massen um die schönsten Jahre ihrer Jugend betrogen werden. England scheint auch in dieser Hinsicht gerade jetzt wieder den Uebergang zu einem bessern Principe mit seinem selbstthätigen Instincte zu finden. Und warum sollte man nicht das Princip der so kostspieligen und menschenfressenden Armeen ganz auflösen können, um sie durch eine allgemeine Landwehr, die der Patriotismus und der Selbsterhaltungstrieb gründen und die durch ein Skelet von tüchtigen Offizieren und Chargen, wie durch ein gutgeschultes Cadre gehalten werden, zu ersetzen? Die Zeit und die Finanznoth Europas werden etwas Aehnliches über kurz oder lang aus den kranken unnatürlichen Verhältnissen herausbilden.

Auch im Fabriksproletariat findet der Prinz eine andere Wunde in Europa, die gewaltig an die schwarze Wirthschaft erinnere, indem dasselbe durch die Maschinen zum willenlosen Vieh gestempelt werde. Einen Unterschied sieht er nur in der Möglichkeit des Emporarbeitens, das bei der Sklavenwirthschaft vollkommen fortfällt.

Nach allen dieſen Aeußerungen erſcheint der Prinz als ein liebenswürdiger Humanitätsſchwärmer; gleichwol verſagte ihm die Theorie in der politiſchen Praxis, und ſein Schickſal wollte, daß die Vertreter einer entgegengeſetzten Anſchauung in Europa und Amerika ſeine Bundesgenoſſen wurden. Auch beſiegte bei ihm ſtets die perſönliche geniale Ungebundenheit derartige humane Rückſichten. Kleine Züge beweiſen dies. Um einem feierlichen Empfang in Bahia zu entgehen, landet er in der Nähe der Stadt und amuſirt ſich dann über die aufgeputzte Bürgerwehr, die in der Hitze ſich tummelnden Scharen, die zu ſeinem Empfang ſich vorbereitet haben und ihn nun vergeblich ſuchen. Als ihn nun endlich der Conſul und die Honoratioren in Gala in einem Wirthshaus aufgeſucht, da freut es ihn wieder, daß er in ſeinen Sommerkleidern, in ſeinem Panamahute u. ſ. w. einen ſo unerwarteten Eindruck auf die ehrfurchtsvollen Begrüßer zu machen ſcheint. Das iſt romantiſch, lieſt ſich auch recht amuſant, wie eine improviſirte Luſtſpielſcene; ein Fürſt, der das Ceremoniell ſo verachtet, ſteht auf einer gewiſſen genialen Höhe. Gleichwol darf man es den Zeitungen von Bahia nicht verdenken, wenn ſie in Biſſigkeiten ihrem Aerger über dies Benehmen Luft machten. Denn immerhin lag darin eine Rückſichtsloſigkeit gegen eine große Zahl von Menſchen, die ſich zu Ehren des ankommenden Erzherzogs abſtrapazirten; eine hohe Stellung legt Pflichten und Rückſichten auf, in deren Beobachtung gerade die fürſtliche Humanität ſich ausſpricht. Das Schickſal blieb die Strafe für dieſen romantiſchen Uebermuth nicht ſchuldig. Als der deſignirte Kaiſer von Mexico auf der Rhede von Veracruz landete, da blieb alles ſtill und nichts regte ſich zu ſeinem Empfang. Veracruz war die Revanche für Bahia!

Am intereſſanteſten ſind uns die Excurſe vorgekommen, in denen Maximilian über die deutſchen Zuſtände ſich ausſpricht, den Mangel an Einheit und einer großen Politik beklagt. So ſagt er von den Deutſchen in Bahia:

> Vor lauter Einzelunterſchieden und General-Einigkeitsaſpirationen ſind die Söhne der großen Mutter in Betreff der Politik wie Hund und Katze zuſammen; läßt man ſich jeden einzelnen in allgemeinen Sätzen bewegen, ſo wundert man ſich, warum Deutſchland nicht längſt einig und groß iſt; ſchlägt man aber auf die Taſten der perſönlichen Fragen, ſo wird es gleich anders, und jeder betrachtet ſein Stück Land als das beſte und nothwendigſte, dem alles andere ſelbſtverſtändlich aufgeopfert werden muß. Während die andern Nationen mit Bellen und Beißen ſich etwas erwirken, erſchaffen und erkämpfen, hält der deutſche Michel ſentimentale Reden, philoſophirt und ſingt ſich Klagelieder vor, wodurch er ſich endlich gemüthlich in einen geduldigen Schlaf einlullt. Mich überfiel auf meinem Balcon eine Art Katzenjammer, ein ſtilles Grauen, welches ich auch jedesmal empfinde, wenn ich das große Deutſchland der Kreuz und Quer durchdampfte. Eine ſolche Moſaik müßte durch einen feſtern Kitt verbunden ſein, wie Deutſchland es iſt, um auf der politiſchen Bühne eine maßgebende Stimme zu haben in einem Jahrhundert, wo die Eiſenbahnen dahinbrauſen und der Telegraph die Continente verbindet. Wenn man durch die weite Welt zieht, wird man es mit Wehmuth erſt vollkommen inne, wie wenig der deutſche Stamm geehrt wird, wie ihm alles fehlt, womit man große Politik treibt, und wie er überall eine höchſt mittelmäßige Rolle ſpielt, ja wie er ſich zum Diener der andern herabwürdigt, oder zum Fußgeſelle der Klügern.

Hier wiederholt ſich die tragiſche Ironie des Schickſals, deren wir bereits bei den Ergüſſen des Kaiſers gegen die Sklaverei gedachten. Die Zeit verwirklicht die Ideale, die ihm vorſchweben, aber immer auf ſeine Koſten und auf die Koſten der Seinen; es ſind ſeine Feinde und die Feinde ſeines Hauſes, welche die Sklaverei vernichten und in Deutſchland große Einheitspolitik treiben, die das deutſche Volk wieder geehrt macht bei den andern Nationen. In der That, nicht blos das Naturell des Kaiſers iſt ein romantiſches, auch das Schickſal ſtempelt ihn zu einem Romantiker, indem es ſeine Träume zwar verwirklicht, aber wider ihn ſelbſt waffnet, ſeine Ideale wie in einem Vexirſpiegel auf den Kopf ſtellt.

Der ſiebente Band enthält zunächſt eine Schilderung des braſiliſchen Urwaldes, die vortrefflich iſt und die man in dem Werke ſelbſt nachleſen möge. Das Pflanzen- und Thierleben iſt mit genauer Kenntniß geſchildert! Hatte der Prinz doch auf ſeiner Reiſe nicht nur einen Maler, ſondern auch einen Botaniker mit ſich, der ihm hin und wieder zu ergötzlichen Schilderungen Veranlaſſung gibt, jedenfalls aber auch ſeine Kenntniſſe dieſer Wiſſenſchaft weſentlich erweitert hat.

Es folgen „Aphorismen" und „Gedichte"; die erſtern enthalten treffliche, oft mit epigrammatiſcher Schärfe ausgeſprochene Gedanken, die letztern legen von einem gebildeten Dilettantismus Zeugniß ab; es ſind meiſtens Reiſebilder in Verſen; doch ſind die Reiſebilder in Proſa poetiſcher. Der Prinz hat Sinn für echte Poeſie; ihm iſt das ſüßlich Ideale verhaßt, das den Magen erſchlafft:

> Wahre Dichtung iſt verbannt,
> Denn zu rauh iſt ſie den Ohren
> Aus dem höfiſch feinen Land;
> Da paſſirt nur, was geſchoren.

Doch ſeine eigene ſchöpferiſche Kraft, wenn ſie auch das Süßliche verſchmäht, reicht nicht hin, Energiſches und Bedeutendes zu geſtalten. Wie früher Platen, beſingt er jetzt Grillparzer, aber in matten, trivialen Verſen:

> Heil dir, ruhmgekrönter Dichter,
> Oeſtreichs treuer Muſenſohn!
> Deiner Größe wahrer Richter
> Spendet dir die Welt den Lohn.
>
> Unſer Heer haſt du beſungen
> Frei, mit eines Helden Muth,
> Als die Waffen noch gerungen
> Mit des Aufſtands Drachenbrut.
>
> Nur vereinigt noch im Heere
> Deine Dichtung Oeſtreich pries,
> Doch die alte Treu' und Ehre
> Auch im Liede ſich erwies u. ſ. w.

Hier wie in dem Gedicht: „Deutſche Dichternamen" u. a. ſpricht nur die hohe Meinung an, welche der Fürſt von der Poeſie und ihren Vertretern hegt. So paralleliſirt er in den zwei Gedichten, welche die Ueberſchrift „Kronen" tragen, eine Kaiſerkrönung und eine Dichterkrönung. Da die Gedichte ohne Datum ſind, ſo wiſſen wir nicht, ob ſich eine Vorahnung künftiger Herrlichkeit in dem erſten ausſpricht:

Dem großen Augenblick entgegen
Der Kaiser schreitet, glanzumringt,
Geleitet von des Volkes Segen,
Dem er sein Selbst zum Opfer bringt.

Es ist der Fürst von Gottes Gnaden,
Der auf den Thron der Ahnen steigt,
Und mit der höchsten Pflicht beladen
Sich vor dem Herrn der Kön'ge neigt.

Die Priester spenden ihm die Weihen,
Das Haupt des Herrschers wird gekrönt,
Und aus der frommen Brust der Treuen
Der Hymne Sang im Dom ertönt.

Am gelungensten sind diejenigen Gedichte, in denen das tropische Colorit der Phantasie des Dichters zu Hülfe kommt, z. B.:

Mitternacht im Urwald.

Todt liegt der Wald und jeder Laut verstummt,
Kein Vogel furcht die Luft mit raschem Flügel,
Kein Käfer schwirrt und kein Insekt mehr summt,
Kein Alligator trübt des Wassers Spiegel.

Doch wenn in weiter Runde alles schweigt
Und kaum die Wellen mehr im See sich kräuseln,
Der hell den Widerschein des Mondes zeigt,
Da hörst du's in der Bäume Kronen säuseln.

Da zittert's bange im Bananenlaub —
Da tönt der mondbestrahlten Blätter Klage —
Kein weißes Ohr bleibt dem Geflüster taub,
Es mahnt die Mitternacht an blut'ge Tage.

Ein Flüsterhauch durch alle Wipfel weht,
Die Klagestimmen der erschlagnen Inder,
Des Geistesheeres, das um Rache fleht
Am weißen Volk — dem Schlächter seiner Kinder.

Inhaltreicher als die Gedichte sind die „Aphorismen". Es finden sich zwar unter der Menge auch manche taube Körner, doch auch viele treffende Aussprüche. Da wir es uns zur Aufgabe gemacht, aus diesen im ganzen harm- und tendenzlosen Skizzen alles zusammenzustellen, was geeignet ist, auf die historische Bedeutung Maximilian's ein Licht zu werfen und aus dem Prinzen den künftigen Kaiser zu construiren, so wollen wir auch aus den „Aphorismen" eine Blumenlese politischer Aussprüche mittheilen, die als Beiträge zur Würdigung seines historischen Charakters dienen mögen:

Jeder Volksstamm und seine Zeit wird durch eine Idee geleitet, die von ihnen oft unbewußt zur Ausführung gebracht wird, die sich durch alles und in alles drängt und Kunst und Nutzen zu ihren treuen Dienern hat; ist diese Idee die Trägerin einer Religion, so wird Großes, vom göttlichen Geiste Durchwehtes geschaffen. Diese Ideen und ihre Schöpfungen zu verfolgen und zu studiren, nenne ich die angenehmste Philosophie. Sie zählt Aegyptens Pyramiden und Sphynxe, der Griechen Parthenon, die Sonnentempel von Balbeck, die Dome von Köln und Sevilla, die Schlösser von Versailles und Schönbrunn, die Britanniabridge und die Semmeringeisenbahn als Kapitel ihres umfassenden Werks; sie zeigt sich in der Bibel wie im Koran, im Homer wie im Nibelungenliede, in Shakspeare und Goethe, im Gladiatorenspiele wie im Turnier und Stiergefechte; und eine Venus von Medicis, eine Madonna Sixtina, ein Apoll vom Belvedere sowie Thorwaldsen's Apostel sind ihre Illustrationen. —

Bescheidenheit kann zu den größten und gefährlichsten Fehlern werden, die ein Regent haben kann, und viel Unheil über die Welt bringen. Es gibt Gefühlsäußerungen, die bei einem Stande Tugenden, beim andern Verbrechen, beim dritten oft gar nur Komödie sind. Ein Souverain darf ob seines Landes per se nicht bescheiden für seine Stellung sein, sonst vergibt er mit seiner auch der Würde des Staats; er darf nicht bescheiden für seine Verdienste und Talente sein, sonst beschränkt er sie für das Wohl seines Volks. —

Das Volk als Masse hat keinen Verstand, aber Instinct, der immer richtig ist; wird der Instinct durch die Herrschenden zu stufenweiser Selbstentwickelung geleitet, so gibt es Friede und Segen. Wird der Instinct systematisch zur augenblicklichen Befriedigung der Stundenpolitik abgeleugnet, so folgt wie natürlich massenhafter Unverstand und Revolution. Den Instinct zu erkennen, zu prüfen und zu leiten, dazu gehört Verstand, der nur dem Einzelnen gegeben ist. —

Wer den Instinct der Völker erkennt und anerkennt, wird von denselben getragen, ja gestützt; wer den Instinct nicht einsieht oder ihm starr die Thüre schließt, der ist rettungslos verloren; man lese die Geschichte. —

Der Entwickelungszug im Leben der Völker ist ein gewaltiger unaufhaltsamer Strom; die wirklich großen Männer richteten ihr Augenmerk auf diesen Strom, studirten seine Stärke und Richtung und gruben ihm dann für die Zukunft ein Bett; so beherrschten sie die Situation und drückten den Jahrhunderten ihren Stempel auf. Gewöhnliche Menschen sitzen am Strome und jammern über seine Kraft und Schnelle; Thoren verbarrikadiren ihn, werden davon hinweggespült und lassen als Erbtheil eine Ueberschwemmung hinter sich. —

Zu Despotismus gehört ungeheuer viel Verstand und eiserne Consequenz; der Despotismus stirbt immer mit der Persönlichkeit. Despotismus eines einzelnen erträgt sich schwer, der einer Kaste ist unerträglich und wird immer früh oder spät abgeschüttelt. —

Zum Staatsmanne braucht man zwei Dinge: Instinct und Takt; erstern zum Erkennen, letztern zum Ausführen. Regieren können ist ein Talent, das angeboren, nicht anerzogen wird. Die natürlichen Anlagen können nur ausgebildet werden. —

Im Regieren gibt es ein Heute, Morgen und Gestern. Denkt man an das Morgen und handelt danach für heute, so streuet man Segen und erntet Früchte; denkt man nur an das Heute, so überrumpelt und frißt einen oft das Morgen; spricht man nur von Gestern und will danach heute handeln, so kommt man in die vergangene Zeit. —

Eine Regierung, die nicht die Stimme der Regierten hören will und kann, ist faul und geht ihrem raschen Untergange entgegen. —

Daß so viele hohe Herren an den Menschen krumme Linien lieben und aus diesen auf das Centrum der Individuen günstig schließen! —

Die Legitimität ist das kanonisirte Gewohnheitsrecht und da die Welt durch Gewohnheiten zusammengehalten wird, ein sehr nützliches Institut. Gewohnheit braucht Zeit und erprobende Vergangenheit, geht aber dann unmerklich in Fleisch und Blut über. Werden die Gewohnheiten gewaltsam ausgemerzt, so entsteht eine unbequeme und gefährliche Leere, die erst der Zufall wieder füllen kann; den Ausmerzern fehlt aber durch die Leere die Basis, und keins ihrer Scheingebäude kann haltbar und daher bequem sein. Erst der Zufall wird dann wieder legitim. —

Fürsten stehen über den Parteien, denn alle Parteien sollen in einem wohlgeordneten Staate ihnen unterthan sein. Fürsten, die Parteiführer sind, müssen sich nicht wundern, wenn sie mit ihrer Partei untergehen. —

Großer Unterschied zwischen Regieren und Commandiren; zum Regieren gehört Kunst, zum Commandiren nur Gewohn-

heit und Brutalität. Wie wenig Fürsten wissen den Unterschied zwischen diesen zwei Worten zu machen, glauben das erste zu thun und verfallen in ihrer Geistesfaulheit in das zweite. Durch Commandiren erstickt man aber die so nothwendige Individualität der Völker, während man durch Regieren zum Guten und Nützlichen leitet. —

Fürsten sollten nie vergessen, daß die Personen ihrer Umgebung eine doppelte Wichtigkeit haben, erstens als Fühlhörner, um die Begriffe und Meinungen der Außenwelt zu fühlen und aufzusaugen, und zweitens als Aushängeschild, nach dem man auf den Inhalt der Boutique schließt. Wie wichtig ist daher die Wahl der Umgebung. —

Constitution, der gefürchtete Popanz, ist Vertheilung der Gewichte und dadurch Herstellung des Gleichgewichts; es ist zugleich aber auch Controle, die der Ehrliche nicht zu fürchten braucht. Man sagt, sie sei ein steter Kampf zwischen Regierenden und Regierten; wer das sagt, faßt es nicht ehrlich auf: sie ist ein Bund zwischen beiden. Wäre es aber auch ein Kampf, so vergesse man nicht, daß im Kampfe Leben ist. —

Bajonnette gegen außen gekehrt sind Waffen der Vertheidigung, gegen innen zu können sie nur zum Selbstmorde verwendet werden. —

Veraltete Staaten kranken an Erinnerungen.

Wir könnten diese Blumenlese noch sehr vervollständigen; doch die mitgetheilten Proben genügen, um zu zeigen, die edeln, liebenswürdigen Intentionen, die gebildeten und vernünftigen Anschauungen des Kaisers von Mexico kennen zu lehren. Doch es gehört zum Wesen der Romantik, daß sie scheitert, wenn sie die Anwendung dieser Anschauung auf das reale Leben machen will. Zur Beurtheilung der innersten Motive gewährt freilich der Einblick in die Gedankenwelt der Menschen den richtigsten Maßstab, und nach dieser Seite hin wird man den letzten Ritter des Hauses Habsburg jetzt richtiger und mit wärmerer Zuneigung beurtheilen können als früher, im romantischen Maximilian des 19. Jahrhunderts, der sich in frischer Thatenlust auf eine Martinswand verlaufen, von der es kein Entrinnen mehr gab, als den jähen Sturz in die Tiefe. **Rudolf Gottschall.**

Feuilleton.

Zur Journalistik.

Unsere Journalistik hat seit kurzem eine Zeitschrift aufzuweisen, welche ganz nach der Art der englischen Magazine eingerichtet ist. In dem Payne'schen Verlag in Leipzig erscheint der von Eduard Dohm und Julius Rodenberg herausgegebene „Salon", ein Unterhaltungsblatt, welches Romane, Erzählungen, Gedichte, interessante Mittheilungen aus der Reiseliteratur bringt und auch den Essay und die Kritik nicht ausschließt. Unter den Mitarbeitern finden sich Namen von bestem Klang; auch die Herausgeber vertreten die beiden Seiten des journalistischen Januskopfes, Ernst und Scherz, in entsprechender Weise. Der Inhalt des ersten Hefts empfiehlt sich durch Werth und Mannichfaltigkeit der Beiträge. Jeden Monat erscheint ein mit Illustrationen ausgestattetes Heft. Noch vor dem Erscheinen des „Magazine" erregten die nach englischem und amerikanischem Muster organisirten Ankündigungen der Verlagshandlung Aufsehen, indem derartige Reclamen in Deutschland bisher noch nicht Mode waren. Zuerst erschien in fast allen deutschen Zeitungen ein geheimnißvolles Quadrat, welches gemahnte, als wäre die Quadratur des Cirkels gefunden worden. Der leere innere Raum des Vierecks war nur durch die vieldeutigen Worte: „Der Salon" ausgefüllt. Alle Welt zerbrach sich den Kopf, ob hier ein Salon zum Haarschneiden oder ein Salon der Regentschaft, ein Salon für den Verkauf neuer Kleider oder für homburger Spielfreuden gemeint sei? Allmählich füllte sich der mysteriöse Raum; die Welt erfuhr, daß sie lange Zeit ihre Aufmerksamkeit an ein neu erscheinendes Journal verschwendet hatte, ein Ereigniß, das sonst den Sterblichen wenig Kopfzerbrechen zu verursachen pflegt. Plötzlich löste sich wie durch den Apparat eines Escamoteurs das Quadrat in eine unabsehbare Reihe von Annoncen auf, welche in den Inseratspalten der „Illustrirten Zeitung" im Gänsemarsch aufmarschirt standen; der „Salon" erhielt in jedem dieser Inserate eine andere Empfehlung, immer neue Namen von Mitarbeitern traten in jeder neuen Annonce vor und die Reclame flog wie ein elektrischer Funke durch diese Volta'sche Säule.

Leider haben wir mit dieser journalistischen Geburtsanzeige zugleich eine journalistische Todesanzeige zu verbinden. Das von Robert Prutz und Wilhelm Wolfsohn begründete „Deutsche Museum" geht mit Ende d. J. ein, nach einer siebzehnjährigen ehrenvollen Wirksamkeit. Die Nachricht, daß das „Deutsche Museum" mit der im Hilberg'schen Verlag erscheinenden „Internationalen Revue" verschmolzen werden solle, bestätigt sich nicht; es wird im Gegentheil in unsern „Blättern für literarische Unterhaltung" aufgehen, einer Zeitschrift, deren Tendenz ihr stets immer nahe stand und welche bereit ist, die Abonnenten des „Deutschen Museum" mit offenen Armen zu empfangen. Soll auch die weitere, culturhistorische Tendenz des „Deutschen Museum" in unserer Zeitschrift durch die strengere Anknüpfung an den vorliegenden literarischen Stoff etwas eingeschränkt sein, so haben doch auch die „Blätter für literarische Unterhaltung" sich niemals auf die Aufgabe eines trockenen Literaturblattes beschränkt, sondern stets auf allen Gebieten das Banner einer humanen Culturmission zugleich mit dem einer anregenden, productiven Aesthetik hochgehalten. Dieser sie von andern literarischen Fachblättern unterscheidende Cultus höherer Tendenz hat ihnen die Auszeichnung eines jetzt funfzigjährigen Bestehens gesichert, das sie am 1. Januar 1868 feiern dürfen.

Das „Deutsche Museum" verdient einen ehrenvollen Nachruf; es hat stets für die freie Richtung des geistigen Lebens gekämpft, in der Literatur, frei von Coteriewesen, das Talent gewürdigt und auch manches Talent in die Literatur eingeführt. Nachdem Wolfsohn, ein vielseitig begabter Kopf und gediegener Kenner der russischen Zustände, von der Redaction zurückgetreten war, hat Prutz mit seinem anerkannten Talent als Dichter und Literarhistoriker das Unternehmen lange Jahre fast ganz allein geleitet, bis auch ihn Kränklichkeit nöthigte, sich nach einer Hülfe umzusehen, und in den zwei letzten Jahren Karl Frenzel ein feinfühlender und selbständiger Kritiker, die Redaction führte. In einer Geschichte des deutschen Journalismus wird das „Deutsche Museum" stets eine beachtenswerthe Stelle behaupten.

Theodor Apel.

Am 25. November dieses Jahres starb plötzlich Theodor Apel, ein seit seinen Universitätsjahren erblindeter lyrischer Dichter, der sich durch manchen frischen dichterischen Erguß, durch einzelne mehrfach aufgeführte Dramen, wie das „Käthchen", und durch seine genaue Kenntniß des leipziger Schlachtfeldes und die auf den wichtigsten Punkten desselben angebrachten Denkzeichen (vgl. Nr. 51 d. Bl.) einen Namen gemacht hat. Theodor Apel war am 10. Mai 1811 in Leipzig geboren; ein unglücklicher Fall in Heidelberg verursachte ihm ein langjähriges

Kopfleiden, welches Erblindung zur Folge hatte. Dieser Dichter hinterläßt durch die Biederkeit seiner Gesinnung, die sich auch in seinen Schriften ausprägt, durch seinen patriotischen Eifer und die Liberalität, mit welcher er ärmere Literaten aus seinen reichen Mitteln unterstützte, ein ehrenvolles Andenken.

Muspilli, ein christlich-mythologisches Gedicht.

Das unter dem Namen „Muspilli" in der Literaturgeschichte bekannte Gedicht gehört in verschiedener Hinsicht zu den wichtigsten und anziehendsten Denkmälern althochdeutscher Zeit. Die allgemeine Ansicht über den mythologischen Inhalt ging dahin, daß in „Muspilli" christliche und heidnische Anschauungen gemischt seien. Nur über die Art und das Maß der Vertheilung dieser Elemente war man nicht immer einig; größtentheils erstreckten sich aber die Studien, welche diesem hervorragenden Denkmale gewidmet wurden, auf die metrische und kritische Berichtigung des Textes. Man unterließ es, die christlich-kirchlichen Vorstellungen über die in „Muspilli" behandelten Dinge einer eingehenden Erörterung zu unterziehen. Nach Friedrich Zarncke's Ansicht, der diese Versäumniß in einer Abhandlung in den Berichten der philosophisch-historischen Klasse der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften vom Jahre 1866 nachzuholen bestrebt war, muß der Gang einer methodischen Untersuchung in diesem und ähnlichen Fällen der sein, daß man bei einem Gedichte, das sich durchaus für ein christliches ausgibt, zunächst versuche, wie weit man mit der Herbeiziehung des christlichen Mythus gelange, und erst wenn dieser sich zur Erklärung als nicht ausreichend erwiesen hat, die Frage aufwerfe, ob etwa die heidnische Mythologie jene Erklärung zu liefern oder zu vervollständigen im Stande sei. Zarncke gelangt mit Hülfe des Neuen Testaments, vornehmlich der Apokalypse, der Kirchenväter und der altchristlichen Dogmatiker zu dem wie uns scheint schlagenden Ergebnisse, daß „Muspilli" durchaus auf christlich-mythologischer Vorstellung beruhe, wenn auch Abweichungen von der biblischen und kirchlichen Darstellung vorhanden sind. Zarncke hält darum ebenso wie Müllenhoff den Dichter für einen ungelehrten Laien, der wie der angelsächsische Caedmon und der altsächsische Verfasser des „Heljand" dazu benutzt wurde, unter seinen oberdeutschen Volksgenossen die neue Lehre zugänglich zu machen. „Mir ist unser Gedicht", sagt Zarncke am Schlusse seiner überaus gediegenen Abhandlung, „ein schönes Zeugniß für den frischen jugendkräftigen Sinn, mit dem der germanische Geist sich des Christenthums bemächtigte, unbekümmert noch um die verzwickten Einzelheiten des Dogmas, aber um so bewegter und ergriffener von den Hauptmomenten.... Auch von seiten der Technik und des Stils muß das Gedicht mit Bewunderung erfüllen. Es ist außer dem «Hildebrandsliede» das einzige Gedicht in deutscher Sprache (neben den altnordischen Liedern), in welchem der durch die Alliteration bedingte Stil zu seinem Rechte gelangt ist. Weder das oft bombastische Pathos der angelsächsischen Literatur, noch die appositionsreiche Redseligkeit des altsächsischen Dichters, sie beide den Verfall der Alliteration und die Nothwendigkeit einer neuen Stilform darlegend, können sich mit unserm Gedichte messen, das ohne Zweifel eine der schönsten Zierden unserer Literatur ist."

Literarische Notizen.

In einer zweiten reich vermehrten Auflage sind „Die schönsten deutschen Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Singweisen", gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer (Leipzig, Alfons Dürr, 1868), erschienen. Das elegante Werk, mit einer Radirung nach Moritz von Schwind und mit 68 Holzschnitten nach Originalzeichnungen namhafter Meister ausgestattet, außerdem mit einer vierstimmigen Bearbeitung der Melodien von C. M. Kuntz versehen, verdient die beste Empfehlung.

Die im Verlage von F. A. Brockhaus erscheinende, von Friedrich Pecht herausgegebene „Lessing-Galerie" ist mit der sechsten Lieferung eben abgeschlossen worden. Dieselbe enthält in der bekannten trefflichen Ausführung die Bilder des Prinzen, der Emilia Galotti, des Paul Werner, der Claudia Galotti, des Philotas.

Von den „Gedichten" von Adolf Friedrich von Schack (Berlin, Hertz, 1867) ist die zweite Auflage in elegantem Miniaturformat erschienen.

Als ein empfehlenswerthes Weihnachtsgeschenk für die Jugend kann das Buch: „Wilde Thiere aller Zonen", in 60 nach der Natur gezeichneten Tafeln mit Text von C. F. A. Kolb (Eßlingen, Schreiber), betrachtet werden. Die Tafeln sind gut ausgeführt und im Text ist mit Geschick das Wesentliche hervorgehoben. Der Anschauungsunterricht ist namentlich auf naturwissenschaftlichem Gebiet so wichtig, daß Werke wie das vorliegende die Naturkenntniß besser begründen, als weit ausgeführte schildernde Darstellungen.

Zur Ergänzung der in dieser und der vorletzten Nummer enthaltenen Besprechung der Werke des Kaisers Maximilian erwähnen wir, daß soeben noch eine neue Schrift: „Mein erster Ausflug. Wanderungen in Griechenland von Maximilian I." (Leipzig, Duncker und Humblot, 1868), erschienen ist, welche die von dem achtzehnjährigen Prinzen unternommene Reise nach Griechenland mit lebendigem Sinn für Kunst- und Naturschönheiten schildert. Der Prinz selbst wollte aus Bescheidenheit diese jugendlichen Erinnerungsblätter nicht seinen Werken einverleiben; doch stehen sie in Form und Inhalt kaum hinter den spätern Reiseskizzen zurück.

Von Alfred von Reumont's „Geschichte der Stadt Rom" (Berlin, v. Decker) ist der über 1200 Seiten umfassende zweite Band erschienen, welcher diese Geschichte von der Herrschaft germanischer Völker bis zum Ende des großen Schismas fortführt.

Bibliographie.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben von H. Kurz. 1ste Lieferung. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1868. Br. 8. 5 Ngr.

Bidermann, H. I., Russische Umtriebe in Ungarn. Ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs wie Russlands mit einem Anhang: Zur Statistik der ungarischen Slaven. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 15 Ngr.

Braak, C., Ein Frühlingskranz der Liebe und Freundschaft. Gesammelt aus den Dichtungen der besten deutschen Lyriker. Stade, Pockwitz. 16. 7½ Ngr.

Brückner, A., Finanzgeschichtliche Studien. Kupfergeldkrisen. St. Petersburg, Röttger. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Burger, C. H. A. v., Das Evangelium nach Johannes deutsch erklärt. Nördlingen, Beck. 1868. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Deutrich, J. C., Der Goldschmied, Episode aus der Geschichte Oederans während des 30jährigen Krieges. Nach alten Urkunden erzählt. 1ste bis 6te Lief. Oederan, Schlesinger. Gr. 16. à 2 Ngr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Fünfter Band: Hartmann von Aue. Herausgegeben von F. Bech. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Lubienski, Graf E., Das Concordat in Oesterreich. Aus der französischen Handschrift übersetzt von F. P. Wien, Mayer u. Comp. 1868. Gr. 8. 16 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Der Pilger in Italien. Sonette. Leipzig, Brockhaus. 1868. 16. 24 Ngr.

Pröhle, H. A., Andreas Proles, Vikarius der Augustiner, ein Zeuge der Wahrheit kurz vor Luther. Gotha, F. A. Perthes. 8. 9 Ngr.

Späth, H., Welt und Gott. Grundzüge einer die Gegensätze der Neuzeit in sich verarbeitenden theistischen Weltanschauung. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thelemann, O., Friedrich Adolf Lampe. Sein Leben und seine Theologie. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Uhlich, L., Bildungsgeschichte der Menschheit. 24 Winterabendvorträge. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 30 Ngr.

Umfried, O., Die Gerechtigkeit und die Juristen. Stuttgart, Schaber. Gr. 8. 10 Ngr.

Ut 't Dörp. Lustege Vertellungen. Van'n oll'n Nümärker. Jena, Costenoble. 1868. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Veronia. Ein Roman. Nach dem Englischen. 2 Bde. Köln, Bachem. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Vom Ostseestrand. Belletristisches Jahrbuch aus Mecklenburg. Mit Beiträgen von K. Bartsch, J. Brinckmann, K. Eggers u. A. herausgegeben von E. Hobein. Rostock, Stiller. 1868. Gr. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Digitized by Google

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. Januar 1868 beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neueintretende) ersucht, ihre Bestellungen baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile (unter „Ankündigungen") 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen (unter „Eingesandt") 2½ Ngr.

Ein neues illustrirtes Prachtwerk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch Feld und Wald.

Bilder aus dem Naturleben von

Karl Ruß.

Mit Illustrationen von Robert Kretschmer.

Gr. 8. In elegantem Umschlage 3 Thlr. Prachtvoll gebunden 4 Thlr.

Dieses neueste Werk von Karl Ruß bietet anmuthige und lebendige Schilderungen des einheimischen Naturlebens; es zeichnet sich durch genaue Beobachtung und gründliche Kenntniß sowie durch treue und liebevolle Auffassung der Natur in hervorragender Weise aus. Die sinnigen Schilderungen des Verfassers erhalten durch Robert Kretschmer's lebensfrische Illustrationen noch einen besonders fesselnden Reiz.

Das Werk verdient somit die Beachtung der Naturfreunde wie aller gebildeten Kreise als ein anregendes Unterhaltungsbuch. Bei seiner schönen typographischen und artistischen Ausstattung darf es als ein werthvolles, sicher willkommenes Festgeschenk empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Petit livre de conversation anglais-français

à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par **F. AHN.**

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses Werk des berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommnung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Pilger in Italien.

Sonette von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese neueste Gabe des beliebten rheinischen Dichters ist die Frucht zweier Reisen desselben durch Italien. Was Natur und Kunst ihm dort Herrliches darboten, gestaltete er zu einer Galerie poetischer Bilder, deren lebendige Anschaulichkeit den Leser zum Mitgenuß seiner Erlebnisse und Stimmungen einladet.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben

der vierte Band

von:

Hohenschwangau.

Roman und Geschichte. 1536—1567.

Von

Karl Gutzkow.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Band (bereits in zweiter Auflage erschienen), der zweite und dritte Band haben denselben Preis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geistliche Dichtungen.

Nach dem Lateinischen und Italienischen von

Ludwig de Marées.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Doppelsammlung geistlicher Dichtungen aus frühern Jahrhunderten — nach dem Lateinischen und dem Italienischen — mit Beibehaltung der ursprünglichen Versmaße neu ins Deutsche übertragen; sie empfiehlt sich sowol durch die treffliche Auswahl der Lieder als durch deren treue und gelungene Wiedergabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Naturreligion

oder

Die allgemeine Kirche.

Von

Dr. Heinrich Baumgärtner,

Professor der Medicin.

Zweite Auflage. 8. Geh. 16 Ngr.

Die erste Auflage dieser interessanten Schrift des bekannten Klinikers und Physiologen fand lebhafte, vielseitige Beachtung. In der soeben erschienenen neuen, umgearbeiteten und vermehrten Auflage wendet sich der Verfasser ebenso wohl an die Strenggläubigen wie an die frei untersuchenden Naturforscher, indem er eine Ausgleichung der sich so schroff entgegenstehenden Anschauungsweisen herbeizuführen sucht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google